Globus.

IX. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben von

Karl Andree.



Neunter Band.

Hildburghausen.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1866.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien.

Die Polarländer.

Allgemeines und Verschiedenes.

Alterthümer des Menschengeschlechts. Ethnologisches und Anthropologisches.

Verschiedenes.

Personal-Nachrichten.

Die Maoris und die Engländer auf Neuseeland.

Das Raubsystem der Engländer. — Civilisation durch Kanonen und Confiscationen. — Verfahren des neuseeländischen Parlaments. — Die innere Colonialpolitik. — Der Häuptling Thompson. — Abfall der Maoris vom Christenthum; der neue Glaube des Paï Marire und seine Satzungen. — Ein Europäerkopf als Symbol und Vermittler mit Jehovah. — Ermordung des deutschen Missionärs Völkner durch die Hauhaufanatiker. — Charakterschilderung der Maoris.

Auf der schönen Inselgruppe in der Südsee, welche man zuweilen als ein „Großbritannien bei den Antipoden" bezeichnet hat, können wir seit Jahren Schritt vor Schritt einen Prozeß verfolgen, der am Ende mit der Ausrottung der Eingebornen abschließen wird. In Neuseeland zeigt sich die Selbstsucht und die Barbarei der Engländer in einer geradezu grauenhaften Weise. Wir sagten vor länger als einem Jahre (Globus VII, S. 150), die Geschichte der



Der Häuptling Heke und seine Frau. (Nach einer Zeichnung von Bayard.)

sogenannten Colonisation Neuseelands sei „eine Geschichte unüberbotener Niederträchtigkeit und der scheußlichsten Infamien; nie sei das gemeinste Räubersystem unter dem Deckmantel der Civilisation so schmachvoll und banditenmäßig, so offen und frech zur Schau getragen worden, wie von den Briten auf Neuseeland".

Seitdem ist dem Parlament in London ein Blaubuch vorgelegt worden, aus welchem sich ergibt, daß jene Bezeichnungen nicht etwa übertrieben sind. Die Thatsachen schreien zum Himmel, und wenn man an der Themse gesagt hat, daß Britannia vollauf Ursache habe, wegen der neuseeländischen Barbareien „ihr Haupt zu verhüllen und in Sack und Asche zu trauern", so ist auch das ganz richtig. Aber wozu nützen die Redensarten und die Klagen, wenn das System fortdauert? Und im Wesentlichen wird man an demselben festhalten, wenn man es auch in weniger harten Formen zur Geltung bringt. Die Confiscation, der Landraub, hat gleich nach Anbeginn der Besiedlung begonnen, bis auf den heutigen Tag fortgedauert und kann erst enden, wenn alles Land der gesammten Inselgruppe sich in der Gewalt der Pakehas (so werden die Europäer von den Maoris bezeichnet) befindet.

Der ganze Verlauf der Colonialgeschichte zeigt, daß die Eingebornen, die Maoris, den besten Willen gehabt und bethätigt haben, mit den Engländern in Frieden zu leben. Von allen Zerwürfnissen, welche zwischen beiden entstanden sind, tragen lediglich die weißen Leute alle Schuld allein; sie verübten Gewaltthaten, sahen in den alten Besitzern des Landes unberechtigte „Wilde", brachten Branntwein, Syphilis, Blattern und andere böse Krankheiten; sie schwindelten den Maoris den Grund und Boden vermöge betrügerischen Tauschhandels ab, oder nahmen große Strecken ohne Weiteres in Besitz. Sobald dann die zur Verzweiflung gebrachten Menschen zu den Waffen griffen und Repressalien übten, führte man Krieg gegen sie, in welchem immer viele „Wilde" das Leben lassen mußten. Die Civilisation der Flinten und Kanonen blieb am Ende allemal siegreich, und eine Strecke Landes nach der andern gelangte durch Friedensschlüsse in den Besitz der Pakehas.

Wir würden unsere Leser ermüden, wenn wir in die Einzelnheiten dieser neuseeländischen Fehden näher eingehen wollten; sie tragen alle mehr oder weniger ein und dasselbe Gepräge. Sie wurden hervorgerufen durch das System des Landraubes, und das ist auch mit dem jüngsten Kriege der Fall, welcher jetzt noch fortdauert, nun aber (Sommer 1865) nach mehrjähriger Dauer seinem Ende entgegen zu gehen scheint. Das neuseeländische Ministerium beantragte im Oktober 1864 beim Gouverneur, man solle den Maoris in der Provinz Auckland (Nordinsel) eine Million, und in dem Gebiete von Taranaki und Wanganui (gleichfalls Nordinsel) 600,000 Acker Landes, zusammen mehr als 900 englische Quadratmeilen, wegnehmen. Dieses Ministerium ging aber noch weiter. Als eine Anleihebill dem Repräsentantenhause vorgelegt wurde, stellte man folgenden Plan auf: „Wenn wir alles Land in den Rebellendistrikten zusammen rechnen, dann kommen neunthalb Millionen Morgen heraus; davon ist etwa die Hälfte für die Ansiedlung weißer Menschen geeignet. So bekommen wir 4,250,000 Morgen Land; von diesen können wir 1,250,000 an Kolonisten geben und behalten dann noch 3 Millionen übrig zum Verkauf, für Reserven und für loyale Eingeborne, welche etwa nicht geneigt sind, uns ihre Ländereien zu überlassen. Ungefähr eine halbe Million können für Straßenbau und Reserven zurückgestellt werden, 1 Million für die loyalen Maoris, und wir behalten etwa anderthalb Millionen Morgen zum Verkaufen, die wir nicht übereilt, sondern langsam und bedächtig an den Markt bringen müssen; dann werden wir für jeden Morgen 2 Pfund Sterling erhalten und haben davon eine Einnahme von 3 Millionen Pfund Sterling," etwa 21,000,000 deutsche Thaler!

Man sieht, worauf diese „innere Colonialpolitik" hinauslief. Sie war aber so brutal, daß von Seiten des londoner Ministeriums darüber eine Mißbilligung ausgesprochen wurde. Aergerlich trat dann das neuseeländische Ministerium ab, ein neues kam an seine Stelle, aber seitdem ist Alles in noch größere Verwirrung gerathen, weil der Gouverneur Grey, der General Cameron und das neue Ministerium sich über die zu treffenden Maßregeln nicht einigen können, und die londoner Regierung, welche längst dieser kostspieligen Kriege müde ist, ihre Truppen zurückziehen will. So lange die Colonisten sich dieser bedienen können und England die Kosten zahlt, sind sie kriegslustig; fortan aber sollen sie die Fehden durch ihre eigenen Milizen ausfechten. Es scheint übrigens, als ob im Sommer 1865 (der auf Neuseeland Winter ist) der Kampf, wie schon gesagt, allmälig zu Ende gehe, nachdem der Gouverneur angefangen hat, einzulenken; er will nur eine „theilweise Confiscation".

Wir finden in der deutschen Zeitung Germania (Melbourne vom 18. Mai), daß er eine Proklamation erlassen habe, der zufolge alle Maoris, welche seit dem 1. Januar 1863 feindselig aufgetreten sind, bis zum 1. Juni 1865 die Waffen niederlegen sollen; in diesem Falle werde man ihnen einen Theil der confiscirten Ländereien zurückgeben. Schon im April 1864, als von England aus ihm vorgestellt worden war, daß ein System der Beraubung durchaus verwerflich sei, entgegnete er: „Die künftige Sicherheit der Colonisten erfordert, daß ein beträchtlicher Theil der Ländereien confiscirt und mit europäischen Ansiedlern besetzt werden muß." Er vergaß aber, oder wollte nicht wissen, daß die Maoris friedlich waren und keinen weißen Colonisten bedrohten, wenn man sie zuvor nicht mißhandelte oder beraubte.

Wir lesen ferner in der obenerwähnten „Germania" (vom 22. Juni) eine kurze Notiz über den tapfersten Maorihäuptling, Thompson. Er hat eine Art von Unterwerfungsakte eingesandt, eine bedingte Huldigung; ein anderer mächtiger Häuptling, Rewi, hat sich geneigt erklärt, „die Engländer nicht weiter zu züchtigen, wenn sie Zugeständnisse in Betreff der confiscirten Ländereien machen und dem neuen Glauben der Paï Marire nicht entgegentreten wollen."

Um diese beiden Punkte dreht sich auf Neuseeland Alles, und wir wollen versuchen, den interessanten Gegenstand zu erläutern. Schon vor neun Jahren waren die Maoris der Mißhandlungen und Beraubungen müde und erhoben sich in Waffen. Als die sogenannte Königsbewegung ausbrach und die Eingebornen unter einem unabhängigen Oberhaupte stehen wollten, kam jener Thompson (Tamehana) nach der Stadt Auckland, um seine Vermittelung anzubieten. Er wurde sehr schnöde behandelt und vom damaligen Gouverneur nicht einmal empfangen; dann erst schloß er sich nebst seinem Stamme, jenem der Waikatos, der Bewegung an. Aber 1861 fand er sich wieder ein, um Frieden zu stiften; er hatte die Krieger von einem Ueberfalle der Stadt Auckland, welche ohne Besatzung war, zurückgehalten, um seinen guten Willen zu zeigen; doch man wies ihn auch jetzt barsch ab. Zum Dank für seine Bemühungen überfielen englische Truppen die Maoridörfer

bei Auckland, trieben die Bewohner mitten im Winter fort, Weiber und Kinder kamen elend um, und seitdem war Tamehana ein erbitterter Feind. Auch Rewi, Häuptling von Ngatimaniapoto, erklärte: „er wolle gern Frieden machen und ohne Fehde neben den weißen Leuten leben, könne aber die Waffen nicht niederlegen, wenn er nicht gewiß sei, daß man ihn nicht wie andere Häuptlinge, denen man das gegebene Wort nicht gehalten, in die Gefangenschaft abführen werde.“ Damals erklärte das neuseeländische Ministerium: „Landconfiscationen sind keineswegs unmoralisch und entsprechen den Sitten und Anschauungen der Maoris.“ Man betrachtete die Eingebornen als ein durchaus rechtloses Volk, das unterjocht worden sei. Die Gefangenen sind mit äußerster Härte behandelt worden. Als einst die Festung (Verschanzung, Pah) Gate von den Engländern angegriffen wurde, sank Oberst Booth verwundet zu Boden. Der Maorihäuptling Davis kam heraus und erquickte den Weißen mit einem Trunke Wasser. Da schlug ein englischer Soldat auf ihn an und schoß ihn nieder.

Oftmals haben die Maorihäuptlinge sich zur Abtretung beträchtlicher Länderstrecken erboten, aber die Colonialbehörden fanden allemal den Flächenraum nicht groß genug und schoben in diesem „gottlosen Kriege“ ihre Soldaten immer weiter vor.

Kann es unter solchen Umständen und gegenüber einem solchen Verfahren Wunder nehmen, daß sich in die Maoris ein grimmiger Haß gegen Alles, was Englisch ist, eingefressen hat? Und was sollten sie von einer Religion halten, als deren Bekenner Menschen vom Schlage der englischen Colonisten ihnen entgegentreten? Wir begreifen vollkommen die durchaus gerechtfertigten Klagen der Missionäre (Church Missionary Intelligencer, März, Mai, Juli und August 1865); Niemand kann in Abrede stellen, daß sie sich seit länger als einem Menschenalter redliche Mühe gegeben haben, das Christenthum bei den Maoris einzu-



Junge Neuseeländerin aus Taupiri und zwei Mischlinge. (Nach einer Zeichnung von Bayard.)



Kriegstanz der Maoris. (Nach einer Zeichnung von Bayard.)



Neu-Plymouth auf Neuseeland und der Berg Egmont. (Nach einer Zeichnung von Bérard.)

bürgern. Sie rühmten sich, und sie thaten es in gutem Glauben, ihrer „fast wunderbaren“ Erfolge; ein Stamm nach dem andern nahm das Evangelium an, und die Sendboten waren fest überzeugt, daß dasselbe fest bewurzelt sei. Freilich, wer die Sache ruhig und vom ethnologischen Standpunkte ansah, konnte sich mancher Zweifel nicht erwehren, und wir unsererseits haben schon 1858 („Das Erwachen der Südsee“, in den geographischen Wanderungen Thl. II, Dresden 1859) unsere Bedenken geäußert. Nun zeigt sich plötzlich, daß das vermeintlich so tief in das Gemüth der Maoris eingedrungene Christenthum wie von einem Wirbelwinde hinweggefegt worden ist und einem wahnwitzigen, ganz tollen Aberglauben Platz gemacht hat, der wie ein Lauffeuer einen Stamm nach dem andern ergreift und einen handgreiflichen Beweis liefert, daß auch die Neuseeländer, gleich anderen „Wilden“, aus ihrem frühern Gleichgewicht hinausgedrängt worden sind und ein neues noch nicht gefunden haben. Sie werden schwerlich ein solches finden, denn es scheint, als ob auch ihr Untergang besiegelt sei.

Schon vor einem Jahre haben wir (Globus VIII, S. 149 ff.) einige Mittheilungen über den Aberglauben des Paï marire, d. h. gut und friedfertig, gegeben. Seitdem hat dieser „neue Glaube“ an Verbreitung ungemein gewonnen. Wir lesen in der „Germania“, daß die Colonialregierung den Paï marire nöthigenfalls mit Waffengewalt unterdrücken wolle. „Die Sekte greift immer mehr um sich. Die europäischen Ansiedler an der Povertybay sind von ihnen gezwungen worden, ihre Besitzungen zu verlassen und nach Auckland zu flüchten; auch die Ansiedlungen am Waikato sind bedroht. Der Paï marire-Fanatismus verbreitet sich mit großer Schnelligkeit und äußert sich täglich mehr in bitterster Feindschaft gegen die englische Nation; man macht kein Hehl daraus, daß man alle Angehörigen derselben aus dem Lande treiben wolle. An der Povertybay erklärten neulich die Eingebornen dem Bischof Williams, bei ihnen solle der neue Glaube sich nicht festsetzen; aber kaum eine Woche nach dieser Erklärung sind beinahe drei Viertheile jener Leute zum Paï marire übergetreten und nun eifrige Anhänger desselben. Bischof Williams hat sich mit seiner Familie ꝛc. geflüchtet, und fast alle europäischen Handelsleute und Ansiedler haben die Ostküste verlassen, weil Leben und Eigenthum dort nicht mehr sicher sind. In Wangawa haben die Apostel des neuen Glaubens eine Menge Proselyten gemacht, und sie sind nun auch in den nördlichen Niederlassungen angekommen.“

Die Missionäre gestehen jetzt ein, daß sie ihre früheren Erfolge bei weitem überschätzt haben. (Church Missionary Intelligencer, August 1865, S. 226.) „Die eingebornen Christen befanden sich noch in einem schwachen und unreifen Zustande und unterliegen nun einer schweren Prüfung. Maoris und Colonisten kamen der Landfrage wegen in Zwist. Wer der Wahrheit die Ehre geben will, muß zugestehen, daß man gegen die Eingebornen weder ehrlich noch billig zu Werke gegangen ist. Darüber wurden sie ergrimmt, begannen Krieg und nun erfahren sie die ganze Wucht der britischen Macht. Das Christenthum ist, weil es nur schwach und oberflächlich war, gänzlich aus ihnen gewichen, und manche Stämme sind zu dem alten, blutigen Aberglauben zurückgekehrt, der nun einen neuen Namen erhalten hat und zum Signal tödtlicher Feindschaft gegen England und das Christenthum geworden ist. Sie wollen von keinerlei, was Englisch ist, mehr wissen; sie verschmähen die Religion, welche sie von den Engländern erhalten haben. Einst waren sie der englischen Regierung und den Colonisten zugethan; aber, und das geben die Behörden selber zu, sie sind die Opfer eines ungerechten Krieges geworden. Sie überzeugten sich, daß das Christenthum die Engländer nicht gelehrt hatte, gerecht zu sein, daß Macht für Recht ausgegeben wurde, und daß man den, welcher sein gutes Recht behaupten wollte, für einen Rebellen ausgab. Von einem solchen Christenthume wollten sie ferner nichts mehr wissen.“

„Wir beladen den Eingebornen mit europäischen Sünden und Lastern, während er seine eigenen obendrein behält; dann sagen wir, es sei nichts mit ihm anzufangen und er müsse ausgerottet werden. Ist dergleichen vor Gott zu verantworten? Können wir ein Land nicht colonisiren, ohne die Eingebornen zu vertilgen, dann sollen wir lieber gar nicht colonisiren, denn solch ein Land kostet mehr, als es werth ist.“

Dieser Stoßseufzer wird ungehört verhallen und das Confisciren und Vertilgen seinen Fortgang haben; die „Civilisation“ wird siegen. Das liegt einmal so im Verlauf der Dinge.

Wie entstand der Paï marire Glaube? Im April 1863 hatte sich der Gouverneur Grey überzeugt, daß die Colonialbehörden ganz und gar kein Anrecht hätten auf die von ihnen confiscirten Ländereien des Bezirkes Waitara; er beschloß, dieselben den Maoris zurückzugeben. Dagegen hatten die Eingebornen den Bezirk Tataraimaka, südlich von Neu-Plymouth, in Besitz, und zwar als ein Pfand, das sie herausgeben wollten, sobald sie Waikato wieder hätten. Die Colonialregierung aber ließ ohne Weiteres Tataraimaka in Besitz nehmen, ehe sie die Maoris benachrichtigt hatte, daß sie Waitara herausgeben wolle. Die Eingebornen wehrten sich und tödteten in einem Scharmützel den Kapitän Lloyd nebst einer Anzahl Soldaten; das geschah im April 1864.

Seitdem wollten sie nichts mehr vom Christenthume wissen. Sie schnitten Lloyds Kopf ab, und dieser ist nun, seltsamerweise, zum Symbol des neuen Glaubens geworden. Ein Maori, Te Ua, trat als Oberpriester auf und verkündete, daß er vom Engel Gabriel Offenbarungen erhalten habe. Er ließ, nach alter Landessitte, Lloyds Kopf räuchern und denselben weit und breit durchs Land tragen. Dieser Kopf, sagte er, sei fortan der Vermittler, durch welchen man im Verkehr mit Jehova bleibe. „Dies ist die neue Religion:“ — „Die Gläubigen heißen Paï marire. — Der Engel Gabriel wird sie mit seinen Legionen vor ihren Feinden schützen. — Die Jungfrau Maria wird allezeit bei ihnen sein. — Die Religion, welche England als schriftmäßig lehrt, ist falsch. — Die Bibel muß ganz und gar verbrannt werden. — Alle Tage sind in gleicher Weise geheiligt, und der Sabbath der Christen hat durchaus keine Bedeutung. — Männer und Frauen müssen gemischt durcheinander leben, damit die Kinder sich vermehren wie der Sand an der See. — Die Priester haben übernatürliche Kraft und können ihren Anhängern vollständigen Sieg verleihen, wenn sie das Wort Hau! recht kräftig aussprechen. — Das Volk, welches sich zu dieser Religion bekennt, wird in Kurzem die ganze europäische Bevölkerung aus Neuseeland vertreiben. Das wird geschehen, sobald Lloyds Kopf seinen Rundgang durch das ganze Land gemacht hat. — Die Heerschaaren der Engel harren auf die Bitten und Befehle der Priester, um den Maoris bei der Ausrottung der Europäer Hilfe zu leisten. Sobald diese vernichtet oder vertrieben worden

sind, werden Männer vom Himmel herab kommen, um die Maoris in allen Künsten und Wissenschaften der Europäer zu unterrichten. — Den Priestern ist die Macht verliehen, jeden Maori die englische Sprache in einer einzigen Unterrichtsstunde zu lehren, vorausgesetzt, daß gewisse Bedingungen erfüllt werden, z. B. das Volk sich zu einer bestimmten Zeit bei einem Flaggenstock versammle, der eine bestimmte Höhe haben und an dem eine Flagge mit gewissen Farben flattern muß."

Man sieht, wie roh und ungegohren das Ganze erscheint, und wie wenig Klarheit trotz vieljähriger Bemühungen der Missionäre in die Köpfe dieser vormaligen Christen gekommen ist. Als sie den Hauptmann Lloyd erschlagen hatten, tranken sie dessen Blut. In der folgenden Nacht erschien der Engel Gabriel, gebot ihnen, das verscharrte Haupt auszugraben, dasselbe zu räuchern und zu trocknen, damit Lloyds Geist fortan aus diesem Kopfe spreche. Die Priester versichern, der Kopf thue Wunder und habe gesprochen; durch ihn sei der neue Glaube verkündet worden. Das kann möglich sein, denn unter den Maoris gibt es vortreffliche Bauchredner. Namentlich hat der Kopf geboten, die Silbe Hau so auszusprechen, wie wenn ein Hund laut belle. Sie ist das geheiligte Erkennungs- und Bundeswort; wer dasselbe oft, sehr laut und recht rasch ausspricht, wird von keiner feindlichen Waffe getroffen; die Kugeln verwunden nicht, sondern fliegen in die Luft. Die neuen Bekenner des Glaubens werden dadurch eingeweiht, daß sie Wasser trinken, in welches der Kopf Lloyds eingetaucht worden ist. Dabei leisten sie einen feierlichen Eid, jeden Weißen ohne Unterschied des Geschlechts zu vertilgen. Die Verkünder der neuen Lehre stehen unter ganz besonderm Schutze der Jungfrau Maria, die einst in Person unter ihnen erscheinen wird.

Das Hauhau-Bellen bezeichnen sie als Karakia und sie machen bei demselben gewisse Bewegungen mit den Händen. Hau hau bedeutet: Auf, auf!

Der wilde Ingrimm muß sich tief in die Seele der Maoris eingefressen haben, da sie selbst ihre aufrichtigen guten Freunde, die Missionäre, nicht verschonen. Diese waren bisher unangetastet geblieben, aber im März 1865 wurde der lutherische Geistliche Karl Sylvius Völkner (bei welchem einst Hochstetter eine gastliche Aufnahme gefunden) von den Paï marire auf gräßliche Weise ermordet. Er war, wie so manche andere deutsche Theologen, im Auftrage der londoner Missionsgesellschaft in den Dienst der anglikanischen Kirche getreten und stand seit Jahren der Mission zu Opotiki vor; diese liegt an der Ostküste der nördlichen Insel. Vor einiger Zeit hatte er seine Frau nach der Stadt Auckland gebracht und kam dann mit dem Missionär Grace, dessen Station zu Taupa war, nach Opotiki zurück, an Bord des Schiffes Eclipse, dessen Kapitän Levy, ein Jude, mit den Eingebornen Handelsverbindungen unterhielt. Die Maoris von Opotiki befanden sich in einem sehr aufgeregten Zustande, weil kurz vorher eine Anzahl Paï marires aus Taranaki angekommen waren; diese hatten den Kopf eines von ihnen ermordeten Engländers, Hewitt, bei sich.

Einige wenige Tage genügten, um die Maorichristen der Mission Opotiki für die neue Lehre zu gewinnen. Völkner war noch nicht wieder zurück; trotzdem plünderten sie sein Haus und versteigerten den Raub am Sonntage („Sabbath"); einen römisch-katholischen Priester, den Pater Grange, hatten sie zur Flucht gezwungen. Als nun die Eclipse bei Opotiki vor Anker ging, wurde sie sofort mit Beschlag belegt, und die Passagiere brachte man in Gewahrsam. Kapitän Levy blieb durchaus unbehelligt, weil er kein Christ, sondern ein Jude sei, und die Hauhaus Werth darauf legen, mit dem auserwählten Volke Jehovas in Verbindung zu stehen. Die Schiffsladung wurde ans Land gebracht und vertheilt; das Eigenthum der Gebrüder Levy blieb aber unangetastet.

Am folgenden Morgen holte man Stricke vom Schiffe, befestigte dieselben an einem Baume und holte Herrn Völkner herbei. Mehrere hundert Eingeborne waren zugegen. Die Hauhaus von Taranaki entkleideten ihn; die „Christen" der Mission standen ruhig dabei und ließen Alles geschehen, ohne nur eine Hand zu rühren. Um 2 Uhr Mittags band man ihm ein Tuch über die Augen, gestattete ihm einige Minuten zum Beten, und dann erhob sich ein diabolisches Schreien und Gelächter. Ein Priester (ein „Tiu") Namens Kercopa, zog den Strick in die Höhe; bald nachher war Völkner eine Leiche. Sie wurde abgeschnitten und in einen eingehägten Platz neben der Kirche gebracht; dort schnitt man den Kopf ab; was dann folgte, ist widerwärtig und empörend, muß aber erzählt werden, weil es kennzeichnend erscheint. Die Hauhaus nahmen das Gehirn aus dem Schädel, rissen die Augen aus und verzehrten beides; Männer, Weiber und Kinder drängten sich heran, um das Blut aufzulecken. Der Körper wurde vielfach verstümmelt und zuerst den Hunden vorgeworfen; als diese sich bissen, warf man ihn in eine Kloake. Grace und Kapitän Levy wurden geknebelt, bald aber wieder der Bande entledigt; sie waren dann bei einer Versammlung in der römisch-katholischen Kapelle zugegen, wo Völkners abgeschnittenes Haupt zur Schau ausgestellt wurde, und die Fanatiker ihre Ceremonien abhielten. Am 5. März wurde Grace freigelassen, und zwar so, daß man ihn von den Engländern gegen einen gefangenen Maorihäuptling, Hori Tupaca, auswechselte; an diesem Hauhaupriester war den Maoris viel gelegen.

Mehrfach haben wir im Globus des ausgezeichneten Werkes erwähnt, welches Ferdinand von Hochstetter unter dem einfachen Titel „Neuseeland", Stuttgart 1863, veröffentlicht hat. Unser Landsmann kam während seines neunmonatlichen Verweilens auf der Nordinsel, auf welcher das oben geschilderte Drama spielt, sehr häufig in Berührung mit den Maoris. Die meisten, sagt er, sind in vortrefflichen Missionsschulen und zum Theil in Volksschulen, die eingeborne Lehrer und Prediger haben, erzogen; sie lesen und schreiben und entwickeln oft staunenswerthe Kenntnisse in Geographie und Geschichte. Ackerbau und Viehzucht sind ihre Hauptbeschäftigung, sie treiben aber auch Handel und Gewerbe; ein großer Theil der Küstenschifffahrt ist in ihren Händen, und sie sind gewandte und unerschrockene Seefahrer. „Von der Natur mit intellectuellen und physischen Kräften reich begabt, von lebhaftem Naturell, voll frischen und freien Selbstgefühls, ist sich der Maori seiner Fortschritte in besserer Gesittung und Kultur wohl bewußt; allein auf die ganze Höhe christlich-civilisirten Lebens vermag er sich nicht zu erheben und in dieser Halbheit geht er zu Grunde."*)

*) Die Unfähigkeit der Maoris, sich zur ganzen Höhe europäischer Bildung und Gesittung emporzuschwingen, zeigt sich wohl in Nichts schlagender als in der Art und Weise, wie sie sich zur englischen Sprache verhalten und wie sie das Christenthum auffassen. Jene hat bei ihnen noch wenig Eingang gefunden, und die Engländer sehen sich genöthigt, die Maorisprache



Schwingübungen neuseeländischer Krieger. (Nach einer Zeichnung von Bayard.)

Hochstetter sagt: „Vom Christenthum haben sie sich nur die äußere Form angeeignet. An die Stelle ihrer alten heidnischen Riten und Ceremonien sind jetzt christliche Riten und Ceremonien getreten; die biblische Geschichte ist für den Maori nur eine neue Auflage von Ueberlieferungen, die er mit seinen alten Ueberlieferungen vertauscht und wohl auch vermengt; viele ließen sich taufen, weil sie dadurch zugleich materielle Vortheile erreichten. Das Christenthum ist nur äußerliche Satzung, die zur Mode geworden."

Die Neuseeländer sind tapfere und kräftige Leute. Unsere Illustrationen geben den Typus im Allgemeinen richtig wieder, nur scheint uns die Frau des Häuptlings Heke europäisch idealisirt zu sein. Bei dem Kriegstanze sind manche Gesichter wohl etwas zu breit; wenigstens war das Gesicht der drei Neuseeländer, welche ich in Europa gesehen habe, länglicher und glich mehr jenem Heke's. Die **Kriegstänze**, die jetzt von den Maoris aufgeführt werden, sind zahm zu nennen im Vergleich zu jenen in der Kannibalenzeit, welche indessen auch noch manchmal nachgeahmt werden. Die Krieger liefen, 10, 20 ja bis zu 60 Mann hoch, ein paar hundert Schritte; dann vertheilten sie sich in Gruppen, deren jede sich niederkauerte. Auf ein Zeichen des Häuptlings sprangen alle in die Höhe und marschirten, bald das rechte, bald das linke Bein emporhebend und mit entsprechenden Bewegungen des Oberkörpers, um plötzlich eine Elle hoch in die Luft zu springen. Dann ließen sie ein Heulen ertönen, das in Klageseufzer auslief; dabei sperrten sie den Mund weit auf, die Nüstern wurden aufgeblasen, die Zunge wurde aus dem Munde gesteckt und der ganze Körper in solche Bewegung gebracht, daß kein Muskel ruhig blieb. Zuletzt schlugen sie mit der Hand, welche keine Waffe hielt, auf die Lenden. Der Feind floh; die berühmtesten Krieger beider Theile riefen einander bei Namen, schimpften sich, die Streiter wurden immer wüthender und stürmten unter wildem Geheul in die Reihen der Gegner. Die Sieger trugen alle Verwundeten fort. Nach dem Kampfe wurden die Todten gekocht und verzehrt; nur der, welcher zuerst gefallen war, blieb den Göttern vorbehalten. Verwundete Feinde wurden unter Mißhandlungen und Qualen getödtet, namentlich den Häuptlingen zersägte man die Glieder mit Sägen von Haifischzähnen, goß ihnen heißes Kauriharz auf den Leib und kochte sie lebendig. Das war früher die Kriegführung von Neuseeland. Die jungen Männer kräftigten ihren Körper durch Leibesübungen, und das Schwingen am Seil war ein beliebtes Spiel.

Eine unserer Illustrationen zeigt eine christliche Neuseeländerin aus Tapiri; sie ist nicht mehr tättowirt. Die beiden Kinder, ihr Neffe und ihre Nichte, sind Mischlinge, Kinder eines englischen Vaters und einer Maorimutter. Uns scheinen die Gesichtszüge etwas zu sehr europäisirt zu sein. Admiral Mundy sagt in seinem Werk über Australien und Neuseeland (II, S. 79): „Die neuseeländischen Mischlinge haben einen sanften Ausdruck des Gesichts und des Blickes, und gleichen mehr den Bewohnern der Freundschaftsinseln als den kriegerischen Maoris."

Wir wollen bemerken, daß seit dem Frühsommer 1865 nicht mehr **Auckland** Hauptstadt von Neuseeland ist; man hat den Sitz der Regierung nach **Wellington** verlegt; also an die Cooksstraße. **New-Plymouth** wurde 1840 gegründet, liegt in einer fruchtbaren malerischen Gegend in der Provinz Taranaki und zählt etwa 4000 Einwohner. Im Hintergrunde erhebt sich der Berg Egmont. **A.**

---

zu erlernen. „Vielleicht beweist nichts so sehr die Grenze, welche die Natur selbst der Civilisationsfähigkeit der Eingebornen gesetzt hat, als die merkwürdige Erscheinung, daß diese, wenn sie auch Englisch verstehen, diese Sprache sogar lesen und schreiben können, es doch nimmermehr zu einer deutlichen englischen Aussprache bringen. Ein Maori sagte mir einmal ganz richtig: er glaube, die englische Sprache gehe in sein Ohr, aber er könne sie nicht wieder aus seinem Munde herausbringen. Wörter und Ausdrücke, welche in die Maorisprache übergegangen sind, nehmen eine Form an, in welcher man das Ursprüngliche gar nicht mehr erkennt. Aus New Zealand machen sie Nuilireni; aus Victoria Queen of England wird Wikitoria te Kuini o Ingurangi; aus Governor wird Kawana, aus Auckland wird Akarano, Gold wird zu Kaura, aus Doktor wird te rata und aus Hochstetter machten sie Hokiteta." Hochstetter S. 472.

Aus Hermann Vambery's Reise in Mittelasien.

I.

Mekkapilger aus dem chinesischen Türkistan. — Vambery als Derwisch. — Der Chan von Chiwa. — Eine barbarische Hinrichtung. — Das Wasser des Oxus. — Berittene Kaufmannsfrauen zu Schurachan. — Ein Zug durch die Wüste nach Buchara. — Tekke-Turkomanen. — Der Fieberwind Tebbad. — Rettung aus Lebensgefahr.

Vambery ist ein kühner und unternehmender Mann; ganz allein und mit schwachen Hilfsmitteln ist er vom Bosporus erst nach Teheran in Persien gezogen, hat dann eine an Gefahren und Beschwerden reiche Wanderung durch die turkomanische Wüste nach Chiwa im Süden des Aralsees gewagt und ist dann weiter nach Osten hin bis Buchara und Samarkand gegangen. Er fand Gelegenheit, die Verhältnisse von Türkistan genau kennen zu lernen, und seine Schilderungen sind nicht nur sehr ansprechend, sondern, wie wir glauben, auch getreu. Gerade jetzt haben sie einen erhöhten Werth, da die Russen, nachdem sie den Chan von Chokand besiegt und demselben Taschkend abgenommen haben, diesen Schlüssel zu Centralasien, mit dem Beherrscher Buchara's in Krieg gerathen sind. Von Samarkand ging Vambery nach Süden und Südwesten über Karschi und Kerki, wo er den Oxus überschritt, durch das Chanat Maïmene, das unter afghanischer Herrschaft steht, und besuchte Herat, welches als politischer Zankapfel zwischen Afghanen und Persern und als Knotenpunkt für einen ausgedehnten Karawanenverkehr von großer Wichtigkeit erscheint; von dort zog er über Meshed in Chorassan nach Teheran zurück.



Hermann Vambery als Derwisch in Mittelasien. (Nach einer Zeichnung von Bayard.)

Die Reise*) fällt in das Jahr 1863 und ist überreich an zum Theil seltsamen Abenteuern gewesen. Wir denken beim Lesen derselben manchmal an Tausend und eine Nacht und zuweilen an Marco Polo oder Rauwolf. Vambery (Bamberger) ist im Jahr 1832 zu Duna Szerdahely auf der Donauinsel Schütt im presburger Comitate geboren, lernte früh mehre Sprachen und beschloß dann, in Asien den Spuren des Magyarischen nachzuforschen. Dieses gehört zu dem sogenannten altaischen Sprachstamme, aber noch ist ungewiß, ob zum finnischen oder tatarischen Zweige. Vambery wollte, wie er sagt, durch praktisches Studium der lebenden Sprachen den Verwandschaftsgrad zwischen der magyarischen Sprache und den türkisch-tatarischen Mundarten genau kennen lernen; das war der Hauptbeweggrund seiner Reise nach dem Orient. Nachdem er mehre Jahre zu Konstantinopel in türkischen Häusern verweilt, hatte er sich bald in einen Türken umgewandelt.

Im Spätjahr 1862 war er in Persiens Hauptstadt Teheran, machte von dort einen Ausflug nach Schiras, kehrte zurück und traf dann die Vorbereitungen zu seiner Reise gegen Osten. Der türkische Gesandte wußte um seinen Plan; im Hause desselben traf er manche Mekkapilger und Derwische aus Türkistan, und es machte dem Europäer unendliche Freude, sich mit zerlumpten Tataren zu unterhalten, weil dadurch seine Sprachstudien gefördert und seine Kenntnisse vermehrt wurden. Er gab sich für einen Mohammedaner aus und nannte sich Reschid Efendi; der Ruf sagte von ihm nicht nur, daß er die Derwische freundlich behandle, sondern selbst insgeheim ein Derwisch sei. Durch seine Vermittlung erhielten wandernde Pilger Zehrgeld vom Gesandten, bei welchem er sie einführte. Im März lernte er vier Pilger kennen, die von Mekka kamen und auf der Heimreise nach der Kleinen Bucharei, d. h. dem unter chinesischer Oberherrschaft stehenden Theile von Türkistan begriffen waren. Die Karawane dieser Männer bestand aus zwanzig und etlichen Leuten, welche alle aus Chokand und Kaschgar stammten. Ihnen schloß Vambery sich an; schon längst, so sagte er ihnen, sei er von dem Wunsche durchdrungen, den Born unverfälscht gebliebener islamitischer Tugend zu sehen und die Heiligen von Chiwa, Buchara und Samarkand zu besuchen. Die Tataren entgegneten: „Wir Alle sind bereit, nicht nur deine Freunde, sondern auch deine Diener zu werden;“ die Häupter der Derwischkarawane nahmen ihn als Reisegefährten auf, und am 28. März wurde die Wanderung angetreten.

Manche Pilger hatten Maulthiere oder Esel, die Fußgänger trugen ihre Tscharuk, eine zweckmäßige Fußbekleidung für Infanteristen, und hatten geweihte Dattelpalmstöcke. Ihre Kleider bestanden aus schlechten Lumpen und waren um die Lenden mit einem Stricke befestigt. „Ich hatte mich in meiner armseligen Bekleidung für einen Bettler gehalten, doch jetzt, unter diesen Leuten, war ich ein König in einem Galaanzug.“

Das Haupt der Karawane, Hadschi Bilal aus Aksu in der chinesischen Tatarei und Hof-Imam (Geistlicher) des chinesisch-muselmännischen Gouverneurs derselben Provinz, hob die Hände zum Abschiedssegen empor, und kaum hatte jeder an seinen Bart gefaßt, um das Amen zu sagen, als die Fußgänger zum Thor des Karawanseraï hinausstürzten und den Berittenen mit gewaltigen Schritten vorauseilten. Nachher sprachen Alle Verse aus dem Koran und stimmten Hymnen (Telkine) an, wie es sich für den Pilger gebührt. Späterhin wurden auch fröhliche Lieder gesungen und Abenteuer erzählt. Dem Derwisch aus Ungarn machte diese Unterhaltung viele Freude, weil er so die Anschauungsweise jener Leute kennen lernte. Von dem Augenblick an, da er Teheran verließ, befand er sich ganz im mittelasiatischen Leben.

Die Karawane gelangte unter vielen Mühseligkeiten, welche sie in der turkomanischen Wüste zu bestehen hatte, nach Chiwa, wo sie vortrefflich aufgenommen wurde. Vambery hatte, als rechtgläubiger sunnitischer Derwisch, die Ehre, dem Herrscher des Landes, Seid Mehemmed Chan Padischahi Charesm, seine Aufwartung zu machen. Er erhob die Hände, sprach eine Sure aus dem Koran, fügte einige Gebete hinzu und schloß mit einem lauten Amen, wobei er seinen Bart strich. Während der Chan sich noch den Bart hielt, riefen Alle: „Kabul bolgadj, d. h. dein Gebet sei erhört.“ „Ich näherte mich dem Herrscher, er reichte mir die Hände, und nachdem wir ein Musafeha (den vom Koran vorgeschriebenen Gruß, bei welchem beide Theile sich die offenen Hände reichen) gemacht, zog ich mich einige Schritte zurück, und das Ceremoniel war zu Ende.“ Dann folgte eine Unterhaltung, und der Herrscher bot dem Derwisch ein Geschenk an. „Ich entgegnete, daß wir Derwische mit solchen irdischen Kleinigkeiten uns nicht abgeben. Der Nefes (heilige Hauch), den mir mein Pir (Oberhaupt meines Ordens) mitgegeben, könne mich vier bis fünf Tage ohne irgend eine Nahrung erhalten, und ich wünschte weiter gar nichts, als Gott möge Seine Majestät 120 Jahre leben lassen.“ Ein Angebot von 20 Dukaten lehnte Vambery ab, verwies aber auf das heilige Gesetz, welches einen weißen Esel zur Pilgerreise empfiehlt, und einen solchen bat er sich auch aus. Als er dann durch die Vorhöfe und den Bazar nach Hause ging, wurde er von der Menge mit Ehrfurcht begrüßt und war seitdem ein vielgesuchter Mann. Es ging, sagt er, sehr glänzend mit dem Geschäfte des Segen- und Hauchspendens, und er sammelte für diese „göttliche Waare“ gegen 15 Dukaten Geld.

In Chiwa war Vambery Zeuge von Auftritten der grauenvollen Barbarei, wegen welcher jenes Land selbst in Asien berüchtigt ist. Ein Jasaul (Offizier des Hofhaltes) führte ihn in einen Vorhof des königlichen Palastes, in welchem sich etwa 300 Kriegsgefangene schon seit einigen Tagen befanden. „Sie waren in Lumpen gehüllt, von Todesfurcht und Hunger gepeinigt und sahen aus, als kämen sie aus dem Grabe. Man hatte sie in zwei Abtheilungen getheilt, nämlich in solche, die noch nicht das 40. Jahr erreicht hatten und als Sklaven verkauft oder verschenkt werden sollten, und in solche, welche der Stellung oder des Alters wegen als Aksakale (Graubärte, Rädelsführer) angesehen wurden und die vom Chan über sie verhängte Strafe erleiden sollten. Die ersteren wurden je zu 10 bis 15 mit eisernen Halsringen aneinander gekettet und abgeführt; die letzteren fügten sich geduldig in das über sie verhängte Urtheil und erschienen wie gebundene Lämmer in den Händen ihrer Henker. Während man mehre zum Galgen oder zum Blocke fortführte, sah ich ganz dicht neben mir, wie acht Greise sich mit dem Rücken auf die Erde niederlegten. Man band ihnen Hände und Füße, und der Henker stach ihnen der Reihe nach beide Augen aus, indem

*) Dieselbe erschien zuerst in englischer Sprache: Travels in Centralasia, being the account of a journey from Teheran across the Turkoman desert on the eastern shore of the Caspian, to Khiva, Bokhara and Samarkand, performed in the year 1863 by Arminius Vambery, London, Murray 1864. Wir gaben daraus schon früher einige Auszüge. Seitdem ist, Leipzig 1865, bei Brockhaus, der deutsche Text erschienen: „Reise in Mittelasien ꝛc.“ Wir empfehlen diese „Originalausgabe“ ganz angelegentlich.



Vambery beim Chan von Chiwa. (Nach einer Zeichnung von Bayard.)

er, auf die Brust eines jeden niederkniend, nach jeder Operation das von Blut triefende Messer an dem Barte des geblendeten Greises abwischte. Grauenvoll war die Scene, als nach der schrecklichen Handlung die Opfer, von ihren Stricken befreit, mit den Händen herumtappend, aufstehen wollten. Manche schlugen mit den Köpfen aneinander und stießen ein dumpfes Gestöhn aus. Die Erinnerung daran wird mich zittern machen, so lange ich lebe."

Diese Grausamkeit war übrigens Vergeltung eines nicht minder barbarischen Aktes, welchen jene Tschaudors an einer ösbegischen (usbekischen) Karawane begangen hatten. Sie zählte an 2000 Kameele und war auf dem Wege von Orenburg nach Chiwa überfallen und gänzlich ausgeplündert worden. Die Tschaudor-Turkomanen nahmen den Leuten auch alle Lebensmittel weg, und so kam es, daß viele verhungerten, andere erfroren und von 60 nur 8 ihr Leben retteten. Uebrigens, sagt unser Reisender, sei eine so haarsträubende Bestrafung von Kriegsgefangenen durchaus nicht als Ausnahme zu betrachten. In Chiwa, überhaupt in ganz Mittelasien, weiß man nicht, was Grausamkeit ist; dies Verfahren gilt für ganz natürlich, weil Sitten, Gesetze und Religion damit übereinstimmen.

„Der gegenwärtige Chan wollte sich den Ruf eines Beschützers der Religion verschaffen, und er glaubte sich denselben zu erwerben, wenn er das kleinste Vergehen gegen dieselbe mit der größten Härte bestrafte. Es genügte, einen Blick auf eine tiefverschleierte Dame zu werfen, um durch Redschm, wie es die Religion befiehlt, hingerichtet zu werden. Ein Mann, welcher die Ehe gebrochen, wird gehängt, die Frau nahe am Galgen bis zur Brust in die Erde eingegraben und gesteinigt. Da es in Chiwa keine Steine gibt, so gebraucht man harte Erdschollen (Kesek). Das arme Opfer wird schon beim dritten Wurf ganz mit Staube bedeckt und der von Blut triefende Körper gräßlich entstellt. Erst der Tod endet die Qualen. Der Chan hatte so großen Religionseifer, daß die Ulemas denselben kühlen mußten, aber auch jetzt vergeht kein Tag, an welchem nicht Jemand von der Audienz des Herrschers durch das verhängnißvolle Alib barin (nehmt ihn mit!) zum Tod abgeführt wird. Aber trotz aller Rauhheit der Sitten und aller dieser Scenen habe ich in Chiwa und seinen Provinzen in meinem Derwisch-Incognito die schönsten Tagen meiner Reise verlebt."

Die Derwische waren von den frommen Leuten in Chiwa weidlich gepflegt worden. Statt der alten Pelzmützen trugen sie schneeweiße Turbane, alle Ranzen waren straff, und selbst der Aermste besaß nun einen Esel. Vambery seinerseits hatte einen ganzen Esel und ein halbes Kameel zur Verfügung; auf jenem ritt er, dieses trug seinen Reisesack; statt des schwarzen Mehles, welches er früher genossen, konnte er nun weiße Pogatscha essen, d. h. in Schafsfett gebackene kleine Kuchen; ja er hatte sogar Reis, Butter und Zucker. Auch hatte man ihm ein Hemd geschenkt, er hütete sich aber wohl dasselbe anzulegen, „weil dieser Luxusartikel mich hätte verweichlichen können, und dies zu früh gewesen wäre".

So zog die Karawane ab, um nach Buchara zu gehen. Sie setzte über den Oxus, welcher durch die Regengüsse des Frühlings außerordentlich breit war und mit seinen gelben Wellen und der ziemlich raschen Strömung einen interessanten Anblick darbot. Das Wasser ist in dem eigentlichen Flußbette nicht so gut trinkbar, wie in den Kanälen und Gräben, wo der Sand sich schon etwas gesetzt hat. Jenes knirscht unter den Zähnen, als ob man in einen Sandkuchen beißt; was aber den süßen und guten Geschmack anbetrifft, so behauptet man in Türkistan, daß darin kein Fluß auf Erden, selbst nicht der Nil, „der gesegnete" (Mubarek) dem Oxus gleichkomme, und Vambery ist derselben Ansicht.

Am rechten Ufer des Oxus liegt die Stadt Schura Chan. Sie ist mit einer Erdmauer umgeben, hat nur wenige Wohnhäuser und besteht zum größten Theil aus 320 Gewölben, die in der Woche zwei Mal geöffnet und von den Nomaden und Ansässigen der Umgegend besucht werden. In der Derwischkaserne (Kalenterchane) fand Vambery mehre fromme Derwische, welche durch den Genuß des Opiums und des Beng, der aus Hanf bereitet wird (nicht wie Vambery irrthümlich sagt aus „Flachs"), zu Gerippen abgemagert waren und auf dem feuchten Boden in ihren Zellen umher lagen. Als er sich ihnen vorstellte, hießen sie ihn willkommen und ließen Brot und Früchte bringen. Als er dafür Geld geben wollte, lachten sie ihn aus; sie sagten, mehre von ihnen hätten schon seit 20 Jahren kein Geld in die Hand genommen. Nahrungsmittel bekommen sie von den Gläubigen und lassen sie dafür eine Pfeife Gift rauchen. In Chiwa ist Beng das beliebte Narcoticum, und viele sind diesem Genuß ergeben, da Wein und andere starke Getränke verboten sind und die Regierung den Genuß derselben mit dem Tode bestraft.

Den Markt fand Vambery mit Menschen angefüllt und nur mit Mühe konnte er sich einen Weg durch die wogende Menge bahnen. „Alles war zu Pferde, Käufer wie Verkäufer, und äußerst drollig war es anzusehen, wie die Kirgisenfrauen mit großen Lederschläuchen voll Kimis (stark gesäuerter Stuten- oder Kameelmilch), auf den Rossen sitzend, die Oeffnung des Schlauches über den Mund des Fordernden hielten, wobei die Geschicklichkeit von beiden Seiten so groß war, daß nur selten einige Tropfen nebenbei fielen."

Zwischen Schura Chan und der Wüste liegt eine etwa acht Meilen breite fruchtbare Oase; der Wüstenrand heißt Akkamisch und hat noch gute Triften, die von Kirgisen beweidet werden. Die Karawane schlug nun den Weg nach Südosten ein, und die Hitze wurde jetzt, in der ersten Woche des Juli, immer beschwerlicher. Während eines Nachtmarsches der Karawane kamen zwei halbnackte Menschen, flehten um einen Bissen Brot und sanken dann zu Boden. Vambery gab ihnen Brot mit Schafsfett, aber sie vermochten nur wenig zu essen. Diese Leute waren Fischer aus Hesaresp, von einer Horde Tekke-Turkomanen ihres Bootes, ihrer Kleider und Nahrungsmittel beraubt und mit dem nackten Leben entlassen worden. Die Räuber waren auf einem Alaman, einem Raubzuge gegen die Kirgisen, begriffen. Die Schiffer sagten: „Um Gotteswillen fliehet oder versteckt euch, denn in einigen Stunden müßt ihr ihnen begegnen, und sie werden euch, trotzdem ihr fromme Pilger seid, nackt, ohne Thiere und Nahrung hier zurücklassen; denn diese ungläubigen Tekke sind zu Allem fähig." Der Anführer der Karawane, welcher früher schon zweimal beraubt worden war, trat sofort den Rückweg an und suchte eine sichere Stelle am Oxus.

Die Reise wurde dann, der Turkomanen und der Hitze wegen, nur bei Nacht fortgesetzt. Am 5. Juli war die Karawane an einer Station, welche den reizenden Namen Adamkyrylgan, d. h. der Ort, wo Menschen zu Grunde gehen, führte. Hier war ein unabsehbares Sandmeer, das bald, gleich dem vom Sturme gepeitschten Meere,



Bestrafung von Ehebrechern. (Nach einer Zeichnung von Bayard.)

hohe Sandwogen, bald wieder, gleich dem vom Zephyr bewegten Spiegel eines stillen Sees, sanfte Wellen bildet. Kein Vogel in der Luft, kein Wurm oder Käfer auf der Erde ist zu sehen; es gibt nur Spuren erloschenen Lebens, die Gebeine umgekommener Menschen und Thiere, die jeder Vorübergehende zu einem Haufen sammelt, damit sie zum Wegweiser dienen. Vor den Turkomanen war man dort sicher; es gibt kein Pferd auf der Welt, das hier nur eine Station zurücklegen könnte.

Diese Wüste ist breit, hat kein Wasser, und jeder Reisende hielt selbst beim Schlafen seine Schläuche fest umarmt. Trotz der sengenden Sonnenhitze mußte man Tagemärsche von 5 bis 6 Stunden machen; je eher man aus dem Sand herauskam, desto weniger brauchte man den gefährlichen Tebbad zu fürchten. Das Wort ist persisch und bedeutet Fieberwind. Durch die Qualen des Sandes und der Hitze erkrankten mehre Kameele und starben; einige Leute ermatteten und mußten auf den Kameelen festgebunden werden; sie lallten immer: „Wasser, Wasser!" aber selbst ihre besten Freunde versagten den lebenspendenden Trunk, und einer der Durstigen starb. „Ich war zugegen, als er seinen Geist aufgab; die Zunge war schwarz, der Gaumen grauweiß; die Züge waren nicht sehr entstellt, nur die Lippen zusammengeschrumpft. Es ist schrecklich anzusehen, wie der Vater vor dem Sohne, der Bruder vor dem Bruder das Wasser versteckt, denn jeder Tropfen ist Leben, und bei den Qualen des Durstes gibt es keine Aufopferung und keinen Edelmuth, wie doch sonst wohl bei anderen Lebensgefahren."

Am vierten Tage des Zuges in der Sandwüste, 8. Juli, hatte Vambery in seiner Ledertasche nur noch ungefähr 6 Gläser Wasser, von welchen er, trotz des quälenden Durstes, immer sehr wenige Tropfen genoß. Als er zu seinem Schrecken sah, daß seine Zunge schwarz zu werden anfing, trank er die Hälfte des noch übrigen Wassers auf einmal. Dadurch glaubte er sich retten zu können. Aber am Morgen des fünften Tages verspürte er heftigen Kopfschmerz, und als endlich um Mittag das Chalatagebirge in Sicht kam, fühlte er, wie seine Kräfte langsam schwanden.

Jetzt wurde der Sand weniger tief und die „feste Ebene" war nahe. Schon spähten Aller Augen nach einer Heerde, als der Karawanbaschi auf eine Staubwolke hinwies, die immer näher kam. Die Reisenden stiegen eilig von ihren Thieren ab, und diese wußten schon, daß der Tebbad heranbrauste. Unter lautem Brüllen legten sich die Kameele nieder, streckten den langen Hals auf den Boden und suchten den Kopf im Sande zu verbergen. Die Reisenden kauerten sich hinter ihnen zu Boden; der Wind fuhr mit dumpfem Getöse über sie hin und warf eine zwei Finger dicke Sandschicht auf sie, deren erste Körner wie ein Funkenregen brannten. „Nur sechs Meilen tiefer in der Wüste brauchten wir den Tebbad anzutreffen, und wir wären Alle umgekommen. Von der Fieber und Erbrechen verursachenden Wirkung des Windes habe ich wenig bemerken können; nur die Luft wurde schwerer und drückender als zuvor."

Gegen Abend gelangte die Karawane an einige Brunnen, deren Wasser aber nur für das Vieh genießbar war; doch man durfte nun auf Rettung hoffen. Für Vambery war es auch dazu die allerhöchste Zeit. Er konnte nicht allein vom Kameel absteigen und man legte ihn auf die Erde; sein Inneres brannte wie Höllenfeuer, und der heftige Kopfschmerz hatte ihn in eine Art von Betäubung versetzt. Er glaubte, der letzte Abend seines Lebens sei gekommen. Als er am 10. Juli Morgens erwachte, befand er sich in einer Lehmhütte und sah sich von einigen schwarzbärtigen Leuten, welche ihn mit Milch erquickten, umringt. Es waren persische Sklaven, die sich 10 Meilen weit von Buchara zur Bewachung der Schafe in der Wüste befanden. Diese armen Verbannten, welche doch Schiiten waren, hatten so viel Edelmuth, ihren Erzfeinden, den sunnitischen Pilgern, Wasser zu geben.

Jetzt war alles Ungemach überstanden. Die Pilger erreichten bald nachher die Station Chodscha-Oban, wo sie das Grab eines Heiligen besuchten, befanden sich am 11. Juli an einem See voll süßen Wassers, und nun lag die Wüste hinter ihnen. Sie waren an der Grenze des eigentlichen Buchara, und zwei Tage später zogen sie in die gleichnamige Stadt ein.

Zur Kunde der Alterthümer des Menschengeschlechts.

I.

a. Einige Bemerkungen über das Steinzeitalter.

Wer kann sagen, wie viele Jahrtausende verflossen sind, bevor die Menschen lernten und sich darauf verstanden, die Metalle zu bearbeiten und aus denselben Geräthe zu verfertigen? Ohne Zweifel ist diese Fertigkeit oder Kunst auf sehr vielen Punkten des Erdballs und zu sehr verschiedenen Zeiten ganz selbstständig und unabhängig ins Leben getreten, und die Bewohner Altamerika's, vom Obern See bis nach Peru, haben die Bearbeitung des Kupfers sicherlich nicht von Europäern oder Asiaten gelernt. Der Gebrauch des Eisens fällt in eine spätere Zeit als jener des Kupfers und der Bronce, aber in den jüngeren Epochen hat man Werkzeuge aus beiden Metallen neben einander und dazu noch Geräthe aus Steinen benutzt. Die sogenannten drei Zeitalter des Steins, der Bronce und des Eisens greifen in einander über.

Aber in den ältesten, namentlich auch in den vorgeschichtlichen Zeiten hatte man nur Geräthe aus Stein oder Thierknochen. Das Steinzeitalter ist zugleich das Kindeszeitalter des Menschengeschlechts, und Alles deutet darauf hin, daß es von ungemein langer Dauer gewesen sei. Bei einzelnen wilden Völkern dauert dasselbe bis heute noch fort; es giebt Inseln in der Südsee, deren Bewohner noch in unserm Jahrhundert Metalle, welche ja auf ihren Eilanden fehlen, gar nicht kannten.

Die Naturforscher und Archäologen (— wir haben jetzt

die Grundlagen für eine Archäologie des Menschengeschlechts gewonnen, von welcher die Gelehrten selbst des vorigen Jahrhunderts noch keine Ahnung hatten —) nehmen für das Steinzeitalter zwei Perioden an: die ältere, in welcher die aus den Gruben genommenen Steine nur einfach bearbeitet wurden, und die jüngere der polirten Steine. Oder man bezeichnet diese Perioden als die archäolithische aus der Diluvialzeit, und die neolithische, die spätere Steinzeit, in welcher die Geräthschaften bereits auf eine gewisse Art von Kunstfertigkeit hindeuten, die Formen mannichfacher auftreten und schon eine Politur der Geräthschaften eintritt.

Steingeräthschaften kommen in allen Erdtheilen in ganz ungeheurer Menge vor. Lubbock*) weist nach, „daß allein im Museum zu Kopenhagen nicht weniger als 8798 Stein- und Knochengeräthschaften vorhanden sind, darunter z. B. 1070 Feuersteinärte und Keile, 285 Breitmeißel, 270 Hohlmeißel, 365 Spitzmeißel, 33 spitze Hohlmeißel, 250 Dolche, 656 Lanzenspitzen, 171 Pfeilspitzen, 205 halbmondförmige Geräthe, 756 Aerte mit Löchern und Hammerärte, 300 Feuersteinplatten und 489 Gegenstände verschiedener Art. Zu diesen 4840 Stücken kommen noch 3678 rohe Steinwerkzeuge, die man in den Küchenabfällen gefunden hat, 171 Geräthschaften aus Knochen und dergleichen aus den Küchenabfällen 109. Zählt man noch die Duplicate und die zerbrochenen Stücke hinzu, so kommen zwischen 11,000 und 12,000 Exemplare heraus. Außerdem sind wohl mehr als 20,000 Steingeräthschaften in Privatbesitz, nicht blos in Dänemark, sondern auch in Schleswig und Holstein; Stockholm hat an 16,000, Dublin mehrere 1000 Exemplare.**)

Die ältesten Zeiten, die ersten Stadien der Menschen weisen, wie schon gesagt, nur Steingeräthe auf; in einer unendlich viel jüngeren Epoche sind dergleichen immer noch in Gebrauch neben Werkzeugen ꝛc. aus Erz und Eisen. Das Gewinnen der Metalle muß für jene Leute, die so unvollkommene Instrumente hatten, sehr mühsam gewesen sein; sie wußten nichts von dem Verfahren, durch welches jetzt die Erze mit verhältnißmäßig leichter Mühe zu Tage gefördert werden; Straßen und Wege kannte man nicht, und der Transport war schwierig. Broncegeräthe müssen theuer gewesen sein; sie waren zumeist nur im Besitze der Wohlhabenden. Bateman hat in England 37 Erdhügel (wir wollen fortan den Ausdruck Tumuli für dieselben gebrauchen) untersucht; in allen fand er Bronce, aber in 29 derselben auch steinerne Geräthe. Bekanntlich war bei den Azteken in Meriko die Bronce im Gebrauch, daneben benutzten sie aber auch den Obsidian und verfertigten Werkzeuge aus diesem Steine selbst dann noch, als sie schon eiserne Geräthe kannten.

Die Ansichten, welche in Abrede stellen wollten, daß eine specifische Steinperiode vorhanden gewesen sei, sind durch überzeugende Gründe vollkommen beseitigt worden. Diese ergeben sich aus unserer gegenwärtigen Kunde der alten Tumuli oder Begräbnißhügel, der Pfahlbauten, der Kjökkenmöddings in Dänemark ꝛc. und der Knochenhöhlen. Dazu kommen noch manche andere Denkmäler, z. B. alte Festungswerke, Uferdeiche, Hüttenkreise, Cloghauns, Weems, Pictenhäuser ꝛc. Doch von diesen letzteren gehören viele einer späteren Zeit an, und es ist noch nicht ermittelt worden, welche von ihnen in das Steinalter zu verlegen sind.

Man benutzte sehr verschiedene Steinarten, wenn sie nur hart und zäh genug für Werkzeuge erschienen; im dubliner Museum sieht man z. B. Meißel aus Feldspath, die fast so scharf sind wie Feuersteine; sodann aus Basalt, aus Schiefer, und aus Porphyr mit Hornblende. In Europa ist jedoch der Feuerstein am meisten benutzt worden; derselbe hat auf die Entwickelung der Civilisation einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt. Die Wilden schätzen ihn, weil er hart ist und leicht sich spalten läßt. Wer sich auf das letztere einigermaßen versteht, kann einen Feuersteinblock in eine Menge sehr verschiedener Formen zerlegen. Der Schlag mit einem abgerundeten Hammer auf die glatte Oberfläche eines Feuersteins verursacht einen conoidischen, einen afterkegelförmigen Bruch, dessen Größe zumeist von der Gestalt des Hammers abhängt. Die Oberfläche des Bruchs setzt sich nach unten durch den Stein fort in einer divergirenden Richtung (also auseinanderlaufend) und umfaßt einen Kegel, dessen Spitze sich an den Punkten befindet, auf welche der Schlag des Hammers gefallen ist; dieser Kegel kann dann aus der Masse herausgebrochen werden. Derartige Feuersteinkegel sehen wir auch jetzt sehr häufig an unseren Landstraßen, wenn die Wege ausgebessert werden.

Schlägt man nicht auf eine platte Fläche, sondern auf die Ecke eines mehr oder weniger viereckigen Feuersteins, so ist der Bruch anfangs halbconoidal oder doch annähernd so; weiterhin aber wird er flach und setzt sich in dieser Richtung wohl 10 Zoll weit fort. So bildet er eine dem Schwertblatt ähnliche Figur mit einem dreieckigen Querdurchschnitt. Ein vollkommenes Feuersteinblatt wird immer am Ende, auf der flachen Seite, einen größern oder kleinern knollenartigen Auswuchs, wenn man so sagen darf, haben. Nachdem die vier Ecken oder Winkel eines Feuersteinquadrats in solcher Weise abgeblättert oder abgesprengt worden sind, können die acht neuen Ecken in ähnlicher Weise behandelt werden, und so weiter fort.

Unsere Figuren (Fig. 1—4) zeigen einen Block oder Kern und die von demselben abgesprengten Blätter; das mittlere von den dreien ist durch Arbeit zugespitzt worden. Eine andere Figur (Fig. 5) zeigt ein pfeilförmiges Blatt aus Irland, an welchem das dicke Ende abgesprengt worden ist, offenbar um einen Stiel oder eine Handhabe daran zu befestigen. Die Figuren 6—9 sind kleine Feuersteinblätter aus Dänemark; man findet dergleichen überall, wo die alten Bewohner Feuerstein oder Obsidian hatten. Die Figur zur Linken zeigt, daß hier schon ein anderes Blatt von demselben Block abgesprengt worden ist; an den beiden mittleren sind die Spitzen abgebrochen. Manchmal, obwohl nicht oft, wird ein breites Blatt in der Weise abgenommen, daß dasselbe über zwei andere Blätter über- oder hinausgreift, und dann ist die Figur fünfeckig.

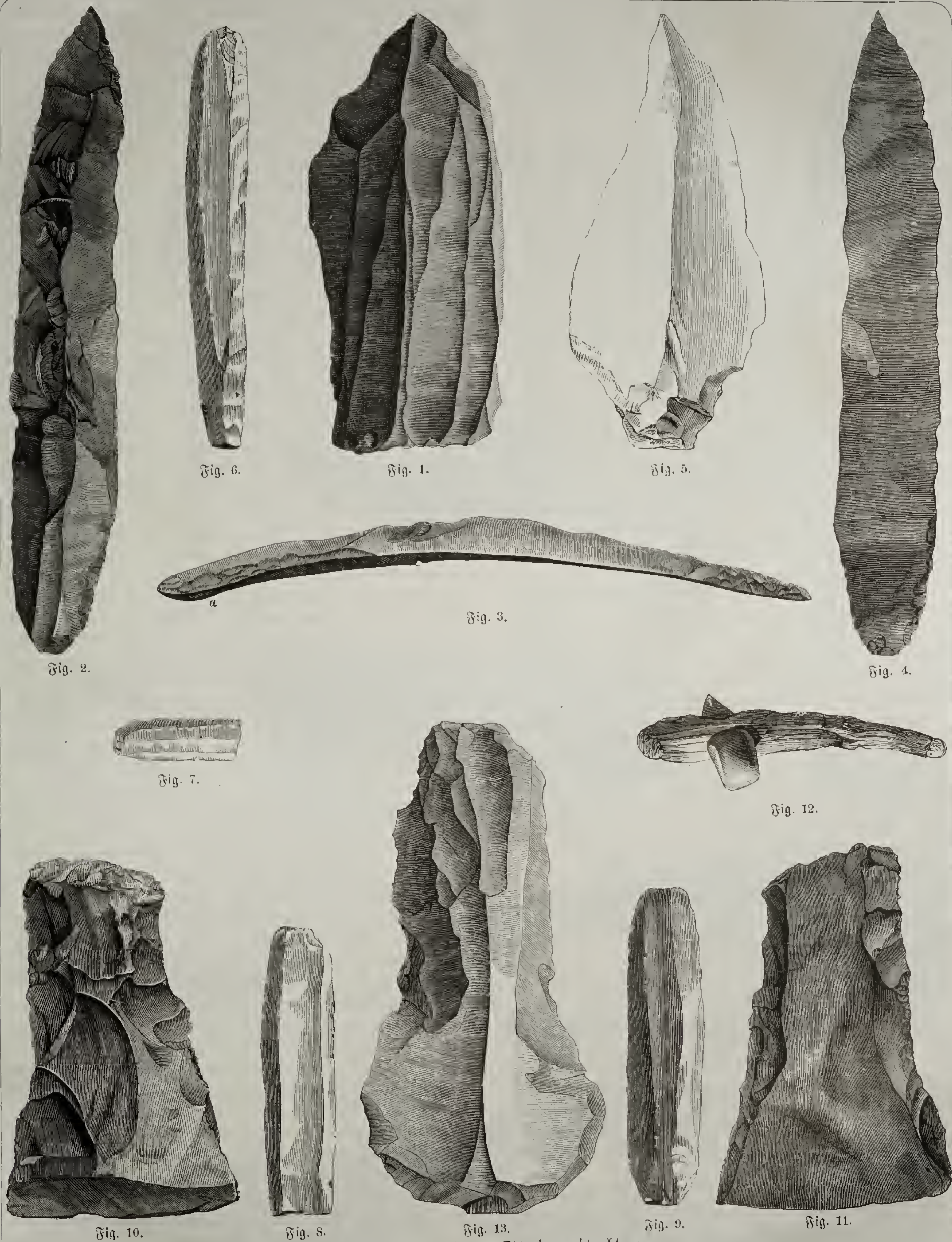
Zum Herstellen solcher Blätter ist eine gewisse Fertigkeit erforderlich, auch muß ein passender Stein ausgewählt werden. Die Feuersteinblätter, so einfach sie auch erscheinen, sind allemal Menschenwerk. Wer solche herstellen will, muß den Stein festhalten und eine tüchtige Kraft durch Druck oder Schlag anwenden, dieselbe wenigstens drei bis viermal wiederholen und zwar in ziemlich derselben Richtung. Als Naturspiel kann dergleichen nur höchst selten und ausnahmsweise vorkommen. Wo wir also Feuersteinblätter antreffen, haben wir zugleich sichere Spuren von Menschen.

Die Blätter haben eine scharfe Seite und können als

*) Prehistoric times, as illustrated by ancient remains and the manners and customs of modern savages; by John Lubbock. London 1865, S. 10.

**) Wir erhalten so eben durch die Güte des Verfassers ein inhaltreiches Buch, auf das wir gelegentlich zurückkommen werden: „Das Steinalter der Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland und einiger angrenzenden Landstriche, von C. Grewingk, Dorpat 1865. Es bildet Nr. 4 der Schriften der gelehrten estnischen Gesellschaft. Wir danken auf diesem Wege für die Zusendung. A.

Messer gebraucht werden. Man hat sie auch schon oftmals als solche bezeichnet, nennt sie aber wohl besser ganz schlicht-Sägen, Ahlen oder Pfeilspitzen verfertigt; wie das auch heutzutage noch bei manchen wilden Völkern geschieht.



Geräthe aus dem Steinzeitalter.

Fig. 1—9 Feuersteinblätter; Fig. 10, 11 Dänische Aexte; Fig. 12 Irländische Axt; Fig. 13 Schraper.

weg Blätter, und bezeichnet als Messer solche Instrumente, die lediglich zum Schneiden verwandt wurden. Viele Blätter hat man gar nicht zum Schneiden benutzt, sondern daraus

Aexte, Keile und Meißel (Kelts) waren für die Menschen des Steinzeitalters von großer Wichtigkeit. Man findet namentlich in Dänemark ganz prächtige Exemplare;

Lubbock besitzt ein solches aus schönem weißen Feuerstein von 13 Zoll Länge, 1½ Zoll Dicke und 3½ Zoll Breite. Die Aexte auf der Insel Seeland haben zumeist senkrechte Seiten, bei den jütländischen dagegen sind sie gewöhnlich ausgeschweift, und das letztere gilt durchschnittlich auch in anderen westeuropäischen Ländern. Doch haben jene in der Schweiz, die viel kleiner sind als die dänischen, wieder perpendikuläre Seiten. Wir geben die Abbildung einer gewöhnlichen dänischen Axt (Fig. 10 u. 11).

Zuweilen sind diese Aexte oder Keile in Dänemark polirt, aber gewöhnlich sind sie rauh, während das erstere im übrigen Nordwesteuropa häufig vorkommt. Sie wurden an hölzernen Griffen, Handhaben, Stielen befestigt; dafür zeugen nicht blos manche Spuren, sondern auch einige Exemplare, an denen die Stiele noch vorhanden sind. Unsere Figur (Fig. 12) zeigt ein solches, das vor einigen Jahren in Irland, in der Grafschaft Monaghan, aufgefunden wurde; der Stiel war 13 Zoll lang und von Fichtenholz; Stiele von Horn sind in den Pfahlbauten der Schweiz gefunden worden. Noch jetzt haben manche Wilden keine besseren Geräthe. Die Leute der Vorzeit konnten mit so unvollkommenen Aexten und mit Hülfe des Feuers große Bäume fällen und Kähne verfertigen. Die Pfähle in den Schweizerseen sind, so weit das Steinzeitalter in Betracht kommt, mit solchen Aexten bearbeitet worden; das sieht man an den noch vorhandenen Einhieben deutlich genug. In den dänischen Torfmooren hat man Bäume gefunden, welche die Spuren der Steinart und zugleich des Feuers deutlich erkennen lassen; in zwei Fällen lagen sogar neben den Bäumen noch die Aexte.

Diese Aexte wurden auch als Kriegswaffen gebraucht, und man hat sie häufig in Häuptlingsgräbern zusammen mit Dolchen aus Bronce gefunden. Im Jahre 1809 wurden die Steine von einem großen Cairn, dem vermeintlichen Grabmal eines alten Königs Aldus Mac Goldus, hinweggeräumt; die Arbeiter stießen dabei auf einen steinernen Sarg von sehr roher Arbeit, hoben den Deckel ab und fanden das Geripp eines Mannes von ungewöhnlicher Größe. Man sah, daß der eine Arm vom Schulterblatt abgetrennt war und zwar durch einen Hieb mit einer steinernen Axt, von welcher noch Bruchstücke im Knochen vorhanden waren. Diese Axt in dem Cairn von Kirendbrightshire war von Grünstein, der in dieser Gegend Schottlands nicht vorkommt. Neben jenem Gerippe fand man auch eine Feuersteinkugel von 3 Zoll Durchmesser, die vollkommen rund und sehr hübsch polirt war, sodann noch eine Pfeilspitze, gleichfalls aus Feuerstein, — aber von Metallgegenständen war nichts vorhanden.

Steinäxte mit Schaftlöchern wurden nicht aus Feuersteinen verfertigt, weil die Beschaffenheit der letzteren dazu nicht geeignet ist; in Kopenhagen sind aber zwei solche Aexte, bei welchen man natürliche Löcher, die im Feuerstein vorhanden waren, für den Stiel benutzt hat. Ob Aexte mit Schaftlöchern dem eigentlichen Steinalter angehören, ist ungewiß, weil man sie gewöhnlich in Gräbern der Broncezeit findet. Die Befestigung des Schaftes in einem Loche ist vielleicht überhaupt erst aufgekommen, nachdem man Metalle kannte.

Die sogenannten Schraper oder Kratzer sind länglich und an einem Ende abgerundet; dieses letztere ist durch eine Reihe von Schlägen abgeschrägt worden (Fig. 13). Die eine Seite ist flach, die andere mehr oder weniger convex; manchmal hat solch ein Schraper einen kurzen Stiel und gleicht dann einem Löffel. Sie kommen in Dänemark, Frankreich, England, der Schweiz und auch sonst noch vor, sind von 1 bis 4 Zoll lang und ½ bis 2 Zoll breit. Die Schraper, welcher sich noch jetzt die Eskimos bedienen, sind in ihrer Gestalt genau so wie jene aus dem Steinalter.

Die kleinen dreieckigen Aexte sind für die Kjökkenmöddings kennzeichnend, an der einen Seite flach, auf der andern convex, in roher Weise annähernd dreieckig oder auch viereckig, und die scharfe Seite befindet sich am breiten Ende; sie sind 2½ bis 5½ Zoll lang, 1½ bis 2½ Zoll breit und niemals abgeschliffen. Steenstrup läßt unentschieden, ob diese eigenthümlichen Werkzeuge überhaupt als Aexte benutzt worden seien; er ist geneigt, sie für Gewichte an Fischleinen zu halten; dergleichen kommen in ähnlicher Weise noch jetzt bei den Eskimos vor. Es leuchtet allerdings ein, daß manche von diesen „Aexten" niemals zum Schneiden oder Behauen tauglich gewesen sind. Uebrigens gleichen die Steinbeile der Neuseeländer und mancher Insulaner der Südsee genau denen, welche für die Kjökkenmöddings kennzeichnend sind, nur daß bei ersteren die Schneide polirt erscheint.

Die Meißel gleichen den dänischen Aexten, haben gerade Seiten wie diese, sind aber schmäler, und ihre Oberfläche ist fast immer glatt gerieben. Manche sind an der einen Seite ein wenig ausgehöhlt. Die sogenannten Ahlen oder Pfrieme sind längliche Stücken Feuerstein, welche durch wiederholtes Behämmern zugespitzt wurden; sie sind nicht sehr scharf, aber stark.

Lanzenspitzen kommen in sehr verschiedener Größe und Gestalt vor; einige sind von den Pfeilspitzen kaum zu unterscheiden, andere dagegen viel größer; manche so roh, daß man zweifeln kann, ob sie überhaupt fertig gearbeitet wurden, und andere so vollendet, daß sie für Kunstwerke gelten können. Sehr schöne Exemplare hat man auf der dänischen Insel Möen gefunden. Auch die Dolche sind manchmal wahre Meisterwerke und liefern den Beweis, wie geschickt man den Feuerstein zu bearbeiten wußte. Sie gleichen den Dolchen aus Metall so genau in ihrer Gestalt, daß manche Alterthumsforscher geneigt waren, sie für Nachahmungen von Broncedolchen zu halten und als nicht in das Steinalter gehörend zu betrachten. Aber dagegen sprechen die Fundörter; die Hypothese ist nicht haltbar.

Eine andere Art Feuersteinwaffe kommt in Dänemark häufig vor, hat einen Handgriff wie die Dolche, läuft aber nicht gleich diesen in einer Blattspitze aus, sondern hat eine andere Art von Spitze, die man, wenn sie abgebrochen war, wie jene am Dolche zuspitzen konnte. Merkwürdig ist, daß beide Arten an den Seiten eingekerbt erscheinen.

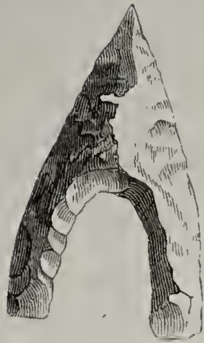
Wurf- oder Schleudersteine kommen in zwei Arten vor. Die eine besteht aus rohen Stücken Feuerstein, welche durch einige Hammerschläge die erforderliche Gestalt bekommen haben. Steenstrup meint, daß manche derselben als Steinbeschwerer für Netze gedient haben; andere müssen aber doch als Wurfsteine, als Waffe benutzt worden sein, denn man hat sie in Torfmooren gefunden. Die zweite Art besteht aus runden, abgeplatteten Feuersteinscheiben, und manche derselben sind vortrefflich gearbeitet.

Die Tillhuggersteens der nordischen Alterthumsforscher haben eine ovale oder eiförmige Gestalt und sind auf einer Seite oder auch auf beiden eingebogen oder ausgehöhlt. Man weiß noch nicht, wozu dieselben eigentlich verwandt worden sind; man meint, daß sie zwischen Finger und Daumen gehalten und als Hammer oder Schnitzer gebraucht wurden. Aber die Vertiefung ist bald beträchtlicher, bald geringer, und manchmal der Stein völlig durchlöchert; deshalb meinen einige, es handle sich hier um Ringsteine für Netze oder kleine Hammerköpfe.

Pfeilspitzen kommen in verschiedenen Arten vor. Die dreieckigen haben oft an jeder Seite eine Kerbe für die



Lanzenspitze.





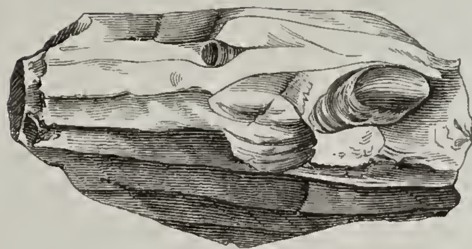




Vier Pfeilspitzen.



Feuersteinblatt.



Feuersteinblock.



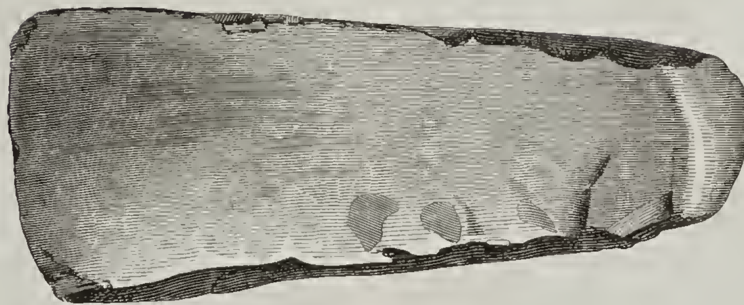
Meißel.



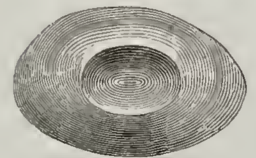
Dolch aus Feuerstein.



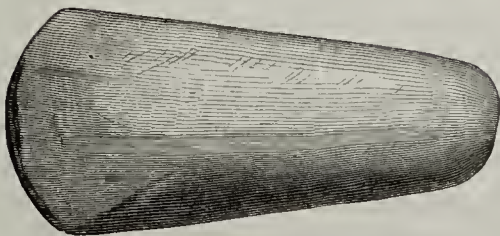
Schleuderstein.



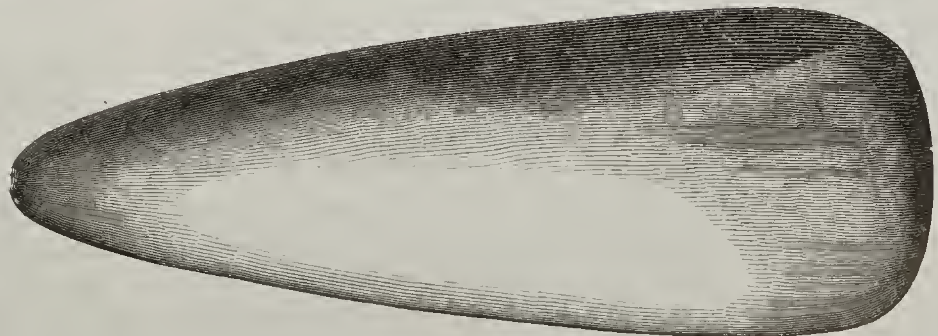
Hohlmeißel.



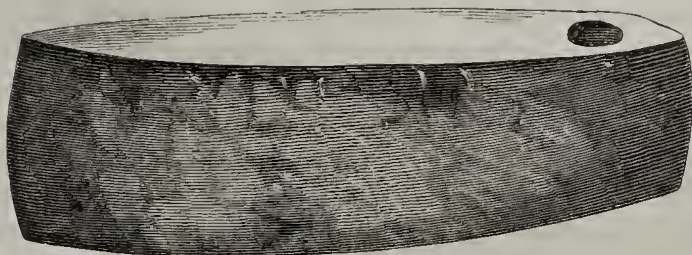
Tillhuggersteen.



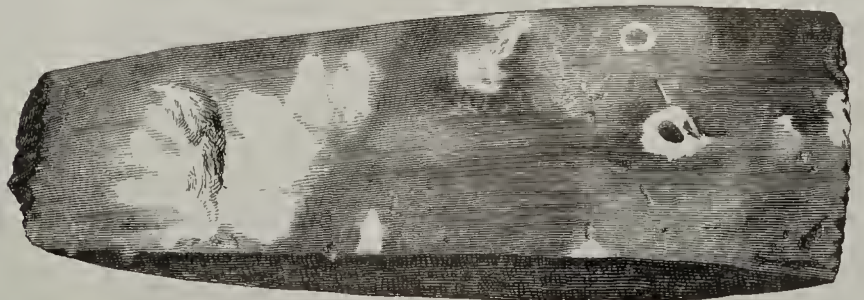
Steinaxt in Irland.



Steinaxt in Irland.



Steinaxt mit Schaftloch.



Steinaxt in Dänemark.

Waffen aus dem Steinzeitalter.

Schnur, durch welche die Spitze am Schafte befestigt wurde. Andere sind an der Basis ausgehöhlt oder eingezackt; wieder andere haben eine Verlängerung, die in den Schaft gesteckt wurde; bei vielen finden wir am untern Theil eine doppelte hufeisenförmige Aushöhlung, und noch andere sind blätterförmig. Die ächten Pfeilspitzen sind gewöhnlich einen Zoll lang; oft gehen sie in die Gestalt eines Wurfspeeres oder einer Speerspitze über.

Andere Feuersteingeräthe, z. B. Hämmer, Sägen, Harpunen &c. übergehen wir für jetzt.

Die Menschen des Steinzeitalters haben aber auch Knochen, Hörner und Geweihe von Thieren zur Anfertigung von Werkzeugen verwandt, namentlich jene vom Hirsch, weil diese sehr hart sind. Sehr häufig kommen der Pfriem, die Ahle und lange meißelförmige Geräthe vor, deren Verwendung wir nicht kennen, sodann zugespitzte Rippenknochen, die wahrscheinlich an Fischnetzen befestigt oder auch beim Verfertigen von Töpfergeschirr gebraucht wurden. Harpunen, Pfeil- und Speerspitzen von Knochen sind gleichfalls nicht selten; durchbohrte Zähne scheinen als Amulete getragen worden zu sein.

Man findet die oben beschriebenen Steingeräthe häufig nahe der Oberfläche des Bodens, und viele sind beim Pflügen oder anderen Feldarbeiten zu Tage gekommen. Was auf diese Art zum Vorschein gelangte, hat verhältnißmäßig einen nur geringen wissenschaftlichen Werth; nur wenn wir diese Gegenstände in größerer Menge und besonders wenn wir sie mit anderen Ueberresten zusammenfinden, werfen sie Licht auf die Sitten, Gebräuche und die Lebensweise der Menschen des Steinalters.

Schon oben ist die Bedeutung der Tumuli, der Pfahlbauten und der Muschelhügel erwähnt worden; hier müssen wir ein Wort auch über die Küstenfunde sagen.

In Dänemark hat man rohe Feuersteine in großer Menge an Stellen gefunden, welche auf der frühern Küstenlinie liegen, die das Meer vor alten Zeiten bespülte; gegenwärtig ist dieselbe eine andere. Man bezeichnet diese Gegenstände als „Kystfunden". Seit dem Steinzeitalter hat in Jütland der Boden sich gehoben oder das Meer ist zurückgetreten, denn manche Küstenfunde liegen nun auf trockenem Gelände. Die Küste ist sehr flach und die Erhebung, so gering sie auch erscheint, hat doch in manchen Fällen genügt, sie weit von der gegenwärtigen Wasserlinie hinwegzurücken. Andere Küstenfunde dagegen liegen niedriger, z. B. jener beim Eisenbahnhofe zu Korsöer, der nur bei Ebbe zum Vorschein kommt, während manche stets mit Wasser bedeckt sind. Man nimmt wohl mit Recht verschiedene Klassen von Küstenfunden an. Auf Anholt rührt ein solcher offenbar von einer Werkstätte her, in welcher Feuersteingeräthe verfertigt wurden; man erkennt das noch aus den Abfällen und weil mehr als 60 Feuersteinkerne oder Klumpen noch an Ort und Stelle liegen; — hier war, wie wir sagen würden, eine Fabrik. Aber die noch jetzt unter Wasser befindlichen Küstenfunde müssen auch in alten Tagen unter demselben gelegen haben. Von Seewohnungen und Pfahlbauten finden wir in Dänemark keine Spur; man darf also wohl annehmen, daß wir hier die Stellen haben, wohin die Fischer ihre Netze schleppten. Dergleichen geschieht auch heute noch. Es ist erklärlich, daß manche Werkzeuge, die beim Fischen Verwendung finden, namentlich die Steine, welche als Netzbeschwerer dienten, verloren gingen, und die Gegenstände, die bei den Küstenfunden zu Tage kommen, gehören gerade in diese Klasse. Es sind unregelmäßige abgesprengte Feuersteine, Netzbeschwerer, Wurfsteine, Platten, Schraper, Ahlen und Aexte, und man hat dergleichen in fast allen Küstenfunden zu Tage gefördert, von den einzelnen Gegenständen hier mehr und dort weniger. Steenstrup und Lubbock sammelten unweit von Fröelund bei Korsöer in Zeit von nur einer Stunde: 141 Platten, 84 Gewichtsteine, 5 Aexte, 1 Schraper und etwa 150 abgesplitterte Feuersteine (Chips); bei Aarhuus in Jütland fand Lubbock in dritthalb Stunden: 76 Gewichtsteine, 40 Platten, 39 Schraper, 17 Ahlen und eine große Menge Chips.

In den seichten und geschützten Buchten Dänemarks ist gewöhnlich ruhiges Wasser, und dort hat sich in vielen Fällen über die Feuersteingeräthe eine sie schützende Sanddecke gelagert. Das war der Fall bei den eben erwähnten Küstenfunden; der eine wurde bei der Abwässerung des Landes, der andere beim Bahnbau bloßgelegt. Zuweilen treibt die Strömung den leichtern Sand weg, läßt aber die Steine, weil sie schwerer sind, liegen; in manchen Fällen sind aber diese ganz ungestört geblieben und dann gewöhnlich in solcher Menge vorhanden, daß man sie an ihrer Farbe schon aus der Ferne erkennt. Auch an den englischen Küsten kommen dieselben dann und wann vor; solch ein „Flintfind" liegt z. B. bei Reigate.

---

b. Menschen zur Zeit der Gletscherperiode.

Wir werden oftmals Gelegenheit finden, auf das Steinzeitalter zurückzukommen und auch die Bronceperiode zu schildern. Heute wollen wir einen andern Gegenstand berühren, das Vorkommen des Menschen schon in der Gletscherperiode. Die Erörterungen, welche darüber Ch. Martins, Professor der Geologie in Montpellier, angegeben hat, sind im Wesentlichen die nachstehenden (Bulletin de la société anthropologique II. S. 631 ff.).

Die Schwemmgebilde (das Diluvium) finden wir nicht als eine ununterbrochene und gleichförmige Lage auf der Erdoberfläche; jedes Diluvium verdankt vielmehr seine Entstehung einem benachbarten Gebirge oder einer Gebirgskette, und je höher dieselben sind, um so beträchtlicher ist dasselbe an Ausdehnung wie an Mächtigkeit; am Südabhange der Alpen liegen Schwemmgebilde von 600 bis 900 Fuß hoch. Das Gestein des Diluviums besteht aus Bruchstücken vom Gesteine des Gebirges, welche durch Diluvialströmungen herabgeschwemmt wurden. Wir wissen nicht, wodurch die letzteren veranlaßt worden sind.

Lange Zeit nach der Diluvialperiode war die Gletscherzeit vorhanden. Die Gletscher, welche sich auf den Gebirgen gebildet hatten, waren allmälig in die Thäler und Ebenen hinabgerückt und bedeckten ausgedehnte Landstrecken, die jetzt völlig frei von Eis sind.

Gletscher bilden sich durch Anhäufungen des Schnees auf den Gebirgen. Jede neue Schneelage drückt auf die früheren, welche sich verdichten und in harte, eisähnliche Massen verwandeln. Die Gesammtmasse wird immer schwerer und gleitet an den Abhängen des Gebirges langsam aber unablässig in die Thäler hinab. Genaue Beobachtungen haben ergeben, daß manche Gletscher im Jahre 200 bis 250 Fuß vorrücken. Aber der Gletscher dehnt sich nicht immer in demselben Verhältniß aus; manchmal scheint er stehen zu bleiben oder auch kleiner zu werden. Die niedrigeren Theile schmelzen im Sommer weg. An den Grenzen des Gletschers zeigen sich zwei entgegengesetzte Erscheinungen: jene des Anwachsens und Fortschreitens und die der Verminderung. Beide Erscheinungen halten vielfach einander das Gleichgewicht, und dann erscheint der Gletscher als stationär. Jene in den Pyrenäen zum Bei-

spiel scheinen unbeweglich zu sein und doch gehen sie abwärts gleich den anderen; in der Schweiz dagegen rücken mehre Gletscher alljährlich vor. In anderen Gegenden sind sie zurückgewichen, und wir kennen manche, die wechselsweise vor- und zurückrücken.

Manche Gebirge, z. B. der Jura und die Vogesen, sind in vorhistorischen Zeiten mit Gletschern bedeckt gewesen; dafür sind unverkennbare Spuren vorhanden. Damals war die Gletscherperiode, welche in zwei Epochen zerfällt. Während der einen dehnten sich die Gletscher aus, während der andern wichen sie wieder zurück und gewannen die Grenzen, welche sie heute einnehmen.

Vermöge des Studiums der heutigen Gletscher ist es den Geologen möglich geworden, die Geschichte der Gletscherperiode ins Klare zu stellen.

Die Oberfläche der Gletscher ist bedeckt mit allerlei Getrümmer von Erde, Kiesel- und anderen Steinen, zum Theil gewaltigen Blöcken, welche sich von dem anliegenden Gebirge abgelöst haben. Der Gletscher allein füllt nicht ganz und gar ein Thal aus; er erhebt sich vom Boden aus bis zu einer manchmal sehr beträchtlichen Höhe, aber seine Oberfläche liegt nicht selten tief unterhalb des Gipfels der Berge, welche das Thal einschließen. Von diesen Höhen nun stürzen sehr oft Erd- und Steinmassen hinab. Durch die Winterkälte wird das Gestein gespalten, im Sommer dringt das Schneewasser in die Lücken ein, gefriert während der kalten Monate und bildet dann Keile, durch welche die Felsen auseinandergesprengt werden. Sodann reißt das Sommerwasser eine Menge von Erde und Steinen ab und führt dieselben nach unten; Alles, was von oben herabkommt, fällt auf die Gletscher oder in deren Nähe nieder und bildet auf jeder Seite des Thales eine Art von Randeinfassung, eine Moräne.

Wir gehen auf die Moränen nicht näher ein, weil der Gegenstand jüngst im Globus (VIII, S. 326) eingehend erörtert worden ist. Das unregelmäßige Getrümmer, aus welchem die Moränen bestehen, wird als erratisches Getrümmer bezeichnet, weil es durch die Gletscher fortgeführt wird und manchmal weite Strecken zurückgelegt hat. Die Blöcke und die kleineren Steine, welche während der Wanderung keine Abreibung erfahren, haben ihre unregelmäßige Gestalt und ihre scharfen Ecken behalten und unterscheiden sich dadurch von den gerollten und rundlichen Steinen der Schwemmgebilde.

Unter den Trümmern, welche durch Gletscher fortgeführt worden sind, findet man Steine von allen Größen und namentlich auch die sogenannten Findlinge oder erratischen Blöcke, die zum Theil eine ganz ungeheure Größe haben und völlig verschieden von den Gesteinarten sind, welche der Gegend angehören, wo wir diese hergewanderten Blöcke finden.

Wir finden nun Moränen und erratische Blöcke auch in Gegenden, wo wir für die historischen Zeiten gar keine Gletscher nachweisen können, und durch sie haben wir den Beweis, daß vor unserer jetzigen geologischen Periode eine Epoche vorhanden gewesen ist, in welcher die Gletscher einen großen Theil der heutigen gemäßigten Zone bedeckt haben. Dafür zeugen insbesondere diese erratischen Blöcke, denn aus ihrer geologischen Beschaffenheit ergiebt sich, daß sie Gesteinsarten von Gebirgen angehören, die manchmal viele Grade weit entfernt liegen. Wir finden sie auf der Oberfläche des Bodens, über der jüngsten Formation desselben, und folglich sind sie erst, nachdem dieser letztere sich gebildet hatte, abgelagert worden. Auch beweist ihre eckige und unregelmäßige Gestalt, daß sie nicht herbeigerollt sind. Die Annahme, daß sie durch Menschenhand an Ort und Stelle gebracht worden seien, wird durch ihren gewaltigen Umfang und ihr ungeheures Gewicht ausgeschlossen. Sie haben auf Gletschern gelegen, die an Ort und Stelle geschmolzen sind, oder auf schwimmenden Eisschollen und Eisbergen, welche durch Strömungen in wärmere Gegenden getrieben wurden und zerschmolzen.

Wir wissen und können mit Sicherheit nachweisen, daß einst die Gletscher der Alpen einerseits bis ins Rhonethal, andererseits bis in die Ebenen von Piemont und der Lombardei gereicht haben; in der Umgegend von Turin liegen Blöcke, die vom Mont Cenis gekommen sind. Die heutigen Gletscher sind Ueberreste von alten Gletschern, die früher weit und breit die Gegend überlagert haben.

Die Gletscherzeit ist jünger als die des Diluviums, und die Gletscher hatten eine sehr weite geographische Ausdehnung. Wir haben in Deutschland erratische Blöcke, die aus den Alpen Skandinaviens stammen.

Nun fragt sich, ob in der Gletscherzeit Menschen gelebt haben? Man hat daran gezweifelt, wenigstens in Bezug auf die Gegenden, welche mit Gletschern bedeckt waren, und weil man sich den Grad der damals herrschenden Kälte als übertrieben vorstellte. Aber Menschen leben in Sibirien, wo die Kälte manchmal — 40° C. erreicht, und es ist ja nicht ein ungemein hoher Kältegrad, welcher die Gletscher erzeugt, sondern der Schnee, und zwar bei verhältnißmäßig gemäßigter Kälte, und wenn der Sommer nicht so lang und nicht so warm ist, um den Schnee völlig aufzuthauen. In der Schweiz z. B. brauchte die mittlere Sommertemperatur nur um 5 Grad C. niedriger zu werden, und dann würden vielleicht nach 100,000 Jahren, — aber was sind 100,000 Jahre in der Geologie? — die Gletscher das ganze Land begraben. Ganz gewiß hat der Mensch während der Gletscherperiode in unseren jetzt gemäßigten Gegenden leben können; lebt er doch jetzt in Chamouny ganz in der Nähe der Gletscher, welche immer weiter vorrücken. Im nördlichen Norwegen, in Lappmarken, liegen Dörfer an der Ausmündung von Thälern, die völlig mit Eis ausgefüllt sind.

Ganz Schweden war einst mit Eis bedeckt; dort ist das Gestein überall abgerieben und gerieft, und außerdem wissen wir, daß sich in neueren Zeiten der Boden dieses Landes allmälig gehoben hat, sodann, daß dieser geologische Prozeß noch jetzt fortdauert. Auch Senkungen werden stattgefunden haben, wir wissen aber nicht, wie oft und wie lange. Während derselben bildete das Land den Meeresboden; es war mit einer Sandlage bedeckt, und auf dieser hatten sich viele Muschelbänke abgelagert. Dann legten sich schwimmende Eismassen, welche sich von den Gletschern auf dem Festlande abgelöst hatten, auf den seichten Stellen fest und ließen beim Zerschmelzen die erratischen Blöcke auf die Muschelbänke niederfallen. Während der nächsten Periode der Erhebung tauchten dann diese Blöcke allmälig aus dem Meere hervor, nach ihnen die Muschelbänke, dann die Sandbänke und zuletzt der Urboden.

Solche erratische Blöcke sind in unzähliger Menge vorhanden und bilden an mehren Stellen wahre Hügel, die man im Land als Osars bezeichnet. Bei Upsala ist ein ganzes Schloß auf einem solchen Osar erbaut worden. Man findet an den Osars, von unten nach oben, zuerst den Urboden, dann eine Lage Sand, nachher ein Muschellager und erratische Blöcke.

Als der Kanal von Stockholm nach Gothenburg gegraben wurde, mußte man einen dieser Osars durchstechen, und man fand unter ihm,

in der tiefsten Lage, im Urboden, unterhalb der Sandlage, Steine, welche einen Heerd bildeten, und in der Mitte dieses Heerdes lagen Holzkohlen.

Es erleidet keinen Zweifel, daß diese Kohle von einem auf dem Heerd angezündeten Feuer herrührt und von denkenden, intelligenten Wesen zu einem bestimmten Zweck angemacht worden war. Es lebten also Menschen da, wo jetzt Schweden ist, und sie lebten vor der allgemeinen Senkung des Bodens, welche gleichzeitig mit der Ausdehnung der Gletscher war, oder vielleicht früher als diese letztere eintrat. Jene Menschen wohnten auf dem festen Lande; allmälig ist der Boden, auf welchem sie hauseten, unter dem Wasser des Baltischen Meeres verschwunden, die See hat eine dicke Sandschicht niedergeschlagen, und über diesem Sande hat sich eine Muschelbank gebildet. Die schwimmenden Eismassen kamen, brachten erratische Blöcke mit, und diese fielen, als das Eis zerschmolz, auf den Grund des Meeres. Nachher kam eine Periode der Erhebung, und während derselben stieg der Osar allmälig aus dem Wasser empor. Das Alles ist nicht plötzlich geschehen, sondern nach und nach, und die Zeit, welche dazu erforderlich war, läßt sich gar nicht berechnen. So rückt sich für Schweden das Dasein des Menschen in ein so hohes Alterthum hinauf, daß wir fast davor erschrecken, wenn wir diese Zeit mit unseren kurzen geschichtlichen Perioden vergleichen.

Die anthropologische und geologische Zeitrechnung ist von ganz anderer Art, als die geschichtliche Chronologie. Der Mensch hat schon in der Diluvialzeit gelebt, er war auch während der Gletscherperiode vorhanden. A.

El Dorado.

Von **Wilhelm Stricker.**

Etwa fünfzig Jahre bevor die Entdeckung der neuen Welt die Kenntnisse der europäischen Menschheit räumlich so sehr erweiterte, hatten die flüchtigen Griechen nach der Einnahme Constantinopels durch die Türken (1453) dem Abendland eine nicht weniger wunderbare Zeit, die des classischen Alterthums, erschlossen. Indien, das den Alten das Land der Wunder war, glaubte man auf anderem Wege aufgefunden, und, nicht weniger als die Sucht nach Gold, spornten die Sagen von den kopflosen, einfüßigen Menschen des Herodot, von den streitbaren, allein lebenden Amazonen des Curtius die wundersüchtigen Abenteurer zu immer weiterem Vordringen in den Continent Südamerika's an. Denn es wurde ihnen nicht so leicht gemacht, wie ihren Gefährten in Mexiko und Peru, in den massenhaften Besitz edler Metalle zu gelangen. Gleich einer Luftspiegelung wich die Residenz des Goldmannes (el Dorado) immer weiter vor ihnen zurück, je tiefer sie ins Festland eindrangen, und sie empfanden tantalische Qualen, welche der immer von Neuem auftauchende Besitz einzelner kleiner Goldgeräthe bei den Eingebornen nicht ermatten ließ. Denn die Indianer, denen noch zu Humboldts Zeiten (Reisen in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents II, 204) der Sinn für Wahrheit völlig fremd war, welche aber mit merkwürdigem Scharfblick errathen, was der fragende Fremde zu hören wünscht, hatten nicht so bald begriffen, was die herrschende Leidenschaft der furchtbaren Fremdlinge sei, als sie das leichte Mittel erkannten, dieselben aus ihrem Gebiete zu entfernen, indem sie die Quelle des bei ihnen vorgefundenen Goldes immer weiter ins Innere verlegten. Suggestivfragen von Seiten der Europäer mögen eben so wohl die Sage von der großen und prachtvollen Stadt Manoa an einem ausgedehnten Binnensee (mar de aguas blancas) hervorgerufen haben, wie sie bewirkten, daß die streitbaren Caribenweiber, welche hie und da ihren Männern im Kampfe gegen die Landungen der Spanier beistanden, zu regelrechten Amazonen mit allen einzelnen Zügen der griechischen Sage sich umbildeten. Auf den letztern Punkt, den wir vielleicht ein andermal behandeln, können wir an dieser Stelle nicht näher eingehen; dagegen wollen wir die Züge zur Entdeckung des Dorado, an welchen die Deutschen so bedeutenden Antheil nahmen, bis zu dem Zeitpunkt verfolgen, wo es einem deutschen Forscher von der entgegengesetzten Seite gelang, den Punkt des Dorado zu erreichen, dessen Beschaffenheit freilich in Nichts der sagenhaften Prachtstadt Manoa glich.

Der Name El Dorado ist eigentlich nicht der Name der Stadt, sondern der des daselbst wohnenden Königs, eines einäugigen Indiers, der mit Gold bedeckt ist, und kommt zuerst 1536 vor. Der Goldmann wurde zuerst in den Anden von Neu-Granada gesucht und wanderte allmälig 300 Stunden weit östlich. G. F. de Oviedo (1478 bis 1557) meldet in einem Briefe an den Cardinal Bembo, Gonzalo Pizarro habe einen großen Fürsten aufgesucht, „der in diesen Gegenden sehr berühmt und allezeit mit Goldstaub bedeckt ist, so daß er vom Kopf bis zu den Füßen einer von einem trefflichen Goldschmied gearbeiteten Goldfigur gleicht. Der Goldstaub wird jeden Morgen ihm von seinen mit langen Blaserohren versehenen Kammerherren auf die Haut geblasen und vermittelst eines wohlriechenden Harzes auf den Leib befestigt; weil jedoch diese Art Kleidung ihn am Schlafe hindern würde, so wäscht sich der Fürst jeden Abend und läßt sich am Morgen neu vergolden." — In den Thälern von Guayana, wo die Bemalung des Leibes statt der Tättowirung angewandt wird, bestreichen die Eingebornen sich mit Schildkrötenfett und kleben hierauf metallglänzende, entweder silberweiße oder kupferrothe Glimmerblättchen auf die Haut. Davon ist schon im Jahre 1594 die Rede. Vielleicht ist aus dieser Sitte die Sage von dem Goldmann entstanden.

Die ersten Entdeckungszüge der Spanier nach dem Goldlande wurden von Osten her unternommen. Diego de Ortaz, von Kaiser Karl V. mit dem Lande zwischen Venezuela und Brasilien beliehen, begann seinen Entdeckungszug von der Mündung des Marañon. Dort sah er in den Händen der Landeseingebornen häufig große grüne Steine, die er für Smaragde hielt, die aber wahr-

scheinlich Goldspath waren. Die Indianer gaben ihm die Versicherung, er würde, wenn er noch einige Tage stromaufwärts führe, ein großes Felsstück von grünem Steine finden. Allein ehe er noch diesen großen Smaragd erreicht hatte, machte ein Schiffbruch allen weiteren Entdeckungen ein Ende. Mit Mühe vermochten die Spanier sich auf zwei kleineren Fahrzeugen zu retten und durch den raschen Strom längs der Küste hin nach Paria zu gelangen. Weil diese Stadt der Ausmündung des Orinoco sehr nahe gelegen ist, so faßte Ortaz den Entschluß, eine Unternehmung auf diesem großen Flusse zu versuchen. Er überwand die Klippen am Ausflusse des Meta, wurde aber durch die Wasserfälle von Tabaje am weitern Vordringen verhindert. Ortaz zuerst vernahm die Sage von dem einäugigen Goldkönig.

Im Jahre 1533 ward Alonzo de Herrera, der Schatzmeister des Ortaz'schen Kriegszuges, von dem Statthalter Geronimo de Ortal zur Fortsetzung der Entdeckung des Orinoco und des Meta abgeordnet. Er verwandte 13 Monate auf den Bau flacher Fahrzeuge und auf die unentbehrlichen Zurüstungen für eine lange Reise. Nur mit Erstaunen kann man die Erzählung von diesen kühnen Unternehmungen lesen, bei denen 3 bis 400 Pferde eingeschifft wurden, um jedesmal, wo die Reiterei an dem einen oder dem andern Ufer gebraucht werden konnte, dieselbe zu landen. Herrera fuhr aus dem Orinoco in den Meta ein und verfolgte dessen Lauf aufwärts, bis er durch einen vergifteten Pfeil getödtet wurde. Sterbend ernannte er den Alvaro de Ortaz zu seinem Nachfolger. Dieser brachte 1535 die Reste des Kriegszugs in die Feste von Paria zurück, nachdem er auch die wenigen Pferde, welche einen achtzehnmonatlichen Feldzug überlebt, noch verloren hatte.

Schwankende Sagen und Gerüchte von den Reichthümern, welche bei den Völkerschaften, die am Meta und anderen vom östlichen Abhang der Cordilleren von Neu-Granada kommenden Zuflüssen des Orinoco wohnten, gefunden werden sollten, veranlaßten, daß von einer andern Seite her und durch ein anderes Volk die bisher gescheiterten Entdeckungsreisen nach dem Dorado wieder aufgenommen wurden.

Kaiser Karl V. hatte nämlich 1528 den Welsern von Augsburg („Belzaros" der Spanier), welchen er große Summen (nach verschiedenen Angaben 5 bis 12 Tonnen Goldes) schuldete, die Küste von Venezuela zwischen dem 10 und 12° nördl. Br. in der Länge von 200 Stunden zwischen den Vorgebirgen Macarapana und de la Vela verpfändet unter folgenden Bedingungen: Sie sollen vier Schiffe mit 300 Mann und Lebensmitteln für ein Jahr auf ihre Kosten ausrüsten, das Land erobern, zwei Niederlassungen und drei Festungen darin anlegen, auch 50 deutsche Bergleute hinüber befördern. Dagegen machte sich der Kaiser anheischig, dem Statthalter dieses Landes 200,000 Maravedis (etwa 430 Thlr.), dem Generalkapitän 100,000 Maravedis jährlich für die Dauer ihres Lebens auszusetzen, die Würde eines Alguazil mayor (Oberrichters) auf ewige Zeit ihnen, ihren Erben und Nachfolgern zu ertheilen, eben so den Befehl über die drei Festungen auf ewige Zeiten mit 75,000 Maravedis (etwa 160 Thlr.) Jahresgehalt für jede. Ferner versprach er den Titel eines Statthalters für immer demjenigen unter ihnen, auch seinen Erben und Nachkommen, den sie aus ihrer Mitte dazu vorschlagen würden. Von dem ganzen Gewinn, der an den Kaiser gelangen würde, sollen sie 4 Prozent haben. Sie sollen 12 Quadratmeilen von dem Lande, welches sie entdecken würden, zum Eigenthum erhalten. Es sei ihnen erlaubt, die Indianer, wenn sie sich nach vorhergegangener Warnung nicht fügen wollen, zu Sklaven zu machen, auch können sie von den Indianern Sklaven kaufen, wenn sie ein Viertheil des Kaufpreises dem Kaiser abgeben. Zufolge eines fernern Vertrags sollen die Bevollmächtigten der Welser 4000 Negersklaven nach Indien liefern.

Ambrosius Dalfinger aus Ulm, Geschäftsführer der Welser am spanischen Hofe, und Hieronymus Sayler, die Unterhändler dieses Vertrags, rüsteten drei Schiffe mit 400 Soldaten: Spaniern und Deutschen, und 80 Pferden; Dalfinger segelte 1528 aus Sevilla ab und landete glücklich bei Coro, von den Indianern Ceriana genannt. Er erbaute dort auf einem Felsen im Meere eine Stadt, welche er wegen der Aehnlichkeit der Lage Venezuela (klein Venedig) nannte, und errichtete daselbst eine deutsche Factorei, welcher 1541 Heinrich Ramboldt als Geschäftsführer vorstand.

Dalfinger zwang darauf die Indianer am See Maracaibo zur Dienstbarkeit, wandte aber allen seinen Fleiß, gewiß nicht ohne Härte, auf die Erforschung von Silbergruben. Als ihm dieses gelungen war, wagte er einige Züge gegen die Eingebornen nach dem Innern, bald siegreich, bald mit Verlust der Seinigen, er zog, immer nach edlen Metallen forschend, an den von Westen herströmenden Nebenflüssen des Orinoco hinauf bis zu den Andes und starb 1532 an den Wunden, welche er in einem Kampfe mit den Indianern erhalten hatte, zu Coro.*)

Der Nachfolger Dalfingers in der Statthalterschaft von Venezuela, ein Deutscher Namens Johann, unbekannten Familiennamens (Juan Aleman), starb schon 1534, ohne einen Entdeckungszug unternommen zu haben; sein Nachfolger wurde Georg Hohemut von Speier (Jorge de Espira), welcher am 18. Okt. 1534 sich zu St. Lucar in Spanien einschiffte und am 6. Februar 1535 in Coro eintraf.

Schon am 13. Mai 1535 trat er mit 300 Mann zu Fuß, darunter 60 Musketieren und 20 Armbrustschützen und 100 Reitern, einen Entdeckungszug an. Durch die Berge von Merida gelangte er an die Gestade des Apure und des Meta und setzte über diese beiden Flüsse unfern von ihren Quellen, wo sie noch schmal sind. Ueberall fand er bei den Indianern goldene Geräthschaften vor und erhielt von ihnen Hinweisungen auf ein Goldland. In Fortsetzung seiner Wanderung nach dem Süden gelangte Georg von Speier endlich an die Ufer des großen Papamena oder Caqueta-Flusses.

Der Widerstand, welchen er ein ganzes Jahr lang in der Provinz los Choques gefunden hatte, setzte 1537 dieser denkwürdigen Unternehmung ein Ziel. Am 13. August trat Hohemut auf einstimmiges Verlangen den Rückzug an. Er hatte von Coro 550 Meilen zurückgelegt und nur noch 100 Mann zu Fuß und 40 zu Pferde bei sich, darunter keine 40 Gesunde. 130 Kranke hatte er unterwegs zurückgelassen, von denen nur 49 wieder in Coro eintrafen. Seine eigene Begleitung, als er am 27. Mai 1538 wieder in Coro eintraf, bestand in 111 Mann, so daß von den 400 Mann der Expedition nur etwa 160 heimkehrten. Es war hauptsächlich der Hunger gewesen, welcher die Schaar Hohemuts so gelichtet hatte, denn, wie der gleich näher zu erwähnende Philipp von Hutten, einer der Begleiter Georgs von Speier, berichtet, mußten sie aus Noth Schlangen, Kröten, Eidechsen, Kräuter und Wurzeln verzehren; sie weichten und sotten das Leder der Schilde und boten 400 Piaster für ein gefallenes Pferd, 100 Piaster

*) Das Genauere über diese Forschungs- und Eroberungszüge der Deutschen findet man in Karl Klunzinger: Antheil der Deutschen an der Entdeckung von Südamerika. Stuttgart 1857. Mit 1 Karte der Expeditionen.

für einen Hund, ja etliche sollen „wider die Natur Menschenfleisch gegessen haben, indem ein Christ ein Viertel von einem jungen Kinde mit Kräutern gekocht hat". In dieser Prüfungszeit mag wohl Manchem der Werth des Goldes, welchem sie nachjagten, gering erschienen sein. Unter diesen Umständen mag es als ein halbes Wunder erscheinen, daß überhaupt nur ein Theil der kühnen Abenteurer heimkehrte, und in der That hatte man auch längst in Coro an ihrer Heimkehr verzweifelt, ihre zurückgelassenen Effekten verkauft und Georg Hohemuts Stelle anderweitig besetzt.

Nikolaus Federmann von Ulm, der schon seit dem Oktober 1529 den Dalfinger begleitet hatte, Stellvertreter des Georg von Speier, verfolgte 1536, von Macarapana herkommend, dessen Pfad, indem er Gold am Magdalenenstrom suchte. Ueber die Ebenen des Meta kommend, traf er 1538 auf den Hochebenen von Neu-Granada mit Sebastian de Belalcaçor, der von Quito kam, und Gonsalo de Quesada zusammen; alle drei tauschten ihre Erfahrungen und Hoffnungen aus, und durch einen Begleiter Federmanns, Pedro de Lipias, wurden Nachrichten vom Dorado nach Venezuela gebracht. 1538 trat Georg Hohemut einen neuen Entdeckungszug an; er drang 300 Meilen ins Innere ein, mußte aber aus Mangel an Lebensmitteln umkehren und starb eines dunkeln Todes, wahrscheinlich Ende 1540.

Philipp von Hutten, von den Spaniern Uten, Utre oder Urre genannt, Sohn Bernhards v. Hutten zu Birkenfeld und der Gertrud von Ebersdorf, genannt Weyhers, wurde mit dem jungen Grafen Heinrich von Nassau am kaiserlichen Hofe erzogen und unter die Zahl der Edelknaben Karls V. aufgenommen. In seinem 25. Jahre ging er mit den Schiffen, welche Bartholomäus Welser ausgerüstet hatte, nach Amerika, um Venezuela in Besitz zu nehmen, und begleitete, wie oben erwähnt, den Georg Hohemut auf seinen Zügen von 1535 bis 1538. Sodann schiffte er sich nach Europa ein, um dem Kaiser von den neu entdeckten Ländern Bericht zu erstatten. Karl V. war so wohl damit zufrieden, daß er ihn zum Ritter schlug und ihn zum Statthalter von San Domingo ernannte. Im Jahre 1541 unternahm Hutten mit Barth. Welser dem Jüngern abermals eine Erforschungsreise nach dem Innern von Südamerika. Unter der Führung des schon erwähnten Pedro de Limpias durchzog er im Gebiet des Orinoco die Ebenen der Flüsse Cahanari, Meta und Caguan, und traf an den Ufern des Guaviare ein, an dessen rechtem Ufer Hutten Macatoa fand, die Stadt der Guaypen. Das Volk trug Kleider und trieb sorgfältigen Ackerbau; Alles verkündigte an dieser auf der Ostseite der Anden beinahe unter dem Aequator gelegenen Stelle eine ungewöhnliche Kultur.

Hutten vernahm, er würde von hier mehr südostwärts in das Gebiet der großen Nation der Omaguas gelangen, an welche noch heute der Ort San Joaquin de Omaguas am nördlichen Ufer des Marañon unter dem 4° südl. Br. in der Provinz Assuay der Republik Ecuador erinnert.

Hutten zog dahin und lieferte ihnen eine Schlacht, in welcher er Sieger blieb, doch gehört es wohl eben so wohl ins Reich der Märchen, daß die Omaguas auf Llamas geritten seien, als daß er mit 39 Begleitern gegen 15,000 Indier gestritten habe. Auch beschreibt er genau eine ungemein große Stadt, die er von fern gesehen habe, wodurch das Märchen vom Dorado nun erst recht in Schwung kam.



Manoa (El Dorado). (Nach einer Zeichnung v. J. 1599.)

Als einige Jahre hindurch keine Kunde von Hutten nach seiner Statthalterschaft gelangte, ernannte der oberste königliche spanische Gerichtshof von San Domingo den Juan de Caravazal an Huttens Stelle zum Statthalter. Dieser unternahm 1545 eine Entdeckungsreise ins Innere von Südamerika und stieß in der Charwoche des genannten Jahres ungefähr 100 Meilen von Venezuela auf den längst todtgeglaubten Statthalter Ph. v. Hutten und seine Begleiter. Caravazal, der von den neuen reichen Gegenden, die Hutten entdeckt hatte, erfuhr und die Kostbarkeiten sah, welche jener ihm zeigte, kam mit seinem Gefolge überein, Nachts Hutten und B. Welser mit ihren wenigen Genossen zu ermorden.

Nur ein Begleiter entrann diesem Blutbad und brachte die Nachricht an Philipps Bruder, Moriz, den Bischof von Eichstädt, welcher ebenso wie Barth. Welser der Vater von Karl V. zwar die Hinrichtung des Raubmörders erlangte, aber weder das bedeutende Vermögen, noch die höchst wichtigen Tagebücher des Ermordeten zurück erhielt.

Der indische Rath schickte Nachfolger, von denen einige starben, andere wegen schlechter Verwaltung entflohen, bis dann 1555 ein Urtheil desselben das Königreich Venezuela den Welsern absprach, nachdem mit den Beamten der Königin Maria, der zweiten Gemahlin Philipps II., langwierige Streitigkeiten über die Zolleinkünfte und die Grenzen des Landes vorher gegangen waren. Indeß ist die kurze Zeit der Herrschaft der Deutschen in dieser Gegend noch nicht ganz vergessen. Die Völker des südamerikanischen Festlandes haben in allen auf den Bergbau bezüglichen Dingen ein großes Zutrauen zu den Deutschen behalten. Ueberall, wo man A. v. Humboldts Heimatland erfuhr, wurden ihm Erzstücke vorgewiesen, indem jeder Deutsche in diesen Gegenden für einen Bergmann gehalten wird.

Hernan Perez de Quesada suchte 1539 in dem Gebirge nordöstlich von Bogota den Sonnentempel auf, wovon Geronimo de Ortal 1536 an den Ufern des Meta erzählen gehört hatte. Der Sonnendienst veranlaßte schwankende Gerüchte von Tempeln und Götzenbildern aus massivem Gold, allein auf Bergen wie in der Ebene glaubte man sich allezeit weit davon entfernt, weil die Wirklichkeit den chimärischen Hoffnungen nicht entsprach. Nicht glücklicher waren Orellana, der 1540 den Amazonenstrom herabfuhr, Hernan de Quesada auf seinem zweiten Zuge, bei dem er 1541 die Cordilleren von Cundinamarca überstieg, und 1560 Peter de Ursua, der den Casuata hinabfuhr, um in den Amazonenstrom zu gelangen. In Folge dieser vergeblichen Nachforschungen, nach welchen eine Pause von etwa 30 Jahren eintrat, verlegte man den Dorado immer weiter östlich zwischen die Quellen des Essekebo- und des Brancoflusses. Dieser Umstand hat den wesentlichsten Einfluß auf den Zustand der Erdbeschreibung dieser Gegenden gehabt. Antonio de Berrio überstieg 1591 die Cordilleren ostwärts von Tuña (in Neugranada) und fuhr auf dem Casanare, dem Meta und Orinoco nach Trinidad.

Im Jahre 1595 rüstete Berrio eine größere Unternehmung von 2000 Mann aus, um den Rinosa aufwärts zu fahren und den Dorado zu erobern, welchen man damals anfing, das Land de la Manoa zu nennen. Reiche Landeigenthümer verkauften ihre Grundstücke, um an dem Kreuzzuge Theil zu nehmen, welchem 12 Franziskaner und 10 Weltgeistliche beigeordnet wurden. Ein Abenteurer, Juan Martin de Albujar, welcher während der Expedition des Pedro de Silva 1570 den Cariben vom untern Orinoco in die Hände gerathen war, eine indianische Frau geheiratet hatte und selbst fast zum Wilden geworden, dann aber, nach mehren Jahren vom Heimweh befallen, durch den Essekebo-Fluß nach der Insel Trinidad gelangt war, hatte die Phantasie Berrio's erhitzt, so daß man in seinen Erzählungen kaum unterscheiden kann, was er selbst bei dem Herabfahren auf dem Orinoco beobachtet, und was er aus den Mittheilungen Albujars geschöpft hat. Berrio schloß aus den kleinen goldenen Götzenbildern, welche er am Meta fand, daß stromaufwärts die Bevölkerung zahlreicher und höher gebildet sei. Wahrscheinlich sind aber jene goldenen Bilder in diese öfter überschwemmten, also einen leichten Verkehr zu Wasser darbietenden Gegenden, welche von jeher durch handeltreibende Caribenstämme bewohnt waren, durch Handel eingebracht worden, indem das Gold bei den Eingebornen des Küstenlandes nicht nur zu Amuleten und Schmuckgegenständen verwendet wurde, sondern auch als Tauschmittel diente. Berrio's Expedition scheiterte gänzlich; Krankheiten, die Wildheit der Landeseingebornen und Mangel an Lebensmitteln setzten dem Zug der Spanier unüberwindliche Hindernisse entgegen. Mit Ausnahme von etwa 30, die im traurigsten Zustande nach Santa Thomas de Angostura zurück kehrten, waren die übrigen alle umgekommen. Antonio de Berrio selbst gerieth in die Gefangenschaft des Sir Walter Raleigh, und so wurden auch diesem die abenteuerlichen Nachrichten Juan de Albujars bekannt. Raleigh glaubte an das Vorhandensein des großen Incareiches, welches die nach dem Tode des Atahualpa flüchtigen Peruanerfürsten nahe bei den Quellen des Essekebo-Flusses gegründet haben sollten. Während er auf der Insel Trinidad verweilte, ließ er durch seine Begleiter die Mündungen des Orinoco untersuchen und flache Schiffe ausrüsten, mit denen er durch die Guarapiche-Mündung den Orinoco etwa 40 Meilen weit hinauf fuhr, bis Wasserfälle seinem weitern Vordringen ein Ziel setzten. In seinen Berichten über diese Fahrt paßt er Alles seinen vorgefaßten Meinungen an. Es findet sich in dem Werke: „Kurtze Wunderbare Beschreibung Deß Goldreichen Königreichs Guianae in America, oder neuen Welt, unter der Linea Aequinoctiali gelegen: So newlich Anno 1594. 1595 und 1596. Von dem Wolgebornen Herrn, Herrn Walthero Ralegh einem Englischen Ritter, besucht worden &c., ins Hochteutsch gebracht Durch Levinum Hulsium. Noribergae, impensis Levini Hulsii. 1599. 4°" folgende Beschreibung von Manoa, welches gerade unter den Aequator und den 320. Längengrad verlegt wird: „Die Hauptstadt des Königreichs Guiana ist Manoa, so auch El Dorado benannt, dieß soll die mächtigste und größte Stadt in ganz America oder wie Jodocus Hondius in seiner neuen Landtafel will, in der ganzen Welt sein, liegt an dem großen See Parime, auch Iwaipanoma oder Toponowini oder Rupunuwini genannt, der 200 Meilen lang und dessen Wasser gesalzen ist. Darinnen sind viel Inseln und überaus viel indianische Schifflein, damit allerlei aus den umliegenden Ländern, so gewaltig goldreich und von allerlei Vieh überflüssig voll sind, zugeführt wird, denn es ergießen sich viel namhafte Flüsse in diesen See und entspringen wieder daraus, und man kann aus dem See in zwanzig Tagen in das Weltmeer gelangen." Eine Nachbildung des Holzschnittes, womit der Künstler durch architektonische Reminiscenzen aus dem Städtebild Roms und Constantinopels dieser Schilderung gerecht zu werden versuchte, fügen wir hier bei.

Nach Bancroft (Naturgeschichte Guiana's. 1769) hat sich auch Walter Raleighs Andenken lange bei den Eingebornen erhalten. „Sie tragen sich mit einer alten Sage von einem englischen Heerführer, der dreimal bei ihnen landete und sie aufforderte, in der Feindschaft gegen die Spanier zu verharren, indem er ihnen versprach, wieder zu kommen, sich unter ihnen niederzulassen und ihnen Beistand zu leisten. Man sagt sogar, daß sie noch eine englische Flagge aufbewahrten, die er ihnen zurückließ, damit sie seine Landsleute daran erkennen möchten."

Nach so vielen vergeblichen Versuchen nahm allmälig der Eifer ab, das Dorado zu suchen. Es wurden nun weiter keine Unternehmungen durch gemeinsames Zuthun zahlreicher Colonisten veranstaltet; dagegen fanden noch einzelne Versuche statt. Die Nachrichten, welche durch die Reisen des deutschen Jesuitenpaters Fritz (1637) über das Land der Manoasindianer und über die Laguna de Oro (den Goldsee) verbreitet wurden, trugen bei, die Aufmerksamkeit dem Dorado wieder zuzuwenden.

Der Wundarzt Hortsmann aus Hildesheim, welcher

ebenfalls um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach dem Dorado forschte, meldet in seinem Tagebuch, daß man im Jahre 1740 glaubte, aus dem holländischen Guyana durch die Auffahrt des Rio Essekebo in den Dorado zu gelangen. In San Thomas de Angostura legte der Statthalter Don Manuel Centurion einen großen Eifer für die Auffindung des angeblichen Manoa-Sees zu Tage. Ein Indianerhäuptling kam den Caronifluß herab und erhitzte durch lügenhafte Erzählungen die Einbildungskraft der spanischen Colonisten. Er zeigte ihnen am südlichen Himmel die magellanischen Wolken, deren weißlicher Glanz seinem Vorgeben nach der Widerschein von den mitten im See befindlichen silberhaltigen Felsen sein sollte. Es war dieß freilich eine sehr dichterische Schilderung von den Glimmer- und Talkschiefergebirgen seines Landes, welche nach Schomburgks Beobachtungen die Sonnenstrahlen bis auf 6 Stunden Entfernung reflectiren. Vergebens suchte ein Caribenhäuptling dem Statthalter seinen Irrthum zu benehmen; dieser wagte eine neue Irrfahrt, auf welcher mehre hundert Personen umkamen. Endlich gelangte der deutsche Reisende Richard Schomburgk auf seiner in den Jahren 1840 bis 44 ausgeführten Erforschungsreise von Britisch-Guyana im Sommer 1843 nach dem Dorado; er fand statt des 200 Meilen langen Wasserbeckens einen kleinen Binnensee, der indeß in der Regenzeit bedeutend größer wird; statt der größten Stadt der Welt ein ärmliches Indianerdorf aus Rohrhütten, Pirara genannt. Schomburgk sagt darüber (Reisen in Britisch-Guiana. Leipzig 1847. I. 392): „Noch denke ich mit stillem Entzücken an jenen ersten Morgen in Pirara zurück, als ich beim Anbruch des Tages aus meiner Hängematte sprang, und vor das Dorf eilte, um ungestört die weite Savanne überschauen zu können. Ich stand hier auf einem sagenreichen Boden, zu meinen Füßen das Mar de aguas blancas, das Mar del Dorado, den See mit goldreichen Ufern und der goldstrahlenden Stadt Manoa, nach welcher die kühnsten Abenteurer Spaniens, Portugals und Englands seit dem 16. Jahrhundert ihre Irrfahrten unternahmen, für welche der große unglückliche Walter Raleigh von 1595 bis 1617 vier Expeditionen antrat, für welche er die Phantasie, sowie den Ehrgeiz der Königin Elisabeth in so hohem Grade zu entflammen wußte. Der kleine Binnensee Amucu, dessen Existenz als ausgedehntes Binnenmeer, in welchem die großen Ströme Südamerika's: der Essekibo, Orinoco und Amazon ihren Quellpunkt haben sollten, schon A. v. Humboldt am Anfange dieses Jahrhunderts vermöge seines wahrhaft prophetischen Geistes als bloßes Phantom darstellte, das Spanier, Portugiesen, Engländer und Deutsche ewig zu fliehen und dennoch ewig anzulocken schien, und welches dennoch bis auf die neueste Zeit nicht von den Karten vertrieben werden konnte, lag vor mir. — Vergebens aber spähte ich nach seinen goldreichen Ufern, nach der goldstrahlenden Kaiserstadt Manoa; das Auge haftete nur auf den dunkeln Binsen und Riesengräsern, die seine sumpfigen Ufer und seine unbedeutende Wasserfläche umsäumten."

Unsre Zeit aber wird bei ihren Entdeckungszügen nicht mehr von der Sucht nach Gold geleitet; ihr ist die Erkenntniß aufgegangen, daß nicht Goldbergwerke die Staaten reich machen, sondern die Wissenschaft, welche die Leuchte höherer technischer Kultur ist; daß das Gold für Californien nur das Mittel gewesen ist, eine höhere Kultur hervorzurufen, deren Segnungen dauerndere Quellen des Wohlstandes eröffnen, als alle Geschiebe edlen Metalles. Von diesem Standpunkte aus hat der deutsche Forscher auch jede Klage darüber unterlassen, daß eine holde Fabel mehr aus dem Buche der Erdkunde ausgestrichen ist.

Der Bergbau Griechenlands in alter und neuer Zeit.

Es ist nach dem Auffinden eiserner Gegenstände in Gräbern kein Zweifel, daß die Alten das dazu nöthige Eisen aus in Griechenland häufig und reichlich vorkommenden Eisenerzen ausgeschmolzen haben, wo aber und auf welche Weise dies geschah, darüber geben die alten Schriftsteller keinen Aufschluß. Aratos nennt die Insel Seriphos die „eiserne Insel", andere Autoren bezeichnen mit demselben Namen die kleine Insel Polygandra. Es findet sich auf diesen und anderen Eilanden ein für Jahrhunderte ausreichender Schatz von Eisenerzen. Den großartigsten Bau, welchen die Hellenen im Gebiete des heutigen Griechenlands hatten, fand Landerer am Port Megalo Livadi auf Serpho, wo das Lager etwa 50 Lachter weit längs dem Ausstreichen bebaut war. Die Arbeiten auf Eisenlager sind gewöhnlich so, daß hin und wieder am Orte angehauen ist, wo die Erze zu Tage gehen, da aber Stollenbau nicht gebräuchlich war, so stürzten die Gruben zusammen und bieten jetzt nur ein Chaos der Verwüstung. Das zu Gute Machen der Erze fand auf Serpho jedenfalls nicht statt, da sich keine Schlacken vorfinden, wie es auf der Insel Andros der Fall ist, wo sich Ruinen von Schmelzöfen finden, die auch durch den großen Reichthum der Insel an Eisenerzen gerechtfertigt sind.

Die auf der Insel Keos befindlichen Einlagerungen von Glaskopf und Brauneisenstein wurden im Alterthume nicht abgebaut, eben so wurden die silberhaltigen Bleierze nicht ausgeschmolzen. Jedoch wurde von dieser Insel eine schöne rothe Farbe ausgeführt, worüber sich noch Geschäftsabschlüsse zwischen den Athenern und den Lieferanten auf einer Marmorplatte verzeichnet vorgefunden haben. Am Hafen Koressos, jetzt Bulkari, fand Landerer bei einer Nachgrabung kleine Massen rothen Bleioxyds und namentlich geschmolzenes Bleioxyd, den sogenannten Molybditis oder Lithargyritis der Alten. Da nun die auf der Insel vorhandenen Bleierze nicht bearbeitet wurden, so ist aus dem Auffinden des Bleisteines und der rothen Farbe, Minium, Miltos der Alten, zu folgern, daß der Bleistein aus den gegenüberliegenden laurischen Bergwerken nach Keos (Zea) geschafft und dort in Minium verwandelt worden sei. Die berühmte rothe Farbe, deren Strabo und Theophrastus gedenken, dürfte also wohl rothes Bleioxyd gewesen sein.

Auf der Insel Skopelo finden sich noch bedeutende Reste von Bergbauten und Schmelzöfen nebst Eisenschlacken. Die Art der Schmelzung ist nicht zu ermitteln, jedoch deuten die äußerst massive Bauart der Oefen und ihre zusammengeschmolzenen, verglasten Steine darauf hin, daß der Be-

trieb ein sehr großartiger mit anhaltender starker Feuerung gewesen sein muß.

Neben dem Marmor ist der Amianth der Insel Euboea zu erwähnen. Strabo sagt, indem er auf diese Insel und besonders die Städte Karystos, Marmareon und Styra zu sprechen kommt: „Hier wird ein Stein gefunden, welchen man spinnen und weben kann; es werden aus ihm allerlei Kleidungsstücke verfertigt, welche man, wenn sie schmutzig werden, ins Feuer wirft, wo sie durch die Flamme, eben so wie Leinenzeug durch das Waschen, gereinigt werden.“ Wir wissen aus den Schriften der Alten, daß sie ihre Todten in ein unverbrennliches Gewebe von Asbest hüllten, um sie zu verbrennen, damit kein Stäubchen der theuern Reste verloren ginge. Noch jetzt findet sich Amianth in den dort vorhandenen Serpentinlagern, ohne benutzt zu werden. Von höchstem Interesse ist auch die Amianthbildung auf der Insel Mylos.

Das berühmte griechische Erz und die Menge der Kunstgegenstände aus Kupfer und Bronce lassen vermuthen, daß Kupfer im Lande selbst gewesen sei, aber alle bis jetzt gefundenen Kupfererze sind theils sehr arm, theils existirt kaum noch eine Spur von den Plätzen, wo sie sich nach Angabe alter Schriftsteller gefunden haben sollen. Ueber die Stadt Chalkis auf Euboea sagt Strabo: „Ehemals sind hier sehr ergiebige Kupfergruben und Eisenbergwerke gewesen, so daß ihres gleichen nirgend angetroffen wurde; gegenwärtig (also schon zu Strabo's Zeit unter Augustus und Tiberius!) aber sind sie eingegangen.“ — Das Kupfer heißt χαλκός, demnach die Stadt mit dem bedeutendsten Kupferbergbau Chalkis, von wo Alexander der Große einen geschickten Grubenvorsteher, Krates, der die Kupferbauten betrieben hatte, kommen ließ, um die Entwässerung des Sees Kopaïs zu bewerkstelligen. Selbst durch Nachgrabungen konnten die alten Kupferbergbauten nicht wiedergefunden werden; es hat also allen Anschein, daß sie ausgebaut worden sind. Auch bei den Kupferbergwerken von Korinth finden sich weder Kupfererze noch Kupferschlacken, die auf Ausbringung aus Erzen schließen lassen, so daß es scheint, als ob das berühmte korinthische Erz dort zusammengeschmolzen und von den Meistern verarbeitet worden sei.

Nach der Analyse der Erze von Waffen und anderen Gegenständen aus archäologischen Museen besteht das korinthische Erz aus 78 Kupfer, 18 Zink und 4 Zinn. Da diese Metalle in Griechenland nicht mehr existiren oder noch nicht aufgefunden wurden, so müssen sie aus anderen Ländern gekommen sein.

Die korinthischen Erzgießer, χαλκεῖς, wußten auch das Erz zu härten und zu färben. Pausanias schreibt über eine in Korinth vorhandene Quelle Peirene oder Quelle des Pegasus: „Das Wasser der Peirene soll angenehm zu trinken sein, und das korinthische Erz, wenn es heiß und glühend ist, von dem Wasser gefärbt werden.“ Das Wasser ist noch heute vorhanden, es ist nach der Untersuchung ein Agriopsychropoton, eine Akratokrene, die in 16 Unzen nur 2½ bis 3 Gran feste Bestandtheile enthält, mithin konnte sie keine eigenthümlich kupferfärbende, wohl aber durch das Ablöschen in dem kalten Wasser eine härtende Wirkung ausüben.

Cypern führte in alter Zeit den Namen Aerosa und wurde nach der Auffindung der dort vorhandenen reichen Kupfererze von den Römern Cypro-Cuprum genannt. Strabo gibt als Fundort des Kupferrostes und der Kupferblüthe Tamassos an; noch heute findet man in diesem Theile der Insel Spuren von alten Stollen und Bergbauten, und freilich nur selten Reste der reichen Kupfererze, Kupfermalachite und Kupferlebererze. Das Ausschmelzen geschah in Cypern selbst, worauf die in der Nähe des Meeres sich vorfindenden Schlacken hindeuten; über die Art der Schmelzung enthalten die alten Schriftsteller keine Angaben. Das Vorkommen von Silber auf Cypern wird von einigen Schriftstellern erwähnt: „Thessalien hatte Golderze, Siphnos Gold und Silber, das den Hellenen benachbarte Epirus Silber, welches auch auf Cypern gefunden wurde.“ Gegenwärtig findet man keine bauwürdigen Kupfererze und kein silberhaltiges Blei auf dieser großen und schönen Insel.

Das Silber gewannen die Alten aus den silberhaltigen Bleierzen von Laurium und Troja. Die Hüttenprodukte mit Ausnahme der Schlacken waren: 1) Chrysitis, das erste Produkt aus dem Erze, der Bleistein; 2) Argyritis, die bleireichen Schlacken bei der Darstellung des Bleies aus dem Bleistein; 3) Molybditis oder Lithargyros, das Produkt aus dem Blei selbst, also die Glätte, welche wieder zu Blei, Molybdos, auch Kyanos, gefrischt wurde.

Das Blei diente zu Verzierungen, zum Eingießen und Befestigen von Eisenstücken, z. B. zwischen Säulenschäften, zu Gewichten und anderen Gegenständen. Aus dem Blei wurde das Lithargyrum durch Schmelzen und beim Abtreiben des Silbers gewonnen. Alte Oefen finden sich in einem Stollen des Lauriongebirges nebst vielem Ofenbruch aus unreinem Zinkoxyd bestehend, welches sich bei dem Abtreiben des Bleies aus zinkhaltigen Bleierzen, wie sie noch heute in Laurion gefunden werden, verflüchtigt hatte. Es ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln, ob die alten Griechen das Zink gekannt und verwerthet haben; vielleicht diente es ihnen zur Darstellung des korinthischen Erzes.

Von Zinnerzen findet sich keine Spur in Griechenland. Bei Ausgrabung des Theaters des Herodes Attieus entdeckte man zwei Zinnmünzen mit Gepräge, die nach der Ansicht der Archäologen als Eintrittsmarken dienten und von hohem archäologischen Werthe sind.

Das heutige Griechenland besitzt keine Gold- und Silbererze; aus reichhaltigen Bleierzen könnte nicht nur mit Gewinn das Blei, sondern auch das Silber ausgeschmolzen werden, da die Erze alle silberhaltig sind. Solche Bleierze finden sich in den laurischen Bergwerken und lieferten zur Zeit des Perikles jährlich tausende Talente Silber, denen Athen Glanz und Größe verdankte; eben so auf den Inseln Mylos, Keos und Argentina. Diese Bergwerke sind gegenwärtig verlassen. In der Nähe der laurischen Silberbergwerke lagern Schlackenmassen, die auf 60 Millionen Centner berechnet sind. Die Griechen haben dieselben unbenutzt gelassen; eine französische Gesellschaft hat theils von Privaten, theils von der Regierung die Schlacken angekauft, um das Blei derselben auszuschmelzen, welches nach der Berechnung 300,000 Tonnen gleich einer Summe von 30,000,000 Thalern betragen kann. Es sind für Schmelzungskosten 12,000,000 Thaler in Abzug zu bringen, mithin bleibt, im Falle die Resultate mit den Berechnungen übereinstimmen, ein Reingewinn von 18,000,000 Thaler. Jedenfalls ist dies Unternehmen eines der großartigsten für Griechenland zu nennen; der Gewinn bleibt allerdings nicht im Lande, wie denn überhaupt der Bergbau in dem heutigen Griechenland kaum des Erwähnens werth ist.

Dr. Reich.

Sind die Nyam Nyam „geschwänzte Menschen“?

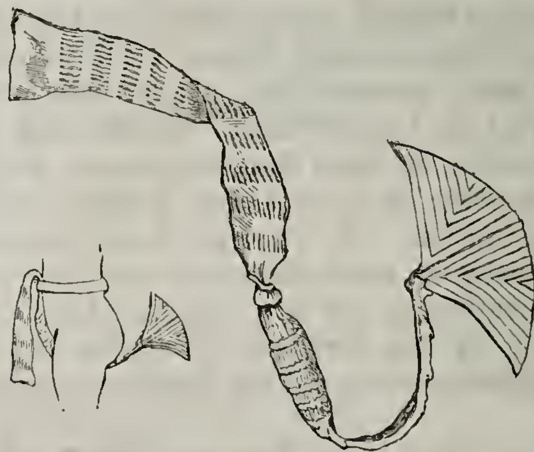
Diese seltsame Frage taucht immer wieder auf und wird von ernsten, wissenschaftlich gebildeten Männern bedingungsweise bejaht. Wir wollen über den Gegenstand einige Mittheilungen geben.

Ein Italiener, der Marchese Antinori, welcher sich eifrig mit Ornithologie beschäftigt, streifte mehre Jahre lang am obern Weißen Nil umher, drang bis in das Land am Keïlakflusse, durchzog jenes der Fertit und der Djur-Neger, kam aber nicht bis in das Land der Nyam Nyam (oder Gniam gniam, auch Makarak genannt). Indessen zog er bei ihren Nachbarn, den Djur und den Wokil, allerlei Erkundigungen ein, welche auf Folgendes hinaus laufen.

Sie wohnen nordwestlich vom Aequator zwischen dem 3 und 4° nördl. Br., südwestlich vom Weißen Nil an den Grenzen von Fertit, und sind im Nordwesten von den Dor-Negern durch den Fluß Bar geschieden. Die drei Familien dieser Volksgruppe sind die Belanda-, die Banda- und die „weißen“ oder braunen Gniam gniam. Die beiden ersteren haben Wollhaar und dick aufgeworfene Lippen; sie sind schwarz; die „weißen“ dagegen kupferfarbig (d. h. wohl röthlichschwarz, nicht schieferschwarz). Männer und Frauen der erstgenannten Abtheilung gehen unbekleidet bis auf Lumpen oder Blätter, welche sie um den Unterleib tragen. Diese übrigens ganz rohen Wilden verstehen sich auf die Bearbeitung des Kupfers und Eisens, auch auf jene des Holzes und Elfenbeins. Die zweite Gruppe, jene der Banda Gniam gniams, wohnt in einem unfruchtbaren Lande; ein moghrebinischer Elephantenjäger, der bis in ihr Land vordrang, will sie in halbverhungertem Zustande getroffen haben. Sie essen Kriechthiere, Ameisen, Heuschrecken, Käfer, Fledermäuse und machen eifrig Jagd auf die Affen, welche aus der Aequatorialgegend kommen. Das Fleisch dieser Thiere ist ihre Lieblingsspeise, und daher rührt vielleicht die oft wiederholte Angabe, daß sie Menschenfresser seien. (An und für sich hat das letztere gar nichts Unwahrscheinliches; wir wissen ja mit der allergrößten Sicherheit, daß bei manchen afrikanischen Stämmen die Anthropophagie im Schwange geht.) Der Gesichtsausdruck der Banda ist stupid und zugleich wild. „Man findet unter ihnen Individuen, deren Steißbein weniger nach vorn und mehr nach hinten gekrümmt ist als gewöhnlich. Diese mit Muskeln und Haut überkleidete Extremität des Rückgrates bildet einen schwanzartigen Ansatz, der manchmal einen Zoll lang wird.“

Ich selber, sagt Antinori, habe Gelegenheit gefunden, einige Individuen dieses Volkes, welche ich bei den Dor und bei den Elfenbeinhändlern sah, zu prüfen. Ich habe gesehen, wie sie in ihrem wilden Instinkte lebendige Fledermäuse fraßen und Affen verzehrten, die ich geschossen hatte. Sie brieten dieselben über einem Feuer und verschlangen dann das Fleisch mit der verkohlten Haut, und dann auch nicht nur die Eingeweide, sondern auch die Excremente! Darum will und kann ich aber doch nicht behaupten, daß sie Anthropophagen seien. Das einzige Individuum, an welchem ich den Ansatz zu einem Schwanze bemerken konnte, traf ich im Winter 1851 in Konstantinopel bei einem Sklavenhändler, und außer mir ist die Thatsache selber noch von anderen Personen beobachtet worden. Die Türken und Araber sind von dem Vorkommen derselben so allgemein überzeugt, daß sie auf den Hauptsklavenmärkten sich wohl hüten, solche Individuen zu kaufen. Die Bandafrauen, sagt man, seien von so grausamer Art, daß sie, wenn sie zornig werden, Kinder auffressen, die man ihrer Wartung anvertraut hat. Dergleichen Angaben haben freilich oft eine irrthümliche Unterlage. Die kupferschwarzen, ins Röthliche spielenden, „weißen“ Gniam gniam gehören wohl schwerlich zu den beiden erwähnten Gruppen und stehen auch nicht so niedrig.

In diesen Angaben wollte Simonot, in der pariser anthropologischen Gesellschaft, einen Verbindungs- und Uebergangszug zwischen Thier und Menschen sehen, einen neuen Beweis, daß man den Menschen nicht von den übrigen Thieren abscheiden und ganz für sich allein hinstellen könne. Wer das thue, trage einen Bruch in den harmonischen Fortschritt, welchen die Schöpfung zeigt, und vernichte die klare Offenbarung der schöpferischen Kraft. Bert entgegnete, daß das einzige Bekleidungsstück, welches diese Wilden tragen, wohl zur Annahme eines Schwanzes geführt haben könne; doch sei auch möglich, daß bei jenem Stamm eine Verrenkung des Steißbeins nach hinten vorkomme. Ein



Der Schwanz des Nyam Nyam.

wirklich schwanzartiges Anhängsel bei gewissen Individuen oder bei einer Varietät der Menschengattung würde an und für sich gar nichts Außerordentliches darbieten, aber damit wäre immer noch kein verbindender Uebergang zu den Affen constatirt. Die höheren, die anthropomorphen Affen haben keinen Schwanz; bei ihnen ist der Daumen weniger vollkommen, als bei manchen niedrigeren Affenarten, während der Fuß, dessen Greifkraft (Prehensilität) beim Menschen nicht vorhanden ist, gerade beim Gorilla und Tschimpanse den Höhengrad seiner Entwicklung erreicht. Und da, wo der Menschentypus niedriger wird, bietet er keine Annäherung zu den Affen dar; man sieht das z. B. an den wulstigen Lippen der Neger. Die organischen Typen gehen nicht in einander über, indem sie aber analoge Modificationen erleiden, verwirklichen sie sich unter anscheinend gleichen Formen, von denen aber eine genaue Untersuchung die ursprünglichen und fundamentalen Verschiedenheiten entdeckt.

Hören wir nun, was der bekannte Reisende Wilhelm Lejean über den Schwanz der Nyam Nyam schreibt.

„Ich schicke hier“, so schrieb er an Eduard Charton in Paris, „die Zeichnung jenes Schmuckes, welcher zu der

Fabel von geschwänzten Menschen Veranlassung gegeben hat. Ich habe das Original ganz genau copirt; es wurde an einem Nyam Nyam gefunden, der (1860) in einem Streite mit den Elfenbeinhändlern sein Leben verlor. Es ist das erste Mal, daß man einen dieser Leute sammt Appendix bekommen hat. Dieser Schwanz besteht aus Leder; die auf der Zeichnung angedeuteten kleinen Linien bestehen aus Stückchen Eisen von 3 Centimeter Länge; in der Mitte befindet sich ein hohler Wulst. Wir haben hier einen Schwanz, der in eine Art von Fächer ausläuft.

Von Zweifel kann jetzt keine Rede mehr sein, und diese Lederschwänze der Nyam Nyam haben gar nichts Auffallendes. Aehnliches kommt auch bei nordamerikanischen Indianern vor, z. B. den Choktaws.

Unter dem Namen der Nyam Nyam begreift man eine Anzahl verschiedener Völkerschaften, die im östlichen Sudan wohnen, 15 bis 20 Tagereisen westlich vom Weißen Nil, im Süden von Dar Fur. Sie haben eine monarchische Regierung, und die Provinzen stehen unter Feudalhäuptlingen. Anthropophagen sind wohl nur die Menschen vom Stamme der Biudgie.

Am 2. August 1860 habe ich eine von den Sklavenhändlern eingefangene Nyam Nyamfrau gesehen. Sie ist kupferfarbig wie die Dor und die Fulbe (Peulhs); dagegen sind die Denka und die Djur schön schwarz.

In jenen Gegenden finden keine Kreuzungen zwischen den verschiedenen Rassen statt, und man kann also die Rothen und die Schwarzen sehr gut unterscheiden; die Trennungslinie ist leicht zu erkennen. Jene Frau ist etwa 25 Jahr alt, hat einen regelmäßigen Gesichtstypus, der etwa die Mitte hält zwischen jenem der Gallas und der Neger; das Auge ist hübsch, die Stirn niedrig, Nase und Lippen haben die charakteristische Negerform, aber abgeschwächt. Die ganze Erscheinung ist nicht unangenehm, der Ausdruck des Gesichts sanft und nicht ohne Intelligenz. Sie ist unbekleidet bis auf einen Lederschurz (Rahad); gewöhnlich hält sie die Arme über die Brust gekreuzt. Die Sprache ihres Volkes wird von den benachbarten Stämmen nicht verstanden, doch finden die Handelsleute Dolmetscher bei den Dor. Zwei Zähne der untern Kinnlade waren spitz gefeilt; die Frau trug über den Hand- und Fußknöcheln und am Halse Stränge von Glasperlen, niedliche Ohrringe und drei schwere eiserne Reifen um den Hals, die hinten mit dem Hammer zusammengeschmiedet worden sind. Ist das eine Bijouterie? Das Haar ist wollig."

Aus allen Erdtheilen.

Merkwürdigkeiten aus der Sprachkunde.

Mundarten und verschiedene Betonungen. Prof. Karl Böttger in Dessau, ein eben so gründlicher als vielseitiger Gelehrter, hat so eben (Leipzig bei Gustav Mayer) eine zweite Serie von „Max Müllers Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" erscheinen lassen. Wir werden auf das ungemein inhaltreiche Werk mehrmals zurückkommen und wollen heute nur einige Bemerkungen über das Verhältniß der Mundarten zu einander hervorheben.

Seit Cooks Zeiten sind von den 10 einfachen Zahlwörtern in der Sprache von Tahiti nicht weniger als 5 entfernt und durch neue ersetzt worden. So hieß z. B. 2 früher rua, jetzt piti; 5 hieß rima, jetzt pae ꝛc.

Wenn eine radikale (isolirende) oder einsilbige Sprache, wie die chinesische, anfängt sich zu verändern und in von einander unabhängige Mundarten zu zerbröckeln, dann müssen die Resultate von denen sehr verschieden sein, welche wir am Lateinischen, insofern dasselbe sich in die romanischen Mundarten zersplittert hat, wahrnehmen. In den Mundarten der Chinesen scheint Alles, was sie etwa zusammen halten könnte, rettungslos verloren.

Die Sprache, welche gegenwärtig in Cochinchina gesprochen wird, ist ein Dialekt des Chinesischen, wenigstens insoweit als das normannische Französisch ein Dialekt des Französischen war, obgleich es von Sachsen an einem normannischen Hofe gesprochen wurde. In früheren Zeiten hat es eine alte Landessprache in Cochinchina gegeben, die annamitische, welche gleichsam das Sächsische jenes Landes darstellt, auf welches das Chinesische, wie in England das Normannische, gepfropft ist. Dieses aufgepfropfte Chinesische ist also ein Dialekt des in China gesprochenen Chinesischen und mit dem Dialekte von Canton sehr nahe verwandt. Dennoch würden nur wenige chinesische Gelehrten das Chinesische in der Sprache Cochinchina's wieder erkennen.

Es ist z. B. einer der wichtigsten Charakterzüge der chinesischen Schriftsprache (des Dialekts von Nanking, der Mandarinensprache), daß jede Silbe in einen reinen oder nasalen Vokal ausgeht; dagegen finden wir im Cochinchinesischen Wörter, die auf k, t und p endigen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß die ältesten Missionäre das Annamitische als vom Chinesischen gänzlich verschieden darstellten. Einer derselben schreibt: „Als ich nach Cochinchina kam und die Eingebornen, besonders die Weiber, sprechen hörte, glaubte ich Vogelgezwitscher zu vernehmen und gab alle Hoffnung auf, jemals eine solche Sprache zu erlernen. Alle Wörter sind einsilbig, und die Leute unterscheiden die Bedeutung derselben nur vermittelst der verschiedenen Accente, welche sie bei der Aussprache darauf legen.

So bedeutet z. B. die Silbe daï, in Folge verschiedener Betonung, nicht weniger als 23 verschiedene Dinge, so daß die Menschen nie sprechen, ohne zu singen. —

Diese Schilderung ist, wenn auch etwas übertrieben, doch in der Hauptsache richtig, da sich in der annamitischen Sprache, wie in anderen einsilbigen, sechs oder acht musikalische Accente oder Modulationen vorfinden, durch welche die verschiedenen Bedeutungen einer und derselben einsilbigen Wurzel aus einander gehalten werden. Diese Betonungen bilden ein Element der Sprache, welches wir verloren haben, das aber während der ältesten Periode der menschlichen Sprache höchst wichtig war.

Die chinesische Sprache hat über nicht mehr als ungefähr 450 wesentlich verschiedene Silbentöne zu verfügen und drückt mit ihnen zwischen 40 und 50,000 Wörter und Bedeutungen aus. Diese Bedeutungen werden jetzt durch Zusammensetzungen auseinander gehalten, wie in anderen Sprachen durch Ableitung. Aber auf der radikalen oder isolirenden Stufe würden Wörter mit mehr als 20 Bedeutungen den Hörer ganz und gar verwirrt gemacht haben, wenn nicht durch einige Winke angedeutet worden wäre, was der Sprechende wirklich mit ihnen zu sagen beabsichtigte.

Solche Winke wurden nun durch verschiedene Betonungen gegeben. Wir selber haben noch etwas von dieser musikalischen Fähigkeit in unserm Satzton übrig; wir unterscheiden z. B. einen fragenden Satz von einem behauptenden, indem wir die Stimme erheben.

Verstanden? — Verstanden! — Fort? — Fort! — Wir sprechen Ja auf sehr verschiedene Weise aus, wenn wir dar-

unter verstehen vielleicht (— ja, das kann wahr sein —) oder natürlich (— ja, das weiß ich —) oder wirklich (— ja, ist das wahr? —) oder fürwahr (— ja, ich will's! —) oder wenn wir es in seiner gewöhnlichen Bedeutung gebrauchen.

Aber im Chinesischen, Annamitischen und eben so im Siamesischen und Barmanischen finden diese Tonmodulationen eine viel weiter gehende Anwendung. Hier ein Beispiel:

Im Annamitischen bedeutet Ba mit schwerem Accent ausgesprochen eine Dame, einen Ahn;

mit dem scharfen Accent bedeutet es den Günstling eines Fürsten;

mit halbschwerem Accent bedeutet es etwas Weggeworfenes;

mit einem schweren Circumflex, etwa als baa ausgesprochen, bedeutet es das, was von einer Frucht übrig bleibt, nachdem diese ausgepreßt worden ist.

gar nicht betont, bedeutet es drei;

mit dem die Stimme erhebenden oder fragenden Accent bezeichnet es eine Ohrfeige.

So soll denn ba, bà, bâ, bá, wenn die Aussprache glücklich von statten geht, bedeuten:

„Drei Damen (geben eine) Ohrfeige (dem) Günstling des Fürsten."

In welchem Grade derartige Betonungen in den verschiedenen Mundarten gewissen Schwankungen ausgesetzt sein müssen, ist leicht zu begreifen. Obgleich sie durch grammatische Regeln fest bestimmt sind und ihre Vernachlässigung die absurdesten Irrthümer veranlaßt, waren sie doch offenbar anfangs der bloße Ausdruck individuellen Gefühls und daher viel größerer Abweichungen in den einzelnen Mundarten fähig als die eigentlichen sogenannten grammatischen Formen.

Der beste Kaffee Arabiens.

Gifford Palgrave hat seinem lehrreichen Buch über Centralarabien einige Bemerkungen über den Kaffee einverleibt, welche mitgetheilt zu werden verdienen. In Europa wird die edle Bohne vielfach mißhandelt, das Getränk schlecht zubereitet und selbst in „guten Häusern" oftmals „ein barbarischer Saft" bereitet. Man versteht nicht, die geeignete Bohne auszuwählen, und das Beste kommt ohnehin nicht nach Europa.

Es gibt bekanntlich sehr verschiedene Arten von Kaffeebohnen. Der allerbeste, — darüber, sagt Palgrave, wird jeder wirkliche Kenner einverstanden sein — kommt aus dem arabischen Yemen; er heißt Mokkakaffee nach dem bekannten Ausfuhrhafen.

Aber wenig, blutwenig, ein Quantum, das kaum bemerkbar ist, kommt in die Gegenden, welche westlich von Konstantinopel liegen. Arabien, Syrien und Aegypten verbrauchen volle zwei Drittel des Mokka- oder Yemen-Kaffees, und das letzte Drittel gelangt in die Hände von Türken und Armeniern, die nicht einmal die beste oder reinste Waare bekommen. Denn bevor dieselbe nach Alexandria, Beyrut, Jaffa und andere Häfen zur Weiterausfuhr gelangt, sind die Mokkaballen unterwegs Bohne für Bohne untersucht werden. Jede einzelne, die hart, rund, durchsichtig und grünlichbraun, also allein werth ist geröstet und gestampft zu werden, wird von den Fingern erfahrener Leute bei Seite gelegt, und zur Verschiffung nach Europa gelangt, was übrig bleibt, also eine mehr platte, dunklere, oft ins Weißliche spielende Bohne.

Dieses Sortiren geschieht mit Bewußtsein und Methode. Man hat Abstufungen schon in Arabien selbst, und Palgrave ist oftmals Augenzeuge bei solchem Sortiren gewesen. Man ging dabei mit der größten Sorgfalt zu Werke.

Der arabische Kaffee hat drei Exportlinien: über das Rothe Meer, das Innere Hedschas und über Kasim; die erstere führt nach Aegypten, die zweite nach Syrien, die dritte nach dem Nedscheb und Dschebel Schammar. Von Arabien selbst abgesehen, erhalten die beiden erstgenannten Länder die beste Waare, aber doch auch nur unter der eben betonten Beschränkung, und über Alexandria und die syrischen Häfen bekommen dann Konstantinopel und der Norden ihren „Mokkakaffee". Dieser ist aber nur selten echt, außer wenn gute Bekannte und Geschäftsfreunde sich einmal in der Lage sehen, das Allerbeste wirklich liefern zu können. Im gewöhnlichen Handelsverkehr findet in den Magazinen der Küstenstädte fast allemal eine Verfälschung und Vermischung statt, und sehr oft ist das, was als echte Mokkawaare aus den levantinischen Häfen nach Europa verschifft wird, derselben so ähnlich, wie ein aus Brasilholz ꝛc. verfertigter „Wein" dem echten Oportogewächs.

Die zweitbeste Sorte Kaffee, welche von Manchen dem Mokka vorgezogen wird, wächst in Abyssinien. Die Beere ist größer, hat ein etwas anderes Aussehen und ist weniger erhitzend. Sie verdient alles Lob und sie wird, wenn einmal jenes Land der Civilisation und der Ordnung gewonnen werden kann, eine große Zukunft haben.

Mit diesen beiden Sorten ist die Liste des Kaffee's geschlossen; „alles Andere ist nur Bohne". In dritter Reihe steht die Bohne Indiens, und mit ihr kann sich ein kleiner Theil derjenigen messen, welche im ostarabischen Oman gewonnen wird. Diese beiden Sorten sind es, mit welchen alle Kaffeetrinker von Dasar bis Basra, Bagdad und Mosul fürlieb nehmen müssen, also Araber, Perser, Türken, Kurden; sie alle bekommen kein anderes Getränk. Wer den echten Mokkakaffee nicht kennt, wird diese indische Bohne ganz leidlich, vielleicht sogar ganz angenehm finden; Palgrave, der im Nedsched das allerbeste Getränk gekostet und zu würdigen gelernt hatte, fand sie „kaum trinkbar". Die Bohne ist unregelmäßig, schwärzlich, und ihr fehlt das halbtransparente alabastergleiche Ansehen, welches der echten Yemensorte eigen ist. Vielleicht kann man durch sorgfältige Pflege der indischen Bohne eine Qualität geben, durch welche sie dem Mokka- oder doch wenigstens dem abyssinischen Kaffee näher kommt.

In der Meinung aller Orientalen nehmen die amerikanischen Kaffeesorten den niedrigsten Rang ein. Der Javakaffee wird von Europäern gelobt. Im Nedsched geben die Araber dem Kaffee oft einen Zusatz von Safran, Gewürznelken und dergl.; sie thun es, weil sie als Wahhabis keinen Tabak rauchen dürfen.

Mac Intyre's Expedition zur Aufsuchung von Leichhardts Spuren. Nachrichten aus Melbourne vom Ende Juni melden, daß Mac Intyre am Darlingflusse damit beschäftigt war, seine Karawane zu bilden; er wollte im Juli seine Reise antreten, und Doctor Murray, der sich bei Howitts Expedition vortrefflich bewährt hat, wird ihn begleiten. Die Ausrüstung ist auf zwei Jahre berechnet; den sechs Weißen haben sich zwei eingeborne Schwarze angeschlossen. Privatpersonen und einige Colonialregierungen unterstützen das Unternehmen.

---

r. **Der Nilschlamm.** In einem Briefe Méhédins an Dumas findet sich folgende die Anschwellung des Nils betreffende Stelle, welche diese Erscheinung in interessanter Weise dem Leser vorführt.

„Schon 50 Tage, im April und Mai, wehte der Chamsin, der Wind der Wüste, über Aegypten; der Sand, den er mit sich führte, verdunkelte den Himmel und bedeckte die Erde mit einer leichten Decke, während der in den Fluß fallende Sand durch seine Schwere zu Boden sank. In der Mitte des Juni trat Windstille ein, dann begann der Nordwind mit wachsender Stärke sich zu erheben. Er weht fast während des ganzen Sommers, und es wäre schwierig, ohne ihn in dieser Jahreszeit in Aegypten zu leben. Sollte diese Windrichtung Ursache der Regenströme sein, die dann in Sudan und darüber hinaus fallen? Ich glaube es nicht; immer aber ist es der Fall, daß vom 1. Juli ab der Nil steigt und seine Farbe, die bisher graugrün war, in erdigfahl bis ockergelb ändert. Das Anschwellen ist unregelmäßig, der Fluß steigt mehr oder weniger schnell und sinkt dann für kurze Zeit wieder.

Im Gegensatze zu allen Reisenden, welche den Winter zu einer Stromauffahrt benutzen, schiffte ich mich am 5. Juli in Boulak ein, erreichte den zweiten Katarakt am 5. August und kam am 10. September nach Theben, wo ich mich für einige Monate niederließ. Ich hatte dort Gelegenheit, die Anschwellung des Flusses sehr genau zu beobachten und die bedeutenden landwirthschaftlichen Resultate dieses Phänomens schätzen zu lernen. Dort habe ich auch einige Proben des Schlammes gesammelt.

Gegen den 30. September ist die Flut in ihrer größten Höhe, und das Thal zwischen dem libyschen und arabischen Bergzuge bietet den Anblick einer unendlichen Meerenge, übersäet mit zahlreichen Inseln.

Im Oktober zieht das Wasser sich allmälig zurück, und man sieht die Lage Schlamm auf dem Erdboden. Er bildet eine mehr oder weniger dicke Kruste, je nach der Beschaffenheit des Terrains; von der Sonne getrocknet, blättert er sich ab und erhärtet an seiner der Wärme zugekehrten Seite. Die im Mai des letzten Jahres von dem Chamsin über die Erde gebreitete Sanddecke verhindert das Anhaften des Schlammes an dem Boden des vergangenen Jahres. Ich zählte mehr als 500 dieser Schlammdecken in ihrer chronologischen Ordnung, denn — Dank dem Wesen des Chamsins! der jährlich so regelmäßig sich einstellt wie das Wachsen des Nils, — ich bemerkte wüste Einstürze

des Flußufers, welches blosgelegt einen merkwürdigen Durchschnitt deutlich erkennbarer Alluvionsschichten zeigte, in welchen ein jedes Jahr durch so klare Charaktere verzeichnet ist, wie wir das Alter einer Eiche in ihren Jahresringen erkennen.

Ich sammelte neben dem Schlamme des Erdbodens auch ohne viele Schwierigkeit von dem Flusse während der Ueberschwemmung dahingerollte Substanzen, indem ich in den stärksten Strom einen Eimer auswarf, der mir aus einer Tiefe von 10 bis 15 Meter Sand heraufbrachte. Nach verschiedenen Versuchen bildet dieser Sand den Boden des Flusses und ist derselbe, welchen der Chamsin herbeiführt. Auf meiner Barke, wo ich kein anderes Getränk hatte als das schmutzige Wasser, welches der Fluß mir bot, filtrirte ich dasselbe, um es trinkbarer zu machen; es blieb der leichtere Theil des Schlammes zurück, den man auf der Oberfläche des Nils findet."

Aus Abyssinien. Wir haben früher ausführlich erzählt, daß König Theodor die Judenmissionäre Stern und Rosenthal und den englischen Consul Cameron noch immer gefangen hält, obwohl der englische Consularagent Rassam sich alle Mühe gegeben hat, die Befreiung derselben auszuwirken. Theodor antwortet auf keinen Brief; den neuesten Berichten aus dem Rothen Meere zufolge (Juli) hat er seine Gefangenen in Magdala zurückgelassen und einen (nun den dritten) Kriegszug gegen die südabyssinische Provinz Schoa unternommen, wahrscheinlich gegen die Gallas. Rassam hatte einem Boten 60 Thaler gegeben, um einen Brief an den gefangenen Consul zu überbringen; dieser Bote wurde aber entdeckt und vor den König geführt, der sofort befahl, ihm einen Fuß und eine Hand abzuhacken. Als die Hand vom Arme getrennt worden war, besann sich der „Kaiser von Aethiopien" und ließ dem mißhandelten Menschen 1000 Dollars ausbezahlen; — an dieser letztern Angabe möchten wir aber doch zweifeln.

Die Eisenbahnen in Ostindien. Ueber diese hat ein Herr Danvers einen lehrreichen Bericht veröffentlicht, aus welchem wir ersehen, daß das indische Bahnsystem eine immer größere Ausdehnung gewinnt. Am 1. Januar 1864 waren 2519 Miles für den Verkehr eröffnet, 1865 schon $3186\frac{1}{2}$ Miles; dazu sind bis Mitte 1865 noch $218\frac{1}{2}$ Miles gekommen, so daß Indien gegenwärtig 3404 Miles im Betriebe hat. Es stellt sich schon jetzt als ein großer Nachtheil heraus, daß sie zumeist nur eingleisig sind, während der Verkehr steigt und ein zweites Geleise sich als unbedingt nothwendig herausstellt. Für England ist der Bahnbau in Indien eine wichtige Erwerbsquelle. 1864 wurden in 233 Schiffen 102,318 Tons Bahnmaterialien, im Werthe von 1,018,164 Pf. St. nach Indien verschifft; die Fracht stellte sich auf 164,528 Pf. St. Fast das ganze Kapital für den Bau der indischen Eisenbahnen ist in England aufgebracht worden; die Aktien sind in 29,303 Händen, während ganz Indien nur 777 Aktionäre zählt. Die Eingebornen wollen kein Geld anlegen, das nur 5 Procent, obschon von der Regierung gewährleistete Zinsen bringt; sie wollen 30 bis 50 und mehr Procent machen; das ist so landesüblich, und wird bleiben, bis Indien ein allgemeines Banksystem erhält; dann wird auch der Ackerbau eine gesundere Unterlage erhalten.

Man projektirt jetzt eine Bahn von Bombay durch Centralindien, vermittelst welcher die großen Linien: East Indian, Eastern Bengal, und die Calcutta und Southern Railways einen centralen Endpunkt in Calcutta gewinnen würden. Auch andere Linien für Centralindien sind entworfen worden. Im Ganzen beträgt das bisher in den indischen Bahnen angelegte Kapital 54,942,029 Pf. St.; die Nettoeinnahme betrug 1863 die Summe von 690,834 Pf. St. und 1864 schon 915,077 Pf. St. Während der letztverflossenen 14 Jahre hat die Regierung an garantirten Zinsen 13,160,500 Pf. St. verausgabt und davon etwa 3 Millionen zurück erhalten, so daß eine Schuld von etwa 10 Millionen bleibt.

Verbrechen in Nordamerika. Jedes politische Blatt aus diesem Lande gleicht seit langer Zeit nur einem Criminalbericht; die rechtschaffenen Leute sind in Verzweiflung über die ganz und gar verwilderten Zustände, welche durch das Regiment der Stellenjäger, der Soldateska und des Pöbels herbeigeführt worden sind. Ein Brief aus Philadelphia (Schipping Gazette 15. August) sagt:

„Fast aus jeder Stadt laufen unablässig Berichte über Unruhen und Mordthaten ein. Die heimgekehrten Soldaten verüben außerordentlich viel Unfug, aber auch das Volk ist dermassen verwildert, daß es auf Gewaltthaten und Scheußlichkeiten nur mit geringem Abscheu blickt. So haben jüngst die Soldaten in Chicago, Indianopolis, Concord, St. Louis und manchen anderen Städten schauderhaften Unfug getrieben, Waarenläden ausgeraubt, Bürger ermordet und nicht nur das Ansehen der bürgerlichen Behörden mißachtet, sondern dieselben lahm gelegt. Im Schatzamte zu Washington sind wieder kolossale Betrügereien entdeckt worden."

Ueber die Unruhen in Chicago, in welchen die biederen „Freiheits- und Unionskämpfer" sich hervorthaten, lesen wir in dem Wochenblatte des deutschen neuyorker Journals, 29. Juli, Folgendes:

Am 21. Juli traten Soldaten vom 9. Iowaregiment in eine Trinkstube, aus welcher bald darauf Revolverschüsse ertönten. Dann eilten etwa 200 Mann mit Gewehren und Revolvern dorthin. Sie erfuhren, daß ein Soldat, der getrunken hatte, vom Wirth zum Bezahlen aufgefordert wurde. Er gab dem Wirth einen Schlag ins Gesicht, und dann entstand eine Rauferei, in welcher der Soldat wahrscheinlich von einem seiner Kameraden erschossen wurde. Nun feuerten die wüthenden Soldaten Schüsse in das Haus und drangen hinein, um den Wirth gefangen zu nehmen und zu hängen; er war aber inzwischen durch Polizeileute nach einem Stationshause geschafft worden. Die Soldaten zerstörten dann das Haus und rissen dasselbe bis auf die Mauern nieder. Die blutdürstige Rotte, welcher die Polizei keinen Widerstand zu leisten wagte, zog dann nach dem Stationshause und verlangte die Auslieferung des Wirthes; sie drohten die Polizeimannschaft zu ermorden und auch dieses Haus niederzureißen. Mit aufgepflanztem Bayonnette und dem Revolver in der Hand durchsuchten sie das Haus; der Wirth war aber schon auf einer Lokomotive aus der Stadt geschafft worden. Die Polizeileute wurden mit den Spitzen der Bayonnette durch das ganze Haus getrieben. Offiziere spielten bei diesem Unfug eine Hauptrolle. — Von Bestrafung ist, wie in allen solchen Fällen, die täglich vorkommen, nie die Rede.

Das deutsche neuyorker Journal ist ein ehrliches Blatt, nicht in der Hand von Stellenjägern, einstigen rothen Demagogen in Deutschland und nun im Yankeelande Preßlakaien der Yankee's, welche das Publikum im alten Vaterlande planmäßig belügen und jede Willkürmaßregel der Yankeeregierung und die Gewalthaberschaft der verschiedenen Proconsuln gut heißen, beschönigen oder vertheidigen. Das neuyorker Journal ist ein Blatt, das die Sache der Civilisation, der Freiheit und der wahren Humanität vertritt und nicht dem rohen Niggerradikalismus verfallen ist, der mit philanthropisch klingenden Redensarten, durch welche sich schwache Köpfe irre führen lassen, die Unkultur, die Barbarei fördert und obendrein die armen Neger der Vernichtung preisgibt.

Wir fügen folgenden Bericht bei:

„Hudson, Staat Neuyork, 26. Juli. Gestern wurde unsere Stadt durch eine Schaar von Dieben und Raufbolden heimgesucht, welche mit dem Dampfer von Albany kamen. Sie verbreiteten sich über die ganze Stadt, trieben die Leute aus ihren Wohnungen, raubten, stahlen und begingen Brutalitäten und Verbrechen aller Art, ohne daß man gegen ihr verbrecherisches Treiben einschritt. Im Ganzen wurden nur 6 verhaftet und mit einer leichten Geldbuße belegt."

Folgende Thatsachen sind bezeichnend für die Zustände im „Lande der Freiheit": „Robert Brown von Wellsburgh, ist von Wheeling nach Fort Delaware geschickt und zu einjähriger Kerkerhaft verurtheilt worden, weil er Freude über Lincolns Tod geäußert habe. — Raleigh, Nordcarolina, 15. Juli. General Ruger hat den Offizieren der ehemaligen Südarmee befohlen, ihre conföderirten Knöpfe abzuschneiden. Wer das nicht thut, dem läßt der Profoßmarschall sie abschneiden, und die Missethäter werden verhaftet.

Die Wälder Canada's lieferten 1863 allein in den Revieren am Ottawa und dessen Nebenflüssen 27 Mill. Kubikfuß Holz; etwa 25,000 Arbeiter waren beschäftigt, um dasselbe zu fällen und für den Markt zu bearbeiten.

Die Küstenregion der Republik Bolivia. Dieser Staat ist bei seiner Abtrennung von Peru in Bezug auf seine Grenze am Meere entschieden beeinträchtigt worden, denn er hat an der See nur einen öden Landstrich der Atacamawüste, und sein einziger Hafen, Cobija, ist nicht einmal ein solcher, sondern nur eine unsichere Rhede. Dazu kommt, daß die Republik Chile

Anspruch auf den Küstenstrich zwischen 23 und 25° 20' s. Br. macht, und dort liegen die Merillones-Inseln, deren Guanoreichthum auf etwa zwei Millionen Tonnen geschätzt wird (jede zu 20 Centnern). So lange die Grenzstreitigkeiten nicht entschieden sind, muß derselbe unbenutzt bleiben. Das ganze bolivianische Küstengebirge ist reich an Kupfer; an der Nordgrenze der Republik, am Flusse Loa, hat man auch Gold gefunden. Von Paquica wird etwas Guano ausgeführt, er ist aber von geringer Beschaffenheit. In der Nähe von Calama, etwa 34 deutsche Meilen von Cobija, liegt Kupfer in großer Menge und stark silberhaltiges Blei, aber das Erz muß auf Maulthieren durch eine Wüstenei geschafft werden, in welcher auf einer Strecke von 20 Meilen kein Wasser gefunden wird. Deshalb lohnt der Betrieb nicht, und aus demselben Grunde müssen auch die großen Boraxfelder bei Ascotan am Fuße der Andes unbenutzt bleiben. Hätten die südamerikanischen Republiken auch nur einen Theil der Gelder, welche sie in Bürgerkriegen und Revolutionen bisher vergeudet haben, auf die Herstellung von Straßen verwandt, so würden sie längst zu Wohlstand gekommen sein. In Bolivia denkt man jetzt an Erleichterung des Transportes und hat wenigstens Pläne zu Eisenbahnen entworfen. Den Einfuhr- und Ausfuhrhafen für das nördliche Bolivia bildet die peruanische Stadt Arica; der östliche Landestheil ist auf das Stromgebiet des Paraguay, respective des La Plata angewiesen.

F. v. H. **Zarathustra und Ormuzd.** Der Name des großen Propheten der Eranier, den wir gewöhnlich unter der griechischen Form Zoroaster (Ζωροάστρης) kennen, lautet in der Sprache, in welcher er selbst geredet, Zarathustra. Die heutigen Anhänger des Propheten erklären den Namen nach der im neuern Idiom sich vorfindenden Form Zardruscht oder Zartuscht als „Goldstern". E. Burnouf deutet den Namen: fulvos camelos habens, während Rud. Roth ihn als „Goldschmied" — Haug als „der treffliche Lobsänger" erklärt. Der gelehrte Orientalist der wiener Hofbibliothek und Docent der allgemeinen Sprachwissenschaft an der dortigen Universität, Dr. Friedrich Müller, glaubt, daß, um den Namen zu erklären, man ihn einerseits in seine Elemente richtig zerlegen, andrerseits durch passende Parallelen begreiflich zu rechtfertigen versuchen müsse. Er gelangt zu dem Schlusse, daß Burnoufs Deutung die annähernde sei und erklärt den Namen selbst als „muthige Kameele besitzend". Bezüglich der Eigenschaft „muthig" verweist er auf Tarafah, Muallagah. S. 11. Auch über den Namen des höchsten Gottes der zarathustrischen Religion, des absolut guten Prinzips derselben, stellt Müller interessante Untersuchungen an. Bei uns lautet dieser Name gewöhnlich Ormuzd (griech. Ωρομάσδης), in der neuern Form bei den Parsen Hormezd, in der ältern Form aber und zwar in den Keilinschriften Auramazdâ, in den Zendbüchern meistens Ahurô-mazdâo. Auch hier sind eine große Anzahl Erklärungen vorhanden, von denen aber nur acht grammatisch möglich sind. Diese reduzirt Müller auf zwei, von welchen ihm die Deutung „großer Weiser" die passendste erscheint.

Das Eidsteddfod, die jährliche Zusammenkunft der Freunde und Beförderer der wallisischen Sprache ist diesmal (1865) in der Stadt Flint gefeiert worden. Um mehr Zug in die Sache zu bringen und möglichst viele Freunde der keltischen Nationalität herbeizuziehen, hatte man zwar „die alte und herrliche Sprache des Fürstenthums" auch jetzt zur Hauptsache gemacht, aber auch ein Schützenfest in das Programm aufgenommen und Preise für literarische Originalarbeiten ausgetheilt. Dazu kam noch eine Ausstellung wallisischer Gewerbserzeugnisse „von in Wales gestrickten wollenen Strümpfen bis zu den in Wales geschnitzten Holzlöffeln". Man sieht, die kleinen, allmälig dem Untergang entgegen reifenden Sprachen und Nationalitäten halten und wehren sich, so lange es eben gehen will.

Erdöl in Galizien. Europa wird wohl bald in den Stand gesetzt werden, seinen Bedarf an Petroleum selber zu befriedigen. Dieses jetzt so werthvolle und früher vernachlässigte Produkt kommt in vielen Gegenden unsers Erdtheils vor, in Italien z. B. am Abhange der Apenninen im Modenesischen und Parmesanischen, in Frankreich bei Pezenas, in der Krim bei Kertsch, sodann in einzelnen Theilen von Deutschland. Ueber den Reichthum Galiziens an Erdöl haben wir schon früher im „Globus" Notizen gebracht; jetzt finden wir in einem Bericht aus Marseille manche neue Angaben. Ein dortiges Blatt, der „Semaphore", weist darauf hin, daß täglich neue Quellen und Becken entdeckt werden; die Geognosten stellen systematische Nachforschungen an und kommen nach und nach ins Klare über die geographische Vertheilung des Petroleums auf dem Erdball (daß das Erdöl auch in Persien, im alten Babylonien, am Kaspischen Meer, in China, in Hinterindien, in Venezuela gefunden wird, abgesehen von Nordamerika, wissen wir längst).

Zwischen den beiden Petroleumbecken in Galizien und der Moldau-Walachei findet ein Zusammenhang statt. Diese beiden Oelregionen bilden, streng genommen, nur eine einzige, und sie wird durch die Karpathen bezeichnet. Ich habe, sagt der Berichterstatter, eine Reise durch Galizien gemacht, wo fast alle Tage neue Funde vorkommen. Die Oertlichkeiten, wo man das Oel entdeckt hat, gruppiren sich im Süden der Krakau-Lemberger Bahn zwischen Sandecz im Westen, Drohobycz im Osten, Jasto im Norden und Kamaneza im Süden. Eine sehr reichhaltige Quelle ist ganz neuerlich (Juni 1865) bei Rzepedz angebohrt worden; es werden aber gewiß bald viele andere nachfolgen, denn die Galizier haben jetzt das Oelfieber so gut wie die Amerikaner und bohren allenthalben, freilich zumeist in sehr roher Weise und ohne gute Werkzeuge; doch kommen jetzt schon Ausländer mit Kapital und guten Geräthen, und so wird bald Alles anders werden. Die bis jetzt bekannte Oelregion hat eine Länge von etwa 25 und eine Breite von 6 bis 7 deutschen Meilen, nahe an drei Millionen Morgen Flächeninhalt, und es sind nur erst 25 Oelwerke vorhanden, die während der letztverflossenen drei Jahre entstanden. Die Oelregion zieht sich von Drohobycz nach der Moldau hin, von Nordwest nach Südost, durch die Bukowina. Aus der Vertheilung der Oelquellen ergibt sich, daß ein großer unterirdischer Spalt vorhanden ist, welcher Europa etwa in der Linie von den Mündungen der Oder bis zu jenen der Donau durchzieht. Auf dieser Linie werden die Salzwerke von Wieliczka, Bochnia, Stavasol, Drohobycz, Delatin und Solka bearbeitet. Das letztere liegt in der Bukowina, unweit der moldauischen Grenze, und dort kommt, wie in Drohobycz, Petroleum neben dem Salze vor; bei Stavasol in Galizien ist dasselbe der Fall. Meine Beobachtungen in Galizien führen mich zu der Annahme, daß große unterirdische Reservoirs vorhanden sind, welche von den bituminösen Auswürfen, die tief aus dem Innern der Erde kommen, Nahrung erhalten. Da, wo Petroleum in jüngeren Formationen auftritt, wie in Galizien, liegt es gewöhnlich 100 bis 150 Fuß tief.

Der Handelsverkehr Großbritanniens und Irlands 1864 ist beträchtlicher gewesen als in irgend einem frühern Jahre. Ungeachtet die Einfuhrzölle während der letztverflossenen sieben Jahre beträchtliche Reduktionen erfahren haben, ergeben sich doch für 1864 mehr als 24 Mill. Pf. St. Zolleinnahme. Je niedriger die Zölle gesetzt wurden, um so größer war der Ertrag. Folgende Ziffern reden deutlich genug:

	Einfuhren.	Ausfuhren.
1862	225,700,000 Pf. St.	166,100,000 Pf. St.
1863	248,900,000 „	196,900,000 „
1864	274,800,000 „	212,600,000 „

Frankreich hat 1864 an Gold und Silber aus England für 9,921,524 Pf. St. bezogen.

Die Einfuhren aus Amerika betrugen 1861 für 49,400,000 Pf. St., im Jahre 1864 nur 17,900,000 Pf. St.

Während der Wiederexport von ausländischen und Colonialgütern 1861 erst 34,529,684 Pf. St. betrug, war derselbe 1864 auf die ungeheure Summe von 52,240,240 Pf. St. gestiegen.

Großbritannien bezog an Wein aus Spanien 7,770,887, Portugal 3,344,871 und aus Frankreich nur 2,723,200 Gallonen. Das schwere Getränk findet auf der nebligen Insel mehr Liebhaber als das leichtere.

Die Abgaben von Rauch- und Schnupftabak in Großbritannien haben für das Jahr vom 31. März 1864 bis dahin 1865 die ungeheure Summe von 6,115,997 Pf. St. 16 Schill. 1 Penny abgeworfen.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Hermann Vambery's Reise in Mittelasien.

II.

Die Pilger aus dem fernen Osten. — Hadschi Bilal. — Zug der Karawane nach dem Kaspischen Meere. — In Karatepe und Aschura. — Russische Dampfer und turkomanische Piraten. — Gömüschtepe am Flusse Görgen und die Jomut-Turkomanen. — Der Häuptling Chandschan. — Ausflug zur Mauer Alexanders des Großen. — Grausame Behandlung der persischen Gefangenen. — Fromme Gastmähler. — Ilias Bey, der Karawanenführer, und Kulchan, Pir der Karaktschi. — Die turkomanischen Stämme. — Einfluß altüberkommener Bräuche, der Deb. — Nomadenreligion. — Raubzüge.

Wir haben erzählt, daß Vambery im Hause des türkischen Gesandten zu Teheran eine Anzahl tatarischer Pilger aus der chinesischen Bucharei kennen lernte und mit ihnen die Reise nach Chiwa und Buchara antrat. Sie hatten ihm ehrlich und offen gesagt, daß ihre Landsleute daheim



Ein persischer Sklav bei den Turkomanen. (Nach einer Zeichnung von Vambery.)

an Erfahrung und Weltkenntniß weit hinter ihnen zurückständen, und daß, trotz aller Gastfreundschaft, ein Fremder aus weiter Ferne von ihnen mit Mißtrauen angesehen werde. Aber die Pilger nahmen den vermeintlichen Derwisch gern als Reisegefährten an; die Häupter derselben umarmten und küßten ihn. Auch versprachen sie dem türkischen Gesandten, dem Reisenden, der ja ein Efendi, ein Beamter des Sultans sei, die Treue zu bewahren. Und sie haben in ehrenhafter Weise Wort gehalten, ihm das mehrmals bedrohte Leben gerettet und ihn auch sonst aus mißlichen Lagen befreit.

Der angesehenste unter den Pilgern war Hadschi Bilal. Er stellte unsern Derwisch seinen Landsleuten aus Aksu, Yarkend und Kaschgar vor, Menschen, die eher gräßlich entstellten Landstreichern als Wallfahrern glichen. Jener war in seinem Land ein angesehener Mann und hatte zwei Adoptivsöhne bei sich; unter seinen Gefährten befanden sich Hadschi Jussuf, ein chinesisch-tatarischer Bauer, mit einem erst zehnjährigen Neffen; diese Leute galten für reich, denn sie hatten noch 80 Dukaten Geld. Dazu kamen ein armer Mollah, der weiter nichts besaß als einen Bettelstab; ein Bettler von Profession, Hadschi Jakub, dessen Vater auch Bettler gewesen war; ein junger Mann, Hadschi

Haan, dessen Vater während der Reise gestorben war; sodann ein kränkliches Kind von 14 Jahren, welchem bei Hamadan die Füße im Schnee erfroren waren, und mehrere andere dergleichen Leute, z. B. ein junger Schwärmer aus Kaschgar, dessen Vater ein Heiliger und zugleich Dichter gewesen war; Hadschi Ahmed, der einst als Soldat in einem Musketierregimente des Kaisers von China gedient hatte; sodann auch Hadschi Abdul Kader, der ein Metschsub war, d. h. ein von der Liebe zu Gott Hingerissener. Wenn ein solcher zweitausendmal Allah! gerufen hat, tritt ihm der Schaum aus dem Munde und der Mann geräth in den „allerseligsten Zustand", d. h. er bekommt epileptische Zufälle. Noch ein Pilger, Nur Mehemmed, Kaufmann aus dem Chanate Chokand, war zum zweiten Mal in Mekka gewesen, und zwar als Stellvertreter eines andern, der ihn dafür bezahlte. Auch in christlichen Ländern ist es üblich, daß Kranke oder solche, welche verhindert sind, zu irgend einem wunderthätigen Bilde zu wallfahrten, Stellvertreter schicken, dergleichen auch immer für gutes Geld zu haben sind.

Eine wunderliche Gesellschaft von 24 Leuten! Im Karawanseraï zu Teheran bewohnten sie zwei kleine Zellen, je zu 10 und 14 Personen. Vambery machte ihnen in den elenden, schmutzigen Löchern einen Besuch. Die meisten waren auf den Bettelstab angewiesen und Ungeziefer hatten sie in Hülle und Fülle. „Ich fand sie bei einer Beschäftigung, mit deren Beschreibung ich dem Leser keinen Widerwillen verursachen möchte, zu der aber ich selber späterhin auch gezwungen war. Sie empfingen mich herzlich und bereiteten mir grünen Thee; es war aber für mich eine Höllenpein, eine große bucharistische Schale mit diesem grünlichen Wasser ohne Zucker austrinken zu müssen; ja, man war noch gnädiger und wollte mir eine zweite geben, doch bat ich um Entschuldigung. Ich umarmte meine Gefährten, wurde von ihnen als Bruder angesehen und auch so benannt. Nachdem ich mit Jedem Brot gebrochen hatte, setzten wir uns in einen Kreis und beriethen über den Weg, welchen wir einschlagen sollten."

Als die Pilgerkarawane Teheran im Rücken hatte und an den Abhängen des Elbursgebirges hinzog, waren Alle heiter, weil sie nun bald aus dem Lande der schiitischen persischen Ketzer herauskommen und dann unter Stammes- und Glaubensgenossen, nämlich sunnitischen Turkomanen, recht gemüthlich leben könnten. Hadschi Bilal sprach sein Bedauern darüber aus, daß die schöne, fruchtbare Provinz Masenderan in den Händen von Ketzern sei. Es ist, sprach er, sonderbar, daß alle schönen Gegenden der Welt in die Hände von Ungläubigen gerathen sind. Nicht umsonst sagt der Prophet: „Diese Welt ist das Gefängniß der Gläubigen und das Paradies der Ungläubigen." In Hindustan regieren die Ingilis, Rußland ist sehr schön und Frengistan ein Paradies.

Die Karawane gelangte nach Karatepe an der Bucht von Asterabad, wo Vambery im Hause des Afghanen Nur Ullah ein Unterkommen fand; er wurde mit Verdacht angesehen; aber Bilal sagte den Leuten: allerdings sei der Fremde einst Efendi des großen Sultans gewesen, habe sich jedoch in Folge göttlicher Eingebungen von der trügerischen Welt zurückgezogen und sei nur mit Siaret, d. h. dem Wallfahren zu den Gräbern der Heiligen beschäftigt. Damit mußten die Zweifler sich zufrieden geben, denn der wahre Muselmann darf nicht zweifeln, wenn er von Ilham, göttlicher Begeisterung oder Eingebung, hört.

Von der Spitze des „schwarzen Hügels", denn das bedeutet Karatepe, hatte Vambery den ersten Blick auf den Kaspischen See, aber nur auf das sogenannte Todte Meer, welches von der bei Aschura endenden Landzunge eingeschlossen ist. Zwei Tage nachher fand die Einschiffung statt. Jeder Pilger hatte nun außer seinem Bettelranzen auch noch einen Mehlsack. Man bestieg einen ausgehöhlten Baumstamm und gelangte in demselben bis zum Schiffe, das wegen des seichten Wassers wohl eine halbe Stunde weit vom Ufer vor Anker lag. Der schmale Baum, überfüllt mit Menschen, Mehlsäcken rc. in buntestem Wirrwarr, drohte jeden Augenblick zu sinken. Das Schiff war ein Keseboy, d. h. hatte einen Mast, ein großes und ein kleines Segel, war ein Last- oder Frachtfahrzeug; die schnellfahrenden Schiffe der Turkomanen, die Kajuks, werden auf Raubzügen gebraucht. Das Keseboy hatte kein Deck; es ging am 10. April 1862 unter Segel und fuhr zunächst nach Aschura, dem südlichsten Punkt der russischen Besitzungen in diesen Regionen; ihn nahmen die Russen, um von hier aus den Zügen der turkomanischen Seeräuber zu steuern. Vambery sah dort einige Kriegsdampfer liegen, ohne welche weder die in der Stadt wohnenden Russen noch die aus Astrachan kommenden Segelschiffe sicher wären. Auf offener See haben sie nichts zu befürchten, wohl aber, wenn sie sich der Küste nähern; dann schützt sie ein Dampfer. Aber trotz aller Wachsamkeit werden doch manchmal unglückliche Perser, dann auch sogar russische Matrosen in Ketten nach Gömüschtepe geschleppt. Die russischen Fahrzeuge durchkreuzen unablässig bei Tag und Nacht die turkomanischen Gewässer; jeder turkomanische Nachen, der sich von der Ostküste nach dem südlichen persischen Ufer begeben will, muß einen Paß haben, der auf ein Jahr ausgestellt wird und in Aschura vorgezeigt werden muß; hier untersucht man auch das Schiff, ob Waffen, Contrebande und Gefangene an Bord sind. Die Russen verfahren mit der nöthigen Strenge, befolgen aber auch eine zweckmäßige Politik, indem sie sich bemühen, einige Stämme freundlich zu sich heranzuziehen, um einen gegen den andern gebrauchen zu können. Vambery sah in Aschura einen Häuptling aus dem Stamme Gasiliför, der schon seit 30 Jahren als Admiral (Derjabegi) im Dienste der Russen stand und monatlich 40 Dukaten Sold bezog. Er bewohnte ein Zelt inmitten einer halbeuropäischen Colonie; sein Amt war, durch seinen Einfluß auf die Turkomanen Raubzüge zu verhindern oder von denselben Kunde zu geben.

Die Fahrt von Aschura über den südöstlichen Winkel des Kaspischen Meeres fand ohne Unfall statt. Die Küste ist so seicht, daß das kleine Schiff anderthalb englische Meilen vor der Mündung des Görgen ankern mußte. An beiden Ufern dieses Flusses liegt der Ort Gömüschtepe in Gestalt einiger hundert kolossaler Bienenkörbe.

Dort wurden die Hadschis sehr freundlich aufgenommen und Vambery von Chandschan, einem angesehenen Manne, gastlich empfangen. Weiber, Kinder und Hunde eilten herbei, um die Pilger zu sehen und durch eine Umarmung an dem göttlichen Gebote und dem Verdienste der Pilgerfahrt sich zu betheiligen. Vambery war von dem ganz neuen Bilde mittelasiatischen Lebens höchlich überrascht; er wußte nicht, ob er zuerst die sonderbar gebauten Filzzelte oder die Frauen betrachten sollte, deren rothseidene Hemden bis auf die Knöchel hinabreichten. Jung und Alt wollte die Hadschis berühren, auf denen noch der heilige Staub von Mekka und Medina ruhte, und der Mann aus Ungarn war nicht wenig betroffen, als die allerschönsten Weiber und Mädchen ihn umarmten.

Die Pilger zogen dann vor das Zelt des Ober-Ischans (Priesters). Jeder Turkomane wollte Pilger bewirthen; die Gastfreundschaft dieser Nomaden war grenzenlos. Die Weiber zankten sich, um Hadschis ins

Zelt zu bekommen, und Chandschan mußte am Ende eine Vertheilung vornehmen; Bilal und Vambery nahm er in seine eigene Behausung. Er gab ihnen ein besonderes Zelt, das unweit vom Ufer des Görgen stand. Die Pilger gingen, wie es sich gebührt, zweimal um dasselbe herum und spuckten nach allen vier Himmelsgegenden aus; dann erst traten sie ein. Abends brachte ein Sohn Chandschans das Nachtessen, das aus gesottenen Fischen und saurer Milch bestand; ein mit schweren Ketten belasteter persischer Sklav trug die Schüsseln.

So war also Vambery in einem Zelte der Jomuten, die einen mächtigen Stamm unter den Turkomanen bilden. In der Tschatna (dem Zelte) befand er sich wohl. Nun legte er auch, auf Bilals Rath, den Charakter eines Efendi ab und wurde mit Leib und Seele Derwisch, damit er Fatiha, Segen, austheilen könne. „Theile ihn aus und schneide ein frommes Gesicht, auch Nefes (den heiligen Hauch) kannst Du geben, wenn Du zu Kranken gerufen bist. Nur vergiß nie, zugleich Deine Hand auszustrecken, denn die Leute wissen, daß wir von frommen Handlungen leben müssen und geben gern eine Kleinigkeit."

Chandschan sagte den Pilgern, daß sie einige Wochen in Gömüschtepe würden verweilen müssen, bis eine Karawane nach Chiwa abgehe. Vambery übte sich im praktischen Gebrauche der turkomanischen Sprache, besuchte die Zelte, spendete Segen und schloß sich dem Hadschi Salih an, der für einen Arzt galt und Medicamente austheilte. Auch machte er die Bekanntschaft eines turkomanischen Gelehrten, der in Buchara studirt hatte. Als man sich über die weiße Gesichtsfarbe des Derwisches aus Rum (der europäischen Türkei) wunderte, sprach der Gelehrte, dies sei das wahre Nür ül Islam, das Licht des Islam, welches aus dem Antlitze strahle; so göttlichen Segens erfreuten sich nur die Gläubigen des Abendlandes. Vambery überzeugte sich bald, daß nur die Schriftgelehrten Einfluß auf das unbändige Volk ausüben, und jener der Aksakale (Graubärte) bei weitem geringer ist.

Mit dem Gelehrten Kisil Achond machte Vambery einen Ausflug zu den Atabeg, einem östlichen Stamm der Jomuten, und dann auch zu den Göklen-Turkomanen. Dabei fand er Gelegenheit, einen großen Theil der Mauer zu sehen, welche Alexander der Große gegen die Nomaden der Wüste hatte aufführen lassen. Sie läuft auf den höchsten Stellen des Bodens hin, und die Nähe der Mauertrümmer bildet noch immer, zu allen Jahreszeiten, den sichersten Weg; auch liegen dort überall Zeltgruppen. „Das westliche Ende habe ich nicht sehen können; östlich glaube ich den Ausgangspunkt an zwei Stellen entdeckt zu haben: den einen nordöstlich von Gömüschtepe, wo größere Festungsruinen dicht am Meeresufer den Anfang bezeichnen; den zweiten ungefähr 20 englische Meilen südlich vom Flusse Etrek, auch nahe am Meere. Beide Linien vereinigen sich etwas höher über dem Altin Tokmak. Die von Gömüschtepe ausgehende Linie habe ich zwei Tage lang in einer Entfernung von 10 geographischen Meilen von West gegen Nordost genau verfolgen können. Sie ist an einer Erhebung, oft von 2 bis 3 Fuß, zu erkennen, je nachdem die Beschaffenheit des Bodens zur Verschüttung der Ueberreste beigetragen hat. Das Ganze bietet so ziemlich den Anblick einer langen Schanzenlinie, aus deren Mitte sich in Entfernungen von je 1000 Schritt die Grundruinen ehemaliger Thürme erheben; diese sind sich in den Dimensionen so ziemlich gleich. Außerdem sieht man in der Richtung dieser Mauer andere große Erdhaufen. Von den kleineren Erdhaufen haben die Turkomanen mehre geöffnet, und in einem „viereckigen Gebäude" hat man einen kolossalen, papierdünnen Topf gefunden, der eine bläuliche Asche, einige Goldmünzen und andere Kleinodien enthielt. Man nennt deshalb die ganze Gegend, einschließlich der Mauer, Kisil Alan, den Goldnehmer. Uebrigens müssen diese Erhöhungen von den Joska unterschieden werden, d. h. Hügeln, welche die Turkomanen zu Ehren ihrer großen Todten aufwerfen."

Die Pilger allesammt machten bei den Turkomanen sehr gute Geschäfte, wurden aber doch sofort dieser Leute überdrüssig und mochten bald gar nicht mehr mit ansehen, wie abscheulich grausam die persischen Sklaven behandelt wurden. Es ist wahr, so sagten die Tataren, daß sie schiitische Ketzer sind, deren Landsleute uns auf der Durchreise sehr arg geplagt haben; aber was diese Armen hier ausstehen, ist doch zu viel. Sie fluchten gegen die Unmenschlichkeit der turkomanischen Karaktschi, d. h. Räuber. Man stelle sich nur vor, schreibt Vambery, wie einem Perser zu Muthe sein mag, wenn er durch einen nächtlichen Ueberfall aus dem Kreise seiner Familie geraubt, oft noch schwer verwundet und als Gefangener nach Gömüschtepe gebracht wird. Statt seiner Kleider erhält er alte turkomanische Lumpen und wird mit schweren Ketten belastet, welche ihm die Knöchel wund reiben und bei jedem Schritte heftige Schmerzen verursachen. Die ersten Tage und oft Wochen lang muß er sich bei solcher Behandlung mit der schlechtesten Nahrung behelfen, und damit er nicht versuche, bei Nacht zu entfliehen, legt man ihm die Karabogra an, einen eisernen Halsring, der mit einer Kette an einen Pfahl befestigt wird und durch ein Gerassel die leiseste Bewegung verräth. Seine Qualen erreichen nur ein Ende, wenn er von den Seinigen ausgelöst oder als Sklav nach Chiwa oder Buchara verkauft wird.

Vambery konnte sich nie an das Kettengerassel gewöhnen, das unter dem Zelt eines jeden Turkomanen erklingt, welcher nur einigermaßen Anspruch auf Ansehen macht. Auch sein Freund Chandschan hatte zwei junge persische Sklaven, deren Schicksal unsern Reisenden jammerte. Aber öffentlich mußte er diese Unglücklichen beschimpfen und ihnen fluchen, denn die kleinste Mitleidsbezeigung hätte gegen ihn Verdacht erregen können; ohnehin wurde er am meisten von ihnen angeredet, weil er der persischen Sprache kundig war.

„Der jüngste unserer Haussklaven, ein schöner, schwarzlockiger Iranier, bat mich, für ihn einen Brief an seine Eltern zu schreiben; sie möchten um Gotteswillen Schafe und Haus verkaufen, um ihn auszulösen. Ich schrieb den Brief. Einmal glaubte ich, ohne überrascht zu werden, ihm eine Schale Thee geben zu können; als er aber seine Hand nach meiner Gabe ausstreckte, trat unglücklicherweise Jemand ins Zelt. Ich stellte mich daher, als ob ich ihn bloß necken wolle, und statt des Thees mußte ich ihm einige leichte Hiebe geben. Während meines Aufenthalts in Gömüschtepe verging keine Nacht, ohne daß Schüsse vom Meeresufer her ein mit Beute zurückkehrendes Boot anzeigten. Ich ging dann Morgens hin, um von den Helden den, einem Derwisch gebührenden Zehnten zu fordern, eigentlich aber nur, um die armen Perser im ersten Moment ihres Unglücks zu sehen, und mein Herz blutete bei dem schrecklichen Anblick." So mußte Vambery sich langsam gewöhnen an schroffe Gegensätze von Tugenden und Lastern, von Menschenliebe und Tyrannei, von skrupulöser Redlichkeit und abgefeimter Schurkerei, die im Orient überall, am meisten aber in Mittelasien anzutreffen sind, „und vorzüglich dort, wo der Islam, dieses schreckliche Gift des socialen Lebens, den Samen seiner falschen Civi-

lisation ausgestreut hat. Die nichtmuselmännischen Nomaden dagegen sind die besten Menschen von der Welt."

„Ja, staunenswerth ist der Einfluß, welchen Religion und Geschichte auf die Menschen ausüben. Lachen muß ich, wenn es mir einfällt, daß eben diese grausamen, unmenschlichen Turkomanen es waren, die jeden Augenblick ein Lillah, d. h. ein Gastmahl zu frommen Zwecken gaben, bei welchem dann die ganze Pilgergesellschaft sich einfinden mußte." Solche Einladungen wiederholten sich mehrmals am Tage, u. wenn Vambery sich entschuldigen wollte, zwang ihn der Einladende durch Rippenstöße, sein Zelt zu verlassen; denn die turkomanische Etikette lautet: je derber die Stöße, desto herzlicher die Einladung. Man warf vor das Zelt des Gastgebers einige Filzdecken oder einen Teppich hin, jede einzelne Gruppe bekam eine große hölzerne Schüssel, die je nach der Zahl und dem Alter der Mitessenden gefüllt war; in diese fuhr jeder mit weit geöffneter Hand hinein. Pferde- und Kameelfleisch war an der Tagesordnung.

Nach einem Aufenthalte von drei Wochen verließ Vambery Gömüschtepe. Er lernte dort noch zwei eigenthümliche Charaktere kennen. Der eine war Ilias Bey, ein Kameelvermiether, aus Chiwa gebürtig und vom Stamme der Jomut-Turkomanen. Dieser Mann machte einmal jährlich eine Geschäftsreise und stand zu Gömüschtepe unter dem Schutze Chandschans; ohne solchen wäre er eben so wenig sicher gewesen wie andere Fremde. Er sollte Führer der Karawane sein, und Chandschan empfahl ihm die Pilger angelegentlich, indem er zum Schluß die Worte sprach: „Ilias, Du wirst mir mit Deinem Leben bürgen." Ilias schlug die Augen zu Boden, was Brauch bei den Nomaden ist, wenn sie ganz besonders ernst erscheinen und sprach ganz gleichgültig, leise und kaum die Lippen bewegend weiter nichts als: „Du kennst mich schon." Dann wurde der Miethpreis von je 2 Dukaten für ein Kameel im Voraus bezahlt, Hadschi Bilal sprach eine Segensformel, und Ilias strich mit der Hand durch seinen dünnen Bart. Nun war Alles in der besten Ordnung.

Zum Sammelplatz der Karawane war ein Punkt am Flusse Etrek bestimmt; dieser Name wird auch auf die Ufergegenden ausgedehnt. Er ist bei den Bewohnern der persischen Provinzen Masenderan und Taberistan das größte Schreckenswort, weil so viele Unglückliche dorthin in die Sklaverei geschleppt werden. Dort hauste der Räuberhauptmann, der Pir der Karaktschi. Er hieß Kulchan, und ihm war Vambery ganz besonders empfohlen. Der alte Sünder hatte ein düsteres, abschreckendes Aussehen und begegnete dem Fremden, während ihm derselbe als Gast übergeben wurde, gar nicht freundlich. Er forschte lange in Vambery's Zügen und flüsterte dann und wann Chandschan etwas ins Ohr. Der Reisende begriff bald die Ursache des Mißtranens. Kulchan hatte nämlich in seiner Jugend mit dem oben erwähnten, in russischen Diensten stehenden „Admiral" Chidr Chan Rußland bereist, sich in Tiflis längere Zeit aufgehalten und war mit dem europäischen Leben ziemlich vertraut. Er habe, sagte er, viele Nationen gesehen, nur nicht die Osmanlis; doch sei ihm zu Ohren gekommen, daß sie als Stammverwandte der Turkomanen diesen auch ganz ähnlich sähen; an dem Derwisch finde er das aber nicht. Hadschi Bilal wußte indeß derartige Bedenken hinweg zu räumen.



Eine junge Turkomanin im Putz. (Nach einer Zeichnung von Vambery.)

Kulchan erklärte, daß er am zweitfolgenden Tage von Gömüschtepe nach Etrek gehen werde, und man möge sich reisefertig halten; er werde nur so lange bleiben, bis sein Sohn von der Alaman (dem Raubzuge) zurückkomme; er

sei eben an der persischen Grenze, um von dort einige Stuten zu holen. Er forderte die Pilger auf, am andern Tag einen Gang am untern Ufer des Görgen zu machen; dort sei etwas Erfreuliches zu sehen, weil etwa um Mittag die Alaman zurückkommen werde. In der That langten am jenseitigen Ufer acht berittene Turkomanen an; sie führten zehn ungesattelte Pferde mit sich und wurden nicht etwa mit lautem Zurufe begrüßt, sondern alle Anwesenden verhielten sich still. Man maß mit gierigen Blicken und stummem Bewundern die Ankommenden, welche über den Görgen setzten und dann mit unbeschreiblichem Ernste ihren Verwandten und Freunden die Hand reichten. Während die Alten mit großer Aufmerksamkeit die Beute musterten, waren die jungen Helden damit beschäftigt, ihren Anzug in Ordnung zu bringen.

Der Anblick des ganzen Schauspiels war ein herrlicher. „Wie sehr ich auch die Räuber u. ihr abscheuliches Handwerk verachtete, mein Auge hing dennoch mit besonderem Wohlgefallen an diesen jungen Leuten, welche in ihrem kurzen Reiteranzuge, mit ihren kühnen Blicken u. mit ihren auf die Brust herabfallenden blonden Locken von Jedermann bewundert wurden, als sie ihre Waffen ablegten. Auch der finstere Kulchan schien aufgeheitert zu sein; er machte uns mit seinem Sohne bekannt, und Hadschi Bilal segnete denselben.



Der tatarische Pilger Hadschi Bilal. (Nach einer Zeichnung von Vambery.)

Das Land der Turkomanen nimmt in Mittelasien einen ausgedehnten Raum ein, vom Kaspischen Meer im Westen bis nach Buchara im Osten; im Süden bilden das persische Chorassan und die von den Afghanen unterworfenen türkistanischen Chanate die Grenze. Wir finden sie an den Flüssen Oxus, Murgab, Tedschend, Görgen und Etrek; sie sind recht eigentlich ein Volk der Wüste, und niemals zu einer Gesammtnation vereinigt gewesen. Ihre Hauptabtheilungen bezeichnen sie als Chalk (arabisch, Leute, Volk), und solcher Chalks gibt es neun. Jeder Chalk (wir können denselben als Stamm bezeichnen) zerfällt in einzelne Taife, d. h. Horden, und jede Horde in Tire, d. h. Bruchstück; wir können sagen Sippe oder Clan.

Vambery gerieth mit Leuten von drei Chalks in nähere Berührung: den Tekke, Göklen und Jomuts.

Die Tekke sind der mächtigste Stamm unter allen Turkomanen, haben die Region am Tedschend und Murgab inne und zählen beinahe 60,000 Zelte. „Sie sind gleichsam von der Natur selbst zum Raube gezwungen und eine wahre Gottesgeißel für die nordöstlichen Theile Persiens und für Herat und dessen Umgebungen." Die Göklen, am obern Görgen und Etrek, sind, vergleichweise, die friedlichsten und am wenigsten uncivilisirten Turkomanen; ihre 10 Horden sollen etwa 10,000 Zelte zählen. Die Jomuts bewohnen die östlichen Ufer und einige Inseln des Kaspischen Meeres. Das oben mehrfach erwähnte Gömüschtepe ist eines ihrer Winterquartiere; im Sommer wird dieser Platz stark von Fiebern heimgesucht. Dieser Stamm soll 40 bis 50,000 Zelte zählen. Vambery rechnet für alle 9 Turkomanen-Chalks ungefähr 196,500 Zelte heraus und nimmt für jedes 5 Seelen an. Somit erhielten wir 982,500 Köpfe; „diese Zahl muß aber als Minimum betrachtet werden".

Der Reisende konnte unter den Turkomanen keinen entdecken, der befehlen, und keinen, der gehorchen wollte. Sie sagen von sich selbst: „Wir sind ein Volk ohne Kopf; wir wollen auch keinen haben; wir sind

Alle gleich; bei uns ist Jedermann König." Bei anderen Nomaden findet man mitunter einen Schatten von Regierung, z. B. bei den Türken in der Person der Aksakale, bei den Persern in jener der Risch Sefid, der Araber hat seinen Scheich; aber bei den Turkomanen ist von alledem auch nicht eine Spur vorhanden. Die Stämme haben wohl ihre Aksakale, Graubärte, und diese haben Ansehen bis zu einem gewissen Grade; aber man liebt und duldet sie nur so lange, als sie ihre Suprematie nicht durch besondere Befehle und durch Großthun zu erkennen geben. Aber trotz dieser scheinbaren Anarchie u. Wildheit kommt, so lange kein Krieg ist, weniger Raub und Mord, weniger Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit vor, als unter den übrigen Völkern Centralasiens.

„Die Bewohner der Wüste werden von einem alten und mächtigen Könige beherrscht, ja oft tyrannisirt, der ihnen selbst unsichtbar ist, den wir aber als Deb, d. h. Sitte, überkommener Brauch erkennen. Der Deb wird auf das Allerstrengste befolgt." Die Religion hat daneben bei weitem nicht den Einfluß, welchen man ihr gewöhnlich zuschreibt. Der Turkomane raubt und verkauft nicht etwa den Perser, weil dieser ein ketzerischer Schiit ist; Vambery ist fest überzeugt, daß er auch sunnitische Nachbarn in gleicher Weise behandeln würde; auch unternimmt er ja oftmals Raubzüge in das Gebiet von Afghanistan, Maymene und Chiwa, die doch sunnitisch sind, und ein großer Theil der Sklaven in Mittelasien gehört der sunnitischen Sekte an. „Ich fragte einst einen durch seine Frömmigkeit berühmten Räuber, wie er denn seinen sunnitischen Religionsbruder als Sklaven verkaufen könne; habe doch der Prophet befohlen: Kulli Islam hurre, d. h. jeder Muselmann ist frei. Mit großer Gleichgültigkeit entgegnete der Mann: Der Koran, das Buch Gottes, ist gewiß edler als der Mensch, und doch kauft und verkauft man es für einige Goldstücke. Ja, was willst Du mehr? Joseph, der Sohn Jakubs, war ein Prophet und ist auch verkauft worden. Hat ihm das etwas geschadet?"

Der Deb ist, wie gesagt, mächtiger als der Islam. Dieser hat bei allen Nomaden Mittelasiens nur die äußere Form der alten Religion verändert. Was früher Sonne, Feuer und andere Naturerscheinungen waren, das ist heute Allah u. Mohammed geworden. Innerlich ist aber der Nomade immer derselbe wie vor mehren tausend Jahren. Sein Charakter könnte sich nur verändern, wenn er sein leichtes Zelt mit dem schwerfälligen Hause vertauschen, also aufhören würde, Nomade zu sein.

Der Stamm und die einzelnen Abtheilungen desselben halten fest zusammen, und darin liegt vorzugsweise das gesellschaftliche Bindemittel. Schon Kinder, die erst vier Jahre alt sind, wissen, zu welcher Taife und Tire sie gehören und sind stolz auf ihre Sippe.

Die „Turkmanen od. Türkmen" (Türk ist der Eigenname, men ein Suffixum, = thum oder schaft, also Türkenthum, indem diese Nomaden sich vorzugsweise als Türken bezeichnen) sind tatarischen Ursprungs; sie haben aber den reinen Rassentypus nur da bewahrt, wo sie nicht stark mit iranischem Blute vermischt sind. Bei den drei obengenannten Stämmen findet man rein tatarische Physiognomien nur bei jenen Sippen, welche nur selten Raubzüge nach Persien unternehmen und deßhalb nicht viele schwarzlockige Sklaven unter sich einführten. Uebrigens erkennt man jeden Turkomanen sogleich an seinem scharfen Blicke, durch welchen er sich vor allen anderen centralasiatischen Nomaden auszeichnet, und an seiner



Der turkomanische Räuberhauptmann Kulchan. (Nach einer Zeichnung von Vambery.)

stolzen, kriegerischen Haltung. Beide Geschlechter tragen das rothseidene Hemd, obwohl das durch die Satzungen des Islam verboten ist. Die Frauen binden, wie unser Bild zeigt, in ihrem Galaanzuge einen Shawlgürtel über das lange Hemd, auch sind rothe oder gelbe Stiefel mit hohen Absätzen unentbehrlich. Am beliebtesten aber ist der Schmuck, welcher in massiven silbernen Armbändern, Hals-, Ohr- und Nasenringen und in patrontaschenartigen Etuis für Amulete besteht. Diese Etuis hängen wie europäische Ordensbänder herunter und begleiten jede Bewegung mit hellem Geklingel. „Der Turkomane ist sehr für derartiges Gerassel eingenommen; denn entweder behängt er sein Weib oder sein Pferd, oder er raubt einen Perser und behängt ihn mit Ketten; ein Gerassel muß er haben."*)

Das mittelasiatische Zelt ist kühl im Sommer, angenehm warm im Winter, und sehr wohlthuend ist sein Schutz, wenn der wilde Orkan über die unabsehbaren Steppen dahin tobt. Dem Fremden wird bange, daß die Gewalt der Elemente die nur fingerdicken Wände in tausend Stücke zerreißen möchte; aber den Turkomanen kümmert das wenig; er befestigt die Stricke und schläft süß, denn ihm klingt das Heulen des Sturmes wie ein sanftes Wiegenlied.

Zum Schlusse wollen wir einen Raubzug schildern. Die Hauptfrage im Leben des Turkomanen ist die Alaman, d. h. Raubgesellschaft, oder Tschapao, d. h. Ueberfall. Der Plan zu einem solchen wird selbst vor den nächsten Anverwandten geheim gehalten. Man wählt den Serdar, Anführer, ein Mollah spendet den Segen, und dann begibt jeder einzelne Theilnehmer auf verschiedenen Wegen sich zum Sammelplatze. Der Angriff gegen bewohnte Ortschaften geschieht um Mitternacht, gegen eine Karawane oder einen feindlichen Trupp um Sonnenaufgang. Die Angreifenden theilen sich in mehre Abtheilungen und machen zwei, höchstens drei Anfälle, denen die Perser nur selten widerstehen. Es ereignet sich häufig, daß ein einziger Turkomane gegen vier oder fünf von ihnen den Kampf aufnimmt und sie Alle zu Gefangenen macht. Unserm Reisenden erzählte ein Nomade, es geschehe gar nicht selten, daß die Perser aus Furcht die Waffen wegwerfen, Stricke verlangen und sich gegenseitig binden. Allerdings wurde 1860 das 22,000 Mann starke persische Heer von 5000 Turkomanen fast vernichtet. Wer beim Ueberfall niedergehauen wird, ist glücklich zu schätzen; dem Muthlosen, der sich auf Gnade und Ungnade ergibt, werden die Hände gebunden. Der Reiter nimmt ihn auf den Sattel und befestigt ihm die Füße unter dem Bauche des Pferdes, oder bindet ihn an dessen Schweif, oder treibt ihn vor sich her.

Vambery schildert einen Auftritt, den er in Gömüschtepe erlebte. Eine Alaman kehrte reichlich beladen mit Gefangenen, Pferden, Eseln, Rindvieh und anderen beweglichen Gütern heim. Als die Beute vertheilt wurde, bildete man so viele Antheile, als Kämpfer am Raube sich betheiligt hatten; doch blieb noch ein Reserveantheil vorbehalten. Dann besichtigte jeder Einzelne seinen Antheil, und die meisten waren zufrieden gestellt. Ein Räuber aber untersuchte einer zu seiner Beute gehörenden Perserin die Zähne und meinte, daß man ihn verkürzt habe. Der Serdar begab sich dann zu dem Ergänzungsantheil und stellte neben die Perserin einen Esel; der Gesammtwerth beider wurde abgeschätzt und die Sache zu beiderseitiger Zufriedenheit ausgeglichen!

*) Dasselbe sagt auch H. de Blocqueville, welcher 1860 mit der persischen Armee den für diese so unglücklichen Kriegszug von Chorassan aus gegen die Tekke-Turkomanen von Merw mitgemacht hatte. Er war damals 14 Monate in der Gefangenschaft dieser Nomaden, deren äußere Erscheinung und Lebensweise er geschildert hat (Bulletin de la société de Géographie, Juni 1865). In Bezug auf das „Gerassel" schreibt er S. 516: Lorsqu'une douzaine de femmes se trouvent ensemble et vont chercher de l'eau, le cliquetis produit par les bijoux qui se heurtent, ressemble assez on bruit des sonnettes d'une caravane de mulets. Er schildert die Tekke als heiter, sorglos und manchmal enthusiastisch, als tapfer und intelligent. Aber Raubsucht, Geiz und Diebsgelüste seien ihnen einmal angeboren. Tous ont l'instinct de l'accaparement et du vol. L'enfant vole la mère, la femme vole son mari, le frère vole sa soeur, mais tout cela en famille, car au dehors cela n'est pas passible, tout le monde étant de même force en fait de rapine et se tenant sur ses gardes. A.

Betrachtungen über die Zustände in Mexico.

Von Karl Andree.

Wird das Kaiserthum in Mexico Bestand haben? Diese Frage hört man täglich aufwerfen, und wer mit den transatlantischen Angelegenheiten näher vertraut ist, hat bis auf Weiteres keine andere Antwort als wieder eine Frage, und zwar jene bekannte spanische: quien sabe? Wer weiß das?

In der That erscheinen in Mexico alle Verhältnisse durchaus provisorisch und für die Zukunft unberechenbar; sichere Combinationen sind derzeit noch unmöglich. Das Kaiserthum ist eine Thatsache; ein Theil des Landes ist beruhigt, ein anderer Theil noch in den Händen der Republikaner, der Krieg dauert fort, und in manchen Gegenden ist die Masse der Bevölkerung der neuen Ordnung der Dinge nicht geneigt. Die Geistlichkeit, welche sich verrechnet hatte, als sie aus dem neuen Herrscher ein ganz gefügiges Werkzeug machen zu können vermeinte, wühlt gegen ihn; sie ist überhaupt eine verhängnißvolle Landesplage, weil sie gleich seit den ersten Tagen der Unabhängigkeit sich kopfüber in die politischen Wirren gestürzt und ihren Einfluß niemals zum Guten benutzt hat. Sie wird für jede Regierung eine große Verlegenheit sein, gleichviel, ob man ihre maßlosen Forderungen befriedigt oder denselben entgegentritt.

Zu den Schwierigkeiten der Lage im Innern kommt die drohende Stellung der Nordamerikaner, welche am Rio Grande, dem großen Grenzstrom, eine beträchtliche Heeresmacht aufgestellt haben. Nachdem es den Yankees gelungen ist, mit Hülfe einiger hunderttausend angeworbener Soldknechte aus Europa und mit einer eben so großen Anzahl von Negern den für seine Unabhängigkeit kämpfenden Süden niederzuwerfen, fangen sie wieder an, die

Monroedoctrin in den Vordergrund zu stellen. Bekanntlich soll, dieser ganz willkürlichen Doctrin zufolge, kein europäischer Staat außerhalb der Colonien, welche er um das Jahr 1820 besessen, einen Fleck amerikanischen Bodens in Besitz nehmen; auch soll auf der andern Seite des großen Wassers keine Monarchie gegründet werden. Der Sinn ist, daß die Yankeerepublik, als der mächtigste Staat auf der westlichen Erdhälfte, allein maßgebend und entscheidend zu sein habe.

Nun hat sich der Kaiser der Franzosen an diese Monroedoctrin nicht gekehrt, sondern mit Hülfe seiner Soldaten in Mexico einen Kaiserthron für einen Habsburger, „für einen Nachkommen Kaiser Karl des Fünften", aufgerichtet. Im Yankeecongresse rief ein Redner aus: „Darin liegt für uns eine tödtliche Beleidigung, die wir mit Blut abwaschen werden." Präsident Johnson hat früher sehr oft die Monroedoctrin in den Vordergrund gestellt, und dieselbe ist ohnehin mit jedem Yankee persönlich von Kindesbeinen an verwachsen. Man wird und kann auch der „amerikanischen Staatsmarime" gemäß niemals darauf verzichten, sie geltend zu machen. Für den Augenblick läßt man sie eine Zeit lang ruhen, oder vielmehr man verzichtet bis auf Weiteres sie geltend zu machen, aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und zwischen der Yankeerepublik und dem Kaiserthum in Mexico wird über kurz oder lang ein Conflikt unausbleiblich sein. Auch hier ist, um mit dem alten Wühler und Ränkeschmied Seward zu reden, ein „unausweichlicher Zusammenprall", (irrepressible conflict) nicht zu vermeiden.

Dem gegenwärtig matt und müden Yankeeland ist nach einem furchtbaren, vierjährigen Bürgerkriege für den Augenblick der Frieden willkommen. Der Unterjochungskrieg hat ganz ungeheure Opfer an Geld und Blut gekostet; durch ihn ist jenes Land das am schwersten mit Steuern belastete in der Welt geworden; es hat, allein für die Union, eine Schuldenlast von mehr als drei Milliarden Dollars, — anderthalb Mal so viel, als Frankreich im Laufe von Jahrhunderten sich aufgebürdet hat. Es ist eine Beute der Stellenjäger und Monopolisten geworden, es hat einen Tarif, welcher jeder gesunden Volkswirthschaft Hohn spricht, und die Begriffe von Recht und Unrecht, von Scham und Sittlichkeit sind der Gesellschaft im Allgemeinen abhanden gekommen. Man hat sich an Preßzwang, Profoßregierung, Satrapenwillkür, Kriegsgerichte und Betrug gewöhnt, und es ist eine große Verwilderung in die Menschen gekommen; es giebt eine blutdürstige und fanatische Partei im Lande, und Geistliche stehen in derselben in vorderster Reihe. Man hat die alte Negerplage durch eine willkürliche und unvermittelte Emancipation um das Hundertfache verschlimmert, und mehr und mehr kommt eine von Handwerkspolitikern gegängelte Ochlokratie zur Geltung. Nie hat es einen Staat gegeben, der so rasch von den guten Grundsätzen und den bewährten Ueberlieferungen seiner Gründer abgefallen und, von der ethischen Seite betrachtet, so tief gesunken wäre. Zwar eine bezahlte oder fanatische Presse bläst in die Posaune des Lobes, und Thoren glauben den Lügen; aber der Kundige, welcher die Dinge in ihrer Entwickelung verfolgt hat und die Thatsachen kennt, weiß sehr wohl, wie tief der Abgrund ist. Am schlimmsten bleibt, daß das eigentliche Bollwerk der Freiheit, die Rechte der Einzelstaaten, der Centralisation geopfert wurden.

Für den Augenblick haben die Yankees gute Gründe, die mexikanische Frage nicht in den Vordergrund zu stellen; sie sind im Innern vollauf beschäftigt. Und wenn sie den unterjochten Süden, welchen sie doch nicht immer als erobertes Land behandeln können, wieder als gleichberechtigt in die Union aufgenommen haben, dann wird sich genau dasselbe Verhältniß herausstellen, wie vor dem Ausbruche des Bürgerkrieges. Die Auflehnung des, namentlich auch in wirthschaftlicher Beziehung, schwer beeinträchtigten Südens war ja nicht ein Werk des Zufalls oder einiger Mißvergnügten, sondern ein ganzes, wunderbar einmüthiges Volk erhob sich in Waffen, um seine Selbstständigkeit zu erkämpfen.

Nun zwingt man es in ein verhaßtes Verhältniß zurück, aber der alte Gegensatz bleibt und wird sich geltend machen, wie immer er kann. Eine Eroberung Mexico's oder nur einiger Provinzen desselben würde dem südlichen Element in der Union einen Zuwachs an Interessen bringen; wenn man Krieg in Mexico führen will, muß man nothwendig annectiren. Die Mexicaner, wie sie nun einmal sind, haben durch die Anarchie, welche länger als ein halbes Jahrhundert ihr Land zerrüttete, sonnenklar bewiesen, daß sie zur Selbstregierung platterdings unbefähigt sind, und eine Republik bei ihnen unter die unmöglichen Dinge gehört. Es geht bei ihnen wie in den meisten anderen Creolen- oder vielmehr indianischen Republiken, die vielleicht noch längere Zeit ihre anarchischen Wirren forttreiben und aus einem Bürgerkrieg in den andern verfallen, bis dann endlich eine Agonie eintritt, und ein Mann des Säbels oder ein von außen her octroyirter Monarch die höchste Gewalt an sich reißt.

Die Monarchie wird für diese zerrütteten Creolenstaaten, die ja doch nur dem Namen nach Republiken sind, schon deshalb eine Wohlthat sein, weil sie endlich einmal das bringt, was seit 50 Jahren fehlt: Ruhe und Ordnung. An die Stelle politischer Ränkeschmiede und säbelrasselnder Generale, deren jeder der anderen Feind ist, weil jeder Präsident werden will, tritt dann eine Spitze im Staate, die stetig ist. Brasiliens Beispiel zeigt, wie viel dadurch gewonnen wird. Bolivia hat in den letzten zwei Jahren 4 Präsidenten gehabt. Mexico hatte von 1823 bis 1857 nicht weniger als 46 Präsidenten, und Chile allein ausgenommen, das sich in normalen Bahnen bewegt, ist der Bürgerkrieg und der Präsidentenkampf an der Tagesordnung. Guatemala hatte seit 1839 innere Ruhe, weil ein Diktator, Carrera, an der Spitze stand, und dieser war ein — Indianer!

In Mexico kann die Monarchie sich wohl behaupten, wenn sie nicht von außen her angegriffen und untergraben wird. Sie hat aber nur einen Gegner, den sie zu fürchten braucht, eben die Nordamerikaner. Sobald diese die Monroedoktrin verwirklichen wollen, werden sie ohne Zweifel Sieger bleiben; aber was wird dann aus Mexico? Die Nordamerikaner würden der herrschende Volksstamm sein, aber zu dem schwarzen Gegensatze, welcher jetzt schon in ihrem Lande ihnen so große Noth und Verlegenheit bringt, käme dann noch ein Gegensatz spanischer Creolen, Mestizen und Indianer. Diese letzteren, als ackerbautreibende Leute, sind nicht auszurotten, wie etwa die Wald- und Prairie-Indianer im Gebiete der jetzigen Union, sondern sie werden bodenständig bleiben. Dann wird die „Union" noch weit mehr ein politischer Wasserkopf als sie ohnehin ist, sie wird noch mehr ein Staatenmonstrum, das schon jetzt so viele einander abstoßende und im Gegensatze stehende Interessen in sich trägt; sie wird eine noch buntschäckigere Bevölkerung in sich haben, als schon gegenwärtig der Fall ist.

Für Mexico stellt sich die Alternative einfach. Als Republik hat es nicht leben können; will es selbstständig bleiben, dann hat es seine Rettung nur in der Monarchie. Fällt sie, so wird es eine Beute der Nordamerikaner, und

diese werden das herrschende Volk, bringen aber zugleich ihre Union dem Tage näher, an welchem sie auseinander fallen muß. Denn sagen wir es nur gerade heraus: die Natur selber will keine Weltreiche; der Ausdehnung der Großstaaten ist von jeher eine Grenze gesteckt worden. Ein Staatenbund, der einen so ungeheueren Umfang gewonnen hat, so verschiedene Klimate und so verschiedene Regionen und Völkerbestandtheile in sich schließt, legt sich von selbst auseinander. Das liegt im Gange geschichtlicher Entwickelung, welche für die Yankees keine Ausnahme macht. Schon der Bürgerkrieg hat das bewiesen; die Schulden, die Steuern, das Säbelregiment und was dazu gehört, zeigen, daß auch für sie gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervorbringen. Die Renommistereien auf der Rednerbühne und in der Presse können den natürlichen Lauf, die zwingende Nothwendigkeit in den geschichtlichen Gesetzen und den für das Völker- und Staatenleben geltenden Normen nicht ändern.

In Mexico hatte vor einigen Jahren die innere Auflösung und Zersetzung den höchsten Grad erreicht; das ewige Schwanken zwischen Anarchie und Diktatur wiederholte sich in einem förmlichen Kreislaufe, und es war allmälig eine grauenhafte Barbarei an die Tagesordnung gekommen. Als Ariadnefaden, welcher aus diesem ethnisch-politischen Wirrwarr hinausleiten soll, steht die Monarchie da. Kann sie die Probe bestehen, — gut; wo nicht, und kommen die Yankee's, dann beginnt eine neue Aera der Verwirrung. Dann erscheint ein kräftiger Menschenschlag aus dem Norden. Die Geschichte hat ihre Analogien für Mexicaner wie für Yankee's. An der Schwelle der zerrütteten Creolenrepubliken stehen Leute, die, obwohl schon mehr als gut ist, mit fremdartigen Volksbestandtheilen gemischt immerhin noch viel germanisches Blut in sich haben. Einst klopften germanische Krieger an die Pforten des römischen Kaiserreichs und verlangten Einlaß. Die Heerfürsten, Flibustier ihrer Zeit, kamen mit ihren Gefolgschaften und eröffneten den Kampf gegen Rom in sehr mannichfacher Gestalt. Faßt man das Flibustierwesen geschichtlich auf, dann ist nicht zu verkennen, daß es seinen Anlaß in einem zutreffenden Instinkte von Abenteurern hat, die gleichsam als Schneeflocken einer weltgeschichtlichen Lawine voran fliegen. Der bekannte Wilhelm Walker in Nicaragua wäre ein großer geschichtlicher Mann geworden, wenn er Erfolg gehabt hätte. Zum Flibustierwesen im Kleinen wie im Großen sind aber im Yankeelande jetzt mehr als je alle erforderlichen Requisite vorhanden: kecke Generale, abenteuerndes und abenteuerlustiges Volk aus aller Welt Ende und, glauben wir, auch die Lust nach Beute.

Mexico bot vor der Franzosen Einmarsch und vor Maximilians Landung einige Aehnlichkeit mit den letzten Zeiten des römischen Kaiserreichs dar. Hier waren, in Folge der Mischung von Morgenland und Abendland, die alten Volksthümlichkeiten, Sitten, Anschauungen und Glaubensmeinungen theils verloren oder abgeschwächt, das Ganze ein wüstes Durcheinander geworden, und den Menschen die individuelle wie die nationale Kraft abhanden gekommen. Aus der chaotischen Masse tauchten allerdings manche tüchtige Männer auf und arbeiteten gegen den Strom, aber alles Abmühen erschien vergeblich. Es war im römischen Cäsarenreiche dahin gekommen, daß bald ein Räuberhauptmann aus Arabien, bald ein pannonischer Hirt sich den Kaisermantel um die Schultern warf und von den Legionen auf den Schild gehoben wurde.

So wurde in Centralamerika der braune Viehtreiber Carrera von den Indianern zum Gewalthaber erkoren, in Honduras der halbschlächtige „Tiger" Guardiola, der zugleich Räuber und Soldat gewesen, zum Präsidenten gewählt; in Peru stritten vor etwa zehn Jahren vier Männer, unter denen drei Halbschlächtige, um die höchste Würde. Und in Mexico sind nicht selten gleichzeitig in sechs oder acht Landestheilen Häuptlinge aufgetreten, deren jeder Anspruch auf die Präsidentenwürde machte und in seiner Provinz den Herrn und Meister spielte; so z. B. Blancarte in Sonora; in Neuleon, Tamaulipas und Cohahuila neben dem Mestizen Vidaurri der Creole Garza; in San Luis Potosi der General Haro y Tamariz, in Guerrero der alte Indianer Alvarez, der „Panther des Südens", welcher dann einen Weißen, den General Comonfort, zum Präsidenten machte und mit seinen braunen Banden, den Pintos, in die Hauptstadt einzog. In anderen Gegenden erhoben sich andere Häuptlinge.

Dieses ganze Wesen gemahnt uns an die Zeiten der triginta tyranni zur Zeit des Imperators Gallienus. Damals schon war im römischen Reiche die Ernte reif, und bald nachher kamen die germanischen Leute, um abzumähen. Noch immer hat die Anarchie Staaten zu Grunde gerichtet. Die Geschichte ist logisch und unbarmherzig, und Mexico war durch und durch anarchisch geworden; es konnte staatlich nicht mehr leben und wollte doch nicht sterben. Nun ist die Monarchie gekommen, um Rettung zu bringen. Kann sie sich nicht behaupten, dann wird, wir wiederholen es, das Land eine Beute der Nordamerikaner; — tertium non datur.

Wer eine Geschichte Mexico's seit der Unabhängigkeit schreibt, wird dieselbe füglich als eine Geschichte der Anarchie bezeichnen können. Ich will, um dieselbe zu kennzeichnen, nur eine Episode hervorheben. Im März 1853 traten mehre Generale zusammen, entwarfen einen „Plan" in der Stadt Jalisco und riefen den alten Unheilstifter Santa Anna aus der Verbannung zurück, einen Mann, der schon achtmal durch Revolutionen vom Präsidentenstuhle hinabgeworfen und dreimal ins Exil geschickt worden war. Jetzt steuerte er auf die Alleinherrschaft hin. Schon im Anfange des Jahres 1854 war er Dictator und Durchlauchtigste Hoheit, und ließ sich das Recht zuerkennen, seinen Nachfolger selbst zu wählen.

Er stiftete einen Orden, jenen Unserer lieben Frau von Guadalupe, die bekanntlich eine braune Mutter Maria ist, denn eine weiße will der Indianer eben so wenig wie ein weißes Jesusbild. Aber gerade diese „Klapper für ehrgeizige große Kinder" (welche von Kaiser Maximilian auch in Bewegung gesetzt wird) ist ihm verhängnißvoll geworden. Der Panther des Südens, der braune Alvarez, wies den Orden in so wegwerfender Weise zurück, daß der Dictator die Absetzung des Mannes beschloß. Alvarez bot dem Dictator Trotz, und die Indianer des Staates Guerrero machten gemeinschaftliche Sache mit ihm, ihrem Blutsgenossen. Santa Anna rückte gegen ihn und belagerte Acapulco. Dort hielt ein weißer Zolleinnehmer, Ignaz Comonfort, tapfer gegen Santa Anna Stand, und dieser mußte schimpflich abziehen.

Dann drängte eine Katastrophe die andere. In verschiedenen Landesgegenden erhoben sich Generale, und am 1. März 1854 entwarfen fünf Offiziere zu Ayutla im District Omotepec, im Staate Guerrero, einen „Plan", um den Zwingherrn abzusetzen, welcher die Freiheit mit Füßen trete, die öffentlichen Gelder verschleudere und an eine fremde Macht Land verkauft habe. (Man meinte das Mesillathal und das Land am Rio Gila, welches er für 10 Millionen Dollars an die Nordamerikaner abgetreten

hatte.) Alvarez nahm den Plan an; in der Mitte des Jahres 1855 mußte Santa Anna wieder in die Verbannung gehen; die Dictatur war zu Ende, aber die Verwirrung nur um so ärger.

Nach Abzug der „Durchlauchtigsten Hoheit" wurden in der Hauptstadt sofort die Häuser der Minister geplündert; man riß das Standbild nieder, welches wenige Monate vorher dem „um das Vaterland Hochverdienten" errichtet worden war. Auch die Soldaten, einst Santa Anna's Hauptstütze, erklärten sich in einem Pronunciamients gegen den „Tyrannen".

Es muß betont werden, daß bei allen diesen Vorgängen die Indianer und Mestizen eine wichtige Rolle spielten. Der wichtigste Mann in der Revolution war der indianische „Panther" Alvarez, der weiße Mann Comonfort nur sein Schützling und Gehilfe. Und gleichzeitig liefen nicht weniger als fünf revolutionäre Bewegungen neben einander her. Wer sollte an die Spitze treten? Zu Cuernavaca (im Oktober 1855) hatten sich 20 Generale versammelt, um zu entscheiden; nicht weniger als 16 derselben erklärten sich für einen Halbwilden, eben jenen Alvarez. Stand er doch an der Spitze von 6000 Braunen! Deshalb wurde er als „Retter der Freiheit" begrüßt. Er blieb in Cuernavaca, das etwa ein Dutzend Meilen von der Hauptstadt Mexico entfernt liegt, denn diese selbst mit ihrem Anstriche von Civilisation war ihm zuwider, und er empfing, mit einem baumwollenen Kittel bekleidet, die fremden Diplomaten, welche ihm aufwarteten.

Bezeichnend ist Folgendes. Den Vertrag über die Abtretung des Messillathals hatte der nordamerikanische Gesandte Gadsden mit Santa Anna abgeschlossen. Jetzt trat dieser Yankee vor den halbwilden Indianer hin und sprach wörtlich: „Nun endlich hat Mexico eine wahrhaft volksthümliche Regierung." In gewisser Beziehung hatte Gadsden wohl recht; denn unter den etwa 7 Millionen Einwohnern des Landes befinden sich mehr als 6 Millionen Farbige.

Vor Alvarez und seinen Braunen zitterte Mexico. Dem „Panther" wurde die neue Würde unbequem, in dem Gewirr der Politik konnte er sich nicht zurecht finden. Im November 1855 hielt er mit seinen Indianern den Einzug in die Hauptstadt und erklärte rundweg, daß die Privilegien abgeschafft seien, welche man bisher mißbräuchlich den Geistlichen und den Soldaten gewährt habe. Dann äußerte er, daß er keine Lust mehr habe Präsident zu sein, nahm Alles, was er an Waffen und Schießbedarf fand, mit sich, leerte die Staatskasse, in welcher er 200,000 Piaster fand, ernannte den Zollhauseinnehmer Comonfort zum „substituirten" Präsidenten und zog nach seiner Provinz Guerrero ab.

Und nachher abermals neue und mehr und mehr gesteigerte Verwirrung! Die Revolutionen haben bis zur Ankunft der Franzosen und Maximilians nicht aufgehört. Die Abschaffung der geistlichen und der militärischen Gerichtsbarkeit und dann später die Maßregeln, welche das Kirchengut der todten Hand entrissen, gaben den Parteien willkommenen Vorwand zu Aufständen, welche seit 1855 in ungezählter Menge gleichsam über Nacht emporschossen. Sie fanden in den Staaten Guanaxuato, Guadalaxara, Oaxaca, Puebla rc. zu Dutzenden Statt. Man erklärte, der Präsident entspreche den „Wünschen der Nation" nicht, und Comonfort mußte binnen 17 Monaten nicht weniger als 71 verschiedene Aufstände niederschlagen. Zumeist befanden sich Geistliche an der Spitze derselben.

Wir haben das Alles hier angeführt, um zu zeigen, wie zerrüttet und zerklüftet die Verhältnisse waren. Der Geistlichkeit standen und stehen die radikalen Demokraten gegenüber, von deren Führern manche, ohne alle Frage, zu den besten und gebildetsten Leuten Mexico's gehören. Aber ein in sich werthvolles Princip, das abstrakt genommen und richtig angewandt vortrefflich sein kann, wird werthlos und schädlich, sobald man mit demselben bei einem Volk experimentirt, das weder Fühlfäden noch Verständniß dafür hat und haben kann. Die Sache erläutert sich sofort, wenn man bedenkt, daß es sich um ein Collectivum handelt, in welchem kaum der zehnte Mensch ein Weißer, die Mehrzahl aber halbwild ist, und daß die Civilisation nur erst schwache Anfänge zeigt. Und nun ein Sprung aus dem spanischen Colonialwesen und allen Mängeln desselben in eine schrankenlose Demokratie! Er mußte verhängnißvoll werden.

Es ist nicht die Aufgabe unserer Zeitschrift, Tagesgeschichte zu schreiben, wohl aber haben wir die Bewegungen im Staatenleben vom Standpunkte der Völkerkunde aus zu erläutern. Vermittelst der Ethnologie wird der Grund mancher Erscheinungen klar, welche dem oberflächlichen Beobachter unverständlich bleiben. Unser europäisches Publikum überträgt im Allgemeinen seine eigenen Anschauungen, Meinungen oder Vorurtheile auch auf die Vorgänge und die Völkerbewegungen in anderen Erdtheilen, und damit geht es vielfach in die Irre. Wer ein richtiges Urtheil sich verschaffen will, muß vom ethnologischen Standpunkte aus zu individualisiren wissen; mit den gewöhnlichen Zeitungsphrasen und landläufigen Redensarten wird rein gar nichts erklärt.

Nun ist der braune amerikanische Indianer zwar ein Mensch so gut wie wir weißen Europäer. Aber er ist ein von der Natur anders angelegter, anders begabter Mensch als wir, und seine geistigen Evolutionen sind nicht dieselben. Er denkt, er fühlt, er simulirt und räsonnirt nicht wie wir; im Tiefinnern seiner Seele, im Hintergrunde seines Herzens liegt etwas, das wir nicht besitzen. In ihm walten manche Neigungen, Kräfte, Gedanken, Gefühle und Gesinnungen, die einen besondern Strich haben; er ist eben eigenartig. Mit unserem Maßstabe dürfen wir ihn nicht messen, denn derselbe paßt nicht. Es ist eine keineswegs leichte Aufgabe, diesen braunen Menschen zu ergründen und zu verstehen; darüber sind alle Beobachter einverstanden.

Oftmals haben wir im Globus hervorgehoben, daß man die Vorgänge in den sogenannten Republiken des ehemals spanischen Amerika gar nicht verstehen könne, wenn man nicht die Eigenthümlichkeiten des indianischen Elementes, die psychologischen Wirkungen der Rassenvermischungen und die Stellung der verschiedenen Hautfarben zu einander in sorgfältige Erwägung ziehe. Gerade darin liegt der Schwerpunkt. Aber wie wenig Gewicht wird darauf gelegt! In unseren Tagblättern findet man nur selten und ausnahmsweise Verständniß dafür, und, im Gegentheil, oftmals haarsträubende Ansichten und Urtheile, die dann auf ein gläubiges und eben so unkundiges Publikum übergehen. Wie Wenige sind es, die z. B. sich die Einwirkungen des irisch-keltischen Elementes und der massenhaften nichtgermanischen Zuthaten, welche in den Vereinigten Staaten seit 50 Jahren so stark zunahmen, klar gemacht haben? Und doch geben gerade sie einen Hauptschlüssel zu der politischen Ausartung und allgemeinen Verderbniß im Yankeelande.

Doch wir kommen auf Mexico zurück. Das Land zählt etwa 7 bis 8 Millionen Bewohner. Von diesen sind

reichlich zwei Millionen Mischlinge, denen man die Halbschlächtigkeit auf den ersten Blick ansieht; etwa eine Million gilt für weiß und will es sein, aber schwerlich hat mehr als die Hälfte rein weißes Blut. Alle übrigen sind unvermischte Indianer, welche in den Dörfern und in den meisten Städten die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung bilden. Ihr Charakter ist im Wesentlichen noch derselbe wie in den Zeiten, da der Flibustier und Aztekenwürger Cortez ins Land kam; nur die äußere Form der Gottesverehrung, dessen, was man Religion zu nennen beliebt, ist eine andere. Der Indianer verehrt seinen braunen Christus in seiner Weise, aber er weiß noch heute sehr wohl, wer ihm die Tempel seiner Vorfahren zerstörte, seine Götterbilder zertrümmerte, seine Priester mordete. Das haben die „Christen" gethan. Er hat den pomphaften Kultus dieser „Christen" angenommen, aber an seinen alten heidnischen, nationalen Gebräuchen hält er darum doch fest. Zumeist lebt er als Bauer oder Dienstknecht in den Dörfern oder auf den Landgütern weißer Männer; als Handwerker, Taglöhner und Bettler wohnt er in den Städten. Unter einer guten Regierung könnte er zu einem ordentlichen Arbeiterstande herangebildet werden; bevor die „Christen" ins Land kamen und so viele Plagen und Barbareien brachten, gab es einen solchen Stand. Aber das Mexico, wie es durch die „Civilisation" der Spanier geworden ist, zählt mehr Landstreicher und Bettler, als bis auf unsere Tage Italien gehabt hat. In der Hauptstadt Mexico, die mehr als 200,000 Einwohner hat, leben reichlich 30,000 Leperos, farbige Bettler ohne Habe und Haus.

Der braune Mann steht dem Weißen fern, er hegt gegen denselben eine tiefe Abneigung. Hat ihm doch derselbe nicht bloß seine alten Götter, sondern auch den Grund und Boden geraubt, ihn beherrscht und zur Dienstbarkeit gezwungen. Seit der Unabhängigkeit sind die Indianer stets in Unruhe und Bewegung, und ein großer Theil von ihnen hat Waffen in den Händen; sie wissen, daß sie die Mehrheit bilden, und in Mexico galt bisher die — ich kann mich nicht milder ausdrücken, — aller Barbarei Vorschub leistende Praxis des „allgemeinen Stimmrechts", dessen traurige Ergebnisse wir heute z. B. auch in Peru, Frankreich und Nordamerika sehen. In Mexico lag für die Weißen bisher noch eine Art von Rettung in dem Umstande, daß die Indianer in viele Völker und Stämme getrennt sind, und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit bei ihnen noch nicht durchgedrungen ist. Sie erschöpften mehr als einmal ihre Kraft in vereinzelten Aufständen, die freilich zum Theil bedenklich genug geworden sind, z. B. in Yucatan, wo der Rassenkrieg der Mayas gegen die Weißen auch jetzt noch fortdauert.

Als vor nun 17 Jahren die Nordamerikaner gegen die Hauptstadt anrückten, erhoben sich die Indianer zu Xuchitepec bei Cuernavaca, also ganz in der Nähe von Mexico, und schlachteten viele Weiße ab, bloß weil sie weiß waren. Im Jahr 1850 trat der Zapoteca-Indianer Melindez auf, nahm die Stadt Tehuantepec mit Sturm, bedrohte Oaxáca und stand lange Zeit im Felde. Fast gleichzeitig erhoben sich, kaum ein paar Meilen von der Hauptstadt, zu Chalco, die Indianer; ein Gleiches thaten jene zu Amoca im Staate Puebla, und auf vielen Landgütern revoltirten die braunen Knechte. Man mußte Allen Amnestie geben, weil die braunen Soldaten der Regierung gegen die braunen Aufständischen nicht feuern wollten. Präsident Juarez, welcher gegen Kaiser Maximilian im Felde steht, ist ein vollblütiger Mije-Indianer aus dem Staat Oaxáca; einer der besten Männer, welche in Mexico eine Rolle gespielt haben, ist er gewiß, besser als alle weißen Präsidenten waren.

So sind die „zahmen" Indianer. Die „wilden", d. h. die Apatsches, die Komantsches und andere wilde Reitervölker, welche alljährlich wie Sturmesbraut und Hagelwetter aus ihren Steppen hervorbrechen und für die Staaten im Norden und Nordwesten eine wahre Gottesgeißel sind, haben niemals einer mexicanischen Regierung gehorcht. Hier wollten wir nur andeuten, wie wichtig das indianische Element für das neue Kaiserthum ist. Gelingt es diesem, die braunen Leute zu dem Bewußtsein zu bringen, daß man es ehrlich mit ihnen meine, und daß sie fernerhin nicht mehr in bisheriger Weise ausgebeutet werden sollen, dann ist schon viel gewonnen. Die braunen Leute verdienen, daß ihnen endlich bessere Tage leuchten, als in den Zeiten Spaniens und der „Republik" der Fall war.

Ueber Darwins Hypothese.

Wallace und das Paradies. — Ein Mensch, der kein Mensch ist. — Dr. Hunt in London und Dr. Mühry in Göttingen gegen die Hypothese, Naturforscher in der Schweiz für dieselbe. — Karl Vogt.

Der Streit über dieselbe dauert unter den Naturforschern mit großer Lebhaftigkeit fort, in Deutschland und der Schweiz, wie in Frankreich und England, und es wird angemessen sein, daß wir dann und wann einige Mittheilungen über den im hohen Grad interessanten Gegenstand bringen.

In der londoner anthropologischen Gesellschaft brachte der ausgezeichnete Reisende Alfred R. Wallace (dem wir ein vortreffliches Werk über den Amazonenstrom und sehr belehrende Beiträge zur Kunde des indischen Archipelagus verdanken) die Frage über den Ursprung der Rassen und das Alterthum des Menschengeschlechts, nachgewiesen aus der „Theorie der natürlichen Auswahl" zur Sprache (S. Anthropological Review, Nr. 5 und 6; Journal S. 158 ff.) Nachdem er Gründe für und wider die ursprüngliche Einheit und Verschiedenheit der Menschenrassen angeführt, kommt er zu dem Schlusse, daß man vom unparteiischen und vorurtheilsfreien Standpunkt aus sich für die Pluralität erklären müsse. Die Gegner könnten nichts einwenden gegen die Permanenz gewisser Rassen, welche noch heute genau dieselben sind, wie in den ältesten Zeiten. Sobald man aber die Dinge so betrachte, daß man Darwins natürliche Auswahl der Arten zu Hülfe nehme, dann habe der Streit ein Ende.

6*

Wallace hat seinen Gegenstand mit Geist und Phantasie behandelt, aber die letztere spielt eine allzugroße Rolle. Er spricht zu viel von „wahrscheinlich", „vielleicht" und dergleichen mehr, und das ist schade.

Um die natürliche Auswahl zu erläutern bemerkt er, daß von denselben Aeltern gezeugte Kinder einander nicht gleich sähen, und häufig sowohl dem Vater, wie der Mutter und den Geschwistern ganz ungleich seien. „Das gilt vom Menschen, von allen Thieren und allen Pflanzen. Man findet auch, daß Individuen in verschiedenen Eigenheiten von ihren Aeltern sich nicht unterscheiden, während sie in allem Uebrigen genaue Duplicate derselben sind." — „Die Abkömmlinge gleichen durchschnittlich ihren Aeltern, und der ausgewählte Theil jeder nachfolgenden Generation wird stärker und rascher sein als die frühere. Wenn nun solch ein Vorgang tausende von Generationen hindurch fortdauert, so wird sich ein Thier in Harmonie mit den Bedingungen bringen, in welche es sich versetzt sieht. Es wird nicht bloß stärker und schneller werden und einen dickern Pelz bekommen, sondern sich wahrscheinlicherweise (probably) in Farbe und Gestalt verändert haben, vielleicht (perhaps) auch einen längern Schwanz und anders gestaltete Ohren bekommen. Es ist nämlich eine ausgemachte Thatsache, daß, wenn ein Theil eines Thieres eine Abänderung erfahren hat, fast immer einige andere Theile, gleich sympathisch damit, auch anders werden. Das ist Darwins Correlation des Wachsthums, und er führt zu Gunsten derselben an, daß haarlose Hunde unvollkommene Zähne haben, blauäugige Katzen taub seien, Tauben mit kleinen Füßen kurzschnäbelig sind" 2c. — „Wenn eine Gletscherperiode auftritt, müssen einige Thiere einen wärmern Pelz bekommen, oder eine dickere Fettumhüllung, sonst sterben sie vor Kälte. Die von der Natur am besten bekleideten Thiere werden durch natürliche Auswahl erhalten."

Wallace sagt weiter: „Der Mensch kann eine homogene Rasse gebildet haben, ich glaube auch fest, daß dem so gewesen ist, aber in einer Zeit, von welcher man noch gar keine Spur entdeckt hat. Sie liegt so weit zurück, daß er damals noch nicht einmal sein jetzt so außerordentlich entwickeltes Gehirn sich angeeignet haben konnte, das Organ jener Intelligenz, durch welches er jetzt, auch vermittelst der noch am wenigsten entwickelten Formen, sich weit über die höchsten Thiere gestellt sieht. In jener Zeit hatte er wohl Menschengestalt, aber wohl kaum menschliches Wesen; er hatte noch keine menschliche Sprache, kein moralisches Gefühl und sympathisches Bewußtsein. In dem Maß, als diese wahrhaft menschlichen Eigenschaften sich in ihm entwickelten, wurden auch seine körperlichen Merkmale fest, stetig, andauernd. Jetzt hielt er sich im Einklang mit der ihn umgebenden, langsam rings um ihn her sich verändernden äußern Natur, nicht durch Veränderungen, die mit seinem Körper vorgegangen wären, sondern durch den Fortschritt seines Geistes. Wenn wir annehmen, daß er während jener Epoche noch kein Anrecht auf die Bezeichnung Mensch hatte, dann können wir sagen, daß ursprünglich mehre verschiedene Urrassen vorhanden gewesen sind. Wir sprechen uns aber andererseits für den gemeinsamen Ursprung des Menschengeschlechts aus, wenn wir als Menschen ein Wesen betrachten müssen, das bei einem dem unsrigen ähnlichen Körperbau nur eine Intelligenz hatte, welche kaum jene des Thiers überragte."

Die Schwäche einer solchen Art der Beweisführung liegt auf der flachen Hand. Und weiter: „Der Mensch konnte während der Eocenperiode leben, als noch kein Säugethier die Gestalt der heutigen Arten hatte. Während Alles um ihn her sich veränderte, behielt er seine körperliche Gestalt, und nur allein die Organisation seines Gehirns wurde eine andere. Die Schädel des Mont Denise und von Engis gehören in eine Epoche, als noch kein Säugethier seine heutigen Formen hatte; der Schädel aus dem Neanderthal gehört einem Menschen der niedrigsten Rassen jener Zeit an, etwa so wie der Australier die niedrigsten Rassen unserer Periode vertritt. Man muß also menschliche Ueberreste in tertiären Ablagerungen finden, und wenn in Europa dieses nicht geschieht, dann rührt das daher, daß dieser Erdtheil damals unter Wasser lag."

Und noch weiter: „Wenn die hier aufgestellten Ansichten begründet sind, dann haben wir einen weitern Beweis dafür, daß der Mensch eine Sonderstellung einnimmt; daß er nicht an der Spitze einer langen Reihenfolge der organisirten Natur sich befindet, sondern in gewisser Weise eine neue und verschiedene Ordnung unter den Wesen bildet."

„Seit jenen unermeßlich weit zurückliegenden Zeiten, in welchen die ersten Elemente organischen Lebens auf der Erde erschienen, ist jede Pflanze und jedes Thier dem großen Gesetz physischer Veränderungen unterworfen gewesen. Die Erde hat große Cyclen geologischer, klimatischer und organischer Fortschritte gemacht; jede Lebensform war der unwiderstehlichen Einwirkung derselben unterworfen, unablässig und andauernd, und nahm auf unmerkbare Weise immer neue Formen an, um sich mit der allgemeinen Veränderung in Harmonie zu bringen. Diesem Gesetze des Daseins konnte kein lebendes Wesen sich entziehen. Dann endlich erschien jene subtile Kraft oder Fähigkeit, welche wir als Geist, Intelligenz (mind) bezeichnen, und die weit wichtiger wurde, als der physische Bau des Körpers. Von dem Augenblick an, als der Mensch aus einem Thierfelle sich ein Kleidungsstück bereitete, als er den ersten Knüttel verfertigte, um sich desselben auf der Jagd zu bedienen, und als das erste Korn ausgesäet wurde, — von da an war eine große Revolution in der Natur vorhanden, die in allen Zeitaltern der Erde ihres gleichen nicht gehabt hat; denn von nun an brauchte der Mensch, um zu existiren, nicht mehr mit Allem, was ihn umgab, sich zu verändern. In diesem Zustande war er gewissermaßen der Natur überlegen; er entzog sich auf diese Weise nun der natürlichen Auswahl, er entriß der Natur einen Theil ihrer Gewalt; er selber konnte sich in Harmonie mit ihr bringen; er hatte nicht mehr nöthig, seinen Körper umzuwandeln, sondern brauchte bloß seine Intelligenz zu vervollkommnen. Darin eben liegt die wahre Größe und Würde des Menschen. Während der unendlich langen Periode, in welcher die übrigen lebenden Wesen dem Wechsel unterworfen waren, blieb er derselbe, und nur allein das Gehirn unterlag Veränderungen."

Am Ende verstieg Wallace sich zu Prophezeiungen; er meinte, vermöge der natürlichen Auswahl würden nach und nach die niedrigen Rassen verschwinden, die Welt werde sich vervollkommnen, bis sie von einer gleichartigen Rasse bewohnt sein werde, wo dann alle Individuen ohne Ausnahme dem edelsten und höchsten Menschenexemplare gleich seien. „Dann wird Jedermann sein Glück sich schaffen im Einklange mit dem seiner Nebenmenschen; es wird vollkommene Freiheit des Handelns stattfinden, denn die ins Gleichgewicht gebrachten moralischen Eigenschaften werden Keinem erlauben, die Freiheit Anderer zu beeinträchtigen; Zwangsgesetze werden überflüssig sein, denn jeder Mensch wird sich selber vermöge der besten Gesetze regieren,

er wird die Rechte Aller schätzen, Sympathie mit ihren Gefühlen haben, eine Regierung wird ganz unnöthig sein und durch freiwillige Genossenschaften ersetzt werden, deren Zweck kein anderer ist, als die Wohlthätigkeit. Leidenschaften und thierische Neigungen werden sich innerhalb jener Grenzen halten, in denen sie zu Glück und Wohlbehagen führen. Die Menschheit wird am Ende entdeckt haben, daß nur die Entwicklung der Fähigkeiten ihrer höhern Natur erforderlich war, um diese Erde, welche so lange ein Schauplatz ihrer ungezügelten Leidenschaften und eines Jammers, welchen die Phantasie sich nicht vorstellen kann, gewesen, in ein leuchtendes Paradies zu verwandeln, von welchem bisher die Dichter nur geträumt haben."

Man sieht, von der natürlichen Auswahl ausgehend und von einem Menschen, der noch gar kein Mensch ist, weil ihm Sprache und Denkvermögen, überhaupt Intelligenz fehlen, kommt Wallace zu einer phantastischen, geradezu lächerlichen Utopie, welche aller Erfahrung widerspricht, und für welche nicht eine einzige Thatsache beigebracht werden kann. Wallace weiß nicht zu sagen, wie und wodurch denn plötzlich einmal das Denkvermögen in seinen sprachlosen Thiermenschen fuhr. Die Annahme, daß der ganze Körper seines Menschen sich dann im Wechsel aller Epochen gleich geblieben sei, und nur lediglich und allein das Gehirn sich verändert und zum Höhern entwickelt habe, ist rein willkürlich und wird durch gar kein Analogon unterstützt. Für diese Entwicklung nimmt Wallace „zehn Millionen Jahre an", was wieder rein willkürlich ist und wofür gar kein Beweis vorliegt. Ein sehr klarer Denker und positiver Kopf, Dr. Hunt, Präsident der anthropologischen Gesellschaft, erklärte die Annahme, daß sich die niedrig stehenden Wilden in menschliche Prachtexemplare höchsten Ranges umbilden könnten, rund heraus für eine Absurdität. Einmal leite man die natürliche Auswahl von äußeren Ursachen her, und Wallace spreche nun von einer inhärenten Kraft und von Entwickelung des Gehirns. Ein Mensch kann ohne Sprache nicht gedacht werden; jetzt erfindet man einen, der weder Sprache noch Intelligenz hatte. Als bloße Hypothese könne man das Gesetz der natürlichen Auswahl gelten lassen; es sei eben eine naturwissenschaftliche Spekulation, nicht aber Theil der inductiven Wissenschaften; sie gilt eben so viel wie andere Hypothesen und Spekulationen. Wallace habe zwar keine Thatsache vorgebracht und auch nicht wissenschaftlich argumentirt, aber dafür ein Paradies in Aussicht gestellt, in welchem jedoch die Menschen alle dieselbe Organisation des Gehirns haben sollen, welche ihnen heute eigen ist. „Als Gelehrte müssen wir solchen Träumereien entgegen treten." —

Als wir das Obige geschrieben hatten, kam uns ein Werk des sehr fleißigen Adolf Mühry in Göttingen zur Hand. Dieser Gelehrte hat um die geographische Meteorologie und um die Nosogeographie entschiedene Verdienste. Sein neuestes Buch führt den Titel: „Supplement zur klimatographischen Uebersicht der Erde" ꝛc. Leipzig 1865. In demselben spricht er auch seine Ansicht über den Darwinismus aus, als welcher zur Zeit fast einen Zauber ausübe.

Derselbe, sagt Mühry, ist bekanntlich eine Anwendung des in der Geologie zur Erklärung von dem successiven Auftreten der geologischen Aenderungen auf der Erdoberfläche so durchdringend erfolgreichen Lyell'schen Princips, — das ist das Princip von nur allmäligem, langzeitlichem Zustandekommen der verschiedenen Formationen, bei Unveränderlichkeit der Gesetze, anstatt zeitweise und in instantaner Weise vorgekommener Revolutionen. Es ist aber gewiß am richtigsten, nicht wieder von einem Extrem in das andere überzugehen, sondern beide Aenderungsweisen anzuerkennen.

Der Darwinismus ist eine Anwendung dieses Princips auf die in den Schichten enthaltenen Organismen, und demnach auf die ganze, auch auf die gegenwärtige, organische Bevölkerung der Erde. Ein solcher Versuch lag im Gange der Wissenschaft und war insofern völlig gerechtfertigt; die Hoffnung, gleiche Erfolge zu erringen, mußte die Geister empfänglich machen zur enthusiastischen Aufnahme des außerdem mit wirklichem Genie in Darwins Buche ausgeführten Versuchs. Allein seit mehren Jahren wartet man vergebens auf die Belege durch Beispiele. Noch einige Jahre werden vergehen, bis der Darwinismus erkennt und gesteht, daß die Belege nicht zu finden sind; da doch bei Richtigkeit der Anwendbarkeit des Princips es an Uebergangsstufen der Species wie der Individuen eine Ueberfülle geben müßte, ja, Grenzen zwischen den Typen gar nicht bestehen könnten.

Nach Darwin wird zum Beispiel, im Ernst, erklärlich gefunden, daß aus dem Eisbären im Verlauf undenkbar langer Zeiten, mittels Umänderung der Generationen, der Walfisch hervorgegangen sei. Da müssen doch, wenn es sich wirklich so verhielte, die Uebergangsstufen zu finden sein. Auch Darwins Kunst vermochte nicht aus seinen Tauben z. B. Enten oder Hühner, auch nur angenähert, zu erzwingen. Wäre dies aber einmal erreicht, dann freilich würde dem Principe Bahn gebrochen sein.

Da der Darwinismus die Annahme voranstellt oder als Ergebniß zugesteht, daß dennoch einige wenige Grundtypen, als die Reihenfolge der mannichfaltigen Organismen eröffnend, ursprünglich entstanden seien, so ist darin unbestreitbar völlig logisch, und consequent dessen eigenem Grundsatze, die Annahme enthalten, daß dasselbe Entstehen auch später und noch jetzt entstehen könne und zwar auf gleiche Weise eben so gut an einem Orte wie an einem andern. Wozu dann aber alle so gewaltsamen Anstrengungen, extreme Behauptungen durchzuführen, welche den Charakter der Natur, wie er dem Unbefangenen erkennbar ist (d. i. die ausgedachte, besondere Ideen aussprechende Planmäßigkeit in der Bildung der Organismentypen), durchaus widersprechen?

Das Suchen nach belegenden Thatsachen hat Nutzen gebracht; wer könnte das leugnen? — etwa wie das Umgraben eines Ackers. Aber der Erfolg ist gewesen, daß man wohl in der allmäligen Umwandelbarkeit der Organismen eine größere Amplitude der Oscillationen bestehend gefunden hat, als früher gemeint wurde; aber auch eine Bestätigung des Vorhandenseins von festen Grenzen zwischen verschieden erdachten, Pläne aussprechenden, specifischen Gruppen, — welche Zwischengrenzen noch niemals als von der Unwandelbarkeit überschritten in nicht einem Beispiele nachgewiesen worden sind. Die Methode des Darwinismus ist nicht die inductive, sondern ein klares Beispiel des Deductionsverfahrens, das nicht die Thatsachen zuvor sammelt, sondern erst nachher für eine Vorstellung aufsucht; in diesem Falle sind sie nicht gefunden, der Angriff ist abgeschlagen." —

Leider schreibt Herr Mühry, wie die Leser sehen, einen äußerst schlechten, peinigenden Styl. Er schließt mit folgenden Worten: „Fragt man nun, welche Erklärung der chronologischen Reihenfolge der Organismen in der Paläontologie und der synchronistischen Reihenfolge in den derzeitigen Organismenbevölkerungen dann bleibe? so ist zu antworten: gar keine Erklärung ist sichtlich besser als

eine unrichtige. Die Entstehung neuer Arten, d. h. wirklich specifische verschiedene Schöpfungsgedanken aussprechender Gruppen ist als zeitweise in instantaner Weise vorkommend anzunehmen, aber zu erklären ist sie bis jetzt nicht; freilich auch, sie ist noch nicht auf der That ertappt. Das ist der nüchtern und frei aufgefaßte Standpunkt der Frage." —

Aber die Zahl der Anhänger von Darwins Hypothese wächst; das hat sich neulich im August zu Genf gezeigt, wo die Gesellschaft der schweizerischen Naturforscher sich versammelt hatte. Professor Karl Vogt erstattete darüber in der „Kölnischen Zeitung" eingehende Berichte. Einen derselben schließt er in folgender Weise:

„Sonderbar, wie so manche Richtungen in der Wissenschaft sich Bahn brechen und oft im Hintergrunde einer Arbeit aufleuchten, ohne daß der Verfasser derselben sie gesucht hätte. So geht es jetzt mit dem Darwinismus. Wenn man früher stets nur Unterschiede, charakteristische Eigenthümlichkeiten suchte und auch fand, so wird man jetzt fast unwillkürlich auf den innern Zusammenhang der Formen und ihre Ableitung aus gemeinsamen Grundlagen hingeleitet. So spricht uns Kölliker von dem Baue der Polypen und Korallen, namentlich ihrer Hartgebilde, und es gelingt ihm, die so abweichenden Formen dieser Theile auf eine einzige krystallinische Grundform zurückzuführen, und der Paläontologe Meyer aus Zürich hält mir eine Tafel vor Augen, welche die Verwandtschaft der einzelnen Arten von Thurmschnecken graphisch darstellt. „Das gleicht ja der Darwin'schen schematischen Zeichnung auf ein Haar", sagte ich zu ihm, „Sie sind doch nicht Plagiarius geworden, lieber Freund?" „Das ist es ja eben", antwortete er lachend, „das ist das Resultat der Untersuchung von mehreren Tausend Exemplaren fossiler Thurmschnecken — da ist die Grundform und so zweigen sich die abgeleiteten Gestalten ab, ohne Halt in den Uebergängen!" „Haben Sie gehört", sagt ein Anderer, „was eben in der geologischen Section vorgegangen ist? Herr Cotteau hat einen sehr interessanten Vortrag über See-Igel gehalten und zum Schlusse bemerkt, daß seine Untersuchungen ihn zu dem Resultate geführt hätten, daß keine Uebergänge zwischen den Formen Statt fänden, worauf ihm Desor, der die See-Igel ebenfalls sehr genau studirt hat, antwortete: Seine Untersuchungen über dieselbe Gruppe haben ihn gerade zu dem entgegengesetzten Resultate geführt, so daß er die Uebergänge der Formen in andere jederzeit nachzuweisen bereit sei. Darauf hält uns Pictet de la Rive einen inhaltreichen Vortrag über die versteinerten Fische aus der Kreideperiode, die im Libanon gefunden werden, und die er mit Hambert untersucht hat. Jetzt, sagt er, bilden die echten Knochenfische vielleicht neun Zehntel der Gesammtheit. Wollte man den Typus eines echten Knochenfisches aufstellen, so müßte man einen Halecoiden (Häring oder Forelle) zeichnen. In der Kreide kommen hauptsächlich echte Knochenfische vor — im Jura nur einige wenige, die aber mit Halecoiden die größte Aehnlichkeit haben, früher gar keine. Das ist also die Stammform, aus der sich die abweichenden Formen in der Kreide und successive die übrigen, so mannigfachen Typen der Jetztwelt entwickelt haben." Rouget von Montpellier, der, obgleich Franzose, doch Darwinist ist, nickt mir zu, und ich lächle Verständniß — innig. „Die Herren mögen mir glauben", sagt Pictet, „daß ich nicht mit vorgefaßten Meinungen an die Untersuchung ging — vielleicht war ich mehr zur Annahme des Gegentheils geneigt — aber ich kann der Wahrheit die Anerkennung nicht versagen!" A.

Leben und Treiben der Zigeuner.

I.

1. Auf dem Monte sacro in Granada.

Die dunkelfarbigen Menschen, welche fernher aus Asien stammen und in unserm Abendland eine so fremdartige Erscheinung bilden, nehmen fortwährend die Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir haben schon früher im Globus einigemal Mittheilungen über die Zigeuner gebracht, theils nach eigenen Beobachtungen, theils nach den vortrefflichen Büchern von Borrow und Liebich in Lobenstein. Jüngst erhielten wir einen Aufsatz vom Herrn Professor A. Boltz in Frankfurt am Main, in welchem sehr klar und übersichtlich der gegenwärtige Stand der Forschungen über das umherschweifende Volk erörtert wird. Wir theilen denselben weiter unten mit. Wir haben ferner das in linguistischer Beziehung ausgezeichnete Buch des Professors G. J. Ascoli in Mailand, „Zigeunerisches", Berlin 1865 (Verlag von E. Heynemann); sodann wiederum eine Anzahl von Zeichnungen Gustav Doré's, welcher auf seiner Kunstwanderung durch Spanien die Gitanos mit besonderer Vorliebe beobachtet hat. Unsere Leser kennen die prächtigen und markigen Bilder, welche wir früher aus einigen Städten Andalusiens mitgetheilt haben. Nun finden wir Doré und seinen Begleiter Davillier in den Vorstädten von Granada, wo sie mit Eifer und Erfolg sich dem Studium der Zigeuner hingaben.

Sie besuchten den Monte sacro, eine Vorstadt, in welcher man einst Knochen von Heiligen gefunden haben will, denn die Zahl der Märtyrer oder solcher, die der große Haufe dafür hält, ist Legion. Jetzt ist der heilige Berg, das eigentliche Hauptquartier der granadinischen Gitanos, eine besondere Stadt in der großen Stadt, mit einer Bevölkerung, die ihre besondere Sitte und Sprache hat, und ihre eigenthümliche Wohnung, denn von Häusern kann nicht die Rede sein. Die Bergwände nämlich sind mit einer Unzahl Grotten und Höhlen durchlöchert, und in diesen hausen die Zigeuner als wahre Troglodyten. Einige dieser Wohnungen haben einen kleinen, immer schlecht und nachlässig umzäunten Vorhof. Wozu auch sollte man denselben verschließen? Es ist nichts da, was zu stehlen sich der Mühe verlohnte. Die Grotte besteht aus einem einzigen Gemach und hat eine gewöhnlich baufällige Bretterthür, und die Wände sind mit Kalk geweißt. Drinnen lebt die



Die Grottenwohnungen der Zigeuner auf dem Monte sacro in Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

manchmal bis zu zehn Köpfen starke Familie mit und durch einander; der Rauch zieht durch die Thür oder durch ein Loch ab, das Familienzimmer ist zugleich Küche. Der armselige Hausrath besteht aus ein paar Bänken, einem Tisch und dann und wann auch aus einer Strohmatratze. Diese erscheint aber als ein Luxus; für gewöhnlich schläft der Gitano auf der platten Erde. Nackte Kinder, fast so schwarz wie Neger, laufen oder krabbeln umher zwischen Hühnern und Schweinen.

So sind fast alle diese Höhlen, und die Zigeuner von Granada leben fast noch dürftiger als jene in anderen Städten Andalusiens und Spaniens überhaupt. Manche sind Hufschmiede oder Schlosser und diese haben ihre Werkstätten im Berge. Wenn man Abends vorüber geht und sie hämmern sieht, gewähren sie bei dem unsichern Flammenlicht ein eigenthümlich ergreifendes Schauspiel. Andere treiben die Chalaneria, d. h. das Gewerbe des Roßkammes, und mit vollem Rechte kann man sie als Roßtäuscher bezeichnen. Sie verstehen sich auf ihre Sache ganz vortrefflich und sind berüchtigt dafür.

Die Gitanos in Granada haben olivenbraune Hautfarbe, schwarze, lange und zugleich krause Haare und etwas aufgeworfene Lippen; man unterscheidet sie gleich auf den ersten Blick von den Spaniern. Gewöhnlich sind sie von kleinem Wuchs und haben stark hervorragende Backenknochen. Sie gesticuliren ungemein lebhaft, noch mehr als selbst die Neapolitaner, und haben im Gesichtsausdruck eine ganz ungemeine Beweglichkeit. Man hält sie allesammt für Diebe von Kindesbeinen an; aber sie verfahren nicht gewaltthätig und können in dieser Beziehung für harmlos gelten. Aber dem Eigenthum ist ihre Fingerfertigkeit immerhin gefährlich. Doch gibt es löbliche Ausnahmen, und zu diesen gehört der Gitano Rieo, ein wackerer Mann, dessen Gesichtszüge allerdings von denen seiner Genossen erheblich abweichen. Doré verlor einige Geldstücke, und Rieo brachte sie ihm ehrlich wieder. Der Künstler zeichnete ihn und belohnte ihn obendrein.

Die Gitanas sind schlank und fein von Wuchs und haben eine ganz eigenthümliche Haltung beim Gange. Es gibt unter ihnen blendende Schönheiten mit großen, schwarzen Augen und Schelmenblick (was die Spanier als picaresk bezeichnen), rabenschwarzem Haar und blendend weißen Zähnen. Ein Hauptgewerbe der Zigeunerfrauen ist bekanntlich das Wahrsagen, die baji, la buena ventura, und die Chiromantie, das Prophezeien aus den Linien der innern Hand, bringt manches Stück Geld ein. So trieben sie es schon im 16. Jahrhundert, als Covarrubias sie schilderte als ein verlorenes Vagabundenvolk, unruhiges, lügenhaftes und betrügerisches Gesindel, das aus den Linien der Hand wahrsage. (Gente perdida y vagamunda, inquieta, engañadora y embustidora; dicen la buena ventura por las rayas de los manos.)

Ihr Tanz ist unvergleichlich; so oft man ihn auch geschildert hat, immer übt er neue Anziehungskraft auf



In der Zigeunervorstadt zu Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Einheimische wie auf die Fremden. Gewöhnlich kommen die Zigeuner in die Gasthöfe, und der Capitan, welcher die Oberleitung hat, muß das Ballet anordnen, armar el baïle, und die Guitarre spielen. Aber diese Tänze sind schon künstlerisch und reflectirt und haben nicht die ächtzigeunerische Ursprünglichkeit, sie werden des Geldes wegen, man kann sagen, zurecht gemacht. Den ächten, naiven, urwüchsigen Zigeunertanz sieht man nur auf dem Monte sacro; er wird nur unter Zigeunern selbst oder ausnahmsweise vor guten Freunden und näheren Bekannten zum Besten eine große vertrocknete Fledermaus, die vortrefflich zum satanischen Gesichtsausdruck der Vettel stimmte. Sie nahm einen großen Pandero und schlug mit den Fingern auf die gebräunte Spannhaut dieses Tamburins, und die kupfernen Schellen klimperten und die Umstehenden riefen: Vorwärts Alte, immer zu Doppeltalte! Anda, vieja, anda, revieja!

Nun trat ein prächtig gebautes Mädchen an, das man la Pelra nannte, und tanzte den Zorongo mit hinreißender Anmuth; ihre unbekleideten Füße streiften leicht den Boden, sie trat und glitt, als hätte sie das schönste Ge-



Der Zigeuner Rico in Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

gegeben, und zu diesen gehörten Davillier und Doré. Wie prächtig nahmen sich dort die Tänzerinnen in ihren armseligen Lumpen aus, und wie klapperten sie so munter und ungeduldig mit den Castagnetten, ehe die Guitarren und die Panderetos herbeigeholt worden waren, mit denen der improvisirte Tanz begleitet werden sollte! Dann begann die Musik in seltsamen Weisen, welche mit näselndem Ton auch gesungen wurden. Seltsames Schauspiel! Eine alte Zigeunerin, eine leibhaftige Hexe, die auf dem Monte sacro eine große Rolle spielt, saß an einer Wand; über ihr hing täfel unter sich. Der Klang der Guitarre wurde lauter und lebhafter; alle Anwesenden riefen: Juy! ole, ole! Alza! Man klatschte Beifall, und die schöne Gitanilla war in der That bezaubernd. Sie gerieth mehr und mehr in Feuer, ihr Haar löste sich und flatterte über die braunen Schultern hinab. Dann sprang ein junger Gitano auf sie zu und nahm sie bei der Hand, zwei andere Paare thaten ein Gleiches, noch andere folgten und nun dauerte der Tanz so lange, bis die Guitarrenspieler die Arme sinken ließen.

Nach einer Pause traten zwei kleine Zigeunermädchen

von 8 bis 10 Jahren auf, um es ihren älteren Schwestern nachzuthun. Beide waren mit kläglichen Lumpen behängt. Die eine beschrieb mit ihren Armen Kreise und schlug mit Castagnetten den Takt; die andere hob mit der einen Hand das zerlumpte Röckchen auf, machte herausfordernde Stellungen, drehte den Kopf hin und her, warf ihn stolz zurück, stemmte die eine Faust in die Seite und wiegte sich horizontal, was man Zarandeo nennt, weil man es mit einem Siebe vergleicht, das hin und her bewegt wird. Der Vater, ein sehr dunkel gebräunter Mann, stand dabei; über dem Tuche, welches er um den Kopf geschlungen, saß der Zigeunerhut, der Sombrero calañes. Mit dem Daumen schlug er auf das Tamburin, und die neben ihm sitzende Mutter blickte wohlgefällig auf die Kleinen. Die alte Hexe, die Revieja, mochte sich wohl ihrer Jugend erinnern; auch sie griff nach den Castagnetten, klapperte, munterte die kleinen Tänzerinnen mit Worten an, trat den Takt und rief wiederholt: Mehr Zarandeo, Kleine, mehr Zarandeo!

Wieder ein anderes Bild: Eine neue Tänzerin kam hinzu, eine Gitanilla von etwa 15 Jahren mit schüchternem, schwermüthigem Blicke, kleinem Kopfe und ungemein dichtem Haar. Die Haare ihrer Augenlider waren ungemein lang und gaben der ganzen Erscheinung etwas eigenthümlich Wildes; die sehr kleinen und zierlichen Füße und Hände bezeugten, daß das Mädchen von ganz reinem, unverfälschtem Zigeunerschlage war. Der Wuchs erschien geradezu ideal; die Bewegungen beim Tanze hatten nichts von der stürmischen Beweglichkeit der übrigen Gitanas; diese rührte sich kaum von der Stelle, bewegte die Arme mit anmuthiger Nachlässigkeit, wiegte zierlich den Hals auf den Schultern; sie tanzte eigentlich nur mit Kopf, Armen und Hüften; aber nie hat man wohl einen schönern Tanz gesehen.

Ein günstiger Zufall fügte, daß Davillier und Doré, welche den Monte sacro häufig besuchten, einmal die obenerwähnte Hexe, die Revieja, überraschten, als sie gerade buena ventura prophezeite. Unser Bild, welches Doré sofort skizzirte, stellt den Auftritt dar. Vier junge, elegant gekleidete Frauen waren in die Höhle gegangen, um für gutes Geld zu hören, was ihnen angenehm war. Die jüngste von ihnen saß auf einem Poyo, einer Steinbank, und hielt den Fächer vors Gesicht; die übrigen standen bei Seite. Es gehen wundersame Dinge vor bei den Troglodyten auf dem Monte sacro zu Granada!

---

2. Abstammung und Sprache der Zigeuner.

Von Prof. **A. Boltz** in Frankfurt a. M.

Die Leipziger Illustrirte Zeitung brachte im November 1864 die Abbildung eines Zigeunerlagers, nach einer Orginalzeichnung des genialen Paul Meyerheim, wie solches urplötzlich in der nächsten Umgebung von Berlin, der Hauptstadt „norddeutscher Intelligenz", und zwar rasch aufeinander an drei verschiedenen Stellen, von einer Zigeunerhorde war aufgeschlagen worden. Eine Bande echter, aus Croatien gekommener Zigeuner hatte — wie in den wenigen Begleitworten gemeldet wird — ihre lumpigen Leinwandzelte, etwa ein Dutzend, auf offenem Felde aufgeschlagen. Neben den Zelten sind kleine, meistens schlecht gefütterte Pferde angepflöckt, gewöhnlich mehr als zur Fortschaffung der Karawane nothwendig sind, da der Zigeuner leidenschaftlicher Liebhaber von Pferden ist. Dazwischen stehen die Karren, mit den Habseligkeiten beladen, auf welchen in Lumpen gehüllte oder auch völlig nackte Kinder umherklettern, die in ihren drolligen Bewegungen den Aeffchen gar sehr gleichen, aber in ihrer Körperbildung die schönsten Menschenkinder sind, die man überhaupt sehen kann: braun, voll geformt, mit feinen Näschen, blutrothen Lippen, glühenden Augen und glänzend schwarzer Haarmähne. In gleicher Sorglosigkeit wie die Knaben tummeln sich die kleinen Mädchen. Nur eine halbreife Dirne erscheint in bettelhaftem Theaterpomp, in silbergesticktem Kleide und hohen rothen Stiefeln. Von den Weibern benutzen nur die schöneren die Vortheile des Putzes. Anschließende betreßte Mieder umgeben die vollen Formen des Oberkörpers; der Ausdruck der feingeschnittenen Gesichtszüge wird durch die üppigen, mit Perlen und Flitter durchwobenen Haarflechten umrahmt und gehoben.

Die meisten Weiber sind häßlich, und dürftig gekleidet. Während die alten, müßig ihre Pfeife rauchend, vor den Zelten sitzen, sind die jüngeren mit den Sorgen des Familienlebens belastet; sie herzen die zahlreiche kleine Brut, die unter jedem Zelte ein großes Nest ausfüllt.

Die Männer sind hagere, robuste Gestalten, von olivenbrauner Hautfarbe, mit erhabener Stirn, tiefliegenden schwarzen Augen von wildlauerndem Blick, glänzend schwarzem Kopf- und Barthaar und blendend weißen Zähnen.

Die Aeltern behandeln ihre Nestlinge und die flügge gewordene Brut mit jener verhätschelnden Nachsicht, die nothwendig zur naturalistischen Erziehung gehört; nur in Bezug auf Abhärtung sind sie unerbittlich. Mit behaglichem Wohlgefallen ihren Spielen zuschauend, liegt der Paterfamilias auf der Streu oder schmiedet bessernd an einem alten Radreifen; andere Männer füttern die Pferde, die meisten rauchen, lachen oder plaudern in einer Sprache, die nicht ihre ureigene, sondern der kroatischen ähnlich ist.

Die Kleinen, welche schon auf eigenen Füßen stehen können, reichen sich abwechselnd die dampfende Tabakspfeife, mischen sich mit bettelnder Geberde unter das Publikum und balgen sich dann in possirlicher Weise um ein Almosen. Ein kleiner Knabe hat sich eine große Brille von weißem Bleche auf die Nase gesetzt und karikirt vielleicht einen berliner Professor, der unter ihnen linguistische Studien anstellen wollte.

Als die Kunde nach Berlin gelangte, daß kaum eine Meile von der Residenz eine Zigeunerbande lagere, und zwar nicht solche mit deutschem Blute gemischte Herumtreiber, wie sie in der Mark und in Pommern nicht eben selten vorkommen, sondern echte, unverfälschte Typen der indischen Parias: da machten sich die Schaulustigen aus den verschiedensten Ständen zu Wagen, zu Roß und zu Fuße um so mehr auf, die verwilderten Fremdlinge in Augenschein zu nehmen, als Zigeuner in Preußen bereits so selten geworden sind, daß sie gar nicht mehr in die amtlichen Bevölkerungslisten eingeführt werden, und auch die Künstler waren in den ersten Reihen derer, die bei diesen fremdartigen Wanderern mit Interesse verweilten. Jenes Bild Meyerheims verdankt diesem Umstande seine Entstehung.

Worin liegt nun das große Interesse, welches diese Geächteten, dieses notorische Diebs- und Bettelgesindel, seit mehr als 400 Jahren auf die abendländische Phantasie ausüben; was fesselt uns — wenn auch nur momentan — so eigenthümlich an diese seltsamen, unliebsamen Gäste, die in ihrer charakteristischen verkommenen Dürftigkeit nur hingegeben sind an den ausschließlich-materiellsten Genuß der Gegenwart in dessen niedersten Formen, die nichts wissen und nichts zu wissen verlangen von allen den Fragen, an



Eine Wahrsagerin in einer Zigeunerhöhle auf dem Monte sacro. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Ein Zigennermädchen tanzt den Zorongo. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Tanz kleiner Zigeunermädchen auf dem Monte sacro. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

welchen die denkende Menschheit nun schon seit Jahrtausenden sich abmüht, sondern die, einem fast vegetirenden Dasein fröhnend, wie ein Räthsel dastehen inmitten unserer beweglichen Zeit, wo geistesrege jeder vorwärts drängt und strebt und ringt und forscht und sinnt, und „Erkenntniß" die Losung der Tagesordnung ist, wo hinwiederum Alles abgemessen, erwogen, bestimmt, begrenzt, geregelt und von tausend Gesetzen der Gesellschaft, der Sitte und des Anstandes gesichert und umfriedet ist, nicht nur für das Gedeihen der Völker und des Individuums der Gegenwart, sondern weit hinaus greifend und vorbauend für die Wohlfahrt kommender Geschlechter.

Während wir uns müde sinnen und ringen im Doppelkampfe des Lebens nach Innen und Außen, liegen sie behaglich am Zelte und vergeigen, verrauchen und verschlafen das Leben und bieten in ihrer ärmlichen Verkommenheit, in ihrer trotzigen Genügsamkeit allerdings ein Bild dar, dem man ein gewisses poetisches Interesse nicht absprechen kann.

Und so hat sich denn auch die Kunst ihnen schon zum Oefteren zugewandt, um sie um ihr Geheimniß zu befragen, und von Cervantes an, dessen reizende Novelle La gitanilla Preciosa wieder zu einer Zigeuneroper Veranlassung gab, haben Maler, Dichter und Schriftsteller fast aller Nationen und stets sehr hervorragende, hineingegriffen in dies wüste Volksleben und reizende Motive in jeglicher Form daraus zu Tage gefördert. So die Maler Murillo, Delaroche, Doré, die Dichter Walter Scott, Victor Hugo, Xavier de Montepin, Béranger, Lenau, Geibel, Julius Mosen, Karl Beck, Alexander v. Puschkin u. A. m.

Welcher Art waren ihre bisherige Schicksale, was sind sie, woher kommen sie, welches ist der Inhalt ihres geistigen nationalen Daseins, soweit ein solches vorhanden, und welche sind voraussichtlich ihre dereinstigen Geschicke inmitten des immer mehr sich abschleifenden, glättenden, civilisirenden und humanisirenden Europa?

Diese und ähnliche Fragen annähernd hier zu beantworten, ließ mich das allseitige Interesse, das sich an diese „roués de la misere" knüpft, übernehmen, wozu mich der Umstand ermuthigte, daß mir diese interessanten Vagabunden auf meinen langgestreckten, zum großen Theil zu Fuß ausgeführten Wanderungen von der Wolga bis zur Garonne, und von den Karpathen bis zum Fuße der Pyrenäen, in so mannichfachen Exemplaren, oft sehr gegen meinen Wunsch, bekannt geworden sind, daß ich ihnen nicht gerade als homo novus gegenüber stehe.*)

In die europäische Völker- und Staatenwelt bricht mit einem Male, im Anfange des 15. Jahrhunderts — sporadisch vielleicht schon früher — ein großer Trupp fremden, dunkelfarbigen Volks in Europa ein, das ohne Idee von heimatlichem Heerd und ohne Gott, ohne Sitte und ohne Recht, ohne Wissenschaft und ohne Kunst, ohne Scham und ohne Ehre, ohne Poesie, ja ohne Tradition, nichts von sich zu sagen weiß als daß sie die Roma und über ein großes Wasser gekommen seien, die nichts können als Kessel flicken, Pferde beschlagen, tanzen, musiciren, wahrsagen und — stehlen, letzteres dagegen in höchster Meisterschaft.

Im Jahre 1417 in dem Fürstenthum Moldau, das damals noch bis an das Schwarze Meer sich erstreckte, zu vielen tausenden angekommen — aus Gründen, die denen vielleicht nicht unähnlich sind, kraft welcher gegenwärtig die Tscherkessen gezwungen sind in die Türkei einzuwandern — gaben sie sich mit der ihnen eigenen, rasch orientirten Schlauheit für auf einer Bußfahrt begriffene Pilger aus und zerstreuten sich mit kaum begreiflicher Schnelligkeit bis an die Nordsee und bis nach Dänemark und Schweden. Das nächste Jahr sind ihrer bereits 14,000 in Italien. Andere große Massen werfen sich nach Polen und dringen ins Innere von Rußland ein, bis fast zurück nach Asien; wieder andere, stets truppweis zusammenhaltend, wenden ihren Marsch nach Deutschland und der Schweiz und Frankreich, in dessen Hauptstadt am 17. Aug. 1427 ein Chef (der sich Graf nannte) und 10 Männer, alle zu Pferde, mit etwa 80 Weibern und Kindern, zum sprachlosen Staunen der Zeitgenossen, ihren Einzug halten. Wieder andere zogen südwestwärts weiter nach Spanien, bis ihnen der Ocean Halt gebot.

Von ihrer äußern Erscheinung überrascht, schenkte man ihren Angaben anfänglich Glauben und hielt sie für unschädlich, bis es unmöglich ward, das lawinenartig anwachsende Mißtrauen gegen ihre immer bösartiger hervorbrechenden Naturanlagen zu unterdrücken. Da war es zu spät sie zurückzudrängen.

Zu dieser beispiellos schnellen Verbreitung und Festsetzung über ganz Europa waren ihnen die herrschenden politischen und Kulturverhältnisse merkwürdig zu Hülfe gekommen. Vorerst wirkte wohl das Plötzliche, Eigenthümliche ihrer Erscheinung damals mindestens eben so stark auf die Gemüther wie noch heut, wenn nicht mehr. In zweiter Reihe kam dann in jener Zeit die krasse Ignoranz, die durch alle Stände waltete; der Wunderglaube und der Glaube an jegliches Wunderbare, in Ermangelung fast aller Kenntniß des Wirklichen bei allen Nationen, die noch ziemlich frische Erinnerung an die Kreuzzüge mit ihren Wundergestalten, verklärt durch den Duft der Zeit, verschoben durch abertausend subjektive Zusätze, die herrschende Wanderlust in Bürgergilden, Hochschulen und Sängerzünften, das ganze fahrende Ritterthum mit seinen ungeheuerlichen Abenteuern und abenteuerlichen Ungeheuern, deren Phantasiegestalten nun hier zum Theil als verwirklicht auftauchten, kurz, die ganze geistige Zerfahrenheit und Romantik jener Zeit, die gerade im höchsten Gährungsprozesse begriffen war, wirkte für die Pläne der schlauen Eindringlinge gerade eben so günstig, wie der in höchster Blüthe stehende Fehdestand in fast ganz Europa.

England unter Heinrich V. im Kampfe gegen den schwachen Karl VII. von Frankreich, dem eine Jeanne d'Arc Krone und Waffenehre retten muß, um als Hexe dafür verbrannt zu werden. Italien, müde von der Zwietracht und der Verwüstung der Guelfen und Ghibellinen, und noch davon wiedertönend, und erst unter Cosmo dei Medici sich zum modernen Staatsleben entwickelnd. Spanien, d. i. Castilien und Leon, im wüthendsten Vernichtungskampfe gegen das Maurenreich Granada, das erst 1492 fällt. Das kleine Portugal ganz vertieft in seine maritimen Unternehmungen, die ein Vasco da Gama, ein Cabral, ein Albuquerque so bald zu so großer Höhe bringen sollten. Griechenland im Kampfe mit den an die Pforte Europa's klopfenden Türken, die sie nur zu bald erstürmen. Die Kirche beschäftigt, ihre ersten Concordate abzuschließen, Hexenprozesse anzustrengen, Hussiten zu verbrennen und ihre berühmten Concilien von Costnitz (1414), Basel (1431) und Florenz (1439) zu planen. Deutschland (unter Albrecht II.) von inneren Fehden mehr zerrissen, denn je. Dabei Magie und Astrologie als gefeiertste Wissenschaften in der Nähe der Throne!

*) Der Herr Verfasser läßt im Manuskript hier eine Charakteristik der chamitischen, semitischen und arischen Völkergruppen folgen, die wir, in Hinblick auf unsern Raum, leider nicht aufnehmen können. D. Red.

In diese Zustände schlichen sich die Fremdlinge rasch und fast überall mehr oder weniger fest hinein. Kein Wunder, wenn dieselben vorzugsweise geeignet waren, ihre angebornen schlechten Anlagen zu voller Blüthe und Thätigkeit zu entwickeln. Als man sich über die Zigeuner klar wurde, war es, wie gesagt, zu spät. Im Sinne der guten alten Zeit wurden sie nun fast überall gradezu für vogelfrei erklärt. Man hetzte sie wie Wild, hing sie zu Massen auf, wo man sie traf, peitschte, folterte, verbrannte sie; kurz, kein Mittel schien zu schlecht sie zu vertilgen. Und doch war das Alles nutzlos, denn Niemand kannte so wie sie alle Schlupfwinkel jedes Landes, Niemand vermochte jedem klimatischen Ungemache so zu trotzen wie sie, Hunger, Durst, Hitze und Kälte und jegliche Noth so zu ertragen wie sie, und beim leisesten Sonnenhauch des Glückes wieder zu so reich gesegneten Familiengruppen anzuschwellen, wie sie.

Kurz, sie blieben — und sind eben noch da, und so wird es wohl nachgerade Zeit sein, einen Schritt näher an sie heranzutreten und uns von diesen Beduinen der Weltgeschichte, wie sie Julius Mosen in seiner reizenden Zigeunernovelle: „Die blaue Blume“, zwar poetisch doch unzutreffend genannt hat, ihren Doppelpaß aus Asien und Afrika einmal vorzeigen zu lassen, und ihnen, da sie es selber nicht vermögen, ihre Heimat endgültig anzuweisen.

Das werden wir kraft der vergleichenden Sprachwissenschaft unfehlbar vermögen. Ebenso wie wir wissen, daß die Bewohner des fernen Islands, von dem man eine Zeit lang schwankte, ob man es Europa, Amerika oder einem neu zu begründenden arktischen Welttheile zuzählen sollte, die Sprache der in Asien heimischen Arier reden, und daß alle ihre primitiven Anschauungen von dorther ausgingen und nur dort wieder ihre endliche Lösung finden, so gut wie die der Nachkommen der Perser, Griechen, Römer, Kelten, Teutonen, Slawen und Littauer, deren gegenseitige sprachliche Verwandschaft durch sichere, oft mikroskopische Forschung erkannt ist, als auf den ewigen, unabweisbaren Gesetzen des Lautwechsels ruhend, — ebenso wie wir wissen, daß alle die genannten Völkerschaften, bis in ihre letzten Stamm- und Sprachspaltungen hinein, zusammen gehören zu einer großen Familie, der es ganz wohl anstehen würde, wollte sie in allen ihren Gliedern dieser heiligen Blutsbande ein wenig besser eingedenk sein; ebenso wie die Sprachwissenschaft den Magyaren (in Ungarn), anfänglich sehr zu deren Verdruß, ihren Platz angewiesen hat in der großen Völkerfamilie der „Turaner“, neben Finnen, Tataren, Türken, Kirgisen und Baschkiren; ebenso unfehlbar werden wir die Zigeuner an den ihnen gebührenden Platz stellen, oder vielmehr, es ist bereits geschehen. Und wenn wir dann sehen sollten, daß wir sie neben unsere gelehrten brahmanischen Sanskrit-Inder aufzunehmen haben als eingeborne Glieder in die edle Familie der Arier, so wollen wir, auch ihre Stammgenossen, wenn auch in fernster Sippe, sie betrachten wie den verlornen Sohn in der Schrift und hoffen, die Zukunft werde auch für sie noch Keime der Kultur in ihrem Schooße bergen. (— ?? —)

Ein deutsches Schiffervolk.

Von einem Mecklenburger.

I.

An der deutschen Ostseeküste, dort wo Pommern und Mecklenburg an einander grenzen, zieht sich von Nordost nach Südwest ein vielfältig gespaltener und mannigfach ausgebuchteter Meerbusen in einer Länge von fast sieben Meilen und in einer Breite, welche von etwa ein Zwanzigstel Meile bis zu zwei Meilen mehrfach wechselt, in das Land hinein. Auf pommerschem Gebiete ist derselbe nach der Ostsee hin durch die langgestreckte Insel Zingst und durch die mit dem mecklenburgischen Gebiete zusammenhängende Halbinsel, den Darß, begrenzt; in Mecklenburg durch das lange, schmale Fischland und durch einen anderweitigen, kleinen Distrikt des Amtes Ribnitz, welcher dem sogenannten Clashahnenorte angehört. Letzterer Distrikt und der pommersche Darß werden durch das Fischland miteinander verbunden.

Dieser Meerbusen trägt in seinen verschiedenen Becken, Buchten, Engen und Armen eine Menge verschiedener Namen. Sein östlicher Theil, der nur mittelst eines mäßigen Armes mit der offenen See zusammenhängt, heißt die Grabow. Dann folgt der Barther Bodden, die Vill, dann der Bootstedener und der Pruchtener Bodden, der Doppelstrom, der Saaler Bodden und endlich der Binnensee, von dem sich wiederum die Permien abzweigt. Alle diese Gewässer, mit Ausnahme der beiden letztgenannten, gehören zu Pommern, und sie mögen hier eine Fläche von drei Quadratmeilen bedecken, während der mecklenburgische Antheil ungefähr drei Viertel einer Quadratmeile mißt.

Im gesammten Deutschland, wenn man von den friesischen Inseln an der Küste von Schleswig absieht, gibt es keinen Landstrich, den die Natur so sehr einer Fischer- und Schifferbevölkerung zugedacht zu haben scheint, als eben diesen. Denn der Boden ist hier durchweg ein ziemlich dürftiger, oft sogar ein völlig unfruchtbarer Sand, und selbst dort, wo seine natürliche Beschaffenheit ihn zum Anbau von Kulturgewächsen geeignet macht, werden diesen die heftigen Stürme oftmals gefährlich und Verderben bringend. Auch zur Viehzucht, obschon sie als Nebenerwerb in mehreren Dörfern ziemlich im Schwunge ist, erscheint die Gegend nur schlecht geeignet. Einerseits mangelt es in diesem Distrikt fast allenthalben an ausreichenden natürlichen Wiesen, so daß der Winterbedarf an Heu aus der Ferne, meistens über Stettin aus dem Oderbruche beschafft werden muß, andererseits wirkt der Genuß der vielen harten Seestrandpflanzen und das Tränken mit brakigem*) Wasser

*) Brakig nennt man ein solches Wasser, in dem Süßwasser und Seewasser sich vermischten. Je nach Umständen, die von

weder günstig auf die Milch- noch auf die Wollproduktion. Dagegen sind hier die Ostsee und im weit höhern Maße noch diese Brakwasser haltenden Meerbusen und Wasserläufe reich an Fischen der verschiedensten Gattungen, und mehre alte, beträchtliche Handelsstädte, wie Stralsund, Greifswalde, Wolgast und Rostock, von denen aus seit vielen Jahrhunderten bedeutende Seefahrt getrieben wird, liegen in der Nähe. So weist denn hier Alles den Menschen auf die See, als auf sein eigentliches Element hin, und die Bewohner dieser Gegenden haben denn auch den Fingerzeig der Natur verstanden, allerdings in dem einen Distrikte früher und allgemeiner als in dem andern; fast seltsamer Weise am ersten und am gründlichsten in dem mecklenburgischen Landestheile. — Hier nutzt in der That die Bevölkerung das ihr von der Natur Gebotene in einem so reichen Maß aus, wie dergleichen in Bezug auf das Meer in Deutschland nicht wieder vorkommt. Denn wo sonst fänden wir in unserm Vaterlande einen von 2500 Menschen bewohnten ländlichen Distrikt, der mehr als 200 große Seeschiffe besitzt, welche Schiffe zusammen einen Werth von mindestens drei Millionen Thalern repräsentiren, und deren Tonnengehalt etwa den achten Theil dessen beträgt, den die gesammte preußische Rhederei aufweist?

Dieser Landstrich und seine Bewohner verdienen daher eine genauere Beachtung, als mancher weit ausgebreitetere Theil unseres Vaterlandes, wo ohne sonderlichen Aufwand von Intelligenz und Energie mit längsterschlossenen Kulturzweigen der Eingewohnte sein Dasein fristet. Das ist denn auch bereits mehrfach erkannt und Manches hier und dort über dieses Schifferland und über seine Bewohner geschrieben worden; leider aber sehr Weniges, was von der Wirklichkeit ein gutes Bild gewährte.*)

Zunächst werde ich eine Beschreibung von dem mecklenburgischen Antheile dieses Schifferlandes geben, also von dem Distrikt, der das Fischland und die beiden Dörfer Dierhagen und Dänendorf begreift. Späterhin gedenke ich auch den Darß und Zingst zu beschreiben, von denen in größeren Kreisen noch weniger bekannt ist, als von den vorhin genannten Distrikten, und doch beruhen Preußens Marine-Hoffnungen hauptsächlich auf diesen kleinen, öden Seeländern, von deren Existenz eine große Anzahl deutscher Binnenländer kaum eine Ahnung hat.

Dänendorf, Dierhagen und das Fischland.

Die beiden erstgenannten Dörfer und das Fischland mit seinen vier Dörfern erstrecken sich in der Richtung von Süd nach Nordnordost zwischen dem Binnensee und der Ostsee, in einer Länge von etwa anderthalb Meilen und in einer Breite, welche nirgendwo eine volle Viertelmeile erreicht, an mehren Stellen aber nur 50 bis 60 Ruthen beträgt. Zur Winterzeit, namentlich bei anhaltenden Nordweststürmen, kommt es manchmal vor, daß das Meer einige dieser schmaleren Landengen völlig überflutet und sich mit dem Binnensee wieder in direkte Verbindung setzt, wie denn eine solche hier ehedem durch einen Durchstich, der aber seit Jahrhunderten völlig versandet ist, bestanden hat. Der Flächeninhalt dieses ganzen Distriktes beträgt, einschließlich einer mitten darin gelegenen, der Stadt Ribnitz zugehörigen Wiese, ungefähr drei Achtel einer Quadratmeile.

Dieses ganze Areal ist, vom öconomischen Standpunkt aus betrachtet, sehr wenig ergiebig. Ein Drittel desselben besteht aus Meerstrand und Dünen, doch sind letztere nur an einzelnen, kleinen Stellen von aller Vegetation entblößt und bieten hier und dort sogar eine ziemlich gute Weide, sowohl dem Rindvieh als den Schafen. An einigen Stellen sind aber dem Lande fast gar keine Dünen vorgelagert, und hier zeigt sich dann oft hinter der Düne ein sumpfiges Gelände mit nur sehr dürftigem Pflanzenwuchs. Nur an wenigen Stellen sind bereits aus diesen Sümpfen im Laufe der Zeiten Wiesen geworden, aber auch diese zeichnen sich nicht durch einen üppigen Graswuchs aus, wie es sonst doch gewöhnlich die am Meere gelegenen und zeitweiligen Ueberflutungen ausgesetzten Grasungen zu thun pflegen. Der Boden, welcher als Acker- und Gartenland genutzt wird, ist gleichfalls sandig, und wenn ihm auch an manchen Stellen einiger Thon und Lehm zugemischt ist, so wird doch auch hier seine Ertragsfähigkeit sehr in Frage gestellt, dadurch, daß wenige Fuß, oft nur wenige Zoll unter der Oberfläche, der sogenannte Ur oder Fuchs, hier auch Clas Hahn genannt, sich befindet. Der Ur ist ein sehr eisenhaltiger Sand, welcher oft in so steinharten Schichten lagert, daß er der Durchbrechung oder der Zertrümmerung durch die gewöhnlichen Ackerinstrumente erfolgreich spottet, und der nicht allein dadurch schädlich wird, daß er den Pflanzen es unmöglich macht, ihre Wurzeln tief in die Erde zu treiben, sondern noch mehr dadurch, daß er die Absickerung der überschüssigen Nässe verhindert.

Der ganze Landstrich erhebt sich in seinem südlicheren Theile nur wenig über die ihn begrenzenden Wasserflächen; nach Norden hin steigt er allmählig an, und hier erheben sich auch die Dünen steil aus dem Meere, oft in einer Höhe von 50, ja, 60 und 70 Fuß. Nur in ihrer obern Schichtung bestehen sie aus Sand; darunter befindet sich Lehm, welcher wieder einen festen, mit Kreidestücken untermengten blauen Thon als Unterlage hat. Das Meer nagt aber beständig an ihnen, und man kann annehmen, daß jährlich dem Lande 30 bis 40 Quadratruthen entrissen werden.

Torf und Holz fehlen diesem Distrikte gänzlich. Doch liegen Dänendorf und Dierhagen dem großen stibnitzer Forst nicht fern, und es findet sich auch nördlich

Stürmen und Fluten, Regen und Schnee abhängen, ist es bald mehr, bald minder salzig.

*) Manches Falsche, ja völlig Verkehrte ist in Umlauf gesetzt worden, namentlich von Seiten zweier renommirten Touristen, deren Berichte und Schilderungen über dieses Land und dieses Volk sich nicht viel besser mit der Wahrheit stehen, als Lucians wahrhafte Geschichten, oder des Barons von Münchhausen Reiseabenteuer. Trotzdem jene Herren Touristen es behaupten, muß man doch ernstlich bezweifeln, daß sie jemals einen Fuß in diese Gegenden gesetzt haben, denn so verkehrt sieht selber ein blödes Auge bei einer oberflächlichen Umherschau nicht leicht. Zwei mecklenburgische Schriftsteller haben jedoch bereits sehr werthvolle Arbeiten über Land und Volk geliefert, nämlich Ernst Boll in seinem überhaupt vortrefflichen Buche: „Abriß der mecklenburgischen Landeskunde“, und C. J. F. Peters, Lehrer an der Navigationsschule zu Wustrow, in seiner interessanten Broschüre: „Das Land Swante Wustrow oder das Fischland.“ Trotzdem aber bleibt einem Dritten, ja auch noch manchem Anderen, noch Allerlei zu berichten übrig, denn die Boll'sche Arbeit konnte natürlich nur ein Bild in Umrissen, nicht detaillirte Schilderungen geben. Herrn Peters Schrift aber würde sicherlich noch weitaus interessanter und reichhaltiger, namentlich nach der ethnographischen Seite hin, geworden sein, wenn ihn nicht amtliche Stellung und gesellige Verbindungen genöthigt oder ihm doch angerathen hätten, Manches zu verschweigen, oder doch nur so obenhin zu berühren. — Der Kleinstädter hat bekanntlich die Eigenschaft, in jeder Zeile, welche über seine Heimat geschrieben wird, Satyren zu fürchten oder zu wittern; der Dorfbewohner hat aber diese Eigenschaft in einem noch weitaus höheren Maaße, und namentlich wenn er obendrein, wie es in diesen Gegenden der Fall ist, zu drei Vierteln des Jahres fast nur aus Frauenzimmern besteht.

vom Fischlande, auf dem pommerschen Darß, eine bedeutende, wohlbestandene Laub und Nadelwaldung. Auf dem Fischlande selber, das wegen seiner geringen Breite und seiner Lage den Stürmen mehr ausgesetzt ist, als irgend ein anderer Theil dieses Distriktes, kommen jedoch Bäume nur an geschützten Orten fort, wie man denn in den Dörfern selber recht große Exemplare von Birnbäumen findet. Wo aber der Schutz gegen Nord und Nordwesten fehlt, da wollen selber Schwarzpappeln und Kiefern nicht gedeihen, wie denn eine Anpflanzung von letzteren, die mit sechsjährigen Bäumchen in dem Dünenreviere, auf sonst geeignetem Boden, vor fast 20 Jahren gemacht worden ist, augenblicklich noch keinen einzigen Stamm aufweist, der eine Dicke von zwei Zoll und eine Höhe von sechs Fuß hätte. Auch die hin und wieder in den Dorfstraßen angepflanzten Alleen von Schwarz- und Silberpappeln siechen und krüppeln, doch ist dieses nicht allein den Stürmen zuzuschreiben, sondern zum großen Theile auch den Menschen; denn wenn der Seemann zu Hause ist und ihn nicht andere Beschäftigungen in Anspruch nehmen, hat er sein Messer stets in der Hand und schneidet und schält damit an Allem herum, was er in seiner Nähe findet. Da müssen nun neben den Sitzbänken, die sich hier und dort in den Straßen finden, und deren Bretter man oft bis zur Breite von einem Zoll zerkerbt und ausgeschnitten sieht, hauptsächlich die Bäume des Gemeinwesens herhalten.

Dierhagen und Dänendorf zählen zusammen etwa 800, das ganze Fischland aber hat in seinen vier Dörfern gegen 1800 Einwohner. Die beiden erstgenannten Ortschaften gehören zur Parochie der Stadt Ribnitz, während das Fischland eine eigene Gemeinde bildet, deren Kirche und Pastorat sich zu Wustrow befindet. Die Einwohner sind ein kräftiger Menschenschlag, die Männer meistens über Mittelgröße, die Frauen oft, selbst in jüngeren Jahren, reichlich derbe gebaut. Der Abstammung nach scheinen sie Germanen zu sein, wie sich denn auch bei ihnen weit weniger, als dieses sonst in abgelegenen Dörfern des östlichen Mecklenburgs der Fall ist, fast nur deutsche Familiennamen finden. Einige wendische Namen, wie Permin, Zegelin, Dilwitz, Kleinow, kommen freilich vor, meistens aber haben die Namen einen ächt niedersächsischen Klang, wie: Fretwurst, Bradhering, Vaß, Niemann, Maaß, Andreis und Dade. Letztere Namen sind auch die am meisten verbreiteten im Lande, und ihre Glieder bilden hauptsächlich die Aristokratie des Schifferstandes.

Aus welchem germanischen Lande die Urväter der jetzigen Bewohner gekommen sind, möchte sich jetzt wohl kaum mehr genau erweisen lassen. Nicht unmöglich, ja sogar wahrscheinlich ist es, daß sie theilweise aus Dänemark kamen, zu jener Zeit (1300), als diese Gegenden und die ganze Herrschaft Rostock unter die Gewalt des Königs Erich von Dänemark geriethen. Dänendorf und das nahe Dänschenburg sind jedenfalls durch Dänen gegründet worden, und Manches in den Gebräuchen und namentlich in den landwirthschaftlichen Gewohnheiten des Schiffervolks weicht stark von dem ab, was sonst im nordöstlichen Mecklenburg Sitte ist. So z. B. sieht man nirgendwo sonst noch in Mecklenburg, so wie hier, den Acker in schmale, runde Beete aufgewölbt, noch die Schaafe paarweise an einen Pfahl „getüdert“. Beides ist aber auch im westlichen Jütland und auch auf einigen der dänischen Inseln in Gebrauch. Auch derselbe Aberglaube hier und dort. Holt Jemand von einer Fischländerin Milch, so wird letztere es fast nie unterlassen, darauf zu dringen, daß das Gefäß mit der Milch, wenn es über die Straße getragen werden soll, bedeckt werde. Die Kuh, welche die Milch geliefert hat, würde nämlich ihren „Dägt“*) verlieren, wenn eine abgünstige Person einen bösen Blick in den Topf hinein würfe. — So viel ich weiß, ist dieser Aberglaube im übrigen Mecklenburg nicht im Schwange, wohl aber im westlichen Jütland und auf Fühnen.

Die Bewohner des Landes sind, vom administrativen Standpunkt aus betrachtet, entweder Bauern oder Büdner. Bauern, hier nur Achtelhufener, gibt es auf dem Fischlande 32. In Dänendorf wohnen sechs Viertelhufener und in Dierhagen wiederum 13 Achtelhufener. Büdnereien finden sich in dem ganzen Distrikte etwas mehr als 500. Wie überall im fürstlichen Domanio sind die Bauern nicht Eigenthümer der von ihnen bewirthschafteten Hufen, sondern nur deren Pächter, und werden ihre Pachtgelder und anderen Leistungen alle 12 oder 14 Jahre durch einen neuen Contract genau regulirt. Dennoch steht ihnen observanzmäßig eine Art Erbrecht an den von ihnen bewirthschafteten Hufen zu. Sobald nämlich nicht die allerreiflichsten Beweggründe dem entgegentreten, folgt der älteste Sohn, oder falls dieser sich nicht eignet, ein anderer Sohn dem Vater in dem Pachtrecht auf die Hufe, ja, auch Töchter können diese bei dem Abgang von Söhnen erben und sich einen Mann auf die Hufe hinauf heiraten.**)

Die Viehzucht befindet sich in einem bessern Zustande als der Ackerbau, und die hier gezogenen Starken werden gern im übrigen Mecklenburg gekauft, da sie für äußerst abgehärtet gelten und sie sich auf besseren Weiden gewöhnlich zu guten Milchgebern ausbilden. Ob aber bei dieser Aufzucht von Starken, bei dem sich benöthigenden Ankauf von Winterfutter, wirklich etwas von den Züchtern profitirt wird, möchte sehr zu bezweifeln sein. Auch bei der Aufzucht von Enten und Hühnern, die in einem ziemlich ausgedehnten Maße betrieben wird, stellt sich gleichfalls schwerlich ein Reingewinnst für die Producenten heraus.

Die Büdner besitzen den von ihnen genutzten Grund und Boden unter allerlei Beschränkungen als Eigenthum. Sie können ihn und die darauf errichteten Gebäude bis zu einem gewissen Grade mit Hypotheken belasten, ihn auch verkaufen, aber nicht parcelliren.

In unseren anderen Domanialdörfern bilden allgemein die Bauern den ersten Stand und sehen auf die Büdner, als sogenannte kleine Leute, herab; hier findet das Entgegengesetzte statt. Der Schiffer, und dieser ist vorwiegend der Eigenthümer der Büdnereien, ist nämlich hier weitaus die Hauptperson, und auch der Steuermann und Matrose verdienen weit mehr, als der Ackerknecht. So gehen denn alle jüngeren Männer und selber die Söhne der Bauern, ja sogar der künftige Gehöftserbe zur See, und wenn letztern der Tod des Vaters zum Ackerbau ruft, versteht er meist nur Wenig von der Sache. Während die eigenen Söhne auf See sind, wirthschaftet der Bauer mit fremden Knechten, die fast ausnahmslos dem pommerschen Darß entstammen. Seit neuerdings aber die Heuer (Lohn) der Seeleute sich so sehr erhöht hat, pflegen nun auch diese Eingewanderten nach einem ein- oder zweijährigen Dienste den Pflugsterz und die Sense mit der Ruderpinne und dem Schiffsdweil zu vertauschen, wobei sie gewöhnlich Dienste auf mecklenburgischen Schiffen nehmen, da diese in dem Rufe stehen, daß die Beköstigung auf ihnen besser und reichlicher sei, als auf preußischen Fahrzeugen.

Die Büdnereien sind fast sämmtlich im Besitz von

*) Dägt, was etwas taugt; Tugend.

**) Wie ich nachträglich höre, sind neuerdings einige Bauern zu Dierhagen zu Erbpächtern gemacht worden und besitzen nun ihre Hufen unter ähnlichen Bedingungen, wie die Büdner ihre Büdnereien.

Schiffern („Kapitänen“) oder Steuerleuten, oder von solchen Personen, welche dieses ehedem waren und sich nunmehr zur Ruhe gesetzt haben.

Durchschnittlich fahren die hiesigen Seeleute bis zu ihrem 50. Jahre. In der Dorfschaft Althagen aber, welche der preußischen Grenze am nächsten liegt, und wo die jenseitigen Gewohnheiten manchen Einfluß üben, pflegen die Seeleute schon weit eher zu Hause zu bleiben, und daß in jenem Dorfe sich weit weniger Wohlhabenheit findet, als in den übrigen, wird hauptsächlich diesem Umstande zugemessen. In Althagen sehen wir denn auch bei weitem die wenigsten Schiffer und die meisten Matrosen, noch mehr aber Fischer. Dorthin sind auch in den letzten Jahren manche preußische Seeleute gezogen, hauptsächlich um den hohen Abgaben und Zollplackereien ihrer Heimat zu entgehen.

Mit dem vollendeten 14. oder 15. Jahre geht der Knabe zur See, nachdem er sich schon vorher, so weit dieses nur irgend thunlich war, auf sein künftiges Gewerbe vorbereitet hat; theils durch gelegentliche kleinere Seefahrten, Schwimmen und Klettern, theils durch einen entsprechenden Schulunterricht, der, namentlich in Wustrow, dem Hauptort dieses ganzen Bezirkes, seit 15 bis 16 Jahren als ein wirklich mustergültiger betrachtet werden kann. Die erste Fahrt macht er als Kajütswächter; dann rückt der junge Mann zum Schiffsjungen, später zum Jungmann und Matrosen auf und besucht nun die Navigationsschule. Der Lehrcursus dauert ein volles Jahr, und wenn der junge Mann bei der Prüfung besteht, so empfängt er sein von der Navigationsbehörde ausgestelltes Patent, von den Seeleuten selber Examenbrief genannt. Nachdem der Steuermann dann mindestens 18 Monate als solcher gefahren ist und das 24. Jahr erreicht hat, besucht er wiederum den etwa vier Monate dauernden Schiffercursus der Navigationsschule, und nachdem er dann wiederum ein Examen bestanden, ist er, vermöge des ihm ertheilten Prüfungsattestes, zur Führung eines Schiffes ermächtigt. — Während sich das Steuermannsexamen fast nur auf rein nautische Gegenstände erstreckt, werden beim Schifferexamen auch viele in das Gebiet des Handels- und Seerechts gehörende Fragen gestellt, namentlich über Assecuranz und Bodmereiwesen, über das bei erlittener Havarie grosse einzuhaltende Verfahren 2c. Namentlich muß auch die Befähigung dargethan werden, sich über alle dergleichen Fragen schriftlich klar und bündig aussprechen zu können.

Der junge Schiffer sucht nunmehr ein Schiff oder wenigstens doch die Führung eines Schiffes zu erlangen. Letzteres macht sich nur selten, da es in Mecklenburg, ganz entgegengesetzt wie in den deutschen Nordseestaaten, nur wenige Schiffe gibt, die Nichtschiffern gehören. Meistens wird zum Bau eines neuen Schiffes geschritten, oder der junge Schiffer sucht ein bereits im Bau begriffenes Fahrzeug zu erwerben. In letzteren beiden Fällen wird folgender Weg eingeschlagen.

Der Schiffer läßt sich von einem Kaufmann, den er zum künftigen Correspondenten seines Schiffes bestimmt hat, eine Missive geben, in welcher die Größe, die Bauart und die veranschlagte Bausumme des Fahrzeugs verzeichnet sind. Letztere wird in beliebige Theile, in Achtel, Vierundsechszigstel, Hundertachtundzwanzigstel 2c. zerlegt, und nun sucht der Schiffer, meistens mit Beihilfe des künftigen Correspondenten, diese Antheile, welche in der Geschäftssprache Parten genannt werden, an den Mann zu bringen. Meistens betheiligt sich der Baumeister mit einem Achtelpart; auch der Correspondentrheder nimmt gewöhnlich einen gleichen, oft noch einen größern Theil, und auch die am Schiffe beschäftigten Handwerker, namentlich der Segelmacher, der Blockmacher und der Reifer, zeichnen ein Neunzigstel oder dem ähnliches. Die anderen Parte sucht man an Bekannte und Gönner, oft aber auch an wohlhabende Privatleute abzusetzen. Als in den Jahren 1854 bis 56 die Schiffsparte mehrfach Jahresdividenden von 20 bis 30 Prozent abwarfen, begann alle Welt zu rhedern, d. h. Schiffsparte zu zeichnen. Namentlich betheiligten sich die mecklenburgischen Landleute, die in den damaligen guten Jahren ihre Gelder oft gar nicht unterzubringen wußten, sehr stark in Schiffsparten. Oft aus Speculation; öfter wohl noch aus Eitelkeit. Die Schiffer fingen nämlich an, ihre Schiffe nach demjenigen zu nennen, der den bedeutendsten Part darin gezeichnet hatte, und manchem ehrlichen Landjunker oder Pächter erschien es nun als eine Art Ehrensache, daß auch sein Name am Spiegel oder unter der Gallion eines mecklenburgischen Schiffes prange und hin und wieder von seinen Bekannten in den Schiffsberichten der Rostocker Zeitung gelesen wurde. — Was endlich an Schiffsparten nicht unterzubringen gewesen ist, das wird vom Schiffer selber und von seiner Familie übernommen. Dieses pflegt ein Drittel oder ein Viertel der ganzen Bausumme zu betragen.

Nachdem das Schiff fertig geworden ist, erhalten die einzelnen Rheder Eigenthumsakten, die vom Schiffer und vom Correspondenten unterzeichnet sind; der Schiffer mustert dann seine Mannschaft und beginnt seine Fahrten. Der Correspondent hat die Verwaltung der Schiffsintraden. Er vertheilt diese an die einzelnen Rheder, und auf ihn zieht der Schiffer auch Gelder, wenn Havarie grosse oder andere Unfälle die Beschaffung von solchen in fremden Hafenplätzen erforderlich machen. Bei Beschließung wichtiger Schiffsangelegenheiten ist die Stimmenmehrheit der Rheder entscheidend. Bilden sich trotzdem einander nicht nachgeben wollende Parteien, so setzt die eine Partei der andern das Schiff, d. h. sie schätzt das Fahrzeug ab und überläßt dann den Gegnern, ob diese es ihnen zu dieser Taxe lassen und darnach ihre Parte ausgezahlt erhalten, oder ob sie bezüglich ihrer dieses selbe Verfahren einhalten wollen. Setzung eines Schiffes kommt namentlich dann wohl vor, wenn ein Kapitän fortwährend unergiebige Reisen gemacht hat und die Rheder, statt Dividenden zu empfangen, wohl gar noch Gelder haben nachzahlen müssen. Bei einem solchen Vorkommniß verliert denn auch meist immer der bisherige Kapitän das Schiff.

Augenblicklich besitzen die fünf Dorfschaften: Wustrow, Althagen, Neuhagen, Dierhagen und Dänendorf zusammen 203 Schiffe; davon kommt mehr als die Hälfte aller Schiffe auf Wustrow. Das größte von diesen Schiffen mißt über 300 Rostocker Lasten (à drei Tons englisch), jede zu 6000 Pfund, die kleinsten Schiffe tragen von 50 bis 80 Lasten. Durchschnittlich stellt sich der Werth eines jeden Schiffes mindestens auf 18,000 Thlr., wovon wenigstens ein Drittheil Eigenthum der Schiffer und anderer im Schifferdistrikte ansässigen Personen ist. Darnach würde sich ergeben, daß die Bewohner dieser fünf Dörfer ein Kapital von etwa einer Million Thaler in Schiffen angelegt haben. Rechnet man hinzu, daß der Jahresverdienst eines jeden Schiffers im Durchschnitt sich auf 800 Thlr. stellt, und daß die 400 hier zu Hause gehörenden Steuerleute, Matrosen und Jungen meistens alljährlich auch sämmtlich etwas von ihrer Heuer erübrigen, so wird man zu dem Resultat kommen, daß vielleicht von keiner gleich zahlreichen Einwohnerschaft einer deutschen

Ortschaft ein vortheilhafteres Geschäft betrieben wird, als es hier geschieht.

Natürlich findet nur ein sehr kleiner Theil der hiesigen Rhederei in den Landeshäfen Beschäftigung. Hauptsächlich fahren daher die Schiffe für englische, belgische und holländische Rechnung von den entsprechenden Häfen nach dem Mittelmeer und neuerdings auch viel nach Ostindien und Australien. Man wird denn auch kaum einen mecklenburgischen Schiffer finden, der nicht in Konstantinopel oder in Alexandria gewesen ist.

Das Erdbeben im Vispthale 1855.

Von Prof. **Otto Speyer** in Arolsen.

Zu den großartigsten unter den vielen wildschönen Partien des Alpengebiets, welche erst in neuester Zeit dem Touristen erschlossen sind, gehört ohne Zweifel das Nicolaithal im obern Wallis. Bald als enge, tiefgespaltene Schlucht, bald beckenartige Erweiterungen bildend, deren Grund üppige, mit Dörfern und Weilern bedeckte Wiesenflächen bilden, erstreckt es sich von seinem Ursprunge, da, wo oberhalb des Dorfes Zermatt, des Standquartiers seiner Besucher, die Gornervisp als reißender Strom aus dem Eisthore des gewaltigen Gletschers hervorbricht, 10 Stunden weit nordwärts, bis wo der Fluß, nachdem er sich mit der von Südost herkommenden Saaservisp vereinigt, bei dem Flecken Vispach seine trüben aber mächtigen Gewässer der jungen Rhone zuführt.

Während die Centralkette der Penninischen Alpen, überwölbt von der Cima de' Jazzi, den 9 Gipfeln des Monte Rosa, dem Lyskamm, den Zwillingen, dem Breithorn und der unvergleichlichen Riesenpyramide des großen Matterhorns, das Südende des Thales von Welschland scheidet, wird dasselbe im Osten und Westen von zwei gewaltigen Seitenketten eingefaßt, deren furchtbar steil ansteigende Gipfel bald als schwarze Felshörner, bald als im reinsten Weiß leuchtende Schneekegel östlich in den Mischabelhörnern, westlich im Weißhorn culminiren und, an 14,000 par. Fuß hoch aufragend, in ganz Europa nur den Montblanc und Monte Rosa über sich erkennen. Tannen- und Lärchenwälder, hier und da von Erlen- und Birkengesträuch unterbrochen, bekleiden die unteren Hänge; darüber hin winken freundliche weiße Kirchen und braune Sennhütten von der steilen grünen Matte; noch höher hinauf ragt das nackte Felsgestein hervor, unterbrochen von blauschimmernden Gletschern, überragt von dem leuchtenden Schneemantel der Hochgipfel. Brausende Wasserfälle, die bald zur Rechten, bald zur Linken des Wanderers schäumend herabstürzen, unterbrechen die tiefe Stille des Hochgebirges.

Es war an einem herrlichen Tage zu Ende des Juli 1864, als ich mit meinem Bruder, einem gewiegten Alpenfahrer, der schon öfter diese Gebirge durchwanderte, vom Genfer See herkommend, die Mündung der Visp erreichte. Acht Tage lang durchwanderten wir das Thal, erklommen an seinem Südende die Eiswände des Gornergletschers, des zweitgrößten im ganzen Alpengebiete, erstiegen den Riffelberg, dessen Fuß er schlangenartig umwindet, legten uns dann in dem „Riffelhause", 7900 Fuß über dem Meere, vor Anker, bewunderten in der Frühe des wolkenlosen Morgens von der Steinbank des Gornergrats aus das grandiose Panorama, das nach allen Richtungen des Compasses hin dem Auge einen Kranz von Riesengipfeln darbietet, wie er in ganz Europa nirgends wieder zu finden, sahen am Abend die weiten Schneeflächen des Silberbasts und Breithorns gleich durchsichtigen Riesenrubinen erglühen und stiegen endlich über Eis und Schnee den Kamm der Centralkette selbst empor, bis wo von der 11,760 Fuß hohen Cima de' Jazzi der Blick sich mit bewunderndem Entsetzen in den furchtbaren Schlund südwärts hinabsenkt, jenseit dessen tief, tief unten die blühenden Gefilde Hesperiens und die blauen Fluten des Lago Maggiore auftauchen.

Nur zögernd und mit schwerem Herzen entschlossen wir uns endlich, den Blick wieder nach Norden gekehrt, die reine stärkende Luft des Hochgebirges, den würzigen Duft vielfarbiger Alpenkräuter, den herrlichen, stets wechselnden Anblick der vielgestaltigen Berggipfel und der blendenden, zwischen grünen Matten eingebetteten Eisströme mit den eintönigen, schilfbedeckten Sümpfen des heißen, reizlosen Rhonethals und weiterhin mit den furchtbar öden und nackten Gebirgswüsten der Grimsel und des obern Aarthales zu vertauschen.

In Sanct Niklaus, dem in der Mitte des Vispthales gelegenen Hauptorte desselben, hielten wir unser letztes Nachtquartier. Wie alle benachbarten Orte ist es ein elendes Dorf aus kleinen, von Sonne und Luft gebräunten Häusern aus Lärchenholz, deren unzählige winzige, mit sechseckigen, bleigefaßten Scheiben versehenen Fenster auf eine im übrigen Europa längst überwundene Kulturstufe deuten. Hölzerne Pfähle, auf denen eine große mühlsteinartige Platte ruht, tragen die leichten Gebäude. Außer der steinernen, weißgetünchten Kirche mit orientalisch geformter Zinkkuppel ragen nur die beiden Wirthshäuser zum Kreuz und zur Sonne durch Größe und Reinlichkeit aus dem wirren Haufen dieser Holzhütten hervor. Die Straßen sind eng, düster und schlechtgepflastert, die 600 Einwohner ärmlich, zerlumpt, von ungesundem, nicht selten cretinartigem Aussehen.

Schon auf dem Hinwege waren uns zwischen Stalden, dem malerisch am Berghang liegenden Dorfe, wo die beiden Vispthäler sich vereinigen, und St. Niklaus die furchtbaren Steinlawinen aufgefallen, welche, von der Höhe der Berge bis zur Thaltiefe die Abhänge bedeckend, an ihren riesigen Gneis- und Granitblöcken die unverkennbaren Spuren eines verhältnißmäßig frischen Bruches trugen. Hier in St. Niklaus fielen uns die zahlreichen Reparaturen an den Häusern, die schlechtverklebten Mauerrisse an der Kirche, und eine Anzahl halb oder ganz in Ruinen liegender Gebäude, zumal zwei dergleichen am Nordende des Dorfes, in die Augen. Unsere Vermuthung, daß beide Erscheinungen Spuren des furchtbaren Erdbebens seien, welches im Jahre 1855 diese Gegenden heimsuchte, wurde uns von unserm

Wirthe „zum Kreuz" bestätigt. Auf unser Befragen erzählte er uns, als Augenzeuge jenes Ereignisses, manche interessante Einzelheit, und die Leser dieser Zeitschrift werden es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich ihnen, theils nach seinen Mittheilungen, theils und besonders nach den ausführlichen Daten, welche Professor **Volger** in Frankfurt darüber gesammelt hat,*) eine Skizze des schrecklichen Naturereignisses, soweit es das Vispthal und seine Bewohner betraf, zu entwerfen versuche.

Auf einen schneereichen Winter und ein kaltes Frühjahr waren im Juni furchtbare Regengüsse gefolgt. Fast alle Thäler der Schweiz wurden von Ueberschwemmungen heimgesucht. Der Juli brachte unbeständiges Wetter mit vorherrschendem Föhn; fast an jedem Tage stürzten heftige Platzregen herab, während in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, zumal in der zweiten Hälfte des Monats furchtbare Gewitter, nicht selten von Wolkenbrüchen begleitet, fast Tag für Tag aufeinander folgten. Die Umwohner des Vispthales erzählten von seltsamen Phänomenen, die sich in den letzten Tagen vor dem verhängnißvollen 25. Juli gezeigt haben sollen. Der eine Theil des Horizonts schien zuweilen in düstere Nacht gehüllt, während der andere in hellem Sonnenschein glänzte. Der Gesang der Vögel verstummte gänzlich; das Vieh war unruhig, schnüffelte in der Luft umher und zitterte am ganzen Leibe. Schlangen erschienen in solcher Menge auf der Oberfläche der Erde, wie man sie nie zuvor gesehen. Die Menschen empfanden eine beängstigende Schwere der Atmosphäre. Am 24. Juli herrschte eine furchtbare Sonnenglut, und die drückende Schwüle verkündete ein schweres Gewitter, das am Abend wirklich losbrach und sich während der Nacht in einen Landregen auflöste. Am folgenden Morgen war das Wetter trübe und nebelig; die Wolken senkten ihre Schleier bis tief in die Thäler hinab.

Es war während der Mittagsruhe; die zwölfte Stunde war noch nicht lange vorüber, als die tiefe Stille des Nebeltages plötzlich durch ein furchtbares Etwas unterbrochen wurde, ein Etwas, für das von Allen, die es empfunden, kein Einziger ein Wort hatte oder nur ein bezeichnendes Bild zu finden wußte. „Noch einen ganzen Monat nach dem Ereignisse", sagt Volger, „vermochte mir Niemand von dem, was er gefühlt und wie er es gefühlt, eine nähere Beschreibung zu geben — es fehlten die Bilder zur Vergleichung des Geschehenen in Allem, was die allgemeine Erfahrung im Leben darbietet; die Sprache versagte den Ausdruck — nur das Gefühl der Ohnmacht gegenüber dem entsetzlichen Schrecken kehrte Allen in der Erinnerung wieder, und ich sah Leute, welche sonst fest und unempfindlich schienen, erbleichen, wenn sie durch Fragen veranlaßt wurden, die Eindrücke jenes Augenblicks — oder wenn es mehre Augenblicke, oder gar, wie Andere behaupten, lange Minuten? — wieder aufzufrischen. Kinder und Greise, kraftstarre (!) Männer und erregbare Weiber — Alle schienen diesem Eindrucke gegenüber sich völlig gleichmäßig zu verhalten. Vor der unermeßlichen Obergewalt, deren sich der Mensch bewußt geworden war, verschwand aller Unterschied der Willenskraft." — Es war ein urplötzliches Zusammendröhnen der Gebirge, was die feste Masse der Gesteine bis in ihre tiefsten Tiefen erschütterte, ein Stoß, der allen Beobachtungen nach sein Centrum in der Mitte des Weges zwischen Stalden und St. Niklaus hatte, da, wo die Brücke über die Visp in den aus Erlengebüsch und Tannen gemischten Kipfer Wald führt, aber von dort aus in ungeheurem Wellenschlage die ganze Schweiz, Süddeutschland, Ostfrankreich und Norditalien durchzitterte. Von einem Tone, einem Geräusche in diesem Momente weiß Niemand etwas zu sagen; er betäubte alle Sinne in solchem Maße, daß alle Wahrnehmung vollständig aufhörte. Als aber der furchtbare Stoß selbst vorüber war, als nun der ganze Boden hin- und herschwankte, die Berge auf und nieder wankten, zahllose Felsen durch die Nebel- und Wolkenmassen von allen Abhängen niederstürzten und rollten, die Wände der Häuser sich neigten und zu Schutthaufen zusammenfielen, die stärksten Balken sich bogen und brachen, Dächer abglitten oder ineinander sanken, da erschöpfte sich die Natur in der Erregung aller furchtbaren Getöse von Donnergrollen, Wogenbrausen, Sturmesrauschen, Knallen, Krachen, Prasseln, Gellen, Pfeifen und Klirren.

Im Gasthause zum Kreuz in St. Niklaus saßen mehre Reisende beim Mittagsmahle. Da erfolgte der Stoß; sie wurden von ihren Stühlen gerissen und zu Boden geschlendert; die Balken krachten, die Mauern des Zimmers klafften auseinander, daß die wankenden Gebäude gegenüber sichtbar wurden. Zitternd und entsetzt rafften sie sich mit dem Instinkt der Selbsterhaltung auf, ehe das Dach einbrach, stürzten die hohe Steintreppe hinab zwischen den taumelnden, ächzenden Häusern durch die enge Straße, der Kirche vorüber, deren Thurm wie eine Tanne im Sturmwind hin- und herschwankte, ohne doch niederzustürzen, während die zusammenkrachenden Gewölbe das Innere mit fußhohen Trümmermassen überschütteten, und eilten über die Brücke dem hochgelegenen Weiler Gröchen zu; wo sie sicherer zu sein glaubten. Aber der Weg war grauenvoll. Denn unaufhörlich drang aus dem wolken- und nebelverhüllten Gebirge das Krachen und Prasseln niederdonnernder Steinlawinen. Tausende großer Blöcke rollten neben ihnen herab oder sausten in furchtbarem Schwunge hoch durch die Luft, bis sie unten in den aufzischenden Fluten der Visp zur Ruhe kamen. Dennoch erreichten sie glücklich ihr Ziel, das zwar nicht minder zerstört und verwüstet war, wo sie aber, wenn auch wachend und in steter Todesangst, unversehrt die Nacht zubrachten.

Kein Gebäude in St. Niklaus war unbeschädigt geblieben; die meisten waren arg zertrümmert, nur wenige jedoch vollständig zu Boden geworfen. Aber was der erste Stoß noch in einigermaßen gutem Zustande gelassen hatte, wurde durch die nächstfolgenden meist bald ganz unbewohnbar gemacht. Denn 17 Stunden lang dauerten die Erschütterungen fort, etwa von Viertelstunde zu Viertelstunde sich wiederholend; später ängstigten sie bald in größeren, bald in kleineren Pausen mit allmälig abnehmender Heftigkeit noch zwei Monate lang die durch die fortwährenden Schrecken endlich fast abgestumpften Bewohner. Ja sogar den Oktober hindurch erfolgte noch von Zeit zu Zeit eine heftige Erschütterung; erst in der Mitte des Novembers beruhigte sich der Boden vollständig, und das fortwährende unterirdische Rollen, Knallen und Donnern verlor sich allmälig.

Furchtbarer noch als selbst in St. Niklaus waren die Wirkungen des Hauptstoßes in dem entfernten Vispach gewesen. Denn dieser Ort besteht zum großen Theil aus Steinhäusern, deren unelastisches Material einer solchen Erschütterung nicht gewachsen war. Die meisten der „Adelspaläste" genannten rohen und unförmlichen massiven Gebäude brachen im ersten Augenblick zusammen; in wenig Minuten war fast der ganze Flecken eine große Ruine. Jeder hervorstehende Theil der Gebäude wurde niedergeworfen, alle drei Kirchen wurden im Innern furchtbar verwüstet und zertrümmert, während ihre Mauern äußerlich oft

*) G. H. O. **Volger**, Untersuchungen über das Phänomen der Erdbeben in der Schweiz. Gotha, J. Perthes. 3 Bde.

nur einige klaffende Spalten zeigten. Das Wasser der Visp stieg zu einem hohen Kegel empor; überall brachen im Orte selbst, der zum Theil bedeutend tiefer liegt, als das Flußbett, Quellen hervor und überschwemmten die Straßen. Zu gleicher Zeit verschwanden, wie durch einen Zauberschlag, fast alle Quellen des Thales, um erst allmälig, zum Theil an anderen Orten und in anderer Art, wieder zu erscheinen. Der ganze Ort bot bald den Anblick einer rasenden Flucht nach allen Richtungen dar. Zwischen allen Häusern durch die aufsteigenden Staubwolken, die auch aus den Thüren und Fenstern der Gebäude drangen, stürzten schreckenbleiche Menschen jedes Alters und Geschlechts hervor. Draußen unter dem Walde von Obst-, Kastanien- und Nußbäumen, der sich an der Südostseite des Fleckens ausbreitet, wo die in Bogensprüngen herabsausenden Felsen minder zu fürchten waren, fand sich fast die ganze Bevölkerung zusammen. Einzelne irrten auf der Landstraße umher oder flohen fast bewußtlos zu den nächsten Orten im Rhonethal. Fast Niemand scheint gewußt zu haben, was er that, nur der Instinkt der Selbsterhaltung setzte Alle in Bewegung. Von Obrigkeit und Ordnung war keine Rede. Während in den Gebirgsdörfern trotz der Verwüstung und der drohenden Felsstürze die Bewohner nicht daran dachten, die Heimat zu verlassen, lagerte hier Alles, was nicht schon nach Siders, Sitten oder Brieg geflohen war, die ganze letzte Juliwoche hindurch im Freien. Die Regierung sandte Zelte; ein Bretterverschlag mit blauen und rothen Vorhängen, einer Jahrmarktsbude ähnlich, diente als Kirche. Immerwährend wurden Bußlieder gesungen, wurde gebetet, gebeichtet und communicirt; endlich „unter geistlichem Gehorsam" verboten, sich in den Häusern des Fleckens ferner aufzuhalten, der „Papstsegen" ertheilt und ermahnt, sich eine neue Heimat aufzusuchen. Die Erscheinung eines Mondregenbogens vermehrte die Angst der abergläubischen Gemüther. Die Zugvögel sollen die Gegend verlassen, menschenscheue Thiere mitten unter ihren natürlichen Feinden klagend und hülfesuchend erschienen sein. Als die Heftigkeit des Erdbebens nach und nach abnahm, wagten sich erst Einzelne, dann nach Verlauf mehrerer Wochen auch die Uebrigen wieder in den Ort, nicht ohne noch mehrmals, zuletzt in der Nacht vom 27. bis 28. Oktober, durch erneute Stöße zu eiliger Flucht getrieben zu werden.

Alle Ortschaften zwischen St. Niklaus und Visp, zumal Stalden, hatten natürlich schwer gelitten, wenn auch ihre aus langen, biegsamen Balken bestehenden Holzhäuser den Stößen einen wirksameren Widerstand entgegensetzen konnten. Oberwärts von St. Niklaus nach Zermatt zu nahm die Stärke der Erschütterung rasch ab; auf den Höhen der Gebirge ward wenig von ihr empfunden, während jenseit der Centralkette die Ortschaften des piemontesischen Anzascathals wieder schwer zu leiden hatten. An vielen anderen Orten in und außerhalb des Kantons Wallis erzitterte und schwankte der Boden mit bedeutender Heftigkeit; Schornsteine fielen herab, Risse entstanden in den Mauern, Quellen blieben aus; aber nirgends wurde ein wesentlicher Schaden verursacht. Ja der ganze materielle Verlust der am schlimmsten betroffenen Gegend, auf 526,342 Franken berechnet, erscheint unbedeutend, wenn man nicht die Armuth ihrer Bewohner und die Werthlosigkeit ihrer Häuser und Hausgeräthe in Anschlag bringt. Was aber das Merkwürdigste, bei den Zerstörungen und Felsstürzen in dem engen Thale fast Unbegreifliche ist: ein kleines, von einer einstürzenden Mauer erschlagenes Kind ausgenommen, soll nach Volgers Versicherung kein Menschenleben verloren gegangen sein. Anderes freilich versichert unser Gewährsmann, der Wirth zum Kreuze, demzufolge in St. Niklaus allein drei Menschen erschlagen und viele schwer verwundet und verstümmelt worden seien. Aber selbst diese letztere Angabe erscheint dem Reisenden, der die Stätte der Zerstörung und die Spuren der schrecklichen Naturerscheinung in der Verwüstung der alten Wege und den sperrenden Felsblöcken noch nach neun Jahren erblickt, fast unglaublich gering.

Nicht wenige ans Fabelhafte grenzende Abenteuer wunderbarer Errettung fanden an jenem schrecklichen 25. Juli statt, wie die des trefflichen, den Reisenden im obern Rhonethal wohlbekannten Wirthes Guntren zum goldnen Kreuz in Münster, dem dicht vor St. Niklaus das Bein von einem herabstürzenden Felsblock verrenkt und gequetscht wurde, während seinem Bruder, der sich in einen „Heustadel" geflüchtet, der Speicher desselben über dem Kopf weggerissen ward.

Das große Erdbeben im Visptthale, mitten im Hochgebirge, weit entfernt vom Meere und noch weiter von jedem vulkanischen Heerde, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Theorien L. v. Buchs und Alex. v. Humboldts über die Entstehung dieser Naturerscheinung zu erschüttern, und Volgers gründliche Untersuchungen, verbunden mit den Arbeiten der ausgezeichnetsten Geologen der Gegenwart, scheinen nahe daran, der langen Herrschaft des Plutonismus und Vulkanismus überhaupt ein Ende zu machen und der Lyell'schen Theorie von den in unendlichen Zeiträumen langsam aber stetig wirkenden und vorbereitenden, wenn auch zuweilen wie in dem vorliegenden Falle plötzliche und heftige Zerstörungen veranlassenden Kräften den Sieg zu verleihen.

Aus allen Erdtheilen.

Heilquellen und Bäder im Orient.

r. Nicht allein Griechenland, sondern der ganze Orient ist reich an ausgezeichneten warmen Quellen, so daß man wohl behaupten kann, daß andere europäische Länder keinen solchen Reichthum an Heilquellen aufzuweisen haben. Im heutigen Griechenland und auf den vulkanischen Inseln des griechischen Archipels sind mehr als 40 der großartigsten und heilkräftigsten Thermen Europa's; so die Herkulesquellen zu Oedipso auf Euboea, die Chalybothermen auf Santorin, die verschiedenen Haly- und Pikrothermen der Inseln Thermia und Mylos, die großartigen Theiothermen von Methana und Patradschik. Die meisten dieser Quellen befinden sich jedoch in einem so bedauerlich-patriarchalischen Zustande, daß sie dem Hilfesuchenden auch nicht einmal die nothwendigste Bequemlichkeit bieten können; für Alles, selbst für Kost und Betten, müssen die Patienten selbst Sorge tragen und auf alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichten. Die einzigen Unterhaltungen sind kleine Spaziergänge in der Nähe des Ortes, langweiliges Zusammensitzen, Spiel mit dem Rosenkranze oder eine Tabakspfeife. Bis zu einer Badewanne darf man

seine Ansprüche nicht erheben; in den meisten Fällen ist der orientalische Badegast genöthigt, sich eine Grube in der Nähe der Quelle zu graben und das Wasser hineinzuleiten, um sich hinein setzen zu können, nachdem er zum Schutz gegen die brennende Sonnenhitze über seiner Badegrube ein Hüttchen von Brettern oder Baumzweigen errichtet hat. Die besuchtesten orientalischen Heilquellen haben ein Haus mit einigen elenden Zimmern und in der Mitte eine Cisterne, in welche zum gemeinschaftlichen Bade das Wasser geleitet wird, in gewissen Stunden für die Männer, in anderen für die Frauen. Die Unkenntniß der Heilkräfte einer Quelle verleitet oft zu den größten Mißgriffen; man findet an Anämie und Chlorose Leidende in Schwefelquellen, mit Exanthemen Behaftete in Chalybothermen, ganz analog der Ansicht der Orientalen, daß alle Krankheiten durch Wein und durch starkes Schwitzen gehoben werden.

Trotzdem sind diese Heilquellen jährlich von Tausenden besucht, von welchen die Meisten geheilt in ihre Heimat zurückkehren. Dieser allgemeine Zustand der orientalischen Bäder findet jedoch auch einige Ausnahmen; es sind in Brussa noch aus der Kaiserzeit her großartige Kurhäuser, in Thermia sogar ganz nach europäischem Style errichtete.

An der Grenze Albaniens in der Nähe des Dorfes Argyrokastron, d. h. silberne Burg, weil im Alterthume dort Silber gegraben sein soll, findet sich eine Heilquelle, welche besonders Frauenkrankheiten durch innern Gebrauch zu heilen in hohem Rufe steht. Sie sprudelt am Abhange eines kleinen Hügels und setzt einen rothen Absatz von Eisen ab, so daß also diese Quelle eine Chalybokrene ist und durch ihren Eisengehalt sehr wohl in den erwähnten Krankheiten von Wirkung sein kann. Besonders kinderlose Frauen trinken das Wasser, welches den sonderbaren, aber sehr bezeichnenden Namen Kopsokakkon (neugriechisch: κοπτω, abschneiden, κακκόν, das Uebele, die Krankheit) führt. Unter den Hunderten von Heilquellen des Orients ist dies die einzige, welche einen charakteristischen Namen führt.

Das Wasser von Siloam im heiligen Lande ist aus dem Evangelium jedem Christen bekannt; in diesem Wasser wurde ein Gichtbrüchiger, ein Paralytischer, geheilt, und Christus heilte damit einen Blinden. „Siloham" bedeutet „Wasser des Abgesandten des Himmels", indem das arabische „Siloam" ein „Abgesandter" heißt. Die Quelle entspringt am Abhange des Berges Sion mitten in einem Walde von Cedern und sammelt sich in einem Graben. Dieser ist mit einer Mauer umgeben, und mittelst einer aus Steinen aufgemauerten Treppe steigt man hinab. Von diesem Graben wird das Wasser in die nahe gelegenen Gärten zur Bewässerung geleitet.

Das Wasser besitzt einen leicht salzigen Geschmack und ist hart, d. h. zum Kochen und Waschen unbrauchbar. Die Quelle von Siloam ist eine intermittirende: sie quillt von Morgen bis Mittag, fließt dann bis zum Abend nicht, beginnt von Abend bis Mitternacht von Neuem zu fließen und setzt von Mitternacht bis zum Morgen wieder aus. An dem Jahrestage nun, an welchem Christus mit dem Wasser von Siloam den Blinden heilte, kommen die Leute zur Kolymbebra von Siloam, wie man diese Art Cisternen nennt, weil κολυμβήθρα eine Schwemme, ein Badeplatz heißt, um sich mit diesem Wasser die Augen zu waschen, zu stärken und vor anderen Krankheiten zu bewahren. Es ist demnach das Wasser von Siloam weniger als Heilquelle, sondern mehr als ein Wallfahrtsort im christlich-katholischen Sinne zu bezeichnen, etwa wie der Brunnen der heiligen Linde bei Rössel im südlichen Ostpreußen. In der Nähe dieser Wallfahrts-Kolymbebra existirt noch eine ähnliche Schwemme von Siloamwasser, in welcher jedoch nur Schafe gebadet werden.

Eine Intermittenz in Bezug auf die Wärme zeigt im Orient die schon im Alterthum hochberühmte Sonnenquelle, Fons solis, bei dem Tempel des Jupiter Ammon in der großen Oase Siwah. Herodot, Diodorus Siculus, Arrian, Lucrez, Plinius geben an, daß das Quellwasser bei Tage kalt, des Nachts warm, ja heiß sei.

Gegen rheumatische und gichtische Leiden werden im Orient mit dem besten Erfolge trockene Schwitzbäder, Sandbäder, angewendet. In Meeresbuchten, in welchen sich durch günstige Verhältnisse des Windes und des sandigen Bodens Hügel und Berge von Meeressand bildeten, werden diese von den Patienten zu den Sandbädern benutzt, indem sie sich in den Sandhügel hineinstecken und so mit Sand bedecken lassen, daß nur der mit einem Strohhute gegen die Sonnenstrahlen geschützte Kopf frei bleibt. Durch die Last des aufliegenden heißen Sandes, welcher der Sonnenhitze ausgesetzt oft + 36 bis 40° R. zeigt, gerathen die Patienten in einen heftigen Schweiß; Angst und Athmungsnoth befällt sie in dem Grade, daß sie sich schleunigst aus ihrem Sandgrabe befreien lassen müssen. Die Haut ist mit Blut überfüllt, in vielen Fällen zeigt sich sogar ein eigenthümlicher Ausschlag in Folge der Einwirkung der Salzlauge, die sich durch den auflösenden Schweiß auf die Salztheile des Meersandes gebildet hat. Nachlassen der Schmerzen, ja gänzliche Heilung sind sehr häufig die Resultate dieser Sandbäder. Hunderte von Leidenden versicherten Augenzeugen, daß sie nach dem Gebrauche weniger solcher Bäder von chronischem Rheumatismus und Gicht befreit worden seien. Man nennt diese Sandbäder im Orient Ammoloutra.

---

r. **Calaït aus einem keltischen Grabe.** Bei den Nachgrabungen, welche die Société Polymathique des Departements Morbihan unter Leitung von René Galles anstellen ließ, fand man in einem „keltischen" Grabe bei Manéer-H'roek in Lockmariaker eine Mineralsubstanz. Es waren eiförmige Schmuckgehänge und Halsbandperlen von der Größe einer Linse bis zu der eines Taubeneies. Die abgerundeten und an ihren Rändern polirten Perlen zeigten meistentheils zwei einander gegenüberliegende ebene Flächen und in der Mitte eine mehr oder minder symmetrische Durchbohrung, welche ungleich weit nach außen sich erweitert, wie man es bei den ältesten bearbeiteten Steinen und noch heute bei einigen wilden Volksstämmen beobachtet hat.

Das Mineral, aus welchem diese Schmuckgegenstände gearbeitet sind, ist apfelgrün, dem Smaragdgrün sich nähernd, einige Stücke sind durch weiße und bläuliche Partien marmorirt, andere durch braune oder schwarze Adern und Punkte gefleckt, das Ganze durchscheinend wie Chrysopras. Eine Untersuchung von Damour hat ergeben, daß das Mineral Calaït sei, den man bisher für identisch mit Türkis gehalten hat. Beide sind jedoch sowohl wegen ihrer chemischen, als auch physikalischen Unterschiede durchaus als gesonderte Mineralspecies zu trennen. Von den letzteren soll nur erwähnt werden, daß der Türkis fast undurchsichtig und von gesättigt himmelblauer Farbe ist; — von den ersteren nur, daß die Farbe des Türkises von Kupferoxyd, die des Calaïts von Eisenoxyd herrührt.

Woher der Calaït in den keltischen Gräbern in Morbihan stammt, ist vom Standpunkte der Archäologie eine interessante Frage, denn in ganz Frankreich gibt es kein ähnliches Mineral. In Sachsen, Schlesien, im Ural kommen analoge Mineralien vor wie der Peganit, Variseit und Fischerit, keines aber entspricht den Eigenschaften des Calaïts. Die Fundorte, welche Plinius für den Callaïs angibt (s. Plin. Natur. Hist. lib. XXXVII. cap. XXXII), Kaukasus, Indien, Persien, sind die des Türkises, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der grüne Calaït und der blaue Türkis in denselben Lagern vorkommen. Im archäologischen Museum zu Vannes hat man in keltischen Gräbern gefundene bläuliche Steine aufbewahrt, die gewissen Varietäten des gemeinen Türkises entsprechen. In denselben Gräbern fand man zugleich mit den erwähnten Schmuckgegenständen auch Aexte aus polirten Steinen.

Die Expedition zur Aufsuchung Leichhardts hat sich in den ersten Tagen des Juli in Bewegung gesetzt. Das Frauencomité hatte 900 Pfd. Sterl. gesammelt; die Regierungen von Victoria und Südaustralien hatten je 500, die von Queensland 1000 Pfd. Sterl. gegeben, jene von Neusüdwales gab nichts, doch steuerten der Gouverneur und das Publikum nicht unerheblich bei. Die Kameele sind von der victorianischen Regierung zur Verfügung gestellt worden.

In der melbourner „Germania" vom 20. Juli finden wir folgende Mittheilung:

Glück auf, McIntyre! Die Expedition zur Aufsuchung unsers Landsmannes, Dr. Ludwig Leichhardt, verließ Glengower am 3. Juli Mittags auf der Route nach Coopers Creek unter (wie die „Castlemaine News" berichtet) dem herzlichen und ermuthigenden Beifall und jedem Ausdruck der besten Wünsche aller derjenigen, welche die Gelegenheit benutzen konnten, der kleinen hochherzigen Männerschaar Lebewohl zu sagen. Als die Expedition sich in Bewegung setzte, konnte man sich nicht des Gedankens erwehren, in welcher ruhigen und unprahlerischen, dabei begeisternden Weise die Reisepartie ausbrach im Vergleich zu derjenigen von Burke. Vorläufig reist die Partie unter Führung des Arztes der Expedition, Dr. Murray, und wahrscheinlich in Gemeinschaft eines Herrn Grey. Letzterer soll ein erfahrener Buschmann und längere Zeit auf der Station des Herrn Campbell, eines Verwandten McIntyre's, welcher sich in anerkennungswerthester Weise an den Vorkehrungen zur Expedition, bestehend im Ankauf von Pferden, Provisionen und fast jedem zur Reise Erforderlichen, darunter auch einer bedeutenden Menge passender Geschenke für die Eingebornen, betheiligt hat, beschäftigt gewesen sein.

Zunächst wendete sich die aus 11 Mann bestehende Partie nach Carisbrook. Die Reisenden befinden sich meistens zu Pferde, von denen man 40 mitgenommen hat. Obgleich die Kameele (14 an Zahl) auf Packsätteln einen bedeutenden Theil der Vorräthe tragen, so soll doch die Last für jedes derselben keine zu große sein. Man denke übrigens nicht, daß dies alle Vorräthe sind, deren die Expedition auf einer zweijährigen Reise benöthigt ist; man wird vielmehr auf dem Wege von zu passirenden Stationen Provisionen mitnehmen und schließlich per Dampfschiff vom Queensland-River aus eine andere Quantität erhalten.

Es wird vermuthet, daß McIntyre jetzt ungefähr 500 Meilen vom Golf von Carpentaria entfernt ist und mit der Reisepartie unter der einstweiligen Führung des Dr. Murray am 1. Aug. bei Mount Murchison am Darling zusammentreffen wird; ferner, daß derselbe die Hälfte seiner Begleiter den Fluß vielleicht 200 Meilen abwärts, und, nachdem diese ins Lager der übrigen wieder zurückgekehrt ist, die andere Hälfte ebensoweit den Fluß aufwärts gehen lassen wird, während welcher Zeit McIntyre das Land aufzunehmen beabsichtigt. Möge hier noch erwähnt sein, daß die Namen der unter Führung des Dr. Murray abgegangenen Reisenden folgende sind: James Patrick, Richard Roß, William McDonald, Francis Harvey, J. McAllmann, Collins Stewart und John Barnes; dem Letztgenannten, welchem die Beaufsichtigung der Kameele anvertraut ist, hat sich zur Beihülfe noch ein Mann angeschlossen, dessen Name bis jetzt unbekannt geblieben ist.

Das Denkmal für die australischen Entdeckungsreisenden Burke und Wills. Dasselbe ist am 21. April zu Melbourne feierlich eingeweiht worden, und John King, Reisegefährte jener beiden Männer, war zugegen. Gouverneur Darling erinnerte in seiner Rede an die großen Verdienste der Entdeckungsreisenden überhaupt, z. B. an Hume und Howell, welche über den Murrumbidgee und den obern Murray gingen, an Sturt und Mitchell und vor Allen an Ludwig Leichhardt. Die Figuren des Denkmals sind aus Bronce gegossen, 12 Fuß hoch; Burks rechte Hand ruht auf Wills' Schulter; der letztere sitzt auf einer Erhöhung und schreibt in sein Notizenbuch. Vier Basreliefs stellten die Hauptmomente der Reisen vor.

Im Monat Mai ist ein Kameel nach Victoria gebracht worden, das sich seit jener Expedition wild umhergetrieben hatte und nur mit Mühe eingefangen werden konnte; es hat zu Wrights Abtheilung gehört.

Die Verdienste Burke's sind sehr überschätzt worden. Die Germania schreibt: „Wer dem Gange der Ereignisse bei jener Expedition gefolgt ist, muß aufrichtig wünschen, daß die Erinnerung an dieselbe eher abgeschwächt werden oder der Vergessenheit möglichst anheimfallen möchte, als sie auf alle mögliche Weise zu Ehre und Ansehen zu bringen. Man hätte den Ausspruch der Commission, welche jene traurigen Vorgänge zu untersuchen hatte, beachten sollen; in ihrem Berichte heißt es unter Anderm: „Herr Burke legte viel größern Eifer als Klugheit an den Tag, daß er Coopers Creek vor Ankunft der Depot-Abtheilung von Menindie verließ, ohne eine Verbindung mit den angebauten Distrikten, wie Solches zu thun ihm vorgeschrieben war, sich gesichert zu haben; und indem er eine so weite Reise, ohne sich mit hinlänglichen Vorräthen zu versehen, unternahm, kam er in die Lage, die Kräfte seiner Abtheilung zu überschätzen, deren fortwährende und unabläßige Anstrengungen die Zugrunderichtung der Thiere herbeiführte und das endliche Erliegen seiner selbst und seiner Gefährten durch Strapazen und äußerste Entbehrungen verursachten. Der Tadel ist deutlich genug ausgesprochen; aber man will nun einmal diesem Manne eine hohe Stufe von nützlicher Wirksamkeit nachrühmen, die er niemals zu erreichen befähigt war. Für ein ceremonielles und sehr kostspieliges Uebersiedeln der Gebeine von Burke und Wills von Coopers Creek auf den Friedhof in Melbourne, für das in Rede stehende Monument, für ein noch zu errichtendes Mausoläum wurden und werden noch tausende von Pfunden von der Regierung hergegeben; aber es ist nicht bekannt, daß man Fürsorge getroffen hätte, daß jemals die Ruhestätten des thätigen Dr. Becker, des kurz vor seinem Hinscheiden noch von seinem Herrn gemißhandelten Gray und der anderen bei der traurigen Expedition zu Grunde Gegangenen von dem Wanderer in jenen Gegenden wieder aufgefunden werden könnten!"

Die australischen Blätter bringen eine Berechnung der Kosten, welche die Expeditionen unter Burke und Wills und die ihr folgenden von Howitt, Landsborough, Walker, sodann die Reise des Dampfers Victoria verursacht haben. Es kommen mehr als 50,000 Pfd. St. heraus.

Australien. Das Alexandra-Land. Mit diesem Namen wird der Landstrich der Colonie Südaustralien bezeichnet, welcher zwischen 16 und 26 Grad südl. Br. liegt.

Camden Harbour in Westaustralien. Dort sollte eine Colonie gegründet werden, und gegen Ende des Jahres 1864 ließ eine Anzahl von Ansiedlern sich dort nieder; man hatte, wie das in Australien so oft geschieht, die Gegend als fruchtbar und nicht arm an Wasser geschildert. Nun berichtet aber die zu Melbourne erscheinende „Germania", daß bereits im Mai 1853 jene Colonisten den Camden Harbour wieder verlassen haben und nach dem Schwanflusse zurückgekehrt sind. Sie fanden 100° F. Hitze, sehr warme Nächte, wenig Weideland und Wasser, und von den Schafen sind die meisten aus Mangel an Wasser und durch den Genuß einer giftigen Pflanze umgekommen.

Volksmenge im australischen Victoria. Die Behörden in den australischen Colonien veranstalten sehr oft Volkszählungen. In Victoria belief sich Ende März 1865 die Volksmenge auf 610,250 Köpfe, wovon 350,698 männlich und 259,552 weiblich.

Petroleum nun auch in Südaustralien gefunden, und zwar in der Nähe von Gumaracha. Also hat auch der fünfte Erdtheil sein Steinöl. Neue Goldlager werden fast in jeder Woche gefunden; ein sehr reichhaltiges entdeckte man im Juni zu Albury in Neusüdwales. Diamanten kommen auch vor. Ein Goldgräber Namens Gill fand in den Minen bei Woodshed binnen wenigen Tagen 11 Diamanten; die beiden größten wiegen jeder ein Karat, sie sind ganz weiß und achteckig.

Schiffahrt der Europäer an der chinesischen Küste. Die Küstenschiffahrt des Blumenreiches der Mitte geht mehr und mehr in die Hände der Europäer, namentlich der Deutschen über, welche in den Gewässern vom Bengalischen Meerbusen bis Japan jahraus jahrein etwa 200 Schiffe laufen haben. Wir finden einige Angaben in einem französischen Handelsberichte, die nicht ohne Interesse sind. Der Schreiber war gerade in Hong kong, als dort lagen: 64 Engländer, 28 Deutsche (18 Hamburger, 4 Bremer, je 2 Oldenburger, Preußen und Mecklenburger), 8 Dänen, 1 Schwede, 3 Norweger, 2 Holländer, 5 Spanier, 4 Amerikaner, 4 Siamesen, 1 Russe, 1 Italiener und nur 4 Franzosen. In Swatau lagen 5 Engländer, 5 Deutsche; in Whampoa 6 Engländer, 3 Deutsche; in Macao, Emuy (Amoy) Schanghai und Futschen kein einziger Franzose. Wir haben im Globus oftmals darauf hingewiesen, daß Frankreichs Handel und Schifffahrt im fernen Osten von höchst geringem Belang sei; ob die Besitznahme Cochinchina's daran etwas ändert, muß die Folgezeit lehren.

Vancouver Island. Die „Times" vom 26. Mai 1865 theilt den Brief eines Canadiers mit, welcher sich über die Zustände dieser an der Nordwestküste Nordamerika's gelegenen Insel ausspricht. Die Straße, welche von Victoria nach den Sooke-minen führt, geht durch eine Fichtenwaldung. Die Fichte ist vorherrschender Baum auf Vancouver. In Sooke sind die Häuser sehr groß aber schlecht gebaut. Das, in welchem ich wohnte, hatte keine Fenster; die Temperatur im Innern war wie draußen im Freien. Die Hauptfundorte für Gold sind am Leechflusse, der in den Sooke fällt, und am Wolfs-creek. Alle diese Bäche und Geriesel haben felsige Betten und sind sehr seicht, so daß sie kaum den Namen von Flüssen verdienen. Das Gold ist sehr gut und rein. Im Ganzen hat man bis jetzt für 100,000 Dollars in den Sookeminen gewonnen, doch lohnt sich die Arbeit nicht sehr der Mühe; ebenso ist im verflossenen Winter wegen der starken Kälte nicht gearbeitet worden. Die Umgebung von Sooke ist stark bewaldet, aber das Holz nicht so gut wie das canadische, oder das von Britisch-Columbien, wo einzelne ungeheuere Balken zugehauen werden, die, wenn sie nach England verschifft sind, dort das Stück einen Werth von 1000 Dollars besitzen. Sooke hat im Winter ein sehr kaltes Klima und liegt ganz von Bergen eingeschlossen, die das Rückgrat der Insel bilden, von der einen Seite der Insel bis zur andern sich hinziehen und eine Höhe von 6000 Fuß erreichen.

Die hauptsächliche Nahrung der Bergarbeiter besteht aus Wildpret, das in zahlloser Menge auf der Insel vorkommt, aus Brod, das in heißer Asche gebacken wird, Schinken und Apfelsauce. Während ich mich in den Minen aufhielt, wurde gerade nicht gearbeitet, und die meisten Arbeiter trieben sich in der Stadt oder in den Schenken umher. Der Schnee auf den Ber-

gen lag neun Zoll tief. Ein Canadier, welcher bereits drei Jahre lang auf der Insel lebte, nahm mich mit nach Comax, der entferntesten, aber am meisten versprechenden Ansiedlung. Dort leben 40 Colonisten, unter ihnen aber nur drei weiße Frauen. Hirsche kommen in großer Menge vor, werden von den Indianern gejagt und das Stück für einen halben Dollar verkauft. Wilde Enten kosten das Paar 25 Cents, wilde Gänse einen halben Dollar, Mehl jedoch 14 Dollars per Barrel. Die Ansiedler, von denen viele in Caribu oder Australien bereits nach Gold gesucht hatten, führen ein halbwildes Leben. Die nächste Stadt, Nanaimo, ist 70 Miles entfernt; durch die Indianer werden die Eigenthumsverhältnisse sehr unsicher. Comax ward erst vor zwei Jahren angelegt, hat aber schon einen Priester. Wir verließen diesen Ort am 11. Januar 1865 und langten am 15. in Nanaimo an. Dies ist jetzt der blühendste Ort auf Vancouver, zählt 800 Einwohner und besitzt eine kleine nette Kirche, sowie eine Methodistenkapelle. Die Kohlenausfuhr im letzten Jahre betrug schon 30,000 Tons. Am 17. Januar verließen wir diese Stadt und langten nach drei Tagen in Victoria an. Die Schifffahrt dorthin ist sehr gefahrvoll, da Sandbänke, Riffe und vereinzelte Felsen sich längs der ganzen Küste hinziehen und heftige Winde wehen.

Was ich von dem Lande gesehen habe, kann nicht als guter Ackerboden gelten. Es ist wenig ebenes Land vorhanden, und darum verlohnt es sich auch nicht der Mühe, die Wälder auszuroden. Straßen führen noch nicht nach Victoria, das den einzigen Marktplatz für landwirthschaftliche Erzeugnisse bildet; die Flüsse sind zu unbedeutend, um als Fahrbahnen benutzt werden zu können. Weil nur wenig den Anbau lohnende Landstrecken vorhanden sind, können auch die Ansiedler nicht nahe bei einander wohnen und sich Kirchen bauen; auch ist noch Alles sehr theuer. So kostet ein Joch Ochsen oder Pferde 300 Dollars, eine gute Kuh 50 bis 60 Dollars. Der Preis per Acker Land beträgt mindestens und in schlechter Lage 6 Dollars, während man in Oregon gutes Land für 50 Cents den Acker erhält. Grund und Boden ist ganz in den Händen von Compagnien, die denselben in der Nähe der Stadt mit 50 bis 100 Dollars per Acker verwerthen. Die Berichte über ausgezeichnete Früchte und Gemüse, welche auf Vancouver gedeihen sollen, gehören in das Bereich der Fabeln. In Canada und England zieht man bessere und billigere Gemüse. Das Klima ist unangenehm, kalt, rauh, nebelig und ungemein feucht. Zuweilen regnet es zwei Monate hinter einander. Starke Winde herrschen vor, und manchmal stürmt es zehn Tage lang; höchstens drei bis vier ruhige Tage kommen hinter einander vor. Der Brennstoff ist theuer. Schlechte Kohle kostet 12 Dollar per Tonne und ungehauenes Kiefernholz 2 Dollar per Klafter. (Vergl. Globus VIII, S. 30, wo ein weit günstigerer Bericht über die Vancouver Insel mitgetheilt ist.)

B. **Reutte und Ehrenberg in Tyrol.** Erlauben Sie mir über diese Punkte ein paar Worte:

Es gibt auf der Nordseite unsrer großen deutschen Alpenkette mehre freundliche Orte, die als vorgeschobene Posten nicht zu weit von der bevölkerten Ebene entfernt, aber doch tief genug innerhalb des Bergkranzes liegen, um den Touristen einen festen Standpunkt zu Kreuz- und Querzügen darzubieten. Natürlich ist dabei auch die noch seltenere Eigenschaft nöthig, daß sie in nächster Nähe mit einer Fülle wechselvoller Naturschönheiten gesegnet sind.

Ein solcher Ort ist der saubere behagliche Marktflecken Reutte, der durch die ungebeugte Betriebsamkeit seiner Bewohner aus Pest, Krieg und Feuersbrünsten nur immer um so blühender hervorging. Das unbefangene Völkchen der Reutter bemüht sich, dem Fremden durch einige Kultur und angestammte Behaglichkeit einen angenehmen Eintritt in Tyrol zu bereiten, und das dortige Gasthaus zur Post ist ein beliebtes Standquartier für hunderte von Wandergästen während des ganzen Sommers. Ein weiter Kreis von keck gegipfelten Höhen, wovon einige, wie z. B. der Taneller, mit Schnee durchfurcht sind, schließt den freundlichen Grund ein, und malerisch zieht sich der Lech mit seinem breiten Steinbett durch die hügeligen, von Dörfern geschmückten und mit Viehheerden genrebildlich belebten Wiesenfluren dahin.

Rings umher öffnen sich mehre Thäler und Schluchten; so vor Allem das Lechthal selbst; das Vilsthal, das Thannheimerthal und die romantische wildverwachsene Schlucht, in der sich die Stuibenfälle, die Abflüsse des blauen träumerischen Plansees weißschäumend niederstürzen und ihr Brausen mit dem Rauschen der alten Föhren und Eichen vermischen. Ein anderer Hauptthalweg öffnet sich bei der Ehrenberger Klause. Es ist dieselbe Kunststraße, welche vom Innthal über Hasserreit, den Fernsteinpaß und Leermoos nach Reutte führt und hier im Lechthal mündet.

Ehrenberg selbst stellt sich als eine stattliche Bergveste dar, die noch in ihrer ruinenhaften Gestalt dem Beschauer jene Achtung einflößt, welche sie immer ihren Feinden abnöthigte.

Dennoch wurde sie, wie fast jede Burg, wiederholt erobert, und ihre historischen Erinnerungen ziehen sich, so blutig als einflußreich, bis in das graue Mittelalter hinein. Der Sturz dieser Veste hatte immer bedeutungsvolle Folgen, denn er eröffnete dem Feinde den Eingang in das Innere Tyrols, oder ließ ihn daraus hervor und in die bayerischen Lande einbrechen. Im Schmalkaldischen Kriege nahm der Bundeshauptmann Schärtlin von Burdenbach Ehrenberg ein und im Jahre 1552 erstürmte Moritz von Sachsen die Ehrenberger Klause, mit ungestümer Hast. Dieselbe war auch in der That gerechtfertigt, indem es in dem kühnen Plane des Feldherrn lag, durch den Paß ohne Aufenthalt nach Innsbruck zu gelangen, um dort den hartnäckigen aber damals thatenlosen Kaiser Karl V. durch einen überraschenden Handstreich gefangen zu nehmen.

Dazu verhalf ihm die Eroberung Ehrenbergs nicht, indem in einem seiner Regimenter zu Reutte eine Empörung ausbrach; der tapfere Moritz hatte, wie fast alle Helden der ältern deutschen Geschichte, kein Geld, um die hungernden Soldaten zu bezahlen.

Als Moritz seine Söldner beruhigte, hatte der Kaiser bereits Wind bekommen und die Schultern seiner treuen Tyroler benutzt; da ihm das Reiten zu unbequem war, ließ er sich in einer Sänfte über die Alpen tragen.

Im dreißigjährigen Kriege bewegten sich wieder Bernhard von Weimar und Wrangel in und bei Ehrenberg, der alte schwedische General, der trotz seiner Gichtbrüchigkeit schon vor dem Beginne des großen Krieges seine Feinde durch die Raschheit seiner Eilmärsche in Verzweiflung brachte. Im spanischen Erbfolgekrieg befehligte hier Maximilian Emanuel, der energische Eroberer von Belgrad. Im Jahre 1800 wurde die Burg von den Franzosen zerstört, und Oesterreich hat keine Veranlassung gefunden, sie wieder als Schutzwehr des Passes in Stand zu setzen. Uebrigens würde dies sehr leicht möglich sein; die malerischen epheuumrankten Gemäuer, die sich auf einem hohen Berggipfel ganz dicht an die eigentlichen höheren Felsen des Klauseneinganges anschließen, sind stark und in ihrem Fundament wohlerhalten. Man kann die Anbauten aus den verschiedensten Jahrhunderten deutlich unterscheiden; mit Hülfe der Kanonen neuerer Zeit würde es möglich sein, von hier den ganzen Thalgrund erfolgreich zu bestreichen. Die Augen des Wanderers haben von dieser pittoresken Höhe eine entzückende Aussicht über ein weites Panorama. Es stehen uns gerade jene Bergreihen gegenüber, aus welchen sich der bedeutendste nächste Punkt von 6000 F. Meereshöhe, der bekannte Seiling, erhebt, jener markig geformte Felskegel, hinter dessen Fuß der grünblaue Alpsee liegt, welcher den Schloßhügel von Hohenschwangau bespült. Dieser herrliche Punkt ist für jeden Fußgänger leicht zu erreichen; er liegt also auch in der Nähe von Reutte und vermehrt die Reize der Umgebung.

Baumwollenwaaren sind aus Großbritannien während der ersten sechs Monate 1865 ausgeführt worden: 942,871,056 Yards. Der Umfang des Erdballs am Aequator beträgt 24,876 Miles oder 43,781,760 Yards. Mit jenen zur Ausfuhr gelangten Baumwollenzeugen könnte man also die Erde umspannen, und es bliebe außerdem noch genug Zeug übrig, um daraus einen Sack zu verfertigen, „in welchen man den Mond stecken könnte". (Schipping Gazette vom 2. August.)

Berichtigung.

Von der Vorrede zum VIII. Bde. habe ich eine Druckrevision nicht gelesen. Neben kleineren Druckfehlern befindet sich ein den Sinn durchaus verfälschender, der berichtigt werden muß. S. IV soll es heißen: Man wird insbesondere auf dem Gebiete jener Art von Philanthropie, welche jetzt gang und gebe ist, Vieles (es war irrig gesetzt worden Alles) als unberechtigt und geradezu schädlich bekämpfen und zurückweisen müssen. A.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Hermann Vambery's Reise in Mittelasien.

III.

Der Herrscher von Buchara und sein Regierungssystem. — Reise nach Karschi. — Die Brunnen in der Wüste. — Kerki am Oxus; Zollerhebung. — Ein turkomanischer Heiliger. — Balch und dessen Ruinen. — Andschuy. — Ein centralasiatischer Völkerfechtboden. — Chanat Maymene. — Peitschengeld. — Uebergang über den Fluß Murgab. — Die Dschemdschidi Turkomanen. — Wildwachsende Landesprodukte. — Herat und dessen Bazar. — Bunte Völkermischung. — Der Derwisch in der Audienz beim Prinzregenten. — Glückliche Ankunft zu Mesched in Chorassan.

Der Reisende aus Ungarn schildert Alles, was er in Buchara und in Samarkand erlebte, in sehr anschaulicher Weise; wir gehen aber nicht näher darauf ein, weil wir seinen Aufenthalt in diesen berühmten Städten schon früher im Globus eingehend besprochen haben.



Brunnen in der Wüste zwischen Samarkand und Karschi. (Nach einer Zeichnung von Vambery.)

Der Herrscher von Buchara, Mosaffar ed-din Chan, ist einer der mächtigsten Monarchen Innerasiens und unendlich besser als sein Vater, der während seiner letzten Regierungsjahre ein vollendeter Wütherich und Wüstling war. Vambery sah den Emir, denn diesen Titel führt er, nicht in seiner Hauptstadt, sondern erst einige Wochen später in Samarkand. Er mag vierzig und etliche Jahre alt sein, ist eine ansprechende Erscheinung, hat schöne schwarze Augen und nur einen dünnen Bart. Sein Wahlspruch ist: „Regierung durch Gerechtigkeit." Die letztere faßt er freilich in einem durchaus morgenländischen Sinn auf. Einst ließ er seinen Mehter, d. h. den zweithöchsten Hofbeamten hinrichten. Weshalb? Man hatte ihm, der gerade gegen den Chan von Chokand im Felde stand, gemeldet, daß derselbe einen forschenden und zweifelhaften Blick auf eine der Hofsklavinnen gerichtet habe.

Gegen seine Würdenträger benimmt er sich sehr streng; jedes kleine Vergehen bestraft er mit dem Tode, aber gegen die ärmeren Klassen verfährt er schonend, und so bezeichnet ihn denn der Volksmund als Elephantentödter und Mäusepfleger (Filkusch und Muschperwer). Das Ganze aber ist ein Regiment der äußersten Willkür; der Emir hat die Einfuhr von Luxuswaaren verboten und

duldet keinen Pomp der Kleidertracht; selbst in den Häusern soll Alles so einfach wie möglich sein.

Als er in Samarkand einen feierlichen Einzug gehalten hatte und öffentliche Audienz hielt, stellte auch Vambery sich ihm vor; es überraschte ihn, als ein Hofbeamter ihm mittheilte, der Badewlet (die Majestät) wolle ihn allein sprechen. Der Emir lag auf einer rothen Matratze zwischen Büchern und Schriften. Der Derwisch sagte sofort eine Sure aus dem Koran her und sprach ein Gebet für des Herrschers Wohlergehen; dann setzte er sich ohne Weiteres nahe bei dem Monarchen nieder und wurde von diesem mit den Worten angeredet:

„Hadschi! Aus Rum (der Türkei) kommst Du, wie ich höre, um das Grab Bahaeddins und der anderen Heiligen Türkistans zu besuchen?" —

„Ja, Tachsir (mein Herr), und auch, um mich an Deiner gesegneten Schönheit laben zu können."

„Sonderbar. Und Du hättest gar keinen andern Zweck dabei, daß Du aus so fernen Landen hierher kommst?"

„Nein, Tachsir, das edle Buchara und das reizende Samarkand wollte ich sehen. Scheich Dschelal bemerkt, daß man hier eher mit dem Kopfe als mit den Füßen wandeln sollte. Uebrigens habe ich keine andere Beschäftigung, und schon lange streife ich in der Welt als Dschihangeschte, Weltwanderer, herum."

„Was? Du mit Deinem lahmen Fuße ein Dschihangeschte? Das ist wirklich auffallend."

„Ich möge Dein Opfer sein (d. h. verzeihe), Tachsir! Dein glorreicher Ahn, Friede sei über ihn, hatte ja denselben Fehler und war sogar Dschihangir, d. h. Welteroberer."

Diese Anspielung auf Timur gefiel dem Emir. Von dem Weltstürmer leiten die Herrscher Buchara's, obwohl fälschlich, ihr Geschlecht ab. Er selber war bekanntlich lahm, und deshalb bezeichneten seine Feinde ihn als Timur lenk, den lahmen oder hinkenden Timur. Aus dieser Bezeichnung machte man im Abendlande Tamerlan.

Man sieht, der Derwisch aus Ungarn war dreist und an Geistesgegenwart fehlte es ihm nicht. Der Emir ließ ihm einen Anzug und etwas Geld geben und befahl ihm, in Buchara sich wieder vorzustellen. Aber seine Reisegefährten riethen ihm, nach diesem Auftritte nicht länger in Samarkand zu verweilen. Es macht seinem guten Herzen alle Ehre, daß er den Abschied von den alten Freunden mit Wärme schildert. Sechs Monate, sagt er, hatten wir die größten Gefahren, die uns von Wüsten, Räubern und Elementen drohten, getheilt; — kein Wunder, wenn jeder Unterschied des Standes, des Alters und der Nationalität verschwand und wir uns als eine Familie betrachteten. Trennung war in unseren Augen so viel als Tod, und wie könnte das auch anders sein in Gegenden, wo Wiedersehen fast unmöglich ist. Mein Herz wollte brechen, als mir der Gedanke kam, daß ich diesen meinen besten Freunden in der Welt, denen ich mein Leben verdankte, das Geheimniß meines Incognito nicht anvertrauen konnte und sie täuschen mußte. Ich bahnte den Weg dazu, ich wollte es versuchen, doch Religionsfanatismus, der ja selbst im gebildeten Europa vorkommt, hat einen schrecklichen Einfluß auf den Islamiten. —

So verließ er Samarkand am Abend; der aufgehende Mond warf eine matte Beleuchtung auf die Kuppeln der Moscheen. Seine neuen Reisegefährten waren aus dem Chanat Chokand und wollten nach Mekka; auch ein junger Mollah aus Kungrad hatte sich angeschlossen.

Die Reise ging nun gegen Süden, zunächst nach dem etwa 18 deutsche Meilen entfernten Karschi durch die Wüste, welche aber im Vergleich zu der früher geschilderten gefahrlos erscheint. Sie wird nach allen Richtungen hin von Schäfern durchzogen und hat viele Brunnen mit ziemlich gutem Trinkwasser. Sie sind größtentheils tief; neben ihnen befindet sich aus Stein oder Holz ein Becken, in welches man das Wasser gießt. Die Eimer sind klein, und das häufige Aufziehen würde die Schäfer bald ermüden. Man verwendet deshalb zum Schöpfen ein Kameel oder einen Esel, welchem das Seil am Sattel befestigt wird. Das Thier muß eine, der Länge des Seils entsprechende Strecke weit fortgehen und fördert so das Wasser zu Tage. Der Anblick dieser Brunnen mit den Thieren an der Tränke und den ernsten Hirten hat etwas Poetisches. Der Reisende aus Ungarn war überrascht durch die Aehnlichkeit, welche dieser Theil der Wüste mit seinen heimatlichen Puszten darbot.

Der Emir von Buchara läßt eine sehr strenge Polizei ausüben, und deshalb sind die Straßen so sicher, daß auch kleine Karawanen und selbst einzelne Reisende diese Wüste ungefährdet durchziehen. Der folgende Vorfall ist kennzeichnend. Vambery's Karawane begegnete einer andern, die aus Karschi kam und eben an einem Brunnen Rast hielt. Unter den Reisenden befand sich eine junge Frau, die ohne ihren Willen und ohne ihr Wissen von ihrem eigenen Manne für 30 Goldstücke an einen Tadschik verkauft worden war. Erst in der Wüste erfuhr sie von dem abscheulichen Handel. Die Arme schrie, weinte, raufte sich die Haare aus und rief, wie wahnsinnig auf den Derwisch zurennend: „Mein Hadschi, Du hast die Bücher gelesen; sage mir, wo steht geschrieben, daß ein Muselmann seine Frau, mit der er Kinder hat, verkaufen kann?" Vambery sagte ihr, daß das eine Sünde sei, der Tadschik aber lachte ihn aus; er hatte sich wahrscheinlich mit dem Oberrichter von Karschi abgefunden und war seines Kaufes sicher.

Karschi, das alte Nachscheb, ist durch Größe und Handelsbedeutung die zweitwichtigste Stadt im Chanate Buchara, hat 10 Karawanseraien, einen gut versorgten Bazar und in ruhigen Zeiten viel Transithandel zwischen Buchara, Kabul und Indien. Die etwa 25,000 Einwohner sind zumeist Usbeken (Vambery schreibt Oesbegen) und bilden den Kern der buchariotischen Truppen. Zu ihnen kommen noch Tadschiks, Inder, Afghanen und Juden. Die letzteren haben in Karschi das Privilegium, auch in der innern Stadt zu reiten; das ist ihnen in keinem andern Theile des Chanats gestattet. Karschi ist auch in gewerblicher Hinsicht nicht ohne Bedeutung; noch mehr gilt das aber von dem unweit entfernt liegenden Hisar, das durch die Fabrikation der Messer berühmt ist. Verschiedene Arten derselben werden nicht nur nach allen Theilen Mittelasiens, sondern durch die Hadschis auch nach Persien, Arabien und der Türkei ausgeführt und theuer verkauft. Die damascirten Klingen mit Gold und Silber ausgelegten Griffen sind in der That sehr kunstvoll gearbeitet und können an Gediegenheit und Feinheit sich mit den berühmtesten europäischen Fabrikaten vollauf messen.

Vambery war ganz überrascht, in Karschi einen öffentlichen Belustigungsort zu finden. Man trifft dergleichen weder in Buchara noch Samarkand und eben so wenig in Persien. Der große Garten führt den bescheidenen Namen Bettlerherberge, Kalenderchane, liegt am Flusse Scheri sebs, hat Baumgänge und Blumenbeete, und dort bewegt sich die Menge von 2 Uhr Mittags bis nach Sonnenuntergang. Geschlossene Gesellschaften sitzen um die Samoware (Wasserkessel zu Theebereitung). Der Anblick einer fröhlichen Menge ist für den Reisenden in Mittelasien etwas Seltenes; aber die Bewohner von

Karschi zeichnen sich durch frohen und lustigen Sinn aus und haben im Chanat Buchara einen ähnlichen Ruf, wie die von Schiras in Persien.

Der Reisende zog dann nach dem 14 Meilen entfernten Kerki, wo er den dort 800 Schritte breiten Oxus überschritt; der Strom ist fast doppelt so breit wie die Donau zwischen Pesth und Ofen, und fließt stark, hat aber viele Sandbänke und seichte Stellen. Die Schiffer nahmen von den Pilgern kein Fährgeld, jedoch der Beamte des Gouverneurs hielt die Fremden an und erklärte, sie seien entlaufene Sklaven, die nach ihrem ketzerischen Vaterlande Persien entfliehen wollten. Er zwang sie, mit Sack und Pack in die Citadelle zu gehen, wo man sie verhörte. Vambery machte großen Lärm, sprach im konstantinopolitanischen Dialekte und zeigte seinen Paß. Das half. Man sagte ihm, er solle nur ruhig sein; der Untersuchung müßten alle Fremden sich unterwerfen, weil die freigelassenen Sklaven, welche nach Persien zurückgehen, an der Grenze zwei Dukaten Zoll zu erlegen haben; manche verkleiden sich aber, um nicht zu zahlen.

Kerki ist Grenzfestung auf der Straße von Herat und Schlüssel zu Buchara. Das Städtchen hat nur etwa 150 Häuser und wird von ackerbautreibenden Usbeken und Turkomanen bewohnt. Von der Stadt aus unternahm Vambery einige Ausflüge zu den Turkomanen in jener Gegend, namentlich zu den Ersari, welche vor 200 Jahren vom Kaspischen Meere dorthin gezogen sind und seit etwa einem halben Jahrhundert die Oberherrlichkeit des Emirs von Buchara anerkennen. Mit seinem Gastgeber Chalfa Nijas war er sehr zufrieden.

Dieser Mann hatte Heiligkeit, Wissen und Ansehen von seinem Vater geerbt und besaß ein Kloster (Tekkie), in welchem junge Männer für geistliche Genossenschaften gebildet wurden. Auch hatte er ein Isu, eine Erlaubniß, zum Vorlesen der heiligen Gedichte aus Mekka bekommen. Wenn er las, stand eine Schale mit Wasser vor ihm, und am Ende eines jeden Gedichts spuckte er in dieselbe hinein. Der von der Heiligkeit der Worte durchdrungene Speichel wird als wunderwirkende Arznei an den Meistbietenden verkauft.

Mit ihm ritt Vambery zu dem nur 5 Stunden vom alten Belch (Balch) entfernten edeln Grabe, mesari scherif; es gilt für Ali's Grab und ist ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Es wird bezeichnet als das Wundergrab zu Schahi Merdan (d. h. Heldenkönig), und soll um 1150 n. Chr. zur Zeit des Sultans Sandschar entdeckt worden sein. Balch war weit und breit mit Ruinen bedeckt, in denen man nach Schätzen grub, welche aus den Zeiten der Divs (Teufel) herrühren sollten. Als auch jener Herrscher nachgraben ließ, habe man, so wird geglaubt, eine Tafel aus weißem Stein gefunden mit der Inschrift: „Dieses ist das Grab Ali's, Sohns des Ebutalib, des großen Helden und Gefährten des Propheten."

Dieser Umstand, sagt Vambery, hat für uns nur so viel Interesse, als wir dadurch nachweisen können, daß die Ruinen des alten Balch (von den Orientalen Uem ül Bilad, Mutter der Städte, genannt) sich 5 Stunden weit ausgedehnt haben. Heute zeigen nur einzelne Erdhaufen, wo das alte Baktra stand; von den neueren Ruinen ist nur eine halbverfallene Moschee nennenswerth, die der Seldschuckenfürst Sandschar erbauen ließ. Belch war im frühen Mittelalter ein Hauptsitz der islamitischen Civilisation und führte damals den Beinamen Kubbet ül Islam, Kuppel des Islam. Auffallend ist, daß ich hier Ziegel von derselben Größe und Qualität fand, wie in den Ruinen der Alexandermauer im Lande der Jomuten (wir haben dieselbe früher bereits geschildert, doch habe ich keine mit Keilschriften entdecken können. Nachgrabungen würden von großem Erfolge sein, wären aber nur möglich, wenn sie ein Empfehlungsschreiben von ein paar tausend europäischen Bayonnetten zur Seite hätten. Das heutige Belch (Balch) wird als Hauptsitz der afghanischen Provinz Turkestans angesehen, und dort residirt der Serdar mit einer Garnison. Der Ort ist nur im Winter bewohnt, denn schon im Frühjahre zieht Alles nach dem höher gelegenen Mesar, wo die Hitze nicht so drückend und die Luft nicht so schlecht ist, wie zwischen den Trümmern des alten Baktra. Dieses ist verrufen durch die Menge gefährlicher Skorpione; jenes hat einen bedeutenden Ruf durch die wunderwirkenden Rosen, welche auf dem angeblichen Grabe Ali's wachsen; sie sind an Farbe und Geruch die schönsten, welche ich je gesehen habe. —

Von Kerki zog der Reisende in südwestlicher Richtung über eine dürre ebene Wüste nach den Ruinen der Stadt Andchuy, wo der Chan für Menschen, Thiere und Waaren Zoll erpreßt. Das Sprichwort sagt: „Andchuy hat bitteres Salzwasser, brennenden Sand, giftige Fliegen und Skorpione; rühme es nicht, da es ein Bild der wirklichen Hölle ist." Es soll aber noch vor etwas mehr als einem Menschenalter 50,000 Einwohner gehabt haben. Diese trieben mit feinen Schaffellen, sogenannten astrachanern, Handel nach Persien. Die dort gezüchteten Kameele gelten für die besten in ganz Türkistan. Eine Art, Ner genannt, zeichnet sich durch schlanken Bau, große Stärke und durch Haare aus, welche von Hals und Brust lang herabwallen; diese Sorte ist jetzt selten geworden. Andchuy hat jetzt noch 2000 Häuser und 3000 Zelte, welche letztere am Saume der Wüste, oder in den Oasen derselben liegen. Die Zahl der Einwohner übersteigt 15,000 nicht, Turkomanen, Usbeken und einige Tadschiks. Es bildete von jeher ein besonderes Chanat, wie das auch mit Chulum, Kundus und Balch der Fall war. Aber es war, weil es an der Straße nach Herat liegt, den Angriffen sowohl des Emirs von Buchara, als auch jenen der Afghanen ausgesetzt und wurde 1840 von letzteren fast zerstört. Der Chan erkannte dann die Oberherrschaft der Afghanen an.

Der ganze Landstrich im Süden des obern Oxus bis an den Hindukoh und bis nach Herat ist allzeit ein Fechtboden gewesen, auf welchem die Herrscher der kleinen Raubstaaten, nämlich der Chanate Kundus, Chulum, Balch, Aktsche, Serepul, Schiborgan, Andchuy und Maymene sich herumtummeln. Und auf demselben Felde treffen auch die Monarchen von Buchara und Afghanistan zusammen, welche abwechselnd die kleineren Chanate in Abhängigkeit brachten. Bis zu Anfang unseres Jahrhunderts überwog der Einfluß Buchara's; seitdem hat aber dieser den Uebergriffen der afghanischen Stämme der Durani, Saddusi und Barekßi weichen müssen, und dem berühmten Dost Mohammed Chan, welcher Gebieter aller Afghanen war (er starb vor zwei Jahren in hohem Alter), gelang es, die sämmtlichen kleinen Chanate, mit Ausnahme von Badachschan und Maymene, zu unterwerfen; er bildete aus ihnen seine afghanische Provinz Türkistan und legte in dessen Hauptstadt Balch 10,000 Soldaten. Der Chan des Gebirgslandes Badachschan erklärte sich zum Vasallen des Dost; aber Maymene, das von tapferen Usbeken vertheidigt wurde, widerstand.

Der Tod Dost Mohammed Chans erscheint als ein hochwichtiges Ereigniß in der Geschichte Mittelasiens. Sofort begannen die Wirren, von welchen auch gegenwärtig noch das Afghanenland zerrüttet wird. Der Emir von

Buchara wollte sofort dieselben benutzen und schickte dem Chan von Maymene 10,000 Goldstücke. Beide verabredeten, daß der Emir den Oxus überschreiten, und daß man gemeinschaftlich die Afghanen angreifen solle. Aber der hitzige, erst 22 Jahr alte Chan begann sofort und allein den Kampf, und als Vambery in Maymene eintraf, hatte jener das Eingangsthor zu seiner Citadelle mit 300 langbehaarten Feindesköpfen geschmückt und traf eben Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge.

Das Chanat Maymene hat, so weit es bewohnt ist, 20 Meilen Länge und 18 Meilen Breite, und besteht außer der Hauptstadt aus 10 Dörfern und Ortschaften, zusammen ungefähr 100,000 Seelen, zumeist Usbeken, welche 8000 gutbewaffnete Reiter ins Feld stellen. „Der Herrscher Husein Chan ist ein Sohn Hukumet Chans, den sein eigener Bruder, der noch lebende Oheim des jetzigen Fürsten, von den Mauern der Citadelle hinabwerfen ließ, um, wie er sagte, den tüchtigern Sohn an die Spitze des Staates zu bringen.“ Der Chan hat das Recht, jeden seiner Unterthanen, welcher zu einer Strafe verurtheilt worden ist, nach Buchara auf den Sklavenmarkt zu schicken! Die Stadt Maymene liegt zwischen Bergen, hat 1500 Lehmhütten und ist sehr schmutzig. Die Einwohner sind zumeist Usbeken; dazu kommen Tadschiks, Heratis und etwa 50 Familien Juden, einige Hindus und Afghanen, welche alle gleiche Freiheit genießen und wegen ihrer Religion und Nationalität nicht beunruhigt werden. Die dortigen Pferdemärkte sind berühmt, und beträchtlich ist die Ausfuhr von Teppichen, trockenen Trauben, Anis und Pistazien.



Eine Hofsklavin in Buchara. (Nach einer Zeichnung von Vambery.)

Nach einem Aufenthalt von mehren Tagen setzte sich die Karawane auf der Straße nach Herat in Bewegung und kam unweit von Chodschakendu vorüber, das in dieser Gegend die Grenze Türkistans bildet. Ein Grenz-



Vambery's Karawane setzt über den Murgab. (Nach einer Zeichnung von Vambery.)

wächter erhob eine Abgabe, das Kamtschin pulu, „Peitschengeld". In Mittelasien ist es Sitte, daß die Escorte, welche eine Karawane begleitet, ein Peitschengeld (wir würden sagen Trinkgeld) bekommt. Jener Wächter hatte aber, ohne daß eine Bedeckung vorhanden gewesen wäre, vom Chan das Recht erhalten, sich von jedem Durchziehenden eine Abgabe zahlen zu lassen, und darin bestand seine Jahreseinnahme. Ein Kaufmann aus Herat sagte zu unserem Reisenden, der sein Erstaunen über eine solche Erpressung äußerte: „Wir danken Gott, daß man uns nur Steuern auferlegt. Früher war in Andchuy und Maymene größere Gefahr; der Chan selber ließ die Karawanen plündern, und manchmal verloren wir Alles." Vambery schildert die Usbeken als biedere, ehrliche Leute; diese Nomaden hatten den besten Eindruck auf ihn gemacht.

Der Weg führte dann einen ganzen Tag lang durch ein üppiges Wiesenland, aber am folgenden Abend endete die schöne Thalgegend, und die Karawane mußte über einen rauhen und steilen Gebirgspaß, der an manchen Stellen so eng ist, daß einzelne beladene Kameele nur mit Mühe hindurch können. Er scheint der einzige praktikable Weg zu sein, welcher über das Gebirge zum Flusse Murghab führt, dessen Ufer um Mitternacht erreicht wurde. Er entspringt auf dem östlichen Hochgebirge, dem Ghur, und fließt nach Nordwesten bei Martschah und Pendschdeh vorbei; dann verliert er sich in den Sandebenen von Merw. Die Angabe, daß dieser reißende Gebirgsstrom ehemals in den Oxus eingemündet sei, ist unrichtig.

Der Strom floß sehr schnell, war nicht besonders tief, konnte aber wegen der steilen Ufer und der im Bette liegenden Steinblöcke nicht an jeder Stelle überschritten werden. Beim Uebergange trieb man zuerst die Pferde ins Wasser, dann folgten die Kameele, und zuletzt sollten die Esel „das Kunststück vollenden". Diese Thiere, sagt Vambery, fürchten Schlamm und Wasser mehr als Tod und Feuer; ich hielt es daher für eine nothwendige Vorsichtsmaßregel, meinen Ranzen, welcher die theuerste Beute meiner Reise, die Manuscripte, enthielt, auf ein Kameel zu legen. Ich setzte mich auf den leeren Sattel und trieb dann meinen Esel in den Fluß hinein. Gleich an den ersten Schritten, welche er auf dem steinigen Boden des reißenden Stromes machte, merkte ich schon, daß etwas Unangenehmes vorgehen würde, und wollte sofort absteigen. Das war aber unnöthig; denn noch einige Schritte weiter stürzte mein Renner unter großem Gelächter der am Ufer stehenden Reisegefährten und rannte dann ganz erschrocken, gerade wie ich es gewünscht hatte, ans jenseitige Ufer. Das kalte Morgenbad in dem klaren Murgab war nur dadurch unangenehm, daß ich mich nicht umkleiden konnte; ich mußte meinen Anzug in der Sonne trocknen und inzwischen unter Teppichen und Säcken liegen.

Am linken Ufer des Murgab steht ein Fort des Chans der Dschemdschidi-Turkomanen, welcher hohe Zölle selbst von den Pilgern erpreßte. Einst soll in diesen Gegenden, als Merw noch eine blühende Stadt war, eine gewisse Kultur geherrscht haben; „heute aber hausen Turkomanen dort, deren Tritten überall Ruinen und Elend folgen".

Das gebirgige Land der Dschemdschidi bringt drei wildwachsende Produkte hervor, welche jeder beliebige Mensch sammeln kann; erstens Pistazien, sodann Busgundsch, eine nußartige Frucht, welche zum Färben benutzt wird; drittens Terendschebin, eine thauartige Zuckersubstanz, die von einer Staude wie Manna gesammelt wird, keinen übeln Geschmack hat und in Persien und Herat zur Zuckerbereitung benutzt wird. Vambery bemerkt, daß es unter den Dschemdschidi-Nomaden „mit der Religion schwach bestellt sei".

Herat ist von dem Bala Murgab für Pferde nur 4, für beladene Kameele 8 Tagereisen weit entfernt, und der Weg führt über mehre Gebirgspässe durch das Gebiet der Hesare, welche hier, durch Vermischung mit iranischem Blut, ihren mongolischen Stammtypus nicht so rein bewahrt haben, wie ihre Brüder in der Umgebung Kabuls. Die Hesare, welche man in Persien Berber nennt (mit welchem Worte man eigentlich die Stadt Scheri Berber bezeichnen will, die angeblich in den Gebirgen zwischen Kabul und Herat lag), sollen aus ihren Ursitzen in der Mongolei durch Dschengischan nach dem südlichen Mittelasien gebracht worden sein; auffallend ist, daß sie ihre Muttersprache mit der persischen vertauscht haben, die selbst in der jetzt von ihnen bewohnten Gegend nicht allgemein ist. Nur ein kleiner, isolirt bei Herat lebender Theil, welcher sich mit Kalkbrennen beschäftigt, spricht einen Jargon des Mongolischen und nennt die Stätte, auf welcher sie wohnen, Gobi.

Die Karawanen legen gewöhnlich den Weg zwischen Buchara und Herat in 20 bis 25 Tagen zurück, aber jene, mit welcher Vambery reiste, hatte mehr als 6 Wochen gebraucht. Jetzt merkte er, daß er in der schönen Ebene von Herat (Dschölgei-Herat genannt) wirklich an das Ende von Türkistan und von Centralasien gelangt sei. Obwohl Bäume fehlen, ist doch die Landschaft so lieblich, daß sie von den Orientalen als Dschennetsifat, paradiesähnlich, bezeichnet wird. Die Stadt selbst ist bekanntlich ein Schlüssel nach Indien und Centralasien, hat deshalb eine große politische Wichtigkeit und ist ein Zankapfel für die Nachbarländer. Zwei Monate vor Vambery's Einzug hatten dort wilde Afghanenkrieger Gräuel der Zerstörung verübt; trotzdem sahen in der üppigen Landschaft Aecker und Weingärten vortrefflich aus. Im Innern fand der Reisende noch überall Ruinen, doch war ein großer Theil des Bazars unversehrt geblieben und bot das interessanteste Musterbild eines Lebens dar, dessen Charakter ein Gemisch von Indien, Persien und Mittelasien noch deutlicher repräsentirt, als selbst der Bazar von Buchara. Vambery's an orientalisches Leben schon gewöhntes Auge wurde hier dennoch überrascht durch die Rassenverschiedenheit von Afghanen, Indiern, Tataren, Turkomanen und Persern. Jedermann ging bewaffnet. Dem wildmartialischen Afghanen ist nur der turkomanenähnliche Dschemdschidi zu vergleichen; der armselig gekleidete Herati; der fast nackte Hesare und der Teymuri aus der Umgegend verlieren sich neben ihm und gehen demüthig an ihm vorüber; „aber nie ist der Herrscher oder Eroberer so gehaßt worden, wie der Afghane vom Herati". Das gilt selbst von den schon länger in der Stadt ansässigen Afghanen; sie sind jenen, besonders seit der letzten Belagerung, bitter feind, und ein Kabuli oder ein Kaker aus Kandahar ist ihnen, als ein Unterjocher, eben so fremd und verhaßt, wie den eigentlichen Ureinwohnern, die von persischem Schlag aber im Laufe der Zeit mit türkisch-tatarischem Blute vermischt sind. Die Originalbevölkerung wird jetzt mit dem Namen Aïmak oder Tschahr-Aïmak bezeichnet. Man theilt sie in Hesare, Dschemdschidi, Firuskuhi und Teïmene oder Timuri. Diese Stämme sind ganz verschiedenen Ursprungs und können nur vom politischen Standpunkt aus als Nation betrachtet werden.

Vambery war in Herat bettelarm angekommen und mußte sogar seinen Esel verkaufen, um sich Brot zu verschaffen. Sein treuer Begleiter Mollah Ischak aus Kungrat in Chiwa, der jetzt in Pesth lebt, erbettelte Nahrung

und Brennmaterial in den Straßen. In dieser Noth ging der Reisende zum regierenden Prinzen Mehemmed Jakub Chan, einem sechszehnjährigen Knaben, welchen sein Vater an die Spitze der eroberten Provinz gestellt hatte. Er trug immer Uniform mit hohem Stehkragen, saß gewöhnlich auf einem Lehnsessel am Fenster und ergötzte sich an den Schwenkungen seiner Soldaten, welche englische Uniform und Tschako trugen, obwohl die Sunniten jede Kopfbedeckung, die ein Schild hat, als Abzeichen der ungläubigen Christen, verabscheuen. Auch das Commando ist englisch.

In der Citadelle nun begab sich folgender Auftritt. Vambery trat in den Saal; zur Rechten des Prinzen saß der Wesir, auch manche andere Würdenträger waren anwesend. Der Derwisch sprach die gewöhnliche Grußformel, ging gerade auf den Prinzen zu und setzte sich ohne Weiteres zwischen ihm und dem Wesir nieder, nachdem er letzteren in handgreiflicher Weise zum Platzmachen veranlaßt hatte. Man lachte, aber der Derwisch sprach sofort das übliche Sitzgebet: „Gott, unser Herr, laß uns einen gesegneten Platz einnehmen, denn fürwahr, Du bist der beste Quartiergeber."

Der Prinz faßte den Fremden fest ins Auge, schien betroffen zu sein, und als der Derwisch das Amen sagte und die Anwesenden sich den Bart gestrichen hatten, erhob sich der Prinz auf seinem Sessel, zeigte mit dem Finger auf Vambery und rief halb lachend und halb verwundert aus: „Bei Gott, ich schwöre, Du bist ein Engländer!"

Ein lautes Gelächter begleitete den sonderbaren Einfall des jungen Herrschers, der dann vom Sessel herunter sprang, sich dem Derwisch gegenüber stellte, wie ein Kind, das einen glücklichen Fund gethan, in die Hände klatschte und ausrief: „Ich möge Dein Opfer werden! Sage mir, nicht wahr, Du bist ein Ingelis in tebdil" (d. h. incognito). Sein ganzes Benehmen war in der That naiv. Der Derwisch entgegnete: „Laß ab; Du kennst wohl den Satz: wer einen Rechtgläubigen selbst im Scherz für einen Ungläubigen erklärt, wird selbst ein Ungläubiger. Gieb mir lieber etwas für eine Fatiha, damit ich weiter reisen kann." Der Prinz setzte sich und bemerkte, daß er nie einen Hadschi aus Buchara mit solchen Gesichtszügen gesehen habe, worauf Vambery entgegnete, er sei ja aus Stambul; dann zeigte er seinen Paß, welcher herumgereicht wurde.

Am 10. November 1863 verließ Vambery Herat, die Pforte Mittelasiens oder Indiens, mit einer 2000 Mann starken Karawane und erreichte glücklich Mesched im persischen Chorassan. Dort waren alle Gefahren überstanden; er konnte dem Derwisch Valet sagen und wieder als Europäer auftreten. Der schiitische Prinzgouverneur, dem er viel von seinen Abenteuern erzählte, war ganz entzückt, daß der Ungläubige den Emir von Buchara gesegnet habe; nennt sich doch dieser Sunnit, zum Aerger aller Schiiten, Emir ül mumenin, d. h. Fürst der Rechtgläubigen, und dafür gilt den Persern allein Ali.

Vambery schrieb von Mesched aus einen Brief an den Prinzen nach Herat, wünschte ihm Glück wegen seines Scharfsinns und sagte ihm, daß er zwar nicht ein Engländer, wohl aber ein Europäer wäre. Der Prinz sei ein liebenswürdiger Mann, doch wolle man ihm den gutgemeinten Rath geben, in Zukunft nicht einen Fremden zu demaskiren, welcher durch Verhältnisse gezwungen sei, ein Incognito anzunehmen.

Karl von Gagerns Charakteristik der Indianer in Mexico.

Neulich haben wir in unseren Betrachtungen über die Zustände in Mexico hervorgehoben, von wie großem Gewichte für dieses Land gerade das indianische Element sei. Dasselbe überwiegt an Zahl alle anderen Bestandtheile der Bevölkerung bei Weitem. Karl v. Gagern, welcher in der „Revue du monde colonial" über die Eingebornen Mexico's Mittheilungen nach eigenen Beobachtungen gibt, nimmt im Ganzen sieben Millionen Seelen an, und von diesen bilden die Weißen ungemischten Blutes nur etwa den zwölften Theil.*)

Die einzelnen Indianerstämme sind allerdings vielfach von einander verschieden, doch läßt sich eine gewisse

*) Wir wollen bemerken, daß in Folge der Anregungen, welche Gallatin, Buschmann und Brasseur gegeben, in Mexico selbst bei einigen Gelehrten ein reger Eifer für Forschungen auf dem Gebiete der Ethnographie zu Tage tritt. Pimentel hat vor ein paar Jahren über die indianischen Sprachen des Landes eine Arbeit geliefert, welche von einem gründlichen Kenner, Aubin in Paris, für sehr unkritisch erklärt worden ist. Im vorigen Jahr (1864) erschien in Mexico von dem Licentiaten Manuel Orosco y Berra eine „Geografia de las lenguas y carta ethnografica de Mexico, precedidas de un ensayo de classificacion de las mismas lenguas y de apuntes para las inmigraciones de las tribus"; wir haben dasselbe noch nicht zu Handen bekommen, finden aber in der Julinummer der „Nouvelles Annales des Voyages" eine kurze Inhaltsanzeige. Die Karten über die Vertheilung der Sprachen und die Erörterungen über den geschichtlichen und linguistischen Theil sind klar und übersichtlich.

Orosco y Berra theilt die Sprachen Mexico's in 11 Familien: Mexicanisch (Azteka), Othomí, Huaxteca-maya-quiche, Mixteca-zapoteca, Matlatzinca, Tarasca, Opata-tarahumar-pima, Apache, Seri, Guaicura und Cochimi. Dazu kommen noch 16 nicht klassifizirte und 62 jetzt nicht mehr vorhandene Idiome.

Jene 11 Familien umfassen gegenwärtig 35 Idiome und 69 Dialekte. „Dans l'état actuel des connaissances linguistiques relatives au Mexique, on compte 182 langues differentes parleès dans cet interessant pays." Der Licentiat gibt zwei alphabetische Kataloge; der eine enthält die Namen der 182 Sprachen mit ihren verschiedenen Synonymen und bezeichnet den Staat oder die Provinz, in welcher sie geredet werden. Die zweite enthält eine Aufzählung aller Stämme, über welche geschichtliche Spuren vorhanden sind, und bringt deren nicht weniger als 619 zusammen, die sich aber wohl bei genauer Untersuchung beträchtlich vermindern lassen werden. In dem zweiten Theile des Werkes spricht Orosco y Berra über die Einwanderungen im alten Mexico, und der Geistliche ist verständig genug, sich auf die Zerstreuung der Völker nach dem babylonischen Thurmbau und andere derartige Fabeln nicht einzulassen. In chronologischer Folge erscheinen zuerst die Chichimeken, deren Sprache verloren ist, dann kommen die Colhuas und Nahuatlacas,

typische Uebereinstimmung nicht verkennen. An einen asiatischen Ursprung der Amerikaner denkt heute kein kritischer Kopf mehr. Seit dem Menschenfunde im Mississippidelta wissen wir ohnehin, daß schon vor mehr als 50,000 Jahren (also doch etwas früher als zur Zeit des Urvaters Adam) Uramerikaner mit der Schädelbildung der heutigen Indianer auf der westlichen Erdhalbe lebten. —

Der Indianer ist auf den ersten Blick als ein eigenartiger Mensch zu erkennen, aber unter der gleichen Hautfarbe findet man nur erst nach und nach die individuellen Züge heraus. Bei wenig-civilisirten Völkern tritt mehr eine Stammes- oder Hordenphysiognomie hervor, als jene des einzelnen Individuums; bei geistig höher ausgebildeten und im Blut gemischten Völkern werden auch die Gesichtszüge 2c. mannichfaltiger.

Wir glauben, Herr v. Gagern sage das Richtige, wenn er hervorhebt, daß heute die Civilisation der Indianer im Allgemeinen eine niedrigere sei, als zur Zeit, da der europäische Flibustier Cortez auftrat. Wahr ist aber auch, daß schon im alten Aztekenreich ein beträchtlicher Theil der Volksmenge niedergedrückt war; andererseits dagegen stand Tlascala als Republik da. In dem von den Azteken zusammeneroberten Reiche herrschten Priester und Edelleute über die Volksmasse; sie mußte schwer arbeiten, weil es dem Land an jedem Lastthiere gebrach.

Gegen die in ihrer Weise hohe und eigenthümliche Civilisation der Azteken ist von den Spaniern in scheußlicher, bornirtester Weise gewüthet worden; einen so hirnlosen, stupiden Fanatismus hat sich kaum jemals ein mohammedanischer Wütherich zu Schulden kommen lassen.

Den ansässigen, halbcivilisirten, „zahmen" Indianer schildert Herr v. Gagern in folgender Weise: Schon in seiner Jugend hat er für uns etwas Greisenhaftes, und doch bewahrt er wieder bis in sein hohes Alter etwas Jugendliches, denn sein Bart ist spärlich, seine Haut runzelt wenig, und sein schwarzes Haar wird nicht leicht grau. Im Gesichte liegt schon bei Kindern ein Zug von Ernst und Nachdenken; der Neger dagegen hat in seinem ganzen Benehmen immer etwas Kindisches. Selbst die Freude des Indianers trägt einen Anstrich von Trauer, und seine Traurigkeit ist düster und schweigsam. Sein Rücken ist gewöhnlich gekrümmt, als ob er unter einer Last seufze; wenn er stehen bleibt, hat er nicht etwa eine freie stolze Haltung, sondern heftet den Blick auf den Boden. Aber sein Körper ist kräftig gebaut, obwohl er nicht so viel Muskelstärke hat, wie jener des Negers; er zeigt aber Andauer in der Arbeit und ist darin mehr passiv als activ. Seine einfache Nahrung besteht vorzugsweise aus Mais, schwarzen Bohnen, Bananen und rothem Pfeffer; die Gesundheit ist zumeist vortrefflich.*)

Der Indianer, so meint unser Gewährsmann, der wohl vorzugsweise die Aztekas im Auge hat, sei nicht so sehr dem Trunk ergeben, wie man gewöhnlich meine. Wenn er aber sich in Pulque berauscht (dem gegohrenen Safte der Maguëypflanze, der amerikanischen Agave), oder in Chinguerito, einem Zuckerbranntwein, dann will er Vergessenheit suchen und von seinem kläglichen Dasein nichts wissen. Mittheilsam ist er nie; er meidet die Berührung mit den Weißen, die ihm „sein Land" geraubt haben; er hat einen Hang zur Einsamkeit, ist kein geselliger und gesellschaftlicher Mensch, kennt auch nur geringe Bedürfnisse und ist schon deshalb ein passives Hinderniß für das, was wir Europäer als Fortschritt bezeichnen. Vieles, das für uns Bedürfniß ist, kennt und begreift er gar nicht; in ihm liegt von Natur eine gewisse Trägheit und Unempfindlichkeit, und beide weichen nur momentan, wenn der Stachel berauschender Getränke oder aufwallender Leidenschaft seine Wirkung übt. Wozu auch soll er aus seinem Phlegma heraustreten, wenn er dafür weder Zweck noch Nothwendigkeit erkennt?

Aber arbeitsam ist er, sobald er zur Arbeit angehalten wird. Als vollkommener Stoiker duldet er, ohne sich zu beklagen, und fürchtet den Tod um so weniger, da ja das Leben ihm nur geringe Freuden bietet. Allem, was kommt und geschieht, setzt er die Macht der Trägheit entgegen. Dem Weißen gegenüber erscheint er sanft und unterwürfig, aber das ist oftmals nur Verstellung, und bei passender Gelegenheit weiß er sich zu rächen. In seiner Höflichkeit liegt etwas Uebertriebenes und Ceremoniöses selbst im Verkehr mit Seinesgleichen. Anhänglichkeit an eine weiße Person gewinnt er nur schwer, und wenn er sie endlich gewonnen hat, läßt er sie doch leicht wieder fahren. Seine Erfindungsgabe ist gering, um so bemerkenswerther dagegen sein Talent der Nachahmung, und seine Geduld ist unerschöpflich. Darum leistet er Vortreffliches in jeder Handarbeit, welche sich bei sitzender Lebensweise und mit einer bis ins Kleinste gehenden Aufmerksamkeit beschaffen läßt. Seine Intelligenz entwickelt sich frühzeitig bis zu einem gewissen Zeitpunkte, dann aber tritt gewöhnlich ein Stillstand ein. Die Geschichte hat jedoch unter

---

und später die Tolteken. Der Licentiat meint, daß die mexicanische Bilderschrift älter sei, als jene von Palenque, Urmal und Copan, und daß zwischen beiden keine Verwandtschaft stattfinde. Auf der weiten Strecke vom Rio grande bis Yucatan vermöge man drei Mittelpunkte alter Civilisation zu erkennen; die Tolteken seien nicht die ersten Bewohner auf der Hochebene von Anahuac, sondern vor ihnen schon Mixteken und andere Stämme dort gewesen, welche bereits eine eigene Civilisation gehabt hätten. Dann kamen die Tolteken und nachher die Azteken. A.

*) Herr von Gagern theilt das Menschengeschlecht in „drei Rassen" ein, nämlich in „aufsteigende, culminirende und untergehende"; der Neger, meint er, sei im „Aufsteigen" (la race africane ascendante); der mexicanische Indianer une espère destinée a disparaitre. Das ist eine rein willkürliche Annahme, für welche die Beweise fehlen. In Bezug auf die „Indianer" muß man scharf individualisiren. Der nordamerikanische Wald- und Prairie-Indianer ist allerdings unrettbar dem Untergange geweiht; in Central- und Südamerika dagegen haben diejenigen Indianervölker, welche schon vor Ankunft der Spanier Ackerbau trieben und bodenständige Leute waren, sich erhalten, trotz aller Barbareien ihrer Unterjocher. Noch mehr; ihre Zahl wächst überall an. Wir werden gelegentlich Erörterungen über die Akklimatisirung der verschiedenen Menschengruppen in verschiedenen Regionen anstellen und dann auf diesen Gegenstand zurückkommen, heute mag eine Stelle aus Berthold Seemanns Reise um die Erde (deutsche Ausgabe, I, S. 211) angeführt werden. „Die Indianer in Ecuador sind kräftige, abgehärtete Menschen und sehr zahlreich in Gegenden, wo sie die Verbindung mit Weißen und Negern vermieden haben. Darin liegt, nach Allem zu schließen, das große Geheimniß, sie vor Vernichtung zu bewahren 2c. Die weiße und gemischte Bevölkerung ist im Abnehmen, seit die Einwanderung ins Stocken gerieth." — Wenn Herr von Gagern annimmt, daß der große Kindersegen, dessen die mexicanischen Indianer sich erfreuen, darauf hindeute, daß die Rasse bald aussterben werde, so bedünkt uns ein solcher Schluß doch zu kühn. Es mag sein, daß die Sterblichkeit unter den Indianerkindern größer ist, als unter jenen der „aufsteigenden und culminirenden" Rassen, aber der größte Theil der Indianer ist arm und gedrückt, und daß auch bei uns in Europa die Sterblichkeit der Kinder in den armen Klassen beträchtlicher erscheint als bei den Wohlhabenden, ist eine festgestellte Thatsache. Auch gesteht Herr von Gagern zu, daß die Sterblichkeit unter den Indianerkindern „ihre Ursache wohl in allzu frühzeitigen Heiraten, in der ausschließlichen Pflanzenkost und der geringen Sorgfalt der Aeltern" haben könne. A.

den indianischen Mexicanern manche Männer aufzuweisen, die auch in geistiger Beziehung bedeutend erscheinen. Man kann seine Intelligenz durchaus nicht als eine niedrige bezeichnen, aber sie hat ihren eigenthümlichen Strich. Der Indianer beobachtet immer und dringt mit einer gewissen Leichtigkeit in die Gedanken Anderer ein; er blickt durch die gesenkten Augenlider, hört selbst im Schlafe, und da er sich trefflich zu verstellen weiß, sehr schweigsam ist und daneben auch äußerlich unempfindlich, so hat er offenbar Anlage zu einem Musterdiplomaten. Dabei gefällt er sich in seiner Versunkenheit und mag von Verbesserungen, welche die Weißen ihm bringen oder aufzwingen wollen, gar nichts wissen, will ihnen auch nichts verdanken, sondern das Recht behalten, sie zu verwünschen und zu verfluchen für die unzählige und unaussprechliche Summe von abscheulichen Niederträchtigkeiten, welche er bis auf diesen Tag von ihnen hat erdulden müssen.

Die Christen haben ihn zur Annahme des Katholicismus gezwungen, aber dieser ist nur ein Schleier, unter welchem er seinen alten Heidenglauben verbirgt. Nicht die unbegreifliche Dreieinigkeit, aber die zahlreichen Mütter Gottes, welche allesammt Marien sind, und die vielen männlichen und weiblichen Heiligen gemahnen ihn an seine alten Götter, die besiegt, aber nicht todt sind. Auch trifft es sich, daß in der alten Aztekenreligion das Sühnopfer durch Blut eine Hauptrolle spielt, und hier ist auch eine Analogie. Statt der Menschenopfer auf den Altären hat der braune Mann nun einen ans Kreuz geschlagenen Gott; Blut ist da für ihn auf den Teocallis der alten Priester des Huitzilopochtli, wie auf der Schädelstätte von Golgatha. Der Indianer will voll und ganz Indianer bleiben und seinen ganzen Haß gegen die Weißen nicht fahren lassen.

Wir halten diese Schilderung des Herrn v. Gagern für ungemein zutreffend und gestehen gern, daß wir keine bessere kennen. Sie hebt mit wenigen Strichen alle wichtigen Kennzeichen hervor und gewährt einen tiefen Einblick in den Charakter der Indianer. Dann folgen Einzelnheiten, welche zur Erläuterung dienen, und durch welche Streiflichter auf die Zustände der Indianer fallen.

Vom Soldatendienste waren die Indianer auch in der republikanischen Zeit mehrfach ausgeschlossen. Man verfuhr dabei nach der alten Colonialmaxime, welche in ihnen minderjährige Menschen sah, deren Arme man ohnehin für den Feldbau nöthig hatte. Sie wurden als Peones verwandt, als Dienstknechte, und hatten thatsächlich etwa eine Stellung wie die russischen Leibeigenen; rechtlich sollen sie freilich unabhängige, freie Bürger sein. Aber diese Ausschließlichkeit ließ sich nicht durchführen; die inneren Kriege forderten viele Menschenopfer, und man wollte Ersatz haben. Santa Anna's Rekrutirungsordre verfügte auf dem Papiere, daß kein Indianer in der Armee dienen solle; trotzdem beliebte der Diktator die Leva, Aushebung, eine wahre Soldatenpresse. Man nahm junge kräftige Leute, wo man sie eben fand, legte solchen „Freiwilligen" Handschellen an, band sie mit Stricken zusammen und führte sie als Patrioten zum Heer ab. Die liberale Partei kam 1860 an die Spitze und milderte anfangs diese Barbarei einigermaßen, aber nur eine Zeit lang; auch sie hatte Soldaten nöthig und nahm sie sich, ganz in der Weise Santa Anna's.

Solch ein indianisches Geschöpf fühlt sich als Soldat unbeschreiblich unglücklich, schon allein deshalb, weil man es mit Menschen in Berührung bringt, gegen welche es eine tiefe Abneigung empfindet. Der indianische Soldat kann nicht mehr in seiner einsamen Hütte hausen, sondern muß in einer Kaserne wohnen; er soll andere, obwohl nahrhaftere Speisen, und noch dazu an jedem Tage dreimal, genießen; statt seines Baumwollenkittels und weiter Beinkleider hat er nun eine knappe Uniform. Sodann muß er sich regelmäßig waschen; er arbeitet nicht mehr vom Morgen bis zum Abend, woran er doch gewöhnt war, sondern muß nur 4 Stunden täglich exerciren. Er bekommt einen leidlich hohen Sold (6 Silbergroschen allein für Nebenausgaben), darf auch seine Geliebte oder Frau bei sich haben, kann in seinen Mußestunden für sich erwerben, z. B. Strohhüte flechten, erhält auch manchmal Urlaub unter der Bedingung, monatlich einmal beim Appell zu erscheinen.

Aber das Alles erscheint ihm unerträglich, er reißt aus sobald er irgend kann, und das Desertiren ist zu einer wahren Epidemie geworden, weil der Indianer vor allen Dingen die Einsamkeit und Abgeschiedenheit liebt, auch wenn er in seiner Hütte in höchst armseligen Verhältnissen leben muß. Deserteure, deren man wieder habhaft wurde, erhielten Stockprügel; man legte sie vor der Front mit dem platten Bauch auf eine Binsenmatte, vier Soldaten hielten Arme und Beine, und der Korporal theilte hundert oder mehr Ruthenstreiche aus. Dabei schmetterten die Trompeten und wirbelten die Trommeln. Es ist sehr oft vorgekommen, daß die blutiggepeitschten Deserteure, trotz aller Schmerzen, gleich in der nächsten Nacht wieder ausrissen. Juarez schaffte diese Bastonnade (Palos) ab; sie wurde aber trotzdem unter der Hand fortgesetzt. Es ist ferner vorgekommen, daß Ausreißer erschossen wurden und dennoch an demselben Tage Soldaten fortliefen, die bei der Execution verwandt worden waren. Jeder Deserteur findet an jedem Indianer einen Freund und Beschützer. Daß übrigens der Indianer nicht etwa feig ist, dafür liefert er in jedem Kasten- und Rassenkampfe vollgültige Beweise.

Der Indianer war Werkzeug in den Händen der Spanier und Creolen, eine Arbeitsmaschine, weiter nichts. Oft sagte er selbst: „No somos gente de razon", wir sind keine mit Vernunft begabten Leute. So erklärt sich auch, daß in den Bürgerkriegen die Gefangenen der einen Partei sofort in die Armee der anderen traten; sie trugen die Waffen für die Liberalen oder für die Reactionäre mit derselben Gleichgiltigkeit, ließen die Religion und die Privilegien der Geistlichkeit hoch leben und schrieen gleich nachher: „Es leben die Freiheit und die Reformgesetze!" Als sie zum Empfang des Kaisers an die Landstraßen geführt wurden, auf welchen der neue Monarch einherzog, bezeichneten sie ihn mit dem Namen eines ihrer alten Götter, des Quetzalcoatl, den sie sich als weiß und blond vorstellen, und welcher der Sage zufolge einst als Messias aus Osten wieder kommen soll. „Aber das Alles", meint Herr v. Gagern, „will nichts bedeuten. Wenn Maximilian erst die Indianer besser kennt, wird er einsehen, daß man einer im Laufe der Jahrhunderte niedergedrückten Rasse dadurch nicht aufhilft, wenn man einige ihrer Angehörigen zur Tafel zieht, anderen die Hand drückt und ihnen verspricht, einen aztekischen Sprachmeister anzunehmen." Dadurch allerdings nicht; aber solche Beweise von höflicher Freundlichkeit schließen ja gute Maßregeln nicht aus.

Wir haben im Globus schon mehrfach gezeigt, wie oberflächlich das sogenannte Christenthum bei den Indianern ist. Auch Herr von Gagern verbreitet sich über diesen Gegenstand: „Wenn das Aufschütten einiger Wassertropfen für Bekehrung gelten kann; wenn es hinreicht, statt Huitzilopochtli zu sagen Erzengel Michael; statt

Tonatiuh oder Tetzcatlipoca zu sagen Christus; statt Tlazoteotl Maria, und Noah statt Coxcox, — dann sind die Indianer Christen. Sie sind es auch, wenn dazu hinreicht, daß sie dem Priester die Hand küssen und den Zehnten sammt anderen Abgaben zahlen. Aber unter den äußeren Ceremonien der römisch-katholisch-apostolischen Kirche lagert tief und breit der alte aztekische Aberglaube; sobald man den katholischen Firniß herunterkratzt, wird sofort das Heidenthum sichtbar."

Noch vor einigen Jahren feierten (und feiern wohl heute noch) die Indianer bei Cadereyta unweit Queretaro in Berghöhlen heidnische Feste. Einer meiner Freunde war 1857 beim Dorfe Tilotepec, 3 Meilen von Jalapa, Zeuge bei einem heidnischen Gottesdienste. Drei weißgekleidete Männer übten das Priesteramt aus und schlachteten auf dem Altar eine weiße Taube. Im Staat Oaxaca glauben die Indianer an eine leibliche Wiederauffstehung, die stattfinden wird, sobald die Weißen nicht mehr im Lande seien; deßwegen vergräbt Jeder so viel Silber als irgend möglich, damit er künftig dasselbe gleich zur Hand habe. Auf solche Weise sollen allein in jenen Staaten seit Ende des vorigen Jahrhunderts manche Millionen dem Umlauf entzogen worden sein. Die Indianer verbergen Alles, was sie für ihre Landeserzeugnisse, namentlich Indigo, Cochenille und Vanille einnehmen.

Den Pomp des katholischen Gottesdienstes läßt der Indianer sich gern gefallen, aber daneben behält er, wie bemerkt, die Feierlichkeiten seines alten Kultus. Die Kirchenfeste bieten ihm willkommene Gelegenheit, aus sich herauszugehen. Dann ist er halbnackt, schmückt sich mit Blumen, nimmt scheußliche Masken vors Gesicht, trinkt mit vollen Zügen, regt sich auf und tanzt um die Heiligenbilder. In den Kirchen gebärdet er sich wie ein Besessener, brennt Schwärmer ab, läßt Raketen steigen und schreiet mit heiserer Stimme. Und was dann zwischen beiden Geschlechtern am Abend und während der Nacht geschieht, darüber soll hier ein Schleier geworfen werden. Es geht bei den Kirchenfesten genau so zu, wie bei den Mitotes der alten Azteken. Dieses Volk hat nichts vergessen, weil man es nicht unterrichtet.

In manchen indianischen Dörfern war es schon während der spanischen Zeit üblich, unter den indianischen Jünglingen die befähigtsten auszusuchen und in den Städten ihnen eine höhere Ausbildung geben zu lassen. Gewöhnlich machen sie vortreffliche Fortschritte, erhalten selbst gelehrte Grade, kehren aber am liebsten in ihr Dorf zurück und leben dort wie ihre Landsleute. Ich war beim Dorfe Amatlan unweit Cordova mit Feldmessen beschäftigt und hatte einen Mann zum Halten der Kette nöthig. Unter einem Baume lag ein Indianer, und diesen forderte ich auf, mir behülflich zu sein. Er gehorchte und sprach kein Wort. Dann aber nahm er meinen Theodolit und bemerkte, daß derselbe nicht in der Ordnung sei. Was konnte ein Indianer von einem so verwickelten Instrumente verstehen? Nun, dieser junge Mann hatte umfassende Kenntnisse, war im Collegium von San Gregorio zu Mexico gebildet worden und Doctor der Rechte. Aber er lebte in seinem Dorfe und unterschied sich äußerlich in Nichts von den übrigen Indianern, hatte die Hülle der Civilisation abgestreift und benutzte seine Rechtskenntnisse nur, um die Interessen seiner Dorfgemeinde zu vertheidigen.

Während der Belagerung von Puebla hatte ich mit einem indianischen Courier zu thun; der Mann war Advokat.

Der Indianer ist der Civilisation abgeneigt, weil sie bisher für ihn gleichbedeutend mit Zwang und Druck war. Ein Weißer, der zu ihm kommt, kann ein Feind sein; er gibt ihm, wenn er irgend kann, weder Speise noch Trank. Freundliches Zureden und Gesprächigkeit hält er für Schwäche; mißtrauisch bleibt er immer und zäh hängt er am Alten fest. Der Schnitt seiner Kleider ist noch wie in Montezuma's Zeit, seine Nahrung gleichfalls, seine Hausgeräthe sind höchst einfach. Im heißen Unterlande hat er leichte, luftige Hütten, im Oberland und auf der Hochebene Häuser aus getrockneten Lehmsteinen; dort schläft er in einer Hangmatte, hier auf dem platten Boden und hüllt sich in seinen Mantel. Den Acker bestellt er in alturthümlicher Weise, und selten säet er mehr Frucht aus, als er auf ein Jahr für seinen Hausbedarf nöthig hat. Der Mais trägt in guten Jahren 300- bis 700fältig, in schlechten Jahren 60fältig. Viele Indianer glauben, daß sie in den Himmel kommen, wenn sie Blatternarben haben; dann lasse Maria sie ein. Deshalb haben viele den geimpften Kindern die Pockenstellen wieder ausgeschnitten.

Der Neger gehorcht ungern einem Mulatten, der Indianer ungern einem Mestizen; er zieht den Guëro, d. h. den Mann mit rothen Wangen und blondem Haar entschieden vor.

„Man muß diese fünf Achtel des Volks wohl in Erwägung ziehen. Es handelt sich darum, die negativen Eigenschaften der Indianer in gesellschaftliche Tugenden umzuwandeln und brauchbar zu machen. Man muß ihre Apathie und den Hang zur Vereinsamung besiegen. Es handelt sich auch darum, Hebel zu finden, wodurch diese träge Masse in Bewegung gebracht wird. Der Indianer darf nicht ewig mit gekreuzten Armen am Ufer der Civilisationsströmung dastehen, sondern muß in den Strom hinein, und dieser ihn zur Verbesserung hintreiben. Diese Nullen müssen in nützliche Werthe umgeschaffen werden; es handelt sich darum, den Indianer zu regeneriren. Darin liegt der Schwerpunkt für die Zukunft Mexico's. Die Frage selber ist inhaltschwer und vielleicht mit einem Rassenkriege schwanger. Sie erhebt sich vor uns wie eine räthselhafte Sphinx, aber sie steht im Vordergrund und muß beantwortet werden. Bis jetzt hat Niemand das Räthsel gelöst. Wer wird der Oedipus sein?"

Leben und Treiben der Zigeuner.

Abstammung und Sprache der Zigeuner. Von Professor A. Boltz.

II.

Der gelehrte Prof. Pott in Halle, der eine vergleichende Grammatik und ein vergleichendes Wörterbuch der Zigeunersprache in zwei ansehnlichen Bänden geschrieben hat und in dieser Beziehung, so wie in manchen daraus abzuleitenden, als die Hauptquelle anzusehen sein dürfte, gibt in der Einleitung nicht weniger denn 50 Quellenwerke über die Zigeuner an, darunter, neben mancher Spreu, auch sehr bedeutende, wie die von dem berühmten frankfurter Glottiker, Lorenz Dieffenbach, gesammelten und ihm zur Verfügung gestellten sprachlichen Arbeiten.

Die Arbeit des Herrn Pott darf — da er die verschiedenen Zigeuner-Idiome oder vereinzelte Ausdrücke vom höchsten Standpunkte der Wissenschaft aus der strengen Analyse unterwarf — für abgeschlossen, seine daraus gewonnenen Resultate dürfen für maßgebend angesehen werden. Diese Arbeit, d. i. die theoretische Bewältigung der mannichfachen Zigeunerdialekte darf ohne Frage zu den schwersten linguistischen Problemen gerechnet werden, theils weil zur Vergleichung wenigstens eben so viele Sprachen herangezogen werden mußten, als Dialekte vorhanden sind, und andererseits, weil die Untersuchung nicht umhin konnte, eine pathologische zu werden, insofern die romsche Sprache, selbst da, wo sie am reinsten blieb, sich gleichwohl in einem hohen Grade desorganisirt und verwildert zeigt. Hierzu kommen noch die fast noch größeren subjektiven Schwierigkeiten, nämlich die Ueberwältigung der zahllosen Irrthümer, Ungenauigkeiten und Mißverständnisse seitens der Sammler, denen es nicht selten an ausreichender Sprachkenntniß fehlte.*)

Nachdem wir so der Riesenarbeit des Herrn Pott die gebührende Anerkennung gezollt haben, werden wir uns im Nachfolgenden in Betreff der auf die Sprache bezüglichen Data im Wesentlichen an ihn anlehnen.

Namen der Zigeuner.

Wegen der großen Zerstreutheit dieses Volkes über die Erde hat wohl kein anderes so viele Namen wie die Zigeuner. Pott theilt sie — nach Abstreifung aller solcher, die nur der phantastischen Spekulation gelehrter Etymologen ihr Dasein verdanken, in zwei Kategorien:**)

1) solche, welche bei ihnen selbst üblich sind,

2) solche, welche ihnen von anderen Völkern gegeben werden.

Die ersteren dürften am geeignetsten sein, auf ihren Ursprung Licht zu werfen, da sie von Benennungen nach Farbe, Geschäft und wirklicher oder vermeintlicher Abkunft herrühren.

Sie selber nennen sich nun: Romanó, Chai, Mánusch, Caló, fem. calli, Zincaló und Sinte. Und genannt werden sie unter den mannichfachsten Namen, die wir aufführen wollen, nachdem wir diese beleuchtet haben werden.

Manusch, manisch ist indisch manuscha, der Mensch; sie bezeichnen sich also selber als Menschen par excellence.

Chai (bucharisch djaii) heißt eingeborne Kinder, demin. dschehl, etwa: Menschenkinder, Kinder des Stammes.

Romanó, oder schlechtweg rom, oder in Zusammensetzungen romnimanusch, romnimanisch, romnitschehl heißt wiederum nichts Anderes als Mensch, oder Mensch-Mensch. Han dume romnitschehl? Bist Du einer von uns? ist die über die ganze Erde verstandene Stammfrage, auf deren Bejahung Zeche und Tanz beginnt. Bei den Mahratten heißt romnichal ein herumziehendes Volk. Rom, par excellence, ist ein Zigeunermann, der Z., romní die Zigeunerin; der Plural roma aber heißt Männer, Menschen. Die Ableitung rommany heißt die Gatten, und dies Wort wird wieder als Stammwort für den fehlenden Plural zu Rom, Zigeuner, gebraucht. Hierzu stimmt formell sskr. râma, Gatte, Liebender, f. râmâ, sowie bengalisch ramana, ramani. Dem Inhalt nach würden sich die Zigeuner durch roma als das Menschenvolk, im Gegensatz zu den sich idolisirenden, bevorzugten Kasten bezeichnen, oder auch in stolzer Voranstellung ihres Stammes; Aehnliches finden wir ja auch bei den Deutschen, da thiud, das Stammwort, ja eben nichts als Volk, thiudisk, popularis, ἐθνικός heißt. Auch Slawe, wie ich dies gelegentlich an anderer Stelle auszuführen gedenke, kommt weder von słowo Wort, noch gar von sława Ruhm, wie die slawischen Wortdeuter behaupten, sondern einfach von słowek słowak, der (slawische) Mensch. Eine solche Anschauung liegt einer Ursprache gar nicht fern und entbehrt nicht einer gewissen Schönheit. Dem gegenüber liegt nun noch eine Ansicht des Professor Brockhaus, wonach rom, romni, aus dem Hindi d'ôma, d'ômnî käme, welches einen Menschen der niedrigsten Kaste, einen im nordöstlichen Indien lebenden, unterjochten, zu Parias entwürdigten Volksstamm bezeichnet. Adams Hindi-Wörterbuch bestätigt diese Ansicht, wir finden für diese Wörter: 1) a Hindoo, 2) a Yavana-tribe. — Diese Ansicht ändert jedoch nicht viel an der Sache, sie modificirt nur. Nach dem Hindíverb ramnâ, wandern, würden sie sich die Wanderer nennen, und dies würde das engl. Wort to roam, sowie das ital. romeo, der Pilger, — die man bisher von der Stadt Rom abgeleitet, um so mehr erklären, als Pilger wirklich rumijele heißt. Es sind ja eine Menge Zigeunerwörter ins Englische übergegangen, wie hoax aus hocus, monger, der Krämer, chap, ein kecker Bursch u. a.

Caló, Schwarze, nennen sie sich indisch selber, im Gegensatze zu allen Nichtzigeunern, die pani heißen, d. i.

*) So schreibt der Eine — um nur ein Beispiel anzuführen — brishendo, erregen statt des abgefragten der Regen; — o parno, das Weiße st. der Weizen; — beschetuno manusch, ein Mensch, der Sitzefleisch hat st. sittsamer Mensch; — banduk, Flinte st. Büchse; — boîte, Büchse st. Bürste; — sennelòwisa, Rasen, tegaron st. rasen, und unzählige mehr, gemacht von Leuten, die beim gelegentlichen Zusammentreffen mit ein paar Zigeunern geschwind ein Bischen Wissenschaft treiben wollten.

**) Wie weit man in solchen gelehrten Spielereien ging, beweist der Umstand, daß es ein Graf Wackerbart doch wirklich so weit brachte, aus Nebukadnezar allen Ernstes Jakob zu machen, nämlich so: 2 × ne = ja! zar am Ende bleibt weg; das restirende bukad wird durch Versetzung kabud = kaput = kopf = kopp = kob : ja + kob = Jakob!

Blanke; für letztere haben sie außerdem noch die Benennungen gacho und busné, nach Borrow sehr starke Ausdrücke, so viel wie Wilder, Heide, d. ist Nichtzigeuner.

Sinte im Plural ist so viel wie Bewohner des Sindh, Indus, und entspricht dem hindi- und sanskritischen Sàindh-ava, aus der Gegend des Sindh.

Der von ihnen ausgegangene, am weitesten verbreitete, oder, wie Pott sagt, am meisten bequacksalberte Name aber ist Zigeuner mit seinen vielen Variationen: lat. Cygani, Cingari (Aegyptiaci), port. cyganos, ital. zìngari, ungr. cygani, russ. zigàny, türk. syrisch chingana (das unser berühmter Etymolog von vorhin einfach aus Zieh: Gauner! ableitet), offenbar ihr eigenes zincaló, Schwarze, dem das persische zengiân, arabisch zendsch, Aethioper, wohl ihrer Farbe wegen entspricht, denn diese Völker nahmen an, daß sie etwa aus Zangebar, dem Lande der Schwarzen, kamen. Das persische Tsengaris oder Tsingaris bezeichnet außerdem noch heute einen Volksstamm in Vorderindien, der, wenig höher stehend als die Parias, religions- und gesetzlos, tanzend und musicirend, stehlend und betrügend das Land durchstreift; also schon in ihrem Lande waren sie die schwarzen Gaukler, die Zinganen, Singanen, Sanganen, die in Guzerat und am Ausfluß des Indus noch heut übelberüchtigt sind.

Von den ihnen gegebenen Namen sind die hervorragendsten

1) nach ihrer vermeintlichen Heimat, in Deutschland, beim gemeinen Mann: Tatern für Tataren, auch Saracenen und ferner Aegypter (in allen Verstümmelungen, — engl. gypsies; span. gitanos neben germanes, flemingos (den Spaniern schienen alle Fremden aus Deutschland zu kommen); neugr. Τύφτος auch Αἰγύπτος neben Τζύγανος; ungr. pharao nepek, Volk der Pharao.

Den Franzosen erschienen sie als les Bohémiens, entweder weil die nach Frankreich kommenden wirklich aus Böhmen kamen, oder für die damals aufgetretenen böhmischen Brüder angesehen wurden; den Persern als Kauli, Kouli, d. i. Kabuli, aus Cabul stammenden Inder, womit sie wieder das Richtige am nächsten trafen.

2) Nach ihrem Geschäfte: in Schweden: spaküring, Wahrsager; in Schottland: tinkler, in den Hochlanden caird, beides Kesselflicker; in Dänemark: kjeldring, Lumpenkerle, Lumpengesindel, etwa = fr. coquin, faquin, maroufle, bélitze, ferner: natmändsfolk, Nachtleute, d. i. Abdecker; in Persien: Lûri, luli, hindi lôhari, Schmiede; in Arabien: Charami, Räuber.

In Indien selber heißen sie noch heute:

1) Diesseits des Indus: Nury, Plural nauwâra = Luri, luli, Schmiede und karachi, Schwarze.

2) Jenseits des Indus, wo Veranlassung der Wanderung und Stamm der Zigeuner völlig unbekannt sind, so wenig Notiz hat man von ihnen genommen: nat, Spitzbuben, beria, Tänzer, Gaukler, im reinen Hindi, und bazi-gar, Spieler, Gaukler, bei den Mohammedanern. Ihr Stammbaum ist also gerade nicht geeignet, sie uns verehrungswürdiger zu machen.

Was nun die Zigeunersprache anbetrifft, so hat sich ergeben, daß sie kein Rothwälsch, keine bloße Gaunersprache, sondern ganz unzweifelhaft eine unter der großen Menge jüngerer indischer Volksmundarten ist; eben so unzweifelhaft ist sie eine ächte Sanskritidin, das beweisen Grammatik wie Lexicon, überhaupt ihr Gesammtgepräge, trotz der dichten Verhüllung fremder Zuthaten, aus welcher dies hervorgesucht werden muß. Es ist daher geeigneter mit Hindustani oder Urdu zu vergleichen, als mit dem schon um mehre Grade höher stehenden Sanskrit oder dessen nächsten Descendenten Präkrit und Pali.

Sie hat um so größere und schnellere Verluste erlitten, als sie keine Schriftsprache ist — es existirt wenig mehr Literatur in ihr, als die von Borrow und anderen Missionären gemachten Uebersetzungen des Neuen Testamentes, so wie einige ihnen abgefragte Sprichwörter und Redensarten und wenige sehr spät entstandene Lieder. Sie ist in Folge der großen Verbreitung der Zigeuner schnell in viele ganz verschiedene Dialekte zerfallen, die, je nach den Ländern, welche dies Volk bewohnte, mit so viel erborgtem Flitterstaat behangen sind, daß Zigeuner aus verschiedenen, entlegneren Gegenden Mühe haben, sich mit einander zu verständigen. Ein Wort hat sich, nach Borrow, bis jetzt in allen, noch so weit auseinander starrenden Dialekten erhalten, der Name für Wasser, pani, das bis ins hindust. panî, sskr. pânîya, zurückgeht. Daß diese Sprache aber in Folge dieser landschaftlichen Färbung überall für eine Gerigonza, Gerga, Jargon, Argot gehalten wurde, ist nicht auffällig; und es überrascht uns nicht, wenn Dr. Hoppe in Berlin unlängst nachgewiesen hat, daß das in England immer üppiger wuchernde Slang — es ist bereits bis auf etwa 10,000 Wörter angewachsen, hat also, fügen wir hinzu, bereits 2000 Wörter mehr, als der große Milton in seinen gesammten Werken verwendet hat, und fast das Doppelte aller im Alten Testamente vorkommenden Wörter (die Zahl derselben ist nach M. Müller genau 5642) — ursprünglich von den Zigeunern herrührt; haben doch Pferdeliebhaber, Jäger, Seeleute, Bergleute, Juristen und selbst die Kaufleute sich allmälig überall an eine Art Slang-Sprache gewöhnt, die dem außerhalb dieser Kreise Stehenden fast unverständlich, jedenfalls höchst wunderlich vorkommt. Was heißt es z. B., wenn es in einem Marktberichte heißt: Kaffee war lebhaft, Zucker blieb flau, Korinthen waren matt, Roheisen blieb kontant, Leinöl und Talg waren fest 2c., oder, wenn man brieflich meldet: Ihr Werthes habe erhalten und demzufolge für den Betrag meines Guthabens mich auf Sie per den und den erholt; oder: ich erlaubte mir auf Sie abzugeben.

Wir sind in solchen Redensarten gelind ausgedrückt bereits an den Grenzen des Möglichen angekommen.

Die Sprache der Zigeuner ist sehr wohlklingend, hat eine reiche Deklination — für unbelebte Dinge 6 Casus, für belebte Wesen 7 auch 8, wobei es interessant ist zu beobachten, daß die Wörter Herz, Leib, Mund und Zunge, aber daneben auch Fluch als belebte Wesen repräsentirend behandelt werden. Sie hat reich ausgestattete, perfekte Formen und einen Conjunktiv. Für alles Uebrige muß ich auf Pott und Borrow verweisen.*)

---

*) Wir haben schon auf das Werk hingewiesen, welches Ascoli in Mailand unter dem Titel „Zigeunerisches" in deutscher Sprache geschrieben hat. Dasselbe enthält grundgelehrte linguistische Untersuchungen und ist ein erfreuliches Zeichen, daß die deutsche Art der Forschung in der Sprachwissenschaft auch bei den Italienern sich einbürgert.

Ascoli weist insbesondere auf das Sindhi und das Afghanische hin und fragt: „Wird die bestimmtere Definition der Zigeuner etwa lauten müssen: Sindhier, die sich lange unter den Afghanen aufgehalten haben?" Er fügt hinzu, daß er bis auf Weiteres diese Frage nur schüchtern aufwerfen wolle. —

In einer Sitzung der Philologenversammlung zu Meißen am 30. September 1863 hörten wir einen äußerst wunderlichen Vortrag über die Zigeuner im Orient, welchen Dr. Mordtmann aus Konstantinopel hielt. Er sagte unter Anderm, nach den vor uns liegenden schriftlichen Aufzeichnungen, welche wir der Güte des Hrn. Dr. Häntzsche in Dresden verdanken: „Die Zigeuner haben vor den Sanskrit redenden Ariern in Indien gewohnt. Einen Theil ihrer Kultur entnehmen wir schon aus

Was die räumliche Verbreitung der Zigeuner betrifft, so gibt Rienzi in seinem Werke über die Zigeuner dieselbe so an. Man findet Zigeuner in Asien, von Tobolsk und den orenburgischen Kirgisensteppen an, durch Indien, Persien, die Türkei, Annam, Siam, China, Japan; Europa, in fast allen Ländern; Afrika, in Aegypten, Nubien, Abyssinien, Sudan und der Berberei.

Ihre Kopfzahl ist wohl auf zusammen 5 Millionen Köpfe zu veranschlagen. Diese Zahl scheint sehr hochgegriffen; wenigstens ist jene der in Afrika wohnenden Zigeuner — wenn überhaupt dort welche hausen —, was Borrow, der sich ihrethalben längere Zeit in Aegypten aufgehalten, sehr in Frage stellt — nur eine sehr unbedeutende, und für Europa finde ich in den neuesten mir zugänglichen Quellen folgende Angaben: Oesterreich 83,779, in Ungarn, Wojwodschaft, Siebenbürgen und im Heer 800; Türkei 80,000, Rußland 48,247, Polen 162, Spanien 45,000, England 1836 noch 18,000, jetzt 10,000. Frankreich, Italien und Preußen, Holland, Skandinavien verschwindend wenig, zusammen etwa 2000, so daß wir auf die Gesammtzahl von rund 271,000 für Europa kommen. Sollten die übrigen Millionen wirklich vorhanden sein, so möge uns der Himmel vor ihrem künftigen unerbetenen Besuche in Gnaden bewahren.

Um nun auf ihren Charakter, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Anlagen und Beschäftigungen zu kommen, so hat jene im Eingang gegebene Schilderung das Wesen der Zigeuner fast erschöpft, und ich kann mich hier um so kürzer fassen, je mehr mir darum zu thun ist, noch Raum für einige Einzelschilderungen zu gewinnen.

Der Zigeuner liebt nur einen Menschenschlag — seines Gleichen. Der unversöhnliche, thierische Haß gegen jeden Nichtzigeuner ist unausrottbar in seine Seele gepflanzt. Eine Ehe mit einem busné, aus Liebe, ist daher vollkommen unmöglich. Doch sollen in Rußland wohl aus anderen Gründen gemischte Ehen eingegangen worden sein. Eben so wird von vereinzelten Fällen der Adoption eines Nichtzigeuners berichtet. Eine Religion hat er nicht, wiewohl er, des Vortheils halber, jede Landesreligion zu bekennen heuchelt. Von irgend welcher Moral ist keine Rede. Nichts Bestimmtes thun, an keinen festen Ort, an keine Zeit, an kein Gewerbe gebunden sein, ist ihm erste Lebensbedingung. Somit bleibt musiciren, Bären führen, etwas Schmiedehandwerk, Pferde beschlagen, =scheeren und =kuriren das Lieblingsgeschäft der Männer, wahrsagen, den bösen Blick vertreiben, Blut besprechen und nach Borrow jegliche Teufelei, das der Weiber; betteln und stehlen das Aller, ohne Ausnahme.

In einzelnen Ländern, wo man etwas aus ihnen machen wollte — wie z. B. in Ungarn unter Maria Theresia — wurden sie auch Gastwirthe und Goldwäscher; vor

den Bezeichnungen der Kulturpflanzen und Hausthiere, die sie schon vor den Ariern kannten. Dazu gehören noch die Ausdrücke für Blasebalg, Feile, Hütte, Wäsche, Leinenzeug, Geld, Backofen, Scheere, Beinkleider, Schuhe, Sattel, Teller, Löffel, Feuerstahl (!!), Schwert, Zelt, Zwirn, Rad, Urne. Alle diese Ausdrücke setzen schon eine gewisse Kulturstufe voraus, noch mehr Kirche, Kreuz, Excommunication, Ostern, Priester, Taufpathe, Teufel. Diese Worte bezeichnen zunächst, daß die Zigeuner in einer Epoche ihres Wanderlebens das Christenthum angenommen haben, und daraus, daß die Ausdrücke während der griechischen, arabischen und persischen Sklaverei angenommen wurden, kann man schließen, daß sie (sic!) schon in Indien eine Religion hatten, welcher sie beim Uebertritte diese Ausdrücke entlehnten. Welcher Art diese Religion war, möchte schwer zu ermitteln sein."

Diese haarsträubenden Deductionen erregten in der gelehrten Versammlung ein bedenkliches Kopfschütteln und allgemeines Befremden, das immer mehr wuchs, als Dr. Mordtmann sagte: „Ob die Zigeuner ohne alle Religion seien, läßt sich schwer beweisen, vielmehr, daß sie eine Art Magier sind, welchen Kultus sie, unter dieser Voraussetzung (daß sie nämlich sich „zu der Religion bekennen, welcher ihre Nachbarn angehören") während ihres Aufenthalts in Persien angenommen haben müssen. Die Beweise sind nur schwache. Es ist Thatsache (?!!), daß sie beim Morgensonnenaufgang (sic!) ihr Gebet nach der Sonne zu wenden, ferner, daß sie ihre todten (sic!) Leichname auf eine bisher noch nicht ermittelte Weise beseitigen. Bis jetzt hat sich noch Niemand gefunden, der bei dem Leichenbegängnisse eines Zigeuners zugegen gewesen wäre. — Es ist auffallend, daß das Zigeunerwort für Feuer, tscha, von einem Sanskritworte herkommt, welches Feuer bedeutet. Die Arier haben großen Einfluß auf die Zigeuner gehabt, deren Worte (sic!) meist aus dem Sanskrit stammen."

Herr Mordtmann nannte dann etwa ein Dutzend Wörter und fuhr, buchstäblich, fort: „Die geringe Anzahl von Ausdrücken für Kulturpflanzen und Hausthiere aus dem Sanskrit, verglichen mit der Anzahl der übrigen Wörter, deutet an, daß sie in Indien vorzüglich mit städtischen Gewerben sich beschäftigten. Eines der auffallendsten Wörter ist raï, Edelmann, dem indischen Radscha entnommen. Auch einige religiöse Bezeichnungen deuten auf ihre Berührung mit den arischen Indiern. Gott, Debal aus dem Sanskrit Diwas. Die Gottesidee haben sie also aus Indien mitgebracht. Eben so zeigen die Wörter für Heirat, Monat, Jahr rc., daß die religiösen Vorstellungen auch auf die Zigeuner einen verhältnißmäßigen Einfluß hatten. Die Ausdrücke der Civilisation: Lüge, Stehlen, Dieb, sind ebenfalls aus dem Sanskrit abgeleitet."

Das Erstaunen in der Versammlung hatte schon einen hohen Grad erreicht, und das Kopfschütteln war nun mit einem Lächeln verbunden. Herr Mordtmann aber fuhr fort und führte die Zigeuner nach Afghanistan. „Wann sie dort ankamen, was sie dort machten, möchte schwer zu ermitteln sein." Die Zigeuner, sagte Hr. M., hätten dort den Gußstahl kennen gelernt und „das Messer auf eine verbesserte Weise", sodann die Milch (schud von sud) und auch die Zahl 100! „Ihre Hauptbeschäftigung in den Städten Persiens war Musik, und sie wurden daher dort Luti genannt; auf dem Lande waren ihre Hauptbeschäftigungen Viehzucht und Ackerbau; auch das Meer scheinen sie in Persien kennen gelernt zu haben. Auffallend ist das Wort für Pflug. Von Persien zogen die Zigeuner nach Chusistan, ohne langen Aufenthalt dort. Einige Wörter sind nach den Keilinschriften zweiter Gattung zu erklären, nämlich Schraube und Kreuz, ruschusa. In dem heutigen Kurdistan haben sie sich vermuthlich etwas länger aufgehalten, denn — aus dem Kurdischen nahmen sie einige Ausdrücke an, z. B. Brunnen, Maus, Bär; noch mehr in Armenien: Geist, bowi armenisch, zigeunerisch bohewi, Wind, König, Kürbis, Pferd, Füllen haben sie nach dem Altarmenischen, dann Leder, Hammer zum Schmieden. Die aus Medien, Susiana und Armenien stammenden Ausdrücke sind wenig prägnant. Die Zigeuner fangen an, sich ihren heutigen Beschäftigungen zuzuneigen. In Phrygien tauchten die Atinganen dann auf, ein Stamm, der hauptsächlich Wahrsagerei trieb. Sie waren beschnitten, wahrsagten aus Händen, waren Bauchredner u. s. w. Man will jedoch nicht überall zugeben, daß diese Stämme Zigeuner waren, man war der Ansicht, daß sie Römer seien und Christen. Die Atinganen, hieß es auch, wären vermuthlich dieselbe Sekte, welche jetzt Böhmische Brüder heißen, weil **Bohémiens** im Französischen."

Es war geradezu peinlich, so äußerst crude Dinge anzuhören, und in solcher Weise ging es fort bis ans Ende des Vortrages. „**Vox faucibus haeret**", sagte mein Nachbar, ein berühmter Linguist, „der Herr Redner hat ja nicht einmal eine Ahnung von der neuern Literatur über die Zigeuner und deren Sprache." Wir haben das Obige als einen Beweis für die Dreistigkeit mitgetheilt, welche der Dilettantismus sich erlauben zu können glaubt. Ueber die Zigeuner im Orient hat Paspati geschrieben: „**a memoir on the language of the Gypsies, as now used in the Turkish empire**" (**Journ. americ. Orient. Society**, Bd. **VII.** Neuhaven 1862); Herr Mordtmann sprach über die Zigeuner im Orient; wie —, das sahen wir eben. Der gelehrte, gründliche und besonnene Ascoli knüpft nun seine linguistischen Untersuchungen zunächst an jene Abhandlung. Wir können darauf nicht näher eingehen, wollen aber hervorheben, daß Ascoli in einem besondern Abschnitte „Zigeunerisches aus Süditalien" behandelt und „wirkliche Sprachproben" gibt. Er verkehrte im Oktober 1864 mit mehr als 40 „Neu=Indern"; nach Aussage derselben sollen viele Zigeuner auch in Calabrien wohnen. A.

Allem aber gern Henker und Scharfrichter, und die Chroniken sind voll von schaudererregenden Berichten, mit welcher teuflischen Freude sie in Spanien die Opfer der Inquisition foltern und quälen halfen.

Hier wirft man vielleicht die Seitenfrage auf, warum sie, die völlig Gottlosen, nicht selber eine Beute dieses Tribunales der Gewissen wurden? Borrow, der englische Zigeunermissionär, der (wie die Leser des Globus von früher her wissen) sie kannte, wie kein Anderer, und den sie selbst stets für einen Zigeunerkönig, Krallis, ansahen, gibt hierauf zur Antwort: „Es war nichts von ihnen zu holen, folglich ließ man sie laufen, bis sie etwa der weltlichen Macht in die Hände fielen."

Ist der Zigeuner grausam, so ist er auch feig, und daß er dies ist, sehen wir u. a. an seiner geringen Tauglichkeit zum Soldaten und zu jedem bürgerlichen Berufe, zu dem wahrlich mehr Muth gehört als zum Vagabundiren.

Unter solchen Umständen leben sie schlecht, im Zelt, in Gruben und Höhlen, unter der Weide am Bach, auf der Haide, im Walde, wo es eben geht. Ihre Nahrung ist, was sie eben auftreiben können: Wild, wenn es zu haben ist, Kaninchen, Katzen, Hunde, Ratten, Mäuse, und was die Bauernhöfe etwa liefern; selbst von Gott geschlachtetes Gethier, wie sie es nennen, wird nicht immer verschmäht. Vor Allem aber brauchen sie Tabak und Branntwein. Unter sich gehorchen sie einem Krallis, Oberzigeuner oder Zigeunerkönig, der aber abgesetzt wird, wenn seine Unternehmungen sich nicht bewähren. Ihre Ehen schließen sie sehr früh, — 14jährige Mädchen sind meist schon Bräute, d. i. heiratsfähig; die Einwilligung der Aeltern und der Kinder ist der ganze dabei zu beobachtende Apparat, eine Schwelgerei die Feier und die einzige Gelegenheit, wo sie busnés in ihre Zelte lassen. Das Topfwerfen (Polterabend) ist ein ihnen entlehnter Gebrauch. Die Ehen werden aber unverbrüchlich heilig gehalten, wenigstens von Seite der Frauen.

Ein Busné ist noch nie von einem Zigeunermädchen geliebt worden,*) obwohl sie ihn — und sie sind mitunter von gewaltiger, unheimlich anziehender, hinreißender Schönheit — in ihren Netzen umstrickt hält, bis er nichts mehr zu opfern hat. Sie verblühen aber eben so schnell und zeichnen sich später durch hexenhafte Häßlichkeit aus. Ihre Ehen sind sehr kinderreich, und schon deshalb dürften die noch anderweitig nicht begründeten Anschuldigungen des Kinderraubes im Ganzen grundlos sein. Als völlig unwahr haben sich die vereinzelt gegen sie erhobenen Anklagen des Kannibalismus herausgestellt.

In zwei Ländern haben sie sich vorzugsweise zu halten und zum Theil günstiger zu stellen gewußt, als im übrigen Europa; es sind dies solche, in welchen die allgemeine Bildung, im Einzelnen und Ganzen, sich nicht zu solcher Höhe entwickelt hat, daß die Zigeuner mit ihrem wüsten Treiben in gar zu schroffem Widerspruche dazu gestanden hätten. Sie konnten sich daselbst accomodiren, ohne gerade nach jeder Seite hin die subtilen Gesetze der Civilisation zu verletzen; auch wurde ihnen dort nicht überall jedes Büschel Haidegras mißgönnt, das ihre hungrigen Pferde abweideten, ich meine Spanien, das in seinen Sierras ihnen ungezählte Zufluchtsstätten bot, und Rußland. Hier hat sich der Zigeuner mehrfach bis zu einer gewissen Höhe entwickelt und selbst zu verschiedenen Malen künstlerische Anläufe (aber auch nur solche) genommen, namentlich in Musik und Tanz.

Wer sie gehört hat, die seltsamen Sänger, in Moskau, wo sie ihre so beliebten Vocal-Concerte geben, die Einen wie mit magischer Gewalt fesseln an diese wunderbaren Laute, welche bald in leisestem Tremulo zarte, unverstandene Klagen auszuhauchen scheinen, getragen von den halbmurmelnden, bewegten Stimmen der Männer, bis sie in steigendem Pathos sich wirbelnd schwingen und plötzlich culminiren in einem wild ausbrechenden, gellen und doch harmonischen Schrei, der Einem durch Mark und Bein geht, um sich dann wieder zu brechen, wie eine Feuerwerksgarbe, in viele leuchtende Einzelklagen, die jede für sich und doch alle zusammen weben und schweben, um wiederum aufzusteigen zu einer gewaltig wirkenden Lautsäule, der wird es begreiflich finden, daß ein Franz Liszt es der Mühe werth erachtete, ihre Musik näher zu beleuchten und in seinem eigenen wunderbaren Style ein ganzes Buch darüber zu schreiben: Les Bohémiens et de leur musique, Paris 1859, das der höchsten Beachtung werth ist.

Im Tanze haben sie von jeher geleistet und leisten sie in Andalusien noch immer, was einst die Tochter der Herodias vor Herodes that, sie verdrehen den ernsten Spaniern geradezu die Köpfe. So wie das magnetische Klikklak ihrer Castagnetten ertönt, durchströmt es jeden Zuschauer siedend heiß. Bis zu welcher Extase sie auch den kältesten Betrachter hinzureißen vermögen, ist in des geistreichen Richard Fords Handbook of Spain, S. 188 nachzulesen, der selbst nach einem 22jährigen Aufenthalte in Spanien die einzigen zwei Zigeunertänze Zarabanda und Romalis (letztere unter dem Namen Ole auch von den Spaniern blaß nachgeahmt) „matchless, unequalled, inimitable" nennt, gerade so wie seine Beschreibung dieser Tänze ist. Das Erbtheil der Bayaderen und der Dewedaschis ist ihnen also bis jetzt nicht verloren gegangen.

Sie sind grenzenlos unwissend und wissen über sich selbst nichts mehr zu sagen, als daß sie, nachdem sie es so oft von Anderen gehört, allen Ernstes aus Aegypten zu stammen vermeinen, von welchem Lande sie aber wiederum nichts wissen, als daß ein mächtiger Pharao daselbst geherrscht habe, nach dessen Falle sie über die Erde zerstreut wurden. Und so bauten sie sich eine Sage, die sie jedem erzählen, der sie hören will, nach Borrow in folgender Form:

„Es war einmal ein großer König in Aegypten, Namens Pharao, der hatte zahlreiche Heere, mit welchen er nach allen Ländern hin den Krieg trug und alle unterliegen machte. Und als er die ganze Welt bekriegt und besiegt hatte, ward sein Herz traurig und voller Sorgen, denn er wußte nicht, was er beginnen sollte, und fand doch nur am Kriege Wohlgefallen. So gedachte er denn endlich mit Undebel, mit Gott selber Krieg zu führen und sandte Herolde an ihn ab mit der Herausforderung: herabzusteigen vom Himmel mit allen seinen Engeln und zu streiten mit Pharao und seinen Heerschaaren. Aber Gott sagte: „Ich will meine Macht nicht messen mit der eines Menschen!" Aber Gott war entrüstet über Pharao und beschloß ihn zu strafen für seinen Hochmuth; und er öffnete eine Spalte an der Seite eines großen Berges, und es erhob sich ein gewaltiger Sturmwind, der zog den Pharao und seine Heere hin zu dem düstern Eingange, und der Abgrund umfing sie allesammt, und der Berg schloß sich wieder über ihren Häuptern. Aber wer in der St. Johannisnacht hin geht an den Berg, der kann den Pharao und seine Heere drin singen und toben hören. Als nun Pharao und seine Heere dahin waren, standen alle Könige und Völker, die dem Gewaltigen unterthan gewesen, wider Aegypten auf,

*) Diese Behauptung ist, so allgemein hingestellt, schwerlich zu beweisen; ich selbst kenne sehr bestimmt wenigstens einen Fall, auf welchen sie nicht paßt. A.

das nun ohne König und ohne Vertheidigung war, und überzogen das Land mit Krieg und überwältigten es und zerstreuten sein Volk über die ganze Erde und: Apilyela gras Chai tapanî Lucalai, d. i. sieh, und nun trinken unsere Saumthiere im Guadiana!"

Borrow bringt noch eine ähnliche Sage in poetischer Form, die ich ihm möglichst klang- und sinngetreu nachübersetze:

Heimatsstatt war uns einstmals die Gegend von Chal,
Wo nur Lust und Genuß sich uns bot überall —
Bis, zerstreut durch die Welt wir, kein Mensch weiß mehr wie,
Unsre Saumthiere tränken, im Guadiana nun, sieh!

Einstmals knieten viel Kön'ge vor unserem Thor,
Und nicht Einer von uns kam gering ihnen vor.
Doch, ach, jetzt sind verworfen wir, mehr denn noch nie,
Unsere Saumthiere trinken im Guadiana nun, sieh!

Denn der Undebel sah von dem wolkigen Thron,
Daß schlecht unser Thun, unsre Herzen voll Hohn,
Und so trieb er uns fort, der noch niemals verzieh,
Unsre Saumthiere trinken im Guadiana nun, sieh!

Doch sollten sie trinken nur die heil'ge Flut,
Die durch Chal sich ergießet in sonniger Glut — —
Sie kosten von allen, als dem Einen, sieh,
Apilyēla gras Chāi tapanî Lucalāi!

Wie es aber möglich ist, daß in Spanien noch heute so manche feine Dame einem unsaubern, ignoranten Zigeunerweibe ihre Hand darreicht, um sich aus den zarten Linien derselben die bahî von ihr sagen zu lassen, wäre geradezu unerklärlich, wüßten wir nicht, daß nichts so leicht Wurzel in uns faßt, als der Hang zum Aberglauben und zum Glauben an Vorbedeutungen. Im gewöhnlichen Leben hilft man sich mit dem Worte „unberufen" oder mit dem Shakspeare'schen: „Es gibt mehr Ding im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio!" um den Schein zu retten. In unkultivirteren Ländern, wo man mehr dem Instinkte als dem klaren Vernunftbewußtsein gemäß lebt, gibt man sich ihm ohne alle Scheu hin und man wird auch deshalb von Niemand gerichtet. Aber auch in dem erleuchteten Deutschland — von Frankreich und England ganz zu schweigen — ist in dieser Beziehung manche dunkle Stelle. Ich will gar nicht zurückgreifen etwa bis in die Zeiten des Tischrückens, das wenigstens als reizende Sinnestäuschung auftrat, sondern in die Gegenwart hineingreifen, wo der Data des krassesten Aberglaubens sich so viele darbieten. Oder wie könnten sonst die Zukunftskarten, die unter dem Namen Lenormand verkauft werden, wenigstens in Norddeutschland, einen so riesigen Absatz finden, wie kaum ein verständiges Buch? Wie wäre es möglich, daß jüngst in Königsberg in Preußen die Postbotenfrau Klein vor den Assisen stand, der absichtlich geübten Zauberei, d. i. für die Gerichte des Betruges, angeklagt? Wie hätte der Fall im Kreise Kosten im Obrabruch vorkommen können, wo eine Hochzeitsfahrt bei spiegelglattem Wege über das Glatteis dadurch unterbrochen wurde, daß bei dem wilden Jagen eines der unbeschlagenen Pferde stürzte und sofort todt war? „Die Braut stieg vom Wagen und erklärte der sie begleitenden Gesellschaft, daß sie weder nach der Kirche fahren, noch die eheliche Verbindung mit ihrem Bräutigam eingehen werde, weil durch die Dazwischenkunft einer „Hexe" ein Fall eingetreten sei, der eine unglückliche Ehe ankünde. Alle Vorstellungen vermochten das junge heiratsscheue Mädchen zu keinem andern Entschlusse zu bewegen, der ganze Zug machte Kehrt, und das Mißlingen der Partie wurde einer alten gehässigen Nachbarin mit stillen Verwünschungen zum Vorwurfe gemacht." Kosten hat 2 Kirchen, 3321 Einwohner, ein Kreisgericht, ein Landrathamt und ist also gerade nicht außerhalb aller Civilisation gelegen. Wie sollten nun die Zigeuner aus so günstigen Verhältnissen, wo sie sie finden, nicht den größtmöglichen Nutzen ziehen, um so mehr als dies fast die einzige Seite ist, von der sie uns beikommen können?

Resumiren wir das Mitgetheilte behufs bündiger Lösung der am Eingang gestellten Fragen, so finden wir, daß die Zigeuner Arier und Hindu, vielleicht aus der Gegend des Sindhu, des Indus, sind, daß sie zwar keine Kaste bilden und ihnen überhaupt jegliche Erinnerung an ihr ursprüngliches Heimatland verloren gegangen ist, daß sie aber in kastenartiger Abgeschlossenheit in einem versumpften Zustande dahin leben. Das Interesse, welches sie uns unzweifelhaft einflößen, ist wohl mehr unser eigenes, subjektives Gefallen an der Abnormität ihrer Erscheinung, der Ungewohntheit und Seltsamkeit, und nicht selten an dem wirklichen Zauber ihrer fremdartigen Gestalten, an der scheinbaren Räthselhaftigkeit ihres Wesens, von dem wir so wenig wissen, an dem Trotz, mit welchem diese Geächteten, gegen die seit vier Jahrhunderten Jedermanns Hand erhoben war, die wilde Freiheit des Wolfes festhalten, an den vagen Vorstellungen, die sich an das hohe Alter ihres Stammes knüpfen, kurz, an ihrem ganzen, geheimnißvollen, romantischen Vagabundenthum, das ja von jeher des Interesses nicht entbehrte, unter welchen weltgeschichtlichen Formen es auch auftrat — als die reine Objektivität ihrer Erscheinung, die höchstens durch ihren scharfen Contrast gegen unsere Zustände gleichsam wie ein Curiosum auf uns wirkt, ohne einen dauernden, wohlthuenden Eindruck in uns zu hinterlassen, und diesen Eindruck machen auch alle hier einschlagenden Kunstwerke; es ist eben loves labour lost!

Was ihre künftigen Geschicke sein mögen, wer dürfte es wagen, dies andeutend zu bestimmen? Daß sie aber dennoch in Europa sich an Zahl vermindern, ist eine unbestrittene Thatsache, die sich zum Theil dadurch erklärt, daß sie, in Folge der fortgeschrittenen, sie zurückweisenden Civilisation, sich in einzelnen Staaten in ihrer verkommenen Rohheit nicht haben halten können; in anderen hingegen, wie jetzt in Spanien, sobald sie seßhaft geworden, nicht mehr als Zigeuner, sondern als eingeborne Spanier in den Geschlechtsregistern der Städte verzeichnet werden, daselbst auch vielfach nicht mehr auf die gitanerias — eine Art Ghetto — beschränkt sind, ein Verfahren, das, ächt spanisch, die Achtung vor dem Individuum tel quel bekundet und als wahrhaft human verdiente nachgeahmt zu werden. Woher anders sollen die Keime künftiger Gesittung für sie kommen?

Die Worte unseres Dichters, der sie auf der Haide sah,

Wo sie ihm dreifach haben gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie mans verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet.

sind zwar recht wahr und tief gegriffen und bekunden sein eminentes Talent als Situationsmaler; sie sind aber für uns von geringerer Innerlichkeit als die Schlußstrophe, in welcher er gesteht, daß

Nach den Zigeunern lang' noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

In der Herzegowina und Montenegro.

Von A. Leist.

Während meiner Streifzüge in der Herzegowina kam ich nach der kleinen Glubinje. In der zerklüfteten Einöde, von welcher dieselbe weithin umschlossen wird, findet man mehre Bäche und kleinere Flüsse, welche aus den Felsenhöhlen in die Thäler sich niederstürzen und nach kurzem Laufe sich bald wieder in Kalkhöhlen verlieren, oder auch, sich in kesselförmige Thäler ergießend, Seen bilden, welche der Sage nach ihre unterirdischen Strömungen fortsetzend anderweitig wieder als Quellen zum Vorschein kommen und neue Bäche bilden, die in der heißen Jahreszeit gewöhnlich vertrocknen und daher zur Bewässerung des Landes nur sehr wenig beitragen.

Von Glubinje führen zwei schlechte Wege nach Trebinje. Wir wählten den geradesten, welcher etwa sechs Meilen beträgt, dessen erste Hälfte aber durch eine unebene steinige Wüstenei führt und schon sehr an die Nähe des nackten montenegrinischen Felsenlandes erinnert. Auf diesem sterilen Terrain trifft man auch bis zum Städtchen Slano keine erwähnungswerthen menschlichen Niederlassungen an, und das Auge sucht daher vergebens nach den wohlthuenden Punkten der Kultur. Nur die fernen, terrassenförmig aufsteigenden Bergketten gewähren dem Auge interessante Anhaltspunkte, obgleich dieselben in matter Färbung des Sonnenlichtes erscheinen.

Der rechts liegende Weg, welcher, von Glubinje aus im Bogen eine steile Bergmasse umschreibend, durch ein Felsenthor nach Kotese und dann in das schöne, üppige und daher auch an Ortschaften reiche Thal der Trebinjschtiza führt, ist in jeder Beziehung weit interessanter. Bei Slano, welches schon im Thale der Trebinjschtiza liegt, fallen beide Wege zusammen. An den Abhängen des Berges Gliwo sind anmuthige Obstpflanzungen. Dieser Thalgrund ist aber auch reich an Getreide, Wein und Südfrüchten und führt in den Volksliedern den Beinamen „pitome“, d. h. die kultivirte, welchen Namen dieselbe auch im Vergleich zu anderen Gegenden dieses Landes verdient. Von Slano führt ein direkter Weg über einen Einschnitt der Grenzgebirge nach Ragusa. Natürlich ist unser Slano mit der dalmatinischen Stadt gleichen Namens nicht zu verwechseln.



Trebinje. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Im anmuthigen Thale der Trebinjschtiza liegt die nach türkischem Maßstabe ansehnliche Stadt Trebinje, welche schon im 9. Jahrhundert der Sitz der Fürsten von Tribunia war und später die Herrschaft wechselnd, zuletzt ein Zankapfel zwischen Türken und Venetianern war, welche letzteren sie im Jahre 1695 unter Daniel Delfino mit stürmender Hand nahmen, ohne dieselbe für die Dauer behaupten zu können. Die auf unserm Bilde vorragend sichtbare große Moschee war eine griechische Kirche. Außer den Griechen



Verwundete Montenegriner durch das Njeguschthal ziehend. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

und Türken gibt es auch viele Katholiken mit einem Bischofe, und sie haben einen ärmlichen Dom.

Wie in der ganzen Herzegowina, so ist auch in Trebinje der Geist der meist serbischen Bevölkerung ein äußerst türkenfeindlicher; er ist theils in den unaufhörlichen Bedrückungen der Osmanen begründet, theils wird er durch die ewigen Feindseligkeiten der benachbarten Tschernogorzen immer neu angefacht. Mehre Nahien der Herzegowina und namentlich jene von Gazko, Piva und Drobnak stehen sogar ziemlich unabhängig von der Pforte und nehmen beim Ausbruch der Feindseligkeiten gewöhnlich für die Montenegriner Partei. Des ewigen Kampfes müde läßt die Pforte diese Nahien unter ihren eigenen Stammhäuptern frei schalten und walten, wenn sie nur nicht offenbar den Landfrieden stören. Auch für Serbien hat man in der Herzegowina lebhafte Sympathien und zählt sich mit Recht zur serbischen Nationalität, wie wir dies hier auch aus dem Motto eines Manuscriptes ersehen konnten, welches die Drohworte enthielt: „Ne acerbetur gens Serbica."

Allein wir hörten hier nicht nur Verwünschungen gegen die Kerwolske (Blutsauger), wie die Türken genannt werden, sondern auch Klagen gegen die europäischen Völker, die sich so gern ihrer civilisatorischen Bestrebungen rühmen.

„Europo, zar ne cujesh plac tuznik Kristianah?
I cowecstwo tine tujesh, jerse tice Slawjanah?"

Europa, warum hörst du denn nicht das Wimmern der Christen?
Du übst nicht Menschlichkeit, denn man foltert und quält uns Slaven?

Eine sehr drückende Abgabe, welche die Rajah in der Herzegowina den Türken erlegen müssen, ist die sogenannte Tretschina, d. h. das Dritttheil von allen Produkten, deren Entrichtung außer dem Karatsch und anderen zum Theil willkürlichen Steuern die Nichtmuselmänner immer zur Unzufriedenheit reizt. Auch ist der vielbesprochene Hat-I-Humajun in der Türkei bis zum heutigen Tage ein todter Buchstabe, und am wenigsten kümmern sich um denselben die fern von Konstantinopel hausenden Paschas und Kaimakane; es ist somit von einer organisirten, rechtlichen Staatsgewalt in der Türkei keine Rede.

In Trebinje hatten wir von einem in Ungarn lebenden Bekannten einen Brief an seine Eltern abzugeben, welche wir endlich nach vieler Nachfrage in einem aus Lehm und Holz nach türkischer Weise innerlich backofenförmig gebauten Hause auffanden. Wir entledigten uns dieses Auftrages noch mit der Zugabe, daß wir das Schreiben auf Ersuchen der freudigerregten Mutter und Schwester des Briefschreibers auch vorlasen, da dieselben des Lesens nicht kundig waren. Schon vorher hatten Mutter und Schwester ihre Herzensfreude über die von uns auch mündlich überbrachten günstigen Nachrichten des in Ungarn Lebenden durch lautes Weinen kundgegeben, welches sich während des Vorlesens des Briefes bis zu Exclamationen und zum Händeringen steigerte. Unter solchen Umständen fanden wir, nachdem man uns mit eingemachten Früchten und Wein mit Pomeranzensaft erquickt hatte, viele Mühe, die gastfreundlichen Einladungen zum Nachtquartier, mit dem wir schon anderweitig versorgt waren, abzulehnen, mußten aber doch am folgenden Tage einer Einladung zu einem Sarma Folge leisten, bei welcher Gelegenheit wir auch den alten Vater, welcher sich heute im Weinberge befand, kennen lernten. Es ist aber das erwähnte Sarma, sogenanntes gefülltes Kraut, gehacktes Fleisch; es wird mit Reis und Gewürz in gesäuerte Weißkohlblätter gewickelt und darin geschmort. Das ist hier eine beliebte und wirklich wohlschmeckende Speise. Im Uebrigen macht sich zu Trebinje auch sonst in culinarischer Beziehung, besonders in den Locanden, schon der italienische Einfluß geltend.

Obgleich wir gestern durch die Ablehnung des Nachtquartiers auch das landesübliche Fußbad, welches das dienstthuende Frauenzimmer des Hauses darzureichen pflegt, verscherzt hatten, mußten wir heute doch das mit bunter Seide durchnähte Handtuch, welches nach der Fußwaschung Abends dem Gaste zum Andenken dargereicht zu werden pflegt, annehmen, wogegen wir der eben so kunstfertigen als freundlichen Geberin beim Abschiede ein Jabuka verehrten. Mit diesem Worte bezeichnet man bei den Serben in der Türkei im weitern Sinne jedes Geschenk, obgleich es wörtlich nur „Apfel" heißt. Es mag wohl diese Bedeutung für ein Geschenk daher rühren, daß nach serbischer Sitte die Mädchen und Bräute von den ältlichen Frauen besonders am Sonntage beim Begegnen vor der Kirche häufig mit Aepfeln beschenkt werden. Unter Bräuten, Snasche, sind aber hier jungverheiratete Frauen zu verstehen, welche bis zu ihrer ersten Niederkunft oder ein Jahr lang diesen Namen führen und sich durch besondere Abzeichen, namentlich an der Kopfbedeckung kenntlich machen.

Auch ein Sträußchen von Basiljen (Ocimum basilicum), dieser serbischen Nationalblume, erhielten wir beim Abschiede als sinnige Bedeutung und zum Zeichen der Gastfreundschaft. Ueberall, wo Serben und Griechen, oder die Anhänger der orthodoxen Kirche (pravoslavna vera) wohnen, wird dieses wohlriechende Blümlein gehegt und gepflegt, und es fehlt selbst in der Kirche nicht, denn der Pope bedient sich desselben als Weihwedel. In den Volksliedern spielt es unter dem Namen Mislocin, Vasilje eine große Rolle, denn Jedermann liebt es und kennt seine symbolischen Bedeutungen; in diesen ist man im Lande der Selams nicht unbewandert. Daß man aber von der orientalischen Pflanzensymbolik in allem Ernste in das Gebiet eines sehr thörichten Aberglaubens, bei sonst guten geistigen Eigenschaften, sehr leicht hinüber schweifen kann, haben wir hier an der bereits erwähnten Schwester unseres Freundes erfahren, welche, wenn ich nicht irre, Miliza hieß. Miliza war sehr besorgt, daß ihr Bruder im fremden Lande das Opfer einer nichtserbischen Liebe werden könne, und diese Besorgniß war um so gerechtfertigter, weil derselbe schon vor längerer Zeit mit einem ranowatzer Mädchen verlobt wurde, natürlich auf Wunsch der Eltern und zu einer Zeit, wo die Braut kaum 12 Sommer zählte. Um aber den Bruder gegen jede Einwirkung der Liebe unempfänglich zu machen und ihn daher gegen alle Liebespfeile zu schützen, gab sie uns ein sogenanntes Raztanak traca mit mündlicher Gebrauchsanweisung und ersuchte uns, dieses Zaubermitel bei unserer Rückkehr ihrem Bruder zu überreichen. Derselbe müsse die Wurzel dieses Krautes in Linnen wickeln und bei sich tragen. Es schützt gegen Liebe und ist das Gegentheil vom Liebestrank, der bei den Südslaven ebenfalls nicht unbekannt ist und den Namen Samdokas führt. Das Kraut, welches wir zwar später an den richtigen Mann abgeführt, das aber wohl nie seine Bestimmung erreicht hat, ist das Doldengewächs Ligusticum officinale gewesen, welches in früherer Zeit wohl auch in Deutschland in Bezug auf die Liebe zu abergläubischen Zwecken verwendet worden sein mag, wie dies ja die Benennung „Liebstöckel" zur Genüge anzeigt. Als Heilmittel wird die Wurzel des Liebstöckel, besonders in Viehkrankheiten, auch heute noch angewendet. In Deutschland ist diese Pflanze selten, aber in den Gebirgsgegenden der wärmern europäischen Türkei häufig. —

Trebinje hat seine ehemalige Bedeutung als Festung

längst verloren, ist jedoch in militärischer Beziehung insofern von Wichtigkeit, als die Stadt während der montenegrinischen Unruhen für die türkischen Observationstruppen einen guten Stützpunkt bildet und eine ansehnliche Truppenmasse aufnehmen kann. So haben die Türken im Jahre 1858 nach ihrer Niederlage am 13. Mai in Trebinje viel Truppen angehäuft, denn man befürchtete sogar, daß die Montenegriner diese wichtige Stadt durch Ueberrumpelung nehmen könnten. Im Uebrigen haben die zahlreichen Festungen und Schlösser, mit welchen die Türken zu ihrer Sicherheit den natürlichen Wall von Montenegro von drei Seiten umgürteten, nur den Montenegrinern gegenüber einige Wichtigkeit, weil diese letzteren gar kein Belagerungsgeschütz besitzen und auch nur selten mit einigen Kanonen ins Feld ziehen. Spuz, Klobuk, Niksitsch, Onogoscht, Podgoritza, Zablak u. a. sind türkische Festungen, während die Tschernogorzen gleich den Spartanern und den Széklern in Siebenbürgen gar keine Festung und nicht einmal eine Stadt besitzen.

Von Trebinje führt ein schlechter, aber von türkischen Karawanen ziemlich belebter Handelsweg durch den südwestlichen Theil der Herzegowina in das öde, keine rationelle Kultur kennende Suturinathal, welches mit seiner Meerumspülung ebenfalls zur Herzegowina gehört und südlich und nördlich von den österr.-dalmatinischen Gebieten der Bocca und Ragusa begrenzt, von diesen durch Fruchtbarkeit und Kultur weit überboten wird. Wir stehen ab vom Besuche dieses Theiles der Herzegowina mit seinen schlechtgepflegten Weingeländen, seinen verwilderten Oel- und Feigenbäumen und führen unsere Leser über Grahowo in das Bergland Montenegro, welches so oft der Schauplatz blutiger Ereignisse war und in dem letzten Jahrzehend auch die Diplomatie der Großmächte vielfach in Thätigkeit gesetzt hat.

Der serbischen Bevölkerung in den Schwarzen Bergen ist die italienische Benennung „Montenegro" ganz unbekannt; dieselbe kennt nur die Bezeichnung „Tscherne gore" (Schwarze Berge) und gebraucht nur sehr selten die im Auslande übliche Einzahl Tscherna gora. Sich selbst nennen diese tapferen, aber armen Bewohner Tschernogorzen, aber nicht Tschernagorzen und zwar wird das erste Wort am richtigsten ohne e geschrieben, wie: Tschrno, Tschrne, Tschrna u. s. w.

Die Größe dieses kahlen unfruchtbaren Hochgebirgslandes hat je nach den Wechselfällen der Kämpfe schon oft gewechselt und dürfte gegenwärtig mit den unter türkischer Oberhoheit stehenden, aber von eigenen Wojwoden regierten Nahien der Berda wohl über 100 Quadratmeilen betragen, wovon aber einzelne Gebiete nicht allein von der Pforte streitig gemacht werden, sondern es kommt auch vor, daß sich einzelne Wojwoden und Stammhäupter gegen die Souveränetät des Fürsten von Montenegro auflehnen, wie dies der Stamm der Kutschier schon wiederholt gethan hat, welcher durch kriegerische Execution zum Gehorsam zurückgeführt werden mußte.

Das eigentliche Montenegro enthält nur 35 Quadratmeilen und ist von unzugänglichen, zerklüfteten Bergketten durchzogen und umwallt, über welche nur wenige, leicht zu vertheidigende Engpässe nach den Hauptorten führen.

Unter den Römern war Montenegro ein Theil Illyricums und bildete später vom Jahre 1040 bis 1389 einen Theil des großen serbischen Reiches. Als aber, wie ein serbisches Sprichwort sagt, die Freiheit der Serben auf Kossowo 1389 verloren ging, ward dieselbe in den Schwarzen Bergen wiedergeboren. Von 1389 bis 1516 bildete Montenegro einen selbstständigen Staat unter Fürsten aus dem Hause Tschernowitsch und wurde später ein geistliches Erbfürstenthum unter dem Vladika, welcher die bischöfliche Gewalt zugleich mit der weltlichen bis zum Jahre 1851 in sich vereinigte. Seit 1851 bildet es ein weltliches Erbfürstenthum in der Familie Petrowitsch, die geistliche Würde ist abgetrennt worden. Diese bekleidet gegenwärtig der Metropolit Hilarion. Der weltliche Fürst heißt Nikolaus.

Während des serbischen Unabhängigkeitskrieges erhoben sich auch die Montenegriner zu Gunsten ihrer Stammgenossen mit Erfolg. Der Vladika der Tschrnegore hatte noch nie zuvor über einen so bedeutenden Flächenraum zu gebieten gehabt, als zwischen der Zeit von 1806 bis 1814. Es gehörten nämlich in dieser Zeit noch zu Montenegro die Bezirke von Grahowo, Zschupa, Banjani, Piwa, Drobnjak, Kruschewiza, Zupezi (unweit von Trebinje), Waschoewiez bis zu den Flüssen Tora und Lima, und Antivari an der Küste des Adriatischen Meeres. Als aber im wiener Frieden 1814 die Küste von Cattaro an Oesterreich fiel, wurde der Fürst von Montenegro von dem befreundeten russischen Kaiser Alexander I. aufgefordert, Antivari, welches seit alten Zeiten zu Montenegro gehörte, an Oesterreich abzutreten. Die Montenegriner fügten sich in das harte Gebot und verloren mit Antivari das ganze Küstengebiet und die Verbindung mit dem Meere, welche dem armen Volke manche Vortheile gewährt hatte. Auch jene Gebiete, in deren Besitz sich die Montenegriner seit 1806 gesetzt hatten, und welche ihnen Weiden für ihr Vieh und zum Theil auch Ackerland gewährten, wurden ihnen nach und nach von den Türken wieder entrissen, und die Montenegriner sahen sich zuletzt in ihre unfruchtbaren Berge zurück gedrängt. Da sie hier nicht genügenden Lebensunterhalt fanden, machten sie räuberische Ausfälle in die benachbarten Gebiete und raubten den türkischen Besitzern und wohl auch solchen Rajah, die nicht gemeinschaftliche Sache mit ihnen machten, die Heerden, plünderten und verbrannten die feindlichen Dörfer, ganz eben so wie dies die Türken bei ihren oftmaligen Einfällen in Montenegro gethan haben. Dergleichen Excesse führten zu offenen Feindseligkeiten, Kriegen und diplomatischen Verhandlungen. Während die Montenegriner sich rühmten, ein freies Volk zu sein, und auf ihre kahlen Berge hinweisend ein fruchtbares Weideland in den grünen Thälern der Herzegowina oder Nordalbaniens beanspruchten, behaupteten die Türken, daß Montenegro kein Recht auf Selbstständigkeit habe, sondern Eigenthum der Pforte wäre, und machten wiederholt große Rüstungen zur gänzlichen Unterwerfung dieses kleinen Freistaates. Als im Jahre 1830 der Vladika von Montenegro starb, sammelten die Türken ein Heer bei Skutari und drangen in die tschernisker Nahia ein. Durch Schüsse und Feuersignale von den Bergspitzen wurde sofort die Bevölkerung in Allarm gesetzt, Alles, was Waffen trug, eilte nach dem bedrohten Punkte, wo Iwan Dschaja die Streiter ordnete und zu beiden Seiten des Engpasses hinter dem Dorfe Martinitsch vertheilte. Die im Engpaß vorwärts dringenden Arnauten wurden von den Montenegrinern unter dem üblichen Schlachtrufe „Jurisch" mit Flintenschüssen empfangen und durch herabgestürzte Felsstücke vernichtet. Die Nizams zogen sich wieder zurück.

Auch der im Jahre 1852 und 1853 von Omar Pascha geleitete Feldzug hatte keinen Erfolg, und die Türken mußten viel von der Ueberschwemmung der Zeta leiden.

Groß aber war die Niederlage, welche die Türken 1858 am 13. Mai durch einen Ueberfall der Montenegriner auf herzegowinischem Boden erlitten, wo sich das Observations-

heer der Türken aufgestellt hatte. Nach dem Berichte, welchen der Präsident des Senats, Mirko Petrowitsch Njegusch, an den Fürsten Daniel erstattete, haben die Tschrnogorzen an diesem Tage nicht weniger als 7000 Türkenköpfe abgeschnitten, 8 Kanonen, 500 Zelte, 1200 Saumpferde, eine große Zahl Tschewerdan (türkische Gewehre) und viele andere Waffen, Feldzeichen, Kostbarkeiten u. s. w. erbeutet. „Das Schlachtfeld glich einem umgehauenen Walde" sagt derselbe Berichterstatter, „und die Leichenhaufen der Türken sind entsetzlich anzuschauen. Zwei Pascha's wurden getödtet, einer von Ilija (Elias) Djekanow; der andere wurde vom Fahnenträger der Perjaniken (Leibgarde des Fürsten) niedergehauen." Die Montenegriner sollen nur einige hundert Mann an Todten und Verwundeten verloren haben. Unser Bild stellt verwundete Montenegriner dar, welche, vom Kampfplatze kommend, durch das Njeguschthal nach Njegusch und Cetinje ziehen. Auf dieses wilde, das Hochgebirge durchschneidende Felsenthal werden wir gleich zurückkommen.

Die zu ihrer Existenz unerläßlichen Forderungen der Montenegriner hat Fürst Daniel in einer Denkschrift entwickelt und den Großmächten unterbreitet. Dieselbe hatte keinen Erfolg, namentlich hatte sich das kirchliche christliche England als der wärmste Vertheidiger der türkischen Interessen erwiesen, und selbst Oesterreich zeigte kein Mitgefühl für das christliche Volk; um den Preis von Antivari, welches die Tschrnogorzen zu ihrer friedlichen Existenz für nothwendig erachteten, mußten sie das alte Räubervolk bleiben!

Die Forderungen der Montenegriner bestanden im Wesentlichen in folgenden 4 Punkten: 1) Anerkennung der Unabhängigkeit der Bewohner der Schwarzen Berge unter ihrem Fürsten. 2) Erweiterung der Grenzen nach der Herzegowina und nach Albanien, und zwar nur zur Erlangung des benöthigten fruchtbaren Bodens. 3) Abmessung und Festsetzung der Grenzen durch eine gemischte Commission. 4) Antivari, welches von Alters her zu Montenegro gehört hat und demselben widerrechtlich und ohne alle Entschädigung abgenommen worden ist. —

Aus dem Beispiele Serbiens konnte die Pforte lernen, daß sie an innerer Kräftigung nur gewonnen hätte, wenn sie den Forderungen der Montenegriner durch Abtretung einiger fruchtbaren Distrikte Gehör gegeben und dadurch vielen Veranlassungen zu Streitigkeiten vorgebeugt hätte. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber wird Montenegro nach wie vor jene Stelle bleiben, von wo aus die unzufriedenen Rajahs aus den türkischen Provinzen, die hier unter dem Namen Uskoken (Entsprungene) eine Zufluchtsstätte finden, ihre immer bereitwillig geführten Streiche gegen das im Auflösungsprozesse begriffene türkische Reich führen werden, und es ist leicht möglich, daß die hier sich entzündende Flamme bei dem vorhandenen Brennstoffe sich dereinst mit Schnelligkeit weiter verbreiten und für die Türkei von den verderblichsten Folgen sein dürfte.

Von den wenigen und schwer passirbaren Eingangspforten, welche aus der Herzegowina nach Montenegro führen, ist zu bemerken die Bergstraße, welche von Gazko über Piwa und Wassoewitsch in das Gebiet der Moratscha (nicht Moraka) führt, und jener Felsenpaß, durch welchen man von Grahowo aus in verschiedenen Windungen und eine nur wenig unterbrochene Felsenwüstenei in das höchste und schwerzugänglichste tschrnogorzische Dorf Njegusch gelangt, welches wir der leichtern Aussprache wegen auch mit dem italienischen Namen Geneguss̈i benennen wollen. Wie ein Adlerhorst ist der Ort mit seinen Stein- und Holzhütten an den Rand jener Felskolosse hingeklebt, welche mit mehren Einschnitten das interessante Njeguschthal bilden. Malerisch, aber rauh und wenig angebaut, ist dieser Kern des montenegrinischen Hochlandes, welches allmälig nach allen Seiten hin abdacht und dem Fleiß, oder vielmehr der Noth nur wenige Flächen zum Kohl- und Kartoffelbau überlassen hat. Njegusch ist der Hauptort der Katunska Nahia, welche als Anfang und Wiege der Freiheit für Montenegro dasselbe ist, was die Urkantone für die Schweiz sind. In Genegussi residirte früher der Guwernadur, welcher der eigentliche Führer der Montenegriner im Kriege war und die Organisation der Woiska leitete, zu welcher jeder Tschrnogorze gehörte; jeder ist verpflichtet, stets bewaffnet und gerüstet zu sein. Von dem hübsch gelegenen Njegusch führt ein nur mit Mühe zu überschreitender Felsenpaß nach dem anmuthigen in einer großen Ebene gelegenen Cetinje; von dem Hauptorte reden wir hier um so weniger, da derselbe bereits Bd. V, S. 196 des „Globus" besprochen worden ist.

Weit wichtiger als die erwähnten Eingangspforten ist der belebte Paß, welcher österreichischerseits von Cattarea aus durch das Njeguschthal in das Herz von Montenegro führt und mit seinen Verbindungen den Hauptverkehr in den Schwarzen Bergen vermittelt. Er führt über den gegen 5000 Fuß hohen Monte sella (Sattelberg), welcher viel besucht wird, und auf dem man das Panorama der Central-Felsengruppe des montenegrinischen Berglandes genießt, während anderweitig hin die Aussicht beschränkt ist. Die schönste Ansicht bieten die montenegrinischen Felsenmassen jedenfalls von der entgegengesetzten Seite dar, von der Ebene des Amselfeldes aus gesehen; dort erheben sich auch die höchsten Kolosse, welche bei trübem Himmel in ihrer dunklen Färbung eine zwar düstere, aber majestätische Scenerie darbieten.

Oben auf dem Monte sella, nur wenig abseits von der Bergstraße hat der Vladika von Montenegro im Jahre 1850 eine Tschesma errichten lassen, d. h. er hat eine vorhandene ergiebige Quelle nach serbischer Sitte in Steine gefaßt und damit der Menschheit einen Dienst erwiesen. Nicht nur, daß dieser Brunnen an dieser Stelle ein Bedürfniß für die vorüberziehenden Menschen und Thiere ist, derselbe hat auch in den Anschauungen der montenegrinischen Serben eine Art Weihe, wie dies ja auch sonst im Morgenlande der Fall ist. In vielen der wunderbarsten und lieblichsten Geschichten, welche die Bibel erzählt, ist ein Brunnen der Mittelpunkt der Handlung. Auch in den Städten der Türkei und in Serbien bilden die Brunnen heute noch den Mittelpunkt des öffentlichen und geselligen Lebens; hier ist es, wo am Morgen wie am Abend die Mädchen mit ihren Krügen oder mit der Abrawiza (Tragstange für zwei Krüge) zum Wasserholen sich einfinden und bei dieser Gelegenheit ihre Geheimnisse ausplaudern. Zu den gemauerten Quellen, Tschesma oder Wodiza, welche sich unweit der Städte an Bergabhängen befinden und mit schattigen Anlagen versehen sind, wandern an Sonn- und Festtagen die Serben hinaus und erquicken sich dort nicht nur an dem frischen Quellwasser, sondern auch am rothen duftenden Wein, welchen der gemüthliche Wirth zu billigem Preise darbietet. Das Wasser eines solchen Brunnens, der oft mit Heiligenbildern geschmückt ist, wird auch in Flaschen gefüllt und zu abergläubigen Zwecken verwendet. Ich selbst habe in der stillen Umgebung der Wodiza manche Stunde des angenehmsten Stilllebens zugebracht, denn dort, wo das wohlthuende Grün der Bäume alle zerstreuenden Gegenstände abschließt, kann man bei völliger Beruhigung der Sinne sich ungestört



Brunnen auf dem Monte sella. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

dem Genusse der Natur hingeben. — Daß der Wodiza auf dem Monte sella die grüne Baumanlage fehlt, ist auch auf unserem Bilde ersichtlich.

Noch ein wichtiges Eingangsthor zu der großen Gebirgsfeste bildet von der österreichischen Seite der Bergpaß, welcher von dem befestigten Kloster Stanjewitsch nach Montenegro führt und dort in die nach dem See von Skutari leitende Bergstraße einmündet. Die letztere hat insofern Wichtigkeit, als sie von dem Bergvolke sehr oft bei den Expeditionen gegen die Türken benutzt worden ist, und bei einem feindlichen Einfalle läßt sich der Engpaß auch leicht vertheidigen.

Im Osten grenzt an Montenegro die Landschaft Zeta, am Flusse gleiches Namens, und sonst noch an die Herzegowina, an Albanien und an den See von Skutari grenzend. Im Mittelalter war diese Landschaft unter dem Namen Zenta bekannt, und man findet sie so auch auf den alten nürnberger Homannschen Landkarten aufgezeichnet. Dieselbe muß aber früher bedeutender gewesen sein, denn einige altserbische Könige führten den Titel: König von Serbien und von Zenta am Meere. Vor ein paar Jahrhunderten haben viele serbische Familien, gedrängt vom Uebermuthe der Türken, das Gebiet von Zenta verlassen und sind nach Ungarn ausgewandert, wo sie eine Niederlassung an der Theiß gegründet haben, welcher sie in liebevoller Erinnerung an ihre schöne Heimat den Namen „Zenta" gegeben haben. Dieser Name ist ihren Drängern, den übermüthigen Türken, später in gerechter Wiedervergeltung sehr verhängnißvoll geworden. Prinz Eugenius hat den Namen Zenta durch die furchtbare Niederlage der Türken bei diesem Orte verewigt.

Da die Tschrnogorzen serbischen Stammes sind, so ist ihr Nationalcharakter im Wesentlichen auch mit jenem der Serben übereinstimmend; mit diesen haben sie ja auch gleiche Religion und Sprache. Doch sind die von allem bildenden Einflusse abgeschnittenen Montenegriner viel wilder und roher als die Serben, und das ist zum Theil auch eine natürliche Folge ihrer Beschäftigung, welche weniger in Acker-, Obst- und Weinbau, als in Viehzucht, Jagd und Tscheten, d. h. in Fehde und Raub besteht. Die Rauhheit des Charakters bringt es mit sich, daß bei den Tschrnogorzen die Blutrache noch gilt, während bei den Serben von derselben keine Rede mehr ist. Obgleich die Frauen und Mädchen in den Schwarzen Bergen den Männern gegenüber eine sehr untergeordnete Rolle spielen, so genießen sie andererseits hohe Achtung und dürfen namentlich in Bezug auf die Schamhaftigkeit nicht verletzt werden. Fremde, welche die äußerst strenge, von den Serben wiederum sehr abweichende Sitte der Montenegriner nicht kannten und gegen dieselbe sich grober Verletzungen schuldig gemacht, haben ihren Frevel mit dem Leben gebüßt, und die schreckliche, den Türken abgelernte Tödtungsart des Hautabziehens ist in früherer Zeit wiederholt in Anwendung gebracht worden, nicht allein an Türken, sondern auch an einem russischen Offizier. Von diesem grausamen Akte haben wir allerdings in den sonst von Blut triefenden montenegrinischen Volksliedern keine Spur vorgefunden. Für Reisende, welche Montenegro besuchen und wegen der Schamhaftigkeit der Frauen nicht gern in Conflikt gerathen wollen, ist es ersprießlich, wenn sie sich das folgende tschrnogorzische Sprichwörtlein ins Gedächtniß tief einprägen: „Schaue die Mädchen von den Schwarzen Bergen nicht an, wenn du nicht willst, daß deine Haut an der Sonne trockne."

Ein deutsches Schiffervolk.

Von einem Mecklenburger.

II.

Der bejahrte Matrose und Steuermann, welcher sich, wie er es nennt, zur Ruhe gesetzt hat, pflegt dann häufig Fischer zu werden. Namentlich wird von Althagen aus auf der Binnensee mittelst eigenthümlich gebauter Böte, Jesenböte genannt, eine ziemlich starke Fischerei geübt. Hin und wieder wird auch die Fischerei, namentlich die Häringsfischerei in der Ostsee, in ähnlicher Weise wie die Schifferei betrieben, d. h. mehre Personen, gewöhnlich ehemalige Schiffer, schaffen zusammen das nöthige Geräthe an Netzen, Böten 2c. an und lassen durch Andere für ihre Rechnung fischen. Die dabei direkt beschäftigten Fischer pflegen mit bestimmten Procenten am Gewinn Theil zu nehmen, auch werden ihnen von den Rhedern die großen Stiefel und die Lederschürzen gehalten. Die Häringsfischerei wird hauptsächlich in den Nächten der Frühjahrsmonate betrieben, mittelst großer „Waden", die am Strande aufgezogen werden. Es soll aber der Fischerei-Ertrag sich von Jahr zu Jahr vermindern. — Vielfach wird jedoch gemeint, daß die Art und Weise, wie hier die Fischerei betrieben wird, eine völlig veraltete sei. Ehedem wurden die Häringe hier auch eingesalzen und noch mehre geräuchert und so in den Handel gebracht. Jetzt findet beides nur noch für den eigenen Gebrauch statt. Außer den Häringen werden hauptsächlich Lachse, Dorsche, Hornfische, Maischollen, Aale, Brachsen, Zander und Hechte gefischt, letztere vier Arten in der Binnensee und im Saaler Bodden, worin nach einem alten Vertrage die Mecklenburger auch fischen dürfen. Die gefangenen Fische werden größtentheils nach Rostock, Stralsund, Stettin und in die benachbarten kleinen Landstädte abgesetzt. Der feinste und geschätzteste aller hier gefangenen Fische ist der Zander, (lucioperca sanctra) doch wird er von Jahr zu Jahr seltener, besonders dadurch, daß man die jungen Fische, hier Döllinge genannt, mit engmaschigen Netzen wegfängt.

Der Seemann ist gewöhnlich auch ein Freund der Jagd, und so wird denn auch diese fleißig betrieben, doch ist nur jene auf Federwild ergiebig. Eisenten, Schwäne und wilde Gänse finden sich während des Winters hier zahlreich ein; sonst kommen auch vielerlei Schnepfenarten vor, die sammt und sonders einen vorzüglichen Braten liefern. Ehedem

wurden auch Falken gefangen. Jährlich kamen deshalb aus dem jetzigen Belgien Vogelsteller nach dem Fischlande, welche die abgerichteten Thiere zu hohen Preisen hauptsächlich nach Frankreich und England hin verkauften.

Mit Geschäften in Feld und Garten befaßt der Seemann sich niemals gern, sie bleiben zumeist dem weiblichen Geschlechte überlassen. Doch führen die eingebornen Frauen zwar ein sehr thätiges, aber doch kein unbequemes Leben, da sie größtentheils sich Dienstmädchen halten, die sammt und sonders dem Darß entstammen, denn daß ein hier gebornes Mädchen in Dienst zu fremden Leuten geht, kommt niemals vor.

Obschon die Bewohner des ganzen Distriktes sich in ihrem Sein und Wesen sehr ähneln, so findet dennoch unter den verschiedenen Dörfern nur eine sehr lose Verbindung statt. Es kommt selten vor, daß ein Mädchen in ein anderes Dorf hinein heiratet, und die Einwohner von Dänendorf und Dierhagen nehmen es übel, wenn man sie für Fischländer hält, ebenso wie diese letzteren es ungern vermerken, wenn man ihre Abstammung verkennt. So sind denn alle Einwohner eines Dorfes mit einander verwandt, und daß hier sehr zahlreiche Geisteskrankheiten vorkommen, mag mit von den vielfältigen Wechselheiraten herrühren. — Wie stark der Sondergeist in diesen Menschen steckt, zeigt sich recht klar in dem größten Dorfe, in Wustrow. Hier läuft eine breite Straße mitten durch den Ort und scheidet ihn in einen Wester- und in einen Ostertheil. Nicht bloß die Jugend der beiden Dorftheile entnimmt aus diesem Umstande eine Ursache zu Befehdungen, sondern auch die erwachsenen Personen sehen darin einen Grund, sich gegen einander zu isoliren. Selten kommen Heiraten zwischen Personen vor, welche den verschiedenen Dorftheilen entstammen, obschon es hüben und drüben in den Häusern gleich wohlhabend und stattlich ist.

Es sind nur wenige verschiedene Familiennamen in den einzelnen Dörfern vorhanden. Deshalb hat sich der Gebrauch herausgestellt, die Personen nach ihren Schiffen zu nennen. So heißt es denn: Hier wohnt Marie-Voß, Arial-Zögelin, oder auch wohl nur: Polarstern, Baron von Donnerstrunkshausen ꝛc. Außerdem sind manche Scherznamen gang und gäbe, und zwar so sehr, daß der eigentliche Name fast darüber in Vergessenheit geräth.

Die Dörfer sind meistentheils in langen Reihen hingebaut; nur das größte, Wustrow, macht hiervon eine Ausnahme. Die Bauernhäuser sind noch fast allenthalben die gewöhnlichen alten Rauchhäuser, in welchen, auf dem der Straße abgewandten Ende, die Wohnungen für die Menschen liegen, während das Uebrige durch eine Scheuntenne und durch die Ställe für das große Vieh in Beschlag genommen ist. Die Häuser der Büdnereien zerfallen ihrer Bauart nach in zwei Hauptklassen. Die ältere hat Fachwerk mit überstehendem Giebel und ist gewöhnlich noch mit Stroh gedeckt. Die so gebauten Häuser liegen bunt und unregelmäßig durcheinander. Thüren und Fensterläden sind mit grellem Grün bemalt, das übrige Holzwerk ist getheert. Dasselbe gilt von den Staketen an der Straßenseite, hier „Sutters“ genannt, durch die eine Pforte auf einen gepflasterten Damm führt, welcher bis an die Hausthüre reicht. Dieser Damm wird an Sonn- und Festtagen mit weißem Sande bestreut, und ein Gleiches geschieht mit jenen Steindämmen, welche den hoch gelegenen Kirchhof durchziehen. Die neuen Häuser sind fast sämmtlich massiv und einstöckig, haben einen Vordergiebel und bedecken jedes einen Raum von etwa 1800 Quadratfuß. Die Fenster bestehen aus englischem Glase; in der Mitte befindet sich die doppelschlägige mit Fenstern versehene Hausthür. Durch diese gelangt man zunächst auf eine sauber vermalte Flur, von der links und rechts ab Thüren zu den tapezierten Wohn- und Schlafgemächern führen. Eines dieser Gemächer dient als Staatsstube, und es enthält außer mehr oder minder eleganten Mahagonymöbeln fast immer eine Stutzuhr und über dem Sopha ein in Oel gemaltes Bild des Schiffes des Hausvaters. Auf Kommoden und Schränken sieht man fremdländische Conchylien und dazwischen allerlei levantinische und chinesische Raritäten aufgestellt. Neben der Thür hängt ein in Indien verfertigter Staubwedel aus Pfauenfedern, und oft steht in einem an der Wand befestigten Glaskasten das zierlich geschnitzte Modell eines Schiffes. Alles ist äußerst rein und sauber gehalten, fast zu sauber. Neben der Staatsstube befindet sich ein Schlafgemach, in dem mehre hoch aufgestapelte Betten prunken.

Ueber die Flur gelangt man in die Staatsküche. Dort strahlt ein englischer Kochheerd in reichem, blankpolirtem Messingbeschlag. Alle Schränke, Börte und Holzgeschirre sind sauber angemalt und überreichlich mit blau bedrucktem englischen Steingut besetzt. Eisen-, Kupfer- und Messinggeschirre glänzen, als wenn sie niemals in Gebrauch genommen würden, und wirklich geschieht dies auch nur bei festlichen Gelegenheiten, namentlich dann, wenn der Hausherr heimgekehrt ist. Für gewöhnlich wird in einer Nebenküche gekocht, die sich in einem Anbau des Hauses befindet, wie denn auch während der Abwesenheit des Hausvaters die Vorderzimmer nicht bewohnt werden, sondern während dessen die Strohwittwe sammt ihren Kindern in einem kleinen Hinterstübchen, oder wohl gar in der sogenannten Kellerkammer haust. Auch ungemein einfach wird während der Abwesenheit des Vaters gespeist und getrunken. Es befindet sich hier überhaupt noch die Küche, wie sonst nirgendwo in Mecklenburg, in einem Zustande der Barbarei. Nur Fische weiß man schmackhaft zu bereiten; vom übrigen Theil culinarischer Wissenschaft weiß man nicht viel mehr als Neger und Indianer. Von Gemüsen kennt man nur den Kohl, und ich habe es als eine Verschwendung bezeichnen hören, grüne Erbsen und Bohnen zu essen, da ja letztere die Schweine so gern fräßen!! Hätten nicht die Väter die löbliche Gewohnheit angenommen, von ihren Fahrten einige holländische Käse, Porter und süße Weine mitzubringen, mit denen Besuchende bewirthet werden, so würde es für den Fremden hier wirklich schlimm in Bezug auf seine Kost aussehen.

Frauen und Kinder leben, wenn der Vater nicht zu Hause ist, oft Tage lang nur von Kaffee und Butterbrod. Eine andere Hauptspeise bildet dicke Milch, in die man Kartoffeln tunkt. Auch „Schellbäringe“, gesalzene Hornfische und in der Luft gedörrte Maischollen werden vielfach gegessen, Gerichte, vor denen die Nase eines hier nicht gebornen Menschen sich fast noch mehr entsetzt, als der Gaumen. Von demjenigen aber, dem diese Speisen nicht munden wollen, sagt man wohl: „oll freten God, et Stuten in Botter bradt.“ —*)

In Kleidung wird dagegen ein desto üppigerer Aufwand getrieben. Daß die Schifferfrau mehre seidene Kleider besitzt, die das Stück 50 bis 60 Rthlr. und noch mehr gekostet haben, ist etwas ganz Gewöhnliches. Bei gerichtlicher Aufnahme des Nachlasses einer unlängst verstorbenen Frau kamen allein 15 verschiedene Shawls, Longshawls und große werthvolle Umschlagetücher zum Vor-

---

*) Alt fressendes Volk, ißt die Semmel in Butter gebraten.

schein. Bei der Verlobung schenkt der Bräutigam der Braut ein Gesangbuch, dann eine goldene Brosche, dergleichen Armbänder, Uhrkette, auch einige Ringe und einen Longshawl oder dergleichen, während er von der Verlobten ein Gesangbuch und eine Uhrkette erhält. Eine goldene Uhr schenkt der Mann der jungen Frau bei der Geburt des ersten Kindes. Dennoch wird auf einen Theil des Körpers bei der Garderobe wenig Rücksicht genommen, nämlich auf die Füße. Bei den schwersten Atlaskleidern sieht man oft schlechtes, gänzlich vertragenes Schuhwerk. „Ob de fänt wardt bei uns nich röckt, (d. h. auf die Füße wird bei uns keine Rücksicht genommen; nicht gerechnet)" ist die Antwort, wenn ein Fremder darüber seine Verwunderung zu erkennen gibt.

Bei Leichenbegängnissen folgen nicht blos Männer, sondern auch Frauen und Mädchen dem Sarge. Alle tragen dann schwarze Kleider, über welche man große, weiße Tücher schlägt, die so weit über die Köpfe gezogen werden, daß die Gesichter nur eben herausschauen. Für zur See Verunglückte wird ein feierlicher Trauergottesdienst unter Glockengeläute abgehalten.

Aber so stattlich sich die Frauen und Mädchen bei diesen und anderen festlichen Gelegenheiten kleiden, so wenig thun sie dieses täglich, ja sie vernachlässigen dann sogar oft gröblich die schickliche Sauberkeit. Ehemals war dieses auch bezüglich der die Schule besuchenden Kinder der Fall, doch hat sich das durch die ernsten Anstrengungen der Lehrer jetzt völlig geändert, und schwerlich möchte man irgendwo in Dorfschulen eine durchschnittlich größere Sauberkeit und Reinlichkeit antreffen. Auch die Schulgebäude sind sämmtlich musterhaft eingerichtet, und vielleicht findet man in keinem andern deutschen Dorfe ein gleich stattliches, ja so prächtiges Schulhaus wie in Wustrow.

Die einzige Pfarrkirche in diesen Ortschaften, jene zu Wustrow, macht dagegen keinen sonderlich sauberen und stattlichen Eindruck. Ein paar kleine Bilder von Schiffen, aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, sind in einigen Kirchenfenstern zu sehen, und zwei sehr sauber geschnitzte Schiffe, Geschenke von Seefahrern, hängen im mittleren Kirchengange von der Decke herunter. So hängt auch ein großer hölzerner Taufengel, der bei allen Eingebornen in hoher Achtung steht, weil die Richtung seiner Nase stets anzeigt, wohin der Wind weht.

Wie in den meisten abgelegenen Schifferörtern, so ist auch hier noch viel kirchlicher Sinn anzutreffen. Der Seemann, welcher zu Hause kommt, besucht ganz gewiß am nächsten Sonntag mit seinen sämmtlichen Angehörigen den Gottesdienst, und nicht selten findet man dann eine Guinée, einen Napoleonsdor oder dergleichen im Klingelbeutel. Für Arme und auch für Verwandte wird nach besten Kräften gesorgt.

Neben dem kirchlichen Sinn fehlt auch der Aberglaube nicht. „He verköfft wohl sien Veih, övers den Dägt behöllt he vör sik", („Er verkauft wohl sein Vieh, aber den Ertrag desselben behält er zurück") wird oft geäußert, und an Behexen, bösen Blick ꝛc. wird fest geglaubt. Ein auf dem Darß wohnender Wunderdoktor hält hier noch immer reiche Ernten, trotzdem vor wenigen Jahren das sämmtliche Silberzeug eines Schifferhauses, etwa 400 Rthlr. an Werth, durch ihn in Sand und Steine verwandelt worden ist! Wie es einem Wundermann zukommt, erscheint der pfiffige und geriebene Preuße immer nur des Nachts. Trotzdem aber hat er schon die Bekanntschaft mecklenburgischer Gefängnisse machen müssen.

Alle Einwohner des Landes, Männer und Frauen, sind ernsten Sinnes, geben sich selten einer lauten Lustigkeit hin, sie bleiben äußerst wortkarg, ja, gegen Nichteinheimische sogar im hohen Grade „maulfaul". Hierin unterscheiden sie sich wiederum gänzlich von den Einwohnern des Darßes und der Zingst, die lustig und geschwätzig sind, und wo auch das Wirthshausleben, das hier in Mecklenburg sehr wenig vorkommt, in hoher Blüthe steht. Dennoch sind die Männer, namentlich die jüngeren, leicht mit der Faust und auch mit Schimpfwörtern bei der Hand. Es herrscht auch auf den hiesigen Schiffen durchschnittlich ein viel urwüchsigerer Ton, als auf den deutschen Schiffen der Nordseehäfen. Der Kapitän stellt sich gewöhnlich sofort mit seiner Mannschaft auf den Kriegsfuß und spricht zu derselben oft gar nicht anders als durch Schimpfwörter und Thätlichkeiten. Mehrfach ist es noch neuerdings vorgekommen, daß Kajütswächter und Schiffsjungen mit den Ohren an den Mast oder ans Deck festgenagelt worden sind, und Fußtritte und Faustschläge kommen auf einzelnen Schiffen täglich vor. Trotzdem soll sich aber auch hierin schon eine Wandelung zum Bessern zeigen und im Allgemeinen herausgestellt haben, daß diese alten biderben Kapitäne weit schlechtere Fahrten machen, als ihre jungen gebildeteren Kollegen. — Unter den älteren Kapitänen findet man auch noch einzelne, die kaum ihren Namen zu schreiben vermögen, und die nicht im entferntesten im Stande wären, das heutige Steuermannsexamen zu machen.

Dem Fremden, namentlich dem Binnenländer, fällt es sofort auf, daß so Vieles nach den Himmelsrichtungen benannt wird. Da sind Norder- und Süderstuben, Wester- und Osterbörsen*), Süder und Norderlauben, Bänke ꝛc. Eine alte Frau, welche eine Wunde am Bein hatte, sagte zu dem Arzte: „Kummt se dat nich ok so vör, Herr Dokter, dat dat doar in de Nordwestereck nu an to helen fangt?" (Kommt es Ihnen nicht auch so vor, als ob das da in der Nordwestecke zu heilen anfängt?) Auch in der Bildersprache wird dieses und Aehnliches vielfältig angewendet. „Jk käm em (kam ihm) ganz südlich, övers he käm mi glick (aber er kam mir gleich) so nördlich", hört man häufig, wenn von früheren Streitigkeiten die Rede ist. — Auch beim Fahren im Wagen wird von Luv und Leeseiten geredet. Eben so hört man: „He is wiet över Stüer," (weit über Steuer) das heißt: er ist weit zurück in etwas. —

Das größte Fest für eine Familie ist, wenn die Nachricht einläuft, daß der Hausherr und sein Schiff wohlbehalten in einem benachbarten Hafen eingelaufen sind. Ist dies in Hamburg, Holland oder England, so reist nicht selten die Frau dem Mann entgegen, um ihm entweder eine kurze Zeit auf dem Schiffe Gesellschaft zu leisten, oder ihn in die Heimath abzuholen. — „Ja, et is en grot Freud," sagte mir eine junge Fischländerin, „wenn in'n Harwst (Herbst) uns Mannen to Hus kamen, övers se kamen nich all to Hus! Vêr (vier) Bröder hev ik had to See; wo sünd se nu? De letzt föll verleden (vergangenen) Winter to Rostock ut de Mast. Acht Dag läg he noch in't Klinikum, denn bröchten wi em to Jêr (Erde)." — Wenn der Mann oder die Brüder auf See sind, forschen die Frauen sorgfältig nach allen betreffenden Wind- und Wetterberichten, und jede weiß auch genau, welche Winde günstig und welche ungünstig für die Reise sind, welche Strömungen und welche Passate dabei benutzt werden können.

Ehemals wurden die Hochzeiten, immer nur zur

*) Börsen nennen die Schiffer diejenigen Plätze, wo sie sich zum Rauchen, Tabackkauen und zu Gesprächen zusammen zu finden pflegen.

Winterzeit, großartig gefeiert; jetzt nur noch selten. Doch ist es Gebrauch, daß sich außer den geladenen Gästen viele junge Leute, namentlich aber alle näheren Bekannten des Brautpaars, am Hochzeitabend vor dem Hochzeithause versammeln und dort allerlei Lärm und Muthwillen treiben. Namentlich erschallt dann der Ruf: Proppen los! worauf aus dem Hochzeithause Weinflaschen gebracht werden. Auf der Hinterdiele, oder in der Nebenküche steht auch an diesem Abend eine große Schüssel mit einem dickgekochten, süßen Reißbrei, von dem Jedermann sich nach Gefallen nehmen mag. Die Mädchen tragen bei dieser Gelegenheit die Kopftücher weit über das Gesicht gezogen, gleichsam, als möchten sie nicht gerne erkannt werden. Geschieht dies aber bei der einen oder der andern dennoch Seitens der Braut oder deren Mutter, so wird sie in's Haus genöthigt und muß Theil am Feste nehmen. Es wird einem jungen Mädchen sehr übel genommen, wenn sie es unterläßt, die befreundete Braut am Ehrentage derartig zu besuchen. —

Um die Mitte des Sommers wird das sogenannte Tonnenfest abgehalten. In der großen Dorfstraße in Wustrow sieht man eine mit Laub umwundene Tonne an zwei Stangen schweben. Die Bauernknechte jagen zu Pferde im Galopp unter dieser Tonne durch und bemühen sich, dieselbe vermittelst eines dicken Knittels herabzuschlagen. Wer die Stäbe zum Fallen bringt, heißt Stäbenkönig, und wer das letzte Stück herunterschlägt: Bodenkönig. Beide erhalten aus der großherzoglichen Kasse ein Geschenk. Spiel und Schenkbuden, Musik und Tanz sorgen für weiteres Vergnügen.

In Dierhagen und in Wustrow pflegen Sommers sich auch einzelne Fremde zum Baden einzufinden. Der Strand eignet sich auch ganz vorzüglich dazu, vielleicht in einem so hohen Grade, wie an keinem andern Flecke deutscher Ostseelande. Dennoch aber werden diese Dörfer nie stark besuchte Badeörter werden, besonders deshalb, weil die Bevölkerung durchschnittlich viel zu wohlhabend ist, als daß sie sich ihre Häuslichkeit durch die Aufnahme von Fremden stören lassen möchte. In Wustrow pflegen sich im Juli und August 20 bis 30 Badegäste zu versammeln, welche theils in dem geräumigen Wirthshause, theils bei einzelnen Wittwen 2c. ihr Unterkommen finden. — Vom Festlande aus gelangt man nach Wustrow über die mecklenburgische Stadt Ribnitz, von wo täglich mehremale große mit Verdeck versehene Segelböte dorthin fahren. —

Ich habe Ihnen hier das Leben und Treiben einer wenig bekannten Gegend geschildert. Um sie getreu darzustellen, konnte ich nicht umhin, mich einer niederländischen Kleinmalerei zu befleißigen und ins Einzelne einzugehen. Hoffentlich habe ich dadurch Ihre Leser nicht ermüdet. Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie im Globus die landschaftlichen und Stammeseigenthümlichkeiten aus Süd und Nord, von Krain bis zu Ost- und Nordsee berücksichtigen, und deshalb findet wohl auch diese anspruchslose Skizze über eine Strecke mecklenburgischen Gestadelandes Raum in Ihrer Zeitschrift und wohlwollende Aufnahme bei den Lesern.

Alte Steindenkmäler.

Wir haben früher nachgewiesen (Glob. VIII, S. 307 ff.) welch eine ausgedehnte Verbreitung die Tafelsteine, Dolmen, haben. Die Steindenkmäler verschiedener Art erregen in unseren Tagen die allgemeine Aufmerksamkeit und sind Gegenstand einer eingehenden, sehr eifrigen Forschung, welche in Bezug auf die Alterthümer des Menschengeschlechts schon jetzt zu vielen interessanten Ergebnissen geführt hat.

Die Steinmonumente sind von sehr mannichfaltiger Art und rühren aus sehr verschiedenen Zeitabschnitten her. Wir werden Gelegenheit finden, darüber dann und wann Mittheilungen zu machen; heute wollen wir nur eine Art von Schema, eine Uebersicht oder Eintheilung der verschiedenen Gruppen dieser Denkmäler geben. Wir folgen dabei dem Werke Chr. Kefersteins: „Ansichten über die keltischen Alterthümer, die Kelten überhaupt und besonders in Deutschland, sowie den keltischen Ursprung der Stadt Halle." Halle 1846. Die zum Theil sehr ausschweifenden Phantasien über die Kelten gehen uns hier nichts an; seit 20 Jahren hat die Wissenschaft in dieser Beziehung schon vielfach reine Bahn gemacht; es verschlägt uns auch nichts, daß Keferstein überall „druidische Denkmäler" sieht. Ihm gebührt das Verdienst, zuerst und mit großem Fleiße eine Aufzählung der „heidnischen Alterthümer" in verschiedenen Gegenden gegeben zu haben.

Ganz richtig bemerkt er, daß das Wesentliche dieser Denkmäler in der Verwendung zumeist großer, oft kolossaler, roher oder sehr wenig behauener Steine ohne allen Mörtel bestehe. Wo man Steine mit Erde bedeckte, wurde nur schwarze Dammerde benutzt. Viele sind Grabstätten und daher je nach Zeit und Ländern von verschiedener Art; wir werden später einmal über die Grabdenkmäler reden.

Die Monumente aus einzelnen Steinen bestehen meist aus Pfeilern oder Platten. Die isolirten Hünensteine sind pfeilerartig, oft pfeil- oder obeliskenförmig; sie stehen theils mehr einzeln, theils gruppenförmig zusammen und finden sich in gleicher Weise in Deutschland, Skandinavien, England und Frankreich. Bei uns heißen sie Hünen-, Heiden- oder Riesensteine; im Wälschen Maenhir oder Menhir, d. h. Langsteine, im Bretonischen Penlvan von peul, Pfeil, wenn sie spitz zulaufen. Von den Franzosen werden sie bezeichnet als Colonnes druidiques, Pierres debout, p. fischades, p. fiches, oder fixes, p. faites, p. fittes. Englisch Hoarstones, schottisch Lechs, auch Harestones, angelsächsisch Haranstanes, in Schweden Bautastenars und Steinpfeiler, wenn sie nicht sehr hoch sind. Die Gestalt ist zumeist viereckig und schlank, zuweilen in der Mitte am dicksten, so daß sie nach oben und unten dünner werden; deshalb heißen sie in Frankreich Weiberspindeln, Quenouilles à la bonne femme. Höhe über der Erde verschieden, gewöhnlich 12 bis 15, aber auch 20 bis zu 24 Fuß, aber auch bis zu 58 Fuß; etwa ein Viertel der Länge steht in der Erde. In England werden die Menhirs, in welche Sitze eingehauen sind, Orakelsteine

genannt. Die Menhir's stehen gewöhnlich isolirt mitten im Felde; manchmal 3 zusammen in gerader Linie; dann nennt man sie in Schweden Skydds pelare, Schutzpfeiler. Zuweilen stehen sie in einem Pfeilerumsatz, einem Hünenbette. —

Die vereinzelten Steinplatten haben oft großen Umfang und ungeheures Gewicht und liegen ohne Unterlage am Boden. Das sind die Druden-, Trutten-, Teufelssteine; Pierres druidiques, p. creusées, p. sacrées; keltisch Lech oder Leach. Manchmal mit Figuren oder eingehauenen Rinnen und Löchern. An diese Teufelssteine knüpfen sich überall alte Sagen. Oft liegen sie innerhalb der Hünenbetten oder gleichsam als Wächter vor denselben.

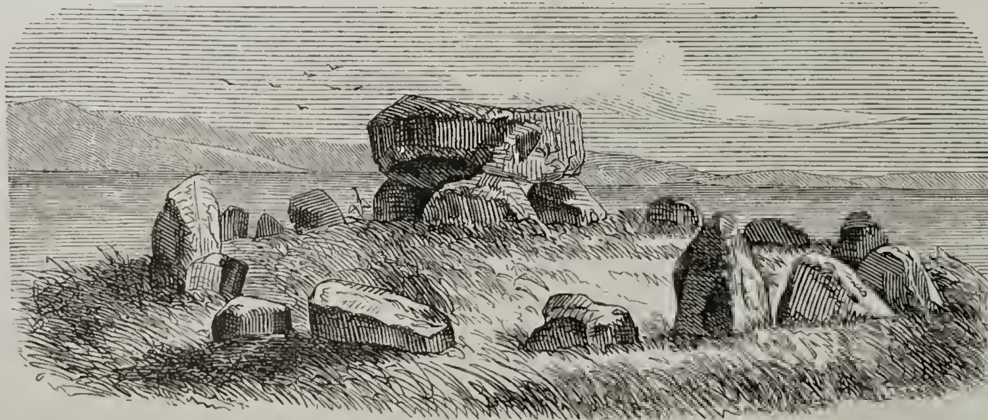


Steinkreis.

Die vereinzelten Steinklötze laufen meist nach oben hin spitz zu und haben oben eingehauene in gewisse Figuren gestellte Löcher, in Form kleiner Näpfchen. Daher am untern Main Näpfchensteine.

Steinpfeiler in großer Zahl, unregelmäßig zusammengestellt, kommen in Schweden vor, wo man Bautasteine ohne bemerkbare Ordnung zu hunderten neben einander findet, einen wahren „Monolithenwald". Sie heißen dann Valplätzer, Wahlplätze, weil man meint, sie seien zum Andenken an große Schlachten errichtet worden.

Steinpfeiler, in kürzeren oder längeren Reihen und Gängen zusammengestellt, kommen auch in Deutschland oft vor. Manche unserer Hünenbetten sind so lang und schmal, daß sie mehr Gängen als Rechtecken gleichen, z. B. das bei Riendorf, Amt Medingen, Hannover, hat bei 400 Fuß Länge nur 4 Fuß Breite. An unsere Hünenbetten stoßen nicht selten Pfeilergänge; in England sind zuweilen runde Hünenbetten mit schlangenförmigen Pfeilergängen verbunden und haben „Drachenform", daher Drakontien genannt. Oft steht inmitten eines Pfeilerkreises ein Menhir. Bei Carnac in der Bretagne bilden „Pfeilerlinien" in 10 Pfeileralleen ein schlangenförmiges Parallelithon, das über 2 deutsche Meilen fortlief und aus etwa 10,000 Pfeilern bestanden haben muß. Jetzt stehen noch etwa 4000 da. —



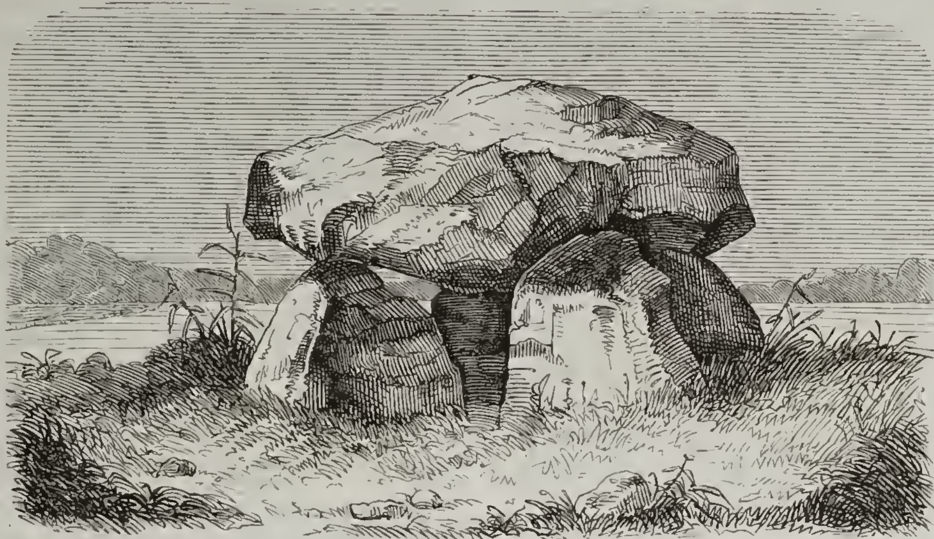
Steinkreis.

In Rechtecken und Kreisen zusammengestellte Hünensteine, Cromlechs, Hünenbetten. Sie zeigen innerhalb der Formen eines Kreises oder eines Rechtecks eine große Mannichfaltigkeit, kommen in Niederdeutschland, Skandinavien, England und Frankreich auf gleiche Weise vor, wenn auch in verschiedenen Gegenden mit örtlichem Typus, z. B. rechteckig in den Elbgegenden. Das Wort Hünenbett hat eigentlich keine genau bestimmte Bedeutung. In Niederdeutschland heißen sie auch Bülzenbetten; holländisch Huynen- oder Reuserbetter. In Deutschland nennt man auch alle großen Grabhügel Hünengräber oder Hunnenbetten (das Wort Bett bezeichnet im Allgemeinen etwas Erhöhetes), in Dänemark Rund- und Longdyssers; in Schweden Tempelkummel, oder Fredsbana, Einfriedigung, Reesku hlen, Riesengruben; Troldestuer, Unholdsstuben. Im Bretonischen Caer, Kreis, im Gälischen Cromlech, von crom, der Kreis; Carn, heiliger oder Orakelstein und besonders der Kreis solcher Steine; englisch druidical temples, druidical circles und auch Cromlechs.

Die Hünenbetten bestehen zumeist aus in die Erde gesetzten großen und kleinen Steinpfeilern oder aus Steinklötzen, selten aus vielen weniger großen Steinen. Bei einigen erscheinen die stärksten Pfeiler wie ein Sessel oder wie ein Sitz mit ausgearbeiteter Rücklehne. Die Form ist stets rund oder rechteckig, außer in Skandinavien. Die runden sind theils kreisförmig, theils oval, die rechteckigen bilden theils ein Quadrat, theils sind sie langgezogen, so daß sie Gänge bilden; bald sind die Seiten gleichlaufend, bald laufen sie nach einer Seite spitz zu, oder die schmalen Enden sind bogenförmig. Die Länge ist verschieden von 10 bis zu 400 Fuß, die Zahl der Steine bis zu 200 und mehr. Manchmal sind die Pfeilerlinien doppelt und dreifach. Der innere Raum, das Bett, ist in Deutschland und Dänemark stets etwas erhöht und oft gepflastert, theils leer, theils trägt es ein altarähnliches Bauwerk oder mehre dergleichen, oder einen Steinpfeiler, oder einen mächtigen Granitblock, oder kleine Steinkreise, die um einen Pfeiler laufen. Grabhügel findet man höchst selten innerhalb der Hünenbetten, häufig aber neben denselben. An die Pfeilerfigur schließen sich von Außen meist 2 große platte Steine, welche wohl den Eingang bezeichneten, also „Wächter"; oder zwei kleine Reihen von Pfeilern, oder lange schlangenförmige Pfeilergänge, ähnlich den Dracontien. Gewöhnlich liegen die Hünenbetten auf freien, etwas erhöhten Stellen, theils einzeln, theils in kleineren oder größeren Betten beisammen, oft viele nahe bei einander.

Die Schwung-, Wag- oder Wacksteine bestehen aus einem Träger und einem schwingenden Hünenstein. Im Wälschen Llygatine, der bezauberte; oder Logan stones, von logan, Höhlung; in der Bretagne Logans; franz. Pierres aux cocus, p. branlantes oder mouvantes; englisch Rockingstones oder Routers. Es gibt aller-

dings Schaukelsteine, welche die Natur geschaffen hat; die hier in Frage stehenden sind aber wunderbare Werke von Menschenhand. Große platte Steine auf einer verhältnißmäßig scharfen Unterlage derart im Gleichgewichte, daß eine sehr geringe Kraft sie in Schwung bringt und eine stärkere Kraft sie nicht in größere Bewegung versetzt, kommen vor. Aber zumeist sind es längliche, ballonartige Steine, unten halbkugelförmig, die auf einer Ebene oder in einer schalenartigen Vertiefung solchergestalt stehen, daß sie nach jeder Seite bewegt und auch im Kreise herumbewegt werden können, ohne daß des Menschen Kraft im Stande wäre, sie umzustürzen. Sie vibriren längere oder kürzere Zeit, geben auch wohl einen eigenen Ton von sich. Manche Wagsteine haben bis zu 80 Fuß Umfang u. ein Gewicht von 8000 bis zu 10,000 Ctr. Wie war es möglich, solche Steinmassen aufzurichten und ins Gleichgewicht zu bringen? In England und Frankreich gibt es viele derselben; der West-Hoadley in Sussex ist 9700 Centner schwer, jener im hannöverschen Amte Coppenbrügge 6000 Centner; doch ist der letztere wohl kein Werk der Kunst. Ueberall knüpfen sich alte Sagen an die Schaukelsteine. In der Bretagne glaubt das Volk, sie dreheten sich um die Mitternachtsstunde von selbst herum; daher der Ausdruck pierre de minuit.


Ein Dolmen.

Steinthore und Querbalken aus 2 Pfeilern und 1 Deckstein, in Frankreich pierres levées, in England Stonehenge's, hängende, aufgelegte Steine. In der Bretagne bei Aurac stehen etwa 150 solcher Steinthore, die man dort als Lichauen oder Lekaven bezeichnet. Sie sind auch in Skandinavien nicht selten, stehen vereinzelt oder in einem Hünenbette; in Deutschland selten, aber doch vorhanden, z. B. bei Rahnis in Thüringen. —


Tumulus mit Grabkammern.

Ueberdeckte Bauwerke. Bedeckte Steingebäude aus drei oder mehr Trägern mit einem Deckstein oder mehren Trägern mit einem Deckstein oder mit mehren, die unvollkommen oder gar nicht geschlossen sind; Altar, Altargrotten und Grabkammern. Sie sind sehr häufig und kommen auf ganz gleiche Art vor in Deutschland, Skandinavien, England und Frankreich, treten aber unter zwei wesentlich verschiedenen Verhältnissen auf. Entweder stehen sie frei da, sind ungeschlossen, haben eine offene Seite, — oder sie liegen innerhalb eines Hügels, unter hohem Erdreich und sind dann ganz geschlossen, oder sie stehen mit einem langen Seitengang in Verbindung, dessen Mündung verschlossen war. Diese verdeckten und geschlossenen Kammern enthalten stets Leichenreste, sind also Grabstätten.

Offene Dachgebäude, Dolmen. Sie bestehen aus rohen, meist sehr großen Steinen, stehen frei und unbedeckt über der Erde, sind nicht vollkommen geschlossen u. haben ein Steindach. Aber innerhalb dieser Construction kommen große Verschiedenheiten vor. Als Grundtypus ist etwa anzunehmen, wenn ein Dachdeck- oder Tafelstein auf 3 Trägern oder Dachhaltern ruht, die nach den 3 Seiten eines Rechtecks aufgestellt sind, so daß die vierte Seite, gewöhnlich die südliche, offen ist; — also „einfache Altäre" von meist viereckiger Gestalt. Wenn aber nach 2 Seiten sich die Tragsteine vermehren, und in gleichem Verhältniß auch die Decksteine, dann entsteht eine längliche Form, ein grottenartiges Bauwerk, eine „Altargrotte", die stets mehre Dachsteine hat. Manche solcher Grotten sind 50 bis 60 Schritt lang und bestehen aus sehr vielen Trag- und Dachsteinen.

Die rechteckige Form herrscht vor, doch ist auch die runde vorhanden; dann stehen die Tragsteine im Kreise, und auch die Decksteine haben eine runde Gestalt. Der Dachstein liegt keineswegs immer horizontal auf seinen Trägern, sondern zuweilen schief, manchmal selbst mit einer Seite auf der Erde und mit der andern auf dem Träger; dann ist er ein Dolmen incliné. In den Elbgegenden liegt sehr oft der Dachstein nicht auf, sondern zwischen den Trägern, oder ein einfacher platter Stein repräsentirt in den Hünenbetten den „Altar".

Die Höhe der Träger ist sehr verschieden; oft haben sie über der Erde 5 bis 7 Fuß, so daß Menschen bequem in die Grotte hineingehen können, wie bei den schwedischen Altarkummels; oft ist der Raum viel niedriger und manchmal der Dachstein wenig über der Erde; das sind

dann die „Opferaltäre“ der Schweden. Vor der Oeffnung des „Altars“ findet man häufig einen platten Stein oder einen aufgerichteten Pfeiler als Wächter. Die Dolmen stehen zumeist auf natürlich oder künstlich erhöhten Punkten, selten auf wirklichen hohen Grabhügeln. Theils kommen sie isolirt vor, theils bilden mehre eine Linie oder ein Dreieck. Sehr häufig sind diese „Altäre“ in den Hünenbetten, d. h. die Pfeilerfigur umschließt einen „Altar“ oder mehre oder auch viele. Häufig kommen aber auch Dolmen ohne Pfeilerumsatz vor.

Wir kennen eine ganz ungeheure Menge dieser Dolmen, von dol oder taol Tafel, men, Stein, im Bretonischen; sie werden auch als Lech, Liach, Liachhouven, heiliger Ort der Steine bezeichnet; im Wälschen Kistvän, Steinkiste, auch wohl Cromlech, wenn sie grottenartig sind; latein. Fanum Mercurii; engl. Kistvaens; französ. Pierres des fées, tables sacrées, t. druidiques, p. levades, p. levées, p. couvertes, p. croutes pesées, p. des géants, p. de Guarquata. grottes des fées; portug. Antas. In Schweden begreift man sie unter der Benennung Altarkummel, Tempelkummel, Offeraltare und Grottar; dänisch heißen sie Jynovne (Hünenofen), Langdyssar und Runddyssar; deutsch Teufelskanzeln und Hünenbetten.

Geschlossene Dachgebäude oder wirkliche Grabkammern. Sind den Dolmen ähnlich, aber von allen Seiten geschlossen und mit Erde oder Steinen überdeckt, entweder einfache Kammern oder mit grottenartigem Zugang, wie ihn unsere Abbildung eines solchen Grabtumulus zeigt. Sie treten in Deutschland, Skandinavien, England und Frankreich in gleicher Weise auf.

Pflasterungen, überhaupt Denkmäler aus vielen unregelmäßigen Steinen, welche gewisse Gestalten darstellen, aber keine „Hünenbetten“ sind. Sie bestehen zumeist aus Rollsteinen; Vierecke und Kreise von solchen, leer oder mit Steinen ausgefüllt, kommen in Frankreich und England als „Druidenplätze“ vor, aber viel mehr noch in Skandinavien, wo sie eine großartige Malerei von Steinen bilden. Die Aehnlichkeit mit der Mosaik hat Viereck und Kreis, Groß und Klein herrschen zwar vor, daneben sieht man aber auch Dreiecke und buchstabenähnliche, sehr oft auch schiffsförmige Figuren, sogenannte Skepshögar; oft bloß einfache Ovale, und die Mastbäume und Ruderbänke sind durch Bautasteine und Rollsteine angedeutet. Manchmal laufen eine Menge Kreise umeinander herum, oder sie gehen von einem Kreise in der Mitte aus, z. B. bei Arnsdorf unweit von Frankfurt an der Oder. Die Rollsteine walten vor, häufig sind aber auch einzelne Pfeiler angewandt, die an den Ecken oder in der Mitte stehen; der innere Raum ist theils leer, theils mit Rollsteinen ausgesetzt oder gepflastert. Oft ist eine Anzahl solcher Figuren von einer trockenen Mauer eingefaßt. In Schweden stehen derartige Bauwerke oft zu hunderten beisammen, auch in Dänemark findet man viele Schiffshügel, in Niederdeutschland sind sie selten. Pflasterungen aus kleinen Rollsteinen sind sehr verbreitet; viele Hünenbetten und Gräber haben ein regelmäßiges Pflaster. Außerdem findet man oft runde oder auch eckige, zuweilen mit einer Mauer umgebene, gepflasterte Plätze; sie haben eine Schicht Asche über sich und werden als Verbrennungsplätze gedient haben. Zuweilen laufen die Pflasterungen weit fort, z. B. in der Lausitz. Unweit von Bremervörde liegen gepflasterte Wege, die jetzt hoch mit Torf bedeckt sind und gewiß in ein sehr hohes Alter hinaufreichen.

Wir beschränken uns hier auf diese Angaben; späterhin werden wir Gelegenheit finden, in Erörterungen über diese Steindenkmäler und deren Bedeutung für die Alterthümer des Menschengeschlechts näher einzugehen und auch anderer Steindenkmäler zu erwähnen. **A.**

Aus allen Erdtheilen.

Geographisches aus den Verhandlungen der „British Association“.

Diese Wandergesellschaft von Gelehrten, welche nach dem Muster unsrer deutschen Naturforschergesellschaft gebildet worden ist, hielt diesmal im September ihre Versammlung zu Birmingham. Sie zerfällt in verschiedene Abtheilungen; Section E ist für Geographie und Ethnologie bestimmt. In England herrscht der Mißbrauch, daß manche Gelehrte keinen Anstand nehmen, ihre Aufsätze über irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand an mehren Orten zu Markte zu bringen, und was sie z. B. in London etwa in der ethnologischen oder in irgend einer andern Gesellschaft vorgetragen und worüber die Blätter dann Bericht erstattet haben, in der Association noch einmal vorzulesen.

Die Abtheilung für Länder- und Völkerkunde zählt allemal eine Menge von ausgezeichneten Männern in ihren Reihen. England ist ein Reich, das mehr als 50 Colonien in allen Erdtheilen besitzt, deren jede von gebildeten Männern besucht worden ist. So kommt es, daß England für unsre Wissenschaft ein so reiches Material liefert, und ein Theil desselben wird alljährlich in der Association bekannt gemacht.

Diesmal führte Sir H. Rawlinson den Vorsitz. Unter den anwesenden Fremden finden wir, als Mitglieder des Ausschusses, Adolph Bastian, Heinrich Kiepert und Hermann Vambery; der Präsident hielt nur diesem letztern eine Lobrede. Dann bemerkte er, daß der Nilerforscher Baker demnächst in Europa eintreffen werde; Livingstone sei abermals nach Afrika gegangen, um diesmal die Gegend zwischen dem Nyassa- und dem Tanganyika-See zu erforschen. Von Baron Karl von der Decken sind beim Ministerium des Auswärtigen Briefe angelangt. Der Reisende will den östlichen Theil des obern Nilbeckens erforschen. Am 15. Juni war er mit seinen zwei Dampfern von Sansibar nach Norden abgegangen; der britische Dampfer „Lyra“ begleitete ihn. Ob es ihm gelingt, auf einem der ostafrikanischen Ströme der Aequatorialgegend tief landein zu dringen, das werden wir wohl im Laufe der nächsten sechs Monate erfahren; wenn er den Dschub befahren will, muß er zuvor die Hindernisse besiegen, welche die Barre vor dessen Mündung ihm entgegenstellt. Dann wurde der neuen Expedition Halls nach den Polargegenden erwähnt, und der sehr wichtigen Erforschung des Purus durch Chandless. Durch diesen Reisenden ist ein großes Problem der südamerikanischen Hydrographie gelöst worden; er hat den ganzen Lauf dieses Flusses bis zum Amazonenstrom verfolgt auf einer Strecke von 1870 Miles und eine genaue Karte entworfen. Unsere Leser wissen, daß wir seit drei Jahren alle Nachrichten gegeben haben, welche wir über diese wichtige Wasserstraße erhalten konnten, und wir werden nicht ermangeln, auch die neuesten Ergebnisse mitzutheilen, sobald die Arbeit des Hrn. Chandless uns zugänglich geworden ist.

Dann folgt ein Bericht über T. Mac Neills und Kapitän Wilsons über die Wasserversorgung Jerusalems; die heilige Stadt ist jetzt Mode in England; wir gehen aber auf den Gegenstand hier nicht ein, weil wir demnächst ein deutsches Werk über Palästina zu besprechen haben, und erwähnen nur kurz, daß G. Grove gleichfalls Mittheilungen über dieses Land gab.

Ueber die Comoro-Inseln haben wir vor einiger Zeit im „Globus“ (VII, 328) Mittheilungen gegeben; in der Association erregten die Angaben Pelly's Aufmerksamkeit. Dieser Reisende ist derselbe, welcher den Persischen Meerbusen genau erforscht und eine Reise zum Beherrscher der Wahabis in Riad gemacht hat. Die Comoren schildert er aus eigener Anschauung. Sie bilden eine Gruppe von vier Inseln und liegen zwischen dem Norden von Madagaskar und der ostafrikanischen Küste. Die nördlichste, Groß-Comoro, hat etwa 30 Miles Länge und durchschnittlich 10 Miles Breite, südlich von ihr liegt Mohilla, die kleinste unter allen; südöstl. von dieser Johanna (besser Andschuan) und 30 Miles südöstl. Mayotta. Hier ließen sich 1841 die Franzosen auf dem kleinen Küsteneilande Zaoudzi nieder, das ihnen von einem Häuptling abgetreten wurde. Es ist nun befestigt, hat ein Arsenal und sollte früher zu einer Schiffsstation ersten Ranges erhoben werden; seit 1848 ist aber in dieser Beziehung nicht viel geschehen. Mayotta ist auf 30 Miles mit Korallenriffen umgeben; innerhalb derselben befinden sich gute Ankerstellen. Das Haupterzeugniß ist Zucker; aber es fehlt an Arbeitskräften. Die Insel selbst hat ungefähr 7000 Seelen; Johanna, das seinen eigenen Sultan hat, im Ganzen nur 12,000. Hier ist eine Art Lingua franca im Gebrauch, die sogenannte Johanna-Sprache, doch redet man neben derselben auch das Kisawaheli. Beide Sprachen, und selbst das Englische, werden auf der Insel mit arabischen Buchstaben geschrieben. Die Bewohner sind Mohammedaner, das Klima ist gesund und Kaffee das Haupterzeugniß. Handelsverkehr wird mit Sansibar, Mayotta und Madagaskar unterhalten. — Groß-Comoro zeichnet sich durch überraschend herrliche Landschaften aus; sein Vulkan hat 8000′ Höhe; sehr häufig fließen von ihm Lavaströme bis ins Meer hinab und bilden an demselben neue Vorgebirge oder auch Inseln. Der englische Konsul Sunley beobachtete, daß binnen vier Jahren an einer frühern Landungsstelle ein Lavariff eine halbe Stunde weit ins Meer vorgerückt war. Die Hauptstadt heißt Maroni; die Herrschaft befindet sich in den Händen mehrer Häuptlinge.

Auch die Nordpolexpedition kam zur Erörterung. Im Wesentlichen wurde vorgebracht, was schon in einigen Sitzungen der londoner geographischen Gesellschaft (Glob. VIII, S. 47 ff.) gesagt worden war. Clements R. Markham schloß sich den Ansichten des Kapitäns Sherard Osborne an, welcher überhaupt den Gegenstand zuerst wieder auf das Tapet gebracht hat. Er gibt der Fahrt durch den Smith-Sund ganz entschieden den Vorzug vor jener über Spitzbergen und behauptet, es sei ganz unmöglich, den Pol zu erreichen oder der Wissenschaft erhebliche Dienste zu leisten, wenn man den Weg über Spitzbergen wähle. Damit stimmte der Entdecker von Franklins Spuren, Sir Leopold Mac Clintock, durchaus überein; wichtige Ergebnisse könne man nur erzielen, sobald man vom Smith-Sund aus Schlittenreisen nach Norden unternehme. — Wenn nun aber dort offenes Polarmeer gefunden werden sollte, was sollen dann die Schlitten ausrichten? — Da in Deutschland eine Expedition über Spitzbergen ausgerüstet werden solle, so empfehle es sich für England, eine solche über den Smith-Sund zu unternehmen.

Dagegen erklärte sich Admiral Ommaney auch jetzt für Spitzbergen, und Admiral Belcher that ein Gleiches. Der letztere erwartete nicht viel Großes von einer Expedition über den Smith-Sund; auch habe die deutsche Expedition einen bestimmten und wichtigen Zweck vor Augen, nämlich zu ermitteln, wie es sich im Osten von Spitzbergen mit der Richtung und den Grenzen des Golfstroms verhalte. Dagegen wandte A. Newton ein, daß das Meer zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja unschiffbar sei. Aus eigenen Beobachtungen und nach Allem, was er auf Spitzbergen selbst gehört habe, glaube er, daß beide Länder durch eine Reihenfolge von Inseln verbunden seien. Auf Spitzbergen habe man Rennthiere mit künstlich geschlitzten Ohren gefunden, die doch wohl nur über Land und Eis aus den bewohnten Gegenden Nordsibiriens gekommen seien.

(In dem uns vorliegenden Berichte (Athenäum Nr. 1979) finden wir nicht, daß irgend einer der englischen Seefahrer der Reisen des russischen Admirals Lütke erwähnt habe, und doch sind gerade die Arbeiten dieses ausgezeichneten Mannes für die Regionen östlich von Spitzbergen und für Nowaja Semlja klassisch. Die Eisschranke, welche Lütke dort gefunden, ist auf seiner Karte verzeichnet, und mehr als kühn ist die Annahme, daß man von dort aus nach dem neusibirischen Archipel und den Lenamündungen vordringen könne, um — Mammuthzähne zu holen und aus diesen einen bedeutenden Handelsartikel zu machen! Von einer Regelmäßigkeit der Fahrten würde ohnehin gar keine Rede sein können, und wenn ein Schiff dorthin gelangte, wo ohnehin auf weite Strecken von der Küste das Meer höchst seicht ist, welche Garantie hätte es für die Möglichkeit der Rückkehr, und in welchem Verhältnisse stände ein noch gar nicht erwiesener Handelsvortheil zu dem sichern Risico? A.)

E. Hopkins bestritt die Annahme, daß der Nordpol ein mathematischer Punkt in Bezug auf die magnetische Declination sei. Er glaube, es sei wahrscheinlich in der Nähe des Pols ein weites Gebiet magnetischer Zersetzung vorhanden.

Sehr lebhaft waren die Erörterungen über das Broncezeitalter im westlichen und nördlichen Europa und das, was sich daran knüpft. T. Wright kritisirte die archäologischen Ansichten der Geologen, nämlich jene, welche Lubbock in seinem Werke über vorgeschichtliche Archäologie aufgestellt habe. Die von den skandinavischen Alterthumsforschern aufgestellte Eintheilung, nämlich die Annahme eines Stein-, Bronce- und Eisenzeitalters sei unstatthaft. Lubbock sagt: „Broncewaffen findet man niemals zusammen mit Münzen, Töpfergeschirr oder anderen Ueberbleibseln römischen Ursprungs.“ Aber dieser Ausspruch Lubbocks sei unrichtig und zeuge von einer ungenügenden Bekanntschaft mit den archäologischen Bedingungen des zu lösenden Problems. Man habe allerdings Schwerter von Bronce neben römischen Ueberresten gefunden, und die am meisten ornamentalen skandinavischen Broncestücke seien doch nur schlechte Nachahmungen der römischen Kunst.

Lubbock vertheidigte seine Ansichten. Schon der Umstand, daß Broncewaffen in so großer Menge vorkommen, und daß weder sie noch die zugleich mit und neben ihnen aufgefundenen Töpfergeschirre mit römischen, aus denselben Materialien angefertigten Kunstwerken übereinstimmen, zeuge für ein Broncezeitalter. Die römische Bronce enthalte 30 Prozent Blei, und dieses letztere finde man nicht in der Bronce des eigentlichen Broncezeitalters. Man findet Broncegeräthschaften in großer Menge in Dänemark und Irland, wohin doch niemals römische Heere gedrungen sind. J. Evans sprach sich gleichfalls für jene Dreitheilung aus. Die Verbindung geologischer Studien mit archäologischen habe der Wissenschaft schon jetzt großen Nutzen gebracht.

Ueber die Feuersteine von Pressigny le Grand, deren wir schon früher im Globus erwähnt haben (VIII, S. 256) sprach J. Evans sehr ausführlich. Das genannte französische Städtchen liegt am kleinen Flusse Claise, etwa sieben deutsche Meilen südlich von Tours an der Loire. Dort fanden Evans, der verstorbene Christy, Brouillet und Lartet eigenthümlich bearbeitete Feuersteine in rothem Lehm, der wahrscheinlich aus der Miocenperiode herrührt. Die Landleute bezeichnen diese Feuersteine in Lehm wegen der eigenthümlichen Gestalt als Pfunde Butter, livres de beurre. Sie haben ihre Gestalt dadurch erhalten, daß eine Reihenfolge von Feuersteinplatten von den Seiten des Kerns derart abgelöst worden ist, bis derselbe annähernd die Gestalt eines Brotes erhielt. Wenn man eine Anzahl derselben neben einander legt, so ist man erstaunt über die große Aehnlichkeit ihrer Gestalt. Die regelmäßige und saubere Art, in welcher die Ecken abgesprengt worden sind, könnte zu der Annahme verleiten, daß sie zu Werkzeugen bestimmt gewesen seien, etwa zu Pflugschaaren oder schweren Aexten. Man ist aber zu dem Schlusse gelangt, daß man an diesen Feuersteinen überhaupt gar keine Werkzeuge vor sich habe, sondern Kerne und Klumpen, von welchen Platten und Feuersteinmesser abgesprengt worden sind. Nachdem das Letztere geschehen sei, habe man diese Kerne, als nicht weiter brauchbar, fortgeworfen. Robert und Elie de Beaumont hatten, wie wir schon früher im Globus erwähnten, die Ansicht aufgestellt, daß es sich hier um die Ueberreste einer Fabrik handle, in welcher Feuersteine für die Schlösser von Schießwaffen verfertigt worden seien; aber Flintensteine sind nicht vor dem Jahre 1700 in der französischen Armee üblich gewesen. Jene Feuersteinkerne sind vorhistorisch; es handelt sich bei ihnen lediglich um Bereitung von langen Feuersteinmessern, welche von den Kernen abgesprengt wurden; die letzteren warf man fort, wenn nichts mehr von ihnen abzusprengen war.

Aus einer Mittheilung von Steenstrup und Lubbock geht hervor, daß diese Kerne zuerst von Dr Leveillé bemerkt worden sind. Die Pfunde Butter lagen nur 18 Zoll unter der

Oberfläche, und auf einer Menge von Bruchstücken Holzkohle. Einige fand man unter den Wurzeln einer mehr als 500jährigen Eiche.

Ueber die während der letztverflossenen Jahre vielbesprochenen Wasserfälle im Sambesi, die sogenannten Victoria-Katarakten, sprach eingehend der unseren Lesern wohlbekannte Reisende T. Baines, welcher dieselben 1862 besucht hat. Er war damals mit J. Chapman auf einer Wanderung durch Südafrika, welches er von der Walfischbay im Westen bis zur Küste von Quilimane durchziehen wollte, verweilte dann volle 3 Wochen lang an den Katarakten, nahm Photographien auf und zeichnete. Der Katarakt ist 1855 von Livingstone entdeckt worden. Der Sambesi ist dort 2000 Yards breit und stürzt in eine etwa 400′ tiefe, 70 bis 130 Yards breite Schlucht. Aus dieser zieht das Wasser durch eine enge Pforte am östlichen Ende ab und strömt dann weiter durch eine sehr lange, vielfach gewundene Schlucht, von welcher man noch 80 Miles weiter unterhalb Spuren findet. Aus der Tiefe des Katarakts steigt der Gischt wolkenartig bis zu 1200′ empor. Deshalb und wegen des gewaltigen Getöses bezeichnen die Makololo den Fall als Mosi oa tunya, d. h. den Rauch, welcher Geräusch macht. Ringsum liegt üppiger tropischer Wald, in welchem ein reges Thierleben herrscht; weiter abwärts, wo der befruchtende feuchte Niederschlag vom Katarakt aufhört, findet man die gewöhnliche afrikanische Dürre. Baines hat denselben auf allen Seiten, und nicht ohne große Mühseligkeiten und Gefahren, umgangen, weil er vollständige Zeichnungen aufnehmen wollte; der Umfang ist aber so groß, daß er nur theilweise seinen Zweck erreichen konnte. Der Fall ist in mehre kleinere Katarakten getheilt; von diesen ist einer, an der westlichen Seite, viel abschüssiger als die anderen, weil die Felsenleiste, welche quer über den Strom zieht, dort hinweggespült wurde.

Kirk, der bei Livingstone war, als dieser zum zweiten Male den Fall besuchte, bestätigte daß Baines eine getreue Schilderung gegeben habe; die Zeichnungen, Oelfarbenskizzen und Photographien desselben seien vortrefflich. Er bemerkte, der Reisende könne sich Glück wünschen, daß er nicht den Versuch gemacht habe, den Sambesi in einem Boot hinabzufahren, denn auch unterhalb der Stelle, bis zu welcher Baines gelangt sei, und der portugiesischen Niederlassung Tete lägen sehr gefährliche Stromschnellen, in deren einer er, Kirk, Schiffbruch gelitten und alle seine Instrumente, dann auch seine naturwissenschaftlichen Sammlungen, die Frucht sechsmonatlicher Bemühungen, verloren habe. Aus seiner geologischen Untersuchung des Landes in der Region der Katarakten müsse er folgern, daß dort einst ein großer See gewesen sei. Der gegenwärtige Zustand müsse eingetreten sein in Folge eines Erdbebens; von diesem rühren auch die von Baines geschilderten Zickzackspalten her.

So viel ist nun längst ausgemacht, daß der Sambesi keine fahrbare Strombahn bis tief ins Innere von Ostafrika eröffnet.

Ueber die Eingebornen von Formosa sprach Consul R. Swinhoe aus eigener Anschauung. Die wilden Kali bewohnen eine Gebirgsgegend im südlichen Theile der Insel, und man kann jetzt mit verhältnißmäßig geringer Mühe zu ihnen gelangen. Ein katholischer Priester, Fernando Sainz, hat eine Kirche gebaut in einem Dorfe, das am Fuße des Gebirges liegt und von Mischlingen bewohnt wird. Etwa vierzig derselben hat er zum Christenthum bekehrt. Die Dorfbewohner sprechen einen chinesischen Dialekt, welchen Sainz versteht; er beschäftigt sich aber jetzt auch mit Erlernung der Kalisprache. In der Nähe dieses Dorfes, das Bang Kinsing heißt, leben vorzugsweise Hakka-Chinesen aus der Provinz Kuang tung (Canton) und sie haben fast ununterbrochene Fehde mit den Kalis, welche sich bei Nacht zum Missionär schleichen müssen. Der Photograph Edwards und Swinhoe besuchten das Dorf und nahmen zwei photographische Abbildungen dieser Wilden auf. Die Haut der Frauen ist mehr oder weniger hellbräunlich; sie sehen recht hübsch aus und werden von den Chinesen an der Ostküste gern geheiratet. Sie verlassen aber, wie der Priester sagte, ihre chinesischen Männer bald wieder, um unter ihrem Volke zu leben. In Folge der Blutsvermischung findet man unter den Chinesen auf Formosa viele, die einen Typus vom Kalivolke haben. Dieser erinnert lebhaft an jenen der Tagalen auf Luzon. Die Kali tragen Turbane, schwarzen Hüftenschurz und kurze gelbe Jacken. Der Schaft des Speers ist von Bambus, die Säbelscheide wird roth bemalt. Die Männer haben keine Tättowirung, die Frauen dagegen tättowiren sich die Oberfläche der Hand. Swinhoe meint, die Kali seien von tagalischer Abkunft. Uebrigens wohnen in den Gebirgen Formosa's auch noch Leute von einer ganz andern Rasse. Die wildesten derselben haben einen sehr kleinen Wuchs „und sind wahrscheinlich verwandt mit den Negritos auf den Andamanen". Das ist aber nur eine Vermuthung; Swinhoe hat keinen von diesen Leuten gesehen.

Ueber den negro-europäischen Dialekt in Surinam und Curaçao sprach E. B. Tylor. Die Sprachen, welche von den aus Westafrika nach Amerika transportirten Sklaven mitgebracht wurden, sind zumeist verschwunden, und was davon übrig geblieben, ist zersetzt durch die Beimischungen aus den Sprachen der europäischen Herren. (So entstand das sogenannte Popplomento in Surinam.) Tylor hat sich mit dem Negerenglisch in Surinam und dem Negerspanisch auf Curaçao näher beschäftigt; auf dieser Insel mußten bekanntlich die Spanier den Holländern Platz machen. Dadurch kamen viele holländische Wörter in das Negerspanisch, das aber immer noch eine Art von spanischem Charakter bewahrte. Auch in Surinam hat das Negerenglisch seit der Besitznahme durch die Holländer seinen vorwiegend englischen Charakter nicht verloren.

Die Herrnhuter haben das Neue Testament in den Surinamdialekt übersetzt. „Werfend ein Netz in die See, denn sie waren Fischer; englisch: casting a net into the sea, for they were fishers; surinamisch: *dem hiti netti na ini watra; bicasi* (because) *dem de fisiman.*

Englisch: Even so every good tree bringeth forth good fruit. Surinamisch: *We ibrievan boen boom de meki boen vroektoe.* Ibrievan ist das englische every one; meki ist make; boen ist das spanische bueno; boom statt tree ist holländisch, wie vroekte (sprich frukte), Frucht, gleichfalls niederdeutsch ist.

Tylor macht einige Bemerkungen über dieses Sprachengemisch. Zwei Völker, welche ganz oder annähernd dieselbe Sprache reden, können von sehr verschiedener Abstammung sein; ist das herrschende Volk zahlreich und gebildet, so wird es bei dem eroberten oder dienenden Volke allmälig mit seiner Sprache durchdringen; ist es nicht sehr zahlreich und weniger gebildet, dann findet das Umgekehrte statt. Wir haben dafür eine Menge von Beispielen.

Die Landenge von Panama und der Darien-Kanal wurden von dem bekannten Doctor Cullen zur Sprache gebracht. Er schilderte die einzelnen Vorschläge, welche zur Herstellung einer interoceanischen Wasserstraße gemacht worden sind, und deren wir neulich im Globus nicht weniger als anderthalb Dutzend aufgezählt haben. Die Strecke zwischen dem Caledoniahafen und dem Golf von San Miguel hat, ihm zufolge, vor allen anderen erhebliche Vortheile; sie sei, abgesehen von der Chiriquiroute, die einzige, welche auf beiden Seiten einen guten Hafen habe. Im Jahr 1853 wurden verschiedene Expeditionen unternommen, um eine praktikable Linie für den Kanal ausfindig zu machen; sie hatten aber keinen günstigen Erfolg, weil die Leitung in schlechten Händen, z. B. Gisborne's gewesen sei; man untersuchte den Punkt nicht, wo ein Durchstechen der Landenge möglich sei, nämlich landeinwärts vom Caledoniahafen. Dort, sagt Cullen, bildet die Cordillera zwei Ketten, deren Endpunkte hinter einander übergreifen; zwischen ihnen läuft ein Thal schräg in einem Winkel von etwa 20 Grad mit der Küste. Im Jahr 1860 wurde diese Linie theilweise von Bourdiol, de Puydt und Tronchon untersucht, und im folgenden Jahre von ihnen und de Champville noch einmal; 1864 waren de Puydt und Tronchon abermals dort; im Frühjahr 1865 wurden dem neugranadinischen Congresse zu Bogota von zwei Compagnien und drei Handelsfirmen Gesuche überreicht, in denen man um Privilegien für die Anlage eines Kanals auf dieser Linie nachsuchte. Er würde 35 englische Meilen lang sein. Der höchste Punkt in dem Querthale würde nicht mehr als 250′ über dem Meere liegen; man müsse aber noch eine sorgfältige Untersuchung anstellen.

E. Hopkins bemerkte, daß er im Auftrage des Präsidenten von Neugranada verschiedene Theile des Isthmus von Panama untersucht habe. Es sei nun seine Ueberzeugung, daß nur von einer einzigen praktikabeln Route für einen interoceanischen Schiffskanal die Rede sein könne. Diese laufe unweit von der Panamabahn, und zwar vom Rio grande auf der westlichen Seite bis zum Rio de Chagres an der atlantischen Küste. Die Entfernung zwischen beiden Flüssen betrage 8 oder 9 Miles, die beträchtlichste Erhebung 260 Fuß, das Gestein sei ein weicher, zerreiblicher Granit, durch welchen man sich leichthin durcharbeiten könne. Man brauche nur einen mäßig breiten Durchstich von Salzwasser zu Salzwasser, die Flutströmungen würden dann das Uebrige thun und den Kanal frei und offen erhalten. Die Kosten würden ungefähr 10 Million Pfd. Sterl. betragen. —

Man sieht, daß in Bezug auf diesen Kanal die Ansichten

immer noch weit auseinander gehen und Alles in der Luft schwebt. Wir wollen hier beiläufig bemerken, daß über den Nichtzusammenhang der südamerikanischen Cordilleren mit den centralamerikanischen Gebirgen unser Landsmann Moritz Wagner einen vortrefflichen Bericht gegeben hat (Münchener Akademie der Wissenschaften, am 27. Nov. 1858); derselbe steht in den Münchener Gelehrten Anzeigen, 1859, Nr. 2, S. 18 ff.

Die Vancouverinsel vor der Nordwestküste Amerika's ist, wie unsere Leser wissen, in den letzten Jahren mehrfach untersucht worden. R. Brown schilderte die Expedition, welche er im Auftrage einer Erforschungsgesellschaft im Sommer 1864 gemacht hat. Er zog mit einem Astronomen, Zeichner, Naturforscher, mehren Assistenten und indianischen Jägern durch die Insel. Von dem Ausgangspunkte Cowichan Harbour ging er nach dem befestigten Indianerdorfe Whyack und erforschte unterwegs den großen Cowichan-See, der 22 Miles lang und bis zu $^3/_4$ Miles breit und von zwei, 2000 bis 3000 Fuß hohen Bergketten umgeben ist. Von diesem See ab drang er durch eine Waldgegend nach Südwesten bis zum Rittinahtflusse, schiffte auf Flößen denselben über manche Stromschnellen hinab und kam nach einer sehr gefährlichen Fahrt an eine 18 Miles lange, tief ins Land eindringende Föhrde, an deren Ufern viele Indianerdörfer liegen. — Inzwischen halte Lieutenant Leech die Insel vom Sooke Harbour nach dem Cowichansee durchzogen; beide Partien fuhren dann zur See nach Nanaimo an der Ostküste, erforschten die verschiedenen Arme des Courtenayflusses und fanden sehr ausgedehnte Kohlenfelder. Sie kreuzten dann die Insel in der Richtung des Central-Lake und entdeckten unterwegs außer fünf neuen Seen auch noch mehre Flüsse. Der Centralsee ist 18 Miles lang. Von seinen Ufern gingen sie nach dem Kleecoot-See und weiter zur Niederlassung Alberni; von dort wieder nach Nanaimo. Das Gesammte des Innern ist gebirgig, aber gut bewaldet; man fand an verschiedenen Stellen Gold und andere Metalle, aber wenig Wiesenland. Zwischen Nanaimo und Alberni laufen 4 verschiedene Bergketten, deren höchste Gipfel von 3700 bis zu 5500 Fuß Höhe haben.

Der Gebrauch der Rosen im Orient.

r. Dionysos Anthios, der Blümige (ἄνθος die Blume) war bei den Hellenen der Gott des Weines, der Bäume und Blumen, der seine Residenz bald in dem Blumenlande Phyllis, bald auf dem rosenreichen Pangaeon, bald in den Rosengärten Macedoniens und Thraciens aufschlug. Ehe er Blumen hatte, bekränzte er sich mit Epheu; erst nach seiner Rückkehr aus Indien schmückte ihn Aphrodite mit einem Blumenkranze. Die alten Hellenen waren Freunde dieser lieblichen Kinder Floras, und diese Liebe der Alten hat sich auf die heutigen Griechen vererbt. Die Rose hatte unter allen Blumen eine hohe Bedeutung, ihr Aroma wurde für das edelste gehalten. Die Araber bereiteten schon 1000 n. Chr. daraus das Rosenwasser; die christlichen Kirchen wurden, ehe man sie zu Moscheen umwandelte, damit gewaschen. Saladin sandte auf 500 Kameelen Rosenwasser, um die von den Kreuzfahrern in eine Kirche umgestaltete Moschee des Omar zu reinigen; Mahomed II. ließ die Sophienkirche in Konstantinopel durch viele tausend Okken Rosenwasser auswaschen, ehe sie für die Verehrung des Propheten geweiht wurde. Die Bewohner Asiens besprengen Kleider und Gemächer, die Perser Straßen und Wege mit Rosenwasser, eben so den in die Wohnung tretenden Fremden als Zeichen des Willkommens. Die Bewohner der Jonischen Inseln bespritzten mit demselben in neuerer Zeit die griechischen Soldaten, als dieselben nach Vereinigung der Inseln mit Griechenland dorthin kamen. Eine Sultanin Indiens ließ in ihrem Garten eine Cisterne mit Rosenwasser füllen, um aus dieser durch kleine Schleußen das Wasser in dem Garten umherzuleiten, um denselben mit Rosendüften zu erfüllen.

Schon Homer führt als das auserwählteste Oel das Rosenöl an, mit welchem Aphrodite den Leichnam des Patroklus salbte. Es war jedoch dieses nicht das heute gebräuchliche ätherische Oel der Rose, sondern durch Digestien der Rosenblätter mit fettem Oel dargestellt (s. Plinius Naturgeschichte XXI, Cap. X).

Zu den besten Confitüren der Orientalen, die dem Fremden bei Besuchen präsentirt und löffelweise mit Wasser genossen werden, gehört der Rosenzucker (Rodosachari), der durch Einrühren der frischen Rosenblätter im kochenden Zuckersyrup dargestellt wird, also eine Art Conserve, in welcher man die ganzen Rosenblätter noch unterscheiden kann. Die im April blühende Rosa centifolia besitzt leicht abführende Eigenschaften, deshalb werden Aprilrosen-Conserven von vielen Orientalen täglich am Morgen als angenehme Hausarznei genossen. Früher galt der Rosenzucker als Heilmittel für Lungenkrankheiten und Krankheiten des Mundes.

Eines der beliebtesten Aromen des Orients ist auch der Rosenessig (Rodoxidon), der für das ganze Jahr vorräthig bereitet wird, theils als Zusatz zum Salat, theils als stärkendes und reizendes Mittel bei Krankheitsfällen und Ohnmachten. Cataplasmen aus Rosen sind im Oriente gegen Frauenkrankheiten im Gebrauche. Zu dem Rosenessig nehmen etwas zu beleibte orientalische Damen verschiedener Altersstufen löffelweise ihre Zuflucht, um sich von der Fettsucht zu heilen und sich eine sentimentale sogenannte interessante Gesichtsfarbe zu verschaffen; ein Mittel, welches besonders zu dem letztgenannten Zwecke auch in unseren kultivirten Landen leider oftmals Anwendung findet und schlimme, lange anhaltende Krankheiten hier wie im Oriente zur Folge hat.

r. **Schwammfischerei auf den Bahama-Bänken.** Die Schwammfischerei ist ein sehr einträgliches Geschäft der Umgebung von Key-West in Florida geworden. Im Jahre 1860 sind, nach Simmonds, dort ungefähr 100,000 Pfd. Schwämme gesammelt worden, die einen Werth von 25,000 Dollars repräsentiren. Die feinere Sorte Schwämme kommt aber an den amerikanischen Küsten nicht vor.

Die Schwämme werden mit starken, zweizinkigen, an langen Stangen befestigten Gabeln von den Felsen losgestoßen. Auf den Straßen und in der Umgebung von Nassau auf Neuprovidence sieht man ungeheuere Mengen von Schwämmen alle freien Plätze und sogar die Hausdächer bedecken. Sie liegen hier zum Trocknen, wohl auch zum Bleichen, nachdem sie vorher einige Wochen lang vergraben gewesen sind, um die darin wohnenden Zoophyten zu tödten, und werden dann gewaschen. Sie werden ferner von den ihnen anhängenden Felsstückchen gereinigt, gepreßt und in Ballen von ungefähr 300 Pfund für den londoner Markt verpackt.

r. **Ein Begräbnißplatz in der Wüste von Atacama.** Mit Salztheilen überladene, trockne, heftig wehende Winde konserviren Körper, die man ihnen aussetzt. Davon haben die alten Bewohner Peru's Gebrauch gemacht, indem sie ihre Todten auf der Erde ließen, statt sie darunter zu bringen. In der Wüste von Atacama entdeckte Dr. Reid, einer der letzten Durchforscher Peru's, durch Zufall einen solchen Todtenplatz. Männer, Weiber, Kinder, 600 an der Zahl, alle völlig gut erhalten, waren in Halbkreisen, wie in Betrachtungen versunken, niedergesetzt. Seit Jahrhunderten sitzen sie da, jeder Leichnam hat neben sich einen Krug Mais und ein Kochgefäß.

F. v. H. **Jagd in Persien.** Dem vor Kurzem bei F. A. Brockhaus erschienenen vortrefflichen Werke Dr. J. E. Polacks über Persien — wir werden dasselbe näher besprechen — entnehmen wir einige interessante Details über die dortige Jagd. Diese ist im ganzen Lande Jedermann gestattet, mit Ausnahme einiger königlichen Reviere in der Nähe der Hauptstadt, wo Jagdwächter aufgestellt sind, die nur gegen Bestechung dort Jäger zulassen. Trotz dieser allgemeinen Jagdfreiheit ist das Wild ziemlich häufig, wozu mehre Ursachen beitragen. Es wird nämlich zum Genusse das Fleisch der Hausthiere dem Wildpret vorgezogen; auch sind gute Schießwaffen in Persien sehr theuer, und überdies versteht man die Felle der jagdbaren Thiere, mit Ausnahme des wilden Esels und des Argalischafes, nicht zu gerben. Die unermeßlichen Ebenen machen auch das Verfolgen des Wildes nur mit ausgezeichneten Pferden und arabischen Hunden (tāzi) möglich, so daß die Jagd (schikār) bedeutende Kosten verursacht und nur reiche Leute diesem Vergnügen nachgehen können. Als Jagdgewehr bedient sich der Perser meist der europäischen Flinte, die man englische (tufenk-e-inglis) nennt. Zur gewöhnlichen Jagd braucht man einige berittene Bediente, die das Wild zutreiben, und arabische Hunde, welche es verfolgen. Bei größeren Jagden bedient man sich auch der Falken (gutsch, baz) vorzüglich zum Jagen von Geflügel, seltener von Gazellen. Die Falkenjagd besteht, ähnlich wie bei uns im Mittelalter, noch in ziemlicher Ausdehnung, kommt aber der hohen Kosten wegen immer mehr in Abnahme.

Der jetzt regierende Schah ist ein passionirter Jagdliebhaber; er unternimmt häufig Ausflüge in die Ebene von Teheran und Rages, wo er unsern von den Ruinen letzterer Stadt auf

einem Hügel ein kleines Jagdschloß besitzt. Die wichtigste Hofjagd findet einmal im Jahre gegen Ende des Monats Dezember im Thale des Dschedscherudflusses statt, wo ebenfalls ein kleines Jagdschloß steht. Am bestimmten Jagdplatz haben bereits vorher zahlreich ausgestellte Treiber und Soldaten die dominirenden Hügel besetzt; sie treiben nun dem König das Wild zu, damit er es mit gesegneter Hand erlege. Es wird jedoch auf vorüberrennendes Wild von mehren Schützen zugleich geschossen; natürlich ist es immer die Kugel des Schah, welche das Wild erlegte. Auf Geflügel schießt der König in der Regel allein; obwohl etwas kurzsichtig ist er doch, wie fast alle Perser, ein guter Schütze. Jedes Rebhuhn, worauf er zielte, wird ihm, wenn er es auch nicht getroffen, von der Begleitung gebracht, denn es ziemt sich nicht, daß der Schah einen Fehlschuß gethan. Zu diesem Zwecke führt das Gefolge frischgeschossene Rebhühner in den Jagdtaschen, welche in erlaubter Täuschung als von königlicher Hand erlegt producirt werden.

Als jagdbare Thiere kommen zur Zeit in Persien vor:

Die Hyäne (Canis hyaena *L.* = Hyaena striata, pers. kiefter) ziemlich häufig in der Nähe der Hauptstadt und wenig gefürchtet, weil sie niemals Menschen angreift.

Der Wolf (Canis lupus *L.*, pers. gurk) das gefährlichste Raubthier, selbst den Löwen und Tiger nicht ausgenommen, häufig in allen Gegenden des Landes.

Der Schakal (Canis aureus *L.*, pers. schagāl), wohl das verbreitetste Thier in ganz Persien, das sogar in den Städten, wie in Teheran, Isfahan ꝛc. Nachts sein widerliches Geheul vernehmen läßt.

Der Fuchs (Canis alōpex, pers. rubāh) und der Marder (Mustelina martes *L.*), ebenfalls häufig und den Hühnerställen sehr gefährlich.

Der Tiger (Felis tigris *L.*, pers. baber), nicht selten in den Wäldern Masanderans, soll jedoch die Kinder, welche daselbst das Vieh hüten, nie angreifen.

Der Gepard (Felis jubata *Schreb.*, pers. jus pelenk), früher zu Jagden abgerichtet, ebenfalls in den Wäldern Masanderans.

Der Luchs (Felis lynx *L.*) desgleichen.

Der Löwe (Felis leo *L.*, pers. schir), ohne Mähne in Arabistan und in dem Gebiete des Persischen Meerbusens.

Der Leopard (Felis leopardus *Cuv.*, pers. pelenk) ebendaselbst häufig, einzeln auch an anderen Orten auf Hügeln im Tafellande.

Der Bär (Ursus arctos *L.*, pers. chirs) auf den Bergen des Elburz, Elwend u. s. w., ziemlich klein, schmutzigbraun, wird häufig eingefangen und von den Schwarzen zur Volksergötzung im Lande herumgeführt.

Endlich werden die Fischotter (Lutra vulgaris *Ercl.*, pers. sekmāhi) und der Biber (Castor fiber *L.*, pers. dschundebidester) hie und da erlegt und verwerthet.

M. **Vegetation in Cornwallis.** Cornwallis, „das Horn von Wallis", hat ein eigenthümliches und zwar sehr sanftes Klima, besonders im Winter. Viele Gewächse, die bei uns den Winter über nur in Treibhäusern am Leben bleiben, gedeihen dort draußen. Trotzdem Cornwallis noch nördlicher als 50° nördl. Br. und also mit Prag, Kiew ꝛc. auf gleicher Breite liegt, gedeihen dort Myrthen, Lorbeeren, Fuchsien, Granatbäume und Hortensien im Freien bis zu ansehnlicher Höhe und blühen gar üppig. Man benutzt sie zu Hecken, Gebüschen und läßt sie Sommer und Winter draußen. Der bekannte französische Schriftsteller Alphons Esquiros erzählt in der Revue des deux Mondes, daß er zu Grove-hill in der Nähe von Falmouth eine Besitzung besucht und in deren Gärten, die durch ihren Reichthum an die Canarischen oder Azorischen Inseln erinnern, Dattel-, Orange- und Citronenbäume gefunden habe; die beiden letzteren blühten üppig und gaben reife Früchte. Er sah einen Baum, von welchem an einem Tage 123 Citronen, alle von ausgezeichneter Qualität, gepflückt waren. Man würde glauben in Italien oder Spanien zu sein, wenn nicht der üppige Graswuchs und die dunkelblaugrünen Tinten der Bäume an das mehr feuchte Klima Englands erinnerten. Der Eigenthümer jener Besitzung, ein Herr Fox, pflanzt Gewächse von Australien und Neuseeland, aus kälteren und gemäßigteren Gegenden neben einander. Die große sogenannte hundertjährige Aloe oder die amerikanische Agave steht nicht in Töpfen oder Gefäßen, wie solches in unseren Gärten der Fall ist, sondern ist in den Boden gepflanzt und bildet natürliche Hecken und Alleen. Zu Penjerrick, einer andern Besitzung desselben Eigenthümers, findet man ebenfalls ein buntes Gemisch von Pflanzen verschiedener Zonen. Woher hat nun Cornwallis diese sanfte Luftbeschaffenheit? In erster Stelle verdankt es solche dem Seeklima, wodurch die Winter weniger kalt, aber auch die Sommer weniger warm sind, als im Innern des Landes. Aber die Milde der Luft wird im S.W. Englands, wie in einem großen Theile des nordwestlichen Europa, auch bedeutend durch den Einfluß des Golfstroms vermehrt. Im Winter ist das Meer bei Cornwallis 4 bis 5° wärmer als der Boden; dadurch wird die Kälte der Luft gemäßigt, und wenn auch einzeln ein wenig Schnee fällt, so schmilzt solcher auf den dem Meere zugekehrten Hügelabhängen sofort. Vom Dezember bis März gibt die außergewöhnlich milde Witterung Gelegenheit, vieles Gemüse zu ziehen, welches für gutes Geld nach London geschickt wird. Aber nach April ist es nicht besonders warm, und die Kornernte fällt, da die Sommer von Cornwallis meistens feucht sind, verhältnißmäßig spät, viel später als auf derselben Breite in Deutschland und Frankreich. Aus Obigem geht hervor, warum viele Gewächse, besonders Bäume wärmerer Gegenden im nördlichen Europa nicht am Leben bleiben: es fehlt ihnen nicht an hinreichender Wärme des Sommers, aber die Strenge des Winters läßt sie umkommen.

Großbritanniens Mineralerzeugnisse 1864. In diesem Jahre sind 3268 Kohlengruben in Betrieb gewesen, und diese haben 92,787,873 Tons gefördert. Davon kommen allein auf Durham und Northumberland mehr als 23 Millionen. Der Kohlenexport nach dem Auslande betrug 8,275,212 Tons.

Eisen. 10,064,890 Tons Eisenerz, das aber für den Bedarf der englischen Fabrikation nicht ausreichte, denn es wurden mehr als 75,000 Tons eingeführt. 612 Hochöfen, welche 4,767,951 Tons Roheisen lieferten, wovon auf England 2,620,472, Schottland 1,158,750, Wales 988,729 Tons kommen. An Roheisen wurden nur 465,951 Tons ausgeführt, alles Andere ist verarbeitet worden in 127 Eisenwerken mit 6262 Puddelöfen und 718 Walzwerken.

Gold. In 5 Gruben in Merionetshire 2887 Unzen im Werth von 9991 Pf. St.

Zinn. In Cornwallis und Devonshire wird schon seit 2000 Jahren Zinn gefördert; 15,211 Tons Zinnerz, die 10,108 Tons ergaben im Werthe von 925,969 Pf. St.

Kupfer. 192 Gruben im südwestlichen England und etwa 30 in anderen Landestheilen; 214,604 Tons Erz, welche 13,302 Tons und 13 Centner Erz lieferten. Eingeführt wurden außerdem 67,283 Kupfererz, 26,018 Kurferregulus, 10,015 Tons „Bricks" und Pigs", und 14,924 Tons Kupferbarren.

Blei und Silber. 94,433 Tons Bleierz ergaben 91,283 Tons Blei und 641,088 Unzen Silber.

Zink. 15,047 Tons Erz ergaben 4040 Tons Zink.

Der Gesammtwerth der Mineralien betrug an den Erzeugungsstätten (Bausteine ꝛc. nicht mitgerechnet) 31,604,047 Pf. St.; jener des geschmolzenen Metalles 15,281,869 Pf. St., so daß mit Hinzurechnung des Werthes der Kohlen in den Gruben, 23,197,968 Pf. St. und etwa $1^1/_2$ Mill. für andere Erdmineralien sich eine Gesammtsumme von 39,979,837 Pf. St., also etwa 250 Mill. Thaler herausstellt!

Die irische Nationalität schmilzt immer mehr zusammen. Wir berichteten bereits früher (Globus V, 31) nach statistischen Quellen, daß die Zahl derjenigen Menschen in Irland, welche nur ihre alte keltische Muttersprache, das Ersisch, reden, 163,275 im Jahre 1861 betragen habe. Am 23. Mai 1865 hielt die irländische Gesellschaft zu London unter dem Vorsitze des Lord Calthorpe ihre Jahreszusammenkunft. Prediger Thomas wies darauf hin, wie nothwendig es sei, das irische Volk in seiner Muttersprache zu unterrichten, und wie mangelhaft jetzt der Schulunterricht in derselben sei. Dabei gab er eine Statistik der Menschen in Irland, die nur Ersisch reden. Sie vertheilen sich auf folgende Grafschaften: Waterford 10,467, Clare 7,126, Cork 16,704, Kerry 24,971, Donegal 22,156, Mayo 32,228, Galway 41,512. Es ergiebt dies eine Gesammtsumme von 155,164 Seelen, also 8111 weniger als im Jahre 1861. So schnell nimmt die Zahl derjenigen ab, die allein Irisch reden; die englische Sprache greift immer mehr um sich.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Ethnographische Schilderungen aus dem Gebiete des Amazonenstroms.

III.*)

Fahrt auf dem Ucayale. — Region der Stechmücken. — Verwüstungen durch die Blatternkrankheit. — An der Mündung des Pachitea. — Die Gründung der Missionen vom Kloster Ocopa aus. — Erinnerung an das Volk der Panos. — Schilderung der Conibo-Indianer. — Ihre äußere Erscheinung; Männerputz; die Frauen. — Das Blasrohr und das Pfeilgift der Ticunas. — Fang der Schildkröten; die Eier und das Oel. — Wie die Conibos mit den Fingern zählen. — Die Bereitung der Kähne. — Das Zähmen wilder Thiere. — Allerlei Sitten und Gebräuche.

Wir haben in früheren Mittheilungen die interessante Fahrt Paul Marcoy's auf dem Apu paro, d. h. dem obern Laufe des Ucayalé geschildert. Diesen letztern Namen nimmt der Strom an, nachdem der Pachitea, vom Westen her, sich in ihn ergossen hat. Beide Flüsse sind nun von der größten Wichtigkeit geworden, nachdem Lande der Conibos. Das Wasser des Stromes war fortan ruhig, von Stromschnellen und Felsenblöcken drohte keine Gefahr, aber nun begann die Gegend, in welcher die Stechmücken eine geradezu unaussprechliche Plage bilden, namentlich zur Nachtzeit; auch Moskitonetze helfen kaum etwas, und weiße Menschen kommen in Folge der



Hütten bei einer Bananenpflanzung. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

sich (wie wir mehrfach im Globus hervorgehoben) herausgestellt hat, daß sie für Dampfer fahrbar sind und vom Atlantischen Weltmeere her einen Weg bis tief ins Innere von Peru eröffnen.

Marcoy entwirft sehr eingehende Darstellungen der Gegenden und der Völker am Ucayale; von keinem andern Reisenden sind dieselben umfassender beschrieben worden. Unsere Leser kennen die Charaktergemälde, welche er von den Antis und den Chontaquiros geliefert hat (Globus VIII, S. 8 bis 43). Nun finden wir ihn am eigentlichen Ucayale, auf dem Wege nach der Mission Sarayacu im

hundert und aber hundert Stiche zu einer nervösen Reizbarkeit, die sich kaum beschreiben läßt.

Die Schiffe legten am dritten Tage der Fahrt vor einigen Hütten an, welche in einer Bananen-Anpflanzung standen. Sogleich drang eine Schaar von Indianern hervor; sie schrien laut und gaben den Reisenden Zeichen, nicht ans Land zu kommen. Die Männer schlugen ärgerlich und drohend mit ihren Bögen auf die Erde, die Frauen kreischten vor Entsetzen, und eine furchtbar häßliche, abgemagerte Alte, eine wahre Hexe, die eben der Hölle entlaufen zu sein schien, rannte bis dicht an den Fluß und spie mehrmals in denselben hinein. Trotz alledem gingen die Reisenden ans Land und verschenkten mancherlei Siebensachen,

*) S. Bd. VIII, S. 8 u. 37.

aber die Indianer zitterten. Doch zeigten sie sich nun gastlich und brachten einige Speisen herbei.

Woher diese Furcht? Die braunen Leute fürchteten sich, daß die Fremden ihnen die Blattern zubringen könnten. Diese sind die entsetzlichste Geißel, vor welcher sie viele Meilen weit in die Wälder fliehen. Sobald die erste Pustel sich bei Jemand zeigt, bemächtigt sich Aller ein unaussprechlicher Schrecken; wer die Krankheit bekommt, weiß kein anderes Mittel, als in den Fluß zu springen, um sich abzukühlen, und ist dann allemal eine Beute des Todes. Nicht bloß den Waffen und den Civilisationsversuchen von Seiten der Peruaner und Brasilianer, sondern insbesondere auch den Blattern muß man es zuschreiben, daß so viele Stämme zwischen dem Huallaga, dem Marañon, dem Ucayale und untern Amazonenstrome so sehr zusammengeschmolzen oder ganz verschwunden sind. Im 18. Jahrhundert zählte man in jener Region noch mehr als 120 Stämme; jetzt sind deren kaum noch 30 vorhanden!

nahmen, waren aber kaum 30 im Dorfe anwesend, weil die übrigen in den Wäldern der Jagd und auf dem Wasser dem Fischfang oblagen. Es war die Absicht der Leute, sich einen Papa oder Tayta, d. h. Missionär, aus Sarayacu zu holen.

Die Fahrt auf dem Ucayale, von Santa Rita ab, war sehr bequem, das Strombett ohne Klippen und Baumstämme. Auch an Lebensmitteln hatte man Ueberfluß, weil man in jeder Conibohütte für Nadeln, Fischangeln und Glasperlen vollauf Mandioca, Bananen, Schildkröten und Fleisch vom Lamantin, vom Tapir und von Affen erhielt; auch zogen die Ruderer manchen Fisch an Bord, und Schildkröteneier fand man zu tausenden. Abends gingen die Reisenden ans Land und lagerten sich, umgeben von einem Flammenkreise, welcher die Nacht über unterhalten wurde, nicht bloß, um die Mücken abzuwehren, sondern die hungrigen Jaguare und die gierigen Krokodile. Dann und wann fand sich eine kleine Horde umherstreifender Indianer ein und blieb bis zum Morgen.



Wohnhütten der Conibos. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

Fünf Tage lang verweilte Marcoy an der Mündung des Pachitea. Dieser hat hier eine Breite von etwa 1000 Fuß; er wird 82 Lieues von dieser Stelle entfernt gebildet durch die Vereinigung des Pozuzu und des Pastazza, welche auf den entgegengesetzten Abhängen der Cordilleren von Huanuco entstehen. Weiterhin empfängt er am rechten Ufer den Pichi, am linken den Carapacho, Cosientata und Callissea.

Der Tampu Apurimac, welcher nach seiner Vereinigung mit dem Quillabamba Santa Ana den Namen Apu Paro führt, heißt nach der Einmündung des Pachitea Ucayale, d. i. Begegnung, Vereinigung. Auf einem Hügel am Ufer lag eine Hütte der Conibos, das erste Gebäude einer Mission, welche die Indianer, unter dem Namen Santa Rita, an dieser Stelle gründen wollten. Etwas entfernt standen noch einige andere luftige Gebäude mit Dächern von Schilf oder Palmblättern. An einigen Stellen war der Boden urbar gemacht und mit Mandioca, Baumwolle 2c. bepflanzt worden; von den etwa 120 Conibos, welche solchergestalt einen Anlauf zum Ackerbau

Eine derselben kam von einem Streifzuge gegen die Remos zurück, welche ihnen einen Kahn nebst Rudern gestohlen hatten. Um die Diebe zu züchtigen und ihr Eigenthum wieder zu holen, waren sie Abends in den Fluß Apujau hineingefahren, um die Remos zu überrumpeln. Diese waren aber auf der Hut gewesen und konnten die Flucht ergreifen; ihre Hütten wurden niedergebrannt.

Der Fluß Capucinia, welcher von den westlichen Ausläufern der Sierra de Cuntamana herabkommt und in den Ucayale auf dessen rechtem Ufer mündet, bildet die Grenze zwischen den Conibos und den Sipibos; aber beide Völker sind stammverwandt und reden dieselbe Sprache; auch Gesichtsbildung und Sitten gleichen sich.

Marcoy geht (Le Tour du Monde Nr. 244) näher in eine Schilderung der Stämme am Ucayale ein und bringt in dieselbe eine gewisse Ordnung.

Es waren Mönche aus Lima, welche die Missionen am Huallaga gründeten; jene in Maynas und am obern Amazonenstrom sind ein Werk der Jesuiten von Quito. Das apostolische Collegium zu Ocopa in der Provinz

Jauja, von welchem so viele Missionäre ausgegangen sind, wurde erst 1738 gestiftet; die Missionen des Cerro de la Sal, im Pajonal, am Pozuze und am Ucayale verdanken ihr Entstehen Mönchen aus Ocopa. Im vorigen Jahrhunderte zählte man in Peru mindestens 150 Missionen; jetzt sind im Ganzen nur noch acht übrig; zwei am Huallaga, eine am Santa Catalina, unweit von Sarayacu, zwei am Amazonenstrom und drei am Ucayale.

Die Franziscaner aus Lima waren die ersten, welche jene Regionen von Peru erforschten, die zwischen den Flüssen Huallaga, Marañon, Ucayale und Pachitea liegen. Sie fanden am Ufer des kleinen, am linken Ufer des Ucayale einmündenden Flusses Sarah Geneh, der jetzt Sarayacu heißt, ein Volk, dessen Gesichtstypus, Sprache, Kleidung, Sitten und Gebräuche noch bei sechs Stämmen vorhanden waren; diese hatten sich in unbekannter Zeit von ihm getrennt. Das Volk ist jenes der Panos. Sie sind aus der Gegend am Aequator auf dem Flusse Morona hergekommen und haben sich an der Mündung des Huallaga festgesetzt. Dort scheinen die Stämme sich schärfer von einander getrennt zu haben. In Folge von Streitigkeiten mit den Xeberos am obern Amazonenstrome (dem Tunguragua) zogen sie längere Zeit in den Pampas del Sacramento umher und setzten sich am Ende etwa 50 Lieues von ihren ursprünglichen Sitzen am Apu Paro fest. Bei ihren Wanderungen sind sie niemals über den 8. Grad südlicher Breite hinausgekommen.

Für Marcoy's Behauptung, daß Tracht, Kleidung und Kultus an die Traditionen des mexikanischen Hochlandes gemahnen, welche ihrerseits die Collahuas, Aymaras und später die Inkas in diesem Theil Amerika's (angeblich, aber nicht nachweisbar, eingeführt hätten, fehlt jeder Beweis; eben so fehlt derselbe für Marcoy's fernere Annahme, daß die Panos ihren sackartigen Rock den Völkern der nördlichen Halbkugel entlehnt hätten. Sackartige Körperbekleidungen erfindet jedes Volk sehr leicht selbst und braucht dieselben nicht erst von anderen zu entlehnen. Die Panos, so wird weiter gemeldet, hätten eine Art Papier aus Baumrinde verfertigt, welches an das mexikanische, das bekanntlich aus den Fasern der amerikanischen Agave, der Aloe, bereitet wurde, erinnere. Auf demselben hätten sie, mit Hilfe hieroglyphischer Zeichen, wichtige Begebenheiten und die Eintheilung des Jahres verzeichnet. Man fand Götterbilder aus Holz geschnitzt oder aus Thon geformt bei ihnen, Aexte von Obsidian mit zwei Oehren für Stiele. Sie hätten, sagt man weiter, geheimnißvolle Gebräuche gehabt, welche sich auf den doppelten Kultus der Sonne und des Feuers bezogen; sie begruben ihre Todten in einem



Eine Pano-Mestize. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

bemalten, irdenen Gefäße, nachdem sie die Leichen geschminkt, geputzt und umwickelt hatten. Das Alles komme bei anderen südlichen Völkern nicht vor; die Panos hätten in Bezug auf das Herkommen dieser Bräuche tiefes Schweigen bewahrt; die früheren Missionäre seien aber von allen diesen Dingen sehr überrascht gewesen.

Das mag sein, aber man ist noch nicht berechtigt, auf einen Zusammenhang zwischen Azteken und Panos zu schließen. Nirgends mehr als in der Ethnographie der alten amerikanischen Völker ist ruhige Nüchternheit am Platze; wir haben der lächerlichen Phantastereien schon übergenug.

Am Ende des 17. Jahrhunderts waren die Panos sehr zusammengeschmolzen, theils in Folge der Kriege mit anderen Völkern, theils durch die Abtrennung der Conibos, Sipibos, Schetibos, Casibos, Chipeos und Remos. Die Panos wohnten damals, wie bemerkt, am Ufer des Sarayaeu, wo 1686 der Pater Biedma sie fand. Die Patres Girbal (ein unkritischer Mann) u. Marquez, welche die 1767 von den bekehrten Christen zerstörten Missionen am Ucayale wieder neu aufrichteten, schätzten die Anzahl der Panos auf etwa 1000 Seelen, was doch wohl um die Hälfte zu hochgegriffen sein mag. Man taufte sie u. obendrein einige Conibos; von den letzteren zogen aber die meisten wiederum ein freies, wildes Leben vor, und sie thun es noch heute. Auf einer Strecke von etwa 70 Lieues fand Marcoy am linken Ufer des Ucayale nur 8 Wohnungen der Conibos, am rechten Ufer bloß 2; rechnet man jene von Santa Rita und an den kleinen Flüssen Cipria und Hiparia hinzu, dann kommen für das ganze Volk etwa 600 bis 700 Seelen heraus. Auch sie werden verschwinden.



Der letzte Pano von unvermischtem Blute. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

Der Conibo ist 1 Meter und 50 bis 60 Centimeter hoch, schwerfällig gebaut, mit breitem Brustkasten; er hat ein rundes Gesicht, das Weiße in dem schräggestellten Auge ist gelblich, die Pupille tabacksbraun, die Nase kurz und am Ende breit („geplätscht“); die Lippen sind dick, die Zähne gelb aber wohlgestellt, und das Zahnfleisch wird mit Yanamuenkraut (Peperomia tinctorioides) schwarz gefärbt. In dem Ausdruck der Gesichtszüge liegt jenes eigenthümliche Gemisch von Verschwommenheit und Melancholie, welches wir bei der Mehrzahl der „Wilden“ in Peru finden; aber beim Conibo, dessen Gesicht beinahe kreisrund ist, kommt dadurch etwas Gutmüthiges, man möchte fast sagen etwas Naives in die Physiognomie. Die Farbe ist sehr dunkel, aber von einer gemischten und unbestimmten Nuance, etwa jener zwischen neuem und altem Mahagonyholz, und die Haut sehr rauh anzufühlen. Das kommt von den Mückenstichen. Das schwarze, straffe Haar ist voll; vom Barthaar findet man kaum einige spärliche Haare auf Oberlippe und Kinn. Wenn Pater Girbal äußert, die Conibos sähen beinahe so weiß aus wie die Spanier und hätten dichten Bart, so sagt er die Unwahrheit.

Die Frauen sind klein, von untersetztem Wuchs, haben aber nicht die mageren Beine und dicken runden Bäuche, die man bei so vielen Weibern der südlichen Stämme findet. Trotz der Mücken gehen sie fast ganz nackt und haben einen nur schmalen Schurz von braunem Zeug um die Hüften geschlungen. Die Männer tragen einen braunen Sack (Tari) aus Baumwollenzeug; er wird zum Schmucke mit allerlei Figuren bemalt. Beide Geschlechter bemalen das Gesicht mit Roth und Schwarz; die erstere Farbe wird aus dem Orleans (Rocou, Bixa orellana) gewonnen, die zweite aus dem Genipa (Huitoch); Roth wird nur für das Gesicht verwandt, Schwarz für alle anderen Körpertheile.

Bei vielen Indianerstämmen machen wir die Wahrnehmung, daß die Männer ungleich putzsüchtiger sind als die Frauen. Jene sitzen stundenlang, um Haare auszupflücken oder sich zu bemalen, betrachten sich selbstgefällig in einem kleinen Spiegel, besonders an Galatagen, wenn sie sich auch mit weißen und schwarzen Glasperlen (Chaquiras) behängt haben. Die Fassung dieser Bijoux besorgen sie selbst; unser Bild zeigt, in welcher Weise das geschieht. Die Frauen tragen Halsbänder, hängen auch wohl ein Stück Silber oder eine Kupfermünze daran, oder, falls sie dergleichen nicht haben, einen Fingerknochen vom Brüllaffen (Simia Belzebuth).

Manche Conibos gehen alljährlich einmal nach der nächsten Mission, um Beile, Messer und Perlen zu holen. Sie geben dafür Schildkrötenfett und Wachs.

Den Hut haben sie in den Missionen kennen gelernt; sie verfertigen sich diese Kopfbedeckung aus Stengeln der Palmblätter. Alle Arbeit wird von der Frau besorgt;



Conibos. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

sie macht den Boden urbar, säet und pflanzt, besorgt die Ernte, trägt Holz und Wasser herbei, bereitet Speisen und Getränke, webt Zeug, sammelt Wachs und Honig ein, verfertigt und brennt die Töpfe und bemalt dieselben auch mit zierlichen Figuren. Auch muß sie, wenn der Mann einen Ausflug zu Schiff unternehmen will, alles Nöthige im Kahn besorgen und darf besonders den Picha nicht vergessen, d. h. den Nachtsack, oder besser gesagt die Reisetasche,



Ein Remo-Indianer. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

welche auch von ihr verfertigt worden ist. Auf diese legt der Stutzer großen Werth, denn sie enthält das aus zwei scharfen Muscheln verfertigte Instrument zum Auspflücken der Haare, den Tsaun; sodann die Chicaputa, Tabacksdose. Der Taback (Chica) wird aber nur als Gesundheitsmittel gebraucht; man schnupft das grüne zum feinsten Pulver zerriebene Kraut, um den Schnupfen oder Kopfschmerz zu vertreiben, in ähnlicher Weise wie die Antis es thun, und hat auch denselben Schnupfapparat (Glob. VIII, S. 12), welcher Chicachauh genannt wird.

Als Waffen dienen Bogen, Pfeile, Keule und Blasrohr. Aeltere Reisende erzählen von Schilden aus Tapirhaut und Lanzen aus Palmenholz, aber dergleichen sind jetzt nicht mehr vorhanden. Bogen und Keulen werden aus dem Holze der Chontapalme (Oreodoxa) verfertigt, die Sehne des Bogens machen die Frauen aus Blattfasern der Mauritiapalme; die alten Leute verstehen sich auf Herstellung trefflicher Pfeile aus dem Blüthenschaft der Gyneria saccharoides.

Das Blasrohr, dessen sich nicht blos die Conibos, sondern auch die meisten Eingebornen am Ucayale und Marañon bedienen, wird von den Xeberos eingetauscht. Diese wohnen am linken Ufer des Tunguragua (des obern Marañon), im Innern, zwischen den Flüssen Zamora und

Morona. Der Handelswerth eines solchen Blasrohrs beträgt nach unserm Geld etwa 2 Thaler 20 Silbergroschen. Die Waffe ist vortrefflich für die Jagd geeignet; die Pfeile, welche man aus ihr schießt, können recht eigentlich mit Stricknadeln verglichen werden. Man nimmt dazu Blattstiele von Palmen und befestigt an denselben einen Flocken vegetabilischer Seide vom Bombax; die Spitze ist eingekerbt, damit sie in der Wunde abbreche, und mit dem Gifte der Ticunas getränkt. Es schadet nicht, daß es sich dem Blute mittheilt, und wirkt auf das verwundete Thier betäubend. Ein Vogel, der auch nur den leichtesten Stich von einem solchen Pfeil bekommen hat, wird struppig am Gefieder, kann nicht mehr auf den Beinen stehen, taumelt hin und her und fällt nach etwa 10 Minuten um; ein Affe nach 6 bis 8, ein Peccari nach 12 oder 15 Minuten. Die Indianer am Ucayale bedienen sich des Giftes nur auf der Thierjagd, jene am Amazonenstrom vergiften aber auch ihre Kriegslanzen.*)



Eine Conibo-Frau. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

Wälder und Flüsse könnten dem Conibo eine sehr reichliche und mannigfaltige Nahrung liefern, aber daraus macht er sich wenig; er ist recht eigentlich ein Chelenophage, ein Schildkrötenesser. Die Schildkröte spielt in seinem ganzen Leben und Weben eine Hauptrolle. Manche liebe lange Stunde liegt er am Ufer, um die Eigenthümlichkeiten dieses Thieres gründlich zu beobachten.

Am Ucayale legen die Schildkröten zwischen dem 15. August und dem 1. September ihre Eier ab. Um diese Zeit ist der Strom niedrig und die weiten, sandigen Ufer liegen trocken. Der Conibo ist nun in seiner besten Heiterkeit. Mehre Familien machen gemeinschaftliche Sache, schiffen sich ein und fahren nach solchen Plätzen, wo sie eine reichliche Ernte zu finden hoffen.

Sobald die Fischer am Ufer gewisse Linien im Sande bemerken, wissen sie, daß dort Schildkröten ihren Zug gehabt haben. Sie bauen einige Hütten und warten im Schatten derselben ruhig ab, bis die Amphibien erscheinen. So genau wissen sie die Zeit zu berechnen, daß allemal nach ein paar Tagen der ersehnte Augenblick erscheint.

Es ist dunkle Nacht. Zwischen Mitternacht und zwei

*) Nicht blos die Xeberos verfertigen Blasröhre (Sarbacanas oder Pupuñas; auch die Ticunas, Yahuas und einige andere Stämme am Amazonenstrom liefern dergleichen; sie werden aber nicht, wie Humboldt gemeint hat, aus einem Bambusstamme verfertigt, sondern mit großer Kunst und Sorgfalt aus Palmstämmen. — Die Combazas in den Missionen am Huallaga, die Bewohner von Lamas, Tarapote und Balzapuerta an demselben Strome, sodann die Xeberos und Yakuas am obern Amazonenstrome treiben Handel mit den von ihnen für die Jäger verfertigten Giften. Diese aber kommen an Stärke jenen der Ticunas nicht gleich. Von diesem hat ein Töpfchen von der Größe eines Hühnereies einen Werth von etwa 15 Francs und ist dreimal so theuer wie jenes der anderen Stämme. Salz und Zucker sollen als Gegengifte wirksam sein.

Uhr Morgens. Aus der Ferne vernimmt man ein Geräusch, als ob die Springflut heranbrause. Der Strom wallt auf, und dann kommen tausend und abermals tausend Schildkröten ans Ufer. Die Conibos verhalten sich in ihren Hütten ganz ruhig und warten den geeigneten Augenblick ab. Die Schildkröten ziehen in verschiedenen Abtheilungen auf das Land, kratzen mit ihren Vorderfüßen ungemein rasch einen manchmal bis zu 600 Fuß langen, etwa 1 Elle tiefen und 2 Ellen breiten Graben auf und arbeiten dabei so hitzig, daß sie von einer förmlichen Staubwolke umgeben sind. Sobald der Graben tief und breit genug ist, klettert die Schildkröte an den Rand desselben hinauf, dreht sich plötzlich um und läßt nun ihre Eier hineinfallen, mindestens 40 und nie mehr als 60 Stück. Sobald dies geschehen ist, kratzt sie mit den Hinterfüßen und füllt ihrerseits den Graben aus. Bei dem hastigen Durcheinander so vieler tausend Amphibien wird manches Thier lebendig begraben. Das ganze Geschäft nimmt kaum 20 Minuten in Anspruch, und das Heer eilt wieder dem Wasser zu.

Nun ist die rechte Zeit für die Conibos gekommen. Sie springen aus den Hütten, nicht etwa um den Schildkröten den Rückzug abzuschneiden, denn das wäre bei der ungeheuern Menge dieser Thiere geradezu unmöglich, sondern um am Rande des Zuges so viele als irgend möglich auf den Rücken zu legen, und auf diese Art werden hunderte ihnen zur Beute.

Am Morgen beginnt das Abschlachten. Man zerhämmert den dicken Panzer mit Beilen und Keulen, reißt die dampfenden Eingeweide heraus und wirft sie den Frauen zu; diese lösen dann das gelbe, feine Fett ab, das delicater ist als Gänseschmalz. Alles Uebrige gibt ein leckeres Mahl für die Geier und Fischadler, die sich bereits in mächtigen Schwärmen eingefunden haben. Uebrigens läßt man einige hundert Schildkröten am Leben; ein Theil derselben dient zur Nahrung, ein anderer wird nach den Missionen gebracht und verkauft. Diesen schneidet man die Sehnen



Ein Conibo-Stutzer. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

an den vier Füßen ein, damit sie nicht fortlaufen, und bindet sie paarweis aneinander. Sie ziehen nun den Kopf ins Gehäuse ein und geben kein Lebenszeichen von sich. Man wirft sie alle in eine Grube und bedeckt diese mit nassen Zweigen.

Das gelbe Fett wird geschmolzen und abgeschäumt; es ist dann ganz klar und farblos, verliert auch das Kleberige und wird auf irdene Gefäße gefüllt. Aller Rückstand wird ins Wasser geworfen und von Fischen und Caymans gierig verschluckt.

Inzwischen hat man die Schildkröteneier nicht etwa vergessen. Man scharrt sie aus dem Graben hervor und

wirft sie in einen zu diesem Zwecke sorgfältig gereinigten Kahn, der als eine Art von Presse benutzt wird. Die Haut des Eies ist weich und lederartig; man durchsticht dieselbe mit fünfzinkigen Pfeilen, und dann fließt die gelbe, ölige Masse heraus. Sie wird in großen Muscheln gesammelt; man kocht das Oel, schäumt es ab, thut etwas Salz dazu und füllt es dann auf große Krüge. So gewinnt man eine Handelswaare, gegen welche man, wie schon bemerkt, in den Missionen Messer, Angeln und Speerspitzen eintauscht. Die letzteren bestehen aus alten Nägeln, welche von den getauften Indianern in Sarayacu in geeigneter Weise umgeschmiedet werden. Man harpunirt vermittelst dieser Werkzeuge Schildkröten, wenn dieselben in



Leichenklage bei den Conibos. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

dichten Massen auf der Oberfläche des Wassers schwimmen und aus einem Fluß in den andern ziehen.

Der Fischer wartet am Ufer seine Zeit ab. Er sieht einen Schwarm näher kommen, spannt seinen Bogen, legt einen Pfeil auf, an welchem er das kleine Harpuneneisen befestigt hat, zielt horizontal, hebt dann plötzlich den Bogen in die Höhe, läßt den Pfeil einen Bogen beschreiben, und zwar so, daß er beim Herabfallen die Stelle trifft, an welcher die Schildkröte den Kopf aus ihrem Panzer herausgestreckt hat. Nicht selten auch springen mehre Indianer in einen Kahn und verfolgen den Schwarm; sie machen allemal gute Beute. Dabei geht es lustig her, und das muntere Schreien und Lachen nimmt kein Ende.

Sobald eine Ladung Waare beisammen ist, trifft man Vorbereitungen zur Fahrt nach der Mission. Der Conibo wäscht sich, pflückt die Haare aus und kämmt sich sogar, denn er will mit seiner Person einen möglichst guten Eindruck machen. Oelgefäße und lebendige Schildkröten bringt er in der Mitte des Kahns unter, die ganze Familie steigt ein, und das Fahrzeug treibt stromabwärts. Bei der Mission schüttelt der Patriarch oder der Schönredner, — denn auch daran fehlt es den Indianern nicht, — sein langes Haar und kämmt es noch einmal, legt frisches Roth aufs Gesicht, läßt die Frauen zurück, und wenn er an Ort und Stelle ist, beginnt er zu reden: „Ich habe frische Charapas (Schildkröten); Fett und Oel lassen nichts zu wünschen übrig.“ Der Missionär fragt, wie viel Waare angebracht worden sei? Nun reckt der Conibo sich in die Höhe, kratzt hinter dem Ohre und scheint verlegen. Nachdem er sich etwas besonnen, antwortet er: Atschupre, und dabei krümmt er Daumen und Zeigefinger. Dann fügt er hinzu: Rrabui, knickt Mittelfinger und Ringfinger ein und wiederholt dieselben Worte, bis er mit seiner Aufzählung fertig ist.

Atschupre bedeutet 1 und Rrabui 2. Die Sprache der Conibos kennt nur diese beiden Cardinalzahlen; was darüber hinausgeht, ist der Quechuasprache entlehnt, also quimsa 3, tahua 4, pichcca 5 und so fort. Das Quechua ist seit 300 Jahren durch die Missionäre zu einer großen Verbreitung gelangt, und heute kann der Conibo bis 1000 und mehr zählen.

Wir wollen auch einige Worte über das Verfertigen der Kähne sagen. Sie benutzen dazu den Capirunabaum (Cedrela odorata). Das Fahrzeug ist zwischen 10 und 25 Fuß lang; im letztern Falle nimmt die Arbeit

manchmal zwei Jahre in Anspruch! Der Baum wird mit der Axt gefällt und muß einen Monat lang trocknen, dann verbrennt man die Blätter, hackt die Aeste ab, fängt mit dem Behauen an und höhlt den Stamm mit Axt und Feuer aus. Dabei muß sehr sorgfältig Obacht gegeben werden, damit das Feuer keinen Schaden anrichte; zuletzt wird mit dem Messer nachgeholfen. Solch ein Fahrzeug muß natürlich für den Indianer großen Werth haben, und trotzdem kommt es vor, daß er es gegen eine Axt oder ein Beil vertauscht; manchmal werden aber 4 oder 6 Aexte dafür bezahlt. Das Holz hält sich auch im Wasser viele Jahre lang ganz vortrefflich, und die Missionäre lassen Bretter daraus verfertigen.

Der Conibo denkt in Bezug auf Lebensmittel niemals über das Heute hinaus; das Morgen kümmert ihn gar nicht, und auf die Jagd geht er nur, wenn der Hunger ihn zwingt. Der Schildkrötenfang macht ihm Vergnügen, aber er beschäftigt sich mit demselben vorzugsweise nur deßhalb, weil er sich Beile und Messer und Putzsachen verschaffen will. Inmitten der üppigsten Naturfülle hat er manchmal kaum das Allernothwendigste zum Leben, aber auch dann ist er gastfrei. Einige Conibos haben in den Missionen einen schwachen Begriff von Ackerbau erhalten und haben Pflanzungen im Walde, die aber allemal sehr klein sind und aus einigen Bananen, einigem Zuckerrohr, ein paar Baumwollenstauden, etwas Taback, Rocou und Erdnüssen bestehen. Das Ackerbauwerkzeug besteht aus dem Schulterblatt eines Lamantin, welches an einen Stiel befestigt worden ist.

Merkwürdig ist die Gabe dieser Indianer für das Zähmen von Thieren. Junge Tapirs und Peccaris laufen ihnen wie junge Hunde nach und gehorchen den Befehlen. Aras, Pfefferfresser und manche andere gezähmte Vögel fliegen aus der Hütte in den Wald und kommen regelmäßig wieder. Hauptliebling aber ist der Affe, dessen Sprünge und lustige Fratzen den übrigens melancholischen Conibo stets ergötzen. Aber wenn der Indianer betrunken ist, trifft es sich doch, daß er seinen Liebling todt schlägt.

Bei der Verheiratung finden keine besonderen Feierlichkeiten statt. Die Geburt eines Mädchens ist dem Vater so gleichgiltig, ja so widerwärtig, daß er, wenn man ihm dieselbe meldet, sein Moskitonetz anspeit; dagegen schlägt er vor Freude mit dem Bogen auf die Erde, wenn ein Knabe zur Welt gekommen ist, und sagt der Mutter freundliche Worte. Wenn diese nach der Geburt eines Mädchens vom Flusse zurückkommt, in welchem sie sich und das kleine Geschöpf gewaschen hat, senkt sie beim Eintreten in die Hütte den Kopf und ist so beschämt, daß sie kein Wort spricht. Früher drückte man den Kindern die Köpfe platt; seit etwa einem Jahrhundert ist aber dieser Gebrauch in Abgang gekommen.

Das Mannbarwerden der Mädchen feiert man mit großen Festlichkeiten. Dabei werden neue Flöten gespielt, denn das Chebianabiqui-Fest soll würdig begangen werden, und es ist dabei ausnahmsweise den Frauen erlaubt, gemeinschaftlich mit den Männern zu tanzen. Neben der Flöte mit fünf Löchern erschallt die Trommel, Kutukutu, welche aus einem hohlen, mit Kieseln angefüllten Kürbis besteht. Die jungen Mädchen müssen sich toll und voll trinken und werden einen Tag und eine Nacht lang von den alten Frauen im Tanz herumgedreht, bis sie niedersinken und wie Leichen am Boden liegen.

Die Conibos machen sich eine Vorstellung von einem höchsten Wesen, das Himmel und Erde geschaffen hat und bald Papa, Vater, bald Huchi, Großvater, genannt wird. Dieser Gott hat Menschengestalt, füllt den Weltraum aus, bleibt unsichtbar und ist, nachdem er die Erde erschaffen, zu den Sternen aufgeflogen; von diesen herab lenkt er Alles. Man beweist ihm keine Verehrung und erinnert sich seiner eigentlich nur, wenn die Pampa del Sacramento von Erdbeben heimgesucht wird. Diese entstehen, wenn der Große Geist seine himmlische Wohnung verläßt, um einmal nachzusehen, ob die Erde auch noch da sei. Die Conibos laufen aus den Hütten, tanzen, springen und rufen ihm zu, daß sie noch leben.

Der böse Geist Yurima wohnt im Innern der Erde; durch ihn kommt alles Unglück, und er wird so sehr gefürchtet, daß man nur ungern seinen Namen ausspricht. Die Zauberer, welche zugleich Aerzte sind, stehen jedoch mit ihm auf gutem Fuße, haben Mittel gegen Schlangenbiß und Insektenstiche, Amulete und sogar Liebestränke; diese letzteren werden aus dem Fleisch und den Augen des Cuchusca (Delphinus Amazoniensis) bereitet. Diese Yubues oder Teufelsdoctoren werden bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt und thun nichts umsonst; manchmal werden sie aber auch sehr geprügelt, z. B. wenn sie Heilung versprochen haben und der Kranke dennoch stirbt. Der Conibo kommt in einen Himmel, in welchem es sehr kriegerisch zugeht, denn zum Zeitvertreib hat er Kampfspiele, hübsche Mädchen (Aïbo mucaï) sind ihm zu Willen, und er findet ganze Berge, die aus den besten Speisen bestehen; berauschendes Getränk fließt in mächtigen Strömen. Das ist doch noch ein Paradies, welches sich für einen Indianer der Mühe verlohnt. Die Leiche wird in einen Sackrock (Tari) gewickelt, bekommt in die rechte Hand Pfeil und Bogen, man bemalt das Antlitz mit Roth und Schwarz und steckt das Gesicht in ein Trinkgeschirr, eine Kalebasse. Dann wird er mit einer Lamantinhaut umwunden und sieht nun aus wie eine Carotte Taback. Die Frauen tanzen und singen Klagelieder, und bei Sonnenuntergang legt man den Todten in ein großes Thongefäß, welches vergraben wird.

Wir können nicht umhin, einer abscheulichen Widerwärtigkeit zu erwähnen. Die Conibos verzehren leidenschaftlich gern Ungeziefer; aber auch viele andere Indianerstämme, und nicht blos wilde, sind Pthirophagen. Auch Stechmücken, die sich mit Blut vollgesogen haben, sind für den Conibo ein leckerer Fraß.

Das Volk gehörte im 17. Jahrhundert zu den mächtigsten in der Pampa del Sacramento; jetzt ist es dem Untergange nahe und zerfällt in ganz kleine Sippen, deren jede aus einigen wenigen Familien besteht. Sie leben zerstreut am linken Ufer des Ucayale. Der Conibo haßt ingrimmig seine Nachbarn, die Casibos oder Caschibos am Pachitea, nicht minder die Remos und die Amahuacas am rechten Ufer des Ucayale. Aber die verschiedenen Stämme führen jetzt keine Vernichtungskriege mehr gegen einander. Ein Theil ihrer frühern Wildheit hat sich verloren, zur Civilisation sind sie jedoch nicht gelangt.

Wir haben früher ein kleines Vocabularium aus den Sprachen der Antis und der Chontaquiros mitgetheilt (Globus VIII, S. 15 und 39). Wir wollen aus jener der Conibos die Wörter für die dort aufgeführten Gegenstände mittheilen. Ein Vergleich kann zeigen, daß die drei Idiome durchaus verschieden sind.

Baumwolle, huasmue,
Zucker, sanipoto,
Cacao, turampi (wie bei den Chontaquiros),
Canneel, chitani,
Rocou, mase,
Genipahu, nane (bei den Antis ana),
Manioc, adsa,
Mais, seci (im Anti sinci, im Chontaquiro siji),
Tapir, auha,

Bär, huiso,
Schlange, runi,
Peccari-Schwein, yaüa maeüa,
Affe, rino,
Hund, huchete,
Geier, schiqui,
Hahn, ituri buene,
Henne, ituri,
Papagey, baüa,
Taube, nubul,
Fisch, huaca,
Spinne, vinacua,
Fliege, nabu,
Mücke, xio,
Ameise, isiqui,
Banane, paranta.

Die letztere heißt im Antis parianti, im Chontaquiro parisanta. Diese Pflanze und der Mais bedürfen des Anbaues; sie selber und ihre Benennungen sind wohl den drei Völkern von Außen her zugebracht worden.

Ebbe und Flut.

Von Prof. A. **Kayser** in Paderborn.

I.

Unter Ebbe und Flut verstehen wir das in ungefähr 25 Stunden zweimal wiederkehrende Fallen und Steigen des Meeres. Wegen der regelmäßigen Wiederkehr in bestimmten Zwischenräumen nennen wir diese Meeresschwankungen Gezeiten, ein Wort, das auch in dem angel- und niedersächsischen tide, tides, low tide, high tide wieder klingt. Hat sich das Meer in Folge dieser regelmäßigen Schwingung bis zu seinem tiefsten Niveaupunkte zurückgezogen, um nun den Schritt nach einigen Minuten der Ruhe — „todtes Wasser" sagt der Seemann — wieder umzulenken, so hebt die Flut an — flux de la mer nennt sie der Franzose. Sie dauert so lange, als das Wasser immer höher und höher steigt, bis es für das Mal den höchsten Punkt gewonnen hat und dann, eine kurze Weile die Höhe behauptend, wiederum zurücktritt. In diesem Momente beginnt die Ebbe, welche der Franzose darum als reflux de la mer bezeichnet.

Die Zeit, welche zwischen dem tiefsten und höchsten Wasserstande verfließt, ist nicht constant; sie beträgt durchschnittlich 6 Stunden 50 Minuten. Ebbe und Flut erfordern daher durchschnittlich 12½ Stunden; so kommt es, daß der Moment des höchsten und tiefsten Wasserstandes täglich ungefähr eine Stunde vorrückt. Die Beschleunigung oder Verzögerung schließt sich dem scheinbaren Tageslaufe des Mondes um die Erde an, so daß während je zweier Durchgänge des Mondes durch den Meridian eines Ortes zweimal Hoch- und zweimal Tiefwasser eintritt.

Die Flut, welche die Sonne und den Mond im Meridian hat, heißt Zenithflut, die zu gleicher Zeit eintretende antipodarische Nadirflut. Es ist jedoch zu bemerken, daß in der That das Hochwasser nur an sehr wenigen Meeresstellen mit dem Durchgange der Sonne und des Mondes durch den Meridian eines Ortes genau zusammenfällt. Zur Zeit des Voll- und Neumonds geht Luna am raschesten auf ihrer Wanderung um die Erde, sie gebraucht nur 24 Stunden 37 Minuten, so viel Zeit verstreicht dann auch zwischen je drei Fluthöhen. Schläfriger schreitet sie beim ersten und letzten Viertel einher; dann gebraucht die Langsame 25 Stunden 27 Minuten, und eben so viel Zeit liegt auch zwischen drei Fluthöhen. Nicht weniger Abwechselung tritt in der Höhe zum Vorschein, zu welcher die Flut aufsteigt, oder der Tiefe, zu welcher die Ebbe hinabsinkt; auch dieser Wechsel schließt sich dem Mondlaufe an. Um die Zeit des Neu- und Vollmonds steigt die Flut höher als zur Zeit der beiden Mondviertel. Der Deutsche nennt jene bezeichnend Springflut, diese trefflich Nippflut. In der Nordsee treten die Vollmondspringfluten jedoch erst ungefähr zwei Tage nach dem Vollmonde ein. Die höchsten Springfluten zeigen sich zur Zeit der Aequinoctien, sowie bei Mond- und Sonnenfinsternissen. Ebenso steigt die Flut höher, wenn der Mond in der Erdnähe (Perigäum) sich befindet, als wenn er in der Erdferne (Apogäum) steht.

Das Phänomen der Gezeiten tritt mit besonderer Energie an den Küsten der offenen Meere auf. An den in das offene Meer hinaustretenden Küsten von Brest und Cap Lizard steigen die Springfluten auf 18 bis 19 Fuß; im Golf von Martaban (am Indischen Ocean) bis 23 Fuß; in der Chesapeake-Bay, unweit Annapolis (Maryland), bis 30 Fuß; bei St. Malo (Departement der Ille und Vilaine) 46 Fuß; in der Fundy-Bay (an der Nordostgrenze der Vereinigten Staaten) schwillt sie bis zu der enormen Höhe von 70 Fuß an.

Die an solchen Küsten mündenden Flüsse nehmen an den Schwankungen des Meeresniveaus Theil. In der Weser dringt die Flutwelle 9 Meilen, in der Themse 12 Meilen (bis oberhalb London), in der Elbe 20 Meilen (bis oberhalb Hamburg) vor; im Lorenzstrom ist sie noch in Quebek 100 Meilen, im Amazonenstrom noch 150 Meilen von der Mündung zu verspüren. Sie bedarf mehrer Tage, um diesen Weg in die Tiefe der amerikanischen Urwälder zurückzulegen; oft sind acht Fluten in entsprechenden Zwischenräumen im Flußbette dieses Riesenstromes unter Wegs.

Die hohe See dagegen zeigt eine geringe Hebung des Wasserspiegels. Im Großen Ocean z. B. erreicht sie bei den Sandwich-Inseln die geringe Höhe von 2½ Fuß, ja bei Tahiti von nur 11 Zoll. In den Meeren, welche durch Engen von dem Leben der Oceane mehr abgeschlossen sind, treten nur schwache Spuren von Ebbe und Flut auf, oder sie verschwinden ganz. Im Mittelmeere ist die Wirkung zumeist erst bei sorgfältigen Beobachtungen wahrnehmbar. Im Adriatischen Meere ist der Unterschied zwischen Hoch- und Tiefwasser zwar 3 bis 4 Fuß, aber bei Terracina nur 1,23 Fuß, bei Alexandria nur 1,08 Fuß, nach Trevelyans Studien zu Antium nur 1,18 Fuß. Darum herrschte lange der Glaube, das Mittelmeer bleibe von den Pulsen des Oceans unberührt. Das Schwarze Meer sowie die Ostsee sind dagegen in der That von diesem Schicksale betroffen,

indem selbst die aufmerksamsten Beobachtungen keine merklichen Flutspuren aufgezeigt haben.

Im Stillen und Indischen Oceane schreitet die Flut, dem Monde bei seiner scheinbaren täglichen Bewegung um die Erde folgend, von Osten nach Westen voran; im Atlantischen Ocean verfolgt sie eine nördliche Richtung; im Kanal La Manche bewegt sie sich umgekehrt von Westen nach Osten; im nördlichen Theile des Deutschen Meeres kommt sie sogar von Norden nach Süden heran.

Da der Gesichtskreis der klassischen Völker des Alterthums lange Zeit auf den Rand des Mittelmeerbeckens beschränkt war, so begreift sich, wie bei denselben diese auffallende Schwankung des Meeres so lange Zeit unbekannt bleiben konnte. Den seekundigen Phöniciern, welche den Indischen und Atlantischen Ocean befuhren, war das Phänomen natürlich längst nicht mehr verborgen. Der erste Hellene, welcher dasselbe beobachtete, war Kolaeus aus Samos, etwa 700 v. Chr. Als er nach Aegypten segeln wollte, wurde er durch Ostwinde nach der Insel Plataea und von dort durch die Meerenge in den Ocean nach Tartessus getrieben (Herodot 4, 152). 70 Jahre später (um 630 v. Chr.) unternahmen die Phoeäer weite Seereisen und segelten mit fünfzigrudrigen Schiffen in den Atlantischen Ocean hinaus, wo ihnen das intensive Wogenspiel der Gezeiten Anlaß zu Staunen und Bewunderung gab (Herodot 1, 163). Herodot beobachtete die Flut am Busen des Rothen Meeres. Gleichwohl blieb diese Erscheinung dem klassischen Alterthum zumeist ein unbekanntes Schauspiel. So erklärt es sich, daß Alexander der Große sammt seinem Heere von Schrecken und Staunen ergriffen wurde, als die Schiffe an den Indusmündungen plötzlich im Schlamme versanken und dann ebenso unerwartet wieder von den Fluten gehoben wurden (Curtius de rebus gestis Alex. 9, 9). So erklärt es sich auch, daß selbst ein Cäsar an den Ufern Britanniens durch eine Vollmondsflut, deren gesteigerte Höhe er nicht ahnte, großen Schaden für seine Flotte erlitt (De bello Gallico 4, 29).

Der erste, welcher den Grund dieser Erscheinung dunkel vermuthete, war Pytheas aus Massilia (Marseille), ein kühner Seefahrer des 4. Jahrh. v. Chr., der von Gades (Cadiz) bis zur sagenhaften Ultima Thule fuhr. Nach Plinius will er oberhalb Britanniens ein Steigen der Flut bis zu 80 Ellen bemerkt haben (Hist. nat. 2, 97) — eine von den vielen Uebertreibungen, welche sich der alte Massilienser zu Schulden kommen ließ! Aber er hat das Richtige getroffen, wenn er dem Monde Einfluß auf Ebbe und Flut zuschrieb und sagte, daß die Flut bei wachsendem Monde steige und bei abnehmendem falle (Plutarch Placita phil. 3, 17). Aristoteles, sein Zeitgenosse, erkannte dieselbe Ursächlichkeit, wenn er behauptete, die Flut richte sich nach dem Monde (De mundo 4). Nach einer spätern Sage soll ihm jedoch das auffallende Hin- und Herwogen der Gewässer im Euripus, dem engen Kanale zwischen Euböa und Böotien, das in der Flutwirkung seine Erklärung findet, so viel Kopfzerbrechens verursacht haben, daß er sich aus Verzweiflung in die Wellen stürzte.

Sehr aufmerksam hat der ältere Plinius Ebbe und Flut beobachtet. Er kennt nicht blos das regelmäßige Steigen und Fallen des Meeres, das sich jeden Tag wiederholt, er weiß auch schon, daß das Wasser sich an den Ufern viel höher bäumt, als auf der hohen See und findet dieses ganz natürlich, da ja auch im menschlichen Körper die Extremitäten einen stärkern Pulsschlag fühlen (quoniam et in corpore extrema pulsum venarum, id est spiritus, magis sentiunt. Hist. nat. 2, 97).

Was Cäsar erst für theures Lehrgeld inne ward, spricht Plinius und auch dessen Zeitgenosse Tacitus (Annal. 1, 70) als eine allgemeine Thatsache aus: daß nämlich die Vollmonde höhere Flutwellen mit sich bringen. Den ursächlichen Zusammenhang der in Rede stehenden Meeresschwankungen mit der scheinbaren Tagesbewegung von Sonne und Mond hat er deutlich erfaßt. „Ueber das Wesen des Wassers ist schon viel gesagt; doch das Wunderbarste an demselben ist das Steigen und darauf eintretende Zurückweichen des Meeres. So sehr es auch wechselt, die Ursache davon ist in der Sonne und dem Monde zu suchen. Zwischen je zwei Mondaufgängen strömt es zweimal heran, tritt es zweimal zurück. Wenn der Mond sich über den Horizont erhebt, so schwellen die Wasser mehr und mehr an, während sie sich senken, wenn er sich von seinem Culminationspunkte zum Untergange neigt ..... als ob sie dem Gestirne, das in durstiger Gier die Meere an sich zieht, dienstbar wären (Hist. nat. 2, 97)." Deutlicher noch hatte schon Posidonius aus Apamea, gewöhnlich der Rhodier genannt (nach Bake's Berechnung 135 v. Chr. geboren) den Einfluß des Mondes auf die Gezeiten durchschaut. Außer der täglichen Periodicität unterscheidet er noch eine monatliche und jährliche, indem er darauf hinweist, daß stärkere Fluten zweimal in jedem Monate, beim Neu- und Vollmond und bei den Solstitien in jedem Jahre wiederkehren. Aus Posidonius Schrift περὶ ὠκεανοῦ hat Strabo, der berühmte Geograph aus Amasea, seine Beschreibung und Auffassung über Ebbe und Flut geschöpft (Strabonis res geographicae 3. Buch gegen das Ende).*)

Aus dem Gesagten erhellt, daß die Alten den Mond und die Sonne als Ursache von Ebbe und Flut erkannten, ohne über die Art und Weise des Causalnexus irgend eine bestimmte Vorstellung zu haben. Das ganze Mittelalter blieb mehr als anderthalb tausend Jahre auf dieser Erkenntnißstufe des klassischen Alterthums festgebannt. Der Erste, welcher einen neuen Anlauf that, war der Italiener Galilaei. Er erklärte die tägliche und jährliche Bewegung der Erde für Ursache der Ebbe und Flut. Er glaubt, auf der Bahn um die Sonne sei die wahre Bewegung eines Theilchens an der Erdoberfläche bei Tage etwas langsamer, bei Nacht etwas schneller. Darum müsse das Wasser in den großen Meeren bei Nacht etwas hinter den Ufern zurückbleiben und sich an den westlichen Küsten erhöhen, bei Tage etwas voreilen und an den östlichen Küsten steigen (Vgl. Dialogus de syst. mundi. Ausgb. v. 1635. S. 424). Wallis schließt sich Galiläi's Theorie an, hebt aber als besonders wichtigen Umstand hervor, daß eigentlich nicht der Mittelpunkt der Erde, sondern der Schwerpunkt der Erde und des Mondes es sei, der einen regelmäßigen Kreis um die Sonne beschreibe. „Wenn man diesen Umstand berücksichtige, so müsse einleuchten, daß der Mittelpunkt der Erde bald innerhalb bald außerhalb der Bahn jenes gemeinschaftlichen Schwerpunktes sei, und aus diesem Wechsel resultire die wechselnde Bewegung des Wassers". (Wallisii opera tom. 2, S. 737).

Cartesius, der Begründer einer neuen Aera in der Geschichte der Philosophie, erklärte Ebbe und Flut, wie die scheinbare Unregelmäßigkeit der Planetenbahnen, aus Wirbeln. Da nach seiner Meinung Mond sowohl als Erde mit einem Wirbel umgeben sind, so kommen dieselben da, wo sie zwischen Erde und Mond durchgehen sollten, ins Gedränge und bringen einen Druck hervor, welchem das

*) Die mehr poetische Erklärung der Alten, welche die Erde als ein lebendiges Wesen auffaßt und das Steigen und Fallen des Meeres ähnlich wie das Heben und Senken der Brust beim Athemholen deutet, haben wir übergangen.

Meer ausweichen müsse. „Indem so in der Mitte des Meeres das Wasser weggedrängt werde, müsse es gegen die Ufer steigen und hier die Flut bewirken" (Princip. philos. Thl. 4, Propos. 49). Diese kindlichen Erklärungsversuche der Art und Weise, wie der Mond Ebbe und Flut hervorbringe, bedürfen heut zu Tage keiner Widerlegung mehr. Aber sie sind denkwürdige Beispiele, wie viele Zeit, wie viele Mühe es kostet, die richtige Lösung eines Jahrtausende alten Problems zu finden.

Da entdeckte der große Kepler seine drei berühmten Gesetze und behauptete die gegenseitige Anziehungskraft — virtus tractoria — der Weltkörper, also auch der Erde und des Mondes. „Wenn sie keine seitliche Bewegung verfolgten", sagt er, „so würden sie gegen einander fallen und sich endlich begegnen." Ebbe und Flut führt er als den deutlichen Beweis an, daß der Mond seine Anziehungskraft bis zur Erde erstrecke. (Vgl. Astronomia nova. Comment. de motu stellae Martis; praefatio.)

Was der große Astronom ahnungsvollen Herzens vorher verkündet: „die Entdeckung der wahren Gesetze der Schwere sind einer künftigen Generation vorbehalten, wann es dem allmächtigen Schöpfer der Natur gefallen wird, ihre Geheimnisse dem Menschen zu offenbaren" — sollte früher in Erfüllung gehen, als er erwartet hatte. Kepler starb 1630, und schon 1642 erblickte Isaac Newton das Licht der Welt — der große Genius, welcher dem Gesetze der Schwere — der Gravitation — seine Herrschaft durch den ganzen Weltraum vindicirte, indem er nachwies, daß dieselbe Kraft, welche den fallenden Apfel zur Erde zieht, das schwingende Pendel bewegt, auch die Monde und Planeten durch ihre elliptischen Bahnen treibt, auch Ebbe und Flut hervorbringt. Wie viele Tausende hatten vor ihm den Apfel vom Baume fallen sehen! Seinem eminenten Genie blieb es vorbehalten, so riesige Resultate an dieses alltägliche Vorkommniß zu knüpfen! Ihm verdankt die Wissenschaft das Gesetz: „Jeder Körper übt auf alle anderen eine Anziehung aus, welche in geradem Verhältnisse zu den Massen der verschiedenen Körper und in umgekehrtem Verhältnisse der Quadrate ihrer Entfernungen steht."

Mit Hülfe dieses Gesetzes wurde nicht blos die Bewegung der Erde, sondern auch die Gezeiten-Bewegung des Wassers erklärt und berechnet, und so die sichtbare Bestätigung des Naturgesetzes geliefert. Newton selbst hat die Anwendung desselben auf Ebbe und Flut, wenn auch nur in Kürze, versucht (Dialog. de syst. mundi. 1635. S. 412, 456). Bernoulli, Mac Laurin, Euler führten sie weiter aus, bis Laplace in seiner Mécanique céleste (Buch IV und XIII) sie vollständig zum Abschlusse brachte. Lassen wir die Berechnung als unerquicklich bei Seite, begnügen wir uns mit der Theorie.

Obwohl das Newton'sche Gravitationsgesetz im ganzen Bereiche des Weltraums gilt, so schrumpft die Anziehungskraft, welche die Sterne außer unserm Sonnensysteme, ja selbst die Planeten unsres Sonnensystems auf die Erde ausüben, eines Theils wegen der Entfernung, andern Theils wegen der geringen Masse so sehr zusammen, daß sie für Ebbe und Flut als Null betrachtet werden können; es kann nur der Mond wegen seiner Nähe — er hat nur 50,000 geogr. Meilen Entfernung — und die Sonne wegen ihrer Masse — sie übertrifft ja die ganze Planetenmasse unsres Systems 758mal — in Anschlag kommen.

Abstrahiren wir nun von der jährlichen und täglichen Bewegung der Erde um die Sonne und denken wir uns die Erdkugel ganz von einer tiefen Wasserhülle umgeben. Gesetzt nun, der Erdball wäre ausschließlich der Anziehung der Sonne ausgesetzt, so würde jene auf diese zustürzen. Welche Gestalt müßte dann aber die Wasserhülle annehmen?

E sei die Erde, in S die Sonne. Es ist leicht einzusehen, daß das Wasser in a stärker angezogen wird, als der Mittelpunkt c, und wegen der Verschiebbarkeit der Theilchen voraneilt. Ebenso muß aber auch das Wasser in b dem entgegengesetzten Punkte hinter c zurückbleiben, weil es eine weniger starke Anziehung von der Sonne erfährt als c. Es muß sich also die Wasserhülle in a und b gleichzeitig heben und ebenso gleichzeitig in e und f senken, d. h. die Wasserhülle nimmt die Gestalt des Sphäroids LL' an — oder was dasselbe ist: in a, wo die Sonne im Zenith steht, ist Flut — Zenith-Flut; aber gleichzeitig auch in b, wo die Sonne im Nadir weilt — Nadirflut; bei e und f dagegen ist Ebbe.*) Es kann nichts verschlagen, daß die Erde nicht wirklich der Sonne zufällt, sondern, von einer tangentialen Kraft seitwärts getrieben, durch eine elliptische Bahn fliegt; ist ihr Kreisen doch ein beständiges Fallen. Die Axendrehung der Erde bringt nun mit jedem Augenblicke einen andern Meridian in das Zenith, resp. in das Nadir; es muß daher die Doppelhebung genau dem täglichen Sonnenlaufe folgen. Es muß somit jeder Meridian innerhalb 24 Stunden zweimal Flut und demgemäß auch zweimal Ebbe haben. Wenn nun auch die Erde nicht ganz mit einer solchen Wasserhülle umgeben ist, so ist sie doch zum Theile darin gekleidet, und an diesen Theilen, wenigstens an den größeren, müssen dieselben Aeußerungen der Anziehungskraft zu Tage treten. Diese Folgerung wird durch die Newton'sche Vorstellung evident. Er denkt sich nämlich einen Erdball, der in der Gegend des Aequators von einem breiten, tiefen Wasserkanale umgeben ist; darin muß sich ganz dieselbe Hebung des Wassers für Zenith und Nadir, ganz dieselbe Senkung für die um einen Quadranten davon abstehenden Punkte der Wasserzone ergeben. Zieht sich dieser Wassergürtel nicht um den ganzen Erdball, sondern nur um die Hälfte, so bleibt für diese Hälfte der Einfluß derselbe; es ergeben sich nur Modificationen in der Wirkung, weil Hindernisse dieselbe nicht vollständiger hervortreten lassen.

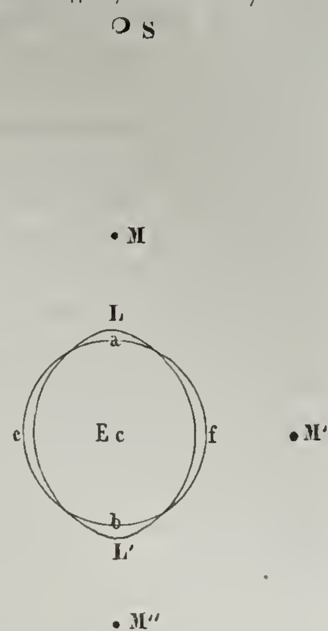


Fig. 1.

Tritt nun der Mond noch mit seiner Anziehungskraft verstärkend hinzu, so ist die Folge eine Steigerung des

*) Setzt man die Größe der anziehenden Kraft, welche die Sonne S auf das Centrum der Erde c ausübt, als Einheit, so läßt sich nach dem Gravitationsgesetze ohne Mühe berechnen, wie groß die Anziehung ist, welche die Sonne auf den Punkt a und auf den Punkt b ausübt. Denn da der Erddurchmesser 1719, die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde 20,682,329 Meilen beträgt, so verhält sich (vergl. Fig. 1)

$$K' : 1 = Sc^2 : Sa^2$$
$$K' : 1 = 20{,}682{,}329^2 : 20{,}681{,}469{,}_5{}^2$$
$$K' = 1_{,000083}$$
$$K'' : 1 = Sc^2 : Sb^2$$
$$K'' : 1 = 20{,}682{,}329^2 : 20{,}683{,}188{,}_5{}^2$$
$$K'' = 0_{,999917,}$$

wobei K' die Anziehung auf den Punkt a, K'' die auf den Punkt b bezeichnet. Dieses heißt so viel als: der Punkt a wird um $0_{,000083}$ stärker angezogen, seine bewegliche Masse eilt beim Fall eben so viel voran, und b wird um $0_{,000083}$ weniger angezogen, bleibt also zurück, und das will bei der angenommenen Wasserhülle sagen: sie hebt sich dem entsprechend gleichzeitig an beiden Stellen.

Phänomens. Steht der Mond — M — zwischen Sonne und Erde — beim Neumonde — so ist diese Bedingung erfüllt, es muß also Zenith- und Nadirflut sich höher heben. Aber ganz dasselbe ist auch der Fall, wenn der Mond in M'', die Erde also zwischen Sonne und Mond steht wie beim Neumonde; auch dann muß die Flutwelle höher anschwellen; denn die Zenithflut des Mondes hebt die Nadirflut der Sonne, und die Nadirflut des Mondes die Zenithflut der Sonne.*) Steht aber der Mond nicht zwischen der Sonne und der Erde, auch die Erde nicht zwischen Sonne und Mond, letzterer vielmehr um 90° seitwärts in M' wie beim ersten und letzten Viertel, so heben sich die widerstrebenden Wirkungen gegenseitig ganz oder zum Theile auf; es entsteht ein Wettkampf um die Oberhand. Es ist leicht begreiflich, daß der so kleine aber nahe Mond über die so große aber entfernte Sonne — sie ist zwar mehr als 28 Millionen mal größer, aber nahe 400 mal weiter als der Mond — den Sieg davon trägt.**) Aber eben so klar ist, daß die Zenith- und Nadirfluten, welche der Mond bewirkt, durch die Ebben, welche von der Sonne herabgedrückt werden, und umgekehrt die Ebben, welche der Mond hervorbringt, durch die Zenith- und Nadirfluten, welche die Sonne nach sich zieht, gehoben werden. —

Die sich antipodisch gegenüberstehenden Flutwellen, so wie die ebenso contrastirenden Ebbenthäler, ferner die Springfluten beim Voll- und Neumonde, sowie die Nippfluten bei den Mondesvierteln finden in obiger Auseinandersetzung ihre volle Begründung. Ebenso erklärt sich daraus aber auch das tägliche Verspäten der Flut resp. Ebbe um fast eine Stunde. Während der Axendrehung der Erde, also innerhalb 24 Stunden, ist der Mond auf seiner 28tägigen Bahn um die Erde den 28. Theil vorangerückt. Damit nun ein Meridian der Erde den Mond wiederum im Zenith habe, muß er sich noch weiter von Westen nach Osten drehen, und zwar um so weiter, je rascher der Mond indeß auf seiner Bahn vorangeeilt ist. Wäre die Geschwindigkeit des Mondes stets gleich, so würde sich die Dauer der Verspätung auf $^{24}/_{28}$ Stunden oder 51 Minuten belaufen. Dieses ist in der That auch die Durchschnittszeit des täglichen Verspätens der Flut.

Ganz dieselben Resultate ergeben sich, nur noch deutlicher und verständlicher, wenn man die Wasserhülle, die nach der gemachten Voraussetzung die Erde umgibt, unter dem Gesichtspunkte der Schwere betrachtet. Die Schwere eines Körpers ist nichts Anderes als die Attraction, welche die Erdmasse auf denselben ausübt und ihn so zum Erdmittelpunkte zieht. Wirkt dieser Anziehung eine andere Kraft entgegen, so muß der Körper nothwendig leichter werden. Eine solche entgegengesetzte Kraft haben wir, z. B. die Centrifugalkraft, welche auf den Polen = Null, unter dem Aequator im Maximum ist. Darum ist ein und derselbe Körper auf den Polen schwerer als unter dem Aequator; darum schwingt ein und dasselbe Pendel dort rascher als hier.

Eine solche Gegenkraft ist für unsre Erde aber auch die Anziehung des Mondes und der Sonne. Gesetzt, es stehe der Mond M (Fig. 2) im Zusammenschein (Conjunction), also zwischen Sonne S und Erde E. Die Schwere des Wassers der präsumirten Totalhülle muß — von geringen Differenzen abgesehen — überall gleich sein, wenn sie ausschließlich unter dem Einflusse der Erdattraction steht. In dem Punkte a jedoch, für den Sonne und Mond im Zenith stehen, wirkt die vereinte Anziehung beider der Anziehung der Erde direkt entgegen, hebt sie also zum Theile auf. In b wird das Wasser durch die Erde nach c gezogen, durch die Sonne nach S, durch den Mond nach M. Die Attractionen wirken aber einander nicht entgegen, sondern vereinigen sich in den Diagonalen des Kräfteparallelogramms zu einer verstärkten Anziehung und lenken die Richtung in vorliegendem Falle nur um ein Geringes von dem Erdmittelpunkte ab. Während also die Schwere des Wassers in a geringer ist als das Maß der Erdattraction, ist sie in b größer. Für jeden Punkt zwischen a und b ist die Schwere des Wassers um so geringer, je näher er a liegt. Nach dem hydrostatischen Gesetz muß also, um das Gleichgewicht herzustellen, das Wasser von b nach a stürzen. Ganz dasselbe gilt aus denselben Gründen für den Punkt d.

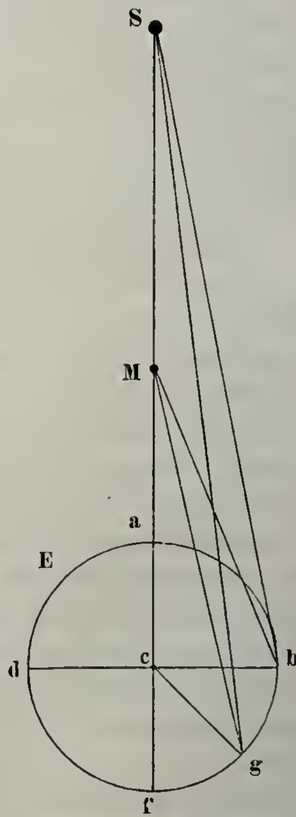


Fig. 2.

*) Setzt man die Größe der anziehenden Kraft, welche der Mond auf das Centrum der Erde ausübt, als Einheit, so läßt sich nach dem Gravitationsgesetze ebenfalls leicht berechnen, wie groß die Anziehung ist, welche der Mond auf den Punkt a, wie auf den Punkt b ausübt. Denn da der Erddurchmesser 1719, die mittlere Entfernung des Mondes von dem Erdmittelpunkte 51,803 Meilen beträgt, so verhält sich (vergl. Fig. 1)

$$\begin{aligned} K' : 1 &= Mc^2 : Ma^2 \\ &= 51{,}803^2 : 50{,}943_{,5}^2 \\ K' &= 1_{,034}; \\ \text{ferner } K'' : 1 &= Mc^2 : Mb^2 \\ &= 51{,}803^2 : 52{,}662_{,5}^1 \\ K'' &= 0_{,9676,} \end{aligned}$$

wobei K' die Anziehung des Mondes auf den Punkt a, K'' die auf den Punkt b bezeichnet. Dieses heißt aber nichts Anderes, als der Punkt a eilt, wenn möglich, dem Punkte c um $0_{,034}$ voran, der Punkt b bleibt $0_{,0324}$ weiter hinter c zurück. Bei beweglichen Wassermassen besagt das soviel als: sie heben sich. Diese Zahlen ergeben auch, daß die Nadirfluten etwas niedriger sein müssen als die Zenithfluten.

**) Die Masse der Sonne ist 28,276,686 mal größer als die des Mondes; sie ist dagegen auch 20,682,329 Meilen bei ihrem mittlern Abstande von der Erde entfernt, also fast 400 Mondweiten. Daraus ergibt sich nach dem Gravitationsgesetze als Verhältniß der anziehenden Kräfte, welche Sonne und Mond auf die Erde ausüben:

$$\frac{28{,}276{,}686}{400^2} : \frac{1}{12} = 176 : 1$$

d. h. die Anziehungskraft der Sonne ist 176 mal größer als die des Mondes. Gleichwohl muß die Wasserhebung, welche durch die Anziehung des Mondes veranlaßt wird, größer sein, als die, welche durch die Sonne hervorgebracht wird. Denn, wie wir sehen, ist die Wasserhebung auf der von einer Wasserhülle umgeben gedachten Erde eine Folge des Unterschiedes zwischen der Anziehung, welche auf den Mittelpunkt der Erde ausgeübt wird, und der Anziehung, welche auf die der Sonne resp. dem Monde zu- und abgewandten Punkte ausgeübt wird. Dieser Unterschied ist aber bei dem Monde wegen seiner größern Nähe viel bedeutender: wie die frühere Rechnung ergab, ein Plus von $0_{,034}$ oder $3_{,4}$% für den Punkt a und ein Minus von $0_{,0324}$ oder $3_{,24}$% für den Punkt b.

Für die Anziehung der Sonne ergab sich nur ein Plus und Minus von $0_{,000083}$ für die Punkte a und b oder $0_{,0083}$%. Obwohl nun die Anziehungskraft der Sonne 176 mal größer ist, so erreicht, wenn man beide Rechnungen auf die Anziehung des Mondes als dieselbe Einheit zurückführt, die Anziehung der Sonne nur den Procentsatz $1_{,46}$% als Plus resp. Minus für die Punkte a und b; denn $0_{,0083} \times 176 = 1_{,4608}$. Daher beträgt die Hebung des Wassers in Folge der Anziehung der Sonne nur wenig mehr als ein Drittel der Hebung, welche durch die Anziehung des Mondes verursacht wird.

In a entsteht somit ein Flutberg, während bei b und d ein Ebbethal sich bildet. Die Zenithflut ist erklärt.

Wie verhält es sich aber mit dem Wasser im Punkte f? Hier ist allerdings die Erdanziehung und die Anziehung der Sonne und des Mondes in derselben Richtung thätig, sie heben sich also nicht auf, sondern verstärken einander. Eine nähere Erwägung ergibt jedoch auch für diesen Punkt die Nothwendigkeit einer Wasserhebung für die angenommene Stellung des Mondes zwischen Erde und Sonne. Die Schwere des Wassers in f ist das Resultat der Anziehung der Erde, der Sonne und des Mondes. Ebenso ist auch in b und d die Wasserschwere das Ergebniß derselben attractiven Kräfte, mit dem bedeutsamen Unterschied jedoch, daß in b und d der angezogene Körper der Sonne und dem Monde beinahe um einen ganzen Erdhalbmesser = 859,5 deutsche Meilen näher ist. Diese Entfernungsdifferenz bewirkt einen um so größern Unterschied in der Kraftäußerung, da die Anziehungskraft in der Proportion der Distanzquadrate abnimmt. Hieraus ergibt sich mit unabweisbarer Consequenz, daß das Wasser bei f leichter sein muß als bei b und d. Bei g ist das Wasser leichter als bei b, aber schwerer als bei f. Je näher ein Punkt bei b liegt, desto schwerer, je näher bei f, desto leichter ist das Wasser. Die Gleichgewichtstendenz muß also auf der entgegengesetzten Hälfte der Erdkugel das Wasser von b und d nach f treiben, wo es die größte Höhe erreichen muß, weil es dort das geringste Gewicht hat; und zwar mit derselben Naturnothwendigkeit, mit der bei communicirenden Röhren in dem einen Arme die leichtere Flüssigkeit höher steht als die schwerere in dem andern. — Die Nadirflut erklärt sich also auch von dem Gesichtspunkte der Schwere aus mit größter Leichtigkeit.

Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß die Stellung des Mondes im Gegenschein — Opposition —, wenn die Erde in Mitten zwischen Sonne und Mond steht, keine Aenderung im Resultate hervorbringen kann. Steht nun aber der Mond im Geviertschein — wie bei den Mondvierteln — z. B. in M', so ist bei a und f das Wasser leichter in Folge der Anziehung der Sonne; in b und d dagegen schwerer. Hier ist es aber leichter in Folge der Anziehung des Mondes, und dort unter diesem Einflusse schwerer. Es kann somit weder in a und f die Attraction der Sonne, noch in d und b die des Mondes zur alleinigen Auswirkung kommen. Da die größere Nähe den Mond aber eine größere Wasseranschwellung verursachen läßt, weil der durch die Anziehung des Mondes hervorgebrachte Unterschied der Schwere größer ist, als der durch die entferntere Sonne bewirkte Gewichtsunterschied, so muß das Wasser in d und b leichter erscheinen als in a und f; aber der Gewichtsunterschied ist nicht so groß, als wenn der Mond in Conjunction oder Opposition steht. Darum ist die Flut nur eine Nippflut, die Ebbe eine Hochebbe.*)

*) Um nicht unnöthig wiederholen zu müssen, weisen wir auf die Berechnungen hin, die wir oben in den Anmerkungen anstellten. Dieselben gelten auch hier. Da die durch die Sonne veranlaßte Hebung des Wassers nur $1/3$ der durch die Anziehung des Mondes veranlaßten Wasseranschwellung beträgt, so ist bei vereintem Wirken beider Himmelskörper $3/3 + 1/3 = 4/3$, wenn die Sonne dem Monde entgegen arbeitet, $3/3 - 1/3 = 2/3$ das Resultat. Bei der Stellung des Mondes im Geviertschein beträgt also die Höhe der Flut nur etwa die Hälfte.

J. W. Draper über die Zukunft Amerika's.*)

Der Nordamerikaner J. W. Draper ist ein Mann von historischem Wissen, auch hat er Geist und in der Forschung ist er so frei, daß man glauben könnte, er sei bei unseren deutschen Philosophen in die Schule gegangen. Von kirchlichem Puritanismus ist keine Spur in ihm, und um Vorurtheile kümmert er sich nicht. Seine Darstellung der vier oder fünf ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, in welchen das Heidenthum unterging und die Christen allmälig aus der Religion heraus in die Theologie gedrängt wurden, ist ganz vortrefflich.

In der Vorrede zum achten Bande des Globus habe ich darauf hingewiesen, daß Draper in seiner „Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's" einen physiologischen Standpunkt einnimmt und zu einer Art von historischem Fatalismus gelangt, welchem ein Volk so wenig sich entziehen könne, wie ein Individuum. Das eine, wie das andere, sagt er, wird geboren und wächst bis zu einem gewissen Punkte; dann geht es abwärts mit ihnen und sie sterben ab; das sei der „unwandelbare und unabwendbare Verlauf der Dinge".

Drapers Arbeiten leiden übrigens an auffallenden Mängeln. Er generalisirt zu viel, und das ist ein großer Fehler. Sodann übersieht er oftmals die wirthschaftlichen Factoren, welche in der geschichtlichen Entwicklung der Völker von ganz entschiedener Bedeutung sind; und was das Schlimmste ist, er legt auf die Racceneigenthümlichkeiten und die ethnologischen Elemente kein Gewicht, er weiß nicht, wie gerade durch diese die Eigenartigkeiten in der geschichtlichen Entwicklung bedingt werden, und daß man die Nationen und ihr Wesen nicht begreifen kann, sobald man diese Elemente nicht berücksichtigt. Ich glaube, es ist Thomas Carlyle gewesen, welcher den einfachen, durchaus wahren Satz ausgesprochen hat: race is of appalling importance.

Der Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's hat Draper eben jetzt (September 1865) ein neues Buch folgen lassen, über welches wir in der „New York Weekly Tribune" vom 16. September ein scharfes Urtheil finden. Das Blatt läßt dem Fleiß und den Bemühungen des Verfassers alle Gerechtigkeit widerfahren, aber diese „Betrachtungen über die bürgerliche Politik Amerika's" seien ein in großer Eile geschriebenes Werk; die Abfassung sei theils verschwommen, theils fragmentarisch; von der Zukunftspolitik Amerika's sei weniger die Rede als von den Geschichten aus der europäischen Vergangenheit; auch fehle es nicht an Wiederholungen, und die rhetorische Manier, in welcher Draper sich mehr und mehr gefalle, mache um so mehr einen unangenehmen Eindruck, da Sprache und Ausdruck oftmals ungenau seien und das

*) Thoughts on the future civil policy of America, by J. W. Draper. Newyork 1865 (September).

Springende in der Behandlung, die unkünstlerische Darstellung nicht geeignet wären, den Leser günstiger zu stimmen.

Wir unsererseits bemerken das hier nur beiläufig; weiter unten wollen wir auf den Inhalt des Buches eingehen, den wir in der Tribune analysirt finden; auch bringt sie wörtliche Auszüge. —

Wer über eine Zukunftspolitik der Vereinigten Staaten Amerika's schreiben will, übernimmt, meine ich, eine sehr schwierige Aufgabe. Jener Staatenbund befindet sich, nachdem er von seinen alten staatsrechtlichen Maximen und von seiner Verfassung abgefallen ist und nicht mehr auf freier Einigung Aller, sondern so wie er geworden ist, auf Waffengewalt steht, in einem chaotischen Gähren. Das Alte ist dahin und Neues noch nicht gegründet worden. Ueber die Art und Weise der Neugestaltung herrscht bitterer Zwiespalt; statt des gemeinsamen bürgerlichen Gefühls sind Parteihaß und gegenseitige Abneigung in alle Schichten der Bevölkerung und in alle Einzelstaaten gedrungen. Die Rassenfrage trat verhängnißvoll in den Vordergrund, und während ein Theil „kaukasisch-weiß" bleiben will und zwar um jeden Preis, bietet ein anderer Alles auf, das Land theilweise zu „afrikanisiren", d. h. dem Neger und dem Mulatten die absolute politische Gleichberechtigung zu erringen. Man geht noch weiter, indem man die Miscegenation, die Blutvermischung zwischen Schwarzen und Weißen, befördert. Die früheren Arbeitsverhältnisse sind nicht mehr vorhanden, seitdem man vier Millionen Sklaven für frei erklärt und damit ein farbiges Proletariat geschaffen hat. Schon jetzt weiß man nicht, was man mit demselben anfangen soll; die schwarze Verlegenheit wächst tagtäglich mehr aus dem Boden hervor und ist zu einer wahren Drachensaat geworden. Welche Früchte sie bringen wird, weiß Niemand; gute und gesunde auf keinen Fall. Man stellt die Ordnung der Natur nicht ungestraft auf den Kopf, und es erscheint mir als ein frevelhafter Wahn, wenn man annimmt und darauf hin in der allergefährlichsten Weise experimentirt, daß die Natur für das Yankeeland eine gesellschaftliche, politische und geschichtliche Ausnahme machen werde. Es liegen Beweise in Hülle und Fülle vor, daß sie es nicht thut: der Unterjochungskrieg gegen den Süden mit allen seinen grauenhaften Barbareien, die Durchlöcherung der Bundesverfassung, die Beeinträchtigung der wichtigsten Rechte der Einzelstaaten, das Säbelregiment, das Streben nach Centralisation, ein stehendes Heer, das Anwerben einiger hunderttausend Soldknechte aus aller Welt Enden, der ungeheuere Steuerdruck, die Güterconfiscationen, die Aufhebung der Habeascorpusakte, die Milliarden Staatsschulden, die Prohibitivzölle zur Begünstigung von Monopolisten, die Todtschlägereien zwischen Weißen und Schwarzen, die ungeheuere Corruption, welche alle Lebensverhältnisse durchdringt, ein freches und schamloses puritanisches und methodistisches Pfaffenthum, das die Kanzel in eine Jakobinertribune verwandelt hat, dessen Reden von Blut triefen, das offen auf einen Religionskrieg hindrängt und die Nothwendigkeit einer Staatskirche zu demonstriren sucht.

Ein ethnischer Zusammenhang fehlt in jenem Lande, das ohnehin die buntschäckigste Bevölkerung in sich aufgenommen hat: Yankees, Engländer, Schotten, Irländer zu vielen Millionen, Deutsche, Skandinavier, Slaven, Chinesen, Indianer, Neger; und diese alle wohnen nicht nebeneinander in großen Gruppen, wie z. B. in Rußland, sondern in wirrem Durcheinander. Diese Rassen und Völker haben ihre ethnischen Besonderheiten, die sich im gegenseitigen Contact geltend machen und aufeinander prallen. Die „Union" ist jetzt schon eben so viel irisch-keltisch, wie angelsächsisch-germanisch. Von einem einheitlichen Volkscharakter kann keine Rede sein. Wer möchte nun zu bestimmen wagen, wie sich, im Angesicht so grundverschiedener Bestandtheile, gegenüber den Berge hoch aufgethürmten Schwierigkeiten und den ihrer Lösung harrenden Lebensfragen in Bezug auf Gesellschaft, Oekonomie und Staatswesen, die Politik der Zukunft gestalten könne? Draper, auf ethnologischem und wirthschaftlichem Gebiete nicht zu Hause, ist einer solchen Aufgabe nicht gewachsen. Ohnehin liegt es im Wesen der Dinge, daß hier Alles auf Vermuthungen hinausläuft. Und in der That weiß Draper nicht viel zu sagen, er kommt zumeist auf die schon früher von ihm entwickelten Ansichten zurück.

„Diesen gemäß hat der freie Wille der Einzelmenschen, in Bezug auf die „Erfüllung des menschlichen Schicksals" im Großen und Ganzen, nur sehr wenig zu bedeuten. Der Fortschritt der Völker und der Gesellschaft wird durch Gesetze bestimmt und gelenkt, die aber unerbittlich sind in der Art, wie sie wirken, und eben so majestätisch in ihren Ergebnissen wie jene des materiellen Weltalls. In dem großen Gange der Ereignisse und Begebenheiten ist kein Zufall denkbar, und deshalb ist der Philosoph im Stande vorauszusehen, wie und in welcher Weise die natürlichen Ursachen wirken müssen; er kann auch für die in weitester Ferne liegenden Zeiten der Menschheit das Horoskop stellen!

Das Leben der Nationen ist eben so beschränkt und begrenzt wie jenes der einzelnen Menschen; das allgemeine Gesetz der Sterblichkeit findet auf beide Anwendung. Aus dem weiten Oceane des menschlichen Lebens tauchen Reiche in geheimnißvoller Weise empor, aber sie sind ephemer, so hoch sie sich auch erheben und so glänzend sie auch erscheinen mögen. Sie verschwinden, aber die unergründliche Tiefe der Menschheit bleibt nach wie vor da. Die Völker haben jedoch den berechtigten und unvermeidlichen Wunsch, ihr Leben so viel als möglich zu verlängern und denkwürdige Thaten zu verrichten. Die vergleichweise Dauer ihres Bestehens hängt in jedem einzelnen Falle von der Unveränderlichkeit äußerer Bedingungen ab. Jede Abänderung in diesen Ergebnissen erscheint als das Produkt einer neuen Form. Unter den Ursachen, welche eine vitale Gewalt und Macht auf die Schicksale der Völker ausüben, steht der Einfluß des Klima's in vorderster Reihe." —

Draper vergißt, daß manche Völker, welche dicht neben einander unter denselben klimatischen Bedingungen leben, eine ganz verschiedene Entwicklung nehmen, wenn sie von verschiedenartiger Rasse und Abstammung sind. Er faßt nur die äußerlichen Dinge ins Auge; was tiefer liegt, bleibt von ihm unbeachtet. Ueber das Klima verbreitet er sich in rhetorischer Weise, sagt aber nur preciös, was jeder Schüler ohnehin weiß, z. B.: — „Die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne bestimmt größtentheils die Functionen der organisirten Wesen. In unseren Breiten erwachen beim Herannahen des Frühlings Pflanzen und Bäume aus ihrem Schlafe, treiben Blätter und Blüthen, tragen späterhin Früchte und versinken nachher wieder in den Winterschlaf. Wilde Vögel und Thiere passen ihre Lebensweise dem Fortgange der Jahreszeiten an. Die Sonne bestimmt nicht blos die Zeit des Erwachens und des Schlafens, des Wachsthums und des Absterbens, sondern übt auch regelnden Einfluß auf die Bewegungen belebter Wesen über die ganze Erde. Die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen erzeugen den üppigen Pflanzenwuchs unter den Tropen und schwächen die Energie des Menschen ab. In den Polargegenden fallen die Sonnenstrahlen schräg,

und deßhalb kann der Erdboden dort immer mit Schnee bedeckt bleiben; die Polargegenden sind deßhalb unfruchtbar und nur spärlich bewohnt. Die Passatwinde treiben nach diesen Regionen ungeheuere Massen von Oxygengas, welches aus den grünen Theilen der Pflanzen in der heißen Zone zur Atmosphäre emporsteigt. Das Meer ist denselben Einflüssen unterworfen, welche in der Luft wirksam sind. Der aus den mexicanischen Gewässern hervorkommende Golfstrom mit seiner durch Sonnenwärme erhöhten Temperatur gibt, wenn er Europa sich nähert, seine latente Hitze ab und mildert das Klima von England und Frankreich, Ländern, in welchen die Kälte und Unfruchtbarkeit der unter gleichen Breiten liegenden Regionen Amerika's durch gemäßigtere Temperatur ersetzt wird. Deßhalb (!!) haben dort die Entwicklung des Geistes, die Künste des Lebens, die Wissenschaft und Literatur ihre höchste Vollendung erreicht. Ohne den Golfstrom würden Newton und Milton nicht geschrieben haben."

Solche Gemeinplätze stellt Draper obendrein einseitig hin; einseitig und theilweise unrichtig ist auch, was er über den Einfluß des Klima's auf Süden und Norden sagt; z. B. „Das Klima ist im Süden mehr ausgeglichen als im Norden; im Süden ist das Leben und Treiben der Menschen gleichartiger, ihre Interessen sind mehr identisch, sie denken und handeln Eins wie das Andere. Im Norden ist größere Mannigfaltigkeit; die starken Gegensätze von Winter und Sommer dringen dem Menschen verschiedene Verrichtungen für die verschiedenen Jahreszeiten auf. Der Südländer kann Dinge auf morgen verschieben, welche der Nordländer heute abthun muß; folglich muß der letztere betriebsam, der erstere kann träg sein; er bedarf geringerer Voraussicht und weniger regelmäßiger Gewohnheiten. Die Kälte erlaubt, daß der nördliche Mensch theilweise die Arbeit einstelle, und dann hat er Gelegenheit zum Nachdenken; deßhalb handelt er nicht, ohne zuvor überlegt zu haben, er ist in seinen Bewegungen bedächtig. Der südliche Mensch denkt nur wenig an die Folgen dessen, was er thun will. Der eine ist bedächtig, der andere folgt seinen Wallungen. Wenn der Norden einmal entschlossen ist zu handeln, dann folgt er nur Vernunftgründen, und diese werden den Enthusiasmus des Südens überdauern. An physischem Muthe sind beide einander gleich, aber die Ausdauer des Nordens, seine Methode und seine Gewöhnung an Arbeit werden am Ende den Sieg behalten. Der Süden streitet für den Vortheil seiner Führer und Leiter, der Norden kämpft und erobert für den Vortheil Aller."

Wie man nur im Ernst solche Hohlheiten aussprechen kann! Draper scheint zu meinen, daß die Erde nur eine horizontale Ausdehnung habe und nicht auch vertikale Erhebungen, er vergißt, daß selbst in den Aequatorialgegenden Völker leben, die in einem hochnordischen Klima wohnen. Und wo beginnt sein „Süden" oder sein „Norden"? Franzosen, Holländer und Engländer, unserer Deutschen ganz zu geschweigen, sind die nächsten Nachbarn, und wie verschieden ist die geschichtliche Entwicklung dieser Völker! Die Franzosen leben im nördlichen gemäßigten Klima, und sie wären etwa nicht „impulsiv"? Doch weiter.

„Der Einfluß eines feuchten oder trockenen Klimas ist von großem Belang. Sobald die Bevölkerung eines Continents sich in Harmonie mit dessen physischen Verhältnissen gebracht hat, wird er unzählige Beispiele von Modificationen der ursprünglichen Varietäten aufweisen, der primitive Typus wird den ihn umgebenden Einflüssen nachgeben. Deßhalb zeigt der amerikanische Continent eine größere Summe physischer Verschiedenheiten als Europa, und er wird zuletzt eine viel größere Verschiedenheit unter seinen Bewohnern aufweisen. Die großen Unterschiede, welche man in den geistigen Anlagen der Bewohner in der alten Welt antrifft, werden in der neuen Welt noch viel mannigfaltiger sein."

Draper phantasirt dann über die Verschiedenheit der europäischen und asiatischen Menschen; Asien gilt ihm für die Wiege des Menschengeschlechts; dort sei in vorgeschichtlichen Zeiten eine erstaunenswerthe Thätigkeit unter den Menschen gewesen; dort habe man das Hausthier gezähmt und den Gebrauch des Feuers zuerst gehabt. Als ob die alten Amerikaner denselben erst von Asien hätten lernen müssen!!

Die verschiedene geistige Begabung und Anlage der Europäer und Asiaten führt Draper, dem anthropologische Studien fremd sind, auf die lange fortgesetzte und andauernde Einwirkung der Klimate zurück! Das ist eine ganz blöde, durch nichts gerechtfertigte Annahme, welche sich in ihrer ganzen Nichtigkeit zeigt, sobald man die Isothermen vergleicht, die sich durch beide Erdtheile ziehen. Man sieht dann sofort, daß Völker ganz verschiedener Rassen unter denselben klimatischen Einwirkungen leben. Russen und Samojeden und Ostjaken, Lappen und Norweger, Kirgisen und Chinesen, Araber und Perser rc. müßten dann dieselben Menschen und ganz gleichartig sein.

Nicht minder willkürlich und ins Blaue hinein generalisirend ist die Behauptung: „Die nicht zurückzuhaltende Tendenz Europa's ist auf die Philosophie gerichtet, jene Asiens auf die Religion. Europa faßt die Außenwelt ins Auge, erforscht die Begebenheiten der Natur und wendet seine Entdeckungen zu praktischem Gebrauch an. Asien blickt nach innen auf sich selbst; es kennt keine Fragen, sondern nur Affirmationen. Europa aber hat immer den Drang gehabt, Fragen aufzuwerfen, außer in der Periode, da es zeitweilig dem asiatischen System der römischen Kirche unterworfen war. Seit dem 14. Jahrhundert jedoch ist es durch ein Chaos von Zweifeln hindurch gegangen, in Folge der unzähligen Antworten, welche es auf seine Fragen erhielt."

„Die Anwendung dieser Principien" (!), so fährt Draper fort, „auf Amerika ist klar. Wenn der menschliche Körper den äußeren Einflüssen nicht widerstehen kann, welche auf diesem Continente sowohl die Hautfarbe wie den Bau des Gehirns verändern (was beides bekanntlich nicht der Fall ist!), dann wird sich unvermeidlich jede Mannigfaltigkeit im Charakter des Volkes zeigen. Gedanken und Handlungen der Menschen werden keine natürliche Einheit haben, und es wird demgemäß sehr schwierig sein, sie unter ein und derselben Regierung zu vereinigen. Die Schwierigkeit ist allerdings groß, aber nicht unüberwindlich, weil man sie durch Erziehung und Verkehr neutralisiren kann."

Doch wir brechen hier ab. Es gehört eine nicht geringe Dreistigkeit dazu, in unseren Tagen, da es doch eine Wissenschaft der Anthropologie gibt, mit einer solchen Art von „Philosophie der Geschichte" hervorzutreten. Vor einem halben Jahrhundert wäre es verzeihlich gewesen, mit so platten, halbwahren und unwahren Ansichten aufzutreten, jetzt verdient eine so arge Unwissenheit, die obendrein pompös und so apodiktisch auftritt, gar keine Entschuldigung. Und es ist kaum begreiflich, daß ein Arzt die Behauptung wagte, das Klima könne Hautfarbe und Hirn des Menschen umwandeln, und eben so unbegreiflich, daß ein Amerikaner nichts weiß von den Eigenartigkeiten der verschiedenen Rassen.

Der Entwicklungsgang der Menschheit wird durch fatalistische Spekulationen nicht im Mindesten erklärt.

Man kann von sehr verschiedenen Standpunkten über den wunderbaren Wechsel und über die tiefgreifenden Veränderungen im Leben der Völker Betrachtungen anstellen, und manche Denker haben behauptet, daß es doch, im Ganzen genommen, nur wenig Neues unter der Sonne gebe. Die einen rühmen unsere Fabriken und Dampfer als wunderbare Fortschritte unserer Zeit, und Andere sagen, daß schon der jüdische Hofagent Joseph im Palaste der Pharaonen Einen Kattunrock getragen habe, und daß wir Schraubenschiffe auf altägyptischen Malereien finden, die mindestens in Abrahams Zeit hinaufreichen. Man darf die Dinge nicht so beurtheilen, daß man eine moderne Schablone anlegt und die europäischen Meinungen und Ansichten der neuesten Zeit für allein berechtigt hält.

Wer den Verlauf des Völkerlebens durch die Jahrtausende unbefangen betrachtet, wird sich sagen müssen, daß die menschliche Natur, so wie sie von Anfang an in den verschiedenen großen Gruppen und deren Unterabtheilungen, also in Rassen- und Völkerfamilien, hervortritt, sich in allem Wesentlichen nahezu gleich geblieben ist, und daß die Summe der Erfahrungen, welche die Geschichte mit allen ihren Wechselfällen ihnen an die Hand gegeben hat, sehr wenig an ihnen zu ändern vermochte. Das gilt in gleichem Maße von Nationen auf den Stufen der Civilisation, wie von denen, welche stets in Barbarei befangen blieben. „Erziehung" ist ohne alle Frage ein trefflicher Factor, aber die Träger dieser Erziehung thäten wohl, den Einfluß derselben nicht zu überschätzen. Es gibt Verhältnisse, denen gegenüber sie nur sehr wenig oder gar nichts vermag, und die von der Natur gegebene Rassenanlage wird durch sie nicht verändert. Natura usque recurret!

A.

Die Diamantengruben auf Borneo.

Von **Hugo v. Strantz.**

Die Diamanten, Gold und Platina enthaltenden Lagen gehören der Diluvialzeit an und sind Folge einer Wasserflut. Obgleich diese drei edelsten Mineralien in ihren secundären Erhöhungen zu einer gemeinschaftlichen Lage von Geröllen gehören, sind sie doch, jede für sich selbst, in verschiedene Klassen vertheilt, und zwar dergestalt, daß da, wo die Diamanten vorherrschen, Gold und Platina nur in geringer Masse angetroffen werden, hingegen dort, wo die beiden letztgenannten Metalle vorherrschend sind, nur einzelne Diamanten vorkommen.

Die genannten Schichten bestehen aus einem Conglomerat von Diorit, Syenit, Gabbro ꝛc., vermischt mit verschiedenen Quarzarten, unter denen wieder der weiße Quarz vorherrschend ist. Feinen Quarz und Magneteisen enthält dieses Conglomerat gleichfalls. Die Dicke ist sehr verschieden, zwischen einigen Fuß und einer Klafter; eben so verschieden ist auch die Tiefe, in welcher man dieselbe antrifft; dieselbe beträgt oft nur einige Fuß unter der Oberfläche und manchmal bis zu 2 oder 3 Klafter. Die über dieser Conglomeratlage (Panatu batu) befindliche Erdschicht besteht aus einem, durch Eisen mehr oder minder gelb gefärbten Thon. Die Diamanten, Gold und Platina enthaltenden Conglomeratlagen ruhen auf einer festen, gelblichen oder grauen Lehmlage, und diese Metalle sind in sehr abwechselnder Menge in derselben überall verbreitet. Die Diamanten dagegen findet man für sich selbst auf einzelnen Plätzen.

In dem Gebiete von Bandjermasin sind die Diamantenlager längs der Sohle der Thäler der wasserscheidenden Landgürtel und längs dem Fuße des Gunong Bebaris in einem flach oder sanft ansteigenden Terrain verbreitet. Ferner findet man sie an den Flüssen Batu Api und Karang Intan und deren Nebenflüssen, auch in den Flächen, die an dem südwestlichen Ende des Gunong Bibaris und der östlichen Wasserscheide südlich von Martapura sich anschließen.

Hat man beim Graben die Ueberzeugung gewonnen, daß irgendwo Diamanten vorhanden sind, d. h. hat man in dem Gerölle einzelne kleine, abgerundete Quarzstücke von blaugrauer oder schwärzlicher Farbe (Batu Timahan) gefunden, so gräbt man weiter, denn dieser Stein wird nur gefunden, wo Diamanten sind. Dann gräbt man Schächte im Durchmesser von 3 bis 4 Fuß, sogenannte Lobang, welche 2 Klafter entfernt von einander angebracht werden. Die Tiefe derselben richtet sich nach dem Abstande der Diamanten enthaltenden Lage von der Erdoberfläche an genommen und auch nach ihrer Mächtigkeit. Sobald diese durchbohrt ist, und nachdem man ihre früher erwähnte Unterlage (Pendakan amber anom oder Tanah lihat) erreicht hat, ist der Schacht beendet. Wenn er tiefer als 2 Klafter liegt, wird er der Sicherheit halber sehr einfach mit Holz ausgekleidet. Die Seitengänge sind nicht länger als 1 bis 2 Klafter, da sie auf diesen Abstand den einen oder den andern der in großer Menge angelegten Schächte oder die von denselben ausgehenden Gallerien treffen, so daß die Tanah luang durch diese Gänge überall durchschnitten und unterhöhlt ist.

Diese Gänge haben eine nach dem andern Ausgange sanft abhängende Krone, um das Einstürzen zu vermeiden, von Abstand zu Abstand durch einen Rahmen unterstützt, auf dessen oberer Schwelle wieder dünne Baumstämme ruhen.

Bei Schächten von einer Tiefe von 2 Klaftern oder mehr werden, um das Heraufbringen der Erde zu erleichtern, von Klafter zu Klafter kleine Leitern, Tanga genannt, angebracht. Das Heraufbefördern des den Diamant enthaltenden Sandes und des Wassers geschieht vermittelst kleiner Körbe und Eimer, welche die Arbeiter einander zureichen. Auf jeder Leiter steht ein Mann, der von dem unter ihm stehenden den gefüllten Korb und den Wassereimer annimmt und ihm zu gleicher Zeit mit der linken Hand die von oben kommenden bereits geleerten überreicht. In einem Schacht von 3 Klafter Tiefe sind 4 Menschen in Folge dieser unzweckmäßigen Arbeit nöthig. Bei jedem Schacht werden gewöhnlich 6 bis 8 Mann angestellt, die an einem Tage eine Klafter tief kommen. Das eindringende

Wasser macht die Arbeit sehr beschwerlich, denn in kurzer Zeit füllt es oft den ganzen Schacht bis oben.

Während der Nacht wird nicht gearbeitet, und man muß an jedem Morgen aufs Neue mit der Arbeit beginnen. Nach dem Ausschöpfen bleibt der Grund während des ganzen Tages so trocken, daß man die Arbeit fortsetzen kann, ohne durch das Wasser bei derselben belästigt zu werden.

Da, wo die Diamanten enthaltende Lage nur einige Fuß tief ist, sind Schächte überflüssig; man entfernt allein die Erdlage. Der gewonnene Diamantensand (Lambakan) wird von den Steinen gesäubert, in Haufen neben die Eingänge der Schächte geschüttet, durch ein Dach von Blättern vor dem Regen geschützt, und erst wenn man eine genügende Menge bei einander hat, geht man zur Wäsche über.

Diese geschieht in einem durch den Minendistrikt laufenden Bach, oder in einem durch denselben geleiteten Kanal. Dabei werden folgende Werkzeuge gebraucht: Das Schöpfsieb (Ankatan), das Waschsieb (Lege oder Ajakh) und Waschnäpfe (Linggana n). Das Schöpfsieb nimmt den Diamantensand auf, welchen man nun nach der Reinigungsstelle bringt. Diese Körbe sind ungefähr 1½ Fuß lang und ¾ Fuß breit und halb ellipsoidisch, haben einen starken Rand, und die nach unten zusammenlaufenden und die gebogene Oberfläche bildenden Bambusquerhölzer sind so nahe bei einander angebracht, als für den Zweck nöthig ist. Die Lege ist ein 4 Fuß langer und 1½ Fuß breiter halbcilinderförmiger Korb. Er wird in das strömende Wasser gesetzt, und durch den Angkatan wird der Diamantensand hinein gethan. Durch Umrühren mit den Händen wird dieser von dem ihm noch anhängenden Schlamm geschieden und letzterer durch das strömende Wasser mitgeführt. Die auf solche Weise vorläufig gereinigte Erde wird mit dem Ajakh, einem Korbe, der eben so wie der Angkatan eingerichtet, jedoch mit größeren Zwischenräumen versehen ist, nach und nach herausgenommen und einer zweiten Wäsche unterworfen. Nachdem man eine zweite, jedoch leere Lege darunter gesetzt hat, wird in dem Ajakh die Diamanten enthaltende Erde weiter verarbeitet. Die Oeffnungen in derselben sind so groß, daß sie alle kleinen Steinchen bis zur Größe einer Erbse und daher auch noch Diamanten von 4 bis 5 Karat durchlassen. Dann wird der Ajakh unter dem Wasserspiegel hin und her geschüttelt, während man mit der linken Hand die in demselben enthaltene Erde gut umrührt. Dadurch werden außer der vollkommenen Reinigung von dem Schlamme auch die größeren Stücke des feinen Sandes abgesondert, welche durch den Sieb in die untergestellte Lege fallen.

Was in dem Ajakh zurückbleibt, wird sorgfältig untersucht. In eine specielle Beschreibung, welche nur ermüden könnte, soll hier nicht weiter eingegangen werden. Die Arbeiter werden von Aufsehern überwacht, und diese stehen ihrerseits unter Controle. Einer derselben nimmt die großen Diamanten in Empfang, während ein Anderer für das Waschen in dem Lingganan Sorge trägt und die dort gewonnenen Diamanten einsammelt. Gewöhnlich findet man hier nur noch kleine oder sogenannte Taubdiamanten, oder solche, von denen mehre einen Karat ausmachen; Diamanten von größerem Karatgehalt gehören zu den Seltenheiten, und es vergehen oft Jahre, ehe man einen von außergewöhnlicher Größe findet.

Die Anzahl der Arbeiter in den Minendistrikten ist sehr verschieden und hängt natürlich von der Ausdehnung derselben ab. Es gibt Minen, in denen 250 Arbeiter beschäftigt werden; auch andere, in denen 800 bis 1000 und noch mehr arbeiten können. Jedem Eingebornen ist erlaubt, sich in einem Minendistrikte Diamanten zu waschen. Er bekommt von dem Besitzer weder Lohn noch Speisung, dagegen erhält er das Gold und alle von ihm gewaschenen Diamanten, die nicht schwerer als 2 Karat sind. Die schwereren muß er gegen 20 Gulden per Karat an den Besitzer abliefern; auch müssen die kleineren, wenn es der Besitzer verlangt, ihm gegen 18 Gulden per Karat eingehändigt werden. Trotz meiner Bemühungen ist es mir nicht gelungen, zu erfahren, wie viel die jährliche Einnahme einer Mine betrug, denn die Besitzer bewahren über diesen Punkt tiefes Stillschweigen. Doch ein Aufseher in dem Distrikt Kusan versicherte mich, daß Minen mit 200 Arbeitern durchschnittlich im Jahre 40,000 Gulden Einkünfte bringen. Die Minen des Thronfolgers von Bandjermasin am Gunong Lawakh, in denen durchschnittlich 1200 Arbeiter beschäftigt sind, würden dann diesem Fürsten jährlich 240,000 Gulden einbringen, welche Summe sich oft noch höher stellt, wenn sehr große Diamanten gefunden werden. Es ist vorgekommen, daß man früher einen Diamant von 74 und vor einigen Jahren von 106 Karat gefunden hat. Das Ansehen der rohen Diamanten, namentlich der größeren, ist sehr gewöhnlich, und dieselben gleichen durchscheinendem Quarz mit einer matten und gestreiften Oberfläche, während die kleineren glänzen und den geschliffenen ähnlich sehen. Alle jedoch, große wie kleine, werden stets in Krystallform angetroffen. Außer den ganz farbenlosen und wasserhellen findet man auch gelbliche, grünliche und braune Diamanten, die jedoch den wasserhellen an Werth nachstehen.

So wie der Batu Timahan den Eingebornen die Diamantenlage anzeigt, so zeigt die sogenannte Diamantenseele an, daß man keine mehr findet.

Diese Diamantenseele ist ein schwarzbrauner, durchscheinender, den gewöhnlichen Diamant an Härte übertreffender und daher nicht zu schleifender Diamant, mehr oder weniger von runder Form und matter Oberfläche. Man trifft ihn in der Größe von Schrot bis zur Größe einer Erbse an, und er wird als Talisman gegen Unglück und Krankheiten in einem Ringe getragen.

In welcher Beziehung übrigens diese Diamantenseelen zu der Anwesenheit der Diamanten stehen, ist schwer zu begreifen. Der Grund liegt vielleicht im Aberglauben, oder es läuft Betrug mit unter. Der Anblick einer ausgebeuteten Diamantenmine ist ein Bild wilder Verwüstung. Der Preis der Diamanten in Bandjermasin ist sehr verschieden und soll nach der Aussage glaubwürdiger Personen aus Batavia höher sein als auf Java. Den gegenwärtigen Preis findet man durch das Quadrat der Karate mit 30 Gulden, für ungeschliffene mit 20 Gulden multiplicirt. Die Kunst des Diamantenschleifens, in Europa erst seit 1456 bekannt, muß auf Bandjermasin bereits durch den Sultan Sapoh, der Diamantenschleifer von Java kommen ließ, eingeführt sein, während durch chinesische Händler die Fürsten zuerst mit dem hohen Werth der Steine bekannt gemacht worden sind.

Einer Sage zufolge sind die Diamanten die versteinerten Thränen einer unglücklich liebenden und betrogenen Fürstin, Batu Intan genannt, welche dieselben in der Wildniß vergossen hat.

Aus dieser Beschreibung der Diamantenminen wird man hinlänglich ersehen haben, daß die Bearbeitung derselben noch auf einer tiefen Stufe der Ausbildung steht.

Das Almthal und der Almsee.

Reisebild aus Oberösterreich von **Dr. Friedrich Brinkmann.**

I.

O rühmet immerhin mir eure lauten Feste —
Rühmt mir den Ambraduft der hohen Teppichzimmer,
Den Silberschmuck, der Glanz der würz'gen Tafel leiht,
Den Wein, der wie Rubin erglüht im Kerzenschimmer,
Der Mädchen süß Geschwätz — ihr lockt, ihr lockt mich nimmer;
Ich wähle dich, o Einsamkeit.

Geibel.

In der Hauptkette der Alpen Oberösterreichs, die sich bei dem östlich vom Großglockner gelegenen Wachteck von der Centralkette der Norischen Alpen abzweigt und sich in einer Ausdehnung von etwa 15 geographischen Meilen gegen Nordosten erstreckt, treten besonders zwei große Gebirgsstöcke hervor, wovon sich der eine am westlichen Ende, um den Dachstein oder Thorstein, der andere ungefähr in der Mitte der Kette um den großen Priel zusammengruppirt. Wie der Dachstein der Glanzpunkt der Gebirge des Salzkammergutes ist, so der große Priel mit den an ihn sich anschließenden Bergen (das Gebirgspanorama des sogenannten „Hinteren Stoder") das Erhabenste, was im östlichen Theile des Traunkreises an Naturgenüssen sich bietet.

Zwischen diesen beiden Gruppen liegt ein Gebirgsplateau, das wegen seiner wilden Natur und des Mangels an Vegetation den Namen des Todten Gebirges erhalten hat, die ausgedehnteste Hochgebirgswildniß, die es in den Norischen Alpen gibt. Seinem größten Theile nach gehört es zu Steyermark und nur mit seinem nördlichen Abhange zu Oberösterreich. So wüst und abschreckend es selbst ist, so ist es doch von einer Fülle reizender Seelandschaften rings im Kranze umgeben: auf steyermärkischer Seite von dem See von Altaussee, dem Grundelsee, dem Töplitzer See und dem Kammersee; auf oberösterreichischer von dem Offensee, dem Almsee und den Seen der Hetzau. Von den letzteren sind der Offensee und die Hetzauer Seen tief in den Bergen versteckt und nur auf Fußpfaden zugänglich. Der Almsee hingegen, hart an den schroffen Abhängen des Todten Gebirges gelegen, hat sich durch den ihm entströmenden, gerade gegen Norden gerichteten Almbach einen Zugang zur oberösterreichischen Ebene gebahnt und steht mit derselben durch eine gute fahrbare Straße in Verbindung. Diese ist daher auch der Weg, den man gemeiniglich einschlägt, um die anderen zu beiden Seiten liegenden Seen, den Offensee und die noch kleineren Seen der Hetzau, zu besuchen. Da zudem das Almthal das zunächst auf das Salzkammergut und das Traunthal gegen Osten folgende Nebenthal der Traun ist, so war es natürlicherweise mein nächstes Ziel, als ich gegen Mitte August des vorigen Jahres Gmunden am Traunsee verließ, um den östlichen Theil Oberösterreichs (den Traunkreis mit Ausschluß des Salzkammergutes) zu besuchen.

Da, wo dies Thal zum ersten Male dem von der Ebene stromaufwärts ziehenden Wanderer eine entschiedene Gebirgslandschaft darbietet, liegt das Dörfchen Scharnstein. Von Gmunden aus ist es zu Fuße etwa in drei Stunden zu erreichen. Der Weg geht viel bergauf und bergab und ist dazu in einem ziemlich schlechten Zustande, weßhalb man zu Wagen kaum schneller fortkommt, und die gmundener Lohnkutscher auch bei hohem Lohne nur sehr ungern sich dazu entschließen, Fahrten nach Scharnstein und dem Almsee zu unternehmen. Postverbindung existirt aber hier wie auf so vielen anderen ungleich wichtigeren Straßen Oberösterreichs gar nicht.

Scharnstein, am linken Ufer des Almbaches in einiger Höhe über demselben gelegen, hat seinen Namen von der alten Burg und Feste Scharnstein erhalten, deren ansehnliche Ruinen schräg gegenüber an der rechten Thalwand sich erheben. Diese hat hier schon eine Höhe von etwa 4 bis 5000 Fuß über dem Meere. Sie ist durch einen Bach, den Dießenbach, durchbrochen. Das scheinbar so unbedeutende Wässerchen hat sich tief in das Gestein eingegraben, die Felsen thürmen sich sehr schroff in meist senkrechten Wänden rings gegen das Seitenthälchen auf und sind nur von dem Almthal aus zugänglich, wo sie eine sanftere und grün bewachsene Abdachung zeigen. Auf den schroffsten dieser Felsenklippen, die gerade da, wo die Schlucht gegen das Almthal sich öffnet, schwarz, unheimlich und unnahbar emporDräuen, mehre hundert Fuß über der Thalsohle (etwa 1700 Fuß über dem Meere) ist nun die Burg Scharnstein entstanden, durch viele Jahrhunderte der Sitz mehrer der mächtigsten Herrengeschlechter Oberösterreichs. Sie war immer, so lange sie als solche bestand, der Hauptort des ganzen Thales, die Residenz seiner Herrscher oder deren Vertreter; das Thal theilte alle Schicksale der Burg, und darum ist die Geschichte der Burg die Geschichte des Thales.

Wir können diese weiter in die Vergangenheit hinauf verfolgen, als es gemeiniglich bei der Ortsgeschichte möglich ist, bis ins 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Das Almthal wurde nämlich vom Herzog Thassilo II. von Bayern dem Stifte Kremsmünster gleich bei dessen Gründung (im Jahre 777) geschenkt, und Karl der Große fügte den Almsee hinzu (im Jahre 802). Rasch wuchsen im Laufe des 9. Jahrhunderts die Besitzungen des Klosters an, besonders durch die großen Schenkungen König Arnulfs (im Jahre 893), so daß sie ums Jahr 900 von den Alpen bis zur Donau in einer Ausdehnung von 12 Stunden sich erstreckten. Im folgenden Jahrhunderte wurde aber das Stift noch viel schneller, als es emporgeblüht war, an den Rand des völligen Untergangs gebracht, und zwar durch die Einfälle der „Hunnen", denen diese der damaligen Ostgrenze des Reiches so nahe gelegenen Länder besonders ausgesetzt waren. Nach der Vertreibung dieser Ungarn (im Jahre 955) wurde es zwar von Heinrich dem Heiligen im Jahre 1007 wieder hergestellt, aber mit viel geringeren Besitzungen, als es früher beherrscht hatte.

Insbesondere kamen der Almsee und das Almthal in die Hände verschiedener anderer Herren. Unter ihnen waren die mächtigsten die Herren von Pollheim. Sie standen im Vasallenverhältnisse zu den Markgrafen von Steyer und bildeten unter deren Lehnsschutze um die von ihnen gegründete Burg Scharnstein eine Herrschaft mit weit ausgedehntem Gebiete, die von der Burg den Namen

erhielt. Ein Allram von Scharnstein kommt ums Jahr 1232 in einer Urkunde vor, ein Philipp von Scharnstein wurde von Rudolph von Habsburg 1278 zum Ritter geschlagen.

Bei diesem Geschlechte blieb Burg und Herrschaft bis zum Jahre 1335. Dann ging sie in raschem Wechsel auf andere Häuser über, bis sie im Zeitalter der Reformation wieder lange Zeit einem und demselben Geschlechte angehörte, den Freiherren von Jörger. Es ist bekannt, mit welcher Schnelligkeit die Reformation sich in Oberösterreich verbreitete, und wie gegen das Ende des 16. Jahrhunderts das ganze Land mit Ausnahme des Prälatenstandes ihr anhing. Hervorgehoben zu werden verdient es aber, daß die beiden großen Geschlechter, welche die Burg Scharnstein die längste Zeit besaßen, sowohl die Pollheim als die Jörger, in den gewaltigen Kämpfen, die das Land seiner Religion wegen gegen seine Herrscher und Bedrücker, insbesondere gegen Kaiser Ferdinand II. zu bestehen hatte, als Führer der Protestanten sich auszeichneten. Ein Siegmund von Pollheim war es, den die Stände von Oberösterreich 1619 zum Landeshauptmann und interimistischen Regenten des Landes bestellten, bis Ferdinand die Rechte der Stände bestätigt und die Huldigung persönlich entgegengenommen haben würde, mit welchem Schritte der Widerstand des protestantischen Landes gegen die Bekehrungspläne des bigotten Ferdinand beginnt. Ein Weckhart von Pollheim erscheint unter den Abgeordneten, welche in Brüssel den eigentlichen Herrn des Landes, den Erzherzog Albrecht, Regenten der Niederlande, bewegen sollten, sein Recht nicht an jenen Ferdinand, der bis dahin nur sein Bevollmächtigter gewesen, abzutreten. Ein Hanns von Jörger war es, den die Stände nach Böhmen schickten, um sich mit dem Haupte der sich erhebenden Böhmen, dem Grafen von Thurn, in Verbindung zu setzen, der damals auf dem Wege nach Oesterreich war, bald darauf vor Wien stand und ohne ein besonderes Unglück den Kaiser in seine Gewalt bekommen hätte. Als dann der Krieg offen ausgebrochen war, stand ein Karl von Jörger an der Spitze der Truppen der Stände um Windischgarsten. Nach dem unglücklichen Ausgange der Sache (1621) wurde er gefangen genommen und in Passau eingesperrt, wo er bald darauf (1623) im Kerker seinen Tod fand. Ein ähnliches Schicksal erfuhr sein Vetter, Helmhart von Jörger, der seit 1583 Scharnstein besessen hatte. Er wurde als Hochverräther zum Tode verurtheilt, das Urtheil aber nicht vollzogen.

Seitdem verschwinden beide Häuser aus der Geschichte Oesterreichs. Wahrscheinlich sind sie in Folge des Dekretes von 1627, wonach den Protestanten keine andere Wahl gelassen wurde als auszuwandern oder katholisch zu werden, wie so viele ihrer Landsleute aus allen Ständen, ausgewandert.

Diese Katastrophe, die mit der Niedertretung des Protestantismus über Oberösterreich hereinbrach und in ihren unheilvollen, den Wohlstand des ganzen Landes in unheilbarer Weise zerrüttenden Folgen nur mit dem Schicksale Böhmens nach der Schlacht auf dem Weißen Berge zu vergleichen ist, benutzte nun aber das Stift Kremsmünster, nach dem naiven Geständnisse seines Geschichtschreibers U. Hartenschneider, recht glücklich, um seinen sehr heruntergekommenen Besitzstand wieder zu vergrößern, indem es „die feilgebotenen Herrschaften der des Landes verwiesenen Rebellen ankaufte", und so wußte es auch im Jahre 1625 die Herrschaft Scharnstein bis zum Almsee vom Fiscus käuflich an sich zu bringen. Es blieb in diesem Besitze bis zum Jahre 1848. Nach den Veränderungen, die dies Jahr in ganz Oesterreich herbeigeführt hat, sind ihm jetzt nur noch einzelne Gerechtsame und großer Waldbesitz geblieben.

Zu bemerken ist noch, daß der Almsee selbst nicht alle Schicksale des Almthales theilte, sondern eine gesichertere Besitzung Kremsmünsters war und diesem bis zur Stunde gehört. Der Arm der Herren von Pollheim reichte zwar auch bis hieher; lange hatten sie mit dem Stifte Streitigkeiten wegen des Saiblingfanges auf dem See, und wenngleich 1285 ein Vergleich zu Stande kam, so fand doch noch Kaiser Maximilian I. es für nöthig (1505), den Besitzern von Scharnstein einzuschärfen, daß das Stift Kremsmünster in seinem Fischfang auf dem Almsee nicht beeinträchtigt werden solle.

Die Ruinen der Burg Scharnstein sind von höchst eigenthümlicher Beschaffenheit. Schauerlich nehmen sie sich von dem Seitenthale des Dießenbachs aus, wie sie mit den schroffen, nackten Felsen, auf denen sie stehen, aus dem düstern Walde hervorragen, als schrien sie in ihrer entsetzlich zerfetzten Gestalt um Rache für all die Greuel, die mit der Geschichte des Untergangs ihrer alten Herren verflochten sind. Wenn wir zu ihnen hinaufgestiegen, müssen wir staunen, wie diese Mauerfetzen von etwa 20 bis 30 Fuß Höhe und nur 3 bis 4 Fuß Breite und Dicke, dazu aus kleinen Steinchen bestehend, sich halten können und nicht schon längst vom Winde weggefegt worden sind. Der Umfang der alten Burg ist noch durch sie angedeutet, aber auch nichts weiter. In der Mitte liegt ein großer Schutthaufen. Stehen wir auf diesem, so werden wir von einem seltsam gemischten, halb freudigen, halb wehmüthigen Gefühle ergriffen. Wir schauen durch die weit gähnenden Mauerlücken wie durch eben so viele Rahmen nach allen Seiten in die lebenvolle grüne Landschaft hinein, in das breite Thal des Almbaches, mit zahlreichen, rings zerstreuten menschlichen Ansiedlungen, und in die dunkelgrünen, eng aneinander gerückten Berge des Nebenthales. Unten in der Tiefe fließt der durch die starken Regengüsse hoch bis zum Rande der Ufer angeschwollene und gelbgefärbte Strom, pfeilschnell dahinschießend, und sein wüthendes Toben erfüllt das ganze Thal, als grolle auch er untröstlich über die entschwundene alte Herrlichkeit.

Einen freundlicheren Eindruck macht die Gegend, wenn wir von den Ruinen, dieser Brutstätte trauriger Gedanken, wieder ins Thal hinabsteigen und über den Fluß in das Dorf zurückkehren. Man wird in dem ganzen östlichen Oberösterreich kein Dorf finden, welches ein so vortreffliches Wirthshaus besäße als Scharnstein, ganz besonders nicht diese freundlichen, behaglichen, mit städtischem Comfort ausgestatteten Zimmer, die zugleich die herrlichste Aussicht in die Gegend gewähren. Durch alle Fenster blicken die grünen, tannenbewachsenen Berge des Thales in das Zimmer, zur Rechten schräg gegenüber liegen die Ruinen der Burg, jedoch in solcher Entfernung, daß sie in der ganzen Landschaft wenig hervortreten, hier und da durchbricht ein nackter Fels den Waldwuchs auf dem gegenüberliegenden Bergabhange, die grünen Wiesen ziehen sich vom Flusse in zahlreichen Streifen gegen die Höhe in den Wald hinein, und in sie sind recht malerisch die weißschimmernden Häuser zerstreut. Unten längs dem Flusse liegen die stattlichen, massiven Gebäude mehrer Sensengewerke, die Thalsohle aber bedeckt ein reicher Wuchs von Laubholzbäumen, und selbst das Rauschen des Wassers, das uns oben auf der Burg wie ein grollendes Toben vorkam, ertönt hier viel sanfter, nur als einschläfernde Musik.

Da man nun zudem eine gute österreichische Küche und

sehr freundliche und zuvorkommende Wirthe (eine große Seltenheit in Oberösterreich) hier antrifft, so eignet sich Scharnstein vortrefflich zum Landaufenthalte für einen Jeden, der ernstlich und ohne Selbsttäuschung (die indessen in diesem Punkte sehr häufig ist) nach einem durchaus ruhigen Orte und einer schönen, in ursprünglicher Natürlichkeit noch dastehenden Alpenlandschaft verlangt. Die hauptsächlichsten hier ansässigen Vertreter der Bildung, als der Arzt des Dorfes, der Oberförster des Stiftes, der Bürgermeister, einige Besitzer der unten an der Alm gelegenen Sensengewerke, der Schullehrer und die Geistlichen des eine Viertelstunde entfernten Dorfes Viechtwang, zu dessen Gemeinde auch Scharnstein gehört, kommen in der Regel des Abends in dem Herrenstübchen zusammen und sehen in dem anspruchslosen Fremden einen willkommenen Zuwachs ihrer Gesellschaft.

Eine ehrenvolle Erwähnung verdient hier endlich noch ein Umstand, der besonders dem von Altbayern hieher kommenden Fremden auffallen wird, nämlich, daß in dem Wirthshause dieses so abgelegenen Gebirgsdörfchens Oberösterreichs eine große politische Zeitung, die Wiener Morgenpost, das Familienjournal und die Gartenlaube gehalten werden. Damit haben wir aber einen sehr charakteristischen Zug von Land und Leuten Oberösterreichs berührt, vielleicht denjenigen, der uns am meisten für dieses einnimmt und es am vortheilhaftesten vor anderen Alpenländern, insbesondere vor Altbayern auszeichnet: das ist der Drang nach Licht. Selten trifft man ein ansehnliches Dorfwirthshaus, wo nicht die eine oder andere der großen österreichischen Zeitungen gehalten wird, in der Regel sind es sogar zwei, die Wiener Presse und die Morgenpost, und wo diese beiden sich finden, stellt sich als dritte im Bunde gewöhnlich die Gartenlaube ein. Diese größere geistige Regsamkeit des Oberösterreichers erinnert uns mehr als alles Andere daran, daß trotz der innigen Verwandtschaft mit dem Altbayern doch seinem Blute in einem beträchtlichen Verhältnisse noch andere als bojuwarische Bestandtheile beigemischt sind, und daß unter ihnen besonders das lebendige fränkische Element es war, welches bei der Colonisation des den Slaven entrissenen Landes mit dem bayerischen sich vereinte, um die Grundlage der deutschen Kultur zu legen. —

Setzen wir jetzt unsern Weg zum Almsee weiter fort. Leider hatte ich, nachdem ich das eine Meile entfernte Dorf Grünau erreicht hatte, die ganze weitere Strecke bis zum See, $2\frac{1}{2}$ Stunden, in fortwährendem Regen zurückzulegen. Nach einer Stunde erreichte er eine solche Heftigkeit, daß ich sehnlich nach einem Hause verlangte, wo ich wenigstens den ärgsten Guß vorübergehen lassen könnte. Die Häuser werden aber von Grünau an sehr selten, und so war ich denn sehr froh, als ich ein einzeln stehendes Gebäude erblickte, das nahe vor dem großen Walde lag, wodurch die letzte Strecke des Weges mehr als eine Stunde lang bis zum See sich zieht. Seltsam sah es im Innern aus. Es bestand nur aus einem Vorhause, das zugleich als Küche benutzt wurde, und einem großen Schlafsaale, an dessen Wänden rings eine Menge von Betten, etwa ein Dutzend, standen, mit Matratzen und Kopfrollen. Außerdem befand sich nur noch ein langer Tisch in der Mitte. Zwei Frauen waren darin mit häuslichen Arbeiten beschäftigt. Sie unterrichteten mich, daß dies Haus eine sogenannte Pionirkaserne sei, die Wohnung derjenigen Soldaten, die in den ringsum gelegenen Staatswaldungen die Bäume zu fällen hätten, und luden mich freundlich ein, so lange zu bleiben, bis der Regen nachgelassen habe. Da ich aber wohl mit Grund befürchtete, es möchte in diesem Schlafsaale so vieler Menschen ein gewisses kleines, zur Qual der ruhebedürftigen Menschheit geschaffenes Wesen in nicht unbeträchtlichen Schaaren sich aufhalten und auch bei Tage seine Springerkünste üben, so dankte ich bestens und zog es vor, im strömenden Regen weiter zu marschiren.

Nach einer Stunde kam ich nach der Habernau, einem grünen Thalkessel mit einigen Bauernhäusern, wovon eines zugleich ein Wirthshaus ist. Da die Entfernung bis zum Seehause noch eine Stunde beträgt, so trat ich hier ein und ruhte mich etwas aus. Als die Wirthin mich in der kleinen Gaststube allein gelassen hatte, um mir den gewünschten Mokkatrank zu bereiten, sah ich mich etwas um und bemerkte in meiner Nähe auf einem Brette an der Wand mehre Bücher, von denen einige durch ihre Dickleibigkeit meine Neugierde besonders reizten. Ich konnte nicht umhin, sie mir herunter zu langen und etwas durchzusehen. Es waren Alles geistliche Erbauungsbücher, Hauspostillen. Die dickste, etwa 1400 Seiten lang, nannte sich: Eberhardt Caspari christliches Handbuch von Christi Leben, Leiden und Glorie, 1782 gdr. Von einem anderen dieser Bücher, dessen Verfasser ein gewisser Goffine war (1861 gdr.), versicherte mir später die Wirthin, daß die Dienstboten Sonntags recht gerne darin läsen, wenn sie wegen der weiten Entfernung nicht in die Kirche gehen könnten. Auf dem Tische lag noch eine Sammlung aus den Evangelien für Kinder. Diese fünf bis sechs Bücher sind als Bestand einer Hausbibliothek in einer so abgelegenen Einöde Oesterreichs, wie die Habernau ist, durchaus nicht unerheblich. Nur schade, daß sie alle von demselben Gegenstande handeln, und dazu von einem solchen, wo ein gutes Beispiel mehr wirkt, als alle Worte. Die Leute bleiben aber doch wenigstens in der Gewohnheit zu lesen, das sie bei Mangel an Gelegenheit nur zu leicht verlernen.

Ein erfreulicheres Zeugniß für den oben hervorgehobenen Bildungstrieb der Oberösterreicher enthielten einige Thatsachen, die mir die Wirthin, eine freundliche, gesprächige Frau, unter anderen mittheilte, während ich ihren guten Kaffee mir schmecken ließ. Sie beklagte es sehr, daß sie so weit zur Kirche zu gehen habe, da das ganze Almthal von Scharnstein bis oben zum Seehause des Almsees zur Pfarre von Grünau gehöre (diese ist eine der größten Oberösterreichs, hat 24 Stunden im Umfange und zählt an 70 Berge, darunter den großen Priel). Noch empfindlicher sei aber diese große Entfernung des Pfarrortes für die Erziehung der Kinder. Da nun ihr Töchterchen, ein Kind von etwa 10 Jahren, den weiten Weg nach der Schule in Grünau hin und zurück nicht jeden Tag machen könne, so habe sie ihm lange Zeit einen Hauslehrer gehalten. Das sei aber endlich zu theuer geworden, und so habe sie sich genöthigt gesehen, das Mädchen in Grünau bei Bekannten in die Kost zu geben, so daß es die ganze Woche abwesend sei und nur Sonnabend und Sonntag zu Hause zubringe. So etwas thut eine einfache, nicht einmal besonders wohlhabende Bäuerin, dazu eine Wittwe, in den Bergen Oberösterreichs für die Erziehung ihrer Kinder. Ich möchte wohl wissen, ob sich in dem ganzen Gebiete des bayerischen Gebirges auch nur ein einziges Gegenstück dazu auffinden ließe. Die eigene Erfahrung und die Schilderung, die uns Steub („Hochland". S. 16 ff.) von bayerischen Bauern gibt, machen uns sehr geneigt, jene Frage zu verneinen.

Ein anderer, weniger ansprechender, aber nirgendwo im ganzen Lande fehlender Charakterzug Oberösterreichs trat mir an demselben Orte entgegen. Es war da in der „Gaststube" ein Cretin (gemeiniglich „Torkel", hier

„Strumm" genannt), von dem Aeußeren, wie man diese unglücklichen Wesen in der Regel findet: von der Größe eines Kindes, gelber Gesichtsfarbe, blöden Augen, der Mund verzerrt durch ein immerwährendes grinsendes Lächeln, die Sprache ein Gemenge roher, fast thierischer Laute, durch die er sich indessen den Leuten, die ihn kannten, verständlich machte. Uebrigens betrug er sich ruhig im Zimmer. Man sagte mir, er habe die Wartung des Viehs der Wirthin und rühmte ihn als einen zuverlässigen, vortrefflichen Hirten. Es war mir interessant zu bemerken, wie selbst auf diesen äußersten Grenzen der Menschheit Spuren individuellen Gepräges zu erkennen waren. Der größte Schatz dieses armen Burschen, den er stets mit sich herumtrug und nur seinen genauen Bekannten als Zeichen besonderen Vertrauens sehen ließ, war eine kleine Sonnenuhr. Sie war ihm besonders nützlich, wenn er draußen in Wald und Feld das Vieh hütete, da sie dann mit untrüglicher Sicherheit ihm anzeigte, wenn es Zeit war nach Hause zu treiben, und so viel Verstand hatte er noch, daß er dies erkennen konnte. Wer weiß, ob er nicht an diesem Kleinode mit derselben Verehrung hing, wie der Kaffer an dem hölzernen Gotte, den er stets bei sich im Gürtel trägt. Die Zahl solcher Torkel ist in Oberösterreich bedeutend geringer als in dem benachbarten, tiefer in den Bergen versteckten und ärmeren Steyermark. Dazu gibt es in diesem Lande außer dem ganz ausgebildeten Cretinismus noch eine Menge von Individuen, die gleichsam in dem Uebergangsstadium zwischen völliger Vernunft und völligem Blödsinn sich befinden, Halb- und Viertel-Cretins möchte ich sie nennen, Menschen, in deren Auge gleichsam nur noch ein letztes Residuum von Vernunft wie ein verglühendes Flämmchen aufflackert. —

Als ich von der Habernau wieder aufbrach, regnete es nur noch sehr sanft, und bald hörte es ganz auf, wie das ja so häufig an Abenden von Regentagen stattfindet. So wurde mir denn doch einigermaßen der eigenthümliche Genuß zu Theil, welchen wir empfinden, wenn am Ende einer Wanderung zu einer interessanten Landschaft sie allmälig in immer bestimmterer Gestalt vor unseren Augen auftaucht und sich entwickelt. Der erste Eindruck derselben, den wir auf diese Weise gewinnen, ist immer am dauerndsten, weil alle unsere Seelenkräfte auf diesen Moment gespannt waren und nun unwiderstehlich Besitz ergreifen von dem lange ersehnten Gegenstande. Zunächst führt der Weg noch einige Zeit durch gerade so dichten Wald wie vorher. Plötzlich aber lichtet er sich, das eigenthümliche Zittern des Wassers wird durch die Stämme sichtbar, die uns von jenem trennende Wand der Bäume wird immer dünner und durchsichtiger, und endlich liegt der See selbst vor uns.

Der erste Eindruck des Almsees ist Ueberraschung, daß er so klein ist. Einer der kleinsten Seen des bayrischen Gebirges ist der Schliersee. Aber der Almsee ist nicht halb so groß, er bedeckt nur eine Fläche von etwa 130 Morgen. Man möchte ihn lieber einen großen Weiher oder Teich, als einen See nennen. Unser Auge kann daher auch nicht lange auf ihm verweilen. Es wird sofort magisch angezogen von den großen Formen des sogenannten Todten Gebirges, die sich uns grade gegenüber am südlichen Ufer des Sees in düsterer, fast dämonischer Weise erheben. Schroff thürmen sich diese nackten Felsenmassen in die Höhe, die Abhänge sind voll von Schründen und Rissen und laufen in mannigfaltig gestaltete Felsenzacken aus. Die Höhen lagen schon voll von Schnee, und dieser hatte sich selbst bis tief an den Abhängen gegen das Thal herabgezogen. Denn, obwohl es kaum Mitte August war, so hatten die gewaltigen Regengüsse, die in den letzten Tagen erfolgt waren, doch eine solche Abkühlung der Luft herbeigeführt, daß in jenen Höhen die Feuchtigkeit zu Schnee krystallisirt sich niedergeschlagen hatte. Wie ich schon in Grünau hörte, waren durch diesen unerhört frühen Schneefall die so zahlreichen Sennwirthschaften, welche auf dem Hochplateau des Todten Gebirges sich befinden (Kohl gibt ihre Zahl auf 272 an), besonders hart getroffen und die Sennerinnen, welche dort oben zu Hunderten den Sommer über wohnen, genöthigt worden, in aller Eile mit ihren Heerden in die Thäler zurückzukehren.

Weniger Grund hatte der Tourist, den damals gerade sein Weg herführte, über dieses Ereigniß ungehalten zu sein. Denn es läßt sich nicht verkennen, daß durch den frisch gefallenen Schnee, der die Häupter aller Berge, so weit man sehen konnte, bedeckte und ihre felsigen Abhänge in überaus zarten, weißen Schattirungen, durch ganze Schneeflächen, Schneelinien und Schneetüpfelchen zeichnete und die ganze Plastik ihrer Formen hervortreten ließ, denselben ein neuer Reiz gegeben und das Imposante der ganzen Landschaft erhöht wurde. Freilich wurde dadurch auch das Frostig-Kalte, welches dieser Gegend eigen ist, erhöht und bis zum Abstoßenden gesteigert. Es schauerte Einen, wenn man in diese Landschaft blickte, die aus nichts als unnahbaren Felsenklippen und schwarzem Tannenholz besteht. Und der Anblick des Sees konnte diesen Eindruck nicht mildern. Dem armen, kleinen Burschen schien es in der Nachbarschaft dieser weißbärtigen Bergriesen selbst gar nicht wohl zu Muthe zu sein. Er schien selbst zu frieren und eine Gänsehaut ihn zu überlaufen, wenn der kalte Wind über ihn hinbrauste. Die Stille aber, die hier rings herrschte, hatte geradezu etwas Unheimliches und Gespensterhaftes. Wenn die idyllische Ruhe an einem Schliersee wie Balsam auf die Seele träufelt und ein unwiderstehliches Verlangen weckt, dort Hütten zu bauen, so stößt uns hier die Stille ab, wir denken gar nicht daran zu bleiben und können uns kaum dazu entschließen, eine Nacht hier zuzubringen.

An diesem ungünstigen Eindrucke, den die Gegend unter allen Umständen in einem gewissen Grade hinterlassen muß, ist aber außer der Rauhheit derselben und der außerordentlich einsamen Lage auch das Mißverhältniß schuld, in welchem das Gebirge zum See steht. Es mangelt der Landschaft durchaus alle ideale Schönheit, die nur bei Harmonie der einzelnen Theile zu finden ist. Andere Seelandschaften der Alpen, wie die des Traunsees, des Hallstadtersees, gewinnen gerade dadurch ihre eigenthümliche Schönheit, daß See und Gebirge zu einem einheitlichen Ganzen verwachsen, der Eindruck der Gebirge durch den See, der Eindruck des Sees durch die Gebirge modificirt wird. Das ist hier nicht der Fall. Die Gebirge treten durch ihre großen, majestätischen Formen so hervor, daß der kleine See ganz dagegen verschwindet. Es ist keine Alpenseelandschaft, sondern eine reine Gebirgslandschaft.

Ein Ausflug in die Schneegebirge von Granada.

Die Hochgebirge der Alpen und Pyrenäen werden alljährlich durch tausende von Wanderern besucht, dagegen sind jene in Südspanien eine verhältnißmäßig kaum angebrochene Region. Dorthin haben sich bis jetzt nur vereinzelte Touristen begeben; künftighin wird das anders sein, weil Spanien nun schon die Hauptstränge eines großen Schienennetzes hat und die wichtigsten Städte ohne alle Unbequemlichkeit zu erreichen sind.

Die landschaftlichen Reize des südlichen Spaniens sind von eigenthümlicher Art; auch der Gebirgscharakter ist ein anderer als in den übrigen europäischen Hochgebirgen, und das Leben und Treiben der umwohnenden Menschen sehr verschieden von jenem der Basken und Franzosen, der deutschen und schweizerischen Alpenbewohner oder der Slawen in den Karpathen. In Südspanien liegt in der Luft etwas Afrikanisches.

Eine Wanderung in die Sierra Nevada de Granada wird gewöhnlich von der Stadt aus unternommen, in welcher die Alhambra steht. Gustav Doré und d'Avillier, welche unseren Lesern längst wohl bekannt sind, beschlossen, den Picacho de Veleta zu ersteigen; sie bezeichnen diesen Berg als den Montblanc Andalusiens. Das Unternehmen ging nicht so glatt ab wie etwa ein ähnliches in Savoyen oder in der Schweiz; eine Körperschaft von Führern ist nicht vorhanden, weil nur wenige Gebirgswanderer kommen, und die Besteigung nur in den Monaten Juli und August unternommen werden kann. In der übrigen Jahreszeit ist die Kälte zu schneidend und die Wege sind über eine gewisse Höhe hinaus nicht praktikabel.

Als Führer dienen die Neveros, jene fleißigen, arbeitsamen, an das Bergsteigen gewöhnten Menschen, welche fast tagtäglich Schnee aus dem Hochgebirge holen, und mit dieser, in einem so heißen Lande unentbehrlichen Waare die großen Städte versorgen. Sie kennen jede Schlucht und jeden Pfad, und man kann sich ihnen sicher anvertrauen.



Der Nevero Ramirez in der Sierra Nevada. (Zeichnung von G. Doré, nach einer Photographie.)

Mit einem dieser Neveros schlossen die beiden Wanderer einen Vertrag. Der 60jährige Ramirez war sehr rüstig und galt für einen Zigeuner; doch trägt sein Gesicht, welches wir mittheilen und das Doré nach einer Photographie gezeichnet hat, nicht die Züge eines echten Gitano. Der ganze Mann gewährte in seiner Art einen sehr malerischen Anblick. Seine Hautfarbe spielte in helle Broncefarbe hinüber; über ein rothes, um den Kopf geschlungenes Tuch hatte er eine andalusische Mütze gestülpt; seine Jacke war mit Seidenzeug aufgeschlagen und hatte einen reichen Besatz von Metallknöpfen. Als Gürtel trug er eine Canana od. Art Patrontasche; die kurzen Lederhosen waren an den Knien vermittelst bequasteter Cordeln zusammen gebunden, und als Fußbekleidung hatte er die bekannten und vielfach beschriebenen Alpargatas.

Ramirez war der richtige Mann und gern bereit, die Wanderer nicht nur auf den Picacho de Veleta zu führen, sondern, wenn es sein müsse, auch auf den Mulahacen, der noch höher ist. Er sorgte für gute Maulthiere, Machos, welche sich für Gebirgsreisen besser eignen als Pferde. Er gab an, was für den Repuesto nöthig sei, d. h. für die erforderlichen Reisevorräthe, die auf Esel gepackt wurden. Sie bestanden in rothem Wein von Baza, der auf Schläuche (botas) aus valencianischem Leder gefüllt wurde; aus einem in Zucker gekochten Schinken (jamon en dulce), aus anderen Fleischwaaren, gebratenen Hühnern, Chokolade, Brot

und Obst. Gegen Hunger und Durst war man also geschützt.

An einem heiteren Augustmorgen fand Ramirez sich in aller Frühe vor dem Gasthof ein; nach einer Viertelstunde waren alle Vorkehrungen beendet, und die kleine Karawane setzte sich in Bewegung. Nachdem sie die Puerta de los Molinos verlassen, lag Granada hinter ihnen, und sie ritten nun in der Vega, der schönen andalusischen Ebene, am Xenil entlang, durch das liebliche Thal von Guëjar. Der Fluß bildet reizende Kaskaden und strömt zwischen immergrünen Ufern. Granada mit seinen Hügeln war mit einem leichten Nebelschleier überzogen. Der Weg führte weiter durch das Thal von Monachil zum alten Kloster San Geronimo, das jetzt fast ganz in Trümmern liegt, und wo nun die Hirten mit ihrem Vieh ein Unterkommen finden. Von dort an wird der Pfad steiler; man konnte die tiefen Schluchten (barrancas) deutlich erkennen, der Pflanzenwuchs nahm einen andern Charakter an, der Oelbaum verschwand, und die Region der Kastanie begann.

Die Neveros erzählten allerlei von dem Barranco de Guarnon; dort sei ein ungeheurer Schatz von den Mauren vergraben worden, nachdem sie die Stadt Granada verlassen. Im vorigen Jahrhundert war man so fest überzeugt, an der Sache sei etwas Wahres, daß 1797 die Regierung eine Commission ernannte, um Nachforschungen anzustellen. Das ist denn auch geschehen, allein der Auditor der Kanzlei von Granada, der Notar und der Ingenieur, welche sich keine Mühe haben verdrießen lassen, fanden nichts. Aber das Volk glaubt auch jetzt noch an den Schatz.

Auf dem Pfade der Schneesammler, camino de los Neveros, wurde die Luft immer dünner, aber die Sonne brannte doch stark genug, selbst oben auf der Rambla del Dornajo, wo Hauptrast gehalten werden sollte. Die Quelle dort hat vortreffliches, spiegelhelles Wasser. Man speiste vortrefflich, hielt Mittagsruhe und beeilte sich nachher bis zum Panderon zu gelangen, weil dort das Nachtlager gehalten werden sollte. Der Pfad wurde immer steiler und beschwerlicher, aber die Gegend war so prächtig, daß die Mühseligkeiten vergessen wurden. Dann und wann kreisete ein Adler oder Geier hoch in den Lüften und hob sich mit seinem braunen Gefieder scharf ab von dem glänzenden Schnee des Hochgebirges. Allmälig neigte sich die Sonne dem Horizonte zu und färbte mit warmen Tönen die weite Landschaft, welche sich unter den Wandrern ausdehnte. Oben auf der Fläche des Panderon hat man ein erhabenes Schauspiel. Die Sonne ging hinter den Serranias von Ronda unter.

Dann wurde die Luft scharf und kalt; in der von den Hirten und Neveros dort oben errichteten Hütte wurde ein Feuer angemacht und das Nachtmahl bereitet. Gemächlich ist das Obdach nicht; als die Reisenden sich in ihre dicken Wollmäntel gehüllt hatten, konnten sie durch die Oeffnungen im Dache die Sterne funkeln sehen.

Am andern Morgen waren Alle schon lange vor Tagesanbruch in Bewegung, um wenn möglich auf dem Picacho de Veleta das Schauspiel eines Sonnenaufgangs zu haben. In den Spalten des Gebirges lag Schnee, der nun immer häufiger wurde. Man befand sich in der Region der Ventisqueros, der mächtigen Anhäufungen von Schnee, welche auch im heißesten Sommer nicht hinwegschmelzen. Von dort holen die Neveros ihre Waare. Außer den Ventisqueros von Panderon gibt es in der Sierra noch andere, z. B. jene des Corral de Veleta, des Cerro del Caballo und der Roeas de Bacarês. Sie gehören alle der Stadtgemeinde von Granada, welche von den Neveros eine Abgabe erhebt.

Die Reisenden gelangten auf den höchsten zugänglichen Punkt des Picacho de Veleta, als der Tag längst angebrochen war. Die Sonnenscheibe stand aber noch hinter dem gewaltigen Schneegipfel des Cumbre de Mulahacen, bald aber stieg sie über denselben empor und warf ihr Licht auf die Landschaft.

Und welch eine Landschaft! Schwerlich bietet ganz Europa irgendwo einen Blick dar, welcher sich mit jenem messen könnte, den man von der Sierra de Nevada herab hat. Im Norden liegen die Sierras von Baza und Segura, nach Westen hin jene von Tejeda und Ronda, weiterhin die Gebirge von Estremadura unweit der portugiesischen Grenze. Dann ragt die Sierra Morena mit ihren dunklen, ausgezackten Höhen empor, weiter die Kette von Gador und ein Theil der Alpujarras. Und auf der andern Seite des Mittelländischen Meeres nach Süden hin konnte man durch den dünnen Nebel die schwarzen Gebirge der afrikanischen Küste deutlich erkennen. Die Neveros behaupten, bei ruhigem Wetter und südlicher Luftströmung vernehme man auch das Brausen des Meeres.

Der Picacho de Veleta führt seinen Namen nach einem Wartthurme (veleta), welcher einst auf dem Gipfel stand, und dessen Ruinen noch jetzt vorhanden sind. Man gab von dort aus während der Nacht Feuerzeichen, die auf mehren Berghöhen wiederholt wurden, bis nach Granada. Der Mulahacen ist der höchste Gipfel in der Sierra de Nevada, nach spanischen Geographen hat er 3652, der Picacho de Veleta 3560 Meter Meereshöhe; aber der Umblick von diesem letztern ist prächtiger und der Horizont viel ausgedehnter, weil der Picacho einen großen Theil der nordafrikanischen Küste verhüllt. Deßhalb verzichteten die Wanderer darauf, auch die Besteigung des Mulahacen zu unternehmen; sie hätte ohnehin 4 bis 5 Tage Zeit erfordert.

Das Hinabsteigen auf den steilen Pfaden an jähen Abgründen entlang war beschwerlich und gefährlich, aber die Maulthiere gingen sichern Schrittes. Die Neveros bezeichneten die verschiedenen Pässe (puertos) und Engpässe (desfiladeros) mit ihren Namen, und einige derselben sind recht bezeichnend, z. B. der Montayre, Luftberg, der Wolfspaß, die Grotte des Gehängten &c.

Alles in Allem genommen ist eine Besteigung des Picacho de Veleta recht dankbar und kann empfohlen werden.

Das Gebiet der romanischen Sprachen.

Von Rudolf Rost.

Die Bewohner Europa's gehören mit nur geringen Ausnahmen entweder der germanischen, oder der slavischen, oder der romanischen Völkerfamilie an,*) von denen die erstere in der Mitte und im Norden, die andere im Osten und die letztere im Süden und Südwesten numerisch wie politisch vorwaltet.

Den geringsten Theil an Flächeninhalt, nur etwa den sechsten, haben die Romanen inne, während die Bevölkerung der von ihnen bewohnten Länder den vierten Theil der Gesammtbevölkerung Europa's ausmacht. Die Sprachen der romanischen Völker wurzeln mit ihrem grammatischen Theile bekanntlich im Lateinischen, der Sprache der Welteroberer. Diese kurze, kräftige Sprache, welche in ihrem Wesen mehr arisch ist, als selbst das Griechische, aber weniger reich als dieses an Endungen, und weniger geschmeidig in ihren Verbindungen, hat mehre Umgestaltungen erlitten, bis sie im Anfang der christlichen Zeitrechnung festgestellt wurde. Rauh und plump in den Gesängen der Salier, kurz und kriegerisch in den Gedichten des Ennius, hat sie erst zur Zeit des Cicero und Livius, des Virgil und Horaz die edlen Formen, die Bedeutungsfülle und die männliche Schönheit angenommen, welche sie auszeichnen und einer großen Nation wahrhaft würdig machen. Während nun die von der Masse des Volkes selbst niemals gesprochene lateinische Sprache im Ganzen nach ihrem Abschluß zwar unverändert blieb, veränderte sich jedoch die wirklich lebendige, vom Volke gesprochene lateinische Sprache, die man seit der Bildung der correcten Schriftsprache nicht mehr zum schriftlichen Ausdrucke verwandte, natürlich fortwährend, wie das in jeder Sprache zu geschehen pflegt. Es trat in den verschiedenen Theilen des weiten Gebietes, welches die lateinische Sprache im Laufe der Jahrhunderte sich errungen hatte, eine ungleichmäßige Veränderung der Sprachen ein. Als diese in dem Maße verändert erschien, daß das Latein ihnen gegenüber nicht mehr als die Schriftsprache, sondern als eine wesentlich andere, fremd gewordene Sprache angesehen werden konnte, begann man die neuen Sprachen auch in der Schrift zu gebrauchen.

Ehe wir zum eigentlichen Gegenstand unserer Darstellung übergehen, hören wir noch, was Wilhelm v. Humboldt in der Einleitung zu seinem Meisterwerke über die Kawisprache auf der Insel Java über jene Sprachen sagt: „Dem festen, ja man könnte wohl sagen, unaustilgbaren Haften des echten Organismus an den Sprachen, welchen er eigenthümlich geworden ist, verdanken auch die lateinischen Töchtersprachen ihren reinen, grammatischen Bau. Es scheint mir ein hauptsächliches Erforderniß zur richtigen Beurtheilung der merkwürdigen Erscheinung ihrer Entstehung, darauf Gewicht zu legen, daß auf den Wiederaufbau der zertrümmerten römischen Sprache, wenn man allein das grammatisch Formale desselben ins Auge faßt, kein fremder Stoff irgend wesentlich eingewirkt hat. Die Ursprachen der Länder, in welchen die neuen Mundarten aufblühten, scheinen durchaus keinen Antheil daran gehabt zu haben. Vom Baskischen ist dies gewiß; es gilt aber höchst wahrscheinlich eben so von den ursprünglich in Gallien herrschenden Sprachen. Die fremden einwandernden Völkerschaften, größtentheils von germanischem oder den Germanen verwandtem Stamme, haben der Umbildung des Römischen eine große Anzahl von Wörtern zugeführt; allein in dem grammatischen Theile lassen sich schwerlich irgend bedeutende Spuren ihrer Mundarten auffinden. Die Völker lassen sich nicht leicht die Form umgestalten, in welche sie den Gedanken zu gießen gewohnt sind. Der Grund, aus welchem die Grammatik der neuen Sprachen hervorging, war daher wesentlich und hauptsächlich der der zertrümmerten selbst."

Das Gebiet der romanischen Sprachen erstreckt sich in Europa vom Atlantischen bis zum Schwarzen Meer und vom Mittelmeer bis nahe an den Rhein und die Donau und zum Theil noch über diese hinaus; es gehören zu ihr die italienische, spanische, portugiesische, provençalische, französische, walachische oder dakoromanische und churwälsche oder rhätoromanische Sprache.

1) Die musikalisch und poetisch beweglichste und anschaulichste aller romanischen Sprachen ist die italienische. Ihr Gebiet erstreckt sich über Italien hinaus in die Schweiz, wo ihr ganz Tessin, ein kleiner südöstlicher Theil des Cantons Uri und die südliche Hälfte von Graubündten zufällt, nach Tyrol, wo die Sprachgrenze bei der Ortlesspitze anhebend bis zur Einmündung des Nons in die Etsch geht und von hier, die Etsch überschreitend, sich nordöstlich wendet, indem Botzen, Klausen, Brixen, Brunecken deutsche, Layen und Pflauenzaber italienische Grenzorte sind. Dann folgt die Sprachgrenze, in östlicher Richtung, südlich von den Quellen der Drau und des Gail, der Wasserscheide der Karnischen Alpen bis nach dem Städtchen Pontafel an der Fella, wo das Italienische mit dem Slavischen zusammenstößt. Von hier aus bildet die Sprachgrenze zugleich die staatliche zwischen Deutschland und Italien, doch so, daß der italienischen Sprache von Illyrien noch Gradisca, Aquileja, Monfalcone und Capo d'Istria zufällt. In Italien selbst finden sich zwei deutsche Sprachinseln, die sogenannten dreizehn Gemeinden nördlich von Verona unweit der Etsch und die sogenannten sieben Gemeinden nördlich von Vicenza an der Brenta. (In Unteritalien finden sich Niederlassungen von Albanesen oder Arnauten, und zwar in Apulien in den Landschaften von Bari und Otranto, und in Calabrien in den Gebirgen zwischen Cetraro und Celso bis in die Gegend von Catanzaro und in der Gegend zwischen Reggio und dem Cap Spartivento. Auch auf der Insel Sicilien gibt es in der Nähe von Palermo Arnauten in vier Ortschaften. Die Gesammtzahl der in Italien lebenden Albanesen mag sich ungefähr auf 100,000 belaufen.) Im nordwestlichen Theile der Insel Sardinien, in der Stadt Algheri mit Umgegend, herrscht die provençalische Sprache, und auf den Inseln Malta, Gozzo und Comino eine arabische, die sogenannte maltesische Mundart, welche der marokkanischen am nächsten kommt.

Die italienischen Mundarten zerfallen in drei Haupt-

*) Auf die arischen Verhältnisse, auf die Wanderungen und Sprachverwandschaften wird hier nicht eingegangen.

gruppen, in die oberitalienischen, mittelitalienischen und unteritalienischen. Unter den oberitalienischen Mundarten treten am bedeutendsten hervor die piemontesische, mailändische, lombardische, friaulsche, venezianische, bolognesische und genuesische. Von den mittelitalienischen Mundarten, aus denen (vor allen der toscanischen) die italienische Schriftsprache hervorgegangen ist, sind am bemerkenswerthesten die von Lucca, die toscanische, römische, korsikanische und sardische im nördlichen Theil der Insel Sardinien. Die wichtigsten unteritalienischen Mundarten sind die neapolitanische, calabrische, sicilische und sardische im südlichen Theile der Insel Sardinien.

Das Italienische, in Toscana, der uralten Wiege italischer Civilisation, ausgezeichnet gepflegt, erlangte bald den mannigfachen Wohllaut und die glückliche Biegsamkeit, welche es bei Dante ernst, bei Ariost und Tasso lebhaft und glänzend, im geschichtlichen Vortrage würdevoll und für die Accorde der Musik empfänglich gemacht haben. Diese Sprache glänzt vorzüglich in der lebhaften Schilderung der Leidenschaften; sie hat zuerst mit in Europa die Bahn der neuern Literatur betreten.

2) Die spanische Sprache zeichnet sich als die feierlichste und grandioseste aus, denn sie besitzt innere Schönheit und Würde, gepaart mit Kraft und Anmuth. Durch äußere Ausdehnung und bedeutende schriftstellerische Ausbildung (man denke nur an Calderon und Cervantes) steht sie hoch über dem Portugiesischen. Sie ist Volkssprache in Spanien mit Ausschluß Cataloniens, des Königreichs Valencia und der Balearischen und Pithyusischen Inseln, welche dem provençalischen Sprachgebiete zufallen, und Galiciens, wo die portugiesische Sprache vorherrscht.

Wie in Italien Toscana, so hat in Spanien Castilien vorzugsweise die Schriftsprache gebildet. Im Ganzen ist das Spanische mundartlich wenig gespalten, am geringsten in den Provinzen Alt- und Neucastilien, sowie auch in Asturien. Die Mundart der Provinz Leon bildet den Uebergang zum Galicischen. In Leon ist übrigens eine Sprachinsel bemerkenswerth, nämlich die Stadt Astorga mit einem einige Meilen großen Gebiete. Hier wohnen die wahrscheinlich von den Gothen abstammenden Maragatos, die noch immer in körperlicher und geistiger Eigenthümlichkeit ganz das germanische Gepräge an sich tragen. Ihre Sprache unterscheidet sich von der der umliegenden Gegend durch schwerfällige Aussprache und den Mangel an den den Spaniern so eigenthümlichen, anmuthigen und sinnreichen Wendungen. Wie im Norden die leonische, so zeigt im Süden die andalusische Mundart, zu welcher auch Granada und Murcia gehören, eine größere Abweichung vom Castilischen oder Spanischen, die noch bedeutender wird durch eine gedehntere Aussprache und eine etwas stärkere Mischung mit arabischen Wörtern. Zum Theil gehört noch die aragonische Mundart hierher im westlichen und südlichen Theile Aragoniens, während im Norden und Osten das Provençalische vorherrscht. In den baskischen Provinzen, wo die euskarische und baskische Sprache Landessprache ist, wird das Spanische doch fast überall verstanden.

Ein bedeutendes Gebiet hat sich die spanische Sprache außerhalb Europa's errungen. Herrschend ist sie auf den Canarischen Inseln, auf Cuba, Portorico und im östlichen Theile Haiti's; weit verbreitet ist sie in allen den Theilen Amerika's, die ehemals der spanischen Herrschaft unterworfen waren; in Mexico, Guatemala, Columbia, Peru, Bolivia, La Plata und Chile, obgleich überall einheimische amerikanische Sprachen auch noch fortbestehen. Am wenigsten umfangreich ist ihr Gebiet auf den Philippinen, Marianen und Carolinen, sowie auch in den den Spaniern gehörenden, auf der Nordküste von Afrika gelegenen Städten, in denen fast mehr Arabisch als Spanisch gesprochen wird.

3) Die portugiesische Sprache, nahe verwandt zwar mit der spanischen, ist doch weniger wohlklingend und kräftig als diese, von der sie sich auch noch dadurch unterscheidet, daß sie Zischlaute statt der Gaumenlaute gebraucht. Sie neigt sich auch sehr zur Zusammenziehung der Wörter; dennoch ist sie nicht ohne Zierlichkeit, und das Beispiel des Camoëns beweist, daß sie auch der Ausdruck hoher Begeisterung werden kann.

Die sprachlichen Grenzen fallen so ziemlich mit den staatlichen zusammen und dehnen sich nur im Norden weiter aus, indem die Mundart der spanischen Provinz Galicien, wie schon erwähnt, dem portugiesischen Sprachgebiete zugerechnet wird. Bei der durchaus gebirgigen Beschaffenheit Galiciens ist es nicht zu verwundern, daß daselbst fast von Ort zu Ort größere Abweichungen wahrnehmbar sind, als in anderen mehr ebenen Landschaften. In den Provinzen Estremadura und Alemtejo, also im eigentlichen Innern von Portugal, scheinen die mundartlichen Abweichungen sehr unbedeutend zu sein, während dagegen im Süden, in der Provinz Algarve, eine eigenthümliche Mundart auftritt.

Dieses Sprachgebiet ist in Europa auf einen nur sehr kleinen Raum beschränkt, dagegen hat es durch Eroberung anderwärts sich weiter ausgebreitet. Das Portugiesische ist Volkssprache geworden in Brasilien, auf den Azorischen Inseln und auf Madeira, auch ist es herrschend auf den Caboverdischen Inseln, in Angola und in Mosambique. In Ostindien ist es heimisch in den portugiesischen Besitzungen Goa und Diu, und an der Westküste Vorderindiens ist ein mit den einheimischen Sprachen stark gemischtes Portugiesisch als Handelssprache üblich. Auch in der chinesischen, den Portugiesen unterworfenen Stadt Macao spricht man Portugiesisch.

4) Die provençalische Sprache, in welcher die Troubadours ihre Lieder sangen, war einst die gemeinsame Verkehrs- und Dichtersprache von ganz Südeuropa, ist zur Zeit aber nur noch Volkssprache des südlichen Frankreichs, der spanischen Provinzen Catalonien, Valencia und eines Theiles von Aragonien, der Balearischen und Pithyusischen Inseln und eines kleinen Gebietes der Insel Sardinien. Die Grenzscheide gegen das Nordfranzösische zieht sich durch Dauphiné, Lyonnais, Auvergne, Limousin, Perigord und Saintonge; was südlich von derselben liegt, gehört dem provençalischen Sprachgebiete an. Innerhalb der Grenzen dieses Gebietes befindet sich eine nordfranzösische Sprachinsel in der sogenannten Gavacherie, einem Landstriche zwischen Dordogne und Gironde im Girondedepartement, und eine italienische Sprachinsel in der Provence, aus drei Dörfern in der Nähe der Städte Grasse und Antibes bestehend. Im Departement der Niederpyrenäen wohnen gegen 160,000 Basken. — Das Provençalische bildet zwischen den Sprachen der pyrenäischen und der apenninischen Halbinsel und dem Idiom des nördlichen Frankreichs eine natürliche sprachliche, wie geographische Vermittlung, insofern in ihm gleichsam jede der übrigen romanischen Sprachen durch besondere Eigenthümlichkeiten sich mit vertreten sieht. Daher bemerken wir auch in dem ganzen Bau der provençalischen Sprache ein stetes Schwanken, ein sich Anschließen bald an die eine, bald an die andere Schwestersprache.

Das Gesammtgebiet der provençalischen Sprache zer-

fällt in zwei Gruppen: die südfranzösischen (langue d'oc) und die catalonischen Mundarten.

Betrachten wir das südfranzösische Sprachgebiet näher, so hat man zuerst die gascognischen Mundarten davon abzuscheiden, die von den anderen etwa durch die Garonne von ihrem Ursprunge bis zu ihrer Mündung getrennt werden, so daß Toulouse gerade auf der Grenze liegt. Die gascognischen Mundarten zeichnen sich besonders durch catalonischen Einfluß, durch Uebergang eines anlautenden f in h und durch den häufigen Gebrauch von b statt v und von ty, tg, tch statt g aus. Unter den übrigen südfranzösischen Mundarten sind noch von Bedeutung die auvergnische, limousinische und einige Schweizermundarten.

Die catalonischen Mundarten schließen sich eng an die südfranzösischen an, zumal da die französische Provinz Roussillon sprachlich noch ganz zu Catalonien gehört. Wo sie sonst noch gesprochen werden, ist schon mehrmals erwähnt worden.

5) Die französische Sprache, die leichteste und zierlichste unter den romanischen Schwestern, im höchsten Grade gesellig, gleichsam das allgemeine Organ der Gedankenmittheilung, der Dollmetscher modernen äußeren Schliffs, herrscht als Volkssprache in Frankreich, nördlich der vorhin von uns angegebenen Linie, aber nicht in den niederen Gegenden der Bretagne, wo über eine Million Menschen dem keltischen Sprachstamm angehören, im französischen Flandern (wo zumeist das Flamische Volkssprache ist), dem nordöstlichen Theile von Lothringen und fast dem ganzen Elsaß. In Belgien ist das Französische vielfach Umgangssprache in den Städten, die Volkssprache aber ist in den romanischen, nicht niederdeutschen, Theilen dieses Landes Wallonisch. Vom deutschen Bunde ist dem französischen Sprachgebiete zuzutheilen Malmedy mit Umgegend (höchstens 60,000 Menschen) und von der Schweiz die Cantone Neuenburg, Waadtland und Genf ganz, Bern, Freiburg und Wallis theilweise (mit etwa 360,000 Menschen). Im heutigen Königreich Italien (Savoyen, welches sprachlich ganz französisch ist, gehört jetzt auch politisch zu Frankreich) beherrscht die französische Sprache das Herzogthum Aosta und die Thäler der sogenannten Waldenser.

Außerhalb Europa's wird das Französische als Volkssprache von etwa anderthalb Millionen Menschen gesprochen, nämlich in Untercanada und einigen Theilen von Obercanada, der westlichen Hälfte von Haiti, in Guadeloupe, Marie Galante, Désirade, Les Saintes, Martinique und Réunion. Amtliche Sprache ist das Französische ferner in dem französischen Antheil von Guyana, in den afrikanischen Besitzungen am Senegal, in Algier und in den wenigen ostindischen Besitzungen, namentlich in Pondichery. Auf der jetzt den Engländern gehörenden früher französischen Insel Mauritius ist das Französische zwar Volkssprache, als amtliche Sprache gilt aber jetzt das Englische.

Unter den französischen Mundarten treten besonders die picardische, wallonische, lothringische und burgundische hervor.

6) Weit entfernt von dem Gesammtgebiet der Romanen leben, durch Slaven, Deutsche und Magyaren von ihren Stammverwandten getrennt, an der untern Donau und ihren linken Nebenflüssen, in Siebenbürgen, Thrakien und Makedonien mehre Millionen Menschen, welche eine romanische Sprache reden, die mit slavischen und alt-dakischen Elementen gemischte walachische, rumänische und dakoromanische. Sie zerfällt in einen nördlichen und einen südlichen Hauptzweig.

Wie ein großes Eiland liegt ein walachisches Sprachganzes im Norden der untern Donau, die nordwalachische oder dakoromanische Mundart, umgeben süd- und nordwärts von Slaven, ostwärts von Slaven und dem Schwarzen Meer, westwärts von Slaven und Magyaren. Nach Osten hin ist es größer als das Dakien des Ptolemäos, indem es noch den größten Theil von Bessarabien bis zum Dnjestr umfaßt, wogegen es im Westen einen breiten Streifen des fruchtbaren Tieflandes, das sich am linken Ufer der Theiß herabzieht, an die Magyaren, und eben so das Land um den untern Lauf der Theiß und an der Donau bis Golombatsch, also das westliche Banat, an die Slaven hat abtreten müssen. Außerdem sind noch im Innern dieses Kreises, nämlich in Siebenbürgen, bedeutende Strecken theils von Magyaren, theils von Deutschen besetzt. Die nordwalachische Mundart spaltet sich wieder in zwei Untermundarten, in die eigentlich walachische und in die moldauische.

Viel geringer an Umfang und viel mehr zerstreut sind die Wohnsitze der südlich von der Donau lebenden Walachen, welche gewöhnlich Makedowalachen oder Kutzowalachen genannt werden. Sie zerfallen in drei Stämme, von denen der nördlichste seine Wohnsitze in dem Gebirge, welches Makedonien von Albanien trennt, und in den Abhängen desselben, besonders auf der makedonischen Seite hat. Der zweite und zahlreichste Stamm der Südwalachen wohnt in dem Thessalien und Albanien scheidenden Pindusgebirge. Der letzte Stamm der Südwalachen, welche Bovier oder Bomier genannt werden, hat seine Wohnsitze an den Quellen des Euenos oder Fidaris und am Kephissos in der Nähe von Zeitun.

Der Laut ist im Walachischen willkürlich und regellos entstellt und getrübt, die Flexion weist viele Elemente auf, welche diese Sprache von dem romanischen Typus auffallend unterscheiden. Desto merkwürdiger ist es, daß unter dem beträchtlichen Verfalle des ursprünglichen Lautsystems und unter der fast beispiellosen Mischung, welche das Walachische erfahren, seine Conjugation nicht viel mehr gelitten hat, als die der übrigen romanischen Zungen.

Noch eine romanische Sprache, welche räumlich dem Oberitalienischen, geistig aber dem Provençalischen näher steht, ist die von nur etwa 50,000 Menschen in der größern Hälfte des Cantons Graubündten gesprochene rhätoromanische und churwälsche (kauderwälsche) Sprache. Sie zerfällt in zwei Hauptmundarten, in die umfangreichere, mehr deutschem Einfluß ausgesetzte Rumänische am Rhein, also die westliche, und in die dem Italienischen sich etwas mehr nähernde Ladinische am Inn; die östliche Grenze zwischen beiden bildet die Wasserscheide zwischen dem Inn und den Zuflüssen des Rheins. Jede dieser beiden Hauptmundarten hat viele Untermundarten. In der rumänischen sind zu merken die Mundart der Ebenen und die Oberwälder, und in der ladinischen die oberengadinische und die unterengadinische.

Man sieht, das Gebiet der auf beiden Hemisphären von beinahe hundert Millionen Menschen gesprochenen romanischen Sprachen ist ungemein ausgedehnt. Verdanken sie diesen äußern Umfang zum Theil auch der Eroberung durch Waffengewalt, namentlich in Amerika und anderen außereuropäischen Ländern, so sind doch ihre geistigen Eroberungen bei weitem größer, und in der That möchten nicht leicht andere Sprachen der italienischen an Tonesfülle und Zartheit, der spanischen an Erhabenheit und würdevoller Anmuth, der französischen an Gewandtheit (auch an Armuth) und Klarheit gleichkommen. Die portugiesische und spanische Sprache, von denen bekanntlich die erstere in

einem Theile Ostindiens Handelssprache ist, und die doch beide höchst ausgedehnte Gebiete außerhalb Europa's beherrschen, haben in Europa selbst eine große geistige Herrschaft nicht erlangt. Zu einer wahren Weltsprache dagegen hat sich die französische erhoben. Diese Herrschaft verdankt sie zumeist ihren besonderen Eigenschaften. Wenn das geistige Gebiet des Französischen außerordentlich groß erscheint, so ist das des Italienischen kaum geringer, obwohl dieses die einzige romanische Hauptsprache ist, welche feste Niederlassungen außerhalb Europa's nicht gewonnen hat. Namentlich in gewissen Kreisen hat sich auch die italienische Sprache zu einer Art von Weltsprache erhoben, vor allen auf den Gebieten des Handels in den Gestaderegionen des Mittelmeeres und der Künste, insbesondere der Tonkunst. Ferner hat das Italienische in Folge des bedeutenden Handelsverkehrs zwischen Italien und den östlich gelegenen Ländern Einfluß geübt auf das Albanesische und das Neugriechische. Und mit Hinzunahme des Spanischen ist das Italienische die Grundlage einer besondern Sprache geworden, welche sich im Verkehr der Romanen mit den Orientalen gebildet hat, der sogenannten Frankensprache (lingua franca). — Die walachische und churwälsche Sprache sind einer so umfassenden wissenschaftlichen Behandlung wie die anderen nicht theilhaft geworden. Das Dakoromanische hat am meisten Flexionen der Muttersprache beibehalten und nähert sich außerdem in der Behandlung derselben der italienischen.

Die romanischen Nationen haben seit ihrem ersten Auftreten in der Geschichte in allen Thätigkeiten des Geistes und des Charakters neue Bahnen verfolgt. Die sich hieraus hervorbildende neue Gestaltung führte zugleich eine Verbindung religiösen, kriegerischen und dichterischen Sinnes mit sich, welche auf die Sprache den glücklichsten und entschiedensten Einfluß ausübte.

Aus allen Erdtheilen.

Zwei Ruinenstädte entdeckt.

An das Vorhandensein der einen kann man glauben, an dem Dasein der zweiten wird man bis auf Weiteres zweifeln dürfen. Die eine Ruinenstadt liegt in Mexico, die andere soll in Südafrika liegen.

In den „Nouvelles annales des voyages" finden wir Folgendes, das einer nicht näher bezeichneten mexicanischen Zeitung entlehnt ist.

„Man schreibt aus Tulancingo: Hier spricht man viel von einer Entdeckung, welche durch Zufall gemacht wurde, und zwar in der Nähe von Jico bei Huauchinango. Die Meinungen gehen auseinander; ich will versuchen, das Wahrscheinlichste zu ermitteln.

Beamte von Huauchinango gingen kürzlich (ein Datum ist nicht angegeben) mit mehren Bewohnern des Ortes hinaus, um einen Mann, der ein Landgut gekauft hatte, gerichtlich in dasselbe einzuweisen. Das Gespräch kam auf eine Stelle in einer betreffenden Urkunde über das Landgut, die sehr alt ist, und in der als Grenze der Ländereien nach Norden und Osten die Stadt H. bezeichnet steht. Nach jener Richtung ist dichter Wald, welchen keiner der Anwesenden jemals betreten hatte. Man beschloß dorthin zu gehen. Nachdem man mit vieler Mühe sich einen Weg durch das Gestrüpp gebahnt hatte, fand man Spuren von einer Straße; weiterhin entdeckte man zwei Häuser, deren Dach die Gestalt eines dreieckigen Gewölbes hatte. In einem dieser Häuser fand man einen ungemein großen Hofraum und in diesem eine Menge von steinernen Götzenbildern; von diesen sind einige nach Huauchinango gebracht worden. Die Leute untersuchten dann weiter und fanden die Thüren zumeist mit einer cementirten Steinmasse vermauert. Sie wollen in Trümmer zerfallene Steinsäulen gesehen haben, sodann Stufen, welche zu einer Erhöhung hinauf führen. Als ein Soldat mit dem Gewehrkolben auf einen Stein stampfte, vernahm er von unten herauf einen Wiederhall. Nun sind viele Leute an die Arbeit gegangen; der Präfekt von Huauchinango hat dem Kaiser einen langen Bericht über diese Entdeckung geschickt und will bei erster Gelegenheit auch die Götzenbilder nach der Hauptstadt senden. Man hat die Indianer gefragt, weshalb sie niemals ein Wort über diese Ruinen gesagt haben; sie entgegnen, das hätten sie nicht gedurft, und in den Wald seien sie nicht hineingegangen, weil jeder, welcher ihn betrete, verzaubert werde." —

Diese ganze Erzählung hat an und für sich gar nichts Unwahrscheinliches. Fand doch J. Lloyd Stephens vor etwa 20 Jahren in Yucatan binnen 10 Monaten nicht weniger als 44, bis dahin unbekannte Ruinenstädte. Altmexico und Centralamerika waren Kulturgegenden; wie aber eine Ruinenstadt in das allzeit barbarische Südostafrika kommen soll, das begreifen wir nicht. Bis auf Weiteres wird uns erlaubt sein, hier einen Humbug anzunehmen; wir wollen aber die Sache selbst mittheilen.

Die „Cape and Natal News", ein in Capstadt erscheinendes Blatt, schreibt Folgendes: — „Wir erfahren, daß der Geistliche J. L. Dohne bei Urban (der Stadt im Natallande) von einem deutschen Missionär Kunde über die Entdeckung von mehren Ruinenstädten erhalten hat, und entlehnen dem „Boten der Ostprovinzen" das Nachstehende:

Vor einiger Zeit unternahmen mehre Reisende, von denen einige der Missionsstation Berlin angehören (keine Namen und kein Datum!) eine Wanderung, um das Land zwischen dem Sambesi und dem Limpopo zu erforschen, insbesondere den Bezirk Leydenburg, welcher zum freien Gebiete des Basutostammes der Bafedis gehört. Häuptling der letzteren ist Sekukune, und bei diesem ist 1864 eine Missionsstation gegründet worden. Wir hatten, so erzählen die Reisenden, unsere Wanderung mit 10 zuverlässigen und bewaffneten Bafedis unternommen, und außer ihnen begleiteten uns 5 andere Männer, die unser Gepäck trugen. Wir gingen vom Limpopo aus in nordöstlicher Richtung, und zwei Knoapnenzen (?) dienten uns als Führer zu den Ruinen von Bunjavi.

Von diesen hatten wir schon vor längerer Zeit reden hören und zwar von Leuten, welche dieselben gesehen hatten; sie wollten uns aber nur dorthin führen, wenn ihr Häuptling Serabane es erlaube; dieser steht in gutem Einvernehmen mit den Eingebornen, in deren Gebiete die Ruinen liegen. Serabane wollte sich anfangs auf Nichts einlassen und sagte, es würde ihm und uns das Leben kosten, wenn wir dorthin gingen; am Ende erlaubte er aber doch, daß wir mit einigen seiner Leute dorthin gingen.

Einer von unseren Führern war in der Nachbarschaft der Ruinen geboren und erzogen worden und befand sich erst seit einiger Zeit bei Serabane. Unterwegs erfuhren wir von ihm Allerlei über seine Kameraden; sie waren in steter Furcht bei dem bloßen Gedanken, daß sie weiter mit uns gehen müßten; am Ende verstanden sie sich aber doch dazu, uns bis in die Nähe der Ruinen zu führen; weiter aber wollten sie um keinen Preis uns begleiten, und wir mußten uns dann selbst unsern Weg suchen.

Das Benehmen Serabane's und seiner Leute erklärt sich daraus, daß Bunjavi als ein geheiligter Ort angesehen wird; es ist bei Todesstrafe verboten, einen weißen Mann dorthin zu führen, Thiere zu erlegen, einen Strauch oder einen Baum zu beschädigen.

„Was die Ruinen anbetrifft, so ist es gewiß, daß zwei Stellen vorhanden sind, an welchen ägyptische Trümmer noch aufrecht stehen." (So steht es wörtlich da; man bemerke, daß keiner der Reisenden genannt wird, und daß jede ins Einzelne

eingehende Beschreibung auch in dem fehlt, was nun weiter folgt.) „Die kleinere Oertlichkeit liegt südlich vom Limpopo, und die Stelle heißt Bempe. Man findet dort hydraulische Werke; das Wasser springt aus einem aus dem Felsen gehauenen Thierkopfe hervor. Es gibt verschiedene Legenden über diesen heiligen Ort. Diese Stadt muß mehre Wegstunden Umfang gehabt haben. Man sieht dort eine große Menge (sic!) von Pyramiden, Sphinxen, Resten großer Gebäude und mehren mit Hieroglyphen bedeckten Marmortafeln, die gewiß für die Geschichte Afrika's von großer Bedeutung sein werden. Dort ist auch ein unterirdischer Gang von einer halben engl. Meile Länge, der ähnliche Hieroglyphenplatten und an jeder Seite mehre Säle hat. Wir konnten nicht ermitteln, wozu derselbe gedient hat; wahrscheinlich ist er eine Nekropole."

„Es war unser Wunsch, diese Ruinen gründlich zu erforschen, es war uns aber für den Augenblick nicht möglich weiter zu gehen, weil die Eingebornen, welche wir hätten passiren müssen, krank an Fiebern und Blattern lagen; deshalb wollten unsere Führer nicht dorthin. Wir sind also nach einer Abwesenheit von sechs Wochen wieder bei der Mission eingetroffen. Die Eingebornen, welche in der Nähe der Ruinen wohnen, heißen Kuari-Kuari. Die Gegend ist sehr ungesund, das Fieber herrscht fast immer, und Hornvieh kann dort der Tsetsefliege halber nicht leben. Jagdwild ist häufig. Dort ist auch ein großer Marmorberg."

Die russische Provinz Turkestan in Centralasien.

Aus Indien meldete in der Mitte des Septembers ein Telegramm, daß Samarkand im Chanate Buchara von russischen Truppen besetzt worden sei; aber den Nachrichten, welche über centralasiatische Angelegenheiten aus englisch-indischen Quellen stammen, ist niemals zu trauen, und nicht selten verrathen sie eine völlige Unkenntniß der Geographie. Mit Bestimmtheit wissen wir aber, daß der nördliche Theil des Chanates Chokand mit der wichtigen Handelsstadt Taschkend sich im Besitze des Czars befindet.

Das Vordringen Rußlands in Innerasien leistet der Civilisation große Dienste. Einst war der weite Raum vom Irtysch im Norden bis zum Jaxartes im Süden, vom Ural im Westen bis zum Tarbagataïgebirg im Osten ein Schauplatz für Raubzüge, Fehden und Mordthaten; heute herrscht dort überall Ordnung und Frieden. In den vier neugebildeten Provinzen Semipalatinsk, Kirgisien, Orenburg und Turkestan nimmt die ansässige Bevölkerung zu, man hat regelmäßige Postverbindung in den Steppen, und der Handel gewinnt, weil Personen und Eigenthum nicht mehr den Räubernomaden preisgegeben sind, großen Aufschwung. Ja, man träumt schon von einer Eisenbahn, durch welche die Wolga mit dem Jaxartes in Verbindung gebracht werden soll. Doch das bleibt bis auf Weiteres nur eine Phantasie, während die Anlage von Telegraphen in der Steppe zu den wirklichen Dingen gehört.

Die neugebildete Provinz Turkestan grenzt im Osten an die Kleine Bucharei (Kaschgar), im Süden an die Chanate Chokand, Buchara und Chiwa, im Westen an den Aralsee und die Kirgisensteppe (der kleinen Horde), im Norden an den Balchaschsee und den Fluß Tschuïa, respective an das Gouvernement Orenburg und die Steppe der sibirischen Kirgisen. Sie liegt zwischen 78 und 97° O. und 41 bis 45° N., und ist im Norden, Osten und Süden gebirgig; dort erheben sich der Alatau und der Karatau mit ihren Verzweigungen; der Westen ist flaches Steppen- oder Wüstenland. Die Gebirgsgegenden haben sehr fruchtbaren Boden und sind vortrefflich bewässert. Hauptstrom ist der Jaxartes, der von der Hochebene von Pamir herabkommt; er fließt Anfangs in der Richtung nach Südwesten und nimmt an der rechten Seite die Flüsse Dschungal, Saravla, Tschirschick, Subrossa und Arde auf; auch auf seiner linken Seite strömen viele Gewässer ihm zu. (Wir haben den Jaxartes und dessen Erforschung durch Admiral Butakoff ausführlich behandelt, Globus VIII, S. 113). Nachdem sein Lauf eine nordwestliche Biegung gemacht, theilt er sich unter 45° N.; der nördliche Arm behält den Namen Syr, der südliche heißt Kuwan, und dieser spaltet sich seinerseits wieder in den Kuwan und Jany. Diese drei Arme verlängern sich nach dem Aralsee hin und bilden ein Delta von etwa 10 deutschen Meilen Breite. Im Ganzen hat der Lauf des Jaxartes eine Länge von mehr als 400 deutschen Meilen, und etwa 200 davon sind schiffbar. Die ersten russischen Fahrzeuge schwammen 1845 auf ihm; seitdem baute General Obrutschef Burgen am rechten Ufer, und heute wird der Strom regelmäßig von Dampfern befahren.

Das Klima der Provinz Turkestan ist im östlichen und mittlern Theile gut, versteht sich nach innerasiatischem Maßstabe. Der Frühling beginnt im Februar, und der Pflanzenwuchs ist rasch; Getreide wird im Juni geerntet, Gemüse bis in den September. Im Gebirge ist die Sommerhitze leidlich gemäßigt; die Winterkälte steigt bis zu 10° R., das Vieh bleibt während des ganzen Jahres im Freien. Der westliche Theil ist heißer und trockener, und hier steigt der Thermometer im Hochsommer bis auf 40° R.; der Winter ist streng, Schneestürme sind häufig, aber schon im März bedeckt sich die Steppe mit Blumen und duftigen Gräsern; doch die Julisonne versengt Alles, heiße Winde, welche dem afrikanischen Sirocco gleichen, fegen über die Ebene hin, welche bis zum Herbst eine Wüste bildet. Hier ist Ackerbau nur möglich, wenn die Felder sorgfältig bewässert werden. Das Vieh wird von einer Stelle zur andern getrieben. Am Jaxartes, an der Tschuïa und auch sonst an den Gewässern sind die Mücken eine wahre Plage.

Der östliche, gebirgige Theil ist metallreich. In der Quellgegend des Jaxartes, überhaupt am obern Laufe und dessen Nebenflüssen wird Gold gewaschen; Silber und Blei kommen in den Gebirgen Kaschgar-Dawan, Balar-Taga, Bolordaï, im Alatau und Karatau vor; auch Kupfer ist nicht selten, vortreffliches Eisenerz sehr häufig; auch an Schwefel, Salpeter und Salz ist kein Mangel. Steinkohlen sind an den Abhängen des Kaschgar-Dawan und Karatau gefunden worden; Cornalin, Jaspis und Türkise sind in Menge vorhanden. Am obern Laufe des Jaxartes wächst Bauholz; bei den Städten und Dörfern findet man überall ausgedehnte Anpflanzungen von Obstbäumen und von Südfrüchten; drei Arten von Obst: Bigne, Raschbat und Nik sind in Europa unbekannt; ihre Früchte schmelzen im Munde und sind so zart, daß man sie nicht transportiren kann. Der Maulbeerbaum wird überall gepflegt, und die Seidenzucht bildet den wichtigsten Gewerbszweig. Alle Getreidearten, Krapp, Flachs und Hanf gedeihen vortrefflich, nicht minder Pferde, Hornvieh, Esel, Kameele und alles Hausgeflügel nebst Trappen und Fasanen.

Die Bevölkerung ist bunt genug. Man findet Reste von den Mongolen, welche einst mit Dschingischan ins Land kamen, Dsungaren, Buriäten, Kirgisen, eingeborne Turkmen, Karakalpaken, Perser, Chiwenzen, Afghanen, Bucharen aus Kaschgar, Hindus, und die Juden fehlen auch hier nicht. Wichtige Städte sind: Turkestan, Tschemkent und Taschkend; die Burgen oder Festungen: Susan, Tschelat, Kurgan, Soly-Kurgan, Pischneck, Tokmak, Fort Perowsky, und dazu kommen noch einige andere. Taschkend soll mehr als 100,000, Turkestan etwa 30,000 Einwohner zählen. Der Mohammedanismus ist herrschende Religion, die Sprache der Dschiggetaï- und osttürkische Dialekt des Türkischen; die ansässige Bevölkerung redet aber auch ein verderbtes Persisch. Die Gesammtzahl wird 400,000 Seelen nicht übersteigen. Tschemkent ist Sitz der Verwaltungsbehörden. Die Post nach Rußland geht durch die Kirgisensteppe und über Fort Perowsky und ist durchaus regelmäßig. Ueber die orenburgische Zolllinie sind bisher jährlich für etwa 10 Mill. Rubel Waaren nach Innerasien gegangen.

Neger und Weiße in Nordcarolina.

In Folge der Emancipation der Schwarzen treten, wie vorauszusehen war, täglich neue Uebelstände und Verlegenheiten hervor. Die alten Verhältnisse sind gelöst und Alles befindet sich in einer höchst peinlichen Schwebe. Der nachstehende Brief eines Deutschen aus Warrington in Nordcarolina vom 4. Sept., welchen das deutsche „Neuyorker Journal" mittheilt, gewährt einen Einblick in die Verhältnisse.

„Wir thun Alles, was in unseren Kräften steht, ein neues Arbeitssystem herzustellen aus den Trümmern des alten, das zu erfolgreich war, um nicht den Neid der Puritaner zu erregen — dieser gierigsten, arrogantesten und intolerantesten Menschenklasse. Wir anerkennen die Thatsache, daß die Negerdienstbarkeit aufgehört hat, gesetzlich zu existiren. Die Verfassungsmäßigkeit oder Gerechtigkeit der Maßregeln, welche zu ihrer Aufhebung führten, ist nicht länger ein Gegenstand der Erörterung, gleich wie der Bergbewohner, dessen Haus von einer Lawine verschüttet wird, von seinem wirklichen und handgreiflichen Verluste zu sehr in Anspruch genommen wird, als daß er Zeit und Lust hätte, über meteorologische Phänomene oder über die Gletscher-Theorie nachzudenken. Ist er ein Mann, so wird er nicht die Hände in den Schooß legen und seinen Verlust beklagen, sondern er wird sich daran machen, ein neues Haus zu bauen. Wir unsererseits sind weder entmuthigt, noch hat das Unglück unsern Glauben an das große Fundamental-Prinzip erschüttert, worauf wir — viel-

leicht unvorsichtiger, aber gewiß nicht unlogischerweise — unsere Ansprüche auf eine eigene abgesonderte Regierung gründeten....

Manche Neger sind geneigt zu arbeiten, während andere der Ansicht zu sein scheinen, daß das große Jubeljahr gekommen sei, und daß die Macht, die sie frei gemacht habe, ihnen auch das Eigenthum ihrer früheren Herren zur Beute geben werde. Dieser Wahn ist so verbreitet unter ihnen, daß zu befürchten steht, der unruhige, leicht erregbare, aber indolente Neger werde zur Gewalt greifen, um sich das selbst zu verschaffen, was ihm die Regierung nicht geben kann. Es wurde ihnen so oft von Bundessoldaten vorgeschwatzt, daß unser Land, unser Vieh 2c. unter sie vertheilt werden solle, daß in zwei oder drei Fällen mehre hundert Neger frohlockend nach Warrington kamen in der Erwartung eines Dekrets, das all unser Eigenthum zu ihren Gunsten confiszirt habe.

Es ist grausam, diese leichtgläubigen Leute auf diese Art zu hintergehen. Gewisse verrückte Leute im Norden suchen den unwissenden Neger aufzuhetzen, indem sie sagen, wir freuen uns über sein Unglück. Mit einer Frechheit und einer heillosen Unverschämtheit, die man nur unter diesen Philanthropen findet, stellen sie sich empört darüber an, daß der Neger unter den naturgemäßen Consequenzen des unpolitischsten Aktes zu leiden hat, den die Geschichte kennt. Als ob wir selbst besser daran wären!

Unsere Felder sind verwüstet worden, unsere Ernten zerstört, unsere Pferde, unser Rindvieh, Schafe, Schweine und Geflügel wurden weggetrieben, unsere Mühlen verbrannt, unsere Ackergeräthschaften vernichtet; unser Porzellan, Silberzeug und Gemälde, unsere Juwelen, Uhren und Pianos zieren heutzutage die Person, die Tische oder die Besuchzimmer der „gebildetsten, feinsten und christlichsten" Gesellschaft der Welt. Diese unverschämten, näselnden Heuchler möchten den Unwillen der Welt gegen uns wachrufen, weil wir die geringen Vorräthe, die wir aus den Klauen der Marodeure, Brandstifter und Commissäre gerettet haben, nicht dazu hergeben wollen, um eine Noth zu lindern, die nothwendige Folge einer Maßregel ist, für die sie Himmel, Erde und Hölle in Bewegung gesetzt haben.

Wir freuen uns nicht über die gegenwärtige schlimme Lage des Negers, und noch weniger werden wir die Last, die bereits auf seinen Schultern liegt, auch nur um eine Unze vermehren. Wir werden ihn gerade so behandeln, wie Greeley oder Beecher seinen Diener. Ist er zu alt zum Arbeiten, so werden wir ihn entlassen; ist er krank, so muß er den Doktor selbst bezahlen, und vergebens wird er den Besuch und die Pflege einer gütigen „Herrin" erwarten. Die reichlichen Geschenke an Kleidung, Geld und Lebensmitteln, die den Neger einst zum zufriedensten Arbeiter der Welt machten, werden ebenfalls ausbleiben.

Mit den weißen Arbeitern, die bald in unser Land strömen werden, kann der Neger nicht concurriren; diese sind ihm an Ausdauer, Kraft, Geschicklichkeit und Energie überlegen. Wie Californien das Stimmrecht dem nüchternen, sparsamen und ordentlichen Chinesen verweigert, so und mit noch mehr Recht verweigern wir es dem Neger. Er mag unter uns bleiben, wenn er Lust hat; seine Contrakte sollen gehalten werden, sowohl was Rechte, als was Verbindlichkeiten betrifft; seine Freiheit soll gewahrt, sein Eigenthum geschützt werden. Aber mögen die Freunde des Negers zwei Thatsachen nicht vergessen: 1) daß er jetzt zum ersten Mal mit einer andern, intelligenteren und zahlreicheren Rasse zu concurriren hat; 2) daß dieser Continent der kaukasischen Rasse gehört, und daß weder der Malaie, noch der Mongole, noch der Afrikaner Theil daran haben kann. Wer da glaubt, der Neger werde mit der Zeit als ein Färbemittel in der weißen Rasse aufgehen, ist im Irrthum. Die unfläthige, widerliche Lehre von der Miscegenation — wornach „die Bronze-Figur auf dem Kapitole der Typus des künftigen Amerikaners" sein soll — wird keinen Eingang bei uns finden, und jeder anständige Mann und Frau im Lande wendet sich mit Ekel davon ab.

Dies sind die Ansichten und Ueberzeugungen eines Mannes, der dem Neger alles Gute wünscht, soweit der Amerikaner nicht dadurch benachtheiligt wird. Als Sklave wäre der Neger für immer gediehen, das Opfermesser hätte ihn nicht erreicht, so lange er nicht mit den Blumen der Freiheit bekränzt war. Der Indianer ist nach blutigem Kampfe und nach mancher scheußlichen Scene von Wald, See und Fluß vertrieben worden, und die Rasse, die einst in den weiten Wäldern vom Penobscot bis zum fernen Westen unumschränkt herrschte, ist nahe daran auszusterben; der tapfere Widerstand, den sie von Zeit zu Zeit ihren unermüdlichen Verfolgern leisten, beschleunigt nur ihr unvermeidliches Schicksal. Ist der Neger edler als der Indianer, oder ist sein feiges, serviles Blut eher ein Element der Macht und des Fortschrittes, als das von Philip, Logan und Tekumseh?....

Die Bewohner von Warrenton sind so glücklich, einen energischen Geschäftsmann mit klarem Kopfe zum Profoßmarschall zu haben. Nur ein solcher konnte mit den zahllosen, mehr oder weniger nichtssagenden Beschwerden der Neger fertig werden, welche der Ansicht zu sein schienen, als wäre er bloß hierher geschickt, um ihren Willen zu thun. Eine Ordre wurde erlassen, wornach jeder Neger, der ohne Beschäftigung getroffen würde, zur Arbeit an der Straße verwendet werden solle. Nach einer unter Aufsicht eines Corporals vollbrachten Tagesarbeit legte ein Neger seinen Spaten hin mit einem tiefen Seufzer und unter den Worten: „Bei Gott, nie in meinem Leben hab' ich noch solch ein Tagwerk gethan!" „Fauler Schurke", sagte der Corporal verächtlich, „Du hast ja nicht mehr als fünf Stunden gearbeitet."

Die Moral dieser Geschichte ist, daß nicht nur des Negers Gewohnheiten (die sich vielleicht ändern ließen), sondern auch sein Temperament (welches immer dasselbe bleiben wird) von der Art sind, daß er mit dem thätigen und kräftigen Weißen nie concurriren kann."

Ein neues Projekt für den europäisch-amerikanischen Telegraphen. Alberto Balestrini will ein Tau legen, aber die allzu weiten unterseeischen Strecken vermeiden. Vom Ausgangspunkte Paris, — so ist der Plan, — geht der Draht zu Lande bis Lissabon und bis zum Kap St. Vincent. Von diesem unter See bis zu den Canarischen Inseln der marokkanischen Küste entlang; Stationen zu St. Louis am Senegal und auf der Insel Gorée. Vom Grünen Vorgebirge, welches nun eine französische Besitzung ist, soll der Draht durch das Atlantische Meer bis zum Kap San Rogue in Brasilien gelegt werden, und diese unterseeische Strecke ist nur etwa halb so weit als jene für das nordatlantische Kabel der Engländer. Vom Kap S. Rogue soll der Draht nach Norden durch Brasilien bis ins französische Guyana nach Cayenne geführt werden, und von dort weiter an der amerikanischen Küste hin zu Lande, oder auch vielleicht über die Antillen bis Neuorleans.

Man sieht, der Umweg ist weit und die Schwierigkeiten werden nicht gering sein, obwohl der französische Bericht, welchem wir die obigen Notizen entlehnen, von einer „sehr leichten" Ausführung spricht. Um den Telegraphen an der marokkanischen Küste sicher zu stellen, müsse man Wachtposten unterhalten. Die Compagnie, welche das große Werk zu unternehmen gedenkt, will ein Privilegium auf 100 Jahre haben, und die französische Regierung soll bis Ablauf derselben keine andere Konzession für einen transatlantischen Telegraphen ertheilen. Kapital 80 Mill., Unterstützung von Seiten der Regierung 4 Mill. Frs. In fünf Jahren soll die ganze Strecke im Betrieb sein.

Die Bermudas-Inseln vor der Küste der Vereinigten Staaten von Nordamerika gehören bekanntlich den Engländern. Sie haben ein sehr gesundes, den Europäern zusagendes Klima, gewähren namentlich in den Wintermonaten einen sehr angenehmen Aufenthalt und haben manche anmuthige Landschaften. Die dort wachsende Ceder gibt gutes Schiffsbauholz; auch gedeihen alle Obstarten und Südfrüchte. Der Archipelagus besteht aus nicht weniger als 360 Eilanden, und fast alle sind bewohnt. Hamilton gegenüber liegt eine kleine Insel, auf welcher wegen der ungeheuern Menge von Ratten kein Mensch leben kann. An Wasser ist kein Mangel. Im Jahr 1863 belief sich die Volksmenge auf etwa 15,000 Köpfe. Haupterzeugnisse sind Zwiebeln, Kartoffeln und Taback; für die beiden ersten Artikel ist in Neuyork ein Hauptabsatzmarkt. Im Haupthafen Hamilton liefen 1862 etwa 200 Schiffe von ungefähr 40,000 Tonnen ein. Die zwischen St. Thomas in Westindien und Halifax in Neuschottland fahrenden Dampfer legen in jedem Monate zweimal bei den Bermudas an. Auf der Insel Ireland befindet sich ein großes Marinearsenal mit geräumigen Docks, und dort wohnt der Admiral der westindischen Kriegsflotte, welche hier ihren Sammelplatz findet, während der Winterzeit.

Wie hoch ein Yankee die Deutschen taxirt. Im neuengländischen Staate Connecticut sollte am ersten Montag im Oktober 1865 darüber abgestimmt werden, ob das Wort „Weiße" aus der Staatsverfassung gestrichen und Alles, was farbig ist, Vollbürger, stimmberechtigt und wahlfähig werden solle.

Das Hauptabolitionistenblatt, die „Tribüne", ermahnte die Leute von Connecticut, sich auf die Höhe des Zeitbewußtseins zu erheben, und Horace Greeley, der bekannte ultraschwarzradikale Demagog, ließ sich in folgender Weise aus:

„Von der Bevölkerung Connecticuts gehören 16 Köpfe zur indianischen und 8627 zur afrikanischen Rasse. Der Indianer ist beinahe ganz verschwunden, aber die farbige Bevölkerung bildet eine über den ganzen Staat verbreitete, große und gedeihliche Gemeinschaft. Unter ihr befinden sich 2281, die das Alter zum Stimmen haben und nach Allem, was wir über sie wissen, im Besitze des erforderlichen Verständnisses mindestens eben so sicher sind als die 8525 Deutschen, 549 Franzosen und ein guter Theil der 55,445 Irländer, die auf Grund ihrer Hautfarbe hier ein Stimmrecht haben, welches einer Klasse, die durch und durch amerikanisch und nur von etwas dunklerer Schattirung ist, vorenthalten wird.

Dazu bemerkt das deutsche „Newyorker Journal": „Die Deutschen Connecticuts werden also ohne Ausnahme noch ein wenig unter den Neger gestellt, während nur einem Theile der Irländer dieselbe schmeichelhafte Position angewiesen wird und man schließen muß, daß der andere Theil als ebenbürtig mit den weißen und schwarzen „Amerikanern" betrachtet wird. Daß gerade die Tribunepolitiker mit solcher Verachtung von dem deutschen Elemente sprechen, unter welchem sie so viele Mitkämpfer für die Standrechtsloyalität und Rassenverschmelzung gefunden, schmeckt stark nach Undankbarkeit, ist aber sehr erklärlich. Sie beurtheilen eine ganze Nationalität nach den traurigen Erfahrungen, die sie an ihren deutschafrikanischen Bundesgenossen machen. Alles Schweifwedeln vor dem negerradikalen Despotismus hat den Leuten der „deutschen Intelligenzpartei" nichts genützt. Man hat ihnen, gleichsam als Almosen, einige Aemter hingeworfen, glaubt aber dadurch sich mit ihnen abgefunden und ein um so größeres Recht gewonnen zu haben, sie mit Verachtung und Fußtritten zu regaliren. Selbst vor dem verhaßten, weil demokratischen Irländer zeigt man mehr Respekt."

Aus Brasilien. In der Provinz Rio grande gewinnt der Anbau der Weinrebe an Ausdehnung. Die Trauben liefern ein gutes Getränk, das mit starkem Bordeaux Aehnlichkeit hat. Das Dutzend Flaschen wird in Rio de Janeiro mit 6 bis 10 Milreis bezahlt. —

Von Cachoeira in der Provinz Bahia sind viele Männer nach einer Oertlichkeit gegangen, die Barro branco heißt. Dort findet man viele Diamanten; einer derselben, welcher in Bahia ausgestellt ist, wiegt eine Achtel Unze.

Handel von Venezuela. Die beiden Haupthäfen dieser Republik sind La Guayra und Puerto Cabello. Es ist erfreulich, zu bemerken, daß Deutschland in Bezug auf den Handels- und Schifffahrtsverkehr mit Venezuela allen anderen Völkern vorausgeht.

In dem Handelsjahre vom 30. Juni 1864 bis 1. Juli 1865 betrugen die Ausfuhren von Puerto Cabello:

Kaffee . . .	15,091,520	Pfund
Kakao . . .	927,690	„
Baumwolle .	3,708,587	„
Indigo . . .	45,843	„

Von Kaffee gingen zwei Drittel der gesammten Ausfuhr, nämlich 9,176,368 Pfund; nach Hamburg von Cacao 111,481, nach Bremen 12,650 Pfund; Baumwolle nach Hamburg 793,993, Bremen 113,896, Altona 12,231, Triest 25,124 Pfund.

Von den 183 Schiffen, welche von transatlantischen Häfen einliefen, waren 29 deutsche, 27 englische, 19 französische; und 44 liefen aus nach den 4 deutschen Häfen Hamburg, Altona, Bremen und Triest; nach England nur 12, nach Frankreich 21; nach Spanien 12 und nach Italien 4.

Große Hitze in Ostindien. Der „Homeward Mail" berichtet aus Multan vom 8. Juli, daß die Hitze dort stärker sei, als sie jemals gewesen. Wir leben, so sagt ein Berichterstatter, in Sonne und Staub, in Staub und Sonne; Jedermann fühlt sich niedergedrückt, und von irgend einer geistigen Thätigkeit oder Anstrengung kann keine Rede sein. Der Regen, welcher um diese Jahreszeit sehr reichlich (bis zu zwei Zoll an jedem Tage) zu fallen pflegt, ist bis jetzt ausgeblieben. Cholera haben wir noch nicht gehabt, wohl aber erliegen sehr viele Menschen dem Sonnenstiche. Bei Scheich Bodin, einer Gesundheitsstation unweit Dera Ismael Chan, ist viel Regen gefallen, am 6. d. Ms. fielen auch bei Lahore einige Tropfen, aber hier habe ich in meinem schattigen Zimmer 99° F. Hitze. Dieses Multan ist nicht blos für uns Europäer, sondern auch für die Eingebornen ein wahrer Glutofen.

Gewiß ist, daß die Witterungsverhältnisse im Jahre 1865 sich in sehr abnormer Weise gestaltet haben. In Australien hat ein Astronom verkündet, daß noch im laufenden Jahr ein Komet erscheinen werde, welcher möglicherweise mit der Erde in einen Konflikt gerathen könne. „Das Nahen des Kometen verkündet sich, seiner Angabe nach, bereits in den ungewöhnlichen Witterungserscheinungen, mit denen das Jahr begonnen, auch bringt er damit das Aufsteigen der Naphta- (Petroleum) Masse aus dem Innern der Erde in Verbindung. Bezüglich dieses Kometen werden wir, wie unser Astronom sagt, demnach einer bedenklichen Zeit entgegengehen. Denn es würde uns Erdbewohnern ein Schauspiel geboten, welches — wenn es glücklich abläuft — so lange die Erde existirt, noch nicht dagewesen. Sobald nämlich der Komet sich in der entsprechenden Erdnähe befindet, wird während dreier Tage und dreier Nächte die Atmosphäre der Erde in dem wunderbaren, funkensprühenden Licht des Kometen, das an Helle das Sonnenlicht übertreffen wird, gebadet sein." Dieses großartige Schauspiel müssen wir nun abwarten.

---

r. **Surrogat der Gatta pertscha.** Viele Bäume in Guyana liefern Milchsäfte, unter welchen sich der Balatas (Achras) auszeichnet, der zugleich ein ausgezeichnetes Bauholz gibt. Seit einigen Jahren läßt das französische Gouvernement den Saft durch Sträflinge sammeln, die täglich eine bestimmte Menge abliefern müssen. Dieser Milchsaft könnte nach Rappler in Surinam die schwieriger zu erhaltende Gatta pertscha ersetzen, da der Balatas sich häufig findet, doch läßt der noch hohe Preis und außerdem das Mißtrauen des Publikums gegen Neues fürchten, daß man bei den ersten Versuchen stehen bleiben wird.

F. v. H. **Pernhardts Großglockner-Panorama.** Wir haben in diesem Blatte schon öfters Anlaß genommen auf die Thätigkeit und das Gedeihen des österreichischen Alpenvereines hinzuweisen, welcher es sich zur Aufgabe gestellt hat, nicht nur die wissenschaftliche Kunde der österreichischen Alpen zu erweitern und in materieller Beziehung eine praktische Richtung durch Regelung des Führerwesens, Anlegung von Wegen &c. zu verfolgen, sondern auch in weiteren Kreisen Liebe zu den schönen Scenerien der österreichischen Alpenländer zu erwecken. In dieser letztern Absicht besonders und, von der richtigen Ansicht ausgehend, daß eine gelungene bildliche Veranschaulichung am meisten zur Erweckung der Sehnsucht und der Liebe zu diesen Naturscenen beitrage, hat der Verein in Wien die Ausstellung des Großglockner-Panorama's des Hrn. Pernhardt aus Klagenfurt veranstaltet, welches zu den gelungensten Leistungen dieser Art gerechnet werden muß. Der Standpunkt des Beschauers stellt die Glocknerspitze selbst vor, und das kolossale Bild im Halbkreise zeigt die Aussicht von derselben nach allen vier Weltgegenden. Im Centrum der österreichischen Hochalpen gelegen, erstreckt sich die Rundschau von der Glocknerspitze fast über die ganze österreichische Alpenwelt. Es ist nicht zu leugnen, daß wohl auf keinen geeignetern Punkt die Wahl des Vereins fallen konnte, um seinen Zweck zu erreichen, zugleich aber darf man auch behaupten, daß Herr Pernhardt durch Anfertigung dieses riesigen auf Leinwand mit Oel gemalten Panorama's, ganz abgesehen von dessen künstlerischer Schönheit und Vollendung, der Geographie der Alpen einen wesentlichen Dienst geleistet hat und die Betrachtung dieses Riesenbildes ihr Studium in hohem Maße erleichtert.

Volksmenge der zehn größten Städte in Großbritannien. Dieselbe stellt sich nach der Zählung, welche in der Mitte des Jahres 1865 vorgenommen wurde, in folgender Weise heraus:

London . . .	3,015,494	Seelen
Liverpool . .	476,368	„
Manchester . .	354,930	„
Salford . . .	110,833	„
Birmingham .	327,842	„
Leeds	224,025	„
Bristol . . .	161,809	„
Edinburgh . .	174,180	„
Glasgow . .	423,123	„
Dublin . . .	317,666	„

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Ethnographische Schilderungen aus dem Gebiete des Amazonenstroms.

IV.

Die Uferlandschaft am Ucayale; Pflanzenwuchs und Thierleben. — Der Piraroeoufisch. — Erdschlipfe. — Die Peccaris im Walde. — Die Sipibos=Indianer. — Die Sierra de Cuntamana. — Schetibos=Indianer. — Der Fluß Sarayacu. — Begegnung mit getauften Indianern. — Nachtlager im Walde. — Empfang in der Mission. — Der Franziskanermönch Plaza. — Gastliche Aufnahme in Sarayacu.

Wir haben früher hervorgehoben, daß der Ucayale, nachdem er den Pachitea in sich aufgenommen, in seinem majestätischen Laufe langsamer strömt. Er hat aber nicht



Die Mission Belen. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

über 18 Fuß Tiefe und zieht sich nach der Einmündung des Rio Capucinia wie eine gigantische Schlange in weiten Windungen durch das Land. Die Ufer sind nun dicht bewaldet und die vielen Inseln mit Ficus, Bombax und Capirunasbäumen bestanden. Marcoy schildert die Landschaft, namentlich während der Morgenstunden, als wahrhaft entzückend. Gleich nach Tagesanbruch verschwand der Nebel, legte sich in langen Streifen über die Gipfel der Bäume und wurde dann von einem leichten Winde hinweggetrieben. Nun begann es im Walde sich zu regen, die Vögel begrüßten rufend und schmetternd die Sonne. Der Strom rollte seine gelbe Flut majestätisch dahin, und jede Welle schimmerte im Glanze des Lichtes. Große Kaimans

krochen am Strande hin; Lamantins kamen aus dem Röhricht, steckten den Kopf aus dem Wasser, schlürften die frische Luft ein und rissen Zweige von Sarasara (Pseudo maïs) ab; dann tauchten sie wieder unter. In stillen Buchten, welche gegen Wind und Wellenschlag geschützt sind, tummelten sich zinkfarbige Delphine gewöhnlich je zu Vieren in einer Reihe. Auf einem umgefallenen Baumstamme lag der Jaguar und lauerte auf Fische; der Fischotter schwamm behend und suchte Beute; am Ufer standen graue oder weiße Reiher, Flamingos und Jabirus. Auch bemerkte man den herrlichen „Rosenpfau" (Ardea helias); er hat einen Gang wie ein Huhn, sehr kleinen Kopf, dünnen Hals, lange Beine und ein prächtiges Gefieder. Die Curucurus sind goldgrün und carminroth, die Cotingas haben ein wechselndes Gefieder, das anmuthig schillert; die Papageyen lärmten, und der Taucherkönig streifte über das Wasser hin, um einen jungen Païsi zu erhaschen.

Dieser Pira rocon, Vastus gigas oder Maïus osteoglossum ist ein merkwürdiger Fisch von der Größe eines Störs und mit prächtigen, viereckigen Schuppen bedeckt; diese sind hellcarminroth und haben einen kobaltblauen Rand. In den Nebenflüssen und Seen des obern Amazonenstroms ist er sehr häufig; sein Fleisch wird eingesalzen, hat dann Aehnlichkeit mit jenem des Stockfisches und wird bis Pará hinab versandt. Die Conibos nennen ihn Huamue und verschmähen ihn, in den Gewässern der Chontaquiros und Antis kommt er nicht vor. Dagegen bildet er ein Hauptnahrungsmittel der Cocamas. Das Weibchen wird von der jungen Brut begleitet und gleicht dann einem von kleinen Schaluppen umgebenen Dreimaster. Die Jungen sind mehr als fußlang und haben noch keine Schuppen. —

Nicht selten war Marcoy Zeuge von Erdschlipfen, bei denen weite Uferstrecken plötzlich ins Wasser hinabstürzten. Der Boden besteht aus Sand und allerlei Abfällen von Pflanzen; er wird allmälig vom Wasser unterhöhlt und nicht selten gibt er auf meilenweiten Strecken nach; dann zieht er Waldbäume, Schlingpflanzen und Gesträuch mit sich in den nassen Abgrund. Man kann das dumpfe Getöse, welches einer entfernten Kanonade gleicht, stundenweit hören.

Zwischen den Flüssen Tallarie und Ruapuya, die am rechten Ufer des Ucayale münden, bestand Marcoy ein Abenteuer von ganz eigenthümlicher Art. Es war etwa 3 Uhr Nachmittags, und der von drei Conibos geruderte Kahn fuhr des Baumschattens wegen dicht am Ufer hin. Plötzlich, sagt der Reisende, vernahmen wir ein Geräusch wie von hundert Hacken, mit welchen der Boden umgewühlt wird; es kam aus dem Innern des Waldes, die Ruderer horchten aufmerksam und winkten mir, still zu sein. Gleich nachher legten sie den Kahn ans Land, warfen ihren Sack ab, griffen nach Bogen und Pfeil und liefen splitternackt in den Wald hinein.

Ich blieb allein bei dem Kahne. Was aber sollte das Alles bedeuten? Des längern Wartens müde und entsetzlich von Mücken geplagt, ging auch ich ins Gebüsch, setzte mich auf einen umgefallenen Baum und fing an zu zeichnen. Gleich nachher erzitterte die Erde unter meinen Füßen, es war, als ob ein Vulkan tobe. Ich sprang auf; es schien, als ob eine Reiterschwadron ansprenge. Noch sah ich nichts im Dickicht, aber gleich nachher brauste, kaum zwanzig Schritt von mir entfernt, eine ganze Armee von Peccari-Schweinen heran und in der Richtung auf mich zu. Sogleich kletterte ich an einer Schlingpflanze hinauf; die Noth machte mich zum kühnen Turner. Das furchtbare Rudel ras'te neben mir hin wie eine wilde Windsbraut und erfüllte die Luft mit einem sehr unangenehmen Geruche. Die alten Eber bildeten den Vortrab und einige derselben bluteten; hinterher kamen die Bachen und die Frischlinge mit ihren gekrümmten Schwänzen. In einer nicht so bedenklichen Lage hätte ich über das merkwürdige Schauspiel lachen müssen. Zuletzt kamen meine drei Conibos. Sie heulten, liefen hinter den Frischlingen her, und es gelang ihnen, zwei derselben festzuhalten.

Das Ganze hatte ungefähr fünf Minuten gedauert, und nun wurde mir das Räthsel gelöst. Das dumpfe Getöse rührte von den Peccaris her, die in Masse um einen Baum versammelt waren, um dessen Wurzeln bloß zu legen und zu verzehren; Rüssel und Hauzähne dienten ihnen als Hacken. Sie wurden bei ihrer Arbeit von den Conibos überrascht, welche mitten in das Rudel hinein Pfeile schossen und mehre Eber verwundeten. Am Abend lieferten uns die beiden Peccaris ein leckeres Mahl.

Nun war Marcoy im Gebiete der Sipibos, welche Taback in Gestalt einer Art von Cigarren rauchen. Sie wohnen an beiden Ufern des Ucayale, und die Region der Indianer, deren Name mit ris endigt, lag nun hinter den Reisenden. Dieselbe reicht von den Thälern des Apolobamba bis zum Rio Tarvita über eine Strecke von etwa 7 Breitengraden.*)

Marcoy hebt hervor, daß er während einer Fahrt von ein paar Meilen 14 Hütten der Sipibos gesehen habe; diese Indianer benahmen sich friedlich und gastfrei und tischten kleine Schildkröten auf, die eben aus dem Ei gekrochen waren. Diese Thiere werden zu tausenden gesammelt, in Dampf gekocht und etwa so verspeist wie an den Küsten der Nordsee die Garnelen; sie haben einen ganz vortrefflichen Geschmack, und der Reisende erklärt sie für ein ausgezeichnetes Gericht.

Weiter nach Norden hin wurde der Pflanzenwuchs immer üppiger, die Bewaldung dichter, die vielen Inseln im Flusse waren manchmal bis zu einer Meile lang und bildeten eine förmliche Eilandflur. Der Strom selbst wurde seichter und hatte oft nur 9 Fuß Tiefe, manchmal aber auch 12.

Eine Merkwürdigkeit in dieser Gegend ist die in ostsüdöstlicher Richtung liegende Sierra de Cuntamana, ein Trachytgebirge, das inmitten einer Ebene emporsteigt, wo auf einem Durchmesser von 300 Wegstunden auch nicht ein Kieselstein zu finden ist. Von ihr laufen vier kleinere Ketten aus, gleich den Speichen eines Rades; die Abhänge sind bewaldet, die Gipfel aber ganz kahl. Die Indianer sammeln in den Wäldern Sassaparille, Styrax, Cacao, Vanille, Copahu, Harz, Gummi, Honig und Wachs, Färbepflanzen und Arzneikräuter. An einer dieser Nebenketten, welche Chanayamana heißt, wohnen die Sensis, auch ein Trümmerstück des alten Panovolkes; sie gelten für die umgänglichsten und ehrlichsten Indianer, sind aber schon bis auf etwa 100 Köpfe zusammen geschmolzen.

Marcoy sehnte sich nach Sarayacu, wo er einige Zeit

---

*) Der Tarvita ist ein Nebenfluß des Ucayale. Jene Stämme sind die Curicuris, welche an den Grenzen der peruanischen Provinz Carabaya beginnen, die Siriniris in den Thälern von Marcapata, Ayrata und Asaroma; die Tuyuneris und Huatchipayris in den Thälern des Madre de Dios, die Pucapacuris am Mapacho und die Impetiniris. Sie alle sind mit einander befreundet, gehen unbekleidet, reden dieselbe Sprache und haben gleiche Sitten und Gebräuche. Die mit gesperrten Buchstaben gesetzten Stämme fehlen in der sehr fleißigen Aufzählung der südamerikanischen Indianer, welche Clements R. Markham gegeben hat. Tribes in the Valley of the Amazon, including those on the banks of the main stream and of all its tributaries; — in den Transactions of the ethnological Society of London III. S. 140—196. A.

ausruhen wollte. Die Mission war jetzt nur noch drei Tagereisen, etwa 20 Leguas, entfernt. Am Abend fanden sich auf dem Lagerplatze zwei Indianer ein, Angehörige der Mission und „gute Christen"; sie suchten in den Wäldern Honig und Wachs. Der Mann war einäugig, hieß Timotheus und hatte früher einmal eine Reise nach Lima gemacht; die Frau Maria war von christlichen Eltern geboren. Timotheus zechte ohne alles Bedenken tapfer mit den heidnischen Indianern und schnupfte Taback auf europäische Art. Die Frau dagegen schimpfte auf die „Heidenhunde". Also auch in den Urwäldern Amerika's dieser ekelhafte Dünkel, diese widerwärtige Intoleranz! Jenes Indianerweib war vom Stamme der Conibaza und unterschied sich in Nichts von den ungetauften Indianerinnen, außer durch albernen Hochmuth auf ihr Christenthum. Doch nein, sie hatte noch ein Abzeichen; sie trug nämlich das Haar nicht lang herabhängend, sondern in einen Knoten gewickelt und hatte einen Hornkamm. Im Uebrigen war der Körper unbekleidet, bis auf die Pampanilla, d. h. einen Schurz von einer Elle Breite.

Der Kahn gelangte an die Mündung des Pisqui, welcher aus einem abgezweigten Gebirgsarme der Cordilleren herabkommt und hier etwa 100 Schritte breit ist. An seinen Ufern liegen etwa ein Dutzend Hütten der Sipibos; diese Indianer stehen in Handelsverkehr mit Sarayacu, wohin sie Wachs, Honig, Schildkröten, Lamantinthran ꝛc. bringen. Einige haben in der Mission gelernt, wie man Rum aus Zucker bereitet, und trinken nun stark.

Am Cosiabatay beginnt das Gebiet der mit den Sipibos stammverwandten und befreundeten Schetibos. In demselben liegen die drei Missionen Sarayacu, Belen und Tierra blanca gleichsam auf neutralem Boden, der unter dem Einflusse der Geistlichen steht. Dort findet man zerstreut und durch meilenweite Räume von einander getrennt einige Hütten der Schetibos, Conibos, Chontaquiros und Cocamas, im Ganzen allerhöchstens anderthalb Dutzend. Auch hier ist das Land so spärlich und dünn bewohnt, daß die wenigen Menschen sich in demselben völlig verlieren. Das Volk der Sipibos zählt nur 800 bis 900 Köpfe; jenes der Schetibos ist noch schwächer; rechnet man die Conibos hinzu, dann ergeben sich für alle drei kaum 3000 Seelen!

Nach der Einmündung des Cosiabatay wird der Ucayale außerordentlich breit; hinter dem Ufer, das mit prächtigen Wasserpflanzen bestanden ist, erheben sich die Waldbäume, unter denen viele Palmen schlank in die Luft emporragen. Marcoy war nun 43 Tage lang auf der Reise, und Sarayacu erschien ihm wie ein wahrer Rettungshafen.

Die Mission liegt unweit dem kleinen gleichnamigen Fluß, der aus dem Innern kommt und nur etwa 12 Schritte breit ist, gelbes, schlammiges Wasser führt und dicht bewachsene Ufer hat. Ein Paradies für den Caiman! Die Panos nannten ihn Sarah ghene, d. h. Fluß der Biene; die peruanischen Mestizen verwandelten den Namen in den Quechua-Ausdruck Sara yacu, d. h. Maisfluß. Die Missionsgebäude stehen zwei Wegstunden weit im Innern. Die Reisenden konnten, weil der Abend hereingebrochen war, nicht mehr dorthin gelangen und schlugen deshalb ihr Nachtlager am Rande des Waldes auf. Am andern Morgen aber, gleich nach Sonnenaufgang, setzte sich Marcoy, begleitet vom Hauptmann und vom Fähnrich der peruanischen Escorte, in Bewegung und eilte der übrigen Reisegesellschaft voraus. Am Abend hatte er Glockengeläut aus der Ferne gehört, das erste seit manchen Wochen, und tief war der Eindruck, welchen dieses Zeichen europäischer Civilisation dort im tiefen Urwalde Südamerika's auf ihn machte. Bald nachher vernahm man lautes Reden und Schreien, und nach wenigen Minuten kam ein großer Nachen in Sicht, in welchem Indianer mit Fackeln saßen. Die Ruderer trugen weiße Beinkleider und stiegen aus Land, mit ihnen ein Mann von ziemlich weißer Hautfarbe. Die braunen Leute waren Christen von der Mission, welche der Pater Plaza den Reisenden entgegengeschickt hatte. Sie brachten Fleischbrühe, Branntwein und frische Eier. Aber wer war der weiße Mann? Ein Yankee, der in Lima sich auf verunglückte Handelsspekulationen eingelassen hatte und bis nach Sarayacu verschlagen worden war. Dort hatten die Patres den Calvinisten freundlich aufgenommen, und er war nun ihr Gast und Tischgenosse; dafür stellte er ihnen seine Fertigkeit in allerlei Handwerkerarbeiten zur Verfügung.

Der Morgen war thauig und frisch. Durch den Wald führte ein enger Fußpfad, und zu beiden Seiten desselben wucherten herrliche Orchideen in üppigster Fülle. Plötzlich kam Marcoy an eine Lichtung, in welcher eine Anzahl mächtiger Bäume Schatten auf den grünen Rasen warfen. Auf einem weiten Raum und theilweis im Walde standen vielleicht 10 bis 14 Hütten, die mit Palmblättern gedeckt waren. Auf einer derselben ragte ein Kreuz hervor; unter einem von vier Pfählen getragenen Dachstuhle hing die Glocke.

Hier war die Mission Belen (Bethlehem), welche eine Art von Vorposten oder Außenwerk für die Hauptmission Sarayacu bildet. Keine einzige Hütte wurde geöffnet, kein menschliches Wesen, an das man eine Frage hätte richten können, ließ sich sehen, doch bildete der Fußpfad im Walde einen Ariadnefaden, der aus dem Labyrinthe führte. Bald wurde der Weg breiter, die Bäume traten zurück, und man wanderte nun wieder im Lichte der heißen Sonne. Dann kamen auch Neubekehrte zum Vorschein und grüßten mit lautem Zurufe; voran schritt der Yankee. Diese Leute schickte der Pater nach der Stelle, wo Nachtlager gehalten worden war; sie sollten das Gepäck holen. Inzwischen war eine Anzahl anderer Indianer fast gleichzeitig aus dem Dorfe gekommen, um die ankommenden Fremden zu ergötzen. Diese Leute waren Musikanten und Sänger und fuhren in einem Kahne. Sie bliesen auf einer Art von Flöte und einem Flageolet, aber Trommeln spielten die Hauptrollen.

Marcoy ging weiter und gelangte vor die Mission. Bei Errichtung der Gebäude ward auf Ebenmaß oder Schönheit keine Rücksicht genommen; das erklärt sich auch leicht, wenn man bedenkt, in welchen Umgebungen Sarayacu liegt, und wie geringe Mittel den Missionen zur Verfügung standen. Die würdigen Männer haben gewiß das Mögliche geleistet. Auf dem großen Platze stehen zwei viereckige Lehmgebäude, theils mit Kalk geweißt, theils mit Okergelb angestrichen; sie haben einige vergitterte Fensteröffnungen. Mitten auf dem Platze erhebt sich ein rothbemaltes Kreuz.

Bislang hatte der Reisende noch keine lebendigen Wesen auf dem Missionsplatze erblickt, außer großen Huananasenten, welche majestätisch eine hinter der andern einherwackelten. Dann aber kam ein Schwarm von Frauen und Kindern aus den verschiedenen Hütten, schrien laut auf und liefen neben und hinter den Fremden her. Die einen riefen Willkommen in der Sprache des Cervantes, die anderen in jener Manco Capacs. Unter solcher Begleitung langten die beiden Peruaner und Marcoy vor einem Hause an, das nicht weniger als fünf Fenster hatte. Auf der Schwelle stand ein wohlbeleibter, ehrwürdiger



Indianer vom Stamme der Impetiniris. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)



Erdschlipfe am Ucayale. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

Greis, mit blühendem Antlitz und weißem Haar, das einen Silberkranz um seine Mönchsglatze bildete.

Er öffnete die Arme und sprach: „Ihr lieben, armen Kinder, ich habe schon gehört, daß ihr Vieles habt ausstehen müssen. Nun, seid getrost, bei mir solls euch schon besser gehen.“



Ufergewächse am Ucayale. (Nach einer Zeichnung von Marcoy.)

Dieser Greis war der Pater Manuel Jose de Plaza, apostolischer Profekt der Missionen am Ucayale und Prior des Klosters Sarayacu.

Weiber und Kinder drängten sich nun näher an die Fremden heran und sperrten Mund und Nasen auf; ja sie betasteten auch die Kleider der weißen Männer; Pater Plaza aber verwies sie sofort mit einem: Hinaus mit Euch! in die gebührenden Schranken.

Das Empfangszimmer war ein großer Saal mit vier Oeffnungen in der Mauer, also luftig genug. Jetzt fanden sich die dienstbaren Geister der Mission ein, um die Gäste willkommen zu heißen. Da trat der Hausmeister, der Mayordomo, vor; dann kam die Köchin und ihr Mann, welchem das Holzhacken oblag, die Wäscherin, der Zimmermann nebst seiner Frau, welche sich als Näherin nützlich macht, — lauter brave Leute, welche wohl denken

mochten, die Fremden seien vom Mond herabgefallen. Abgerissen genug sahen diese weißen Menschen nach einer so langen Reise allerdings aus.

Aber der gute Pater Plaza ließ es an Nichts fehlen. Nach einer halben Stunde, die rasch verplaudert war, wurden die Gäste in sehr reinliche Zellen geführt. In der, welche man unserm Reisenden anwies, stand ein langer, allerdings höchst einfacher Tisch, welchen der Meister Zimmermann aus Mahagonyholz verfertigt hatte. An der einen Wand lief eine bankartige Erhöhung hin, auf welcher man gemächlich sich ausstrecken und schlafen konnte. Der Mayordomo, ein dienstbeflissener, freundlicher und noch nicht sehr bejahrter Mann, brachte ein allerdings etwas schartiges Barbiermesser, eine Scheere, schwarze Seife, einen Krug mit Wasser und ein irdenes Becken. Marcoy sagt von sich, er habe so verwildert ausgesehen, wie ein Räuber oder Zigeuner; jetzt konnte er seine Kleider wechseln und wieder „menschlich" aussehen.

Nach Verlauf einiger Stunden kam auch die übrige Reisegesellschaft, nämlich der schon in unseren früheren Berichten erwähnte französische Graf mit seinen Gefolgen in Sarayacu an. Pater Plaza hatte nichts verabsäumt, um einen nach Umständen und Verhältnissen würdigen Empfang zu veranstalten. Er schritt neben dem Grafen her und hielt über dessen Haupt einen großen Regenschirm von rothem Baumwollenzeug, eine Art von schattenspendendem Baldachin. Auch wurde ein Böller abgefeuert.

Zur Mittagszeit ließ der Pater die Glocke läuten; das Essen war aufgetragen; es bestand aus gekochten Schildkröten, gedämpftem Reis, gebratenen Hühnern und in Asche gerösteten Mandiocawurzeln. Das Geschirr bestand aus Näpfen und Schüsseln von Thon, Zinn und Holzlöffeln und sehr wenigen Gabeln. Von Tischtüchern war natürlich keine Rede, und man sah, daß es hier mit dem Mönchsgelübde der Armuth ernsthaft gemeint war. Der Durst wurde mit Wasser aus dem Flusse gestillt. Nachdem der Pater ein kurzes Gebet gesprochen hatte, langten Alle zu; er selber füllte seine Schüssel, rührte die verschiedenen Speisen durcheinander und führte die Gerichte bald mit einem Löffel, zumeist aber mit seinen fünf Fingern zum Munde. Zum Schlusse des Mahles brachte der Mayordomo Syrup, und bevor die Gäste sich erhoben, traten Sänger und Tänzer ein, um den Fremden Proben von ihrer Kunst zu geben.

So war denn Marcoy in Sarayacu wohl untergebracht. Die Mission ist eine merkwürdige Art von Oase in der größten südamerikanischen Waldöde, ein Kern für den Ansatz einer Art von Halbcivilisation. Wir werden das merkwürdige und eigenartige Leben und Treiben in derselben später schildern.

Die Wichtigkeit des Rassenelementes in der Geschichte.

Gegen Heinrich Thomas Buckle's Geschichte der Civilisation.

Vor einigen Monaten äußerte ich, in der Vorrede zum achten Bande des Globus, es sei die Zeit gekommen, da man in der geschichtlichen Forschung und Darstellung das Rassenelement viel mehr würdigen und berücksichtigen müsse, als bisher geschehen sei; die Völkerpsychologie sei bis jetzt bei weitem nicht nach Gebühr ins Auge gefaßt worden. Ich hob hervor, daß Buckle in seiner Geschichte der Civilisation die fundamentalen Anlagen und Unterschiede außer Acht lasse; er meine, daß die Völker sich nur deshalb in verschiedener Weise entwickeln, weil sie unter verschiedenen Umständen und Verhältnissen leben. Buckle habe eine mechanische und lediglich pragmatistische Auffassung. Zugleich wurde Drapers Geschichte der geistigen Entwicklung in Europa erwähnt; ich betonte, daß dieser Amerikaner Fatalist sei und auch nicht verstehe ethnologisch zu individualisiren.

Auf Drapers Buch, von welchem jüngst auch eine deutsche Uebersetzung (Leipzig bei Otto Wigand) erschienen ist, will ich demnächst specieller eingehen; auch von Buckle's Werk ist die Uebersetzung des Herrn Arnold Ruge in einer zweiten Auflage erschienen.

Nun trifft es sich, daß die londoner Anthropological Review (Nr. 11, Oktober 1865) jene beiden Arbeiten ausführlich erörtert und genau mit dem Urtheil übereinstimmt, welches im Globus ausgesprochen worden ist. Da es sich um einen Gegenstand handelt, der von hervorragender Bedeutung ist, so will ich hier das Wesentliche aus jenem Essay mittheilen, dessen Verfasser wahrscheinlich kein geringerer Mann ist als James Hunt, der ausgezeichnete Präsident der Anthropologischen Gesellschaft in London. Buckle's Werk ist eine in mancher Hinsicht sehr tüchtige Arbeit, aber doch viel zu sehr überschätzt worden; sie hat manche fundamentale Mängel, der schwerste Fehler aber bleibt, daß Buckle ohne all und jedes Verständniß für die Bedeutung des Rassenelementes in der Geschichte ist.

Wir können seine ganze Art der Auffassung als eine einseitig-kaukasische bezeichnen. Von den geistigen Evolutionen und Eigenartigkeiten der anderen großen Urstämme hat er nicht einmal eine Ahnung; für die in hohem Grade merkwürdige (sagen wir mongolische oder, wenn man will, turanische) Civilisation China's und Japans, oder für die nicht minder selbstständigen und eigenartigen Kulturen von Mexico und Peru fehlt ihm das Verständniß; er weiß darüber weiter nichts beizubringen, als daß sie sich von der wirksamer und umfassender entwickelten Civilisation Griechenlands, Roms und des neuern Europa nur in Bezug auf Grad und Stufe unterscheiden. Er ahnt nicht einmal, daß sie von derselben fundamental und in Bezug auf die Art verschieden sind, auf ganz anderer ethnischer Grundlage ruhen, aus ganz anderen Elementen hervorwuchsen und im Fortgang ihres innern Wachsthums nicht nur nicht das Streben zeigen, sich den kaukasischen Kulturformen zu nähern, sondern immer mehr von diesen abzuweichen und sich zu entfernen. Er weiß eigentlich nur, was in seinen Büchern stand; er ist, wie gesagt, viel mehr dogmatisch als wissenschaftlich; er hält an Ueberlieferung

und Autorität fest, und um die Fortschritte der Anthropologie und Ethnologie hat er sich gar nicht bekümmert. —

Die Anthropologie aber faßt nicht bloß den leiblichen Menschen ins Auge, sondern auch seine geistigen Eigenschaften; die kennzeichnenden Merkmale seiner intellectuellen Beschaffenheit; nicht bloß Schädel, Hautfarbe und Gesichtszüge, sondern auch Ideen, moralische Anlagen, Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche, seine Religion, Philosophie, Literatur und Kunst. Sie betrachtet ihn in seiner Gegenwart wie in seiner Vergangenheit, und die Wissenschaft vom Menschen hat in unseren Tagen einen in großartiger Weise erweiterten Horizont gewonnen, und mit der bisher üblichen Weise die Geschichte zu behandeln reicht man nicht mehr aus.

Buckle seinerseits repräsentirt in der Geschichtschreibung ohne Zweifel einen Fortschritt; die Art und Weise seiner Behandlung ist, in ihrer Art, vortrefflich; er war von dem Bewußtsein durchdrungen, daß in der Geschichtschreibung eine neue Bahn eingeschlagen werden müsse. Sein weitschichtig angelegtes Werk ist ein Bruchstück geblieben, und trotz allen Fleißes würde er es nicht haben vollenden können, wenn er auch Methusalems Alter erreicht hätte. Er verfügte über ein ausgedehntes Wissen, wenn auch nicht über tiefe Gelehrsamkeit, und sein Blick war begrenzt. Von einer Wissenschaft der Anthropologie wußte er, wie schon bemerkt, gar nichts, und es war ein großer Uebelstand, daß er dem Volkswirthe John Stuart Mill den völlig unwahren Satz nachschrieb: „Es ist irrig, daß man die Verschiedenheit im Betragen und Charakter der Völker inwohnenden natürlichen Unterschieden zuschreibt.“*)

Hier führt ein Blinder den andern auf den Holzweg und in ein Labyrinth von handgreiflichen Irrthümern. Buckle folgt einem schlechten Führer; gleich diesem verwechselt er äußere Einflüsse mit inhärenter Anlage und Begabung, und die Macht der Umstände, welche von Außen her einwirken, mit der Annahmefähigkeit und mit der Begabung der Rasse, auf welche jene Einflüsse wirken. So kommt er zu der, allen Thatsachen und Erfahrungen, aller Geschichte hohnsprechenden Annahme einer organischen und intellectuellen Gleichheit, wo nicht gar Einerleiheit, der verschiedenen großen Menschenrassen, und dieser verhängnißvolle Irrthum bildet eine Hauptgrundlage seiner Arbeit!

---

*) Buckle erörtert im zweiten Kapitel den „Einfluß der Naturgesetze auf die Einrichtung der Gesellschaft und den Charakter der Individuen“, und gleich der Anfang zeigt, wie dürftig seine Auffassung ist. Ich will die Stelle aus der Uebersetzung Ruge's (erste Aufl., 1860, S. 35 f.) hersetzen: —

„Wenn wir nach den mächtigsten Einflüssen der Natur auf das Menschengeschlecht fragen, werden wir vier Arten finden: Klima, Nahrung, Boden und — die Naturerscheinung im Ganzen (!!). Unter letzterer verstehe ich die Erscheinungen, welche vornehmlich durch das Auge, aber auch durch andere Sinne die Ideenverbindung geleitet und so in verschiedenen Ländern verschiedene Gedankenkreise erzeugt haben. Einer dieser vier Arten lassen sich alle äußeren Erscheinungen, durch welche der Mensch dauernd beeinflußt wurde, beizählen. Die letzte Art, die Naturerscheinung im Ganzen, wirkt vorzüglich auf die Phantasie und gibt die unzähligen Formen des Aberglaubens an die Hand, welche das große Hinderniß für den Fortschritt der Erkenntniß bilden. Und da in der Kindheit eines Volkes die Macht dieser abergläubischen Vorstellung souverain ist, so hat die verschiedene Naturbeschaffenheit auch verschiedene Nationalcharaktere erzeugt (!!!) und der Nationalreligion eine Färbung gegeben, welche unter gewissen Verhältnissen unerlöschlich (sic!) ist. Die anderen drei Einflüsse: Klima, Nahrung und Boden, haben, so viel wir sehen, keine so unmittelbare Wirkung dieser Art gehabt; aber sie haben, wie ich sogleich zeigen werde, den bedeutendsten Eindruck auf die Einrichtung der Gesellschaft gemacht, und aus ihnen sind manche der umfassenden und hervorstechenden Unterschiede der Völker entsprungen, die man oft dem Rassenunterschiede, wornach (sic!) man die Menschheit eintheilt, zugeschrieben hat. Während aber diese ursprünglichen Rassenunterschiede nichts als Hypothesen sind, lassen sich die Verschiedenheiten als Wirkungen des verschiedenen Klimas, der Nahrung und des Bodens befriedigend erklären, und mittelst dieser Einsicht werden sich manche Schwierigkeiten, welche das Studium der Geschichte bisher verdunkelt, aufklären.“

Sehr flach und sehr dreist! Buckle setzt dann noch folgende Anmerkung unter den Text: — „Ich unterschreibe mit Vergnügen die Bemerkung eines der größten Denker unserer Zeit, der über die Annahme der Rassenunterschiede sagt: — Von allen Annahmen gemeiner Ausflüchte, womit man sich der Betrachtung entzieht, welche Wirkung sociale und sittliche Einflüsse auf den Geist des Menschen haben, ist die gemeinste die, daß man die Verschiedenheiten im Betragen und Charakter natürlichen Unterschieden zuschreibt.“ Mills Principles of political economy. I, 390.

Auch sehr platt und dreist. Man kann ein „großer Denker“ sein und doch anmaßend über Dinge absprechen, von denen man noch nicht das Abc versteht; das ist, außer Buckle, auch dem Logiker Mill begegnet.

Ich lese soeben (25. Okt.), daß auch in Nordamerika die Plattheiten Stuart Mills die ihnen gebührende Würdigung finden. Die destruktiven Pfaffen und Fanatiker der Abolitionspartei hatten sich an ihn gewandt, um sein Gutachten über das Stimmrecht der Neger einzuholen. Der radikale „Logiker“, der sich um reale und anthropologische Verhältnisse nicht bekümmert, sondern seine fertigen Formeln hat, sprach sich natürlich für allgemeines Stimmrecht in Amerika aus.

Das deutsche „Neuyorker Journal“ (vom 7. Okt.), ein streng demokratisches Blatt, äußert sich nun in folgender Weise:

„Herr Mill ignorirt vollständig die Thatsache, daß in Amerika die Bevölkerungsbestandtheile von anderer Art sind, als in England. Während dort gleichartige Volksstämme einer und derselben Rasse angehören, den Staat bilden und nur künstliche Rang- und Vermögensverhältnisse in der Gesellschaft existiren, sind hier die verschiedensten Rassen zusammengeworfen, denen die Natur selbst, trotz aller Versuche zur Nachbesserung, ihre unterscheidenden Merkmale aufgeprägt hat. Außer den kaukasischen Stämmen haben wir Indianer, Neger und Chinesen, die durch keinen möglichen Reformationsprozeß in Angelsachsen, Deutsche, Kelten 2c. sich verwandeln lassen. — Herr Mill sagt nicht, wo er bei seinem „allgemeinen Stimmrecht“ die Grenze zieht, und ob er überhaupt eine Grenze kennt. Das ist ja eben das Schöne an solchen viel oder nichts sagenden Phrasen, daß ihre Unbestimmtheit und verschwommene Allgemeinheit das Aufdecken ihrer absurden Anwendung erschwert. Aber man hat nie gehört, daß er als Reformator in England das Stimmrecht der Frauen, der Minderjährigen, der nicht naturalisirten Einwanderer 2c. befürwortet hätte. Da er kein Idiot ist, so läßt sich annehmen, daß er nicht entfernt daran denkt, die consequente Durchführung seines Prinzips auf alle diese Kategorien ausdehnen zu wollen. Er wird also zugeben müssen, daß eine Grenze nothwendig ist und daß kein Unrecht oder Mangel an Liberalismus darin liegt, wenn das „allgemeine Stimmrecht irgendwo aufhört, allgemein zu sein“.

Nun weiß man aber hier, daß durchschnittlich unter 1000 weißen Frauen im Süden mehr Intelligenz zu finden ist, als unter 1000 Plantagennegern; dito werden unter 1000 weißen Minorennen von 15 bis 21 Jahren, dito unter den 1000 weißen Eingewanderten, die noch keine volle fünf Jahre im Lande sind, mehr zum Bürgerthum befähigt sein, als unter 1000 Negern, Chinesen und Indianern. — Mill will in seinem eigenen Lande höchstens alle mündigen weißen Männer stimmberechtigt machen, verlangt aber von uns in Amerika, daß wir noch darüber hinausgehen und weniger befähigte, von Natur verschiedene Wesen zur Theilnahme an der Regierung zulassen sollen. Dieser abstrakten und absurden Forderung zu Liebe sollen wir unser ganzes bewährtes Regierungssystem aufgeben!“

Das „Neuyorker Journal“ schließt seinen ausführlichen Artikel in folgender Weise: — „Die literarische Verstärkung, nach welcher unsre negerradikalen Heuchler sich jenseit des Oceans umsahen und mit welcher sie hier Propaganda zu mochen vermeinen, löst sich vor der Kritik in ein mit höchst trivialen Scheinargumenten verziertes Erzeugniß britischer Arroganz und Selbstsucht auf.“

Buckle scheert die „Menschheit" über einen Kamm; die folgenden Mittheilungen werden zeigen, welche wichtigen Momente ihm entgangen sind.

Aeußere Umstände und Verhältnisse, also Boden, Klima, Nahrung und Naturerscheinungen sind allerdings Bedingungen der Existenz, aber der Rassentypus ist das Element, auf welches sie einzuwirken haben, und wer denselben nicht eben so wohl versteht, begreift und in Anschlag bringt, wie jene vier Elemente, wird sehr ungenügend und oberflächlich urtheilen. Aber in dieser Beziehung war Buckle so „kindisch unwissend", daß er Alles auf Rechnung äußerer Umstände und nichts auf jene des Typus schreibt. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß er sich selber oftmals widerspricht und sein eigenes Raisonnement über den Haufen wirft. Die Verschiedenheiten des religiösen Glaubens leitet er von den verschiedenen Naturerscheinungen her, als welche in tropischen Gegenden, wo die Natur überwältigend mächtig einwirke, das Gefühl der Furcht erzeugen, in den gemäßigten Himmelsstrichen dagegen Liebe und Bewunderung hervorrufen, denn in der letztern seien sie in ihrem Wesen gemäßigter! — Auch dieses, — wie flach und platt und unwahr!

Er vergleicht die Mythologie von Indien und Griechenland als Gegensätze! Aber er hat auch nicht entfernt eine Ahnung von den Forschungen, welche auf dem Gebiete der arischen Völker angestellt worden sind; er weiß gar nicht, daß die Mythologien der Inder und Griechen so viel Identisches aufweisen und beide aus einem vergleichweise nördlichen und gemäßigten Klima herrühren! Er weiß ferner nicht das Allergeringste von dem Gegensatze des Pantheismus der arischen und des Monotheismus der semitischen Völkerstämme; nichts von dem Gegensatze dieser beiden Glaubensformen zu jenen des asiatisch-mongolischen Schamanismus und des Fetischismus der Neger. „Er schwatzt wie ein unwissender Schulknabe."

Seine Anschauung von der Civilisation im Allgemeinen ist in hohem Grade dürftig. Er kennt eben nur äußere Umstände und Einwirkungen und verfällt in „offenbare Albernheiten". So schreibt er z. B.: „Die Civilisation Aegyptens ist, gleich jener Indiens, durch die Fruchtbarkeit des Bodens verursacht worden." Er behauptet weiter, dreistweg, als ob sich die Sache von selbst verstände: „Die Civilisation hatte ihren Ursprung und ihre Anfänge ohne allen Zweifel innerhalb der Tropen oder in deren Nähe."

Nun aber weiß man doch mit absoluter Gewißheit, daß die arische Kultur Indiens aus dem Nordwesten her ins Land kam. Die Civilisation Aegyptens ist eine importirte. Von den archäologischen Forschungen über die kyklopischen Mauern in Griechenland und deren sehr hohes Alter weiß Buckle auch nichts. Die ägyptische Civilisation erklärt er für eine „afrikanische"! Wahrscheinlich weil das Land geographisch zu Afrika gehört. Sie rage über andere afrikanische empor, weil das Land so fruchtbar sei! Als ob viele andere Gegenden, z. B. die Region des Niger, nicht eben so fruchtbar wären! Und doch sind diese letzteren allzeit barbarisch gewesen und geblieben. Nach Buckle's widersinniger Behauptung hätten sie doch gleichfalls eine hohe Civilisation hervorbringen müssen. Eben so hätten in den fruchtbarsten Gegenden der Welt, am Amazonenstrom und am Orinoco, Civilisationen höchster Art entstehen müssen, und wir finden dort lediglich Indianerstämme auf einer äußerst niedrigen Stufe. Wenn nicht ein höher begabtes Volk als die Neger sind, das fruchtbare Nilland zu benutzen verstanden hätte, dann wäre dasselbe ohne Zweifel noch in eben so barbarischen Verhältnissen wie das Nigerdelta. Nicht durch seinen Boden ist Aegypten geworden, was es einst gewesen, sondern durch seine Menschen. Und wenn der fruchtbare Boden es allein thäte, weshalb hat denn heute Aegypten keine so hohe Kultur mehr, wie in den Zeiten der Pharaonen und Ptolemäer? Wenn Neger und Negroiden auch viele tausend Jahre am Nil gewohnt hätten, sie würden doch nicht die Tempel von Karnak, Dendera und Edfu gebaut haben; und eben so wenig Städte wie Theben und Memphis. „Es ist Zeit, daß die überkommenen Irrthümer, in welchen eine gelehrte oder halbgelehrte Barbarei sich gefällt, ein Ende nehmen, und daß die Thatsachen zu ihrem Rechte kommen."

Buckle steckt tief in Unkunde und in Vorurtheilen. Er wollte ein hervorragender Historiker werden und verfiel doch dem Mißgeschick, daß er einen der wichtigsten Zweige der Wissenschaft, und gerade jenen, der ihm als unentbehrlich hätte erscheinen müssen, gar nicht kannte. Er hatte eine höchst dürftige und einseitige Vorstellung vom Menschen. An einem gewissen Scharfsinn fehlte es ihm nicht, und manchmal hat er geistreiche Inspirationen. Aber es kommt ihm nie in den Sinn, sich die so nahe liegende Frage aufzuwerfen: weshalb hat die hohe ägyptische Civilisation gar keinen Einfluß auf die Neger gehabt, während doch die indische Kultur, vermittelst des Buddhismus, von so ungeheurer Bedeutung für die mongolischen Völker geworden ist? Er begnügt sich mit der Thatsache, daß Nigritien seinen Fetischismus bis auf unsere Tage herab behalten hat, während doch fast die ganze mongolische Welt ihren ursprünglichen Schamanismus gegen einen, von Menschen arischen Stammes ihr zugebrachten Glauben vertauschte. Es dämmert nicht einmal das Bewußtsein in ihm auf, daß der Mongole von Natur ein höheres Fassungsvermögen und eine größere Aneignungsfähigkeit besitzt, als der Neger. „Die Vorurtheile, an welchen er thörigerweise fest hält, machen ihn unzugänglich gerade für den Kreis von Wissen, welches ihm den Schlüssel zu jenen, und noch zu vielen anderen geschichtlichen Erörterungen hätte geben können."

Wer eine Geschichte der Civilisation schreiben will, hat vor allen Dingen auch zu entwickeln und nachzuweisen, wie es kommt, daß schon in den ältesten Zeiten die Völker und Reiche der sogenannten kaukasischen Rasse, in Bezug auf Religion, Philosophie, Literatur, Kunst und gesellschaftliche Verhältnisse, also auch im Staatswesen, einen wesentlichen Gegensatz zu jenen der sogenannten mongolischen Rasse bilden; sodann, daß die ersteren auf einer höhern Entwicklungsstufe stehen und gestanden haben, und daß sie offenbar andern Schlages, anderer Abstammung sind, daß überhaupt beide verschiedene große, selbstständige und eigenartige Gruppen bilden.

Wie kommt es, daß man in China und Japan den Buddhismus, der aus Indien gebracht wurde, annahm, und daß diese beiden Länder ihrerseits niemals einen rückwirkenden Einfluß auf Indien ausgeübt haben? Weshalb haben sie während der langen Dauer ihrer, man kann sagen stagnirenden, Civilisation keine poetische Mythologie geschaffen wie die Arier, oder einen erhabenen Monotheismus wie die Semiten? Weshalb haben sie nicht so feine und tiefe Gedanken, eine so reiche Fülle und Mannigfaltigkeit von Vorstellungen, wie die alten Hindu schon vor Jahrtausenden? Weshalb mangelt ihrer Literatur die Anmuth und die Zierlichkeit, der Glanz und die Kraft, durch welche sich jene der arischen Völker vom Ganges bis Skandinavien kennzeichnen? Warum haben die Chinesen wohl Pagoden aber

kein Parthenon, keinen Peters- oder Kölner Dom? Wie kommt es, daß dem fernen Osten alles Ritterthum, das Chevalereske und die Galanterie gegen die Frauen (das Wort im besten Sinne genommen) unbekannt geblieben sind?

Der Anthropolog antwortet: Weil die Natur es dem mongolischen Typus versagt hat, solcherlei aus sich heraus zu erzeugen; er kann sie nur, und dann allemal wesentlich durch die ihm innewohnende Eigenart modifiziert, von Außen her annehmen, indem er fremde Einflüsse empfängt. Er hat eine ihm inne- und anhaftende Besonderheit der Rasse und steht, in dieser Beziehung und nach unserm Maßstabe, nicht so hoch wie die Kaukasier. Als aber in den großen geschichtlichen Bewegungen und Wellenschlägen die Zeit gekommen war, in welcher die nervösen und intellectuellen Völker ihre Suprematie nicht mehr behaupten konnten und physisch an einer Art von Erschöpfung litten, als der große Mongolensturm von den Gestaden des Stillen Meeres bis nach Schlesien über zwei Erdtheile hinfegte, brachten die Eroberer doch keine neuen Ideen mit, keinen neuen Glauben, keine Philosophie, keine Kunst, keine dauernden Staatseinrichtungen. Sie kamen und verschwanden als Halbbarbaren; sie waren tapfere Krieger und gläubige Schüler, nicht mehr. Was soll man nun zu einer Geschichte der Civilisation sagen, die so gewichtige Thatsachen ignorirt und nichts mit denselben anzufangen weiß?

Noch mehr. Buckle nimmt in seiner Geschichte, da, wo er auf die europäische Civilisation kommt, gar keine Rücksicht auf die ethnischen Resultate, welche sich in Folge der successiven Eroberungen und der Ansiedlungen der verschiedenen Völker in den Zeiten des klassischen Alterthums und späterhin der germanischen Völker, sodann auch in Folge der Blutvermischungen mit den Kelten herausstellten. Buckle versäumt auch, den Ursprung und den Einfluß des Christenthums und des Mohammedanismus kritisch zu erforschen; er denkt nicht daran, den Nachweis zu führen, daß jenes ein semitischer Glaube ist, welcher der europäischen Menschheit vermittelst einer beträchtlichen Zuthat und Beimischung arischer Elemente angepaßt wurde; eben dadurch aber ist er ungeeignet geworden, auf die semitische Welt einzuwirken, und diese hat sich ihrerseits dem Islam zugewandt.

Wer heute noch eine Geschichte der Religionen schreiben will, ohne auf das Rassenelement Rücksicht zu nehmen, wird nur eine sehr dürftige Arbeit liefern können. Die Geschichte liefert Beweise dafür, daß die Religion eines Volkes, wie seine Literatur und Kunst, der geistigen Anlage und Befähigung desselben angepaßt sein muß; wenn sie von innen heraus wächst und entwickelt wird, findet auch diese nothwendige Uebereinstimmung statt, kraft des Ursprunges selbst; und kommt sie von Außen, dann muß sie, gemäß der Rassenanlage und Kulturfähigkeit der Bekehrten, gewisse Abänderungen erleiden; sie wird modifiziert.

Wer zum Beispiel die große Reformation des 16. Jahrhunderts, eine ganz ungeheuere, in alle Lebensverhältnisse tief einschneidende Bewegung schildern will und dabei nicht das Rassenelement in sorgfältige Erwägung zieht, versteht und begreift rein nichts vom Wesen derselben. Ihr wesentlicher Charakter liegt darin, daß sie als eine Auflehnung und Rückwirkung des germanischen Wesens gegen das Romanenthum erscheint. Das Denken machte sein Recht geltend gegenüber den Gefühlen, die Vernunft wollte nicht länger dem Autoritätsglauben unterworfen sein. In ihren extremen Ausläufern, z. B. bei den schottischen Presbyterianern, nahm sie dem Kultus jede ästhetische Zugabe und duldete nicht einmal Orgeln in der Kirche; Gebet und Gesänge waren nur untergeordnetes Beiwerk; die Predigt wurde zur Hauptsache und sie wandte sich mehr an den Verstand als an das Gefühl. Die Reformation erstand, in ihrer neuen Art und Weise, gleichzeitig mit dem Hervortreten des neuen Geistes, mit der Naturwissenschaft, und im Fortgange der Zeit erhoben sich die germanischen Völker in Gewerben, Handel und Staatswesen über alle anderen Nationen.

Wer über diese Bewegungen und Regungen lange Kapitel schreibt, ohne das Rassenelement in Erwägung zu ziehen, treibt lediglich gelehrte Kindereien und schickt Phrasen ins Blaue hinein.

Wenn etwa Jemand behaupten wollte, daß das Rassenelement mit der Reformation gar nichts zu thun, und der Protestantismus lediglich und allein „äußeren Einwirkungen und Antrieben" sein Entstehen zu verdanken habe, nicht aber inhaftenden Neigungen, Bewegungen und Strebungen der Völker, bei denen er sich bewurzelt hat, der sagt etwa eben so viel, als wenn er behaupten wollte, die Sonne habe bis zur Mittagszeit ihren Lauf nicht in die Höhe genommen. Buckle übersieht, daß der Protestantismus vorzugsweise das Gebiet der germanischen Völker erobert und sich in diesem bewurzelt hat, daß die romanischen Völker katholisch geblieben sind, während die überwiegende Mehrzahl der Slawen sich zur morgenländischen Kirche bekennt.

Buckle schildert den Gegensatz der geistigen Entwicklung Englands und Frankreichs und betont, daß in dem letztern die Hofgunst eine so wichtige Rolle spiele. Er denkt aber nicht daran, wie viel Altgallisches, Keltisches noch heute in den Franzosen steckt (tendency to clanship and chieftainship). Kraft dieses Zuges verschwindet die Individualität des einzelnen Bürgers in der Gesammtgröße der Nation, der Einzelne geht im Ganzen auf, und die Nation wird durch ihren Herrscher repräsentirt. Als Ludwig XIV. das vermessene Wort aussprach: „Ich bin der Staat!" sagte er als Franzose eine große Wahrheit. Im Munde eines englischen Königs wäre dieser Ausspruch baarer Unsinn gewesen. Die beiden Napoleone sind möglich als Oberhäupter des keltischen Galliens, im sächsischen England wären sie geradezu undenkbar. Charakter und Ausgang, einerseits der französischen Fronde, andererseits der englischen Republik, erklären sich gleichfalls aus dem Rassenunterschiede. Wer solche historische Auftritte lediglich aus äußeren Naturerscheinungen und Umständen erklären will, bleibt kläglich auf der Oberfläche der Dinge und kommt nothwendig zu ganz irrigen Schlüssen.

Die vielen Irrthümer und falschen Schlüsse Buckle's liegen eben in seinem Princip, in seiner Unkunde der anthropologischen Verhältnisse und ziehen sich durch sein ganzes Werk. Er begriff nicht einmal den Grund und die Ursachen, weshalb die große Revolution in Frankreich eine ganz andere Explosion verursachte, als in Deutschland oder England möglich gewesen wäre. In Bezug auf Spanien kommt es ihm gar nicht in den Sinn, das in jenem Lande dem Nationalcharakter zu Grunde liegende iberische Element zu würdigen. Er begriff nicht, daß die Vermischung desselben mit dem keltischen Blute ein ganz anderes Resultat ergeben mußte, als jene zwischen dem keltischen und germanischen Blut in Gallien. Das Wilde, Finstere und Bigote im spanischen Charakter entgeht ihm allerdings nicht, er weiß aber nicht, daß das maurische Element in dieser Beziehung tief eingewirkt hat. Ein deutscher Geograph hat das Land Spanien als ein „gemildertes Afrika" bezeichnet; es ist aber auch in ethnischer Beziehung theilweis ein Stück von jenem Erdtheile. —

Noch einmal: Buckle zeigt die Einseitigkeit seines Auf-

fassungsvermögens gleich von vorn herein darin, daß er Stuart Mills abgeschmackte Aeußerung über das Rassenelement ohne Weiteres annimmt und als ein richtiges Princip betrachtet. Aber auch seinen Lieblingsgegenstand, „die äußeren Naturerscheinungen" behandelt er dürftig. Er unterschätzt z. B. die Wichtigkeit der geographischen Lage in Bezug auf die großen Völkerbewegungen. Er würdigt nicht einmal eingehend und umfassend die Thatsache, daß Europa den Westen der alten Welt einnimmt und gegenwärtig auf der Höhe einer Entwicklung steht, die sich im Verlaufe der Zeit aus Persien und vom Euphrat bis zum Rhein und zur Themse fortbewegt hat.

Mit warmen Farben schildert Buckle die Bigoterie der Spanier und der Schotten, denkt aber dabei nicht an den Einfluß, welchen die geographische Lage beider Völker ausüben mußte. Sie wohnen im äußersten Westen; die einen wurden specielle Vertreter des geistlichen und kirchlichen Despotismus und der ästhetischen Superstition der romanischen Nationen; die anderen wurden, in nicht minder hohem Grad und aus correlativen Umständen zu einer Verkörperung der harten, herben und dürren Lehre und Logik und warfen alle Kunst, alles Schöne aus ihren Kirchen heraus. Buckle weiß auch nicht, daß der Keltiberer der fibröseste, der Caledonier der knochigste Mensch seines Typus ist. —

Der englische Beurtheiler äußert, indem er manche Mängel und Fehler Buckle's entschuldigt: „Es ist überhaupt noch nicht an der Zeit, Geschichte zu schreiben. Wir haben nur erst eine entfernte Vorstellung von dem, was ein so großartiges Unternehmen in sich schließen muß, und uns fehlen noch viele wichtige Data. Wir können noch nicht mit Bestimmtheit sagen, wie hoch das Alter der Menschheit hinaufreicht, auch nicht genau die Anzahl der Menschenarten bestimmen; wir wissen nicht, wo und durch welche Menschenvarietäten die Civilisationen ihren Anfang nahmen. Eben so wenig können wir mit Bestimmtheit sagen, ob die gegenwärtige Civilisation Europa's ein Cyclus ist oder ein Epicyclus, also ein Nebenkreis, dessen Mittelpunkt in der Peripherie eines andern Kreises sich bewegt, und ob die uralte Civilisation Asiens eine dort entstandene urwüchsige oder von Außen her hingebrachte, gleichsam eine koloniale war. In Religion und Philosophie ist auch in Bezug auf die Erforschung der arischen wie der semitischen Gedanken- und Vorstellungswelt Vieles zu thun übrig. Erst in unseren Tagen ist ermittelt worden, daß die Wurzeln der griechischen Mythologie in der Sanskritliteratur liegen."—

Die alte Methode einer pragmatischen Geschichtschreibung reicht nicht mehr aus; die Wissenschaft und die geistige Entwicklung sind darüber schon jetzt weit hinweg; wir verlangen heute eine großartigere Auffassung, einen weitern Blick; das hat schon vor längerer Zeit Schlegel betont.

A.

Die Dampfschifffahrt im Stillen Weltmeere.

Im Atlantischen Ocean und dessen Theilen ist seit Jahren eine Verbindung zwischen den verschiedenen Ländern und Häfen hergestellt; Dampferlinien reichen in wechselseitigem Anschluß von Trapezunt bis zum La Plata, vom Nigerdelta bis nach St. Petersburg. Im Indischen Ocean fahren Dampfer von Suez bis Mauritius und Australien; aber das Stille Weltmeer, die große Südsee hatte bislang Dampferlinien nur an den Küsten; regelmäßige Fahrten von Westen nach Osten und umgekehrt, also zwischen Westamerika und Ostasien, fehlten. Von Punta Galle (oder Point de Galle, wie die Engländer schreiben) auf Ceylon reichten die Fahrten der Peninsular and Oriental Company bis China und Japan, und an sie schließen sich die Intercolonial-Linien nach Australien und Neuseeland an. Auf der amerikanischen Seite fahren Dampfer von Panama nach Norden hin bis San Francisco, gegen Süden bis Valparaiso in Chile. Die Regierung dieser Republik ist jetzt am Werk, eine Fortsetzung der Dampferfahrten nach Süden, durch die Magellansstraße bis zur Mündung des La Plata zu ermöglichen.

Wir haben schon vor einem Jahr im Globus darauf hingewiesen, daß die Herstellung einer Linie von Panama nach Neuseeland, quer durch die Südsee, in naher Aussicht stehe; jetzt erfahren wir, daß dieselbe gesichert ist. Aber auch eine zweite Linie steht in Aussicht. Die Yankees wollen den nördlichen Stillen Ocean zwischen San Francisco und Hongkong in China befahren; Honolulu auf den Sandwichs-Inseln soll Zwischenstation und von dort aus Kanagawa in Japan berührt werden. Die erforderlichen Gelder sind im Februar 1865 vom Congresse zu Washington bewilligt worden, und die Pacific Mail Company hat mit dem amerikanischen Generalpostmeister einen auf die Uebernahme dieser Linie bezüglichen Vertrag abgeschlossen. Die Gesellschaft erhält 500,000 Dollars; sie baut 4 große Raddampfer von 3500 bis 4000 Tonnen Gehalt und macht im Jahre 12 Reisen, durchsteuert also den nördlichen Stillen Ocean 24 mal. Die Schiffe müssen im Durchschnitte täglich 200 Seemeilen zurücklegen, die Fahrten sollen am 1. Januar 1867 beginnen. Die Entfernung zwichen San Francisco und Hongkong beträgt 7050 Seemiles, bis Kanagawa nur 5475 Miles.

Diese Linie ist an und für sich schon wichtig genug, weil sie auf dem kürzesten Wege zwei Continente und verschiedene Handelsvölker in sichere und regelmäßige Verbindung bringt; ihre Bedeutung wird sich aber unendlich steigern, wenn die große nordamerikanische Weltbahn zwischen Neuyork und San Francisco, welche schon jetzt nach Westen hin bis in den Staat Kansas hinein reicht, vollendet worden ist. Jedenfalls ist auch ohne das diese Dampferlinie eine Concurrentin der Ueberlandroute von Europa nach China. Hongkong wird etwa der neutrale Punkt sein, bis wohin sich die Zeitdauer der Fahrten einerseits von England, andererseits von Nordamerika's Westküste gleichstellt; aber in Kanagawa, also nach Japan, und auch nach dem nördlichen China hat das letztere den Vorsprung. Für Reisende und Briefe wird sich diese Linie ohnehin schon empfehlen, weil dieselben fortan den Umweg über Europa ersparen können.

Für die südpacifische Linie zwischen Panama

und Wellington in Neuseeland werden gegenwärtig (Oktober 1865) die Schiffe gebaut, und einige derselben sind der Vollendung nahe. Die australischen Colonien sind, wie wir im Globus mehrfach nachgewiesen haben, mit Recht äußerst mißvergnügt über die Art und Weise, wie die Peninsular rc. Compagnie ihren Dienst betrieb; manchmal fielen Fahrten aus oder die Schiffe verspäteten sich, auch sind einige derselben verloren gegangen. Die Australier wollen alle vierzehn Tage eine Verbindung mit Indien und Europa haben; bis jetzt fährt monatlich einmal von Punta Galle und dorthin zurück ein Dampfer; dazu soll nun alle vier Wochen einer von und nach Panama laufen.

Im Frühjahr 1865 schlossen Neusüdwales und Neuseeland einen Vertrag mit der Panama, New Zealand and Australian Mail Company, welche bisher den Dienst zwischen jenen beiden Colonien besorgt hat; sie wird vier Dampfer in die Fahrt zwischen Panama und Wellington bringen, erhält dafür jährlich 110,000 Pf. St. und muß im Durchschnitt 10 Knoten stündlich zurücklegen. Ein Schiff, die Ruaheine, ist schon fertig; es hat doppelte Schrauben, 1640 Tonnen Gehalt, ist wie ein Segelschiff betakelt und kann demnach die regelmäßig wehenden Passate benutzen, also Kohlen sparen. Die Entfernung zwischen den beiden Endpunkten beträgt 7200 Seemiles, und diese Strecke soll in etwa 25 Tagen zurückgelegt werden. Man wird also künftig von Southampton (mit den westindischen Dampfern bis Aspinwall, dann über die Isthmusbahn bis Panama) nach Wellington in Neuseeland in 40 bis 41 Tagen gelangen. Das ist gegen jetzt ein Zeitgewinn von etwa 14 Tagen.

Die australischen Colonien sind aber auch nach einer andern Richtung hin thätig. Queensland, Neusüdwales und Victoria beabsichtigen, eine eigene Linie von Dampfern nach Punta Galle (wo bekanntlich der Knotenpunkt für die östlichen Dampferlinien liegt) ins Leben zu rufen, und zwar auf dem nördlichen Wege. Die Schiffe sollen dann nicht mehr, wie bisher jene der Peninsular Company, die Südwestspitze Australiens, also den König Georgs-Sund, anlaufen, sondern die Nordspitze, Kap York am Eingange der Torresstraße. Die Holländer haben schon jetzt eine Dampferlinie, die von Singapore nach Osten hin bis Timor reicht, und diese soll selbstständig bis Punta Galle fortgeführt werden.

So gestalten sich allmälig die Verhältnisse der Dampferfahrten in der gewaltigen Südsee ähnlich, wie seither im Atlantischen Ocean. Hier beschränkte man sich auch erst längere Zeit auf die Küsten und die Verbindung zwischen benachbarten Ländern. Dann aber, als einmal der Ocean in seiner ganzen Breite durchmessen worden war, folgte eine transatlantische Linie der andern. Direkte Verbindungen zwischen Australien und China, mit San Francisco und Valparaiso sind ganz gewiß nur noch eine Frage der Zeit. Der Bau einer Bahn vom La Plata über die Andes in Chile ist zwar projektirt, liegt aber gewiß in der Ferne, aber man ist schon ans Werk gegangen, fahrbare Straßen über das südamerikanische Hochgebirge in Angriff zu nehmen, um dadurch den Verkehr zwischen den Gestaden des Atlantischen Oceans und der Südsee zu beschleunigen.

Die Glieder der Kette, welche dazu bestimmt ist, den Verkehr zwischen allen Erdtheilen und rings um den Erdball zu erleichtern, werden immer zahlreicher, und bald wird diese ungeheuere Kette vollendet sein.

A.

Ebbe und Flut.

Von Prof. **A. Kayser** in Paderborn.

II.

Zur Erklärung der Gezeiten sind wir von der Annahme ausgegangen, daß die Erdkugel ganz von einer Wasserhülle umgeben sei. Diese Voraussetzung trifft aber in der Wirklichkeit nicht zu, da die Continente als Inseln aus dem Weltmeere hervorragen und den Ocean in verschiedene große Becken abtheilen, welche durch breitere oder schmälere Wasserstraßen unter einander in Verbindung stehen. Es ist selbstverständlich, daß die großen Erdindividuen dem Gange und Laufe der Flutwelle hemmend und störend entgegentreten und so Unregelmäßigkeiten in Ebbe und Flut bringen, deren Erklärung nicht geringe Schwierigkeiten mit sich führte. Der Reverend Sir William Whewell hat die unzähligen Beobachtungen der englischen Marine und Colonien in genialer Weise zu einem durchsichtigen Resultate zu vereinigen und selbst für das Auge sichtbar darzustellen gewußt.

Wie Humboldt die Punkte der Erde, welchen eine gleiche mittlere Jahrestemperatur eigen ist, durch die sogenannten Isothermen verband, so hat Whewell 1835 die Punkte der Erde, welche an einem bestimmten Tage zu gleicher Zeit Hochwasser haben, durch Linien verbunden, die er cotidal lines — Isorachien — nennt. (Vergl. Berghaus Physikalischen Atlas I. Bd., 2. Abth.: Hydrographie Nr. 1 und 2. Siehe auch die angefügte Karte.) Der günstigste Punkt für die volle Ausbildung der Flutwelle ist offenbar dort, wo nach Ost und West um 90° offenes Meer sich ausdehnt. Dort kann die Flutwelle sich zu ihrer ganzen Höhe erheben, während an den um 90 Grade des Parallelkreises entfernten Punkten die vollständigen Wellenthäler sich aushöhlen. Einen solchen Meeresstrich findet Whewell in der Gegend von Vandiemensland südlich von Australien. Dort breiten im Osten der Stille, im Westen der Indische Ocean ihre weiten Wasserflächen aus und reichen sich durch die Enge, welche Feuerland von dem Südpolarlande (Wilkes Land) scheidet, die Hand.

Ist nun in dem Meridiane von Vandiemensland Mittags um 12 Uhr Neumond, so schwillt dort der Ocean durch die vereinigte Attraction der Sonne und des Mondes zu einer immensen Flutwelle, während um 90 Grade

ost- und westwärts Ebbe herrscht. Wegen der Axendrehung der Erde von Westen nach Osten tritt jeden Augenblick ein westlicherer Punkt in das Zenith; es schreitet also die Welle der Zenithflut nach Westen vor, und zwar mit einer so rapiden Schnelligkeit, daß die Flutwelle um Mitternacht schon die Südspitze Vorderindiens, um 1 Uhr Nachts das Cap der guten Hoffnung, 8 Uhr Morgens das Feuerland erreicht. Man schätzt ihre Schnelligkeit auf der Höhe des Indischen Oceans zu 1000 englischen oder 200 deutschen Meilen in der Stunde. Die Geschwindigkeit nimmt jedoch mit der Tiefe ab. Whewell hat berechnet, daß bei einer Tiefe von 4000 Faden (à 6 Fuß) 500, bei einer Tiefe von 1000 Faden 250, bei einer Tiefe von 100 Faden 80, bei einer Tiefe von 10 Faden nur noch 25, bei einer Tiefe endlich von einem Faden nur 8 englische Meilen in der Stunde zurückgelegt werden. (5 engl. Meilen = 1 deutsche.)

Doch gehen wir zu dem Verhalten der Flutwelle im Atlantischen Ocean und besonders in der Nordsee über; weil näher, interessirt es uns zumeist.

Die Mutterwelle, welche bei Vandiemensland unter dem 40° südl. Br. entsteht, hat eine Neigung nach dem Aequator, das ist nach Norden; die anziehenden Kräfte, Sonne und Mond, stehen ja in der Nähe des Aequators.

Ferner stellt sich der von Osten nach Westen fortschreitenden Flutwelle eine gewaltige Barriere in dem mächtigen Continente Südamerika's entgegen, während sich nach Norden das Meerthal des Atlantischen Oceans öffnet. Beide Ursachen lenken die von Osten heranströmende Flutwelle von ihrer ursprünglichen Bahn ab und geben ihr im Atlantischen Ocean eine nördliche Richtung. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil derselben bricht zwischen dem Feuer- und Wilkes-Lande in den Stillen Ocean durch.

Diese Erwägung gibt uns den Schlüssel für die Lösung



Whewell's Isorachien-Karte.

Dieses Verhältniß der Tiefe des Meeres zur Geschwindigkeit der Flutwelle erklärt uns, weshalb letztere in der Nähe der Continente und in engeren Wasserstraßen langsamer voranläuft, als auf der hohen See, oder was dasselbe ist, daß die Isorachien auf dem hohen Meere sich um ein Bedeutendes nach vorn ausbauchen. Je langsamer aber die Flutwelle voraneilt, desto enger ist der Raum, welcher den Flutberg dieser von dem Flutberge der nächsten Stunde trennt; daher treten die Isorachien unfern der Continente näher zusammengedrängt auf.

Das Hinderniß, welches die geringere Tiefe der Fortbewegung der Flutwelle entgegensetzt, hat aber nicht bloß zur Folge, daß die Raumintervalle abgekürzt werden, es hat auch die andere Folge, daß die Höhe der Flutwelle bedeutend gesteigert wird. In demselben Maße, worin die Basis der Flutwelle abnimmt, muß die Wellenhöhe wachsen. Da sehen wir den Grund, weshalb an den Ufern der Unterschied zwischen dem Flut- und Ebbeniveau so bedeutend, auf hoher und tiefer See dagegen so gering ist.

des Räthsels in die Hand, daß im Atlantischen Ocean die Flut nicht von Osten nach Westen, sondern von Süden nach Norden strömt, oder was dasselbe ist, daß die Punkte an der Westküste Afrika's auf gleichen Isorachien mit den Punkten der Ostküste Amerika's liegen.

Die Urwelle, welche um 1 Uhr Mittags von Vandiemensland ausging und um 1 Uhr Nachts das Cap der guten Hoffnung (Südspitze von Afrika) erreichte, ist um 6 Uhr des andern Morgens auf ihrem nördlichen Laufe am Cap Palmas (Westküste von Afrika) und bei Bahia (Ostküste von Südamerika), um 11 Uhr am Cap Blanco und Hayti, um 12 Uhr bei den Canarischen Inseln auf der einen und bei Neufundland auf der andern Seite des Atlantischen Beckenrandes angelangt. Es liegt also das Cap Palmas mit Bahia, das Cap Blanco mit Hayti, die Canarischen Inseln mit Neufundland auf derselben Isorachie.

Weil das Caraibische Meer durch die westindischen Inseln der Kleinen und Großen Antillen verbarrikadirt,

der Hals des Mittelmeeres durch die Säulen des Herkules zu fest verschnürt ist, so kann die Flutwelle um so weniger hereindringen, da sie von Süden nach Norden an den Eingängen vorüber rollt. Der Busen von Mexico so gut als das Mittelmeer sind dieserhalb rücksichtlich der Ebbe und Flut auf sich allein angewiesen.

Verfolgen wir jetzt die Flutwelle auf ihrem fernern Laufe im nördlichen Theil des Atlantischen Oceans. Durch den festen Körper Nordamerika's, sowie durch die große Insel Grönland wird derselben eine mehr östliche Richtung angewiesen. Diese Richtung wird noch verstärkt durch die südliche Neigung des Wellenkammes, welche Sonne und Mond, die in der Nähe des Himmels-Aequators stehen, bewirken müssen, sobald die Mutterwelle den Erd-Aequator passirt hat.

Wir verließen die Flutwelle bei den Canarischen Inseln und Neufundland, wohin sie nach Verlauf von 24 Stunden vorgedrungen war. Sie langt Nachmittags 4 Uhr des zweiten Tages bei Brest (Nordwestspitze Frankreichs), Landsend und Cap Clear (Südwestspitzen Englands und Irlands) an. Hier spaltet sich der Flutstrom in drei Arme. Der westliche und Hauptstrom fließt seine östliche Richtung verfolgend zwischen Island und Irland durch nach dem nördlichen Eismeere. Der mittlere ergießt sich durch den Georgskanal (zwischen Irland und England); der östliche endlich wälzt seine Wogen durch den Pas de Calais und bewirkt die Flut an der Südküste Englands und an der Nordküste Frankreichs, Belgiens, Hollands, Deutschlands und schlägt zuletzt gegen die Westküste Dänemarks und Holsteins, wo sie sich todt läuft. Die Flutwelle, welche 5 Uhr Nachmittags die Küste bei Brest inundirte, erreicht erst um 11 Uhr Abends Calais und Dover, um Mitternacht Ostende und die Themse, um 1 Uhr Mittags des dritten Tages erst die Mündung der Elbe. Sie, die in 29 Stunden von Vandiemensland nach Brest geeilt, braucht volle 21 Stunden, um von Brest bis nach Helgoland vorzurücken. So sehr wird durch die geringere Tiefe der Nordsee die Geschwindigkeit der Flutwelle geschwächt!

Ein zwiefaches Dunkel in den Flutschwankungen der Nordsee wird durch diesen Umstand erhellt: erstens die Fortbewegung der nordseeischen Flut von Westen nach Osten, da sie doch nach dem Sonnen- und Mondlaufe gerade umgekehrt von Osten nach Westen voranschreiten sollte; zweitens die Verspätung der Springfluten in der Nordsee. Nach der Theorie sollten dieselben mit dem Neu- und Vollmonde gleichzeitig sein, finden sich aber in der That in Brest erst 28 Stunden, in Ostende 36 Stunden, in Helgoland erst zwei Tage nach dem Neu- und Vollmonde ein. So viel Zeit gebraucht die Mutterwelle, um von Vandiemensland bis Helgoland zu gleiten!

Der Stromzweig, welcher seinen Weg durch den Georgskanal nimmt, vereinigt sich an der Westküste Schottlands wieder mit dem Hauptstrome, der nunmehr in fast ganz östlicher Richtung weiter fließt und die Westküste Norwegens bespült. Da sich aber zwischen Norwegen und Schottland das weite Becken der Nordsee öffnet, so muß sich hier dieselbe Erscheinung, wenn auch in kleinerm Maßstabe und in ganz entgegengesetzter Richtung wiederholen, welche wir auf der südlichen Halbkugel beim Eingange in den Atlantischen Ocean beobachteten. Ein Theil des Flutstroms muß sich von Norden her in das Deutsche Meer ergießen und seiner Welle einen Kamm geben, auf dem die Wellenlinie des Hauptstroms senkrecht steht. Die Nordsee steht somit unter dem Einflusse einer doppelten Flutwelle; die eine dringt durch den Kanal vor und beherrscht in ihrem östlichen Fortschreiten den südlichen, die andere läuft um Schottland herum und beherrscht in südlicher Direktion den nördlichen Theil des Nordseebeckens. Wie an dem Südrande die Flut von Westen, so muß sie in der nördlichen Hälfte von Norden heranstürzen. Die Welle, welche durch die nördliche Mündung in die Nordsee fällt, trifft in der südlichen Hälfte des Beckens mit dem durch den Kanal fließenden Strom zusammen. An der Ostküste Englands begegnen sich beide Wellen, und nun treten die bekannten Interferenzerscheinungen der combinirten Wellenbewegungen ein. Trifft die Flutwelle der nördlichen mit dem Ebbethale der südlichen Oscillation zusammen, so heben sich beide gegenstrebenden Wirkungen auf — das Meer ist an einer solchen Stelle ohne Schwankung — todt. Trifft dagegen die Flutwelle des nördlichen mit der Flutwelle des südlichen Stromes zusammen, so zeigt sich an einer solchen Meeresstelle gesteigertes Hochwasser. Dieses ist z. B. der Fall an der Mündung der Themse. Die Welle der Zenithflut von Vandiemensland erreicht auf dem Wege um Schottland herum die Themsemündung fast 12 Stunden später, als auf dem Wege durch den Kanal. In diesen 12 Stunden ist aber die Welle der Nadirflut nachgerückt, so daß hier nun zwei Flutwellen zusammentreffen und eine Anschwellung des Hochwassers bewirken. Diesem Umstande hat es die Themse zu danken, daß die Flut so hoch in ihrem Bette steigt; diesem Umstande hat London es zu danken, daß die großen Kauffahrteifahrer zur Flutzeit bis Londonbridge fahren und in die dortigen Riesenbassins (Catharine-, East-Indian-, West-Indiandocks) einlaufen können.

An der Südostseite des Deutschen Meeres wird der Strom der Flutwelle, die sich durch den Kanal ergießt, in östlicher Richtung fortgerissen. Durch die starke Flutwelle aus Norden wird er in die Direktion nach Südsüdost gedrängt. Darum strömt die Flut z. B. bei Helgoland von Nordwest heran. Aus demselben Grunde ist die Einfahrt in die Elbe so leicht mit herannahender Flut. Bei völliger Windstille läuft z. B. von Helgoland eine Schaluppe in zwei Flutzeiten sicher nach Cuxhafen, wenn durch das Steuer nur die Richtung gewahrt ist.

Es erübrigt noch, die Anfangs erwähnten regelmäßigen Fluten von ganz enormer Höhe zu erklären, wodurch einzelne Küstenpunkte ausgezeichnet sind. Diese enormen Fluthöhen sind lediglich eine Folge der Configuration der Küsten. Wie der Hauptwellenschlag der südoceanischen Mutterwelle einen Arm in den Atlantischen Ocean abstößt, so muß dieser Strom seine Seitenverzweigungen in jede Bai und Bucht an den Gestaden abstoßen. Erstreckt sich nun eine solche Bucht tief ins Land hinein, und zwar so, daß sie dem Meere eine breitere Mündung zukehrt, sich aber landeinwärts trichterförmig verengt, so ist nur noch erforderlich, daß die Ufer zu einer hinlänglichen Höhe ansteigen, um eine bedeutende Fluthöhe unvermeidlich zu machen. Die Wassermasse, welche in die breitere Oeffnung hineingepreßt wird, muß sich, je weiter sie in der verjüngten Einbucht vorandringt, heben, und um so mehr heben, als die Bucht sich verschmälert. Am günstigsten sind diese Bedingungen in der Bucht bei St. Malo (Nordküste Frankreichs) und in der Fundybai (Ostküste von Nordamerika). Darum dort eine Fluthebung von 46, hier die höchste, welche die Hydrographie kennt, zu 70 Fuß.

Diese interessante Theorie, welche Whewell aus Cambridge aus mehr denn 40,000 in Europa, Asien, Afrika und Amerika gemachten Beobachtungen zuerst combinirte, Lubbock und Germar weiter verfolgten und ausbildeten, ist geeignet, die verwickelten Erscheinungen der Ebbe und Flut zu begründen und zu erklären, so daß nunmehr das Problem der Gezeiten als ein völlig gelöstes angesehen werden

darf, sofern dieses Phänomen von dem gewöhnlichen und regelmäßigen Agens abhängt.

Außer der Anziehung der Himmelskörper können auch noch andere Einflüsse hemmend oder fördernd auf die Schwankungen des Meeres einwirken.

Zunächst übt der Luftdruck einen nicht ganz unbedeutenden Einfluß auf die Höhe der Flutwelle aus. Je höher die Luftsäule und je größer somit der Luftdruck über einer Meeresstelle zu einer Zeit ist, desto geringer muß bei sonst gleichen Umständen die Fluthöhe, desto gesenkter die Ebbentiefe sein, und umgekehrt. Walker hat an der Küste von Cornwall und Devonshire die Beobachtung gemacht, daß das Meeresniveau um 16 Zoll höher steigt, wenn das Barometer um einen Zoll fällt, dagegen um 16 Zoll niedriger bleibt, wenn die Quecksilbersäule um einen Zoll gestiegen ist. Viel belangreicher ist aber der Einfluß des Windes auf die Flut. Weht der Luftstrom der Flutwelle entgegen, so kann sie begreiflicher Weise nicht in solcher Höhe ans Ufer schlagen. Kommt dagegen die Flut vom Winde getrieben herangestürzt, so muß sie den Strand weiter und höher inundiren. Wird gar das Hochwasser einer Springflut von anhaltenden Orkanen, die stets mit sehr niedrigem Barometerstande gepaart sind, dem Ufer zugejagt, so entstehen die verheerenden Sturmfluten, deren Schrecken in den Annalen der Küstenbewohner verzeichnet stehen. „Wenn alle begünstigenden Umstände", sagt Hartwig (Leben des Meeres, Frankfurt 1857, S. 46), „zusammentreffen, was zum Glück nur selten geschieht, so entstehen jene furchtbaren Sturmfluten, welche für die flachen niederländischen und friesischen Küsten eben so gefährlich werden können, wie ein Ausbruch des Aetna den sicilianischen Gefilden. Denn auch hier ist eine entsetzliche Naturkraft entfesselt, welche die menschliche Ohnmacht verspottet. Alsdann bietet das empörte Meer einen wunderbar majestätischen Anblick. Die ganze Oberfläche gährt und siedet. Riesengroße Wellen thürmen sich wie gewaltige Titanen empor und schleudern ihre ganze furchtbare Kraft gegen die Dünen und Deiche, als ob sie, von wilder Eroberungslust beseelt, das dahinter liegende Tiefland, welches einst zum neptunischen Reiche gehörte, wieder verschlingen wollten. Stundenweit hört der erschrockene Batave das Tosen der Brandung; und wohl mag er zittern, wenn die wüthende Sturmflut gegen die Wälle donnert, die ihn gegen den gewaltigen Ocean schützen; denn die Annalen seines Vaterlandes sind voll trauriger Beispiele ihres Zornes und erzählen ihm, daß an Stellen, wo jetzt die Meeresfläche unabsehbar sich vor seinen Blicken ausdehnt, Kornfelder einst wogten, oder zahlreiche Heerden auf üppiger Grasflur weideten. So überschwemmte am 1. November 1170 ein Durchbruch der Sturmflut alles Land zwischen dem Texel, Medenblyk und Stavoren, bildete die Insel Wieringen und erweiterte die Oeffnungen, welche die Zuiderzee mit dem Ocean verbinden. Durch die Ueberschwemmungen von 1232 und 1242 fanden mehr als 100,000 Menschen ihren Tod, und die Sturmflut von 1287 begrub in Friesland allein mehr als 80,000 Opfer unter den Wellen. Der Durchbruch von 1585 erweiterte bedeutend die Kanäle zwischen dem Vlie und Texel, so daß nun große Schiffe bis nach Amsterdam und Enkhuyzen fahren konnten, was früher nicht möglich gewesen war."

Helgoland erfuhr die Gewalt der Sturmfluten in der Neujahrsnacht 1720. Von 2 Uhr des Nachmittags am 31. Dezember blies ein rechter Hauptsturm die Wellen des Hochwassers mit solcher Wucht heran, daß der Verbindungswall zwischen der Düne und dem Unterlande durchrissen und fortgespült wurde, obwohl derselbe an einzelnen Stellen eine Breite von 40 Faden (à 6 Fuß) hatte. Wo vorhin ein passabeler Weg den Fußgänger zu der Düne führte, ist von der Sturmflut ein Kanal gehöhlt, der die Breite einer halben Stunde und eine Tiefe erreicht, die ihn für große Schiffe fahrbar macht.

Dem Gedächtnisse älterer Uferanwohner der Nordsee sind noch die Schrecken der Sturmflut vom 19. Dezember 1792 und 3. März 1793 in schaueriger Erinnerung; das Wasser erhob sich 19 Fuß über das gewöhnliche Niveau der Fluthöhe.

Der seltene Fall, daß ein ungewöhnlicher Sturm mit der allerungünstigsten Stellung des Mondes zusammentraf, war in den Blättern der Geschichte so wenig als in den Falten des Gedächtnisses mit Bestimmtheit aufgezeigt. Das Ende des ersten Viertels in unserm Jahrhundert sollte das traurige Beispiel liefern.

Am 2. und 3. Februar 1825 fiel nämlich Vollmond und Erdnähe des Mondes zusammen; überdies war Luna dem Durchgange durch den Aequator nahe. Diese vereinigten Umstände reichten für sich schon aus, die Springflut zu ihrem höchsten Gipfel aufzuthürmen. Da trat mit einem Male ein heftiger Gewittersturm hinzu und trieb die Fluten über große Uferstrecken der Nordsee. Tausende wurden in den Wogen begraben, Aecker und Häuser und Vieh vom wüthenden Meere verschlungen, so daß derselbe Nothschrei von den Dünen Flanderns bis zu der Küste Holsteins wiederhallte und selbst dem Binnenländer die Verheerung der Sturmfluten begreiflich machte.

Im vorigen Sommer berichteten die Zeitungen aus Lincolnshire (Ostküste von England): „Ein großer Theil der Grafschaft, 700,000 Acker Landes, liegt unter dem Spiegel des Meeres und wird durch Dämme nach Art der holländischen vor den Ueberflutungen der See geschützt. Einer dieser Dämme wurde durchbrochen, und durch eine 40 Yards weite Oeffnung stürzt die Flutwelle über das niedriger gelegene, reich angebaute und dicht bevölkerte Land, welches unter dem Namen The Lincoln fen bekannt ist. Die schöne Ernte ist verloren. Die Pachtungen stehen unter Wasser; der Schaden läßt sich kaum berechnen." Es war die schreckliche Wirkung einer verheerenden Spring- und Sturmflut!

Im verflossenen Winter wurde ebenfalls von außerordentlichen Sturmfluten berichtet. In der Nacht vom 26. zum 27. Dezember stieg das Wasser auf Norderney bei der Flut 10 bis 11 Fuß über die gewöhnliche Höhe. An der otterndorfer Schleuse im Lande Hadeln trieb der aus Nordwest wüthende Sturm am 26. Abends die Flut um 7 Fuß 5 Zoll, und am folgenden Tage um 8 Fuß 10 Zoll über den gewöhnlichen Flutstand.

An den niederländischen Küsten scheinen die Fluten noch höher gestiegen zu sein. Aus dem Haag schrieb man darüber: „Es vereinigt sich Alles, die Flut zu ungewöhnlicher Höhe hinaufzutreiben. Springfluten entstehen bekanntlich bei Voll- und Neumond, wenn die Anziehungskraft der Sonne und die des Mondes sich vereinigen. Sie sind aber dann am höchsten, wenn der Mond in seinem Perigäum, d. h. der Erde am nächsten steht. Dies ist jetzt der Fall. Außerdem steht die Erde in ihrem Perihelium, d. h. der Sonne am nächsten. Rechnet man dazu den heftigen Nordwestwind, der die Flut gerade auf die holländische Küste anjagt, so hat man die Momente einer gewaltigen Wirkung beisammen, wie man sie seit 37 Jahren nicht mehr gekannt hat."

Bemerkungen über das Hochthal von Kaschmir.

Manche von den Phantasten, die sich mit Träumereien über eine „Wiege der Menschheit" abgaben, haben ein solches Unding in Asien und namentlich in Kaschmir gesucht. Dort sei das eigentliche „Paradies" (d. h. ein orientalischer Lustgarten) gewesen, von diesem Punkte sei die „Menschheit" ausgegangen. Mit saftigen Farben wurde dann ausgemalt, wie mild und entzückend das Klima sei und wie die herrlichsten Früchte den „ersten Menschen" gleichsam in den Mund gewachsen seien.

Nun ist aber die Geographie eine unbarmherzige Wissenschaft, weil sehr positiv. Unser Landsmann, Hr. v. Hügel in Wien, hat ein lehrreiches Buch über Kaschmir aus eigener Anschauung geschrieben; hinterher sind die Gebrüder Schlagintweit gekommen und haben auch manche interessante Thatsachen mitgetheilt, und während der letztverflossenen Jahre nahmen die Engländer trigonometrische Vermessungen vor und trugen nicht weniger als 4606 Ortschaften in die Karten ein. In der Pandschabkette, welche sich zwischen dem Hochthal und den südlichen Ebenen erhebt, arbeitete Kapitän Montgomerie auf Berghöhen, die 13,000 bis 15,000 Fuß über der Meeresfläche liegen, und an der Nordseite in einer Höhe von 16,000 Fuß. Wir wissen nun, daß das vermeintliche „Paradies" aus einem Hochthale besteht, welches auf allen Seiten von Schneebergen umgeben ist und etwa 5000 F. über der Meeresfläche liegt. Reich an malerischen Landschaften ist es allerdings, und seine Rosen sind berühmt wie seine Deodara-Cedern, deren Holz viele Jahrhunderte überdauert. Aber schon in den Herbstmonaten ist das Land bitter kalt, dicker, frostiger Nebel lagert sich über das Thal, nachher fällt Schnee, der vier Monate lang liegen bleibt und im April den Hagelwettern und dem Regen Platz macht. Das ist eine kalte „Wiege des Menschengeschlechts", in welcher ein Feigenblatt als Bekleidung für die „ersten Menschen" wohl nicht ausgereicht hätte. Die Phantasie hält gegenüber der Geographie nicht Stich.

Aber die Landschaft ist allerdings prachtvoll, großartig und schön, das Hochthal reich an Seen und fließenden Gewässern und an üppigen Wäldern; verhältnißmäßig kann man das Klima als mild bezeichnen. Die Hauptstadt Srinaggar wird als ein östliches Venedig geschildert, weil sie nach allen Richtungen hin von Kanälen durchschnitten ist und die Häuser, wie in der adriatischen Lagunenstadt, aus dem Wasser emporsteigen. Auf dem in der Nähe liegenden See, in welchem sich die Schneeberge abspiegeln, fluten schwimmende Inseln auf und ab, und an ihren Ufern dehnen sich reizende Gärten hin, in welchen die vom Gebirge herabfallenden Gewässer lustige Cascaden bilden.

Der ebene Theil des Hochthals ist etwas über 20 deutsche Meilen lang und mehr als 4 Meilen breit; er wird vom Jhilam durchströmt, dessen Quellgewässer im südlichen Theile des Thales liegen. Von Islamabad ab durchzieht er nach Norden hin in schlängelnden Windungen das Thal, bildet mehre reizende Seen und strömt durch den Barramalla-Paß ab. Die große Kette des Himalaya wird hier von einer 7000 Fuß tiefen Schlucht durchsetzt; die Sohle derselben ist sehr schmal und wird ganz vom Fluß eingenommen; bei Ari ist dieselbe nur 70 Fuß breit, und dort steigen die Felsen fast senkrecht auf. Durch diese natürliche Abzugsschleuse oder Rinne wälzt der Jhilam mit reißender Schnelligkeit sein Wasser.

Im Thal von Kaschmir sind manche Dynastien einander gefolgt, die hoch in die Zeiten hinaufreichen. Als ein großer Theil Europa's noch halbbarbarisch war, blühten dort schon Kunst und Wissenschaft; unter den Hindukönigen war der Buddhismus Landesreligion, bis im zehnten Jahrhundert durch König Ramagupta die Klöster zerstört, die Götterbilder verbrannt wurden und die Satzungen des Brahmanismus zur Geltung kamen.

Es ist eine alte Wahrheit, daß die verschiedenen Religionen einander „auffressen". Die Brahmanen vertilgten den Buddhismus und unterlagen ihrerseits dem Islam. Von 1341 bis 1586 herrschten unabhängige mohammedanische Könige, welche zuletzt vom Großmogul Akbar beseitigt wurden. Die Großmogule betrachteten Kaschmir als ihr Paradies, in welchem sie gern und oftmals monatelang verweilten. Akbar baute Paläste, legte Gärten an und pflanzte Pappeln und Platanen, die noch heute stehen; sein Sohn Dschehandschir und dessen Gemahlin Nurmahal schwärmten für das schöne Thal und verweilten gern in den Gärten von Schelimar.

Auch die Herrschaft der Großmogule ging zu Ende; 1753 eroberten die Afghanen Kaschmir, und 1819 fiel es den Sikhs anheim. In diesem Jahre wurde das Thal von Erdbeben heimgesucht, durch welche 1200 Menschen ihr Leben verloren; bald nachher raffte eine Seuche mehr als 100,000 hinweg, dann kam Hungersnoth, und statt der 800,000 Köpfe, welche 1819 im Hochthale wohnten, zählte man 1833 nur noch 200,000!

Die Kaschmirier gehören in Bezug auf Körperbildung zu den schönsten Stämmen der Hindus, sie sind jedoch verweichlicht und knechtisch gesinnt. Ein großer Theil bekennt sich zum sunnitischen Mohammedanismus, aber die Frauen bedecken nur den Kopf, nicht das Gesicht mit dem Schleier, welchen die Mädchen gar nicht tragen. Diese setzen eine kleine, runde Mütze auf, unter welcher das Haar in einer Menge kleiner Flechten hervorhängt, welche hinten zusammengebunden werden. Eine helle Hautfarbe, die sich mit unserer europäischen messen kann, ist gar nicht selten und die Schönheit der Frauen sprichwörtlich. Aber die Volksmasse hat doch einen groben Gesichtsausdruck. Die Kaschmirier sind zungenfertige Schwätzer, leicht erregbar, streitsüchtig, und in Zorneswallungen schimpfen sie entsetzlich. Das gemeine Volk ist sehr unsauber und hat viel Ungeziefer an sich; wehe dem unglücklichen Reisenden, der sich auf ein Tuch setzt, das sie ihm hinbreiten! Man darf in keinerlei Berührung mit diesen Leuten kommen.

Der englische Missionär Robert Clarke (Church Missionary Intelligencer, Oktober 1865, S. 296) ruft aus: „Wie tief ist Kaschmir, das irdische Paradies, gesunken im Vergleich zu jenen Tagen, da Dschehandschir und Nurmahal dreizehn Sommer dort verweilten und dieses kleine Reich so hoch hielten, daß der Kaiser erklärte, er wolle lieber jede andere Provinz verlieren als Kaschmir. Dann ging vor nun 200 Jahren der Großmogul Aureng seb von seiner Hauptstadt Delhi nach Kaschmir mit 25,000 Reitern, mit 70 großen Kanonen, deren jede von 20 Joch Ochsen gezogen wurde, mit 50 kleineren Kanonen, vielen Elephanten

und Rossen, mit Jagdfalken, Hunden, gezähmten Leoparden und Löwen, mit Rhinoceronten, Büffeln und Antilopen. Zwei Monate lang dauerte die Reise von Delhi bis Lahore, denn das gesammte Gefolge bestand aus 400,000 Menschen. Von diesen durfte aber nur je der vierte Mann dem Großmogul nach Kaschmir folgen, damit im Hochthale keine Hungersnoth ausbreche. Damals war großer Glanz in den Prachtpalästen von Srinaggar, doch nun liegen dieselben in Trümmern, die Straßen sind mit Schmutz gefüllt, das Land ist arm, der See versumpft. Aber manche Europäer, vorab Engländer, verweilen in Kaschmir, welches für diese Leute ein Capua geworden ist. Seitdem die Sikhs den Briten unterworfen sind und das Reich Randschit Singhs ein Ende nahm, gab die indische Regierung das Land Kaschmir nebst Ladakh an den Maharadscha Gholab Singh, einen Sikh; dessen Nachfolger Rambir Singh herrscht jetzt über das Land.

Er verdankt seinen Thron den Engländern, aber die Missionäre klagen, daß sie in Kaschmir sehr schnöde behandelt werden. Clark war 1863 dort und predigte; aber die Leute, welche ihm zugehört hatten, wurden von den Soldaten des Königs angespieen und geprügelt. Man stellte Wachen vor seine Wohnung und that ihm kund, daß er Schläge bekommen solle, wenn er in einem gewissen Stadttheile predige; endlich trieb man ihn aus. Er kam aber im Frühling 1864, nachdem er zuvor ein Haus in Srinaggar gemiethet hatte. Die Kaschmirier wollten den „Padre Sahib".(geistlichen Herrn) nicht über die Brücke lassen und er hatte überhaupt allerlei Ungemach zu erdulden. Ein französischer Shawlhändler, Namens Gosselin, stand ihm freundlich bei, er konnte aber dem Widerwillen des Volkes gegen den Missionär nicht steuern. In das Haus dieses letztern wurden Steine geworfen, und die Behörden wollten das Predigen nicht dulden. Ein Mann, der sich zur Taufe verstanden hatte, wurde mit einem Klotze belastet. Im Laufe des Jahres 1865 sind zwei Missionäre in Kaschmir thätig; einer derselben ist Arzt. In Srinaggar wurde ihnen, auf Befehl des Königs Rambir Singh, Mehl zum Brotbacken verweigert; sie gingen deshalb aufs Land in die Dörfer. Dort schloß sich ihnen ein mohammedanischer Buchbinder an, wurde aber dafür von den Behörden öffentlich ausgepeitscht, in Ketten gelegt und dann auf drei Monate ins Gefängniß gesperrt. Man sieht, es sind immer die alten Geschichten.

Das Almthal und der Almsee.

Reisebild aus Oberösterreich von **Dr. Friedrich Brinkmann.**

II.

Von dem Punkte an, wo man zuerst des Sees ansichtig wird, hat man bis zum Seehause noch ungefähr eine halbe Stunde zu gehen. Ich muß gestehen, daß mir gerade auf dieser Strecke die Berge in ihrer theilweisen Verhüllung von Wolken, aus welchen die Spitzen und Kämme hier und da hervorbrachen, und die weißen Abhänge hier und da so duftig hervorschimmerten, als wären sie mit einem durchsichtigen Schleier verhangen, am schönsten erschienen, schöner als am folgenden Tage, wo ich sie alle unverhüllt in den glänzenden Strahlen der Mittagssonne vor mir liegen sah. Diese Nebel und Wolken paßten vortrefflich zu dem düstern Charakter der ganzen Landschaft und zu der abendlichen Stimmung und Beleuchtung, worin sie mir entgegentrat.

Nachdem man einige Zeit am Ufer des Sees fortgegangen ist, erscheint das Seehaus, und es wird nun bald für den müden, in der dunkelnden Landschaft dahin schreitenden Wanderer der interessanteste Theil des Bildes. Es steht am südlichen Ende des Sees, zwischen diesem und den Abhängen des Todten Gebirges. Von weißem Anstriche, mit grünen Fensterläden hebt es sich gar nicht übel ab von der grünen Matte, die davor sich erstreckt, und dem dunklen Tannenforste, der dahinter den Fuß des Todten Gebirges umsäumt, und es könnte uns wohl freundlich und selbst einladend erscheinen, wenn es nur nicht gar so kahl, ohne alle Umgebung von Bäumen, schutzlos Wind und Wetter preisgegeben daläge und so frostig uns anstarrte. Es ist ein ziemlich großes, zweistöckiges, massives Gebäude und bildet mit seinen Scheunen und Stallungen ein Geviert, das seine Hauptseite, die eigentliche Wohnung, dem See zuwendet. Die Form ist die einfachste, die man sich denken kann. Nicht die geringste Verzierung, kein Thurm, keine Zinnen, keine Erker oder Altane erinnern uns daran, daß es das Jagd- und Lustschloß eines Klosters ist, das einst alles Land zwischen dem Almsee und der Donau als Stiftsgebiet beherrschte und noch immer zu den reichsten von ganz Oesterreich gehört. Nichts als nackte, weiße Wände sieht man, ein großes plumpes Viereck, und nur die fast quadratischen Fenster von städtischer Breite und Höhe künden uns schon von fern an, daß wir keinen gewöhnlichen Bauernhof vor uns haben.

Im Innern des Seehauses werden wir dagegen um so häufiger und entschiedener auf seine Bestimmung hingewiesen. Alle Gänge sind aufs reichste mit Hirsch- und Rehgeweihen verziert, und manche herrliche Exemplare finden sich darunter. An allen Wänden der Zimmer im obern Stockwerke, die von den Stiftsherren zur Zeit ihres Besuches bewohnt und auch den etwa hier übernachtenden Fremden angewiesen werden, hangen lebensgroße Bilder von Aebten Kremsmünsters aus früheren Jahrhunderten und von anderen adeligen Herren, die mit ihnen zur Jagd hierher zu kommen pflegten. Unter ihnen zogen besonders mehre Aebte meine Aufmerksamkeit auf sich durch den Widerspruch zwischen dem geistlichen Kleide und dem harten, herrischen Ausdrucke des Kopfes, der gut zu einem Soldaten, am besten zu einer Wouwermann'schen Reitergestalt aus dem dreißigjährigen Kriege gepaßt hätte. So befand sich zwischen den Bildern, womit mein Schlafzimmer ausgestattet war, ein Abt mit solch einem unheimlichen Blicke, daß ich ihn herzlich gern von der Wand heruntergenommen

und für die Nacht vor die Thüre gestellt hätte. Diese Porträts illustriren sehr gut Manches aus der Geschichte Oberösterreichs, insbesondere die traurige Zeit, in welcher der Protestantismus durch Kaiser Ferdinand II. ausgerottet wurde, da unter den Kommissären, die von diesem zur Bekehrung des Landes ernannt wurden, häufig Aebte sich befanden.

Die Einrichtung der Zimmer ist alterthümlich im Geschmacke des Zopfes, schwerfällig und nicht selten plump. Am meisten Freude hat man noch an dem soliden, dunkelbraunen, glänzenden Täfelwerk, das an den Thüren, deren Einfassungen und an alten kostbaren Schränken erscheint, alles in derselben Art gearbeitet, wie wir es in größter Vollendung und Schönheit in den Kaiserzimmern des Klosters Florian erhalten sehen. An allen Thüren sind noch die großen unbehülflichen Schlösser, die wir kaum mehr zu handhaben verstehen. Ein plumper, großer Tisch und eine Menge Betten, drei bis vier in jedem Zimmer, machen mit einigen Stühlen die ganze Ausstattung aus. Es sind dies die unbehaglichsten Zimmer, die mir je vorgekommen. Man glaubt, die kalte Luft der Klostermauern und Klosterzellen bis hierher zu empfinden. Man fühlt, daß hier niemals ein weibliches Wesen als Hausfrau gewaltet hat, und daß die, welche hier in der Regel wohnen, die Wärme des Familienlebens nicht kennen. In solchen Zimmern kann es nur ein Mönch wochen- und monatelang aushalten, trotz des herrschaftlichen Gepräges, das sie tragen. Es bewährt sich also auch hier wieder der Satz, daß das Haus ein Spiegelbild seiner Eigenthümer und Bewohner ist.

So sah es in den für die Stiftsherren bestimmten Räumen des Hauses aus. Einen ganz andern, aber nicht weniger originellen Anblick bot das im untern Geschosse liegende Wohnzimmer des Försters, der zugleich die Wirthschaft ausübt, und seiner Familie dar. Da dasselbe zugleich das Gastzimmer ist, falls nur wenig Fremde da sind, so wurde ich dort hinein gewiesen, um mein Abendbrod zu verzehren. Als ich eintrat, empfing mich ein gewaltiger Dunst. Man hatte der empfindlichen Kälte wegen schon eingeheizt, und rings um den in einer Ecke stehenden, riesigen, grün angestrichenen Kachelofen waren eine Menge feuchter Kleidungsstücke aufgehängt, um zu trocknen. Röcke, Beinkleider, Strümpfe, Handtücher, ein halbes Dutzend steyrischer Hüte mit breitem grünem Bande, die dem Förster und seinen Jagdgehülfen gehörten, und sogar ein Paar große, bis über die Schenkel reichende Wasserstiefeln baumelten hoch oben an einem der zahlreichen Stangen des ausgedehnten Trockengerüstes, womit der Ofen von allen Seiten umgeben war. Noch höher, an dem mächtigen Querbalken der von Rauch geschwärzten Decke hingen aufgespannt und mit der Spitze nach unten gekehrt ein rother und ein grüner Regenschirm von Baumwolle. Unten lief rings um den Ofen eine Bank, und, wie dies in der Regel der Platz der Alten und Kranken ist, so lag hier auf dem hintersten Theile derselben in Kissen gehüllt ein krankes Kind, das bei meinem Eintritte neugierig den Kopf emporreckte.

Die andere Hälfte der Wand, an welcher der Ofen stand, gleich links vom Eingang, war die Rüstkammer des Försters. Es waren hier allerlei Mordgewehre aufgehängt, mehre einfache und doppelläufige Büchsen, Stutzen, Pistolen von verschiedenen Längen, ein Hirschfänger und ein Jagdmesser, und unter ihnen paradirte als Siegestrophäe das sauber getrocknete Fell eines weißen Hasen, eine Gattung, die in den österreichischen Alpen nicht selten vorkommen soll.

Neben der Thüre, in der sich ein kleines Guckloch befand, tickte eine schwarzwälder Uhr, auf der andern Seite hing ein Crucifix und ein Gefäß mit Weihwasser. An der dem Eingange entgegengesetzten Wand waren mehre Bretter angebracht, auf denen allerlei zur Haushaltung gehörige Gegenstände lagen, unter anderen auch drei dicke, weiße, abgestumpfte Cylinder, die aber nicht, wie der Fremde glauben wird, aus Zucker bestanden, sondern aus Salz, das überall in Oberösterreich in dieser Form verkauft und aufbewahrt wird. Unter dem untersten Brette hing ein Rosenkranz und ein Kalender, „der Linzer Bothe".

Das Zimmer hatte zwei Fenster, die, wie man es in allen Dörfern und Marktflecken Oberösterreichs antrifft, mit starken, rautenförmig in einander verschlungenen Eisengittern gegen außen geschützt waren, und an dieser Wand stand der Tisch in einer Ecke. Auf demselben war gerade das Abendessen für den Förster und seine Familie aufgetragen, als ich nach Umwechslung meines Fußzeuges wieder eintrat, um zu Abend zu essen. Der ganze Haushalt, Herr und Frau, Jägerburschen, Knechte und Mägde, war im Zimmer versammelt, um sich zu Tische zu setzen. Ohne im geringsten Notiz von mir zu nehmen, stellten sie sich in einen Halbkreis, sprachen in jenen schauerlichen Tönen, an die ich mich noch immer nicht gewöhnen kann, die erforderliche Zahl von Ave Maria und setzten sich dann zum Essen nieder. Daß bei der Gelegenheit nicht ein einziger Stuhl für mich übrig blieb, kümmerte weder Wirth noch Wirthin. Ich mußte auf meinen müden Beinen so lange stehen, bis jene Gesellschaft abgetafelt hatte. Dann durfte auch ich mich setzen und erhielt auch nach einiger Zeit etwas zu essen. Aber die Wirthin, die es mir brachte, machte immer eine so krause Stirn und ein so ärgerliches, verdrießliches Gesicht, daß man deutlich erkennen konnte, wie die guten Leute die ganze Wirthschaft nur als eine Last ansehen, von der sie sich gern befreien möchten.

Nach Tische versuchte ich mit dem Wirthe eine Unterhaltung anzuknüpfen. Aber alle Mühe, die ich aufwandte, um ihn gesprächig zu machen, war vergebens, obgleich doch sonst Jäger und Förster am leichtesten zum Sprechen und Erzählen zu bringen sind. Er zog sich auf seine Bank hinter dem Ofen zurück und unterhielt sich mit seinen Dienstboten. Statt mich daher noch länger in dieser widerwärtigen Umgebung zu ärgern und zu langweilen, verließ ich die dumpfe, ungastliche Gaststube und suchte die Gesellschaft der grimmig blickenden Aebte in meiner Schlafstube auf, die mir am Ende denn doch noch lieber waren als jene protzigen Bauern.

Freilich, als ich nun mit Muße die Gesichter dieser werthen Herren, mit denen ich für die Nacht das Zimmer theilen sollte, musterte, hätte ich wohl mit Kent in König Lear sprechen können:

> I have seen better faces in my time,
> Than stands on any shoulder that I see
> Before me at this instant.
> Ich sah mitunter bessere Gesichter
> Als hier auf irgend einer Schulter jetzt
> Vor meinen Augen stehn.

Und wer stand mir dafür gut, daß nicht der eine oder andere derselben, der sich während seines Erdenwallens durch seinen Eifer für die Ausrottung des Protestantismus in Oberösterreich ausgezeichnet hatte, einen Ketzer in mir riechen und aus seinem Rahmen herausgeschritten kommen würde, um mich zu bekehren, vielleicht mit Anwendung derselben unfehlbaren und unwiderleglichen Argumente, mit denen man im 17. Jahrhunderte zu bekehren pflegte. So viel kann ich wenigstens versichern, daß mir allein in

dieser Gesellschaft durchaus nicht behaglich zu Muthe war, und zuweilen ein Grauen mich anflog, besonders wenn mein Blick den einen schwarzen Burschen mit den unheimlichen Augen streifte, was ich daher immer zu vermeiden suchte.

Andererseits konnte ich jedoch nicht umhin, dem einheitlichen, consequenten Charakter, den durch Alles dieses der Almsee erhält, meine Achtung zu bezeugen. Die rauhen, wilden Berge, der in den Sommer hineingeschneite Winter, das Seehaus selbst, seine jetzigen Bewohner und die Geister seiner früheren Eigenthümer: Alles steht in schönster Harmonie mit einander, Alles ist im höchsten Grade ausgezeichnet durch die abstoßende Kälte und Unfreundlichkeit, durch eine Düsterheit (dulness), die nur zu oft den Beigeschmack des Dämonischen erhält. Im Gefühle dieser Situation mag ein Fremdling, der sich im Seehause zu Bette legt, wohl den Seufzer ausstoßen:

Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit. —

Als ich am andern Morgen aufwachte, goß der Regen noch in Strömen hernieder, und ich befürchtete schon, ich werde noch einen ganzen Tag und eine zweite Nacht im Seehause zubringen müssen, eine Aufgabe, vor der auch das geduldigste der Menschenkinder zurückgebebt wäre. Gegen Mittag wurde jedoch der Regen gelinder, die Luft heller, gegen Norden über der Ebene zeigte sich ein Stückchen blauen Himmels, es vergrößerte sich mit überraschender Schnelligkeit, bald riß auch die Wolkendecke über den Bergen im Süden entzwei, und die ganze Landschaft des Almsees lag rein und klar vor meinen Augen.

In der so ganz andern Stimmung, welche Sonnenglanz und Himmelsbläue über die Gegend ergoß, mußte ich mir gestehen, daß diesen Bergen, als sie sich aus der Hülle der Wolken in wunderbarer Reinheit herausgeschält hatten und nun in ihrem blendend weißen Gewande von frisch gefallenem Schnee da standen, umflossen von tiefer Himmelsbläue, während hier und da noch ein Flöckchen zarten Nebels um die Spitzen spielte, etwas Majestätisches innewohnte und sie als ein recht sprechendes Sinnbild „kalter Erhabenheit" (cold sublimity) erschienen, wie Byron die Alpen so treffend nennt. Indessen konnte ich andererseits nicht verkennen, daß in dieser völligen Enthüllung der Mangel der Landschaft an eigentlich malerischer Schönheit, an Harmonie der Formen und Abrundung zu einem Bilde zu sehr hervortritt. Die Berge des Almsees thun ihre größte Wirkung, wenn sie halb verhüllt gesehen werden, hier und da eine Spitze, dort ein Abhang hervortritt und die Phantasie gereizt wird, das Verhüllte sich schön auszumalen. Dann haben sie auch am meisten Charakter und Physiognomie, während, wenn sie im hellen Glanze des Mittags da liegen, man leicht auf den Gedanken kommt, daß solche Landschaften von gleicher und größerer Schönheit sich zu Dutzenden in den Alpen finden. —

Ganz anders wieder ist der Eindruck, den die Gegend in einer warmen „prächtigen Sommernacht" macht, wenn die Dunkelheit in ihren verschiedenen Graden und das Mondeslicht ihre Zauberkünste üben und so gewaltig auf die Phantasie wirken. Adalbert Stifter hat uns in seinen „Studien" (1. Band: „Feldblumen") eine meisterhafte Beschreibung von einer mondbeleuchteten Sommernacht am Almsee gegeben. Er schildert uns, wie „die Gebirge in der phantastischen Dunkelheit in immer stillere und größere Massen schmelzen, wie der See stets starrer und schwärzer wird, und nur hier und da mit einem schwachen, ungewissen Lichtchen aufzuckt, wie Berg und Thal und See immer tiefer in die schlummerige Luft zurücksinken und dann auf einmal die Mondesaurora erscheint."

„Ein lichter Schein", heißt es weiter, „stand unten am Rollberge und klomm längs der steilen Kante des Felsen, der ordentlich schwarz gegen diesen Schimmer stand, bis der Mond endlich auf dem Gipfel des Steines wie ein großes Freudenfeuer emporschlug zum Himmel, an dem schon alle Sterne harrten. Er trennte sich sodann und schwamm wie eine losgebundene, blitzende, weiß glühende Silberkugel in den dunklen Aether empor — und Alles war hier unten wieder hell und klar — die Berge standen wieder alle da und troffen von dem weißen niederrinnenden Lichte, das Wasser trennte sich und wimmelte von Silberblicken, ein Lichtregen ging in dem ganzen Bergkessel nieder, und jedes feuchte Steinchen und jedes thauige Gräschen hatte seinen Funken."

Freilich muß nun am andern Tage der Maler, dem diese Schilderung in den Mund gelegt wird, sich darüber wundern, daß der See so klein ist, und er bemerkt mit Recht: „Das zauberische Nachtlicht hatte mir Alles in seinen Schleiern auseinander gerückt und vergrößert." Es muß eben, wie wir oben sagten, am Almsee immer die Phantasie thätig sein, um die Mängel der Landschaft zu ergänzen, und dazu entweder durch Wolken und Nebel oder durch Nachtdunkel und Mondschein gereizt werden. Die mondbeleuchtete Nacht mag allerdings der Gegend am günstigsten sein, in ihr mag der düstere, schwermüthige Charakter derselben idealisirt werden und etwas Mystisches erhalten und so dieses Beiwort, welches die Oesterreicher dem Almsee zuweilen geben, sich erklären.

Ob bei dem Ausdrucke „der mystische Almsee" vielleicht auch eine Erinnerung an die mehr als tausendjährige Geschichte des Sees und an Karl den Großen, der den See an Kremsmünster schenkte, hineinspielt, weiß ich nicht. Jedenfalls werden wir an Karl den Großen durch eine Eigenschaft des Sees, die mit der Mystik sehr wenig zu thun hat, bestimmter als durch alles Andere erinnert, durch diejenige, welche Karl wohl besonders im Auge hatte, als er den Almsee dem Kloster gab, und deretwegen dieser zu allen Zeiten ein besonders angenehmes Besitzthum für die Stiftsherren war. Der See ist nämlich — und damit kommen wir im Sprunge gleich aus der Poesie in die derbste Prosa hinein — sehr reich an einer gewissen, besonders schmackhaften Art von Forellen, die dem frommen Karl vortrefflich dazu geeignet zu sein schienen, den Stiftsherren das Fasten weniger beschwerlich zu machen. Dieser in ihn gesetzten Erwartung hat denn nun auch der See mit gewiß seltener Treue über 1000 Jahre entsprochen und er versorgt noch zur Stunde die Klosterküche mit köstlicher Fastenspeise. Alle Forellen, die gefangen werden, müssen den Weg nach Kremsmünster wandern, den schon so viele Millionen ihrer Brüder, Vettern, Ahnen und Urahnen gemacht haben. Nur selten kann der Fremde einige im Seehause erhalten, und immer nur zu sehr hohen Preisen. Es ist dies um so empfindlicher, als die Verpflegung des Fremden hier eine sehr dürftige ist, Fleischspeisen gar nicht zu haben sind, falls nicht gerade Wildpret im Hause ist. —

Ehe wir vom Almsee Abschied nehmen, wollen wir noch ein Wort über seine weitere Umgebung und seine Verbindung mit anderen Alpenthälern sagen. In einem weniger regnerischen Sommer als der letzte war, kann man vom Almsee aus in den verschiedensten Rich-

tungen in die Berge Oberösterreichs eindringen und genußreiche Wanderungen unternehmen. Nächst dem Wege nach Scharnstein, der einzigen Fahrstraße, wodurch der See mit der Kultur in Verbindung steht, wird kein Weg von oder zu dem Almsee häufiger gemacht, als der über das Todte Gebirge nach Aussee in Steyermark führende Fußsteig. Es ist das ein starker Tagemarsch von 10 bis 12 Stunden, aber nur mit Führer zu unternehmen und nur wenn das Gebirge noch frei von Schnee ist. Dieses war nach dem starken Schneefalle seit Mitte Augusts nicht mehr zu passiren, und ich mußte es daher aufgeben, auf diesem Wege nach Steyermark zu kommen. Noch schöner sollen die beiden Wege sein, welche von hier so recht mitten in die Gebirgswelt Oberösterreichs hineinführen. Der eine geht gegen Osten zum Offensee und weiter ins Traunthal, wo er zwischen Ebensee und Ischl einmündet, der andere gegen Westen über den sogenannten Ring nach der Hetzau, und längs den Seen desselben Namens weiter bis ins Steyerthal, das er zwischen Klaus und Dirnbach berührt. Namentlich wurde mir von vielen Seiten der Ring als ein vortrefflicher Punkt gerühmt, um das Gebirgspanorama des Großen Priels von der dem hintern Stoder entgegengesetzten Seite zu überblicken.

Man denke aber nicht, daß der Förster am Almsee sich gemüßigt gefunden hätte, mir diese Aufschlüsse über die Umgegend zu geben. Ich habe das erst später erfahren, würde übrigens auch damals keinen Gebrauch davon haben machen können, da alle diese Wege damals nicht zu passiren waren. So trat ich denn bald nach Mittag meinen Rückweg nach Scharnstein an.

Bei dem heitern Wetter, welches mich jetzt begünstigte, erschien mir die Gegend, die mir am vorigen Tage Regen und Wolken verdeckt hatten, völlig neu. Auf dem ganzen Wege bietet sich dem Wanderer eine solche Fülle von schönen, echt malerischen Bildern, daß ich nicht anstehe, das Almthal in dieser Beziehung hoch über den Almsee selbst zu stellen. Gleich Habernau, wohin wir nach einer Stunde kommen, hat eine köstliche Lage. „Der Platz ist wunderbar lieblich", sagt Stifter (a. angeführt. O.), „eine heiter grüne Wiese in sanften Wellenbildungen, rechts ein dunkler Wald — vor uns die wunderlichen Felsen des Almseegebirges, und links tief zurück der hohe und kleine Priel, die lichten Häupter in finsterer Bläue badend — kein Lüftchen — blendender Sonnenschein." Der Ort liegt aber schon in einer eigenen, von dem Bergkessel des Almsees durch eine Einengung getrennten Abtheilung des Thales, und diese erstreckt sich etwa bis eine halbe Stunde nordwärts. Hier treten die Thalwände wieder näher zusammen, und es beginnt ein ähnlicher Gebirgskessel. So besteht das ganze Almthal von seinem Anfange am Todten Gebirge bis Scharnstein aus einer Reihe von sechs aufeinander folgenden Gebirgskesseln. Der erste ist der des Almsees, der zweite die Habernau, im Mittelpunkte des sechsten liegt Grünau. Die drei übrigen sind durch Dörfer nicht zu bezeichnen, treten aber sehr bestimmt hervor, selbst wenn man seine Aufmerksamkeit nur auf die Straße richtet, da jedesmal da, wo zwei Thalkessel zusammenstoßen, die trennende Wand an dem Steigen und Fallen der Straße bemerkbar ist, im Uebrigen diese immer eben dahin läuft. In früheren Bildungsperioden der Erde sind diese Kessel wahrscheinlich eben so viele Seen gewesen, bis der Almbach sich durchbrach und so ein Abfluß gegen Norden entstand.

Die durch diese Thalgestaltung bedingte Form der Bergwände bietet dem Wanderer fortwährend eine wahre Augenweide, sobald er aus dem Walde herausgetreten ist, durch welchen sich der Weg vor und hinter Habernau auf eine weite Strecke hinzieht. Die einzelnen Gebirgskessel gruppiren sich aus einzelnen, selbstständig hervortretenden Bergen zusammen. Diese sind runde, gewölbte Gestalten, mit sehr stumpfem Winkel als Spitze oder auch oben ganz abgerundet. Sie sind von mäßiger, aber immerhin imposanter Höhe, fallen gegen das Thal steil ab, streichen aber in sehr langgestreckten Linien in der Richtung nieder, wie das Thal läuft, und sind vom Fuße bis zum äußersten Scheitel dick belaubt. Wendet man sich nun gegen Süden nach dem Almsee, so sieht man über diesem lieblichen Vordergrunde die verschiedenen Bergkessel ihre Wände malerisch in einander verschlingen und darüber hinten in breiter, majestätischer Gestalt das schneebedeckte Todte Gebirge aufragen.

Diese außerordentlich wechselnden Blicke sind es, was bei heitererem Wetter, als mir am vorigen Tage zu Theil geworden war, der Wanderung thalaufwärts ihren besondern Reiz verleiht. Die Wanderung thalabwärts gewinnt, wie überall, ihr Interesse besonders dadurch, daß man bemerkt, wie beim Herabsteigen vom rauhen Gebirge zur Ebene das dort halb eingefrorene Leben allmälig immer wärmer und voller pulsirt, ein Schauspiel, das, so oft es sich auch auf Gebirgswanderungen wiederholen mag, doch jedesmal in eigenthümlicher Weise sich gestaltet und jedesmal einen besondern Reiz für den empfänglichen Wanderer hat. In diesem Thale sind es besonders die menschlichen Ansiedlungen, in denen sich jener Zug ausspricht. Gleich nachdem man aus dem Walde von Habernau herausgetreten, sieht man das erste Haus vor sich liegen. Es ist die uns schon bekannte Pionir-Kaserne. Nach einer Weile taucht aus dem Grün der Bäume das erste weiß angestrichene Haus mit grünen Fensterläden hervor, und in diesem heitern Gewande erscheinen nun die meisten Wohnungen, alle einzeln gelegen, bald auf der Thalsohle, bald auf dem reizenden, in herrliches Grün gekleideten Hügellande, das sich in der Regel zwischen den Bergen und der Thalebene gebildet hat. Sie machen alle in ihrem höchst saubern Aussehen den Eindruck von Wohlhabenheit und sind mit wenigen Ausnahmen Holzschneidemühlen, worauf die großen dabei liegenden Haufen von geflößtem Holze, meistens dicke, 6 bis 12 Fuß lange Stämme, hinweisen. Die Sensenschmiedehämmer finden sich erst in Scharnstein, dort aber gleich in großer Anzahl. Das Holz und die Sensen sind die beiden Gegenstände, wodurch die Bewohner des Thales ihren Lebensunterhalt erwerben. Die Viehzucht ist unbedeutend, und Ackerbau fehlt oberhalb Grünau fast ganz. Daher findet man in den größeren Wirthshäusern des Thales regelmäßig über einem Tische ein Floß hangen und über einem andern eine Sense.

Der Fluß aber, der all dies Leben nährt, der das aus den Bergen gehauene Holz herabträgt, die Schneidemühlen und Sensenschmiedehämmer treibt, kommt, je mehr man herabsteigt, auch immer mehr zum Vorschein, da die Straße häufig von einem Ufer auf das andere hinübergeht, und belebt die ganze Landschaft. In demselben Maße endlich, wie die menschlichen Ansiedlungen zahlreicher werden, wird auch das Wiesenland der Thalsohle ausgedehnter, und die Laubholzbäume treten häufiger und in dichteren Massen unter dem Nadelholze hervor und ziehen sich zwischen diesem hoch zu den Bergen hinan. Selbst Apfel- und Kirschbäume finden sich in Menge vom vierten Thalabschnitte an.

Das Behagen, womit ich diese untere Thalhälfte durchwanderte, wurde noch dadurch erhöht, daß es gerade

Samstag Abend war. Die Sabbathruhe hatte sich schon über die Gegend gelagert. Es begegneten mir viele Holzschneider mit der Säge und dem Brodsacke auf dem Rücken, welche die Woche über in den Bergen gearbeitet hatten und den Sonntag bei den Ihrigen zuzubringen gedachten. Die Schneidemühlen standen schon alle still. Der blaue, sich kräuselnde Rauch stieg so traulich aus den weit zerstreuten Wohnungen auf, und die grünen Berge schauten in feierlichem Ernste auf das friedliche, in den goldenen Strahlen der Abendsonne daliegende Thal hernieder. Nur der grauliche, pfeilschnell unter den Brücken dahinschießende Strom wußte nichts von Ruhe.

So kam ich denn mit Einbruch der Dunkelheit nach Grünau, übernachtete hier und gelangte am folgenden Tage wieder nach Scharnstein. Grünau ist der Hauptort des Thales, um den das ganze Leben der Kultur sich am höchsten entwickelt findet. Es führt seinen Namen mit Recht, es ist wirklich ein durch und durch grünes Thal, eine in das mannigfaltigste Grün gekleidete Au. Besonders tritt eben so wohl im Thale als an den Abhängen der Berge der prächtige Baumwuchs bei einem allgemeinen Ueberblicke hervor. Unmittelbar neben dem Flusse liegt aber auch manches herrliche Stück Wiesenland, und die freundlichen Häuser stechen überall aus dem Buschwerke heraus. Letztere stehen bald einzeln, bald in kleinen Gruppen von vier bis sechs zusammen, zuweilen folgen sie vom Thale zu den Bergen ansteigend terrassenförmig übereinander. Auch die Häuser des Dorfes selbst hangen, ebenso wie die von Scharnstein, nur sehr lose zusammen. Ein jedes ist umgeben von Wiesenland, Garten oder Baumhof. Bald sind sie ganz massiv aus Steinen gebaut (und das ist als die Regel anzusehen), bald ist es nur der untere Theil, und alle sind gedeckt mit Holzschindeln. Die größeren haben Dachluken mit metallenen Spitzen, zuweilen findet sich auch bei besonders stattlichen an einer Ecke ein kuppelförmig auslaufender Thurm, wie es häufiger in den Marktflecken und Städten Oberösterreichs vorkommt.

Besonders bemerkenswerth erschien mir aber im Häuserbau dieses Thales, wie all der anderen Thäler Oberösterreichs, die ich später gesehen habe, des Kremsthales, des Steyer- und Ennsthales, daß das so malerische, durch sein weit ausladendes, steinbeschwertes Dach und seine Gallerien (Lauben) ausgezeichnete, meist aus Holz gebaute Alpenhaus (das sogenannte Schweizerhaus) nirgendwo in diesen Thälern sich findet, obgleich es in dem unmittelbar angrenzenden Salzkammergute und dem Innviertel von den Alpen bis an die Donau die fast ausnahmslose Regel auf dem Lande bildet, und von da an gegen Westen durch die ganze Alpenkette, die bayrischen, Salzburger-, Tyroler-, Schweizeralpen und den Schwarzwald sich erstreckt. Hiernach würde die Linie der Traun die östliche Grenze des Schweizerhausstyls als ländlichen Baustyls sein. In dem ganzen östlichen Oberösterreich ist das gewöhnlich städtische Haus, mit hohem, vierseitigem, in einen ziemlich scharfwinkligen First auslaufendem Dache, auch das Haus des Bauern. Den Grund dieses auffallenden Unterschiedes des östlichen vom westlichen Oberösterreich vermag ich mit Bestimmtheit nicht anzugeben, vermuthe aber, daß ihm eine Verschiedenheit in dem natürlichen Reichthum der einzelnen Länder an Holz oder Steinen, und somit eine Verschiedenheit in den Preisen dieser Baumaterialien zu Grunde liegt, da das Schweizerhaus da besonders angezeigt ist, wo Holz billig und Steine theuer sind. Die Leute hier zu Lande, die ich darüber frug, sprachen nur mit der größten Verachtung von jenem hölzernen Alpenhause und meinten, ihre Art mit Steinen zu bauen sei unvergleichlich besser. Und für ihr Land mögen sie Recht haben. Denn das Holz ist hier zwar in Menge vorhanden und sehr billig, aber an Steinen fehlt es auch nicht, und so sind diese wegen der größern Solidität immerhin das zweckmäßigere Baumaterial. —

Der Krieg zwischen den holländischen Bauern der Oranjefluß-Republik und den eingebornen Basutos.

Im südöstlichen Afrika, nördlich vom Garip oder Oranjestrome, nimmt ein Prozeß, der schon vor Jahren begonnen hat, seinen blutigen Fortgang, und das Ende ist vorauszusehen. Ueberall, wo aktive weiße Menschen mit dunkelfarbigen Leuten ein und dasselbe Land bewohnen, oder wo beide Rassen dicht aneinander grenzen, wird die dunkle Farbe unterliegen. Die eingebornen Krieger mögen noch so tapfer sein, sie mögen Recht oder Unrecht haben, — gleichviel, wir können diesen Prozeß überall verfolgen, in Asien, in Afrika, im hinterindischen Archipelagus, auf Neuseeland und in Amerika. Der kaukasische Mensch behält auf die Dauer allemal den Sieg.

Oestlich von den Hottentoten lebt, über ein weites Gebiet verbreitet, ein Völkerschlag, welchen man mit dem Namen der Kaffern bezeichnet. Die verschiedenen Stämme haben unter sich keinen engern Zusammenhang; sie stehen unter erblichen Häuptlingen und sind zumeist streitbare Menschen. Die Bitschuanas auf dem innern Hochlande bilden eine dieser Kafferngruppen, und als einen Zweig derselben betrachtet man die Basutos, deren Land von der Capcolonie, Britisch Kafraria und der Oranjefluß-Republik umschlossen ist.

Die Engländer haben lange Jahre mit den Kaffern blutige Kriege geführt und denselben einen nicht geringen Theil ihres Landes abgenommen. Die Kaffern treiben vorzugsweise Viehzucht, und die Fehden mit den weißen Ansiedlern hatten zumeist ihren Ursprung darin, daß die Kaffern Raubzüge unternahmen und Heerden forttrieben. Die Holländer, welchen früher die Capcolonie gehörte, übten allemal prompte Justiz in ihrer Weise; sie züchtigten die Räuber und schossen die Rädelsführer todt. Als die englische Regierung dagegen Einspruch that und die holländischen Colonisten sich auch in anderer Beziehung beeinträchtigt glaubten, sich überhaupt gekränkt und beengt fühlten, zogen sie zu tausenden mit Weibern, Kindern, Heerden und anderer fahrender Habe nach Norden und bildeten dort zwei Freistaaten: die Transvaal-Republik, welche im Norden vom Limpopo begrenzt wird, und südlich

von dieser den Oranje River=Freistaat, welcher im Süden vom Oranjeflusse begrenzt wird.

Das Land der Basutos ist im Norden und Westen von dieser Republik der Boers (sprich Buhrs, d. h. Bauern) umschlossen, und die letzteren haben von jeher Ansprüche auf dieses schöne, gesunde und wasserreiche Gebiet, das „Lessuto", gemacht. Grenzstreitigkeiten blieben nicht aus, Bauern und Basutos sind von jeher erbitterte Feinde. Die Regierung der Capcolonie suchte zu vermitteln; der eine Theil machte eine lange Reihe von Beschwerden geltend und der andere gleichfalls, doch wurde zugestanden, daß die Bauern durch Basutoräuber vielfach geschädigt worden seien und Anspruch auf Genugthuung hätten. Zu einer solchen waren die „Wilden" nicht geneigt; der Krieg begann und wird mit großer Erbitterung geführt. Es verschlägt dabei wenig, wer im Rechte ist; beide Theile werden wohl manche Gewaltthätigkeiten auf dem Kerbholze haben. Wir wiederholen, was wir oben sagten: wo Leute von zweierlei Hautfarbe zusammenstoßen und verschiedene Interessen haben, dort werden Feindseligkeiten nicht ausbleiben, und der Sieg bleibt der aktiven Rasse.

Seit länger als einem Vierteljahrhundert entwickeln die protestantischen Missionäre im Lande der Kaffern eine große Thätigkeit, und sie haben mit einer leicht erklärlichen Vorliebe Partei für die dunkelfarbigen Leute genommen, sie sind auch nicht gut auf die Boers zu sprechen; wir wissen das aus den Berichten Livingstone's und Moffats. Im Lande der Basutos hat die pariser „Gesellschaft für evangelische Missionen" eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Stationen gegründet und sich eifrig bemüht, das Ansehen der Zauberer, Doctoren und Regenmacher zu untergraben. Sie zählen in ihren 18 Stationen 1676 Communicanten, 52 Leute „unter Disciplin"; zur Taufe Vorbereitete 535; die Schulen werden besucht von 726, und der Gottesdienst wird in ruhigen Zeiten besucht von 2860 bis 3960 Individuen.

Die gegenwärtige Lage der Dinge ergibt sich aus einigen Berichten, welche wir im Septemberhefte des pariser Journals des Missions evangeliques finden; wir wollen das Wesentliche aus denselben mittheilen. Die verschiedenen Stationen sind: Morija, mit den Nebenstationen Kolo, Molomo, Tsito und Mofoka; Thaba Bossiu (im Thale des Caledon und Wohnort des Häuptlings Moschesch); Beerseba; Mekuatling; Bethesda, mit der Nebenstation Thabaneng; Berée; Hebron; Hermon; Carmel, gegründet 1863; Mabulele (1863); Leribeh; Thabana=Morena mit der Nebenstation Siloeh.

„Die Stationen sind von den Bauern überrumpelt und geplündert worden; die Ernten zerstört, die Leute ins Gebirge geflüchtet, alle unsere armen Christen, auch die Katechisten und Schulmeister von ihren Hirten getrennt, dem Hungertode preisgegeben und auch die Missionäre ohne Verbindung untereinander. Die Bassutos hatten sich, im Juli 1865, in die unzugänglichsten Gebirge zurückgezogen und dort ihre Familien und Heerden in Sicherheit gebracht. Die Boers, welche früher eine Niederlage erlitten, waren darüber im höchsten Grade erbittert, besonders weil die Basutos dann eine schreckliche Razzia (Raubzug) unternommen hatten. Sie zogen ihre gesammten Streitkräfte zusammen, hatten viele Kanonen, drangen von drei verschiedenen Seiten her ins Lessuto ein, zerstörten auf ihrem Wege Alles, und dann vereinigten sich die drei Abtheilungen vor Thaba Bossiu, dem Hauptorte der Basutos. Die letzteren mußten denselben verlassen und zogen sich in das hohe Maluti=Gebirge (die „blauen Berge" zwischen dem Caledon und dem Oranje) zurück."

Der Herausgeber des ebengenannten Missionsblattes, welcher in obiger Weise die Sachlage schildert, betont, daß er sich auf Recriminationen über die Veranlassung des Krieges nicht einlassen wolle. „Wir beugen lieber das Haupt und bitten Gott um Gnade und Vergebung für das Volk, dessen religiöse und gesellschaftliche Erziehung er uns anvertraut hat. Wir thun das für die Häuptlinge, die ein schweres Unrecht begingen, als sie die Raubzüge gestatteten und sich demoralisiren ließen durch eine Lage, deren Gefahren nur durch eine strenge Gerechtigkeit beschworen werden konnten. Wir thun es für die Basutos, welche als Volk das noch viel größere Unrecht begangen haben, daß sie Gott nicht früh genug erkannten." Dann folgen Bemerken über die „Namenchristen", nämlich die Bauern, als welche ländergierig seien und eine Provinz nach der andern sich anzueignen bestrebt seien. Uebrigens habe Brand, der Präsident des Freistaates, angeordnet, daß den Missionären nichts zu Leide gethan werde, auch sollen ihre Missionsgebäude und ihr persönliches Eigenthum unangetastet bleiben.

Der bekannte Missionär, Dr. Casalis, welcher ein lehrreiches Werk über die Kaffern geschrieben hat, meldet aus Beerseba unterm 2. August 1865, daß Mekuatling, Mabulele, Hebron und Bethesda von den Boers verbrannt worden seien, Hermon dagegen sei noch unangetastet. Casalis begab sich durch eine völlig verwüstete Gegend nach Morija, das einem großen Grabe glich; „selbst der hinkende Schulmeister Philemon Rapetloane hatte dasselbe verlassen! Niemand könne absehen, welchen Verlauf die Dinge nehmen würden. Die Basutos haben auf ihren Zügen, nachdem sie angegriffen worden waren, tausende von Ochsen und Kühen geraubt und alle Boers, welche ihnen in den Weg kamen, ohne Gnade und Barmherzigkeit massacrirt, Frauen und Kinder jedoch verschont. Unser Missionswerk scheint zu Grunde gerichtet, und wenn eine neue Grenzlinie gezogen wird, werden wohl manche unserer Stationen von Lessuto abgetrennt werden. Es ist möglich, daß die humanen Absichten des Präsidenten Brand nicht von allen Boers getheilt werden, und daß Manche es auf die Missionäre abgesehen haben."

In einem andern Berichte wird geklagt, daß Lessuto von Seuchen, Dürre, Krieg, Hungersnoth, Diebstahl, Aberglauben und Widersetzlichkeit der Häuptlinge heimgesucht worden sei. Auch die Heuschrecken haben Verwüstungen angerichtet. Nachdem die Boers ihren Kriegszug angetreten hatten, flüchteten manche Basutos so eilig in die Berge, daß sie nicht einmal etwas Korn mitnahmen.

Der Häuptling Moschesch, welcher schon seit 1830 eine hervorragende Rolle spielt, hatte in Thaba Bossiu sich gegen das Christenthum sehr feindselig benommen; zwar benahm er sich äußerlich gegen die Missionäre recht artig, „aber sein Uebelwollen trat oftmals empfindlich genug zu Tage". Wir unsererseits meinen, daß er als Oberhaupt und nach afrikanischen Begriffen schwerlich im Unrechte gewesen ist. Die Missionäre erzählen: „Moschesch that den Christen der Station kund, daß sie auf den Berg gehen und dort Hütten errichten sollten, in welchen die neubeschnittenen Jünglinge sich aufhalten würden. Die Christen thaten, als ob sie diesen Befehl gar nicht erhalten hätten, ja einige riefen: Wir wollen lieber sterben, als daß wir diesem Gebote gehorchen."

Hier ist wieder ein Beweis, in welche Conflicte die Missionäre und ihre Bekehrten gerathen. Jene kommen und treten gegen alle überkommenen Vorstellungen des Volkes und auch gegen die altüblichen Gesetze und Bräuche feindlich auf. Wenn nun die Neuchristen den Missionären gehorchen

und die Autorität der Häuptlinge nicht ferner achten, dann sehen diese darin, was wir Europäer als Auflehnung oder eine Art von Hochverrath bezeichnen würden. So wird das „Uebelwollen" der Häuptlinge erklärlich; in Europa würde ein Potentat viel kürzern Prozeß machen. — Auch unter dem Volke zeigt sich vielfach Widerstand gegen die neue Lehre, und der Jahresbericht über Lessuto klagt über „Wiederabfall und manche Skandale". Auf den 12 Hauptstationen mußten etwa 50 Leute von der Theilnahme am Abendmahl ausgeschlossen werden. Kinder von Christen nahmen Theil an den Einweihungen, d. h. an den Festlichkeiten nach der Beschneidung, die bei den Kaffern eine bürgerliche Einrichtung ist; der Jüngling, an welchem sie vollzogen worden ist, gilt fortan für mannbar und für einen Krieger. Der Häuptling Monaheng hatte eine Christin und deren Tochter prügeln lassen; viele Christen halten noch an dem landesüblichen Zauberglauben fest. Als zwei Christenkinder starben, gerieth das ganze Dorf in Bewegung; man meinte, die Mission sei behext.

Indessen nahmen die Schulen einen gedeihlichen Fortgang, und der Missionär Mabille läßt ein Blatt, den Leselinyana, in der Landessprache erscheinen. **A.**

Reisebild aus der Walachei.

Von **Wilhelm Hausmann** in Kronstadt.

I.

Ja, angenehm, recht angenehm ist es, wo man fragen kann: Sollen wir unsere Reisetour auf dem Schienenwege machen und, im Fluge dahinsausend, Städte, Dörfer, Villen und Burgen mit ihrer lachenden Umgebung von wechselndem Saaten- und Waldesgrün an uns vorüberziehen lassen? Oder lieber die langsamere, aber noch bequemere Wasserstraße wählen, wo wir, behaglich auf den Lederpolstern der Cajüte des prachtvoll dekorirten Dampfers ausgestreckt, irgend eine leichte Reiselektüre durchblättern, deren interessanter Stoff uns bald in friedlichen Schlummer versinken macht, aus dem wir auf die angenehmste Weise durch das Läuten der Tischglocke geweckt werden, die uns zur delikat besetzten Tafel ruft.

Ach wie ganz anders das Reisen in den östlichen Ländern Europa's! Namentlich eine Tour über den hohen Gebirgswall der Siebenbürger Alpen, durch die wilden, fast menschenleeren Gebirge der Walachei, möchte selbst manchem Abenteuer suchenden Sohne Albions etwas zu stark sein. Da gibt es noch Mühen, Gefahren und Entbehrungen zu bestehen, die vorkommenden Falls selbst in Afrika oder Centralamerika nicht viel größer sein können.

Den allerdings großartigen Naturcharakter jener Gegenden können wir hier nicht eingehender besprechen, sondern müssen uns mehr mit Andeutungen und Umrissen begnügen, die aber doch hinlänglich sein werden, dem Leser einen genügenden Anhaltspunkt für die Beurtheilung zu geben. —

Die Natur selbst hat Siebenbürgen von dem südlichen Nachbarlande durch eine langfortlaufende Kette gewaltiger Bergriesen getrennt. Die Politik beider Nachbarländer war seit Jahrhunderten dem Baue einer bleibenden Kunststraße nicht günstig. Nur der Handel, dieser ruhelose und oft waghalsige Motor des Völkerverkehrs, kümmerte sich weder um natürliche, noch politische Hindernisse und bahnte sich, wie kümmerlich immer, doch einen Weg auch durch diese steilen, einsamen, weitgedehnten Gebirgsreviere. In neuester Zeit boten nun auch die Regierungen die Hand und die Mittel, eine bessere und gefahrlosere Straße zu bauen, die nun auch für eine kurze Zeit, mit ungeheuerm Kostenaufwande hergestellt, zur Freude der Reisenden bestand. Namentlich dem mehr verweichlichten Theile derselben, z. B. walachischen Bojarenfamilien, erleichterte die neue Straße den Besuch der von ihnen so sehr geliebten siebenbürgischen Bäder, wo sie den Sommer in angenehmem Müssiggang verbringen konnten und dabei die frische Bergluft der Hochebenen genießen mochten.

So lange die Straße unversehrt war, ging auch ein sogenannter Eilwagen, — der diese schmeichelhafte Benennung aber nicht immer rechtfertigte — regelmäßig von Kronstadt nach Bukarest ab, in welchem wohl oder übel 8 bis 10 Fahrgäste Platz haben mußten.

Romantische Gemüther, denen mehr der Genuß galt, welchen ihnen das längere Anschauen der erhabenen Gebirgsnatur gewähren mochte, vertrauten sich lieber einem der schwerfälligen, riesigen Frachtwagen an, welche in Kisten verpackt zahllose Flaschen des berühmten Borzéker oder Elöpatoker Sauerwassers den immer durstigen Bukarestern zuführen. Auch wir gehörten zu den romantischen Gemüthern, da wir ohnedies den Naturcharakter dieses noch gar wenig wissenschaftlich durchforschten Landes studiren wollten.

Wir hatten unsere Zeit schlecht gewählt. Gerade im Juni und Juli 1864, wo die entsetzlichsten Wolkenbrüche in diesen wilden Gebirgsgegenden ungeheuere Zerstörungen anrichteten und das Reisen hier nun doppelt gefährlich und beschwerlich machten. Wir brauchten nicht selbst die Schiffe zu verbrennen, dafür sank ohne unser Zuthun hinter uns der Weg in Trümmer. Gewölbte Steinbrücken prasselten wie Kartenhäuser zusammen, und im vollen Sinne des Wortes stürzten Berge ein, durch die Last der vom Wasser durchweichten Erdschichten aus ihrer Lage gedrückt.

Die Abfahrt von Kronstadt ging noch sehr leidlich von Statten. Die langweilige Paß- und Gepäckvisitation auf der walachischen Mauth — Vama predealu, welche gerade auf der Wasserscheide des Témesch und Praovaflusses liegt, genossen wir noch bei heiterem Wetter. Der 8000 Fuß hohe Bocecs, dessen östliche Abhänge mit ihren grandiosen Felsmassen man hier sehr deutlich sieht, blickte freilich schon bedenklich finster und drohend auf uns herab. Aber ohne Anstand ließ er uns bis mitten in die tiefen Waldthäler seiner östlichen Ausläufer gelangen. Da aber brach die

langverhaltene Wuth der Elemente los. Unaufhörlich rollte der Donner, fuhren grell leuchtende Blitze zur Erde, brachen laut knackend mächtige Aeste von den alten Buchen, polterten große Steintrümmer die steilen Abhänge herunter. Die Wolkenschläuche zerrissen, und unheimlich brauste und rauschte das Wasser von allen Seiten. Trotz der Nachmittagstunde war völlige Dämmerung eingetreten. — Vor der Abfahrt versicherte unser Rosselenker, daß die den Wagen überspannende Rohrdecke vollkommen wasserdicht sei; aber lieber Himmel! in einigen Minuten sickerte und tropfte es durch die Decke, und bald waren die Romantik suchenden Passagiere vollkommen durchweicht. Die Lufttemperatur war wenig mehr als 6 bis 7° R., das Zähneklappern in diesem Zustande also sehr verzeihlich. Die Pferde, entsetzt durch die oft dicht neben ihnen niederfahrenden Blitze, machten kehrt und schienen Lust zu haben im Wagen selbst Schutz zu suchen. Zahllose Peitschenhiebe trieben sie wieder an; denn was sollte aus uns werden, müßten wir in diesem Zustande verharren? Namentlich hier, wo der Weg dicht und ohne Geländer oft 300 Fuß hoch über den wüthend dahinbrausenden Wirbeln und Wogen der Praova ging.

Wir hatten schon gehört, daß in den walachischen Gebirgswirthshäusern kein Luxus herrsche; wir waren gefaßt darauf, in Bezug auf Bequemlichkeit und Comfort uns sehr bescheiden zu müssen. Was wir aber hier erlebten und erfuhren, war denn doch mehr als wir wünschten oder erwarteten.

Der weibliche Theil der kleinen Reisegesellschaft, sowie die Kinder von 1 bis 5 Jahren, welche einer der Damen gehörten, litten natürlich am meisten. Ich selbst, obgleich ein abgehärteter Jäger und Bergsteiger, fühlte mich hier sehr unbehaglich, vertröstete aber doch alle die Jammernden und Klagenden auf das nahe Wirthshaus, wo wir ja von allen Strapazen uns erholen konnten und namentlich diesem unaufhörlichen Wassertriefen entkommen würden.

Endlich hielten unsere dampfenden, erhitzten Rosse — nachdem der Wagen kurz vorher theils über angenehm weiche knietiefe Düngerlagen, theils über kopfgroße runde Steinknollen gezogen wurde, — auf einem geräumigen Hofe still. Mit der Vorderseite stand das Wirthshaus an der Landstraße. Es war ein großes, ziemlich weitläufig scheinendes Blockgebäude, welches prahlerische Ankündigungen, wie z. B. Hôtel, Gasthaus 2c. zu verschmähen schien. Man hatte ganz einfach als Zeichen seines Berufes einen Stecken durchs Dach gestoßen, woran vorn an einen Bindfaden gebunden ein zerbrochenes Schnapsglas im Winde baumelte.

Der Regen hatte nachgelassen und rieselte nur fein und staubartig hernieder. Endlich stand Alles mitten im Hofe neben dem Wagen und sah sich zögernd um, indem man sich in der schmeichelhaften Erwartung gefiel, zu glauben, daß vielleicht ein Kellner, Hausknecht, oder der Wirth selbst erscheinen dürfte, um die durchnäßten Gäste ins Haus zu führen. Nach langem Warten trat eine stämmige Romänin, im langen Hemde von Hausleinwand, das auf allen Näthen zierlich mit rother Baumwolle gestickt war, mit einer roth, blau und schwarz gestreiften Kedriese bekleidet, in die Hausthüre. Um den stattlichen Bauch schlang sich eine rothwollene Binde, die nervigen braunen Hände waren mit einigen zinnernen dicken Ringen geziert. Ein großer Lederbeutel, der mit langen Riemen am Gürtel befestigt war, legitimirte sie als Wirthin.

Nach langem Betrachten, während unsere Damen den Boden prüfend untersuchten, wo die denselben überflutende braune Brühe wohl am wenigsten tief sein möchte, sagte die Wirthin im reinsten Romänisch: „Nun, auf was wartens denn? Wollens hereinkommen oder nicht? sonst meinetwegen bleibens draußen.“ Dieser Empfang schien uns allerdings nicht sehr einladend, bewirkte aber so viel, daß Alle entschlossen durch die Pfützen gingen, um nur ins Trockene zu gelangen. Ich, als Zugführer und Wegweiser, war natürlich der erste, indem ich zugleich das Terrain recognosciren wollte; dies war leicht geschehen. Das Haus war vermittelst eines Durchgangs in zwei Theile getrennt; rechts ein ziemlich großes, hohes Zimmer, alles dunkelbraun beräuchert; links ein kleineres Zimmer, worin sich zugleich der Schenktisch befand. Dieses ließ seine sonstige Bestimmung leicht erkennen, da rundum hölzerne Pritschen standen, es stellte nämlich das Schlafzimmer vor. Hinter diesem noch ein kleineres Zimmer, welches speciell Stube der Wirthsleute war, aber auch alle möglichen Utensilien beherbergte. Trockene Schaffelle auf Stangen gehängt, Säcke mit ungewaschener Wolle gefüllt, alte Stricke, rostige Aexte 2c.

Als meine Reisegesellschaft eintrat, sahen wir uns allerdings mit sehr verlegenen Mienen an. Wohin nun mit den nassen Kleidern, worauf sich setzen oder legen? In dem Zimmer rechts hatten sich 6 bis 8 Gebirgswalachen, in ihre rauhen, zottigen Bundas gehüllt, ebenfalls ganz naß, es bequem gemacht. Ein langer Brettertisch und zwei rohe Bänke davor bildeten das Meublement. In der Ecke stand ein riesiger Lehmofen, in dem das Feuer auf der Erde brannte; über demselben war ein großer Kessel aufgehängt, in der Palukos brodelte. Die Gäste hatten die hier üblichen wollenen Zwerchsäcke neben sich, in welchen sich Jeder auch die hier so beliebten Zwiebeln mit dem grünen Kraute daran mitgebracht hatte. Diese langten sie einzeln heraus, schnitten sie auf dem Tische zierlich in kleine Theile, bestreuten das duftende Gericht reichlich mit Salz, worauf sie mit den gesunden weißen Zähnen die Mischung kräftig zerkauten, mit der andern Hand in ein Tüchelchen langend, welches alten, vielleicht vorgestern gekochten Palukos enthielt. Die nöthige Anfeuchtung gaben zahlreiche Gläser eines stark schimmlich schmeckenden dünnen Weines.

Neugier war nicht der Fehler dieser Gebirgssöhne. Auch nicht Einer unterbrach sein lautes Gespräch, oder rückte nur ein wenig zusammen, als wir Alle eintraten. Trotz des qualmenden Zwiebeldampfes rieth ich doch hierher zu kommen, des Feuers wegen. Während sich Alle schüchtern um den Ofen versammelten, um Hals- und Umschlagetücher zu trocknen und die erstarrten Händchen zu erwärmen, sollte ich fouragiren gehen. Drüben im Schenkzimmer stellte ich zunächst an die Wirthin die unverfängliche Frage: „Liebe Frau, was können Sie uns zu essen geben?“ „Gar nichts!“ versetzte sie lakonisch. Ich glaubte nicht richtig verstanden zu haben und wiederholte in bescheidenstem Tone meine Frage, worauf sie sich mit wünschenswerther Deutlichkeit erklärte: „Ja glauben Sie denn, daß ich da wäre, um für die Reisenden Brod, Fleisch, Milch 2c. parat zu halten?“ — Auf meine schüchterne Bemerkung, daß dergleichen ja auch anderorts nicht ganz ungebräuchlich wäre, entgegnete sie: „Warum nicht gar! jeder Gast verzehrt, was er mitbringt, ich gebe nur den Wein oder Schnaps dazu.“ Mit dieser trostlosen Nachricht erschien ich bei meiner Begleitung. Wir hatten allerdings etwas Brod, Schinken und Liquör mitgenommen; da wir aber gehofft, bald Kimpina zu erreichen, nur sehr wenig; besonders da ich früher einmal auf der Mauth mit Schmerz gesehen, wie mein leichter Liquör, den ich aber zufällig in eine sehr schwere Flasche

gefüllt, gewogen wurde, und ich einen Zoll bezahlen mußte, als hätte ich ein Faß eingeführt.

Der Fuhrmann erklärte, vielleicht 3 bis 5 Tage hier liegen bleiben zu müssen, da vor und hinter uns die Brücken eingestürzt seien, und bei diesem unerhörten Wasserstand kein Wagen durch die Praova könne. Um auf alle Fälle meine Schutzbefohlenen vor dem Hungertode zu sichern, trat ich nochmals die Wirthin mit dem Ansuchen an, mir gegen hohe Bezahlung mehre Maß ihres groben Maismehles zu überlassen. „Ja Mehl kann ich nicht verkaufen, denn ich weiß selbst nicht, wie lange der Weg gesperrt bleibt, und dann habe ich am Ende selbst nichts zu essen." Indeß entschloß sie sich doch vorläufig mit einer angemessenen Dosis auszuhelfen. Eine Nachbarin, die weit oben am Berge wohnte, brachte von ihrer magern Kuh ungefähr eine halbe Maß Milch, die sie sehr splendid bezahlt bekam. Mein Fuhrmann steckte geheimnißvoll winkend den Kopf durch die Thüre und sagte: „Herr! Herr! kommens heraus, ich hab Fleisch gekauft von einem Bergwalachen, er sagt, es sei Lammfleisch." Freudig eilte ich hinaus, besah aber mit bedenklichen Blicken das belobte Fleisch. Der Fuß war abgeschnitten; das Ganze zeigte sich als trocknes, sehniges Muskelgefüge, welches allerdings dem Hinterschenkel eines größern Vierfüßers angehört haben mußte, ob es aber von einem Schafe oder Hunde abstammte, war mir nicht möglich mit Sicherheit zu bestimmen. Indeß Noth kennt kein Gebot, und ich hütete mich wohl, meine Zweifel laut werden zu lassen.

Mittlerweile hatte sich die Zahl der Gäste vermehrt. Wettergebräunte Männer, in Hemden von gröbster Hausleinwand gekleidet, traten herein. Die Haare an den Schläfen mit dem Rasirmesser bis weit zurück abgeschoren, nur hinten lang und schlicht herunterhängend. Die weit offenen Hemdärmel ließen die braunen, muskulösen Arme bis hoch hinauf sehen. Das dünne Schnürchen, welches am Halse das Hemd zusammenhalten soll, ist immer abgerissen, so daß die breite Brust sich stets bloß zeigt. Der Hals war bei mehren mit einem mehr oder weniger stattlichen Kropfe geziert. Als Ueberkleid trugen sie einen engen braunen oder schwarzen Mantel, auf dem Kopfe trotz des Hochsommers schwere schwarze Schaffellmützen, an den Füßen die landesüblichen Opintschen. Sich keck und vergnügt umblickend warfen sie den buntkarrirten Quersack mitten im Zimmer nieder, eben so die langen Bergstöcke, setzten sich sans gêne auf die Bank, stützten beide Ellbogen auf den Tisch, während das Gesicht bequem in den Händen ruhte, und schauten sich dann in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, die fremde Gesellschaft mit jovialer Miene an. Nach einigen Augenblicken erschien ein kleines barfüßiges Mädchen und reichte jedem Ankömmling ein überlaufend volles Glas Schnaps hin, ohne ein Wort zu sagen, oder die trübselige, indolente Miene im geringsten zu ändern. Die Gäste nahmen übrigens davon keine Notiz, leerten mit einem Zuge ihr Glas, welches eben so stumm wieder gefüllt wurde, griffen dann nach ihren Säcken und fingen munter an zu schmausen.

Anzeichen des Rassenkampfes in Nordamerika.

Saturn frißt seine eigenen Kinder! Diese alte Wahrheit findet auch jetzt in der durch Gewalt und Blut oberflächlich wieder zusammengeschweißten „Union" ihre Bestätigung.

Schon jetzt fangen manche Abolitionisten an, vor den Folgen ihrer heillosen Thaten zu erschrecken. Nachdem sie den entsetzlichen Bürgerkrieg veranlaßt und nach vierjährigem Kampfe den Sieg errungen hatten, erklärten sie vier Millionen Neger für frei. Sie thaten es, als ächte „Exterminatoren" der Weißen wie der Schwarzen, indem sie nicht etwa eine Uebergangszeit aus der gezwungenen Dienstbarkeit in die Freiheit feststellten, indem sie nicht etwa für die Freigelassenen in wirthschaftlicher Beziehung sorgten, sondern sie machten den Schwarzen einfach „frei" und schufen ein Proletariat, wie die Welt es nie zuvor gesehen.

Wir haben es oftmals betont: für die westliche Erdhalbe ist diese Negerfrage die inhaltschwerste des Jahrhunderts. Wenn wir unsere amerikanischen Zeitungen durchgehen (und wir halten nicht weniger als 6 große Wochenblätter der verschiedenen Parteien, damit wir über Thatsachen und Stimmungen uns allseitig unterrichten können und mit allen Strömungen und Wechselfällen auf dem Laufenden bleiben), dann finden wir sie jedesmal überwiegend mit Negerangelegenheiten gefüllt; alles Andere tritt dagegen in den Hintergrund. Jetzt schon weiß man, welch ein schauderhaftes Verhängniß heraufbeschworen worden ist, und doch ist man erst in den Anfängen. Die Verlegenheit ist groß, und das wird bereits von allen Seiten gefühlt. Nur ein Theil der Abolitionisten, jener nämlich, der sich von den absoluten Gleichheitsmachern der „N.-Y. Tribune" und den puritanischen oder methodistischen „Blutpfaffen" noch am Gängelbande leiten läßt, taumelt in wahnsinniger Verblendung immer weiter in den Abgrund hinein. Ruat coelum!

Die weißen Nigritier haben dem Präsidenten Johnson nun den Krieg erklärt, weil „der Herr von ihm gewichen" sei, d. h. er will die confiscirten Ländereien nicht den Negern geben, sondern hat diesen erklärt, daß Arbeit für sie eine Pflicht sei. Er hat die Gouverneure in den einzelnen Staaten angewiesen, die Gesetze gegen die Vagabunden auch auf die Neger anzuwenden, und eine Menge von Landgütern, welche das Bureau für Freigelassene sich widerrechtlich angeeignet hatte, den wahren Besitzern herauszugeben. Er begnadigt tausende von „Rebellen" und will gegen die Südländer nicht mit Galgen und Standrechtskugeln vorgehen.

Das sind schwere Verbrechen. Ein radikales Yankee-Blatt, die „Boston Commonwealth", das Organ des Erzfanatikers Sumner, äußert: „Es wird noch so viel ritterlicher Sinn im amerikanischen Volke vorhanden sein, daß dem Präsidenten und seinem Cabinete der Krieg auf Leben und Tod erklärt und ihnen die Beute aus den Zähnen gerissen wird. Schande über sie Alle miteinander! Schande über Johnson,

der die, welche ihn zum Präsidenten machten, und eben so die Neger schnöde verrathen hat, welchen er sich selbst als ein Moses ankündigte. Schande über Seward, Schande über Stanton, Schande auch über die ganze Clique, die nicht so viel Ehrgefühl hat, um dem Präsidenten zu opponiren und, falls das nicht hilft, abzutreten und ihn anzuklagen. Schande ferner über den ganzen Norden, der dieses Unrecht nicht nur nicht geschehen läßt, sondern auch zaudert, die infamen Werkzeuge desselben anzuklagen."

Man sieht: Saturn frißt seine eigenen Kinder; der Hexensabbath feiert seine häßlichen Orgien. Dieser wilde, heftige, ingrimmige Ton kennzeichnet überhaupt die Erbitterung dieser Vernichtungsradikalen. Von den Kanzeln herab werden bluttriefende Reden gehalten und die „gebildeten Damen Neu-Englands" klatschen dazu in die Hände und schwenken ihre Taschentücher.

Folgendes ist charakteristisch. Das „Church Journal", welches Organ der anglikanischen Hochkirche ist, hatte „die puritanischen Sektirer, welche so unversöhnlich und rachsüchtig gegen ihre südlichen Brüder sind und denselben die Wiederaufnahme in die Kirche verweigern", als „Bluthunde Zions" bezeichnet.

Dagegen verwahrt sich „ein Freund der Bluthunde", als welchen durch einen Vergleich mit jenen Menschen, falls man die rachsüchtigen Seetirer noch so bezeichnen dürfe, ein großes Unrecht geschehe. Der Bluthund unterscheide sich von ihnen, zu seinem großen Vortheil, in manchen wesentlichen Punkten.

„1) Er ist nicht blutdürstig und hat keine besondere Freude am Blutvergießen.

2) Er ist nicht feig oder hinterlistig, sondern kühn und brav; er schickt nicht Andere, um seine Händel auszumachen, sondern er thut dies selbst offen und ohne Furcht.

3) Er trachtet seinen Mitgeschöpfen nicht nach dem Leben. Wir sind dem Bluthunde diese Ehrenerklärung schuldig, um einem geringen, aber anständigen Thiere Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen."

Wir könnten ganze Hefte des Globus mit den pikantesten Berichten über die Negerfrage und Negerplage füllen. Der fanatische Flügel der ultraradikalen Abolitionisten hat den Schwarzen die tollsten Dinge in den Kopf gesetzt, ihnen z. B. die liegende Habe der „Rebellen" versprochen und weiße Frauen obendrein; man hat ihnen gesagt, daß sie, die Farbigen, viel besser seien, als die Weißen, deren Blut durch schwarze Zuthat veredelt werden müsse, und was des Unsinns mehr ist. Kein Wunder, daß es nun auch im Kopfe der Neger irr und wirr aussieht.

Eine politische Hauptfrage, die zugleich eine Rassenfrage ist, beschäftigt jetzt das ganze Land, jene, ob man den Negern auch das Stimmrecht und überhaupt die volle politische Gleichberechtigung ertheilen solle. Die Abolitionsradikalen bieten Alles auf, um das Stimmrecht für die Schwarzen durchzusetzen, hauptsächlich um mit Hülfe von einer Million Negerstimmen Gewalt und Aemter für sich zu behaupten. Sie trachten dahin, die Reconstruction der Südstaaten zu verzögern, damit keine Mitglieder derselben in dem nächsten Congresse sitzen, und der radikale Rumpfcongreß, der ohnehin schon so viele Löcher in die Bundesverfassung geschossen hat, ohne Weiteres das Stimmrecht der Neger dekretire. Verfassungsgemäß hat aber darüber jeder Einzelstaat selbstständig zu entscheiden und in den ersten Tagen des Oktober hat der neuengländische Staat Connecticut, seit 10 Jahren zum dritten Male, durch allgemeine Volksabstimmung und mit großer Mehrheit den Negern das Stimmrecht verweigert. Ein Gleiches hat Wisconsin gethan. Im Westen und Süden wird man es ihnen eben so wenig geben, weil man den Staat nicht „afrikanisiren" will.

Nun kommen seit dem Monat Mai, nicht aus zehn, zwanzig oder fünfzig Gegenden, sondern aus hunderten dieselben Klagen über das Gebahren der Neger, und mehr und mehr auch aus dem Lager der Abolitionisten selbst; viele unter diesen sind ehrliche aber beschränkte Leute, welche an die radikale Floskel glaubten, die jetzt aber, in Folge des Augenscheins und der eigenen Erfahrung sich enttäuscht sehen und „der Wahrheit geben wollen, was ihr gebührt".

Wir nehmen die neuyorker Blätter vom 15. Oktober zur Hand und wählen aus der langen Reihenfolge von Negerartikeln, die sich auf die Vorgänge einer einzigen Woche beziehen, Folgendes aus:

Aus Neuorleans schreibt man, daß 80,000 Schwarze beiderlei Geschlechts sich dort zusammengedrängt haben, daß aber große Noth an Hausdienerschaft sei, weil jene nicht arbeiten wollen; sie seien ja freie Leute. Diese Klage zieht sich wie ein rother Faden durch alle Verhältnisse. „Da stehen sie an den Straßenecken und verschlingen enorme Quantitäten von Gingerbrot und kaltem Geflügel, oder sie gehen in einen Trödelladen und kleiden sich in himmelblauen Rock und gelbe Hosen. Bei dem unsinnig hohen Tagelohn genügt wenig Arbeit, um ihnen Geld zu verschaffen. Die Mädchen verschleudern ihr Geld in Kleidungsstücken, die so buntfarbig sind wie Josephs Rock, und behängen sich mit Tomback."

General Slocum, der lange Zeit im Südwesten die Unionstruppen befehligt hat, sagte in der ersten Oktoberwoche zu Syracuse in einer Rede: „Viele Neger weigern sich hartnäckig, etwas Anderes zu thun, als zu essen, zu faullenzen und zu schlafen." Die „Tribune" hört zwar nicht, daß die Neger arbeiten, wohl aber, „daß sie zu den Schulen strömen, Kinder, die kaum gehen können, Mütter mit ihren Säuglingen an der Brust, Arbeiter (?), deren Tagewerk vorüber ist, betagte Patriarchen und weißköpfige Großmütter, — Alle sitzen über ihren ABCbüchern. Ihre Lernbegierde soll beinahe krankhaft sein; man kann ihr weder Einhalt thun, noch sie controliren; sie ist wie ein Fieberparoxysmus."

Das ist eine Sensationsnotiz. Anders lauten die Berichte aus Florida. „Unter den Negersoldaten fehlt jede Zucht. Sie erlauben sich gegen weiße Männer und Frauen die gröbsten Beleidigungen. In Tallahassee kann kein weißer Mensch ausgehen, ohne von Negern insultirt zu werden. Eben so ist es in anderen Theilen des Staates."

In Georgien haben die Neger geheime Gesellschaften gebildet. Zu Paducah in Kentucky fand am 1. Oktober ein Gefecht zwischen einem Negerregiment einerseits und zwei weißen Regimentern aus Illinois und Minnesota andrerseits statt; 7 Schwarze blieben todt, viele wurden verwundet. Die Neger hatten sich gerühmt, daß sie im Kriege tapferer gewesen seien, als die Weißen.

Nashville, in Tennessee, 3. Oktober. Am letzten Sonntag drang eine Bande Negersoldaten mit Gewalt in das Haus der Wittwe des Generals Donalson und vertrieb die Familie.

In Kentucky haben die Negertruppen so viel Unfug angerichtet, daß der Präsident befohlen hat, sie aus dem Staate zu entfernen.

Washington, 11. Oktober. Kenneth Raynor, ein „Negerfreund", schreibt aus Nord Carolina, daß er für eine Trennung der schwarzen und weißen Rasse und eine besondere Colonisation der erstern sei.

„Die Arbeit der freien Neger ist nicht genügend; im laufenden Jahre werden kaum einige 100 Ballen Baumwolle erzeugt werden."

Richmond, Virginien, 9. Oktober. Wieder Negerunruhen wegen eines Zankes zwischen einem weißen Knaben und einer Negerin. Die Neger wurden in die Flucht geschlagen.

Nashville. Zwei gerichtlich des Mordes überführte Neger sind von schwarzen Soldaten aus den Händen des Sheriffs befreit worden. Zu Memphis in Tennessee fast täglich Negerkrawalle, auch der Schwarzen untereinander. „Raufereien zwischen weißen Soldaten und Negern kommen sehr häufig vor, dann und wann werden von den ersteren die Hütten der Schwarzen verbrannt."

So tritt der Rassenantagonismus immer stärker hervor, und den realen Bedingungen gegenüber wird die hohle Phrase der Abolitionisten ganz und gar bankbrüchig.

Auf das Nachfolgende legen wir entschiedene Wichtigkeit. Tennessee, ein westlicher Staat, ist während des Krieges ungemein schwer heimgesucht worden. Ein großer Theil der Bevölkerung war für den Süden günstig gesinnt, und viele tausend Tennesseer dienten in den Heeren der Conföderirten. Lincoln bot Alles auf, um diesen wichtigen Staat zu behaupten und ernannte den vormaligen Schneidermeister und nachherigen Bundessenator Johnson zum Militärgouverneur. Als solcher erließ derselbe sehr strenge Verordnungen gegen die „Rebellen"; er trat die Verfassung mit Füßen; er verbot Jedem, welcher der „illoyalen Gesinnung" verdächtig sei, bei den Wahlen abzustimmen; er stellte Soldaten an die Stimmbuden, ließ mit der echten Brutalität eines Satrapen „verdächtige" Leute durch seine Freiheitskämpfer fortjagen und erzwang auf solche Weise eine Legislatur, wie er sie gebrauchen konnte. (Seine Proclamationen liegen vor uns; es ist aber für die Sache, welche erläutert werden soll, nicht nothwendig, sie jetzt mitzutheilen.) So wurde er würdig, von der Partei der „Republikaner" zum Vicepräsidenten ernannt zu werden.

Tennessee hatte nun durch Johnson eine durchaus „loyale Regierung", und die loyalen Stelleninhaber verfuhren, Privatvortheile nicht verschmähend, mit Erbitterung gegen alle Rebellen und Verdächtigen. Zum Gouverneur war mit Hülfe von Johnsons und Lincolns Bayonnetten ein Liebling des letztern, der Pastor Brownlow, gewählt worden, der bis heute als ein Parteihaupt des ultraradikalen Flügels unbarmherzig wüthet. In Tennessee sind, von dem entsetzlich zerrütteten Missouri abgesehen, die meisten politischen Morde an der Tagesordnung. Ein demokratisches Blatt schreibt, und der Ton ist bezeichnend für beide Theile: „Der tollwüthige Pfaffe Brownlow, diese Bestie, für welche Hängen zu gut wäre, scheint es als religiös-politische Aufgabe zu betrachten, mit allen erdenklichen Mitteln Pöbelgewalt, Anarchie und Blutvergießen im Staate Tennessee zu befördern. Er verspricht in seinem Organ, dem „Knoxville Whig" zum Voraus Ablaß und Begnadigung aller Mordbuben, welche sich an „illoyalen Personen" vergreifen. Todtschläge beschönigt er als „gerechte Vergeltung". Als jüngst ein ehemaliger conföderirter Offizier, Namens Cox, in den Straßen von Knoxville niedergestoßen wurde, gab Brownlow in seinem Blatte folgenden Commentar: „Während wir die Nothwendigkeit solcher Vorfälle beklagen, so wird doch die Gesellschaft weniger darunter leiden, wenn solche Charaktere, wie Cox, aus der Welt spedirt werden." Zeitungen, welche gegen Brownlows Schreckensherrschaft zu protestiren wagen, werden ohne Weiteres unterdrückt; so wurden jüngst die Redakteure des „Clarksville Chronicle" eingekerkert. Brownlow duldet keinen Widerspruch; er ist der Glaubensverwandte der puritanischen Neuengland-Sippe."

Dieser Pastor Brownlow war bis in den Oktobermonat ein Hauptabolitionist; er gehörte dem alleradikalsten Flügel der Vernichter an, und nun?

Es ist ihm begegnet, daß seine Schooskinder, die Neger, ihn, den weißen Gouverneur und Geistlichen, aus reinem Uebermuth mißhandelt und in die Gosse geschmissen haben. Flugs hat sich dann seine Vorliebe, seine „christliche Sympathie" für den unausweichlichen Neger verloren.

Nun, nachdem die Schwarzen an den weißen Gewalthaber ihre Hände gelegt, hat Brownlow eine Erzählung veröffentlicht, die wir mittheilen, nicht jenes abolitionistischen Satrapen wegen, sondern weil sie in einen tiefen Einblick in das ganze zerfahrene Wesen und die Stellung der beiden Rassen gewährt.

„Die hiesigen Negersoldaten haben keine Achtung vor ihrer Uniform und wissen ihre Würde und ihre Bedeutung nicht zu schätzen. Kürzlich begegneten mir zwei derselben in voller Uniform auf einem engen Seitenwege und stießen mich in die Gosse, so daß ich auf die Knie und Hände fiel. Ich hatte ihnen aus dem Wege gehen wollen und sie sahen dies wohl; aber da ich aus Schwäche an einem Stocke gehen muß, so ging es wahrscheinlich für ihre Ideen von Fortschritt zu langsam. Ich beklagte mich weiter nicht, aber ich dachte bei mir selbst, daß diese farbigen Raufbolde nicht gelernt haben, „die Uniform der Armee zu respektiren" und ging meiner Wege, nicht fröhlich, sondern in meinem linken Knie wohl fühlend, daß ich bei dieser Begegnung den Kürzern gezogen hatte.

Soldaten und Offiziere, welche die Bundesuniform tragen, sollten alle Gentlemen sein, gleichviel von welcher Farbe sie sind; aber die einzigen zwei farbigen Soldaten, denen ich je begegnet bin, waren offenbar nicht von dieser Sorte. Ich verlange nicht, sie noch einmal auf die Probe zu stellen; ich könnte auf Andere stoßen, die weniger fein sind und die mich vielleicht mit dem Bayonett durchstoßen würden. Da mir verweigert ist, zu thun, was ich als weißer Mann in einem solchen Falle gern thun möchte, so verlange ich blos das Recht eines Negers, aus dem Wege gehen zu dürfen." —

Kein Wunder, daß ihm jetzt die Rassenfrage in einem ganz neuen Lichte erscheint, und daß ihm plötzlich die Augen über das Betragen der loyalen Neger in seiner Umgebung aufgegangen sind, trotzdem daß er früher nichts dagegen einzuwenden hatte. Wenn folgende Schilderung im „Knoxville Whig" nur halb wahr ist, wäre ein Rassenkampf in Tennessee unvermeidlich.

„Tausende von freien Farbigen, so sagt Brownlow weiter, sammeln sich in den größeren Städten Tennessees und in deren Umgebung, und tausende kommen von anderen Staaten dorthin, von welchen kaum der dritte Theil Beschäftigung finden kann. In der That wünscht auch kaum ein Dritttheil derselben zu arbeiten. Sie haben die irrthümliche Idee, daß die Bundesregierung verpflichtet sei, alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen und ihnen sogar Wohnungen zu verschaffen, und sollten auch deren weiße Bewohner an die Luft gesetzt werden müssen. In jedem Theile des Staates herrscht große Nachfrage nach Arbeitern, aber die Farbigen verachten, mit wenigen Ausnahmen, alle Arbeit. Sie fiedeln und tanzen bei Nacht, und den Tag über lungern sie um die Läden und an den Straßenecken herum.

Es ist bekannt, daß einige ihrer unvorsichtigen Lehrer aus dem Norden, die den Charakter des Negers nicht kennen, ihnen den Rath gegeben haben, sich nicht als Arbeiter bei weißen Leuten zu verdingen! Da sie keine andere Idee in ihren Köpfen haben, als Abolition, so rathen sie dem einfältigen und leichtgläubigen Neger, lieber eine prekäre Existenz in den Städten zu führen, um unterrichtet zu werden, als sich auf dem Lande guten Lohn und ein anständiges Unterkommen zu verdienen. Wenn nicht vorher ein gründlicher Wechsel eintritt, so wird im nächsten Winter großer Mangel und Sterb-

lichkeit unter den Negern herrschen. Die Stimmung zwischen den Weißen und Schwarzen ist schon jetzt nicht die beste und wird täglich schlimmer. Viele Neger insultiren weiße Frauenzimmer, die ihnen nie etwas zu Leide gethan und nie einen „Sklaven" besessen haben.

Häufig stoßen sie weiße Damen über die Trottoirs hinunter und traktiren weiße Männer, die an ihnen vorbeigehen, mit Schimpfreden, wie um zu zeigen, daß sie die Herren seien. Andere stoßen auf den Straßen Flüche und Drohungen aus, z. B. „sie wollen in dieser verdammten Stadt aufräumen", oder „wenn man sie nicht zur „Ballot=Box" (d. h. zu den Stimmkästen) zulasse, so werden sie zur „Cartridge=Box" (Patrontasche) greifen" u. s. w. Und dabei schwören sie, daß sie von der Bundesregierung unterstützt würden.

Als ein Mann, dem es um das Wohl der farbigen Bevölkerung ernstlich zu thun ist, erlaube ich mir, derselben zu bemerken, daß sie die Legislatur von Tennessee nicht dazu bringen können, ihnen das Stimmrecht einzuräumen, und die Bundesregierung hat kein Recht, die Stimmrechtsfrage in Tennessee zu regeln. Die große Unionpartei aber ist zu vernünftig, als daß sie versuchen sollte, diese Frage auf dem Wege der Congreßgesetzgebung zu controlliren.

General Tilson zu Memphis hat erklärt, daß er die Entfernung der freien Farbigen aus der Stadt und Umgegend nöthigenfalls mit Gewalt durchsetzen werde. Er sendet Patrouillen durch die Stadt, um zu erfahren, welche derselben Beschäftigung haben und welche nicht, und läßt die letzteren in Kenntniß setzen, daß sie fortan keine Unterstützung mehr von der Regierung zu erwarten haben. Denjenigen, die Contrakte eingegangen haben, hat er zu wissen gethan, daß sie nicht ohne Weiteres weglaufen dürfen, sondern ihre Contrakte halten müssen, und daß er sie mit Gewalt dazu anhalten werde.

Ich rechne General Tilson zu den besten Commandanten, die wir je in Knoxville hatten, und es freut mich zu hören, daß er auch in Memphis seinen alten gesunden Menschenverstand und Rechtssinn an den Tag legt. Eine derartige Strenge gegen die farbige Bevölkerung thäte auch hier Noth.

Präsident Johnson wird in Bälde alle Truppen aus Ost-Tennessee entfernen und die farbige Bevölkerung wird, wie die weiße auch, für sich selbst zu sorgen haben. Ein Theil derselben wird, ich bin es überzeugt, fleißige und ruhige Bürger abgeben, die für sich und ihre Familien sorgen. Die große Mehrheit derselben aber wird Unordnungen aller Art anfangen, und Manche derselben werden das Zuchthaus bevölkern helfen. Durch ihre Drohungen und Gewaltthätigkeiten werden sie nichts Gutes ausrichten, und wer es wirklich gut mit ihnen meint, muß ihnen davon abrathen. Farbige Soldaten in Bundesuniformen, mit Gewehren in ihrer Hand, dürfen nicht glauben, daß die Bürger von Ost=Tennessee sich von ihnen einschüchtern oder ihre Familien von ihnen beschimpfen lassen.

Ich kenne die dortige Bevölkerung und ich weiß, daß sie sich nicht von Negersoldaten controlliren lassen. Die Truppen von Ost=Tennessee, welche drei schreckliche Jahre hindurch gekämpft haben, um die Neger frei zu machen, und die jetzt in ihre alte und geliebte Heimat zurückkehren, sind nicht die Männer, die sich von farbigen Soldaten, die erst in der elften Stunde ins Gefecht kamen, etwas bieten lassen. Mögen sich die Commandanten und Vorgesetzten der farbigen Truppen dies ein für allemal merken.

Es gibt Unionleute hier, welche das Recht der Regierung nicht anerkennen, jetzt, nachdem ihre Sklaven emancipirt sind, auch noch ihre Ländereien und ihr Vermögen zu confisciren, als Strafe dafür, daß sie früher Sklaven gehalten haben. Es gibt Unionleute hier, welche der Ansicht sind, daß ein Kapitän oder Lieutenant farbiger Truppen nicht das Recht habe, auf die Anzeige eines Negers von schlechtem Rufe hin respektable und loyale weiße Bürger durch Neger verhaften und von einem County ins andere schleppen zu lassen, um sie dort zu prozessiren, während doch ihre Verurtheilung schon im Voraus beschlossene Sache ist. Es gibt tausende aufrichtiger Unionmänner und verabschiedeter Bundessoldaten in Ost=Tennessee, welche lieber auf der Stelle in einem neuen Kriege umkommen wollen, als daß sie solche Beleidigung, Unterdrückung und Beschimpfung sich gefallen lassen!...

Die loyalen Bürger von Ost=Tennessee gönnen der farbigen Bevölkerung ihre Freiheit und das Recht, ihre Kinder zu erziehen; aber sie sind nicht geneigt, ihnen alle ihre Kirchen und Schulhäuser einzuräumen, so daß es den unschuldigen Kindern von Unionsleuten, die nie einen Sklaven besessen haben, daran fehlt. So wollen es nämlich ein Paar unverschämte Lehrer aus dem Norden, die dort keine Beschäftigung finden und hierher gekommen sind, um den Neger zu verherrlichen. Es gibt aber Unionleute genug hier, die trotz dem Resultate des Krieges der Ansicht sind, daß ein weißes Kind so gut ist als ein schwarzes.

Seit ich Vorstehendes geschrieben habe, höre ich, daß auf einem Negerballe im hiesigen Universitätsgebäude drei Farbige in einer Nacht getödtet wurden. Sie sollen von Weißen, die als Weiber verkleidet waren, erschossen worden sein. Natürlich bin ich weit entfernt, eine solche That zu billigen, und ich erwähne derselben nur, um zu zeigen, welche Feindschaft bereits zwischen den Rassen Platz greift. Diese Bälle sind zu häufig und taugen nichts. Weiße Offiziere und Soldaten wohnen denselben bei und tanzen mit farbigen Frauenzimmern. Ein Ohiosoldat von guter Erziehung verschaffte sich eine Heiratserlaubniß, ohne von der Farbe seiner Zukünftigen etwas zu sagen, und heiratete in der That eine junge Person, die früher eine Sklavin in dieser Stadt gewesen war. Wenn diese Verbindung seinem Geschmacke zusagt, so habe ich nichts dagegen einzuwenden. Dagegen bedauere ich, sagen zu müssen, daß die Moral der farbigen Bevölkerung seit ihrer Emancipation sich verschlechtert hat, und bei der Hast, mit der wir ihre Aufklärung betreiben, wird bald die Hälfte derselben in Folge des ewigen Lehrens, Predigens, Betens, Singens und Tanzens ruinirt sein."

Man vergesse nicht, daß es ein „loyaler" Mann, ein Abolitionist von reinstem Wasser und ein Hauptführer der Partei ist, welcher sich so unumwunden äußert; ein Gouverneur der seinen Staat kennt, und ein Rebellenvernichter, der als solcher immer in der vordersten Linie gestanden hat. Brownlow befand sich bisher ganz und gar auf der Platform der alleräußersten Radikalen und Negromanen, und nun solche Enthüllungen! Der alte Horace Greeley, dieser alte Unheilstifter, ist, in seiner Tribune, außer sich über solche Geständnisse und Enthüllungen und kanzelt den Verräther an der heiligen Sache des Negerthums ab.

Saturn frißt auch im Yankeelande seine eigenen Kinder. A.

Aus allen Erdtheilen.

Sind noch einige Gefährten Sir John Franklins am Leben?

Der bekannte Polarreisende, Kapitän Hall aus Cincinnati, welcher jetzt zum dritten Mal eine Wanderung im arktischen Labyrinth unternommen hat, um über die Frage ins Klare zu kommen, spricht sich bejahend aus. Der kühne und ausdauernde Mann war bekanntlich in Begleitung einiger Eskimos nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt und hat sie dann wieder in ihre eisige Heimat zurückgebracht. Er ist mit der Lebensweise und mit der Sprache der Innuit, d. h. der Eskimos genau vertraut, und sie betrachten ihn als einen der Ihrigen. Eben jetzt, Mitte Oktobers, macht ein Schreiben von ihm den Rundlauf durch die europäischen Zeitungen, das auch wir mittheilen müssen. Ob Halls Hoffnungen sich erfüllen, kann Niemand sagen. Daß von Franklins Gefährten noch einige am Leben sein können, jetzt etwa 20 Jahre nach dem Beginn der Expedition, welche im Mai 1845 die Themse verließ, ist nicht unmöglich, aber kaum wahrscheinlich. Gewiß wird Hall nichts verabsäumen, um über die Sache ins Klare zu kommen. In seinem Schreiben sagt er: —

„Ich habe erfahren, daß noch drei von Franklins Gefährten am Leben sind; einer von ihnen ist Crozier (welcher auf dem Schiffe „Terror" commandirte, während Franklin den Befehl auf dem „Erebus" hatte). Die Einzelnheiten darüber sind vom höchsten Interesse, doch möge das Nachstehende für jetzt und bis ich heimkomme, genügen.

Crozier und drei seiner Leute wurden von einem Vetter des Uela (Albert), Schoo schi ark pani (John) und Ar too a (Frank) aufgefunden, während diese drei Eskimos über das Eis von einem Iglulik (Dorfstation) zum andern gingen; der Vetter hatte seine Familie bei sich und wollte Seehunde fangen bei Neitschille (Boothia Felixhalbinsel); Crozier bestand nur noch aus Haut und Knochen und war dem Hungertode nahe, seine Begleiter dagegen waren fett. Der Vetter erfuhr bald, daß diese wohlbeleibten Leute sich von Menschenfleisch, vom Fleische ihrer Gefährten, genährt hatten; diese letzteren Alle hatten die beiden im Eise festgefrornen Schiffe verlassen, und Crozier war der einzige Mann, welcher kein Menschenfleisch essen wollte; deshalb war er dem Hungertode nahe.

Der Vetter nahm sofort ihn und die drei Anderen in seine Obhut; er fing einen Seehund und gab Crozier davon am ersten Tage nur ein ganz kleines Bischen rohen Fleisches, den drei fetten Leuten gab er aber nichts ab, denn die konnten sich recht gut so lange behelfen, bis Croziers Leben außer Gefahr war. Diesem gab der Vetter am nächsten Tage ein etwas größeres Stück Seehundsfleisch, und durch des Vetters Sorgfalt wurde ihm das Leben gerettet. Crozier begriff seine Lage sehr wohl und stimmte mit dem Vetter darin überein, daß er am ersten Tage nur ein ganz kleines Stück Fleisch genießen dürfe. Croziers Gesicht gewährte einen schreckenerregenden Anblick, die Augen waren tief eingefallen, das Gesicht war bleich und wie ein Geripp; der Vetter mochte ihn während der ersten Tage gar nicht ansehen, es wurde ihm so unwohl dabei.

Dieser edle Vetter, welchem die ganze civilisirte Welt für sein menschenfreundliches Benehmen Dank wissen wird, sorgte dann für Crozier und dessen drei Leute. Aber bald nachdem der Vetter sie gefunden hatte, starb ein Mann, aber nicht wegen Hungers, sondern an einer Krankheit.

Im Frühjahr begleiteten Crozier und die beiden anderen Männer den Vetter auf der Halbinsel Boothia Felix nach Neitschille, wo sich viele Innuits (Eskimos) befanden. Crozier und die Leute hatten Gewehre und viel Schießbedarf und manche hübsche Sachen, und sie schossen mit ihren Gewehren viele Enten ꝛc.; sie lebten in Neitschille bei den Innuits, und Crozier wurde fett und gesund.

Crozier erzählte dem Vetter, daß er einst vor manchen Jahren zu Innsil le (an der Repulsebay) gewesen sei und an der Winterinsel und zu Iglulik; an den beiden letzgenannten Oertlichkeiten habe er viele Innuits getroffen und habe mit denselben Verkehr gepflogen. Der Vetter hatte von seinen Landsleuten an der Repulsebay einige Jahre früher von Parry, Lyon und Crozier etwas gehört, und als Crozier ihm seinen Namen nannte, erinnerte er sich desselben. Der Vetter sah Crozier und die drei Männer ein Jahr früher, als er ihnen jetzt begegnete, dort wo die beiden Schiffe im Eise lagen. Crozier und die beiden Männer lebten einige Zeit bei den Innuits von Neitschille; die Innuits mochten ihn sehr gern und behandelten ihn sehr gütig.

Nach einiger Zeit ging Crozier mit seinen zwei Leuten und einem Innuit, der ein Kayak (d. h. ein Boot) mit sich nahm, — wie E bier bing, ein Eskimo, meint, ein Boot von Gummi, denn den Rippen entlang sei etwas gewesen, das man mit Luft haben füllen können, — von Neitschille fort nach Süden hin, um in das Koblunasland zu gelangen. Als Ue la (Albert) und seine Brüder im Jahre 1854 diesen Vetter, der sich so gütig gegen Crozier und dessen Leute benommen, an der Pellybay sahen, die nicht weit von Neitschille entfernt ist, hatte der Vetter nicht gehört, ob Crozier, dessen zwei Leute und jener Neitschille-Innuit jemals zurückgekommen seien oder nicht. Die Innuits glauben nicht, daß sie todt seien; nein, das glauben sie nicht. Crozier bot dem Vetter, weil dieser ihm das Leben gerettet habe, sein Gewehr an, aber der Vetter wollte dasselbe nicht annehmen, weil er meinte, es könne ihn tödten; es machte ein so starkes Geräusch und tödtete fast mit gar Nichts. Crozier gab dem Vetter ein langes, merkwürdiges Messer (einen Säbel) und noch andere hübsche Dinge. (Doch ich breche hier ab; die Hunde sind angeschirrt, die Schlitten beladen, und ich habe versprochen, in einer halben Stunde fertig zu sein.) Crozier erzählte dem Vetter von einem Gefechte mit Indianern, nicht mit Innuits. Dasselbe muß an der Mündung des Großen Fischflusses (Backflusses) stattgefunden haben."

Man sieht, Kapitän Hall schreibt gleichsam im Eskimostyl; man kann aber den Bericht nicht ohne Bewegung lesen. Freilich hat der Vetter seit elf Jahren (1854) nichts mehr von Crozier gehört! —

Wir wollen zum Schlusse bemerken, daß sein Brief datirt ist: Winterquartier in Igloo, Freitag 10. December 1864, Noo Woof, West and Rowes Welcome. Breite 64° 46′ N., Länge 87° 20′ W. — Rowes Welcome ist der Meereskanal, welcher, von der Hudsonsbay nach Norden hinlaufend, im Osten die Southampton-Insel hat, nach Norden hin die Frozen Street, welche in den Fox Channel führt; auf der Westseite schneidet der sogenannten Wager River tief ins Land.

Zustände in Paraguay.

Ein Herr Franz Salomonombry, wahrscheinlich ein Magyar, der sich mehre Jahre in diesem Staat aufgehalten hat, entwarf im Juli 1865 eine Schilderung der Verhältnisse, welche gerade jetzt nicht ohne Interesse ist. Wir entlehnen dieselbe der „Deutschen Zeitung", welche zu Porto Alegre erscheint.

„Mit den despotischen Gesetzen will ich beginnen, denn während meiner sechsjährigen Residenz in genannter Republik glaube ich genug der Kenntniß und Erfahrung gesammelt zu haben, um den Lesern eine genaue Anschauung verschaffen zu können.

Als der Vater dieses Präsidenten, S. Lopez, nach dem Tode des Diktators Dr. Francia Präsident wurde, war es sein erster Schritt, die despotischen Gesetze seines Vorgängers zu schärfen und noch viel elendere zu erfinden. Aber damit noch nicht zufrieden, gab er im Jahre 1852 ein Gesetz, wonach ein jeder Einwohner der Republik, ob Aus- oder Inländer, verpflichtet sei, von seinem 17. bis zum 60. Jahre zum Linienmilitär zu gehören, und sollen dieselben verpflichtet sein bei Verlust ihres Vermögens, ihrer bürgerlichen Rechte und einer 12jährigen Gefängnißstrafe, je nach Distanz ihres Wohnorts von der Hauptstadt sich, sobald sie zum Dienst einberufen, binnen zehn Tagen zu stellen.

Welch ein humanes Gesetz in einer Republik! Welcher Kontrast mit den Gesetzen dieses Kaiserstaates, wo jeder Fremde und Eingeborne vor dem Gesetze gleich stehen, und wo es auch in den bedrängtesten Zeiten der Regierung nie einfällt, ein solches Gesetz zu Tage zu fördern. Trotzdem gibt es viele Deutsche in der Republik, die in diesem Moment wie förmliche Sklaven ihr Haus und Geschäft verlassen mußten, um Kriegsdienste zu thun. Wer würde ein solches Land nicht gern verlassen, wenn er nur

könnte, wo die sogenannte Freiheit weiter nichts als Sklaverei ist.

Im Jahre 1857 kam ein Gesetz ans Licht, wo derjenige Eingeborne, der mehr als 40 Pfund Matte oder 500 Cigarren an einen Ausländer ohne eine Spezialerlaubniß vom Präsidenten zu besitzen, verkauft, außer seines Vermögens verlustig, noch mit 4 Monat Gefängniß und 50 Stockschlägen zu bestrafen sei, ohne Ansehen der Person.

Im Jahre 1858 trat ein Gesetz in Kraft, das dem in der Republik wohnenden Ausländer verbot, Grundbesitzer zu sein, und bestimmte, daß Jeder, um sich mit einer Eingebornen verheiraten zu dürfen, einen Eid abgelegt haben mußte, nie mehr die Republik verlassen zu wollen. — Ich könnte noch viele dergleichen Gesetze anführen, glaube aber, daß obengenannte hinreichend sind, den Despotismus der paraguayschen Regierung zu schildern. —

Die Armee besteht aus ungefähr 54 bis 60,000 Köpfen, aber nicht so viel kampffähigen Männern, denn man sieht in der Armee nicht selten Lahme bei der Cavallerie, sowie Einäugige und Bucklige bei der Infanterie und Artillerie; die Offiziere werden nicht nach Kenntnissen oder Verdienst, sondern nach ihren Vermögensumständen gewählt. Der Höchstkommandirende ist Präsident Lopez, der sich selbst die Würde eines General-Feldmarschalls zu geben gewußt hat. Die einzigen Offiziere von Bedeutung sind der Ingenieuroberst Duteil (Franzose) und die preußischen Oberstlieutenants v. Treskow, v. Zitzewitz, v. Falkenstein und v. Steuben, sämmtlich Kommandeure der verschiedenen Batterien der Festung Humayta', wo besonders letzterer als Kommandant des Laboratoriums fungirt. Außerdem kommandirt ein Engländer, Oberstlieutenant Smith, das 3. Cavallerieregiment. Die Verpflegung und der Sold der Armee ist folgende: Die Soldaten erhalten, wenn sie in Garnison sind, täglich je 4 Mann 1 Pfund Fleisch, 3 Pfund Maisbrod, 1/4 Pfund Mattee, und jeden Monat, d. h. wenn bezahlt wird, 1 Mil 400 Reis oder 1 Thlr. preuß. Jeder Soldat empfängt außerdem an Bekleidung für 22 Monate ein Paar Schuhe, die nur bei Paraden getragen werden dürfen, eine rothe Wolldecke, die er als Poncho benutzt und die ein Jahr vorhalten muß, und endlich zwei baumwollene Hemden und Hosen und einen Tschako, der einer Waschtiene ähnelt. Die Offiziere (Inländer) haben das Recht, vom Präsidenten Geld zu erbitten, werden aber häufig, ohne daß ihre Bitte berücksichtigt wird, entlassen. Nach dem Gesetz soll der Soldat im Felde doppelte Verpflegung und Löhnung haben.

Die Artillerie ist, wie ich schon oben bemerkte, meistens nur von fremden Chefs und Subalternoffizieren kommandirt, und da es nicht zu den kleinsten Fehlern des Diktators gehört, sehr viel Mißtrauen gegen Fremde zu hegen, so sind die meisten der fremden Offiziere in den bedeutendsten Miliäranstalten Asuncion und Humayta', letztere als bedeutende und nicht leicht von der Wasserseite einnehmbare Befestigung auf der rechten Paraguay-Uferseite gelegen, wo stets 7000 bis 8000 Mann in Garnison sind, die theils in Kasematten, theils in, nach französischem Styl gebauten Kasernen untergebracht sind. Außerdem hat Humayta' ein Laboratorium und Arsenal, wo stets 2 bis 300, meistens Engländer und Deutsche, beschäftigt sind. Die Batterien von Humayta' sind von 130 bis 140 Geschützen verschiedenen Kalibers vertheidigt, von denen die bedeutendsten 80Pfünder sind, und da die Krümmung des Flusses und die kurze Kanaldistanz das Attaquiren erschwert, so wären die Batterien sehr leicht mit Panzerschiffen zu nehmen. Sie wären vielleicht zu nehmen von der Landseite.

Die Militäranstalten von Asuncion sind ziemlich unbedeutend, denn außer dem Marinearsenal, das meistens von Engländern verwaltet wird; gibt es eine Kanonengießerei, die aber bis jetzt nichts Gutes geliefert hat. Auch hat Asuncion eine Kugelgießerei, die sehr bedeutend und gut ist. Das Leben der Soldaten in Paraguay ist von dem der Soldaten civilisirter Nationen vollständig verschieden. Sie werden von Abends 8 bis Morgens 7 Uhr aus ihren Kasernen entlassen, von wo ein Jeder hingeht, wo es ihm beliebt, und die meisten schlafen aus Mangel an Obdach mit den Frauen auf freien und öffentlichen Plätzen. Es herrscht ein Gesetz, wonach ein jeder Civilist, der bei einer Wache vorübergeht, vor der Schildwache seinen Hut abziehen muß, und muß derjenige, der Abends nach 8 Uhr auf der Straße geht, eine Laterne angezündet bei sich führen und sich bei jeder Wache, an welcher er vorübergeht, melden.

Die Marine ist von einem frühern, tapfern Fregatten-Kapitän, Namens v. Radetylsy, kommandirt. Derselbe stand früher im österreichischen Flottendienst, ging von dort, seiner demokratischen Ideen halber, ab, und es ist schwer zu verstehen, wie Jemand, der auf Ehre Anspruch macht, in einem Lande dienen kann, wo Frauen und Kinder gefangen genommen und ins Innere von Paraguay geschleppt werden, wo sie als Sklaven arbeiten müssen, was bei denen, die in der Provinz Matto-Grosso gefangen worden sind, der Fall ist; denn die Paraguayer haben sogar Kinder, die schwer zu transportiren waren, getödtet.

Die Subalternoffiziere und Matrosen der Republik wissen weder etwas von Praxis noch Theorie und sind nur auf Flüssen als Matrosen brauchbar.

Abschlachtung von Indianern in Nordamerika. Es ist eine unbestreitbare und auch allerseits zugestandene Thatsache, daß die Streitigkeiten zwischen den Indianern und Weißen fast ohne Ausnahme ihren Grund in Frevelthaten der letzteren haben. Man behandelt das „rothe Ungeziefer" grausam, oder hält ihm nicht Wort, jagt unschuldigen Leuten Kugeln durch den Leib und schreit dann über Blutgier und Barbarei der Indianer, welche in ihrer landesüblichen Weise Rache nehmen. Sehr häufig ist es vorgekommen, und es ist auch amtlich nachgewiesen worden, daß von Seiten der Agenten, welche den Indianern vertragsmäßig festgestellte Jahrgelder für Landabtretungen zu zahlen hatten, Betrug der schmählichsten Art verübt wurde, oder daß die Jahrgelder nicht zu rechter Zeit bezahlt wurden. Seit drei Jahren sind nun die Prairie-Indianer namentlich im Gebiete Dakotah in Bewegung, und die Bundesregierung hat Truppen gegen sie ausgesandt. Der Befehlshaber derselben, ein Oberst Chivington, wurde von weißen Leuten beschuldigt, sich abscheuliche Barbareien erlaubt zu haben, und General Alexander Mac Cook untersuchte an Ort und Stelle. Der „Atchison Champion" enthält nun den amtlichen Bericht und äußert sich in folgender Weise:

„General Mac Cook sagt mit dürren Worten, es handle sich hier um die kaltblütigste, empörendste, teuflischste Abscheulichkeit, die jemals von einem Menschen oder Teufel ausgedacht wurde. Die beschwornen Aussagen von Zeugen genügen, um jedem Menschen die Schamröthe darüber, daß er selber ein Mensch ist, auf die Wangen zu treiben. Es war ein unterschiedloses Ermorden von Männern, Frauen und Kindern beiderlei Geschlechts, in jeder denkbaren und empörenden Gestalt. Ungeborene Kinder wurden aus den Leibern sterbender Mütter gerissen und skalpirt; Kinder im zartesten Alter wurden abgeschlachtet; Soldaten „schmückten" ihre Hüte mit gewissen Körpertheilen von Männern und Frauen aus; die Flagge und die Uniform der Vereinigten Staaten wurden durch Handlungen diabolischer Grausamkeit geschändet, die in ihren Einzelnheiten so empörend sind, daß ein anständiges Blatt sie nicht alle wiedergeben kann."

„Und alle diese Abscheulichkeiten wurden an einer Indianerbande begangen, welche sich freiwillig unter den Schutz der Regierung gestellt hatte, über deren Lagerplatze eine weiße Fahne neben dem Sternenbanner der Vereinigten Staaten wehete. Das letztere hatten die Indianer von dem Militärkommandanten in Fort Lyons erhalten, und dieser hatte ihnen gesagt, die Flagge diene als Schutz und Sicherheit, so lange sie keine Feindseligkeiten verüben würden."

„Diese Indianer standen unter der Führung des Schwarzen Kessels, und die Freundschaft dieses Häuptlings für die Weißen war seit Jahren sprüchwörtlich. Er hatte als Kundschafter im Dienste unserer Regierung gestanden und war vom Oberstlieutenant Tappan vom ersten Coloradoregimente zur Ueberwachung der Sioux und anderer feindlicher Stämme verwandt worden. Erst einige Tage vor der Gräuelthat hatte er durch rechtzeitige Benachrichtigung einen Ueberfall verhindert. Er hatte die Männer, Frauen und Kinder seines Stammes zusammengebracht, um in der Nähe des Forts und unter der Obhut der Weißen zu leben. Das Vertrauen dieser Indianer wurde durch unterschiedsloses Abschlachten, die freundliche Gesinnung durch Nothzucht und Verstümmelung der Leichen belohnt."

„Pioniere der Civilisation!"

Judenbekehrungen in Amerika. Man weiß nicht genau, wie hoch sich die Ziffer der Juden in der Neuen Welt beläuft; nach einigen Angaben soll sie nahe an 200,000 Köpfe betragen, von denen etwa 50,000 auf Neuyork kommen. In dieser Stadt haben sie mehre Synagogen und überall halten sie zäh an ihrem alten Glauben fest. Nach dem Beispiele der londoner Judenbekehrungsgesellschaft, welche im Ganzen doch nur geringen Erfolg aufweisen kann, haben sich ähnliche Vereine in Neuyork gebildet, namentlich unter den Presbyterianern und unter den Baptisten. Sie eröffneten Schulen, in denen sie vorzugsweise

bekehrten Juden als Lehrer anstellen. Der christliche Missionär Löwenthal, der 1864 zu Ludianah in Indien ermordet wurde, war ein bekehrter deutsch-amerikanischer Israelit. Ein Anderer, Lederer, gibt in Neuyork ein Bekehrungsblatt heraus, welches den Titel „Der wahre Israelit" führt. Auch auf den Antillen und in Guyana sind Judenmissionäre thätig. In Surinam hat van Emden, ein reicher Jude, eine schöne Kapelle bauen lassen, in welcher die Herrnhuter predigen; in Demerara wurde 1864 ein aus Hannover gebürtiger Hebräer mit seiner ganzen Familie getauft, und in Brasilien ist irgendwo (wir finden den Ort nicht angegeben) ein bekehrter Jude als evangelischer Pastor angestellt worden.

Die Beschiffung des Purus durch Chandleß. Die bisherige Annahme, daß der peruanische Fluß, welchen man als den Madre de Dios bezeichnet, mit dem Purus ein und derselbe sei, ist nicht länger haltbar. Wir haben noch jüngst (Globus VIII, S. 159, 220 ff.) Mittheilungen über die Wasserverbindungen im Innern Brasiliens gegeben; hier bringen wir noch einige Notizen über den Purus nach Chandleß, dessen ausführlicher Bericht später im Journal der londoner geographischen Gesellschaft erscheinen wird. Dieser Fluß erscheint auch deshalb von großer Wichtigkeit, weil er auf der ganzen Strecke seines Laufes gar keine Schwierigkeiten für die Schifffahrt darbietet. Chandleß fand Indianer aus Bolivia, welche seinen Kahn ruderten, und befand sich am 12. Juni 1864 in der Mündung des Purus; dann fuhr er stroman, bis er am 23. Dez. den Fluß so schmal und dermaßen mit Felsen angefüllt fand, daß er nun nicht mehr weiter kommen konnte. Er befand sich (die Länge und Breite finden wir nicht speciell angegeben) 1866 Miles von der Mündung entfernt in einer Höhe von 1088 Fuß über dem Meere. Dann drang er an den beiden Quellarmen, welche den Purus bilden, so weit als irgend möglich hinauf. Keiner von diesen war der Madre de Dios. Der Wald war überall so dicht und hoch, daß der Reisende keinen Blick auf die Andes gewinnen konnte; er meint aber, sie hätten ohne dieses Hinderniß sichtbar sein müssen. An jenen beiden Quellarmen fand er einen Indianerstamm, der noch nie im Verkehr mit den Weißen gestanden hat und eben so wenig mit den weiter abwärts wohnenden Indianern Handelsverbindungen unterhält. Diese Indianer kannten noch kein Eisen und hatten Steinbeile.

Der unseren Lesern bekannte Reisende Bates bemerkt, er sei auf dem Amazonenstrom viermal an der Mündung des Purus vorbeigefahren, habe dieselbe nur etwa eine Viertelmeile breit gefunden und deshalb den Purus für einen Zufluß dritter oder vierter Klasse gehalten; fünf oder sechs der Hauptnebenströme des Amazonas seien an ihrer Mündung drei bis vier Miles breit. Uebrigens sei es richtig, daß der Purus eine vortreffliche Fahrbahn bis ins Innere von Peru darbiete.

Aus Brasilien. Zwischen Rio Janeiro und Porto Alegre in der Provinz Rio Grande wird eine Telegraphenlinie gebaut.

Professor Agassiz war am 10. August in Pará angekommen und wollte am 17. d. M. seine Fahrt auf dem Amazonenstrome beginnen.

Die Dampfschifffahrt zwischen Brasilien und Nordamerika wird 1866 beginnen. Der washingtoner Congreß hat den Unternehmern auf 10 Jahre eine jährliche Beisteuer von 120,000 Dollars bewilligt, und die brasilianische Regierung gibt jährlich 22,000 Pfd. Sterl. Zuschuß. Die Schiffe werden von Neuyork abgehen, St. Thomas in Westindien, Pará, Pernambuco und Rio Janeiro berühren.

Die argentinische Regierung ihrerseits hat beschlossen, daß sie auf acht Jahre 20,000 Dollars jährliche Unterstützung den Dampfern zukommen lassen werde, welche einen monatlichen Dampferverkehr mit Neuyork ermöglichen. Diese Linie wird wohl mit jener ersten combinirt werden.

Fortschritt in Chile. In Brasilien, Neugranada, den argentinischen Provinzen und Uruguay haben Nichtkatholiken das Recht der freien Ausübung ihres Gottesdienstes. In Chile war thatsächlich große Toleranz, aber gesetzliche Bestimmungen fehlten. Nun aber hat im Juli 1865 der Congreß den Paragraph 5 der Verfassung in folgender Weise erläutert: „Allen, welche sich nicht zur römisch-katholisch apostolischen Religion bekennen, ist erlaubt, ihren Gottesdienst in Gebäuden abzuhalten, welche Privateigenthum sind. Sie können Privatschulen gründen, in welchen sie ihre Kinder in den Lehren ihrer Religion unterrichten. — Die Geistlichkeit bot Alles auf, um die Maßregel zu hintertreiben, die öffentliche Meinung ist aber für die Beseitigung der früheren Beschränkungen gewesen.

Der Handel des Landes befindet sich in blühendem Zustande. In dem Finanzjahre 1864/65 betrug die Einfuhr 18,868,365 Dollars, 1,620,162 Dollars mehr als im Vorjahr. Die Ausfuhr wächst. Sie stellte sich auf

1861 . .	20,349,634	Dollars
1862 . .	21,994,432	„
1863 . .	20,118,852	„
1864 . .	27,242,853	„

Der Geldwerth der im Küstenhandel beförderten Güter stellt sich auf 28,896,783 Dollars.

Australische Notizen. Aus den von den Entdeckern als „ausgezeichnetes Weideland" so hoch belobten Norddistrikten der südaustralischen Colonie sind im August höchst betrübende Nachrichten eingelaufen. „Die lange Dürre hat einen gänzlichen Mangel an Futter im Gefolge; das Vieh verhungert zu Tausenden. Mehre der größten Stationen sind völlig verlassen, auch die Ansiedler ziehen aus jenen Gegenden fort. Man findet sogar keineswegs selten verhungerte Känguruhs."

Tabackssamen aus Schiras in Persien ist im Auftrage der englischen Regierung in der Colonie Victoria vertheilt worden. Unser Landsmann, Dr. Müller, Direktor des botanischen Gartens zu Melbourne, hat sich der Sache angenommen.

Der Zuckerbau in Queensland scheint guten Fortgang zu nehmen; man gedenkt aus dem Lande mehr und mehr eine Zuckercolonie zu machen. Im Juni ist ein erfahrener Zuckerpflanzer, Fyers, aus Mauritius nach Brisbane gekommen und hat Fabrikationsgeräthe der neuesten und besten Art mitgebracht. Er wird von der Regierung 1000 Acres Zuckerland erhalten, das er in Abtheilungen von 50 Acres theilen will. Auf diese soll nach seiner Methode Rohr gepflanzt werden.

Der Streit über Freihandel und Schutzzölle, der in Europa beseitigt ist, erhält die australischen Colonien, namentlich Victoria, in großer Aufregung. Hier sind Regierung und Oberhaus für hohe Schutzzölle, das Unterhaus ist dagegen. Man will die Colonie wo möglich zu einem Fabriklande machen, und es entstehen allerdings viele gewerbliche Anstalten. In Sydney wird von einer Compagnie eine große Glas- und Porzellanfabrik gegründet, damit man nicht mehr „von England abhängig sei, in Sachen, die man selber verfertigen könne".

In Neusüdwales sind binnen wenigen Wochen nicht weniger als 30 mit Getreide beladene Schiffe aus Chile angekommen.

Die Ansiedlung am Cap York im Nordgebiete. Wir haben die darauf bezüglichen Reisen und die Maßregeln zur Gründung einer Niederlassung früher im Globus ausführlich geschildert; wir theilten auch mit, daß gegen den Herrn Finnis, welchem die Leitung anvertraut war, große Mißstimmung herrsche. Jetzt lesen wir, daß die Regierung diesen unfähigen Mann abgerufen und durch einen Herrn Benney ersetzt hat; diesem ist der tüchtige und erfahrene Entdeckungsreisende M'Kinlay als „Explorer" beigegeben worden. Der erste Platz zur Niederlassung war höchst unpassend gewählt worden, und das Vieh starb aus Mangel an Futter.

Die Leichhardt-Expedition hat am 18. Juli Balronald erreicht. Der während der letzten Tage gefallene Regen wird es wahrscheinlich möglich machen, daß dieselbe die zwischen dem Darling und Mount Murchison befindliche Gegend geradenwegs durchziehen kann. Ueberall haben die Ansiedler, deren Eigenthum die Expedition berührte, derselben große Unterstützung gewährt. Die Vorzüglichkeit der Kameele in einer beinahe graslosen Gegend hat sich im Verhältniß zu den Pferden wiederholt herausgestellt. Dr. Murray berichtet, daß letztere sehr durch den großen Mangel an Futter leiden, während die Kameele beim Genuß der dort wachsenden Salzpflanzen und des Scrubs sich ganz wohl befinden. Die Expedition scheint in Bezug auf ihre Mitglieder gut organisirt zu sein.

Folgendes Schreiben ist von Dr. Murray, dem bisherigen Führer der Leichhardt-Expedition, eingegangen:

Pooncurie am Darling, 2. August 1865. „Ich bin mit der Expedition am 31. Juli hier eingetroffen. Wir haben bedeutende Schwierigkeiten beim Durchzug der Gegend zwischen Balronald und dem Darling gehabt, verursacht durch gänzlichen

Mangel an Futter und Knappheit des Wassers an der Straße. Eines der jungen Kameele mußte ich in hoffnungslosem Zustande auf Herrn Officers Station gelähmt zurücklassen, und eines unserer guten Packkameele ist in der Nacht des 31. Juli ertrunken; anscheinlich ist es am steilen Ufer des Flusses ausgeglitten und in die auf dem Boden liegenden Baumknorren verwickelt worden. Wir haben jetzt 35 Pferde und 12 Kameele, nämlich 8 Packkameele, 1 Reitkameel und 3 Junge. Ich kann nur mit größter Zufriedenheit über das Betragen eines jeden Mitgliedes der Expedition sprechen; Alle wetteifern mit einander sich nützlich zu machen, und Jeder unterzieht sich aufs Bereitwilligste der ihm angewiesenen Arbeit. Bevor ich nach Menindie aufbreche, werde ich einige Tage hier verweilen, damit die Pferde sich erholen können. James P. Murray."

Neueren Nachrichten zufolge ist Dr. Murray mit der Expedition glücklich in Menindie angekommen.

Entdeckungsreisende in Westaustralien von den Eingebornen ermordet. Wir haben früher der Expedition Panters erwähnt. Jetzt finden wir in der „Melbourner Germania" folgende betrübende Nachricht:

F. R. Panter, J. R. Harding und W. H. Goldwyer waren am 9. November 1864 von der Roebuckbay in Nordwesten aufgebrochen, um das Land in der Richtung nach Legrange-Bay zu untersuchen. Sie hatten mit sich 4 Pferde und waren auf 14 Tage verproviantirt. Da dieselben 60 Tage nach ihrer Abreise nicht zurückgekehrt waren, so befürchtete man, daß ihnen ein Unglücksfall zugestoßen sei, und es wurde daher ein Herr Brown in Begleitung von zwei Polizisten und drei Eingebornen am 16. Februar ds. Js. in dem von der Regierung gecharterten Schiffe „Clarence Packet" abgesandt, um nach den Verschollenen zu suchen. In Roebuck-Bay angekommen, nahm die Partie ihren Weg nach der Gegend, welche jene wahrscheinlich durchzogen hatten. Erst am 8. März erfuhr man von einem Eingebornen, daß vor ungefähr 4 Monaten 3 weiße Männer mit 4 Pferden von den Eingebornen des Nachts überfallen und getödtet worden wären. Herr Brown eilte mit seinen Begleitern nach dem angegebenen Orte, welchen er am 4. April erreichte, und fand hier nicht nur die Leichname der Unglücklichen, sondern auch ihre Tagebücher und viele zerstreut umherliegende Reiseutensilien. Die Partie trat darauf ihren Rückweg nach Freemantle an, woselbst sie, die Leichname mit sich führend, am 10. Mai eintraf.

Der Stamm der Selabah im Innern Arabiens. Unsere Leser wissen aus Gifford Palgrave's Reisebericht, daß viele Stämme in Arabien sich vom Mohammedanismus fern gehalten haben. Auch Oberstlieutenant Pelly fand auf seiner Reise vom Persischen Meerbusen nach Riad die Selabah, Seleb oder Selaib, welchen der Islam völlig fremd war. Bei gewissen Festlichkeiten, z. B. bei der Heirat und der Beschneidung richten sie ein mit rothem Zeug umwickeltes Kreuz auf, dessen obern Theil sie mit Federn verzieren; dasselbe wird vor der Hausthüre der Brautleute oder des Beschnittenen aufgestellt; dann versammelt sich das Volk und tanzt um das Kreuz. Das Wort Seleb bedeutet Kreuz; einige Leute des Stammes leiten aber dasselbe ab von Es solb el Arab, d. h. vom Rücken der Araber; sie wollen damit andeuten, daß sie das rechte urarabische Blut seien. Von den Mohammedanern werden sie gehaßt und gleichsam als Pariahs angesehen, und jene Selaibs, welche in das Nedsched oder andere mohammedanische Gegenden eingewandert sind, müssen sich äußerlich den Bräuchen des Islam anbequemen; wenn sie aber in ihren Zelten unter sich sind, leben sie nach alter Weise. Zwischen den Selaib und den mohammedanischen Arabern kommen Zwischenheiraten nicht vor. Jene sind ausgezeichnete Jäger und tragen einen langen Rock, der aus Thierfellen zusammengenäht ist. Ihre Hauptnahrungsmittel sind Wildpret, Heuschrecken und Datteln; acht Monate führen sie mit ihren Schafen und Kameelen ein Wanderleben. Für Mekka haben sie angeblich eine gewisse Verehrung, ihr eigentlicher Wallfahrtort ist aber Haran in Mesopotamien. Sie sollen Gesänge und andere Bücher in chaldäischer und assyrischer (?!) Schrift haben. Sie verehren den Polarstern, den sie Jah (Jehova) nennen, weil er der unveränderliche Punkt ist, nach welchem alle Reisenden sich richten, und außerdem noch einen Stern, Jedy, im Bilde des Widders. Während des Betens kehrt der Selaib dem Sterne das Gesicht zu und streckt die Arme so aus, daß sie mit dem Körper ein Kreuz bilden. Uebrigens glauben sie an Einen Gott und beten täglich dreimal. Sie sind friedlich und gastfrei und behaupten ein aus dem Nedsched ausgewanderter Stamm von Sabäern zu sein. Wenn Rawlinson meint, diese Selaib seien kein semitischer Stamm, so fehlen dafür die Beweise.

Die Waffenfabrikation in Birmingham. Die Anfertigung von Werkzeugen, mit welchen die christlichen und civilisirten Menschen unsers Jahrhunderts einander ums Leben bringen, bildet einen der wichtigsten Gewerbszweige, insbesondere für die Stadt Birmingham. In einer der Sitzungen der British Association gab J. D. Goodmann über denselben eingehende Nachrichten. Die Stadt zählte 1685 nur erst etwa 4000 Einwohner; England bezog früher seinen Bedarf an Schießwaffen vorzugsweise aus Lüttich; in Birmingham wurde die Waffenfabrikation 1689 durch König Wilhelm III. eingeführt; fünf Meister bekamen den Auftrag 200 Musketen mit Schnapphähnen zu liefern; für jede derselben erhielten sie 17 Schillinge.

Jetzt gilt bei der Verfertigung der Waffen das System der Vertheilung der Arbeit; Lauf, Schloß ꝛc. werden von verschiedenen Leuten geliefert, und der Gewehrmacher setzt dann die einzelnen Theile zusammen. In der Mitte des Jahres 1865 waren 599 Meister in den verschiedenen Zweigen beschäftigt und 7340 Arbeitsleute; von den letzteren beschaffen 3420 die Materialien (etwa 700 liefern die Läufe, 1200 das Schloß, 500 das Bayonnett ꝛc.). Die Arbeitslöhne sind höher als in irgend einem andern Gewerbe; man bezahlt stückweis. Neuerdings werden mehr und mehr Maschinen angewandt, und zwar nach dem „interchangeable system", welches schon vor einem Vierteljahrhundert in der Waffenfabrik zu Springfield in Massachusetts eingeführt worden ist. In England kam es zuerst in Enfield in Anwendung, wo eine Muskete, ehe sie als fertig abgeliefert wird, nahezu 600 Prozesse durchmacht. Die Small arms Company zu Birmingham hat jetzt Vorkehrungen getroffen, in jeder Woche 1000 Gewehre fertig zu liefern.

Alle Gewehre unterliegen jetzt, ehe sie ins Publikum gelangen, einer zweimaligen Prüfung; in Birmingham ist ein besonderes Probirhaus, und alljährlich werden am 9. März die Probirmeister gewählt.

In den 10 Jahren 1855 bis 1864 sind in England 6,116,305 Gewehre und Pistolen geprüft worden; davon im birminghamer trade Proof house 3,277,815, und im dortigen Regierungs Proof house 978,249; diese letzteren waren alle für Landheer und Flotte bestimmt. Sodann in London 1,325,139, in der Fabrik zu Enfield 505,102. Die jährliche Waffenproduktion stellt sich so: Birmingham trade Proof house 327,781; im Probirhause der Regierung 97,824; London trade Proof house 135,513, Enfield 72,154, — im Ganzen 633,272.

Während der vier Jahre des Krieges in Nordamerika sind 1,027,336 „smallarms" dorthin verschickt worden; davon 682,534 aus Birmingham, die übrigen aus London. England hat während der letztverflossenen 10 Jahre etwa 6 Millionen Stück Waffen erzeugt, und Lüttich in Belgien noch viel mehr, nämlich 6,842,264, deren Geldwerth jedoch beträchtlich geringer war. Die Belgier verfertigen nämlich eine große Menge von Taschenpistolen, nämlich 2,305,176 in jenen 10 Jahren. Die Waffenfabrikation für diesen Zeitraum repräsentirt in Belgien einen Geldwerth von 8,609,849 Pf. St., in England von 10,772,156 Pf. St. Zusammen also für beide Länder 130 Mill. Thlr. für Mordgewehre; alle anderen Länder zusammengenommen haben gewiß für eben so viel erzeugt, und das in einer Zeit, in welcher so oft verkündet wird, daß die fortschreitende Civilisation und die technischen Erfindungen und die Erleichterung des Verkehrs „den Krieg unmöglich machen müssen". Als ob die menschliche Natur nicht dieselbe bliebe mit ihren Wallungen und Leidenschaften, die von einer Generation auf die andere übergehen.

Steinkohlen in der Türkei. Die osmanische Regierung hat in Kleinasien nach Kohlen suchen lassen, und jüngst ist am Fuße des Berges „Olympus" ein sehr reichhaltiges Lager aufgefunden worden. Die Kohle soll vortrefflich sein; ob aber die Türken dieselbe auch gehörig ausbeuten werden? Die Gruben am Schwarzen Meere werden von ihnen arg vernachlässigt.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Schilderungen aus dem äquatorialen Westafrika.

I.

Zur Kennzeichnung des äquatorialen Afrika. — Die Niederlassung der Franzosen am Gabon. — Das Klima und dessen Einwirkungen; die Regenzeit. — Naturschilderungen. — Griffon du Bellay und du Chaillu. — Die Portugiesen und der Sklavenhandel. — Handelsprodukte. — Die Völkerschaften in der Gabonregion. — Die Mpongue. — Völkerwanderungen. — Unbesiegbare Trägheit; die Frauen als Lastthiere. — Wohnungen, Hausrath und Schmuck. — Der Hausherr und sein Hausgesinde. — Polygamie und deren Ursachen. — Der Handel und die Mäkler. — Die Frauen und das Cicisbeat. — Sklaverei. — Die Häuptlinge. — König Denis.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß in Afrika zu beiden Seiten des Aequators eine weite, reichlich 20 Breitengrade umfassende Region sich ausdehnt, von welcher wir theilweise nur erst wenig, theilweise gar nichts wissen. In unseren Tagen wurden jedoch erfolgreiche Versuche gemacht, in dieselbe einzudringen, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Lücke auf unseren Karten ausgefüllt sein wird, bevor ein Jahrhundert in den Schoos der Zeiten hinabrollt.



Die französische Faktorei am Gabon, aus der Vogelschau. (Nach einer Zeichnung von Ballon.)

Von Osten her ist der vortreffliche Burton nach Westen hin bis an den Tanganyika-See vorgedrungen, weiter im Süden Livingstone bis an den Nyassa-See; auf seinen früheren Reisen hat er bekanntlich das ganze afrikanische Festland zwischen den Mündungen des Sambesi und San

Paulo de Loanda durchmessen. Auf der Westseite ist vom portugiesischen Benguela aus Ladislaus Magyar tief bis ins Innere der Ganguella-Länder gekommen. Was aber nördlich von den Ländern des Matiamvo und des Cazembe liegt, nach Norden hin bis zum Lande der Nyam Nyam und bis nach Baghirmi, das wissen wir nicht. Im äquatorialen Westafrika kennen wir lediglich die Küstengegend und diese nicht einmal bis weit ins Land hinein. Was liegt östlich von der Biafrabay, von der Serra do Cristal und von Loango? Bis an das Crystallgebirge ist Paul du Chaillu gekommen, und eben jetzt ist er auf seiner gefahrvollen Wanderung in der Aequatorialgegend nach Osten hin begriffen; er will das afrikanische Festland in diesen Breiten durchziehen und hofft bis an einen der westlichen Hauptzuflüsse des Nils zu gelangen.

Ueber die Küstenstrecke im Süden der Nigermündungen, namentlich über das Camerones gebirge, die Coriscobay und den Gabon haben wir seit etwa zehn Jahren manche Nachrichten erhalten, und wir kennen die Flußläufe bis zum Crystallgebirge. Katholische und protestantische Missionäre sind eifrig genug, aber ihr Bekehrungswerk hat in dieser Gegend eben so geringe Erfolge wie anderwärts in Afrika. Sodann haben die Engländer verschiedene Faktoreien angelegt, und die Franzosen haben sich am Gabon festgesetzt.

Interessant genug ist diese äquatoriale Küstenregion Westafrika's, und haben wir schon im VI. und VII. Bande des „Globus" kulturgeographische Betrachtungen an dieselbe geknüpft. Jetzt trifft es sich, daß wir im Le Tour du Monde (Nr. 304) einen sehr lehrreichen Bericht über den Gabon finden, welchen wir unseren Lesern nicht vorenthalten dürfen. Verfasser ist ein Arzt der kaiserlichen Kriegsmarine, Dr. Griffon du Bellay, derselbe, welcher mit dem Schiffslieutenant Serval von der Küste einige Fahrten ins Innere unternahm, und von 1861 bis 1864 in diesen Gegenden verweilte. Wir geben seine Mittheilungen in freier Bearbeitung.

Vor nun 22 Jahren erschienen drei französische Kriegsschiffe in der Bay des Gabon, der ein großes Aestuarium bildet, und nahmen von derselben Besitz. Sie hatten im Jahre vorher das Land durch Verträge mit den Häuptlingen erworben, bauten eine Festung und gaben den verschiedenen Oertlichkeiten französische Benennungen, die aber wieder vergessen worden sind.

Es handelte sich lediglich darum, eine gute Schiffsstation zu erwerben. Von Ackerbau konnte in einer solchen Gegend keine Rede sein, denn die Eingebornen sind zu allem Möglichen aufgelegt, nur nicht zum Arbeiten, und ein Europäer, der auf freiem Felde thätig sein wollte, beginge ohne Weiteres Selbstmord. „In dieser Gegend ist die Arbeit für unsere weiße Rasse geradezu tödtlich."

Die Franzosen hatten allerdings eine sichere Rhede in diesen Regionen nöthig. Damals spielte die Verhinderung der Sklavenverschiffung aus Afrika eine große Rolle. Frankreich hatte darüber Verträge mit England und unterhielt an den afrikanischen Küsten 26 Schiffe, die zumeist klein waren und nicht viel Proviant an Bord nehmen konnten. Die nächste französische Besitzung, Goree, lag 800 Seelieues vom Gabon entfernt, und nun wollte man an dem letztern eine sichere und bequeme Station haben. Für eine solche ist denn auch die Gabonbay sehr wohl geeignet; sie reicht 30 Miles landeinwärts, ist am Eingange unter 30′ N. und 7° O. etwa 7 Miles breit und bildet den Kern eines kleinen hydrographischen Systems, das im Osten von dem Crystallgebirge begrenzt wird. Von diesem kommen mehre Flüsse herab. Im Süden und Osten zieht sich ein großer Fluß um den Gabon herum, der Ogowaï, der mit mehren Mündungen in den Ocean fällt.

Das Land gehört vertragsmäßig, wie schon bemerkt, den Franzosen, thatsächlich sind sie aber nur im Besitze der Bay. Am rechten Ufer derselben haben sie ihre befestigte Faktorei; dort liegt auch die katholische Mission und beim Dorfe Glaß die amerikanische Mission. In Glaß machen englische und amerikanische Handelsleute belangreiche Geschäfte, und auf der tiefen und sichern Rhede liegt immer ein französisches Kriegsschiff. Uebrigens ist die schöne, weite Bucht nur wenig belebt; dann und wann kommen Handelsfahrzeuge vom Ocean heran, oder Flußschiffe und Pirognen, deren schwarze Mannschaft den Ruderschlag mit eintönigen Gesängen begleitet.

Alles ist still und öde. Diese völlige Abgeschiedenheit von der Außenwelt wirkt sehr niederschlagend auf das Gemüth der Europäer, welche das Mißgeschick haben, am Gabon leben zu müssen. Für den Mangel an gesellschaftlichem Verkehr und Zerstreuung kann die schöne Natur nicht entschädigen. Der öde Anblick der afrikanischen Küste ist sprüchwörtlich und mit Recht, aber der Gabon macht eine Ausnahme. Denn dort reicht der üppige Pflanzenwuchs bis dicht ans Wasser, und die Dörfer liegen im Grün gleichsam vergraben.

Im Allgemeinen ist die Gegend flach, aber im Norden erhebt sich ein hoher Hügel, der Bouet; auf der Südseite sind einige Punkte des Strandes nicht geradezu niedrig; in der Mitte der Bucht steigen die Ovendospitze, die Insel Coniquet und das Papageyeneiland aus dem Wasser empor und sind mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt. Am Strande wuchert in dem sumpfigen Boden Mangrovegebüsch, und etwas landein tritt der sogenannte Gabontulpenbaum auf, der jährlich zweimal eine große Fülle orangefarbiger Blüthen trägt. Aber dieser prächtigen Natur fehlt das Leben; nur bei Glaß und bei der französischen Faktorei findet man einige Beweglichkeit. In der letztern wohnen der Commandant, die Beamten und die in der Faktorei beschäftigten Leute; auch haben Nonnen dort ein Erziehungshaus, und ganz in der Nähe liegt Libreville. In diesem Dorfe wurden im Jahre 1849 eine Anzahl Congo-Neger angesiedelt, welche man einem Sklavenhändler abgenommen hatte. Die Kriegsbesatzung besteht aus senegambischen Negern; sie wäre aber entbehrlich, weil die Eingebornen an Auflehnung gar nicht denken. Und der Handel der Franzosen bedarf hier ohnehin des Schutzes nicht, denn er fehlt fast gänzlich, während die Engländer und Amerikaner gute Geschäfte machen.

Die Region des Gabon wird vom Aequator durchschnitten. Als Griffon du Bellay im Anfange des Septembers 1861 dort ankam, ging eben die gute Jahreszeit zu Ende. Die Hitze, sagt er, war gerade nicht übermäßig, sie wurde Abends durch den Seewind gemildert, die Nächte waren frisch und nicht feucht, das Klima erschien demnach ganz leidlich. Zum Unglück hatte aber diese gute Jahreszeit schon drei Monate angehalten, und man erwartete den Eintritt des Regens am 15. September, weil er sich drei Jahre hintereinander an diesem Tag eingestellt hatte. Er kam denn auch richtig an, anfangs fein und nicht übermäßig stark, dann aber hielt er bis in die ersten Tage Januars an; nun folgte sechs Wochen lang die kleine trockene Jahreszeit, die aber sehr feucht und ungesund ist. Nachher fällt wieder Regen und zwar in gewaltigen Güssen mit prächtigen Donnerwettern, die einander rasch folgen. Das Ganze hat einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die

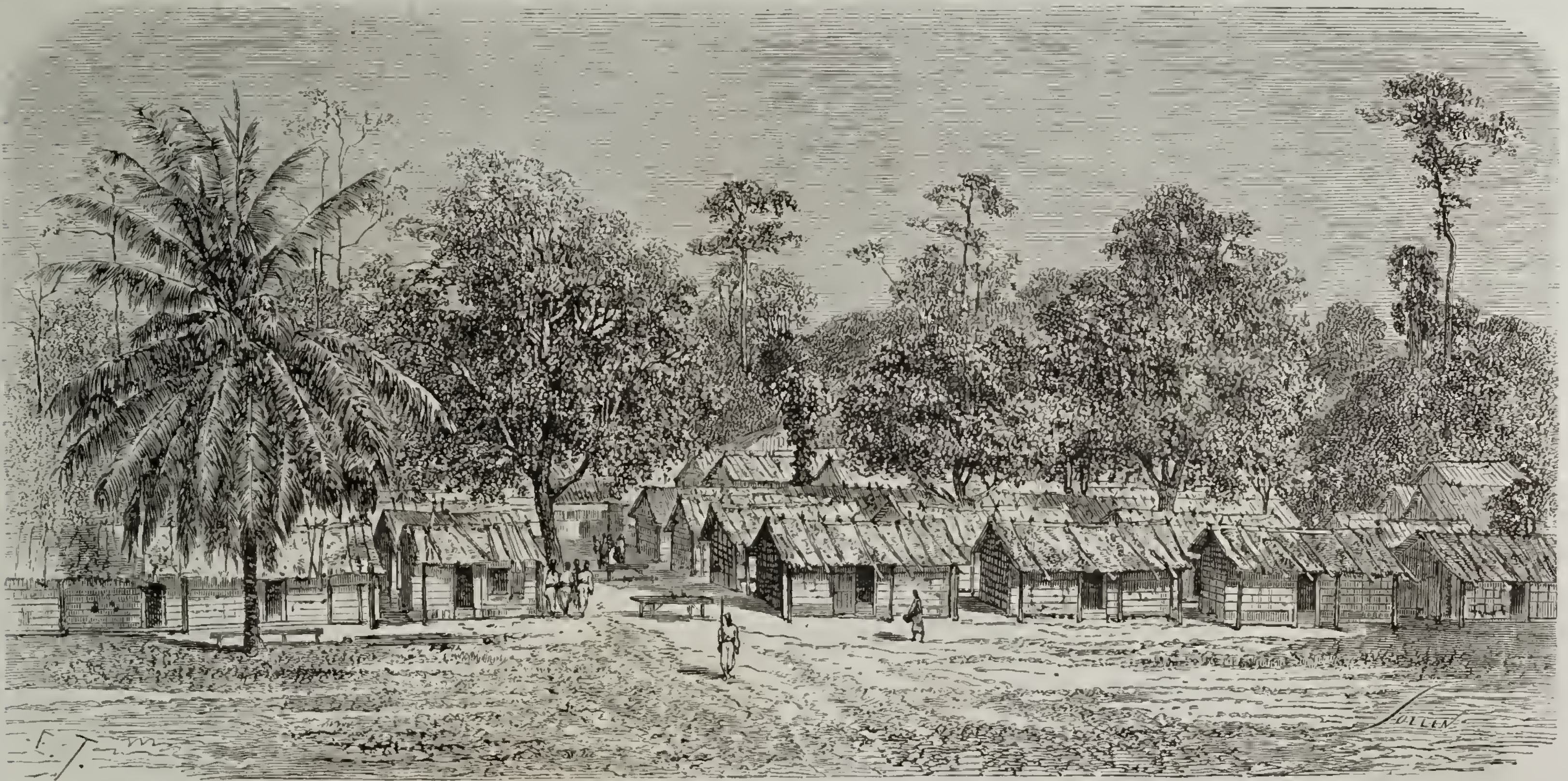
Gesundheit. Während der dann folgenden drei trockenen Monate verschwindet jedes Atom von Feuchtigkeit. Also: sieben Monate Regen, und zwar während voller sechszehn Wochen sündflutlicher Regen. So ist das böse Klima am Gabon. —

Die Hitze ist nicht allzu übermäßig, aber andauernd. Der Thermometer steigt selten über 33 Grad, fällt aber auch selten unter 23, und der mittlere Stand ist 28 Grad. Diese Temperatur wird durch die Feuchtigkeit und die elektrische Spannung unerträglich; das Unbehagen steigert sich während der Regenzeit, und der erschlaffte Körper wird immer mehr abgespannt; er ruhet sich nicht aus, wenn er auch unbeweglich bleibt, und der Schlaf bringt keine Erquickung. Die geistigen Kräfte ermatten und schlummern ein, auch verliert sich die Lust zum Essen. Die Hitze allein bringt diese Erscheinungen nicht hervor, es wirken noch mehre andere Ursachen dabei mit. Dem Menschen kommt die Harmonie abhanden.

Also dieses Klima, in welchem die Schwankungen des Thermometers 10 Grad nicht übersteigen, ist sehr gleichmäßig, aber es wirkt auch gleichmäßig abschwächend, und dieser Charakter zeigt sich auch in den Krankheiten; Dysenterien und Sonnenstiche kommen nicht oft vor, aber viel perniciöse Fieber. Denn das Land ist sumpfig, und der Blutmangel hat Erschlaffung, schmerzhafte Empfindungen und völlige Abschwächung im Gefolge.

„In einem solchen Lande kann der Europäer wohl zeitweilig campiren, aber er kann sich nicht ansiedeln, und ich glaube, daß er keine Aussicht hat sich zu akklimatisiren. Allerdings wohnen hier manche Missionäre seit langen Jahren, sie haben aber bei ihrem einförmigen und eingezogenen Leben nicht direkt gegen das Klima zu kämpfen, was bei den Seeleuten und beim Handelsmann allerdings der Fall ist. Im günstigsten Falle werden nur einzelne Europäer sich eingewöhnen können, die weiße Rasse als solche kann es niemals, am allerwenigsten eine weiße Frau. Und wenn eine solche den Gefahren trotzen wollte, welche das Mutterwerden hier mit sich bringt, so würden sie das Wagniß vielleicht mit dem Leben büßen, und sicherlich würde ihre Nachkommenschaft unfruchtbar sein." —

Die Portugiesen hatten schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Insel Coniquet in Besitz genommen, zogen aber wieder ab und ließen zwei kleine, noch vorhandene Kanonen in einem Fort zurück, von welchem man jetzt kaum noch Trümmer sieht. Doch bleiben sie des Sklavenhandels wegen in Verbindung mit dem Gabon. Dieser Handel brachte ihnen großen Gewinn, und in Angola hatten die Patres Jesuiten mehr als 12,000 Sklaven. Jetzt sind Angola und dessen Hauptstadt San Paulo de Loanda im Verfall; aber am Strande zeigt man noch den Lehnsessel, von welchem herab der Bischof den Sklaven, natürlich gegen Bezahlung einer Summe für jeden Kopf, den Segen gab, bevor sie ins Schiff getrieben und über See gebracht wurden. Jetzt steht dieser bischöfliche Sitz leer, aber die Portugiesen in Angola denken wohl noch an die frühere Zeit, welche für sie eine goldene war.



Dorf der senegambischen Scharfschützen am Gabon. (Nach einer Photographie.)

Bei den Schwarzen am Gabon fallen die Begriffe Portugiese und Sklavenhändler allemal zusammen, und wenn ein Häuptling einem seiner Unterthanen Furcht einjagen will, drohet er, ihn an die Portugiesen zu verkaufen. Manchmal geschieht das auch wirklich, denn der Sklavenhandel hat nicht etwa gänzlich aufgehört, sondern wird, trotz aller Ueberwachung, unter der Hand immer noch fortgetrieben.

Aber der Sklavenhandel hat aufgehört einen regelmäßigen Gewerbszweig zu bilden, und die Eingebornen empfinden das. Sie haben sich daran gewöhnt, von den Europäern eine Menge von Waaren einzuhandeln, die ihnen unentbehrlich geworden sind, und früher bestritten sie die Ausgaben von dem Profit, welchen der Sklavenhandel abwarf. Sie haben aber nicht einmal den Versuch gemacht, den Ausfall durch nutzbringenden Anbau des Bodens zu decken, weil sie so entsetzlich faul sind; und so bringen sie es zu nichts. Im innern Lande sind mehre Erzeugnisse vorhanden, welche im Handel gesucht werden,



König Denis und seine Hauptfrau. (Nach einer Photographie.)

z. B. Färbehölzer, Ebenholz und Elephantenzähne. Die Gabonesen nun treten als Mäkler zwischen den Europäern und den Stämmen im Innern auf, doch der ganze Betrieb ist unvernünftig. An den Flußläufen stehen jetzt gar keine werthvollen Hölzer mehr und sie müssen von weit landeinwärts her geholt werden. So erschöpft man das Land.

Vor einigen Jahren riefen die Franzosen den Handel mit Kautschuk ins Leben. Dasselbe wird aus drei oder vier verschiedenen Lianen gewonnen, die man unter der Benennung Ndambo zusammenfaßt (Carpodinus, Familie der Apocyneen). Man kann den Saft in jedem Jahre abzapfen, und der Gewinn könnte ein regelmäßiger sein. Aber die Neger hauen ohne Sinn und Verstand in die Lianen hinein, richten dieselben zu Grunde und denken nicht an die Zukunft.

Für den Freund der Völkerkunde liegt ein nicht geringer Reiz darin, die Menschen am Gabon zu studiren. Sie päischen Einflüssen sind; auch ist der Mohammedanismus, welcher im Norden und Westen so tiefe Wurzeln geschlagen hat, noch nicht bis zu ihnen gedrungen. Der südliche Theil jener Region ist bekanntlich von dem kühnen Jäger Bellonie du Chaillu durchstreift worden.*)

Die vier Volksstämme am Gabon reden vier verschiedene Sprachen. Es sind die Mpongues (Pongos) oder eigentlichen Gabonesen; sie sitzen am Meere und an den Flußmündungen. Die Schekanis wohnen in den umliegenden Wäldern und werden deshalb von den Mpongues als Bulus, d. h. Menschen des Waldes, bezeichnet. Sodann die Bakalaïs und endlich die Fans oder Pahuins. Alle vier gehören diesem Lande nicht ursprünglich an, sondern sind aus dem Innern gekommen.

Es ist nur allzuwahr, daß die Pahuins Menschen fressen. Sie sind in diesen Gegenden erst vor Kurzem aufgetreten und geraden Weges von Osten her gekommen. Sie



Ein Mpongue vom Gabon. Tau, Typus eines Kruman.

(Nach Photographieen.)

sind wahrscheinlich eben so lange auf der Welt wie wir weißen Leute und doch sind sie noch nicht einmal in den Anfängen der Kultur; sie sind, wie man sich oftmals mit einer sehr ungeeigneten Redensart auszudrücken pflegt, so zu sagen noch im „Naturzustande", sie sind gesellschaftlich unreif. „Die Temperaturverhältnisse und die Leichtigkeit sich zu ernähren mögen Einiges dazu beigetragen haben, doch liegt das Hauptmoment darin, daß ihre Rasse von Anbeginn an ursprünglicher Impotenz leidet; wir finden, daß sie überall, wo sie auch gelebt haben mag, an einer unheilbaren Unvollkommenheit krankt."

Man sieht, daß die praktischen Beobachter, welche Land und Leute aus eigener Anschauung kennen, anders urtheilen als die Buckle, die Mill, die Philanthropen und Phantasten.

Im Becken des Gabon wohnen mehre kleine Völkerstämme, welche Stoff genug zur Betrachtung darbieten. Es wird aber noch interessanter sein, jene am Ogowaï zu beobachten, weil diese noch völlig unberührt von europäischen... trieben die Bakalaïs vor sich her und werden künftighin die wichtigste Bevölkerung im Gebiete der Franzosen bilden.

Derartige Wanderungen sind an der afrikanischen Küste gewöhnlich. Anlaß dazu gibt der Wunsch, unmittelbar mit den Europäern in Handelsverkehr zu treten; die Stämme drängen sich nach dem Meere hin, das auch für sie eine Quelle des Reichthums bildet.

*) Griffon du Bellay sagt: „Er ist ein Creole vom Senegal und Mitglied unsrer kleinen europäischen Colonie am Gabon gewesen; er ist aber plötzlich ein amerikanischer, für sein neues Vaterland glühender Bürger geworden und ein Anglikaner, der große Inbrunst für die Bibel hat." — In amerik. Blättern las ich, du Chaillu sei von jüdischer Abstammung. Griffon du Bellay bemerkt, er wolle nicht sagen, daß du Chaillu so weit ins Innere vorgedrungen sei, wie er selber behaupte, und viele Geräthe, welche er angeblich von weit entfernt wohnenden Völkern mitgebracht haben wolle, seien notorisch solche, welche bei den Stämmen am Gabon vorkommen. „Aber sein Buch enthält viele Einzelnheiten, die durchaus genau sind, und manche Sittenschilderungen, welche er dem Leben entnommen hat." A.

Für den Beobachter erwächst daraus der Vortheil, daß er verschiedenartige Stämme betrachten kann; diese selber verlieren jedoch in der Küstengegend durch Berührung mit den Fremden bald Vieles von ihrer alten Ureigenthümlichkeit, und manche ihrer charakteristischen Gebräuche und Fertigkeiten kommen in Abgang, weil die Leute ihre Bedürfnisse in neuer Weise befriedigen können.

Ein Europäer, welcher in den Gabon einfährt, kommt nicht sofort mit den Mpongues in Berührung, sondern mit den Krumen, welche an der Westküste von Afrika von Sierra Leone bis zum Aequator als Schiffsleute und Lastträger dienen. Griffon du Bellay lobt sie als rechtschaffen und thätig.

Dagegen ist der Gabonese ein träger Mensch ohne jede Spannkraft. Wenn man ihm ein Stück Arbeit zumuthet, wird er zur Antwort geben: „Das ist Arbeit für den Kruman;" oder auch: „Das ist Arbeit für den Weißen." Er ist der festen Ueberzeugung, daß der Weltschöpfer dem Mpongue keine Arbeit zumuthet. Er treibt sich am Strand herum, denn dort tritt er als Mäkler auf, wenn er überhaupt sich mit irgend einem Geschäfte befaßt. Sein Dorf liegt am Wasser, sein Kahn ist gleichsam sein Pferd und Wagen, der Strand seine Verkehrsstraße.

Dort treiben sich auch die Negerinnen umher und schwatzen. Die jungen Mädchen sind hurtig genug, da sie in ihren Bewegungen durch Kleidungsstücke nicht behindert werden. Sie tragen ein Stück Baumwollenzeuges um die Hüften, das ist Alles, und wenn sie in Gala erscheinen, werfen sie ein zweites Stück über die Schultern. Die verheirateten Frauen erkennt man auf den ersten Blick, denn von den Fußknöcheln bis zu den Kniegelenken sind ihre Beine mit dicken Kupferringen belastet. Diese, Metallstiefel kann man sagen, sind schwer und gewiß sehr lästig; aber sie sind Mode, obwohl sie gar nicht selten schmerzhafte Hautkrankheiten erzeugen. Uebrigens ist die Frau das Lastthier des schwarzen Mannes; sie trägt schwere Bürden, er geht hinter ihr her und raucht gemächlich seine Pfeife Taback. Bei jedem, der ihm begegnet, bleibt er stehen, denn Zeit versäumt er nicht; den Europäer begrüßt er mit einem Mbolo, d. h. „freundschaftlich".

Die Mpongue sind hübsche Leute; groß und gut gewachsen, von kräftigem Muskelbau, auch ist das Bein besser gestaltet, als sonst bei den Schwarzen der Fall; der Fuß platt, aber die Fußbiege geschweift, die Hand klein, der Oberarm im Verhältniß zum Unterarm zu kurz. Das Auge hübsch und voll Ausdruck, die Nase wenig oder gar nicht geplätscht, der Mund mittelmäßig gespalten, die Unterlippe dick, doch nicht allzusehr herabhängend, die Zähne hübsch und gut gestellt, prognathe Gestalt des Gesichts sehr selten, die Farbe mehr bronce als schwarz; das Haarsystem relativ entwickelt. Die meisten scheeren einen Theil des Kopfhaars ab, und zwar so, daß sie verschiedene Muster hervorbringen; Viele haben gar keinen Bart; die Brust ist breit und wohl entwickelt. Die Frauen sind zumeist klein, haben zarte Gliedmaßen, und die Hand ist manchmal sehr elegant. Beide Geschlechter tragen die Brust entblößt; das weibliche Geschlecht behängt den Hals mit Perlenschnüren, an welche kleine Fetische befestigt werden; die Hauptfrau, welche Gebieterin im Hause ist, hängt die Schlüssel ihrer Koffer an diese Perlenschnüre! Dazu kommen große Ohrringe und Kupferringe, die nicht blos an den Fingern, sondern auch an der großen Zehe getragen werden.



Drei Töchter des Königs Louis. (Nach einer Photographie.)

Die Küsten an der Bay des Gabon sind sehr spärlich bewohnt. Auf weiten Strecken gewahrt man Hütten in den Lichtungen, und unweit der katholischen Mission liegt das Dorf des Königs Louis, das aus zwei langen Hüttenreihen besteht. In der Straße stehen einige Bäume; hinter den Häusern hat man mit Hacke und Feuer einen Fleck Landes vom Gebüsche gesäubert, und dort wachsen Bananen, Maniok und Papayas. Am Strande liegen die Kähne; die aus Ananasfasern bereiteten Fischnetze trocknen in der Sonne; einige Haufen Roth- und Ebenholz

liegen zum Verkaufe da, und in der Straße laufen Hühner umher. So ist das Dorf des Königs Louis und ihm gleichen alle anderen. Uebrigens hat der Mpongue auch noch eine Hütte im Walde. Die Dörfer unterscheiden sich vortheilhaft von anderen afrikanischen, weil sie ein sauberes, reinliches Ansehen haben. Die Hütten werden aus Palmzweigen errichtet und sehen recht hübsch aus, aber das Innere entspricht dem Aeußern nicht; der Gabonese ist unsauber. In der Hütte stehen ein paar Canapes, die auch aus Zweigen der Enimbapalme geflochten worden sind, Stühle, europäisches Geschirr, und recht viele Koffer, wenn auch nichts darin ist. Der Hausherr liegt auf dem Kanape und raucht oder schläft.

Wir treten ein. Der Herr steht vielleicht auf, um uns Ehre zu erzeigen; ist er aber ein Häuptling, so fühlt er seine Würde und derangirt sich nicht. Er sitzt mit untergeschlagenen Beinen da, ist von einer Anzahl Dienern umgeben, die ihm nur mit gekrümmten Rücken nahen und streckt dem Besuchenden die eine Hand entgegen, denn mit der andern knetet er unfehlbar an einem Fuß herum. Er macht eine würdige Bewegung und ladet damit zum Sitzen ein. Der Besuch eines Weißen gibt ihm allemal ein erhöhtes Ansehen im Dorfe und wirft auch ein Geschenk ab. Wer ihm ein paar Pfeifen Taback verehrt, gewinnt sicherlich seine Gunst, und für Branntwein würde er seine Familie verkaufen.

Aber das Hausgesinde rührt und regt sich nicht; das bleibt am Heerde sitzen, auf welchem stets das Feuer brennt. Der Rauch vertreibt die Mücken; an demselben werden Thierhäute getrocknet, Fische oder Stücke Fleisch geräuchert, oder Speisen gekocht. Neben dem Heerde kauern auch einige Frauen; sie reinigen Bananen und Ignamen, bereiten Maniok zu oder kratzen mit einem Messer die Fasern aus den Ananasblättern; andere putzen ihre kupfernen Ringe mit Citronensaft; auch kann man sehen, wie eine Schwarze die andere kämmt und den Haarputz ordnet.

Der letztere spielt bei den Gabonesinnen eine große Rolle und der man kann wohl sagen Aufbau des Haares erfordert eines ganzen Tages Arbeit. Aber wenn er einmal steht, dann hält er auch ein paar Wochen. Das photographisch getreue Porträt der Hauptfrau des Königs Denis gibt eine Vorstellung dieser Coiffure; eine andere Mode, welcher die Tochter des Königs Louis huldigte, hat viel Aehnlichkeit mit europäischer Haartracht.



Die katholische Mission am Gabon. (Nach einer Photographie.)

Sämmtliche Frauen des Mannes wohnen in einer und derselben Hütte, die für ihn ein Serail mit Harem bildet. Griffon du Bellay stimmt mit Burton und anderen gründlichen Kennern und Beobachtern des urafrikanischen Lebens darin überein, daß die Polygamie ihre guten Gründe und gewichtigen Ursachen habe. Dahin, sagt er, gehört die kurze Zeit der Fruchtbarkeit der Weiber, die freilich zumeist daher rührt, daß sie so unvernünftig früh verheiratet werden, oft schon im zehnten Jahre; im vierzehnten ist dann solch ein armes Geschöpf Mutter und im zwanzigsten ein altes Weib. Außerdem scheint es, als ob in ganz Afrika ein starkes Mißverhältniß zwischen der

Zahl der Männer und jener der Frauen stattfinde. Am Gabon wenigstens kommen nur drei männliche Geburten auf fünf weibliche; und dieselbe Thatsache ist auch an anderen Punkten beobachtet worden.

Der Abschluß einer Ehe ist ganz einfach ein Handelsgeschäft, das manchmal eine geraume Zeit in Anspruch nimmt. Der Mann braucht sich nicht zu übereilen, denn nicht selten ist das Mädchen noch ein kleines Kind und wird dann unter die Obhut der Hauptfrau gegeben. Manchmal macht ein Vater allzugroße Ansprüche; dann wendet sich der Bewerber an den Fetischmann, dessen Zauberformeln natürlich unfehlbar sind. Auch Liebestränke werden manchmal angewandt; und der Pflanze Odepu schreibt man eine ganz besondere Fähigkeit zu, das Herz eines Schwiegervaters zu erweichen. Bei den Heiratsabschlüssen kommt es, einer alten Sitte gemäß, oftmals vor, daß der Schwiegervater vom Schwiegersohn eine der Schwestern dieses letztern erhält, und daß er diese seinerseits heiratet. Uebrigens heiraten die Bewohner eines Dorfes unter sich nicht, weil sie zu nahe mit einander verwandt sind, und diese Strenge in Betreff der Consanguinität, der Blutsverwandtschaft, ist bemerkenswerth bei einem der Wildheit so nahe stehenden Volke. Uebrigens spielt beim Weibernehmen (denn von Ehe kann ja doch eigentlich keine Rede sein) auch das Handelsinteresse eine Rolle. Ein Mann nimmt sich eine Frau aus dem Innern; ein Schwiegervater ist, kaufmännisch zu reden, ein schätzbarer Correspondent, und ein gewürfelter, ein „coulanter" Geschäftsmann verfehlt selten, sich in allen Dörfern, mit denen er Handelsverkehr unterhält, eine Frau zu kaufen.

Denn seine Mittel erlauben ihm das. Je mehr Weiber, um so größer das Ansehen und der Wohlstand; jede einzelne Frau ersetzt ihm ja einen Sklaven. So lange sie jung ist, macht sie ihm Pläsir, und manchmal vermiethet er ihre Reize an andere Leute und streicht den Profit ein. Sobald sie aufgehört hat frisch zu sein, wird sie thatsächlich Sklavin und hat schwer zu arbeiten, während der Herr Gemahl raucht oder schläft. Manchmal macht er Ausflüge und dann schließt er alle Frauen, welche er nicht mitnimmt, ein. Allerdings gehört keine große Anstrengung dazu, die Bambuswände zu durchbrechen, aber es kommt doch nur sehr selten vor, daß eine Frau fortläuft. Die armen Geschöpfe wissen es nicht besser und finden die strenge Behandlung ganz erklärlich und als sich von selbst verstehend; eben so, daß sie die Stelle der Lastthiere vertreten, die ja in jenem Lande fehlen. Uebrigens findet man dieselben oder ganz ähnliche Verhältnisse bei allen schwarzen Völkern Afrika's.



Akira, ein junges Mpounguemädchen am Gabon. (Nach einer Photographie.)

Merkwürdigerweise gibt es bei diesen Völkern am Gabon ein Cicisbeat. Der Mann ist eifersüchtig, wenn auch nicht gerade auf seine Frau, so doch auf seine Rechte, aber einen Conguieh muß er sich gefallen lassen; das alte Herkommen will es einmal so haben. Der Brauch schützt auch die Frau in gewissen delikaten Fällen gegen den Mann, und sie kann, wenn sie von demselben anhaltend vernachlässigt wird, wieder zu ihren Eltern gehen, und wird von ihnen nur dann wieder herausgegeben, wenn der Mann verspricht, künftig weniger nachlässig zu sein, und nachdem er dem Schwiegervater ein Geschenk gemacht hat. Manchmal wendet sich eine solche Frau auch geradezu an den Häuptling des Dorfes, der, gleich den muselmännischen Kadis, manchmal über gar seltsame Fälle zu entscheiden hat.

Die Hauptfrau, das heißt diejenige, welche der Mann zuerst geheiratet hat, erfreut sich gewisser Privilegien; sie

leitet das Hauswesen, arbeitet wenig und trägt nur selten eine Last. In der Hütte eines reichen Mannes, also eines solchen, der eine mehr oder weniger beträchtliche Anzahl von Frauen besitzt, übt sie die Hauspolizei, und selbst die Feldarbeiten werden von ihr geleitet; denn der Mann bleibt faullenzend im Dorfe. Man sieht, die Frauen sind bei diesen Schwarzen sehr niedrig gestellt, aber trotzdem dreht sich eigentlich Alles um sie. Ist doch das Weib ein Kapital, das der Besitzer so gut als möglich auszunützen sucht. Er gibt z. B. eine Frau als Unterpfand für Waaren, die ihm anvertraut werden; wenn er Forderungen hat, sucht er vor allen Dingen einer Frau seines Schuldners habhaft zu werden. Den Conguieh duldet er, aber kein anderer Mann darf ihm in seine Rechte eingreifen; wer das thut, muß ihm Strafe zahlen und wird manchmal obendrein tüchtig ausgeprügelt. Manchmal gehört der Uebelthäter einem andern Dorf an, entflieht dorthin, wird verfolgt und dann entspinnt sich eine Fehde.

Griffon du Bellay sah einst am Ogowaï einen solchen Galan. Er war ein stattlicher Bursch mit olivengelber Hautfarbe und hatte nur sehr wenig vom eigentlichen Negertypus. Zu seinem Mißgeschick hatte er nicht nur eine schwarze Helena entführt, sondern auch den Nachen ihres Mannes mitgenommen; dieser hatte ihn verfolgt, ertappt und an einen Pfahl gebunden. An diesem stand er nun schon seit einigen Tagen und hatte Zeit genug, über sein Abenteuer nachzudenken. Hinterher mußte er ein erhebliches Sühngeld zahlen, sonst hätte der Beeinträchtigte ihn als Sklaven verkauft. Der schwarzen Helena erging es auch schlimm genug; man hatte ihr das Haupthaar abgeschoren, ein Bein durch einen schweren Klotz gesteckt und sie allein in eine Hütte gesperrt, wo sie dann und wann empfindliche Denkzettel erhielt.

Also der Mann faullenzt und alle anderen helfen ihm dabei; die Frauen müssen für ihn arbeiten; beide Geschlechter rauchen Taback. Die Leute besuchen einander in den Hütten oder am Strande und das Schwatzen nimmt kein Ende. Dann und wann wird ein Geschäft mit Europäern gemacht, und der Mann fährt auch wohl in See, um Fische zu fangen. Das thut er, weil es gar keine leichtere Arbeit geben kann. Die Felder werden von den Frauen bestellt, und das Einsammeln des Kautschuk, die Entgegennahme des Eben- und Färbeholzes verursacht keine Mühe. Der Fischfang wird jetzt mit Netzen betrieben, die man von den Europäern bekam; früher betäubte man die Fische; man warf Onono-Lianen oder eine schöne Leguminose mit gelben Blüthen, die Igongo, ins Wasser. Die letztere wird auf den Feldern angebaut und ist gewiß mit den Mpongue aus dem Innern gekommen. Die Betäubung beeinträchtigt den Wohlgeschmack der Fische nicht im Mindesten; natürlich kann sie auf der See nicht stattfinden, und man muß sich der Netze bedienen. Die Schwarzen haben das Stricken derselben von den weißen Leuten gelernt; die Faser der Ananas gibt ein treffliches Material für die Netze; die Seile werden aus dem Evonueh-Hibiscus verfertigt; diese Pflanze wächst am Meeresufer in großer Menge. Ueberhaupt sind viele Faserpflanzen vorhanden; aus dem Ojono werden Matten verfertigt; der Hanf gedeiht vortrefflich und die Schwarzen rauchen die Blätter, um sich zu berauschen.



Die Hütte des Königs Denis. (Nach einer Photographie.)

Im Handelsverkehr ist, wie schon bemerkt, der Mpongue lediglich Mäkler zwischen den Europäern und den Stämmen des Innern. Gerade dieses Mäklerwesen ist ein großes Unheil an der ganzen afrikanischen Küste. Die Leute im Binnenlande, welche Waaren zu verkaufen haben, sind nicht im Stande, in unmittelbaren Verkehr mit den Europäern zu gelangen, über welche die Strandbewohner ihnen allerlei abenteuerliche und grauenhafte Dinge erzählt haben. Sie lügen unverschämt, bieten aber doch ihre Vermittlung an; allein die Waare wird dadurch ungemein vertheuert, daß bei jedem Stamme, dessen Gebiet sie zu passiren hat, etwas hängen bleibt. Ein Elephantenzahn kommt zum Beispiel vierzig Meilen weit aus dem Innern her und geht von Hand zu Hand; er wird aber unterwegs nicht etwa verkauft, sondern der jeweilige Inhaber schlägt eine Commissionsgebühr auf den Zahn, der endlich an die Küste gelangt und dort theuer zu stehen kommt, weil so

viele Mäklerabgaben auf ihm lasten. Dem letzten Inhaber kauft der Europäer ihn dann ab und bezahlt ihn nicht mit Geld, sondern mit Waaren, welche dann unterwegs wieder den Commissionsgebühren unterliegen, so daß der eigentliche Producent des Zahns das Allerwenigste bekommt.

Also: die Pahuins oder Bakalaïs, von welchen die Waaren eigentlich herstammen, werden unverschämt betrogen, und der europäische Handelsmann wird eben so unverschämt bestohlen. Die Kaufleute, welche in den Faktoreien ansässig sind, können allerdings wohl zuwarten, nicht aber die Kapitäne, welche mit ihren Schiffen auf der Rhede liegen. Manche derselben stehen in laufender Rechnung mit ihren Mäklern und schießen ihnen Waare vor, wogegen diese sich verpflichten, gewisse Artikel zu bestimmter Zeit zur Ablieferung bereit zu halten. Das geschieht aber nur in seltenen Fällen. Wenn der Kapitän wieder erscheint, findet er nicht das bedungene Quantum; der Rest, z. B. Färbeholz oder Ebenholz ist noch unterwegs. Der Schwarze trödelt alle Geschäfte hin und her, der weiße Kapitän liegt vor Anker in der bösen Regenzeit und verliert Zeit und Gesundheit. So weit die französischen Behörden wirksam eingreifen können, ist diesem argen Gewohnheitsunfuge der Mäkler allerdings vielfach gesteuert worden, aber anderwärts geht es desto schlimmer her.

Angenommen, der Kapitän will gegen baar kaufen. Dann erklärt der Mäkler, er habe nur geringen Vorrath, und läßt dann jenen warten und immer wieder warten, indem er ihn mit Versprechungen tröstet. Am Ende wird ihm die Zeit zu lang, die Mannschaft erkrankt, die Regenzeit mit ihren Orkanen bricht herein, und zuletzt muß er jeden Preis bezahlen, um nur fortzukommen. Trotz alledem erwirbt der Mponguehalunke nicht viel, weil er zu träg ist, selbst ein solches Mäklergeschäft mit einer gewissen Ausdauer zu betreiben.

Nun einige Bemerkungen über die gesellschaftlichen Einrichtungen. Die Sklaverei ist von sehr milder Art und ein Abstand im Unkulturgrade zwischen Herrn und Sklaven nicht vorhanden. Die letzteren werden keineswegs überbürdet (dafür sind die Frauen da) und als zur Familie gehörig betrachtet. Der Herr ist abergläubig, glaubt an Zauberei und auch an Vergiftung. So kommt es wohl, daß der Sklav das Opfer eines religiösen Wahnes und als Sühnopfer geschlachtet wird. Die Sklaven der Mpongue stammen zumeist vom Ogowaï und sind am Kap Lopez gekauft worden; gewöhnlich von Portugiesen. Kinder, welche der Herr mit einer Sklavin erzeugt, sind nicht vollberechtigt mit den übrigen; man gibt ihnen nicht gern ein Mpongnemädchen zur Frau, sie erhalten nur schwer Credit zu Handelsunternehmungen und werden in der Gesellschaft nicht für voll angesehen. Denn selbst unter diesen Barbaren gibt es gesellschaftlichen Hochmuth. Die Mpongues rühmen sich, daß sie unter ihren Vorfahren keine Bulus und keine Sklaven gehabt haben, doch ist das nur bei einigen wenigen Häuptlingsfamilien der Fall.

Jedes Dorf hat seinen besondern Häuptling. Er nennt sich König, lebt aber sonst wie seine Unterthanen, war vielleicht vormals ein ehrsamer Sklavenhändler und macht jetzt Geschäfte in anderen Waaren. Zwei oder drei dieser Häuptlinge sind von etwas mehr Gewicht als die anderen, und haben über diese eine Art von Oberherrschaft, die aber lediglich auf moralischem Ansehen und nicht etwa auf Rechtstiteln beruht. Die Würde ist nicht erblich, sondern das Volk wählt den Häuptling aus der Königsfamilie. Dabei fallen manchmal stürmische Auftritte vor, aber im Allgemeinen sind die Mpongue nicht kriegerisch, und die französischen Behörden reden auch ein Wort mit. Der neugewählte König wird am Abend vor seiner Einsetzung vom Volke derb ausgescholten; man hält ihm alle seine Fehler und Sünden vor, und dabei bekommt er manchen harten Puff. Am andern Tage aber leistet ihm Jeder Gehorsam. Seine Autorität ist übrigens nicht von großem Belang, besonders jetzt, weil die Franzosen nicht leiden, daß ein Dorf Krieg gegen das andere führe. Indeß hat der König die Ausübung der Polizei und schlichtet Streitigkeiten, namentlich über Mein und Dein. Seine Unterthanen betrügen und bestehlen gar zu gern Leute aus anderen Dörfern.

Der bedeutendste unter den Häuptlingen am Gabon ist dermalen König Denis. Dieser Dionysius ist ein Greis, der bei Eingebornen und Europäern in Achtung steht. Er spricht etwas Französisch, Englisch, Portugiesisch, versteht auch noch einige Brocken Spanisch und hat den Seefahrern verschiedener Nationen manchen guten Dienst erwiesen. Den Franzosen war er bei der Gründung ihrer Faktoreien behülflich und vermittelte den Verkehr derselben mit seinen Landsleuten. Der Gouverneur belobte ihn deshalb, und er trägt das Kreuz der Ehrenlegion; auch hat er vom Papst eine Medaille bekommen, weil er sich der katholischen Mission förderlich zeigte und einige seiner Kinder in derselben erziehen ließ. Er selber ist aber ein Fetischanbeter geblieben, und Griffon du Bellay meint, daß er dann und wann unter der Hand wohl auch noch ein Bischen Sklavenhandel treibe. Die Engländer haben ihm auch eine Medaille und obendrein einige Uniformen geschenkt; die Franzosen thaten dann ein Gleiches, so daß König Denis als ein stattlich gekleideter Mann erscheint. Vor einigen Jahren war er den letzteren behülflich, die Stämme am Kap Lopez unter das kaiserliche Protektorat zu bringen, und die Leute dort waren nicht wenig erstaunt, ihn zwei Wochen lang an jedem Tage mit einer andern Uniform ausstaffirt zu sehen; heute war er General, morgen wie ein Marquis aus dem vorigen Jahrhundert, übermorgen trug er einen englischen Admiralshut und so fort. Aber am meisten legt er Werth auf seine Perrücke! Er sieht gar nicht so übel aus; aus seinen Zügen spricht Schlauheit und Gutmüthigkeit, und er hat, was man bei Schwarzen so sehr selten findet, etwas Würdiges. Seine Einnahmen sind nicht von Belang, aber trotzdem ist er gastfrei und man hat ihn gern. Er wohnt auf der linken Seite der Bay und ist demnach ziemlich unabhängig von den Europäern, die ihre Faktorei auf dem rechten Ufer haben. Mit seiner Hauptfrau lebt er im besten Einvernehmen, aber seine große Hütte ist nicht gerade im besten Zustande; er bleibt jedoch in derselben und hat ein halbes Dutzend Frauen bei sich; seine Söhne haben ihm ganz in der Nähe eine recht behagliche Wohnung gebaut, er mag aber dieselbe nicht beziehen. Einst war er durch den Sklavenhandel reich geworden, jetzt unterstützt ihn die französische Regierung.

Die Mpongue schmelzen in Folge der Berührung mit den Europäern rasch zusammen. Und doch führen sie keine Kriege, Seuchen kommen nicht vor, Mangel leiden sie nicht; aber grundverderblich wirken der Branntwein und die zügellosesten Ausschweifungen. Die Abnahme der Bevölkerung geht sehr schnell vor sich und ist auffallend zu verspüren. Sie beschränkt sich aber nicht allein auf die Mpongue, sondern ist bei den Bulus nicht minder bemerkbar. Glücklicherweise dringt aber das Volk der Pahuins aus dem Innern unaufhaltsam bis an den Ocean vor und wird die Lücken ausfüllen.

Die Lage von Bonga, der katholischen Missions-Station in Tibet.

Von **Emil Schlagintweit.**

Im Globus, Bd. III, S. 245 und 341 wurden ausführliche Reiseberichte der französischen Missionäre mitgetheilt, die von Yün-nan aus, der südlichsten Grenzprovinz China's, über die Wasserscheide, welche den Jang tse kiang von dem Irawaddi und Saluan trennt, nach Tibet vordrangen. In dem tibetischen Bezirke Tsarong gründete Renou, der erste und zugleich der energischste der französischen Missionäre, welche in jene Gegenden vordrangen, im Jahre 1854 eine Missionscolonie in dem Thale Bonga. Er war im Oktober 1858 genöthigt, die Ansiedlung zu verlassen, um sein Leben vor den räuberischen Angriffen der umliegenden tibetanischen Lamas zu retten, und kehrte schon im Spätherbste 1859 nach Kiang-Ka zurück (Kieng tsa bei den Chinesen, Mangam bei den Tibetern und auf der Klaprothschen Karte unterm 29° 25′ nördl. Br. 98° 25′ östl. von Greenwich), dem nächsten Sitze eines tibetischen und chinesischen höhern Beamten.

Seitdem Tibet im Anfange des vorigen Jahrhunderts seine Selbstständigkeit verlor, hat jeder tibetische höhere Beamte einen chinesischen Mandarinen zur Controle neben sich. Renou's fortwährende Vorstellungen um Bestrafung der Räuber und Wiederzulassung zur Mission wurden wesentlich dadurch unterstützt, daß nach den Verträgen der Westmächte mit dem Hofe zu Peking die Mandarinen für ihr Amt zu fürchten begannen, wenn sie der Aufforderung der Fremden, den Vertrag zu vollziehen, nicht entsprechen. Renou und seine Collegen brauchten Jahre, um es so weit zu bringen. Man glaube aber nicht, daß bereits eine Umstimmung der chinesischen Gewalten stattgefunden habe; sie werden sich auch in Zukunft so lange als möglich dagegen stemmen; in Tibet behaupteten die Behörden, die Verträge gälten gar nicht für sie, nur bestimmten Weisungen der Obermandarinen gaben sie nach.

Erst im Frühjahre 1863, also nach fast fünfjähriger steter Erneuerung des Verlangens um Zulassung, hatten die Missionäre wieder die Genugthuung, nach Bonga sich begeben zu können. Leider sollte Renou nicht mehr nach Bonga zurückkehren; er erlag 51 Jahre alt, am 18. Okt. 1863 in Kiang-Ka einem langjährigen Leiden. Sein Verlust ist ein äußerst empfindlicher; er hatte große Umsicht bewiesen in der Behandlung der Beamten, auch die Wiederherstellung der Mission von Bonga ist ganz allein sein Verdienst; er ist der Einzige gewesen, welcher die tibetische Sprache und die Volksdialekte vollkommen inne hatte. Er hinterließ eine Uebersetzung des Katechismus von Grenoble, eine Lebensgeschichte Jesu, Gebete an die Mutter Gottes, das Pater noster und Anderes. Das ist eine wichtige Hinterlassenschaft. Hoffen wir, daß diese Uebertragungen bald gedruckt werden; die von H. de la Penna vor mehr als 100 Jahren besorgte Uebersetzung des Pater noster ist eine sehr unvollkommene Arbeit. Den Namen Christus gibt Renou durch „Herr des Himmels“ wieder, im Tibetischen lautet es Nam-khye-da-po, geschrieben wird es nam-mkha-bdag-po. Die Schreibart der tibetischen Worte ist bekanntlich sehr verschieden von der Aussprache.

Ueber die Wiederaufrichtung der Missionsanlagen in Bonga liegen ausführliche Briefe vor. Die besten Berichte gab Desgodins, ein im Reisen in jenen Ländern erfahrener Mann, von dem sich auch erwarten läßt, daß er mehr als seine Vorfahren der Erforschung des Landes seine Aufmerksamkeit zuwenden werde. In dieser Beziehung hat Renou viel versäumt; noch 1863 hatten die Missionäre kein Thermometer; über den weitern Verlauf der Flüsse, welche sie passirten, beruhen ihre Anschauungen lediglich auf sehr mangelhaften chinesischen Karten; die Schilderung der Wege und der Schwierigkeiten der Reise ist sehr übertrieben; der kirchlichen Literatur, die über Fragen der Religion, der Geschichte und Geographie so viel, auch für Europäer belehrenden, Stoffes enthält, erwähnen sie nirgends.

Für die Vorbildung in sprachlicher Beziehung geschieht jetzt mehr als früher. Am Collège de France ist Herr Feer*) mit dem Kursus des Tibetischen betraut worden; Herr Foucaux lehrte in den Missions étrangères.**)

Eine Beschreibung der Gegend um Bonga, der Lebensweise der Bewohner, Details über die religiösen Anschauungen der Bon-Sekte erhalten wir erst durch Desgodins. Weitere Nachrichten gab Durand; wenn auch die Angaben der Entfernung Bonga's von bekannten Punkten nicht vollkommen ausreichen für eine ganz sichere Bestimmung der Lage, so läßt sie sich doch, ohne große Fehler zu machen, jetzt annähernd genau begrenzen. Die neuesten Berichte der Missionäre sind mitgetheilt in Nr. 215, 220, 221 der Annales de la Propagation de la foi; zur Feststellung der geographischen Positionen sind benützt das Wei tsang tu schi, eine chinesische Schilderung der tibetischen Provinzen U (chinesisch Wei) und Tsang, noch immer die wichtigste Quelle der Belehrung für das östliche Tibet, deren Uebersetzung wir 1828 von Bitschurinski und 1831 von Klaproth erhielten; ferner die Klaprothsche Karte von China, und eine sehr schöne Manuskriptkarte von Oberassam und Bhutan von Herm. v. Schlagintweit, im Maßstabe von 8 engl. Meilen auf 1 Zoll.

Bonga wird beschrieben als ein sechs Stunden langes Seitenthal, dessen Abhänge mit Wald und niederm Gestrüpp überwuchert sind; ganze Heerden von Moschusthieren, Antilopen und Affen, auch Bären und Panther halten sich darin auf. Sehr reich ist es an eßbaren Wurzeln; davon wird es auch den Namen haben, denn bong-nga (dessen zweites ng in der Aussprache sich nicht bemerkbar macht) ist im Tibetischen ein allgemeiner Name für aromatische, schmackhafte Wurzel. Von Getreide gedeihen alle in Tibet gezogenen Arten, von Obstbäumen kommt nur die Wallnuß vor. Ein kleiner Bach durchfließt das Thal der ganzen Länge nach; er ergießt sich in den Lu tse kiang. Die Missionäre identificiren ihn ganz fälschlich mit dem

*) Der Vortrag, mit welchem Leo Feer seinen Kursus über die tibetanische Sprache und Literatur an der kaiserlichen Bibliothek zu Paris eröffnet hat: le Tibet, le Buddhisme et la langue tibetaine, ist ganz vortrefflich. Ich werde in einer folgenden Nummer des „Globus“ Auszüge aus demselben geben. A.

**) Durch die vor einigen Jahren erschienenen vortrefflichen Werke von Emil Schlagintweit über den „Buddhismus in Tibet“, und durch die Köppen'sche Darstellung „der Religion des Buddha“ sind ihnen ebenfalls wesentliche Erleichterungen geboten.

Saluan, der sich bei Mulmên in den Busen von Martaban ergießt. Auch in dieser Beziehung zeigen sie sich vollkommen unbekannt mit den europäischen Forschungen; schon längst haben englische Offiziere nachgewiesen, daß der Irawaddi und der Saluan nicht in Tibet entspringen, sondern südlich des Brahmaputra; dieser dagegen kommt aus Tibet, er ist der Lan tsan kiang der Chinesen; in ihn ergießt sich bei Sadya, Oberassam, der Lu tse kiang, hier Dibong genannt. In diesen, und nicht in den Saluan mündet der Bach, an dem die Mission liegt. Daß Bonga ein sehr warmes Klima hat, zeigt das Vorkommen von Affen, welche nach den Zusammenstellungen in Bd. II, S. 501 des großen Schlagintweitschen Reisewerkes auch in den südlichsten Theilen des Himalaya nur bis zu 11,000 engl. Fuß beobachtet wurden; auch für die Kultur der Obstbäume ist dieses die oberste Grenze.

Der Distrikt, in welchem Bonga liegt, wird Tsarong genannt; der Name ist wohl von den Salzquellen, den Tshas, hergenommen, deren dort sehr ergiebige angetroffen wurden, und Tsarong (eig. mit einem aspirirten ts) bedeutet dann „Salz-Schlucht". Der Bezirk, welcher sich wie alle Thäler im Süden einer gewissen Selbstständigkeit erfreut, zählt 22 Ortschaften; die nächste ist von Bonga eine Tagreise entfernt. Nach Assam, dem Südlande, rechnet man von Bonga 10 Tagreisen; nach Tscha-mu-tong, an der Grenze von Yünnan, dem Ostlande, brauchten die Missionäre 3 Tage, nach Kiang-ka 10 Tage. Den Weg nach Tscha-mu-tong beschreiben die Missionäre viel zu gefährlich; wenigstens zeigen die Berichte von Reisenden unter den Abors und Mischmis, daß der Missionär Krik, der dreimal den Versuch machte, aus Assam nach Tibet zu gelangen, aber von den Mischmis ermordet wurde, nur schlechte Bergpfade und Brücken ohne Geländer zu passiren hatte, obwohl er von gigantischen Abgründen, schwindelerregenden Uebergängen redet; Durand schildert den Weg nach Tscha-mu-tong als eine Reise „zu Land, zu Wasser und durch die Luft"!

Wichtiger ist für die Bestimmung von Bonga die Route nach Kiang-ka. Bonga zunächst liegt östlich ein hoher, den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckter Kamm, weiterhin ist der Brahmaputra zu überschreiten, dann führt der Weg in der tibetischen Provinz Ba-thang auf die große Straße nach Lhassa, der man drei Tage lang folgt, ehe man nach Kiang-ka gelangt. Nach der Klaprothschen Karte wäre nach dem schneebedeckten Kamme ein größerer Fluß zu erwarten gewesen; daß dieser, ein östlicher Zufluß des Dibong, bei Klaproth viel zu nördlich gerückt ist, zeigt die Schlagintweitsche Manuskriptkarte, auf welcher er in einer fast gerade östlichen Richtung eingetragen ist. Berücksichtigen wir diese Daten, so erhalten wir für Bonga ungefähr 28° 30′ nördl. Br. und 96° 20′ östl. Länge von Greenwich, nach der Schlagintweitschen Berechnung der Lage von Lhassa, — 96° 45′ nach der Klaprothschen Länge von Lhassa.

Die Missionäre, welche sich 1863 in Bonga vereinigten, verwendeten viel Eifer auf den bessern Bau der Wohnungen und der Kapelle; in der Bekehrung der umliegenden Orte waren sie nicht ganz unglücklich. Die Stellung, die sie dort errungen haben, dürfen wir wohl als eine gesicherte betrachten; dafür bürgt die Sicherheit, mit welcher die französischen Missionäre in Yün-nan und im nördlichen Su-tschuen sich bewegen. Noch lange wird es aber dauern, bis die Bekehrung die Grenzen des abgeschlossenen Bezirkes von Tsa-rong überschreitet; Bonga wird auch für die nächsten Generationen noch ein wichtiger Stützpunkt bleiben, ja für die kommenden Jahre sogar der einzige Ort, wo es den Missionären möglich ist, sich aufzuhalten und zu predigen. Ihre Bestrebungen, nach Lhassa zu gelangen, scheiterten bisher an dem Uebelwollen der Behörden; der Bericht aus Schanghai 1864, welcher im Globus Bd. V, S. 254 mitgetheilt wurde, daß Missionäre nach Lhassa gelangt seien, dort mit großer Auszeichnung behandelt wurden und selbst mit Aufträgen des Dalai Lama an die große Karawane sich hätten anschließen dürfen, die mit dem Tribute jährlich einmal nach Peking geht, ist nicht bestätigt worden. Aus dem Oriente kommen häufig Nachrichten, die lange erwartet sind, in der günstigsten Form nach Europa. So wurde 1859 aus Calcutta gemeldet, der so lange vermißte Adolf Schlagintweit sei auf britischem Gebiete angelangt; die nächste Post ergänzte dann den Bericht dahin, daß der Kopf des Erschlagenen gebracht worden sei. Aehnlich war es mit Vogel der Fall, so ist auch die Nachricht aus Schanghai ganz vereinzelt; eine solche freundliche Behandlung widerspricht den bisherigen Erfahrungen; die Missionäre betonen oft, daß das Volk für sie sei, die Beamten aber ihre Gegner wären. Lhassa ist nach wie vor das anzustrebende Ziel der Missionäre, erreicht ist es nicht mehr geworden, seit 1845 Huc und Gabet dort waren.

Die Stadt Porto Alegre in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul.

Von **Karl von Koseritz**.

Keine Stadt des südamerikanischen Continentes ist in so hohem Grade des Interesses des deutschen Publikums würdig, wie die Hauptstadt der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul, Porto Alegre, denn keine andere erfreut sich einer so kräftigen Entwicklung des Deutschthums wie diese. Porto Alegre ist eine zum großen Theile von Deutschen erbaute Stadt; sie verdankt ihre Entwicklung und ihr schnelles Erblühen ausschließlich den deutschen Colonien, welche an den Ufern des Cahy, Rio dos Sinos und Taquary sich bis zum Fuße der Serra Geral, welche die Grenzscheide zwischen Rio Grande und Santa Catharina bildet, erstrecken, und in denen 40,000 Bewohner germanischer Abkunft viele Meilen Urwald gelichtet und in fruchtbare Landgüter verwandelt haben, auf denen der deutsche Fleiß dem Boden die Produkte aller Zonen abgewinnt, und mit welchen er den Markt von Porto Alegre zur Vorrathskammer Brasiliens macht.

Auch steht das deutsche Element in keiner andern Stadt

von Südamerika so selbstständig da und übt nirgends einen so hervorragenden Einfluß auf die eingeborne Bevölkerung aus, wie hier in Porto Alegre. Das erscheint auch ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß ein Viertheil der Bevölkerung der Stadt deutscher Abkunft ist.

Hier ersteht ein „Neu-Deutschland". Anderwärts, z. B. in den großen Emporien der hispano-amerikanischen Republiken am La Plata, ist das deutsche Element noch nicht so zahlreich vertreten; hier aber hingegen ist dasselbe zwar mit seinen Mängeln, aber auch mit all seinen hohen Tugenden und eminenten Vorzügen fast in ganzer Reinheit vorhanden und macht außerdem noch Propaganda unter den Eingebornen, die gelernt haben, den Fleiß, die Ausdauer und Intelligenz der Deutschen, welchen sie ihren Reichthum zum größten Theile danken, zu achten und hochzuhalten, die Vorzüge der deutschen Sitten und Gebräuche anzuerkennen. Die Steifheit und ceremoniöse Gezwungenheit des portugiesischen und spanischen Elementes verschwindet hier nach und nach und wird bald ganz aufgehen in der freien, ungezwungenen und gemüthlichen Lebensart der Deutschen.

Da nun dem hiesigen Deutschthume die hohe kulturgeschichtliche Mission gestellt ist, diese unendlich reiche und wichtige Provinz mit der Zeit zu germanisiren, ein wahres „Neu-Deutschland" aus ihr zu bilden, um so dem Vaterlande in Südamerika einen Stützpunkt für seinen Handel und seine Schifffahrt zu bieten, wie er in keinem andern überseeischen Lande verlangt werden kann, so glaube ich, es werde angemessen sein, wenn ich in gedrängter Kürze ein Bild von Porto Alegre, diesem Centralpunkte, in dem das Leben der wichtigen riograndenser Colonien ausläuft, entwerfe, und dieses Bild wird um so ansprechender sein, da die Stadt eine ungemein malerische Lage hat.

Porto Alegre wurde gegründet im Jahre 1743, unter dem Namen Porto das Casaes, und war ein unbedeutender Ort, bis im Jahre 1822 der Sitz der Provinzialregierung hierher verlegt wurde und kurz nachher, Dank den Anstrengungen des Kaisers Don Pedro I., die ersten deutschen Ansiedler nach S. Leopoldo kamen und mit Feuer und Axt das Dunkel der Urwälder am Rio dos Sinos und am Cahy lichteten, wo nach Vertreibung der wilden Indianerstämme reiche Colonien erblühten. Von da an wuchs die Stadt täglich an Einwohnern und Reichthum, doch drückte ihr auch das deutsche Element, welches fast allein die Entwicklung bedingte, seinen Stempel sowohl in materieller Beziehung, d. h. Bauart ꝛc., sowie in der gesellschaftlichen Entwicklung auf. Der Reisende, der noch ermüdet von dem traurigen Anblicke der endlosen Sandwüsten, welche die Ufer des Rio Grande von der Barra der Provinz an, und die des Entensees (Lagoa dos Patos) bilden, gelangt nun endlich, vom schnellen Dampfer getragen, an das nördliche Ende des großen Salzwassersees, und an das Vorgebirge von Hapoam, einen höchst malerischen Felsen, wo auf den Ruinen ehemaliger Befestigungen ein zierlicher Leuchtthurm sich erhebt. Vorbei rauscht der Dampfer hinein in den breiten Strom Guayba, der den Canal bildet, welcher das mächtige Wasserbecken vor Porto Alegre, in das sich der Jacuhy mit seinen Zuflüssen Cahy, Taquary und Rio dos Sinos und andere Flüsse ergießen, mit der Lagoa dos Patos in Verbindung setzt. Man fährt einige Meilen in dem schönen Strom hinauf, welchen auf beiden Seiten malerische Gebirgsketten umgeben; auf diesen erblickt man schöne Landhäuser und manche Estancias (Viehzucht-Etablissements); man sieht Urwälder. Hier ist ehemals, während der traurigen Revolutionszeit, viel Blut geflossen, als Garibaldi, damals noch in Europa unbekannt, mit seiner kleinen Kahn-Flotte die Einfahrt in das Bassin des Guayba erzwingen wollte.

Immer breiter wird der Strom, immer glänzender werden die Landhäuser, die das Gebirge am Ufer bedecken, bis endlich, sobald man um Pedras-Brancas (einen Felsen, der mitten im Guayba einen Pulverthurm trägt) vorbei gekommen ist, wie mit einem Zauberschlage sich das herrliche Panorama von Porto Alegre vor unseren Blicken entwickelt.

Terrassenförmig zieht sich die Stadt den Granitfelsen hinan, auf dem sie erbaut ist, und bietet den Reisenden den Anblick ihrer beiden Fronten. Die erste, welche den Blick des ankommenden Fremden überrascht, ist die Hinterseite, welche nach der Vorstadt Riacho hinunter ausläuft. Sobald man aber die Landspitze umschifft hat, auf welcher das Gefängnißgebäude liegt, bietet sich uns der Anblick der Hauptfront dar, deren Ansicht mit dem weltberühmten Panorama von Rio Janeiro sich messen kann.

Wie schon gesagt, steigt die Stadt, Straße über Straße, terrassenförmig auf und fällt nachher auf der Südseite nach dem Riacho da Azenha, einem in den Guayba mündenden Flüßchen, und auf der Ostseite nach einer großen mit Rasen bedeckten Ebene, der Varzea, ab. Diese Ebene ist von schönen Landhäusern umgeben und wird von amphitheatralisch aufsteigenden Bergen begrenzt, während auf der andern Seite, am Ufer des Guayba entlang, sich die meilenlange, von schönen Villas gebildete Straße Caminho novo hinzieht.

Die Straßen der Stadt sind unregelmäßig und schlecht gepflastert, aber man sieht in denselben viele schöne und ansehnliche Gebäude. Die hübscheste Straße ist die Rua da Praia, die sich von einem Ende der Stadt zum andern erstreckt und fast nur Etage-Häuser enthält. Hier und in der parallellaufenden Rua da Alfandega ist der Mittelpunkt des Handels und Verkehrs; dort sieht man Magazin neben Magazin und allerwärts neue Aushängeschilder, deutsche Namen; denn hier wohnt der größte Theil der deutschen Kaufleute, Fabrikanten und Handwerker, und fast alle leben in blühendem Wohlstande. Die Rua da Alfandega erstreckt sich am Kai entlang, der den ganzen Hafen umschließt und eben so solid wie elegant aufgeführt ist. Am alten Marktgebäude läuft der Kai in ein Dock aus, in dem die Dampf- und Frachtschiffe von S. Leopoldo, vom Cahy und vom Taquary anlegen; die angrenzende Häuserreihe enthält große Magazine, in denen die Produkte der deutschen Colonien aufgestapelt liegen: Mais, Bohnen, Mandiokmehl, Kartoffeln, Erbsen, Linsen, Reis, Hirse, Taback, Maté-Thee, Baumwolle, Wolle, Speck, Rauchfleisch, Fett, Amendoim-Oel ꝛc. Am Dock löschen täglich 20, 30 und mehr, auf deutsche Art gezimmerte Frachtkähne obige Produkte, Mastvieh, Schweine, Hühner, Eier, Butter, Käse, Holzkohlen, Brenn- und Bauholz, Alles endlich, was der deutsche Fleiß dem jungfräulich üppigen Boden hat abgewinnen können. Da herrscht ein reges Leben; der deutsche Bauer in seiner altmodischen Tracht verwerthet dort mit der ihm eigenen Schlauheit die Frucht seines Schweißes. Käufer drängen sich um ihn herum, vom eleganten deutschen und brasilianischen Kaufmanne bis zur Mina- und Congo-Negerin mit ihrer abenteuerlichen Tracht und kreischenden Stimme. Dampfschiffe kommen und gehen von und nach S. Leopoldo, Rio Pardo, Triumpho, Cahy, Taquary, Barra ꝛc. ꝛc., und gegenüber dehnt sich der schöne Wasserspiegel des Guayba aus, begrenzt von grünen und waldigen Inseln und durchschnitten von Dampfbooten, von Frachtschiffen, Ruderbooten und Canoes. Weiter hinab, den palastähnlichen Gebäuden der Rua d'Alfandega gegenüber, dehnt sich der Hafen aus, in dem neben brasiliani-

schen Kriegsschiffen, den Passagierdampfern und den leichten Jachten vom Entensee große Seeschiffe vor Anker liegen, denn der Hafen ist gut und kann Fahrzeuge von 500 bis 600 Tonnen halten.

Mit der Rua da Praia läuft parallel, jedoch auf dem Kamme des Hügels, die nicht minder schöne Rua da Igreja, wo weniger Verkehr herrscht; hier wohnen die meisten vom Geschäft zurückgezogenen reichen Leute. In dieser Straße befindet sich auch das Polizeiamt, der Palast des Bischofs, der des Marschalls Baron von Porto Alegre &c. Die Rua de Igreja mündet auf den Palastplatz, Praça do Palacio, wo oben auf dem Kamme des Hügels die Kathedrale (ein altes und nicht sehr schönes Gebäude) neben dem Regierungs-Palast und dem eleganten Hause der Provinzial-Kammer steht. Wenn der Palast des Präsidenten und die Kirche alte und unansehnliche Gebäude sind, so ist doch die Aussicht, die man von dort genießt, desto wundervoller. Zu unseren Füßen entrollt sich das ganze reiche Panorama dieser paradiesischen Gegend. Sieht man rückwärts, so schweift der Blick den Guayba hinab bis Haguam, beherrscht die reizende Vorstadt Riacho mit ihren Gärten und Landhäusern und verliert sich weiter links in den blauen Höhen des Gebirges. Rechts liegt der Hafen, begrenzt von waldigen Inseln, auf denen der Pulverthurm sich zeigt, und weiter hinauf über die reichen Villas des Caminho Novo weg verfolgt man das Bassin des Guayba bis zu seinem Ende, wo Strom neben Strom sich in denselben ergießt. Bei klarem Wetter dringt der Blick bis nach S. Leopoldo und den Colonien, und wenn man sich nun hierzu noch den reinen Himmel des Südens denkt, der wie ein blaues Zelt über dieses reizende Bild ausgespannt ist, so kann auch eine glühende Phantasie nichts Schöneres erfinden. Die Stadt fällt terrassenförmig ab bis zum Flusse, und die hübschen Gärten, mit Palmen und Bananenbäumen geziert, geben dem Ganzen ein gar liebliches Aussehen. Am untern Ende des Platzes steht das große und in korrektem Styl aufgeführte Theater S. Pedro, ein elegantes Gebäude, dessen Plan von unserm Landsmanne Ph. von Normann entworfen und ausgeführt wurde, und mit dem manches Theater zweiten Ranges in Europa an Größe und Pracht nicht rivalisiren kann. Außer der Cathedrale hat die Stadt noch fünf andere katholische Kirchen, die keine besonderen Schönheiten aufzuweisen haben, und von denen nur die eine (Igreja das Dores) durch einen neuen Anbau größere Proportionen erreicht hat. Wenn auch nicht groß, so doch in hübschem gothischem Style erbaut, erhebt sich im Ausgange einer auf der untern Seite nach dem Marktplatz führenden Straße die protestantische Kirche, welche am 8. Januar 1865 feierlichst eingeweiht wurde; sie steht auf einer kleinen Anhöhe von Palmen umgeben und gewährt einen gar reizenden Anblick. Unsere Deutschen haben sie aus eigenen Mitteln erbaut, und diese Kirche wird von Generation zu Generation ihren Nachkommen als Heiligthum und Erinnerung an die Zeit der Aufopferung und des Kampfes dienen, in welcher hier der Grund zum Aufblühen eines neuen Deutschlands gelegt wurde.

Den ersten Rang unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt nimmt ohne Zweifel das Hospital, die Santa Casa da Misericordia, ein, ein wahrhaft imposantes Gebäude, welches, auf einem Hügel mit wundervoller Aussicht gelegen, ein Prachtwerk ist. Hunderte von Kranken finden in demselben Platz, trotzdem ein Theil des Raumes von dem Provinzial-Irrenhause und ein anderer von der Kirche eingenommen wird. Etwas weiter nach dem Innern der Stadt zu liegt mit der Front nach dem Unabhängigkeitsplatze, der terrassenförmig nach der obengenannten Varzea zu abfällt, eine große Caserne, die auch zu den besten öffentlichen Gebäuden von Porto Alegre zählt. Das alte Marktgebäude, welches in der Nähe des Dock liegt, ist klein und schmutzig, doch so eben ist der Bau eines neuen in Angriff genommen, welches an Eleganz und Größe mit den ersten Gebäuden dieser Art in Südamerika wird wetteifern können. Ebenso ist das Staatsgefängniß, von Herrn v. Normann im Style des Mittelalters erbaut, ein geräumiges und solides Gebäude, welches über 800 Gefangene enthält. Das Zollhaus (Alfandega) ist nicht schön, hingegen zeigen fast alle Straßen palastähnliche Privathäuser, die mit äußerstem Luxus erbaut und ausgestattet sind. Außer dem obengenannten Unabhängigkeitsplatze hat die Stadt noch verschiedene andere, unter denen die „Praça da Harmonia", deren untere Seite auf den Fluß hinausgeht und die mit Anlagen, Rampen, Bänken &c. versehen ist, sowohl ihrer Größe, wie ihrer schönen Aussicht halber, den ersten Rang einnimmt. In ihrer Nachbarschaft befinden sich die Arsenale.

Im Ganzen also bietet Porto Alegre ein wahrhaft großartiges Panorama, hauptsächlich wenn es bei Ankunft vom Hafen oder vom Caminho Novo aus betrachtet wird, und es kann fast, wie schon gesagt, den Vergleich mit Rio Janeiro aushalten.

Hinsichtlich der Umgebungen jedoch steht es über Rio. Nach welcher Seite man sich auch wenden mag, überall findet man reizende Spaziergänge. Am Riacho entlang kommt man nach der ¼ Meile entfernten Kapelle des Gotteskindes, wo alljährlich ein brillantes Kirchenfest gefeiert wird, welches Wochen lang dauert. Am Fuße des Berges und von den Wassern des Guayba bespült, liegt die kleine reizende Kapelle in Mitten des frisches Grünes der Palmen- und Bananenhaine und macht einen seltsam lieblichen Eindruck. Auf der andern Seite, über die Varzea hinweg, längs einem neugebauten Tramwege, führt der Pfad nach dem Flüßchen Asensa, wo die deutschen Vergnügungsörter „Harmonie" und „Sanssouci" liegen, und im Hintergrunde erhebt sich der Berg, auf welchem sich die Kirchhöfe befinden, und von wo man eine in der That entzückende Aussicht genießt.

Der katholische Kirchhof, nach südländischer Manier durch übereinander stehende Katakomben gebildet, ist groß und geräumig. Dorthin pilgern am Allerseelentage tausende und aber tausende von Menschen, um an den Gräbern ihrer Dahingeschiedenen zu beten und diese mit Immortellenkränzen zu schmücken. Hinter dem katholischen Campo Santo ist der Platz, auf dem 1855, während der fürchterlichen Cholerazeit, tausende von Körpern in ein großes Grab gebettet wurden, und nur wenige Familien von Porto Alegre haben nicht irgend ein Glied ihrer Familie auf dieser großen Hekatombe zu beweinen. An den Cholerabegräbnißplatz schließt sich in einfacher Umfriedigung der protestantische Kirchhof der hiesigen Deutschen, die in seinem Schooße ihre Lieben zum ewigen Schlafe betten. An den Campo Santos vorbei führt die Straße ins Gebirge; in Mitten von reizenden Landhäusern zwischen blühenden Orangenhainen und von Palmen- und Bananenbäumen beschattet, zieht sie sich bis zum Flecken Belém, der zwei Meilen von Porto Alegre entfernt liegt.

Parallel mit dem schon beschriebenen Caminho Novo, in dessen eleganten Häusern und Parken die Aristokratie von Porto Alegre ihre Villeggiatura macht, läuft die „Estrada do Muro", welche in die Ebene des Gravatasy, eines Zuflusses des Guayba, mündet, von wo die Straße nach unserm echt deutschen S. Leopoldo führt. Unten am Wasser bietet der Riacho mit seinen Gärten und Alleen Gelegenheit zu Spaziergängen, während sich am Strande des Guayba

Villa an Villa reihet, unter denen die des deutschen Kaufmannes Friedrich Bier an Glanz und Reichthum alle anderen überstrahlt. In den Sommernächten erfrischen dort Hunderte von Familien die in der Tageshitze erschlafften Glieder in den Wellen des Stromes, ohne sich sonderlich von den nur wenig gefährlichen Jacarés (brasil. Krokodilen), welche hie und da im Flusse vorkommen, zurückschrecken zu lassen. Auch auf der andern Seite des Guayba, wohin ein kleines Dampfboot eines Deutschen tägliche Spazierfahrten macht, bietet die grünende Insel Pintada, auf der sich die Pulverfabrik befindet, Gelegenheit zu ländlichen Vergnügungen, und im Allgemeinen, wohin man sich auch wenden mag, ist die Natur gleich reizend und malerisch.

Doch auch in commerzieller Beziehung ist Porto Alegre heute schon ein blühender und wichtiger Platz. Es zählt zwischen 23 und 24,000 Einwohner, von denen, wie schon bemerkt, ein Viertheil germanischer Abkunft ist, und macht bedeutende Geschäfte mit den Häfen des Kaiserreiches, Montevideo, Buenos Ayres, den Vereinigten Staaten, England und Deutschland (vorzugsweise mit Hamburg). Seine Lage ist der Art, daß ihm eine sehr bedeutende Zukunft sicher ist. In der unmittelbaren Nachbarschaft der blühenden deutschen Colonien gelegen, öffnen ihr diese den Handel mit dem Kamme der hohen „Serra Geral", die Rio Grande do Sul von Santa Catharina und S. Paulo trennt. Auf einigen Punkten sind die Colonisten bereits bis auf sieben Meilen an den Kamm der Serra gedrungen und haben durch den Urwald Straßen nach demselben geöffnet. Nun wird fernerhin soeben in London eine Gesellschaft zum Baue einer Eisenbahn von Porto Alegre nach Santa Catharina (Desterro) gebildet und das Dampfroß von hier nach Desterro sausen und unsere Stadt mit jenem vorzüglichen Hafen in Verbindung setzen; denn augenblicklich nimmt der hiesige Handel noch keinen so bedeutenden Aufschwung, weil wir von der Barre von Rio Grande abhängig sind, deren Versandung die Einfahrt für größere Schiffe unmöglich, für alle aber gefährlich macht. Die strategische Lage von Porto Alegre ist ebenfalls vortrefflich; ohne befestigt zu sein, ist es fast uneinnehmbar dadurch, daß es auf schroff abfallenden Hügeln liegt und der Engpaß einen Angriff von der Wasserseite unmöglich macht.

Was nun das Leben in der Stadt betrifft, so ist es viel freier, angenehmer und zwangloser, als in anderen brasilianischen Städten. Der überwiegende Einfluß des deutschen Elementes hat den hispano-amerikanischen Formalismus selbst unter den Brasilianern ziemlich verdrängt. Hier gehen selbst eingeborne Damen allein auf der Straße, und der gesellschaftliche Ton ist keineswegs steif.

Da Porto Alegre der Sitz der Provinzialregierung, des Bischofs und der höchsten Behörden ist, so herrscht im Allgemeinen viel Leben und Verkehr; diesen Umständen verdankt die Stadt auch manche Verbesserungen, die man in anderen Städten der Provinz nicht antrifft; so z. B. wird jetzt eine Wasserleitung angelegt, die das Wasser drei Meilen weit herführt; wir haben Gasbeleuchtung und mancherlei andere Vortheile und Genüsse, die Porto Alegre seiner Eigenschaft als Hauptstadt der Provinz dankt. Was uns jedoch hier am meisten interessiren muß, ist das Leben der deutschen Bevölkerung, die, wie schon gesagt, ihren heimischen Sitten und Gebräuchen auch im fremden Lande treu blieb, wenn auch nicht in so hohem Grade, wie auf den Colonien, wo man in Mitten eines deutschen Dorfes, oder im Ort S. Leopoldo in den Mauern einer echt deutschen Stadt zu sein meint. Hier nimmt unser Leben einige Reflexe der fremden Gesellschaft an, bewahrt aber in den Hauptsachen den alten deutschen Styl.

Die hiesigen Deutschen theilen sich, wie natürlich, in zwei Hauptgruppen, — Kaufleute und Handwerker, die jedoch so ziemlich zusammenhalten, denn beide Elemente vereinigen sich in denselben geschlossenen Cirkeln. Das Vereins- und Gesellschaftswesen, welches den Deutschen überall hin begleitet, steht auch hier in Flor. Da gibt es zwei philharmonische Gesellschaften „Gesangverein" und „Liedertafel", von denen der erste ein schönes eigenes Lokal hat, und beide geben außer ihren Concerten monatlich auch Bälle. Die „Germania" ist ein anderer geselliger Verein, mit Clublokal, Billard und Lesekabinet, der ebenfalls monatlich einen Ball gibt; dort verkehrt der reiche Kaufmann mit dem anständigen Handwerker, und diese Verschmelzung der Stände ist ein Zeichen des gesunden und kräftigen Geistes, der das hiesige Deutschthum beseelt. Ein kleiner Schützenverein hat seinen Schießstand; die „Leopoldina" ist eine Ballgesellschaft, die schon mehr in das Brasilianische hinüber spielt, da ihre Mitglieder ausschließlich hier geborene Kinder deutscher Eltern sind, doch schließt sich dieser Verein niemals von allgemeinen deutschen Festen aus, betheiligt sich vielmehr mit aller Kraft an denselben und hält mit ganzem Herzen zum Deutschthume. Früher gab es sogar ein deutsches Liebhabertheater, welches aber bald wieder einging.

Ungleich wichtiger als diese geselligen Vereine ist der „Deutsche Hülfs-Verein", ein wackeres Institut, welchem die Unterstützung und Verpflegung kranker Deutscher, ihr Begräbniß in Todesfällen, die Unterstützung von Wittwen und Erziehung von Waisen obliegen; er zählt einige hundert Mitglieder und hat dem Deutschthume sehr erhebliche Dienste geleistet. Dieser Verein verfügt bereits über ein ganz erhebliches Kapital, vielleicht 9000 bis 10,000 Dollars und wird nächstens ein eigenes Krankenhaus erbauen. Ein anderes nützliches und nothwendiges Unternehmen ist die auf Aktien gegründete Deutsche Zeitung, die nun bereits seit sechs Jahren besteht und in ziemlich großem Formate zweimal wöchentlich erscheint. Sie vertritt mit Energie die Interessen des hiesigen Deutschthums und bildet so zu sagen den Sprechsaal der Deutschen, die in ihr auch eine Vertreterin dem Auslande gegenüber finden. Zwei deutsche Gemeinden, eine katholische und eine protestantische, bestehen in der Stadt. Jene bedient sich für ihren Gottesdienst einer brasilianischen Kirche, und diese hat die oben erwähnte hübsche Kirche erbaut, deren Vollendung der schönste Beweis des Geistes ist, der die hiesigen Deutschen zum gemeinsamen Handeln anfacht und belebt. Der Gemeinsinn ist ziemlich rege unter den hiesigen Deutschen und findet Nahrung in patriotischen Festen und bei anderen Gelegenheiten. So wurde z. B. der 18. Okt. 1863 mit großem Enthusiasmus gefeiert. Ueber 20 Vereine aus der Stadt und von den Colonien betheiligten sich, und mehr denn 2000 Deutsche bildeten den Festzug. Auch das „Allgemeine deutsche Sängerfest", welches im Februar eines jeden Jahres in S. Leopoldo abgehalten wird, zieht dort tausende von Deutschen und einige deutsche Gesangvereine zusammen, die in Lust und Freude einige Tage dem Gesange und der Geselligkeit weihen. Patriotische Collekten für Zwecke des deutschen Vaterlandes, Sammlungen für Schleswig-Holstein, für Flottengelder, für das Hermannsdenkmal, für den kölner Dom ꝛc., finden stets allgemeine Theilnahme und fallen oft reichlich aus. Deutsche Elementarschulen und höhere Lehranstalten bieten der Jugend die nöthige Bildung, deutsche Leihbibliotheken, Agenturen für überseeische Zeitungen, Leseklubs ꝛc., geben den Erwachsenen geistige Nahrung; deutsche Aerzte und Apotheker sorgen für das Wohl des Leibes, deutsche Priester beider Con-

fessionen für das der Seele. Mit einem Worte, wenn man aus anderen Theilen Brasiliens in Porto Alegre anlangt, so weht Einen ein wahrhaft heimischer Geist an, man fühlt sich wirklich glücklich und vergißt für den Augenblick, daß man im fernen Süden von Amerika lebt. Man fühlt, daß das deutsche Element vorherrscht, und daß das reizende Porto Alegre einst eine vorzugsweise deutsche Stadt sein wird. An Vergnügungsorten fehlt es natürlich auch nicht; da haben wir eine „Orangerie", wo neben importirtem bayerschen, hamburger, kitzinger und englischem Biere ein hier gebrantes, ganz vortreffliches Nationalbier ausgeschenkt wird; ein „Sanssouci", prächtige Gartenwirthschaft mit Schießstand; eine Erholung im Freien bei der „Kapelle des Gotteskindes"; ein „Belle Vue" mit Kegelbahn und Gartenwirthschaft; eine „Harmonie" mit Billard ꝛc., wo häufig Gartenkonzerte abgehalten werden ꝛc. An deutschen Gasthäusern, Restaurants, Hôtels, Bierhallen ꝛc. hat die Stadt Ueberfluß, und auch der Tisch ist hier echt deutsch (eine große Seltenheit in Brasilien); Roggenbrot, deutscher Käse, frische Butter, billiges Bier, hier gezogener und gekelterter Colonie-Wein und alle anderen deutschen Gerichte, von denen man sonst in Südamerika nicht einmal eine Idee hat, erlauben hier auf deutsche Art zu leben. In Bezug auf häusliche Einrichtung ꝛc. geschieht dasselbe, denn es gibt kein Handwerk, welches hier nicht von Deutschen ausgeübt wird; Haus neben Haus wohnen die braven deutschen Arbeiter: Lithographen, Gold- und Silberschmiede, Cigarrenfabrikanten, Hutmacher, Schneider, Schuhmacher, Tischler, Wagenbauer, Anstreicher, Vergolder, Tapezierer, Schmiede, Lackirer, Maschinenbauer, Klempner, Gerber, Bäcker, Schlachter ꝛc. ꝛc., — alles sind Deutsche, und man wird in jeder Beziehung auf deutsche Art bedient.

So möge es denn fortdauern und freudig erblühen, das junge Deutschthum von Porto Alegre, auf daß es einst der Halt- und Mittelpunkt des kräftigen „Neudeutschlands" werden könne, welches als zukünftiger Stützpunkt für Handel und Schifffahrt des gesammten Vaterlandes sich hier im fernen Süden von Amerika entwickelt!

Der Golfstrom und seine Bedeutung für den Verkehr und die klimatische Ausgleichung.

Von Dr. H. Birnbaum.

I.

Das Meer besitzt ebenso wie die Atmosphäre einen systematisch geordneten Kreislauf in seinen Bewegungen und ist auch ebenso an physikalische, durch Erfahrung festzustellende Gesetze gebunden. Auf dieses Postulat kommen in neuerer Zeit alle Geographen von Fach. Es ist ein Resultat der Forschungen, zugleich aber auch wieder die Grundlage zu allen künftigen Untersuchungen. Man darf darin nicht mehr als eine auf große Wahrscheinlichkeit gestützte Hypothese erkennen wollen, wodurch natürlich die Nothwendigkeit zu immer höher gesteigerter Bewahrheitung nicht ausgeschlossen wird. Das Newton'sche Princip der allgemeinen Gravitation ist eine ganz ähnliche Hypothese, und wenn diese auch schon der Wahrheit unendlich viel näher gebracht worden ist, so bleibt sie dennoch ihrem Charakter der steten Fortentwicklung getreu, sie wird nie zu einem Endabschluß gelangen, der alles fernere Prüfen, alles fernere Forschen überflüssig machen könnte.

Unter den Meeresströmungen hat der Golfstrom den Naturforschern den reichsten Stoff zum Nachdenken gegeben. Man weiß jetzt ganz genau, daß er nur einen Theil des eben bezeichneten Kreislaufs des ganzen Meeres ausmacht, man weiß aber auch, wie wichtig er ist, wie wesentlich von ihm Handel und Wandel abhängt, wie durch ihn die nachtheiligen Extreme des Klimas ausgeglichen werden. Aber, wie bedeutend auch seine Wichtigkeit für das praktische Leben sein mag, sie wird doch noch um Vieles überstrahlt durch den Reichthum an Phänomenen und Merkwürdigkeiten für die Wissenschaft. Seit seiner ersten Entdeckung, welche nur um wenige Jahre jünger ist als die der Neuen Welt durch Columbus, hat man unablässig daran geforscht und aufgeklärt, man hat auch Vieles erreicht, sicher befestigt und ins klare Licht gestellt, aber dennoch warten noch viele Punkte auf die Fortsetzung einer noch gründlichern Untersuchung. Manches ist mit oberflächlichen Ansichten und Vermuthungen abgefertigt worden und harrt auf eine noch zuverlässigere Begründung. Anderes ist noch mit Aberglauben und Uebertreibung durchwoben. Wir dürfen und wollen aber darüber nicht klagen, denn im Ganzen genommen ist dies das Schicksal aller wissenschaftlichen Forschung, wobei das Einsammeln von Erfahrungen und das Aufstellen von Theorien sich einmüthig die Hände reichen sollten, um friedlich ein gemeinsames Ziel zu erreichen, aber in der That eine Uneinigkeit und bittere Feindschaft vorherrscht, als sei in der Welt nichts mehr zu fürchten als ein Zusammentreffen an demselben Ziele. Diese Schattenseiten fehlen leider auch der Geographie nicht; sie kommen auch bei der Untersuchung des Golfstroms vor. Wir werden Gelegenheit haben darauf hinzuweisen. Zunächst beabsichtigen wir jedoch eine wissenschaftliche Charakterskizze von dem Golfstrom zu entwerfen, welche genau den neuesten Beobachtungen, Ausmessungen und Ansichten entspricht.

Der Golfstrom ist ein im Weltmeere eben so fest und scharf ausgeprägter Fluß, wie wir ihn eigentlich nur auf den Continenten anzutreffen gewohnt sind. Seine Ufer und sein Bett sind Wasser, und zwar Wasser von derselben Art wie er selbst, ja sogar beweglich wie er selbst, aber dennoch herrscht darin eine auffallende Verschiedenheit und eine Beständigkeit neben der unaufhörlichen Beweglichkeit, daß derselbe Gegensatz dabei vorzukommen scheint wie zwischen der festen Erde und dem beweglichen Wasser. Dieser Charakterzug eines Continentalstroms ist ihm aber nicht blos in seinem Ursprunge und auf eine kleine Strecke seiner Weiterentwicklung eigen, sondern er zeigt ihn noch 500 bis 600 geogr. Meilen von Florida entfernt

ganz entschieden, und verliert ihn eigentlich nie ganz, obgleich die allmälige Abnahme zuletzt sehr wahrnehmbar ist. Fehlt ihm nun aber der Charakter eines Continentalstroms nicht, so übertrifft dieser alle bei weitem in allen Größenverhältnissen. Er ist reißender, tiefer, breiter, länger und daher auch wasserreicher als der größte Strom der festen Erde. Der Amazonenstrom, der Mississippi und andere sogenannte Riesenströme sind im Vergleich mit ihm sehr untergeordnete Flüßchen. Nach den Messungen und Berechnungen, welche Kapitän Livingstone in dieser Hinsicht durchgeführt hat, besitzt der Golfstrom schon in seinem Ursprunge bei Florida mehr als tausendmal so viel Wasser als der Mississippi bei seinem Endausflusse ins Meer. Das ist ein staunenswerthes Resultat. Damit wurde auch der alte Aberglaube aus dem Felde geschlagen, daß der Golfstrom nichts anderes sei als eine maritime Fortsetzung der Wasserfluten des Mississippi.

Auch in der Farbe besitzt dieser Strom des Oceans seine hervorragende Eigenthümlichkeit; er ist durchsichtig, klar, aber tief indigoblau gefärbt, und dadurch sondert er sich noch bis Cap Hatteras hinauf von dem gewöhnlichen Meergrün so charakteristisch ab, daß man bei einem seine Wasserufer durchschneidenden Fahrzeuge ganz deutlich sehen kann, wie die eine Hälfte im Golfwasser, die andere dagegen im Meereswasser schwimmt. Daraus folgt nun einmal, daß zwischen dem Stromwasser und dem Uferwasser eine sehr geringe chemische Vermischung vorkommen muß; zugleich liegt darin aber auch ein zweiter Grund, daß die Golfstromwasser nicht von dem Mississippi herrühren können, da dieser bekanntlich besonders an seiner Mündung trübe auftritt und von der Indigofarbe auch keine Spur besitzt.

Sorgfältig durchgeführte Analysen haben ergeben, daß der Golfstrom in seinem ganzen Laufe längs der Küste Nordamerika's sehr salzreich sei, daß er ein wirkliches Meerwasser ist, aber merklich mehr Salzgehalt als seine Oceanufer besitzt. An der Küste Florida's beträgt der Salzgehalt noch etwas über $3\frac{1}{2}$ Procent, so daß sein Wasser hier fast ebenso gesättigt ist, wie das Meer in dem südlichen Becken des Mexicanischen Meerbusens, welches nach Gay-Lussacs Untersuchung $3\frac{3}{4}$ Procent im Maximo enthält. Und so wie überhaupt das Meer in höheren Breiten an Salzgehalt verliert, so zeigt sich dies auch bei dem Golfstrom, aber doch hier nie so rasch wie in dem angrenzenden Oceanufer. Deshalb bleibt die Differenz auch selbst da noch wahrnehmbar, wo der Strom weit von dem Festlande entfernt einen gegen Osten gerichteten Weg verfolgt. Der Mississippi behält sein süßes Flußwasser auch noch da bei, wo er von dem Strudel des Mexicanischen Meerbusens mit fortgerissen ist; er kann also auch aus diesem Grunde nicht für die Quelle und Ursache des Golfstroms angesehen werden.

Die größte Merkwürdigkeit zeigt aber dieser Oceanfluß in seiner verhältnißmäßig sehr hohen Temperatur. Maury fand in der Nähe des Cap Hatteras an einem kalten Wintertage durch unmittelbares Messen, daß die Temperatur des Stromes 8^{0} R. höher stand als die seiner Wasserufer, und er bemerkt im Allgemeinen, daß diese Differenz sich sogar bis zu 14^{0} R. steigern könne. Unser A. v. Humboldt hat in der Nähe der Bank von Neufundland sehr viele Thermometermessungen dieser Art durchgeführt und gefunden, daß der Golfstrom daselbst durchschnittlich 2 bis 3^{0} R. höhere Wärme besitzt als das angrenzende Meer. Der berühmte deutsche Gelehrte sieht gerade hierin den Hauptgrund, daß die merkwürdigen fliegenden Fische, welche doch eigentlich in der Aequinoctialzone ihre Heimat hätten, in dem warmen Golfstrome selbst bis zu den höheren Breiten der gemäßigten Zone noch anzutreffen seien. Das Wasser des Mississippi ist überall viel kälter als das des Golfstroms. Die Annahme, daß dieser aus jenem entsprungen sei, findet daher auch hierin einen kräftigen Gegengrund.

Der Strom ist sehr breit. Schon bei seinem Beginn in der Floridastraße hat er die Breite von 24 geogr. Meilen. In dieser Hinsicht läßt er alle Continentalströme weit hinter sich zurück. Der Rio de la Plata, welcher bekanntlich der breiteste Fluß der festen Erde ist, hat in seiner Mündung nur 23 geogr. Meilen Breite. Weiter hinauf wird die Breite des Golfstroms rasch beträchtlicher. Schon in der Nähe von Cap Hatteras ist sie zu 58 geogr. Meilen herangewachsen. Und seine Tiefe überrascht noch viel mehr. Nach den Messungen beträgt dieselbe in den Narrows von Bemini 1200 Fuß und in der Nähe von Hatteras noch 684 Fuß. Der Abstand zwischen diesen beiden Punkten ist 150 geogr. Meilen. Der Strom fließt daher in einem bergansteigenden Bette, es kann also seine Flußbewegung nicht wie bei den Continentalströmen durch eine geneigte Bahn veranlaßt worden sein, wie früher auch wohl angenommen wurde. Die Steigung des Bettes ist aber sehr gering; nehmen wir an, wie es wahrscheinlich ist, daß dieselbe im Anfange ganz gleichförmig sei, so betrüge sie auf jede Meile nur 4 Fuß, oder auf je 500 Fuß nur 1 Zoll. Die Eisenbahnen mit einer so geringen Erhebung setzen dem gewöhnlichen Betrieb kein Hinderniß entgegen.

Ueber die Geschwindigkeit des Stroms sind jetzt auch Untersuchungen angestellt. In den Narrows von Bemini, wo für gewöhnlich sein Anfang angenommen wird, haben die Seeleute die Durchschnittsgeschwindigkeit 4 Knoten gefunden. Die Länge eines Knotens beträgt 50 Fuß, und die Zeit, nach welcher das Abwickeln der Knotenlinie gemessen wird, ist eine halbe Minute, daher legt der Strom in einer halben Minute 4 mal 50 oder 200 Fuß zurück, also in einer Minute 400 Fuß, und in einer Stunde eine geogr. Meile. Die mittlere Geschwindigkeit der schiffbaren Continentalströme wird gewöhnlich zu $3\frac{1}{2}$ Fuß in der Sekunde angenommen; das gibt in einer Stunde nicht viel über eine halbe Meile. Da aber die Bewegung eine ziemlich gleichförmige ist, so eignet sie sich vortrefflich zum Befahren. Die Geschwindigkeit des Golfstroms ist im Anfange dieselbe wie die des Rheins bei Basel oder der Donau bei Ulm. Weiter hinauf vermindert sich die Geschwindigkeit des Golfstroms in Etwas, aber doch nur sehr wenig; denn in einer Entfernung von 150 geogr. Meilen in der Nähe des Cap Hatteras beträgt sie in einer Stunde doch immer noch recht gut dreiviertel Meilen.

Seine Bahn schmiegt sich Anfangs der Ostküste Nordamerika's genau an, verläßt aber schon bei Hatteras ziemlich merklich das Festland und neigt sich dann immer mehr und mehr östlich, bis er unter dem 41^{0} nördl. Br. in seiner Hauptaxe ganz gegen Osten gerichtet ist. Aber, wenn er auch im Anfang durch die Ostgestade Amerika's gelenkt wird, so macht er sich doch bald ganz frei von dieser vorgeschriebenen Bahn und verfolgt frei und selbstständig seinen eigenen Weg; ja es ist bekannt, daß zwischen ihm und dem Festlande eine gerade entgegengesetzte Oceanströmung stattfindet. Man hat dies längere Zeit für ein ungelöstes Problem angesehen. Jetzt kennt man aber die Ursache ganz genau, und sie beruhet in nichts Anderm als in dem Conflict mit der Rotation unserer Erde. Denn der ursprünglich nach Norden gerichtete Strom bringt durch die Axendrehung der Erde von den niederen Breiten fortwährend

eine größere Geschwindigkeit gegen Osten mit als die Orte höherer Breitengrade besitzen, über welche er hinweg fließt; er muß also diesen Orten gegen Osten voran eilen und mithin einen immer mehr östlich gerichteten Weg einschlagen. Darin liegt nun aber auch der Grund, daß der beständig östlich gerichtete Lauf des Golfstroms als ein Beweis für die Tagesdrehung der Erde angesehen wird. Die Neigung aller Continentalströme, deren Lage von Süd nach Nord oder umgekehrt gerichtet ist, nach rechts abzulenken ist übrigens seitdem vielfach beobachtet worden. Die Sache steht also durchaus nicht allein da. Auch weiß man von den ebenso gerichteten Eisenbahnzügen, daß die darauf fahrenden Wagenreihen sehr leicht rechts von den Schienen abspringen oder doch wenigstens immer stärker an die rechte Seite drücken als an die linke. Das sind Thatsachen, welche alle ihren Erklärungsgrund in der Differenz der mitgebrachten und der angetroffenen Rotationsgeschwindigkeit der Erde finden. Daraus erklärt es sich aber auch, daß die Schiffe, welche in den höheren Breiten auf dem Golfstrome fahren, fortwährend ein Streben äußern nach rechts aus dem Strome abzulenken. Die Menge Seetang, welche er aus dem Mexicanischen Meerbusen mit sich empor führte, setzt er in höheren Breiten immer rechts ab und liefert daher einen immer neuen Beitrag zu dem ausgedehnten dicht mit Tang überdeckten Sargasso Meere. Als die Gefährten des Columbus diese unendlich weit ausgedehnte Tangwiese zuerst erblickten und sich darin tagelang bewegten, flößte sie ihnen einen gewaltigen Schrecken ein, denn sie glaubten nun an das Ende der schiffbaren Welt gelangt zu sein, von wo an ein Zurückkommen in die geliebte Heimat nicht mehr zu denken sei.

Wir kommen zu einem Hauptpunkte unserer Erörterung, zur Beantwortung der Frage nach der eigentlichen Ursache dieser großartigen oceanischen Naturerscheinung. Wenn wir bisher den Anfang derselben in die Narrows (Engen) von Florida gesetzt haben, so wollten wir damit eigentlich nur andeuten, daß sich gerade an diesem Punkte die erste charakteristische Spur des stromartigen Zusammenhaltens im Meere erkennen lasse, auf keinen Fall haben wir aber damit ausdrücken wollen, daß an derselben Stelle auch die Ursache des Phänomens liege. Diese liegt viel weiter entfernt, und wir werden uns überzeugen, daß sie eigentlich mit zu dem System der gesammten Kreisbewegung der Oceanwasser auf Erden gehört. Der erste, welcher in dieser Hinsicht eine der Wahrheit sehr naheliegende Vermuthung aussprach, war Humphry Gilbert; er sagte schon 1560, daß der Golfstrom eine Rückströmung des Atlantischen Meeres sei, welches in der Region der Passate fortwährend nach dem Mexicanischen Meerbusen hingetrieben werde. Damals kannte man die Passate nur als eine Erfahrungsthatsache; an eine befriedigende Erklärung dachten erst hundert Jahre später Halley und Hadley. Auch sah man zu jener Zeit die Meeresströmungen noch als eine Folge der Luftströmungen an; daß eine Ursache denkbar sei, welche beide zugleich ins Leben rufen könne, war damals noch gar nicht erkannt. Gilberts Ansicht ist nach und nach immer mehr ausgebildet und den neuesten Ansichten über Meeresströmungen fortwährend besser angepaßt worden, aber Niemand hat bei dieser allmäligen Vervollkommnung mehr Verdienst als Rennell. In seiner berühmten Schrift „Investigation of the Currents of the Atlantic Ocean", welche er 1832 herausgegeben, führt er die Ursache des Golfstromes auf die in allen Weltmeeren herrschende Aequatorialströmung zurück. Im Atlantischen Ocean sei diese Strömung zuerst von Columbus entdeckt, es sei dieselbe, welche den Gefährten dieses genialen Geistes einen so furchtbaren Schrecken eingejagt habe, weil sie die Fahrzeuge mit einer so unwiderstehlichen Kraft reißend schnell gegen Westen forttrieb, als sollten sie nie wieder nach Spanien zurückkehren. Sie fehlt aber auch dem Indischen Meere nicht, und hier ist es, wo Rennell den ersten Impuls zu der später so charakteristisch auftretenden Golfströmung annimmt. Die dort entwickelte Aequatorialströmung treibt die heißen Wassermassen zwischen der Ostküste Afrika's und Madagaskar hindurch und bildet so den viel gefürchteten Mozambiquestrom, geht um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum und verfolgt den gegen Norden gerichteten Küstenweg längs Afrika, bis er in der Nähe des Aequators sich wieder mit der atlantischen Aequatorialströmung vereinigt.

Dies ist Rennells Ansicht, und wir werden bald sehen, welche triftigen Erfahrungsgründe dafür sprechen. Die so verbundene ungeheuere Menge von tropisch heißem Wasser, fährt Rennell fort, treibt nach Amerika hinüber, stößt in Guyana zuerst ans Land, verfolgt mit so unwiderstehlicher Kraft den Weg in das Caraibische Meer, daß die Seefahrer es nicht für möglich halten, direkt dagegen zu steuern, auch weiß Alexander v. Humboldt aus eigener Erfahrung, daß an eine Seereise von Cartagena nach Cumana auf diesem Wege gar nicht zu denken ist. Den ersten Damm findet dieser ungestüm gegen Westen vordringende Meeresstrom an dem Isthmus von Panama. Durch dies Hinderniß und durch den andauernden mächtigen Druck der nachdrängenden Wasserfluten ist der Strom gezwungen, nach Norden auszuweichen und der Krümmung der Festlandsküste zu folgen, bis er zwischen Cap Catoche auf Yucatan und dem Cap Antonio auf Cuba einen Ausweg in den Mexikanischen Meerbusen findet. Aber auch hier lassen ihn die nachströmenden Wassermassen noch nicht in Ruhe, er ist gezwungen, in dem Golf von Mexico eine großartige Wirbelbewegung durchzuführen. In der Straße von Florida tritt ihm die große Bank von Bahama und ein anderer Zweig der Aequatorialströmung behindernd entgegen, er wird abermals gezwungen gegen Norden auszuweichen, es ist aber das letzte Mal, denn nun gewinnt er als Golfstrom seine oceanische Freiheit. Diese benutzt er zu einem weit ausgedehnten Kreislauf im Atlantischen Ocean und kommt in seiner Hauptmasse zuletzt wieder mit dem Aequatorialstrome zusammen, um den Weltweg aufs Neue zu beginnen. Das ist das Bild, welches Rennell von dieser wunderbaren Meeresströmung entwirft. Es ist ein erhabenes Schauspiel; er läßt es eben so wenig an erhebenden Worten als an überzeugenden Gründen fehlen, um dasselbe zur lebendigen Anschauung und zur festen Ueberzeugung zu bringen. Er zeigt dabei eine große Meisterschaft und befriedigt nicht blos die Männer von Fach, sondern alle gebildeten Denker und alle praktischen Seefahrer.

Unter dem Einflusse der Tagesdrehung unserer Erde verfolgt der ursprünglich genau nach Norden gerichtete Golfstrom einen immer mehr östlich abgelenkten Weg, berührt fast den Südsaum der großen Bank von Neufundland und geht dann ziemlich ganz östlich nach den Azoren. Hier theilt er sich in zwei Zweige, von denen der eine um Britanniens Inselgruppe herum bis Norwegen gelangt, ja zuweilen sogar den Weg um die Nordgrenze Europa's und Asiens verfolgt; während der andere viel mächtigere Zweig sich südöstlich nach der Westküste Frankreichs und Portugals hinabneigt

und dem hier schon beginnenden Zuge der Atlantischen Aequatorialströmung längs Nordafrika folgt.

Wir wollen einige Beweise auch für diese Theorie zur Sprache bringen. Der große Mast des englischen Kriegsschiffes „Tilbury“, welches im amerikanischen siebenjährigen Seekriege an der Küste von Santo Domingo in Brand gerieth, ist an Schottlands Nordküste ans Land getrieben; seine Reise dahin kann er nicht anders als mit Hülfe des Golfstroms durchgeführt haben. Dicht unter dem Aequator in Afrika's Niederguinea, am Cap Lopez, scheiterte ein englisches Handelsschiff, das vorzugsweise mit Palmöl befrachtet war, ein Theil dieser Oelfässer wurde ebenfalls in Nordschottland ans Land getrieben; auch hier kann der Reiseweg wohl kein anderer gewesen sein, als der von Rennell bezeichnete äquatoriale Golfstrom, so daß die Fässer erst zweimal den Atlantischen Ocean zu durchwandern hatten, ehe sie ihr Ziel erreichen konnten. Von dem englischen Schiffe „Newcastle“ wurde unter 38° 52′ n. Br. und 66° 21′ w. L. am 20. Januar 1819 eine mit Inschriften versehene, wohlverkorkte und versiegelte Flasche in den Golfstrom geworfen, welche am 2. Juni 1820 bei der Insel Arran wieder aufgefischt wurde. Sie hatte also im Golfstrom die Reise durch den nördlichen Atlantischen Ocean gemacht, und sicher geschwinder als es den ersten Anschein gewinnt, denn es ist sehr zu bezweifeln, daß man ihre Ankunft sogleich bemerkt haben sollte. Berghaus gibt in seiner „allgemeinen Länder und Völkerkunde“ den Lauf von 21 solcher Flaschen an, in denen der Ort und die näheren Umstände aufgezeichnet waren, unter denen sie ausgesetzt wurden, so daß man bei ihrer Wiederauffindung mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit den durchwanderten Reiseweg bestimmen konnte; Admiral Beechey hat sogar von mehr als 100 solcher Flaschen die Reisewege auf der Karte verzeichnet. Zwei davon waren in südlicher Breite in der Nähe der Westküste Afrika's zugleich ins Meer geworfen, die eine von ihnen kam bei der Insel Trinidad wieder ans Land, sie hatte also nur die äquatoriale Vorbereitung zum Golfstrom zu ihrer Ueberfahrt benutzt; die andere dagegen wurde bei der Insel Guernsey im englischen Kanal wieder aus dem Wasser gezogen und hatte daher den ganzen Weltwirbel des Golfstroms zu ihrer Meeresfahrt benutzt.

Alexander von Humboldt erzählt, daß kurz vor seiner Ankunft auf Teneriffa in der Rhede von Santa Cruz der zugeschwommene Stamm einer südamerikanischen Ceder aus dem Wasser gezogen worden sei, von dem man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen dürfe, daß er eine sehr große Oceanreise auf dem Golfstrom durchgeführt habe. Derselbe Strom hat auch dem genialen Columbus sichere Anzeichen von dem Dasein westlich gelegener großer Länder gegeben. Zwei Leichname, deren Züge eine ganz unbekannte Menschenrasse verriethen, wurden gegen das Ende des 15. Jahrhunderts an die Küste der Azoren geworfen, und fast um dieselbe Zeit sammelte sein Schwager, Gouverneur von Porto Santo, am Strande dieser Insel Stücke Bambus von ungeheuerer Größe, welche die Meeresströmungen und die Westwinde dahin gebracht hatten. Leichname und Bambus erregten die Aufmerksamkeit des großen Genuesen; er errieth, daß beide von einem großen im Westen gelegenen Continente, von „Indien“, herübergeschwommen seien. Künstlich geschnitzte Hölzer, Samen und Früchte von Pflanzen, welche nur auf den Antillen ihre Heimat haben, werden noch jetzt eben so wie früher an die Küsten der Inseln Ferro und Gomera geworfen und als Merkwürdigkeiten gesammelt und vorgezeigt. In dem „Account of the Islands of Orkney“ (1700 S. 60) erzählt James Wallace, daß im Jahre 1682 an der Südspitze der Insel Eda ein Grönländer in seinem Kahn von vielen Menschen gesehen wurde. Man habe sich bemüht, ihn zu fangen; es sei nicht geglückt. 1684 sei ebenfalls ein grönländischer Fischer bei der Insel Westrom gesehen worden. Auf Burra war in der Kirche ein Kahn der Eskimos aufgehangen, den die Golfströmung und Sturm angetrieben hatten. „In der Geschichte von Venedig des Cardinal Bembo“, sagt Humboldt, „finde ich die Nachricht, daß im Jahre 1508 nahe an der englischen Küste ein kleines Boot mit sieben Menschen fremdartigen Ansehens von einem französischen Schiffe gekapert wurde. Die Beschreibung paßt ganz auf die Gestalt der Eskimos (homines erant septem mediocri statura, colore subobscuro, lato et patente vultu, cicatriceque una violacea signato). Niemand verstand ihre Sprache. Ihre Kleidung war aus Fischhäuten zusammengesetzt. Auf dem Kopfe trugen sie coronam e culmo pictam, septem quasi auriculis intextam. Sie aßen rohes Fleisch und tranken Blut wie Wein. Sechs dieser Männer starben auf der Reise; der siebente, ein Jüngling, wurde dem König von Frankreich, welcher damals in Orleans war, vorgestellt. Das Erscheinen sogenannter Inder an den westlichen deutschen Küsten unter den Ottonen und unter Friedrich dem Rothbart findet seine Erklärung in ähnlichen Wirkungen der Meeresströmung und lang anhaltender Nordwestwinde.“ Sartorius von Waltershausen berichtet in seiner „physisch-geographischen Skizze von Island“, daß der Golfstrom besonders früher hier so viel Baumstämme aus Amerika angeschwemmt habe, daß man dieselben zu allerlei Bauten benutzt hätte.

In einem zweiten Artikel soll der Einfluß des Golfstroms auf die Seefahrt und auf die Ausgleichung des Klimas erörtert werden.

Reisebild aus der Walachei.

Von **Wilhelm Hausmann** in Kronstadt.

II.

Man dürfte sich wundern, wo in einer sonst so einsamen Gegend, wo meilenweit kein Dorf in der Nähe ist, diese Leute hergekommen seien. Doch ist die Erklärung sehr einfach. Es sind Csobanen — Berghirten. Ihr Geschäft ist ausschließlich Schafzucht und Käsebereitung. Die Benennung Senne, wie in der Schweiz, wäre hier gar nicht bezeichnend, obgleich ihr Geschäftsleben viele Aehnlichkeit mit diesen hat. Nur werden hier niemals Kühe zur Alpenwirthschaft benutzt, sondern ausschließlich die grobwolligen walachischen Bergschafe. Vom Frühling bis in den Herbst sitzen sie da oben in den Hochwiesen, wo an einer geeigneten Stelle — meist in der Nähe einer der höchsten Quellen — ein armseliges Blockhaus erbaut ist; aber lange nicht in der oft komfortablen Weise der schweizer Sennhütten. Einige eiserne Kessel, mehre Holzkübel und ein Melkschemel bilden das Inventar. Dicht an der Holzwand brennt in der Hütte auf der Erde stets ein tüchtiges Waldfeuer von ganzen Klötzen. Ueber dieses werden an einem hölzernen Arme die Kessel gehängt, worin die Milch zum Gerinnen gebracht wird, und später kommt der Kessel, worin der Palukes gekocht wird. Der größern Bequemlichkeit und Zeitersparniß wegen wird dieser Kessel nie gewaschen. Die antrocknende Rinde verengt zwar nach und nach den innern Raum desselben, aber was thut das? Die armen halbverhungerten Hunde der Hirten wollen auch leben. Nachdem die Herrschaft behaglich am Boden sitzend gespeist hat, wird der Kessel beiseite gestellt. Die Hunde warten kaum, bis er kalt ist und nagen mit Appetit die von früheren Mahlzeiten restirende Rinde ab. Zwar haben die Walachen diese Gemeinschaft nicht gern, und mancher arme Näscher bekommt einen tüchtigen Prügelhieb übers Kreuz, aber was hilft es? in zehn Minuten ist er doch wieder da. Abends versammeln sich die Hirten in der Hütte; dann ertheilt wohl der Aelteste den Befehl, den Kessel zu waschen. Aber lieber Himmel! wenn man die Hände ansieht, die dies Geschäft verrichten sollen, so denkt jeder Freund der Reinlichkeit gewiß, daß es doch besser wäre, den Kessel ungewaschen zu lassen. Die Schafe, eine höchst abgehärtete Rasse, bleiben des Nachts um die Hütte gelagert; die jüngeren machen sichs auch wohl in der Hütte bequem, wobei sie natürlich den Boden derselben bedeutend düngen.

Mit dem Frühmorgen erheben sich die treuen Hirten, hängen eine eisbärpelzartige Kotzen um sich und stehen gähnend auf, kratzen sich hinter den Ohren, kriechen zu der engen Thüre hinaus und zählen mit ungefährem Ueberblick die Häupter ihrer Lieben, beobachten auch mit kundigem Blick die meteorischen Constellationen und ziehen sich dann noch einen Augenblick zurück, um ihren Sack mit etwas kaltem Palukes, den ewigen Zwiebeln, etwas Käse, und als Luxus manchmal einem kleinen Stückchen geräucherten Specks, umzuhängen. Die Heerde wird nach Bedürfniß in zwei bis drei Haufen getheilt, ein zottiger Wolfshund schließt sich freudig bellend und schwanzwedelnd an, und mit lautem: bläh! und mäh! trappelt die Heerde bergan, irgend einer bekannten grasreichen Alpenwiese zu.

Der orientalische Ritus verlangt die Errichtung zahlreicher Betstationen, zu welchem Zweck an geeigneten Punkten bis hoch ins Gebirge hinauf hie und da große Holzkreuze aufgestellt werden, die in cyrillischen Lettern meist einen frommen Spruch eingeschnitzt zeigen; die Buchstaben sind roth ausgemalt, eben so sonstige Verzierungen, welche oft in sehr barocker Weise ausgeschnitzt werden. Hier hält jeder Hirt einige Augenblicke still und murmelt, sich vielfach bekreuzend, ein kurzes Gebet.

An Ort und Stelle angekommen, setzt er sich auf einen die Aussicht beherrschenden Stein, von dem er mit strenger Miene auf seine wolligen Pfleglinge herabschaut; mit eiserner Consequenz achtet er darauf, daß Friede und Ordnung herrsche, und kein Schäflein vom Wege der Pflicht sich verirre.

Oft regt sich bei diesen Natursöhnen der Sinn für Poesie und Musik. In stillen Nachmittagstunden, wenn die Heerde gesättigt vom fetten Alpengrase ruht, nimmt er aus seinem Sacke eine Art Flötenpfeife; auf dieser bläst er, oft in elegische Schwärmerei versinkend, seine einfachen Melodien. Das Alphorn ist hier gänzlich unbekannt, nur diese Löcherpfeife das einzig herrschende musikalische Instrument. Fühlt das Herz des einsamen Musikers vielleicht auch Liebeskummer, Sehnsucht nach den Eltern oder ähnliche Regungen, so genügt ihm bald die Pfeife nicht mehr; er setzt sie ab und singt einige Verse seiner Nationallieder, die namentlich in der Melodie sich alle sehr ähnlich sind, aber in ihrer Einfachheit zu dieser Umgebung passen. Eine kleine Probe erlauben wir uns hier im Original und in der Uebersetzung einzuschalten:

Eata! chora se porneschte
Sub steschar la redetschina.
Eata! chora se'nverteschte . . .
Vine, puiko, vine!

Willst du nicht zur Hora gehen,
Unter jenem Eichendome,
Schau, wie sich die Tänzer drehen,
Komm, o Liebchen, komme!

Sinkt die Sonne am westlichen Horizont hinunter, rauschen unten unheimlich die Wipfel der Tannen, blöken die Schafe unruhig und wollen nicht mehr fressen, dann erhebt sich der Sänger und treibt seine Heerde wieder hinunter zur Stenne. Dort liegen große Salzstücke auf der Erde, an denen die Schafe gierig lecken; nachdem man sie gemolken hat, geht eins nach dem andern in die Verzäunung und legt sich befriedigt nieder, um ruhig die Nacht zu erwarten, die dann auch bald still und sanft den blitzenden Sternenschleier über die friedliche Scene ausbreitet. Tag für Tag vom Frühling bis zum Herbste wiederholt sich dasselbe Treiben.

Daß die Langweile diese Leute nicht umbringt, ist sehr zu verwundern. Da ist denn der Wunsch nach zeitweiliger Veränderung sehr zu verzeihen, um einmal auch wieder andere, als die eigenen langweiligen Gesichter zu sehen, und gestehen wir es nur, auch der Durst nach herzerquicken-

den Spirituosen zieht sie mächtig in die Tiefe. Sie nehmen Urlaub vom Aeltesten oder Aufseher, langen aus dem verborgensten Winkel ihres Sackes ein verschrumpftes Lederbeutelchen hervor, dessen geringen Inhalt sie sorglich mustern, und siehe da! zwischen den dicken schmutzigen Kupfermünzen lächelt sie noch ein neugemünzter Zwanziger an. Dies genügt für alle Fälle. Auf wohlbekannten Steigen eilen sie mit Schnelligkeit thalabwärts und plötzlich erscheinen sie im einsamen Wirthshause, wo man ihre Bedürfnisse schon kennt und ihnen ohne zu fragen gleich die ersehnte Herzstärkung bringt. Ist ihr Urlaub kurz, so nehmen sie oft schon in der Dämmerung ihre Säcke, stürzen zum Abschied noch ein Glas hinunter und eilen auf verschlungenen Berg- und Felspfaden oft in dunkler Nacht ihrer Stenne zu. — Geistige Getränke reizen bekanntlich den Appetit und stumpfen ihn gegen einfachere Genüsse ab. Den zurückgelassenen Kameraden bringen sie ein Fläschchen Branntwein in der Tasche mit. — Wie durch Inspiration begeistert äußern Alle den Appetit nach Fleisch. Woher aber hier Fleisch bekommen? Alberne Frage, liegen nicht draußen vor der Hütte mehre hundert Schafe und Lämmer? Ja, aber die gehören dem weit in der Stadt wohnenden Bojaren, der sie alle gezählt und selbst den Nachwuchs schon im Voraus berechnet hat. Aber fragt da der Wolf danach, nimmt der nicht, was er erwischt? Also her da mit dem fetten schwarzen Lamm. In wenig Minuten blutet das arme Thier unter dem Messer; noch rauchend wird es zerstückt und an Holzspießen über der furchtbaren Kohlenglut geröstet. Bald ist es fertig. Gabeln sind hier ganz unnöthig; Jeder trägt sein Messer im Gürtel. Mit gierig funkelnden Blicken beobachten die Hunde — die der ungewohnte delikate Geruch alle herbeilockte — das Treiben ihrer Herren; kaum fliegt ein abgenagter Knochen über die Achsel, so klappt haifischartig ein Rachen zu und schlingt ihn hinunter, oder zermalmt ihn krachend im glasharten Gebiß. Das verzehrte Lamm kommt bei der spätern Zählung auf Rechnung des ersten besten Wolfes; und wehmüthig heuchelnd zeigt der Hirte das absichtlich zerfetzte Fell als Beweisstück vor. —

Als der Abend weiter vorrückte, schickten sich in unserm Gasthause Alle seufzend und zögernd an, die fatalen harten Pritschen als Schlafstellen herzurichten. Aber die wenigen nassen Shawls und Mäntel waren sehr ungenügend, und S t r o h ist hier nirgends zu bekommen. Nur die Kinder schliefen auch auf den harten Brettern den glücklichen Schlaf der Jugend. Die Frauen warfen allerdings bedenklich genirte Blicke auf die wilden Bergsöhne, die es sich schon ringsum bequem gemacht hatten. Aber hier gibt es keine abgesonderten Schlafkabinette; Alle ruhen im Vertrauen auf gegenseitige Diskretion auf derselben Pritsche; an keiner Thüre ist ein Schloß, höchstens ein Holzriegel, der mit Bindfaden zurückgezogen wird.

Das monotone Schnarchen meiner Schlafgenossen hielt mich noch lange wach. Der unangenehme Weindunst, der hier herrschte, war gleichfalls peinlich. Draußen rauschte wieder der Regen in Strömen nieder, in der Stille der stockfinstern Nacht ertönte um so lauter das wüthende Brausen der ganz nahe vorbeifließenden Praova.

Mit welchen Gefühlen sahen wir aber auch dem Morgen entgegen? Der Fuhrmann erklärte schon am Abend, daß wir trotz aller Gefahr von hier fort müßten, denn selbst für die Pferde war kein Futter zu bekommen, und weit umher kein Brod, nichts, gar nichts für civilisirte Menschen Genießbares aufzutreiben. Die näher wohnenden einzelnen Walachen wollten von ihren geringen Mehlvorräthen durchaus nichts verkaufen, da sie ganz richtig voraussahen, daß sie vielleicht wochenlang zehren müßten, ohne zu der manche Meilen weit entfernten Mühle gelangen zu können, die aber auch von den Fluten längst weggerissen war. Andere Fuhrleute in ähnlicher Lage hatten ihre Wagen stehen lassen, mit allen Kaufmannsgütern darauf, und waren mit ihren Pferden zurückgeflüchtet. Diese waren freilich nicht wie wir gerade zwischen den tiefsten Abgründen festgesetzt worden.

In solchen Lagen lernt der Mensch erst, wie viel er ertragen und überwinden kann. Der Uebermüthigste wird bescheiden; der Verwöhnteste findet Geschmack an den einfachsten Speisen. Den ersten Tag wollten Alle, Kinder und Erwachsene, nur frisches, weiches Brod essen, verschmähten den Kaffee ohne Milch und ließen den mitgebrachten Speck unberührt. Am dritten Tage nagten sie mit Behagen an trocknen, aus den Reisetaschen hervorgesuchten Brodrinden und aßen gierig den warmen Palukes aus den Kesseln der Bauern, ohne Milch, ohne Fett, nur mit etwas bröslichem scharfsalzigem Schafkäse gewürzt.

Um 4 Uhr Morgens ertönten rauhe zankende Stimmen auf dem Hofe vor dem Fenster. Blaß und zitternd stürzte der Fuhrmann herein und sagte: „Jetzt schauns, wie Sie mit den Frauen und Kindern fortkommen, ich kann Ihnen nicht helfen und rathen: Die Walachen sind da mit acht Paar Ochsen; sie sagen, den leeren Wagen nur mit dem nöthigsten Gepäck darauf könnten sie auf sonst völlig ungangbaren Wegen auf weiten Umwegen durchs Gebirge schleppen, und ich soll versuchen, ob ich die ausgespannten Pferde ohne zu stürzen über die steilen Abhänge bringe; aber die Passagiere müßten sehen, wie sie fortkommen, Niemand traut sich einen Rath zu geben, weil auf j e d e m Wege nur mit Lebensgefahr fortzukommen ist. Aber schnell müssen Sie sich entschließen, denn der Berg bei den sogenannten Krümmungen stürzt durch den furchtbaren Regen immer mehr zusammen, und bis morgen kann vielleicht kein Mensch mehr auch zu Fuß hinüber kommen.

Diese Nachricht war allerdings betrübend genug. Ganz allein mit einigen Frauen und den kleinen Kindern, ohne Lebensmittel, in einem elenden Blockhause, im tiefsten Waldgebirge zu stehen! Die Koffer, mit allem Schmuck, Kleidern und Papieren in den Händen dieser Ochsentreiber, die sich auf nie betretenen Wegen schon lange damit entfernt hatten. Indeß ein Entschluß mußte gefaßt werden. Ich schnitt einige tüchtige Haselstöcke zu, die ich als improvisirte Alpenstöcke vertheilte. Einige Hirtenburschen entschlossen sich nach langem Zureden, gegen gute Bezahlung Jeder ein Kind auf den Rücken zu nehmen; und so schickten wir uns an, der Straße zu folgen und dann jene berüchtigten Schluchten zu durchklettern, wo durch einen Bergsturz drei große gewölbte Steinbrücken, die auf thurmtiefen Pfeilern gestanden, total zertrümmert waren.

Mit ängstlicher Besorgniß blickte ich nach den ringsum starrenden Bergriesen empor, die, in düstre Wolken gehüllt, finster und erbarmungslos auf die armen Fremdlinge herabzusehen schienen. Eine eisige Verdunstungskühle durchfröstelte die leichtgekleideten Wanderer.

Zum Glück regnete es nur sehr wenig. Dicht am Eingange der ersten Schlucht erklärten die Führer, die Kinder nicht weiter tragen zu wollen, wenn ihre Bezahlung nicht verdoppelt würde. Was war da zu machen? Hätten sie das Letzte verlangt, wir hätten es geben müssen. Außer meinem Dolchmesser hatte ich keine Waffe; übrigens wäre ich auch mit einer Waffe gegen die langen eisenbeschlagenen Stöcke der Bergwalachen nicht aufgekommen. Wir zogen darum lieber die Börse und zählten Jedem das verlangte

Geld in die Hand, wonach sie heiter und wohlgelaunt ihre kleine Bürde wieder auf den Rücken luden und laut das Glück priesen, welches ihnen dieses Wetter gesandt, wodurch sie in einem Tage auf leichte Art mehr Geld verdienten, als sonst in Monaten. So gibt es also auch Leute, die sich über Wolkenbrüche und Bergstürze freuen können, dachte ich.

Die Durchpassirung dieser Schluchten nahm übrigens bedeutende Zeit in Anspruch. Es gehörte ein eigenes Geschick dazu, den in sehr kurzen Pausen herabrollenden Steintrümmern und Thonklumpen auszuweichen. An einigen Stellen hatte sich knietiefer Schlamm angehäuft, den zu durchwaten keine leichte Aufgabe war.

Endlich erreichten wir doch nach erschöpfendem Marsch eine bessere Wegstrecke, und gegen Mittag ein anderes Wirthshaus, Vale Bogdann genannt, wo auch eine Eilwagenstation ist. Hier war doch wenigstens etwas Milch und grobes Brod zu bekommen, sowie ein viel besserer Wein. Nach langer Zeit erschien auch unser Wagen, den wir oben über den Berg kommen sahen. Alle vier Räder mit Ketten gehemmt, ließen ihn die Walachen wie einen Schlitten heruntergleiten; während einige starke Hebel durch die Speicher steckten, lenkten andere die erschöpften, schweißtriefenden Zugthiere. Früher waren unsere Pferde angelangt, die als echte siebenbürger Bergrasse sich auch hier glücklich durchgearbeitet hatten. Nach langsamer Fahrt erreichten wir, mehrmals die Praova durchkreuzend, glücklich den höhern Theil der Straße und bald das österreichische Gebiet. Aber lange noch werden alle Betheiligten mit gelindem Schauer an den Aufenthalt im Wirthshause an der Praova denken.

Eduard Polaks Charakteristik des Volks in Persien.*)

Wenn wir doch über sämmtliche Länder so vortreffliche Darstellungen hätten! Herr Polak hat manches Jahr im Lande des Schah gelebt und die allseitigen Lebensverhältnisse des Volkes gründlich kennen gelernt. Und was er sah und erfuhr, das stellt er mit lichtvoller Klarheit dar; wer den verdienten und gründlich gebildeten Mann auch nicht persönlich kennt, fühlt doch sofort heraus, daß es ihm vor allen Dingen um eine wahrheitsgetreue Schilderung zu thun ist, und diese gibt er. Man kann sich auf ihn verlassen, und wenn er in der Vorrede äußert, daß er sich bemüht habe, die Verhältnisse frei von aller Voreingenommenheit möglichst gegenständlich zu schildern, so sagt er das Richtige. Er hat alle Gegenden des großen Reiches und dessen verschiedenartige Bewohner genau betrachtet, und als Arzt war er im Stande, über die Frauen und das Familienleben interessante Beobachtungen zu machen.

Schon der erste Band ist von ungemein reichem Inhalte, und wir empfehlen das Buch recht dringend Allen, welche einen richtigen Einblick in die orientalischen Zustände sich verschaffen wollen. Zwar Persien ist tief gesunken, der alte Glanz der Achämeniden ist seit Jahrtausenden erloschen; von den Sassaniden, unter denen das iranische Kulturleben noch einmal aufflackerte und die Macht des Reiches gemehrt wurde, blieb kaum eine Spur übrig. Der Islam hat Persien überflutet, das heilige Feuer in den Tempeln ausgelöscht, die Anhänger der zoroastrischen Lehre bis auf wenige tausende aus dem Lande getrieben und die Masse des Volkes zur Annahme des Mohammedanismus gezwungen. Aber der Islam hat in Persien eine eigenthümliche Gestalt gewonnen, er ist anders geworden als bei den übrigen Völkern, und das alt-arische Element macht sich in ihm geltend, wie es ja auch bei den europäischen Völkern im Christenthume sich geltend macht. Herrn Polak ist jene Erscheinung nicht entgangen, wie denn überhaupt sein Werk eine Menge feiner und zutreffender Bemerkungen enthält.*)

Mit Recht rühmen sich die Perser, daß ihr Land „sieben Klimate" habe. Es ist heute ein Zwischenland geworden, in welchem sich die Einflüsse der europäischen Diplomatie geltend machen. Es liegt zwischen dem russischen Gebiet und dem britischen Indien; nur allein Afghanistan bildet eine Schranke, durch welche es vom Indus getrennt wird. Deshalb erscheint es als ein wichtiger Faktor in der großen Politik, und obwohl es heute schwach genug ist, kann es, wenn auch mehr in passiver Weise, unter Umständen eine wichtige Rolle spielen. Das wäre schon allein durch die geographische Lage bedingt. Auf einem Flächenraume von etwa 22,000 Geviertmeilen leben nicht mehr als 9 bis 10 Millionen Menschen. Weite Strecken sind völlig öde und viele Dörfer zerstört, aber manche Gegenden liegen, nach vorderasiatischem Maßstabe, verhältnißmäßig gut bewohnt.

Man zählt nicht weniger als 15 verschiedene Bestandtheile der Bevölkerung: altiranische Perser und Meder; türkisch-tatarische Stämme; Mischlinge zwischen jenen beiden; Kurden, Araber im Elwendgebirge und am Kaspischen Meere; Armenier und allerlei Kaukasier; Mischlinge von Armeniern und altiranischen Persern; Nestorianer oder Chaldäer um den Urmiehsee und zerstreut in Kurdistan; Juden; Afghanen und Beludschen; Turkomanen rein mongolischer Abkunft; Mischlinge mit denselben; Zigeunerstämme; Afrikaner von der Ostküste und aus Abyssinien; Nachkömmlinge von Russen- und Polen und zuletzt eine geringe Anzahl von Europäern.

Alle diese schildert Herr Polak mit plastischer Anschau-

---

*) Persien. Das Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen von Dr. Jakob Eduard Polak, ehemaligem Leibarzte des Schahs von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran. Leipzig bei Brockhaus. 1865. Bd. I.

*) Die zwölf Kapitel, welche der erste Band enthält, schildern: Volkszahl, Abstammung und Stände. — Wohnhäuser, Städte, Sommerhitze und Zeltlager. — Speisen und Mahlzeiten. — Kleidung, Schmuck und Waffen. — Ruhe und Bewegung; Jagd, Gymnastik. — Das Familien- und Geschlechtsleben. — Diener, Sklaven und Eunuchen. — Bildung, Wissenschaften und Künste. — Versuche zur Einführung der europäischen Civilisation. — Religion und Gesetz. — Bäder und Begräbnißstätten. — Der Nauruz, d. h. das Neujahrsfest.

lichkeit. Der Ureinwohner (Perser und Meder) bietet in seiner Körperbildung den schönen kaukasischen Typus dar, und in seinem ganzen Wesen ist nichts von dem, was den Südländer und Semiten zu charakterisiren pflegt. Unter den höheren Klassen, unter den Beamten und Schriftgelehrten, sodann unter den zahlreichen Luxusdienern begegnet man häufig Charakteren, deren Prototyp in Moriers Roman „Hadschi-Baba" unübertrefflich geschildert ist. Der Perser bezeichnet sie als Fuzul. Ein solcher weiß sich allen Verhältnissen anzupassen und überall auf seine Weise Profit zu machen; er versteht nach persischem Ausdruck „zu essen", d. h. fremdes Gut an sich zu ziehen. Er ist vorwitzig, zudringlich, kennt alle Stadtneuigkeiten und beutet sie aus. Vor dem Höhergestellten kriecht er wie ein Wurm, gegen Niedere ist er voll Anmaßung; er lügt aus System, spricht nur dann die Wahrheit, wenn sie ihm von Nutzen sein kann, verbreitet falsche Nachrichten, intriguirt und verleumdet; Dankbarkeit ist ihm fremd und er kann es nicht ertragen, gegen irgend Jemand eine Verpflichtung zu haben. Er kann Gedichte, Verse und Epigramme anführen, hat immer eine Antwort in Bereitschaft, weiß sich in alle Lebenslagen zu schicken und ist zu Allem brauchbar, zum Minister wie zum Pferdeknecht. Jedes Wort betheuert er durch einen Eid, und wenn man ihn auf der Unwahrheit ertappt, dann bekennt er ohne Scheu und ruft: „Ich aß Koth!"

Folgendes ist eine Kennzeichnung der Perser: Er ist, sagt Polak, im Allgemeinen habgierig, er will gern viel Geld erwerben und prüft die Rechtmäßigkeit der Erwerbsquelle nicht genau. Er gibt aber viel Geld aus, um Luxus zu entfalten. In gewisser Beziehung ist er geizig, aber in Sachen der Liebe kennt er keine Sparsamkeit. Er klammert sich fest an seine Familie, seinen Stamm, denn jedes Unglück oder Glück, jede Erhöhung oder Erniedrigung betrachtet er als solidarisch. Verrath in der Familie ist fast unerhört und findet, selbst wenn er zum allgemeinen Besten diente, allgemeine Verachtung. Für Tugend, Dankbarkeit, Reue, Ehre und Gewissen hat die persische Sprache kein Wort, obwohl sie sonst sehr fein ausgebildet ist. Mit der Wahrheit nimmt er es nicht genau, obschon er jedes Wort betheuert, und seitdem Sadi gesungen: „Lüge zu gutem Zweck ist der Wahrheit vorzuziehen, welche Hader erregt", wird jede Unwahrheit für Nothlüge ausgegeben. Freilich macht er auch keine Ansprüche darauf, daß man ihm glauben solle. Ein Großwesir sagte zu einem englischen Diplomaten, der sich über die Unzuverlässigkeit seiner Worte beklagte: „Nimm als Regel an: Alles, was ich sage, ist gelogen; das aber, was ich schreibe, mag wahr sein."

Der Perser ist mäßig und genügsam, aber er liebt auch geistige Getränke und aufregende Mittel; er liebt Ruhe und Bequemlichkeit, ist jedoch unter Umständen arbeitsam und unermüdlich, und erträgt Hitze und Durst, Hunger und Kälte, Glück oder Unglück mit vollkommenem Gleichmuth. In hohem Grade vermag er seine Leidenschaft zu beherrschen, und seine Gesichtszüge verrathen nicht, was in seiner Seele vorgeht. Groll kann er lange in sich verschließen, bis endlich der günstige Moment der Abzahlung und Rache eintritt. Bewunderung läßt er nicht merken. Er hat Sinn für Poesie, Musik und Gesang, aber häufig opfert er den Gedanken dem Wort und dem Rhythmus auf. Witzig ist er, aber in seinem Denken unlogisch. Man legt ihm z. B. den Satz vor: Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, also —; der Perser wird folgern; also ist Cajus kein Pferd oder Esel. Er haßt jede Autorität und versteht es doch, sich jeder zu fügen. Er ist wenig kriegerisch, duldet lange den heftigsten Druck, bricht ihn dann aber endlich mit roher Faust und läßt den Gegner seine Rache zunächst durch Entehrung der Familie empfinden. Er spricht stets von Tugend und Gerechtigkeit, von seinem Abschen vor Unterdrückung und Willkür, aber sobald sich ihm Gelegenheit bietet, ist er der ärgste Tyrann und eignet sich unbedenklich Gut und Vermögen Anderer zu. Der Perser, seines Schicksals für den nächsten Tag nicht sicher, lebt nur in der Gegenwart; der König wie der Chan baut sein Haus nur für einige Jahre, der Bauer pflanzt nur so viele und nur solche Bäume, daß er in kürzester Frist die Früchte genießen kann. Von Natur ist der Perser nicht grausam, aber die Thiere behandelt er mit mehr Nachsicht als den Menschen. Der stete Anblick despotischer Willkür stumpft sein Mitgefühl ab. Er bewirthet gern Gäste; der niedrigste Knecht ist im Stande, seinen Monatslohn auf eine Einladung der Freunde zu verwenden. Dennoch geht ihm der Begriff wahrer Gastfreundschaft ab; er empfängt seine Gäste nur deshalb, um wieder von ihnen eingeladen zu werden, oder weil es ihn langweilt, sein Brot allein zu essen. Ueber die Maßen ergötzen ihn theatralische Vorstellungen, Farcen, Tänze und Feuerwerke; er ist selber ein geborner Schauspieler, jedes Spektakel zieht ihn an.

Erfinderisch ist er nicht, aber tüchtig in der Nachahmung; er faßt rasch auf, lernt schnell, bleibt aber bald stehen und begnügt sich, das Aufgefaßte zu verwerthen. Seinen heimatlichen Boden liebt er, aber nur wenig das Vaterland. Er ist leicht durch Geld zu gewinnen, doch fällt die Bestechung zumeist auf sehr zweideutigen Boden. Fanatisch ist er durchaus nicht, aber er will für fromm und glaubenseifrig gelten. Im Umgang ist er angenehm; er versteht es, immer etwas Verbindliches zu sagen und erwartet von Anderen dasselbe, wenn auch Beide sich glühend hassen und einander zu verderben suchen. Er wird nie eine Bitte oder ein an ihn gestelltes Ansuchen rund abschlagen; er verspricht, um nicht zu halten. Das ist nicht immer Falschheit, sondern rührt aus einer ihm inne wohnenden Schwäche her, er will den Bittsteller nicht hoffnungslos entlassen; deshalb sucht er die Sache lieber in die Länge zu ziehen und den Clienten zu ermüden.

Einen eigenthümlichen Hang hat er zur Spekulation, zum Geheimen und Räthselhaften. Jede geheime Gesellschaft erregt sein Interesse, jede neue Religionssekte gewinnt bald zahlreiche Anhänger, z. B. das Freimaurerthum findet bei ihm große Sympathie. Dieses heißt auf Persisch Faramusch chane, Haus der Vergessenheit. Zufällig ist das französische Wort frimaçon dem persischen Faramusch (Vergessenheit) ähnlich; daher entstand die Sage, daß Jeder mit dem Eintritt in die Loge das frühere Leben vergesse. — —

Wir gehen nicht näher ein auf die Art des Grüßens, bemerken aber, daß die Schimpfworte und Flüche charakteristisch sind. Sie betreffen selten das Individuum, sondern gewöhnlich dessen Familie, besonders den Vater, die Frau oder das Grab der Vorfahren, weil nach dem Begriffe des Familienlebens die Beschimpfung der Familie weit härter trifft, als die des Individuums. Die gebräuchlichsten sind das Peder (Pater) suchle, d. h. dein Vater wurde verbrannt, will sagen er war ein Heide, und Peder sek, dein Vater war ein Hund. Die meisten Flüche, welche die Frauen betreffen, sind so obscön, daß sie keine Uebersetzung erlauben, und doch hört man sie oft im Munde kleiner Kinder, von denen sie mechanisch nachgesprochen werden.

Der Perser betheuert gern seine Aussage; er schwört beim Kopfe Ali's, Mohammeds, des Schah; er wiederholt

Wallah, Billah, Tillah; doch ist der Schwur: bei deinem Kopf! der häufigste. Für Bejahung hat er keine besondere Kopfbewegung; die Verneinung bezeichnet er dadurch, daß er den Kopf auf- und rückwärts bewegt. —

Zahlreich im Lande sind die Turko-Tataren. Diese tapferen und entschlossenen Leute sehen mit Verachtung auf den Perser herab, welchen sie für feig halten. Polak berichtet als Augenzeuge Folgendes: — Ein Perser war im Streit mit einem Türken und überhäufte denselben mit einem Schwall von Schimpfwörtern. Der Türk saß ruhig und rauchte sein Tschibuk. Endlich löste er sorgfältig das Rohr, als ob er dasselbe putzen wolle, versetzte dem Perser, dem er ein „Hundesohn" zurief, einen Schlag über den Kopf, setzte sich wieder hin, prüfte das Rohr und rauchte weiter, als ob gar nichts vorgefallen sei.

Ueber die Juden erhalten wir durch Dr. Polak manche interessante Angaben. Sie waren einst in Südpersien zahlreich und mächtig, erlitten dann aber harten Druck und sollen jetzt nur etwa 2000 Familien zählen. In Schiras, Isfahan und Kaschan bilden sie große Gemeinden; kleinere in Teheran, Demavend, Balafrusch und Kaseran; einige leben versprengt in kurdischen Ortschaften. In dem Wallfahrtsorte Meschhed waren sie mit Ausrottung durch die mohammedanischen Priester bedroht; viele bekehrten sich scheinbar zum Islam, bilden aber noch jetzt eine geheime Judengemeinde, und andere flüchteten nach Herat, wo sie viele Glaubensbrüder fanden. Die Juden sprechen ein Patois, das viel mit Altpersisch untermischt ist. Sie sind der einzige Stamm in Persien, welcher Zischlaute spricht, die der Perser trotz aller Anstrengung kaum hervorbringen kann. Während des Sprechens gesticuliren sie viel mit den Händen und setzen die Gesichtsmuskeln in Bewegung; die gebildete Klasse schreibt und spricht Hebräisch nach richtiger Art. Sie schreiben gewöhnliche Briefe in persischer Sprache, bedienen sich jedoch dabei der hebräischen Targumbuchstaben.

„Bekanntlich gibt es unter den Juden zwei Typen: den rein arabischen mit feiner Adlernase, schwarzen glänzenden Augen und zierlichen Extremitäten; sodann eine zweite, in alten Zeiten mit Chamiten gekreuzte Rasse, mit dicker Nase, tiefen Nasen- und Mundfurchen und Kraushaar, welches oft dem Negerhaare gleichkommt. Beide Typen findet man in Persien. Ueberhaupt haben Klima und sociale Verhältnisse nicht im Mindesten auf sie eingewirkt, so daß sie von Juden anderer Länder durch nichts zu unterscheiden sind." Hier haben wir wieder einen Beleg dafür, wie andauernd das Rassenverhältniß wirkt, welches Leute wie Buckle und Mill ꝛc. für gar nichts achten, weil sie von Anthropologie nichts verstehen.

Bei den persischen Juden ist die Polygamie erlaubt, sie kommt aber, wegen der gedrückten Verhältnisse, in welchen diese Leute leben, nur selten in Anwendung. Sie sind auf einen besondern Stadttheil angewiesen, den Mahale joehud, also auf ein Ghetto, und müssen die Hausthür so niedrig machen, daß sie nur in gebückter Stellung eintreten können. Manchmal werden ganze Gemeinden willkürlich gebrandschatzt und alle müssen Kopfsteuer bezahlen. Wegen des schweren Druckes, welcher auf den Juden lastet, sind viele in die Türkei und die östlichen Länder ausgewandert, und in Afghanistan und Türkistan haben sie eine viel bessere Stellung. Dort sind sie oftmals die einzigen Leute, welche zwischen den einander befehdenden Stämmen den Austausch vermitteln.

Sie beschäftigen sich mit Seidenspinnen, Glasschleifen, Gold-, Silber- und Juwelierarbeiten, brennen Alkohol, Branntwein, machen Wein, Ammoniak, Salz-, Schwefel- und Salpetersäure, verstehen sich auf die Scheidekunst und leiten die technischen Arbeiten in der Münze, wo sie unentbehrlich sind. Viele sind renommirte Aerzte, Sänger und Musiker. „Im Jahre 1859 veranstaltete der Polizeimeister von Schiras mir zu Ehren ein Fest in seinem Garten. Er hatte dazu die besten Judenmusikanten gemiethet; die Ausführung, welche die persischen Gäste entzückte, war genau nach Art des polnischen Judengesanges, nicht einmal die Gurgel- und Nasenlaute fehlten."

Die Juden pilgern seit undenklichen Zeiten nach dem Grabmal Esthers in Hamadan, dem alten Ekbatana. Dort steht im Judenviertel ein kleines Gebäude mit einer Kuppel; der Eingang ist zum größten Theil vermauert; man kann nur ganz unten, durch eine kleine Oeffnung, gebückt eintreten; sie wird, statt der Thüre, durch eine bewegliche Steinplatte abgesperrt; diese Vorkehrung hat man wegen der häufigen Ueberfälle angebracht. Erst kommt man in eine Vorhalle, dann in einen kleinen, spärlich durch schmale Fenster beleuchteten Saal; in diesem befinden sich zwei hohe Schreine von Eichenholz, die Grabmäler der Esther und des Mordechai. Rings um dieselben sind in hebräischer Sprache die Verse aus dem letzten Kapitel des Buches Esther nebst den Namen dreier Aerzte gravirt, auf deren Kosten das Grab restaurirt wurde.

Dr. Polak spricht sich entschieden für die Echtheit der Esthersage aus und bringt (S. 26 ff.) triftige Gründe für seine Ansicht vor.

Wir werden aus dem vortrefflichen Buche noch einige Auszüge geben, namentlich über den Schiismus, welchen Polak sehr gut charakterisirt.

Die Schanars und die Palmyrapalme in Ostindien.

Wenn der Wanderer einen der Thürme besteigt, die über den District von Tinnevelly (im südlichen Indien, am Golf von Manar) zerstreut sind, dann breitet sich vor ihm eine wellenförmige Ebene von feuriger Farbe aus, die größtentheils mit steifen Palmyrapalmen bedeckt ist, zwischen denen sich hier und da Streifen einer glänzend grünen Vegetation hinziehen. Diese dürren Regionen heißen Téris. Ein Teri ist ein sanft abfallender Hügel, der ganz aus rothem Sand besteht, und auf dem nur die Palmyrapalme gedeiht. Am Abhange des Hügels braucht man jedoch nicht sehr tief zu graben, um auf Wasser zu stoßen; da bauen denn die Landleute ihre Bananen, welche

das öde Bild der Landschaft einigermaßen beleben. Diese Beschreibung paßt jedoch nur auf den südlichen Theil der Provinz, die durch den Tamravarni oder kupferfarbigen Fluß in zwei Hälften getrennt wird. Dieser Strom entspringt in den Ghats und geht an den Städten Tinnevelly, wo ein großer Siwatempel steht, und Palamcotta vorüber, um etwas südlich von Tuticorin in die Bay von Bengalen auszumünden. Durch die Lage seiner Quellen wirken die Regengüsse beider Monsune auf ihn ein, versehen ihn reichlich mit Wasser und machen es so möglich, daß in dem mittlern Theile Tinnevelly's wegen der möglichen Bewässerung jährlich zwei gute Reisernten gehalten werden können. Im Norden dieses Fruchtbarkeit spendenden Stromes ändert sich die Landschaft, und wir kommen auf den schwarzen Boden der Baumwollengegend.

Doch wenden wir uns wieder nach der sandigen Gegend, südlich vom Tamravarni, wo die Missionäre der englischen Hochkirche ein weites Feld für ihre Bekehrungsthätigkeit gefunden zu haben glauben. Denn es scheint nach dem Ausspruche des Dr. Caldwell wahr zu sein, daß da, wo die Palmyrapalme vorkommt, ein ergiebiger Boden für die Ausbreitung des Christenthums vorhanden ist, während überall, wo sie verschwindet, auch das Christenthum nicht mehr gedeiht.

Die Palmyrapalme wird von den Schanars kultivirt, und unter diesen haben die Missionäre die meisten Proselyten gemacht. Die Schanars sind wahrscheinlich nicht arischen Ursprungs und gehören zu den nicht brahminischen, zu den dravidischen Ureinwohnern Indiens, die ihre nächsten Verwandten unter den Mongolen und Finnen finden. Ihre Wohnsitze erstrecken sich nur über Tinnevelly und Süd-Travancore. Ihre Sprache ist die tamilische, der am meisten ausgebildete und am weitesten gesprochene Zweig der dravidischen Sprachen.

Als die Brahminen in Südindien einwanderten, verbreiteten sie unter den Einwohnern die ersten Elemente der Civilisation und theilten dieselben zugleich in verschiedene Kasten, welche in zwei wesentlich von einander abweichende Theile zerfallen. Diejenigen Kasten, welche unter dem Namen Sudra bekannt sind, umfassen die mittleren Kasten des Südens, die Kaufleute, Handwerker und Künstler, welche den wichtigsten Theil der Bevölkerung ausmachen. In der zweiten Abtheilung, die hauptsächlich aus Ackerbauern besteht, nehmen die Schanars den ersten Platz ein. Nach ihnen kommen noch einige andere tiefer stehende Kasten, herab bis zu den Parias und den wandernden Zigeunern. Obgleich das Christenthum meistens nur von den Schanars angenommen worden ist, so sind doch auch manche aus den niederen Kasten, namentlich Parias, und einige aus den Sudras und Brahminen bekehrt worden.

Die reicheren Schanars sind Eigenthümer der Palmyrapalmen, die ärmeren kultiviren dieselben, und nur wenige sind zugleich Besitzer und Bearbeiter der Bäume. Die Palmyrapalme (Borassus flabelliformis *L.*) gehört zu den nützlichsten und zugleich am weitesten verbreiteten Bäumen. Ihre Region liegt zwischen dem 10° südl. Br. und dem 30° nördl. Br., sowie 54° bis 140° östl. L. Eine ausgewachsene Palme hat 60 bis 70 Fuß Höhe, ihr Stamm mißt am Grunde etwa 5½ Fuß, nach dem Gipfel zu 2½ Fuß im Umfange und ist gewöhnlich einfach, bisweilen jedoch mehr oder minder verzweigt, so daß er vier, sechs und mehr Kronen trägt. Jeder Baum besitzt 25 bis 40 frische grüne Blätter, während die Blattstiele der alten und verwelkten im wilden Zustande den Stamm mit einer Spirallinie von riesigen Stacheln umgeben. Die Eingebornen pflegen jährlich 12 bis 15 Blätter abzuschneiden, sowohl um sie zu verschiedenem Gebrauche zu verwenden, als auch, um das Reifen der Frucht zu beschleunigen.

Wenige Bäume gewähren Thieren aller Art bessern Schutz als die Palmyra, denn sie dient Nachts vielen Vögeln, bei Tage Ratten, Eichhörnchen und Affen zum Zufluchtsorte. Die Menge der Fledermäuse auf denselben ist oft unglaublich groß. Die Furchen der Blattstiele, der ganze Bau des Blattes sind dazu geeignet, den Regen aufzufangen. Jeder Tropfen, der auf die Krone fällt, rieselt dem Stamme zu. Deshalb ernähren diese Bäume zahlreiche Schmarotzerpflanzen, namentlich Orchideen und Ficusarten.

Alle Theile dieser Palme, mit Ausnahme der Wurzel, werden mannichfach benutzt. Die jungen Pflanzen von zwei bis drei Monaten sind unter dem Namen Kelingus ein beliebtes Nahrungsmittel und werden zu diesem Zwecke gezogen. Man genießt sie frisch, gekocht, getrocknet, geröstet oder in Scheiben geschnitten und wie Brodfrucht in der Pfanne gebacken.

Das Holz der ausgewachsenen Bäume wird vorzugsweise zu Bauten, namentlich auch zum Schiffsbau verwendet. Mit den Blättern werden die Dächer gedeckt, obwohl sie weniger dazu geeignet sind als die dauerhafteren und netteren Cocosblätter. Dagegen geben sie sehr hübsche Umzäunungen und einen vorzüglichen Dünger für die Reisfelder. Auch werden Matten aus ihnen verfertigt, die man als Fußdecken, zum Trocknen von Kaffee, zum Verpacken der Ausfuhrartikel benutzt. Säcke, Körbe, Wasserkörbe, Hüte, Mützen, Fächer, Schirme, — das Alles wird aus diesen Blättern gemacht. Einer der seltsamsten Zwecke aber, zu welchen sie dienen, ist der, daß man darauf schreibt, ein Gebrauch, der nach dem Zeugniß des ältesten Hinduschriftstellers, Paninyrische, über 4000 Jahre alt ist. Die Schrift wird mit einem Griffel auf die Blattfläche eingegraben und durch das Einreiben einer Mischung von Kohle und Oel leserlich gemacht. So schreiben die Eingebornen ihre Briefe darauf, welche nett zusammengerollt und bisweilen mit etwas Gummi versiegelt durch das Postamt gehen.

Aber das werthvollste Produkt der Palmyrapalme ist ihr Zuckersaft, welcher ganz Tinnevelly mit Nahrung versieht. Frisch vom Baume weg bildet er das Frühstück der Familie; zu einer harten schwarzen Masse, dem Jaggery, eingekocht dient er als Mittagsessen. Zu weißem Zucker raffinirt hat er als Handelsartikel den Vorzug selbst vor dem Rohrzucker; der Gährung überlassen dient er als Hefe zur Darstellung von Palmwein oder Toddy und Weinessig.

Um diesen Saft zu gewinnen, muß der Baum erklettert werden, denn er fließt nur aus den Blüthenstengeln, die unmittelbar unter den Blättern sitzen. Jeden Tag bewaffnen sich die Schanararbeitsleute mit einem Stocke, an dem einige Eimer von Palmyrablättern befestigt sind, einigen irdenen Töpfen und anderen Geräthschaften, die in einem Beutel hängen. Dann klettert der Mann schnell den Stamm hinauf und quetscht die Blumenstengel, an welche er seine kleinen Töpfe befestigt. Die von früheren Hinaufkletterern oben befindlichen Töpfe werden in die Eimer geleert. Jeder Baum muß täglich mindestens zweimal erstiegen werden, zuweilen auch dreimal, denn wenn der angesammelte Saft lange in den kleinen Töpfen bleibt, geht er in Gährung über. Die Schanars haben hiernach tüchtig mit Armen und Füßen zu arbeiten. Wenigstens 50 Bäume muß ein Mann täglich versehen, und diese An-

strengung dauert acht Monate des Jahres hindurch. Ihre große Behendigkeit wird auch von allen Reisenden, die Tinnevelly besuchen, bewundert, und wer die im Palmenwalde auf- und niederkletternden Menschen gesehen hat, vergißt dieses merkwürdige Schauspiel nicht.

Die Früchte der Palmyra sind verschieden, je nach den Bäumen an Form, Farbe, Geruch und Geschmack, und werden von den Eingebornen als Varietäten betrachtet, deren jede einen besondern Namen führt. Die reif abgefallene Frucht wird mitunter roh gegessen, weit häufiger aber geröstet und als sogenanntes Punatu eingemacht. Das letztere, von dem in früheren Zeiten bedeutende Quantitäten nach Java und den Niederlanden ausgeführt wurden, wird mattenweise für drei bis sechs Schilling verkauft. Tausend Früchte ungefähr reichen für eine Matte aus. Diese Frucht macht den Hauptlebensunterhalt von sechs bis sieben Millionen Indiern und anderen Asiaten aus. So stellt sich die Palmyrapalme als eines der wichtigsten Gewächse der Erde heraus; sie wetteifert mit der Dattelpalme und steht nur der Cocospalme an Nützlichkeit nach.

Die Religion der Schanars war, ehe christliche Missionäre zu ihnen kamen, eine Art Teufelsanbetung. Dies ist ein Beweis ihres vorbrahminischen Ursprunges; denn ihre abergläubigen Vorstellungen sind identisch mit dem Schamanismus der alten Mongolen und Tataren; er herrscht noch unter den Ostjaken Sibiriens; theilweise auch in Ceylon, wo er jedoch mit dem edlern Buddhaglauben vermischt ist. Die Dämonolatrie ist eine Religion der Furcht; blutige Opfer werden dargebracht, um den Zorn übelgesinnter Geister abzuwenden, die eine Freude an der Zerstörung der Ernten haben, den Regen zurückhalten, Viehseuchen veranlassen und die Menschen mit Epilepsie und Sonnenstich heimsuchen. Sie haben keine Tempel, aber man errichtet ihnen Pyramiden aus Erde, die mit Kalk geweißt, oder strohgedeckte offene Schuppen, welche mit häßlichen ochsenköpfigen Ungeheuern und kinderfressenden Hexen geschmückt sind. Solch' ein Bauwerk heißt Pei Kovil oder „Teufelshaus", und rund um diese herum kann man die „Teufelsanbeter" sich zu eigenen Tänzen versammeln sehen, welche den wesentlichsten Theil ihres Gottesdienstes ausmachen.

Der celebrirende Priester oder Teufelstänzer, welcher den Dämon repräsentirt, singt und tanzt sich in einen wilden fanatischen Zustand hinein und macht das Volk glauben, daß der Teufel in ihn gefahren sei, worauf er denjenigen, die ihn um Rath bitten, die Entschließungen des Teufels mittheilt. Die fanatische Erregung, welche durch den Teufelstanz herbeigeführt wird, bildet die hauptsächliche Kraft und den Reiz des ganzen Systems und ist besonders wirksam bei den niederen Stämmen, die namentlich in Nothzeiten, wenn Cholera herrscht, diese Dämonen vorzugsweise verehren. (Nach einem Berichte des Bischofs von Calcutta in der „Calcutta Review".)

Eine Fahrt von Elbing nach dem Seebad Kahlberg.

Auch Elbing fühlte das Bedürfniß nach einem Seebade. Im Haff konnte es dasselbe nicht befriedigen, man mußte erst über Haff nach der Frischen Nehrung segeln und dann über Sanddünen klettern, um sich jenseits am Strande ein Plätzchen zu suchen, wo man untertauche, was Alles vor der Zeit der Dampfschiffe seine Schwierigkeiten hatte. Aber die Noth zwang zum Versuche. In den Hütten dürftiger Fischerdörfer siedelten sich zur Sommerzeit Familien aus Elbing an, mit vielen Mühseligkeiten. Ueber Haff mußten die Lebensmittel herbeigeschafft werden. Bei stürmischer Witterung blieben diese Tage lang aus und man hatte nur Fische und kaum einige Kartoffeln. Die lange hohe Dünenreihe, ein Werk alter Fluten, war, wie die Kurische Nehrung, einst mit wildreichem Walde bestanden. Unter Friedrich I. jedoch wurden diese Bollwerke gegen Versandung niedergehauen. Um einer augenblicklichen finanziellen Noth zu begegnen, ward ein Schaden angerichtet, den Jahrhunderte nicht wieder ersetzen können. Von den lang hingestreckten kahlen Sandhöhen weht der Nordwind stets große Massen Sandes in das Haff hinein, wodurch das Haff immer mehr flach wurde. Es gab Zeiten, da die Badegäste kein Wasser zu trinken hatten, der Sturm verschüttete den einzigen Brunnen. Welche Dürftigkeit auf dieser Nehrung herrscht, dafür zeugt der Umstand, daß die Fischerdörfer ihrem Pfarrer eine Anzahl Krähen als Kalende in die Küche liefern. Und mitten unter diesen Dünen erhebt sich jetzt der blühende Badeort Kahlberg als Colonie von Elbing.

Statten wir ihm einen kurzen Besuch ab.

Wir bestiegen zur Fahrt von Elbing hinüber die goldbeschwingte „Schwalbe". Die Dampfpfeife schrillt, und das Dampfboot, von geschickter Hand geleitet, durchschneidet die Fluten des Elbingflusses. Dieser ist phlegmatisch, wie ein holländischer Kanal, und sieht aus, als könne er kein Wasser trüben, sein eigenes ausgenommen. Erst ein Dampfschiff regt das sonst so stille Wasser einigermaßen aus seiner Mynheerbequemlichkeit auf. Lange gegen die Uferdämme prallende Wellenzüge wälzen sich von der Furche aus, die der Schwalbe spitze Brust aufwühlt. Die Binsen der Ufer nicken uns zu, zum steten Gruße sich verneigend, und die kleinen Fischerbarken tanzen bei dem Begegnen gar lustig auf den Wellen, die dem Schiffe folgen. Links sieht man hinein in das „Land Gosen" in die gesegnete Elbinger Niederung. Auf den frischen duftigen Wiesen weiden Rinder und Pferde bis an die Brust im hohen Grase stehend; sie drehen eben so neugierig nach dem vorüberbrausenden Dampfschiffe die Köpfe hin, wie die Landleute, welche aus ihren zierlichen Holzhäusern heraustreten, um die Passagiere besser zu mustern.

Die ganze Niederung erscheint dem Vorüberfahrenden wie eine heitere Idylle, in die man sich nur zu gerne einlebt. Auch auf der rechten Seite erstrecken sich von Heerden belebte Wiesen bis an den üppig bewaldeten Hügelzug des Hintergrundes hin, in dessen Mitte das liebliche Vogelsang liegt, Elbings beliebtester Lustort. Man passirt auf dieser Flußfahrt auch eine Besitzung in der Niederung, die Terra nova genannt wird, die einzige Besitzung, welche Preußen in der neuen Welt hat; doch

trägt sie eben keine Spuren der jenseitigen Hemisphären an sich. Nun wird der Fluß etwas breiter. Wir passiren die Steinmolen am Ausgange des Elbings, sehen vor uns das bläulich-weiße Haff, wenden ein wenig rechts und sind im rechten Fahrwasser.

Freier athmet die Brust auf; es umweht uns die kräftige Seeluft der nahen Ostsee; aber gleichzeitig wird der Wind immer heftiger, daß es Spulwasser in Menge gibt, und ein Theil der Passagiere die Kajüte sucht. „Das ist die Opposition des Haffes gegen den Neuerungsgeist unserer Zeit, gegen die Herrschaft der Dampfkraft", meinte einer der Herren.

Vom Boot aus hatten wir nun ein immer prächtigeres Panorama, eine reizende Uferlandschaft. Schroff senkt sich das Gestade auf der gegenüber liegenden Ostseite in das Haff, von alten Eichen überwipfelt, und Quellen sprudeln aus ihren Thongeschieben hervor. Anmuthig liegt hier eine reich aufblühende Kaltwasser-Heilanstalt Reinnamsfelde. Nebenbei, nur etwas höher hinauf, blinkt aus dunkelm Gebüsch hervor ein blendend weißes stattliches Schloß mit der romantischen Ruine eines ehemaligen Klosters. Das ist Kadionen, ein überaus freundlicher Ort. Der zwischen Haff und Schloß befindliche Laubwald hat eine Lichtung, damit wir von dem Schiffe aus das Vergnügen haben, die schönen Gebäude mitten im grünen Wald zu erblicken. Und das Städtchen daneben, welches sich mit seinen schmalen Gassen behaglich an das Haff hinstreckt, ist Tolkemit; es erscheint ganz schwarz in Rauch gehüllt; denn es werden dort die Töpfe gebrannt, in welchen die reichen Bauern des nahen Ermlandes jeden Sonntag „ihr Huhn kochen", wie Heinrich IV. es seinen Landsleuten wünschte; für gewöhnlich aber finden sie in ihnen graue Erbsen mit Speck, Preußens Manna. Berühmt ist das kleine Städtchen seines Drosselfangs wegen. Der Fang, so sagt man, beläuft sich in günstigen Jahren wohl auf eine Million dieser Vögel. Man bewerkstelligt ihn durch Aufstellung von Schlingen, Dohnen, im nahen Walde. Dieser wird von der Stadt verpachtet, und das kleine Waldrevier wirft trotz des sehr geringen Preises dieser Vögel (40 Drosseln kosten 1 Thlr.) über 100 Thlr. Pacht ab. Aber Tolkemit hat (neben Domnau und Mühlhausen, seinen würdigen Rivalen) als preußisches Krähwinkel von jeher auch von dem Volkswitze zu leiden gehabt. Jedermann in Preußen weiß, daß es in Tolkemit keine geschlossenen Häuserreihen gibt, sondern jedes Haus ein Eckhaus ist. Berühmt noch ist des Städtchens Hafen und der Kirschbaum auf der Kirche. Die größte Berühmtheit aber hat der tolkemiter Aal erlangt, welcher einst die Stadt von dem Haff aus bedrohte, nunmehr aber gefangen an der Kette liegt. Nach anderer Sage ist es ein Stintenheer gewesen, welches die Stadt belagerte, und von dessen grausiger Niedermetzlung die Tolkemiter bis heutigen Tages „Stintenstecher" heißen.

Unter den Sehenswürdigkeiten in den Umgebungen des Haffes nimmt Frauenburg einen bedeutenden Platz ein. Es ist Sitz des Bischofs von Ermland, und in der hoch gelegenen Kirche mit sechs Thürmlein ruhet der weltberühmte Copernikus, der hier als Domherr starb. Man zeigt noch einen Thurm in der Stadt, in welchem er „seine Liebängeleien mit den Sternen" getrieben, auch das Haus, in welchem er gewohnt hat. Der Dom steht auf hohem Berge; er ist umgeben von der bischöflichen Curie und den Wohnungen der Domherren; zu seinen Füßen liegt das Städtchen so katholisch gläubig hingelagert, als fühle es sich erst recht sicher unter dem Schutze der auf dem Felsen gebauten Kirche. Aus der Ferne betrachtet, bietet das Ganze ein höchst anziehendes Bild dar. Aber nun biegt das Dampfschiff links ab und steuert geradezu auf die Nehrung hin, einem aus den Meereswogen sich erhebenden dunkelgrünen Flecken zu. Um ein Kleines noch — und die „Schwalbe" ruht aus von ihrem Fluge. Vom Dünenstrande kommen Boote zur Aufnahme der landenden Gäste; wir befinden uns bei Kahlberg.

Ein anmuthiges Schweizerdorf empfängt uns mitten im Sande. Bemittelte Kauf- und Privatleute Elbings siedelten sich dort an, bauten mittelalterlich und modern; Kiosks und lachende Villen, Gartenanlagen mit Statuen, Rasenteppiche, künstlich angelegte Gehölze, exotische Gewächse und Terrassen aus Granitsteinen, die, wie die Gartenerde, erst zu Schiffe von weit herangefahren werden mußten, geben dem Ganzen etwas Märchenartiges. Auf einem höhern Hügel, unfern dem Meeresstrande, erhebt sich ein im griechischen Styl erbautes Belvedere, in welchem Gäste Unterkommen finden. Von dem freien Platze vor dem Hause, und aus den oberen Fenstern der Villa hat man einen Ueberblick nach den terrassenartig sich herabsenkenden Gartenpartien und über den weiten Meerbusen. Höchst anmuthig sind auch die Baumpflanzungen, obwohl sie zumeist nur aus Nadelholz bestehen. Unzählige Pfade winden sich durch die dichtgedrängten Föhren, die hoch über dem einsamen Wanderer ihre Gipfel wiegen. Durch mehre Lichtungen gewinnt man Fernsichten nach einzelnen freundlichen Anlagen und nach dem Meere hin; nur Schade, daß bis jetzt noch keine der vielen Villen hier die Doppelaussicht nach dem Meere und dem Haffe von ihren Zinnen aus gewährt. Etwa 40 Schritte von dem Strande entfernt, stehen die Badehäuser.

Schwerlich ist eine Gegend geeigneter zum Seebade als diese. Durch hohe Dünen gegen die Nordwinde geschützt, ist das Klima hier so mild, daß auf der Terrasse Melonen reifen und selbst der Wein gedeiht. Dabei genießt man hier noch eines Vortheils, nämlich den der Morgen- und Abendwinde, zweier Luftzüge, die schon nach Hippokrates Meinung durch ihre mäßige Temperatur und Trockenheit die organische Welt beleben und Leib und Seele frisch erhalten.

Den meisten Zauber übt Kahlberg Abends aus. Wir haben gebadet, uns gekräftigt, und stehen nun sinnend am Meeresstrande, das majestätische Schauspiel eines Sonnenunterganges betrachtend. Die Sonne versinkt allmälig in die Tiefe des Meeres. Das rothe Gewölk am Himmel erlischt mehr und mehr; ein feuchter Nebel steigt herauf aus der rauschenden Flut, in allerhand buntgespenstige Luftgebilde sich gestaltend, während eine tiefe, heilige Stille gleichzeitig durch das Gebrause der See geht.

R.

Aus allen Erdtheilen.

Dr. Heinrich Barth.

Eine freudige Bewegung ging durch Europa, als am 8. September 1855 der Telegraph meldete, H. Barth sei in Marseille angelangt. Man hatte ihn längst verloren gegeben, und nun wurde uns die freudige Ueberraschung, daß ein gnädiges Geschick ihm jenes traurige Loos erspart habe, welches den meisten afrikanischen Reisenden zu Theil geworden. Ihm war es nicht beschieden, im heißen Sande der Wüste zu sterben oder unter Palmen seinen hochstrebenden Geist auszuhauchen; auch den Fiebern bot er Trotz und aller Anstrengungen und Entbehrungen ungeachtet kehrte er frisch und gesund heim.

Als ich ihn 1857 in Dresden zuerst sah, trat er mir entgegen in voller Manneskraft, kaum noch gebräunt von der tropischen Sonne, und geistig ungemein regsam. Es war von hohem Interesse aus seinem Munde zu hören, wie er seine wissenschaftlichen Pläne entwickelte; die Arbeitskraft und die geistige Rührigkeit dieses unermüdlichen Mannes verdienten Bewunderung. Andere würden, nach einer solchen Reise, sich eine Weile Ruhe gegönnt haben, Barth aber ging sofort an die Ausarbeitung seines großen Werkes, nachdem er nur wenige Wochen europäischen Boden unter seinen Füßen gehabt hatte. Er war volle fünf Jahre lang vom allem Verkehr mit der gebildeten Welt abgeschlossen; er stand, nachdem Richardson und Overweg als Opfer des afrikanischen Klimas gefallen waren, ganz allein; er sah keinen Europäer, außer Eduard Vogel, der ihm unverhofft im Walde von Bundi begegnete. Die tropische Sonne hatte seinen Körper mürbe gemacht, die böse Fieberluft war ihm in Knochen und Nieren gedrungen; leibliche Abspannung wechselte mit einer fast krankhaften geistigen Aufregung; oftmals war er der größten Noth und empfindlichen Entbehrungen ausgesetzt, aber dieser vielgeprüfte Mann wankte keinen Augenblick. „Selbstvertrauen besiegt alle Hindernisse, und das hatte ich.“

Semper honos laudesque manebunt, können wir von unserm ausgezeichneten Landsmanne sagen. Er steht in der vordersten Reihe unter den berühmtesten Reisenden aller Zeiten, und ein ehrenvoller Weltruf ist ihm für immer gesichert. Er unternahm seine Reise zum Theil auf eigene Kosten (der vorige König von Preußen gab — 1000 Thaler! —), das Uebrige bestritten die Engländer. Großmüthig haben sich nicht alle Stimmführer auf den britischen Inseln gegen Barth gezeigt; mehr als Einer hat ihm Neid und Kleinlichkeit entgegen getragen, aber Manche waren doch gerecht genug, die vollen Verdienste des ausgezeichneten Mannes nach Gebühr anzuerkennen. Der deutsche Reisende sah die Dinge klarer an, als ein Engländer es gethan haben würde, und würdigte sie vorurtheilsloser. Barth kam nicht mit der bloßen Fachbildung wie Offiziere, z. B. Clapperton und Denham in den innern Sudan, „sondern mit der ganzen Vorbildung eines Philologen, Historikers, Geographen und Ethnologen. Er redete seit Jahren das Arabische geläufig, erlernte die Sprachen der Eingebornen und konnte mit ihnen sich unterhalten. Und dann war er ein Deutscher, mit einem mehr kosmopolitischen und toleranten Geiste, als die Briten haben, und dadurch war er besser geeignet als ein Engländer, die Dinge in ihrem richtigen Verhältnisse aufzufassen und zu würdigen. Sein Werk enthält die bei weitem besten Nachrichten über den innern Sudan; er selber ist geradezu ein Muster eines Reisenden, der auf Erforschung ausgeht, geduldig, beharrlich, ausdauernd, entschlossen und genügsam.“

Wir stimmen vollkommen mit diesem Urtheil eines Engländers (im „Spectator“ 16. Mai 1857) überein. Barth drang in Gegenden vor, welche vor ihm keines Europäers Fuß betrat, und mit seiner leuchtenden Fackel hat er helles Licht verbreitet über Regionen Innerafrika's, über denen bisher das Dunkel der Nacht gelegen hatte. Die Gefahren, welche seiner harrten, kannte er wohl; schon bei einer frühern Wanderung an den südlichen Gestaden des Mittelmeeres hatten räuberische Beduinen ihn ausgeplündert und verwundet, aber sein Muth wurde dadurch nicht etwa gebrochen, sondern aufs Neue angefeuert.

Wir können hier nicht auf die Einzelnheiten seiner langen Reise eingehen; uns kommt es nur darauf an, ihn unseren Lesern menschlich nahe zu rücken und daran zu erinnern, wie groß Barths Verdienste um die Erdkunde sind, wie viel er insbesondere auch für Sprachforschung und die Geschichte, — so weit in Innerafrika bei den schwarzen Völkern von Geschichte die Rede sein kann, — geleistet hat. Bekanntlich ging er mit Richardson und Overweg von Tripoli nach Mursuk in Fessan, also in das Land der alten Garamanten und drang mit seinen beiden Gefährten bis nach Taghelel vor, das unweit der Grenze von Haussa liegt. Seine Absicht war, auch den Lauf des Niger zu erforschen und bis Timbuktu vorzudringen. Am 11. Januar 1851 trennte er sich von jenen und zog gegen Südwesten. Er fand, daß die berberischen Tuarek sich bis Damergu verbreitet haben, und in der Sahara bis an die Grenzen der Haussaländer und von Bornu herrschen. Er bemerkte weiter, daß im Süden des 15. Breitengrades das Karawanenleben, wie es für ganz Nordafrika charakterisirt ist, aufhört; denn im Süden der angegebenen Länder brauchen sich die Reisenden nicht mehr gegen Räuber zu schützen, weil die Fulbe, deren Herrschaft nun beginnt, strenges Regiment führen. Barth betrat das Gebiet dieses in hohem Grade merkwürdigen Volksstammes, der sich vom Senegal bis über den untern Niger und Benue verbreitet hat, in der Provinz Katsena, welche zum Fulbereiche Sokotu gehört. Dieselbe liegt auf der Wasserscheide zwischen dem Niger und Tsad-See, etwa 1500 Fuß über dem Meere, ist reich an verschiedenen werthvollen Erzeugnissen und hat Dumpalmen, Fächerpalmen und den Affenbrotbaum. Auf den Wiesen weiden zahlreiche, weißfarbige Rinderheerden. Von der Stadt Katsena will Barth nach Kano, dem sogenannten sudanesischen London, einem Hauptstapelplatz des innerafrikanischen Verkehrs mit sehr bewegtem Handelsleben. Die eingeborne Haussabevölkerung wird von den Fulbe beherrscht, die als Eroberer ins Land kamen. Kano war für Barth der Ausgangspunkt zu weiteren Unternehmungen, namentlich für die Erforschung des sogenannten Tschadda. In Kano, wohin Barth Waaren vorausgesandt hatte, welche er mit gutem Nutzen zu verkaufen gedachte, wurde er von seinem Agenten betrogen und befand sich in gedrückten Umständen, ohne irgendwelches Geld; seine Gläubiger verfolgten, seine Diener verhöhnten ihn, und die Machthaber forderten Geschenke! Dazu kam, daß ein heftiges Fieber ihn aufs Krankenlager warf und aller Kraft beraubte. Nach und nach erholte er sich. Wir haben von ihm eine treffliche Schilderung jener Stadt, eine der besten, die in seinem großen Werke vorkommen. Die Landschaft Kano schildert er als eine der glücklichsten Gegenden; Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe und Handel blühen. Auf dem Bazar fand er viele Säbelklingen aus Solingen und Scheermesser aus Steyermark.

Am 9. März 1851 trat er seine Wanderung von Kano nach Kukaua an; unterwegs, in Gummel, überbrachte ihm ein Araber Briefe aus Europa; seit 10 Monaten hatte er selbst aus Tripoli keine Nachricht erhalten. Aber er stand nun, an der Grenze von Haussa und Bornu, ohne alle Geldmittel; nur zwei spanische Thaler besaß er. Trotzdem ritt er fürbas, durch die Provinz Machena, besuchte Alamei und Bundi und war nun im Herzen des Sultanats Bornu, völlig im Bereiche der Dumpalme und des Tamarindenbaums; er hatte den Fluß Komádugu erreicht, welchen man bis dahin irrig als Yeu bezeichnet hatte. Derselbe ergießt sich in den Tsad-See.

Reisende, welche ihm unterwegs begegneten, erzählten ihm die Trauerbotschaft, daß Richardson bei Ngurutua am 28. Febr. gestorben und dessen gesammte Habe verschleudert worden sei. Die Mohammedaner hatten ihm unter einem schattigen Baume die Ruhestätte bereitet. Barth stand, mit welchen Gefühlen können wir uns denken, neben diesem Grabe, war aber so arm, daß er nicht einmal Almosen spenden konnte. Zwar in gedrückter Stimmung, aber, wie er selber sagte, immer voll Muth und Zuversicht, ritt er weiter gegen Osten nach Kukaua, der Hauptstadt von Bornu, welche er am 2. April erreichte. Hier zog er von vielgereisten Arabern werthvolle Nachrichten über manche innerafrikanische Gegenden ein. Kukaua ist gleichfalls ein wichtiger Handelsort, an welchem auch Weizen auf den Markt kommt.

Von Kukaua aus unternahm Barth einen Ausflug nach dem nahen Tsad-See, dieser ungeheuern Sumpffläche, welche sehr unregelmäßige und unbestimmte Ufer hat, und rüstete sich dann zur Weiterreise nach Adamaua. Vorher traf er in Kukaua mit Overweg zusammen, den er vor etwa vier Monaten verlassen hatte; derselbe war inzwischen in Gober und Marabi

gewesen, wo er mit den dort wohnenden, heidnischen Haussavölkern in ungezwungenem Verkehr gestanden hatte. Barth glaubte, seine Forschungen bis an den Aequator fortsetzen zu können. Auf seiner Wanderung nach Süden verkehrte er mit Schuas, d. h. mit Arabern, die in Bornu ansässig sind; auch in Baghirmi wohnen Araber und dort bezeichnet man sie als Schiwa, jene in Wadaï als Aramka, während jeder Araber aus dem Küstenlande als Wassili bezeichnet wird. Diese Araber im Innern stammen aus dem fernen Osten, aus Nubien und Kordofan, und sie stoßen in diesen eben genannten Landschaften, welche Barth zuerst besucht hat, mit einem andern, vorzugsweise der Viehzucht obliegenden Volke zusammen, das aus dem fernen Westen stammt, nämlich den Fulbe. Der Reisende fand Gelegenheit zu manchen wichtigen Beobachtungen; er traf einen Pilgerkaufmann aus Massina am obern Niger, der mit Büchern handelte, und gelangte ungefährdet nach Marghi, einer verödeten Grenzlandschaft, deren Bewohner ihren alten Fetischdienst gegen die andrängenden Mohammedaner standhaft vertheidigen. Von diesen Leuten hatten viele wenig oder nichts vom Negertypus, außer aufgeworfenen Lippen. Die Stirn war nicht niedrig, das Haar kraus aber nicht wollig. Bemerkenswerth bleibt, daß die Hautfarbe große Mannigfaltigkeit zeigte; bei einigen war sie glänzend schwarz, bei anderen glich sie dem Rhabarber oder gelblichen Kupfer; zwischen inne liegende Schattirungen fehlten. Ich habe mündlich mein Bedauern gegen Barth ausgesprochen, daß er über eine so wichtige und interessante Erscheinung nicht speciellere Untersuchungen angestellt habe; die Anthropologie war indessen nicht die starke Seite des Reisenden. Er begnügte sich hier, wie auch sonst oft, mit der einfachen äußern Wahrnehmung. Diese Marghi gehen beinahe völlig nackt; ihre Götzen werden in heiligen Hainen verehrt.

Auf Marghi folgt die Landschaft Isge, und die schöne Waldgegend mit den malerisch ausgezackten Höhenkämmen überraschte unsern Landsmann so angenehm, daß er bei Schilderung derselben in eine Art von poetischer Wallung geräth, die ihm, der ein sehr ruhiger Beobachter war, sonst fremd geblieben ist. Auch hier hat das Volk eine rhabarbergelbe Farbe und geht völlig unbekleidet. Der Berg Mendefi, welchen er hier sah, bildet einen vereinzelten Kegel von etwa 5000 Fuß Höhe, ähnlich wie der Atlantika, welchen Barth später in Fumbina sah. Bemerkenswerth erschien auch der Kamalle, welcher hinter der Mandarabergkette hervorragt; diese letztere hat etwa 3000 Fuß Höhe über dem Meere und bildet mit ihren Wäldern einen Schutz der heidnischen Völker gegen das Eindringen der Mohammedaner.

Bald nachher stand Barth, nachdem er eine sehr unsichere Gegend durchwandert hatte, auf der Wasserscheide zwischen dem Tsad-See und dem Benue; sie liegt in etwa 2000 Fuß Höhe über dem Meere, und nun befand er sich, der erste Europäer, in der Landschaft Adamaua oder Fumbina, einem mohammedanischen Königreiche, das auf mancherlei heidnische Stämme gepfropft ist; es wurde vom Fulbehäuptling Adama gegründet, welcher das Heidenland Fumbina eroberte. Bis in diese südliche Gegend kommt das Kameel nur selten; es kann die tropischen Regen und den feuchten Boden nicht vertragen. Dort, unter 10° nördl. Br., tritt die Delebpalme in großer Menge auf.

Am 17. Juni erreichte Barth das Flußthal des Benue, unweit von dem Punkte Taëpe, wo der Farofluß sich mit jenem vereinigt; beide zusammen bilden einen Strom, welcher sich mit dem Niger an Breite und Wasserfülle messen kann. Auch hier nehmen Barths Gedanken einen höhern Flug und er schildert vortrefflich seine Stimmung. Es war an einem herrlichen Morgen, nach einem tropischen Gewitterregen. „Mein Geist war aufgeweckter als je und schwelgte in enthusiastischen Gefühlen eines endlich erlangten Triumphs. Sollte ich doch heute den Fluß sehen, von dem ich so Vieles gehört und nach dem ich so begierig Verlangen getragen. Hingegeben und versunken in meine frohlockenden Gefühle, hörte ich kaum den kleinlichen Wortwechsel meiner Gefährten." Dann erzählt er, daß die Nähe der gewaltigen Wasserader zuerst durch eine große Menge hoher Ameisenhügel angezeigt wurde. Als er aber vor einem kleinem Dorfe vorbeikam, rief Einer seiner Begleiter: Siehe, siehe, das ist der Berg Atlantika! Und so erblickte er zum ersten Male diesen Gipfel, der sich zwischen 8000 und 9000 Fuß erhob, betrat dann eine grüne Savanne und stand an der Mündung des Faro in den Benue!

„Wer je den schrankenlosen Phantasien eines Jugendtraumes sich überlassen hat und einem großen Plane nachgegangen ist, wird sich leicht eine Vorstellung von den Gefühlen machen, die mich bewegen mußten, als ich vom Ufer herab meine Blicke über die Flußlandschaft schweifen ließ. Von stummem Entzücken ergriffen, schaute ich sprachlos in das reiche Land hinein. Das Ganze trug den Charakter wüster Wildniß. Der Hauptstrom, der Benue oder Benoe, floß hier von Ost nach West in majestätischer Breite durch ein vollkommen offenes Land, aus welchem nur hier und da vereinzelte Berghöhen aufstiegen. Meinem Standpunkte gegenüber stürzte hinter einer Sandspitze der Faro hervor, der nicht viel kleiner zu sein schien als der Hauptfluß selbst. Dieser kam in schöngewundenem Laufe von Südosten her und verlor sich in der Ebene, aber in Gedanken wurde er von mir bis an den steilen, östlichen Fuß des Atlantika verfolgt." —

Das letzte Bad hatte Barth in Kleinasien genommen, im pamphylischen Eurymedon, da, wo einst der athenische Feldherr Kimon die Perser aufs Haupt geschlagen; jetzt stieg er hinab in die klare Flut des Benue, um seine heißen Glieder zu kühlen, in einen Fluß, der Goldsand mit sich führt, wie unser deutscher Rhein. Er hat eine Breite etwa wie dieser letztere bei Mainz; Barth fuhr hinüber und setzte dann auch über den Faro, der zwar 900 Fuß breit, aber nur eine Elle tief war. Der Reisende hatte nun ein großes Problem gelöst; das Strompaar des Benue und Faro war von ihm entdeckt worden! Dann ging er nach der Hauptstadt von Adamaua, Yola, welche er am 19. Juli erreichte. In diesem aus bienenkorbartigen Lehmhütten bestehenden Orte erkrankte Barth; er hatte viele Widerwärtigkeiten zu erfahren, auf welche wir nicht näher eingehen, wurde ausgewiesen, als ob er in Berlin unter Hinkeldeys Regiment sich befunden hätte, und mußte ein Land verlassen, das er als eines der schönsten von Centralafrika schildert. Und dieses Mißgeschick traf ihn mitten in der Regenzeit, unter heftigen Fieberanfällen, bei fast unerträglicher Sonnenhitze. Er konnte sich kaum auf seinem Pferde halten, mußte sich mehrmals auf die Erde werfen und wurde zuweilen ohnmächtig. Und doch hielt er späterhin seine Ausweisung für ein Glück, denn bei längerm Aufenthalt in Yola würde unzweifelhaft das Fieber ihn hinweggerafft haben.

In Yola traf er einen Araber, welcher ihm allerlei Nachrichten über den bald nachher von Livingstone besuchten Nyassa-See gab; der Mann hatte selber an den Ufern dieses Sees gestanden. In Adamaua besitzt mancher Grundherr mehr als 1000 Sklaven; die herrschenden Fulbe sind vorzugsweise Rindviehzüchter geblieben, und bei ihrer Begeisterung für die einfache und leicht begreifliche Lehre Mohammeds dringen durch sie Glaube und Wissen der Araber immer weiter ins innere Afrika vor.

Aus Adamaua ging Barth nach Kukaua in Bornu zurück; seinen Plan, bis nach Mombas an der Ostküste vorzudringen, mußte er aus Mangel an Geldmitteln aufgeben; auch er hatte manchmal an das Problem der Nilquellen gedacht und gern würde er es gelöst haben. Doch er leistete Ausgezeichnetes nach anderen Richtungen hin. Er besuchte die Landschaften Kanem, Kotoko, Loggene, Musgo und das zwischen Bornu und Wadaï mitten inne liegende Baghirmi, wohin vor ihm auch noch kein Europäer gekommen war. Bis Loggene war vor ihm Major Denham vorgedrungen, weiter aber nicht; Barth erreichte die Hauptstadt Baghirmis, Masena, und ging dann nach Kukaua zurück, in dessen Nähe er seinen speciellen hamburger Landsmann Overweg eigenhändig ins Grab legte, unter einem Baume zu Maduari, „gegen Raubthiere wohl beschützt".

Nun stand Barth ganz allein mitten in Centralafrika! Wir gehen nicht weiter ein auf die Schilderung des Zuges, welchen der Sultan von Bornu nach Musgo unternahm, um tausende von Sklaven zu rauben, mit deren Ertrag der Herrscher Feuerwaffen von den frommen Engländern kaufen wollte. Die Musgo sind ein fast nackter, barbarischer Negerstamm, deren Hauptwaffe ein scharfes Handeisen mit doppelten Spitzen ist; sie werfen dasselbe sehr geschickt von der Seite gegen Menschen und Pferde.

Das Jahr 1852 kam heran. Barth befand sich damals unfern vom westlichen Ufer des Flusses von Loggene, den man bisher mit Unrecht als Schari bezeichnet hatte. Er stellte etwas weitgehende Betrachtungen über die von schiffbaren Flüssen durchzogenen Länder Centralafrika's an und verstieg sich zu der sehr kühnen Annahme, daß in 50 Jahren europäische Fahrzeuge von der Biafrabucht aus regelmäßigen alljährlichen Verkehr mit dem großen Becken des Tsad unterhalten würden. Die Zeit wird lehren, ob er Recht behält.

Die Reise nach Baghirmi trat Barth zu Anfang des März 1852 von Kukaua an. Er kam zunächst durch die Landschaft Kotoko im Süden des Tsad und fand dort fast alle Städte in Trümmern. In Loggene gelangte er an das Ufer des wirklichen Schariflusses, welcher den oben erwähnten, kleinern Fluß von Loggene aufnimmt, und so konnte er abermals einen geographischen Irrthum berichtigen. Es kostete ihn

große Mühe, die Erlaubniß zu weiterem Vordringen zu erhalten, und er ward wie ein Gefangener gehalten. Dann kehrte er um, wurde in Mele verhaftet, in Fesseln gelegt, und zum Troste sagte man ihm, alles Mißgeschick, welches den Menschen betreffe, komme von Gott! Nach einiger Zeit gab man ihn frei, und er durfte nach Massena aufbrechen. Diese halbmohammedanischen Negerländer stecken noch tief in der Barbarei; aber die Frauen in Baghirmi gehören zu den schönsten im Sudan.

Mitten in diesem Mißgeschick erhielt er in Massena Briefe aus Europa und auch eine Aufforderung Lord Palmerstons, Alles aufzubieten, um Timbuktu zu erreichen. Nun hielt man ihn für einen türkischen Spion. Nach längerm Zögern durfte er nach Kukaua zurückreisen, wo er sich zur Reise gegen Westen vorbereitete. Im Frühjahr 1853 war er in den östlichen Fulbehauptstädten Wurno und Sokotu, und ging dann weiter nach Gando, der Hauptstadt des mittlern Fulbereiches. Dort gelang es ihm, bisher ganz unbekannte Quellen über die Geschichte des einst mächtigen, aber für jede Kulturentwicklung unersprießlichen Sonrhay-Reiches aufzufinden. Das mittlere Fulbereich traf Barth in ganz anarchischen Verhältnissen, und die unterjochten Negervölker ertrugen die Herrschaft der braunhäutigen Viehzüchter nur mit großem Widerstreben.

Am mittlern Niger fand er Alles in Verfall. Wir erhalten von ihm manche wichtige Nachricht über die Landschaften an dem großen Strome und über diesen selbst, der sehr verschiedene Namen führt. Jetzt traf er, am Nordufer, wieder Tuarek, die sich sehr freundlich benahmen. Der Niger hat manche Nebenarme und sogenannte Hinterwasser. Wie erfreut war der Reisende, als er in Kabara, dem Flußhafen von Timbuktu, Rast halten konnte! Er war dem Ziele seiner höchsten Sehnsucht nun so nahe, und im September befand er sich endlich in dieser so vielbesprochenen, sagenreichen Stadt, wo er am geistlichen Oberhaupt der Mohammedaner, dem Scheich El Bakay, einen wohlwollenden Beschützer fand.

An den Aufenthalt des deutschen Reisenden in Timbuktu knüpft sich ein Drama, wie es farbenreicher und spannender nicht gedacht werden kann. Wir brauchen auf die Einzelheiten nicht einzugehen, weil dieselben, mit Recht, schon in manche Volksbücher übergegangen sind. Barth hatte allerdings ein Hauptziel seines schwierigen Unternehmens erreicht, er sah sich aber gerade jetzt von größeren Gefahren bedroht, als je zuvor. In Timbuktu waren vier verschiedene Volkselemente in Gegensatz und Feindschaft: die schwarzen Sonrhay, welche die eigentliche Landesbevölkerung bilden, die berberischen Tuarek, die Fulbe und die Araber vom Marabutstamme der Kuntah. Diesen letzteren gehörte Barths Beschützer, das geistliche Oberhaupt der Stadt, der Scheich El Bakay an, welchen die Fulbe ingrimmig haßten. Diese beschlossen, den Fremden um jeden Preis zu tödten. Barth wurde fieberkrank und schwebte lange Zeit in Gefahr, vergiftet zu werden; der Fulbekönig von Massina verlangte dreimal, daß man ihm den Europäer todt oder lebendig überantworte. Doch El Bakay blieb fest, und Barth kam nach und nach in freundlichen Verkehr mit den Tuarekhäuptlingen, welchen er in ihrem Lager, in der Wüste, einen Besuch machte. Diese, seine „liebenswürdigen und verschleierten Freunde", wurden nun seine kriegerischen Stützen; am Ende des Jahres 1853 war seine Lage schon günstiger geworden, aber immerhin noch sehr ungewiß in Betreff der Zukunft. Er sehnte sich das an Ränkespiel so überreiche, durchaus zerrüttete Timbuktu zu verlassen, wurde aber bis zum 18. März zurückgehalten und mußte bis in die Mitte des Maimonats in der Umgegend verweilen. Dann erst konnte er die Rückreise antreten.

Er ging auf das südliche Ufer des Niger bis nach Ssay, wo er auf seinem Hinwege den großen Strom zuerst gesehen hatte, und hielt eine möglichst östliche Richtung inne, um wieder nach Kukaua zu gelangen. Er besuchte Sokoto, war aber erst in der Mitte Oktobers wieder in Kano. Weiterhin, in der Waldöde östlich von Bundi traf er dann unvermuthet mit Eduard Vogel zusammen. Am 14. Dezember erreichte er Kukaua, wo er kein Geld vorfand, und wo eine Hitze von 45° C. ihn wieder einmal auf das Krankenlager warf. Die Heimreise gegen Norden durch die Wüste konnte er erst am 4. Mai antreten; sie nahm 5 Monate in Anspruch; am 14. Juli war er in Mursuk und gelangte glücklich nach Tripolis, wo er vor sechsthalb Jahren zum letzten Male das Meer gesehen hatte.

„So beschloß ich meine lange und erschöpfende Laufbahn als afrikanischer Forscher. Vorbereitet zu einem solchen Unternehmen an Geist und Körper, in Studien, Erfahrungen und Strapazen, sowie durch eine ausgedehnte, auf eigene Kosten unternommene Reise durch Nordafrika und Vorderasien, hatte ich mich der englischen Expedition Richardsons als Freiwilliger angeschlossen."

Barths Reisewege sind auf allen afrikanischen Karten verzeichnet; seine Wanderung nahm kolossale Dimensionen an, und er hat uns in Nordafrika gleichsam eine neue Welt entdeckt. Man kann die Ausbeute, welche er in Bezug auf Erdkunde und Linguistik gemacht hat, nicht hoch genug anschlagen; er bearbeitete in dieser Beziehung ein Feld, das bisher wenig oder gar nicht beackert worden war. Manche werthvolle Arbeit hat er vollendet, aber als er so recht inmitten des Einthuns der Ernte stand, wurde seinem nützlichen und ehrenvollen Leben ein Ziel gesetzt.

Es steckte in ihm eine unbesiegbare Wanderlust, er war zum Reisenden gleichsam prädestinirt. Nach seiner Rückkehr aus Afrika hat er das nördliche Kleinasien durchzogen, während der letztverflossenen Jahre durchforschte er die Balkanhalbinsel, und auch über diese Gegenden hat er Treffliches mitgetheilt. Barth besaß für die Dinge, welche in seinem geistigen Striche lagen, eine sichere und feine Beobachtungsgabe; was er sah, das nahm er treu in sich auf und schrieb es eben so treu und nüchtern nieder. Der Phantasie hat er kaum jemals den Zügel schießen lassen; ihm lag vor Allem an der Wahrheit. Auf das, was er sagt, können wir uns verlassen, er thut nirgends etwas hinzu. Das hängt überhaupt mit seinem durchaus ehrenwerthen Charakter zusammen. Mit edler Leidenschaft war er seiner Wissenschaft zugethan, in ihr lebte und webte er, und nach Kräften unterstützte er geographische Bestrebungen. Seinen Namen nennt man allgemein mit Achtung; er war nicht so eitel, sich überall einzumischen und vorzudrängen, sich in jedem Jahre mit neuen Projekten und Plänen vor dem Publikum zu zeigen. Er war mehr der Mann des stillen, gediegenen Wirkens. „Ich liebe es nicht, daß gewisse Leute sich immer so aufpuffen und keine ruhige Nacht haben, wenn sie nicht immer vor dem Publikum herumflankiren können." Barth war sich seines vollen Werthes wohl bewußt, und gerade deshalb war er bescheiden. Er verhehlte sich gar nicht, daß seine Schriften nur von einem sehr kleinen Kreise lesbar gefunden werden. Als er bei mir die fünf starken Bände seiner Reise, welche er mir geschenkt hatte, durchblätterte und das Exemplar von Anfang bis zu Ende mit Strichen und Anmerkungen versehen fand, freute er sich sehr und äußerte: „Meinen Sie wohl, daß ein paar hundert Menschen das ganze Werk lesen?" Ich verhehlte meine Zweifel nicht. Es ist in der That allemal eine schwere Arbeit, Barths Schriften zu lesen. Für eine plastische Darstellung fehlte es ihm an der erforderlichen Sinnlichkeit; er beobachtete treu, verknüpfte verständig und klar das Nächste mit dem Nächsten und damit begnügte er sich. Philosophische Durchdringung, ästhetische Formgebung und das Zusammenfassen der Dinge in großem Styl, Eigenschaften also, welche Humboldt in so glänzender Weise bethätigte, fehlten ihm. Und so wird er allerdings von nur Wenigen gelesen, aber die Männer der Wissenschaft können den vollen Werth dieses großen Reisenden und ausgezeichneten Gelehrten würdigen, und wir Deutschen dürfen stolz darauf sein, daß Heinrich Barth uns angehört! A.

Gegen ein offenes Meer am Nordpol

haben sich nun auch die Mitglieder der wissenschaftlichen Expedition ausgesprochen, welche von Schweden aus nach Spitzbergen ging und diese Insel so gründlich erforschte (Torrell ꝛc.). Sie erklären die Fahrt zum Pol, durch ein vermeintlich offenes Polarmeer, für geradezu unmöglich. Dieses Meer ist, so sagen die Männer, welche auf und um Spitzbergen so gründliche Forschungen angestellt haben, fast immer mit festem, ohne Unterbrechung zusammenhängendem Eise bedeckt; wenn irgendwo offene Stellen vorkommen, so reichen diese doch nur auf eine kurze Strecke weit in der Richtung nach dem Pole zu. Man hat das Frühjahr und die Route im Osten von Spitzbergen für eine Expedition empfohlen; aber in dieser Jahreszeit und auf diesem Wege würde es sehr schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich sein, selbst nur den 78. Grad nördlicher Breite zu erreichen. —

Der Ausspruch dieser Männer, denen in Bezug auf Spitzbergen das erste Wort gebührt, ist von entschiedener Bedeutung. Es bleibt nun abzuwarten, ob man trotz dieser Warnung noch dabei beharren werde, die vielbesprochene Expedition zur Erreichung des Nordpols in Deutschland auszurüsten. Die Theilnahme für ein solches Unternehmen ist, wie wir aus eigener Beobachtung wissen, selbst unter den praktischen Seeleuten sehr gering, und wir kennen nautische Sachverständige, welche sich in sehr scharfer Weise über das ganze Projekt äußern.

Samuel Bakers Reise zum Luta Nzige.

Wir unsererseits bleiben dabei, uns auf den Namen Albert Nyanza gar nicht einzulassen, und eben so wenig auf den Victoria Nyanza. In der londoner geographischen Gesellschaft vom 13. November wurde ein Bericht Bakers verlesen, und wir geben nach dem Athenäum einige Auszüge.

Baker traf 1861 Vorbereitungen zu seiner Expedition, um wo möglich mit Speke und Grant an den Quellen des Nils zusammen zu treffen. Etwa ein Jahr lang erforschte er die Zuflüsse des Atbarah und ging dann nach Chartum, von wo er im Dezember 1862 den Weißen Nil aufwärts fuhr; er hatte drei Schiffe und 29 Transportthiere: Kameele, Pferde und Esel. Nach einiger Zeit verlor er seinen einzigen europäischen Diener am Fieber, gelangte aber ohne weitern Unfall nach Gondokoro und wartete dort auf eine Gesellschaft von Kaufleuten, mit denen er weiter nach Süden reisen wollte. Gondokoro fand er als ein elendes Nest, wohin zuweilen Handelsleute kommen, welche Sklaven und Elfenbein kaufen.

Etwa 14 Tage blieb Baker dort. Flintenschüsse verkündeten das Herannahen neuer Ankömmlinge; es waren Speke und Grant, die in sehr abgerissenem Aufzug erschienen. Speke erzählte ihm, nach Aussagen der Eingebornen, daß gegen Westen hin ein großer See liege, den er für eine zweite Quelle des Nils halte; er selber habe den Strom bis 2° 20′ Br. verfolgt; dort nehme er seine Richtung nach Westen, aber Speke habe ihn nicht weiter verfolgen können. Baker fuhr dann weiter stroman und traf Anstalten, um mit Handelsleuten weiter gen Süden zu reisen.

Was wir aus vielen anderen Quellen wissen, wird von Baker bestätigt: die chartumer Kaufleute sind ein nichtswürdiges Gesindel; ihr Handel besteht in Vieh- und Sklavenraub, und Mörder sind sie nebenbei auch. Die Leute, welche Baker in Chartum annahm, bestanden aus einer schandbaren Rotte. Er hatte durch den britischen Consul in Alexandria die ägyptische Regierung um ein Geleite Soldaten bitten lassen; er bekam aber keine, während auf Fürsprache des französischen Consuls den Damen Tinne ein solches bewilligt wurde.

Als Speke und Grant von Gondokoro nilabwärts gefahren waren, fingen Bakers Leute zu meutern an, damit er nicht weiter ins Innere bringen solle; die Sklavenhändler, welche sich nicht ganz in ihre Karten sehen lassen wollten, steckten dahinter. Seine 40 Bewaffneten drohten ihm mit Todtschießen, und die türkischen Handelsleute, die er gern begleitet hätte, schlugen ihm das rund ab. Damals hatte Baker nur einen einzigen zuverlässigen Diener. Seine muthige Frau war bei ihm. Er wußte durch kluges Verfahren den Meuterern die Waffen abzulocken und überredete 17 Mann mit ihm nach Osten zu gehen, denn nach Süden hin wollten sie um keinen Preis. Späterhin erfuhr er, daß es ihre Absicht gewesen, ihn sieben Tagereisen weit von Gondokoro zu verlassen und sich den Kaufleuten anzuschließen.

Baker folgte der Spur der Kaufleute, obwohl dieselben gedroht hatten, ihn anzugreifen und den Stamm der Ellyria feindselig gegen ihn zu stimmen, und durch dessen Land mußte er doch ziehen. Es gelang der Frau Baker, den Obmann der Kaufleute günstig zu stimmen, und so kam man am 17. März in das Land Latuka, 110 Miles östlich von Gondokoro. Baker schildert dasselbe als eines der schönsten, welche er je gesehen; es sei reich an Getreide und großen Viehheerden. Die Ortschaften sind groß und stark bevölkert, die Leute kriegerisch, aber nicht unfreundlich; sie gehen nackt und tragen einen helmartigen Haarputz. Wer im Gefechte fällt, wird nicht begraben, die aber eines natürlichen Todes sterben, begräbt man vor ihrem Wohnhause, scharrt sie nach zwei Wochen wieder aus, nimmt das Fleisch weg und thut die Knochen in irdene Töpfe, die am Eingange zum Dorfe aufgestellt werden. Die Latukos, übereinstimmend mit den übrigen Völkern am Weißen Nil, haben keine Vorstellung von einem höchsten Wesen; „der einzige Unterschied zwischen ihnen und den wilden Thieren ist, daß sie Feuer anmachen und kochen können". In den Wäldern sind viele Elephanten, Rindvieh kann aber wegen der Tsetsefliege nicht gehalten werden (die oben angegebenen Heerden wären demnach Kleinvieh). Der Häuptling, ein alter Mann, konnte vermittelst einer Zauberpfeife Regen machen; als Baker laut auf den Fingern pfiff, wähnten sie, er habe Macht über die Elemente.

Von Latuka ging Baker in Kamrasis Land, das wir durch Speke ausführlich kennen; auf der Wanderung dorthin kam er über ein Hochland, welches die Wasserscheide zwischen dem Sobat und dem Weißen Nil bildet, und stieg so in das Thal des Asua hinab. Dieser Fluß sollte, nach Burtons Meinung, der Hauptstrom des Weißen Nils sein, aber als Baker ihn im Januar durchschritt, war er kaum kniehoch. In Schua liefen ihm viele seiner Leute fort, er ging aber trotzdem weiter nach den Karumafällen und fuhr über den Strom in demselben Boote, welches auch Speke benutzt hatte. Kamrasi will nicht gern, daß Fremde überfahren, und Baker bekam erst Erlaubniß, als er sich in vollem europäischen Anputz am Ufer gezeigt hatte. Es schien ihm, als ob Kaufleute, deren Obmann der vielgenannte Maltese Debono war, derselbe, welcher Speke und Grant eine Strecke weit geleitete, sich in König Kamrasis Land schlecht aufgeführt hatten; daher das Mißtrauen.

Von den Karumafällen ab nimmt der Nil, als rascher, von Bäumen eingesäumter Strom, seine Richtung nach Westen. Kamrasi war sauber und gut gekleidet, aber sehr feig und mißtrauisch. Um den Europäer von der Weiterreise abzuhalten, sagte er, man müsse bis zum See sechs Monate lang unterwegs sein. Baker befand sich unwohl, seine Frau lag am Fieber darnieder, seine Leute benahmen sich widerborstig. Ein Salzhändler erzählte, daß man den See in zehn Tagen erreichen könne. Baker verehrte dem König einen Säbel; der Obmann seiner Leute trank mit Kamrasi das Blut der Verbrüderung, und so konnte die Reise vorwärts gehen. Baker überschritt den Karan, seine Frau bekam einen Sonnenstich; sie war eine Woche lang ohne Bewußtsein, und dabei fiel der Regen in Strömen aus den Wolken.

Am 18. Tage kam er an den See, der sich als unabsehbares blaues Wasser in einer tiefen Depression hindehnte. Baker mußte 1500 Fuß an einem steilen Abfall hinuntergehen, bevor er am Ufer war und von dem klaren, süßen Wasser trinken konnte. Das etwa 60 Miles entfernte westliche Ufer bestand aus Bergketten, die sich bis zu 7000 Fuß erheben.

Baker hält Speke's Nyanza und seinen Luta Nzige für die großen Speisebecken des Nils. Er fuhr in Kähnen auf dem See und zwar 13 Tage lang bis zu dem Punkte, wo der von den Karumafällen herkommende Strom (der Weiße Nil Speke's) mit fast unmerklicher Strömung in den See mündet, während dieser letztere plötzlich eine Biegung nach Westen macht; wie weit er sich in dieser Richtung und auch nach Süden hin erstreckt, weiß Baker nicht. Der Nil fließt aus dem Luta Nzige genau an der Stelle ab, welche die Eingebornen dem Kapitän Speke als Ausmündungspunkt bezeichnet hatten. Von diesem ab ist er dann schiffbar bis zu den engen Stellen, welche in der Nähe seiner Vereinigung mit dem Asua auftreten.

Neue Funde in den Pfahlbauten im Torfmoore von Robenhausen.

Im September und Oktober hat dort Messikomer wieder Ausgrabungen veranstaltet. Die tiefste Fundschicht lag 12 Fuß unter der Oberfläche des Torfmoors und 10 Fuß unter dem Wasserspiegel des Kanals; deshalb mußte immer gepumpt werden. An solchen Stellen wird die genaue Auseinanderfolge verschiedener Perioden, selbst aus der sogenannten Steinzeit, sicher ermittelt, während Ausbaggerungen bei den im Seegrunde stehenden Pfahlbauten häufig zu Irrthümern in Bezug auf das Alter der Fundstücke führen. In den Pfahlbauten der Torfmoore hat man noch niemals Kunstgegenstände der Römerzeit oder gar des Mittelalters gefunden, während nahe den Seeufern dergleichen im obersten Schlamme des Seebodens nicht selten vorkommen und dann irrthümlich als Gegenstände der Pfahlbauten mit den älteren Artefacten der tiefern Fundschicht hervorgehoben wurden. Messikomer hat nach einem Bericht in der „Allgemeinen Zeitung" einen Raum von 100 Fuß Länge und 60 Fuß Breite ausgegraben; er fand namentlich neue Muster von Geflechten und Geweben jener uralten Niederlassung, der einzigen, wo sich die frühesten Erzeugnisse des Webstuhls durch Verkohlung bei einem großen Brande, der den ältesten Pfahlbau vernichtete, sehr gut erhalten haben. Der interessanteste Fund war eine sogenannte Werpfe, wie sie von der Hand des Zettlers aus dem Webstuhle kommt. Außerdem wurden auch zum ersten Male Pfeilspitzen von Bergkrystall nebst vielen anderen Pfeilspitzen von Feuerstein, sowie einige schöne durchbohrte Steinhämmer gefunden, welche einen merkwürdigen Fortschritt in der spätern Periode der Steinzeit beweisen, da die ältesten Steinhämmer und Beile durchaus kein Schaftloch haben. Außerdem wurden Schüsseln von Ahornholz und Messer von Eibenholz, ferner auch ganz neue Formen aus Hirschhorn und Knochen gefunden. Von den Geflechten und Geweben scheinen einige Stücke sogar unverkohlt zu sein. Von Metallgegenständen ist in diesen Pfahlbauten, die sicher eine Dauer von mehren Jahrtausenden haben, noch immer keine Spur nachgewiesen worden.

Eine Zeitung am Amurstrome. Unter dem Titel „Das östliche Küstenland" ist am 5. Juni 1865 die erste Nummer einer neuen Zeitung in Nikolajewsk am Amur erschienen. Außer meteorologischen Beobachtungen und den Nachweisen über die Bewegung der russischen Fahrzeuge im Japanischen Meere enthält diese Zeitschrift noch einige Artikel, die uns interessante Aufschlüsse über die Zustände in jenen entfernten Landestheilen geben. Aus dem Artikel; „Unglückliche Folgen des Aufganges der Flüsse" erfahren wir, daß der Amur seit der Gründung von Nikolajewsk stets zwischen dem 6. und 13. Mai aufgegangen ist. In dem Artikel „Gegenwärtiger Zustand Nikolajewsks und des Amurs" wird auf die Nachtheile hingewiesen, welche sich aus der Rauhheit des Klimas für die Stadt ergeben. Die letzte Sommerpost geht am 15. September aus Nikolajewsk ab, und dann besteht bis zum Anfange des Dezember, wo sich der Winterweg etablirt, keine Postverbindung. Im Frühlinge geht die letzte Winterpost am 5. März ab, und dann ist bis zur Eröffnung der Schifffahrt, d. h. bis Mitte Mai's, abermals die Kommunikation gehemmt. Interessant sind auch die Nachrichten über die Tiger in den südlicheren Strichen des Landes. Fast jedes Jahr kommen Unglücksfälle vor, welche durch Tiger veranlaßt worden sind. Die Felle dieser Thiere bilden sogar einen Handelsartikel. In den Läden von Nikolajewsk kostet ein solches Fell 30 bis 60 Rbl.; in den südlichen Häfen kann man es jedoch für 10 bis 30 Rbl. kaufen.

Aus Ostsibirien. Ueber den Weg von Urga nach dem Onon, welchen eine auf Anordnung des Generalgouvernements von Ostsibirien unter Mitwirkung der sibirischen Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft unternommene Expedition unter Leitung des russischen Konsuls in Urga (Schischmaroff, dessen wir im „Globus" mehrfach erwähnt haben) zurückgelegt, finden wir im 9. Heft der „Nachrichten der kaiserl. russischen geographischen Gesellschaft" nähere Auskunft. Die Expedition hatte die Aufgabe, den Weg zwischen Urga und dem Onon, den Lauf dieses Flusses von dem Punkte, wo er das russische Gebiet betritt, bis zu seiner Quelle zu erforschen, und, wenn irgend möglich, eine bequeme Verbindung zwischen Urga, dem Hauptcentrum der nördlichen Mongolei, und dem Onon und Argun und somit auch mit dem Amur aufzufinden.

Das Resultat der ganzen Expedition war in der Hauptsache folgendes: Die Entfernung von Urga bis zum Werchne uchuluskischen Wachtposten beträgt 368 Werst. Der Weg ist für eine Telege bequem fahrbar. Nur auf dem ersten Drittel desselben ist die Gegend gebirgig; dann kommt ebene Steppe und sodann die ziemlich hohe Kette des Iren-daba, die jedoch nicht besonders schwierig zu passiren ist. An Futtergras ist besonders in der Nähe des Onon Ueberfluß. Wasser ist überall vorhanden, obgleich es keine großen Flüsse gibt. Von Urga bis zum Onon, wo dieser die Churcha aufnimmt, und von welchem Punkte aus die Frachten zu Wasser befördert werden können, sind 250 Werst. Von Urga bis zum Aschinginskischen Piket sind 300 Werst; dieser Weg ist jedoch weniger bequem als der zum Werchne uchuluskischen Posten; er ist theils gebirgig, theils sumpfig, man findet auf ihm aber eine dichtere Bevölkerung, als auf dem erstern.

Dr. Ludwig Beckers Grabstätte. Melbourne, 20. Sept. Die „Germania" schreibt: In der letzten monatlichen Generalversammlung des Deutschen Vereins zu Melbourne theilte der Vorsitzende, Hr. Dr. Lilienfeld, der Versammlung die von Menindie eingetroffene betrübende Nachricht mit, daß die Gebeine eines verdienstvollen Mitgliedes der Victorianischen Erforschungs-Expedition (jener Burke's), unseres unglücklichen Landsmannes, Dr. Ludwig Becker, welche wahrscheinlich von wilden Hunden ausgescharrt, zerstreut um seine Ruhestätte, die jedenfalls von Mr. Wrights Leuten nicht tief genug gegraben wurde, herumgelegen hätten, jedoch durch die Fürsorge des in jener Gegend wohnenden Heerdenbesitzers Mr. Lloyd Jones von den Leuten desselben wieder vergraben worden seien. Die Versammlung beschloß einstimmig, ohne daß sonst eine andere Aeußerung von irgend einem Mitgliede gefallen wäre, Dr. Becker einen Grabstein zu setzen, damit seine Gebeine in Frieden ruhen.

F. v. H. **Neue Ausgrabungen in Mexico.** Einem aus Mexico vom 28. Juni 1865 datirten Schreiben entnehmen wir die Notiz, daß in der unmittelbaren Nähe der Stadt Morelia, am Cerro de Santa Maria, Ausgrabungen mit ganz besonderem Erfolge vorgenommen wurden, da man auf eine bedeutende Anzahl mexicanischer Alterthümer stieß, die theilweise ins Museum gebracht wurden. Es waren dies meistens Götzenbilder, Masken, Ohrgehänge, Halsbänder, Schellen, Schmucknadeln, Obsidianlanzen, Wurfspieße, Messer, Rollen, Ringe, Flittergegenstände und Küchengeräthe. Es finden derartige Nachforschungen meistens auf Veranlassung der kais. geogr.-statistischen Gesellschaft in Mexico statt, welche überhaupt ein äußerst lebhaftes Streben an den Tag legt, das Material zu einer umfassenden Geschichte des alten Aztekenreiches zusammen zu bringen.

Das südamerikanische Rindfleisch. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Südamerika einen großen Theil Europa's mit billigem und gesundem Rindfleische versorgen kann. Ohne Zweifel wird die Zeit kommen, da wir alljährlich hunderte mit diesen wichtigen Lebensmitteln befrachtete Schiffe vom La Plata, aus Brasilien und vielleicht auch aus Venezuela erhalten werden. Bis jetzt lag es nur an der für den europäischen Markt mangelhaften Zubereitung, daß derselbe nicht zu einem allgemeinen Verbrauchsartikel geworden ist.

In den La Plata-gegenden endet die jährliche Schlachtperiode gegen Ende des südlichen Winters, etwa in der Mitte des August. Im Jahr 1864 sind während derselben geschlachtet worden in den Saladeros von Montevideo 305,000 Stück Rindvieh; in Buenos Ayres 330,000; in Uruguay, Parana und Rosario 512,000; in Rio Grande 450,000; in Summe 1,600,000, gegen 1,800,000 in 1864.

Schon vor Monaten wiesen wir darauf hin, daß man in England den Versuch gemacht habe, das südamerikanische Rindfleisch dort einzuführen; derselbe gelang aber nur bedingt, weil die Waare theilweise nicht gut ausgefallen war. Seitdem aber die Viehseuche den Preis der Ochsen so sehr vertheuert, ist man wieder auf das südamerikanische Charque zurückgekommen. In Buenos Ayres &c. hat sich nun die Wissenschaft der Sache bemächtigt und bessere Methoden der Zubereitung und Aufbewahrung ausfindig gemacht. Durch eine von einem Hrn. Morgan erfundene Methode hat dasselbe nicht blos ein gutes Aussehen bekommen, sondern auch an Schmackhaftigkeit gewonnen; die Fleischer in Liverpool schneiden dasselbe nun eben so aus, wie frisches. Es kommt jetzt wohlverpackt in Fässern und behält Geschmack und Farbe, als ob es eben aus dem Schlachthause komme. In Liverpool kamen im August zwei Ladungen von 300 und 400 Tons an; der Schiffsraum war in große Behälter abgetheilt, in welchen das mit einer Flüssigkeit begossene Fleisch wohl verpackt war.

Wahrscheinlich geht es mit dieser Waare, wie mit dem nordamerikanischen Schweineschmalz, gegen welches im Anfang ein großes Vorurtheil herrschte. Die Sache ist sehr wichtig. In Südamerika haben bis jetzt die Rinder vorzugsweise nur Werth wegen der Häute, Hörner und Klauen. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man in den argentinischen Gegenden dann und wann Kalköfen mit Schafen heizte.

F. v. H. **Witterung in der Havana.** In Havana sind durchschnittlich 285 klare und 80 trübe oder regnerische Tage im Jahre, welche in der feuchtesten Jahreszeit 50 wiener Zoll, in der trockensten hingegen 32 wiener Zoll Regenmenge geben. Der mittlere Barometerstand erreicht $759_{,29}$ Millimeter, der höchste $770_{,42}$, der tiefste $747_{,85}$ Millimeter. Der kälteste Monat ist in Havana noch nicht um 4°,53 R. kälter als der wärmste.

Ueber Spitzbergen hat die schwedische Erforschungsexpedition sehr werthvolle Arbeiten veröffentlicht, namentlich eine treffliche Karte, eine Tabelle der Länge und Breite der Hafenplätze, und die Küstenlinien sind genau verzeichnet. Die Expedition hat an 80 verschiedenen Punkten und zwar auf dem festen Lande astronomische Beobachtungen angestellt.

Das Innere der großen Insel bildet ein flaches Eisplateau, welches dann und wann von Felsbergen unterbrochen wird, die sich bis zu 1500 und 2000 Fuß über das Meer erheben. Es bildet die Ursprungsstätten der gewaltigen Gletscher, welche überall von den Küsten Spitzbergens herab in die See vordringen. Die ganze Küste von Nordostland besteht aus einem einzigen Gletscher. Außer dem Eise kommen auch große Strecken stark magnetischen Gesteins vor, und dadurch werden zuverlässige Beobachtungen über den Erdmagnetismus ungemein erschwert, wenn nicht ganz unmöglich gemacht.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Schilderungen aus dem äquatorialen Westafrika.

II.

Das Wesen der Fetischverehrung am Gabon. — Die Bedeutung des Moondah. — Fetischbilder, =Hütten und Bäume. — Die Fetischpriester und Priesterinnen. — Wie man den Geist sieht. — Einfluß des Oganga. — Beschwörungen und Heilung der Kranken. — Gespenster. — Logik der Neger. — Allerlei Aberglauben. — Charakter und Anlage der schwarzen Rasse. — Das Alltagsleben und der süße Müssiggang. — Pflanzenwuchs. — Die Butus und Bakalais. — Thierleben. — Schlangen und Ameisen.

Die Negervölker, welche in der Region des Gabon wohnen, sind Fetischverehrer.

Das ganze Fetischwesen ist eine sehr verwickelte Sache, die mancherlei Seiten darbietet. Die Verehrung oder Anbetung lebloser Gegenstände kommt ganz gewiß nur selten vor, der uncivilisirte Mensch knüpft vielmehr irgend einen symbolischen Begriff an dieselben. Die Gabonesen nun glauben an böse Geister und fürchten die Seelen der Verstorbenen. Von höheren Wesen haben sie freilich eine nur sehr dürftige und unvollkommene Vorstellung. Sie denken sich dieselben in einer greifbaren Gestalt, und zu dem abstracten Gedanken einer körperlosen Seele haben sie sich nicht erhoben.



Wohnung des französischen Commandanten am Gabon. (Nach einer Photographie.)

Die umherschweifenden Seelen der Abgeschiedenen flößen

ihnen Furcht ein; die bösen Geister bringen den Menschen nur Schaden, und Gutes kommt ihnen aus der Geisterwelt niemals. Dagegen hat der Gabonese eine Menge von Talismanen, die er für sehr wirksam hält, Fetische, die ihn vor Krankheiten bewahren und im Kriege vor Wunden oder Tod schützen. Durch die Berührung mit den Europäern ist freilich an der Küste der felsenfeste Glaube an solche Dinge abgeschwächt worden, nach dem Innern hin hat er jedoch an seiner Kraft nichts verloren. Aber die Küstenbewohner haben statt des verlorenen Fetischglaubens keinen andern angenommen; sie haben eigentlich gar keine Religion mehr, wohl aber vielerlei Aberglauben beibehalten.

Jeden Augenblick kommt das Wort Moondah vor, denn so werden Fetisch und Fetischwesen bezeichnet. Die Frauen tragen als Schmuck am Halse Tigerkrallen; diese sind Moondah; die Kräuter, welche an den Fischereigeräthen befestigt werden, sind Moondah. Der Krieger trägt calcinirtes Leopardenhirn bei sich und spricht zu demselben, bevor er in den Kampf geht. Das ist ein mächtiger Fetisch, aber noch viel wirksamer ist jener, welcher aus den verbrannten Knochen eines weißen Menschen verfertigt wird; dieser gilt im Kriege für einen ganz unfehlbaren Talisman.

Das Alles sind aber nur Amulete oder sogenannte Gris-gris. Die wahren Götter werden unter irgend einer grotesken Menschengestalt versinnlicht, die zuweilen eine krumme Nase, dünne Lippen und ein weißes Gesicht hat; sie soll dann offenbar einen Europäer vorstellen. Vielleicht tritt auch darin die Thatsache hervor, daß der Schwarze, in ganz richtigem Instinkte, die Ueberlegenheit des Weißen anerkennt.

In manchen Hütten, namentlich jenen der Häuptlinge, werden die Fetischbilder etwa in ähnlicher Weise betrachtet, wie bei den alten Römern die Laren, als eine Art von Hausgöttern; doch kommt das nicht sehr häufig vor. Jedes Dorf hat ein kleines Fetischhaus, das freilich oftmals einen sehr bescheidenen Tempel bildet, denn der Eingang ist in vielen Fällen so niedrig, daß der Gläubige hinein kriechen muß; in größeren Dörfern sind diese Gebände allerdings geräumiger. Der Neger läßt den Europäer nicht gern in diese Fetischhütten, aber Griffon du Bellay fand doch in einem von Gabonesen bewohnten Dorf am Ogowaï Gelegenheit, eine solche näher zu betrachten. Ein Häuptling, der zum ersten Male mit Europäern in Berührung kam und darüber sehr glücklich war, verschaffte ihm die Gelegenheit.

Die Hütte war ganz hübsch hergerichtet; in derselben waren drei Fetische: ein Gott und zwei Göttinnen; ihr Gesicht war mit Roth und Weiß bepinselt, der Leib reinlich bekleidet und zwar mit europäischem Baumwollenzeuge. Alle drei Fetischbilder lagen auf einer Art von Ruhebett oder Altar; ringsumher hatte man Baumwollenzeug und Thierfelle aufgehängt, lauter friedliche Dinge und nichts, was von erschlagenen Feinden herrühren konnte. Das Gesicht des Häuptlings erheiterte sich, als er seine bemalten, hölzernen Götter betrachtete, etwa so, wie wenn ein Kind sich über seine Puppen freut.

Ohne Zweifel werden in der Fetischhütte feierliche Handlungen vorgenommen; man betet, ruft den Gott um seinen Schutz an, damit er Krankheiten abwende, vor allen Dingen aber, damit die Handelsgeschäfte gedeihen mögen. Manchmal werden die Götterbilder mit großem Pomp im Dorfe umhergetragen. Dann bemalen sich die Leute in ganz wunderlicher Art den Körper und singen in herzzerbrechenden und ohrenzerreißenden Tönen das heraus, was sie wünschen. Wenn auf solche Weise „großer Fetisch gemacht" wird, eröffnet der Häuptling, der „König", den Zug, denn bei den Negern gilt der Cäsaropapismus, und das Oberhaupt hat neben der höchsten weltlichen Gewalt auch die geistliche. Eine lange Schelle, die an einem etwas gekrümmten Stiele befestigt ist, dient als Zeichen seiner Würde; vor diesem verneigt sich Jedermann, und nicht viele böse Geister können der Macht widerstehen, welche dieser heiligen Glockenschelle inne wohnt.

Der König also ist eine Art von Oberpriester, aber der schwarze Mensch hat auch regelrechte Fetischpriester, welche neben dem geistlichen Handwerke auch das Geschäft des Beschwörens und des Heilens erkrankter Körper treiben. Das Volk glaubt, — was glaubt überhaupt in der ganzen Welt das Volk nicht? — sie könnten ganz nach ihrem Belieben mit dem „Geist" in Verbindung treten, und sie werden auch wohl herbeigerufen, wenn Zank und Streit geschlichtet werden sollen. In diesem Falle schließt der Priester sich in das Fetischhaus ein, oder geht tief in den dichtesten Wald zu einem Moondahbaume, wo er stundenlang in Sammlung und Nachsinnen verweilt und dann sein Orakel spendet. Auch in ehelichen Zwistigkeiten wird sein Rath verlangt, und bei den nächtlichen Beschwörungen spielt die Bauchrednerei nicht die geringste Rolle.

Griffon du Bellay schlief eines Nachts in einem Dorf am Flusse Ramboeh, plötzlich erhob sich ein Geschrei und die Töne hatten nichts Menschliches an sich; dann wurde Alles still. Aber nach einer kleinen Weile vernahm man eine sehr tiefe, drohende Baßstimme. Du Bellay begriff wohl, daß eine Beschwörung im Werke war und stand auf, um der Sache näher auf die Spur zu kommen, aber sein Wirth hielt ihn zurück: „Bleib nur hier, es ist gar nichts, mein Nachbar macht Fetisch für seine Frau." Dabei durfte kein Europäer zugegen sein, denn „das Gesicht der Weißen vertreibt die Geister". Eigentlich hatte der Nachbar die Abreise des Europäers erwarten wollen, um erst dann einen Fetisch für seine Frau zu machen; die Geschichte konnte aber nicht aufgeschoben werden, weil ein sehr renommirter Fetischpriester, dessen man sich bedienen wollte, nur auf der Durchreise war und am andern Tage weiter wandern wollte. Der würdige Mann ließ eine gute Viertelstunde lang seinen drohenden und grimmigen Brummbaß ertönen; er sprach entsetzliche Dinge, welche die Weiber im Dorfe sich hinters Ohr schreiben konnten. Denn die Frau des Nachbars hatte sich eine Untreue zu Schulden kommen lassen, und sie wurde, nachdem der Brummbaß verklungen war, furchtbar von dem frommen Priester geprügelt; man konnte in der stillen Nacht ihr Heulen und Schreien weithin hören, und andere Frauen mochten sich an dieser Züchtigung ein Exempel nehmen. Der alte Häuptling, bei welchem du Bellay wohnte, gab diesem ausführliche Erläuterungen über diesen Vorgang; der Mann war aber schon ein Freigeist geworden, denn er äußerte: die Fetischpriester seien auf der Welt zu nichts weiter gut, als um den Weibern gebührenden Respekt vor den Männern einzuschärfen.

Es gibt auch Fetischpriesterinnen. Unser Gewährsmann hat aber nur eine einzige gesehen, und zwar am Ogowaï, wohin bis jetzt die europäische Freigeisterei noch nicht gedrungen ist. Das Dorf hieß Avenga wiri; du Bellay und der Schiffslieutenant Serval waren die ersten Europäer, welche dort auftraten. Trotzdem erregte ihr Erscheinen kaum einiges Aufsehen. Bei einer Hütte war eine Menschenmenge versammelt, die sich nach den weißen Leuten kaum umsah, sondern auf ein Lärmen und Schreien hörte, das aus jener Hütte kam. Es gelang den beiden Europäern in dieselbe einzudringen, und sie waren nun Zeugen eines eben so widerwärtigen als seltsamen

Auftrittes. Inmitten der geräumigen Hütte stand ein noch junges Frauenzimmer fast nackt und über und über unregelmäßig mit allerlei Farben beschmiert, das heißt am Körper, denn das Gesicht war sorgfältig in schräggestellten Würfeln mit vier Farben bepinselt. Sie tanzte wie toll und wild nach den Tönen eines Tamtam. Dann und wann trat ein junger Neger aus dem Kreise der Umstehenden hervor, trat ihr gegenüber, beobachtete aufmerksam ihre unzüchtigen Bewegungen und ahmte dann dieselben nach. Sobald er müde war, nahm ein Anderer seine Stelle ein; aber die Priesterin war unermüdlich und machte auch diesen matt — denn „sie sah den Geist“.

Der Neger steckt durch und durch voll von Aberglauben, und es ist deshalb begreiflich, daß er sich keine richtige und einfache Vorstellung von Krankheiten machen kann. Er leitet sie her aus Vergiftung, Hexerei oder aus der Rache eines beleidigten Geistes. Deshalb muß der Fetischpriester sein Arzt sein, denn der heilige Mann versteht mit den Geistern umzugehen, besonders einer, der ein geheimnißvolles Dasein im Waldesdunkel führt. Solche Priester liefert namentlich das Volk der Bulus; sie gelten für ganz besonders geschickt. Ein verwundeter Gabonese wird sich gern einen europäischen Arzt gefallen lassen, aber für innere Krankheiten wendet er sich ganz gewiß nur an einen eingebornen Doctor. Darin steckt allerdings Logik; denn wenn die Krankheit durch einen bösen Geist verursacht worden ist, so kann sie nur durch Beschwörungen und Zauberformeln beseitigt werden.

Ein Oganga, das heißt ein Fetischmann, ist immer eine wichtige Person, und an Schlauheit fehlt es ihm sicherlich nicht. Er sucht so rasch als möglich den Kranken zu heilen und in leichteren Fällen gelingt ihm dies auch; in anderen Fällen sucht er Zeit zu gewinnen. Er läßt eine große Hütte errichten, in welcher eine Anzahl von Lagerstätten aus Bambus aufgeschlagen und mit Vorhängen zur Abwehr der Stechmücken versehen werden. Dort liegen die Kranken, zumeist weiblichen Geschlechts, und die Hütte wird den ganzen Tag nicht leer von weiblichem Besuche. Der Kranken wird der Körper bemalt und mit allerlei Pulver bestreut. Dieser Ueberzug muß alle Tage erneuert werden. Am Abend und am Morgen führt man die Kranke erst im Dorf umher und späterhin außerhalb dessen. Bei Einbruch der Dunkelheit wird ein Tamtam geschlagen und sie muß tanzen. Von Zeit zu Zeit fängt der Fetischpriester ihr Bild in einem Spiegel auf und betrachtet dasselbe; die Geister befragt er erst, wenn die Krankheit einen bedenklichern Charakter annimmt, und sobald er das Schlimmste besorgen muß, erklärt er, der Tod werde erfolgen, weil eine Vergiftung stattgefunden habe. Uebrigens kennt der Oganga auch wirksame Arzneimittel und erhält durch Anwendung derselben manchmal eine glückliche Heilung.

Nach dem Tode eines Mannes scheeren seine Frauen, zum Zeichen der Trauer, das Haar ab und tragen in den nächsten paar Wochen keinerlei Schmuck. Drei Tage lang verbleibt der Abgeschiedene in seiner Hütte und empfängt die Besuche aller seiner Bekannten; sie kommen, um ihn zu tadeln, daß er aus dem Leben und von seinen Angehörigen geschieden sei. Dabei wird tapfer Branntwein getrunken und viel Pulver verknallt. Den Sarg bereitet man aus den Koffern des Verstorbenen, legt einen Theil seines Hausraths hinein und vergißt insbesondere sein Trinkglas und seine Tabakspfeife nicht. Am dritten Tage bringt man ihn zum Begräbniß tief in den Wald, und nur seine nächsten Verwandten und einige Sklaven geben ihm das Geleit; denn die anderen Leute, und namentlich die Europäer, sollen nicht wissen, wo man ihn beisetzt. In Dörfern, welche unweit vom Meere liegen, gehen alle Bewohner während des Begräbnisses an den Strand, und Flintenschüsse zeigen an, wann der Sarg zur Erde bestattet wird. Dann werfen sich Alle ins Wasser und zwar so, daß sie mit dem Rücken zuerst hineinfallen.

Ehemals wurden jedem irgend wichtigen Mann einige Sklaven mit ins Grab gegeben, aber seitdem Europäer im Lande sind, hat dieser barbarische Brauch, an der Küste wenigstens, aufgehört.

Der Fetischmann hält darauf, daß er für unfehlbar gelte. Es wurde schon oben gesagt, wie er sich aus der Klemme hilft, sobald es mit dem Kranken bergab geht; er sagt, derselbe sei vergiftet oder behext worden. Nach dem Begräbnisse kommt es für ihn darauf an, einen Schuldigen ausfindig zu machen, und das ist nicht schwer, weil die Leute so leichtgläubig sind und er selber ein schlauer Patron ist. Bei den Faktoreien der Europäer glauben die Neger wohl noch an Behexungen, aber den vermeintlichen Hexenmeistern darf nichts zu Leide geschehen.

Kapitän Vignon hat eine Beschwörung geschildert. Am Abend des Begräbnißtages wird das Haus des Verstorbenen mit Fackeln umstellt, die Dorfbewohner versammeln sich und der Fetischmann stellt sich in die Mitte. Dann wird ein Tamtam geschlagen und Alle fangen an zu singen, während der Priester allein tanzt. Nach Verlauf einiger Zeit befiehlt er, die Fackeln auszulöschen, und wenn es dunkel ist, ruft er die Geister an, damit sie ihm den Schuldigen offenbaren. Nach der Beschwörung werden die Fackeln wieder angezündet, Gesänge und Tänze dauern bis zu Tagesanbruch, und dann erst zieht der Priester unter seinem Rocke den Balg eines kleinen Thieres hervor, das Eninka heißt. Mit diesem in der Hand umschreitet er alle Versammelten und läßt ihn dann vor dem, welchen er im Voraus zum Opfer erkoren hat, hinfallen. Er ruft ihn laut bei Namen und spricht: „Hier ist der Vergifter!“

Gewöhnlich ist solch ein Unglücklicher ein Sklav. In diesem Falle wird er sogleich ergriffen und in die Felder geführt, wo man ihn an einen Baum bindet und mit Messerstichen tödtet, oder auch den Bulus überantwortet, welche ihn lebendig verbrennen!

Einem Nichtsklaven ist vergönnt, durch eine „Probe“ sich zu reinigen, durch ein Ordale der allergefährlichsten Art, denn er muß ein heftig wirkendes Gift trinken. Er gilt für schuldig, wenn dasselbe ihn umbringt, und für unschuldig, falls er die Probe übersteht. Das Gift kommt von einem Strauche, der am Gabon Ikaja, am Cap Lopez Mbundu heißt; er scheint zu derselben Pflanzensippe zu gehören, wie der Strauch, von welchem die Nux vomica und die St. Ignatiusbohne kommen. Du Bellay hat den Strauch in den sumpfigen Wäldern am Gabon gesehen; er ist etwa 8 Fuß hoch, hat einige Zweige und nur spärlich Blätter. Die lange Hauptwurzel hat eine hellrothe Rinde und diese letztere enthält ein sehr starkes Gift, welches dem Strychnin ähnelt. Sie wird geraspelt und in ein Gefäß gethan, so daß sie etwa ein Drittel desselben füllt; dann thut man ungefähr ein Pfund Wasser hinzu, das sich rasch eben so roth färbt, wie die Rinde selbst. Das Gift ist dann fertig.

Du Chaillu ist der einzige Reisende, welcher bei einer solchen Probe zugegen gewesen ist. In einem Falle, von welchem er Zeuge gewesen sein will, habe das Gift nach fünf Minuten gewirkt, und dem Unglücklichen sei das Blut aus Augen und Ohren hervorgequollen, — was wenigstens sehr seltsam erscheint. Derselbe Reisende erzählt, er habe

einen alten Ogango gesehen, welcher das Gift trank, ohne daß es ihn getödtet hätte. Er bekam aber heftige Ausleerungen und lag lange Zeit wie völlig betrunken und ganz bewußtlos da. Aber er hat, wenn der Fall eine Thatsache ist, gewiß keine so starke Dosis genommen, wie bei den „Proben" verabreicht wird, und wahrscheinlich vorher viel Palmöl verschluckt, als wodurch die Wirkung des Ikaja stark abgeschwächt werden soll.

Diese Art von juristischer oder officieller Vergiftung ist nicht etwa auf die Region am Gabon beschränkt, sondern kommt in den meisten Ländern der Schwarzen vor, so weit diese nicht Mohammedaner geworden sind. Man denke nur an den Tanghin auf Madagaskar und an das Nigerdelta, wo die Calabarbohne eine große Rolle spielt. Die Europäer dulden solche Mordthaten nicht, aber sie können dem Neger seinen Aberglauben und seine Leichtgläubigkeit nicht austreiben. Nur sehr wenige, die in Europa erzogen worden sind und in Afrika stets mit Europäern in engem Verkehr bleiben, haben sich von dem Wahne gänzlich frei gemacht.



König Kringer und seine Familie. (Nach einer Photographie.)

Der Neger glaubt, wie bemerkt, auch an Hexerei. Selbst wenn er von früher Jugend an bei weißen Leuten in die Schule gegangen und im Christenthum unterrichtet worden ist, muß man ihn doch für und für vom Umgange



Das Dorf Tschintschua am Flusse Rumboeh. (Nach einer Photographie.)

mit anderen Schwarzen fern halten, sonst bleibt er steif und fest dabei, daß es Zombis gebe, Gespenster, und trägt einen Fetisch am Leibe. Sobald die katholischen Priester, auf den Antillen zum Beispiel, einen solchen Talisman bemerken, nehmen sie ihn dem Neger ab und geben ihm dafür ein Marienbild oder eine Heiligenmedaille. Aber von der symbolischen Bedeutung, welche diesen Gegenständen beigelegt wird, begreift er doch gar nichts. Sobald er findet, daß Marienbild oder Heiligenmedaille ihn nicht vor Krankheit oder anderm Ungemach sicher stellt, wendet er sich gewiß und sicherlich seinem afrikanischen Fetisch wieder zu, ohne deshalb in den guten Glauben des katholischen Priesters Zweifel zu setzen. Er ist nur überzeugt, daß dessen Mittel recht gut für weiße Leute, aber bei Schwarzen völlig unwirksam seien. Das ist abermals von seiner Seite ganz logisch gefolgert, da er sich überzeugt hält, daß der Gott, welcher den Weißen so viel Reichthum und Macht gegeben hat, nicht auch der Gott des schwarzen Volkes sein könne.

Andererseits hält er dafür, daß die weißen Menschen für seine, der Schwarzen, Götter durchaus gleichgiltig seien, und daß die Macht, welche seinen Fetischen inne wohne, auf die Weißen nicht übertragen werden könne. Gerade deshalb gibt er an sie nicht gerade ungern Fetische ab. Griffon du Bellay kaufte einen solchen für ein paar Blätter Taback; es war eine Art von Menschengestalt, hatte Vogelfedern nach Art eines Strahlenkranzes auf dem Kopfe und in der Brust ein Stück Glas. Dieser liebe Gott der Schwarzen war am Ende eines Stabes befestigt und galt für einen gewaltigen Kriegsfetisch, der sich in mehr als einem Gefechte bewährt hatte. Der Krieger, in dessen Besitz er war, steckte ihn, wenn er schlafen wollte, vor sich in die Erde und gab sich dann sicher und sorglos dem Schlummer hin. Man begreift, daß dieser Krieger sich nicht gern von einem so mächtigen Schutzgeist trennen mochte; um keinen Preis in der Welt würde er ein so unschätzbares Kleinod einem schwarzen Manne abgetreten haben; aber einem Weißen konnte ja dieser Fetisch nichts nützen!

Der Glaube, daß es für die verschiedenen Rassen auch verschiedene Götter gebe, thut dem Schwarzen wohl und schmeichelt ihm sogar. Die Ueberlegenheit des Europäers in allen materiellen Dingen ist allerdings greifbar genug für ihn, und er fühlt sie in erdrückender Weise; im Uebrigen aber erkennt er dieselbe nicht an. Er sieht, wie wir ungläubig lächeln, wenn er uns irgend eines der Wahngebilde seiner Phantasie erzählt, gibt dann aber mit einem gewissen Stolze zu verstehen, daß der Gott der Weißen, der gegen letztere allerdings sehr freigebig und großmüthig sei, ihnen doch manche Geheimnisse vorenthalte, auf welche sich der schwarze Mann sehr gut verstehe.

Hier erzählen wir einen merkwürdigen Fall. Der Marinelieutenant Serval befehligte das kleine Avisoschiff Pionier, dessen Bemannung zum großen Theil aus Schwarzen bestand, aber nicht aus fetischgläubigen Gabonesen, sondern aus mohammedanischen Senegambiern, die jenen in all und jeder Beziehung weit überlegen sind. Diese schwarzen Matrosen vom Senegal werden gewöhnlich als Laptots bezeichnet. Nun badete einer dieser Laptots in den Rädern des kleinen Dampfers, wurde aber von einem Haifisch gepackt und starb bald nachher.

Ein paar Tage später harpunirten die Laptots ein solches Ungeheuer der Tiefe und waren fest überzeugt, daß sie den Mörder ihres Kameraden gefangen hätten. Schon waren sie daran, ihn an Bord zu hissen, als plötzlich einer der ihrigen auf Deck kam und einen Schrei der Freude und Ueberraschung ausstieß. In demselben Augenblicke machte der Haifisch sich mit einem gewaltigen Rucke los und fiel wieder in See. Das konnte doch nicht mit rechten Dingen zugegangen sein! Der Laptot, welcher zu so ungelegener Zeit auf Deck gekommen war, mußte die Schuld gehabt haben. Zufällig gehörte er auch einem Stamme an, der im Geruche der Zauberei stand; sein plötzliches Erscheinen, der Schrei, welchen er ausgestoßen, waren nicht zu mißdeuten; sein Einverständniß mit dem Haifisch war außer allem Zweifel, das Seeungeheuer war ein Vetter, der einst in einen Fisch verwandelt wurde, um ein Verbrechen abzubüßen!

Die Wuth der Laptots kannte keine Grenzen; sie wollten den Missethäter sofort ins Wasser werfen, und nur mit Mühe konnte der Gurmet ihn retten. So heißt der Hauptmann, welcher über jede Schiffsbemannung von Laptots gesetzt wird und den sie insgemein selber wählen. Gewöhnlich ist er der intelligenteste unter ihnen und genießt großes Ansehen; aber hier wurde dasselbe nicht geachtet. Er mochte wohl sofort das Vorurtheil der Uebrigen theilen und griff nicht sofort ein, sondern zeigte den Vorfall dem Lieutenant an. Serval suchte ihm den ganzen Unsinn klar zu machen, aber der Gurmet entgegnete: „Die Weißen wissen viel mehr Dinge als die Schwarzen, verstehen aber vieles nicht, wovon die Schwarzen etwas wissen.“ Er meinte die Zauberwirthschaft. Serval nahm den Verdächtigen in Schutz, die Aufregung unter den Laptots war aber so groß, daß er ihn entlassen und heimschicken mußte.

Griffon du Bellay macht, als gründlicher Kenner afrikanischen Lebens und Wesens, folgende Bemerkungen, die von den philanthropischen Phantasten und jenen stupiden Geistern beherzigt zu werden verdienen, welche über alle Schwierigkeiten in der Negerfrage mit dem albernen Ausspruche: „Ein Mensch ist gerade so gut wie alle anderen“ hinwegzukommen suchen.

„So sind die Schwarzen, und ich rede von den Besseren. Civilisirt sie nur, so lange und so viel ihr wollt und vervollkommnet oder entwickelt, was sie an guten Eigenschaften in sich haben. Aber wenn ihr sie nicht dem Einfluß ihrer eigenen Rasse entzieht, dann, so fürchte ich, werdet ihr nicht viel ausrichten. Ihr macht dann weiter nichts aus ihnen, als was ohnehin schon viele an und für sich sind: ganz gute und friedliche Leute, einfältig an Geist, sehr mittelmäßig an Erfindungsgabe, der Anhänglichkeit nicht unfähig, mit einer großen Dosis von Nachahmungsvermögen begabt, und dann und wann nicht ohne Muth. Aber unter der schwarzen Haut steckt immer derselbe alte Mensch, und ihr dürft euch nicht wundern, wenn er euch eines schönen Tages entschlüpft, namentlich wenn irgend ein durch Aberglauben hervorgerufener Schrecken in ihn fährt. Dann wird er wieder, was er immer war: leichtgläubig wie ein Kind und grausam.“

Das Alltagsleben dieser Völker bietet nicht viel Interessantes dar. Der Verkehr mit den Europäern hat sie mit mancherlei Gegenständen bekannt gemacht, welche ihnen nun zum Bedürfniß geworden sind, aber in Bezug auf ihre Nahrungsmittel hat sich wenig oder nichts verändert. Sie wohnen in einer Gegend, wo der Pflanzenwuchs von Ueppigkeit strotzt, aber sie wissen weder für sich noch für Fremde Nutzen daraus zu ziehen. Bei den Dörfern werden Bananen und Maniok, aber nie in größerer Menge, gepflanzt; im Dorfe selbst stehen einige heilige Bäume bei

der Fetischhütte und einige Ilangas, Liliaceen, welche, wie man meint, den Blitz abhalten. Der Mangobaum ist von den Europäern eingeführt worden, aber aus dem Brotfruchtbaume machen die Schwarzen sich nichts, so große Mühe sich auch die Missionäre geben, ihnen den Nutzen desselben zu zeigen. Auf den sogenannten Feldern, meist Lichtungen im Walde, werden Bananen, Maniok, Ignamen, Erdnüsse, Mais, Zuckerrohr und einige Gewürzarten angebaut; eine bedeutende Ausdehnung haben jedoch diese Aecker niemals. Man wechselt sehr oft mit den Stellen, und das Urbarmachen im Walde ist leicht geschehen. Die Einwohnerschaft eines ganzen Dorfes zieht hinaus, schlägt aus Gezweig eine Anzahl von Hütten auf und lagert im Freien. Einige Weiber müssen kochen, andere helfen, die Kinder auf dem Rücken tragend, den Männern beim Fortschaffen der niedergehauenen Bäume.

Nach Sonnenuntergang beginnt der Tanz; an vielen Stellen lodert ein helles Feuer, dessen Flammen eine grelle Beleuchtung auf die in unzüchtigen Sprüngen sich bewegenden und vom Schweiße triefenden schwarzen Gestalten werfen. Am Tage jedoch ist Alles in großer Thätigkeit, und man erkennt den für gewöhnlich so trägen Neger gar nicht wieder. Aber nach gethaner Arbeit zieht er ins Dorf zurück, und das Faullenzen tritt abermals in seine Rechte ein.

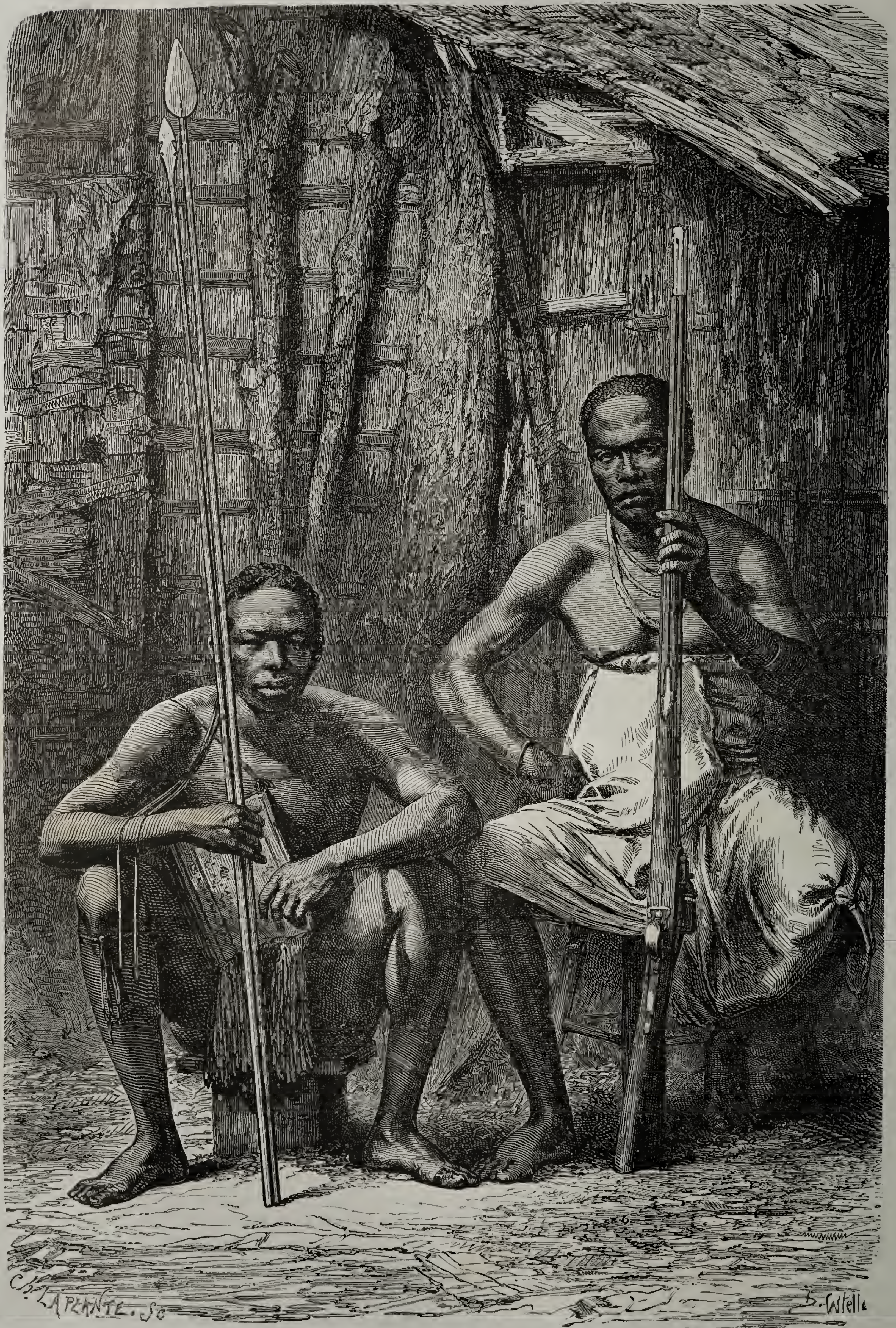
Bananen und Maniok scheinen am Gabon ursprünglich zu sein; allerdings trifft man die ersteren nirgends wild, sondern nur an Stellen, an welchen einmal Anbau stattgefunden hat. Sie kommen in 19 Arten vor. Der Maniok ist der amerikanischen Art bei weitem vorzuziehen, denn er enthält nicht, wie dieser, giftige Bestandtheile. Zu diesen beiden Pflanzenspeisen kommen dann, für die tägliche Nahrung, noch getrocknete Fische.

An Oelpflanzen ist geradezu Ueberfluß, aber sie werden von den Schwarzen vernachlässigt. Wir wollen die einzelnen Arten hier nicht aufzählen und nur bemerken, daß die Oelpalme in der Gegend am Gabon nicht häufig vorkommt. Um die so werthvolle Erdnuß (Arachis) kümmert man sich nur wenig, weil ihre Gewinnung doch ein klein wenig Arbeit erfordert. Als Aphrodisiacum hat hier der Schwarze die Wurzel der Iboga (Taberna ventricosa, aus der Familie der Apocyneen), ein Reizmittel, das vielleicht in gewisser Beziehung den Kaffee ersetzen könnte. Die Neger nehmen davon, wenn sie lange Wasserfahrten machen und den Schlaf abhalten wollen. Ein Gleiches geschieht mit einigen Arten von Sterculien, z. B. der rothen Orende, sodann mit der Ombene; letztere ist die Sterculia acuminata, welche als Kola- oder Guru-Nuß auch im Sudan einen sehr gesuchten Handelsartikel bildet.

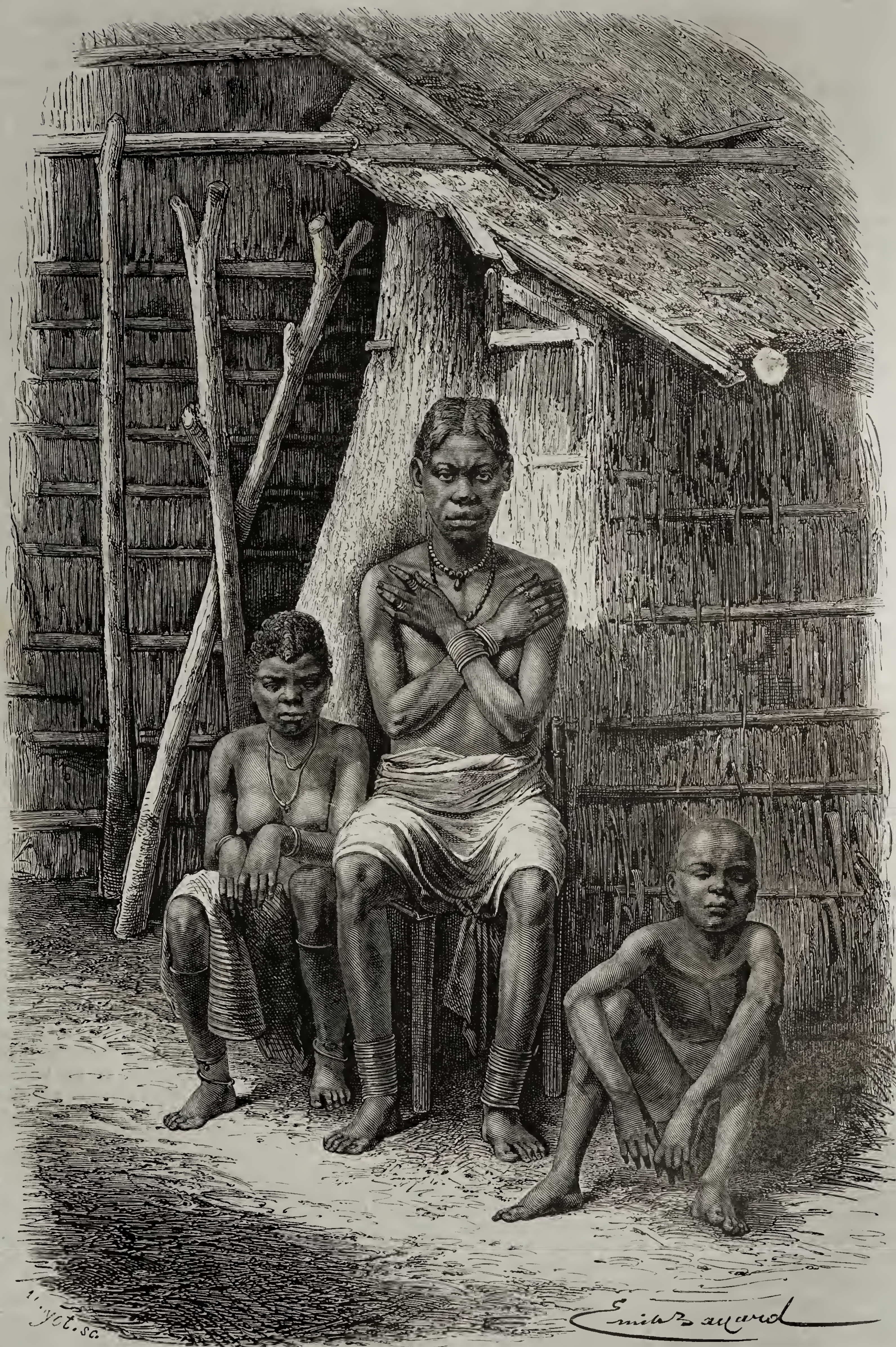
Die Wälder bieten eine unglaubliche Mannigfaltigkeit des üppigsten Pflanzenwuchses dar, und der Europäer, welcher sie zum ersten Male betritt, ist vor Allem erstaunt über die Unzahl von Schlingpflanzen, welche an den riesigen Waldbäumen emporklettern und, in Gewinden von einem zum andern reichend, ein wundersames Gewirre bilden. Unter denselben enthalten einige, z. B. die Ineeh, ein sehr starkes Gift; manche geben Kautschuk und, wie der



Der Elfenbeinhändler Nassengo und dessen Familie. (Nach einer Photographie.)



Krieger der Bakalais. (Nach einer Photographie.)



Bakalaïfrau und Kinder. (Nach einer Photographie.)

Ndambo, zugleich schmackhafte Früchte. Auffallend erscheinen besonders der Ogina gina, welcher Gummi guttä liefert, der Okume oder Lichterbaum, aus welchem hellbrennendes Harz in großer Menge hervorquillt, und aus dessen Stamme große Kähne verfertigt werden. Merkwürdig ist auch der Owountschua, ein Ficus, von welchem wir eine Abbildung mittheilen.

Wir geben noch einige Bemerkungen über die Völker am Gabon. Hier an diesem Aestuarium wurde dem weitern Vordringen der Buluś oder Schekianis Halt geboten. Sie sind einst mächtig gewesen (natürlich nach afrikanischen Begriffen und Verhältnissen) und werden von den Mpongue noch jetzt gefürchtet, daneben aber auch verachtet. Denn sie, die mit den Europäern direkt verkehren, sind darauf stolz, und der Bulu, der Mann der Wälder, gilt ihnen für einen Wilden, mit dem sie nicht gern etwas zu thun haben, und aus dessen Stamm sie nur dann ein Weib nehmen, wenn gerade einmal großer Profit dabei ist.

Der Bulu ist schwärzer als der Mpongue, seine Haut fühlt sich erdig und rauh an, seine Kinnbacken treten weiter hervor, und aus seinen Gesichtszügen spricht sehr oft eine große Stupidität, mit einem Wort: er ist äußerst häßlich. Er liebt das Umherschwärmen, hat nur wenig Hausrath, kümmert sich um das Bestellen des Feldes nicht viel und kann ohne Beschwerden den Ort wechseln; er ist Landstreicher und Dieb und wohnt in kleinen Hütten, die höchst unbequem und so unsauber sind, wie der Inhaber selbst. Der Mpongue hat doch ein klein wenig Ackerbau und das Meer liefert ihm Fische; trotzdem hat er manchmal Mangel; der noch trägere Bulu hilft sich mit dem, was der Wald ihm gibt. Griffon du Bellay erzählt, daß der Bulu Speiseöl dadurch gewinnt, daß er in einen Kochkessel Massen einer schwarzköpfigen Ameise wirft; sie hat einen bläulichen Leib und aus ihr kocht man ein Oel, das schön klar und opalgelb ist, auch gar nicht unangenehm schmeckt. Unser Gewährsmann hat dasselbe gekostet, aber bevor er wußte, welche Beschaffenheit es mit der Sache hatte.

An die vereinsamt in tiefen Wäldern umherstreifenden Bulus knüpft sich für die anderen Schwarzen etwas Geheimnißvolles. Sie sind Aerzte und Zauberer und große Fetischmänner.

Die Bakalaïs (Bakele) oder Akalaïs wohnen an den Ufern der Flüsse, hinter den Bulus; die Fahrt zu ihnen ist unangenehm, weil man von den Faktoreien aus zunächst die breite Zone alluvialen Schlammes passiren muß, die Region, wo salziges und süßes Wasser sich miteinander mischen. Dort wächst weit und breit nur Mangrovegebüsch; es bildet mit seinen Millionen Wurzeln, die zur Ebbezeit bloß liegen, an den Flüssen undurchdringliche graugrüne Wälle oder Mauern von trostloser Einförmigkeit, und man sieht dort kaum einen Vogel; nur dann und wann schreit ein Papagey, oder ein Tauchervogel holt einen Fisch aus dem Wasser. Die Natur scheint zu stagniren und das Klima ist geradezu mörderisch, außer für Krabben und sonstiges Ungethier. Sobald Ebbe eintritt, entwickelt sich Schwefelwasserstoffgas in großer Menge aus diesem faulen Schlamme, quillt wie Seifenblasen empor und entwickelt einen pestilentialischen Gestank. Während der Nacht ist die fiebergeschwängerte Luft naßkalt und durchschauert den Menschen, indeß gleichzeitig Millionen Mücken schwärmen und Blut saugen. Hier wird selbst der schwarze Eingeborne eine Beute des Fiebers.

Weiter landeinwärts gewinnt die Gegend einen andern Anblick und der Horizont erweitert sich. Der Agirigi (Avicennia tomentosa) bildet gleichsam einen Uebergang von dem Mangrove zur gewöhnlichen Vegetation. Gleich nachher treten die Enimbas auf; diese großen Palmbäume haben eine sehr trockene, eine geringe Quantität Oels enthaltende Frucht; aus ihr bauen sich die Bakalaïs ihre Hütten, denn die Zweige der Enimba sind zwischen 15 bis 20 Fuß lang, dick, schmal, auf einer Seite glatt, ganz gerade, und so hat der Bakalaï die schönsten Bretter, welche ihm die Natur ohne Weiteres schenkt; er braucht nur die Blätter abzupflücken, und diese bilden dann ein vortreffliches Dach!

Vom Bau einer Hütte kann eigentlich gar keine Rede sein; denn bei dem Aufschlagen derselben bedarf man weder eines Nagels noch eines Hammers, sondern man befestigt ein Stück an das andere vermittelst einer langen Schlingpflanze, des Ojono. Der Reisende trifft die ersten Dörfer der Bakalaïs in der Gegend dieser Enimbas. Die Blattbretter derselben, etwas Ebenholz und Sandelholz sind die einzigen Handelsartikel und werden an die Gabonesen verkauft. Die Bakalaïs sind an Zahl schwach, gleichsam die Vorhut eines am weitern Vordringen gehinderten Stammes, der am Ogowaï wohnt. Gegenwärtig weichen sie zurück, weil die Pahuins (Fans) sich zwischenein drängen. Sie sind eben so unschön wie die Bulus, eben solche Vagabunden und Diebe, aber nicht ganz so faul, denn sie flechten sehr hübsche Matten.

Für einen Jäger bieten die Wälder dieser Region keine erhebliche Ausbeute. Man findet sechs Arten von Antilopen, von der kleinen und äußerst zierlichen, die nicht größer als ein Hase ist, bis zu der weißgestreiften Bango, welche die Größe eines Damhirsches erreicht. Auf den Hügeln im Hintergrunde des großen Gabon-Aestuariums läßt sich zuweilen der Niare blicken, der wilde Büffel, und manchmal auch der Eber mit weißer Stirn, von welchem du Bellay ein gezähmtes Exemplar gesehen hat. Der mit Warzen besetzte Rüssel, die mit langen Borsten umgebenen Augen, die langen Ohren, an deren Spitze ein langer Haarbüschel hängt, das Alles gibt diesem Thier ein seltsames Aussehen. Dazu kommen ein Faulthier (Perodicticus Poto), das im Land Ekanda heißt, und der Yuko, ein nächtliches Kletterthier; diese sind aber sehr schwer zu bekommen und in den europäischen Sammlungen selten. Ferner: Pangoline, Zibeththier, eine Ratte, Ameisenlöwe, Affen, Panther und noch einige andere. Elephant und Gorilla findet man jetzt nur in den entlegenen Wäldern der Pahuins; der Panther ist nicht häufig und greift nur selten Menschen an, obwohl er ihnen nachschleicht. Die vielen Schlangen sind alle giftig mit Ausnahme der großen Boa Python. Sie kommen zu den Hütten, um Geflügel zu erschnappen, und klettern den Ratten bis in die Dächer nach. Am bemerkenswerthesten ist die Echidna gabonica, eine große Viper mit kurzen Hörnern und ohne Schwanz; sie wird mehr als 6 Fuß lang, ihre prächtigen Schuppen bilden große, zierlich gestellte Rauten.

Eine wahre Landplage sind die Ameisen. Einige sind winzig klein und können sich in die feinsten Spalten eines Tisches verkriechen, andere sind groß, und die rothe Art wird selbst den Thieren des Waldes gefährlich. Man zählt etwa 20 verschiedene Arten. Manche derselben treiben sich in den Häusern, in den Hütten und auf Schiffen umher und werden insofern nicht ungern gesehen, weil sie viele Unreinlichkeiten vertilgen. Andere sind nicht blos lästig. In den Wäldern findet man eine große Art, von blonder Farbe, welche ihr Nest auf Bäumen bereitet, indem sie die Endblätter der Zweige, unter großen Anstrengungen,

durch ihr Gespinnst aneinander befestigt und daraus lange Taschen bildet. Solcher Nester findet man zu tausenden. Diese Thiere sind ungemein tapfer. Die große rothe Ameise wandert in förmlichen Heersäulen ganz regelmäßig. Ein Theil bildet zwei geschlossene Reihen und zwar so, daß diese Ameisen sich eine an die andere befestigen. Wenn man mit einem Stecken unter die Colonne fährt, kann man allemal einen ganzen Klumpen aufheben, so fest halten sie oder Nachzügler ein und bieten jedem Angreifer Trotz. Aber schwerlich wird Mensch oder Thier sich an sie wagen; sie sind mit Recht gefürchtet.

Auch in Bezug auf die Ameisen hat der Neger seinen Aberglauben. Du Bellay ging mit einem Häuptling im Walde, als eben eine Schaar Wanderameisen vorüber zog; der Schwarze blieb stehen, brach ein Blatt vom nächsten Baume, legte dasselbe bedächtig hin und trat zur Seite.



Der Owountschuabaum im Lande der Bakalaïs. (Nach einer Photographie.)

zusammen. Die Armee bildet zwei lange geschlossene Mauern; in dem Raume zwischen beiden wimmelt es dann von anderen, welche alle Futter oder Larven tragen. Inmitten dieser Arbeiterinnen gehen in allen Richtungen Männchen umher, Thiere mit dicken Köpfen, die keine Last tragen, sondern als Offiziere das Ganze in Ordnung halten, mit ihren mächtigen Zangen Polizei üben und für die Sicherheit aller Sorge tragen. Außerhalb der lebendigen Mauer gehen sie auf Kundschaft aus, bringen Flüchtlinge Auf die Frage, weshalb er das gethan, antwortete er: „Meine Frau ist der Niederkunft nahe, und nun wird ihr während derselben kein Unfall zustoßen.“ Als der Europäer darüber lächelte, wurde der Afrikaner empfindlich und sagte: „Ihr Weißen braucht euch freilich vor den Ameisen nicht zu fürchten, denn ihr bringt eure Frauen nicht mit in unser Land.“

Manchmal fällt eine Armee über eine Hütte her und vertilgt Alles, was lebendig ist: Kakerlaken, Skorpione,

Hundertfüße, Ungeziefer jeder Art. Wunderbar schnell macht sie reine Tafel, läßt aber alle Vegetabilien unberührt. Der Ameisen grimmigster Feind ist die Termite, und das ist ein Glück; denn wenn beide gemeinschaftliche Sache gegen ein Dorf machten, dann bliebe rein gar nichts übrig. Unter den verschiedenen Termiten richten einige große Verheerungen an; bekannt ist, daß manche große Hügel aufbauen, gegen welche, verhältnißmäßig genommen, die Pyramiden Aegyptens doch als sehr winzige Machwerke erscheinen. Eine Art baut in Baumzweigen große kugelrunde Nester aus Holz und Erde, und eine andere errichtet auf dem platten Boden anderthalb Fuß hohe Cylinder, die alle ein ausgezacktes Kapitäl haben. Diese Termitenwalze sieht aus wie ein gewaltiger Champignon und hat im Innern eine große Menge von Zellen.

In einem folgenden Aufsatze wollen wir die menschenfressenden Pahuins schildern, welche ohne alle Frage unter den Völkern am Gabon das interessanteste sind.

Die brasilianische Provinz Gran-Para.

Von **Karl von Koseritz.**

Für die Zukunft des südamerikanischen Kaiserreichs, sowie für den Welthandel ist die unendlich reiche, im Stromgebiet des Amazonas gelegene Provinz Gran-Para von äußerster Wichtigkeit, und da wir jüngst im Berichte des Präsidenten Couto Magelhaens sehr wichtige Angaben über dieselbe gefunden haben, wird es für die Leser dieser Blätter von Interesse sein, eine Beschreibung jener Gegend zu erhalten, welche durch die Eröffnung des Amazonenstromes für die Flaggen aller Völker von großer Wichtigkeit für Handel und Schifffahrt werden muß.

Die Provinz Para, welche früher zu dem Staate von Maranhao gehörte, zählt gegenwärtig etwa 300,000 Einwohner; sie importirt für 3 Millionen Dollars und exportirt für 3½ Million. Der Ackerbau ist noch weit zurück; ein Pflanzer, der in den Vereinigten Staaten oder in Cuba 300 oder 350 Arroben (32 Pfund die Arrobe) erzielt, erzeugt in Para nur 100 Arroben. Auch die Bevölkerung von Gran-Para ist am meisten zurück, da sie vor der Hand noch keines der Bedürfnisse fühlt, welche einem civilisirten Menschen fast unentbehrlich sind. Man trifft in Para auf zahllose Familien, in deren Hütten nichts vorgefunden wird als Canös, Hunde, Messer, Angelhaken und einiges Zeug. Die Menschen leben fast ohne Arbeit, denn die Natur dieser zauberischen Gegend ist so unendlich reich, daß ihre Bewohner nur die wilden Früchte zu sammeln, die Thiere des Waldes zu jagen und in den Strömen zu fischen brauchen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen; sie haben nichts nöthig, als das, was ihnen die Natur bietet; deshalb auch ist von Ackerbau und Industrie gar keine Rede. Dieser sehr vorweltliche Zustand ist ohne Zweifel dem absoluten Mangel an Kenntnissen und Unterricht zuzuschreiben, denn nur civilisirte Völker haben Bedürfnisse, welche über das hinaus gehen, was ihnen die Natur bietet. Der Mangel an Kenntnissen, Civilisation und Volksunterricht ist in Para unglaublich; bei der Lebensweise der Bevölkerung, die nicht einmal Bedürfnisse kennt und sechs Monate im Urwalde zubringt, während sie die anderen sechs auf der Bärenhaut liegt, ist natürlich von Volksunterricht keine Rede; wild wie die Rothhäute wachsen die Kinder auf, und es ist ohne Zweifel die wichtigste Aufgabe der brasilianischen Regierung, den Zustand der Provinz zu heben, indem sie durch den Volksunterricht der Civilisation die Bahn bricht.

Wie oben erwähnt, beschränkt sich der Bewohner des Innern von Para auf die Gewinnung natürlicher Produkte und pflanzt nur so viel, wie zu seinem Familienunterhalte durchaus nöthig ist. Deshalb ist auch der Ackerbau noch in kindlichen Anfängen und der Gebrauch der einfachsten Geräthschaften, z. B. des Pfluges und der Egge rc. noch ganz unbekannt.

Der Präsident, Couto Magelhaens, ist der Meinung, daß die Regierung darauf hinarbeiten müsse, daß die Bewohner des Innern, nachdem sie die sechs Sommermonate im Walde und an den Flüssen zugebracht haben, sich in der andern Hälfte des Jahres dem Ackerbau, überhaupt der Thätigkeit widmen und ihre Kinder in die Schule schicken sollen.

Die Hauptbeschäftigung der Bewohner des Innern besteht in dem Einsammeln des Kautschuk (seringa); zwei Drittel der Bevölkerung sind Seringueiros. Da nun die Entfernung von den Märkten und der widersinnige Umstand, daß ein hoher Zoll auf den Verbrauch des Kautschuk gelegt ist, diese Industrie hemmen, so fallen die Seringueiros gewöhnlich kühnen Schmugglern in die Hände, welche ihnen ihre Waare für den zehnten Theil des Werthes abnehmen. Der neue Präsident Couto Magelhaens schlägt deshalb vor, den Zoll zu erniedrigen und energische Maßregeln gegen die Contrebandisten zu ergreifen.

Von Bedeutung ist die sehr starke indianische Bevölkerung, welche theilweise im Urzustande in den Wäldern, theilweise in „Aldêas" (Niederlassungen) wohnt, doch hat die Organisation und Verwaltung dieser Aldêas so viele Mängel und Uebelstände, daß Para nicht den hundertsten Theil des Nutzens aus seinen Indianern zieht, den es haben könnte, wenn dieselben auf vernünftige Weise verwendet würden; unter den jetzigen Verhältnissen ziehen gewöhnlich nur die Direktoren der Niederlassungen Vortheil aus denselben, indem sie ausschließlich mit den Indianern handeln und deren Produkte monopolisiren. Diesem Uebelstande will man jetzt abhelfen, indem man die Indianer unbehindert in ihren Wäldern leben läßt und ihnen keine Zwangsverordnungen aufdringt, unter deren Drucke sie nur leiden können, ohne Vortheile daraus zu ziehen. Andererseits wird die Regierung ihnen Märkte eröffnen und den Verkehr der Käufer mit ihnen überwachen, damit der Indianer nicht mehr wie bisher geschunden und betrogen werde.

Der Ackerbau der Provinz leidet hauptsächlich unter dem Umstande, daß nur der große Landbesitzer sich demselben widmet, während der kleine nur das zum Haus-

halt Allernothwendigste pflanzt. Da der große Landbesitzer sich der Kultur von Exportartikeln, wie Zucker, Kaffee, Baumwolle rc. widmet, so kommt es, daß alle Lebensmittel in Para einen unglaublich hohen Preis haben, und dieses Verhältniß wird nicht anders werden, bis der ärmere Theil der Bevölkerung, wie oben bereits angedeutet, einen Theil des Jahres auf die Kultur von Brotfrüchten rc. verwendet. Das wäre leicht, da die Einsammlung des Gummi, die Ernte des Cacao, der Castanha und die Bereitung von vegetabilischen Oelen nur in sechs Monaten des Jahres geschehen, während das Klima in den anderen sechs Monaten den Anbau von Cerealien und anderen zu den Nahrungsmitteln zählenden Produkten erlaubt.

Was nun die Verbindungswege der Provinz betrifft, so befinden sich dieselben in einem wahrhaft traurigen Zustande. Damit Para den Platz einnehmen könne, der ihm im Welthandel gebührt, muß es einen Arm nach Goyaz und Matto grosso, und den andern bis nach den Vereinigten Staaten ausstrecken. Die Verbindung mit den Provinzen Goyaz und Matto grosso, sowie mit Maranhao, kann nur dadurch hergestellt werden, daß der Tocantins und der Araguaya durch Hinwegräumen der in denselben befindlichen Riffe der Dampfschifffahrt zugänglich gemacht werden. Was nun die Verbindung Paras mit den Vereinigten Staaten betrifft, so schlägt der Präsident die Errichtung einer regelmäßigen Dampfschifffahrt zwischen der Hauptstadt Belem (die auch Para heißt) und Demerara vor, zu deren Unterhaltung die Regierung eine Unterstützung von 25,000 Dollar per Jahr geben wird. (Die Dampfschifffahrt zwischen Brasilien und Nordamerika ist gesichert.)

Die finanzielle Lage der Provinz ist gut zu nennen, da aber die Einnahmen fast ausschließlich aus dem Zoll auf Kautschuk herrühren, dessen Preis den Schwankungen des Marktes unterworfen ist, so kann diese günstige Lage sich ändern.

In der ganzen Provinz zählt man gegenwärtig nur 92 öffentliche Elementarschulen, von denen 66 für Knaben und 26 für Mädchen bestimmt sind; 75 dieser Schulen wurden im Jahre 1864 von 3582 Schülern besucht, nämlich von 2908 Knaben und 674 Mädchen. An höheren Bildungsanstalten sind nur 3 vorhanden und zwar nur für Knaben. Das „Collegio Paraense" in Belem erhält von der Regierung einigen Zuschuß; im Jahre 1864 zählte dasselbe 108 Schüler. Die Unterrichtsgegenstände sind Lateinisch, Französisch, Englisch, Geschichte, Geographie, Mathematik, Buchführung, allgemeine Grammatik, Philosophie, Rhetorik, Zeichnen und Musik. Privatschulen für Elementarunterricht existiren in Belem 35; sie sollen ziemlich stark besucht sein. Außerdem hat die Provinz noch eine Ackerbauschule, mit der eine Art von Musterfarm in Verbindung steht; dieselbe zählt 24 Schüler, welche dort praktisch unterrichtet, gekleidet und ernährt werden.

Gefängnisse, welche diesen Namen verdienen, besitzt die Provinz nur in Belem und Santarem, doch werden derartige Einrichtungen für manche andere Punkte des Innern projektirt. Das öffentliche Hospital von Belem ist wichtig, denn im Jahre 1864 wurden 435 Kranke gratis behandelt und verpflegt.

Wenn wir nun zum Handel übergehen, so finden wir, daß die Provinz im Jahre 1864 Waaren im Werthe von 3,518,236 Dollars eingeführt und Produkte im Werthe von 3,430,433 Dollars ausgeführt hat. Es liefen ein 138 und aus 132 Schiffe von und nach überseeischen (fremden) Häfen. Die eingelaufenen fremden Schiffe gehörten folgenden Flaggen an: 68 Engländer, 23 Franzosen, 26 Portugiesen, 3 Schweden, 4 Pernaner, 1 Hamburger, 6 Brasilianer, 1 Spanier, 4 Dänen, 1 Hannoveraner und 1 Amerikaner; die ausgelaufenen waren folgende: 64 Engländer, 23 Franzosen, 23 Portugiesen, 3 Schweden, 4 Pernaner, 1 Hamburger, 6 Brasilianer, 1 Spanier, 4 Dänen, 1 Hannoveraner und 2 Amerikaner. Zwischen Para und den verschiedenen Häfen des Kaiserreiches fuhren 57 Schiffe unter brasilianischer Flagge. Die Ausfuhr beschränkt sich auf folgende Produkte: Gummi aller Sorten, Cacao, Baumwolle, Reis, Zucker, Fischleim, Sassaparille, Kastanien, Piassava, getrocknete und gesalzene Felle, Copahybaöl, Urucu und Rehfelle. Die Kultur der Baumwolle ist bedeutend gestiegen, und im Jahre 1864 exportirte die Provinz bereits 5586 Arroben (zu 32 Pfund), im Werthe von 53,757 Dollars.

In Para existiren zwei Bankgeschäfte, nämlich eine Filiale der brasilianischen Landesbank und eine andere der Bank Maua Mac Gregor & Cie., welche Geld zu 9 Proc. gaben, während früher stets 12 Proc. gezahlt wurden. Die wichtigste Anstalt der Provinz ist jedoch die „Schifffahrts=Compagnie des Amazonas", welche 8 Dampfschiffe hat und eine regelmäßige Fahrt zwischen Belem und Manaos (d. h. Para und Barra de Rio Negro), Manaos und Tabatinga, Belem und Cameta, Belem und Souza, Belem und Chaves und von Belem zum Arary unterhält. Ehemals machten die Dampfschiffe Reisen bis zum Huallaga, auf dem sie manchmal noch bis Laguna und Purinaguas hinaufgingen, so daß sie eine Strecke von 761 brasilianischen Meilen (zu 18 auf den Grad) durchliefen. Leider hat das jetzt aufgehört, weil der auf diese Fahrten bezügliche Vertrag mit Peru abgelaufen ist. Daß nun die bevorstehende Eröffnung des Amazonas für alle Flaggen ein ungemeiner Hebel für die Entwicklung dieser unendlich reichen Provinz sein wird, unterliegt keinem Zweifel.

Wie aus diesen Angaben hervorgeht, befindet sich Para fast noch im Urzustande, und erst die Freiheit der Schifffahrt auf dem Amazonenstrom kann den unbegrenzten Produktenreichthum der Provinz zu seiner vollen Geltung bringen. Wenn einst Schiffe aller Flaggen sich auf dem Stromriesen kreuzen, und der Tocantins und der Araguaya bis nach Goyaz und Matto Grosso schiffbar sind, dann wird keine Gegend Brasiliens so wichtig sein, wie Gran=Para. Aber sie wird nie zu einem Zielpunkte der Auswanderung werden, da ihr heißes Klima die Einwanderung fast unmöglich macht. Aber sie kann dennoch durch ihre eigene Bevölkerung noch mächtig genug werden, sobald die Civilisation dort weiter vorgedrungen ist und sobald man die zahlreichen Indianerstämme durch eine verständige Behandlung einigermaßen nützlich zu verwenden weiß.

Der Golfstrom und seine Bedeutung für den Verkehr und die klimatische Ausgleichung.

Von Dr. H. Birnbaum.

II.

Wir wollen den Einfluß dieses merkwürdigen Oceanstroms auf die Schifffahrt, den Handel und überhaupt den Verkehr zwischen Europa und Nordamerika nachweisen. In den Zeiten, da man diese Strömung mehr fürchtete als kannte, dieselbe nicht sorgfältig genug umging, auch nicht verständig genug benutzte, war die Seefahrt auf der nördlichen Hälfte des Atlantischen Oceans nicht blos eine verhältnißmäßig beschränkte. Ganz besonders fürchtete man die Winterfahrten, die geschicktesten Kapitäne verloren oft allen Halt zu einer genauen Längenbestimmung, und es fehlte nicht an Beispielen, daß ihre Feststellung um 8 bis 10 Grad falsch ausfiel, und daß sie zwei volle Monate länger zur Ueberfahrt gebrauchten, als die Durchschnittszeit erwarten ließ. Der Verlust an Schiffen, an Menschenleben und Gütern war auf dieser Tour entsetzlich; Maury behauptet, daß man noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf täglich drei Schiffbrüche rechnen konnte.

Man suchte den Grund in den unvollkommenen Instrumenten und in den unzuverlässigen Methoden der Ortsbestimmung; an den Golfstrom und an eine Beherrschung und Benutzung dieses verborgenen Oceanfürsten dachte noch Niemand. Die besten Seefahrer waren zufrieden, wenn sie auf einer Reise von London nach Boston zunächst die Küste von Neuyork in Sicht bekamen. Ihre Chronometer leisteten wenig Hülfe, und selbst die astronomisch berechneten Schiffsephemeriden, welche sie mit auf die Reise nahmen, enthielten grobe Fehler; das Fernrohr ließ noch viel zu wünschen übrig, die Gesetze der atmosphärischen Strahlenbrechung kannte man wohl, aber es fehlte ihnen noch der praktische Zuschnitt zum Gebrauch auf der See; der alte Jakobsstab, der Quadrant, der Seering und alle anderen Winkelmeßapparate ergaben unverläßliche Resultate; der Hadley'sche Spiegelsextant war allerdings schon erfunden, aber noch wenig in wirklichem Gebrauche.

Eine Parlamentsakte von 1714 setzte einen Preis von 20,000 Pfund Sterling aus für bewährte Hülfsmittel zum Bestimmen der geographischen Länge auf offener See. Man legte die Entscheidung in die Hand unparteiischer Sachverständiger und ließ nicht blos die Zeit der Bewerbung offen, sondern gestattete auch ohne Ausnahme allen Nationen gleiche Rechte zur Mitbewerbung. Für das Mittel, durch welches zur See die Längenbestimmung bis zu einem halben Grade durchzuführen sei, sollte der ganze Preis zuerkannt werden, für ⅔ Grad Genauigkeit wollte man 15,000 Pfund, und selbst für 1 Grad Genauigkeit noch 10,000 Pfund geben; ja es war dem Urtheil der Commission überlassen, nach ihrem freien Ermessen auch noch weniger glückliche Bemühungen nach Verdienst zu belohnen. Diesem Beispiele folgten auch die Franzosen. Sie schrieben einen ähnlichen Preis für denselben Zweck aus.

Der Erste, welcher in dieser Hinsicht etwas Namhaftes leistete, war John Harrison, ein schlichter, aber denkender Zimmermann. Er verfertigte eine Schiffsuhr, welche von der Commission zwar öffentlich belobt wurde, aber doch noch nicht derart war, daß ein Preis dafür festgestellt werden konnte. Was indeß dem Vater zu erreichen noch nicht möglich war, das gelang dem Sohne, William Harrison, der gerade zu diesem Zwecke von Jugend auf sich der Uhrmacherkunst gewidmet hatte. Mit der von ihm zu Stande gebrachten Uhr reiste er 1761 nach Jamaica hin und zurück, und sie gab die Längenbestimmung kaum ½ Grad fehlerhaft; es war aber an ihr noch Allerlei auszusetzen. Er ward vorläufig mit 2500 Pfund belohnt. Im Jahr 1764 reiste er mit einer verbesserten Uhr nach Barbados und zurück, der Längenfehler betrug jetzt kaum noch 14 Minuten. Diesmal bekam er 10,000 Pfund und die Zusicherung für den ganzen Preis, wenn er noch zwei solcher Uhren von derselben Zuverlässigkeit anfertigen könne. Darin war er weniger glücklich, und mittlerweile erhielt er auch Concurrenten an Berthoud, Leroi, Arnold, Kendel u. A.

Johann Tobias Mayer in Göttingen hatte im Jahr 1760 seine weltberühmten Mondestafeln zu Stande gebracht; vermittelst derselben konnte die Längenbestimmung auf dem Meere viel genauer vorgenommen werden als früher. Die Vortrefflichkeit dieser Arbeit hatte Maskelyne, ein Mitglied der Commission, auf einer Reise nach St. Helena selbst erprobt; er trug deshalb darauf an, daß man diesen ausgezeichneten deutschen Gelehrten für seine meisterhafte Leistung würdig belohnen möge. Der Antrag wurde angenommen und ein Ehrenpreis von 5000 Pfund festgestellt. Mayer lebte aber nicht mehr; die Ehrengabe wurde der hinterlassenen Familie überreicht. — Auf diese Weise wurde die Seefahrtskunde rasch vervollkommnet, aber für die Fahrten zwischen England und seinen Colonien in Nordamerika blieb Vieles zu wünschen übrig. Die Sache beruhte hier nicht blos auf der Verbesserung der Uhren und anderer Hülfsmittel zur Ortsbestimmung; man brachte den Golfstrom noch nicht in Anschlag.

Es ist bekannt, daß die englischen Colonien Amerika's von der Regierung des Mutterlandes sehr verkehrt behandelt wurden; sie empörten sich und fielen ab. Die Unzufriedenheit wuchs am rascheften unter dem häufigen Ministerwechsel des schwachen Georg III., welcher 1760 den englischen Thron bestiegen hatte. In Amerika vereinigten sich mehre Colonien zum Beschicken eines Congresses von Bevollmächtigten. Benjamin Franklin vertrat die Interessen Pennsylvaniens so beredt und zur Zufriedenheit der ganzen Versammlung, daß man ihn zum Gesandten nach London wählte, damit die Beschwerden mit Klarheit und Nachdruck vor den königlichen Thron gebracht würden. So kam es denn, daß Franklin seit 1764 zu wiederholten Malen zur Durchführung wichtiger Staatsgeschäfte in London war. Im Jahre 1770 hatte das Zollamt zu Boston ein Memorial an die Lords der londoner Schatzkammer gerichtet, worin bemerkt wurde, daß man es unerklärlich fände, warum die königlichen Packetboote zur Reise von Falmouth nach Boston fast

immer 14 Tage länger unterwegs wären, als die amerikanischen Kauffahrer von London nach Providence auf Rhode-Island; falls darin weiter keine Aenderung möglich sein solle, erlaube man sich den Vorschlag, daß es den Packetbooten zur Pflicht gemacht werde, ihre Route ebenfalls nach Providence zu nehmen; denn für den Handel sei ein solcher Zeitgewinn von der größten Wichtigkeit. Die Herren der Schatzkammer konnten den erklärenden Grund für dieses Paradoxon nicht auffinden. Sie wandten sich daher an Franklin, aber auch diesem war die Sache ein unlösbares Räthsel. Der Weg von London bis Providence sei um die Strecke von London bis Falmouth länger als der andere von Falmouth bis Boston; wenn also dennoch jener in kürzerer Zeit zurückgelegt würde, als dieser, so könne die Ursache wohl nur in der verschiedenen Art der Durchführung, in der bessern Kenntniß und Berücksichtigung der Luft- und Wasserströmung zu suchen sein; in dieser Hinsicht sei es rathsam, bei den Kapitänen der Kauffahrteischiffe die sorgfältigsten Erkundigungen einzuziehen.

Der Gegenstand interessirte ihn sehr, und er suchte durch wiederholte Nachfrage bei tüchtigen Seefahrern sich Aufklärung zu verschaffen. Eines Tages kam er auch mit dem Kapitän Folger, einem Walfischfahrer, auf dies Kapitel zu sprechen und war erstaunt zu hören, daß dieser in der Sache gar nichts Räthselhaftes finde. „Die Hauptursache", sagt dieser Seemann, „liegt in dem allbekannten Hochmuth der Lenker der königlichen Fahrzeuge; sie verschmähen es, sich von uns belehren zu lassen. So existirt z. B. für diese Herrn der Golfstrom nur an der Küste Amerika's; daß derselbe sein Regiment auch noch weiter, durch das ganze Atlantische Meer fortsetze, ist ihnen unbekannt, oder sie sind eigensinnig genug, dies zu ignoriren. Wenn sie auf ihrer Reise in diesen Strom gerathen, kann es recht gut kommen, daß sie täglich um 12 bis 15 geogr. Meilen zurückgetrieben werden, ohne nur einmal eine Ahnung davon zu haben, denn obgleich ihnen das Logmaß ein tägliches Vorwärtsschreiten von 20 bis 30 solcher Meilen angibt, sind sie in der Wirklichkeit doch immer nur um die Hälfte weiter gekommen; das gesammte Wasser, auf dem sie fahren und messen, behält nicht, wie es den Anschein hat, den festen Ort, sondern es bewegt sich gegen Osten. Dies wissen die Herren nicht, oder wollen es nicht wissen. Uns praktischen Leuten ist das aber durch unsere erfahrenen alten Lehrmeister und durch eigene Wahrnehmung bekannt; wir vermeiden bei der Auffahrt den Golfstrom eben so sorgfältig, wie wir ihn bei der Niederfahrt eifrig benutzen."

Das war für Franklin ein wichtiger Fingerzeig, den er rasch benutzte. Folger wurde veranlaßt, den Weg des Golfstroms durch den Atlantischen Ocean näher anzugeben; er verstand sich dazu, eine Zeichnung aus dem Gedächtnisse zu entwerfen, und es ist zu bewundern, wie dies rohe Bild mit der Wirklichkeit schon so genau übereinstimmte, daß es später zur Grundlage aller genaueren Ausmessungen dienen konnte. Franklin ließ diese merkwürdige Folger'sche Seekarte auf Tower-Hill in London stechen und übersandte davon mehre Exemplare nach Falmouth, damit die Führer der Packetboote sie benutzen möchten; dort zeigte sich aber wieder der von Folger schon scharf gerügte Hochmuth. Man nahm davon gar keine Notiz, und dies um so weniger, als die Sache von Franklin warm empfohlen wurde, der jetzt anfing, in England sehr mißliebig zu werden; man hatte ihm im Jahre 1773 sogar das königliche Amt eines Oberpostaufsehers von Pennsylvanien genommen, weil er eifriger, als man wünschte, die Interessen seiner Landsleute verfochten hatte.

Franklin kehrte nach Amerika zurück, verarbeitete mit Hülfe sachverständiger Landsleute den Folger'schen Entwurf zu einer Seekarte noch genauer und sorgte dafür, daß dieselbe zunächst nur für die Amerikaner von Nutzen sei. Der bald darauf ausbrechende Krieg mit England machte ohnehin ein Verschweigen dieses Geheimnisses zu einer politischen Nothwendigkeit. So kam es, daß diese Seekarte für England bis zum Jahre 1790 so gut wie gar nicht existirte. Erst jetzt, nachdem der Frieden schon acht Jahre abgeschlossen war, hielt man es für beide Parteien gerathen, das Geheimniß zu veröffentlichen, und es ist bekannt genug, wie segensreich dies für den gegenseitigen Verkehr geworden ist.

Bei der Bearbeitung der atlantischen Seekarten, welche unter Berücksichtigung des Golfstroms den Schiffen für die Ueberfahrt nach Europa und zurück eine eben so große Zeitersparung als Sicherstellung vor Unglück bringen sollten, kam Benjamin Franklin noch auf einen wichtigen zweiten Punkt, welcher der Beachtung fast noch mehr als der soeben besprochene erste verdient. Der Golfstrom besitzt nicht bloß eine größere Geschwindigkeit als das angrenzende Meer, sondern auch eine merklich höhere Temperatur. Dies wollte Franklin benutzen, damit die Seefahrer durch bloße Thermometermessungen sich von der Gegenwart des Golfstroms überzeugen konnten, zugleich aber auch ein Mittel erhielten, eine ungefähre Ortsbestimmung darnach vornehmen zu können. Vor 1790, wo den europäischen Seefahrern noch beide Eigenschaften des Golfstroms unbekannt waren, gab es für sie kaum einen Winterverkehr mit den nördlichen Hafenplätzen Amerika's. Nordweststürme und Kälte brachten manche Fahrzeuge und ihre Mannschaften in die Gefahr des Untergangs. Viele mußten in südlichen Häfen überwintern, weil sie es für unmöglich fanden, in den nördlicheren sicher einzufahren, und manche andere sind bei diesem Versuche gescheitert. Franklin selbst bemerkt in seiner damals von ihm herausgegebenen „Pennsylvanischen Zeitung": „daß es bei Schiffen, deren Kurs nach den Vorgebirgen Delaware's ging, im Winter nicht selten vorkam, daß sie von dem Sturme bis nach Westindien verschlagen wurden und dort des Frühjahrs harrten, um erst dann den Versuch von Neuem zu wagen, sich der bezeichneten Küste zu nähern."

Die Sache ist jetzt eine ganz andere geworden. Seitdem man den Golfstrom genau kennt, suchen die von den Weststürmen und von der Kälte überfallenen Fahrzeuge jedesmal in seinem warmen Bette eine Zufluchtsstätte; man bringt sie darin „zum Stehen", wie der Seemann sich ausdrückt, sucht die Glieder der Mannschaft durch die warme Frühlingsluft, welche beständig über dem Strome lagert, zu erquicken und neu zu stärken, und wartet ganz in der Nähe einen günstigern Moment zum Landen ab. Man weiß schon aus Erfahrung, daß dort das Wetter rasch wechselt, und im Fall dies auch nicht einträfe, hat doch eine solche Einkehr in das behaglich durchwärmte Golfshaus jedesmal die Wirkung auf die Matrosen, daß sie sich wie neugestärkt gern in die Kälte wagen. Besonders hilft dabei das Baden in dem stets warmen Strome.

Auf diese nach dem Thermometer regierte Seefahrt machte besonders Jonathan Williams in einer von ihm 1799 herausgegebenen Schrift aufmerksam. Wir lernen den Werth derselben am besten aus einem Schreiben des Commodore Truxton kennen: „Ihre Schrift wird der Schifffahrt von Nutzen sein, indem sie die Seereisen

noch weit sicherer macht, als dies bisher durch unmittelbare Ausrechnung zu ermöglichen war; denn ich habe, seitdem wir zusammen segelten, die Brauchbarkeit des Thermometers sehr oft bewährt gefunden. Es wird in den Händen solcher Seeleute, welche mit astronomischen Beobachtungen unbekannt sind, ein sehr werthvolles Instrument sein. Diese besonders haben eine einfache Methode, sich ihrer Annäherung an oder ihrer Entfernung von der Küste vorzüglich im Winter zu versichern, höchst nöthig; denn gerade dann zieht sich die Ueberfahrt oft in die Länge, die Schiffe werden durch starke Westwinde von der Küste weggetrieben und gerathen ohne ihr Wissen in den Golfstrom; deshalb suchen die Kapitäne in solchen Fällen ihr Schiff zum Stehen zu bringen, da sie sich der Küste nahe glauben, während sie in der That weit ab verschlagen sind. Andererseits werden die Schiffe oft an die Küste geworfen, indem sie in der Springflut des Stromes segeln, die den berechneten Kurs überschreiten läßt. Jedes Jahr führt uns neue Belege zu diesen Thatsachen und damit verbundene Unglücksfälle vor."

So gewann man nach und nach die feste Ueberzeugung, daß die zuverlässigsten und allgemein brauchbarsten Hülfsmittel zur Erleichterung und Sicherstellung der nordamerikanischen Seefahrt in der genauen Erforschung des Golfstroms ihren Hauptchalt finden. Seitdem hat sich die Schifffahrt im nördlichen Atlantischen Ocean immer mehr belebt und sicher gestellt vor Gefahren; die Furcht vor diesen Reisen, welche früher eben so allgemein als tief begründet war, hat sich in unseren Tagen ganz verloren, und durch das Hinzubringen der Dampfmaschinen ist sowohl die Fahrt nach Amerika als nach Europa auf ein ziemlich konstantes Minimum der Zeit von 10 bis 12 Tagen zurückgeführt. Das ist erstaunenswerth, denn noch vor 70 Jahren pries man sich glücklich, wenn die Dauer der Reise nach Amerika 20 Wochen nicht überstieg. Seume erzählt, daß der Transport der verkauften deutschen Seelen von England nach Halifax 23 Wochen gedauert habe. Und bei der Rückfahrt von Amerika nach England hätten sie sehr viel Glück gehabt, denn die Reise sei in 40 Tagen zurückgelegt worden.

Diese Verbesserung der Schifffahrt hat einen sehr günstigen Einfluß auf die Steigerung der Bevölkerung des Handels und Wandels gehabt. Bis 1769 war der nordatlantische Seehandel Nordamerika's fast ausschließlich auf Charleston beschränkt, seine Größe überstieg sogar die Gesammtsumme aller anderen Hafenplätze; selbst Neuyork machte damals noch kaum halb so viel Geschäfte und Pennsylvanien kaum den dritten Theil. Das Hinderniß lag unverkennbar in dem Nichtkennen oder Unbeachtetlassen des Golfstroms. Kaum aber war derselbe praktisch nutzbar gemacht worden, so zeigte sich gleich die Aussicht zur direkten Umkehr dieses Verhältnisses. Schon 1796 besaß der Seehandel Pennsylvaniens eine dreimal so große Bedeutung als der von Nord- und Süd-Carolina, und in Neuyork war er doppelt so groß geworden, als in Charleston. Dies Verhältniß wurde rasch ein noch viel günstigeres für die nördlicheren Hafenplätze, so daß jetzt das früher so sehr begünstigte Charleston viel von seiner Bedeutung verlor, und Maury hat Recht, wenn er sagt: „es wurde aus seiner Stellung wie ein auf halbem Wege liegendes Haus entfernt und in die Kategorie einer Außenstation gerückt."

Gegenwärtig ist Neuyork der Centralpunkt des Seehandels für ganz Nordamerika; es hat alle anderen überflügelt.

Wir gehen nun zur Bedeutung des Golfstroms als Grundlage der Ausgleichung des Klimas in Amerika und Europa über. Es ist bekannt, daß die specifische Wärme des Wassers einen sehr hohen Werth besitzt, daß sie fast alle anderen Stoffe weit hinter sich zurück läßt und nur von sehr wenigen überstiegen wird. Darin liegt der Grund, daß man in neuerer Zeit der Wasserheizung den Vorzug vor allen anderen gibt. Und bei genauerer Betrachtung stellt sich sogleich heraus, daß die große Kreisbewegung des Golfstroms im Atlantischen Ocean fast nichts anderes ist, als ein zweckmäßig eingerichtetes Heizungsmittel für Europa und Amerika. Der mit Wasser gefüllte Kessel ist das Caraibische Meer und der Mexicanische Meerbusen; das Heizmittel die äquatoriale Sonnenglut, und das Rohr zum Emporführen der Wärme der Golfstrom. Auch ist dies Rohr mit Wasser gefüllt, wie bei den Wasserheizapparaten, besitzt zum bessern Abgeben der mitgebrachten Wärme eine sich steigernde Ausdehnung und eine allmälige Krümmung zum Zurückfließen des nach und nach abgekühlten Wassers in den untern Kessel. Das sind die Hauptpunkte des Vergleichs, welche sich dann durch speciellere Untersuchung noch viel weiter treiben lassen. Jeder Westwind des Atlantischen Oceans durchdringt die wasserreiche, stark erwärmte Luftschicht, welche beständig über dem Golfstrome lagert, und führt dieselbe nach Europa, um Pflanzen, Thiere und Menschen mit Wasser und Wärme zu erquicken, zu beleben. Und jeder Ostwind thut dies auf gleiche Weise für Amerika. Gewöhnlich wechseln diese beiden Luftströmungen und es fehlt so der Segen für beide Welttheile nicht. Zuweilen kommt es aber vor, daß der Wechsel ausbleibt; dann muß natürlich auch das Glück einseitig ausfallen, und Europa hat den Erntesegen, während Amerika Mißwachs beklagt, oder umgekehrt. In diesem Falle ist es aber auch wieder der Golfstrom, welcher durch die Verkehrsbegünstigung eine Ausgleichung zwischen Ueberfluß und Mangel zu Stande bringt.

Ist der Luftstrom, der über den Atlantischen Ocean hinwegzieht, ursprünglich ein von Norden kommender, so verwandelt ihn die Tagesdrehung der Erde nach und nach in einen Nordost und Ost, so daß er bei dem Durchkreuzen des Golfstroms wasser- und wärmereich wird und als solcher dem amerikanischen Festlande sehr willkommen ist. Die ursprünglichen Südwinde verwandeln sich durch die Rotation der Erde in Südwest und West und bringen Wasser und Wärme nach Europa, sie durchkreuzen den Golfstrom weniger, als daß sie sich seinem Laufe anschmiegen, auch sind sie weniger geneigt, ihm Wärme und Wasser zu nehmen, weil sie damit schon selbst reich gesegnet eintreffen; sie dienen also viel mehr zur Ersparung der Schätze des Golfstroms als zur Verzehrung derselben.

Man hat gefunden, daß die Isothermen in Europa eine viel nördlichere Lage haben, als in Nordamerika, und sieht den Grund dazu in dem Golfstrom, der dort eine viel ausgedehntere Oberfläche als hier besitze und daher zu dem Verdunstungsprozesse und der Wärmemittheilung viel günstiger eingerichtet sei, auch gehen seine Wasser und die darauf lagernden Luftschichten viel eher von Amerika hinweg, als zu ihm hin, während dies für Europa gerade umgekehrt ist. Daher ist auch das Klima Irlands und Englands durchschnittlich so milde, daß die Fluren ein immergrünes Gewand tragen, während die Küsten von Labrador sich sehr schwer von der andauernden Schnee- und Eisdecke befreien können. Redfield berichtet, daß 1831 der Hafen von St. Johns in Neufundland noch

bis zum Monat Juni durch Eis gesperrt war; wer hat aber je gehört, daß der Hafen Liverpools je zugefroren sei, obgleich dieser noch um 2 Grad nördlicher liegt als jener? Dove bemerkt im Allgemeinen, daß die Sommerwärme in Amerika unter gleichen Breiten stets niedriger sei als in Europa; so sei z. B. die mittlere Jahrestemperatur von St. Petersburg (Br. 59° 56') erst mit den Orten Amerika's gleich, welche 47° 50' n. Br. besäßen, also 12½ Breitengrade südlicher lägen; das Klima von Königsberg (54° 43' n. Br.) stimme mit dem von Halifax (44° 39' n. Br.) überein; Toulouse (43° 36' n. Br.) passe in dieser Hinsicht zu Washington (38° 53' n. Br.).

Wir ersehen hieraus, daß der Golfstrom zur Milderung des Klimas für Europa viel günstiger ist als für Amerika. „Einer der wohlthätigsten Dienste des Golfstroms besteht darin", sagt Maury in seiner Physik des Meeres, „Wärme aus dem Golf von Mexico fortzuschaffen, wo sie sonst übermäßig anwachsen würde, und sie in den Regionen jenseits des Atlantischen Meeres zur Verbesserung des Klimas der Britischen Inseln und des gesammten Westeuropa's zu zerstreuen. Kaltes Wasser ist aber bekanntlich einer der besten Nichtleiter der Wärme, und wenn das warme Wasser des Golfstroms auf seiner Bahn quer durch den Atlantischen Ocean mit der festen Erdrinde — einem verhältnißmäßig guten Wärmeleiter — in Berührung käme, anstatt durch die schlechtleitende Schicht kalten Wassers gleichsam isolirt zu sein, so würde alle Wärme schon auf dem ersten Theile des Wegs verloren gehen, und die milden Himmelsstriche von Frankreich und England würden in dem äußerst strengen und eisigen Klima Labradors erstarren."

Durch Berechnung hat man gefunden, daß die Quantität der täglich vom Golfstrome ausgehenden und über das Atlantische Meer verbreiteten Wärme ausreichen würde, ganze Gebirgsmassen von Eisen von Null bis zum Schmelzpunkte zu erhitzen und einen Strom von diesem geschmolzenen Metalle im Flusse zu erhalten, der in Hinsicht aller Dimensionen dem Mississippi gleich wäre. Bliebe alle diese Wärme, welche der Golfstrom täglich frei werden läßt, beisammen, und würde beständig nur über Britannien und Frankreich gleichmäßig vertheilt, so wäre sie im Stande, hier einen ewigen Sommer zu bewirken, denn sie vermöchte diese Länder selbst im Winter von Null bis zu 15 bis 16° R. zu erwärmen. Das sind allerdings nur hypothetische Folgerungen, die aber dennoch insofern Werth besitzen, daß man von der Größe der erwärmenden Kraft eine faßbarere Vorstellung gewinnen kann.

Damit haben wir auf einige der wichtigsten Punkte der Anwendung unserer Kenntniß des Golfstroms aufmerksam gemacht. Erschöpft ist natürlich dieser durchweg interessante Gegenstand noch nicht. Wir wollten nur anregen.

Die Entzifferung der Hieroglyphen.

Von Dr. Georg Ebers.

I.

Die ersten Versuche (Kircher, Zoëga, Jablonski). — Der Stein von Rosette. — Die Entzifferung der demotischen Schrift (S. de Sacy, Akerblad). — Die Schreibarten der Aegypter.

Griechische Kunst und römisches Recht haben bisher mit gutem Grunde für das Fundament der antiquarischen Studien gegolten. Homerische Gesänge durchwebten die Jugenderinnerungen des humanistisch gebildeten Mannes, und Griechenlands Helden und Weise, römische Thatkraft und Großheit weckten in ihm die ersten veredelnden Gefühle der Vaterlandsliebe.

Aber Homer selbst mahnt uns schon an Griechenlands Verbindung mit dem Orient, und es knüpft sich hieran das Gedächtniß der mannigfaltigen Beziehungen, welche zwischen beiden stattfanden. Vom Orient her empfing Griechenland wenigstens theilweise seine Kultur. Den Syrern verdankt es die so mächtig wirkende cursive Schreibekunst und aus Aegypten stammten, wie uns zahlreiche Gewährsmänner versichern, ein guter Theil seiner gesetzlichen Weisheit, viele seiner religiösen Anschauungen, wichtige Colonien und durch diese wohl auch manche seiner Sprachwurzeln. Ja selbst die bildende Kunst der Griechen ist ein Kind der ägyptischen zu nennen.

Alles dies wurde von dem Hellenenthum gut verarbeitet und sein wahrhaftes Eigenthum; aber dennoch wirkte es wohlerkennbar in ihm fort. Vor unseren Blicken steht ein vollendetes Bild. Das Griechenthum zeichnete selbst mit edlem Geiste die sinnigen Contouren, während der phantastische Orient die Farben darbot.

Erst nachdem im 6. und 7. Jahrh. v. Chr. Griechenland in nahe Beziehung zu den Asiaten tritt und auch Aegypten seine festverschlossenen Thore „den Herren des Nordens", den Hellenen, öffnet, entfaltet die griechische Kunst und Wissenschaft ihre höchste Blüthe. Wie nach den Kreuzzügen die orientalische Phantasie und Farbenglut auf das Germanenthum, so wirkten damals dieselben Momente auf das griechische Leben. Asien wurde die lachende Verführerin, Aegypten der ernste Lehrer des germanischen Stammes; denn als Griechenland noch ein Kind war, trat Aegypten bereits in die Greisenjahre; als Hellas sein kräftiges Mannesalter erreicht hatte, konnte ein ägyptischer Priester seinem besten Sohn zurufen: „Solon, ihr Griechen seid noch Kinder!" —

Aber die Schatzgrube, aus welcher die Hellenen und die anderen Kulturvölker des Alterthums so Vieles schöpften, ging an jenem Tage verloren, an welchem der letzte Aegypter, der die Schriftzeichen seines Volkes zu lesen verstand, die Augen schloß. Erst den Gelehrten unserer Zeit blieb es vorbehalten, die verschütteten Gruben von Neuem zu öffnen. Nachzuweisen, wie weit und durch welche Mittel ihnen

gelungen ist, dieses Werk in historischer Folge zu entwickeln, soll die Aufgabe dieser Abhandlung sein.

Nachdem mehr als ein Jahrtausend Niemand an das Studium der ägyptischen Alterthümer gedacht hatte, kamen auf dem Handelswege einige Mumien, Papyrosrollen und viele kleine Gegenstände aus den Trümmern von Memphis und den bei den Pyramiden gelegenen Gräbern nach Europa und wurden in die Sammlungen fürstlicher Häuser als Raritäten eingereiht, weit mehr um die Neugier, als den Forschungssinn derjenigen, denen sie zugänglich waren, anzuregen. Erst der zu Rom lebende Polyhistor, der bei Fulda geborne Jesuit P. Athanasius Kircher scheute nicht den Versuch, die Zeichen, welche die aus Aegypten kommenden Alterthümer bedeckten, zu entziffern. Leider ließ er sich von den griechischen Schriftstellern, welche von den Hieroglyphen erzählen, daß sie bloße Symbole und keine Lautschrift seien, hinreißen, mit den ihm zugänglichen Texten eine Art von Rebusspiel zu treiben und z. B. das mit Hieroglyphen geschriebene Wort „autocrator“ zu übersetzen: Der Urheber der Fruchtbarkeit und aller Vegetation ist Osiris, dessen zeugende Kraft aus dem Himmel gezogen wird in seinem Reiche durch den heiligen Mophtha.

In ähnlichen Unsinn verfällt er überall, wo er Hieroglyphen zu entziffern versucht, wogegen er sich als Kenner der koptischen Sprache, namentlich durch seine grammatischen und lexikalischen Arbeiten, große Verdienste erworben hat.

Auf letzterm Felde zeichnete sich kurze Zeit darauf Fürst Jablonsky, ein Schüler von Laeroze, aus, der mit wissenschaftlichem Ernste, angezogen von dem eigenthümlichen Reize, welcher das ägyptische Alterthum umweht, aus den Klassikern und den ihm zugänglichen koptischen Schriften, in seinem Pantheon aegyptiacum, die ägyptische Mythologie zu reconstruiren versuchte. Nicht minder tüchtig und eifrig als er, widmete sich der Däne Zoëga, welcher in Rom aus Liebe zu einer schönen Malerstochter zur katholischen Kirche übertrat (sein eigenthümlicher Lebenslauf ist von Welcker beschrieben worden), dem Studium des ägyptischen Alterthums. Sein Buch: „De obeliscis“ ist ein ungemein fleißiges Sammelwerk; sein Ruhm, auf die im Hermapion enthaltene Uebersetzung der Inschrift der Obelisken an der Porta del popolo zu Rom hingewiesen zu haben, unbestritten.

So hatte zwar das Interesse an den ägyptischen Alterthümern zu erwachen, aber keineswegs brauchbare Früchte zu tragen begonnen, als Napoleon I. im letzten Jahre des vergangenen Jahrhunderts seine berühmte Expedition nach Aegypten unternahm.

Der Zug Bonapartes war keine eigentliche Eroberungsfahrt. Er sollte vielmehr jene Idee zur Wahrheit machen, die schon Leibnitz Ludwig dem Vierzehnten entwickelt und welche Bossuet in seiner Weltgeschichte dringend empfohlen hatte. Aegypten sollte der europäischen Colonisation geöffnet und durch diese zu einem neuen Kulturstaate erhoben werden. Der alte Lehrer sollte jetzt in die Schule seines ehemaligen Zöglings gehen und das, was er ihm vor Jahrtausenden gegeben, von Europa wieder empfangen. Für diese Idee und noch vielmehr, um den verhaßten Engländern ein Paroli zu biegen, führte Napoleon seine Truppen nach Aegypten, schlug er die phantastische Schlacht bei den Pyramiden, opferte er tausende von Menschenleben, würde er endlich ohne den geringsten Erfolg nach Frankreich heimgezogen sein, wenn nicht durch diesen Krieg ein Schatz zu Tage gefördert worden wäre, der, obgleich er nur aus einem unedlen, halbzerbrochenen Steine besteht, eines Feldzugs werth erscheint.

Ein französischer Artillerielieutenant vom Ingenieurcorps, Bouchard, hatte im heißen August des Jahres 1799 den Auftrag erhalten, die Schanze St. Julien in Rosette (Reschid) zu vergrößern. So war er zugegen, als am 17. August 1799 unter Sand und Schutt eine große zerbrochene Platte von basaltähnlichem Granit aufgefunden wurde, welche eine lange, dreispaltige Inschrift trug. In den obersten Buchstaben erkannte schon Bouchard alt-ägyptische Hieroglyphen, in den untersten griechische Lettern. Was er aus den mittleren machen sollte, wußte er nicht. Dennoch war es ihm klar, daß er einen wichtigen Fund gemacht, daß er einen Hieroglyphentext mit griechischer Uebersetzung gefunden habe. Schon in demselben Jahre wurden die Inschriften zu Kairo facsimilirt und Abdrücke nach Paris an die Akademie gesendet; den Stein selber nahmen, nach der Schlacht von Alexandrien, die Engländer in Besitz und zwar zunächst im Namen der britischen Nation William Hamilton, der treffliche Verfasser der „Aegyptiaca“, welcher auch für gelungene Zeichnungen und Abdrücke persönlich Sorge trug. Der Stein von Rosette war jedenfalls, wie ähnliche Platten, welche vielfach unversehrt erhalten sind, von länglich viereckiger, oben abgerundeter Form, ist aber jetzt leider oben und unten abgebrochen und so beschädigt, daß aus der prismatischen eine dreieckige Form geworden ist. Oben sind 14 Zeilen Hieroglyphen ziemlich wohl erhalten; von der nächstfolgenden Schreibart 32, während von der griechischen Inschrift, obgleich viele Stellen Schaden gelitten haben, keine einzige Linie gänzlich fehlt und 27 ohne jeden Makel erhalten sind. Fast alle vorkommenden Lücken sind durch die abgebrochene rechte Seite entstanden.

Der von Heyne, Porson, Ameilhon, Drumann, Letronne ꝛc. wohlhergestellte Text besagt, daß der Stein in den ersten Jahren der Regierung des Königs Epiphanes zu seiner und seiner Gemahlin Ehre durch die versammelte Priesterschaft gestiftet und aufgestellt worden sei. Die schmeichelnden Diener der Gottheit preisen die Eigenschaften und Thaten des Königs; unter anderen die Verminderung der Steuern, die Amnestie der Gefangenen und die Erledigung der damals schwebenden Marine-Frage von Aegypten (Erlaß des Beitrags zur Vergrößerung der Flotte), loben besonders seine den Tempeln und Priestern erwiesenen Wohlthaten, um deretwillen er von den Göttern Gesundheit, Sieg und Kraft erhalten hat und ihm und seinen Nachkommen das Reich verbleiben soll immerdar; sie beschließen endlich, neben dem Bilde der Hauptgottheit in jedem Tempel eine Statue zu errichten, eine Kapelle zu weihen, dieselbe reich zu schmücken, sie nach Brauch bei den hohen Festen in Procession einherzutragen, ihm ein besonderes im ganzen Lande zu begehendes Fest zu stiften, und damit dieser Beschluß überall bekannt werde, ihn auf Granit in heiliger, demotischer und griechischer Schrift zu graben und diese Steine neben der Bildsäule des Gottes in jedem Tempel von Aegypten aufzustellen. Durch die in der Inschrift ausdrücklich vorkommenden Worte:

τοῖς δὲ ἱεροῖς καὶ ἐγχωρίοις καὶ Ἑλληνικοῖς γράμμασιν,

(In heiliger, Volks- und griechischer Schrift)

war jeder Zweifel über die Art der auf dem Stein vorkommenden Zeichen gehoben und namentlich der Akerbladsche Irrthum, der mittlere Theil der Inschrift sei hieratisch und nicht demotisch, beseitigt worden.

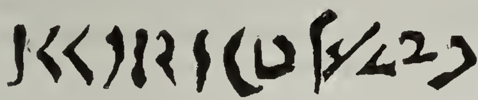
Diejenigen, welche sich nun an die Entzifferung des ägyptischen Theils unsrer Inschrift machten, hatten einen mühevollern Weg zu wandern, als Heyne, Porson und Ameilhon; denn wenn sie bei den demotischen Zeilen von

der Ansicht, dieselbe müsse ganz und gar ohne Ausnahme alphabetisch sein, irre geleitet wurden, so täuschte sie, den Hieroglyphenbildern gegenüber, der von Horapollon und anderen Alten bezeugte aber schon von Zoëga angefochtene Wahn, diese Zeichen seien rein symbolischer und ideographischer Natur.

So irrte die Forschung auf Abwegen hin und her, bis der große Sylvestre de Sacy den scheinbar naheliegenden, aber von Keinem vor ihm entdeckten Zauber fand, die Sphinx ihres Geheimnisses zu berauben. Er suchte nach den Eigennamen, fand dieselben und schrieb im Jahre 1802 jenen berühmten Brief an den hochgebildeten Minister der französischen Republik, Chaptal, in welchem er bewies, daß er demotisch geschriebene Namen richtig gelesen habe. — Seine Resultate verdankt er zunächst einem absolut rechnenden Verfahren, nämlich der Abzählung der einzelnen in der Inschrift vorkommenden Wörter und Zeilen, durch welche es ihm möglich wurde erst die Namen Ptolemäus, Arsinoe und Alexander, dann die Gruppen Epiphanes, Alexandria, Isis, Osiris, Aegypten (Chemi) und das griechische Θεός in demotischer Schrift zu lesen. — Leider gelangte er noch zu gar keiner Genauigkeit, konnte auch nicht dazu kommen; war es doch z. B. ganz natürlich, daß er die in der demotischen Schrift wie in der hieroglyphischen vorkommenden Königsnamen (in ersterer wird die Cartouche nur durch hakenartige Zeichen angedeutet) für Buchstaben halten und darum für Ptolemäus Aftulmasa lesen mußte.



Hieroglyphisches Königsschild. Hieratische und demotische Andeutungszeichen der Königsnamen.



Der Name des Ptolemäus aus der 22. Linie des demotischen Textes der Inschrift von Rosette.

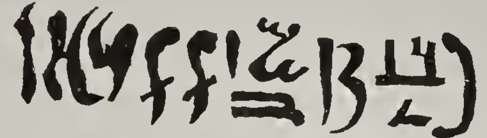
Der Schwede Akerblad kam schon bedeutend weiter als sein großer Vorgänger. Mit Bewunderung müssen wir constatiren, daß es ihm schon in seiner 1802 geschriebenen lettre sur l'inscription de Rosette à Mr. de Sacy gelungen ist, eine ziemliche Anzahl von Gruppen richtig zu lesen und zu erklären, ja selbst einige allgemeine, heute noch für die demotische Schreibart gültige Gesetze festzustellen.

Wenn beide Gelehrten auch noch lange nicht dahin gekommen waren, einen fortlaufenden Text selbstständig lesen zu können, so hatten doch die Sacyschen und Akerbladschen Forschungen das unschätzbare Resultat geliefert, daß die demotische Schrift größtentheils aus Lautzeichen und nicht, wie man bis dahin geglaubt hatte, aus Symbolen und ideographischen, nun unkenntlich gewordenen Figuren oder lediglich aus alphabetischen Buchstaben bestehe. Was von späteren Gelehrten auf diesem Felde geleistet worden ist, rankt sich besonders an den Akerbladschen Resultaten empor.

Ehe wir aber fortschreitend auf die Lüftung des Schleiers übergehen, der die hieroglyphische und hieratische Schrift bedeckt, liegt es uns ob, einen Blick auf die verschiedenen Arten der altägyptischen Schrift zu werfen. —

Gewöhnlich werden drei genannt: die hieroglyphische, hieratische und demotische. Eine vierte, wenn auch aus späterer Zeit stammende, die koptische, läßt sich aber mit gutem Rechte hinzufügen, wenn man es nicht vorzieht mit Herodot nur zwei Klassen: die heilige und die Volksschreibart, anzunehmen.

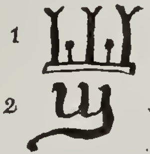
Die erste, deren Zeichen mehr oder minder erkennbare Gegenstände darstellen, wurde besonders zu Inschriften, so zu sagen als „Lapidarschrift" verwendet und findet sich überall, wo man Stein, Metall oder Holz zu einem Denkmale verwendete; sehr häufig auch auf Papyrosrollen religiösen Inhalts, während man die Buchstaben der zweiten Art fast nur auf Papyros schrieb. Dennoch finden wir auch diese, aber nur in späterer Zeit, z. B. auf den von Mariette entdeckten Apisgräbern, auf dem Stein von Rosette 2c. auf Granit geschrieben.



Der Name des Ptolemäus in hieratischer Schrift.

An Stelle einer zweiten Schreibweise nennt Clemens von Alexandrien zwei: die hieratische oder Priesterschrift (ἱερατικὴ μέθοδος) und die Briefschreibeschrift (ἐπιστολογραφική).

Von der koptischen Schrift hier nur so viel, daß sie seit dem dritten Jahrh. n. Chr. es versucht, die Hieroglyphenzeichen durch griechische Buchstaben zu ersetzen, und da, wo ihr das nicht auszureichen scheint, einige hieratische Figuren, wie den Weg als „scha" zu adoptiren.



sa = scha.
1. Hieroglyphisch; 2. Hieratisch und koptisch.

Die Unterabtheilung des Clemens sind von Vielen nicht gebilligt worden und Lepsius u. A. haben, wie ich glaube mit Recht, versucht, die hieroglyphische und hieratische Schrift einer gemeinsamen, die demotische und koptische einer andern Klasse unterzuordnen.

Auf die formelle Frage näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Den stichhaltigsten Grund für diese Ansicht müssen wir aber dennoch erwähnen, da derselbe das eigentliche Wesen der Verschiedenartigkeit jener Schreibweisen in sich schließt. Zunächst constatiren wir die Erfahrung, daß die alten Aegypter in koptischer Sprache geschrieben, dann daß sie zwei verschiedene, schon von Clemens erwähnte Dialekte, den „heiligen" und den „Volksdialekt" gesprochen haben. Die Hieroglyphen- und hieratische Schrift enthält nur immer in dem heiligen Dialekt verfaßte, die demotische und koptische in dem Volksdialekt geschriebene Worte.

Schon aus dem Ende des zweiten Jahrtausends finden sich hieratische, aus der Mitte des vierten Hieroglyphenschriften, die alle in demselben unveränderten Dialekte bis in die Römerzeit hinein geschrieben wurden, während die Sprechweise des Volkes in so langen Zeitstrecken nicht immer gleich geblieben sein kann, und darum das Verlangen, die cursive Schreibart mit der Mundart des Volkes in Uebereinstimmung zu bringen, erwacht sein muß. So wurde denn im siebenten Jahrhundert v. Chr. zur Zeit der Psamtikiden eine neue Schreibart für das Volk und die Sprechweise desselben von den Priestern zusammengestellt und später zu bürgerlichen Zwecken fast ausschließlich benutzt.

Daß die hieroglyphische und hieratische Schreibart dialektisch durchaus nicht verschieden sei, beweisen die zahlreichen Todtenpapyros, welche in beiden Weisen hergestellt wurden und die gleichen, nur mit verschiedenen Zeichen geschriebenen Worte enthalten. Dasselbe läßt sich von der demotischen und koptischen Schrift behaupten.

Das Aeußere der Hieroglyphenschrift können wir

kurz charakterisiren, wenn wir sagen, ihre Zeichen seien erkennbare bildliche Darstellungen concreter Gegenstände. Die demotische ist auf den ersten Blick nicht von der hieratischen Schrift zu unterscheiden. Beide bestehen aus abgekürzten Hieroglyphenbildern und haben den Zweck, die Arbeit des Schreibers müheloser zu machen und zu beschleunigen. Die zweite, noch weit abgekürzter als die erste, hat weniger Zeichen als die hieratische und ist fast ganz alphabetisch, während die Priestercursivschrift noch immer reich genug an sogenannten Determinativzeichen genannt werden muß.

Die letzten reinen Hieroglyphen, die wir kennen, begleiten den Namen des Kaisers Caracalla; die jüngste hieratisch-demotische Schrift ist wohl der zu Leyden befindliche Papyros Nr. 65 u. 75, der nach Reuvens, dem Vorgänger des trefflichen Leemans, dem Anfange des dritten Jahrhunderts angehört. Bald darnach beginnt die koptische Literatur, und erst im elften oder zwölften Jahrhundert hörte jene Sprache, welche heute noch von den in Aegypten weilenden jakobitischen Christen zu gottesdienstlichen Zwecken gebraucht wird, auf, eine lebende zu sein.

Die Erlangung einer vollkommenen Kenntniß aller drei Schreibarten scheint selbst zur Pharaonenzeit mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen zu sein. So hohe Bildung die Priesterkaste besessen haben muß, so gewiß ist es doch, daß ein vorzüglich bewanderter Schreiber zu den gepriesenen Ausnahmen gehörte. Wir lesen z. B. in dem von Chabas trefflich übersetzten Papyros Anastasy 5: „Ein Schreiber, der in allen Schreibarten hoch erfahren ist, wird mächtig werden. Uebe Dich darum stets in der Schreibekunst. Widme keinen Tag fruchtloser Ausschweifung, sonst mußt Du geschlagen werden! Die Ohren des Schülers sind auf seinem Rücken; er hört nur, wenn man ihn schlägt. Man lehrt ein Thier Reisen zu machen, man bändigt ein Roß, der Vogel lernt sein Nest bauen, man richtet den Falken und Sperber ab. So groß ist die Macht der Lehre! Darum vernachlässige auch Du nicht die Bücher und laß Dich mit Geduld im Schreiben üben!" —

Der Negeraufstand auf Jamaika.

Seit einer Reihe von Monaten hören wir von einem Aufstand, welcher einen Theil der Insel Hayti beunruhigte. Die Insurgenten hatten die Stadt Cap Haytien besetzt und räumten dieselbe erst, als nordamerikanische Kriegsschiffe im Hafen erschienen und ernstlich drohten. Es stellte sich heraus, daß die Aufständischen damit umgingen, alle Mulatten zu beseitigen; sie wollten das reine, urwüchsige Negerelement, welches unter Faustin Soulouque auf dem Throne saß und die Herrschaft ausübte, wieder zur Geltung bringen. Die schwarze Rasse wollte die gelben Mischlinge verdrängen, denn zwischen beiden herrscht eine tiefe Abneigung.

Nun erfahren wir auch von einem Aufstande der Neger auf Jamaika. Wären die Abolitionisten und die Pseudophilanthropen für Vernunftgründe und für die Lehren, welche aus den Thatsachen herausspringen, irgendwie zugänglich, so würden sie zur Besinnung kommen. Aber sie haben nur einige allgemeine abstracte Formeln und an diesen halten sie fest. Sie begreifen nicht, daß die Sklavenemancipation, welche England vor nun 30 Jahren ins Leben treten ließ, in der Art, wie sie ins Leben geführt wurde, eine abscheuliche Grausamkeit war; ein Verbrechen nicht blos gegen die Weißen, sondern vor allen Dingen gegen die Schwarzen, mit denen man in einer heillosen Art experimentirte. Man war, trotz tausendjähriger Erfahrungen, in dem Wahne befangen, daß der schwarze Mensch eben so geartet sei, wie der weiße, und daß er die Freiheit in derselben Weise benutzen werde, wie dieser. „Freiheit", — das war genug für Leute, die vom anthropologischen, permanenten Unterschiede der einzelnen großen Stammgruppen in der Menschheit keine Ahnung hatten. In geradezu stupider Weise kehrten sie Allem, was ihrer hohlen Floskel nicht entsprach, den Rücken, und wir sehen schon seit Jahrzehnten die Bescheerung.

Daß Methode in der Tollheit ist, dafür liefern auch die Abolitionsradikalen im Yankeelande wieder Beweise in Hülle und Fülle. Wenn einst die Geschichte dieser Tage geschrieben wird, dann wird es heißen, daß es nie einen verderblichern Fanatismus gegeben habe, als jenen der nordamerikanischen Abolitionisten. Jene in England, welche zuerst ein Experiment wagten, das auf Barbarisirung und Verwilderung der Schwarzen hinauslaufen mußte, können wenigstens anführen, daß sie in gutem Glauben handelten, und mögen sich mit ihrer Unkunde entschuldigen. Das können aber die Exterminatoren im Yankeelande eben so wenig,, wie die Formelgläubigen in Deutschland, welche nach derselben Melodie pfeifen.

Künftige Zeiten werden kaum begreifen, daß der Abolitionswahnsinn Millionen von Menschen den Kopf verwirrt hat. Aber haben wir nicht auch erlebt, daß man ein ganzes Jahrhundert und länger an Hexen glaubte und unglückliche alte Weiber verbrannte? Das Wirthschaften der Abolitionisten geht aus einer ähnlichen geistigen Abspurigkeit hervor; der Abolitionismus, in seiner nordamerikanischen Form, ist eine psychische Seuche, eine pseudophilanthropische Cholera, welcher hunderttausende von Schwarzen erliegen, während die übrigen der Noth und dem Rückfall in die Barbarei überantwortet werden.

Welch ein Jubel ging durch die Welt, als England 20 Millionen Pfund Sterling opferte, um seine schwarzen Sklaven zu emancipiren, denn von den weißen war keine Rede. Und das Mitgefühl, das die Welt zeigte, war in der That schön und menschlich, denn welche humane Seele sollte nicht freudig erregt werden, wenn so viele unserer Mitgeschöpfe aufhören, anderer Menschen Sklaven, das heißt willenlose Werkzeuge zu sein? Wie löblich ist, sie in ihre gekränkte Menschenwürde wieder einzusetzen und ihnen das Recht eigener, völliger Selbstbestimmung zu verleihen!

Leider spielte in dieses schöne und edle Gefühl ein verhängnißvoller Wahn hinein. Man vergaß das Wahrwort, daß Eines nicht für Alle passe und daß der Neger ein eigenartiger Mensch sei, auf den die aus dem Leben und der Geschichte der weißen Menschen abstrahirten Formeln durchaus nicht passen. Der Ausspruch:

„ein Mensch ist wie der andere", erscheint im Hinblick auf die Geschichte, diese Lehrmeisterin des Lebens, ganz einfach als eine platte Unwahrheit und auf diese Lüge hat man das System des Abolitionismus gebaut! Die Folgen liegen vor Augen.

Die erste und beste Emancipation ist, daß der Neger aus Afrika hinweggeführt wird, aus dem Continente der Ursklaverei, des Fetischdienstes und der Anthropophagie. Auf der westlichen Erdhalbe hat man ihn auch als Sklaven behandelt, aber er ist unter andere Menschen gekommen und hat arbeiten und auch seinen Fetischdienst und seine Menschenfresserei aufgeben müssen, denn er stand unter Controle. Uns fällt auch nicht entfernt ein, die Sklaverei vertheidigen zu wollen, aber für den Neger ist jene in Amerika gegenüber seinem afrikanischen Leben und Treiben ein wahrer Hochgewinn gewesen, denn unter der, oftmals gewiß sehr harten, Aufsicht der Weißen ist er zum Menschen und, soweit sein Wesen es erlaubt, auch zum Christen geworden. Und er, der in Afrika unbesiegbar träge, wurde zur Arbeit angehalten und erst dadurch zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft. Ich bin ferner weit entfernt, großen Werth auf Heller und Pfennig und Thaler zu legen, oder den Werth des Menschen nach den Pfunden Kaffee oder Baumwolle zu schätzen, welche zu produciren er mithilft; aber der Satz steht fest: ohne Arbeit ist ein Mensch nicht nützlich; und weiter steht fest, daß in tropischen Gegenden der Neger nicht arbeitet ohne Zwang. Afrika und Amerika liefern die Beweise dafür.

In allen heißen Gegenden, wo man den Neger der Aufsicht der Weißen und dem Zwange zur Arbeit enthoben hat, ist er mehr und mehr in einen Zustand der Barbarei zurückgefallen und urafrikanisch geworden.

Welchen Gewinn hat nun der Neger selber, welchen der weiße Mensch, welchen die Civilisation und Kultur davon, daß der Neger wieder zum Afrikaner wird, mit seiner Schlangenanbetung und allem Aberglauben des Fetischwesens, mit seinem Menschenfressen, mit seiner Verwilderung und seiner unbesiegbaren Trägheit?

Ist es eine Aufgabe für die civilisirten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, Millionen von der Natur eigenartig geschaffener schwarzer Menschen, die im Laufe einer sechstausendjährigen Geschichte gezeigt haben, daß sie selber unfähig sind, sich zu bestimmen und zu Höherem emporzuarbeiten, — ist es eine würdige, humane, rechtschaffene Aufgabe, diese schwarzen Menschen wieder in die Barbarei zurückzuschleudern? Sie wieder zu Wilden werden zu lassen, weil eine abstracte, ganz und gar unberechtigte und widersinnige Formel durchaus zur Geltung kommen soll? Liegt darin Humanität? Geht weg mit eurer bornirten oder erheuchelten Menschenfreundlichkeit, die noch weiter nichts zur Folge gehabt hat, als schauderhaftes Unheil und Menschenopfer in ganzen Hekatomben!

Westindien ist seit der unheilvollen Emancipation zu mehr als drei Viertheilen afrikanisirt worden. Die Zahl der Weißen verringert sich in jedem Jahre, und was producirt wird, verdankt man der Sklavenarbeit auf Cuba und theilweise Puerto rico, und auf den „freien" Inseln vorzugsweise den asiatischen Kulis. Doch wir fassen heute nur Jamaika ins Auge. Die englische Philanthropie und Politik wollte gerade dort „einen Staat von Schwarzen für Schwarze" ins Leben rufen und den Beweis liefern, daß die Emancipation nicht etwa eine verfehlte gewesen sei. Die Neger wurden mit den Weißen absolut gleichgestellt; reichlich vier Fünftel aller Aemter sind mit Schwarzen und Farbigen besetzt; sie haben die Mehrheit in der Legislatur; was sie sagen, thun und anordnen, das gilt, sie sind in der That und Wahrheit die Herren.

Seit dreißig Jahren sind sie in jeder Beziehung vollfrei und das Land kommt mehr und mehr in ihren Besitz; alle Wünsche der Abolitionisten sind in so weit durchaus in Erfüllung gegangen.

Aber was sind die Folgen gewesen? Lassen wir vorerst die „Times" antworten, welche einst so heftig für die unbedingte Emancipation gewirkt hatte.

„Der Neger hat zwar die Freiheit, aber nicht die Gewohnheit des Fleißes und die Moralität erlangt. Seine Unabhängigkeit ist wenig besser als die eines uneingefangenen wilden Thieres. Indem er sich nur wenige Beschränkungen der Civilisation angeeignet hat, ist er nur wenigen ihrer Anforderungen zugänglich. Die Bedürfnisse seiner Natur sind so leicht befriedigt, daß bei den hohen Arbeitslöhnen er nur gelegentlich und je nach Laune zu arbeiten braucht. Die Schwarzen sind daher nicht intelligente Landwirthe, sondern Landstreicher und Squatters geworden. Es wird jetzt (1853) befürchtet, daß durch Mangel an der gehörigen Bebauung der Insel auch Mangel an den nöthigen Mitteln eintreten werde, um ihre Bevölkerung zu erziehen und zu controliren."

Jamaika kam immer tiefer herunter und war nicht mehr fähig, selbstständig seinen Bedarf für Verwaltung rc. aufzubringen. Der Abolitionismus hatte sich verrechnet, und die Times gestand das auch ein:

„Zwanzig Millionen Pfund Sterling sind aus dem Gehirn und den Muskeln der freien englischen Arbeiter jeden Grades destillirt worden, um den westindischen Neger in einen freien unabhängigen Arbeiter zu verwandeln. Frei und unabhängig genug ist er geworden, das weiß Gott; aber ein Arbeiter ist er nicht und wird es nie sein. Er singt Hymnen und citirt Bibelsprüche, aber ehrlichen ausdauernden Fleiß hat er nicht, sondern den verabscheut er."

Jamaika hat etwa 440,000 Bewohner; davon sind nur 13,000 Weiße, 81,000 Mischlinge und 346,000 Vollblutneger. Ueber diese lauten die Urtheile gleichmäßig. Hier sind einige derselben.

Anthony Trollope schrieb vor vier Jahren in seinem bekannten Buch über Westindien: „Der Neger ist stolz auf seine Kinder, wenn man sie lobt; aber er ist bereit, seine Tochter für einen Dollar zu verkaufen."

Ein Gouverneur des nichtsklavenhaltenden Staates Ohio, Wood, war 1853 auf Jamaika. Er sagt: „Seitdem die Schwarzen der Vollfreiheit genießen, sind sie träge, unverschämt, entartet und unehrlich geworden. Sie sind eine rohe, bestialische Menge von Vagabunden, die, kaum bekleidet, auf den Straßen herumliegt, schmutziger als die Hottentoten und ich glaube auch schlimmer als diese."

Schon vor beinahe zehn Jahren habe ich nachgewiesen, wie jammervolle Folgen gerade auf Jamaika die Emancipation gehabt hat. (Cotta's deutsche Vierteljahrsschrift, 1856, I, S. 209 bis 244: „Umwandlungen im Weltverkehr der Neuzeit; Colonialwaaren, Colonialarbeiter und Sklaverei.) Ich schloß die Abhandlung mit den Worten: „Wir sind, auch aus Philanthropie, ganz entschiedene Gegner der Abolitionisten, die selber in einer kolossalen Lüge stecken und leider das

Publikum mit dieser unheilvollen Lüge in einer wahrhaft kläglichen Weise berückt haben."

Ich halte es für geeignet, gerade jetzt an einige Thatsachen wieder zu erinnern. Jamaika erntete 1801 an Zucker 136,036 Hogsheads, 1808 schon 152,352. Bald nach der Sklavenemancipation war, 1844, diese Ziffer auf 34,444 Hogsheads gesunken; weil die Neger nicht arbeiteten; sie kam auch nie wieder über 45,000.

In Glasgow hielten im September 1852 viele Kapitalisten eine Besprechung über die westindischen Zustände; auch Geistliche von der Insel waren zugegen. Man schickte mir damals den Bericht zu: Depressed condition of our Westindia Colonies; report of the proceedings at a public meeting held in Glasgow, September 22, 1852. Gerade die eifrigsten Abolitionisten machten lehrreiche Geständnisse. Den früher erheblichen Anbau von Indigo, Kaffee und Kakao hatte man aufgeben müssen, weil die Neger theils gar nicht, theils an ein paar Wochentagen nur einige Stunden arbeiten wollten. Der Bürgermeister von Glasgow sagte in seiner Eröffnungsrede, die Zustände in Westindien seien freilich über alle Maßen beklagenswerth: es komme aber darauf an, dafür zu sorgen, daß nicht andere Länder aus einer so kläglichen Lage Vortheil zögen.

Ein Geistlicher schilderte diese Zustände: „Viele Pflanzungen sind ganz verlassen worden; die, welche noch bestehen, hoffen auf bessere Zeiten, werden aber gleichfalls in kurzer Zeit außer Betrieb sein, wenn nicht bessere Tage kommen. Inzwischen wird keine Straße und kein Weg ausgebessert; sie werden ungangbar; Abgaben sind nicht zu erheben. Die Geistlichen und Lehrer ziehen sich zurück; die Obiah- und Meiall-Männer, d. h. die Fetischpriester, legen den Negern das Joch des afrikanischen Aberglaubens wieder auf, und wenn nicht eine gütige Vorsehung ins Mittel tritt, so werden alle Missionsarbeiten und Antisklavereibemühungen ganz unfehlbar keinen andern Ausgang nehmen als Verwüstung und Barbarei."

Für Jamaika stellten sich, wie aus amtlichen Berichten nachgewiesen wurde, folgende Ziffern für die Ausfuhr heraus:

	Zucker. Hogsheads	Rum. Puncheons	Kaffee. Pfund	Werth. Pf. St.
1823	110,924	41,046	18,792,000	3,192,637
1833	95,353	35,505	17,645,602	2,791,778
1843	42,453	14,185	17,412,498	1,213,024

Seitdem sind die Dinge noch viel schlimmer geworden, selbst der Kaffeebau hat zumeist aufgehört, und die Einfuhren sind kaum der Rede werth.

„Wir sind erschrocken, zu sehen, wie das Volk (die Neger) sich täglich mehr von der Erfüllung seiner religiösen Pflichten abwendet, wie die Kinder in Trägheit heranwachsen, die zu Verbrechen führt; und nur mit tiefer Betrübniß können wir daran denken, welch ein Geschlecht jetzt heranwächst." So sprach in Glasgow ein abolitionistischer Geistlicher; er fügte hinzu: „at the root of the whole matter is the indolence of the emancipated population of the Westindies. Die Felder liegen wüst, die Häuser verfallen, die Umzäunungen sind weggerissen, die Maschinen stocken, und ich bin meilenweit über Strecken geritten, die vor zehn Jahren in blühendem Anbau waren. Jetzt bilden sie eine weite Einöde. Und so ungemein rasch ist Alles zurückgegangen, die Ueppigkeit der tropischen Natur hat schon dermaßen Alles überwuchert, daß buchstäblich an manchen Stellen die Neger im Busche suchen müssen, um den Eingang zu ihrer Hütte zu finden. Der lahmgelegte Anbau und der schwindende Handelsverkehr hat Verdummung, Raubsucht, Verbrechen, kurz eine gesellschaftliche Degradation, eine unabwendbare Barbarei im Gefolge, die schon jetzt in kläglicher Weise hervortritt."

So schilderte ein Abolitionist die Triumphe, welcher die Abolitionisten sich rühmen können. Ist das eine Humanität, ist das eine Philanthropie! Jetzt haben die Neger auf Jamaika keine Steuern zahlen wollen, Mulatten und Weiße abgeschlachtet, und dann sind englische Soldaten gekommen und haben die beklagenswerthen Opfer des pseudophilantropischen Wahns und einer hirnlosen Politik zu hunderten niedergeschossen. Dadurch werden sie den Fortgang der Barbarisirung Westindiens nicht aufhalten, und in Nordamerika werden sich, in Folge der abolitionistischen Verrücktheit, ähnliche Auftritte wiederholen.

Bei dem Unheil, welches die Fanatiker und die von ihnen bethörten Unkundigen anrichten, und gegenüber den unklaren und verschwommenen Ansichten, die auch in einem Theile des durch hohle Phrasen und Floskeln irre geleiteten Publikums bei uns in Deutschland herrschen, und bei der bedauernswerthen Unkunde, durch welche sich der bei weitem größte Theil unserer Tagespresse kennzeichnet, sobald es sich um ethnologische und anthropologische Fragen handelt, muß, gerade von liberaler Seite her, betont werden, wie unheilvoll für die Kulturentwicklung die abolitionistische Seuche schon gewirkt hat.

„Ich lasse mich durch salbungsvolle Redensarten nicht irre führen; ich bin in innerster Seele von der Ueberzeugung tief durchdrungen, daß nie ein frevelhafteres Spiel getrieben worden ist, als das, in welchem die Abolitionisten sich gefallen; diese „Negerfreunde", welche aber in der That und Wahrheit die ärgsten Feinde sind, welche der arme afrikanische Mensch jemals gehabt hat, und die er verwünschen müßte, wenn er verständig genug wäre, die Dinge in ihrem rechten Zusammenhange zu überblicken."

So schrieb ich vor zehn Jahren und so denke ich noch heute. Und welche Bestätigung für diesen Ausspruch liefern jetzt die Staaten von Nordamerika! — A.

Die ostrussische Eisenbahn zwischen Europa und Sibirien von Perm nach Tjumen.

Wir verdanken der Güte des Herrn Staatsraths von Schiefner in St. Petersburg die Zusendung einer Schrift, die sehr interessante Mittheilungen enthält. Sie führt den Titel: „Russische Landschafts- und Lebensbilder", ist zu Reval in Esthland gedruckt und von F. Russow verfaßt worden. Der Verfasser unternahm eine Reise zu bergmännischen Zwecken vom Finnischen Meerbusen bis zur Ostseite des Ural, ging dann gegen Südwesten bis zur Mündung des Don und kehrte nordwärts über Moskau in seine Heimat zurück. Insbesondere wandte er sein Augenmerk auf die unerschöpflichen Erzreichthümer des Ural, auf die endlosen Wälder dieses Gebirges, auf das über hunderte von Meilen weit verzweigte Flußsystem, welches dem Hüttenbetriebe nicht nur die wohlfeilste Arbeitskraft darbietet, sondern auch dessen Erzeugnisse zweien Welttheilen zuträgt.

Die uralischen Eisenerze begleiten das Gebirge in seiner ganzen Längenerstreckung und zwar die Magneteisenerze mit einem Metallgehalte von 55 bis 72 Procent vorwiegend am Ostabhang, die übrigen Eisenerze dagegen mit 30 bis 60 Procent Gehalt bilden den Hauptreichthum des Ural und liefern jetzt 27 Millionen Pud (zu je 40 russ. Pfund), während jene nur etwa 7 Millionen Pud geben. Neben dem Waldreichthum sind schon vor 50 Jahren Steinkohlen entdeckt, aber bis jetzt so sehr vernachlässigt worden, daß 1863 auf den die Kama befahrenden Dampfern noch keine Kohle verwendet wurde.

Die uralischen Metalle werden noch immer auf den alten zeitraubenden und gefährlichen Wegen nach Europa verführt, und zwar aus den nördlichen und mittleren Bergbezirken längs der Tschussowaja, aus den südlichen auf der Bjéfaja. Die Metalle werden im Winter bis zu den an beiden Flüssen liegenden Landungsplätzen gefahren, oder auf weit oberhalb derselben gezimmerten Barken, deren jede ein Gewicht bis zu 10,000 Pfund trägt, rechtzeitig befrachtet, damit sie die kurze Zeit des Hochwassers benutzen können.

Besonders wichtig ist die Tschussowaja, auf welcher nicht nur die größten Massen der uralischen Metalle, sondern auch die Ausfuhrwaaren Westsibiriens befördert werden, insbesondere der Talg. Aber so gefahrvoll ist die Flußfahrt, daß ein Zwölftel der Fahrzeuge Schiffbruch leidet oder untergeht. Der Strom zieht zwischen steilen, mehr als 200 Fuß hohen Felsenufern hin und hat mehr als einhundert Untiefen; das Frühlingshochwasser schwindet in zwei bis drei Tagen, und doch ist diese Zeit die einzige, in welcher die großen Lasten stromabwärts befördert werden können. Leute, welche auf diesen Barken-Karawanen gewesen sind, bezeichnen die Fahrt als ein „Gott versuchen", und alle Schiffsführer bekreuzen sich freudig zum letzten Male, wenn sie nach etwa achttägiger Fahrt der Thürme von Perm ansichtig werden.

Hier strömt die Kama; hier werden auch die sibirischen und uralischen Erzeugnisse auf größere Fahrzeuge gebracht und zumeist von Schleppdampfern weiter gezogen. Sie können nach Kasan in 27 bis 30 Tagen, Wolga aufwärts bis Nischni Nowgorod in 45 bis 48, und bis Petersburg auf dem Marienkanale in 106 bis 140 Tagen gelangen; jene, welche Wolga abwärts gehen, kommen in 75 bis 80 Tagen nach Astrachan.

Bei solchen Transportverhältnissen ist der Gedanke an die Herstellung einer uralischen Eisenbahn unabweislich. Die Richtung ist von der Natur und dem Waarenzuge vorgezeichnet. Im Westen muß sie bei Perm an der Kama beginnen, mehre Gebirgsdistrikte durchziehen und bei Tjumên an der Turá auslaufen.

Sobald man die Metalle das ganze Jahr hindurch nach beiden Punkten schaffen kann, ist es möglich die Schifffahrt auf Kama, Wolga und den uralischen Gewässern vollständig auszunützen und so einen regelmäßigen und raschen Absatz zu erzielen, während jetzt das auf den Betrieb verwandte Kapital erst nach 18 Monaten umgesetzt ist. Der Hüttenbetrieb wird erleichtert, die Hütten erhalten wohlfeilern Brennstoff, die Kohlengruben können ausgebeutet werden, Kohlen selbst vom Don und vom Irtysch zu ihnen gelangen, denn nördlich von Semipalátinsk sind ausgezeichnete Lager gefunden worden.

Die Uralbahn würde auf europäischer Seite durch Kama, Wolga und Don mit dem Baltischen, Kaspischen und Schwarzen Meer in Verbindung treten, auf der asiatischen Seite den Anschluß an die Flüsse Turá, Tóbol, Irtysch und Ob vermitteln. Sobald der nur 90 Werst breite Landstrich zwischen Ket und Angara durch einen Kanal oder eine Eisenbahn überwunden ist, kann sie auch den Baikalsee nebst der Selenga bis Selenginsk in das Bereich ihres Verkehrs ziehen. Dann bliebe nur noch eine Strecke von 726 Werst, also etwa 100 deutschen Meilen, von Werchne udinsk bis Nértschinsk zu überschienen, um durch die Schilka und den Amur die großartige Verbindungslinie am Stillen Weltmeer ausmünden zu lassen.

Welch eine Perspective!

Der russische Nordosten hat „Zukunftsstädte", die aber schon in der Gegenwart ihre Bedeutung haben. Den Centralpunkt der Uralbahn wird Tagil bilden; die Endpunkte werden, wie schon bemerkt, westlich Perm, östlich Tjumên sein; der berühmte Meßort Irbit soll eine etwa 10 Werst lange Zweigbahn erhalten. Der letztere und Tjumên sind Rivalen. Es handelt sich darum, ob die Niza, an welcher Irbit liegt, und die seit ein paar Jahren von Dampfern befahren wird, sich für eine regelmäßige Schifffahrt brauchbar bewährt. Tjumên aber ist durch seine Lage am Knotenpunkt aller Wasserverbindungen Sibiriens mit dem Westen Hauptstapelplatz für die über Rußland gehenden sibirischen und chinesischen Waaren. Werden nun die beiden Wasserstraßen, Kama und Turá, welche die asiatischen und europäischen Waaren einander zum Austausch entgegen führen, durch die Uralbahn verbunden, so liegt für Irbit die Befürchtung nahe, daß die Messe, welche bisher diesen colossalen Austausch vermittelte, nach Tjumên hinübergezogen werden könnte. Denn es ist ja lediglich die Folge der gegenwärtigen Communicationsverhältnisse, daß die beiderseitigen Waarenzüge sich im Februar in Irbit treffen und Anlaß zu der großen Messe geben.

Im Jahr 1860 wurde der Entwurf zur Uralbahn bekannt. Sofort wurde der wasserreiche Frühling von 1861 von irbiter Dampfern benutzt, um die Niza, welche schon vor 30 Jahren einmal officiell unter die schiffbaren Flüsse gerechnet worden war, in diesem Range zu rehabilitiren. In der That setzte ein kleiner Dampfer ohne Unglücksfälle über Mühlwehre und andere Hindernisse hinweg, und die Niza wurde abermals für schiffbar erklärt, und 1863 eröffnete eine Compagnie regelmäßige Fahrten bis Tobolsk und Tomsk. Die Tjumener aber intriguirten, und in Folge dessen erhielten die beiden Dampfer ihre Rückfrachten im Herbste viel zu spät, so daß sie vor dem Zufrieren der Flüsse Irbit nicht mehr erreichen sollten. Da aber der Ruf von Tjumên und ein so großes Interesse auf dem Spiele stand, so erzwang wenigstens einer der Dampfer, indem er sich den Weg durch das neue Eis bahnte, die Fahrt, obwohl mit Verlust eines Schaufelrades.

„Es ist freilich ein Kampf um das Leben, denn Irbit existirt seit seinem zweihundertjährigen Bestehen nur durch die Messe. Tragen doch die 800 Häuser der Stadt, wovon nur etwa ein Fünftel aus Stein aufgeführt sind, statt der gewöhnlichen Monatsmiethen von 3 Rubel für ein ganzes möblirtes Haus (!) den etwa 3400 Einwohnern zur Meßzeit die Summe von mehr als 50,000 Rubel ein, während der Stadtkasse an Budenmiethen über 26,000 Rubel zufließen.“

Die Bedeutung der Messe für eine Uralbahn ist nicht gering zu schätzen. Von 1820 bis 1840 ist die Summe der nach Irbit angeführten Waaren von 2 bis auf 10 Millionen gewachsen, bis 1845 hatte sich diese Summe schon verdoppelt, und obwohl auch in Tjumên ein Jahrmarkt begründet wurde, ist dieser Waarenstrom in stetem Wachsen begriffen, so daß gegenwärtig die Ziffer von mehr als 50 Millionen erreicht worden ist.

Perm, auf der Westseite des Ural, liegt etwas unterhalb der Tschussowaja-Mündung und vermitttelt den Anschluß der Kamaschifffahrt an den Landtransport über Katharinenburg, das, 1723, gleichzeitig mit ihm gegründet wurde. Beide sind aus einem Sawod hervorgegangen, indem die benachbarten Kupfersandsteinlager die Veranlassung zum Anlegen einer Hütte boten. Allmälig wurde die Stadt größer, aber die Bevölkerung ist noch jetzt eine fluctuirende und der Anblick des Ganzen ist der einer Landstadt. Die Fußwege sind Bohlenwege, sogenannte Klavierstraßen. In der schönen Kathedrale befindet sich ein von der Stadt zum Gedächtniß an die Emancipation der Bauern gestiftetes Crucifix, das aus einem einzigen, mit allen Edelsteinen des Ural umsäumten Rauchtopas von seltener Größe besteht und einen 18 Pfund schweren, silbernen Fuß hat. An der Kama herrscht reges Leben. —

Für Rußland kommt Alles darauf an, Verbindungswege herzustellen. Sobald es sich diese in großartiger Ausdehnung schafft, kann es mehr als ein Californien in sich erschließen.

Ausflüge im nördlichen Kleinasien.

Von **Richard v. Dürrfeld.***)

Lidjenty bei Karahissar, August 1865.

Von Konstantinopel und dem herrlichen Bosporus schweige ich: Das ist zu bekannt, und ich beginne mit dem Hafen Kerasunt, von wo der hierher führende Weg sich ins Innere wendet. Dieses Städtchen ist, vom Meer aus gesehen, eines der hübschesten an der Küste und auch im Innern freundlicher und reinlicher, als die übrigen türkischen Ortschaften.

Es liegt in einer weiten Bucht, die aber durch ein hohes Vorgebirge in zwei Theile getheilt wird; also eigentlich auf einer kleinen Halbinsel. Am steilen Gefels thronen die Ruinen des alten genuesischen Forts, und das Städtchen breitet sich zu beiden Seiten desselben an den Buchten aus. Als Hafen dient die westliche; er hat aber als solcher wenig Werth, so daß bei herrschendem Nordwind oder bei stürmischer See selbst die Dampfer nicht anzulaufen wagen, und daher die für Kerasunt bestimmten Briefe und Waaren oft mit nach Trapezunt wandern und erst bei der Rückkehr abgeliefert werden. Manchmal gehen sie sogar wieder bis Samsun, von wo endlich ein anderes Schiff sie an ihren Bestimmungsort bringt, wenn es kann, sonst spielt dasselbe Stück von Neuem. Die Landung selbst ist beschwerlich wegen des seichten Ufers, und gewöhnlich muß man sich aus dem Kahne tragen lassen; denn Landungstreppen oder dergleichen gibt es gar nicht. Um den Hafen herum liegt der bessere, meist von Armeniern bewohnte Theil der Stadt, während der östliche eine fast ausschließlich türkische Bevölkerung hat; ein dritter, am Fuße des Vorgebirges gelegener Theil war früher mit von den Mauern der Festung eingeschlossen, wahrscheinlich die ursprüngliche Stadt, und wird jetzt ausschließlich von Griechen, meist Fischern, bewohnt. Hier sind auch zwei alte interessante Kirchen: die eine in einer Höhle am Fuße des Schlosses wird noch zum griechischen Gottesdienst benutzt. Sie steht durch einen unterirdischen Gang, der hinter dem Altar beginnt, mit einer in Felsen gehauenen Halle in Verbindung, die während der Zeit der türkischen Verfolgungen wohl als Betsaal und Zufluchtsort gedient haben mag; die andere ist eine kleine in rein byzantinischem Styl erbaute Kapelle. Obgleich dieselbe jetzt leider nur noch eine Ruine genannt werden kann, sieht man doch noch einige zierlich geschnörkelte Säulen an den Altarplätzen, hie und da halbverwischte byzantinische Wandgemälde und Arabesken auf Thonplatten, die an die Alhambra erinnern. Jetzt ist Alles dies mit Ephen überwachsen, was viel zur Schönheit der Ruine beiträgt. —

Als Handelsplatz ist Kerasunt unbedeutend, da wegen

*) Herr v. Dürrfeld aus Dresden verweilt seit einiger Zeit im nördlichen Kleinasien. Er ist ein ausgezeichneter Bergmann, welcher früher in Peru die Arbeiten in der berühmten Silbergrube von Morococha leitete. Dem größern Publikum wurde sein Name in Folge der bekannten Katastrophe des hamburger Dampfers „Austria“ bekannt. Herr v. Dürrfeld war einer der Wenigen, welche gerettet wurden; er war fast 30 Stunden im Ocean umhergetrieben worden. R.

der immer mehr sich verschlechternden Wege von hier nach dem Innern selbst der Transit sich fast gänzlich nach Trapezunt gezogen hat. Die Ausfuhr ist ganz unbedeutend. Wälsche- und Haselnüsse sind die Hauptartikel, welche hier allerdings in ausgezeichneter Güte wachsen. Die Bevölkerung mag 2500 Seelen betragen und besteht meistens aus Fischern und Landbauern. Von türkischen Behörden hat ein Kaimakan mit seinem Rath hier seinen Sitz, eben so die nöthigen Zollbeamten; von Fremden leben nur die Agenten der russischen und französischen Dampfschiffe, sowie ein französischer Doctor und Apotheker in Kerasunt.

Nach Karahissar gibt es zwei Wege; der eine im Thal des Karasu hinauf, der andere, wie man sagt bessere, auf den Höhen sich hinziehend; doch ist derselbe nur im vollen Sommer zu benutzen, da er die Höhen von Karajöl zu passiren hat, die bis in den Juli mit tiefem Schnee bedeckt sind. Ich mußte deshalb denjenigen wählen, welcher am Fluß hinauf führt. Anfangs zieht er sich eine Stunde lang östlich am Meeresufer hin, meist zwischen Plantagen von Haselnüssen, und ist da noch ziemlich gut; sobald man aber in das Thal des Karasu einbiegt, den man sechszehn Stunden bis an seine Quellen verfolgt, beginnt die berüchtigte Beschaffenheit der Straße. In der Türkei selbst ist sie als die schlechteste in Kleinasien verrufen! Was das heißt, davon kann sich ein Europäer keinen Begriff machen. Bald geht es so bergauf, daß man in Gefahr schwebt, hinten vom Maulthiere hinabzugleiten, bald wieder bergab, so daß man über den Kopf herunterfallen möchte, jetzt hoch am Felsen auf wenig Fuß breiten Pfaden, dann wieder unten am Flusse über sumpfige Wiesen. Dazu ist der größte Theil des Weges einst gepflastert gewesen, — wahrscheinlich zur Zeit als die Genuesen ihn als ihre Straße nach Persien benutzten, — jetzt sind davon nur einzelne Felsblöcke übrig, und neben diesen gähnen tiefe Löcher, ungefähr wie auf der Straße über die Landenge von Panama.

Aber nun erst gar im Walde! Da liegen hunderte von Stämmen quer über den Weg und man muß darüber wegklettern, wenn nicht etwa ein mitleidiger Maulthiertreiber ein Stück aus dem oft 3 und 4 Fuß starken Stamme herausgehauen hat, gerade weit genug, daß man hindurch kann. Dreimal überschreitet man den Fluß auf steinernen Brücken, die aber im vollen Zirkel, einige sogar im Spitzbogen gewölbt sind, so daß sie sich unnöthig weit über den Fluß erheben und eine mühsam zu passirende Höhe bilden. Da das Thal meist sehr eng ist, ja sogar im höheren Theile nur eine Schlucht genannt werden kann, so ist wenig Boden für den Ackerbau vorhanden; doch das Wenige ist ziemlich sorgfältig angebaut und bewässert. Dagegen trifft man viele und schöne Obstbäume, namentlich Nüsse, Kirschen und Birnen. Dörfer und Weiler sind spärlich. Als die hauptsächlichsten nenne ich Arpa, Ditreikair, Kutulmusch, Samailkene 2c.

Desto mehr Khans findet man am Wege, diese sogenannten Einkehrhäuser, die natürlich nichts bieten, als ein oft sehr problematisches Unterkommen gegen den Regen. Alles muß man bei sich führen; als Seltenheit gibts etwas Reis zum Pillaw und eine Art sauerer Milch. Dagegen fehlt es nie an jeder Art von Ungeziefer, und im Sommer zieht man immer vor, im Freien zu campiren. Sonst sehen die Häuser von fern oftmals sehr nett aus und erinnern an die bekannten Tyrolerhütten. Dieselbe Einrichtung findet sich hier wie dort. Unten der Viehstall, darüber die Zimmer, von einem überspringenden Gang umgeben, und das flache Dach mit Brettchen gedeckt, die aus Mangel an Nägeln durch daraufgelegte Steine festgehalten werden.

Ueberhaupt haben viele Stellen dieses Thales Aehnlichkeit mit den schönen tyroler Felspartien. Bald zeigen sich sorgfältig den Gehängen abgewonnene Felder, bald dergleichen Wälder von Nadelholz auf den Höhen, dann, wenigstens aus der Ferne nett erscheinende, Häuschen an den Hängen zerstreut, und auch grasende, mit Glocken behängte Rindviehheerden fehlen nicht. Dagegen fehlen die Gletscher und der Wohlstand, der dort herrscht.

Statt der Tyroler mit breitem Hut sieht man Türken mit dem abscheulichen Fes, oder sonstiges Gesindel vorüber gehen, und die Blumen, welche man hier sieht, versetzen uns in ein südlicheres Land. Fast alle unsere Gartenblumen, wie Tulpen, Päonien, Lilien 2c. wachsen wild, die Obstbäume sind schlanker und nicht so knorrig wie bei uns, und die Sonne brennt mächtig heiß in diesem engen Thale.

Man passirt viele hübsche Punkte und Aussichten, doch läßt der schlechte Weg nicht viel Zeit zu Naturbetrachtungen; man muß immer auf sein Thier Acht geben, seinen Körper durch die überhängenden Sträucher hindurch manövriren, und oft zieht man es selbst vor, lieber zu Fuß zu gehen, als zu reiten, weil der langsame Schritt der Maulthiere mit der Zeit sehr ermüdend wird.

So geht es im Thale vierzehn Stunden hinauf, bis man sich dem Gebirge nähert und der Wald beginnt. Anfangs fand ich Eichen, dann Buchen und zuletzt Nadelhölzer. Die Rücken des Gebirges selbst sind kahl. Aber was für Bäume sah ich dort: Buchen von 5 und 6 Fuß Durchmesser, Fichten, die von vier Mann nicht umspannt werden können, und Kiefern, aus denen freiwillig die Harze herausrinnen. Man möchte es Urwald nennen. Und Alles dies bleibt unbenutzt, etwas Weniges fällen die Dorfbewohner zu Bau- und Feuerholz, oder höchstens haut ein Türke den schönsten Baum nieder, um daraus ein paar Bretter zu spalten, der Rest bleibt liegen und verfault. Tausende und aber tausende der schönsten Bäume, vom Wind oder Alter niedergebrochen, liegen so da, denn des Weges halber ist an Transport nach der Küste nicht zu denken. Wollte aber Jemand Theerfabrikation oder Potaschesiederei anlegen, so würde die Regierung, welche sich alle diese Wälder aneignet, eine Unsumme als Pacht verlangen, das ist einmal türkischer Brauch. Man läßt Alles gern zu Grunde gehen, wenn der Schatz des Kaisers nicht viel bei einer Verwerthung gewinnen kann.

Drei Stunden reitet man durch den Wald, begleitet von Kawassen (Gensdarmen), weil die Gegend nicht ganz sicher ist. Kürzlich erst wurde ein für Kerasunt bestimmter Geldtransport von Räubern, wahrscheinlich Kurden, angefallen und nur durch die gute Haltung der ihn begleitenden zehn Kawassen gerettet; zwei davon sind geblieben, dagegen auch vier Räuber verwundet und dadurch gefangen worden; sie erwarten ihr Urtheil in Kerasunt. Der Weg ist hier das Non plus ultra des Schlechten. Größtentheils besteht er aus halbverfaulten Knüppelstämmen, auf denen die Thiere oft bis an die Sattelgurte in den rothen Lehm versinken. Man dankt seinem Schicksal, wenn man das Hochgebirge erreicht hat, wo der Pfad zwar steinig, aber fest ist. Noch einmal muß man in ein Thal niedersteigen, worin das kleine Dorf Gümpst liegt; dann erklimmt man den höchsten Rücken, der hier eine beinahe zwei Stunden breite fast ebene Fläche bildet und Kasakayanca heißt. Seine Höhe über dem Meere mag gegen 6000 Fuß betragen. Dieser Gebirgszug läuft ungefähr von Südwest gegen Ostnordost, also fast parallel dem Antitaurus, von dem er durch den später zu erwähnenden Fluß von Karahissar getrennt ist. Auf allen Karten ist der Lauf der Flüsse und Gebirge in diesem Theile ganz

falsch, und ich bin dabei, eine kleine Karte dieser Gegend aufzunehmen.

Wie schon gesagt sind die Höhen ganz kahl, dagegen mußten wir im Juni noch manche Strecken Schnee passiren, welcher an manchen noch höheren Punkten erst im August (manche Jahre auch gar nicht) fortschmelzen soll. Vom Hauptrücken senken sich nun eine Unzahl kleinerer Thäler hinab, deren Wasser alle dem großen Fluß von Karahissar zufallen, der, nachdem er einen ungeheuern Bogen beschrieben hat (seine Richtung ist hier bei Lidjessy südlich, bei Karahissar selbst südwestlich, später westlich und zuletzt nördlich), sich östlich von Samsun unter dem Namen Jeschyl Irmak ins Meer ergießt. Auf dieser Seite fehlen die Wälder fast gänzlich, wohl wegen der vielen Dörfer, die hier herumliegen. Wenn die Bevölkerung im Thal des Karasu, wie fast an allen Hauptstraßen und allen Plätzen von Bedeutung ausschließlich Türken sind, so besteht sie hier fast nur aus Griechen, die sich früher in diese Thäler und Schluchten geflüchtet haben mögen. Von Erhaltung eines Waldes, oder gar Anpflanzen desselben besitzen sie aber keine Ahnung, so daß die Thäler kahl und monoton und hübsche Aussichten sehr selten sind.

In einem dieser Seitenthäler, ¾ Stunden vom Dorfe Lidjessy, liegen die Gruben und Werke, deren Einrichtung mir jetzt obliegt. Die Lagerstätte ist ein ziemlich mächtiger Gang, der in durch Porphyre metamorphisirtem Sandstein aufsetzt; die Erze sind grobe Geschicke, wie man sie in Freiberg nennt, d. h. Bleiglanz mit Blende und allerhand Kiesen, mit einem durchschnittlichen Gehalt von 50 Pfd. Blei und 12 Pfd. Silber im Centner.

Die Förderung ist jetzt circa 50 Cntr. per 7 Ngr., kann aber leicht verdoppelt werden. In jedem andern Lande als hier wären also die Aussichten sehr gut, allein wir sind eben in der Türkei! Selbst die neuen Berggesetze treten unserm Gewerbe störend in den Weg, andere Hindernisse sind aber von noch größerm Einfluß: vor allem das Brennmaterial. Das Holz muß gegen fünf Stunden weit auf Maulthieren hertransportirt werden, die Wege nach dem Walde sind sehr schlecht und nur vom Mai bis Oktober, des Schnees halber, ausnutzbar.

In diesen fünf Monaten muß also der Bedarf für das ganze Jahr herbeigeschafft werden. Braunkohlenlager, die ich kürzlich bei Karahissar entdeckt habe, werden viel helfen, doch bleibt immer die Schwierigkeit des Transportes. Die Arbeiter sind knapp und schlecht; außer Holz nichts in der Nähe zu bekommen. Alles muß von Konstantinopel verschrieben werden, selbst der größte Theil der Lebensmittel. Maschinen sind kaum zu beschaffen; kurz, es ist von allen Ländern, die ich kenne, das, wo am schwierigsten zu arbeiten ist; es ist hier ärger als selbst in Peru. Fängt aber das Geld zu fehlen an, so ist gar nichts zu thun.

Das Dorf Lidjessy selbst bietet einen eigenthümlichen Anblick dar; die Häuser haben alle flache Dächer, was in einem solchen Klima, wo über sechs Monate im Jahr Schnee fällt, wirklich Wunder nimmt. Freilich werden sie an Abhängen erbaut und sind halb in denselben vergraben; die Wände bestehen aus rohen mit Erde verbundenen Steinen, auf denen, sowie auf den im Innern befindlichen Säulen das Dach ruht, welches als Deckung nur eine lehmige Erde hat, die durch eine steinerne Walze, welche darauf herumgerollt wird, wasserdicht gehalten werden soll, was aber meistens nur stellenweise gelingt.

Ganz trocken sind die Dächer nie, und ich begreife nicht, wie so viele Menschen in einem solchen Hause zusammen leben können, ohne öfter krank zu werden. Gewöhnlich findet man die ganze Familie darin vereinigt: Großältern, Kinder, Enkel, Schafe, Ziegen ꝛc., nebst allem Hausrath, der allerdings höchst spärlich ist. Ein paar alte Teppiche oder Matten, einige mit Stroh gefüllte Matrazen, das Milchgeschirr, ein paar kupferne Kessel, eine oder mehre Wiegen und höchstens ein kleiner niedriger Tisch, der aus einem Stück gearbeitet ist, bilden das ganze Hausgeräth. Einige Steine in einer Ecke vertreten den Kochheerd, von dem sich der Rauch durch eins der kleinen viereckigen Löcher, die als Fenster dienen, einen Ausweg sucht. Warm sind diese Häuser allerdings im Winter und kühl im Sommer. Das ist aber auch sehr nothwendig, denn ersterer ist ausnehmend streng und letzterer zu gewissen Zeiten gewaltig heiß; im Allgemeinen muß man aber das Klima sehr rauh nennen, wozu hauptsächlich die fast immer wehenden starken Winde beitragen. Bis Mittag bläst gewöhnlich der Süd, kurz nach Mittag beginnt aber fast alltäglich der Nordwind, der immer sehr heftig ist und oft als förmlicher Sturm daherbraust. So sehen alle griechischen Dörfer aus, die hier herum liegen. Ich nenne von ihnen nur Asalchik, Göneck, Katahor ꝛc. Die bedeutendsten türkischen Ortschaften nach Karahissar hin heißen Tamsara, Karakeni und Sederé; sie machen einen angenehmen Eindruck und sind reinlicher als die der Griechen, aber die Bauart der Häuser bleibt sich bei beiden gleich. Diese Dorfbewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht und Ackerbau, so viel die steilen Hänge der Thäler es erlauben, doch verdienen sie auch etwas Geld als Maulthiertreiber. In den Dörfern um uns herum gibt es über 400 dieser Thiere. Trotzdem bleiben die Bauern arm, denn die Abgaben an die Regierung sind für sie kaum zu erschwingen; da gibt es Steuer auf alle Lebensmittel, auf Vieh und Pferde, bei jedem Kauf muß sowohl Käufer als Verkäufer eine Abgabe entrichten, ja selbst beim Tausche streckt der Steuereintreiber seine Hand aus, vom Getreide wird der Zehnte in natura erhoben, und dabei herrscht noch das Gesetz, daß dasselbe nicht vom Felde fortgeführt werden darf, bis dies geschehen, wodurch die Bauern oft die ganze Ernte verlieren. Daher wird auch nicht mehr angebaut, als was jede Familie braucht. Selbst jedes Hufeisen muß Steuer zahlen; es ist so arg wie jetzt in Nordamerika. Unsere Landleute leben daher sehr schlecht. Ihre hauptsächlichste Nahrung ist Brod und Milch, da aber nach ihrer Religion, nämlich der griechischen, beinahe 200 Fasttage im Jahr sind, so bleiben sie gewöhnlich nur auf ersteres angewiesen, das sie dann durch Honig oder Oel genießbar machen. Gemüse gibt es fast gar nicht, Fleisch kommt nur bei besonderen Gelegenheiten vor. Von Spirituosen wird ein Schnaps aus Maulbeeren gebrannt (Raki), der aber einen unangenehmen süßlichen Geschmack hat. Alle Lebensmittel sind im Ganzen billig, hier haben sie, seit der Bergbau begonnen hat, den doppelten Preis erreicht. Daß bei solcher Lebensweise die Arbeiter nicht viel Kräfte und Ausdauer haben können, ist natürlich, wie ich leider alltäglich in Erfahrung bringe.

Was die Kleidung anlangt, so tragen die Männer Jacken und kurze Hosen aus grobem braunen Wollenzeug, das sie selbst verfertigen, hohe wollene Strümpfe und als Schuhe ein Stück Rohhaut mit Riemchen um den Knöchel befestigt. Auf dem Kopfe sitzt das Fes, welches durch ein darum gelegtes Tuch einem Turban gleich erscheint. Die Frauen tragen weite Pumphosen, darüber einen kurzen Rock, einen Spenser und um den Kopf ein Tuch, das bis in die Taille und noch weiter hinabreicht. Männer und Weiber führen gleicherweise einen dicken Shawl um den Leib. Für gewöhnlich besteht der Anzug in Lumpen, und

nur bei festlichen Gelegenheiten, wie beim Feste von Peter und Paul, gehen sie rein und nett gekleidet. Die Burschen haben dann hübsche gestickte Wämser, Hosen von feinerm Zeug, neue Shawls ꝛc. Die Frauen aber nehmen sich wirklich nett aus. Die Höschen sind von krapprothem Zeug, der Rock ist von Seide, eben so Shawl und Kopftuch, und eine Menge Geschmeide von Münzen aus Gold, Silber und anderm Metall bis zu nürnberger Rechenpfennigen, hängt und klirrt am Kopf, Hals und am Gürtel. Dann sind sie auch nicht so verhüllt wie gewöhnlich und man sieht viele hübsche Gesichter, während sie sich sonst bei der Annäherung jedes Fremden vermummen und ihm sogar den Rücken zukehren. Sie stehen überhaupt auf einer sehr niedern Stufe und werden von ihren Männern gänzlich als Sklavinnen behandelt. Niemals essen sie mit denselben an einem Tisch, und in Gegenwart von älteren Männern dürfen sie gar nicht sprechen; Alles geht durch Zeichen, so daß ich sie anfangs für stumm hielt. Bei einem Fest hingegen dürfen sie etwas freier sein; kein Wunder also, daß sie Alle dabei erscheinen.

Auf dem Peter und Paulsfeste waren wohl 300 Frauen und Mädchen gegen halb so viele Männer erschienen. Es wurde auf einem Berg gefeiert, wo vor Zeiten ein altes Kloster gestanden hat. Früh von 4 bis 6 Uhr hatten die drei Popen Messen gehalten, bei denen sich Männer und Frauen durch große Andacht auszeichneten; sodann wurden zwei Ochsen verzehrt, die von uns und dem Richter des Dorfes geschenkt worden waren, und die, schon zubereitet, in großen kupfernen Kesseln herbeigeschafft wurden. Außerdem hatte noch jede Familie Proviant mitgebracht, der hauptsächlich in süßer und saurer Milch und eingekochtem Rahm bestand. Das ist die Hauptpointe des Festes, denn es ist der erste Tag, an dem, nach einem vierzigtägigen Fasten, wieder Alles genossen werden kann. Etwas Branntwein fehlte auch nicht, und so wurde das Volk bald lustig und beschloß das Fest durch Tänze. An diesen nahmen aber nur die Männer Theil, indem sie einen großen Ring bildeten und nach einer Art Clarinette und einer großen Trommel sich im Kreise bewegten und dabei allerhand Sprünge machten. Die Frauen und Mädchen sahen nur zu, wie sie sich denn auch immer abgesondert von den Männern hielten. Das erste Mal macht es Spaß, ein solches Fest zu sehen, öfter würde ich aber kaum hingehen, besonders da der Weg ziemlich steil und lang und die Kuppe selbst schattenlos ist. Von derselben genießt man übrigens eine ganz hübsche Aussicht auf dieses Gewirr von Berg und Thal, das jetzt im schönsten Grün prangt; man kann den Lauf unseres Flusses bis über Karahissar hinaus verfolgen, während die Ortschaft selbst durch vorspringende Felsen gedeckt wird.

Nach der andern Seite hin nimmt sich das Dorf Lidjessy mit seinen platten zwischen den Obstbäumen hervorschimmernden Dächern ganz nett aus. Der Weg von hier nach Karahissar, der einzigen Stadt in meiner Nähe, geht anfangs am Ufer unsres Baches hin; das Thal ist öde: spärliches Grün und wenig Wald an den Gehängen, einige Pappelweiden am Bach und hie und da zerstreute Stückchen Feld sind das einzige Grün, das man erblickt, sonst begegnen nur Felsen und wieder Felsen dem ermüdeten Auge. Zwei Stunden von hier liegen am Gehänge die Alaungruben (Schab Maden), von denen Karahissar, zum Unterschied von anderen Oertern gleichen Namens, den Beinamen Schab erhalten hat. Der Alaunstein bricht auf einem mächtigen Gange und seine Verarbeitung ist sehr einfach: er wird gebrannt, dann längere Zeit, oft Jahre lang der Verwitterung ausgesetzt, sodann in schmiedeeisernen Kesseln mit Holzasche versotten, geklärt und in Gruben zum Kristallisiren gebracht. Das Produkt ist schön und wie mir scheint sehr rein, dagegen der Preis davon jetzt sehr niedrig: 1 Oka (ungefähr $2\frac{1}{2}$ Pfund) 1 Piaster = 1 Sgr. 9 Pf.; früher galt er 3 und 4 Piaster die Oka. Ausbeute ist also nicht viel zu erwarten, und die Dorfschaften arbeiten nur, weil sie eines Kontrakts wegen nicht anders können. Eine kleine Strecke hinter Schab Maden zieht sich der Weg steil am linken Gehänge hinauf, da der Fluß hier in einer engen Schlucht die hohen Felsen durchbricht.

Nachdem man die Höhe mühselig erreicht hat, wird man durch ein herrliches Panorama entzückt. Der erste Anblick ist wirklich magisch, da man ein solches Bild nicht erwartet. Der Fluß, sobald er die Felsen verläßt, tritt in ein weiteres Thal, das nach Karahissar zu eine weite Ebene bildet. Zu unseren Füßen liegt das türkische Dorf Tamsara, dessen bunte mit Schindeln gedeckte Häuschen zwischen großen Gärten mit Maulbeeren, durch welche sich der Fluß schlängelt, anmuthig daliegt; dahinter ragen steile Porphyrfelsen, auf deren letztem Ausläufer nach dem Fluß zu die alte Festung von Karahissar und an deren Fuße sich das Städtchen selbst, welches sich von hier ganz stattlich ausnimmt, amphitheatralisch erhebt. Um diese Art Vorgebirge schlängelt sich nun der Fluß; nachdem er von links einen Bogen gemacht hat, wendet er seinen Lauf durch das weite ebene Thal, das jetzt mit fast reifen Weizenfeldern prangt, gegen Westen; bald nachdem er die Flüsse von Esbider und Enderas, zwei bedeutenden Dörfern südlich von Karahissar, aufgenommen hat, schlägt er eine nordwestliche Richtung ein. Als Hintergrund des Bildes dienen die Gehänge dieser Flüsse, welche wieder vom Güsel-dagh, d. h. dem schönen Gebirge, überragt werden. Dieser Name scheint wegen der malerischen Conturen gut gewählt. Steigt man aber hinab nach Tamsara und dann wieder hinauf nach Karahissar, so findet man sich gewaltig enttäuscht: die Gärten sind schlecht gehaltene Gemüse- und Grasgärten, und ihre einzige Zier schöne Maulbeer-, Nuß- und Birnbäume. Die Straßen sind eng und krumm, das Pflaster ist abscheulich, die Wohnungen sind meistens halbe Ruinen, welche gegen die wenigen neueren und besseren Häuser gewaltig abstechen, und die Ortschaften, mit Ausnahme des Montags, wo in Karahissar Wochenmarkt (Bazar) gehalten wird, wie ausgestorben. An diesem Tage aber kommen die Dorfbewohner aus einem Umkreis von 10 bis 12 Stunden zusammen und bringen ihre Waaren zum Verkauf: Gemüse, Obst, Vieh, Holz, Bretter und die daraus gefertigten Gefäße und Werkzeuge, z. B. Schaufeln, Heugabeln ꝛc. Alle Verkaufsläden sind dann geöffnet und bieten Sättel und Lederzeug, Schuhe, baumwollene Zeuge, Taback, Droguen u. s. w. feil. Es ist dann wirklich ein tolles Treiben auf dem kleinen Marktplatz und in den angrenzenden Straßen, aber im Ganzen geht es dabei ruhig her, da die Bevölkerung ziemlich nüchtern ist. Dicht am Markt befindet sich ein kleines Café, von dessen Balkon ich oft diesem Gewirr von Menschen, Maulthieren und Eseln zugesehen habe. Noch mehre andere Cafés liegen an verschiedenen Punkten der Stadt; Kaffee ist so ziemlich das einzige Getränk, welches man hier genießen kann; der sogen. Sorbet und der aus Maulbeeren gebrannte Raki wollen einem europäischen Gaumen nicht munden.

Die Bevölkerungszahl der Stadt mag 3000 Seelen betragen und besteht fast zu gleichen Theilen aus Armeniern und Türken nebst sehr wenigen Griechen. Erstere sind meist Kaufleute und Handwerker, z. B. Schmiede, Kupferschmiede, Silberarbeiter ꝛc., die Türken hingegen

fast alle Landbauer, einzelne auch Professionisten, Schuhmacher, Sattler, Töpfer &c. Bemerkenswerthes wird hier nicht erzeugt, dagegen hat seit einigen Jahren die Seidenzucht begonnen und soll Karahissar jährlich 150 bis 200 Okas Seide liefern. Von oberen Behörden wohnt hier ein Kaimakan, der 30 Gensdarmen (Kawassen) unter seinen Befehlen hat; ebenso ein armenischer und ein griechischer Bischof, der aber fast nie am Ort ist, sondern sich in einem der griechischen Dörfer, oder in dem nahen Kloster aufhält. Eine griechische Kirche soll erst erbaut werden; dagegen haben die Armenier deren zwei sehr hübsche und eine neue Schule, die mir der Bischof mit großem Wohlgefallen zeigte. Die Türken besitzen zwei oder drei Moscheen, aber alle halb verfallen und ohne architektonischen Werth; sonst sticht noch das Gerichtshaus und der Palast des Kaimakans sowie ein großer, massiver Khan aus der Masse von Hütten und schlechten Häusern hervor.

Das Interessanteste ist die hoch über dem Städtchen auf einem steilen Felsen thronende alte Festung, die nach einer halbleserlichen alten Inschrift aus der Zeit der griechischen Kaiser stammt. Mächtige Mauern schützen sie da, wo die fast senkrechten Felsen etwa erstiegen werden könnten, und ein einziger Weg führt zu dem im byzantinischen Styl erbauten Thore, das als gedrückter Spitzbogen mit einigen Arabesken und dem Adler noch ziemlich wohl erhalten ist. Durch dasselbe tritt man in den ziemlich bedeutenden äußern Raum der Festung, in welchem noch die Reste einiger massiven Häuser, sowie die Ruinen einer griechischen Kirche und eine halbverfallene Moschee sich befinden. Jetzt dient dieser Burghof einem Bauern, der auch einige Felder darin angebaut hat, als Gehöfte. Der höhere Felsen ist durch eine zweite starke Ringmauer vertheidigt, und auf seiner Kuppe steht, wenn man so sagen darf, die Citadelle, eine viereckige mächtige Burg, an deren der Stadt zugekehrten Seite sich der massive achteckige Thurm erhebt, welcher derselben ihren Namen (schwarzer Thurm) gegeben hat. Auf einer etwas gefährlichen Wendeltreppe kann man auf die Zinnen derselben gelangen, von denen aus man auch eine hübsche Aussicht genießt, namentlich auf das unten liegende Städtchen und das weite Flußthal nach der andern Seite hin, sowie auf die vielen Gebirge, welche ringsherum liegen, gegen Osten bis zum Giamdagh, der die Wasserscheide des Flusses von Tirefole und des Jeschyl Irmak bildet.

Weiter südlich bin ich nur bis zum Dorfe Karakeni gekommen, das drei Stunden von Karahissar liegt. Das Bemerkenswerthe desselben sind die in der Nähe liegenden mächtigen Braunkohlenflötze, deren Bearbeitung ich begonnen habe, sowie der Umstand, daß die Bewohner desselben zu den Kisilbasch gehören, einer Sekte, die von den wirklichen Türken als Ketzer angesehen werden. Sie halten keine Fasten, erkennen den Ulema in Konstantinopel nicht an, heiraten ihre nächsten Verwandten, selbst Brüder und Schwestern, und sollen höchst obscöne Feste feiern; sonst habe ich nichts über ihre Religion erfahren können. So große Feindschaft zwischen ihnen und den Türken herrscht, so leicht sind sie Freunde mit den Christen, und ich habe sehr gute Aufnahme bei ihnen gefunden.

Von Karakeni aus sieht man in das fruchtbare Thal von Esbider hinab. Sobald ich diesen Ort, sowie das eine Stunde weiter entfernte Endeses und einige andere Punkte in der Nähe gesehen habe und etwas Interessantes finde, schreibe ich Ihnen wieder.

Aus allen Erdtheilen.

Die große Messe zu Rostow am Don.

Rostow am untern Don ist eine der wichtigsten Städte Südrußlands und unter den sogenannten Getreidehäfen des Asowschen Meeres einer der bedeutendsten. Der Ort ist im Aufblühen; er entstand aus der 1761 erbauten kleinen Festung des heiligen Demetrius von Rostow, zählte aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erst ungefähr 1500 Einwohner, um 1835 erst 7000, aber 1864 hatte er 25,000 Seelen, 3123 Gebäude. Von den beiden Handelsmessen fällt die eine auf den Himmelfahrtstag, die andere auf den 8. September. Auf den Markt werden vorzugsweise gebracht: Rinder und Pferde, Seiden- und Baumwollenwaaren, Leinwand, Eisen, Leder-, Colonial- und Galanteriewaaren. F. Russow, welcher 1864 die Herbstmesse besuchte, entwirft in seinen „Russischen Landschafts- und Lebensbildern" folgende Schilderung:

Gleich beim ersten Blick gewährt Rostow das Bild einer aufblühenden Stadt der Zukunft. Schon verschwindet der Kern der älteren, meist einstöckigen Häuser vor den stolzen Neubauten, zwischen denen hinter einer Menge von Baugerüsten ein nicht minder stattlicher Nachwuchs vielversprechend hervorblickt. Wohl die beste Illustration zu der merkantilischen Bedeutung der Stadt bietet ein Gang an die große Floßbrücke über den Don, wo sich Fahrzeuge aller Art längs der langen Reihe von Magazinen und Stapelplätzen drängen, welche der Stadt eine zuverlässigere Garantie für die Zukunft bieten, als der schwindelerregende Handelsverkehr auf dem Meßplatz. Droht doch der Messe von Rostow dasselbe Schicksal wie der von Irbit bei der noch schwebenden Frage, ob Rostow oder Taganrog zum Ausgangspunkt der Charkow-Asowschen Bahn zu wählen sei, wodurch denn auch beide Nachbarstädte in eine ähnliche leidenschaftliche Concurrenzfehde gerathen sind, wie Irbit und Tjumen.

Der Markt wurde zwar erst am 8. September mit einer Kirchenprocession feierlich eröffnet, doch war das geschäftliche Treiben schon mehre Tage vorher in vollem Gange. Trat man aus der Stadt, so sah man in einiger Entfernung durch eine schwere graugelbe Staubwolke, welche unbeweglich auf der angrenzenden Steppe lagerte, eine unendliche Reihe bunter Flaggen und Fahnen, hinter denen, nur von dumpfen Paukenschlägen übertönt, das Gebrause des Marktverkehrs hervordrang. Hatte man sich durch die Menschenmasse Bahn gebrochen, die am Rande des Marktplatzes vor den Kunsthallen aschgrau bestäubter Seiltänzer und Akrobaten, vor den Panoramen und Wachsfigurenkabinetten und den Dutzenden ähnlicher Schaubuden sich gestaut, so hatte man die Wahl zwischen ein paar Hauptstraßen, die den mächtigen mit Buden und offenen Waarenniederlagen bedeckten Platz rechtwinklich durchschnitten, und man that wohl daran, sich bei einem ersten Besuch nur auf die Hauptrichtungen zu beschränken. Die Neben- und Quergäßchen, die vielen Durchgänge und Schlupfwege zwischen den einzelnen aus Bastmatten-, Leinwand- und Filzwänden aufgebauten und mit breiten Lindenrindentafeln bedeckten Buden und Baracken bilden ein sinnverwirrendes Netz für den Neuling, der sich bald verfangen kann. Gehen wir die erste der Hauptstraßen hinab, so fallen uns ganze Berge von insektenumschwärmten Honigfässern auf, dicht dabei wie durch eine ironische Laune des Zufalls eine lange Reihe von ebenso dicht umdrängten Schnapsläden. Gegenüber ragt aus der Reihe von Metallniederlagen ein Gerüst voll Kirchenglocken, und die Vorübergehenden können es sich nicht versagen, denselben einen kleinen Schneller zu versetzen, so daß fortwährend ein leises Geläute sich in das dumpfe Stim-

mengewirre mengt. Den Bretter-Fußsteg zu beiden Seiten der Straße bedeckt die kleine Industrie, Tabuletkrämer und Fruchthändler. So unansehnlich die Trauben und Arbusen in ihrer Staubkruste aussehen, so lechzt man, vor Staub und Hitze verdürstend, immer wieder darnach, ob man sie auch mit knirschenden Zähnen hinunterwürgen muß.

Die zwischen den Hauptstraßen liegenden Quadrate zerfallen nach den verschiedenen Waarengattungen in gesonderte Gruppen, unter denen dem Fremden aber höchstens etwa die Reihe von Gold und Silber strahlender Heiligenbilder-Buden auffällt. Vergeblich sah ich mich nach den erwarteten asiatischen Costümen und Physiognomien um; außer den schönen Armenierinnen aus dem benachbarten Nachitschewan und ein paar kaukasischen Silberhändlern stieß ich nur auf eine beunruhigende Masse von jüdischen Physiognomien, welche durch das Gewühl huschten. Andererseits muß ich erwähnen, daß eine sonst unvermeidliche Species von europäischen Costümen und Physiognomien hier gänzlich zu fehlen schien, — die Polizei. Ebenso erinnere ich mich aber auch kaum eines Auflaufs oder einer Schlägerei, — trotz der Menge der Betrunkenen. Doch ist ja der Russe im Rausche durchweg friedliebend und jovial, und bei der wahrhaft schmelzenden Hitze mag jede stärkere Emotion sich ganz von selbst verboten haben.

Tritt man aus der für die Marktzeit nur eben nothdürftig aufgenestelten Barackenstadt aufs freie Feld hinaus, so findet man sich zwischen Hügeln von Zwiebeln, Knoblauch, türkischem Pfeffer, Hausgeräth, Töpfer- und Holzwaaren, worunter, für uns eine fremdartige Erscheinung, die Menge von Jochen für Zugochsen und Rädern, deren Felgen nur aus einem kreisrund gebogenen Stück Eichenholz bestehen.

Doch bald hat sich der nicht durch Marktgeschäfte interessirte Besucher müde gesehen und sucht einen Ruheplatz. Nur flüchtig eilt er noch die „Freß-Reihe" entlang, um sich an dieser heitern Eigenthümlichkeit der russischen Messen zu ergötzen. Es ist das eine Reihe in Erdlöchern angelegter Heerde, auf denen in großen eisernen Grapen Kohlsuppe kocht. Auf der Oberfläche schwimmt gewöhnlich eine rothe Schicht türkischen Pfeffers, während rings um den Heerd allerhand von Staub unkenntliche Fleisch- und andere Speisen aufgetischt sind, zu deren Genusse eine ebenso bestäubte, von Schweiß triefende Matrone mit allen Künsten der Beredtsamkeit einladet.

Das Gegenstück dazu bietet eine Reihe von verhältnißmäßig ganz hübsch eingerichteten Restaurationen, aus denen Musik jeder nur möglichen Gattung hervortönt. An der Thür steht wohl, wie zufällig, um Luft zu schöpfen, eine niedliche Tyrolerin mit auffallend orientalischem Teint und Schnitt des Gesichts, während drinnen die Genossen Darm und Draht feilen oder Wimmerholz hacken, oder sonstige musikalische Tagelöhnerarbeit verrichten und dabei nach Noten ums liebe Brod schreien.

Endlich kehrt man ausgedörrt und zugleich völlig ausgeweicht zur Stadt zurück, um nach kurzer Ruhe sich wieder und immer wieder in das tosende Gewimmel zu stürzen, denn bei jedem neuen Besuche gibt es neue interessante Züge in dem großartigen Ameisenhaufen zu entdecken.

Der Volksmund in Deutschland. Sonst und Jetzt.

Unter diesem Titel ist, als „Wegweiser im deutschen Vaterland fürs Volk und seine Lehrer" in Nordhausen von einem **Dr. med.**, Herrn C. F. Riecke, ein recht curioses Buch erschienen. Nachdem der Verfasser eine Anzahl von Büchern: „über Zunehmen der Quellen der Armuth; über Reform der Lehre von den Contagionen, Epidemien ꝛc.; über den Tod durch den Sonnenstich oder Hitzschlag; über das sogenannte Befallen der Kulturpflanzen, insbesondere der Kartoffeln; über den Futterbau für Seidenraupen" — geschrieben, hat er jetzt übernommen, der gelehrten Welt zu zeigen, wie man etymologisiren müsse. Er hofft, „daß sich in Deutschland mehre weibliche Wesen finden, welche fähig sind, die Sachen zu begreifen und sich dafür zu interessiren, während im Gegentheil bei den männlichen, sogenannten gelehrten Individuen, solche höchst selten gefunden werden. Es würde also eine sehr vergebliche Arbeit gewesen sein, für solche ein Buch zu schreiben". Deshalb hat er dasselbe einem Fräulein gewidmet, welches einmal geäußert, die keltischen Forschungen müßten sehr lehrreich und angenehm sein. „Prüfen Sie, mein hochgeschätztes Fräulein und Ihre vielen tausend deutschen Schwestern, die in dieser Schrift mitgetheilten Thatsachen in Ihrer Umgebung."

Mit den Gelehrten steht Herr Riecke auf sehr schlechtem Fuße. Er meint, sie hätten die keltische Literatur todtgeschwiegen; er haßt die „Zopfwickler", und er thut wohl daran. Er ist ein dreister Autodidakt, der einzelne Bücher über Keltisches gelesen hat, und er „fühlt ein unnennbares Sehnen, das nur im Blute liegen kann, nach der unbekannten keltischen Vorzeit". Er wurde ein Keltomane, wie es schwerlich je zuvor einen solchen in so bedenklicher Weise gegeben hat. Hoffentlich ist er der letzte. Vom heutigen Standpunkte der Sprachwissenschaft und von den Forschungen auf dem Gebiete derselben weiß er nichts, und was er etwa gelesen hat, gefällt ihm nicht.

Sein Buch ist eine erheiternde Lektüre für „Zopfwickler" und nicht — Gelehrte. Die ersteren werden sich freuen, so viele Seltsamkeiten zu finden und zu erfahren, was Alles in der Welt keltisch ist (eigentlich ist Herrn R. Alles keltisch), und die zweiten werden sich freuen, daß es noch solche Art von Erudition in der Welt gibt. Die Art und Weise, wie ein „Nichtzopfwickler" etymologisirt, wird aus einigen Proben klar werden, die wir aus dem ungeheuern Wust ähnlicher Dinge herausgreifen. Schade, daß Jakob Grimm nicht mehr lebt.

Herr Riecke weiß, was Fürst bedeutet (S. 56). „Unser Fürst hat seinen Namen von Firſt = Spitze eines Berges, eines Hauses; daher liegen die Fürstenburgen an der Werra und Weser auf Bergesspitzen; der First eines Daches hat sich in Gibel, Spitze verwandelt; das arabische Dschebel ist dasselbe; der Kehllaut wurde zum Zungenlaut. Das indostanische Sirr, Serr, zigeunerisch Schero, Tschero, cheru = Kopf, hat ebenfalls die Bedeutung Herr, wie das Sir der Engländer und das Sire und Sieur der Franzosen. Das persische Sar, Serr, ossetisch serr, essar = Kopf, ist dasselbe, und der russische Czar ist auch das Oberhaupt, wie ein türkischer Seraskier Haupt der Krieger ist. Serra, Sierra, heißen die zackigen Felsenberge in Spanien. Der Dalai lama = Haupt der Priester in Tibet, ist auch ein Haupt und Anführer, tamulisch heißt Dalei = Kopf; tangutisch go = Kopf wird in Deutschland noch für hohe Berge gebraucht, und die alten Götzen oder Götter der Heiden waren auch ihre höchsten Wesen und wurden auf Bergspitzen, Go, verehrt."

Das ist prächtig; nicht minder Folgendes: „Gälisch ceap, cap = Chaf, Kapf, Kopf, bezeichnet das Haupt der Menschen und die Spitze hoher Berge, daher der Ausdruck Bergkopf; die vielen Kapf, Kappen, Chaf, Schaff und endlich Schaf = Berge, die in der Regel über alle übrigen wie die Könige hervorragen, erinnern an das Tschah der Asiaten. Die Thiere erhielten ihren Namen von einer hervorstechenden und hervorragenden Eigenschaft. Da nun der Kopf aus der Wolle des Schafes hervorragt, so erhielt es den Namen Chaf, Kapf und endlich Schaf. Eben so wurde aus Cap-, Capf-, Chaf- endlich Schafhausen, die eben so an Bergspitzen liegen, wie die Königsdörfer. Schafberge sind hohe Berge, z. B. der Schafsberg im Salzburgischen, der Rigi dortiger Gegend; die Schafleite im Thale der Thyra, Schafberg, Schafheim, = stedt, = feld ꝛc. Küf, Kuf sind Umbildungen; Kyfhausen ist dasselbe was Chafhausen und Kufstein = Schafstein. Das Wort Schafskopf ist eine Tautologie und wird gewöhnlich als eine niedrige Bezeichnung betrachtet, obgleich es einen so erhabenen Ursprung hat; aber es geht hier wie mit zwei Verneinungen, die bejahen. Uebrigens war das Schaf ursprünglich gewiß nicht so dumm; es wurde erst durch das beständige Gängeln der Menschen unfähig zur Selbstständigkeit; gerade wie Menschen, die beständig gegängelt werden, auch zur Selbstständigkeit unfähig und Schafsköpfe werden. Wie die Slawen das Biber in Bober umgewandelt haben, so das Chaf, Schaf in Schöps, womit wir heute auch ein Schaf (so?) bezeichnen. Auf einem Hügel am Flusse Schöps bei Bautzen liegt ein alter Ringwall, unter dem jetzt das Dorf Schöps entstanden ist. Hier wurde das Chaf in Schöps entstellt, denn die Ringburg auf der Spitze des Hügels erhielt den Namen Chaf, Schöps, wie bei Schafhausen. Weil sie ein Hauptort war, so erhielten Fluß und Dorf von ihr den Namen!" Und so weiter.

Ganz kapital und für alle „Zopfwickler" überraschend ist das Folgende:

„Ein der Menschheit ureigenes Wort ist ur; es entstand durch die Quelle, Mur, Murmur, und bezeichnete im Allgemeinen den Ursprung, den Anfang der Dinge, die Schöpfung jeder Art. Es bezeichnete auch den Wasserquell und das Wasser selbst. Baskisch ura = Wasser, bretonisch dur, dour, wälsch: dwfrr, gäl. eurr, alle haben das ur behalten. Das Murmeln des Quells ist seine Sprache, der Lippenlaut trat nach denselben Regeln ein wie bei Ma und Mama. Die Quelle hat sich, wie der Kuckuk, ihren Namen selbst gegeben. Das lat. Susurrum, unser Murmeln, bezeichnet sowohl das Geräusch des Quells, als auch das des Waldes, wenn der Wind denselben reden läßt.

Tropisch bezeichnet es den Ohrenbläser, der ja auch ins Ohr zischelt. Die Hebräer haben ur als das Symbol für das Feuer, die Flamme, den Heerd und Feuerraum. Der Lateiner hat urere, brennen; der Brennstoff, Gas, entsteht aus dem erhitzten Brennmaterial eben so jeden Augenblick neu, wie das Wasser aus der Erde im Quell. Mit der Umlautung in or wurde lateinisch orire, entstehen, oriens, das neue Entstehende, also unser Ursprung, origo. Mit ur bezeichnet der Ire auch das Grün der Wiesen, das in jedem Frühjahre neu entsteht; auch die Hitze, das Erste, das Noble, wie das Böse, kurz das aus Nichts neu Entstehende. Ur, der Urochs, lat. urus, eben so die Ursache. Ob die Lateiner den ursus, Bär, für ein Urschwein gehalten, steht dahin. Nach Darwin allerdings möglich; Bärenschinken sind noch beliebt. Der Ur-an war der Urmann, griech. lat. Uranus, Vater des Saturn, Großvater der übrigen Götter. Uranus, der Himmel, als das, woher alles Geschaffene kam; auch Sitz der Götter und der Regenspender, also die Urquelle des Wassers; Urania die Himmlische. Die Urne, urna, von ur und umgekehrtem an = Wasser, also eine Tautologie, war ursprünglich das erste künstliche Wassergefäß, wie unser Topf, der ebenfalls vom irischen dob, dop seinen Namen hat." (S. 66.)

Mit derartigen Phantasien hat der rüstige Gegner der Gelehrsamkeit mehr als 300 enggedruckte Seiten gefüllt. Ob das Lesen derselben für deutsche Jungfrauen, für welche das Buch geschrieben wurde, eben so erheiternd ist, wie für uns Zopfwickler und Nichtjungfrauen, möge dahingestellt bleiben.

„Wälsch lam, gäl. leum, der Quell, Spring; das Wort bezeichnet überhaupt das Auf- und Hervorspringen, das Hüpfen, wie der Quell thut. Daher bezeichnet lamm den Sprung, und indem die Jungen von Schafen, Ziegen 2c. gleich nach der Geburt zu hüpfen und zu springen pflegen, werden sie Lamm und Lämmer genannt. Andere Jungen führen diesen Namen nicht. Wälsch Llamb, das Lamm, Llamwr, der Springer, Tänzer, gäl. leumadair. Indem zwei- und vierbeinige Thiere, wenn ihnen ein Bein unbrauchbar wird, zum Springen genöthigt sind, um sich fortzubewegen, so erhielten sie die Bezeichnung lahm, holl. lám. Lahmsein an den Füßen macht zum Springer. Das Wörterbuch der Natur war die erste Sprache." (S. 76.)

Diese Art von erhabener Etymologie wird auch in allerausgiebigster und ungemein lustiger Weise auf Orts- und Ländernamen angewandt.

„Wälsch: bot, ein runder Körper, runde Erhöhung des Bodens, irbot, ein Buckel, Flasche, Bot-er, ein großer Buckel; daher die vielen Botterberge in Deutschland. Da nun im Niederdeutschen die Butter auch Botter genannt wird, so hat man diese Berge hochdeutsch Butterberge genannt. Die Ortsnamen Bottersleth, Botterröed, Bottorp führen davon den Namen. Oft ist das r in u übergegangen; indem t in l überging, wurde Bollenberg, Bollmannsmühle 2c. daraus. Halberstadt hat einen Bullerberg. In Süddeutschland und in der Schweiz heißt die Butter auch Anke. Da nun das Botter in Butter übergegangen, so folgte auch die Uebersetzung in Anke; daher ist Ankenberg gleich Butterberg. Dorf Anken bei Hoya (— das freilich ganz im plattdeutschen Lande liegt, und wo der Landbewohner nie gewußt hat und noch heute nicht weiß, daß Anke Butter bedeutet!! —). Dorf Anker bei Ratzeburg. Im Osten von Deutschland wird die Butter Schmand genannt; daher wurde das Botter in Schmand übersetzt. Dorf Schmans ist gleich Butter; Schmantewitz, Schmandbruch. Indem nun Schmand und Schmalz dasselbe bezeichnen, so haben wir auch Schmalt, Schmalzenthin, Schmalzerode." (S. 185.)

Noch ein paar Proben und dann genug. „Wälsch hyn, heißt ein Vorvater, Ahn, grab ist Haufen, Gruppe; Hyn-grab also ein Haufen Vorväter, die darin begraben, und so einfach die Bezeichnung der Sache. Jetzt sind Hühnen daraus gemacht, und das Volk denkt dabei an Riesen, ohne zu wissen, daß es seine Vorväter waren." (S. 248.)

Auf der folgenden Seite wieder eine kapitale Entdeckung. „Die Steinaltäre, welche sich oft in der Nähe der Steinringe finden, hießen Dolmen, vom wälsch. Dol, Ring (!) und maen, Stein, also zum Steinring gehörig. Der Ring selbst, caer, wurde im Niederdeutschen zu Kerke, hochdeutsch Kirche; er vertrat den geweihten Versammlungsort; ir. toll, Höhle, tol, Kirchplatz; die Steinaltäre, Dolmen, bildeten Höhlen (!!) in denen Heiligthümer eben so aufbewahrt wurden, wie später in den Altären die Reliquien, und die Monstranz im Altarschrein. Die Decke der Höhle war ein breiter Stein wie unsere Altardecken."

„Gret, fret, frewt ist eine Umlautung des wälschen gyrhynt, Fluß. Aus frewt, fret, wurde durch hochdeutsche Umlautung Krebs, und dies wurde ebenfalls für Fluß gebraucht; daher haben wir Krebsbäche überall. Indem der Krebs ein Flußbewohner ist, erhielt er davon den Namen."

Vortrefflich! Man sieht, daß Herr R. alle Ursache hat, mit den „Zopfwicklern" auf schlechtem Fuße zu stehen; auch mit der „Grammatik", die ihm nicht passen will, liegt er in Fehde. Ihm ist die „Keltensprache die Sprache der alten Kulturvölker überhaupt, und sie verbreitete sich natürlich mit der Kultur. Wir haben in Berlin und überall Sirenen".

„Nach den Gelehrten stammen die Deutschen vom Halbgotte Teut; eine Mutter hatten sie nicht, wenigstens kein Symbol dafür, denn das Wort Mutter sollen die Deutschen, wie die Etymologen lehren, vom lat. mater erhalten haben. Echte Deutsche sind also nur Halbblut. Dagegen berichtet der Verfasser des Etymologicum magnum, der vor etwa 900 Jahren lebte, aus älteren Schriften: Kelto, die Tochter des Pretanus, verliebte sich in den Hercules und wohnte ihm bei. Darauf hinterließ ihr Hercules seinen Bogen, ihr sagend: würde ein Knabe geboren, so solle er König werden, wenn er vermöchte, den Bogen zu spannen, und es wurde der Knabe Keltos geboren. Von diesem die Völker der Kelten. — Der Vater, fügt Herr R. hinzu, also göttlicher Abkunft vom Herkules. Ferner: „Keltica vom Keltos, Sohn des Herkules und der Sterope, Tochter des Atlas." — Das also die Mutter der Kelten. Da nun Atlas ein Titane oder Himmelsstürmer, also mindestens ein Halbgott, so waren die Kelten echtes Vollblut. Es braucht sich also selbst ein Junker der keltischen Abkunft nicht zu schämen." (S. 273.)

Quod erat demonstrandum. Es geht nichts über die Dreistigkeit eines in dem Irrgarten der Etymologie phantastisch umhertaumelnden unwissenschaftlichen Autodidakten.

Von der Deckens und du Chaillu's Reisepläne gescheitert. Gegen Ende Novembers kam diese unwillkommene Kunde nach England. Herr von der Decken war, wie von Manchen im Voraus befürchtet wurde, an der Ostküste Afrika's mit den Eingebornen in feindselige Berührungen gekommen, und seine beiden Dampfer waren auf der Barre, welche an der Mündung des Dschub liegt (den er hinaufzufahren gedachte) zu Schaden gekommen. Nähere Nachrichten haben wir noch nicht gelesen; die obigen sind aus Sansibar an den dortigen britischen Consul Playfair gelangt, welcher sich gegenwärtig in London befindet, und wurden von ihm sofort der „Geographischen Gesellschaft" mitgetheilt.

Auch Paul du Chaillu hat umkehren müssen. Es war, wie wir früher im „Globus" mitgetheilt haben, sein Plan, von Westen nach Osten durch den Continent zu wandern, wo möglich bis zum obern Laufe der Zuflüsse, welche der Nil von Westen her erhält. Seinen Ausgangspunkt, an welchem er sorgfältige Vorbereitungen zur Reise getroffen hatte, bildete der Fernand Vaz in der Gabonregion. Er war eine beträchtliche Strecke weit ins Innere gedrungen, wie weit wissen wir jetzt noch nicht; dann wurden die Eingebornen feindselig, und der Reisende mußte sich mit den Waffen in der Hand bis zur Küste durchschlagen. Seine Tagebücher nebst den astronomischen Beobachtungen hat er gerettet.

Durch dieses Mißgeschick wird die Aufmerksamkeit wieder auf diese Regionen des äquatorialen Westafrika gelenkt, und es trifft sich recht gut, daß wir über dieselben eingehende Schilderungen im „Globus" mittheilen.

Großer Reichthum an Petroleum auch in Californien und Canada. Das Gold-, Kupfer-, Silber- und Quecksilberland ist nun auch ein Oelland geworden. Man hat in dem Gebirge, das sich als Monte Gobillan im Süden von San Francisco hinzieht, sehr reiche Petroleumquellen entdeckt; die reichsten liegen in Santa Clara County unweit von Gilroy, in der Nähe der Straße, die von San Juan nach Monterey führt, an beiden Seiten einer Schlucht, durch welche der Pajaro fließt. Dort ist Alles mit Petroleum durchschwängert; es dringt an vielen Stellen so dick wie Syrup aus dem Gestein, aus manchen Quellen kommt es aber auch rascher vor, und man hat vom Wasser des Flusses Oel geschöpft, das sehr gut brennt und beinahe geruchlos ist. Diese Oelgruben sind nun in Angriff genommen worden.

Ueber jene in Canada haben wir schon früher gesprochen. Wir finden aber jetzt noch einige neue Notizen. Petroleum quillt auf einer Insel im Huronsee; bei Packenham in Obercanada, und unweit vom Niagara; bei Point Gaspe, unweit von der Mündung des St. Lorenz, wo Holz in Fülle vorhanden ist, so daß Mangel an Fässern nicht eintreten wird. Die Hauptölregion in Canada ist aber immer noch die von den Seen Erie und

Huron und vom St. Clairflusse gebildete Halbinsel, durch welche die Thames fließt. Hier ist „Petrolia"; die Brunnen am Flusse geben reichen Ertrag, und den Centralpunkt bildet die Stadt Oil Springs, in Enniskillen County. Dort gewinnt man Petroleum „in ungeheurer Menge". Sechs Meilen nach Norden hin liegt die Stadt Petrolia. In Pennsylvanien und Westvirginien kommt das Oel in unebenem Gelände vor, dagegen ist die canadische Petroleumregion völliges Flachland, von den Flüssen bis zu 20 oder 30 Fuß ausgehöhlt, ohne jede Bodenwelle. Die Oberfläche ist durch Thon aus der Driftperiode gebildet, und an manchen Stellen liegt in ihm Petroleum; unter dem Thon liegt Kalkstein. Die als Lot Nr. 18 bezeichneten zwei Brunnen ergaben anfangs 2000 Fässer Oel im Tage; als diese mit einer Röhre ausgekleidet worden waren, betrug die Ausbeute ein volles Jahr lang zwischen 400 und 500 Faß. Lot Nr. 17 gibt wöchentlich 60 Faß, quillt aber nur an den drei letzten Wochentagen, gewöhnlich am Sonnabend 40 Faß. Berühmt ist der 237 Fuß tiefe Bruce-Brunnen; als man so tief gekommen war, trieb das Gas die Pumpe hinaus, und volle 40 Stunden lang sprang das Oel wie eine Fontaine sieben bis acht Fuß hoch. Dieser Brunnen ergab eine Zeitlang täglich 7000 Faß Oel; der Boden war fußhoch damit bedeckt. Jedenfalls kann Canada als ein Hauptölland betrachtet werden.

Ein Anglobrasilianer über die deutschen Arbeiter. Wir wiesen neulich nach, daß ein Yankeeabolitionist den Neger über die Deutschen stellt. Jetzt finden wir in der „Deutschen Zeitung" von Porto Alegre (9. September), daß ein Engländer in Rio sich in ähnlicher Weise ausläßt. Es ist immerhin gut, daß man bei uns weiß, wie manche Ausländer sich gegen uns benehmen; es kann das dazu beitragen, die übergroße Nachsicht vieler Leute gegen die Fremden ein wenig abzuschwächen und ihnen einen Wink darüber zu geben, daß deutsche Höflichkeit und Zuvorkommenheit keineswegs immer richtig gewürdigt wird. Also: das genannte deutsch-brasilianische Blatt schreibt:

In Rio erscheint eine englische Zeitung „The Anglo-Brazilian Times", die sich vorzugsweise den Handelsinteressen der englischen Banken- und Kaufmannshäuser widmet. — In Nummer 13 jener Zeitung hat nun ein „Eingesandt" das Licht der Oeffentlichkeit erblickt, dessen anonymer Verfasser eine ganze Masse Unsinn in die Welt sendet. Er redet nämlich der einheimischen Colonisation, vermittelst der Verwendung der wilden Indianer und der gemischten Bevölkerung Brasiliens (die er merkwürdiger Weise zur mongolischen (!!) Rasse zählt), das Wort, und nachdem er die schönen Eigenschaften dieser urwüchsigen Staatsbürger genügend gewürdigt und sich in einer Verklärung derselben gefallen, sowie die Nachlässigkeit und stiefmütterliche Gesinnung der Regierung in Bezug auf diese wichtigen Faktoren von Brasiliens Zukunft in der Tonart des Propheten Jeremias beklagt hat, geht er zu pathetischen Ausrufen über: „Man verdamme den brasilianischen Arbeiter nicht und werfe ihn nicht auf die Seite! Gönnet ihm einen Versuch — öffnet ihm eine Aussicht, und wir sind der Meinung, er wird sich als ein so guter Arbeiter ausweisen, wie der Deutsche oder der Schweizer. Wenn er träge ist, so hat er Grund dazu; er ist aber kein Trunkenbold wie der Deutsche (but he is not a drunkard like the German), der keine so gute Entschuldigung für seine Fehler finden kann!" — Und das hat ein Engländer geschrieben!!

Die Deutschen am La Plata. Eine „deutsche Zeitung am La Plata" erscheint zu Buenos Ayres. Sie entwirft ein recht erfreuliches Bild von den Verhältnissen der dortigen Deutschen und beschäftigt sich eingehend mit den südamerikanischen, insbesondere mit den argentinischen Handelsverhältnissen. Wir entlehnen ihr Folgendes:

Es ist bekannt, welch' großartigen Aufschwung die La Plata Länder seit den letzten 15 bis 20 Jahren genommen haben, d. h. seitdem die europäische Einwanderung aus den verschiedensten Ländern immer mehr und mehr ihre Schritte nach denselben lenkt, und ist bestimmt anzunehmen, daß dieser Zufluß, der so segensreich ist, auch fortdauern und sich bedeutend vermehren wird, weil man sich in Europa immer mehr davon überzeugt, daß die La Plata Staaten durch ihr gesundes Klima, durch die Leichtigkeit, mit welcher der arbeitsame, sparsame Einwanderer es bald zu etwas bringen kann, durch die liberale Regierungsweise, die hier zur Anwendung gebracht wird, sowie durch manche andere Vorgänge es wohl verdienen, als einer der wichtigsten Punkte für den Strom der Auswanderung empfohlen zu werden.

Spanier und Italiener sind unstreitig das größte Contingent unserer Einwanderer; dann kommen Franzosen, wozu auch die französischen Basken (die hier schon zahlreich sind) gezählt werden müssen; darauf folgen Irländer und Engländer, endlich Deutsche, zuletzt Nordamerikaner, Schweizer, Portugiesen, Brasilianer &c. Alle je nach Stärke der Einwanderung auf einander folgend. Wie viele Deutsche in den La Plata Staaten, d. h. in der Banda Oriental (Republik Uruguay) und der argentinischen Republik leben, ist uns nicht genau bekannt, indessen kann man deren Zahl mit Einschluß der deutschredenden Schweizer auf ca. 5000 bis 6000 veranschlagen, wovon 2500 in der Stadt Buenos Ayres leben.

Die Deutschen und damit verwandte Nationen sind hauptsächlich vertreten im Großhandel, Import- und Exportgeschäft, ferner sind sie Land- und Heerdenbesitzer, Schafzüchter, Barraqueros, Handwerker, vorzüglich Tischler und Möbelhändler, Tapezierer, Buchbinder, Kuchenbäcker.

Was die Vereinigungspunkte, die Clubs der Fremden betrifft, so existirt hier in Buenos Ayres für die fremden Kaufleute jeder Nation eine gemeinsame Gesellschaft, der sogenannte „Fremden-Club" in der Calle San Martin 36, der seit 20 Jahren besteht und sehr stark besucht wird. Wie schon der Name sagt, haben Eingeborne durchaus keinen Zutritt, was in Hinsicht auf die vielen politischen Störungen und Kämpfe, die in diesen Ländern tagtäglich vorfallen, gewiß als eine richtige Maßregel gelten kann. Der Eintritt kostet 2000 Papierthaler; der monatliche Beitrag 100 desgl. Die Mitgliederzahl beträgt etwa 340, größtentheils Deutsche und Engländer, und die Mitglieder finden dort eine Auswahl von über 60 verschiedenen Zeitungen aus allen Ländern vor.

Sonstige wirkliche Clubs besitzen von allen Fremden nur die Deutschen, nämlich: drei musikalische, die „Teutonia", die „Germania" und die „Concordia", welche alle Musik und Gesang als ihr Grundelement betrachten und ihren Mitgliedern die angenehmste Erheiterung und Geselligkeit bieten. Dann der Turnbund, gegründet 1855, der sich des besten Bestehens erfreut und vielleicht nicht anstehen wird, bei einem etwaigen in Deutschland Statt findenden deutschen Nationalturnen auch seine Deputation dorthin abzusenden, trotz der weiten Reise.

Jede fremde Nation hier, auch die Deutschen, hat ihre wohlthätigen Vereine: Krankenkassen, Unterstützungsgesellschaften, Hospitäler &c. Ein letzteres fehlt uns Deutschen noch, doch wird dessen Gründung vielleicht nicht mehr lange auf sich warten lassen.

In Montevideo existirt ebenfalls ein solcher „Fremden-Club" sowie, für Deutsche bestimmt, ein Gesangverein „Frohsinn". Die Anzahl der dort lebenden Deutschen ist bei weitem nicht so stark, als diejenige der in Buenos Ayres wohnenden.

Möge diese kurze Skizze dazu dienen, unseren europäischen Freunden einen Ueberblick über das Leben und Treiben der Fremden am La Plata zu gewähren! Sie werden immerhin daraus ersehen, daß, wer von Deutschland kommt, sich wohl eines freundlichen Empfanges und reger Theilnahme seitens der hier lebenden Deutschen gewärtigen mag.

Die Zahl der Indianer in Nordamerika ist in der jüngsten Zeit in wahrhaft grauenerregender Weise zusammengeschmolzen. Während der Census von 1850 für die Vereinigten Staaten noch etwa 400,000 Köpfe annahm, gibt jener von 1860 nur noch 283,385 auf, und seitdem hat sich die Zahl um mindestens 20,000 Köpfe vermindert.

Im Jahre 1860 waren die Indianer in folgender Weise vertheilt: Abgesehen von einigen hunderten, die in den Staaten von Neu-England leben, kamen auf: Neuyork 3785; Coloradogebiet 6000; westlich vom Arkansas im Indianergebiete 65,680; Gebiet Neumexico 55,100; Dakotah 39,664; Territorium Washington 31,000; Utah 20,000; Minnesota 17,900; Californien 13,540; Kansas 8189; Michigan 7777; Nevada 7750 und Oregon etwa 7000.

Kriege, Branntwein, Blattern und andere den Indianern von den Weißen zugebrachte Laster und Krankheiten räumen unter den braunrothen Leuten entsetzlich auf. Dazu kommt dann noch die Brutalität der „civilisirten" Menschen. Der Amerikaner Josiah Gregg schildert in seinem bekannten Werke über den Karawanenhandel auf den Prairien, in wie kaltblütiger Weise Indianer ermordet werden, blos weil sie Indianer sind. Julius Fröbel schreibt in seinem lehrreichen Werke: „Aus Amerika; Erfahrungen, Reisen und Studien", Leipzig 1855, im 2. Bande S. 109:

„Es ist eine Thatsache, daß der Versuch, ganze Indianerstämme zu vergiften, von weißen Leuten gemacht worden ist, und ich selbst habe mehrmals

die Frage discutiren hören, wie das am Besten zu machen sei."

Italien, in einer lettischen Geographie geschildert. Die Zahl der Letten mag etwa 1,050,000 betragen. Sie wohnen (500,000) in Kurland, in der südlichen Hälfte von Livland, in den westlichen Kreisen des Gouvernements Witepsk und in einem kleinen Theile des Gouvernements Kowno. Bekanntlich gehören sie zu den sogenannten passiven Rassen und haben nie eine geschichtliche Rolle gespielt. Ihre Literatur ist nicht von Belang, und die für das lettische Volk bestimmten Schulbücher sind fast alle von deutschen Predigern verfaßt worden. Einer derselben, Schulz in Mitau, hat eine Geographie für die Letten geschrieben, die als eine Curiosität betrachtet werden kann. Wir heben, nach der Uebersetzung des Herrn Kaspar Becsbardis, der die Letten dem Slaventhum vindicirt, folgende Schilderung Italiens aus:

„Italien ist ein ganz warmes Land, von Gott reichlich gesegnet, es wachsen da ꝛc. ꝛc. Ohne Schweiß des Menschen und das ganze Jahr gibts auf manchen Bäumen Früchte. Auch Weizen und Reis gedeihen wohl, und die Menschen haben ohne große Mühe an Früchten und gutem Fischfang ihr Auskommen. Auch hat man in solchem Lande weder viel Holz nöthig noch feste Häuser und dicke Kleidung, deshalb ist das Leben leicht, und es gibt schrecklich viel Menschen, aber sie sind besonders nach Süden träge und faul. Es ist ausgemacht, wer bei der Arbeit faul ist, ist bei allem Unfug schnell dabei. Es gefällt ihnen zu bummeln, zu betteln, mit unnützem Kram zu handeln und sich zu belustigen; sie sind auch große, sehr verwegene Räuber und Mörder, so daß die Reisenden Gefahr laufen; denn die Regierung ist schwach und vermag nicht, sie aus den Gebirgen, Wäldern und Morästen zu vertreiben. Alle sind starke Katholiken, aber in großer Finsterniß, ungebildete Menschen, beobachten zwar sorgfaltig den äußerlichen Gottesdienst, aber sie sind voll von der Sünde. Wenn du nur gut zahlen willst, dann wirst du bald solche finden, die deinem Feinde meuchlerisch das Messer in die Brust oder in den Rücken stoßen. Solche Mordthaten geschehen häufig in den Städten. Sonst haben sie helle Köpfe und Fähigkeiten und sind große Meister im Gesange und im Schauspiele, auch tüchtig in der Maler-, Bildhauer- und Baukunst, so daß aus der ganzen Welt die, welche solche Künste sehen oder gründlich sich aneignen wollen, nach Italien reisen. So ist nun zwar das Land wie ein Paradies von Gott geschaffen, aber auch durch die Sünden der Menschen und durch Aberglauben verderbt, und Gott hat ihnen gesetzt (über sie verhängt) eine große Strafe, sowohl durch allerlei tödtliche Schlangen und Insekten, als auch durch die zwei furchtbaren feuerspeienden Berge, Vesuv bei Neapel und Aetna in Sicilien, durch welche die schrecklichen Erdbeben entstehen, welche manchmal Städte, große Landstriche und viele tausend Menschen durch schrecklichen, fürchterlichen Tod verderben. — — Gott sei gelobt, daß wir in unserm Ländchen, wenngleich auch ein Jeder seine Beschwerde zu tragen hat, solche Schrecken und solche Mordthaten nicht kennen, sondern durch die Hand des barmherzigen Gottes und des starken Kaisers regiert und beschützt, sicher und ruhig leben können und wohl auskommen, wenn wir nur im Schweiße unseres Angesichts, wie der Herr selbst bestimmt, unser Brod mit herzlicher Dankbarkeit essen. Möge ihnen bleiben ihr heißes, reiches, aber mit Gefahren gefülltes Land und Finsterniß. Wollen wir wie Kinder des Lichts wandeln, die Wege des Herrn liebend, alsdann wird es uns nicht an dem rechten Gute fehlen."

Die pragmatische Vergleichung und Schlußmoral am Ende des Büchleins lautet: „Wir können gewiß glücklich und mit gutem Auskommen leben, wenn wir nur selbst sind gottesfürchtige, treue, gehorsame Unterthanen, ehrsame Arbeiter, und wenn wir erkennen und vernünftig gebrauchen das Gute, das wir in der Hand haben. Nachdem du dieses Buch mit Nachdenken gelesen und gehört hast, wie es in den fremden Ländern geht, wirst du gewiß oftmals gesagt haben: Gott sei Dank, daß wir in solchem Lande und bei solchen Menschen nicht leben! Und wenn ich dir noch erzählen würde, welchen schweren Broderwerb, welches theure Brod und welche schwere Arbeiten die Fabrikarbeiter, Bergleute und viele Andere haben; was für große Abgaben und Kronzahlungen in anderen Ländern, besonders in Deutschland, Frankreich und dem stolzen England vorhanden sind, so würdest du es nicht einmal glauben. Dennoch ist es dort so, so daß du nicht einmal ein Lof Getreide, nicht ein Ei, nicht ein Küchlein oder ein Thierchen verkaufen oder schlachten oder verschenken kannst, für das du nicht zuvor an die Krone eine große Summe bezahlt hast; und wenn ich sage, daß für jedes Pferd, auch jeden Hund, den du im Hause hältst, alljährlich an die Krone zu zahlen ist, daß auch für jedes Fenster und jede Thür deines Hauses Abgaben und für jede Werst Wegegelder zu zahlen sind, und demnach Abgaben ohne Zahl, wenigstens zehnmal größere als dir oder mir zu leisten sind; alsdann würdest du wohl Hände und Gemüth erheben, Gott und dem lieben Kaiser herzlich dankend ꝛc."

Slavisches aus der sächsischen Lausitz. In Bautzen erscheint (oder erschien bis zum Herbst 1865) eine „Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft", herausgegeben von J. E. Schmaler, der sich slavisch Smolér nennt. Es ist diesem Manne Ernst mit der Pflege des slavischen Elementes in seiner Heimat, er ist als Schriftsteller und Buchhändler thätig dafür, und seine Bemühungen sind auch von Seiten Rußlands durch Verleihung eines Ordens anerkannt worden. In der genannten Zeitschrift (II. Heft 4) finden wir eine „Reiseerinnerung an Bautzen", welche aus dem tschechischen Blatte „Narod" übersetzt worden ist. Der Verfasser heißt Joseph Kolarsch. Er wundert sich, daß er auf der Fahrt von Dresden nach Bautzen nicht ein einziges slavisches Wörtchen gehört habe.

„Es war schon finster, als ich in Bautzen ankam, und ich begab mich in den Gasthof zur „Goldenen Krone", weil daselbst die bautzener Serben ihre Bjeseda (d. h. Verein zur geselligen Unterhaltung) zu halten pflegen. Ich glaubte, es wäre da wie bei uns in der prager Bjeseda. Aber wie wurde ich getäuscht! Der Wirth, ein Deutscher, erklärte mir, daß die Mitglieder nur einmal in der Woche zusammen kämen." Der Tscheche ging dann auf den Stadtkeller, wo er Herrn „Smoler" und den Bulgaren Petrow traf, der in Bautzen ein bulgarisch-deutsches Wörterbuch drucken läßt; dann kamen noch zwei lausitzische Serben: ein Gerichtsaktuar und ein Kaplan. „Wir unterhielten uns vortrefflich, und unsere Conversationssprache war — Russisch! Herr Smoler hat sich vor einigen Jahren 11 Monate in Rußland aufgehalten, Herr Petrow aber einige Zeit in Kiew studirt. Man sieht, daß die deutsche Sprache nicht gerade die „panslavistische" sein muß, sondern daß hier wie bei den Slowaken bereits die russische Sprache als diplomatische existirt, d. h. als Mittel des gegenseitigen Verständnisses. Wie leicht könnten wir uns verständigen, wenn jeder gebildete Slave nur einen slavischen Dialekt und zwar den wichtigsten, den russischen, erlernte!"

Die lausitzer Serben zerfallen in einen preußischen und sächsischen Antheil und auch sprachlich in Ober- und Niederlausitzer, und dann noch in Protestanten und Katholiken. In zwei kleinen Kirchen Bautzens wird serbisch gepredigt.

F. v. H. **Bevölkerung Wiens am 1. Dezember 1864.** Nach den Ergebnissen der am 1. Dezember 1864 vorgenommenen Volkszählung belief sich die Einwohnerzahl Wiens am obengenannten Tage auf 550,241 Seelen. Diese Summe, welche blos die innerhalb der Linienwälle Wohnenden begreift, vertheilte sich wie folgt auf die einzelnen Bezirke: Innere Stadt 58,634, Leopoldstadt 70,100, Landstraße 73,115, Wieden 58,939, Margarethen 49,142, Mariahilf 62,419, Neubau 71,964, Josephstadt 50,002, Alsergrund 55,926 Einwohner, woraus hervorgeht, daß der Bezirk Landstraße der größte, Margarethen aber der kleinste ist. Rechnet man zu der Totalsumme noch die am 1. Dezember 1864 in Wien befindliche Garnison mit 28,284 Mann hinzu, so ergibt sich im Ganzen eine Summe von 578,525 Seelen. Wien ist somit die fünftgrößte Stadt in Europa, und zwar wird es von Berlin nur um wenige tausende übertroffen. Wenn man die Zunahme der Bevölkerung Wiens näher untersucht, so ergeben sich die sehr befriedigenden Verhältnisse von $1 : 2_{,30}$ für das verflossene halbe Jahrhundert 1815 bis 1864, und von $1 : 1_{,34}$ für die letzten 25 Jahre 1845 bis 1864; jedoch steht der Bevölkerungszuwachs der innern Stadt bei weitem in keinem Verhältnisse zu jenem der Vorstädte; so betrug in der letztern Periode (1845 bis 1864) die Zunahme der innern Stadt blos 7%, jene der Vorstädte hingegen 36%. Wollte man in die Einwohnerzahl Wiens auch die Bevölkerung der zum wiener Polizeirayon gehörigen, dicht an die Vorstädte anstoßenden Ortschaften aufnehmen, so würde sich die Gesammtsumme wohl mit mehr denn 700,000 Seelen beziffern.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

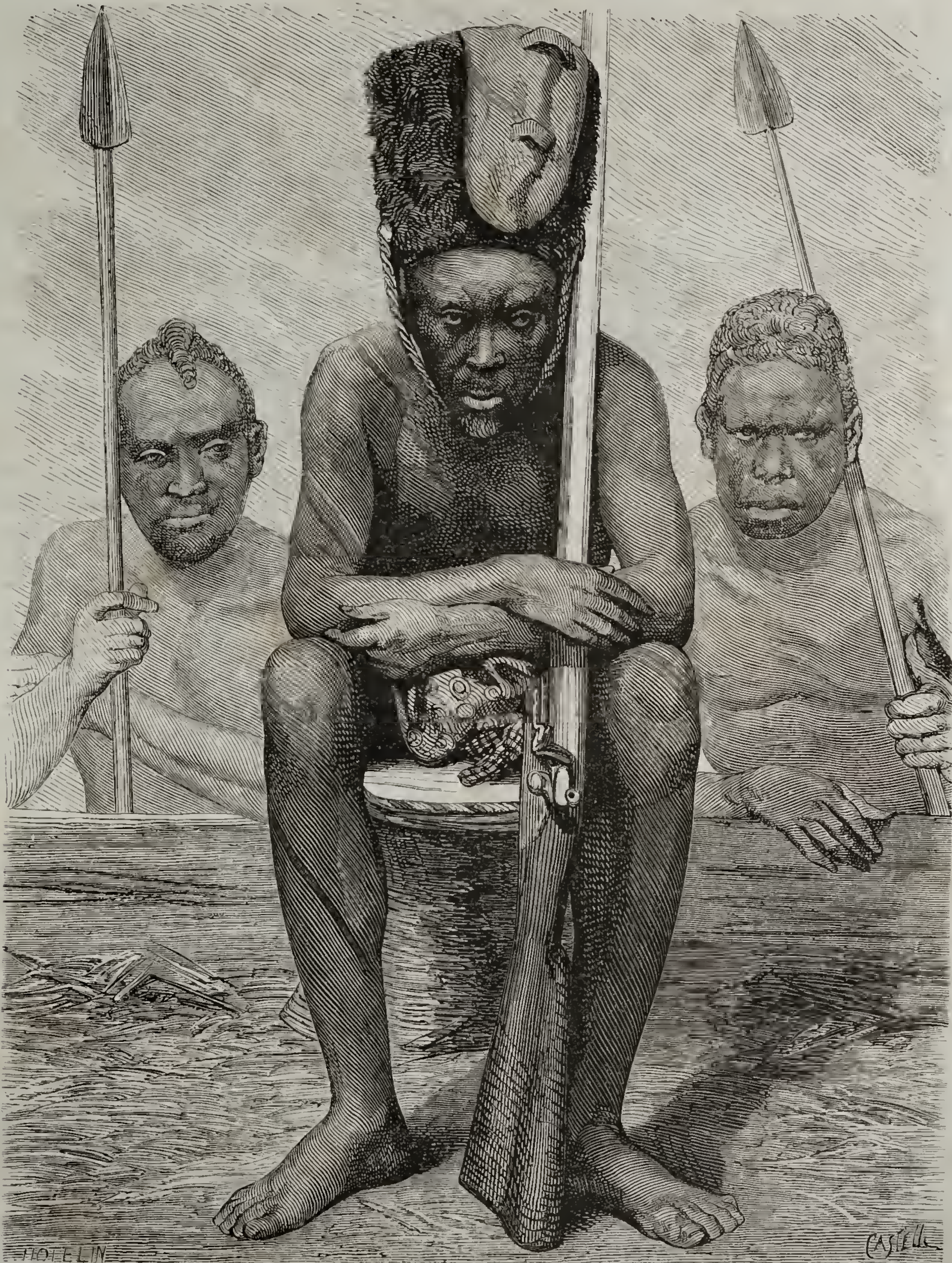
Schilderungen aus dem äquatorialen Westafrika.

III.

Aeußere Erscheinung der Fans. — Besuch in ihren Dörfern. — Putz der Frauen; das Ito. — Waffen; Bearbeitung des Eisens. — Armbrust und vergiftete Pfeile. — Friedliche Tänze und Kriegsspiele. — Wie es sich mit dem Kannibalismus verhält. — Der Gorilla. — Elephantenjagden. — Das Delta des Ogowaï. — Der Häuptling von Dambo. — Der Stamm der Galos. — Sandbänke im Strom. — Fahrt zu den heiligen Inseln im Jonanga-See. — Die Aschankoloberge und das Volk der Aschiras. — Insel Arumbe. — Yondogowiro der Priesterkönig und seine Gemahlin. — Fetischseminaristen. — Beschwörung der Geister. — Der Anengue-See. — Ausflug auf dem Ramboe.

I. Die Pahuins oder Fans.

Wir haben in zwei Aufsätzen das Land am Gabon geschildert und die Völker, welche an der Küste oder in der



Häuptling und Krieger der Pahuins. (Nach einer Photographie.)

Nähe derselben wohnen. Mit diesem dritten Artikel bringen wir die Darstellung zum Abschluß. Wir führen unsere Leser in das Gebiet der Fans oder Pahuins, welche die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, seitdem sie durch Paul du Chaillu einigermaßen bekannt wurden. Dann folgen wir dem Dr. Griffon du Bellay auf seiner Fahrt auf dem Ogowaïflusse zum Volke der Aschiras

und bis zum Jonanga-See, in welchem heilige Inseln liegen.

Die Dörfer der Bakalaïs und jene der Pahuins liegen nicht weit von einander. Als unser Gewährsmann im Jahr 1862 zum ersten Mal ein Dorf der letzteren besuchte, hatten die Pahuins sich erst ganz vor Kurzem an einem sehr gekrümmten Nebenflusse des Como angesiedelt. Auf einem Hügel stand, gleichsam als Vorposten, eine vereinzelte Hütte; das Dorf selber lag zwischen Bäumen versteckt. Die Pahuins sind sehr streitbar, immer auf der Hut und vorbereitet, einem etwaigen Ueberfalle zu begegnen. Als der weiße Arzt und die beiden ihn begleitenden Seeoffiziere in Sicht kamen, trat urplötzlich eine ganze Schaar von Kriegern hervor, selbst die Knaben schwangen ihre Wurfspeere, und der Häuptling war mit einem förmlichen Arsenal von Waffen bedeckt, namentlich Hassagayen und langen Messern. Dieser starkgebaute Mann mochte etwa 40 Jahre alt sein, hatte ein knochiges Gesicht, vorspringende Stirn, abgeplattete Schläfen, sehr lange, hagere Arme und war auf der Brust mit häßlichen Narben tättowirt. Von Bekleidung keine Spur, außer einem Thierfell, das den Unterleib bedeckte.

Die weißen Männer wurden sehr kühl empfangen; die Sache nahm aber eine andere Wendung, nachdem der Dolmetscher seine Anrede gehalten hatte und allerlei Geschenke ausgepackt wurden. Diese Pahuins hatten nie zuvor einen Europäer gesehen, wußten aber, daß dergleichen an der Küste leben, und so war ihre Ueberraschung nicht allzu groß. Als Taback vertheilt wurde, geriethen Alle in die beste Laune. Während sie grinsend lächelten, kamen ihre spitzgefeilten Zähne zum Vorschein, und wer diese Wilden so sah, zweifelte gewiß keinen Augenblick daran, daß sie Kannibalen seien. Das Dorf glich einer Art von Festung; die Hütten, ungefähr 300 an der Zahl, bildeten zwei ganz parallel laufende Reihen; diese lange Gasse hatte an beiden Enden Verrammelungen, welche gut bewacht wurden. Auf den ersten Blick überzeugt man sich, daß man es mit einem eigenthümlichen Volksschlage zu thun hat.

Die Kinder tummeln sich munter umher und treiben allerlei Possen; sie sind recht hübsch gestaltet und erscheinen nicht unintelligent. Das ändert sich aber, sobald sie mannbar werden, und mit dem fünfzehnten Jahre kommt der Rassentypus stärker hervor, die Wohlbeleibtheit verschwindet, die Backenknochen treten ungemein stark heraus, die Schläfen fallen ein, die Stirn tritt in einer besondern Weise hervor, welche man nur bei den Pahuins findet. Man unterscheidet sie sofort von den Mpongue oder irgend einem andern Stamm am Gabon.

Auch die Frauen haben einen langen Kopf und stark vortretende Stirn, sind sehr fleischig, doch kommt ein Dickwerden bei ihnen nicht vor; dasselbe ist überhaupt bei den schwarzen Völkern nicht häufig. Ihr Gesicht ist nicht so knochig und mager wie jenes der Männer, ihre Hand oft überraschend fein und zart; sie behängen sich mit Glasperlen auch auf dem Kopfe, so daß dieser Schmuck vor den Augen hin und her sich bewegt; Arme und Beine sind mit Reifen von geglättetem Eisen und Kupfer geziert. Junge Mütter machen sich dadurch schön, daß sie sich mit einer rothen Farbe von unten bis oben beschmieren; das Kind wird in einem mit Kaurimuscheln verzierten Gehänge getragen. Mit Kleidung befassen sich diese schwarzen Damen nicht, denn schwerlich können wir den Ito dafür gelten lassen.

Was aber ist ein Ito? Ein Stück zusammengefalteter rother Rinde, welches unter dem Gürtel hinweg gezogen wird, und dessen eines Ende sich auf dem Rücken fächerartig ausbreitet, etwa so, wie der Schweif eines Puterhahns. Diese „Bekleidung" ist einem Feigenbaume, dem Emvien, entlehnt, mit dessen Blatte sich ja auch Vater Adam und seine Ehehälfte bekleidet haben sollen.

Je näher die Pahuins den europäischen Faktoreien rücken, um so mehr verlieren sie schon jetzt und sehr schnell Manches von ihren Eigenthümlichkeiten. Von Haus aus sind sie Jäger und Krieger; deshalb haben sie von den Weißen zuerst Feuergewehre angenommen und dann Baumwollenzeuge nebst allerlei Flittertand, nach welchem ja alle schwarzen Völker so begierig sind.

Wir geben photographisch-treue Abbildungen der Pahuins; es liegt ungeheuer viel Barbarei in diesen Gesichtern.

„Die Waffen sind charakteristisch. Der Pahuin versteht sich auf die Bearbeitung des Eisens, was bei den anderen Stämmen der Gabongegend nicht der Fall ist; er verfertigt Wurfspeere, große Kampfmesser mit sehr scharfer Spitze und von sehr hübscher Zeichnung. Solch eine Waffe muß in den Händen dieser Leute furchtbar sein. Kürzere Messer sind zu verschiedenem Gebrauche bestimmt; auch verfertigt man Hohlbeile und vortreffliche Aexte von einer eigenthümlichen Gestalt, denn sie bilden einen Vogelkopf, der auf einem gebogenen Stiele sitzt. Du Chaillu sagt, daß diese Waffe aus der Entfernung gegen Feinde geschleudert werde; mir sagte man, sie sei eine Art von Opfermesser, mit welchem man Menschen abschlachtet, die dann in aller Gemüthsruhe mit bestem Appetite verspeist werden. Ein Schlag mit dem Vogelkopf, welcher gegen die Schläfe geführt wird, ist unmittelbar tödtlich; mit dem gekrümmten Theile wird dann der Kopf abgerissen.

Alle Klingen sind gut gearbeitet und viel besser als die meisten Säbel und Messer, welche durch den europäischen Handel nach Afrika gelangen; auch verziert man sie mit gravirten Mustern, man rippt sie aus und manchmal werden sie mit Kupfer eingelegt. Dabei tritt zuweilen ein recht guter Geschmack zu Tage. Die Schmiede ist sehr einfach, wie überhaupt in Afrika, in welchem auch der Blasbalg seit langer, lieber Zeit allgemein bekannt ist.

Als die gefährlichste Waffe des Pahuin erscheint aber eine kleine Armbrust, vermittelst welcher er stark vergiftete Bambuspfeile schießt. Die Handhabung erfordert eine nicht geringe Kraft; die Sehne schnellt aber bei sehr leichtem Druck ab; man handhabt die Waffe wie eine Flinte und kann mit derselben recht gut zielen. Das Gift wirkt entsetzlich; mehre Pfeile sind in Paris chemisch untersucht worden und es hat sich herausgestellt, daß dasselbe unmittelbar auf das Herz wirkt. Die Pahuins gewinnen den Saft aus einer Kletterpflanze, der Inceh oder Anaye; sie gehört zur Familie der Apocyneen. Uebrigens ist diese Armbrust mit den vergifteten Pfeilen mehr eine Jagd- als Kriegswaffe."

Die weißen Männer betrachteten sich eine große Anzahl von Hütten und fanden in denselben mancherlei Gegenstände, welche bei den Gabonesen nicht vorkommen. Als sie den Häuptling besuchten, kamen Spielleute herbei, schlugen auf Tamtams und das ganze Dorf begann zu tanzen. Dabei nahmen sich die Frauen mit dem Ito seltsam genug aus; der Fächerschweif mußte ununterbrochen hin und her wackeln. Uebrigens ist der Tanz sehr einfach; doch haben die Pahuins auch Kriegstänze. Zwei streitbare Männer treten einander gegenüber; sie tragen allerlei Waffen; das Haupt ist mit Federn geschmückt; am Halse

haben sie auf eine Schnur gereihte Tigerzähne hängen; über der linken Schulter ein gewaltiges Kriegsmesser in einer Scheide von Schlangenhaut, um den Gürtel schlingen sie das Fell eines wilden Thieres, und in demselben steckt ein Dolch; in der linken Hand halten sie mehre Wurfspeere und in der rechten einen großen und dicken Schild aus Elephantenhaut. Solchergestalt ausgerüstet, liefern sich die beiden Kämpfer ein Scheingefecht; sie treten einander gegenüber mit weit geöffneten Nüstern, und auch der Mund



Junge Pahuinfrau mit ihrem Kinde. (Nach einer Photographie.)

wird so weit als irgend möglich geöffnet, damit die spitzgefeilten Zähne zum Vorschein kommen.

Alle Europäer, welche in Berührung mit den Fans gekommen sind, stellen dieselben, trotz des Kannibalismus, über die Gabonesen. Menschenfresser sind sie, das steht fest; Griffon du Bellay meint aber, die Sache sei von du Chaillu doch übertrieben worden. Derselbe wolle in den Dörfern gesehen haben, daß Menschenknochen umherliegen, aber die französischen Offiziere, welche doch in manchen Ortschaften gewesen sind, fanden keine sichtbaren Spuren von Anthropophagie. In den Dörfern, welche in der Nähe der europäischen Faktoreien liegen, wurde Menschenfleisch insgeheim verzehrt; nicht aus Furcht vor den Franzosen, deren Einfluß jetzt noch nicht weit genug reicht, sondern weil sie die Sache selbst nicht vor Leuten merken lassen wollen, welche dieselbe nicht billigen; selbst ihre Kinder dürfen bei solch einem Mahle nicht zugegen sein. Aehnliche Zurückhaltung ist auch bei einigen Anthropophagen der Südsee beobachtet worden. Man scheint zu fühlen, daß es unnatürlich ist, seinesgleichen zu verzehren.

Die Fans sind weither aus dem Innern gekommen; sie sind sehr gewandte Jäger, haben aber gar keine Anstelligkeit und kein Geschick, Kähne zu lenken; sie werden wohl ihre ursprüngliche Heimat auf einer stark bewaldeten Hochebene gehabt haben, wo kein Ueberfluß an Lebensmitteln war. (Der Gedanke an Arbeit und Feldbau war ihnen natürlich vollkommen fremd.) Noch jetzt, also in der Nähe der Küste, verzehren sie Schlangen, Insekten, ver-

dorbenes Fleisch, kein Abfall ist ihnen zu schlecht, und in der Noth haben diese trägen Menschen dann auch Menschenfleisch genossen. Dasselbe ist der Fall bei den Bakalaïs. Indessen verschwindet diese Barbarei nach und nach in dem Maaße, als die Wilden in der Nachbarschaft der Europäer seßhaft werden.

Bis jetzt haben sie sich kaum zum spärlichen Anbau einiger wenigen Pflanzen verstanden; sie gehen lieber in den Wald auf die Jagd. In ihrem Gebiete findet man den erst vor nicht vielen Jahren bekannt gewordenen und so viel besprochenen Nginna oder Gorilla. Bevor du Chaillu seine Berichte gab, waren übrigens schon von einigen fran-



Frauen der Pahuins. (Nach einer Photographie.)

Was ihre übrigen Sitten und Gebräuche anlangt, so heben wir hervor, daß Blutvergießen nicht mit Blut gebüßt wird, sondern, wie wir sagen würden, mit einer Geldstrafe. Vielweiberei geht nicht so arg im Schwange wie bei den Mpongue; man heiratet nicht so früh und die Ausschweifungen sind auch nicht ganz so arg. Statt einer Religion haben sie Fetischismus.

zösischen Aerzten und Offizieren ein paar Exemplare nach Brest und an den pariser Jardin des Plantes geschickt worden. Dieser Riesenaffe ist allerdings so groß wie ein ausgewachsener Mann und manchmal noch größer, aber seine Schultern sind doppelt so breit, und deshalb hat die Brust eine so gewaltige Ausdehnung. Der sehr dicke Kopf steckt tief in den Schultern, doch das Gehirn ist unver-



Ein Dorf der Pahuins. (Nach einer Photographie.)

hältnißmäßig klein. Auf der Hirnschale befindet sich ein hoher Kamm, mit welchem die starken Muskeln zusammen hängen, vermöge deren er die Kinnladen bewegt. Diese haben eine fabelhafte Kraft. Die Nase ist abgeplattet, die Stirn tritt nach hinten zurück, das Hirn, wie schon gesagt, ist klein und unvollkommen; dagegen sind die Arme, welche bis zu den Knieen hinabreichen, sehr stark; die unteren Gliedmaßen zu kurz, sonst aber wohlgestaltet; der vordere Theil des Fußes ist nicht gehörig entwickelt, und deshalb kann das Thier nicht lange gerade aufrecht stehen; das schwarze, glatte Haar wächst über den ganzen Körper.

Die Schwarzen haben große Furcht vor diesem gewaltigen Affen, der in ihren Sagen, Erzählungen und im Aberglauben eine große Rolle spielt. Er ist nicht etwa ein fleischfressendes Thier, und es scheint, daß er Menschen nur dann angreife, wenn sie feindlich gegen ihn auftreten. Der Jäger kann ihm ganz nahe kommen, ist aber unrettbar verloren, wenn sein Schuß nicht auf der Stelle tödtet. Es scheint, als ob das Leben aus diesem ungeheuern Körper sehr rasch entweiche; alle Gorillas, welche Griffon du Bellay gesehen hat, waren an Wunden gestorben, welche den Tod eines Menschen nicht unmittelbar zur Folge gehabt haben würden. Eine eigenthümliche Vorrichtung im Kehlkopfe ermöglicht, daß dieser Affe seiner Stimme eine erschreckliche Stärke geben kann; das Geschrei eines jungen Gorilla gleicht aber auf ein Haar dem eines menschlichen Kindes, und man könnte auf den ersten Blick solch ein Gorillachen mit einem Negerlein verwechseln, wenn nicht die Haare wären. Es ist niemals gelungen, solch ein Junges aufzuziehen und zu zähmen, und es kann gar keine Rede davon sein, einen ausgewachsenen Gorilla lebendig einzufangen.

Der Elephant dieser Gegenden hat außerordentlich stark entwickelte Zähne. Man sieht Proben davon auf unserm Bilde, welches den schwarzen Elfenbeinhändler Uassengo darstellt. (Siehe S. 199.) Die Pahuins liefern, unter den verschiedenen Stämmen, jetzt das meiste Elfenbein. Früher, als sie zuerst am Como erschienen, jagten sie für Rechnung der Bakalaïs, von denen sie Flinten bekamen; sie mußten die Zähne abliefern, durften aber das Fleisch für sich behalten. Jetzt haben sie selber Schießgewehre und verwerthen ihre Jagdbeute für sich. Der Pahuin versteht sich vortrefflich auf die Eigenthümlichkeiten des Elephanten, der truppweis in den Wäldern lebt und sich so ziemlich in derselben Gegend hält. Man veranstaltet eine Art von Treiben, beunruhigt die Thiere und richtet Alles dabei so ein, daß sie sich auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum zusammendrängen. Dieser wird dann mit Schlingpflanzen und Gesträuch umschlossen; ein solcher Zaun kann natürlich die Elephanten nicht am Durchbrechen hindern, bildet aber immerhin ein Hinderniß, und zu rechter Zeit wird ein Angriff mit Speeren und Flinten gemacht. Dann und wann werden Elephanten vergiftet, auch wohl in Fallen gefangen, oder vermittelst einer besondern Vorkehrung eines gewaltigen, zugespitzten Balkens erschlagen. Dieser wird an einem Punkt im Wald angebracht, welchen der Elephant auf der Flucht nothwendig berühren muß; der Balken stürzt herab und zerschmettert den Rückenwirbel.

Die Franzosen sehen ganz gern, daß die Pahuins der Küste immer näher kommen. Was sie aber „zum Nutzen des Landes" mit solchen trägen Barbaren anfangen wollen, ist uns wenigstens unklar. „Sie werden unruhige Unterthanen sein und Hülfsgenossen, die man nur mit Mühe im Zaume halten kann. Für gewöhnlich erscheinen sie ziemlich sanft und gastlich, dabei ist aber ihr Charakter auch mißtrauisch und wankelmüthig. Aber eine Energie steckt in ihnen, welche sonst bei den Schwarzen nur selten vorkommt." Also die vollen, leibhaftigen, für die Welt ganz unnützen Barbaren.

II. Eine Fahrt auf dem Ogowaï zu den heiligen Inseln im Jonanga-See.

Im Jahr 1862 wurden die Häuptlinge am Kap Lopez durch Verträge den Franzosen unterthan. Dieses Vorgebirge liegt zwischen dem Aequator und dem 1° südl. Br., in dem Delta, welches durch die Verbreiterung und das Auseinanderweichen der Mündungen des Ogowaï gebildet wird. Der Strom war damals nur erst sehr wenig bekannt. Sein nördlicher Deltaarm, der Nazaré, wurde damals ganz französisch. Der befehligende Admiral wollte die Flagge seines Landes zeigen, den Ogowaï untersuchen lassen und wo möglich ermitteln, ob zwischen diesem und den Zuflüssen des Gabon eine Wasserverbindung vorhanden sei. Der Schiffslieutenant Serval unternahm die Fahrt mit dem „Pionier", und Griffon du Bellay ging mit ihm.

Am 18. Juli, mitten in der trocknen Jahreszeit, kamen sie in den Nazaré, der um mehr als 6 Fuß gefallen war und noch immer seichter wurde. Am andern Morgen saß der Pionier, etwa 60 Miles von der Einfahrt, auf einer Sandbank fest, schon im Ogowaï selbst. Das in den sumpfigen Stromniederungen wuchernde Mangrovegebüsch war verschwunden; jetzt traten Pandanus und Yuccas auf, dann auch Oelpalmen und Enimbas, kurz, die ganze üppige Vegetation, wie wir sie in der vorigen Nummer geschildert haben. Aber im Flußbett überall Inseln und Sandbänke, und der Pionier wurde nur durch große Anstrengungen wieder flott. Etwa 16 Miles weiter aufwärts lag das Dorf Dambo, und weiter konnte der Pionier nicht kommen; er hätte sonst bis zur nächsten Regenzeit fest liegen müssen.

So blieb nichts übrig, als einen Kahn zu besteigen. Mit einem solchen konnte man natürlich nur langsam vorwärts kommen und war von dem guten oder bösen Willen der Eingebornen abhängig.

Der Häuptling in Dambo hieß Ngowa Akaga; er benahm sich sehr gut und besuchte am Abend den Watanga, d. h. das große Schiff der Weißen. Sein Erstaunen über Alles, was er sah, war doch nur mäßig, auch in seinen Lobeserhebungen lag einige Zurückhaltung; und das war sehr löblich; denn was der Schwarze sehr lobt, danach ist er habgierig. Er gab eine seiner größten Pirogen her und dazu noch einige Matrosen. Und dann begann eine Fahrt, die volle drei Wochen dauerte und auf welcher die Reisenden nur selten einige Ruhe hatten.

Gewöhnlich wurde Morgens sehr früh aufgebrochen, während der heißesten Tagesstunden bei einem Dorf angelegt, nachher bis Abends weiter gerudert und bei der ersten besten Ortschaft übernachtet. Weit und breit am Flusse waren die Leute in Bewegung; neugierig waren sie sehr und Geschenke wollten sie auch haben; jeder Häuptling machte Anspruch darauf, die Weißen bei sich zu sehen; Nichtbeachtung galt für Beleidigung. Die weißen Männer waren an dem wichtigen Dorf Arumbe vorübergerudert, weil sie dasselbe nicht bemerkt hatten, und rasteten dann etwas weiter stromauf. Bald erschienen ein halbes Dutzend Nachen mit Bewaffneten; sie verlangten, daß umgekehrt werden solle; fast gleichzeitig kam eine Flottille von oben her aus einem andern Dorfe, an welchem die Europäer

vorüber fahren mußten. Zwischen beiden Theilen erhob sich ein sehr lautes und heftiges Palaver, das aber am Ende ruhig ablief. Man einigte sich dahin, daß Arumbe während der Rückfahrt besucht werden solle; aber so viel war nun ausgemacht, daß in jedem Dorfe vorgesprochen werden mußte. So geschah es in Gamby, Atschanka und Iganeh, alle von Leuten bewohnt, die von der Küste stammen und vermittelst des südlichen Mündungsarmes landeinwärts gekommen sind, während andererseits jene von Dambo und Arumbe offenbare Verwandtschaft mit den Gabonesen haben und am nördlichen Mündungsarme, dem Nazaré, stromauf gedrungen sind.



König Yondogowiro als Geisterbeschwörer. (Nach einer Zeichnung von Griffon du Bellay.)

Die Reisenden befanden sich nun inmitten des Stammes der Galos (Galois). Er ist der wichtigste am Ogowaï, scheint von den übrigen verschieden zu sein, redet aber so ziemlich dieselbe Sprache. Was an Ackerbau vorhanden ist, gleicht genau dem am Gabon; doch waren einige hübsche Tabackspflanzen vorhanden; sie waren aus Congo gekommen und die Galos wußten die Blätter nicht zu benutzen! Doch ist der Feldbau ungemein spärlich; nur dann und wann wird der Boden ein wenig aufgekratzt und besamt. Die Eingebornen kennen gar kein Mineral, nicht einmal Eisen. Ihre Waffen und Werkzeuge bekommen sie durch Vermittlung der Handelsleute an der Küste aus den Schiffen und Faktoreien der Europäer, oder von den ostwärts wohnenden Aschebas, welche, gleich den Fans, Eisen zu schmelzen und zu bearbeiten verstehen.

Die Sandbänke am Ufer boten eine eigenthümliche Erscheinung dar, kreisrunde Aushöhlungen von merkwürdiger Regelmäßigkeit, von etwa 4 Fuß Durchmesser und $1\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe. Die meisten lagen, des niedrigen Wasserstandes wegen, frei. Diese Löcher gräbt ein hier sehr gemeiner Fisch, der Cendo, mit seiner gehörnten Schnauze, um seinen Rogen darin abzulegen.

Serval wollte den Ogowaï bis zu dem Punkt hinauffahren, wo er durch die Vereinigung des Okanda und des N'guniai gebildet wird. Dort hoffte er neuen Stämmen zu begegnen, z. B. den Eninkas, welche direkte Verbindung mit den Zuflüssen des Gabon zu haben scheinen, und vielleicht auch mit den Oschebas, welche manches Uebereinstimmende mit den Fans aufweisen. Aber die Reise wurde immer unsicherer, das Volk immer gieriger nach den verschiedenen europäischen Waaren, welche in der Pirogue geborgen waren. Schon in Arumbe hatten die Neger Nachts in allem Ernste berathen, ob sie zu offener Gewalt schreiten und den Kahn plündern sollten; sie beschlossen, mit den Leuten im großen Dorfe Bombolieh gemeinschaftliche Sache zu machen und mit ihnen den Raub zu theilen.




Ngowa und Agueille, Frauen vom Stamme der Galos. (Nach einer Zeichnung von Griffon du Bellay.)

Von weiterm Vordringen konnte nun keine Rede mehr sein, und Serval fuhr zurück, um den See Eliva oder Jonanga zu besuchen, von welchem die Leute am Ogowaï, namentlich die Galos, so viele wunderbare Dinge erzählten. Dort ist das eigentliche Heiligthum ihrer Religion; dort könne man seltsame Erscheinungen sehen. In den Wolken schwimmen große Fahrzeuge der Weißen, welche am Kap Lopez vorüberfahren, also in einer Entfernung von etwa 35 deutschen Meilen. Dort wohnen gewaltige, mißtrauische Geister, und wenn ein Nichteingeweihter sich den heiligen Inseln, auf welchen sie hausen, nahen will, dann schlägt sein Fahrzeug um und er selber findet seinen Tod. Daß die Reisenden Tanganis, weiße Leute seien, ändere daran nichts, vielmehr sei die weiße Haut doppelt gefährlich. Diese und ähnliche Dinge wurden weit und breit erzählt, auch am Ngnur, dem Fluß oder Kanal, vermittelst dessen der Jonanga-See seinen Abfluß in den Ogowaï hat; derselbe ist etwa drei Viertelstunden Weges lang. Zuerst im See kommt man nach der Insel Asinghibuiri, wo übernachtet wurde.

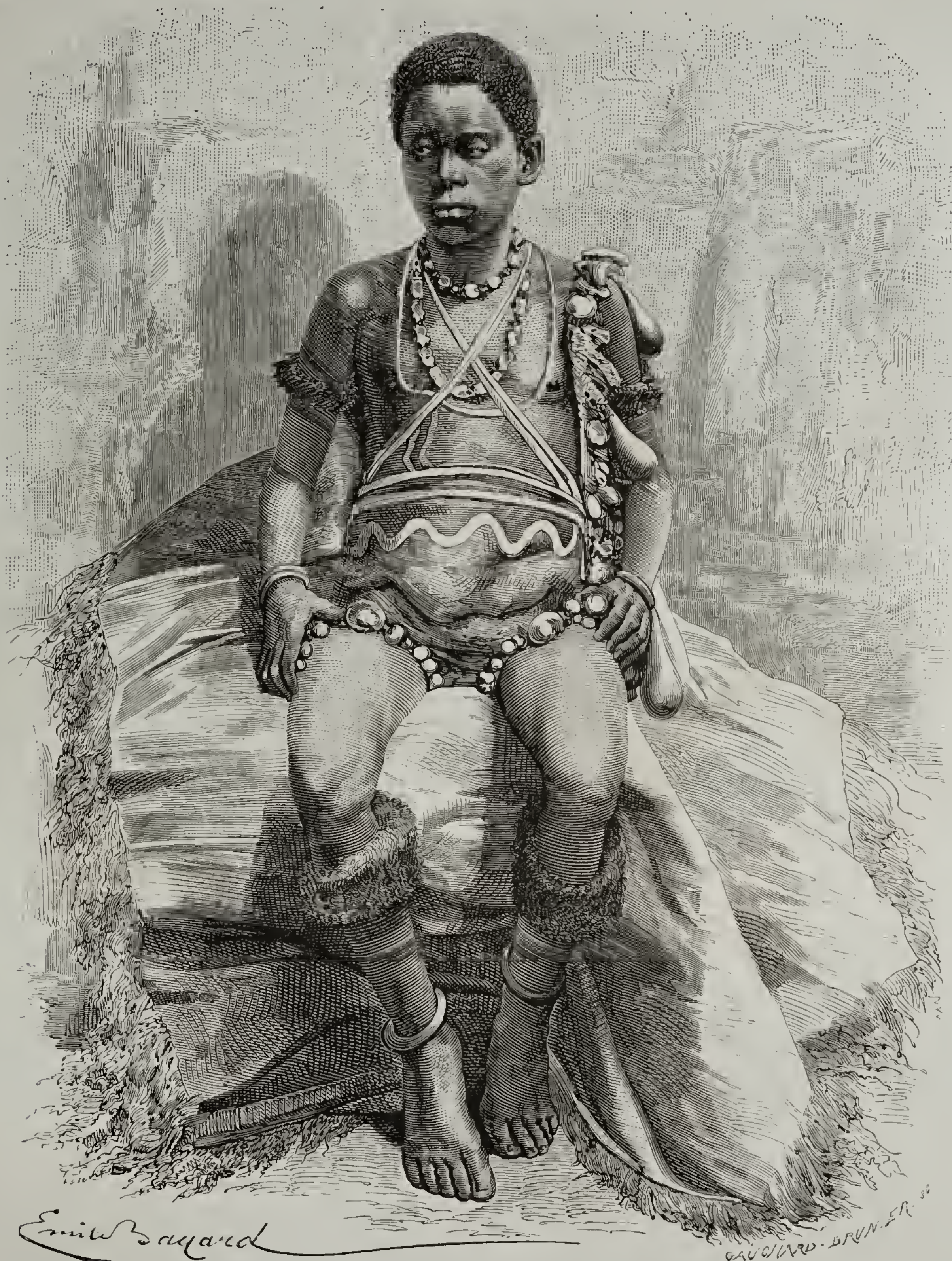
Der See bietet ein unbeschreibliches Schauspiel dar; er ist auf ungemein mannigfaltige Weise aus- und eingezackt, und in jeder Bucht fällt von den Uferbergen ein Gießbach hinab, welcher das Wasser der umliegenden Höhen dem See zuführt. Aber kein einziger von den vielen Zuflüssen ist irgendwie bedeutend; sie alle sind klein. In der trockenen Jahreszeit hat der See etwa 12 bis 18 Fuß Tiefe und das Wasser ist vollkommen klar und durchsichtig, während jenes im Ogowaï überall eine ganz eigenthümliche, röthliche Färbung zeigt. Auf der Ostseite steigt das Gelände rasch empor und in mehren Stufen bis zu den Aschankolobergen an, welche den Horizont schließen; durch diese bricht sich der Ogowaï seine Bahn.

Der Pflanzenwuchs an den Ufern ist wunderbar prächtig, die Obasbäume sind herrlich und Kautschuk-Lianen in Menge vorhanden; dagegen erscheint die Oelpalme selten. Der Uferrand ist grasbewachsen, dicht am Wasser steht eine niedliche Hemerocallis mit weißer Blüthe; nirgends Schilf, Binsen oder andere derartige Gewächse, welche stagnirendes Wasser und schlammigen Boden andeuten. Wahrscheinlich ist die Gegend am See gesund.

Aber sie wird nur spärlich bewohnt, von Galos; weiterhin jenseits der Aschankoloberge wohnen die Aschiras. Mit zweien von diesen trafen die Reisenden zusammen; die Stirn war schmal und trat weit zurück, das Gesicht knochig und ohne allen Ausdruck von Intelligenz. Uebrigens verfertigen sie den größten Theil der feinen und weichen Matten, welche im Handel als Matten von Loango oder Loanda vorkommen. Die Aschiras feilen die Zähne spitz.

Hüftenschurz von sehr zweifelhafter Sauberkeit und einen uralten, ganz abgegriffenen weißen Hut von europäischem Ursprung.

Die Insel Arumbe umschließt die heiligen Stätten der Galos-Religion; sie allein ist bewohnt und erfreut sich eines besondern Vorrechtes. Auf ihr werden die Fetischpriester für das ganze Volk erzogen und gebildet; dort ist das Seminar für die Geistlichen, und der König hat in religiösen Dingen viel zu sagen. Die Fremden wurden bei



Ein Zögling aus dem Seminar der Fetischpriester auf Arumbe im Jonanga-See. (Nach einer Photographie.)

Auf den bewaldeten Abhängen der Aschankoloberge wohnen die schon früher erwähnten Bakalaïs. Sie sind kriegerisch, schleppen den Sklavenhändlern manche Aschiras zu und lassen die Anwohner des Flusses nur in Ruhe, weil sie dieser als Mittelsleute für den Verkehr mit der Küste bedürfen. Sie haben nur zwei Dörfer am See inne; Asinghibuiri wird von Galos bewohnt, und dort fanden die Fremden eine recht gute Aufnahme. Der König hatte seinen besten Staat angelegt; er trug einen baumwollenen

ihrer Landung von etwa zehn solcher Seminaristenknaben empfangen; diese sahen ganz intelligent aus, waren aber sonderbar aufgeputzt. (Siehe unsere Abbildung.) Sie trugen einen Schurz wie die Bakalaïs, der über den Hüften vermittelst eines aus weißen Perlen verfertigten Gürtels befestigt war; auch hatte er Verzierungen von Perlen und rother Chenille; von dem ausgeschweiften Rande hingen Büschel blauer Glasperlen und Schellen herab. Den übrigen Schmuck zeigt unser Bild sehr deutlich; die Ringe

an Armen und Beinen sind von Messing. Diese Seminarkleidung trägt der junge Fetischlevit, bis er 17 oder 18 Jahre alt geworden ist; dann wird er in die Geheimnisse der Religion eingeweiht und „sieht den Fetisch". Bis daher war es auch seine Pflicht, sich von allem weiblichen Umgange fern zu halten, nun aber, wenn er Priester geworden ist, verläßt er die heilige Insel und verkehrt mit der Welt wie jeder Andere.

Die Reisenden erhielten zwei Fetischseminaristen zur Begleitung nach dem Dorfe Arumbe, wo der König schon des fremden Besuches harrte. Er prangte in seiner besten Galakleidung, welche auf unsrer Abbildung getreu wiedergegeben ist. Der Himmel weiß, woher die Uniformstücke gekommen waren; Epauletten von gelber Wolle mit spinatgrünen Punkten; auf den Messingknöpfen drei übereinanderliegende Kanonen mit der Umschrift: Ubique! Seine Majestät trug eine vor manchen Jahren schon in Ruhestand versetzte Korporalsuniform, soweit die obere Körperhälfte in Betracht kommt; weiter abwärts sahen allerdings die Sachen etwas dürftiger aus, namentlich wenn man bedenkt, daß Yondogowiro nicht bloß König, sondern zugleich eine Art von Papst oder mindestens Erzbischof in jenen Landen ist. Ein zweiter Oberpriester, der in Religionsangelegenheiten eigentlich noch mehr zu sagen hat, wohnt in einem Dorf am Ogowaï und kommt nur selten nach Arumbe. Er sowohl wie der König gehören Priesterfamilien an, und Yondogowiro hat eine Base des Oberfetischpriesters zur Frau genommen, während der letztere eine Tochter des Königs zur Hauptfrau nahm. Beide vornehmen Damen sind sehr genau dargestellt; was besonders an ihnen auffällt, das ist der eigenthümliche Kopfputz, welcher sich von jenem der Gabonesinnen ganz und gar unterscheidet.

König und Königin waren so freundlich, die weißen Männer nach den heiligen Inseln zu begleiten, und trotz der bösen Prophezeiungen nahm Alles den besten Verlauf. Die Fahrt war so angenehm, wie in einer Hitze von 39 bis 40°, bei bedecktem Himmel, möglich ist.

Die beiden Eilande prangen im üppigsten Grün und spiegeln sich fast magisch ab in dem krystallklaren Wasser; sie sind ein Paradies für die unzähligen Vögel, welche dort ungestört nisten können. Auf dem Felsen steht der große Ibis und rührt sich kaum, obwohl der Nachen kaum ein paar Ellen von ihm vorübergleitet. Auch ein weißgelblicher Geier, ein Taucher und die Pelikane kümmern sich gar nicht um die Menschen, welche von den geheimnißvollen Geistern freilich keine Spur bemerken konnten. Der Galosdolmetscher war klüglich in Arumbe zurückgeblieben, und selbst die Laptots, die sich doch als Mohammedaner aus heidnischen Geistern gar nichts machten, hatten allerlei bedenkliche Aeußerungen fallen lassen. Aber heute würden die Geister eine schwere Aufgabe gehabt haben, — war doch Yondogowiro, der große Fetischmann, an Ort und Stelle; der konnte sie beschwören und in die gebührenden Schranken zurückweisen.

Der kleine alte Mann mit seiner Kanonieruniform, deren hoher Kragen ihm bis über die Ohren reichte und deren Aermel etwas zu kurz waren, stand auf und streckte seine Arme zunächst gegen die Pelikane aus, die auf solche Weise eine religiöse Huldigung empfingen. In der linken Hand hielt er die Schelle, das Zeichen seiner priesterlichen Macht und Würde; mit der andern zerkrümelte er einen Brotkuchen, warf die kleinen Stücke ins Wasser und redete dann die Geister an: — „Hier sind weiße Leute. Sie sind hergekommen, um euch zu sehen. Macht sie nicht krank; sie bringen euch Geschenke. Laßt sie nicht sterben, sondern gesund an den Gabon zurückkommen."

Das einfache Gebet schien aufrichtig gemeint zu sein, es half aber nicht in allen Stücken, denn Serval bekam doch das Fieber. Nach der Zerkrümelung des Kuchens füllte Yondogowiro seinen Mund mit Atugu, d. h. mit Branntwein, welcher durch die Europäer in jene Gegenden gelangt, und spritzte denselben dann in die Luft. Doch ist es nur billig, zu bemerken, daß er auch seinen Magen berücksichtigte, gleichsam, wie es sich für einen Priester gebührt, sich den Zehnten aneignete. Uebrigens wurde diese Ceremonie mehrmals wiederholt, während Königin Aguille gemüthlich am Boden saß und eine Pfeife Taback rauchte.

Die Inseln selbst wurden von den weißen Männern nicht betreten, denn dieses Vorrecht gehört ausschließlich den großen Fetischmännern. Sie fuhren im Kahn um dieselben herum und kamen dann an den Eingang zu einem Kanal, durch welchen der Jonanga mit noch einem kleinen See, dem Eliva Widanga, in Verbindung steht. Bei der Einfahrt in diesen Kanal bemerkt man die oben erwähnten nauskopischen Erscheinungen, welche aber, wie die Leute sagen, nur während der Regenzeit vorkommen; ganz aus der Luft ist die Sache nicht gegriffen. Wenn man sich während der Regenzeit bald nach Sonnenaufgang vor dem Eingange zum Kanal mit dem Gesicht nach Westen richtet, dann bemerkt man in den Wolken weiße Gestalten, und in diesen will man Schiffe erkennen, die am Cap Lopez vorbeisegeln. Die Leute behaupten, man könne deutlich sehen, wie sie manövriren, die Segel einziehen und Kanonen abfeuern. Plötzlich verschwinde Alles wieder. Vielleicht erklärt sich das aus einer eigenthümlichen Luftspiegelung; jedenfalls handelt es sich um ein Phänomen, welches die Eingebornen mit abergläubiger Ehrfurcht erfüllt.

Der Ausflug nach den heiligen Inseln war recht lohnend und dankbar gewesen. Die Reisenden nahmen Abschied von den Leuten in N'Dembo, fuhren wieder den Ogowaï hinab und besuchten noch einen kleinen See, den Nioge, welcher unweit vom Dorfe Avanga Wiri liegt. Bis dorthin wohnen Galos; dann folgen Stämme, welche in unmittelbarem Verkehr mit der Küste stehen. Allmälig traten nun am Ufer wieder Binsen auf; also wurde der Boden niedriger und bald nachher sumpfig.

Die Leute von Arumbe hatten sich verabredet, den Weißen so viel als irgend möglich abzupressen und dem Steuermann einen Denkzettel zu geben; denn sie wähnten, es sei dessen Schuld gewesen, daß der Kahn ohne anzulegen an ihrem Dorfe vorüberfuhr. Deshalb fuhr man nun während der Nacht an Arumbe vorüber und war bei Sonnenaufgang schon am Bandu oder Bango. Dieser bildet den ersten großen Flußarm, welcher sich am linken Ufer des Ogowaï von diesem abzweigt und zum Meere strömt. Er bildet die südliche Grenze des Delta.

Einige Stunden später lag die Pirogue vor dem Dorfe des freundlich gesinnten N'Gowa Akaga, der König von Dambo ist. Er empfing die weißen Männer mit ungeheuchelter Freude. Diese bestiegen nun wieder ihr Schiffsboot, fuhren den Asin Tongo hinauf, einen Zufluß des Ogowaï, dann einen noch engern Kanal, den Gongoni, und gelangten durch diesen in den obenerwähnten Bango. Sie hatten gehört, daß dieser letztere mehre Verbindungen mit dem Anengue-See habe, und als das Boot querüber fuhr, gelangte es auch richtig in einen dieser Verbindungskanäle, den kleinen Fluß Guaibiri.

Im Bango wimmelte es von Flußpferden, die auch im Ogowaï nichts weniger als selten sind. Ueberall am Ufer bemerkt man ihre Spuren; bisher aber waren sie nur in

vereinzelten Paaren bemerkt worden und hatten nur Kopf und Rücken über dem Wasser sehen lassen. Beim leisesten Geräusch tauchten sie unter. Jetzt kamen sie in größeren Rudeln vor, stoben aus einander, wenn eine Kugel geflogen kam, erschienen aber bald wieder.

Vom Gnaibiri aus wollte das Boot zum Anengue-See fahren, mußte aber bald wieder umkehren, weil der Kanal in einen sumpfigen Sack endete. Am andern Tage versuchten sie die Fahrt mit einer Pirogue, mußten dann aussteigen und drei Stunden weit theils im Schlamme waten, die Pirogue hinter sich her ziehend. So fanden sie zuletzt den Anengue-See, der eigentlich nichts weiter ist als ein ungeheuerer Sumpf und Morast, seicht, ungemein reich an Fischen und ein Paradies für die Krokodile. An der Südseite ist das Ufergelände hoch, und dort liegen einige wenige Dörfer, deren Bewohner schon seit längerer Zeit mit den Faktoreien am Fernand Vaz in Verbindung stehen; sie verkaufen denselben Elephantenzähne, Palmöl und Kautschuk.

Dieser Ausflug zum Anengue-See war bei der drückenden Hitze und einer ganz stillen Luft äußerst angreifend. Ohne Bedauern verließen die Reisenden diesen „traurigen Sumpfmorast", an welchem Serval sich ein heftiges Fieber holte. Mit der Phantasie du Chaillu's, der da wähnt, der Anengue werde künftig einmal eine Menge von Reis in den Handel liefern und von Dampfern befahren werden, — ist es rein gar nichts, schon des pestilentialischen Klimas wegen.

So ging diese Reise Griffon du Bellay's und Servals zu Ende. Einige Monate später unternahmen Beide wieder einen Ausflug, dessen wir kurz erwähnen wollen. Es lag ihnen daran, die Wasserwege zu erforschen, welche von einem der Zuflüsse des Gabon, dem Ramboeh, ausgehen und denselben in unmittelbare Verbindung mit dem obern Ogowaï bringen. „Der Weg geht durch prächtige Wälder, in denen mehr Gorillas und Elephanten als Menschen leben." Derselbe war etwa 25 Lieues lang, auf beschwerlichen Pfaden; aber die Obdachhütten, welche an manchen Stellen errichtet sind, beweisen, daß hier ein Verkehr stattfindet, eine Handelsverbindung zwischen beiden Flüssen. Griffon du Bellay litt noch an den Nachwehen einer Krankheit, bekam in einem Bakalaïdorf einen Fieberrückfall und konnte deshalb nicht bis zum Ogowaï vordringen. Serval aber erreichte denselben an einer Stelle, die etwas höher aufwärts lag, als der Punkt, welchen beide Reisenden auf der oben geschilderten Fahrt in ihrer Pirogue erreicht hatten. Der Fluß hat dort noch eine Breite von mehr als 3000 Fuß, bildet also einen wichtigen Wasserlauf; aber wir wissen nicht, von wannen er kommt.



Die heiligen Inseln im Jonanga-See. (Nach einer Zeichnung von Griffon du Bellay.)

Ein Blick auf die neuesten Karten von Afrika zeigt, daß im westlichen Theil zwischen 7° N. und 4° S. eine noch völlig unbekannte Gegend liegt, welche während eines Theils im Jahre eine große Menge feuchten Niederschlages erhalten muß. Nach welcher Seite hin haben die Wasser ihren Abzug? Nicht zum Tsad, denn wir wissen aus Barths und Vogels Mittheilungen, daß derselbe keine Zuflüsse

erhält, welche über den 7° hinausliegen. Vielleicht nach Süden hin zum Congo. Aber wir haben noch keinen Beweis, daß derselbe so weit reiche. Griffon du Bellay meint, es sei wahrscheinlich, daß auch in Westafrika, ähnlich wie im Osten des Erdtheils, eine Zone großer Binnenseen liege. Ist nun der Ogowaï, der einzige große Strom dieser Region, der Abzugskanal dieser Seen? Jedenfalls würde eine nähere Erforschung lohnend sein, denn es handelt sich um eine, wie bemerkt, noch völlig unbekannte Gegend. Freilich sind weder Straßen noch Transportmittel vorhanden.

Was das Land am Gabon betrifft, so fragt unser trefflicher Gewährsmann: „Was sollen wir mit einem Land anfangen, das gar keinen regelmäßigen Handelsartikel liefert? Das Bischen Ebenholz, Färbeholz und Elfenbein ist nicht von Belang, und ohnehin wird das Land erschöpft, da nichts für Nachwuchs geschieht. Von Baumwollenbau kann keine Rede sein, der Neger arbeitet nicht und der Europäer kann in einem solchen Klima nicht arbeiten. Vielleicht ließe sich durch Anbau von Oel gebenden Bäumen Einiges erzielen. Vielleicht verständen sich die Eingebornen zum Anpflanzen derselben. Mit ihrem ganzen Wesen ist nur eine einzige Anstrengung verträglich: sie möchten alle Jahre ernten, ohne gesäet oder gepflanzt zu haben!“

Ein altphönicisches Bergwerk in Spanien entdeckt.

Ein pariser Blatt, La Presse, bringt folgenden Bericht aus Hiendelaeneina, einer Oertlichkeit, über welche wir in den uns vorliegenden Werken über Spanien nichts finden. Vielleicht handelt es sich um eine Silbergrube. Wir geben den Bericht, wie wir ihn im Athenäum vom 2. Dezember finden.

„Bergleute, welche in der sogenannten Weißen Kieselgrube, welche seit langer Zeit im Besitze der Familie Orfila sich befindet, Silber gruben, haben jüngst eine Entdeckung gemacht, welche für Archäologie und Kunst von großem Interesse erscheint. Während sie in den Schächten arbeiteten, kamen sie plötzlich an solche, welche aus den ältesten Zeiten herrühren. Sie überzeugten sich, daß man damals in sehr sachverständiger Weise und nach einem wissenschaftlichen System Bergbau getrieben hat. Die Geräthschaften und Werkzeuge waren so gut erhalten, daß man mit Bestimmtheit sagen kann, sie seien nicht römisch, sondern karthagisch oder phönicisch. Schlägel, Erzsiebe, ein Schmelzofen und zwei Amboße erregen die Bewunderung der spanischen Bergingenieure. Alles ist sorgfältig gesammelt worden und wird eine genaue wissenschaftliche Prüfung erfahren. Ein Gleiches wird der Fall sein mit den Kunstgegenständen, die, wie es heißt, in den Nischen einer Rotunde, im Mittelpunkte der Gruben, gefunden worden sind. Es scheint, als ob diese Rotunde den Göttern des Bergbaues gewidmet war. Man fand darin drei Statuen; die eine von halber Lebensgröße in sitzender Stellung; die beiden anderen sind Standbilder und etwa 3 Fuß hoch. Von griechischer oder römischer Kunst ist an ihnen keine Spur zu finden, wohl aber erinnern sie an den Styl einer Skulptur, welche 1854 auf der andern Seite des Gebirges (— welches? —) gefunden wurde und die sich nun als „kathagischer Herkules“ in der Armeria zu Madrid befindet. Dieselben Symbole fand man auf einem Dreifuße und auf einem Kasten, welche beide an den Wänden der Rotunde standen. Schon jene Entdeckung von 1854 hatte großes Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt erregt; die gegenwärtige wird es in noch höherm Grade. Geräthe, Werkzeuge und Kunstgegenstände befinden sich im Cabinete des Herrn Lassery zu Valladolid.“

So lautet die etwas dürftige Mittheilung der „Presse“. Wir dachten beim Lesen derselben unwillkürlich an die vortreffliche Schilderung, welche der alte Strabo von dem Metallreichthum Spaniens und dem Bergbau entwirft, und wir erinnern uns, daß er namentlich vom Durchsieben des Silbererzes gesprochen hat. Beim Nachschlagen fanden wir die Stelle (Buch III, 2. 9). Strabo beruft sich auf Polybius, welcher die Silbergruben bei Karthago (Carthagena) schildert, und bemerkt, daß dort 40,000 Arbeiter beschäftigt seien, welche tagtäglich dem römischen Volke für 25,000 Drachmen Silber lieferten. „Der herangeschlämmte Silberkies aber“, sagt er, „wird gepocht und in Sieben über Wasser durchgesiebt (τὴν δε συρτὴν βῶλον τὴν ἀργυρῖτίν φησι κόπτεσθαι, καὶ κοσκίνοις εἰς ὕδωρ διαττάσθαι; — diese Lesart ist besser als die frühere διαριάσθαι —); der Bodensatz werde wieder gepocht, abermals durchgeseihet und dann noch einmal zerstampft, nachdem man das Wasser abgegossen. Der fünfte Bodensatz erst werde geschmolzen und liefere das reine Silber, nachdem man das Blei abgegossen.“ Strabo bemerkt, daß diese Gruben noch zu seiner Zeit, also ungefähr zu Anfang unserer Zeitrechnung, im Betrieb seien, aber nicht mehr als Staatseigenthum; dagegen gehörten die meisten Goldgruben in Spanien dem Staate.

Einige Paragraphen früher erwähnt er, daß man Grubenwasser mit ägyptischen Schnecken auspumpe. Er rühmt und bewundert den Reichthum an Metallen, „denn das ganze Land der Iberer ist voll davon“, und von Turdetanien (Bätica) insbesondere äußert er: „Weder Gold noch Silber, weder Kupfer noch Eisen ist bis jetzt an irgend einem Orte der Erde weder in so großer Menge noch von so vortrefflicher Beschaffenheit gefunden worden. Das Gold aber wird nicht blos gegraben, sondern auch geschlämmt; denn die Flüsse und Waldbäche führen den Goldsand herab, welcher oft auch an wasserlosen Stellen gefunden wird.“ Man meint, der alte Geograph schildere australische oder californische Scenen, wenn er weiter meldet: „Dort ist freilich der Goldsand nicht zu bemerken, aber man leitet Wasser dorthin, damit der Goldstaub glänze. Auch indem man Brunnen gräbt und andere künstliche Mittel ersinnt, erhält man Gold durch Abschlämmen des Sandes, und gegenwärtig sind mehr Goldwäschen als Goldgruben vorhanden. In dem Goldstaube sollen bisweilen halbpfündige Klumpen vorkommen (also „Nuggets“); man nennt sie Palä, und sie bedürfen nur geringer Reinigung. Auch in zerschlagenen Steinen, so wird versichert, fänden sich kleine Klumpen, welche den Brustwarzen ähnlich sind. — — Die Schmelzöfen des Silbers macht man hoch, damit der Dampf

von den Erzmassen in die Höhe emporsteige, denn er ist schädlich und kann sogar tödtlich werden."

Moritz Willkomm bemerkt in seiner geographischen Darstellung des pyrenäischen Halbinsellandes, daß Spanien 1859 nicht weniger als 12,077 Privatbergwerke gehabt habe; davon waren 4477 Gruben abgegrenzt und in Betrieb (davon 2332 Silbergruben) und 7062 nicht in eigentlichem Betrieb. A.

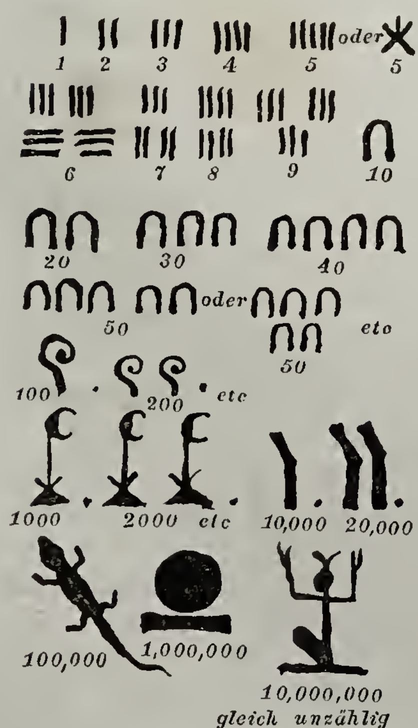
Die Entzifferung der Hieroglyphen.

Von Dr. Georg Ebers.

II.

Die Entzifferung der Hieroglyphenschrift (Th. Young, F. Champollion und seine Nachfolger).

Die Inschrift von Rosette zeigt, wie wir wissen, nur die demotische und hieroglyphische Schreibart. Nach der theilweisen Entzifferung der erstern machte sich lange kein Gelehrter an das Studium der zweiten; glaubte man doch mit Sicherheit diesen für Symbole gehaltenen Bildern gegenüber nur ein müssiges Rebuserrathespiel treiben zu können, bis der Engländer Thomas Young mit seinen ersten Entzifferungsversuchen in die Oeffentlichkeit trat. Durch einen Wust von geistreichen Irrthümern, Combinationen und Vergleichungen sich durcharbeitend, hatte der seltsame Mann die Bedeutung der hieroglyphisch geschriebenen Namen Ptolemäus und Arsinoe gefunden, die einzelnen Zeichen aber großentheils falsch bestimmt und auch den Wahn, die ganze Schreibart sei ideographischer Natur, noch nicht aufgegeben. Nur die fremden Eigennamen hielt er für phonetisch und förderte schon durch diesen Schritt die neben ihm versuchten Forschungen, während im Uebrigen seine rathende Art der Wissenschaft keine goldenen Früchte trug. — Dennoch ist sein Name von uns hochzuhalten, denn erstens lehrte er die Aegyptologen auch andere Urkunden, als die Tafel von Rosette (besonders aber das sogenannte „Todtenbuch") zu benutzen, zweitens veröffentlichte er mehre demotische Urkunden contractlicher Art; drittens stellte er ein, nach seinem Tode erschienenes Lexicon zusammen; viertens fand er die ägyptischen Zahlenzeichen und, möge er außerdem erzielt haben, was er wolle, den Ruhm wird ihm Jeder lassen müssen, daß er vielleicht der energischste u. arbeitskräftigste von allen Menschen gewesen ist, die in den letzten Jahrzehnten gelebt haben. Sein éloge, eine der schönsten jener schönen Reden, welche der große Arago zu Ehren verstorbener Akademiker gehalten, entfaltet ein beinahe unmögliches Menschenbild. —



Die hieroglyphischen Zahlen.

Wenn wir den Arzt, Naturforscher und Mathematiker Hieroglyphen entziffern sehen, so ist das staunenswerth, wenn wir hören, derselbe habe, als er einen Kunstreiter gesehen, der auf dem Rücken seines Pferdes stehend die Geige spielte, ausgerufen: „Das muß ich auch lernen!" und binnen Kurzem diese brotlose Kunst auszuüben verstanden, so geht uns das hier vielleicht nichts an, kann aber doch dazu dienen, die fabelhafte Energie jenes Mannes zu kennzeichnen, der einem Champollion den Ruhm, den ersten Schlüssel zu den Hieroglyphen gefunden zu haben, streitig machen wollte und demselben in der That, besonders durch die glückliche Entzifferung des Namens Ptolemäus, den ersten Stein zu jenem Wunderbau gereicht hat, den er in späteren Jahren aufzurichten bestimmt war. Sein Verdienst darf gewiß nicht unterschätzt werden, dennoch aber konnte nur die bitterste Animosität gegen Champollions System, und darum auch gegen den Gründer desselben, dem nun verstorbenen Uhlemann die Worte dictiren: „Th. Young wird mit Recht bis auf den heutigen Tag als der erste Begründer einer verständigen Hieroglyphenentzifferung angesehen werden müssen, so sehr man auch diesen Ruhm dem Franzosen Champollion zuzuschreiben geneigt ist." Wie ernst diese Behauptung gemeint ist, geht deutlich aus einem kaum eine Seite später zu hörenden Ausrufe hervor, den ihm die Youngsche Analyse der Namen Ptolemäus und Berenike entlockt. Derselbe lautet wörtlich: „Welch ein Gemisch von Buchstaben, Sylbenzeichen und selbst überflüssigen Bildern!" — Der Engländer war, das ist unsere Ansicht, ein beharrlich rathender und sammelnder Mensch; ein verständiges Entzifferungsprincip, wie Uhlemann will, hat er aber ebenso sicher nie gefunden, als Champollion in der That der Erste gewesen ist, welcher sehr logisch, sehr verständig, sehr regelrecht nicht nur eine dünne Zahl von Namen halb falsch, halb richtig, sondern vielmehr alle Namen ganz genau zu lesen lehrte und jenen Schlüssel gefunden hat, mit dessen Hülfe er, als er starb, der Gelehrtenwelt eine vollständige Hieroglyphengrammatik hinterlassen konnte.

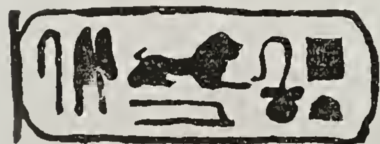
Jean François Champollion, genannt le jeune, (um ihn von seinem Bruder, dem gleichfalls als Aegyptologen bekannten Figeac zu unterscheiden), wurde 1790 in der Nähe von Grenoble geboren —, war, wenn Einer, prädestinirt, Licht in die tiefe ägyptische Finsterniß zu bringen, welche damals die Bilderschrift vom Nilthal umhüllte. — Die Entwicklungsgeschichte des großen Franzosen, der

schon in seinem 17. Jahre, mächtig gefesselt von dem die Pyramiden, den Vater der Ströme und die Lotossäulen umwebenden Zauber, eine große Arbeit über die Geographie des alten Aegyptens vollendet hatte, ist äußerst interessant und durch seine eigenen und seines Bruders Aufzeichnungen jedem Wißbegierigen zugänglich.

Im Jahre 1821 gab er seine „écriture des anciens Egyptiens“ heraus, 1822 verwarf er sie und gab an ihrer Stelle in dem für unsere Wissenschaft wichtigsten aller Dokumente, der „lettre à Mr. Dacier“ vom 22. September, reichen Ersatz für dieselbe. Youngs Resultate mögen ihm, wie gesagt, einen Anhalt gegeben haben; er gelangte aber zu den seinen auf ebenso verschiedenen Wegen, als sie größer wurden, wie die Erfolge des Engländers.

Die Lautzeichen in den Eigennamen zu suchen war sein erstes Ziel, denn er hatte erkannt, daß die alphabetische Schreibart derselben kein „chinesischer Nothbehelf für Fremde“, sondern das beste Mittel wäre, die Richtigkeit eines zu suchenden Hieroglyphenalphabets darzulegen; er vermuthete mit staunenswerther Sicherheit, die Hieroglyphenschrift müsse verschiedene Zeichen für denselben Laut, also Homophone gebrauchen, und begab sich nun an die eigentliche Entzifferung, indem er von dem Sichern auf das Wahrscheinliche schloß und das Wahrscheinliche durch das Sichere zu belegen suchte.

Champollion besaß, außer in der Inschrift von Rosette, durch einen Obelisken den Namen Ptolemäus. Dies auf der Insel Philae gefundene Denkmal war nach London gebracht worden, zeigte hinter dem des Ptolemäus noch ein anderes Königsschild und hatte an seinem Fuße eine griechische Inschrift, welche die Namen der Gattin und Schwester des Ptolemäus, Cleopatra, erwähnte. So war es denn wahrscheinlich, daß die zweite Cartouche den Namen Cleopatra enthalte; und das um so mehr, da der Halbkreis und das Ei, welches die fragliche Gruppe abschlossen, schon bei mehren auf mechanischem Wege herausgebrachten weiblichen Namen, z. B. der „Arsinoe“, „Isis“ rc. bemerkt worden waren. Die Vergleichung der einzelnen Buchstaben der Worte Ptolemäus und Cleopatra mußte zu einem Beweise führen, denn durch eine glückliche Fügung finden sich in beiden fünf gleiche Laute.


Der hieroglyphische Name Ptolemäus.



Cleopatra.

Die 1. Hieroglyphe im Namen Cleopatra, ein Winkel (keli), mußte gleich k sein und durfte sich nicht im Ptolemäus finden, wie er sich denn auch nicht fand.

Das 2. Zeichen, eine Löwin (laboi), mußte l bedeuten, und fand sich richtig im Ptolemäus an der 4. Stelle.

Das 3. Zeichen, ein Schilfblatt (ake), fand sich als 6. und 7. Buchstabe im Ptolemäus und schien, wie man richtig vermuthete als Reduplication des „e“ in der Cleopatra, das „αιο“ in dem griechischen πτολεμαιος darstellen zu sollen. (Vielleicht ein neuer Beweis für die Aussprache des Alpha-Jota.)

Das 4. Zeichen, über dessen Bedeutung verschiedene Ansichten herrschen (Champollion hielt es für „une fleur sur une tige recourbée“, „eine Blume an einem zurückgebogenen Stengel“, mußte o bedeuten und im Ptolemäus den 5. Platz einnehmen. Dies war auch wirklich der Fall.

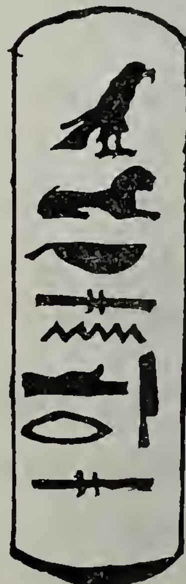
Ebenso richtig fand sich das beinahe quadratische Rechteck, welches an der 5. Stelle in der Cleopatra ein p darstellen mußte, als erster Laut des Ptolemäus wieder.



Der 6. Buchstabe in dem ersten Namen, ein Adler, auf Koptisch „achom“, muß, wie das schon aus einer später constatirten Regel aus dem Anfangsbuchstaben geschlossen werden darf, „a“ ausgesprochen werden, findet sich natürlich nicht im Ptolemäus; wohl aber, als neue Bestätigung, an der letzten Stelle des Namens Cleopatra wieder.

Das 7. Zeichen, eine Hand, mußte t ausgesprochen werden; die Hand heißt auch auf Koptisch „tot“; im Namen Ptolemäus fand sich aber ein anderes „t“, der Halbkreis, und dies hätte den Entzifferer irre führen können, wenn er nicht die Möglichkeit, daß ein Laut durch verschiedene Zeichen ausgedrückt werden könne, geahnt, wenn er nicht richtig geschlossen hätte, der am Ende des Namens Cleopatra vorkommende, alle weiblichen Nomina schließende Halbkreis stelle den femininen Artikel dar, der auf Koptisch „te“ heißt, und müsse darum, als zweiter Buchstabe des Ptolemäus, ebenso „t“ ausgesprochen werden, wie die Hand an der 7. Stelle in der Cleopatra.

Das 8. Zeichen, ein Mund, heißt auf Koptisch „ro“, entspricht also dem an diesem Platze zu suchenden r vollkommen und findet sich nicht im Ptolemäus. Als 9. und Schlußbuchstaben hat der alte Schreiber, wie gesagt, zum zweiten Male, einen Adler und also das a in der Mitte und am Schluße des Namens mit dem gleichen Zeichen dargestellt. So blieb kein Laut in der Cleopatra unerwiesen, während im Ptolemäus das 5. und 9. Zeichen einer Erklärung bedurften, wenn es auch auf der Hand lag, daß das 1. auch ein m, das 2. ein s darzustellen bestimmt sein konnte.


Alexandros.

In dieser Weise waren 11 oder (durch den Artikel) 12 Hieroglyphenzeichen richtig bestimmt worden, und es kam nun auf den Versuch an, ob sich mit deren Hülfe auch andere bekannte Eigennamen lesen lassen würden. Champollion richtete seine Aufmerksamkeit zunächst auf den Namen Alexanders, den er in der großen description de l'Egypte entdeckt hatte, fand zu seiner Freude die Hieroglyphen a Adler, l Löwe, t Hand, r Mund in demselben an den richtigen Stellen wieder und war nun wohlberechtigt das 3. Zeichen, eine gehenkelte Schale, für eine andere Schreibart des in Cleopatra vorkommenden k' (x wird in k und s zerlegt), das 4., den Riegel, für ein mit der Stuhllene im Ptolemäus vertauschbares s, die 5. Hieroglyphe, die gezackte Linie, für ein „n“ zu erklären. Das s in der Mitte und am Ende bestätigten einander zum Ueberflusse; auch fand man bald in einem andern Ptolemäusschilde den Riegel als Variante für die Stuhllene. Durch diesen Vergleich waren aus den 11 nun 14 bestätigte Zeichen geworden.

Mit so vielen bekannten Größen ließ sich schon eine

Aufgabe lösen. Champollion fuhr auf dem betretenen Wege fort, entzifferte zunächst nur die in Cartouchen eingeschlossenen Gruppen, von denen er sicher wissen konnte, daß sie Eigennamen enthielten, las zunächst eine Menge römischer Kaiser- und Ptolemäerschilder, persischer Königs- und Pharaonen-, Götter- und Städtenamen, suchte und fand Varianten, verglich und operirte überall in inductiver analytischer Weise. Von dem Bekannten zum Unbekannten übergehend, verfuhr er gewissermassen „algebraisch“ und gebrauchte jede Elimination einer unbekannten Größe zur Waffe, um gegen die anderen x und y zu Felde zu ziehen.

Im Jahre 1824 war er schon so weit gekommen, daß er in seinem „Précis du systéme hiéroglyphique“ nicht nur eine Menge von übersetzten Namen und Gruppen, sondern auch viele Regeln der Hieroglyphenentzifferung, welche bis heute ihre Gültigkeit erhalten haben, niederlegen konnte. Hier findet sich auch die Behauptung, jede Hieroglyphe stelle den Laut dar, mit welchem ihr Name beginne.

Als Champollion, viel zu früh für die Wissenschaft, 43 Jahre alt, 1832 starb, hinterließ er das fertige Manuscript der besten Hieroglyphengrammatik, welche bis auf diesen Tag geschrieben worden ist, und das Material zu einem später von seinem Bruder herausgegebenen Lexicon.

Welchen Werth diese Arbeiten haben, können wir, wie ich meine, am besten durch das Urtheil eines der gehässigsten Feinde des großen Mannes erhärten. „Ich bekenne“, sagt Seiffarth, „daß die meisten grammatischen Regeln und Formen Champollions fehlerfrei sind und das Studium der Hieroglyphik wesentlich gefördert haben.“

Uhlemann, welcher schließlich zu dem Resultate gelangte, daß ihm und seinem Lehrer Seiffarth der eigentliche Lorbeer der Hieroglyphenentzifferung gebühre, sagt nichts desto weniger: „Die Champollionsche Grammatik und sein Lexicon boten das erste, vollständig ausgebildete System, sie enthielten eine vollständige Sprachlehre, sie erklärten lexicalisch alle damals bekannten Hieroglyphen und Gruppen, die auf Denkmälern und Papyrosrollen vorkommen &c.“ Dennoch bleibt uns, den Epigonen, immer noch viel zu thun übrig, denn die Schwierigkeit der Arbeit ist so groß, als die Zahl der Zeichen. (Es gibt über 600 Hieroglyphen und nach der vor Kurzem erschienenen Arbeit des Herrn Pleyte in Leyden 369 hieratische Buchstaben.) Da muß es denn doppelt befremden, wenn viele Gelehrte, welche die Mühe nicht gescheut haben, sich über den Stand unserer Thätigkeit zu unterrichten, weniger erstaunt gewesen sind über die in verhältnißmäßig kurzer Zeit erzielten Erfolge der Aegyptologen, als über die großen Lücken, die uns noch auszufüllen bleiben. Ein flüchtiger Blick auf die wesentlichsten, bis zum heutigen Tage festgestellten Principien mag genügen, um von der Schwierigkeit der Aufgabe und dem „Wieviel“ des Erreichten ein Bild zu geben.

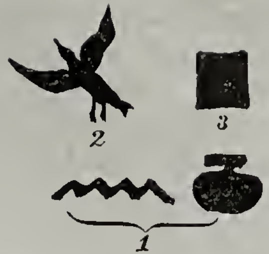
Champollion theilt alle Hieroglyphenschrift in drei, schon von Lepsius bemängelten Arten ein:

1) Die Figurativa, welche einfach das Bild des Gegenstandes sind, den sie darstellen sollen.

2) Die Symbole, welche das Object oder die Idee, welche man bezeichnen will, auf indirectem Wege wiedergeben; so daß z. B. um den Begriff der Nacht darzustellen, das Bild des Himmels, aus dem ein Sternlein hängt, malen konnte.

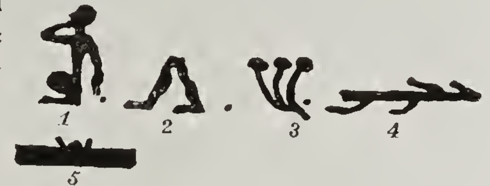
3) Die phonetischen oder Lautzeichen, welche rein alphabetische Buchstaben darstellen.

Seit den letzten Jahren steht es außerdem fest, daß jedes consonantische Hieroglyphenzeichen mit einem ihm adhärirenden Vokale gedacht werden muß. Die zerbrochene Linie und das kleine Wassergefäß (1) sind z. B. beide nach Champollion „n“ zu lesen, während wir jetzt wissen, daß die erstere „na“ und letzteres „nu“ ausgesprochen werden muß. In gleicher Weise ist der flatternde Vogel (2) „pa“, das Viereck (3) „pu“.



Eine Menge anderer Schriftzeichen sind von Chabas in seinem trefflichen „Papyrosmagique Harris“ aufs Uebersichtlichste zusammengestellt worden, und die neue Zeitschrift für ägyptische Alterthumskunde von Lepsius und Brugsch nimmt nichts lieber auf, als die wohlbegründete Bestimmung des Lautwerthes und der Bedeutung der einzelnen Zeichen.

Ein anderer wesentlicher Fortschritt hat sich auch gegenüber den von Champollion „figurative“ oder „symbolische“ Zeichen genannten Hieroglyphen geltend gemacht. Diese beiden Klassen können wir mit dem einen Namen „determinative“ bezeichnen. Sie wurden zur Vermeidung von Irrthümern angewendet und bezeichnen den, wir möchten sagen „Sammelbegriff“, zu welchem das zu schreibende Wort gehört. So malte man hinter jedes Wort, welches eine Handlung mit dem Munde enthielt, einen Mann, der seine Hand zum Munde führt (1), hinter jede die Thätigkeit des Gehens bezeichnende Gruppe ein paar schreitende Beine (2), hinter jeden dem Pflanzenreiche zugehörenden Begriff drei Blumen an einem Stengel (3), hinter alles Hölzerne einen gezackten Ast (4), hinter jegliches mit der Thätigkeit des Schreibens, Malens, Denkens, Sagens, mit dem Papyros &c. Zusammenhängende eine zugebundene Papyrosrolle (5).



Diese orthographische Eigenheit wurde so weit getrieben, daß man häufig das phonetisch geschriebene Wort ganz fortließ und an seiner Stelle nur das Determinativum malte. Die Schreiber sind zu der Einführung dieser Determinativa, zur Anwendung derselben, um ganze Begriffe ohne alphabetische Worte auszudrücken und wiederum zu ihrer Omittirung, um eine Gruppe mit reinen Lautzeichen darzustellen, gekommen, weil sie in der edlen Schreibekunst zu glänzen wünschten und sich als „fest in allen Sätteln bewähren wollten“. Die Hieroglyphenkalligraphie erlernte sich eben schwerer, als unser gewöhnliches Schönschreiben! Ja, ein großer Künstler, Iri-ti-sen, rühmte sich am Beginn seiner jetzt in Paris befindlichen Grabstele, „gekannt zu haben alle Geheimnisse der heiligen Schreibekunst“. Dieses, ich möchte sagen „Coquettiren“ der Schreiber mit der Fähigkeit, dem Begriff möglichst angepaßte und möglichst verschiedenartige Zeichen zu finden, hat die Arbeit des Entzifferns von der einen Seite wesentlich erschwert, die Aegyptologen aber von der andern Seite in den Stand gesetzt, den ungefähren Inhalt eines Schriftstücks schnell zu übersehen und sich niemals jenen Gefahren aussetzen zu brauchen, denen die Entzifferer anderer alphabetischer Schreibarten, besonders der phönicischen, anheimgefallen sind. Champollion war schon vor der Vollendung seiner Grammatik sicher vor dem Schicksale jenes Franzosen, der aus einer phönicischen Inschrift zu Marseille, welche eine Besteuerungsliste enthielt, einen zwischen Carthago und Massilia geschlossenen Friedenstractat herausgelesen hat. Schon seit mehren Jahren ist unsere Wissenschaft so weit gekommen, daß die Uebersetzung keines Satzes ohne eine strenge Analyse angenommen wird, und ein Aegyptologe

in Petersburg denselben Papyrus, mit unbedeutenden Abweichungen, ebenso übersetzen muß, wie sein College in Kairo.

Zahlreiche Bekanntmachungen von Papyrosrollen und Inschriften kommen alljährlich der Forschung zu Hülfe. Alle Großstaaten, ja selbst das kleine Holland, und Sardinien, ehe es sich zum Königreich Italien aufgeschwungen hatte, haben sich freudig den großen Kosten unterzogen, welche die Vervielfältigung ägyptischer Schriftdenkmäler in Anspruch nahm.

Die demotischen Rollen, welche mehrfach von griechischen Uebersetzungen begleitet waren, sind mit Hülfe der vorzüglichen Grammatik des Konsuls Brugsch für Jeden lesbar. Endlich muß ich erwähnen, daß die Vervielfältigung der Texte mit jedem Jahre geringere Opfer beansprucht. In Paris, Berlin und Leipzig wird mit hieroglyphischen Typen gedruckt; Brugsch hat demotische Lettern anfertigen lassen, und vor Kurzem ist uns die Anzeige zugegangen, daß Herr Dr. Pleyte in Leyden seine hieratischen Typen vollendet habe und bereit sei, sorgsam gefertigte Abgüsse derselben, für verhältnißmäßig geringe Preise, allen Aegyptologen zukommen zu lassen.

Wenn solche Hülfsmittel zehn Jahre lang gewirkt haben, wird jeder Gelehrte im Stande sein in seiner engen Zelle sich das alte Aegypten zu reconstruiren, und das Adjectivum „hieroglyphisch" nicht mehr dem Begriff des „Geheimnißvollen", sondern dem des „Sonnenklaren" gleich gesetzt werden dürfen.

Die Märchen über den Thron des Königs Vikramâditya von Malva.

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

Bei allen Völkern finden wir die Geschichte derjenigen Herrscher, welche durch Heldenthaten sich hervorthaten oder die Begründer neuer wichtiger Einrichtungen im Staate waren, mit Erzählungen ausgeschmückt, bestimmt ihre außerordentliche Begabung, ihren Scharfsinn und ihre Körperstärke zu verherrlichen. Stets sind diese Erzählungen in der Form wenigstens, in welcher sie auftreten, vom Historiker mit Vorsicht zu benutzen, denn nicht selten fehlt jede historische Basis. Es dürfte nicht unpassend sein, hier auch daran zu erinnern, daß es nicht blos die Völker des Alterthums waren, welche solche ausschmückende Zusätze liebten; um Beispiele aus der Gegenwart zu nennen, sei des Reichthums an Anekdoten gedacht, besonders der „schlagenden Antworten", welche wir berühmten Männern in den Mund zu legen gewöhnt sind. —

In Indien ist einer der gefeiertesten Herrscher der König Vikramâditya von Malva, im westlichen Indien. Er war der erste König, welcher mit Glück den Indoscythen entgegen trat, jenen Horden turanischer Abkunft, die im 2. Jahrh. v. Chr. Geb. nach dem westlichen Indien hereingebrochen waren und in Kaschmir ihren Hauptsitz aufschlugen, aber auch Radschastan und die Indusgegenden bis zu seiner Mündung sich unterthan gemacht hatten. Er nahm der Çaka-Dynastie Kaschmir und Surat ab, und zur Erinnerung daran stiftete er die Samvat-Aera, deren Beginn, 57 v. Chr. Geb., mit der Zeit der Wiederherstellung einheimischer Macht zusammenfällt; noch heute ist diese Aera in Mittel-Indien in Gebrauch, von Hindostan bis nach Telingana. Außer dem Ruhme, erfolgreich im Kriege gewesen zu sein, wird er aber auch als Beschützer der Wissenschaften und der Dichtkunst gepriesen; die ausgezeichnetsten Dichter lebten an seinem Hofe. Dadurch wurde er natürlich ein Gegenstand der Verherrlichung in ihren Poesien, und dieses, verbunden mit edlen Herrschereigenschaften, wurde die Veranlassung, daß Vikramâditya den Indiern als der Inbegriff alles Guten und Schönen galt. Eine Folge davon ist, daß seinem Throne ein göttlicher Ursprung zugeschrieben wurde; seine vieljährige Erhaltung und Wiederauffindung unter dem Könige Bhodscha von Malva (5. Jahrh. n. Chr. Geb.) bildet die Haupterzählung in einer Sammlung von Volksmärchen. Ursprünglich im Sanskrit verfaßt, wurden sie später in die meisten der 22 Volksdialekte Indiens übertragen, ja wir finden sie sogar unter den Völkern nördlich von Indien, auch die Mongolen halten die Erzählungen über die Wiederauffindung seines Thrones hoch in Ehren.

Jeder Uebersetzer hat aber in dem ursprünglichen Inhalte der Sammlung Neuerungen vorgenommen; schon in den indischen Recensionen sind einzelne Episoden in verschiedener Weise erzählt, noch viel weiter gehen aber die Abweichungen in der mongolischen Ueberarbeitung; hier ist fast nur noch derjenige Theil beibehalten, welcher erzählt, wie es denn kam, daß dem Könige Bhodscha eine genaue Mittheilung ward über die Thaten seines erhabenen Vorfahren. —

Die Sanskrit-Recension nennt sich bald Vikramatscharitam „die Thaten Vikramâditya's", bald Sinhâsanadvâtrinçati „die 32 (Erzählungen) des Thrones".*) Der Vater Vikramâditya's, beginnt das Manuskript, habe einst von einem Brahmanen eine Frucht erhalten, deren Genuß Unsterblichkeit gewährte; der König liebte jedoch seine Gemahlin so innig, daß er ohne sie nicht leben zu können vermeinte, und so gab er die Frucht dieser, statt sie selbst zu genießen. Die Königin war aber ein treuloses Weib, sie beschenkte ihren Buhlen damit; dieser genoß sie aber auch nicht, sondern verehrte sie einer andern seiner Schönen, diese wieder einem Geliebten, und so fort, bis endlich eine Sklavin sie verzehrt und dadurch Unsterblichkeit erlangt. Der König erkennt, daß er hintergangen wurde; voll Kummer über so grobe Täuschung über die Eigenschaften seiner nächsten Umgebung, die er doch vermeint hatte genau zu kennen, entsagte er dem Throne und zog sich in die Ein-

*) Prof. Roth in Tübingen, der sich im Verein mit Boehtlingk so große Verdienste erwirbt um die Herausgabe des bändereichen petersburger Sanskrit-Wörterbuchs, gab eine Analyse im „Journal Asiatique" 1845, S. 278.

samkeit zurück, Bußübungen sich widmend. Es folgen nun Lobeserhebungen der Regierungsart seines Sohnes; eingemengt ist dabei die Erzählung, Vikramâditya sei auch vor den Gott Indra in den Himmel gerufen worden, einen Wettstreit zu entscheiden zwischen zwei Göttern, die im Tanze ausgezeichnet sind und ausersehen waren, einen eifrig den Bußübungen obliegenden Brahmanen zu verführen, „dessen Ausdauer selbst den Göttern gefährlich zu werden drohte". Der König erhält zum Danke von Indra den Löwensitz mit 32 weiblichen Statuen; um auf den Thron zu gelangen, mußte man den Fuß auf ihre Häupter setzen. (Löwensitz ist ein bildlicher Ausdruck für „Thron", weil er von ruhenden Löwen getragen wird; noch heute werden in Centralasien diejenigen buddhistischen Götter, welche bereits in Indien verehrt worden waren, auf solchen Sitzen abgebildet.)

Aber noch eines anderen Geschenkes erfreut sich dieser König; Gott Çiva hatte ihm einst bewilligt, nur von der Hand eines Mannes zu sterben, der von einem zweijährigen Kinde geboren worden sei. Ein dem büßenden Könige übelgesinnter Dämon bewirkte dieses Wunder; der König zog mit einem zahlreichen Heere zur Vertilgung des Neugebornen aus, allein „das Scepter des Todes" traf ihn vor dem Geburtsorte des Wunderkindes.

Dieser Feind wird Çâlivâhana genannt, dies ist aber auch der Name eines historisch beglaubigten Herrschers, des zweiten Nachfolgers Vikramâditya's, der seinen Sohn vom Throne verjagt, zugleich aber dem Vater an Kriegsruhm gleich ward durch neue Siege über die Indoscythen; auch dieses denkwürdige Ereigniß wird durch Stiftung einer neuen Zeitrechnung gefeiert (78 n. Chr. Geb.), der Çaka Aera, die in Bengalen ihre Hauptverbreitung hat; die Märchensammlung stellt ihn aber als einen Zeitgenossen Vikramâditya's hin und führt auch einen Brahmanen Çâlivâhana auf, der den König arg überlistet.

Nach dem Tode Vikramâditya's wurde der Thron auf den Befehl einer übernatürlichen Stimme in die Erde vergraben. Die späteren Generationen hatten seiner bereits vollkommen vergessen, da traf es sich, daß ein Brahmane, so oft er auf einem äußerst ergiebigen Gemüseacker neben seiner Behausung saß, Alles verschenkte, aber über Beraubung, Verarmung und Ungerechtigkeit klagte, wenn er diesen Platz wieder verlassen hatte. Dieses ereignete sich zur Zeit des Königs Bhodscha. Da den Brahmanen die Befriedigung im Geben verließ, sobald er den Ort verlassen hatte, dachte der König, der ihn aufmerksam beobachtete, die Ursache müsse wohl im Orte liegen, nicht im freien Willen des Brahmanen, und er befahl die Erde aufzuwühlen. Da fand sich denn ein prachtvoller Thron von Gold und mit Edelsteinen eingelegt, darauf 32 Figuren; ihn von der Stelle zu bewegen, sollte aber erst gelingen nach vielen Gebeten und reichen Opferspenden; unter großer Ceremonie brachte man ihn in die Residenz Udeshayina (dem heutigen Udschein 23° 11′ nördl. Br. 75° 35′ östl. Länge von Ferro), und vor großer Versammlung wollte der König den Thron besteigen. Als er aber den Fuß auf eine der Statuen setzte, welche den Thron trugen, redete sie ihn mit übernatürlicher Stimme mit den Worten an: „Wenn Du den Heldenmuth, die Tapferkeit und Milde des Königs Vikramâditya hast, dann magst Du den Thron besteigen." Der König forderte nun die Sprecherin auf, ihm zu erzählen, wodurch sich denn dieser Vorfahre von ihm unterscheide. Die Figur beginnt darauf eine Geschichte zu erzählen, wie der König einst für einen Brahmanen sein Leben habe lassen wollen, weil dieser durch bloße Opfer von der Gottheit die Erfüllung eines Wunsches nicht erlangen konnte, ungeachtet er während 100 Jahre so viele Brandopfer dargebracht hatte, daß ihre Asche einen mächtigen Hügel bildete; die Gottheit sei durch die königliche Opferfreudigkeit gerührt worden und habe auch dem Könige das Leben geschenkt. Der ersten Erzählerin folgen nun die übrigen 31 Statuen. Jede berichtet von einer andern nachahmungswürdigen That dieses großen Königs. Was immer er thut, er zeigt sich als gerechten Herrscher, zugleich bestrebt, den Kummer der Unterthanen zu lindern und durch reiche Gaben seine Verehrung für die Brahmanen zu bezeigen; dabei läßt er sich aber in seiner Gutmüthigkeit oft täuschen; andere Episoden bekunden dagegen ein warmes Gefühl für Frauen. Die interessantesten dieser Erzählungen mögen hier folgen.

Einst wurde der König durch den Gedanken an die Hinfälligkeit aller irdischen Güter so niedergedrückt, daß er beschloß, all' sein Besitzthum, seine Schätze und Kleinodien zu verschenken, selbst die Götter sollten davon erhalten, auch an sie wurde Botschaft geschickt. Der Meeresgott sandte dafür dem Könige durch einen Brahmanen vier seltene Perlen; die eine gewährte alle Reichthümer, die zweite Nahrungsmittel, die dritte stellte eine vollständige Armee auf, die vierte konnte Kleider und Schmuck liefern. Der König wollte den Ueberbringer fürstlich belohnen, er sollte sich eine der Perlen wählen; der Brahmane konnte zu keinem Entschlusse kommen, bat seine Angehörigen berathen zu dürfen, kam aber sehr niedergeschlagen zurück, denn sein Sohn, seine Schwiegertochter und seine Frau hatten jede eine andere Perle gewollt. Da gab ihm der König alle vier Perlen. — Zur Erklärung ist nur beizufügen, daß die Dichtung dieser Erzählungen einer Zeit angehört, wo sich bereits der Glaube befestigt hatte, daß die Brahmanen näher als alle Uebrigen vom Brahma, dem reinen Urquell, abstammten und die Fähigkeit hätten, die Götter zu Wohlwollen oder Mißfallen zu bewegen; in den jetzt entzifferten Inschriften und Schenkungsurkunden sind uns zahlreiche Beispiele enthalten, wie maßlose Forderungen sie bewilligt erhielten, — an solche dem Seelenheile so förderliche Freigebigkeit wird König Bhodscha hier erinnert. Zu beachten ist auch noch, daß der Sohn und die Schwiegertochter vor der eigenen Frau genannt werden. Dieser, von unseren Anschauungen so abweichende Vorzug des Sohnes und seiner Gattin beruht auf der religiösen Anschauung, daß nur ein männlicher Nachkomme die Todtenopfer verrichten könne, diese aber sind unumgänglich nothwendig für einen glücklichen Zustand nach diesem Leben; deswegen erbt auch schon nach altarischem Gesetze der Sohn das väterliche Vermögen, mit Ausschluß der Töchter, und wenn kein Sohn vorhanden ist, kann bestimmt werden, daß der Sohn der verheirateten Tochter, also der Enkel, vor den unverheirateten Töchtern das Erbe erhält. „Wenn in einer Ehe Kinder beiderlei Geschlechts gezeugt werden, so ist der eine der Vollzieher der heiligen Gebräuche, die anderen erhalten eine Gabe"; so sagen schon die Vedas, und dieses ist selbst heute noch Regel.

Eine andere Figur erzählt: Ein Diener sei zur Empfangnahme kostbarer Edelsteine nach einem weit entfernten Orte gesandt worden, mit dem Tod war er bedroht, wenn er nicht an einem bestimmten Tage eintreffen würde. Da wollte der Unstern des Dieners, daß heftiger Regen die Flüsse ungewöhnlich anschwoll; erst durch das Ueberlassen der Hälfte seines Schatzes konnte er einen Fährmann dingen. Der König belobt den Diener wegen seines Eifers, den Termin nicht zu versäumen, und beschenkt ihn mit dem Reste der Edelsteine. — Einen ähnlichen Gedanken hat

bekanntlich Schiller in seiner „Bürgschaft" so meisterhaft durchgeführt.

In anderen Erzählungen befreit der König schöne Frauen von Dämonen, die über dieselben Gewalt erlangt hatten, oder er nimmt Brahmanen die Last ab, schwere Selbstpeinigungen fortzusetzen; mitunter verherrlicht die Episode nur im Allgemeinen seinen Muth; solches ist der Fall bei der Besteigung des „wachsenden Thrones". Aus dem Ganges stieg jeden Morgen ein Thron, der bis zur Sonne empor sich streckte, gleichsam um sich ihr zum Sitze anzubieten, denn Nachmittags verminderte sich seine Größe, und der Sonne gleich tauchte er Abends in den Ganges hinab, um den nächsten Morgen wieder zu erscheinen. Vikramâditya bestieg nun den Thron, aber in der Nähe der Sonne entzog ihm ihre Hitze alles Blut und verbrannte seinen Körper — ähnlich wie die Flügel des Dädalus vor ihr zerflossen —, der Sonnengott gab ihm aber einen neuen Körper und beschenkte ihn mit zwei Armbändern, die Reichthum gewährten; der König aber gab sie einem Brahmanen.

Sehr grob läßt sich oft der gutmüthige Monarch überlisten. Die Perlenepisode ist bereits mitgetheilt; ein andermal sagte ein Brahmane — fast stets sind diese die Beschenkten —, ihm habe geträumt, der König werde ihm ein Haus bauen und Grundstücke schenken; der König erfüllte sofort den Traum, eine ganze Stadt füllte es, was er dem Brahmanen an edlen Frauen, Dienerschaft, Elephanten und Häusern zum Geschenke machte. Ein andermal ist es der König, der einen beunruhigenden Traum hat, dessen Verwirklichung nur durch Schenkungen an die Brahmanen abgewendet werden kann.

Am interessantesten ist die Episode vom Kampfe mit Çâlivâhana; hier ist aber nicht der spätere König dieses Namens der Handelnde, der Dichter will nur durch die Wahl dieses Namens den spätern Kampf um den Vorrang andeuten. — Ein reicher Vater, so lautet die dreiundzwanzigste Erzählung, habe auf dem Sterbebette seinen Söhnen eröffnet: wenn sie Streit bekämen um das Vermögen und es theilen wollten, dann sollten sie so theilen, wie die Gegenstände ihnen kund thäten, die sie in den vier Ecken des Lagers finden würden. Anfangs zeigte sich kein Bedürfniß zur Einrichtung gesonderter Haushaltung; aber die Schwägerinnen konnten sich nicht vertragen, man durchsuchte das Lager und fand vier Gefäße; das eine enthielt Erde, das zweite Kohle, das dritte Knochen, das vierte ein Strohbüschel. Die Erben fragten erst die Brahmanen, dann den König Vikramâditya um Rath, allein auch dieser konnte nicht Auskunft geben. Der Brahmane Çâlivâhana hörte davon, verließ seinen Geburtsort, ging zu den Söhnen und entschied: Durch Erde sei angedeutet, Einer solle das Grundeigenthum erhalten; die Kohle bedeute Gold, Edelstein und Schmuck; durch Knochen seien die Rinder angedeutet, das Strohbüschel weise auf die Futtervorräthe. Alles staunte und war voll Lob über den Brahmanen, nur Vikramâditya war über seine Niederlage ärgerlich. Er entbot jedoch den Weisen zu sich; dieser antwortete anfangs, wenn der König ihn zu sehen wünsche, möge er zu ihm kommen, später aber erklärte er sich bereit, den König aufzusuchen, aber er werde sich mit einer großen Armee umgeben und erwarte den König zur Schlacht gerichtet. Çâlivâhana's Vater hatte das Töpferhandwerk betrieben; sein weiser, mit übernatürlichen Fähigkeiten begabter Sohn formte aus Thon eine Armee von Mannschaft, Pferden und Elephanten, hauchte ihr Leben ein und zog dem Könige entgegen. Schon war das Heer Çâlivâhana's vernichtet, da rief er den Schlangenkönig zum Beistande auf, dessen Schlangen das ganze Heer des Gegners todt bissen. Allein Vikramâditya wußte sich von einem Gotte Lebenswasser zu verschaffen, das seine ganze Armee wieder zu Leben führen sollte; in der Freude darüber versprach er einem Brahmanen, der ihn eben um eine Gabe anflehte, zu geben, was er wünschen werde; dieser, ein Abgesandter Çâlivâhana's, erbat sich das Lebenswasser, der König sah zu spät ein, daß er überlistet sei, und sein Gegner blieb Sieger.

Die letzte Statue preist den König Bhodscha; sie dankt ihm zugleich dafür, den Thron wieder zu Tage gebracht zu haben, denn nun sei der Bann gelöst, der auf ihr und ihren Gefährten laste. Sie seien himmlische Genien, wären aber einmal vom heißen Liebesblick Indra's getroffen worden, als sie eben die Stufen seines Thrones als Dienerinnen umstanden, und von der eifersüchtigen Gemahlin Indra's in unbelebte Wesen verwandelt worden. Leben solle erst wieder in ihre Körper einziehen, nachdem der Thron Indra's an Vikramâditya gekommen sei und von seinem Nachfolger Bhodscha wieder aufgerichtet werde. Jetzt sei der Fluch von ihnen genommen, und ihr Befreier möge über sie gebieten; doch Bhodscha wollte Vikramâditya gleichen und gab den Genien die Erlaubniß in den Himmel zurückzukehren."

Damit endet die sanskritische Recension. Der Schluß ist zu materiell, er zeigt zu deutlich das Bestreben der Erzählenden, oder wie wir sagen müssen des Dichters, den König zu zwingen, aus Gründen der Standesehre zu thun, was man von ihm verlangt. Unzweifelhaft ist die eigentliche Tendenz der Dichtung, die Freigebigkeit eines Fürsten zu Gunsten der Brahmanen als die schönste Benützung seiner erhabenen Stellung zu verherrlichen; die höhere Einsicht der Brahmanen und die Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit ihres Rathes wird häufig betont; daneben erhält persönliche Tapferkeit gebührendes Lob.

Ein Urwald in Thüringen.

Der Wurzelberg.

Wir staunen die gewaltige Höhe und Dicke der Riesenbäume in Californien, auf der Norfolkinsel oder in Chile an; Jedermann kennt die Wellingtonia gigantea, die Douglastanne, oder die Araucaria imbricata und die Deodarafichte am Himalaya.

Solch ungeheuere Giganten des Pflanzenreiches fehlen allerdings in unserm Deutschland, aber wir haben auch heute noch manche Stämme in unseren Wäldern, die uns imponiren und deren Anblick uns mit hoher Freude erfüllt. Freilich darf man unsere Waldbäume nicht mit jenen ame-

rikanischen oder indischen Kolossen vergleichen; aber welcher verständige Mensch will denn auch immer vergleichen? Walde und in Thüringen, und auch dort kann die Benennung nur in sehr bedingter Weise gelten; sie will weiter



Der Wurzelberg (Urwaldreste). (Originalzeichnung von Plato Ahrens.)

Was wir in Deutschland als Urwald bezeichnen, das sind einige verhältnißmäßig kleine Waldbestände im bayerischen nichts besagen, als daß jene Strecken seit Jahrhunderten von der Forstkultur — oder Verwüstung verschont geblieben

sind, und daß noch Bäume stehen, die hoch in die Jahrhunderte hinaufreichen, nicht in die Jahrtausende, über die Arche Noah weit hinaus, wie die Wellingtonien.

Freuen wir uns unsrer Wälder. Manche sind wieder in gutem Zustande. Es ist eine Freude im Harze umherzuwandern, namentlich im stolbergischen Gebiete, oder im braunschweiger Forste, oder im Schwarzathale, oder in Badens Schwarzwald. Dort bilden die schlanken Nadelbäume eine unzählige Menge „heiliger Hallen", ja, der Wald ist auf meilenweit eine einzige heilige Halle mit vielen tausend Säulen, welche die Natur geschaffen hat. Da sehen wir wunderbar gestaltete Kapitäler, weitgreifende Arme, die sich in einander verschlingen und als die Wölbung der hohen Säulengänge erscheinen. Wie viele Generationen mögen vorher untergegangen sein? Wir wissen es nicht, aber wir sehen, daß neues, grünes Leben aus den Pflanzentrümmern von Jahrtausenden aufsprießt.

Wie ehrwürdig erscheinen uns die Patriarchen des Waldes, welche in einsamer Größe ihren Stamm hoch in die Luft getrieben haben und über alle anderen hervorragen! Solche Waldpatriarchen stellt, in naturgetreuer Zeichnung, unser Bild dar.

Der freundliche Leser möge uns begleiten in das liebliche, idyllische Thüringen. Mancher hat diese gesegnete Landschaft vielleicht nach allen Seiten hin durchstreift, und doch ist ihm eine Hauptmerkwürdigkeit derselben fremd geblieben.

Wir meinen den Wurzelberg mit seinen gewaltigen Bäumen.

Das goldführende Flüßchen Schwarza entspringt an der Bilbersleite. Bald nachher vereinigt sie sich mit der Katze und nimmt eine Richtung nach Osten. Dort erhebt sich der Wurzelberg. Gleich allen Bergen des südöstlichen Thüringens, vom Wetzstein bei Lehesten bis zum Saar, wo die Stromgebiete des Rheins, der Weser und der Elbe sich berühren, trägt auch er völlig den Charakter des Frankenwaldes; — er bildet eine massige Kuppe von silurischer Grauwacke mit breiter Platte.

An ihm wachsen die Riesenbäume, und der Wanderer kann ohne Beschwerde zu ihnen gelangen. In Langenbach findet er stets einen des Weges kundigen Führer, mit welchem er getrost fürbas ziehen kann.

Am Wurzelberge selbst rastet er beim Jagdschlosse, einem eigenthümlichen Holzbau mit einem achteckigen Thurme. Dasselbe soll 1726 erbaut worden sein und ist 1748 ausgebessert worden. Man tritt ein. Der unter dem Thurme liegende Saal empfängt sein Licht von oben. Man sieht Gedecktafeln, an welchen in den lustigen Jahren von 1740 bis 1788 oftmals tapfer gebechert worden ist. Denn zur Brunstzeit kam die schwarzburgische Herrschaft von Rudolstadt her auf den Wurzelberg, um dem edlen Waidwerk obzuliegen. Um den Mittelbau liegen strahlenförmig 8 Zimmer. Einst war Alles reichlich mit Hirschhörnern geschmückt, aber diese sind längst verschwunden. Auch der einst sehr bedeutende Wildpark ist seit 1848 nicht mehr vorhanden, und seitdem liegt das Jagdschlößchen ziemlich verwaist da. Der Hof erscheint selten dort, aber um die schöne Pfingstzeit wallfahrten die Leute von weit und breit auf den Wurzelberg, lagern im Schatten der Bäume und sind lustig und guter Dinge.

Doch wir wandern weiter, denn unser Ziel ist der „Urwald". „Wo liegt er, werden wir ihn bald sehen?" Der Führer bittet um etwas Geduld und geleitet uns zu einer Bank am nördlichen Abhange; durch einen Waldaushieb gewinnen wir einen Blick auf den Gickelhahn, den Goethe so oft und gerne besucht hat. „Aber ist das dort nicht der Blocksberg? Er liegt so klar da!" Der Führer entgegnete: „Ja, leider der Brocken, Herr, wer den hier sieht, thut am besten, wenn er nach Hause geht; morgen haben wir Regen." Und so war es auch.

Bald waren wir nun am „Urwalde". An dem größten Patriarchen las ich mit Freuden auf einer, an ihm befestigten Tafel den Namen Humboldt. Mit welchem würdigern Namen hätte man auch diesen Giganten der Pflanzenwelt schmücken können? Von der Bank, auf welcher man gern träumt, hat man einen hübschen Blick auf Scheibe und Alsbach.

In der Nähe gewahren wir eine zweite gewaltige Tanne; sie ragt unfern einer Buche weit über diese empor, und auch andere mächtige Nadelbäume standen hier. Es war ein schöner Gedanke des leider so früh verstorbenen Arztes Berthold Siegismund in Rudolstadt, die größten und schönsten Bäume nach unseren vorragenden Naturforschern und Forstleuten zu benennen. So stehen denn am Wurzelberge der

Humboldt,	150	Fuß	hoch,	13	Fuß	Umfang,
König,	150	„	„	21	„	„
Cotta,	145	„	„	17½	„	„
Pfeil,	136	„	„	16¼	„	„
Hartig,	120	„	„	13⅚	„	„

Die übrigen alten Tannen, etwa 150 an der Zahl, stehen dem Hartwig wenig nach; jede derselben würde zwischen 22½ und 24½ Klafter Holz ausgeben, aber die Bäume bleiben stehen. Siegismund war als Arzt und Menschenfreund, als Lehrer und Schriftsteller ein ganz vortrefflicher Mann, und es wäre nur gerecht, einen der Waldriesen nach ihm zu benennen. Er hat sich ohnehin um die Landeskunde von Schwarzburg große Verdienste erworben.

Einst wird hier ein geschlossener Wald gestanden haben. Merkwürdig, daß bis eine Höhe von 2500 Fuß, in einem schon rauhen Klima, wo die Nebel nicht selten tagelang aufliegen, die Buche noch so kräftig gedeiht; das ist ihr wohl nur möglich gewesen unter dem Schutze, welchen ihr in der Jugend die Tannen gewährten.

Diese sind frisch und kräftig; weiter in die Höhe wachsen sie nicht mehr, aber an Umfang nehmen sie zu; das ist durch sorgfältige Untersuchungen außer allen Zweifel gestellt.

Daß die Bäume weit über 300 Jahre zählen, ist richtig; nach Manchen hätten sie schon vor länger als einem halben Jahrtausend gestanden. Mögen ihre Wipfel noch manches Jahrhundert lang in die Lüfte emporragen.

Die Verbreitung der Bibel in verschiedenen Sprachen.

Aus dem 61. Jahresbericht der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft erhalten wir wiederum einen Begriff von der außerordentlichen Ausdehnung, welche besonders in neuerer Zeit die Wirksamkeit dieser Gesellschaft und der mit ihr Hand in Hand gehenden Missionsgesellschaften in Verbreitung der Bibel in allen Theilen der weiten Erde gewonnen hat. Auf jeden Fall ist die Uebersetzung der Bibel in so viele Sprachen ein großer Gewinn für die Linguistik.

Im Jahre 1864 hat die britische Bibelgesellschaft nicht weniger als 2,450,127 Bibeln und Testamente verbreitet, und es wurden 59,000 Exemplare mehr vertheilt als im Jahre 1863.

Indien befindet sich seit mehr als 100 Jahren im Besitze der Engländer. Hier werden theils die ganze Bibel, theils das Neue Testament, oder auch nur Theile desselben in folgenden Sprachen verbreitet:

In der bengalischen, für die 40 Millionen Bewohner von Bengalen und Behar, wo aber unter hundert nur fünf bis sechs lesen können. Mit der Vermehrung der Missionsanstalten geht allerdings die Zunahme des christlichen Elements im Lande Hand in Hand, besonders in Aude, Rohilkund und Rajputana, wo die Bekehrung einiger indischen Fürsten die Schätzung des Christenthums fördert.

In der Urdu-Sprache wird die Bibel in römischen und arabischen Lettern, besonders in Allahabad, von den Missionären stark verbreitet.

Persische, gurmakhische und Hindu-Neue Testamente finden in Lahore Absatz. Im bghai-karenischen Dialekte, der von den Karens in Barmah gesprochen wird, existirt bis jetzt nur die Bergpredigt. Einzelne Theile der Bibel sind im Sanskrit und in der Orissa-Sprache erschienen. Auch im hindu-kaithischen Dialekte, der in den Behar-Distrikten gesprochen wird, sind Evangelien im Drucke erschienen. Mit einem Worte, die Hülfsgesellschaft in Calcutta hat das Neue Testament und einzelne Theile in 35 neuen Sprachen übersetzen und drucken lassen, so daß die verschiedenen Völkerschaften in ihren Sprachen mit Bibeln versorgt werden können.

Eine Ausgabe der Tamil-Bibel findet großen Abgang in Südindien, wo das „Arbeitsfeld" 335,315 Quadratmeilen mit 43 Millionen Seelen umfaßt, und wo über 50,000 Bibeln jährlich abgesetzt werden. Viel geringer ist der Absatz in Bombay, wo nur zwei bis drei unter hundert Menschen lesen können. In Madras wird die Bibel in der Kuli-Sprache, in tamulischer Sprache, in der Telugu- und in der canarensischen Sprache, zusammen in 160,000 Exemplaren gedruckt.

Auf Ceylon wird die Bibel in singhalesischer Sprache mit nur geringem Erfolge verbreitet; die Abneigung der Buddhisten gegen das Christenthum ist daselbst immer noch groß.

In China war die Wirksamkeit der britischen Bibelgesellschaft von keiner besondern Ausdehnung. Es gibt etwa 1500 ummauerte Städte in China, die alle von vielen Marktflecken und Dörfern umgeben sind. Einige dieser Dörfer sind zu einer gewaltigen Größe angewachsen; in der Provinz Tientsin finden sich dergleichen von 600,000 Einwohnern. Es werden wenige Bibeln in chinesischer, mongolischer und in der Mandschu-Sprache verbreitet. Das Neue Testament existirt in der Mandarinen-Sprache. In der Hauptstadt Peking zu wohnen, ist bis jetzt keinem protestantischen Missionär gestattet. In dieser Beziehung haben die katholischen Priester einen entschiedenen Vorzug, indem diese durch ausdrückliche Stipulation in dem Friedenstraktat mit Frankreich in ihrem Werke die freie Duldung genießen. Unter der Cantonesisch sprechenden Bevölkerung zu Hong-Kong sind etwa 1000, dagegen in Shanghai und Canton viele Bibeln, aber meist an Amerikaner, Engländer, Holländer und Deutsche verbreitet worden, die den Hafen von Shanghai zu besuchen pflegen.

In Japan ist die Eifersucht der Japanesen gegen Einführung des Christenthums noch immer rege, und dort bieten sich selbst für die Verbreitung chinesischer Bibeln, welche von den gebildeten Klassen gelesen werden können, wenig Gelegenheiten dar, wogegen anzunehmen ist, daß die Einführung der heiligen Schrift in japanesischer Sprache entschieden feindliche Handlungen der Regierung hervorrufen würde. Auch die Missionäre sind hier noch auf einen sehr kleinen Raum an den Ufern beschränkt und dürfen sich gar nicht weit in das Innere wagen.

Auf der Halbinsel Malacca wird das malayische Testament sowohl mit arabischen als lateinischen Lettern ausgetheilt.

Nach Afrika übergehend, erwähnen wir, daß im Hauptdepot von Südafrika, in der Capstadt, noch immer meist nur englische und holländische Bücher verkauft werden, es wird aber jetzt eine Ausgabe von 5000 Testamenten in der Namaqua-Sprache gedruckt, welche von Hottentotenstämmen gesprochen wird, die einst in der Capcolonie lebten, aber sich seitdem vor den holländischen Ansiedlern zurückziehen mußten und eine Heimat in den mehr centralen Theilen von Südafrika gefunden haben. Diese Sprache konnte nur nach jahrelangen Bemühungen und Studien bewältigt werden. Die vier eigenthümlichen schnalzenden Laute, welche die Namaqua-Sprache enthält, kann sich nur selten ein Europäer aneignen. Die rheinische Missionsgesellschaft hat unter diesen Hottentotenstämmen zehn Hauptstationen, die sich von der Capstadt bis zur Walfischbay erstrecken.

In Westafrika nehmen die Uebersetzungen der Bibel in der Gâ (Akra-) Sprache und in der Otschi-Sprache ihren raschen Fortgang. Das Neue Testament hat der Prediger Christaller in der Otschi- oder Tschi-Sprache vollendet, und ein basler Missionär, Prediger Zimmermann, hat mehre Bücher des Alten Testaments in der Gâ-Sprache zu Ende geführt. Die Uebersetzungen der biblischen Bücher in der Ewe-Sprache gehen nur langsam vorwärts, weil die bremer Missionäre und Uebersetzer rasch nach einander vom Tode hingerafft wurden. Das erste Buch Mosis ist in die Haussa-Sprache vom Prediger Schön übersetzt und auf Kosten der Missionsgesellschaft gedruckt worden. Ein eingeborner Prediger hat das Evangelium Johannis in die Yoruba-Sprache übersetzt, und in der Ibo-Sprache wird eine Ausgabe der Evangelien von Markus und Lukas besorgt. Ein Missionär, der in Europa die Landwirthschaft gelernt, hat sich so ziemlich die Gâ-Sprache angeeignet und lehrt an der Goldküste Ackerbau

und Viehzucht, um der Sklaverei und dem Sklavenhandel einen Damm entgegen zu setzen. Er fährt mit einem Ochsenwagen, welcher bei den Negern Bewunderung erregt. Die Palmhändler lassen noch immer ihre Oelfässer lächerlicherweise durch Sklaven über Stock und Stein fortrollen, und es sieht ein solcher Transport so aus, als wenn Ameisen einen Wurm schleifen. Das Angewöhnen der Ochsen ist, wie unser Missionär berichtet, nicht schwerer als das der trägen Neger. Doch fahren einige Mulatten auch schon mit Ochsen und wollen lieber diese, als Sklaven, halten. Die Wagen werden von einem deutschen Missionär, Bruder Klaiber, verfertigt.

Ostafrika. Auf der Insel Madagaskar wird die Bibel in vielen Exemplaren der malagasischen Sprache verbreitet, und die Einwohner, sagt man, tragen Verlangen darnach. Der König las die Bibel in englischer Sprache. Nach Aussage der Gesandten der Königin von Madagaskar (1862) können von den 4 Millionen Einwohnern nur höchstens 10,000 lesen. Die Verschiedenheit der Dialekte erfordert aber mehr als eine Uebersetzung der Bibel.

Auf der Insel Mauritius werden französische, englische und indische Bibeln abgesetzt. Im östlichen Afrika sind die Missionäre eifrig bemüht, die große Nation der Gallas, welche sich über 12 Grade ausdehnt, zu bekehren; jetzt wird die Bibel in der Galla-Sprache übersetzt und einzelne Theile werden in amharischer Sprache gedruckt, welche von Juden und Christen in Abyssinien gelesen wird. In Abyssinien arbeiten gegenwärtig drei Missionsgesellschaften: die jüdische, die schottische und die Pilgermission, welche letztere besonders die Bekehrung der Gallas bezweckt, während die ersteren sich mit den Juden und Christen beschäftigen. Bischof Gobat zu Jerusalem hat beschlossen, zwischen Jerusalem und Abyssinien 12 Missionsstationen zu gründen, die eine 50 Stunden von der andern entfernt, von welchen schon vier wirksam sind, nämlich zu Cairo, Matamma, Chartum und eine in Abyssinien selbst. Die britische Bibelgesellschaft versorgt diese Stationen mit Bibeln.

Im Wanika-Land ist die kirchliche Missionsgesellschaft thätig und sucht vom Süden aus mit den Gallas in nähere Berührung zu kommen.

In Australien hat die britische Bibelgesellschaft mehre Hülfsgesellschaften, von welchen dem Hauptagenten erfreuliche Nachrichten zugekommen sind. In Sydney, Adelaide, in Maitland, Tasmania sind Bibeln verkauft worden und Beiträge eingelaufen.

In Neuseeland hat der schreckliche Krieg die Bestrebungen der Engländer zum großen Theile erschüttert. Die Bibel in der Maori-Sprache geht der Vollendung entgegen. Der Absatz an Bibeln, welcher vor mehren Jahren schon 1500 Exemplare jährlich erreichte, hat während des Krieges sehr abgenommen, „und die friedlichen Triumphe des Evangeliums, die von den Schlacken der Habsucht so sehr verunreinigt wurden, sind wieder verschwunden, obgleich sich schon zwei Drittel der wilden Kannibalen zum milden Christenthum bekannt hatten."

Auf den Südsee-Inseln hat die Wirksamkeit der britischen Bibelgesellschaft erfreuliche Fortschritte gemacht. In Tahiti sind aus England Bibeln in der tahitischen Sprache angekommen, und es sind von derselben zwei Exemplare an die Königin Pomare und ihren Gemahl übersandt worden, welche dann in einem Briefe ihre Freude und ihren Dank für das Geschenk ausdrückten. Die Tahitier kauften auch für beinahe 900 Dollars Bibeln.

Auf den Samoa-Inseln sind mit einem Schiffe aus Sydney 20,000 Bibelexemplare in der Samoa-Sprache angekommen, von welchen in einem Jahre für mehr als 1000 Pfund Sterling verkauft worden sind. Die Einwohner verkaufen ihr Cocosnußöl, Arrowroot und andere Früchte an die Magazine oder an die Handelsschiffe, und bezahlen so, wie der Bericht der Bibelgesellschaft sagt, ihre Bibeln. Auf Atafu fand der Prediger Bird das christianisirte Volk schon äußerlich vortheilhaft verändert im Gegensatz zu den anderen Inseln der Tokelau- oder Unionsgruppe. Sie lesen das samoanische Testament gern und geläufig. Polygamie, Nachttänze ꝛc. sind seit 1861 unter ihnen verschwunden.

Auf den Neuen Hebriden sind 2000 Exemplare des Neuen Testaments in der Sprache der Aneityum verbreitet, und wie der Bericht sagt, vom Volke freudig begrüßt worden. Auch in der Fiji-Sprache sind 2000 Testamente auf den Fiji-Inseln angekommen. Die Evangelien von Matthäus und Markus, und die Apostelgeschichte in der nengonésischen Sprache sind auf Nengoné angekommen. Sie werden verschenkt oder gegen 3 Pfund Arrowroot oder ein Quart Oel vertauscht.

Die Bewohner der Savage-Inseln lesen einige Bücher des Neuen Testaments in ihrem Dialekte. Es wird geklagt, daß peruanische Sklavenhändler oft die Bewohner der Südsee-Inseln unter dem Namen Auswanderer wegführen. (Hat endlich aufgehört.)

In Südamerika sind die Erwartungen der britischen Bibelgesellschaft nicht verwirklicht worden. Aber die Bibel ist doch verbreitet worden, und es geht jetzt, was vorher nie geschah, der Druck und die Herausgabe der Schrift auf dem Continente Südamerika's vor sich. Eine Ausgabe von 5000 Neuen Testamenten ist in Bogota gedruckt und im Verlaufe eines Jahres ist dieselbe Anzahl verkauft worden. Auch in Rio de Janeiro sind die beharrlichen Anstrengungen des englischen Agenten, Corfield, von einigem Erfolge gekrönt worden. Letzterer ist viel auf Reisen, hat aber sonst seinen Wohnsitz in Buenos-Ayres, wohin der Strom der Einwanderung tausende von Europäern bringt, die sich mit Bibeln ihrer vaterländischen Sprache versehen. Doch die meisten Exemplare sind spanische, weil das die Sprache des Landes ist.

In Westindien wird die Bibel ebenfalls durch die Hülfsgesellschaft in englischer, französischer, spanischer, portugiesischer, deutscher, chinesischer, aber für die Neger in der Yorruba- und dann für die eingewanderten Indier in der „Kuli-Sprache" verbreitet.

In den Vereinigten Staaten Nordamerika's hat die amerikanische Bibelgesellschaft zu Neuyork in den letztverflossenen Jahren während des furchtbaren Krieges eine enorme Thätigkeit entwickelt. Jeder Soldat der zahlreichen Heere ist wenigstens mit einem Theile der Bibel versehen worden, und es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die in Neuyork galvanisirte Bibel in der Türkei unter den Armeniern verbreitet worden ist. Diese Gesellschaft hat auch in Beirut eine Ausgabe des Neuen Testaments in arabischer Sprache besorgen lassen. Die britische Bibelgesellschaft hat für die Armeen der südlichen Staaten mit Hintansetzung aller Erwägungen in politischer Beziehung einzig und allein nur in Betreff des vorhandenen Mangels mehr als 300,000 Bibeln, oder Theile derselben ohne alle Bedingung bewilligt.

In Britisch Nordamerika arbeiten unter der theils protestantischen, theils katholischen Bevölkerung für die britische Bibelgesellschaft in Verbreitung der Bibel allein 19 Hülfsgesellschaften mit 330 Zweigen. Die Frauen-Hülfsvereine zu St. John in Neubraunschweig, zu Halifax in Neuschottland, auf Prinz Edwards Eiland und Neufundland wirken ebenfalls sehr eifrig. Für die Länder an

der Hudsonsbai sind 5000 Exemplare in der Sprache der Crees auf Bitte der kirchlichen Missionsgesellschaft besorgt worden. Auch hat die britische Bibelgesellschaft die Kosten für den Druck einer Uebersetzung der Apostelgeschichte in die Sprache der Micmac-Indianer bewilligt. Die Cree-Indianer lesen die Bibel in der sogenannten Sylbenschrift; lesen können aber natürlich nur diejenigen, welche im Unterrichte der Missionäre gewesen sind. Auf der Prinz Edwards Insel haben die Missionäre viele Schulen, in welchen die Bibel gelesen wird.

Innerhalb der letzten drei Jahre hat die Gesellschaft im Ganzen mehr als 7,000,000 Bibeln ausgegeben, was mehr ist, als die Gesammtverbreitung während der ersten 26 Jahre ihrer Thätigkeit. Schon in sieben polynesischen Sprachen ist die Bibel vorhanden und in noch sieben anderen werden Uebersetzungen vorbereitet. L.

Aus Guarmani's Reise im nördlichen Arabien.

Ein in Jerusalem wohnender Italiener aus Livorno, Guarmani, hat seit längerer Zeit Handel mit arabischen Vollblutrossen getrieben und über diese edlen Thiere ein Werk veröffentlicht, welches den Titel führt: „Kamsa; das arabische Vollblutpferd. Sechszehnjährige Forschungen in Syrien, Palästina und Aegypten und den Wüsten Arabiens, Bologna 1864.“ Er bemerkt, daß er oftmals in die Wüste vorgedrungen sei, welche im Norden das Nedsched vom Hedschâs trennt; er habe sich bis zu den Stämmen der Beni Saker und Tiaha gewagt und war mehrmals bis an die Ostgrenze des Dschebel Schammar vorgedrungen. Während seiner vielen Wanderungen in der syrisch-arabischen Wüste war er mit manchen Beduinen aus Centralarabien in Verbindung gekommen, aber sein Wunsch, bis in das Nedsched selber zu gelangen, blieb immer noch unerfüllt. Im September 1863 erhielt er vom französischen Minister des Ackerbaues den Auftrag, für die Regierung arabische Hengste anzukaufen, und auch für den König Victor Emanuel sollte er eine Anzahl derselben besorgen. Die Verpflichtung, die Hengste aus dem Nedsched selber zu holen, ging er sehr gern ein; die dortigen Fürsten erhalten nicht selten von den Beduinen ganz ausgezeichnete Beschäler und Mutterpferde.

Der landeskundige Mann reiste als Araber und er hat seinen Zweck vollkommen erreicht. Sein Reisebericht steht in den neuesten Nummern des Bulletins der pariser geographischen Gesellschaft (September 1865 und folgende); sein Itinerarium, auf dessen Einzelnheiten wir nicht eingehen, ist schon früher von der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde mitgetheilt worden. Wir wollen einzelne Züge hervorheben, die für Land und Volk charakteristisch sind. Mit den Beduinen ist Guarmani viel genauer bekannt als Gifford Palgrave, aus dessen vortrefflichem Buche wir im vorigen Bande ausführliche Mittheilungen gebracht haben (Globus VIII, S. 312, 332, 362); der Italiener ergänzt in mancher Hinsicht den Engländer.

Im Dezember 1863 trat Guarmani von Jerusalem nach Südosten hin seine gefahrvolle Wanderung an und kam zunächst in Berührung mit den Beduinenstämmen der Beni Hammed und Beni Saker. Hier finden wir folgende Bemerkung, die anthropologisch von ganz entschiedenem Interesse ist. „Die Beduininnen haben im Allgemeinen schwarzes oder kastanienbraunes Haar. Ich sah, wie eine Frau, die mit Holz ärger wie ein Lastvieh beladen war, ins Lager zurückkehrte; sie hatte blondes Haar. Blondinen fehlen bei den Beni Saker keineswegs. Die Blondinen und Brünetten haben alle einen sanftern Blick als die anderen Beduinen, so sehr, daß man sie fast für Bäuerinnen aus Kerak und Salt halten könnte.“

Echte, urwüchsige Araber sind schwerlich jemals blond; hier wird, gleichviel wann, eine Mischung stattgefunden haben, die nun, vielleicht nach Jahrhunderten durch Rückschlag im Blute, sich auf viele Generationen hinaus kenntlich macht, vielleicht ein paar Menschenalter latent bleibt, dann aber wieder zum Vorschein kommt. Es wäre von Belang, der Erscheinung weiter nachzuforschen; Guarmani gibt leider blos die einfache Notiz.

Auch den Beni Saker ist der schwarze, bittere Kaffee so nöthig wie die Luft, welche sie athmen; aber sie trinken auch „weißen Kaffee“, d. h. einen Aufguß von Kanneel, Gewürznelken und Zucker; zu diesem höchst aufregenden Getränke wird auch nicht eine Kaffeebohne genommen.

Der Reisende bestand mehr als einen Ueberfall verschiedener Beduinen, wir übergehen aber diese Schilderungen und wollen nur bemerken, daß er vollkommen Recht hat zu sagen, in der Wüste sei die schlimmste Begegnung jene mit dem Menschen. Man weiß nicht, was er beabsichtigt, ob er allein kommt und wie viele Krieger im Hinterhalte liegen. Wer kann, weicht aus. Ohnehin war im Anfange des Jahres 1864 im nordwestlichen Arabien Alles in Verwirrung und Streit. Uebrigens hatte Guarmani an den, unseren Lesern aus Palgrave's Darstellung wohlbekannten Talal ibn Raschid, Herrscher von Dschebel Schammar, ein Empfehlungsschreiben erhalten. Bis Dschauf kam er ohne besondere Heimsuchungen, weiterhin waren aber Gefechte zu bestehen; der Beschwerden wurde aber nicht weiter geachtet, als es gelang, vier ganz ausgezeichnete Hengste für einen sehr billigen Preis zu erwerben.

Er gelangte auf seinen Streifzügen auch nach Aneisch (Oneizah), wohin Gifford Palgrave nicht gekommen ist. Diese Stadt, die größte im Nedsched, wie Guarmani sagt (richtiger in Niederkasim), hat einen sehr einträglichen Gewerbszweig; die Bürger kaufen Füllen von den Beduinen und bringen die Pferde nach Koweyt am Persischen Meerbusen; von dort gehen sie dann weiter nach Persien oder Indien. Der dortige Emir Sabel hielt den Italiener für einen Muselmann und türkischen Beamten, er äußerte offen seinen Unwillen gegen die Tyrannei der Wahhabis, hatte langes Haupthaar und Vollbart und trug sich mit Reformgedanken. Er wollte alle Stämme des Nedsched zu der altarabischen Urreligion Abrahams zurück führen. Sein Haß gegen den Wahhabiherrscher Feyssel sprach aus jedem Worte. —

In Centralarabien reist man, besonders während der

Frühlingsmonate, am liebsten nach Sonnenuntergang, und man rechnet nicht nach Tage-, sondern nach Nachtreisen.

Bereydah oder Bredah, welches Palgrave besuchte, fand Guarmani zum Theil in Trümmern; trotzdem wohnen dort mehre Fürsten und manche Kaufleute, die reicher sind, als jene von Aneïsch; auch kommen weit mehr Pferde auf den Markt, sie sind aber nicht so ausgezeichnet wie dort. Den Weiden, auf welchen die Mutterpferde grasen, darf kein Fremder nahen, weil er möglicherweise durch den bösen Blick ihnen Schaden zufügen könnte.

Von Bereydah ging Guarmani in nordwestlicher Richtung zurück nach Haïl, oder wie er schreibt Kaïl. „Am Thore lag der verwesende Leichnam eines persischen Juden. Das Volk hatte ihn ermordet, weil er sich anfangs für einen Mohammedaner ausgab und hinterher weigerte, die bekannte Formel des Islam, von Gott und dem Propheten, auszusprechen. Der Unglückliche war über Hammad in das Nedsched gekommen und wollte Pferde für den Schah von Persien kaufen. Er hatte zum Theil sein Schicksal verdient. Wer sich in eine sehr schwierige Unternehmung einläßt, muß alle Mittel des Gelingens benutzen und selbst das Unmögliche versuchen; von keinem Hindernisse darf man sich abschrecken lassen. In Aegypten und Palästina glaubte man, ich sei ermordet worden, denn die Kunde hatte sich auf allen Stationen der Mekkapilger verbreitet."

Jene Ermordung des Juden stimmt nicht zu dem, was Palgrave über die große Toleranz und die Gleichgiltigkeit gegen den Islam aus Haïl meldet. Dagegen läßt sich das Bild, welches Guarmani von dem Emir Talal entwirft, mit der Schilderung des Engländers wohl vereinigen. Der Herrscher ist sehr gastfrei und hat eine große Anzahl kleiner Häuser für seine Gastfreunde bauen lassen, einen großen Hofraum für Dromedare und Pferde, eine große Halle zum Kaffeetrinken und zum Empfange der Besuchenden. Alles wird sehr reinlich gehalten; als Brennstoff dient Palmholz; Matten, Teppiche und Polster fehlen nicht, auch ist sonst allerlei Zimmergeräth vorhanden.

Auf dem Marktplatz findet man Kaufleute aus Mesched Ali in der Euphratgegend, aus Bagdad, Basra und Irak Arabi. Die gangbare Münze besteht in Medschidi-Thalern, d. h. spanischen Säulenpiastern im Werth von 4 Francs 66 Centimes.

Um 10 Uhr Morgens werden die Buden geschlossen und erst um 3 Uhr wieder geöffnet.

Der Emir Talal oder Talel benahm sich vortrefflich; schwarzes Blut ist nicht in ihm, denn er hat eine Adlernase. Er ist etwa 40 Jahre alt, klein, wohlbeleibt, bräunlich, und seine schwarzen Augen haben lebhaften Eindruck. Er sprach gerade Recht, als Guarmani ihn zuerst sah. Er saß auf einer Bank von Erde an der östlichen Mauer der Moschee; seine höchsten Beamten hatten, der Rangfolge nach, zur Linken Platz genommen. Vor ihm saßen auf der Erde im Halbkreise etwa 20 Sklaven und Diener, alle sehr gut gekleidet. Jedermann in der Versammlung, auch die Sklaven, hatte einen krummen Säbel mit silberner Scheide in der Hand. Man schnallt die Waffe nur um, wenn man zu Pferde steigt.

Vor dem Halbkreis erschien eine arme Frau, sprach den Fürsten an und verlangte von ihm Recht und Gerechtigkeit gegen den Oberbeamten im Dorfe Usseta. Er habe wider ihren Willen einen ihr gehörenden Esel zu seinem Vortheil benutzt und sie überdies schlecht behandelt. Allerdings verhielt sich die Sache so. Talal befahl zwei Reitern, die Frau nach ihrem Dorfe zu geleiten, dem Beamten seinen besten Esel wegzunehmen und der Frau zu geben, und jenem außerdem als Strafe aufzuerlegen, daß er der Frau einen völlig neuen Anzug einzuhändigen habe. In einer solchen summarischen Weise wurden binnen zwei Stunden acht Prozesse entschieden.

Guarmani's erste Unterredung mit diesem trefflichen Fürsten währte volle fünf Stunden. Er ließ dem Fremden den Bart salben, auch weißen und schwarzen Kaffee vorsetzen. Talal übt seine Herrscherpflichten in altbiblischer Weise aus; er kennt keine krankhafte Civilisationssentimentalität, welche den rechtlichen Mann jedem beliebigen Schurken preisgiebt. Wer einen Nebenmenschen gemordet hat, den läßt er hinrichten. Darin liegt Billigkeit, Rechtsgefühl und gesunder Menschenverstand; er sagt: ein Mörder sei auf der Welt zu nichts mehr nütze und müsse für immer unschädlich gemacht werden. Er habe ja das Morden bleiben lassen können. Wer in einem Zank einen Andern gefährlich verwundet, dem läßt er die Hand abhauen, mit welcher die That verübt wurde; Verläumdern, böswilligen Lügnern und falschen Zeugen läßt er den Bart abbrennen; Diebe werden eingesperrt und den Rebellen confiscirt er, nach Yankeemanier, ihr Eigenthum. Er sagte mehr als einmal zu dem Italiener: „Die Wittwen und Waisen liegen mir mehr am Herzen als meine eigene Familie!" Alle seine Urtheile waren gerecht und von Billigkeit eingegeben und seine Großmuth geht weit. Abends läßt er Dichter zu sich kommen. In Guarmani's Beisein schenkte er dem Poeten Ebn Schud, der blind ist wie Homer, einen vollständigen Anzug und 100 spanische Thaler, dazu noch ein Pferd und ein Dromedar. Der Dichter hatte ein Poëm mit den Worten geschlossen: „Ibn Raschid hat ganz Nedsched für sich." Wie barbarisch ist doch solch ein arabischer Emir! Im civilisirten Europa weiß man kein Beispiel von solcher Großmuth.

Auf der Rückreise nach Norden fand er in Tueïe die Leute in froheſter Laune, weil der Heuschreckensegen sich eingestellt hatte. Man hatte die Gottesgabe in tiefen Sandgruben geröstet. Guarmani kaufte vier Säcke voll. Für den Ackerbauer, sagt er, sind die Heuschrecken eine Plage, aber für den Bewohner der Wüste ein hochwillkommener Segen. Sobald die wolkengleichen Schwärme sich am Himmel zeigen, werden sie mit geradezu gierigen Blicken verfolgt. Sie lassen sich nieder und Alles stürmt dorthin, um sie rasch in Gruben zu werfen und zu rösten. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß sie keine Speise bilden, die ich empfehlen könnte, doch weiß ich sehr wohl, daß die Feinschmecker im Oriente darüber ganz anders denken. Gebraten sind sie unschmackhaft, wenn gekocht klitschig, aber für die Pferde sind sie so gut wie Gerste, dehnen ihnen die Gedärme aus, kräftigen und vermehren die Muskelbildung, ohne daß sich Fett ansetzt. Getrocknet zu Pulver gerieben, geben sie eine große Menge Nahrungsstoff in kleinem Volumen und halten sich Jahre lang, vorausgesetzt, daß man sie vor Feuchtigkeit schützt. Ein Maß Heuschrecken ersetzt vollkommen zwei Maß Gersté. Die Ackerbauer sollten dem Beispiel der Leute in der Wüste folgen; wenn sie ihnen, nach dem Rösten, Flügel und Beine ausreißen, hätten sie beim Viehfutter vollkommen Ersatz der Gerste.

Mit den Dromedaren hatte Guarmani manchmal seine liebe Noth. Als er einst durch die Nefud (die Sandwüste) ritt, kniete sein Thier nieder; alles Reißen mit dem Zaum, alles Schlagen half nichts; es legte und wälzte sich im Sande wie ein Schwein im Schlamme. Seinen beiden Reisegefährten ging es nicht besser; als aber dann einige Beduinen herbeikamen, lachten diese laut auf. Die Reisenden waren an ein Sandbad der Kameele, an

eine Meraga gekommen; eine solche ist ein großes Loch im feinsten Sande. Das Kameel, welches sich dort niederlegte, läßt einen Geruch zurück, welchen der Mensch nicht wittert; aber alle Kameele, welche an einer Meraga vorüber kommen, wälzen sich in derselben. Die Sache hat aber auch ihr Gutes; denn wenn sie wieder aufstehen, scheinen sie sich in allen Gliedern leichter zu fühlen; wenigstens gehen sie dann sehr weite Strecken, ohne der Ruhe bedürftig zu sein.

In Dschebel Schammar hatte Guarmani eine ganz vorzügliche Aufnahme gefunden. Palgrave (Globus VIII, S. 315) sagt ausdrücklich: „Die Leute sind sehr laue Mohammedaner, Gebete und Formeln erscheinen mehr als Höflichkeitsbezeigungen, an die man sich einmal gewöhnt hat; auch pflegt man nur in den Moscheen 2c. Gebrauch davon zu machen; sie sind weit mehr Sache der Klugheit als des Glaubens." Dagegen schreibt Guarmani: „Der mohammedanische Fanatismus hat einen hohen Grad erreicht; die Rückkehr zum alten Glauben seit der Niederlage der Wahhabis hat begreiflicherweise sie gezwungen, als eifrige Anhänger desselben zu erscheinen; es möge dahin gestellt bleiben, ob diese Anhänglichkeit aufrichtig gemeint oder nur scheinbar ist." Wir haben also von zwei Augenzeugen zwei entgegengesetzte Urtheile. Der Italiener bemerkt noch, daß die Sitten sehr schlecht, die Männer ausschweifend, die Frauen putzsüchtig seien. Die letzteren haben eine bräunliche Hautfarbe, etwa so wie die Aegypterinnen der am Nil gelegenen Dörfer, große, mandelförmig gespaltene Augen, aus denen Feuer blitzt, unvergleichlich schöne Hände und Füße und einen Körperbau, der jedem Maler oder Bildhauer Bewunderung abzwingen würde. Sie verfertigen aus feinzerstoßener Palmenrinde und gereinigtem Hammelfett eine geruchlose Pomade, die vortrefflich ist und dem Haar einen hübschen Glanz verleiht. Unter diesen Schönheiten ragen ganz besonders die Bäuerinnen von Usseta und Ekede hervor; sie bringen Gemüse auf den Markt von Haïl, haben sehr lockere Sitten und sind nicht unbarmherzig „gegen die Kunden", welche der Prophet ihnen zuschickt. Unter solchen Umständen begreift man das Folgende: „Die Kinder werden niemals von den Vätern anerkannt; sie bleiben bei der Mutter, die ja mehr Verführerin als Verführte war, werden von den Verwandten geduldet, denn, so sagen diese, das Haus ist geöffnet für den Segen, welchen der Himmel sendet, was in Prosa übersetzt so viel heißen will, als daß man sich die Geldspenden und Geschenke des Liebhabers gefallen läßt. Ein Vater darf sich nicht einfallen lassen, seiner Tochter, die Aussicht hat, Mutter zu werden, schlecht zu begegnen; er würde den allgemeinen Unwillen der jungen Männer auf sich lenken, ja vertrieben werden. Das Mädchen aber fände dann trotz alledem einen Mann.

Manchmal, obwohl nicht oft, bleibt ein Mädchen unverdorben. Wer solch eine Schöne zur Frau nehmen will, zahlt eine kleine Summe in blanken Thalern; dadurch wird er ihr Mann, kann sich aber nach Belieben wieder von ihr scheiden. Die Frau hat vielleicht ein Kind geboren, dann aber in ähnlicher Weise noch einige Männer geheiratet. Was wird mit dem Kinde? Sobald dasselbe etwas herangewachsen ist, schickt sie dasselbe demjenigen Manne zu, welchen sie für den Vater hält. Dieser nimmt auch das Kind ohne Weiteres auf, denn er hat ja Datteln genug, dasselbe zu füttern und die Blöße ist mit Lümpchen auch bald bedeckt, und, Alles in Allem genommen, ist nicht der Emir Talal da? Am Abend eines jeden Tages finden sich hunderte, die nichts zu brechen und zu beißen haben, auf dem Platz vor der Moschee ein und warten, bis ein Herold ruft, sie möchten ins Schloß kommen. Dort überwacht der Fürst persönlich die Austheilung der Lebensmittel, welche er als gütiger Herr spendet.

In Dschebel Schammar gibt man eine Tochter gern dem ersten besten Fremden zur Frau und nimmt sie wieder zurück, wenn jener wegreist. Falls er in einer anberaumten Zeit nicht wieder gekommen ist, gilt die Ehe für geschieden. Wittwen finden weit eher einen Mann, als Mädchen; ein solches kann nur mit Mühe untergebracht werden. Guarmani's Begleiter Mohammed wurde in Gobar stark gedrängt, ein hübsches Mädchen aus einer angesehenen Familie zu heiraten; die Eltern verlangten 15 spanische Thaler und außerdem für Nebenspesen noch 10 Thaler. Mohammed wollte aber vorher die Schöne mit Augen sehen, weil das, wie er sagte, in seinem Heimatlande Syrien Brauch sei, und die Matronen willigten ein. Die Schöne wurde vorgestellt, als keusche Jungfrau belobt; man öffnete ihr den Mund, um zu zeigen, daß ihr kein Zahn fehle, und man klopfte ihr stark auf den Rücken und sie hustete nicht, hatte also gesunde Brust und Lungen. Aber Mohammed wich dennoch aus. „Am andern Morgen wurde mir die Schöne von der Mutter zugeführt, die in mich drang, ich meinerseits solle das Mädchen heiraten; sie ließ auch von jenen 25 Thalern noch etwas ab. Es lag ihr Alles daran, ihrer Tochter zeitweilig einen Mann zu verschaffen, damit sie dann bald Wittwe oder eine Geschiedene werde."

Ländlich, sittlich!

Steinkohlen und Sonnenwärme.

Man nimmt an, daß jetzt alljährlich etwa 4000 Millionen Centner Stein- und Braunkohlen zu Tage gefördert und verbraucht werden. Die Kohle ist gewissermaßen das Lebensprincip der heutigen Kulturvölker geworden, und die Nachfrage nach diesem durchaus unentbehrlichen Brennstoffe steigert sich immer fort. Wie soll das enden, werden die Kohlengruben sich nicht erschöpfen? Diese Frage ist schon sehr oft aufgeworfen worden. Schon jetzt ist die Kohlenmasse, welche wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts verbrauchen, eine kolossale, eine ganz ungeheuere geworden, die ganze Welt ist abhängig von den schwarzen Diamanten; man denke sich, was werden müßte, wenn urplötzlich einmal keine Kohle mehr vorhanden wäre. Es wäre so viel wie ein Einsturz des Himmels.

Großbritannien hat im Jahre 1864 nicht weniger als 92,787,873 Tonnen Kohlen verbraucht; multiplicirt man diese Summe mit 20, so erhält man die Ziffer der Centner, welche dieses eine Land geliefert hat. Der deutsche Zoll-

verein lieferte 1862 nahe an 263,000,000 Centner Steinkohlen und nahe an 100 Millionen Centner Braunkohlen, Belgien 170, Frankreich etwa 190, Nordamerika 300 Millionen Centner. Rechnet man Schweden, Rußland, Oesterreich, Italien und noch einige andere Länder hinzu, dann kommen für das genannte Jahr nahe an 3000 Millionen Centner Kohle heraus, aber heute kann man, wie gesagt, nahe an 4000 Millionen annehmen. So großartig und gewaltig ist der Kohlenverbrauch geworden.

Wird eine Erschöpfung stattfinden? Wird die Kohle, um einen Ausdruck aus dem gewöhnlichen Leben anzuwenden, „alle werden"? Einige Fachmänner behaupten, das große Kohlenbecken von Newcastle z. B. werde kaum noch 300 Jahre vorhalten, wenn die Förderung sich auf dem gegenwärtigen Standpunkt behaupte; dagegen sagen andere, man dürfe noch wenigstens 1700 Jahre auf eine ungeminderte Ausbeute rechnen. Das wäre ein Trost für uns, die wir gegenwärtig leben. Aber man denkt doch auch an das, was künftig einmal werden könne, und unerschöpflich ist die Kohle nicht; für einzelne Oertlichkeiten läßt sich mit mathematischer Bestimmtheit angeben, wann die Produktion ein Ende haben müsse. Was hat später einmal Europa davon, wenn die ungeheuer ergiebigen Kohlenfelder Nordamerika's, die wirklich über alle Maßen reich sind, noch Vorräthe haben, wenn dieselben bei uns, in unserer alten Welt „all' geworden" wären?

Der Gegenstand ist von hohem Interesse. Vor ein paar Jahren (1863) hat der bekannte Kanonenbauer W. Armstrong denselben in einer Sitzung der British Association zu Newcastle zur Sprache gebracht, und jetzt ist die Frage von einem französischen Ingenieur (Simonin, in der Revue des deux Mondes, 1. November 1865) wieder aufgenommen worden. Er setzt zunächst die mannigfache Verwendung der Kohle auseinander; da wir alle dieselbe kennen, so wäre ein näheres Eingehen hier überflüssig. Die Kohle ist für die Industrie das, was für den Menschen das tägliche Brot. Ein Land gilt, in Bezug auf seine materielle Entwicklung, genau nach dem Maßstabe seines Kohlenverbrauchs. Ueberall steigern sich Förderung und Verbrauch der Kohle in einer Weise, von der man früher keine Ahnung hatte; in England von 500 Millionen Centner in 1854 auf mehr als 1800 Millionen in 1864. Ein ähnliches Verhältniß findet in anderen Productionsländern statt; kein einziges macht eine Ausnahme. Wenn das, wie man wohl annehmen muß, in ähnlicher Weise fortgeht, — was soll werden, nachdem die Gruben abgebaut sind und ferner keinen Ertrag liefern?

Simonin meint, nach 500 oder 600 Jahren werde die Erschöpfung eine Thatsache sein, und in England, Deutschland, Frankreich und Belgien werde sie schon nach etwa 250 bis 300 Jahren eintreten. Er beruft sich auf Armstrong, für dessen Ansichten sich auch Roderich Murchison ausgesprochen hatte.

Amerika, so meint Simonin, könne sich wohl auf 1000 Jahre getrösten, so lange würde dort die Kohle vorhalten. In Afrika komme sie, ausgenommen an der westlichen Küste von Madagaskar, durchaus nicht häufig vor. Indien, Barma, China, Australien, Neuseeland, Neucaledonien und Chile haben allerdings Kohle, sie kann aber dort immer nur vorzugsweise für den Lokalbedarf verwandt werden. Für Verwendung bei industriellen Unternehmungen kann sie ohnehin keine allzuweiten Frachten ertragen; sie wird dann zu theuer.

Manche Eisenhütten und Walzwerke werden vielleicht außer Betrieb gesetzt werden, wenn einmal alle Eisenbahnnetze in Europa hergestellt sind. Wahrscheinlich wird man das Leuchtgas auch künftig aus einem andern Stoffe bereiten. Aber durch das eine wie durch das andere wird sich keine erhebliche Verminderung im Verbrauche der Kohle herausstellen, denn der Bedarf der vermehrten Anzahl von Lokomotiven und Dampfschiffen wird immerhin ein sehr beträchtlicher sein. Selbst wenn alle ausgerodeten Wälder wieder angepflanzt würden und eine beträchtliche Ausbeute an Holz gäben, könnte doch das letztere die Kohle nicht ersetzen. Die Gründe liegen nahe genug. Da und dort wird man statt der Kohle Petroleum verwenden; wir wissen aber nicht, wie lange dieser Stoff überhaupt vorhält.

Die Steinkohle also geht zu Ende; wir können mit mathematischer Genauigkeit bestimmen, wann das für jede einzelne Oertlichkeit der Fall sein werde. Nun erhebt sich die Frage: was soll nachher werden? In den Grubenrevieren wird sie oftmals aufgeworfen; man sucht die Kohle jetzt schon aus einer Tiefe von 3000 Fuß zu Tage zu fördern; man baut selbst sehr mittelmäßige Lager ab, die man noch vor einem Menschenalter hätte links liegen lassen; man gibt sich alle menschenmögliche Mühe, so spät als irgend angeht, zu sterben.

Ohne die Dampfmaschine kann man nicht fertig werden; sie ist und bleibt das letzte Wort der Mechanik unserer Tage. Die neueren Untersuchungen über das mechanische Aequivalent der Wärme haben dargethan, daß die Kraft, welche der Dampfmaschine den Brennstoff restituirt, das Produkt der im Kohlenstoff verdichteten Sonnenwärme sei, durch welche in geologischen Zeiten die Steinkohle gebildet worden ist. Dieselben Untersuchungen haben dargethan, daß Licht, Wärme und Kraft nur die drei Daseinsformen eines und desselben Agens sind. Wer also bei der Heizung der Dampfkessel die Steinkohle durch irgend etwas Anderes ersetzen, oder auf die Entdeckung eines neuen wohlfeilern Bewegungsmittels rechnen wollte, thäte weiter nichts, als daß er den Kohlenstoff an die Stelle des Kohlenstoffes setzte; er würde sich also in einem Circulus vitiosus bewegen, wenn er nicht etwa auf das Petroleum verfallen wollte. Als ein Bahnzug vorübersauste, sagte Georg Stephenson: „Nicht durch die Kraft des Dampfes wird diese Maschine vorwärts gezogen, sondern durch die Kraft der Sonnenwärme; diese hat den Kohlenstoff in den Pflanzen fixirt und vor Millionen Jahren die Steinkohlen gebildet." So gibt es nichts Neues in der Natur und nichts geht in derselben verloren, weder Kraft noch Stoff, und die Lokomotiven sind, wie gleichfalls Stephenson sagte, nur Sonnenrosse.

Es ist gewiß wohlgethan, bei der Erzeugung des Dampfes mit dem Brennstoffe so sparsam als möglich zu verfahren und so wenig Kohlen als irgend angeht, zu verbrauchen. Jetzt geht ein großer Theil in Rauch verloren, manchmal sogar 90 Procent! Die Ersparniß durch verbesserte Maschinen kann und wird sehr bedeutend sein, aber die Erschöpfung der Kohlengruben wird dadurch höchstens nur eine Weile verzögert. Die Kohlenbecken werden am Ende nichts mehr ausgeben und wären sie noch zehnmal so mächtig wie sie sind, und dieser Tag, der nicht ausbleiben kann, ist in der unendlichen Dauer und Reihenfolge der Zeiten wie eine Sekunde!

Es sind recht seltsame Projekte aufgetaucht, um dem endlichen Mißgeschicke vorzubeugen und ihm gleichsam die Spitze abzubrechen. Hat man doch, und zwar nicht in Spott oder Scherz, den Vorschlag gemacht, alle Maschinen der Welt durch den Niagara in Bewegung setzen zu lassen! Man müsse, wird gesagt, dazu theils das Wasser unmittelbar benutzen, theils die durch den Katarakt erzeugte

comprimirte Luft, und beide würde man umsonst haben. Das mag in der Theorie Alles recht gut und schön sein, ist aber leider unthunlich. Man kann doch nicht die ganze Fabrikation für den Weltbedarf an jenem Wasserfalle zusammen drängen!

Eine Zeit lang glaubte man, in den durch Electricität in Bewegung gesetzten Maschinen einen Ersatz finden zu können. Es hat sich aber gezeigt, daß die Sache auf ein mechanisches Spielwerk hinausläuft, wie die Gasmaschinen mit verdünnter Luft auch. Diese letzteren verbrauchen für eine gegebene Kraft oft drei- bis viermal mehr Brennstoff, als die gewöhnliche Dampfmaschine. Damit ist also rein nichts gewonnen, und eben so wenig mit den sogenannten Explosionsmaschinen, welche ohnehin nur für die Fortbewegung von Geschossen anwendbar sind. Die Maschinen, vermittelst welcher man den Dampf durch Reibung erzeugt, verbrauchen mehr als sie geben, und in Betreff der sogenannten combinirten Dampfmaschinen liegen nur negative Ergebnisse vor.

Bei dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse haben wir an die Stelle der Dampfmaschine nichts zu setzen, das einfacher und vollständiger wäre als diese. Wenn nun die Steinkohle ausgeht, oder wenn sie so theuer geworden ist, daß man sie zu gewerblichen Zwecken nicht mehr verwenden kann, — woher soll dann die mechanische Kraft genommen werden? Diese Frage ist heute noch gar nicht zu beantworten, falls man nicht dahin gelangt, die ungeheuere Menge von Sonnenhitze, welche jetzt verloren geht, zu verdichten und nutzbar zu machen, d. h. die Sonne auf Flaschen zu ziehen. So lautet der Ausspruch eines ausgezeichneten Physikers. „Die Kohle ist ohnehin weiter nichts als Sonne im Keller, meinetwegen im Flaschenfutter.“ Man könnte vielleicht auf die archimedischen Spiegel verfallen und die erstaunlichen Verbrennungsversuche wiederholen, welche Buffon und seine Schüler nach den Anweisungen des griechischen Mathematikers anstellten. Aber auch hier fragt sich, in wie weit die Anwendung einen praktischen Werth haben würde. Wenn man die Sonne vermittelst der concentrirten und dann zurückgeworfenen Sonnenstrahlen in der Industrie verwenden zu können meint, so setzt das voraus, die Sonne werde täglich scheinen, wo möglich ohne Unterbrechung, und das ist bekanntlich nur in einigen wenigen regenlosen Strichen der Fall; diese aber sind zumeist Wüsteneien. Man kann also an die archimedischen Spiegel eben so wenig denken, wie an die Wasserfälle des Niagara.

Es wird sich aber, so meint Simonin weiter, am Ende doch wohl herausstellen, daß der Brennstoff der Zukunft in der Sonne liegt. Die neuesten physikalischen Entdeckungen über die Wärme berechtigen zu dieser Annahme. Ich bin überzeugt, daß nach Erschöpfung der Kohlengruben das Ende der Welt noch lange nicht gekommen ist. Es gibt in dieser Beziehung, wie für das Eisen auch, überhaupt für alle Metalle, welche für die Civilisation unentbehrlich sind, eine Art von prästabilirter Harmonie, welche alle Dinge besser geregelt hat, als jene, die einst der deutsche Philosoph (Leibnitz) ersann. Wenn Eisen und Kohlen, welche doch seit so urlanger Zeit vorhanden sind, eigentlich erst in unseren Tagen umfassend und ausgiebig ausgebeutet werden, und zwar in so kolossalen Verhältnissen, daß man schon berechnen kann, wie lange die Kohle noch vorhalten werde, — dann kann man sich auch versichert halten, daß die ewige Weisheit, welche die Welt regiert, uns einen Ersatz für die Kohle geben wird, etwa in der Sonne.

Künftige Forscher müssen sich also diesem Himmelsgestirn zuwenden. Solcher Forscher werden wir bald hunderte haben, wir können aber jetzt noch nicht sagen, in welcher Art und Weise die Forschungen veranstaltet werden müssen. Der Keim jeder großen Erfindung hat oft Jahrhunderte lang verborgen gelegen, bis er dann rechtzeitig zum Vorschein kommt. Was ist einfacher als die Kraft und Wirkung des Dampfes, und wie lange hat es gewährt, bis man lernte, sie zu verwenden!

Wird nun die Sonne der Brennstoff sein, dessen sich unsere Ururenkel bedienen? Werden die Länder der heißen Zone, welche jetzt zum großen Theil verödet daliegen, ein Zielpunkt für die Auswanderung civilisirter Völker werden? Diese Fragen können paradox erscheinen, mir aber scheint ausgemacht, daß die Welt nicht zu Grunde gehen wird, wenn einmal die Kohlen ausgehen. — —

Man sieht, es handelt sich um Zweierlei: einmal um die gewiß unbestreitbare Thatsache, daß die Kohlenlager über kurz oder lang erschöpft sein werden; — sodann um eine Phantasie, welche keinen Anspruch auf Logik machen kann. Aber sie ist nicht uninteressant, die Kohle ist ein Hauptitem in der Welt geworden, und deshalb haben wir diese Betrachtungen Simonins unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Die Räuber-Guerillas in Mexico.

Wir wissen keine passendere Bezeichnung für die Banden von Uebelthätern, welche mehr oder weniger alle Provinzen des mexicanischen Kaiserreichs nicht blos unsicher machen, sondern theilweise verheeren. Die scheinbare politische Parteinahme ist lediglich ein Vorwand, denn diesen Raubmördern liegt eben so wenig an der Republik und dem Präsidenten Juarez, wie am Kaiser Maximilian. Dieser aber ist ihr Feind, weil er sofort alle Räuber, die auf frischer That ergriffen werden, oder die ein Kriegsgericht für schuldig erkennt, hinrichten läßt. Es empfahl sich also, die Maske des patriotischen Republikanismus vorzunehmen, aber man würde Unrecht haben, diese mexicanischen Banditen mit den tapferen vaterlandsliebenden Guerillas der Spanier aus den Zeiten der napoleonischen Kriege zu verwechseln.

Wenn Mexico schon vor der Gründung des Kaiserreiches zwischen 80 bis 100,000 Handwerksräuber hatte, so ist während der letzten Jahre diese Zahl schwerlich geringer geworden, weil viele Soldaten, welche in den juaristischen Truppenkörpern dienten, nach Zerstreuung derselben sich den Räuberbanden anschlossen.

Wir finden nun in der „Newyork Tribune“ vom

28. October Schilderungen eines Beobachters, der offenbar die Zustände in Mexico genau kennt. Er meint, daß das Räuberwesen gerade jetzt (Anfang Oktobers 1865) ärger sei, als es je zuvor gewesen.

Das Bandenwesen ist vielfach zu einem Actien- und Speculationsgeschäft geworden. Irgend ein ehrgeiziger oder raublustiger Gesell, der sich am liebsten als Oberst, General und Guerillero bezeichnet und keine Aussicht hat, vom Kaiser mit Gnadenbezeigungen oder einer einträglichen Stelle bedacht zu werden, spielt den patriotischen Republikaner. Er hat etwas Geld oder borgt eine Summe und bildet mit einigen anderen Leuten eine Genossenschaft. Diese sind seine Partner. Der Verein wirbt dann allerlei farbiges Gesindel an, das in Menge zur Verfügung steht, und beginnt das „Geschäft", sobald diese Patriotenschaar 50 bis 300 Köpfe zählt. Dann wird ein geeigneter Schauplatz ausgewählt und das Rauben ganz systematisch begonnen. Es ist diesen Patrioten ganz einerlei, ob sie einen Juaristen oder einen Imperialisten plündern, und wenn man die lebensgetreuen Schilderungen aus Mexico liest, so ist es Einem, als ob man einen jener Räuberromane vor sich habe, die vor dreißig oder vierzig Jahren bei uns in Deutschland grassirten. Aber in Mexico fehlt die Romantik des Edelmuthes und des Weltschmerzes, womit der selige Vulpius seinen Rinaldo und August Leibrock seine Aranzos und Gonsalvo's ausschmückte. Die braunen mexicanischen Banditen sind ganz einfach platte, gemeine, prosaische Halunken; selbst für den Verfasser des „Haarzopfes der Hölle" wären sie zu schlecht und völlig unbrauchbar.

Die biederen Patrioten haben es zum Beispiel auf ein Landgut, eine Haeienda, abgesehen. Sie umstellen dieselbe, gleichviel ob am Tag oder bei Nacht, schlagen die Thüren ein, plündern die ganze Wohnung rein aus, verüben an den Männern Grausamkeiten und an den Frauen Abscheulichkeiten, theils in brutaler, theils in raffinirter Weise, treiben das Vieh weg, ziehen fort und wiederholen dasselbe in der nächsten Zeit auf einer andern Hacienda.

Aber auch in den Städten treiben sie ihr Geschäft. Häuser kann man dort nicht so ohne Weiteres ausrauben und ausplündern, und deshalb muß ein anderes Verfahren eingeschlagen werden. Das auserkorene Opfer wird genau überwacht und bei passender Gelegenheit überfallen und geknebelt. Dann muß der Unglückliche einen Schein ausstellen, in welchem er sich verpflichtet, an einem bestimmten Tag eine Summe zu zahlen, je nach seinen Vermögensverhältnissen, 500 oder 1000 oder auch mehr Dollars. Wehe ihm, wenn er nicht Tag und Stunde einhält. Die Guerilleros lauern ihm auf und werfen ihm eine Fangschnur um den Hals; er wird erdolcht oder todtgeschossen.

In den verschiedenen Provinzen ist keine Landstraße sicher. Die Patrioten legen sich am Eingang oder Ausgang von Gebirgsthälern oder Engpässen in Hinterhalt, überfallen Posten und Conductas, plündern die Reisenden und treiben das Geschäft gründlich. Denn sie begnügen sich nicht, ihren Opfern alle Habseligkeiten, ohne irgend welche Ausnahme, zu rauben, sondern entkleiden sie auch bis aufs Hemd. Ein Imperialist wird erstochen, ein Franzose todtgeschossen, — das ist so der löbliche Brauch.

Präsident Juarez hat vor einiger Zeit eine Proklamation erlassen, worin er manche seiner Generale tadelte, weil sie sich abscheuliche Barbareien und Grausamkeiten hätten zu schulden kommen lassen; er ist unschuldig an solchem Treiben. (Wir wollen hier beifügen, daß mehre eifrige, am kaiserlichen Hof in Gunst stehende, imperialistische Generale, z. B. Mejia und Cobos auch weiter nichts waren als gemeine Räuberhauptleute, und von Marquez kann man dasselbe sagen. —)

Manchmal haben es die Patrioten auf ein Dorf oder eine kleine Stadt abgesehen. Sie überrumpeln den Ort und gewöhnlich plündern sie ihn bis auf das letzte Haus aus. Doch ist es auch vorgekommen, daß die Bewohner tapfere Gegenwehr leisteten und den Feind verjagten. In solchen Fällen wird niemals Quartier gegeben. Manchmal bringt solch ein Unternehmen großen Gewinn.

„General" Figueroa ist ein unermüdlicher Patriot, — in seiner Weise. Er wollte der Stadt Tehuaran einen Besuch machen; in seiner Weise. An der Spitze seiner Schaar rückte er unter klingendem Spiel ein, schrieb 100,000 Dollars Zwangscontribution aus, erbeutete 1300 Gewehre und ließ dann in allen Häusern das Silbergeschirr wegnehmen. Dieses glänzende Geschäft ließ anderen Patrioten keine Ruhe; sie eiferten ihrem Genossen in würdiger Weise nach, und bald nachher hatten mehre kleine Städte ähnlicher Heimsuchungen sich zu erfreuen.

Nun, der Patriot Figueroa wird ohne Zweifel jene 100,000 Dollars an seinen schwerbedrängten Präsidenten Juarez senden, der Geld sehr nöthig hat? Daran denkt er nicht; er benutzt einen Theil der Summe, um das Geschäft zu vergrößern, das heißt, er wirbt noch einige hundert indianische Banditen an und zieht mit seiner nicht unerheblich verstärkten Guerilla in die Gebirgsgegenden des Staates Oaxáca, weil dort viele Reisende, Postwägen und Waarenzüge auf den Landstraßen zu finden sind. Alles, was sich blicken läßt, fällt dem Patrioten Figueroa zur Beute. Das Raubwesen nimmt colossale Dimensionen an; aller Verkehr stockt und kein Arbeiter wagt sich auf die Felder. Niemand, der irgend welche Habe besitzt, fühlt sich sicher, und Figueroa ist Gebieter weit und breit. Binnen drei Monaten machte er ganz ausgezeichnete Geschäfte, so ausgezeichnet, daß er selber die Bilanz für sehr befriedigend erklärte; die Speculation ist eingeschlagen, das Anlagekapital gibt eine gute Rente, und der Patriot ist in der besten Laune.

Es wurde schon gesagt, daß diese glücklichen Spekulationen zur Nacheiferung anreizen. Die Raublust durchdringt alle Klassen. Wenn ein halbes Dutzend böse Buben in einer Stadt sich zusammen thun, um zu rauben und zu morden, so nennen sie sich auch Guerillas; das klingt so patriotisch! Gewöhnlich überfallen sie irgend ein von ihnen ausersehenes Opfer und lassen sich einen Schein über Geld ausstellen. Sobald dieser in ihren Händen ist, wird der Mann erstochen. Die Patrioten cassiren hinterher das Geld ein.

In der Hauptstadt Mexico begab sich Folgendes. Am 22. September 1865 verließ der reiche Bäcker Castilla seine Wohnung; er kam Abends nicht heim, und auch am folgenden Tage war von ihm nichts zu sehen und zu hören. Seine Familie wendet sich an die Polizei, welche Nachforschungen anstellt. Inzwischen kommt ein in Castilla's Hause beschäftigter Mann, Namens Treja, präsentirt einen von jenem ausgestellten Schein über 8000 Dollars und erzählt, Castilla sei bei Cruces von Guerillas aufgehoben und er, Treja, sei abgesandt worden, um das Geld zu holen; der Bäcker werde dann heimkommen.

Castilla's Geschäftsgenosse hatte seine Bedenken über die Sache und nahm jenen Treja fest; bald nachher wurden zwei andere Verdächtige, Pinedo und Guerrero, in Haft gebracht. Castilla's Leiche wurde in Pinedo's Hause aufgefunden; man hatte sie auf der Hausflur beigescharrt; sie hatte einen Dolchstich im Herzen und einen Strick um den

Hals. Die Mörder legten ein Geständniß ab. Sie hatten ihn unter dem Vorwand eines Geschäfts aus dem Hause gelockt, ihm eine Fangschnur um den Hals geworfen, den Schein abgepreßt und dann ermordet. Der Kaiser ließ alle drei sofort vor ein Kriegsgericht stellen, aburtheilen und 48 Stunden später auf öffentlichem Markte garottiren.

Charakteristisch für die Zustände ist auch die Ermordung des Soldaten Bonifacio Soto. Er war aus Tamaulipas und auf Urlaub bei seiner Familie. In jener Provinz ist oder war General Escobedo Befehlshaber der juaristischen Streitkräfte. Von einem Lieutenant dieses letztern, Ramirez, wurde Soto überfallen; man band ihm an jedes Bein einen Strick und ließ ihn durch Pferde lebendig auseinander reißen.

Gemäß dem Grundsatze der Arbeitstheilung haben sich die Banditen in vier verschiedene Klassen oder Gruppen getheilt. Die einen überfallen Reisende und Posten; die zweiten plündern Häuser und Haciendas; die dritten erpressen Schuldscheine und tödten dann ihre Opfer; die vierten verüben grausame Martern, ehe sie die Beraubten ermorden. Nicht selten machen verschiedene Banden zeitweilig gemeinschaftliche Sache, besonders wenn es sich darum handelt, kleinere Trupps von österreichischen oder belgischen Soldaten zu überfallen. Diese sind gut uniformirt, die Offiziere haben goldene Epauletten, alle sind vortrefflich bewaffnet, und jede Colonne führt Pulver und Schießbedarf mit sich. Die Patrioten wagen sich aber nur an jene Krieger, wenn ihre Banden denselben sechs- oder achtfach überlegen sind.

Das Kaiserreich wäre ein Segen schon dann, wenn es ihm gelänge, diesem Raub- und Banditenwesen in Mexico ein Ende zu machen. An ernstlichem Willen fehlt es ihm nicht. Unterm 2. Oktober hat Kaiser Maximilian eine Proclamation erlassen, in welcher er verkündet, daß Benito Juarez besiegt worden und daß sein Präsidentschaftstermin ohnehin abgelaufen sei. Der Kampf sei nun von Seiten der Gegner des Kaiserthums in einen Räuberkrieg ausgeartet; fortan könne man die Banden nicht mehr als Kriegführende betrachten, sondern werde mit aller Strenge, ohne jede Nachsicht gegen sie verfahren. „Sie stecken Dörfer in Brand, ermorden ruhige Bürger und schwache Weiber; sie sind ohne politische Principien, sind eine zügellose Soldateska, die letzten Ueberbleibsel eines Bürgerkrieges. Gegen sie soll keine Schonung mehr beobachtet werden."

Es wird aber sicherlich ein schweres Stück Arbeit sein, einem Unwesen zu steuern, das während einer vierzigjährigen Anarchie, denn anders kann man die mexikanischen Zustände seit 1826 nicht bezeichnen, so tief eingewurzelt ist.

Aus allen Erdtheilen.

Gerhard Rohlfs in Afrika. Sein Reiseplan nach Wadan.

Wir erhalten von dem Bruder des Reisenden, Hrn. Dr. med. Hermann Rohlfs in Bremen, soeben (20. Dezember) folgende Mittheilung:

„Von Gerhard Rohlfs sind in diesen Tagen briefliche Mittheilungen über den Fortgang seiner gegenwärtigen Reiseunternehmungen bei mir eingegangen. Ende Oktobers war er noch in Mursuk in Fessan angekommen, wo er etwa 14 Tage zu verweilen beabsichtigte, um von da aus Verbindungen in Betreff seiner fernern Reise nach Bornu und Wadan anzuknüpfen.

Rohlfs hatte im Frühling d. J. Tripoli mit einer eigenen kleinen Karawane verlassen, um über Rhadames ins Hoggargebirge und zu den Quellen des Irara (des alten Niger) vorzudringen. Es war aber nicht möglich, über Rhadames hinaus vorzugehen wegen der mittlerweile im Innern Afrika's ausgebrochenen kriegerischen Unruhen. Scheich-el-Bakay von Timbuktu war gestorben, und dessen Sohn und Nachfolger war mit seinem Oheim um die Herrschaft in einen Krieg gerathen, welcher sich allmälig weiter nach Norden fortgepflanzt hatte; denn auch die verschiedenen Tuarekstämme geriethen untereinander in Fehde. Rohlfs konnte deshalb in Rhadames weder Begleiter noch Kameele erhalten; seine eigenen Kameele und Effekten mitzunehmen, durfte er nicht riskiren, da in jener Zeit selbst größere Karawanen geplündert und die Menschen getödtet oder gefangen fortgeführt wurden. Auch hatte er Nachricht erhalten, daß Si Ottman, ein ihm befreundeter Tuarekhäuptling, Bruder des Beherrschers von Tuat, verhindert war, ihn zu begleiten. Er selbst wurde in Folge der großen Hitze (45° R. im Schatten) ernstlich krank und sah sich nach seiner Herstellung genöthigt, bis Misda wieder zurückzukehren und sich von da nach Mursuk zu wenden.

Er wollte nun die östliche Reiseroute nach Tebu und Wadan, welche von vorne herein eventuell in seinen Plan aufgenommen worden war, einschlagen. In Mursuk hat sich ihm derselbe Neger zum Begleiter angeboten, welcher bei Dr. Vogels Tode zugegen war. Rohlfs sieht den Umstand, daß gerade dieser Neger, der selbst einst in größter Todesgefahr gesteckt hat, es wagen will, mit ihm nach Wadan zurückzukehren, für ein Zeichen an, daß derselbe es gegenwärtig, da Bornu und Wadan in Frieden zu sein scheinen, für möglich hält, ohne allzu große Gefahren dahin vordringen zu können. Er ist fest entschlossen zu dieser Reise und wahrscheinlich gegenwärtig bereits auf dem Wege dahin.

Ueber Herrn von Beurmann hat er sicher erfahren, daß der Sultan von Wadan an dessen Tode unschuldig sei; daß er vielmehr, indem er das sichere Gebiet von Bornu allein oder nur von wenigen Dienern begleitet verlassen habe, von Straßenräubern überfallen und getödtet worden sei.

Allgemeiner Ruin und Verwilderung auf den Kleinen Antillen.

Die Zustände auf Haïti und Jamaica haben wir mehrfach erörtert. Auf den sogenannten Kleinen Antillen hat die Barbarei zwar auch, wie nicht anders zu erwarten war, reißend schnelle Fortschritte gemacht, aber Agenten der englischen Abolitionisten, wie Sewell und Underhill, welche in deutschen Zeitschriften als Autoritäten angeführt wurden, suchten das europäische Publikum zu hintergehen, indem sie meinten, die Dinge seien denn doch nicht so arg, wie die „Feinde der Freiheit" behaupten. Wir haben seit nun länger als vier Jahren unablässig vor den falschen Darstellungen geistesbeschränkter Frömmler und hirnverbrannter Fanatiker gewarnt. Jetzt, da es zu spät ist, das entsetzliche Unheil wieder gut zu machen, den schauderhaften Frevel, welchen der Abolitionismus an der weißen wie an der schwarzen Menschheit begeht, zu sühnen und rückgängig zu machen, jetzt gehen auch vielen Leuten in England, die bis vor Kurzem so „stubborn" in die Negrolatrie sich verrannt hatten, die Augen auf; jetzt schreien sie Ach und Wehe!

Doch wir haben hier mit diesen, endlich vom gesunden Menschenverstand erleuchteten Engländern nichts zu schaffen, sondern haben es mit unbefangenen katholischen Priestern zu thun, welche auf den Kleinen Antillen, namentlich auf Dominica, Montserrat, Antigua und anderen ihrem Seelsorgerberuf obliegen, ohne sich um politische Streitfragen zu kümmern. In dem Novemberhefte (1865) der „Annales de la Propagation de la foi" lesen wir mehre Berichte, welche Poirier, Bischof von Roseau, Hauptstadt der Insel Dominica, nach Lyon eingesandt hat. Seine Diöcese wurde 1850 gegründet und umfaßt alle kleinen nach Norden hin liegenden, englischen und dänischen

Antillen; außer den schon oben genannten noch: St. Christoph, Nevis, Tortola, St. Croix, St. Thomas und St. Jean. Der Bischof schreibt an die Geistlichen in Lyon:

„Bekannt ist der rasche und tiefe Verfall, welchem die kleinen englischen Colonien seit der Negeremancipation 1838 anheimgefallen sind. Zu dieser permanenten Ursache des Elendes sind in den jüngsten Jahren noch andere gekommen, insbesondere der Krieg in Nordamerika, die niedrigen Zuckerpreise und die Dürre von 1863. Die lokalen Hülfsmittel waren völlig versiecht."

Die „Annales" bringen dann weitere Auszüge aus Briefen des Bischofes. Derselbe kaufte 1864 eine große Pflanzung, auf welcher allein die Gebäude mehr als 80,000 Francs gekostet haben, und die früher weit über 150,000 Francs werth gewesen, für — 7500 Francs, zahlbar in dreijährigen Raten. So entwerthet ist das Grundeigenthum. Weshalb? Der Bischof antwortet: „Die Lage der Kleinen Antillen verschlechtert sich immer mehr. Diese schöne, fruchtbare Colonie Dominica bringt jährlich nicht einmal mehr 300,000 Francs Einnahme auf. Große Plantagen haben wir so gut wie gar nicht mehr; es fehlt an Arbeitskräften und Kapital; die besten Zucker-, Kaffee- und Kakaopflanzungen sind aufgegeben und verwildert. Die Neger (welche seit 30 Jahren absolut frei sind und mit den Weißen völlig gleiche Rechte haben, und nachdem die früher an Arbeit gewöhnte schwarze Bevölkerung durch vollfreien, keine Sklaverei kennenden Nachwuchs ersetzt worden ist) wollen nicht arbeiten, außer für sich selbst (d. h. ihre Weiber müssen arbeiten); und da sie die Arbeit durchaus nicht lieben, so beschränken sie sich darauf, nur so viele Lebensmittel zu bauen, wie sie eben absolut nöthig haben, damit sie selber und ihre Familien nicht verhungern. Die meisten gehen beinahe völlig nackt. Seit dem amerikanischen Kriege sind die Baumwollenzeuge sehr theuer geworden, und so kann die Hälfte unserer armen (erzfaullenzenden) Katholiken die Messe nicht besuchen, und aus demselben Grunde nimmt auch der Schulbesuch ab."

Welch eine Mittheilung! So faul sind diese Schooßkinder des Abolitionismus, daß sie auf einer der fruchtbarsten Inseln der Welt, wo der Taglohn wenigstens einen Dollar beträgt, nicht einmal so viel arbeiten mögen, um sich Hemd, Hose und Jacke zu kaufen! Welch ein Triumph für die biederen Philanthropen! Aber noch mehr; der Bischof sagt weiter: „Auf unseren Inseln gibt es keine Industrie, keinen Handel, durch welche dem Elend gesteuert werden könnte. Sechs Schiffe sind vollkommen genügend, um den Zucker und Rum, welche im Laufe eines Jahres auf der ganzen Insel erzeugt werden, nach England zu schaffen. Ein paar Fahrzeuge laden Brennholz, etwas Früchte und Colonialwaaren, die nur geringe Preise bringen." (Die Neger sortiren zu schlecht.)

Der Geistliche schildert dann das Grundeigenthum, welches er um den Spottpreis von 7500 Francs gekauft hat, um dort eine Missionsstation zu gründen. „Dasselbe umfaßt ein ganzes Thal bis zum Gipfel zweier bewaldeter Hügel und wird durch zwei klare Bäche bewässert, die in eine prächtige Bucht münden; die Ufer derselben gehören auch dazu. Welche Frische in diesen Thälern! Hier ist ein irdisches Paradies."

Man sieht, was durch freie Neger und Abolitionisten aus dem „Paradiese" gemacht worden ist. Welch ein Gewinn für Kultur, Gesittung, Freiheit und Humanität!

Gesunder Menschenverstand in England.

In diesem Lande, wo die Vorurtheile eine ihrer festen Burgen haben, hat sich die Presse lange sehr feig gezeigt, sobald es sich um die Negerfrage handelte. Die Radikalen und Liberalen verwechselten die Sache der Barbarei mit jener der Humanität und Freiheit, oder schlossen die Augen, welche ihnen freilich durch die Ereignisse weit genug aufgerissen werden. Die „Conservativen" wollten den bornirten Frömmlern und Fanatikern, welche in der Exeterhalle salbadern, nicht auf die Füße treten. Nun aber wird das plötzlich anders und die absolut Radikalen, Pseudoliberalen und Frömmler müssen sich Dinge sagen lassen, die ihren Ohren bisher fremd waren.

Wir finden in der „Brazil and River Plate Mail", London, 22. November, Betrachtungen, denen wir uns anschließen können. Das Blatt sagt rund heraus, daß die Emancipation der Neger eine höchst unüberlegte und durchaus übereilte Handlung gewesen sei. „Schlimmes, so heißt es weiter, haben wir allerdings immer besorgt, wir erwarteten aber kaum eine so grausenhafte Erläuterung, wie wir sie nun durch die verhätschelten und verzogenen Neger in Westindien erhalten. Darin liegt eine vollständige Rechtfertigung für die nordamerikanischen Südstaaten; sie sehen klarer als Andere, welche Gefahr aus einem raschen und übereilten Wechsel in der Lage des Negers erwachsen mußte. Sie begriffen sehr richtig, daß ihre Sicherheit und ihre ganze Zukunft bedroht sei, wenn sie nicht mit einem Schlage von den wahnwitzigen und tollfanatischen Abolitionisten der Nordstaaten völlig getrennt würden. Es war ein Ding, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen; es war aber ein ganz anderes Ding, Millionen von Schwarzen urplötzlich für vollfrei zu erklären und ihnen ein Geschenk zu geben, mit dem sie nichts Gutes anzufangen wußten. Es gibt ja doch gar keine Möglichkeit, sie in ganz gleichartiger Weise in die weiße Gesellschaft ein- und dieser aufzupfropfen; man kann mit ihnen gar nicht anders fertig werden, als wenn sie dienen und arbeiten. Man hätte immerhin ihre endliche Freilassung im Auge behalten können, inzwischen aber wäre es Pflicht gewesen, ihre Lage zu verbessern, sie so viel als möglich zu erziehen und zu heben und die gegenseitigen Rechte und Pflichten des Herrn und des Sklaven genau zu bestimmen. Aber diese Millionen in der Art freizugeben, wie Lincoln es gethan hat, — das war gleichbedeutend mit dem völligen Ruin des Negers, der nun überhaupt keine Dienste mehr leistet und nichts mehr werth ist. Vielleicht ist das fürchterliche Trauerspiel auf Jamaika eine rechtzeitige Warnung für das Volk in den Vereinigten Staaten (— ? ? —), wo indessen die überwiegende Volksmenge der Weißen einen leichten Sieg über die Neger erfechten würde. Aber das Drama in Westindien bildet den besten Commentar zu der verblendeten Tollheit der Abolitionisten hier in England wie dort in Amerika. Die Humanitarier der Exeter Hall haben durch jene Gräuel auf Jamaika doch etwas zu denken bekommen (Fanatiker denken nicht), und doch sind diese Ereignisse lediglich die ganz natürlichen Resultate der Verwirklichung ihrer Lieblingsgrille. Sie verwirklichten dieselbe nicht nur auf Kosten Anderer, sondern es gingen auch viele, viele Menschenleben dadurch verloren. Sie schleuderten den armen Neger in die weite Welt hinein, ihn, der ohne Erziehung, ohne Industrie und ohne alle Eigenschaften ist, durch welche er sich selbstständig und rechtschaffen durchbringen oder unter weißen Mitbürgern leben könnte! Diese Abolitionisten hätten eben so wohl den Tigerzwinger im zoologischen Garten aufsperren und erwarten mögen, daß die Tiger sich friedfertig zwischen den zahmen Thieren bewegen würden. Der Vergleich mag denen stark erscheinen, welche den Negercharakter nicht kennen. Wenn die Menschen Verstand haben, so nehmen sie sich eine Lehre aus dem, was auf Jamaika und in Nord-Amerika sich begibt. In Brasilien, wo viele Neger frei und sehr viele noch Sklaven sind, wird man die Frage sehr delikat behandeln müssen. Zum Glück verstehen unsere Abolitionisten kein Portugiesisch, und deshalb werden sie in Brasilien nicht den verderblichen und unheilvollen Einfluß ausüben können, durch welchen sie anderwärts so viel Jammer und Elend in die Welt gebracht haben. Die brasilianische Regierung geht ernsthaft mit dem Plane um, die Lage der Schwarzen zu verbessern. Der Himmel bewahre sie vor den abolitionistischen Don Quixoten, welche keine andere Sympathie kennen als die für den Neger, die aber von sich stoßen Alles, was da heißt Gerechtigkeit, Politik und gesunder Menschenverstand. Die Sklaverei ist ein Auswuchs, der beseitigt werden muß, aber auf andere Art als nach der frevelhaften und unheilvollen Methode der Abolitionisten."

So eine Stimme aus England. Daß die Abolitionisten die ärgsten Negermörder sind, haben wir schon oft gesagt. Alles Blut kommt auf ihre hirnverbrannten Häupter!

---

r. **Der Papyrus der Alten.** Die berühmte 4 bis 10 Fuß hohe Papierstande der Alten, Cyperus Papyrus, wächst besonders in Aegypten, am Nil entlang. Schon in den alten Zeiten aßen die armen Aegypter den großen Wurzelstock, deshalb nannte man diese Leute „Papyrophagen"; er dient noch heute theils im rohen Zustande, theils gekocht oder auf Kohlen leicht geröstet als Nahrungsmittel der ärmeren Bevölkerung. Aus dem Holze des Papyrusstrauches machte man Stricke, mit welchen Weinreben festgebunden wurden, Bänder, Kleider, Segel, Schiffe (Naves papyraceae *Plin.*), Gefäße; aus den Fasern verfertigte man auch Lichtdochte (Sellychnium papyraceum). Das aus der Papyrusstaude verfertigte Papier wurde aus der von dem Stengel oder den Halmen abgelösten Oberhaut hergestellt, indem man die Blättchen auf einer Tafel ausbreitete, mit dem klebrigen Nilwasser überstrich und die Blätter formte. Auf solche Weise wurde das Papier in Alexandrien bereitet, wo dasselbe einen

bedeutenden und einträglichen Handelsartikel bildete. Die Alexandriner hatten dazu besondere Leimer (glutinatores); nach dem Trocknen des Papiers wurde dasselbe, um es zu ebnen, geklopft (malleatores), dann wurden die Blätter aufgewickelt, in Rollenform versendet und verkauft. Mit Griffeln und Federn aus demselben Papyrus wurden sie beschrieben mit Schriftzeichen, die gewöhnlich von schwarzer, selten von rother, noch seltener von blauer Farbe sind, in außerordentlich seltenen Fällen auch vergoldet. Die schwarze Farbe ist Kohlenschwarz, das nach einem ägyptischen Schriftsteller aus der Papyrusstaude hergestellt wurde, von Metallen ist keine Spur darin. Die rothe Farbe ist Zinnober, eine blaugrüne enthielt Kupferoxyd, eine lasurblaue Kobalt. Woher die alten Aegypter dieses Metall entnahmen, ist unbekannt, auch in blauen Glasflüssen der Aegypter findet sich Kobaltoxyd. Die zum Schreiben dienenden Farben oder Dinten wurden mit dem sogenannten Fischleimgummi, Gummi Sarkokollae, von einem im südlichen Afrika und Aethiopien einheimischen Strauche, Penaea Sarkokolla, abstammend, verdeckt und so verbraucht. Das Gummi Sarkokollae kannte auch Dioscorides und leitete es von einem in Persien vorkommenden Strauche ab; er schrieb demselben wundenheilende und augenstärkende Kräfte zu; die Araber benutzten dasselbe als Purgirmittel. Nach Hippokrates wurden aus den Häuten des Schilfes (epidermide caulium) von Papyrus antiquorum Cylinder gewickelt, die man zur Erweiterung fistulöser Gänge in dieselben steckte und aufquellen ließ.

Fortschritt und Aufschwung am La Plata. Wir haben sehr oft auf die gemäßigten Regionen Südamerika's hingewiesen, die unsrer vollen Ueberzeugung nach ein weit besseres und für das deutsch-nationale Wesen viel geeigneteres Feld für unsere Auswanderer bilden, als das vielfach zerrüttete und nun mit so schweren Steuern überbürdete Nordamerika, welches unter allen Ländern der Welt die höchsten Abgaben zu tragen hat. Die Engländer, deren Kapitalisten einen feinen Spürsinn haben, wissen die Vorzüge jener Länder schon seit mehren Jahren sehr wohl zu würdigen und schaffen tausende von Emigranten dorthin, obwohl sie doch selber mehr als 50 eigene Colonien haben.

Der „Buenos Ayres Standard“, ein englisches Blatt, gibt eine Uebersicht der Fortschritte am La Plata während der letztverflossenen fünf Jahre.

Wir hatten, so heißt es, 1860 erst 15 Miles Eisenbahn, jetzt mehr als 200 in vollem Betrieb, mehr als 200 im Bau und für 500 Miles ist die Genehmigung ertheilt.

Im Jahre 1860 hatten wir nur eine Dampferverbindung mit Europa durch die Royal Mail; 1865 haben wir vier Dampferlinien mit Europa, und dazu kommt nun jene nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und noch zwei andere mit der Alten Welt.

Die Stadt Buenos Ayres zählte 1860 kaum ein Dutzend Privathäuser, deren jedes mehr als 10,000 Pfd. Sterl. werth war, jetzt hat sie mehr als 200 solcher Gebäude.

Damals gab es keine andere Bank als die Casa de moneda; jetzt haben wir drei Banken in der Stadt, vier Zweigbanken im Distrikte derselben und mehr als 20 in der Provinz.

Die Wollausfuhr betrug 1860 für ungefähr 1 Mill. Pfd. Sterl., 1865 für 2½ Mill.

Das Zollhaus in Buenos Ayres brachte 1860 nur 3 Mill. Dollars ein, 1865 nahe an 6 Mill. Silberdollars.

Einwanderer landeten 1860 nur etwa 6000, aber 1865 sind mehr als 12,000 gekommen.

Der Preis für Grund und Boden stellte sich damals auf etwa 3000 Pfd. Sterl. für die Quadratlegua, jetzt steht derselbe mehr als doppelt so hoch.

Wir hatten 1860 2 Märkte und 2 Theater, jetzt haben wir der ersteren 6 und der letzteren 4.

Die Zeitungen setzten 1860 nur ungefähr 2000 Exemplare im Ganzen ab (davon kamen auf den englischen „Standard“ etwa 300); jetzt mehr als 10,000, wovon auf den „Standard“ 1700 kommen. Auch erscheint eine deutsche Zeitung.

Feuer- und Lebensversicherungsanstalten waren 1860 noch unbekannte Dinge; jetzt arbeiten mehr als ein halbes Dutzend englischer Assekuranzgesellschaften und jedes zweite Haus in der Stadt ist versichert.

Von Aktiengesellschaften war 1860 keine Rede; jetzt sind deren 6 vorhanden: London und River Plata Bank, Kapital 2 Mill. Pfd Sterl.; Great Southern Railway 750,000; Northern Railway 160,000; Central Argentine Railway 1 Mill.; Boca und Ensenada Railway 150,000; San Juan Mining Company 100,000 Pfd. Sterl.

In der Gründung begriffen waren gegen Ende des Jahres 1865: London-, Brazil- und Mauá-Bank 5 Mill. Pfd. Sterl.; Eastern Argentine Railway 1 Mill.; Dolores-Extension (Fortsetzung der Südbahn) 600,000; Cordova Landcompagnie 1 Mill.; Morgan Beef Packing Company 150,000; River Plate Steamboat Company 150,000 Pfd. Sterl.

Die Engländer legen also Kapitalien im Belauf von etwa 12 Mill. Pfd. Sterl. in der argentinischen Republik an.

Im Jahre 1861 kaufte ein deutscher Kaufmann in Buenos Ayres eine Estancia im Süden, auf welcher 7000 Schafe vorhanden waren; binnen 4 Jahren hatte sich diese Zahl auf 22,000 vermehrt, obwohl zwei schlechte Jahreszeiten in diese Zeit fallen.

In Deutschland finden die La Plategegenden bei weitem nicht die ihnen gebührende Beachtung; nur in Hamburg wissen manche Geschäftsleute, was dort zu holen ist; Bremen, das ohnehin einer raschen Initiative nicht hold ist, sondern wo man im Allgemeinen lieber längst gebahnte Pfade betritt, hat nur sehr geringen Verkehr nach dem La Plata. Es wird aber wohl auch hinter den Engländern und Italienern herkommen.

Das Petroleum in der argentinischen Provinz Jujuy kommt an drei verschiedenen Oertlichkeiten vor. Die eine liegt 15 Leguas vom Flusse Vermejo entfernt in der Richtung nach Esquina grande, am Rand eines 800 Schritt langen und 400 Schritt breiten Teiches; hier findet man es in festem Zustande in drei Lagern übereinander. Auf dem Wasser schwimmt Oel in Menge. Die beiden anderen Oertlichkeiten sind nicht weit entfernt, die eine 5 Leguas vom San Francisco, der in den Vermejo fällt, die andere etwas mehr als 20 Leguas oberhalb dieser Mündung. Beide liegen in trockenem Lande. Die Chemiker an der Universität Buenos Ayres haben sich über die ihnen abgelieferten Proben sehr günstig ausgesprochen.

Beklagenswerth ist das Schicksal des Spaniers Vila, welcher das Petroleum entdeckte. Der argentinische Congreß schlug ihm ein Patent ab, und darüber ward er wahnsinnig. Er besaß früher eine Steinölquelle in Pennsylvanien, zog aber von dort des Krieges wegen fort und ging nach San Domingo, wo die aufständischen Neger ihm sein Haus verbrannten.

Gold im Staate Minnesota. Das edle Metall ist im Septembermonate am Lake Vermillion gefunden worden. Geognosten hatten schon vor längerer Zeit darauf hingewiesen, daß man auch in diesem Staate Gold finden werde.

F. v. H. **Die Prairien Nordamerika's.** Professor Alex. Winchell stellt in Sillimans American Journal höchst interessante und lesenswerthe Untersuchungen über die Entstehung der ausgedehnten Prairien Nordamerika's an und gelangt zu folgenden Resultaten. Der Boden der Prairien gehört einer lacustrinen Bildung an; die lacustrinen Sedimente schließen nur sehr wenige lebende Keime ein; Diluvialgebilde hingegen sind stets reich an solchen lebenden Keimen, welche während der Eiszeit dorthin begraben wurden. Nach Maßgabe des Hervortretens der diluvialen Oberfläche kam wieder die Flora der voreiszeitlichen Epoche zum Vorschein. Die Vegetation, welche endlich auf dem ausgetrockneten lacustrinen Boden erschien, trug wahrscheinlich einen entschieden mehr gras- als baumartigen Charakter.

Nordamerikanische Poesie. Professor Agassiz befindet sich bekanntlich in Südamerika, um den Amazonenstrom zu befahren und in den Andes die Gletscher zu erforschen. Dadurch hat sich nun ein Yankeedichter, O. W. Holmes, poetisch angeregt gefühlt. Unter unseren Lesern sind ohne Zweifel Viele, die Englisch verstehen, und diesen wird es sicherlich Spaß machen, wie man in Nordamerika reimt. Das Gedicht, wenn der Ausdruck erlaubt ist, steht im Novemberhefte des „Atlantic Monthly“. Also: —

How the mountains talked together
Looking down upon the weather
When they heard our friend had planned his
Little trip among the Andes!
How they'll bare their snowy scalps (!)
To the climber of the Alps
When the cry goes through their passes
„Here comes the great Agassiz!“
„Yes, I am tall“ says Chimborazo
„But I wait for him to say so —
That's the only thing that lacks — he
Must see me, Cotopaxi!“

Und so geht es fort. Holmes reimt thunder und Condor, — dagger und jaguar, — natur' und alligator, — boa con-

strictor und pictur', — sogar fossils und apostles, — fertile und turtle, — professor und her. Er sagt:

God bless the great Professor,
And Madam too, god bless her,
God bless the great Professor
And the land, his proud possessor,
Bless them now and evermore.

---

r. **Die Heimat der Wohlgerüche.** Der Hauptplatz der Blumen, deren Duft die Flacons der Toilettentische aushauchen, ist das südliche Frankreich und Piemont, namentlich Montpellier, Grasse, Nismes, Cannes und Nizza. Letztere beide Orte sind das Paradies der Veilchen, sie liefern jährlich gegen 13,000 Pfd. Veilchenblüthen. Nizza erntet außerdem gegen 100,000 Pfd. Orangenblüthen, ebenso auch Cannes, wo dieselben feineres Parfum haben. 500 Pfd. Orangenblüthen geben etwa 21 Pfd. reines Neroli-Oel. Das Oel der noch unreifen Orange führt den Namen „Essence de petits grains", das Oel der Schale reifer Früchte heißt „Essence de Portugal", das der Blüthe „Neroli". Ferner erntet man zu Cannes jährlich gegen 9000 Pfd. Akazienblüthen.

Die Parfümerien werden destillirt. Eine solche Fabrik zu Cannes verbrauchte in einem Jahre 140,000 Pfd. Orangenblüthen, 20,000 Pfd. Akazienblüthen, 140,000 Pfd. Jasminblüthen, 20,000 Pfd. Veilchen und 8000 Pfd. Tuberosen neben einer großen Menge anderer wohlriechender Pflanzen und Kräuter.

Die Operation, durch welche man mittelst eines Fettes die flüchtigen Oele und riechenden Stoffe der Blumen erhält, nennt man Enfleurage. Die Blumen werden auf Haarsiebe gelegt, die man übereinanderstellt, dazwischen Schichten des fetten Körpers, der sich allmälig in der Atmosphäre der Blumen mit ihrem Aroma sättigt. Diese Methode ist sehr theuer und langsam, außerdem erleidet, wegen der langen Dauer der Operation, das Parfüm an Lieblichkeit einen Verlust. Nach einer andern Methode schließt man die Blumenrahmen mit den zwischengelagerten Schichten eines weichen Fettes in einen Schrank mit Trageleisten ein bei gelinder Wärme, wo durch die in Bewegung gesetzte Luft die Enfleurage in wenigen Stunden vollendet ist.

Ein Muttergottesbild auf den Ruinen des babylonischen Thurmes. Die Engländer hatten einst die Grille, auf einer der höchsten Pyramiden Aegyptens Thee und Grog zu trinken, und das fand man „sublim". Vor ein paar Jahren bestieg der englische Gesandte Rutherford Alcock den Gipfel des Fusi yama, des heiligen Berges der Japaner, kochte hoch oben auch Thee und bereitete sich Grog. Einige seiner Begleiter ließen an den Stätten, welche den Japanern heilig sind, zerrissene Schuhe und Stiefel stehen. Die „Barbaren" waren so uncivilisirt, das recht übel zu nehmen. Das waren „profane" Dinge. Die Missionäre pflanzen bekanntlich überall, wohin sie kommen, ein Kreuz auf, und das ist etwas Altes. Aber der Gedanke, auf dem babylonischen Thurm ein Marienbild aufzustellen, der ist neu. Ein Carmelitermönch aus der Mission zu Bagdad, Pater Maria Joseph de Jesus, hatte sich vorgenommen, dem alten Babylon, das in den Schriften der Juden mit so wenig schmeichelhaften Ausdrücken belegt wird, einen recht tüchtigen Tort anzuthun, und er führte auch sein Projekt aus. Die Statue „Unserer Lieben Frau zur Wüste" bekam er von einer frommen Genossenschaft in Paris geschenkt. Er landete im Hafen von Alexandrette in Syrien, ging mit einer Karawane nach Diarbekir und schiffte auf einem Balkenfloß, das aufgeblasene Ziegenhäute zur Unterlage hatte, den Tigris hinab über Mossul nach Bagdad, wo er nach 17tägiger Stromfahrt anlangte. Nachdem er sich ein wenig ausgeruht, machte er sich mit einigen eingeborenen Christen auf den Weg nach dem zwei Tagereisen entfernten Hella oder Hilleh, einer kleinen Araberstadt, die in der Nähe des alten Babylon liegt. Am 16. Februar 1865 gelangte er nach dreistündiger Wanderung an den Fuß des babylonischen Thurmes, dessen Trümmer einen Hügel bilden. Auf dem Gipfel desselben erhebt sich eine etwa 72 Fuß hohe, von einem tiefen Risse durchbrochene Mauer, in welcher der eifrige Pater schon im vorigen Jahr, als ihm der Gedanke zu seinem Projekte kam, eine Marienmedaille versteckt hatte. Seine Freude war groß, als er sie jetzt wieder fand. Er las dort oben eine Messe und ließ sich nicht dadurch stören, daß ein wildes Pantherthier in der Nähe sein Lager hatte, und kletterte dann an der Mauer hinauf. Das war eine sauere Arbeit, die volle zwei Stunden in Anspruch nahm und nur durch Anwendung von Seilen gelang. An solchen wurde dann auch das Marienbild hinaufgezogen, das nun dasteht als „Königin der Wüste". Der Pater hatte vorher alle vier Himmelsgegenden gesegnet.

Deutsche Seefahrt in Ostasien. Mehrfach haben wir darauf hingewiesen, wie bedeutend die ostasiatischen Häfen für unsere Schifffahrt sind. Es scheint, als ob wir allmälig alle anderen seefahrenden Völker in diesen Regionen überflügeln würden. Im chinesischen Küstenhandel ist das bereits seit einigen Jahren geschehen. Jetzt liegt ein Bericht aus Hongkong vor, demzufolge im Jahre 1864 mehr als 500 deutsche Fahrzeuge jenen chinesischen Hafen besucht haben. Es waren aus:

Hamburg 315; — Bremen 101; — Lübeck 1; — Oldenburg 20; — Hannover 41; — Mecklenburg 8; — Preußen 51 Schiffe.

In Summa 537 deutsche Fahrzeuge. Unsere Landsleute im Binnenlande werden schon aus dieser bloßen Ziffer ersehen, was die Seefahrt für Deutschland zu bedeuten hat. Wir stehen als Seefahrer nur allein den Engländern und Nordamerikanern nach, allen übrigen aber weit voran.

Wie nöthig eine Kriegsflotte ist, begreift Jedermann, aber, wohlverstanden, eine deutsche, nicht eine hegemonisch particularistische. Und nur unter schwarzrothgoldner Flagge und ja unter keiner andern.

---

r. **Eine seltene Mumie.** In Havre de Grace ist ein eigenthümlicher Gegenstand zur öffentlichen Schaustellung gekommen. Es ist ein zur Mumie oder vielmehr zu Stein gewordener menschlicher Körper, der auf einer Guano-Insel an der afrikanischen Küste gefunden wurde; ein zugleich aufgefundenes Scheit Holz enthält die eingeschnittene Inschrift: „Christoph Delano. 1421." Der Leichnam lag unter einer 40 Meter starken Schicht Guano, den mehr als 400 Jahre aufgehäuft haben mögen. Das Haar und die Zähne sind vollständig erhalten und beweisen, daß das Individuum der kaukasischen Rasse angehört. An der Schulter bemerkt man Spuren eines Lanzenstiches. Wahrscheinlich war es ein Matrose, der von seinen Gefährten auf der Insel begraben worden ist, die damals so einsam da lag wie noch jetzt. — Die Mumificirung der Leiche durch den Guano ist eine sehr interessante Erscheinung.

---

r. **Die Quecksilberproduktion der Erde.** Man schätzt die jährliche Gesammtproduktion der Erde an Quecksilber auf 61,000 Centner, wovon auf Spanien (Almaden) 20,000, auf Californien (Neu-Almaden) 28,000, auf andere californische Gruben 7500, auf Peru 3000 und auf Deutschland mit Oesterreich und Frankreich 2500 Centner gerechnet werden. Man nimmt an, daß Mexico, Peru, Chile und Bolivia jährlich zur Silbergewinnung 23,000, China und Japan zur Zinnoberfabrikation und Silberextraction 10,000, Australien und Californien zur Silber- und Goldausscheidung, Europa und die Vereinigten Staaten von Nordamerika für ihre Industrie 12,000 Centner Quecksilber bedürfen, so daß also das jährliche Verbrauchsquantum auf wenigstens 51,000 Centner angenommen werden darf, und mithin der Bedarf der alten und neuen Welt an Quecksilber hinreichend gedeckt erscheint.

F. v. H. **Großglockner.** Ueber die Höhe dieses Berges sind bis jetzt folgende Angaben gesammelt worden:

	Wien. Fuß
Gipfelhöhe nach den früheren Generalstabsaufnahmen	11,991
„ „ Schlagintweit	12,158
„ „ Franz Keil	12,018
„ „ der letzten trigonometrischen Catastervermessung durch Hrn. Norb. Bauer	12,008
„ „ dem aus den vorigen gezogenen Mittel	12,044
Relative Höhe von Heiligenblut am Fuße des Berges	7,998
„ „ „ Kals	7,839
Höhe der Adlersruhe	10,932
Fuß des Pasterzenkeesbodens	4,030
Hohenwartscharte	10,056
Romariswand	11,223

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Von Urga im Lande der Kalkas-Mongolen bis Katharinenburg im Ural.

Betrachtungen über Sibiriens Gegenwart und Zukunft. — Der Aufschwung und die Weltlage des Landes. — Die Kalkas-Mongolen. — Schilderung der Stadt Urga. — Frömmigkeit. — Friedliches Leben der Nomaden. — Der Baïkal-See und die Dampfschifffahrt. — Irkutsk. — Die Verbannten. — Das Reisen mit der Post. — Die Barabinzen-Steppe. — Nach Omsk und Katharinenburg.

Sibirien wird zu den Kulturländern gehören, bevor ein halbes Jahrhundert abgelaufen ist. In unseren Tagen des beschleunigten Verkehrs drängt Alles darauf hin, solche Regionen, wie die, welche sich vom Ural bis zu den Gestaden des Großen Weltmeeres erstreckt, in die allgemeine Bewegung hineinzureißen.

Die früheren Vorurtheile gegen jenes Land schwinden immer mehr. Zwar werden noch immer „Unglückliche" dorthin verbannt, und dieses Exil betrifft manche recht schwer. Aber man schlitzt ihnen nicht mehr die Nasenflügel auf, und zu den schwersten Arbeiten in den Bergwerken werden nur die allergefährlichsten Verbrecher verurtheilt, zumeist solche, welche nach dem Gesetze die Todesstrafe verdient hätten. Alle anderen erfreuen sich einer milden Behandlung und sind, da sie sich zumeist selbstständig in freier Luft bewegen können, in Sibirien ungleich besser daran, als wenn sie im europäischen Rußland in Gefängnissen eingesperrt gehalten würden.

Es hat immerhin etwas Anstößiges, wenn Leute politischer Vergehen oder Verbrechen wegen in die Verbannung geschickt werden, gleichviel ob nach Cayenne, Lambessa, Sibirien oder wohin sonst es sein möge. Sieht man aber von dieser politischen Kategorie ab, so ist das russische Deportationssystem unserm ganz erbärmlichen deutschen System, demgemäß man die Verbrecher so oder so lange einsperrt, ohne sie für das Allgemeine nutzbar zu machen und ohne sie zu bessern, ganz entschieden vorzuziehen. In Sibirien werden viele tausende von Verbrechern, die anderwärts in den Kerkern erst recht schlecht geworden und elend verkümmert wären, in nützliche Menschen umgewandelt, und ihre Kinder nehmen eine achtbare Stelle in der Gesellschaft ein. Man hat, wie billig, Vorkehrungen getroffen, um jene zu überwachen und sie von neuen Verbrechen abzuhalten; bei den meisten ist aber schon nach kurzem Aufenthalt in dem neuen Lande kein Anlaß zu strenger Ueberwachung fernerhin gegeben. Die Leute können auf ehrliche Weise guten Lohn für ihre Arbeit erwerben, und es fällt bei einigem Fleiße nicht schwer, daß sie Grund- und Hausbesitzer werden. Leibeigenschaft hat Sibirien nie gekannt, und sein Bauernstand wird als sehr fleißig und tüchtig gelobt. Raum zur weitesten Ausdehnung ist in Hülle und Fülle gegeben, und jede Anlage und Begabung der verschiedenen Individuen findet nützliche Verwendung.



Die Hochebene Boro-Burak in der Gobi. (Nach einer Zeichnung von Bourboulon.)

Sibiriens Weltlage ist gegen früher eine andere, weit günstigere geworden. Es wird mehr und mehr aus seiner Vereinsamung, aus der abgelegenen Ferne herausgerissen und ist schon jetzt ein Passageland geworden. Das aber erscheint von einer Bedeutung, die man nicht hoch genug anschlagen kann. Bald wird eine Eisenbahn über das Uralgebirge bis ins westliche Sibirien hinein zu

den wichtigen Handelsemporien Tjumên und Irbit führen; das Scheidegebirge, welches zwei Erdtheile trennt, wird überbrückt. Unsere Leser erinnern sich, daß wir diesen Gegenstand neulich im Globus (IX, S. 215) erörtert haben. Die russische Regierung begreift, daß Alles darauf ankommt, Verbindungswege zu schaffen, und hätte Kaiser Nikolaus nur ein Viertel der Summen, welche er unnützerweise auf seine Armee verwandte, für den Wegbau angewiesen, — wie ganz anders würde sich schon jetzt die innere Entwicklung Rußlands gestaltet haben!

Seit den Verträgen mit China ist der Zug durch die Mongolei den Reisenden gestattet, und noch heute, da wir diese Zeilen schreiben (19. Dezember), hat Adolf Bastian uns eine lebhafte Schilderung seiner Wanderung von Peking in China nach Irkutsk gegeben. Das erste in deutscher Sprache gedruckte Werk, welches ihm dort in die Hände fiel, war ein Band des Globus; bald nachher fand er ein zweites Exemplar in Katharinenburg am Ural und las in demselben Nachrichten über seine Reisen in Siam und Kambodscha. Doch das nur beiläufig.

Adolf Bastian telegraphirte seine Ankunft in Irkutsk durch den Telegraphen nach Bremen, und die Meldung gelangte von der Angara bis zur Weser, ehe 24 Stunden verlaufen waren. Der Telegraph soll aber bekanntlich weiter geführt werden, einerseits durch die Mongolei nach Peking, und dann bis zu allen großen chinesischen Handelsemporien an der Küste, und weiterhin nach Osten bis zum Großen Ocean. Von Nikolajeffsk gen Westen waren in der Mitte des Jahres 1865 schon mehr als 100 deutsche Meilen Drähte vollendet, und man war emsig mit dem Weiterbau beschäftigt. Diese sibirischen Drähte werden bekanntlich eine Abtheilung des europäisch-asiatisch-amerikanischen Welttelegraphen bilden, und wir lasen vor einigen Tagen in newyorker Blättern vom 3. Dezember, daß das Schiff mit den erforderlichen Materialien vor Einbruch des Winters einen sichern Hafen in der Nähe der Behringsstraße erreicht habe. Auch während der kalten Monate wollte man arbeiten.

Zu allem dem kommt, daß die Handelsverbindungen zwischen Sibirien und Innerasien von Jahr zu Jahr bedeutender werden. Rußland kontrolirt den ganzen Karawanenverkehr zwischen dem Süden und Norden. Es kann namentlich als ein großer Gewinn betrachtet werden, daß es mit den Kalkas-Mongolen, seinen Nachbarn südöstlich vom Baïkalsee, auf dem besten Fuße steht. Dieses wichtigste unter den Mongolenvölkern zählt nahe an 4 Millionen Seelen; in seiner Hauptstadt Urga oder Kuren wohnt ein fleischgewordener Buddha, der Guison Tamba, welcher über die mongolischen Völker, die ihn gleichsam als ihren specifischen Papst betrachten, weit größern Einfluß übt, als selbst der Dalaï-Lama, der seinen Vatikan zu Lhassa in Tibet hat.

Wir haben über die Kalkas-Mongolen und Urga schon früher (Bd. VIII, S. 1 f. u. 33 f.) einige Mittheilungen gebracht, wollen hier aber auf den Gegenstand zurückkommen.

Die lange Reise durch die Wüste ermüdet am Ende, so sehr auch einzelne Gegenden und Landschaften das Auge des Beschauers fesseln. Bald ist die Hochebene einförmig, bald liegen in ihr spiegelklare Seen, dann ist sie wieder, wie auf dem Boro-Burak-Plateau, dessen wir in unserm frühern Bericht erwähnten, in seltsamer Weise uneben und gleichsam gebrochen. Auf der ganzen weiten Strecke von Kalgan unweit der chinesischen Mauer hat der Wanderer nirgends eine Ortschaft gesehen, nur Zelte und immer nur Zelte, und er sehnt sich endlich einmal Häuser, feste Wohnsitze, Dörfer oder Städte zu erblicken. Als der französische Gesandte Bourboulon und dessen Begleiter in der Nähe von Urga Kosacken sahen, welche der russische Consul Schischmareff ihnen entgegen geschickt hatte, glaubten sie sich schon „inmitten der Civilisation“ und es war ihnen, als ob sie europäische Lüfte athmeten. Und doch waren sie noch hunderte von Meilen vom wirklichen Europa entfernt.

Je näher man Urga kommt, um so hübscher wird die Gegend, aber einen gebahnten Weg gibt es nicht durch diese Wiesenfluren. Auf der einen Seite erheben sich steile Berge, die mit Fichten bestanden sind, auf der andern Seite rinnen Bäche, welche sich in die Tula oder Tolla ergießen. Dann wird das Thal enger und man kommt an die klare, raschfließende Tula, an die Stelle, wo der Engländer Alexander Michie eine so merkwürdige Ueberfahrt hatte (VIII, S. 34). Der Anblick von dem Punkte aus, an welchem man durch den Fluß reitet, ist prächtig. Die Tula bildet eine Menge kleiner Inseln, die mit Weiden, Eschen und Pappeln bestanden sind, und die Ufer gewähren einen malerischen Anblick. Auf den grünen Wiesen weideten Rindvieh, Schafe und Ziegen; halbwilde Pferde sprangen lustig umher; weiße Yaks (tangutische Grunzochsen) waren in Menge da, am Ufer spielten Kinder, und Fischer gingen ihrem Gewerbe nach. Man sieht Urga und fragt sich, ob es eine Stadt oder ein großes Lager sei? Aber die Kuppeln und Thürme der Tempel und die beiden Paläste des fleischgewordenen Gottes deuten auf eine Stadt. Der heilige Berg aber, zu dem für und für so viele tausende gläubiger Buddhaverehrer pilgern, ist mit dichtem Gehölz bestanden, aus dessen Grün die weißen, mit heiligen Sprüchen bedeckten Felsensteine sich scharf abheben.

Alles in und um Urga gemahnt daran, daß die Bewohner Nomaden sind und sich mit städtischem Wesen und städtischem Leben nicht ordentlich vertragen können. Aber diese Kalkas sind in ihrer Art wackere Leute; sie haben eine würdige Haltung und eine, man kann sagen milde Höflichkeit. Die Wohlhabenden sind auch recht hübsch gekleidet. Sie tragen eine mit Marderfell verbrämte rothseidene Mütze, die gewöhnlich mit einer Pfauenfeder geschmückt ist, einen gelbseidenen Pelzmantel, hohe Sammetstiefeln und einen chinesischen Säbel.

Der alte Palast des Guison Tamba ist gegenwärtig unbewohnt. Rings um den Hügel stehen Zelte reicher Kalkas und Lamas innerhalb von Pfahlumzäunungen, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit vertheilt sind, so daß sie krumme Straßen und große Plätze bilden. Am Abhange des Hügels steht ein Handelsquartier, wo russische und chinesische Kaufleute ihre Buden aufgeschlagen haben. Auf der entgegengesetzten Seite, weiter vom Flusse entfernt, erhebt sich der neue, erst vor wenigen Jahren erbauete Palast des Guison Tamba. Die Chinesenstadt liegt von Urga fast eine halbe Stunde weit entfernt; dort wohnen ausschließlich „Himmlische“. An einem andern Hügel liegt das russische Quartier; es besteht aus Holzbaracken und Waarenlagern.

In der chinesischen Stadt herrscht reges Leben; die Gärtner benutzen die Bäche zur Bewässerung ihrer Gärten und Aecker; sie ziehen Spargel, Kohl, Möhren, Rüben, Gurken, Melonen, Salat, Zwiebeln, Knoblauch und Kartoffeln. Auch den Obstbau haben sie eingeführt; Birnen, Aepfel, Pfirsiche und selbst Wein kommen trefflich fort, so nachtheilig auch manchmal die Frühlingsfröste sind. Aber durch Fleiß richtet der Chinese viel aus. Dieser Theil der Mongolei kann ohne große Mühe in ein Ackerbauland um-

gewandelt werden. Zwar der Winter ist streng, aber der Boden fruchtbar; die Sonnenhitze wird durch öftere Regenschauer gemäßigt. Auch den Fischfang betreiben die Chinesen in den Flüssen, Bächen und umliegenden Seen; sie trocknen und räuchern die Waare, welche sie bis nach China versenden. Die Kalkas sind als Nomaden dem Fischfang abhold. Auch auf der Jagd sind die Chinesen schlau und tüchtig; sie verstehen sich vortrefflich darauf, in Fallen den



Straße in Urga, der Hauptstadt der Kalkas-Mongolen. (Nach einer Zeichnung von Bourboulon.)

Fischotter, den blauen Fuchs, das Hermelin, den Marder und Zobel zu fangen. Man sieht, wie verschieden die Naturanlagen und Begabungen in einer und derselben großen Stammgruppe sind; Mongolen und Chinesen gehören beide zur mongolischen Rasse und doch wie grundverschieden und wie entgegengesetzt sind von Haus aus ihre beiderseitigen Anlagen, Begabungen und Neigungen.

Ein Mongole, welcher sich dem Palaste des Guison Tamba nähert, wirft sich allemal zur Erde und drückt das Gesicht in den Staub. Um das Gebäude ziehen alabasterne Ringmauern; dieselben sind mit Thiergestalten verziert und mit vergoldeten Ziegeln überdeckt. Im Garten des Palastes stehen hundertjährige Bäume, plätschern Bäche und Springbrunnen, sieht man viele Statuen, Treppen von Marmor und tausende von Zellen, in welchen Lamas ein Obdach finden, welche aus weiter Ferne kommen, um den lebendigen Buddha zu verehren. Der Palast bietet einen großartigen Anblick dar; der Stein ist Alabaster; Dächer, Kuppeln, Kioske und Glockenthürme sind mit vergoldeten Ziegeln gedeckt. Ringsum liegt ein Gewirr enger Gassen, die, wie unser Bild zeigt, aus Zelten bestehen, deren jedes mit Tannenpfählen umzäunt ist. Uebrigens haben doch schon einige Kalkas sich der Art der Russen anbequemt und feste Holzhäuser oder eigentlich Buden aufgeführt. Neben

den meisten Zelten stehen Bäume, so daß diese Mongolenstadt äußerlich ganz hübsch sich ausnimmt. Aber diese Gassen sind unbeschreiblich unsauber!

Die Kalkas können nöthigenfalls 40 bis 50,000 Reiter ins Feld stellen, die aber für europäische Truppen nicht im mindesten furchtbar wären. Denn diese Mongolen sind schlecht bewaffnet mit allerlei unzweckmäßigen Säbeln, kurzen Piken, Bogen und Pfeil und Luntenflinten; dazu tragen sie Schilde, die mit Kupferblech beschlagen sind, und Kettenpanzer. Jede Familie bereitet sich ihren Bedarf an Pulver selbst, und man begreift, was für ein Korn dabei herauskommt. Auch ist die ganze militärische Einrichtung sehr unzweckmäßig; während der Priesterherrschaft und des langen, ungestörten Friedens kam auch der frühere kriegerische Geist in Abgang. In der Mongolei herrscht so große persönliche Sicherheit, daß kein Reisender Waffen trägt. Ueberfälle kommen nur an der westlichen Grenze von Seiten räuberischer Kirgisen und Turkomanen vor.

Ueberhaupt verläuft das Leben eines Kalkasmongolen in großer Ruhe. Morgens steht er vom Lager auf, trinkt Thee, nimmt die Peitsche vom Haken an der Thür und besteigt ein Pferd, das Tag und Nacht gesattelt steht. Er reitet hinaus, um zu sehen, ob bei seinen Heerden Alles in Ordnung ist, setzt einem oder dem andern Thiere nach, das sich etwa während der Nacht allzuweit verlaufen hat, und treibt dasselbe wieder zur Heerde. Während er über Wiese oder Steppe sprengt, späher sein Blick am Horizont umher, ob nicht irgendwo Rauch aus einem Zelt emporsteigt oder der Umriß eines Reiters sich sehen läßt, mit dem er eine Unterhaltung anspinnen könnte. Nachdem er heimgekommen ist, streckt er sich im Zelt aus, schläft, trinkt Thee mit Butter und raucht eine Pfeife Taback. Seine Frauen kochen, tragen Wasser herbei, melken die Kühe, suchen Argols (trockenen Dünger, der als Brennstoff dient), bereiten Käse und verfertigen Kleider und Schuhwerk.



Mongolen verrichten ihre Andacht an einem Obon. (Nach einer Zeichnung von Bourboulon.)

Diese Kalkas sind gastfreie und mäßige Leute; sie besitzen noch alle guten Eigenschaften des gelben Menschenschlages und haben noch keine Laster der Civilisation angenommen. Aber sie stagniren; es ist kein Trieb und Aufschwung in ihnen; sie haben weder Kunstfleiß noch Handel, und Alles, was sie bereiten, besteht in schlechtgegerbten Häuten, Leder und einigen Stickereien. Was der Mongole an Rohstoffen erzeugt, gibt er an russische und chinesische Kaufleute, die ihn entsetzlich betrügen. Als Münze und Werthmesser

dient der bekannte Ziegelthee, der mit einem Zusatz von Butter, oder auch mit Milch und Gerstenmehl genossen wird und dann den sehr nahrhaften Pantan bildet. Auch in Sibirien wird dieser wohlfeile Ziegelthee in Menge verbraucht.

Das einförmige und ruhige Nomadenleben erfährt nur selten eine Unterbrechung. Der Mann unternimmt vielleicht eine Wallfahrt zu einem Kloster, das im Rufe großer Heiligkeit steht; oder ein reisender Lama spricht im Zelte vor und wird, wie sich von selbst versteht, gastfreundlich bewirthet; oder ein Barde, einer der umherziehenden Tolholos kommt und verherrlicht mit Saitenspiel und Gesang die Großthaten der alten mongolischen Helden. Dazu kommt dann und wann eine Hochzeits= oder eine Leichenfeier, und so verfließt das Leben des Mongolen. Er ist schlicht und fromm, und versäumt niemals vor einem Obon seine Andacht zu verrichten. Wir haben schon früher erzählt, welche Bewandtniß es mit diesen Steinhaufen hat. Sie bilden eine Art von Altären und werden vom Volke mit großer Ehrfurcht betrachtet. Oft liegen sie an schwierigen oder gefährlichen Stellen des Weges, und dort ruft man den guten Geist an.

Also schon in Urga, noch in der Mongolei, „wittert man Europa", — weil man Kosacken und weiße Tischtücher sieht! Wie bescheiden der Mensch der Civilisation unter Umständen werden kann! Weiter hin, in Kiachta, sieht dann schon Manches mehr oder weniger abendländisch aus, und neben dem Kittel des russischen Bauern oder Kaufmanns kann man dann und wann auch Frack und Cylinderhut sehen, zwei Geschmacklosigkeiten, die über das Herkommen derer, welche sie tragen, keinen Zweifel mehr aufkommen lassen. Dann aber hat man immerhin noch eine beträchtliche Strecke bis Irkutsk, und von dort nach Westen hin auch noch einen Raum von etwa 40 Längengraden zu durchmessen, ehe man an den Stein gelangt, welcher im Uralgebirge auf seiner östlichen Seite den Namen Asien trägt; auf der westlichen steht das Wort: Europa. —

Zwischen Kiachta und Irkutsk liegt der Baïkal=See, das heilige Meer der Mongolen, der in einer Höhe von mehr als 1300 Fuß über dem Meer einen tiefen Spalt von reichlich 80 deutschen Meilen Länge und 2 bis reichlich 10 Meilen Breite ausfüllt. Er bedeckt einen Flächenraum von 582 Geviertmeilen, und wer, wie unser Landsmann Gustav Radde gethan, ihn umwandert, hat nicht weniger als 266 Meilen zu machen.



Am Baïkal=See in Sibirien. (Nach einer Zeichnung von Bourboulon.)

Wer aus der Mongolei nach Irkutsk reiset, muß über den See fahren, oder die Straße einschlagen, welche jetzt von der russischen Regierung der südwestlichen Ecke des Sees entlang gebaut wird. Die Schifffahrt auf dem See ist im Sommer und Winter ohne alle Gefahren und durchaus regelmäßig, hat aber im Frühjahr und Herbst ihre großen Schwierigkeiten. Wenn das Eis sich bildet, liegen Dampfer und Segelschiffe in den Hafen; wenn dasselbe

aufgeht, ist der Verkehr abermals unterbrochen. Während der Wintermonate befinden sich förmliche Poststationen auf dem Eise; es ist aber schon vorgekommen, daß ein plötzlich eintretender Eisgang diese Stationen mit Buden, Menschen, Rossen und Schlitten im Nu verschlang. Daß unter solchen Umständen die Beförderung von Menschen und Waaren unsicher erscheint, leuchtet ein; und gerade um dieselben zu beseitigen, hat man den Straßenbau in Angriff genommen. Das Unternehmen bietet jedoch große Schwierigkeiten und Hindernisse dar. Bisher konnte auf der ganzen Strecke von Wagentransporten gar keine Rede sein; schon Fußgänger und Pferde hatten alle mögliche Mühe, hindurch zu kommen, und im Winter ist die Passage, des hohen Schnees wegen, nicht selten gesperrt. Nun muß die Straße aus den Bergen und Felsen förmlich herausgesprengt werden, und die nöthigen Arbeiter sind nur im Winter vorhanden, weil dann die Bauern nicht in den Bergwerken beschäftigt werden. Bei einer Kälte von mehr als 30° R. werfen sie ungeheuere Massen von Fichtenstämmen auf das Gestein, welches in Folge der gewaltigen Hitze große Risse bekommt, und diese werden zum Absprengen benutzt. Dieser Straßenbau geht natürlich sehr langsam von statten, und es kann noch manches Jahr vergehen, bevor der Weg vollendet ist. Er wird aber die Entfernung zwischen Kiachta und Irkutsk bedeutend abkürzen.

Jetzt führt die Straße nach dem See über Troïtzkosavsk, Selenginsk und Werchne Udinsk; hier schlägt sie dann die Richtung gerade nach Westen hin ein bis an den See. Alexander Michie, den unsere Leser kennen, war dort am 9. Oktober 1863 unterwegs, und schon hatte sich bittere Kälte eingestellt. Auf der Poststation Polovine traf er eine beträchtliche Anzahl von Reisenden, die sich alle sehr ruhig benahmen, bis auf zwei Polen, die aus Irkutsk waren, auf Alles schimpften, namentlich auch auf die russische Regierung, die Posteinrichtungen, auf Alles und Jedes. Am Ende drohten sie, in Sibirien eine Republik zu gründen!

Michie erreichte den See bei Pasoilske, welches den Endpunkt der transbaïkalischen Poststraße bildet. An Betten und überhaupt an Bequemlichkeiten darf man in einem sibirischen oder überhaupt russischen Posthause noch gar nicht denken, und der europäische Reisende zieht es allemal vor, sich dicht in seine Pelze zu hüllen und in seinem Reisewagen, der Tarantasse, zu schlafen.

In den Baïkal-See fällt die Selenga, nachdem sie früher den Orchon aufgenommen hat; sie bildet mehre Mündungen und ist aufwärts eine Strecke weit schiffbar. Die Anlände für die Schiffe liegt etwa zwei Wegstunden von Pasoilske entfernt, und dorthin mußte Michie seinen Wagen bringen. Die russischen Segelschiffe, welche dort vor Anker lagen, waren wie japanische Dschonken betakelt, hatten nur einen, aber mächtig großen Mast und mochten etwa 150 Tonnen Trächtigkeit haben; sie sind ganz roh und plump, sehr breit, zumeist von Buriäten bemannt, und es ist sehr begreiflich, daß so unbeholfene Fahrzeuge bei den oft sehr plötzlich und mit großer Heftigkeit hereinbrechenden Stürmen in große Gefahr gerathen. Vor Juni beginnt die Schifffahrt nicht und zu Anfang Novembers ist sie gewöhnlich geschlossen.

Michie fand am Strand eine Menge von Waarenballen und Fässern aufgehäuft. Die Güter waren theils von Westen her gekommen und warteten auf Weiterbeförderung nach China oder in die Amurgegenden, theils kamen sie aus China, um weiter verschifft zu werden. Der ganze Verkehr mit dem Amur kreuzt hier den Baïkal, eben so jener mit den südöstlichen Provinzen Sibiriens, mit Ausnahme der Güter, welche über Semipalatinsk gehen. Auf der Poststraße sieht man ununterbrochen beladene Karren, die von einem Ochsen gezogen werden.

Während die Reisenden auf den Dampfer warteten, vernahmen sie eine Art von wildklingendem Chorgesang. Gleich nachher kamen drei langhaarige, langbärtige Popen in Sicht, traten in das Postgebäude, verneigten sich vor dem Heiligenbilde, besprengten das Zimmer mit Weihwasser und entfernten sich wieder. Sie verrichteten diese Ceremonie, weil Sonntag war.

Abends kam der Dampfer an, wollte aber liegen bleiben, weil Sturm sei. Michie bemerkt, daß er kaum eine leichte Brise verspürt habe. Die Fahrpreise betragen 8 Rubel für Kajüten- und 5 Rubel für Deckpassagiere; Entfernung 70 englische Meilen. Speisen werden an Bord nicht verabreicht. Auch der Dampfer ist zumeist mit Buriäten bemannt; er muß eine Viertelstunde vom Ufer entfernt Anker werfen, denn am Gestade ist das Wasser sehr seicht. Michie fand in dem „General Korsakoff" einen so plumpen und armselig gearbeiteten Dampfer, daß derselbe auf einer Ausstellung als große Merkwürdigkeit erschienen wäre. Nur die Maschinen, 50 Pferdekraft, waren einigermaßen leidlich; ein Engländer in Westsibirien hat dieselben verfertigt. „Es ist allerdings schon der Ehre werth, daß man überhaupt auf dem Baïkal einen Dampfer findet; aber die, welche ihn zurecht gezimmert, hätten doch wohl ein Ding herstellen können, das einem Schiff ähnlicher sähe, als dieser General Korsakoff."

Die Fahrt ging ohne Unfall von statten. An der Südostseite waren die Berge theilweise bis zum Wasserrande mit Schnee bedeckt, an der Südwestseite nicht. Den Abzug des Sees bildet die Angara, welche sich späterhin mit dem Jenisseï vereinigt.

Der „General Korsakoff" hatte 18 Stunden nöthig, um eine Strecke von 12 deutschen Meilen zurück zu legen!

Das Land im Westen des Baïkal ist stark bewaldet, aber viele Strecken sind gelichtet, und dort wohnt eine nicht unbeträchtliche Anzahl russischer Bauern, die in Wohlstand leben. Ueberhaupt macht die Gegend einen angenehmen Eindruck; der Boden ist fruchtbar, die Bauernhäuser sehen hübsch aus, und die Felder sind sorgfältig eingezäunt. Allmälig verschwindet das Gebirge, und das Gelände wird wellenförmig; Dörfer und Felder wechseln mit dem Wald ab. Zwischen den Hügeln rauscht die spiegelklare Angara hin, und die Straße ist in ganz vortrefflichem Stande. Vom See bis Irkutsk beträgt die Entfernung nicht ganz 10 deutsche Meilen.

Der Reisende athmet auf, sobald er Irkutsk erreicht hat.

Nach dem vor mir liegenden, sehr reichhaltigen, deutschen Kalender von St. Petersburg für das Schaltjahr 1864 hatte die Gouvernementsstadt Irkutsk 22,823 Bewohner im Jahr 1861; sie liegt 5779 Werst von St. Petersburg und 5095 Werst von Moskau entfernt; Breite 52° 17', Länge 121° 56' von Ferro.

Die Straßen der Stadt sind gerade, sehr breit und nehmen sich deshalb etwas öde aus. Der Engländer klagt, gewiß nicht mit Unrecht, über den Mangel an Sauberkeit und Bequemlichkeit in den Gasthöfen. Es geht in denselben vollkommen asiatisch zu. Zwar kann man Cotelettes und „Bifftecks" haben; aber der Junge, welcher dieselben aufträgt, bringt erst die Speise, hinterher holt er Messer und Gabel, dann Brot, Alles ganz gemächlich, und wenn man anfängt zu essen, ist das „Bifsteck" eiskalt.

Im ganzen Hause keine Klingel; „Alles schmutzig und miserabel".

Immerhin kann aber Irkutsk als eine hübsche Stadt bezeichnet werden; die Häuser sind so hübsch, wie aus Holz aufgeführte Gebäude nur sein können; die vielen Kirchen mit ihren Kuppeln erhöhen den angenehmen Eindruck, und in manchen Straßen findet man elegante Waarenläden, die mit allen möglichen Luxuswaaren Europa's angefüllt sind. Im Kaufhofe, Gostino i dwor, sind Kaufmannsgüter in Menge aufgestapelt, namentlich ist sibirisches Pelzwerk aller Art vorhanden. Guter Congonthee ist für 1$\frac{1}{3}$ Rubel zu haben; das Brot sehr gut, denn die meisten Bäcker sind Deutsche; die irkutsker Papiercigarren haben wenigstens in Sibirien großen Ruf, doch ziehen Kenner jene aus Moskau vor.

Man treibt viel Luxus in der Hauptstadt Sibiriens; wer irgend vermag, hält Wagen und Pferde; auch die Miethdroschken sind gut. An Buchhandlungen und wissenschaftlichen Vereinen ist kein Mangel; man hat ein Theater, eine Zeitung und dergleichen mehr. Michie sagt, daß in Irkutsk alle Vorurtheile gegen Sibirien geschwunden seien; „ich fand sehr geordnete Verhältnisse, alle Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens und mehr Luxus, als vielleicht wünschenswerth ist."

Im Winter, wenn kein Gold gewaschen werden kann, erhält die Bevölkerung einen Zuwachs von etwa 4000 Köpfen. Diese Goldgräber vergeuden dann Alles, was sie mit so saurer Mühe und so vielen Anstrengungen gesammelt haben, bis auf den letzten Rubel. Abgesehen von diesen Leuten, ist der Ton in der Gesellschaft ganz jener, wie im gesitteten Europa, und unter den vielen hohen Beamten findet man sehr gebildete, unterrichtete Leute. Der Generalstatthalter von Ostsibirien wohnt hier, und sein Amt ist wahrhaftig keine Sinecure. Seine Regierung erstreckt sich über einen weiten Raum und eine Anzahl sehr verschiedener Völkerschaften. Es liegt in den Verhältnissen selbst, daß in einem solchen Land und unter solchen gesellschaftlichen Verhältnissen die Initiative zu Fortschritt und Aufklärung in die Hand der Regierung gelegt ist. Aus dem Lande selbst kann ungemein viel werden. Es ist unendlich reich an edlen Metallen, hat viele sehr fruchtbare Gegenden und vortreffliche Wasserverbindungen. Manche vielversprechende Anfänge zur Entwicklung sind schon gemacht worden, es sind aber bis jetzt nur Anfänge. Jedoch läßt sich ein Fortschreiten zu höherer Entwicklung nicht verkennen.



Eine Poststation in Sibirien. (Nach einer Zeichnung von Bourboulon.)

Auch der Handel macht seinen belebenden Einfluß geltend. Irkutsk ist Mittelpunkt des Verkehrs für Ostsibirien, ein Stapelplatz zwischen Rußland und Westsibirien einerseits, China und den Amurgegenden andererseits. Es gibt in der Stadt sehr reiche Leute. An Handwerkern aller Art ist kein Mangel, aber Fabriken sind, außer in Leder und Seife, nicht vorhanden. Daß alle europäischen Waaren schon des weiten und beschwerlichen Transports wegen sehr hoch im Preise stehen, ist leicht begreiflich.

Es verdient rühmlich hervorgehoben zu werden, daß

alle reichen und wohlhabenden Leute sehr viel thun, um ihren Kindern eine gute europäische Bildung zu geben; man legt gerade darauf großen Werth. Manche Leute aus den höheren Ständen kommen nach Sibirien, weil dort schneller Carriere zu machen ist und das ganze Leben eine freiere Beweglichkeit gestattet, als in den großen russischen Hauptstädten. Unter den Besitzern der Goldgruben gehören manche der hohen russischen Aristokratie an; die meisten Beamten bringen ihre Familien mit nach Sibirien. Einen nicht geringen und sehr wohlthätigen Einfluß haben die politischen Verbannten geübt, welche in Folge der Verschwörung vom Dezember 1825 nach Sibirien geschickt wurden. Czar Nikolaus ist sehr hart gegen diese Männer verfahren; er entzog ihnen Rang, Titel und selbst den Namen; die Kinder durften jenen ihrer Eltern nicht führen, Alle galten für politisch todt. Aber trotz alledem nahmen diese Verbannten in der Gesellschaft einen hohen Rang ein und übten Einfluß. Kaiser Alexander begnadigte Alle und setzte sie in Rang und Namen wieder ein.



In der Barabinzen-Steppe in West-Sibirien (Nach einer Zeichnung von Bourboulon.)

Also Irkutsk ist ein Stück von Europa, aber man hat noch hunderte von Meilen zurückzulegen, bevor man unsern Erdtheil erreicht. Und beschwerlich genug ist das Reisen. Man hüllt sich über und über in Pelze und sitzt ganz behaglich in der Tarantasse. Aber man muß an jeder Station das Postgeld bezahlen, wird in jeder Nacht zwei oder dreimal nicht nur aus dem Schlafe geweckt, sondern auch aus dem warmen Neste gerissen und hat mit Postmeistern und Jämtschicks, Postillionen, zu thun. Die Taxe ist festgestellt; in dieser Beziehung ist keine Uebervortheilung möglich; aber das Trinkgeld darf man nicht zu gering bemessen, wenn man gut fahren will, und mit kleiner Münze muß man sich auch versorgen, weil man sonst beim Wechseln Umstände und Schaden hat.

Am 19. Oktober 1863 neuen Styls fiel in Irkutsk Schnee, nachdem vorher schon Frost eingetreten war. Michie fuhr dann fast ohne Unterbrechung über Nischne Udinsk, Krasnojarsk und Atschinsk nach Tomsk; von dort über Kolywan und Kainsk nach Omsk; über Ischim und Yalutorowsk nach Tjumên; Jekaterinburg nach Perm. Hier war er dann wirklich in Europa.

Schnell genug ist die Beförderung. Binnen drei Tagen und drei Nächten wurden von Irkutsk aus 638 Werst (7 gleich 1 deutschen Meile) zurückgelegt. Auf der ganzen Strecke lag nur eine einzige Stadt, Nischne Udinsk; die Straße war an sehr vielen Stellen gut macadamisirt. Bei Basailsk kam Michie an den Jenisseï, der an sich ein prächtiger Strom ist, aber in dieser Gegend durchaus kahle Ufer hat. Trotz eines heftigen Windes wurde derselbe in einem Fährboot überschritten, aber am andern Ufer wurde eine halbe Stunde Weges unterhalb der Stelle gelandet, von welcher das Fahrzeug abgegangen war. In der Gegend von Krasnojarsk schneite es die ganze Nacht hindurch, und überall hatte man die Schlitten hervorgeholt. Der Wind ließ nach, aber die Kälte fing an, etwas sibirisch zu werden.

Atschinsk steht auf der Grenze zwischen dem westlichen und östlichen Sibirien. Die Gegend wird bewaldet und man kommt nun in das Gouvernement Tomsk, wo die Wege sehr schlecht gehalten werden und zu jenen im Gouvernement Jenisseïsk einen sehr unvortheilhaften Gegensatz bilden.

Am 28. Oktober wurde Mariinsk erreicht; die Kälte war nun schon grimmig, aber die windstillen sibirischen Nächte sind wunderschön; die Sterne leuchten im herrlichsten Glanze.

Von Tomsk aus durchzieht man nach Westen die berüchtigte Baraba-Steppe, die Steppe der Barabinzen. Sie dehnt sich hin zwischen dem obern Ob und dem obern Irtysch. Der Theil zwischen Irtysch und Om, Ob und Alej, im Nordwesten des Altaïgebirges, ist 100 Meilen lang und eben so breit und schließt zahlreiche Sümpfe, Seen und Bäche ein. Bei Hochwasser wird die Ebene weit und breit überschwemmt und versumpft; manche Seen haben salzhaltiges Wasser; im westlichen Theile liegen manche fruchtbare, aber feuchte Landstrecken; auf höher gelegenen Stellen wachsen Birken und Espen, der größte Theil der Steppe aber ist mit Gras und Rohr bewachsen. Der

Winter setzt vor dem Dezember nicht streng ein; im Frühjahr werden die Insekten lästig. Seit etwa 130 Jahren sind Theile dieser Baraba-Steppe nach und nach kolonisirt worden.

Michie, der dieselbe im Anfange des Novembers auf der großen Landstraße durchzog, schildert sie als eine wilde Prairie. Das Gras, sagt er, ist lang und grob, und der Erdboden ist so wasserreich, daß er wenigstens in den Niederungen ein gutes Viehfutter nicht hergeben kann. Nur dann und wann sahen wir verkrüppelte Birken; aber es sind auch höher gelegene Oasen in dieser Graswüste, und dort gedeihen die Bäume recht gut. Die Dörfer liegen spärlich zerstreut, und die Bauern scheinen nicht den Wohlstand und die Behäbigkeit der übrigen Sibiriaken zu besitzen; Alles hat einen ziemlich armseligen Anstrich. Rindvieh- und Pferdezucht sind die Hauptbeschäftigungen.

In der Barabinzensteppe findet man den Posthalter gewöhnlich nicht zu Hause; die Geschäfte werden von seiner Frau und einem Oberknechte besorgt. Die Frauen in der Steppe sind zumeist Kirgisinnen, werden aber von den Russen als Tatarinnen bezeichnet; sie sind insgemein hübscher, als die russischen Weiber, reinlicher, und kleiden sich besser. Manche haben blaue Augen und sehr helle Hautfarbe und bilden gegen die Frauen der Kalmücken und Mongolen einen scharfen Gegensatz. Federwild ist in der Steppe sehr häufig.

Charakteristisch sind die Windmühlen, deren man einige bei jedem Dorfe findet. Sie können als die einzigen Landmarken angesehen werden, und an ihnen kann man schon aus weiter Ferne abnehmen, wo ein Wohnort sich befinde. Die Landstraße sieht aus wie ein Weg, den man durch eine Wüstenei gepflügt hat. Sie war durch den Frost so uneben geworden, daß aller Verkehr hätte ins Stocken gerathen müssen, wenn derselbe auf sie allein sich angewiesen gesehen hätte. Michie's Postillione ließen die sogenannte Straße links liegen und fuhren ins Blaue hinein. Der gefrorene Sumpf bildete einen bessern Weg; das aus dem Eis hervorragende Gras erlaubte den Pferden sichern Auftritt und so ging es fort in sausendem Galopp.

Uebrigens war das Wetter in der Steppe mild; Mittags hatte die Sonne Kraft genug, um die dünne Schneedecke aufzuthauen; auch die Nächte waren nicht allzukalt.

Am 11. November war Omsk erreicht. Diese Stadt zählt 17,400 Einwohner und ist nur 3337 Werst von St. Petersburg entfernt. Sie liegt am Om, der in den Irtysch mündet. Bald nachher war Michie in Katharinenburg, das 21,400 Einwohner zählt, und von wo man nur noch 2399 Werst bis zur russischen Hauptstadt zurückzulegen hat. Bis zu dem Grenzobelisken, welcher auf der Scheide zwischen Asien und Europa errichtet worden ist, hat man nur 7 deutsche Meilen zurückzulegen. Die Stadt macht den Eindruck des Modernen, des Saubern, des Wohlstandes; sie liegt an dem zu einem See aufgestauten Flusse Isset, der in den Tobol mündet. Hier verlassen wir den Reisenden.

Oswald Heer über die Zeitdauer der Weltalter.

In dem meisterhaften Werke: „Die Urwelt der Schweiz" (Zürich, Schultheß, 1865), stellt der ausgezeichnete Naturforscher folgende Betrachtungen an:

Der Schichtenbau unserer Alpen zeigt uns, daß in ihrer Entwicklungsgeschichte Zeiten großer Ruhe mit solchen großer Umwandlungen gewechselt haben.

Man wird aber vielleicht fragen: In welchem Verhältnisse stehen diese geologischen Zeiten zu denen der menschlichen Geschichte? Läßt sich nicht die Zeitdauer der verschiedenen Erdperioden und ihr Abstand von der gegenwärtigen Welt in bestimmten Zahlen ausdrücken? — Aber der Mensch geht von dem Zeitmaß aus, das ihm angeboren und durch seine Lebensdauer bestimmt ist. Das aber übt, wie K. F. von Baer nachgewiesen hat, Einfluß auf die gesammte Auffassung der Natur. — Ein vernünftiges Wesen, dessen Leben nur einen Zeitraum von einem einzigen Tag umfassen würde, bekäme eine ganz andere Vorstellung von der Welt als ein solches, das 100 oder gar 1000 Jahre leben könnte, und damit müßte auch der Maßstab, welchen es dem Weltall gegenüber anlegen würde, ein anderer werden.

Nun ist aber dieses angeborne menschliche Zeitmaß, auf das Weltall angewendet, ein winzig kleines. Wir werden dessen sogleich gewahr, wenn wir die zeitlichen mit den verwandten räumlichen Verhältnissen vergleichen, und die Mittel, welche der Mensch hier anwendet, um eine Vorstellung oder doch Vorahnung von der überwältigenden Großartigkeit derselben zu erhalten. Wir haben uns zu erinnern, daß die Erde, mit unserm Körper verglichen und gemessen, zwar sehr groß ist, aber unendlich klein im Verhältniß zum Weltall.

Die Entfernung bis nach China scheint uns sehr groß zu sein, allein was sind diese paar tausend Meilen gegen die 20½ Millionen Meilen, welche die Erde von der Sonne, oder gar gegen die 4½ Billionen, welche sie vom ersten Fixsterne trennen? Nun kennt man die Sterne, welche durch drei bis sechs Sternweiten von uns getrennt sind, und unzählige, welche der Meßarm des Astronomen nicht zu erreichen vermag und von denen einzelne Distanzen von 10,000 Sternweiten vermuthen lassen. (Von der Ziffer, welche eine Sternweite ausdrückt, erhalten wir eine Vorstellung, wenn wir bedenken, daß ein Mann 130,000 Jahre leben müßte, um 4½ Billionen Pulsschläge zu machen.)

Ein Blick an den gestirnten Himmel zeigt uns daher Sterne hinter Sternen, bis in unendliche, unfaßbare Fernen hinaus. Und einer dieser Sterne ist der Planet, welcher uns zur Wohnstätte angewiesen ist. Seine Entwicklungszeiten müssen mit einem ähnlichen Maßstabe gemessen werden, wie die räumlichen Verhältnisse des Weltalls. Während aber die mathematische Astronomie die Mittel gefunden hat, um wenigstens für die der Erde näheren Sterne dieselben durch Zahlen auszudrücken, fehlen diese Mittel noch der Geologie. Und so leicht es gegenwärtig ist, die Reihenfolge der Gebirgsformationen zu bestimmen und zu sagen, was jünger

oder älter ist, so schwer oder vielmehr so unmöglich ist es, die Zeitmaße auch nur annähernd in absoluten Zahlen auszudrücken. Alle Versuche, die man bis jetzt gemacht hat, um aus den Ablagerungen und Abwaschungen der Gewässer, aus der Bildung der Korallenriffe und aus den Schwankungen des Bodens absolute Zahlen zu gewinnen, haben zu keinem befriedigenden Resultate geführt, weil in früheren Zeiten die Verhältnisse anders gewesen sein können als jetzt, und so der Maßstab, welchen wir mitbringen, vielleicht ein falscher ist.

Immerhin kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es sich hier um sehr große Zahlen handelt. Mag auch die Annahme von Morlot, daß seit der Ablagerung der aus der Diluvialzeit stammenden Schuttkegel am Genfer See wenigstens 100,000 Jahre verflossen seien, auf zu unsicheren Grundlagen beruhen, so weisen doch zahlreiche Erscheinungen auf viele, viele Jahrtausende hin. Auch die diluviale Zeit muß ungemein lange gedauert haben. Dies geht hervor aus dem Wachsen und Zurückweichen der Gletscher, aus der Ausbreitung der Findlinge über das Tiefland, aus der Bildung der Flußbetten und aus der Verbreitung der Pflanzen und Thiere.

Diese so äußerst mannigfaltigen und merkwürdigen Erscheinungen erfordern durchaus einen weiten Spielraum. Damit sind wir aber erst bei der tertiären Zeit angelangt. Durch die sturmvolle Epoche, welche unseren Alpen ihr jetziges Relief gegeben, gelangen wir zur miocenen Periode. Bedenken wir, was Alles während dieser, von der marinen Molasse Basels bis zur Oeninger Bildung vor sich gegangen, welche Schwankungen in den Niveauverhältnissen des Bodens und welche Umbildungen in der ganzen Natur des Landes, — so werden wir zugeben müssen, daß solche Umgestaltungen sich nur im Laufe vieler Jahrtausende vollziehen konnten.

Und doch befinden wir uns hier noch auf einem Boden, wo die Naturwelt im großen Ganzen einen ähnlichen Charakter wie jetzt gehabt hat. Blicken wir aber tiefer zurück auf die Flysch- und Nummulitenbildungen, auf die Kreidezeit und das Jurameer, auf die Trias- und Steinkohlenablagerungen, auf das Uebergangsgebirge und die uranfänglichen Zeiten, wo die Erde noch wüst und leer war, — dann schwebt ein fremdartiges Bild um das andere an unserm geistigen Auge vorüber, etwa wie am Himmel in unermeßlichen Fernen Sterne hinter Sternen hervortauchen, und es entsinkt uns der Muth, nach den Jahrzahlen zu fragen, welche diese Zeitabstände ausdrücken sollen.

Wenn man aber auch Zeit und Raum einem uferlosen Meere vergleichen muß, das in unendliche, unserm Geist unfaßbare Fernen sich verliert, so sind doch die Weltkörper, welche in diesem Meere sich bewegen, endliche Größen. Und wie die Entfernungen, wenigstens der näheren, gemessen werden können, so wird auch der menschliche Geist vielleicht einmal die Mittel entdecken, um die Zeitentfernungen zu bestimmen, welche die Entwicklungsstufen unseres Planeten von einander trennen. Jetzt aber sind diese uns unbekannt; und wenn man von tausenden und zehntausenden von Jahr-Millionen spricht, welche einzelne Naturprozesse erfordert haben sollen, so bedenkt man nicht, daß die Zahlen, in so maßloser Form angewandt, uns eben so unfaßbar sind, wie die Naturerscheinungen, welche sie uns erklären sollen.

Aus dem nordwestdeutschen Flachlande.

Ethnographische Skizze von **Friedrich Ewald.**

I.

— „Wo der Backsteinbau ausschließlich vorherrscht, werden Land und Leute fast immer nur nach breiten Massen individualisirt sein. Der Backsteinbau und die ebenmäßigen breiten Massen bedingen einander, und der Mensch ist inniger mit seinem Haus verwachsen, als man denkt.“ —

Diese Worte des geistvollen Ethnographen und Kulturhistorikers Riehl werfen ein besonders helles Schlaglicht auf den Charakter jener großen nordwestdeutschen Niederungen, welche von den letzten Ausläufern der Wesergebirge und des Harzes abwärts sich dem Meere zusenken. Es ist in der That die Individualisirung nach breiten Massen, welche hier nicht nur die Bodenverhältnisse, sondern auch die Menschen kennzeichnet, ja, welche bis auf die Flora und Fauna herab sich erstreckt. Von der Mannigfaltigkeit, wie sie das Gebirgsland nach allen diesen Richtungen darbietet, von jenen oft so schroffen Gegensätzen, wie Berg und Thal sie bedingen, findet sich hier keine Spur. Durch nichts gehindert schaut das Auge von jenen vorgeschobenen Gebirgsposten aus über eine unabsehbar weite Fläche, auf der oft in stundenweiter Entfernung keine irgend nennenswerthe Erhebung des Bodens die Einförmigkeit unterbricht — ein Anblick, der trotz seiner „ungeheuern Weite“ dem in das Flachland hinabsteigenden Gebirgsbewohner ein Gefühl von Enge und Beklemmung zu verursachen selten verfehlt.

Daß diesen Verhältnissen analog der Charakter des Volkes, das diesen Boden bewohnt, sich entwickeln mußte — wer wollte es leugnen? Sind wir auch weit entfernt, mit dem Engländer Thomas Buckle das gesammte Geistesleben auf physische Prozesse und Bedingungen zurückzuführen, dergestalt, daß z. B. die Weltgeschichte nichts Anderes wäre als ein Zweig, gewissermaßen eine Unterordnung der Naturgeschichte, so würde es andererseits sicherlich eben so verkehrt sein, wollte man diesen physischen Potenzen Sitz und Stimme vorenthalten, wo es sich um die Feststellung der typischen Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten eines bestimmten Volksstammes handelt. Das Individuum, der einzelne Mensch kann bis zu einem gewissen Grade — und der Gebildete soll dies sogar thun — von den Einflüssen, welche Gewöhnung, Erziehung und Lebensweise auf uns ausüben, sich emancipiren — das Volk im Großen und Ganzen niemals. Und fügen wir hinzu: das

Volk soll dies auch nicht! Das Volk ist eben nicht gebildet und kann es nicht sein. Aber in dem Festhalten an Sprache und Sitte, an seinen nationalen Eigenthümlichkeiten, wie sie auf dem heimatlichen Boden und durch ihn bedingt, erwuchsen, setzt es jener Alles nivellirenden Hyperkultur der großen Städte einen Damm entgegen, eben so wirksam und segensreich, eben so unentbehrlich und durch nichts Anderes zu ersetzen, als jene Bollwerke, welche Menschenfleiß den Alles verschlingenden Wasserwogen an den Gestaden des Meeres entgegen warf.

Wenn die Phantasie der Bergbewohner die Thäler und Schluchten, die unzugänglichen Grate und Höhlen, die stillen Gebirgsseen und rauschenden Waldbäche mit Geistern, Zwergen, Kobolden, Nixen und Wasserfeen bevölkerte, wenn dort der ergiebigste Boden sich aufthut für alle Arten von Sagen, Märchen, Wunder- und Geistergeschichten, so zeigt sich auch hierin der Charakter der Tiefebene dem des Gebirgslandes diametral entgegen gesetzt. Die Phantasie hat in ihr keinen Zielpunkt, keinen Anhalt; das Schauerliche, Romantische und Geheimnißvolle findet hier keine Stätte, auf der es haften könnte, es ist Alles plan und mit Einem Blicke zu überschauen. Wen wird es daher Wunder nehmen, wenn der Flachlandsbewohner durch alles Andere eher, als durch eine reiche und schöpferische Phantasie sich auszeichnet? Ein heller, klarer, praktischer, ja meist nüchterner Verstand, große Ruhe des Gemüthes, die nicht selten in Phlegma, und Beharrlichkeit, die manchmal in Eigensinn ausartet, der fast gänzliche Mangel an schöpferischer, frei aus sich gestaltender Thätigkeit — diese Eigenschaften sind es vor Allem, welche dem norddeutschen Bauern — und er darf ja füglich als Typus der Flachlandsbewohner gelten — zum Erbtheil geworden sind. Sein Blut fließt weniger rasch durch die Adern, als das seiner süddeutschen Landsleute, und wenn auch einerseits das Schriftwort: „seid langsam zum Zorne" eine gute Stätte bei ihm findet, so räumt er andererseits weichen Gefühlen nur höchst selten und ungern Gewalt über sich ein, wie ihm denn Zärtlichkeitsbeweise jeder Art gewöhnlich im höchsten Grade zuwider sind.*) Eben so schließt er mit einem gewissen Mißtrauen, einer oft unliebenswürdigen Störrigkeit sich gegen Fremde ab und weist gern die Zumuthung zur Anknüpfung einer nähern Bekanntschaft von sich. Wer an die leichte, lebhafte, gewandte Art, welche durchgehends die Süddeutschen kennzeichnet und die oft — wenigstens äußerlich! — von Zuvorkommenheit förmlich überfließt — wer, sagen wir, an diese Art des Verkehrs gewöhnt ist, der fühlt durch diese Trockenheit, Kürze und Einsylbigkeit sich nichts weniger als angenehm berührt, ja manchmal förmlich zurückgestoßen, zumal da in diesem Lande nur an sehr wenig Wiegen die Grazien sich eingefunden haben, und der Menschenschlag, ohne daß er im Geringsten häßlich genannt zu werden verdient, doch in seinem ganzen Habitus etwas Schwerfälliges zur Schau trägt, das bis zum Derben und Plumpen sich steigern kann.

Indessen, man gebe sich nur die Mühe, näher auf seine Interessen und Ansichten, Sitten und Gewohnheiten einzugehen und man wird finden, daß in der Regel die unscheinbare Hülle einen guten und gediegenen Kern umschließt, dem man auf die Dauer den Mangel einer glänzenden und bestechenden Außenseite, das Fehlen jeder Art von Zuvorkommenheit gern nachsieht, und zwar vor Allem wegen einer Eigenschaft, von der man wohl leider nicht mit Unrecht behauptet, daß sie heutzutage immer seltener zu finden sei. Wir meinen die nachhaltige Treue, welche der norddeutsche Bauer dem einmal für recht und echt Erkannten bewahrt, die tiefe Anhänglichkeit, welche ihn an diejenigen bindet, denen er — sei es oft auch erst nach langem Zögern und Besinnen — sein Vertrauen und seine Zuneigung geschenkt hat.

In dieser Art der Zusammensetzung intellectueller und gemüthlicher Eigenschaften wird es ohne Zweifel auch begründet sein, daß Norddeutschland zwar eine namhafte Zahl von Denkern und Gelehrten, von Männern der sogenannten exacten Wissenschaft aufzuweisen hat, die aus seiner Mitte hervorgingen, daß dagegen die Poesie, Musik und die bildenden Künste hier verhältnißmäßig wenig Vertreter gefunden haben. Männer wie Achtermann und Mintrop, welche das bergige Westphalenland aus dem Schooße des eigentlichen Volkes hervorgehen sah (Achtermann hat bis zu seinem dreißigsten Jahre bekanntlich die Pflugschar geführt), dürften in dem eigentlichen Flachlande zu den größten Seltenheiten gehören. Der Mangel an musikalischer Begabung aber ist — wenigstens was die deutschen Nordseeküsten betrifft — schon seit Alters genugsam durch das Sprichwort: „Frisia non cantat" gekennzeichnet, und dies nichtmusikalische Gebiet erstreckt sich ohne Zweifel noch viel tiefer landeinwärts über das Gebiet des alten Friesenreiches hinaus.

Eines Zuges jedoch dürfen wir, wo es um eine Schilderung des niederdeutschen Volkscharakters sich handelt, nicht unerwähnt lassen, und das ist der ihm innewohnende tiefe und gesunde Humor, der seinerseits wiederum Zeugniß dafür ablegt, daß das Gemüthsleben reicher ist, als man auf den ersten Anblick vermuthen sollte; denn Humor ist eben nicht denkbar ohne Gemüth. Man wird nach dem Gesagten nicht erwarten, daß sich derselbe in übersprudelnder Laune und Lebhaftigkeit äußere; auch hat er wenig von eigentlichem Witz oder gar von Esprit an sich. Wohl aber weiß er alles irgendwie Verkehrte, alles Gemachte, Gesuchte und Großprahlerische mit schnellem und scharfem Blicke zu erkennen und mit einem kurzen, gutmüthig-ironischen Worte, das fast immer den Nagel auf den Kopf trifft, abzufertigen. Zahllose Sprichwörter, von denen manche allerdings derb und drastisch genug sind, liefern hierfür den Beleg. Zur Probe mögen einige wenige in der über ganz Norddeutschland verbreiteten plattdeutschen Mundart (welche freilich viele Dialekte in sich begreift), hier ihren Platz finden.

„Reihet euch! sä (sagte) Jan, do harr (hatte) he eene Koh (Kuh) in 'n Stall."

„Beter 'n Lus (Laus) in 'n Kohl, as gar kien Fleesch."

„T' geiht doch nix äwer (über) de Reudlichkeit (Reinlichkeit) sä de ole (alte) Fro (Frau) un kehrde alle Wihnachtabend ähr Hemd um."

„Wat old is, dat ritt (reißt), sä de Düwel, do harr he sien Grotmoder dat Ohr af reten (abgerissen)."

„Elk sien Möge (Jedem, was er mag), sä de Düwel, do eet (aß) he Torf mit Theer."

„Elk sien Möge, sä de Düwel, do he de Botter mit de Heufork (Heugabel) eet."

„T'is man 'n Awergang, sä de Voß, as se em dat Fell äwer de Ohren trocken (zogen)."

„Nur nicht ängstlich!" sä de Hase to'n Regenworm, do freet he 'n up.

*) Wie eigenthümlich lautet nicht z. B. die (buchstäblich wahre) Geschichte von jenem Bauern, der gegen seinen Prediger sich über das schamlose Benehmen seiner Frau beklagte und auf die Frage, worin sich denn dasselbe äußere, zögernd zur Antwort gab: „Ja, sehn Se, neelich, as ick ruhig in de Kök (Küche) seet, do geef se mi mit eenmal, mit Erlaubniß to seggen, 'n Kuß!" —

„Gottlof, dat weer een van't Dusend, sä de Nadelmaker, Jung' gah hen und hahl mi 'n Kroos (Krug) Beer."

Die Zahl solcher Schlagwörter ließe sich leicht bis auf Hunderte vermehren. Namentlich gibt es eine nicht geringe Anzahl von solchen, welche, wie das zuletzt angeführte, die Langsamkeit und Bedächtigkeit, welche allerdings eine der hervorstechendsten Eigenschaften des Norddeutschen bilden, verspotten.

Die schönste und duftigste Blüthe hat in neuester Zeit dieser Volkshumor in dem Mecklenburger Fritz Reuter getrieben. Kein Anderer hat es so wie er verstanden, das Leben des norddeutschen Bauern, des Taglöhners und des sogenannten „kleinen Mannes" mit den frischesten, lebenswahrsten und ergötzlichsten Farben zu schildern. Ein Stück Jung-Jochenthum steckt den meisten unserer niederdeutschen Bauern im Blute. Und dennoch steht Reuters Humor nicht ironisirend über seinem Gegenstande, sondern versenkt sich liebevoll in denselben, seinen Schilderungen eben dadurch jene unübertreffliche Wärme und Lebenswahrheit verleihend, die den Dichter binnen wenigen Jahren zu einem Liebling von ganz Norddeutschland gemacht haben.

Der Leser verzeihe uns diese kleine Abweichung, zu der wir hauptsächlich durch den Wunsch veranlaßt wurden, daß unsere süddeutschen Landsleute die Schwierigkeiten nicht scheuen möchten, welche das plattdeutsche Idiom der Reuterschen Werke ihnen entgegen setzt. Durch eine Uebertragung in das Hochdeutsche würden sie zu viel von ihrer Urwüchsigkeit und Frische einbüßen; wer aber in diese kernige, gedrungene Sprache sich hinein arbeitet, wird sich für seine Anstrengung belohnt finden und gewiß nicht umhin können, Land und Leute, wie sie hier so anschaulich und treu geschildert werden, lieb zu gewinnen.

Fahren wir in dem Gange unserer Schilderung fort, so sind es zunächst drei Gruppen von Bodenbildungen, welche wir in dem großen nordwestdeutschen Flachlande zu unterscheiden haben: die sogenannte Geest (das Wort hängt nach der Erklärung der Etymologen eng mit dem Adjectiv güst, unfruchtbar, zusammen), mit Sand und Haide durchsetzt, sodann das Moorland und endlich die Marschen (connex mit dem englischen marsh, morash, und dem französischen marais), das fruchtbare Alluvialland der Flüsse.

Unter ihnen bietet unstreitig die „Geest" die größte Mannigfaltigkeit, die meiste Abwechslung dar. Nicht blos, daß ihr Terrain durchgehends leise wellenförmig, mitunter sogar etwas hügelig gestaltet ist und schon dadurch dem Auge Ruhepunkte gewährt, sie allein bietet auch dem Holzwuchs günstige Bedingungen und hegt sogar an manchen Stellen bedeutende Forsten. Schon aus diesem Umstande läßt sich entnehmen, daß ihr Erdreich nicht ganz so steril sein kann, als der Name vermuthen läßt; denn nicht nur Birken und Kiefern, die Proletarier unter den Waldbäumen, siedeln auf ihr sich an, sondern auch mächtige Tannen, Buchen und die herrlichsten Eichen finden hier ihre Stätte. Wo der Boden etwas lehm- und mergelhaltig ist, da wird Acker- und Gartenbau wie auch Viehzucht mit Erfolg betrieben. Selbst dem anscheinend so dürftigen Haidelande wird Jahr um Jahr ein Stück nach dem andern abgewonnen. Menschlicher Fleiß weiß auch diese armselige Scholle durch fortgesetzte Mühe und Arbeit in fruchtbares Ackerland umzuwandeln. Nur der Flugsand, wo er nackt zu Tage liegt, oder von einer so dünnen Haidekruste bedeckt ist, daß oftmals ein Windstoß genügt, um sie zu zerreißen und die Sandkörner aufwirbeln zu lassen — nur dieser Boden spottet aller Anstrengungen und aller Kultivirungsversuche.

Das Moorland besteht aus einer compakten Masse von Pflanzenleichen, welche, durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende über einander gehäuft, der Zersetzung und Fäulniß durch die Anwesenheit von Wasser bei mangelndem Luftzutritt entgingen. Ihren Hauptbestandtheil bildet das unscheinbare Torfmoos (Sphagnum), von welchem eine Generation über der andern sich ablagert, der Moorschicht eine immer größere Mächtigkeit (dieselbe schwankt von einigen bis zu 30 und 40 Fuß) verleihend und in seinem endlichen Produkt, dem Torf, eine so wichtige Rolle in dem Haushalt des Menschen, namentlich dieser holzarmen Gegenden, spielend. Die Art der Bildung und Entstehung des Moores macht es erklärlich, daß in seinem Schooße so manche Documente einer längst entschwundenen Zeit niedergelegt sind, welche hier der Vernichtung entgingen. Wir erinnern nur an die fossilen Thiere, welche man tief im Grunde desselben gefunden, an die zahlreichen Waffen und Geräthe, welche einst im Besitze der Ureinwohner dieser Gegenden gewesen sind, so wie an die Ueberreste jener merkwürdigen Holzstraßen (Pontes longae), auf denen die Römer unter Germanicus von den Niederlanden aus in die norddeutschen Küstenstriche vorzudringen suchten, und von deren Auffindung in einem der großen hannoverschen Moore (Aremberg-Meppen) der bekannte Reisende Kohl eine so anziehende Schilderung entwirft. — Von den Niederlanden aus ziehen sich diese Moore durch Ostfriesland, das Herzogthum Oldenburg, die Grafschaft Hoya, die Herzogthümer Bremen und Verden bis hinein nach Preußen und die ganze Südküste des Baltischen Meeres entlang. Häufig findet sich unter dem Torfrasen eine Schicht fruchtbarer Dammerde, auf welcher, nachdem jener abgebaut ist, Getreidefelder, von der Hand der Torfbauer und Colonisten angelegt, alsbald üppig emporgrünen. Ueberhaupt macht die Colonisation des Moores immer größere Fortschritte, je mehr der industrielle Geist unsers Jahrhunderts die Schätze auszubeuten weiß, welche es in Gestalt des unscheinbaren Brennmaterials in seinem Innern birgt, und je mehr die Vervollkommnung der Transportmittel die Verwerthung dieses letztern gestatten.

Vielleicht am wenigsten bekannt in dem großen Umfange des deutschen Vaterlandes sind endlich wohl die an den Ufern der Flüsse und an den Gestaden des Meeres sich ausbreitenden Marschländereien, auf welche wir demnach für diesmal die Aufmerksamkeit unserer Leser besonders zu lenken wünschen. Aus den Alluvionen der Flüsse entstanden, welche das in ihrem obern Laufe losgerissene Erdreich, sowie das in den Gebirgen gebrochene Gerölle und Geschiebe, immer mehr zerkleinert und zerrieben, in der Gestalt eines zähen, fetten Schlammes an ihren Mündungen absetzten — ein Prozeß, den wir noch täglich unter unseren Augen vor sich gehen sehen — stehen diese Distrikte, wenigstens ihrem bei weitem größten Theile nach, an Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit wohl kaum hinter irgend welchen anderen der bewohnten Erde zurück. Unter einer tropischen Sonne würden sie jene Riesen der Pflanzenwelt, jene in strotzender Ueberfülle prangende Vegetation erzeugen, welche in den Flußniederungen der heißen Gegenden das Staunen und oft auch die Verzweiflung der Reisenden bilden. Hier indessen sorgen das kältere Klima und der scharf vom Meere herüberstreichende Nordwestwind schon dafür, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen.

Baumreichthum ist es überhaupt nicht, wodurch sich die Marschen auszeichnen, ja, nimmt man einige Distrikte in den Elbmarschen aus, in denen bedeutender Obstbau getrieben wird (vor Allem ist in dieser Beziehung das

Alteland, „Oleland", mit seiner Kirschenzucht zu nennen), so sind auch sie geradezu als baumarm zu bezeichnen. Statt dessen dehnen sich in weiter, üppiger Reihe die fetten Wiesengründe aus, auf denen das fast ausnahmslos schwarz und weiß gefleckte schwere Rindvieh, der Stolz des Marschbauern, untermischt mit den kräftigen, glänzend braunen Pferden weidet. Wie das Schlachtvieh, namentlich in neuester Zeit, massenweise nach England geliefert wird, so ist von Alters her die Pferdeausfuhr aus diesen Gegenden bedeutend; auf die einzige Provinz Ostfriesland rechnet man jährlich über viertausend Stück. Die oldenburgische Chronik aber weiß schon aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges von Geschenken, aus Apfelschimmeln und anderen kostbaren Pferden bestehend, zu berichten, mit denen der damalige staatskluge Regent des Ländchens, Graf Anton Günther, vom Kaiser, wie von verschiedenen anderen Fürsten mehrfach eine Neutralitätsacte zu erlangen wußte. Noch heutzutage sind die an mehren Orten des oldenburgischen und hannöver'schen Landes stattfindenden Pferdemärkte von nicht geringer Bedeutung. Namentlich ist von Seiten französischer Händler gewöhnlich große Nachfrage nach Remontepferden, und als vor einigen Jahren in Folge der drohenden Kriegsaussichten die respectiven Regierungen ein Pferdeausfuhrverbot erließen, wurde der dadurch entstehende Ausfall schwer empfunden.

Die Viehzucht in den Marschen überwiegt den Getreidebau bei Weitem; nur die Elbmarschen Hadeln und Kedingen machen darin eine Ausnahme, indem sie bedeutende Mengen von Weizen ziehen. Durchgehends aber wird viel Raps und Rübsamen (Rübsen) gebaut, mit dessen Gewinnung es allerdings immer eine Art von Hazardspiel ist, da einige Nachtfröste, wie sie in diesen offenen Küstenländern spät im Frühling und selbst mitten im Sommer häufig genug vorkommen, die ganze Ernte mit einem Schlage vernichten können. Ein günstiger Jahrgang deckt dann aber auch möglicherweise reichlich mehre Mißernten, und das „Saatdreschen" (unter „Saat" wird in diesen Gegenden eben nur Raps und Rübsen verstanden), welches meistens auf freiem Felde geschieht, indem dort große, aus Werg gesponnene Tücher (Saatlaken, Rappsaatsegel) ausgebreitet werden, weil die Sprödigkeit der Fruchtschoten ihren weitern Transport schwierig oder unmöglich macht, ist gewöhnlich für die dabei beschäftigten Arbeiter, Knechte und Mägde („dat Volk") mit einer Lustbarkeit verbunden, da der Bauer in Aussicht auf den zu erzielenden Gewinn ein besonderes „Tractament" dabei zu veranstalten pflegt.

Kaiser Theodoros von Abyssinien.

Mit diesem interessanten Halbbarbaren wissen die Engländer rein gar nichts anzufangen. Schon seit länger als einem Jahre hält er ihren Consul Duncan Cameron in Haft; er hat den Reverend Stern und noch einen andern Missionär eingesperrt und scheint sich recht eigentlich ein Vergnügen daraus zu machen, den Europäern ordentlich etwas aufzutrumpfen. Man verzeihe diesen Ausdruck aus dem gemeinen Leben, weil kein anderer so gut passen würde. Uns kommt der gewaltige Negus von Aethiopien etwa so vor, wie ein ungezogener Jüngling, der sich darin gefällt, den Leuten Trotz zu bieten und ihnen zu zeigen, daß er sich aus ihnen gar nichts mache. Er weiß sehr wohl, daß englische Kanonen nicht bis Gondar hinaufreichen, und daß die Beherrscher Indiens sich mit ihm in keinen Krieg einlassen werden, der zu unabsehbaren Weiterungen führen müßte und von dem sie zuletzt gar keinen Vortheil haben könnten. Also läßt er die Herren im auswärtigen Amte zu London so viele diplomatische Noten und Briefe schreiben, wie sie wollen; sie werden beantwortet oder auch nicht beantwortet und ad Acta gelegt.

Wir haben sehr oft Veranlassung gehabt, uns im Globus mit diesem äthiopischen Potentaten zu beschäftigen, und die Schicksale Sterns und Camerons sind unseren Lesern eben so wohl bekannt, wie die Abenteuer des französischen Consuls Wilhelm Lejean, welcher auch wider Willen in Abyssinien festgehalten wurde. Dieser vortreffliche Reisende ist jetzt nach Turkestan unterwegs; er soll der französischen Regierung Bericht über die Stellung der dortigen Chanate zu Rußland abstatten, und ohne Zweifel wird er seine Aufträge gut ausführen. Ehe er nach Centralasien abging, veröffentlichte er noch eine Reihenfolge bunter Mittheilungen in Aethiopien. Wir wollen Einiges aus denselben mittheilen.

Am 1. Januar 1863 verließ er Dschenda, um nach der Festung Debra Tabor zu gehen, wo Theodoros sich aufhielt. Er durchzog die Provinz Dembea, deren Hauptstadt Gondar ist, und kam an der nordöstlichen Spitze des Tana- oder Tzana-Sees vorüber nach der Stadt Emfras, die sehr hübsch liegt und recht gut gebaut ist. Die Häuser sind durch immergrüne Hecken von einander getrennt und die Straßen mit Bäumen bepflanzt. Der Kaiser hat dort einen Palast. Emfras ist bekannt durch den ausgedehnten Handel mit Sklaven und durch die Zucht von Zibethkatzen. Von diesen Thieren ist eine so große Menge vorhanden, daß manche Kaufleute deren mehr als 300 im Hause halten. Die Thiere werfen einen nicht geringen Nutzen ab. Die Zibethkatze bekommt als Futter dreimal in der Woche rohes Rindfleisch und viermal einen Milchbrei; sie wird dann und wann mit Wohlgerüchen beräuchert, und in jeder Woche kratzt man ihr einmal eine salbenartige Materie ab, das Zibeth, welches in wohlverwahrte Ochsenhörner gethan wird und einen einträglichen Handelsartikel bildet. Im Februar ist die Weinlese; die Trauben sind vortrefflich, aber die weißen werden, trotz ihres Wohlgeschmacks, wenig geachtet. Weshalb? Weil die äthiopischen Mönche den Gläubigen eine große Abneigung gegen Alles, was weiß ist, beibringen; sind doch die Europäer weiß!

Doch von den Zibethkatzen zum Negus und zu seinen Löwen. Der Kaiser liebt Pomp und Schaugepränge und versteht sich auch darauf. Manchmal gibt er Audienz, wenn er von vier sehr zahmen Löwen umgeben ist. Die Thiere sehen wirklich wild aus und haben auch wilde Namen. Der eine, welcher auf unserm Bilde den Kopf an den Knien des Kaisers reibt, heißt Kuara, das ist der Stürmische. Lejean hatte Gelegenheit, mit Seiner Majestät



Wie der äthiopische Negus Theodoros Audienz ertheilt. (Nach einer Zeichnung von W. Lejean.)



Der kaiserliche Palast zu Gondar in Abyssinien. (Nach einer Zeichnung von W. Lejean.)

Bestien nähere Bekanntschaft zu machen. An einem hohen Festtage wurden sie von ihren Wärtern in das Zimmer des Fremden geführt, um ihre Aufwartung zu machen. Ein paar blanke Thaler verfehlten die Wirkung nicht; Lejean konnte seine Gäste mit aller Muße abzeichnen. Freilich wurde er durch eine etwas aufdringliche Zutraulichkeit dabei einigermaßen gestört. Der eine Löwe war von einem Deutschen Namens Salmüller abgerichtet worden; dieser hatte das Thier dem Negus verkaufen müssen; er zog dann einen andern auf, der sich auch ganz gut anließ, aber die Leidenschaft hatte, den Leuten seine Tatzen in die Tasche zu stecken und ihnen die Schenkel etwas kräftig zusammen zu drücken.

Mein „schrecklicher Freund" Theodor, sagt Lejean, ist gewiß ein Mann, an welchem sich Vielerlei aussetzen läßt; wenn man aber seine Bedeutung würdigen will, so muß man die trägen und unnützen Subjekte betrachten, welche vor ihm regierten. Da war z. B. Hatzi Tekla Giorgis, der um 1820 auf dem Throne saß. Der Engländer Pearce entwirft nach eigener Betrachtung von diesem Kaiser oder König folgende Schilderung: Er that sich auf seine Person viel zu Gute, war eitel und putzsüchtig, trug Spangen um Armgelenke und Fußknöchel und einen Rosenkranz von goldenen und silbernen Kügelchen. In Bezug auf seinen Charakter war er ein ganz miserabler Kerl, liederlich und ein Lügner von Jugend auf. Ein solcher Mensch war natürlich mißtrauisch; er ließ einen Mann, der ihm irgendwie verdächtig vorkam, zu sich rufen, redete demselben freundlich zu, sein Vergehen zu bekennen, und leistete einen feierlichen Eid, daß er ihm nun und nimmermehr etwas zu Leide thun wolle. Nachdem er geschworen, küßte er ein Kreuz, welches ein Priester ihm vorhalten mußte. Sobald aber der Mann fortgegangen war, sprach der edle König zu seinen Hofleuten: „Nun guckt mal her! Meine Zunge hat den Eid geleistet und ich habe das Kreuz geküßt. Aber ich thue jetzt Alles fort, was dieselbe bedeckte." Dann strich er die Zunge durch die Zähne und spie aus. Dadurch hatte er sich mit seinem Gewissen abgefunden und sagte weiter: „Sobald der Rebell kommt, werdet ihr eure Schuldigkeit thun!" Dieser König war sehr belesen in der heiligen Schrift und höchst fromm, aber den lieben guten Christen gab er auch sonst noch allerlei anstößige Beispiele. Er liebte die Vielweiberei, und an allen Ecken und Enden seiner Staaten wimmelte es von Kindern, von einer Legion Vagabunden aus „hohem Hause". —

Auf Theodors Weisung mußte Lejean in Gafat wohnen, hatte aber Erlaubniß, von dort Ausflüge zu machen, und er benutzte dieselbe, um die Hauptstadt Gondar zu besuchen. Man sieht die Kirchen schon aus weiter Ferne, aber wenn man schon längst in den Straßen ist, merkt man, als Europäer wohlverstanden, noch nicht, daß man sich in einer Stadt befindet. Diese besteht eigentlich aus sechs großen Flecken, welche durch Getrümmer aller Art von einander getrennt sind. Auf die Einzelschilderungen derselben gehen wir nicht ein, erwähnen aber des Negus-Ghimp oder kaiserlichen Palastes, von welchem wir eine ganz getreue Abbildung geben. Ein Theil desselben fällt in Ruinen und Theodoros, der überhaupt die Stadt Gondar nicht gern hat, läßt nichts ausbessern.

Doch ist er nicht Schuld an dem Zerfallen des Ghimp. Diese fällt auf die alte Königin Menene, die Mutter des vorigen Herrschers Ras Ali, welche in der Erbitterung, daß ihre Familie so unbeliebt war, einen großen Theil des Schlosses zerstören ließ. Diese Frau hatte den ehevorletzten König geheiratet, schied sich von ihm, behielt aber die Stadt Gondar nebst der Provinz für sich, regierte und befehligte in eigener Person die Armee. Ein junger Abenteurer, ein Glücksritter, Namens Kassa, war von ihr zum General erhoben worden und gerieth mit ihr in Streit, — einer Kuh wegen. Der Streit zog Krieg nach sich; im Kampfe versetzte Kassa der Menene einen Lanzenstich in den Schenkel, nahm sie gefangen und ließ sie erst los, als sie ihm Gondar abgetreten hatte. Dieser General Kassa war Niemand anders als — Kaiser Theodoros.

Menene ging gern mit Europäern um. Sie hatte einen Neapolitaner, Montuori, um sich, der den Missionär spielte, einen lustigen Abenteurer, welchem alle Rollen gerecht waren und der insbesondere sehr heftig gegen die Mönche deklamirte. Der Menene imponirte er dadurch, daß er ihr sagte, wenn sie nicht brav sei, wolle er ganz Europa in Kunde setzen, daß sie keine fromme und gerechte Fürstin, sondern eine Agrippina sei! Was wußte Menene von der Agrippina? Sie dachte, das sei eine Person wie die Jesabel oder Herodias in der Bibel, und sie beschwor den „frommen Pater" um Gottes Willen, solche abscheuliche Dinge ja nicht nach Europa zu schreiben!

Halbbarbaren sind unberechenbarer als ganze Barbaren; das erfuhr auch Lejean. Theodor hatte Verdacht gegen ihn geschöpft und mehr als einmal Drohungen ausgestoßen. Dann schrieb er einen Brief, dessen Inhalt im Wesentlichen lautete: „Als Du zu mir kamst, stelltest Du Dich mir als Freund vor. Aber bist Du nicht etwa gekommen, um mit den Schefta's (Rebellen) gegen mich zu conspiriren? Hast Du reine Absichten, so schreibe mirs; bist Du mein Feind, so sag mirs auch; ich kann dann meine Maßregeln nehmen!"

Lejean antwortete sehr kurz und respectvoll; das wirkte. Der Negus schrieb ihm: „Gedulde Dich nur ein wenig, und unter der Gnade der Dreieinigkeit wird sich schon Alles machen. Ich habe Dich zurückgehalten, wie ich das thun mußte; sobald aber mein Bevollmächtigter wieder hier ist, werde ich Dich mit allen Ehren, welche Dir gebühren, ziehen lassen."

Wie geringen Respect übrigens der äthiopische Negus vor den europäischen Potentaten hat, geht aus Folgendem hervor.

Lejean erhielt am 30. September 1863 den Befehl, Gondar und überhaupt Abyssinien in der kürzesten Zeitfrist zu verlassen. Mit ihm ging ein Arzt, Dr. Lagarde. Beide empfahlen sich in feierlicher Audienz. Nach derselben nahm der englische Consul, Duncan Cameron, seinen französischen Collegen am Arme und führte ihn in sein Haus zum Frühstücken. Unterwegs fanden die beiden Europäer in einer der engen Gassen von Gondar einen todten Esel liegen.

„Sehen Sie, da liegt ein crepirter Consul!" sagte Cameron und schritt über das todte Thier hinweg.

Lejean fand den Ausdruck etwas stark; er war ihm unverständlich. Dann gab Cameron eine Erläuterung. Kaiser Theodor hatte vor einigen Tagen in sehr übler Laune gesagt:

„Ich weiß nicht, weshalb mir meine lieben Vettern Napoleon und Victoria solche Kerle geschickt haben. Der Franzose ist ein Narr und der Engländer ein Esel." (Franzis buda, Inglis ahia.)

Manchmal mußte aber auch Seine Majestät sich allerlei Derbheiten gefallen lassen. Cameron hatte zum Koch einen Elsäßer, Namens Mack, einen vierschrötigen Burschen, der einst Soldat gewesen war, und an welchem Theodor Wohlgefallen fand. Nun hatte dieser sich vor ein paar Jahren

von den protestantischen Missionären in Gafat einen sogenannten Kriegswagen bauen lassen, eine armselige Karrete, die obendrein mit grüner Oelfarbe angepinselt war. Dem Kaiser gefiel aber dieser Streitwagen über alle Maßen und mit Stolz fragte er den Koch Mack, ob er in Europa jemals etwas Aehnliches gesehen habe? Mack antwortete: „Ja wohl; bei mir zu Lande, in Mühlhausen, lassen wir auf solchen Dingern den Mist aus der Stadt wegfahren.“

Auch Folgendes ist bezeichnend. Der Missionär Stern, welcher damals noch nicht in Ungnade war, hatte dem Kaiser ein Stereoskop und mancherlei Ansichten geschenkt. Unter diesen befand sich auch ein Panorama von Jerusalem, welches Theodor sich erklären ließ.

„Was ist das da?“ —

„Die Moschee Omars.“

„Eine Moschee in Jerusalem? Doch ja, es kann sein. Jerusalem gehört den Türken!“ Dabei warf er in unbändiger Wuth das Stereoskop zur Erde und rief: „Das heilige Grab ist in der Gewalt der Ungläubigen, Jerusalem im Besitze der verfluchten Mohammedaner. Das leidet Europa und will doch christlich sein!“

Die Märchen über den Thron des Königs Vikramâditya von Malva.

Von **Emil Schlagintweit**.

II.

Betrachten wir jetzt die hindostanische Version der Singhayan-battitschi „Die 32 Erzählungen“, von welcher Garcin de Tassy in seiner „Histoire des Hindus“, Bd. II, S. 273 einen Auszug gibt. In den Erzählungen findet sich keine bemerkenswerthe Abweichung; nur die Veranlassung zur Auffindung des Thrones wird etwas verschieden angegeben. Ein Mann aus dem Volke besaß ein Gurkenfeld von seltener Ergiebigkeit, nur eine Stelle blieb kahl. So oft er sich hier niederließ, stieß er Beleidigungen gegen seinen König aus und forderte die Vorübergehenden auf, den König vor ihn zu bringen; aber wenn dann hinweggerissen, wobei er tüchtig mit Ohrfeigen traktirt wird, zeigt er die größte Reue und Niedergeschlagenheit, die aber stets wieder der äußersten Unverschämtheit Platz macht, so oft er diese kahle Stelle betritt. Die Nachgrabung führt zur Auffindung des Thrones.

Der Versuch, den Thron zu besteigen, wird so dargestellt, daß die Trägerinnen anfangs nur höhnisch grinsten und erst auf die Aufforderung des darüber erbosten Königs zu sprechen begannen. Aber was er hörte, sollte ihn noch mehr demüthigen. „Es ist richtig, Du beschützest das Verdienst und zeigst Einsicht; aber überhebe Dich darüber nicht, höre vielmehr eine Geschichte aus früherer Zeit. Die tausende Male, die Du schon auf Erden wandeltest, warst Du stets ehrgeizig, eigenliebig, und verglichen mit demjenigen, der diesen Thron früher besessen hatte, bist Du nur einer seiner untersten Diener.“ Der König erboste darüber noch mehr und befahl den Thron zu zertrümmern, aber alle menschliche Kraft war umsonst, die Figur belehrte ihn vielmehr, zuerst müsse er sie anhören. Als nun alle 32 Statuen gesprochen hatten, erkannte der König seine Unwürdigkeit, er entsagte nicht nur Indra's Throne, der wieder vergraben wird, sondern überließ sogar den Ministern die Regierung und gab sich in Einsamkeit Bußübungen hin. Der Hindu-Uebersetzer knüpft daran folgende Bemerkung: „Unzweifelhaft fehlen diesem Könige die Herrschereigenschaften und die Möglichkeit, sein Volk zu beglücken. Früher entsagte ein Solcher dem Throne, gegenwärtig aber bedrücken die Könige ihre gerechten Unterthanen und die Schlechten finden Gnade.“ Nach Garcin de Tassy's Bemerkungen fand die Uebertragung dieser Erzählung in das Hindostani im 17. Jahrhunderte statt; dieses war aber bereits die Zeit der drückendsten Willkürherrschaft der Mussalmanen und ihrer Creaturen.

Sehr poetisch ist im Eingange der blühende Zustand des Reiches zur Zeit der Herrschaft von Bhodscha geschildert; Vieles ist in orientalischer Ruhmredigkeit übertrieben, wie z. B. Sicherheit sei so allgemein gewesen, daß Tiger und Ziegen ruhig neben einander aus demselben Wasser getrunken hätten. Allein im Uebrigen entspricht die Schilderung den Beschreibungen, wie sie die Dramen Kâlidâsas geben; nicht ohne Interesse ist auch, was die griechischen Geschichtschreiber berichten. Einige Bemerkungen darüber möchten nicht ganz unpassend sein.

Die Wohnungen der Reichen waren mit Prunk eingerichtet, ein Troß von Dienern, Pferden und Elephanten harrte ihrer Befehle; doch werden auch Beispiele schlechter Verwendung des Reichthums berichtet, nicht Wenige brachten ihre Zeit bei Spiel und Weibern zu. An den Höfen der Großen herrschte edler Anstand und feine Sitte; den Gesetzen bezeigten sie Achtung, den Priestern, den Brahmanen, sowie den buddhistischen Bhikschus, den Bettelmönchen, wird von ihnen wie von ihren Unterthanen allgemeine Verehrung erwiesen, deren sich diese auch im Allgemeinen durch ein zurückgezogenes Leben und das hohe Gefühl ihres Ansehens würdig zeigen. Die Hofhaltung war prunkvoll. Neben den reich ausgestatteten Palästen waren weit sich ausdehnende schattige Gärten mit schönen großen Wasserbassins; sehr auffallend fanden es die Griechen, daß die natürliche Form der Bäume durch Beschneiden und abnorme Stellung künstlich verändert wurde; auch grade Wege sind eine alte Marke indischer Gartenkultur. Ungeachtet des großen Reichthums Indiens an wohlriechenden Pflanzen, ließ man doch Weihrauch aus Afrika kommen, auch liebte man den afrikanischen Lotus wegen der wohlschmeckenden süßen Substanz, die der Stengel enthält. Aus Syrien wurde Wein eingeführt, doch sind die Angaben der griechischen Berichterstatter darüber übertrieben. Als ganz wesentlich zum Glanze des Fürsten, wenn er sich feierlich dem Volke zeigte, wurde es betrachtet, daß er sich auf einem schön gezierten Elephanten zeige, umgeben von einer zahlreichen Menge dieser gelehrigen Thiere; schon im 3. Jahr-

hundert v. Chr. berichtet der Grieche Megasthenes, daß die Indier in der Zähmung dieser Thiere sehr geschickt seien und große Sorgfalt auf ihre Pflege verwenden. Man benützte sie zum Reiten; wie heute, saßen auch damals nur vier Personen auf einem Thiere; die kampflustigsten Thiere brachte man mit in die Schlacht. Unter den Kriegsgeräthen sind die Streitwagen zu erwähnen, von zwei Pferden gezogen und mit zwei Streitern bemannt; früher war nur ein Kämpfer auf jedem. Die Pferde werden als äußerst wild und schwer zu bändigen geschildert, auch gab es ihrer nicht sehr viele. Eine besondere, als unrein betrachtete Kaste gab sich mit der Bändigung ab; das Werkzeug, dessen sie sich am meisten dabei bedienten, war ein mit stachligen Eisenspitzen versehener Zaum. Für Kampfspiele zeigte sich großes Interesse; die kämpfenden Thiere waren Ochsen, Pferde, Elephanten und Hyänen. Für die Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten gab es überall geregelte Gerichtshöfe, in denen in öffentlicher Verhandlung nach Anhörung des Beklagten und Vernehmung von Zeugen oder Prüfung von Urkunden entschieden wurde.

Von Udschein, welches auch Kâlidâsa im Meghadhûta rühmt, berichtet der Hindu-Bearbeiter unserer Erzählung, daß alle nur erdenklichen Handwerke und Künste dort gepflegt würden; der Marktplatz war überfüllt mit allen möglichen Früchten und Erzeugnissen der Industrie und des Landbaues. „Hier tanzte man, dort tönte Musik, entfernt vom Geräusche verrichtete ein Andächtiger seine Gebete, in einer andern Ecke hatte ein Märchenerzähler Zuhörer zu Bewunderung mit fortgerissen; putzsüchtige Frauen zogen über den Markt, gefolgt von Anbetern. Zum Lustwandeln gab es schattige Gartenanlagen, der Lotus war in großen Bassins gepflegt, Blumen aller Art hauchten ihre Wohlgerüche aus; Cascaden sprangen, nicht selten von wohlriechenden Wassern gespeist. Zu geselligen Vergnügungen gab es Säle, kleine Kioske, Eremitenhäuschen luden zur Ruhe ein, Teppiche und Divans standen umher, lange Vorhänge vor den Thüren hielten das Innere vor den Blicken der Neugierigen und den heißen Strahlen der Sonne geschützt. So war das Reich und der Souverain von Udschein."

Verlassen wir jetzt den Indier und Udschein, die Geburtsstätte unserer Erzählung, und wenden wir uns zu der mongolischen Bearbeitung. Auch hier sind die Erzählerinnen Statuen vom Throne Vikramâditya's; aber nicht jede Statue erzählt eine Geschichte, auch werden sie zugleich an Bhodscha's Gemahlin gerichtet; wichtiger ist noch, daß hier ganz andere Erzählungen berichtet sind, und daß sie vielfache Analogien zeigen mit Märchen anderer Länder, wie mit der persischen Sammlung des Tuti-Nameh; auch wäre noch zu erwähnen, daß hier statt der Brahmanen Buddhaheilige die Verehrungswürdigen sind, wie überhaupt die Weisheit, Stärke und übernatürliche Macht der Buddha-Nachstrebenden, der Bodhisattvas, gezeigt werden soll. — Einen Auszug aus einem mongolischen Manuscripte gab 1857 Schiefner im Bulletin der petersburger Akademie; der Buriäte Gombojew übersetzte die Erzählung in einer petersburger Zeitung, von welcher Th. Benfey, der sich mit Kuhn um die Erforschung des orientalischen Märchen- und Sagenkreises bereits so große Verdienste erwarb, eine deutsche Version gab im Ausland 1858, Nr. 34 ff. — Eine ausführliche Darstellung dieser wichtigen Märchensammlung haben wir wohl von v. d. Gabelenz zu erwarten, der in seiner reichen Sammlung eine mongolische Handschrift besitzt; bis jetzt gelangte nur noch an die petersburger Akademie ein Manuscript dieser Sagen.

Die Veranlassung zur Auffindung, heißt es hier, hätten die scharfsinnigen Entscheidungen gegeben von Rechtssachen durch Kinder. Jugendliche Hirten hatten täglich einen von ihnen zum Könige ausgerufen; dieser habe stets solche Majestät von sich ausgeströmt, daß die Vorübergehenden ihm unwillkürlich huldigen mußten und seinen Urtheilen Folge leisteten. Da ereignete es sich einst, daß vor König Bhodscha ein Mann der Unterschlagung eines Edelsteins angeklagt wurde, den er der Frau des Absenders hätte bringen sollen; da jedoch zwei Beamte des Königs aussagten, bei der Uebergabe des Edelsteins zugegen gewesen zu sein, wurde der Beklagte vom Könige freigesprochen. Auf dem Heimwege hatten die beiden Parteien und die Zeugen den Hügel zu passiren; der Jugendkönig hielt sie an, ließ sich den ganzen Hergang erzählen, dann gab er Jedem je einen Klumpen Thon „sie sollten daraus den Edelstein formen". Da machte nun Kläger und Beklagter eine und dieselbe Form, die der Zeugen aber waren unter sich und von der Form der anderen ganz verschieden; darüber verwirrt, gestanden sie ihr falsches Zeugniß ein. — Ein andermal hatte ein böser Dämon die Gestalt eines schon seit Jahren abwesenden Sohnes angenommen und die Eltern bethört; da kam der wahre Sohn zurück, und da der Dämon ihm nicht wich, sollte der König über die Echtheit der Beiden entscheiden. Er forderte sie auf, von ihren Vorfahren zu erzählen; der wahre Sohn wußte nur alle Details seiner Eltern, der Dämon dagegen auch diejenigen der Großeltern und früheren Vorfahren, deswegen sprach der König aus, dieser sei als echter Sohn zu erachten. Der Jugendkönig aber verlangte folgende Probe: „Wer sich in den neben mir stehenden Krug verkriechen könne, der sei der wahre Sohn." Eiligst löste sich der Dämon in Dunst auf, und als dieser vollkommen in den Krug sich gesenkt hatte, verschloß er ihn, und König Bhodscha, dem er ihn übergab, verbrannte Krug und Dämon. Denselben Erzählungen begegnen wir in der Märchensammlung von 1001 Nacht.

Die erste derselben erinnert an die Geschichte von Harun al Raschid, wo ein Knabe eine Unterschlagung von anvertrauten Geldern aufdeckte: Ein Kaufmann gab, bevor er auf Reisen ging, einem Freunde einen Topf, angeblich mit Oliven gefüllt, der untere Theil enthielt jedoch Gold; der Freund bedurfte später Geld, nahm das Gold und that statt dessen Oliven in den Topf. Da kehrte der Eigenthümer zurück; der Depositar leugnete den Topf geöffnet zu haben, doch der Knabe befahl die Oliven zu kosten, und da zeigte sich denn, daß ein Theil unmöglich so lange darin gelegen habe, als der Kaufmann abwesend war.

Noch größere Analogien mit einer Erzählung aus 1001 Nacht gibt die Einsperrung eines Dämons in ein kleines Gefäß durch Auflösung in Dunst, einzelne Details scheinen in beiden Recensionen fast identisch.

König Bhodscha dachte nun: „Wäre es ein und derselbe Knabe, der eine solche Klugheit entfaltet, so wäre es ein Bodhisattva (d. i. Einer der, ursprünglich Mensch, durch Energie und eifrige Befolgung der Buddhagebote der Erkenntniß des Buddha schon fast gleichgekommen ist und seine Mitmenschen durch Lehre und Beispiel zu richtiger That anleitet), da es aber an jedem Tage ein anderer ist, so muß die Ursache im Hügel liegen; vielleicht ist der Gipfel des Hügels der Sitz von Bodhisattvas gewesen, die den belebten Wesen die Lehre vorgetragen haben, oder es befindet sich im Innern eine Kostbarkeit, die dem Menschen Verstand verleiht." Beim Oeffnen fand man den Thron; die 32 Figuren sind auf 32 Stufen vertheilt. Als nun der König ihn besteigen will, „da zieht ihn eine der Figuren von hinten am Saume des Gewandes, die zweite stößt ihn

vor die Brust, eine dritte lacht höhnisch und eine vierte redet ihn an" und erzählt ihm die uns bereits bekannte Geschichte vom Ursprunge des Thrones.

Dann folgt die Erzählung von der Geburt und der Jugendzeit Vikramâditya's. Die unfruchtbare Gattin des Königs Gandharva wurde durch den Genuß von Erde in Rüböl gekocht, die Gabe eines Einsiedlers, gesegneten Leibes; aber sie hatte nicht das ganze Erdengericht genossen, den Rest hatte eine neugierige Sklavin gegessen, beide genasen eines Sohnes. Ein Einsiedler, bei der Geburt des Königssohnes um dessen Zukunft befragt, sagte: „er werde, wenn herangewachsen, 1500 Wagen voll Salz zu seiner Nahrung nöthig haben"; man schloß daraus, der Sohn sei die Brut eines Dämons und setzt ihn aus. Doch nun erklärt das Kind den Trägern, wie dies gemeint ist: „er werde Herr des Himmels und der Erde werden; wenn er dann alle Götter und Bodhisattvas zu einem Religionsmahle vereinigen wolle, würden selbst 10,000 Wagen Salz zu ihrer Bewirthung nicht ausreichen." Man holt ihn nun wieder zurück und erzieht ihn als König.

Ueber seine Thaten berichtet eine andere Figur. Seinen Vater verliert er schon bald darauf durch die Begehrlichkeit der Gemahlin desselben. Als er nämlich einst gegen die Dämonen zu Felde ziehen mußte, ließ er seinen irdischen Leib bei der Statue eines Gottes zurück und flog mit seiner göttergleichen Seele empor. Die jüngere Gemahlin trat zur ältern und machte ihr den Vorschlag, den zurückgebliebenen Leichnam zu verbrennen, damit der König, wenn er zurückkehre, gezwungen wäre, in seiner schönen Lichtgestalt bei ihnen zu verbleiben. Die ältere Gemahlin verweist ihr ihr thörichtes Beginnen, die jüngere aber bringt es dennoch zur Ausführung; als nun der König zurückkehrt und seinen menschlichen Leib nicht mehr findet, mußte er in Nirvâna eingehen, d. i. sterben. Die Dämonen benützen den Moment der Herrscherlosigkeit, und die Königin flüchtet sich mit Vikramâditya zu einem befreundeten Fürsten, „dort lernte er Weisheit von den Weisen, Stehlen von den Dieben, und Handel von den Kaufleuten"; von diesen dreierlei Fähigkeiten gab der Königssohn schon bald schöne Proben. Folgendes erzählt eine Figur.

Während der Reise zu dem befreundeten Könige kam die Sklavin, welche von dem Rüböl-Erdengericht gegessen hatte, mit einem Sohne nieder; man ließ ihn in einer Wolfshöhle zurück, Wölfe säugten ihn groß. In solcher Gesellschaft fanden ihn später Kaufleute und nahmen ihn mit sich. Als sie an das Ufer eines großen Flusses kamen, heulten Wölfe und theilten ihrem Pflegkinde mit, daß Nachts der Strom austreten werde, sie sollten sich deswegen zurückziehen; man that so und alle wurden gerettet. In der nächsten Nacht heulten wieder Wölfe und berichteten ihrem Pfleglinge, Nachts würde ein Leichnam stromabwärts schwimmen, in dessen rechter Lende sich der Edelstein Tschintamâni befände; wer sich in den Besitz dieses Edelsteins setzte, würde Herrscher der vier Weltgegenden; es lauere aber ein Dieb, fügten sie bei. Damit war Vikramâditya gemeint, der Alles gehört hatte. Er fing den Leichnam auf, schnitt ihm den Edelstein aus, dann beschloß er sich auch in den Besitz des Wolfsgünstlings zu setzen, „der kein gewöhnlicher Mensch sein könne". Er verkleidete sich als Kaufmann, feilschte mit den Kaufleuten, mengte dabei von seinen Waaren unter die ihrigen und verklagte sie dann beim Könige als Diebe; um ihr Leben zu erhalten, mußten sie ihren bisherigen Beschützer ausliefern, der sich dann als Sohn der Sklavin ausweist.

Es folgen jetzt mehre Erzählungen von der Heroenkraft, der Opferfreudigkeit und dem Mitleid Vikramâditya's; seine Thaten beginnt er mit Verjagung der bösen Dämonen aus seinem väterlichen Erbe. Nicht ohne Interesse ist der Ausspruch einer Dâkinî (gütiger weiblicher Genien), die sich der junge König zur Gemahlin erwirbt, indem er sie zum Sprechen bringt. In ihrer Gegenwart erzählt der König eine Geschichte von vier Knaben: der eine formte aus Baumzweigen die Umrisse einer Jungfrau, der zweite gab ihr Farbe, der dritte charakteristische Züge, der vierte hauchte ihr die Seele ein. Nun stritten die Knaben um die Jungfrau: Wessen soll sie sein? Da antworteten die Begleiter des Königs: „Demjenigen, der den Anfang gemacht hat." Da entrüstet sich die Dâkinî und spricht: „Wer den Anfang gemacht, ist der Vater; wer ihr Farbe gab, das ist die Mutter; wer ihr charakteristische Züge gab, das ist der Priester; wer ihr die Seele einhauchte, das ist der Mann, diesem gehört sie."

In einer andern Sammlung, dem Vetâla nantscha vincati „25 Erzählungen eines Todtengeistes", wird dies so erzählt: Vater, Mutter und Bruder hätten ihre Tochter (oder Schwester) je einem Brahmanen versprochen; der eine dieser drei Brahmanen sei Meister in Weisheit gewesen, der andere in der Bogenschießkunst, der dritte habe einen Wagen von wunderbarer Schnelligkeit besessen. Während sie darüber stritten, wem das Mädchen zur Frau zufalle, wurde sie von einem Dämon entführt; da berechnete der weise Brahmane den Wohnort des Dämon, der schießkundige tödtete ihn mit seinem weittreffenden Pfeile, der dritte endlich setzte sich auf seinen Wagen und brachte das Mädchen zur Stelle. Nun entstand wieder Streit über den Besitz, er wurde dem Weisen zugesprochen.

Den Schluß der Sammlung bildet eine schöne Erzählung vom weisen Papagei. Mit 70 Gefährten, die er umsonst gewarnt hatte, das gewohnte Nachtlager zu ändern, da ein Vogelfänger ihnen nachstelle, geräth er auf einen Felsen in die Schlingen. Nun räth er, sich todt zu stellen, denn wenn der Vogelfänger sie aus den Schlingen löse, werde er sie vom Felsen hinabwerfen, wenn sie dann Alle unten seien, flögen sie auf. So geschieht es auch; schon waren 70 ausgelöst und nur noch der weise Papagei hing in der Schlinge, da fiel dem Fänger sein Schleifstein zu Boden, die 70 Papageien, durch den Ton getäuscht, halten das Geräusch für das Niederfallen des einundsiebzigsten, und fliegen auf. Den zurückgebliebenen Papagei will er zuerst aus Rache kochen, dann aber verkauft er ihn sehr theuer an einen reichen Mann. Als dieser einmal verreiste, bat er den Papagei, darauf zu achten, daß keine seiner Frauen seine Habe verthue. Sein Mißtrauen war nicht ungegründet, denn bald nach seiner Abreise will eine Frau geschmückt zu ihrem Liebsten eilen. Da erzählt er ihr folgende Geschichte: Ein König habe einst einen grausamen Befehl erlassen: wer seine Tochter erblicke, dem werden die Augen ausgestochen, wer in den Palast komme, verliere seine Beine. Da bewilligte er ihr, einmal durch die Stadt zu fahren; alle Männer schlossen sich ängstlich ein, nur ein einziger betrachtete die Königstochter vom Söller seines Hauses. Die Zeichen, welche diese ihm machte, erklärte seine Gattin ihrem in Liebesangelegenheiten offenbar sehr blöden Manne, und im Schloßgarten finden sich Beide; man ergreift sie aber und wirft sie in einen gemeinschaftlichen Kerker. Durch einen Edelstein, den die vorsorgliche Gattin ihm mitgegeben hatte, gibt er ihr Kunde; sie dringt als Almosenspenderin zu ihm, wechselt mit der Königstochter die Kleider und diese entflieht glücklich. Dem Ehepaare kann man nichts anhaben. Doch noch ist nicht alle Gefahr vorüber. Da der Aufseher die Königstochter bestimmt

erkannt hatte, sollte sie über Gerstenkörnern den Reinigungseid leisten — ein noch jetzt angewendetes Gottesurtheil —; wenn diese beim Sprechen darüber unbewegt blieben, solle dieses als Zeichen der Unschuld gelten. Dies sollte öffentlich geschehen. Die kluge Gattin verkleidet ihren Mann als Geistesschwachen, Alles weicht ihm scheu aus, und er dringt bis vor die Königstochter; diese erkennt ihn und spricht scherzend, über die Gerstenkörner gebeugt, daß sie nur diesen liebe. Da dies die Wahrheit ist, blieben die Gerstenkörner unbewegt. „Bist du (fuhr der Papagei fort) Deinem Manne so ergeben, wie diese Frau, dann gehe von Hause"; die so Angesprochene blieb zu Hause. — Papageien als Wächter der Hausehre sind in indischen Erzählungen oft gerühmt.

Das Mitgetheilte möge genügen, um zu zeigen, wie überraschend sich Erzählungen verändern können, wenn sie zu Völkern anderer Sitten und anderer Kultur gebracht werden; unzweifelhaft hat die Sage von Vikramâditya's Thron zu der mongolischen Sammlung den ersten Anstoß gegeben, denn die Grundidee ist deutlich darin bewahrt, aber die einzelnen Erzählungen sind fast bis zur Unkenntlichkeit umgearbeitet, oder selbst durch ganz neue ersetzt.

Von Bremen nach Caraccas und der deutschen Niederlassung Tovar in Venezuela.

Von **Wilhelm Kiesselbach.**

Es war am 27. Oktober 18.., als das Schiff „Herkules" in Bremerhafen die Anker lichtete, um bei günstigem Winde die Weser hinunter zu gleiten. Ein Gottessegen der Umstehenden am Strande begleitete es auf die Reise; ich war mit einem heitern Kapitän der einzige Passagier an Bord. Da konnte es denn an behaglicher Bequemlichkeit nicht fehlen. Um 8 Uhr Morgens gingen wir dann schon bei dem bremischen Feuerthurm auf dem Mellumer Sande vorbei, und bald waren wir bei der Kreuztonne bereits in See. Immer aber, so oft ich die wogende, grüne, schäumende Fläche des Meeres sehe, macht sie auf mich einen erhebenden Eindruck. Nie nämlich bin ich auf allen meinen Seereisen der Seekrankheit verfallen. Es gibt ja ein sehr einfaches Mittel, derselben gründlich vorzubeugen. Denn wenn auch der Schwindel im Allgemeinen dadurch entsteht, daß dem Auge alle gewohnten festen Anhalte fehlen, so bietet doch die Grenzlinie zwischen Himmel und Erde, die sogenannte Kimme, eine sichere Linie dar, an der man die regelmäßige Bewegung des Schiffes absolut messen kann. Außerdem hat man auf der See durch ein Nachgeben mit den Knien, den Bewegungen des Schiffes gemäß, den Magen im Gleichgewicht zu halten; denn nur durch das Hin- und Herschwanken desselben entsteht die Uebelkeit.

Um acht Uhr waren wir in der offenen grünen See, der Ostwind blähte alle Segel voll, selbst die Leesegel zogen an, und der Tag ging in der nämlichen Weise hin. In der Nacht dagegen zeigte sich ein helles Nordlicht am Himmel, das einen goldenen magischen Schein auf die Wogen warf. Auch die nächsten Tage verflossen in derselben Art. Bald jedoch erhob sich aus Südwesten ein starker Sturm; die Segel wurden bis auf die Sturmsegel alle eingerefft, das Schiff tanzte lebhaft auf den Wellen. Eines Mittags, als wir gerade in der Kajüte bei Tische saßen, kam der aufwartende Junge mit der Suppenschüssel herunter, um sie aufzusetzen; ein Hund wiegte neben ihm hin und her. Plötzlich warf ein starker Wellenschlag das Schiff heftig auf die Seite, Junge und Hund fielen beide vor den Tisch, der, da seine Beine abbrachen, an der Seite einen Steuermann rücklings umwarf, und Alles stürzte nun zum hohen Ergötzen der Uebrigen in die Ecke, um dort gleichsam „zu Salat verarbeitet zu werden". Acht Tage dauerte der starke Südweststurm in der Nordsee; erst am neunten Tag setzte er nach Osten um. Nun konnten wohl fast zweihundert Schiffe, die alle inzwischen in der Nordsee festgehalten waren, zusammen in den Kanal einlaufen. Das gab dann auf den schäumenden Wogen ein gar schönes Seebild. Die hunderte von weißen Segeln, die bunten Flaggen erschienen auf dem Hintergrunde der hohen Kreidefelsen von Dover, die von einer über der französischen Küste untergehenden Oktobersonne violett beleuchtet waren, wie tanzende Geister, und von den Kreidefelsen, diesem stolzen Sockel der englischen Seemacht, grüßte das Schloß von Dover herunter, dessen eine glänzende Kanone die stolze Inschrift führt:

„Load me well and make me clean,
I send my ball for Calais green!"

Abends zündete man dann auf der großen Weltstraße die Feuerthürme der englischen und französischen Küste als weit hinausstrahlende Nachtlaternen an; wir konnten von dieser Stelle sechs sehen.

Als bald nachher unser Schiff bei dem Schlachtfelde von Hastings vorbei kam, ballten sich auf der Ebene in der bleichen Mondbeleuchtung so gewaltige Wolkenmassen gegen einander auf, als ob dort die alten Normannenhelden die wilde Normannenschlacht gegen König Harold noch einmal durchkämpfen wollten.

War nun in der Nordsee und im britischen Kanale die Farbe des Meerwassers durchweg grüngelb, wie wenn der Grund daraus durchscheine, so wurde sie in der Biskayischen See durchweg schwarz und erst im offenen, grundlos tiefen Ocean von einem Blau, reiner und klarer als die Bläue des Mittagshimmels. Denn die Bläue ist ja in der unendlichen Weite des Himmels wie bei dem tiefen Meere nur der natürliche komplementäre Reflex des gelben Sonnenlichts bei einem völlig farblosen Medium. Bald kamen wir dann auch, nunmehr bestrichen vom regelmäßigen Ostpassat, in die wärmeren Gegenden. Man konnte bereits in leichten Sommerkleidern auf Deck sitzen, und täglich wurde Morgens in einer Schiffstonne ein stärkendes Seewasserbad genommen. Eigenthümlich lagerten sich aber in diesen Gegenden die Fäden des Seetangs wie Meridiane über die Wasserfläche, und Abends spielte das Seeleuchten mit weißem Feuer um den Bug des Schiffes und ließ einen langen leuchtenden Streifen in dem hintern Fahr-

wasser zurück; ja das Feuer ward allmälig so hell, daß es förmlich dunkle Schatten auf die weißen Segel warf.

Man soll doch ja nicht etwa glauben, daß es auf dem Oceane langweilig sei, wenn man auch nur als einziger Passagier allein mit dem Kapitän reist. Da thut man Matrosendienste mit, dreht aus aufgepflückten Stricken neue Taue, steht am Steuer, mißt die Sonnenhöhe, malt die Reelings an. Ein netter Zeitvertreib ist dann auch der Fischfang, sei es mit der Angel oder mit der Harpune. Die sogenannten Schweinfische und Delphine schwimmen gewöhnlich in großen Heerden neben dem Schiffe her, die sich dann leicht fangen lassen. Ganz wonnig ferner sind auch die warmen Nächte in der schaukelnden, zwischen zwei Masten angeknüpften Hängematte. Namentlich schön erscheint der helle Glanz des Sternenhimmels. Auf dem 17. Grade nördlicher Breite zeigte sich bereits das südliche Kreuz, aus vier Sternen zweiter Größe gebildet, von denen Dante in der göttlichen Komödie sagt, daß sie erst, der Erlösung wegen, am Himmel erschienen seien, nachdem die ersten Menschen entstanden wären. Immer blauer wird nun das Meer, immer wonniger die würzige Tropenluft.

Schon sind wir nach einer Reise von 49 Tagen auf der Höhe der ersten westindischen Inseln; Barbados grüßt mit seinen lockenden grünen Palmen freundlich herüber; dann geht es zwischen den nicht minder schönen Eilanden Vincent und Santa Lucia hindurch, um endlich der venezuelanischen Hochküste bei dem Hafen von La Guayra zuzusegeln.

Am 54. Tage unserer Reise sagte mir Morgens der Kapitän, wir würden in wenigen Stunden das Festland in Sicht haben; der Wunsch, endlich den Fuß auf die andere Seite der Erde zu setzen, regte mich förmlich auf. Aber noch deckte ein dichter Morgennebel die hohe Bergwand zur Linken, und man konnte nichts vom Lande sehen. Erst als die Sonne höher stieg, zeigte sich unten am Strande der kleine Hafen La Guayra; der Nebel verflog, und es stieg eine ungeheuere hohe Bergwand steil vom Wasser auf, so daß der Kopf sich weit zurück lehnen mußte, um die Spitze der Höhen zu gewahren. Unmittelbar unten dehnten sich Palmenwälder aus, dann kam ein Strich von Farren, ragenden Cactuspflanzen, bis endlich der Kamm der hohen Spitze nur noch mit Gras bedeckt war. Unten am Strande spielten die Wellen in zehn langen weißschäumenden Reihen an das Ufer hinan, während rechts und links von La Guayra die Dörfer Macuto und Maigurtia in malerischen Trümmern von dem furchtbaren Erdbeben von Caraccas her, bedeckt mit frischen grünen Bäumen, lagen. Dazu zeigten große Spalten in der Bergwand die ungeheuere Gewalt jener Erderschütterung an.

Aber unter dem hohen Bergrücken von La Guayra war es viel zu heiß, um dort lange zu verweilen. Ein guter Reitweg führte mich daher bald über den 7000 Fuß hohen Kamm der Silla von Caraccas. Oben fütterte ich mein Pferd mit Malojoblättern vor einer Posada, in welcher im Jahre 1805 Alexander von Humboldt bereits einige Creolen sich über die kommende Lossagung Columbia's von der spanischen Herrschaft besprechen hörte. Vor der Thüre des Gasthauses stand ein kleiner nackter Negerjunge von höchstens einem Jahre, er rauchte aber schon ganz lustig seine Cigarre, während er in der andern Hand ein frisches Zuckerrohr hielt und benagte, das den farbigen Kindern die bösen Leibeswürmer vertreiben soll.

Während aber die nördliche Seite der hohen Cordillerenwand mit dem üppigsten Laube bis oben hinauf bedeckt ist, zeigt sich die südliche Seite ganz nackt und kahl. Auch hier sieht man wieder die großen Risse, die das furchtbare Erdbeben vom Jahre 1812 in die Felsen gesprengt hat.

Unten im Thale liegt dann Caraccas, die Residenzstadt von Venezuela, die ungefähr 35,000 Bewohner hatte. Sie ist aber ebenfalls zur Hälfte mit Trümmern von jenem Erdbeben her bedeckt, welche von malerischen Palmen überschattet werden. Damals soll auch eine ganze Kaserne mit den darin aufgestellten Soldaten von einem tief klaffenden Abgrund verschlungen worden sein. Caraccas nun ist weit und breit wegen seiner schönen Frauen berühmt, die sich dort in sechsfacher (?) Ueberzahl im Vergleich zu den Männern befinden sollen! Namentlich graziös sind sie beim Tanzen, wenn sie, die üppigen Gestalten, sich in der Cubana, Cachucha und dem Bolero wiegen. Sie haben dabei Füße so klein und fein, daß man sie mit einer Hand vollständig zudecken kann.

Es herrschen aber in Caraccas zwischen den beiden Geschlechtern ganz eigenthümliche Sitten. Im Anfange jedes neuen Jahres wählt sich nämlich eine jede junge Señora einen Kavalier als Compadre, während sie die Comadre bleibt. Derselbe hat dann das ganze Jahr hindurch bei seiner Dame Kavalierdienste zu thun. Er begleitet sie zur Kirche, um dort mit ihr zu beten, er geht mit ihr auf die Bälle und auf die Morgenspaziergänge; mißbraucht werden jedoch diese poetischen Jugendverhältnisse fast nie; sie stehen unter dem Schutze der Gesellschaft.

Namentlich wonnig sind in Caraccas die täglichen Morgenritte. Man hebt dabei mit der Hand, womit man den kleinen Fuß der Dame erfaßt und sie dann auf das eigene Knie bringt, die leichte Gestalt rasch aufs Pferd — dann geht es im Galopp durch die würzig duftenden Palmenwälder weiter. Die Pferde laufen allemal im sogenannten Paßtrott, der bei den meisten derselben oft so weich ist, daß man ihnen ein volles Glas auf die Croupe setzen kann, woraus kein Tropfen verschüttet wird. Sehr angenehm ist es dann auch, wenn man nach einem scharfen, erhitzenden Morgenritt sich in dem kühlen Palmenwalde mit der Machete (Haumesser) eine noch unreife Cocusnuß abhaut und die weiße Milch des Kernes trinkt. Nach dem Morgenritte wird gewöhnlich von den Damen, die ihres weißen Teints wegen nie an die Sonne kommen, das Frühstück eingenommen, darauf ein warmes „Bad bestiegen", und schließlich gehen sie nach einem in der schaukelnden Hängematte verträumten Tage Abends wieder zum gewohnten Tanze.

Während meiner Anwesenheit zu Caraccas kam der neue Präsident Jose Tadeo Monagas von La Guayra herunter, um in der Kathedrale den Eid auf die Verfassung abzulegen. Ich setzte dabei, als die Ceremonie vorüber war, ohne Arg in der Kirche meinen Hut auf, wurde aber von einem neben mir stehenden Geistlichen bedeutet, daß sich das nicht schicke. Um aber meinen Fehltritt wieder gut zu machen, lud ich sofort den strengen Mann auf ein Glas Mintjulip in der benachbarten Posada ein, was sich dann für ihn wohl schickte. Abends war zu Ehren des neuen Präsidenten auf einem öffentlichen Platz eine Art Stiergefecht; aber die Thiere wurden nicht mit der Degenspitze erstochen, sondern man kam ihnen zu Pferde im Galopp von hinten bei, um sie in einer scharfen Wendung beim Schwanze zusammen zu reißen, worin namentlich der vorige Präsident, der alte Llanero Paëz, sich auszeichnete.

Die Stadt Caraccas ist nach Art der amerikanischen Städte in lauter geraden sich rechtwinklig schneidenden Straßen gebaut und besteht durchweg aus einstöckigen Häusern, weil die häufigen Erdbeben einen schweren Oberbau sehr gefährlich machen. Dadurch wachsen dann die

meisten Wohnungen um Raum zu gewinnen, natürlich sehr in die Breite; gewöhnlich sind die reicheren Häuser in Quadraten, mit einem offenen Hof in der Mitte, aufgebaut, zu welchem unter einem Corridor die Thüren der Zimmer ausmünden. Der Hof enthält dann wohl einen Springbrunnen und kühlende Palmen, und dient mit als Gesellschaftszimmer. Künstlerischen Schmuck erblickt man indessen weder an noch in den Häusern; selbst die besten Zimmer weisen keine Statuen oder Gemälde auf. Dagegen sind sie durchgängig mit schönen europäischen Möbeln versehen. Bedenkt man aber, daß dieselben, weil damals noch kein Fahrweg von La Guayra nach Caraccas führte, auf Maulthieren über das hohe Gebirge gebracht werden mußten, so läßt sich leicht abnehmen, was dabei an Transportkosten für die hohen, eine ganze Wand bedeckenden Spiegel auflaufen mochte.

Die Geselligkeit in diesen sonst ziemlich leeren Gemächern ist übrigens sehr graziöser Art; man wird nicht eingeladen, sondern man macht Gesellschaft, indem man sich mit seinen Freunden verabredet, die Dame vom Hause, die Abends stets offenen Salon hält, zu besuchen; und da die Mittagstafel allgemein um 5 Uhr abgehalten wird, so findet bei den späteren Besuchen keine eigentliche Bewirthung mehr statt. Namentlich kommt kein Neger in den Saal, indem die Herren selber den Damen die kühlenden Getränke reichen, und regelmäßig wird später nach dem Clavier getanzt, bis zuletzt beim Abschiednehmen die Damen sich herzlich umarmen und küssen, ohne indessen dabei die umstehenden Herren mit gleichen Gottesgaben weiter zu berücksichtigen.

Dabei herrscht übrigens in dem geselligen Verkehre dieser Creolen eine sehr überschwengliche, blumenreiche Sprache. Wie der gemeine Mann seinen Esel „Maulthier", sein Maulthier „Pferd" und sein Pferd „Mensch", ombre, nennt, so werden auch in den Gesellschaftsbeziehungen die verbindlichsten Complimente vierspännig vorgefahren; selbst der kleinste Knabe erhält sogar von seinem Vater die Anrede „señor", und wehe demjenigen, der den Kleinen etwa Muchacho nennen wollte. Die seltsamste Redensart aber, die in ganz Venezuela jeden Augenblick vorkommt, ist das „Völlig zu Ihrer Verfügung!" — muy à su disposicion — obgleich es in Wirklichkeit eigentlich nichts sagen will. Wenn z. B. Jemand die Uhr, oder sonst einen Schmuck des Andern lobt, so gebietet diesem die venezuelanische Höflichkeit, ihm alsbald den beregten Gegenstand „ganz zu seiner Verfügung" zu stellen, was dann natürlicher Weise unter den Eingebornen selber gar keine weiteren Folgen hat. Fremde dagegen nahmen die Sache oft ernsthaft. So lobte einst auf Maroncire, der Hacienda des alten Präsidenten José Antonio Paëz, ein Engländer ein sehr schönes Cubapferd; „es steht ganz zu Ihrer Verfügung", sagte der General mit einer entsprechenden Handbewegung; John Bull aber stieg alsbald in den Sattel, bedankte sich und jagte zum großen Erstaunen seines Wirthes davon.

Ich selber wurde einmal durch diese Redensart in eine sehr eigenthümliche Lage versetzt. Bei den heißen Gewässern von Trincheras lernte ich einen Richter der ersten Instanz kennen, mit dem ich dann nach Valencia am Tacarigua ritt, wo er mich Abends in sein Haus einführte. Seine Tochter, ein hübsches junges Mädchen, spielte sehr schön Clavier, und als ich ihr darüber einige Artigkeiten sagte, nahm sie der Vater bei der Hand mit den Worten: „Señor, sie steht ganz zu Ihrer Verfügung!" — was ich mir indessen nur mit dem „Gehorsamster Diener!" verdeutschte.

So angenehm es sich indessen auch in Caraccas lebt, es tritt doch uns manchmal auf den Straßen eine grausige Erscheinung entgegen, die das Blut geradezu erstarren macht. Es gibt nämlich in der Stadt viele Menschen, die mit der Lazaruskrankheit oder der sogenannten Elephantiasis behaftet sind; letztere Bezeichnung rührt wohl daher, daß den Kranken alle Glieder wie Elephantenbeine anschwellen. Ein Franzose, Antoine, forderte mich eines Tages auf, mit ihm nach dem Lazarinerviertel zu reiten, das, abgetrennt von den übrigen Häusern, seitwärts am Berge liegt. Da saßen nun vor den Thüren eine Menge Personen beiderlei Geschlechts mit dick angeschwollenen Köpfen und Gliedern, meistens auch mit verquollenen Augen, abgefallenen Fingern und Zehen und einem völlig irrsinnigen Ausdrucke in dem verzogenen Gesichte. Mein Franzose meinte nun zwar, dieses Leiden rühre von der übermäßigen Schweinefleischnahrung her, und was die Trichinen bedeuten, wissen auch wir; wie denn deßwegen Moses den Juden das Schweinefleisch aus sanitätischen Rücksichten streng verboten hat. Allein in Caraccas kommt doch die Elephantiasis nicht blos in den unteren Volksklassen vor, sie findet sich auch in den wohlhabenden Familien und erbt da oft vom Großvater auf die Enkel mit Ueberspringung der Eltern über. Mir wurde später ein reiches Haus gezeigt, in welchem alle Töchter mit dem 15. Jahre der Lazarinerkrankheit trotz der größten Vorsicht verfallen waren; die Jüngste, eine sehr liebliche Erscheinung, blieb damals noch davon verschont, ihr Schicksal stand ihr aber auch wohl unabwendbar bevor.

Wenn man jedoch sonst auf der Straße viele barfüßig umhergehende Menschen ohne Zehen sieht, so rührt das nicht von der Lazaruskrankheit, sondern von einem kleinen, weißen Erdfloh, dem Nigua, her, welcher seine Eier in das Fleisch der Zehen steckt und sie so in Fäulniß bringt. Mir hatte schon ein deutscher Arzt in La Guayra deswegen Höllenstein auf die Reise mitgegeben, indem er mir sagte, die Niguacier zögen die Einwohner mit der Stecknadel heraus und streuten dann Cigarrenasche in die Wunde; das helfe aber nicht immer sicher. So braunte ich denn, als ich eines Morgens ein solches Eiernest an meinem Fuße entdeckte, dasselbe einfach mit Höllenstein aus — die Wunde war in zwei Tagen wieder geheilt. Gegen die tausende von Mosquitos, die den Menschen Nachts so unerträglich quälen, hilft dagegen nur ein über das Bett gespanntes Haarnetz und inwendig in der Umhüllung starker Cigarrendampf.

Ist die nach Süden gerichtete Seite des hohen Gebirgszuges, welcher sich zwischen der Küste und dem weiten Thale von Caraccas erhebt, fast nur baumlos, zeigt sie eigentlich nur kahle, durch tiefe Spalten zerrissene Felsmassen, während die Nordseite mit der üppigsten Vegetation bedeckt ist, so bieten dagegen wieder die anderen Berge an der Südgrenze der ungefähr von Osten nach Westen sich erstreckenden Thalmulde einen ebenso lockenden Pflanzenwuchs dar, weil die Abhänge, auf denen die Wälder stehen, ebenfalls nach Norden gerichtet sind. Den Fremden aber, der sich nach und nach mit dem Leben der Hauptstadt etwas mehr vertraut gemacht hat, zieht es dann auch bald hinaus in die eigentliche Tropenwelt; er will, so weit Zeit und Kräfte es erlauben, zugleich etwas von der südlichen Natur kennen lernen. Nur soll er, namentlich so lange er die Sprache des Landes nicht wenigstens einigermaßen versteht und spricht, oder sich noch nicht in die ihm immerhin anfangs ja ganz unbekannten Sitten der Dörferbevölkerung etwas eingelebt hat, nicht allein in die Weite hinausziehen. Denn die örtliche Polizei läßt in denjenigen romanischen Repu-

bliken Südamerika's, die so häufig der Herrschaft aufrührerischer Banden verfallen, doch im Betreff der persönlichen Sicherheit für den des Landes unkundigen Reisenden immerhin Einiges zu wünschen übrig.

So traf es sich denn glücklich, daß ein dänischer Arzt, der in Caraccas lebte, ins Innere nach Valencia gerufen wurde, um dort eine Operation vorzunehmen; ich schloß mich ihm aber um so lieber an, als er zugleich beabsichtigte, die deutsche Colonie Tovar zu besuchen, welche zwischen der Küste und dem Tacaryguasee oben im Gebirge inmitten eines großen Palmenwaldes liegt. Die Reise übrigens, die bei dem Mangel aller gebahnten Heerstraßen im Lande nur zu Pferde gemacht werden konnte, dünkte auch deßwegen länger, weil man wegen der starken Mittagshitze nur Morgens und Abends, namentlich auf der baumlosen Ebene im Thale des Tacaryguasees, draußen sein konnte. Die erste Station derselben war aber zu Maracon auf einer Plantage der Kirche, welche das damals noch dankbare Vaterland seinem hochverdienten rüstigen Präsidenten José Antonio Paëz für eine geringe Summe in Pacht gegeben hatte. Der alte General war kurz vorher aus dem Innern zurückgekommen, wo es galt, einen Negeraufstand zu unterdrücken. Damals sah ich ihn, als er von einem stattlichen Reiterzuge im Triumph nach Caraccas geführt wurde, in seiner glänzenden Generalsuniform; hier auf der Hacienda dagegen erschien er als ein einfacher Farmer in der landesüblichen Leinwandkleidung, dem es wohl Niemand ansehen mochte, daß er seinen Namen in die Geschichte seines Vaterlandes eingeschrieben hatte und damals schon zweimal Präsident einer Republik gewesen war, welche den doppelten Umfang von Frankreich hat. Sein Körper war klein, aber gedrungen, und trug einen verhältnißmäßig großen Kopf mit einem sehr ernsten Ausdruck in den Gesichtszügen; auch konnte weder der Ausdruck seines Gesichts, noch die ganze Haltung seiner Figur die indianische Abstammung verleugnen; wie denn ja auch der spätere Präsident in seiner Jugend Llanero, d. h. Ochsentreiber, auf den Pampas des Innern war.

Die Unterhaltung bei Tische, an welchem auch die schwarze Comadre (haushaltende Lebensgefährtin) des Generals saß, war natürlicher Weise nur politischer Art; Paëz aber sprach dabei seine Ansicht aus, daß Venezuela denselben Entwicklungsgang einschlagen werde, welchen die nordamerikanische Union genommen habe. Seit jener Zeit ist jedoch die unglückliche Republik von einer Reihe von Aufständen, wie ehrgeizige Generäle sie anzettelten, heimgesucht worden; und wenn man die ökonomische und gesellschaftliche Basis betrachtet, auf welcher sie ruht, den vorwiegend indianischen Charakter ihrer Bevölkerung, welcher sich von dem germanischen, im Ackerbauthume fußenden Republikanismus sehr wesentlich unterscheidet, nach seinem politischen Werthe bemißt, dann läßt sich den meisten dieser südamerikanischen Freistaaten eben keine glückliche Zukunft voraussagen; sie laufen mehr oder weniger wohl alle Gefahr, schließlich bei einer Militärdespotie anzukommen, zumal da die starke Mischung ihrer Bevölkerung mit Negerblut den Bildungsgrad der Bewohner, der ohnehin im heißen Klima geringer ist, stets niedrig halten wird.

Auf dem Wege nach Victoria, der uns in seinem weitern Verlauf zu der oben genannten deutschen Colonie hinaufführen sollte, findet sich ein merkwürdiger Baum, der eben seiner eigenthümlichen Gestalt und Sehenswürdigkeit wegen von weit her besucht wird. Der Stamm dieses „gran Saman" ist freilich gar nicht hoch, aber wie er unten an der Wurzel einen Umfang von 23 Fuß aufweist, so theilt er sich ungefähr 40 Fuß über dem Erdboden nach allen Seiten in gleich lange Aeste, die seitwärts ausreichend nun ein großes, dichtes, ganz regelmäßiges Dach bilden, unter welchem mehre hundert Menschen Schutz finden können. Seltsamer Weise aber hat dieser Riesenbaum ein ganz kleines Blatt, ähnlich dem Blatt unserer Akazie, doch trägt er, wie man uns sagte, weder Blüthen noch Früchte.

Von dort aus ritten wir nach einem sehr guten Frühstücke, das hauptsächlich aus einem wohlschmeckenden Bananenpfannkuchen bestand, rechts von der ebenfalls ganz kahlen Bergwand ungefähr 7000 Fuß hinauf. Oben aber auf dem nunmehr waldigen Bergrücken nahm die Gegend einen ganz deutschen Charakter an; dichte Sträuche, ganz überdeckt mit reifen Brombeeren, wuchsen rechts und links, und dazwischen zeigten sich eine Menge kleiner schwäbischen Bauernknaben in den bekannten blauen Zipfelmützen und den kurzen Hosen. „Grüß Di Gott!" Das klang denn gar seltsam nahe den Palmen. Ich langte mir alsbald einen der Buben aufs Pferd, damit er uns den Weg nach dem schon nahen Tovar zeige.

Dieses deutsche Dorf lag aber sehr anmuthig in dem Urwalde auf dem Bergrücken; seine Bewohner, die noch ganz die allemanische Sitte und Tracht beibehalten hatten, bauen auf ihren Feldern hauptsächlich Kaffee und Zucker, aus welchem letztern sie eine Art sehr stark berauschenden Biers brauen. Wenn aber überall in den Häusern noch gut Allemanisch erklang, so hatten doch bereits selbst die alten Frauen statt Ja und Nein ihr si und no angenommen. Auf der Kegelbahn dagegen ertönte noch auf gut Markgräflerisch: „Herrgottdunnerwetter!"; als Kugel bediente man sich dort einiger abgeschliffenen Kokosnüsse, es ging aber auch so. Die wohlhabende Bevölkerung hatte namentlich auch in ihrer Nähe sehr reichlich Geflügel, die sogenannten Posis, wilde Truthühner, die trotz der Fastenzeit gegessen wurden. Abends wurde dann flott getanzt, bis endlich der Müller sehr schwer betrunken vor der Thüre lag, trotzdem daß er eigentlich das Ehrenamt eines Dorfschulzen bekleidete.

Von Tovar ritten wir dann nach der hübschen kleinen Stadt Valencia, die am Tacaryguasee liegt, und von da nach den heißen Gewässern von Trincheras. Da gab es denn ein ungemein wohlthuendes Bad. Denn neben der kochend heißen Quelle floß ein kalter Bach, so daß der Badende sich, je nachdem er sich im Bassin höher hinauf legt, ein warmes Bad bereiten kann. Nicht weit davon liegt dann die zweite Hafenstadt, Puerto Cabello, wo viele Deutsche wohnen, und ein liebliches Felsenthal, S. Esteban, zur Sommerfrische dient.

Die indoeuropäischen Sprachen.

Von Rudolf Rost.

I.

Mitten in der tiefen Dunkelheit, welche die frühesten Zeitalter der Welt verbirgt, unter so vielen Irrthümern und Märchen, mit welchen jedes Volk seine Wiege geschmückt hat, ist die Sprache gleichsam ein Führer, der uns, wenn auch nicht mit vollkommener Sicherheit, so doch mit Wahrscheinlichkeit leitet, uns in der Menschenfamilie die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten bezeichnet, die Geschlechter, welche aufeinander folgten, nachweist und die Spuren ihres reißend schnellen Vorübergehens erkennbar macht, welche so viele spätere Ereignisse unwiederbringlich ausgelöscht zu haben schienen.

Was lehrt uns die Weltgeschichte von den ersten Ansiedlungen der Menschen, von ihren Verhältnissen und Zertheilungen, von der Bildung und Zerstreuung der Völkerstämme? Wer ist ihrem stillen Zuge über Wüsten, Flüsse und Gebirge gefolgt und hat dieses große, sich fortschreitend über den Erdboden ausbreitende Netz von Völkern beobachtet?

Wo die Geschichte schweigt, welcher andere Führer bleibt uns (von den Steindenkmälern 2c. abgesehen), als das vergleichende Sprachstudium, welches zeigt, wie durch große Länderstrecken getrennte Volksstämme mit einander verwandt und aus einem gemeinsamen Ursitze ausgezogen sind; — welches den Weg und die Richtung alter Wanderungen offenbart; welches, den Entwicklungsmomenten nachspürend, in der mehr oder minder veränderten Sprachgestaltung, in der Permanenz gewisser Formen, oder in der bereits fortgeschrittenen Zertrümmerung und Auflösung des Formensystems erkennt, welcher Volksstamm der einst im gemeinsamen Wohnsitze üblichen, gemeinsamen Sprache näher geblieben ist!

Zu dieser Art von Untersuchungen über die ersten alterthümlichen Sprachzustände, in denen das Menschengeschlecht im eigentlichen Sinne des Worts als ein lebendiges Naturganze betrachtet wird, gibt die lange Kette der indoeuropäischen Sprachen, vom Ganges bis zum äußersten Westende von Europa, von Sicilien bis zum Nordcap, vielfachen Anlaß. Jene Sprachen heißen auch indogermanische, nach den zwei wichtigsten, die dazu gehören.

Man kann die Sprachen dieses Stammes in zahlreiche Unterabtheilungen bringen, welche in der Hauptsache durch gemeinsame Lautgesetze gebildet werden. Neben den Analogien in dem Bau der Sprache finden wir auch, was unter allen Zeichen von Verwandtschaft das wichtigste ist, eine fühlbare Aehnlichkeit in vielen von denjenigen Wörtern, welche die Gedanken eines in den einfachsten Lebensverhältnissen befindlichen Volkes bezeichnen. Das Ursprüngliche, Allen Gemeinsame, ist aber nicht überall gleich vorhanden; je weiter wir nach Osten gehen, desto mehr treffen wir es an, je weiter nach Westen, desto weniger; daher steht auch die westlichste indoeuropäische Sprache, das Keltische, dem indischen Urbilde am fernsten. Den Ursitz der „Indoeuropäer" aber haben wir in Centralasien, westlich von dem Gebirgsrücken des Belurtag und Mustag, nach dem Kaspischen Meere hin, zu suchen.

Zuerst wohl riß sich das Volk los, aus welchem durch spätere Theilungen Slaven, Littauer, Deutsche hervorgingen, und trat seine Wanderung nach Westen an, über deren Verlauf wir nichts Genaueres ermitteln können. Vom zurückbleibenden Stocke schied sich später abermals ein Theil aus, aus welchem durch nachmalige Theilung Griechen, Albanesen, Italer und Kelten hervorgingen; auch dieses Volk wanderte nach Westen und ergoß sich über den Süden und Südwesten Europa's und die kleinasiatische Küste. Der Rest blieb noch im Urlande, theilte sich später, wahrscheinlich ebenfalls erst auf der Wanderung nach Süden, in Indier und Perser, von denen die letzteren westlich, die anderen östlich abgingen.

Der indoeuropäische Sprachstamm, der die vollkommensten Sprachen in sich faßt, zerfällt also in acht Familien: die indische, persische, griechische, lateinische, slavische, lettische, germanische und keltische. Die Völker, welche diese Sprache reden, sind Träger der Civilisation und Kultur über den ganzen Erdball, sie sind activ, ihr Einfluß macht sich fühlbar in beiden Hemisphären. Es hat sich auch niemals die höhere geistige Entwicklung in anderen als indoeuropäischen Stämmen auf der östlichen Erdhälfte dauernd bewegen können; dazu trägt viel der Umstand bei, daß sie das einzige höher entwickelte Lebenselement der semitischen Völker und deren tiefe Religiosität in sich aufgenommen haben. An dem Mangel dieser Seite ging Griechenland, ging Rom zu Grunde, und Germaniens Söhne waren auserkoren, den seltenen Verein von griechischer Genialität mit jüdischer Religiosität als den Kern der neueren Zeit und deren Samen zu nachfolgenden Völkern über den Erdball zu verbreiten.

Versuchen wir jetzt eine allgemeine Uebersicht des Charakters der indoeuropäischen Sprachen zu geben, vergessen wir aber zugleich auch nicht der unsterblichen Verdienste zu gedenken, welche sich um die nähere Erforschung jener Sprachen Männer wie Wilhelm v. Humboldt, Grimm, Bopp, Schleicher und andere erworben haben und noch erwerben.

1) Die indische Sprachfamilie. An die Spitze dieser Familie wie überhaupt aller indoeuropäischen Sprachen tritt das Sanskrit, die gemeinsame Quelle vieler Sprachen Indiens. Aus grauester Vorzeit ist uns das Sanskrit bekannt und in den Vedas erscheint uns neben der ursprünglichen Welt, die sie uns erschlossen, eine nicht minder sich als uralt documentirende Sprache, welche vom späteren, dem sogenannten klassischen Sanskrit in lautlicher, grammatischer und lexikalischer Beziehung deutlich unterschieden ist. Das Sanskrit ist eine höchst verfeinerte und gebildete Sprache, welche allmälig ausgebildet wurde, bis sie in den klassischen Schriften vieler eleganten Dichter festgestellt war; die meisten dieser Dichter sollen in dem Jahrhundert vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung

geblüht haben. Offenbar stammt das Sanskrit von einer Ursprache, welche in verschiedenen Klimaten allmälig ausgebildet und in Indien zum Sanskrit, in Persien zum Pehlvi und an den Ufern des Mittelländischen Meeres zum Griechischen wurde. Es hat das Schicksal fast aller alten Sprachen getheilt und ist nun zur todten Sprache geworden. — Geschrieben auf zerbrechliche Palmenblätter, welche die Religion in den Tempeln verborgen oder bei den gläubigen Hindus von einem Zeitalter zum andern überliefert hat, sind diese ehrwürdigen Trümmer einer fast erloschenen Geistesbildung an das Licht getreten, um den Europäern nebst dem Grundstoffe ihrer eigenen Sprachen den Ursprung ihres Schriftenthums, ihrer Wissenschaften und ihrer Künste zu enthüllen. Reich durch ein Alphabet von 50 nach den Sprachwerkzeugen geordneten Buchstaben, und mit der Mannigfaltigkeit der Lautveränderungen das genaueste Ebenmaß, mit der Vielheit der Verbindungen die bewunderswürdigste Klarheit vereinend, stellt das Sanskrit die vollständigsten Sprachen Europa's dar und vereinigt sie.

Ohne hier auf den grammatischen Bau der Sprache weiter einzugehen, bemerken wir nur, daß der Satzbau einfach und logisch ist, und daß unzählige Zusammensetzungen der Wörter der Dichtkunst ein unbegrenztes Feld öffnen. Auch beherrscht die Dichtkunst gleichmäßig die vier Zeitalter der indischen Literatur. Das erste und religiöse Zeitalter, welchem die uralten Vedas angehören, weicht bald, in den heroischen Zeiten, den Gesetzen des Manu, des Gesetzgebers von Indien, den Puranas oder Jahrbüchern der Götterlehre, und den riesenhaften Gedichten Ramayana und Mahabharata, von denen das eine die Eroberung von Ceylon, das andere den Kampf zweier Königsgeschlechter preist, und deren Sänger Valmiki und Vyasa, zugleich Dichter und Weltweise, wie zwei hochherrliche, dem Homer gleichzeitige und mit ihm wetteifernde Gestalten erscheinen. Dann kommt das Zeitalter der Verfeinerung, in welchem, kurz vor Virgil, Jayadeva in seinen Hirtenelegien, und Kalidasa in seiner anmuthigen Sakontala der indischen Laute die reinsten und süßesten Töne zu entlocken wußten.

Nach ihnen begann das Zeitalter des Verfalles, welcher in den Erzeugnissen der späteren Jahrhunderte immer fühlbarer wird, und Indien hatte sich überlebt, als Europa kaum anfing, seine großen Erzeugnisse einzuleiten. Dennoch ist ihm seine Sprache geblieben, und dieses ernste und klangreiche Idiom wird noch jetzt, wie bei uns das Latein, von Indiens Gelehrten studirt; sein Sprachstoff ist in allen neueren Sprachen der Halbinsel vertheilt, und seine Schriftzeichen dienen, in verschiedener Weise verändert, allen dortigen Schriftarten zur Grundlage.

Das Sanskrit (d. i. Sprache der Weihe, Hochsprache) war, selbst zu der Zeit seiner allgemeinen Verbreitung, den bevorrechteten Ständen vorbehalten, im Gegensatz zu den lebendig, nach den immanenten Gesetzen der Sprachengeschichte sich weiter gestaltenden, in Laut und Form sich verändernden Volksmundarten, die in der ältern Zeit Prakrit (d. i. natürliche Sprache) genannt werden. Aus dieser ältern Volkssprache entwickelten sich im Verlaufe der späteren Zeit die zahlreichen Sprachen und Mundarten, welche jetzt in Indien gesprochen werden. Doch nicht rein aus sich selbst bildeten sich jene Sprachen. Denn Indien, von einer Menge Völker durchzogen und zu verschiedenen Malen von den grausamen Anhängern des Korans angefallen, sah seine Sprache sich verwirren und mit denen seiner mächtigen Sieger vermischen und so eine große Anzahl Sprachen erzeugen, welche jetzt seine verschiedenen Staaten trennen.

Die hauptsächlichsten der jetzt in Indien lebenden Sprachen sind: das am weitesten verbreitete Hindustanische, welches eine hauptsächlich durch Aufnahme persischer Wörter gebildete Modifikation des Hindi oder Hindevi, der Volkssprache von Oberindien, ist. Enthält dieses auch eine große Menge Sanskrit-Wörter, so hat es doch einen vom Sanskrit verschiedenen grammatischen Bau, indem es einen großen Theil seiner Inflexionen verlor, während dagegen das in Bengalen in der größten Reinheit gesprochene Bengalische nur wenige Wörter enthält, die nicht aus dem Sanskrit stammen. Außer den anderen jetzt noch in Indien gesprochenen, als Mahrattisch, Sindhisprache, Kaschmirsprache, Sprache der Siah-Posch (— Das sind die Kafirs, die nicht mehr in Indien wohnen. A. —) und andere, erwähnen wir hier noch das uns näher liegende Ziganische, die Sprache der nach Europa geflüchteten Zigeuner, welche nicht nur durch die Flexionsformen, sondern auch durch zahlreiche Wörter ihre Herkunft aus Indien erweist; so z. B. heißt in der Zigeunersprache das Wort Mensch manusch, und im Sanskrit mânusa, das Wort Kohle angar, und im Sanskrit angâra.

2) Die persische Sprachfamilie. Der Urtypus der persischen Familie ist das Zend, die heilige Sprache der Magier, die Sprache Zoroasters, welche, aus gleichem Stamme entsprossen mit dem Sanskrit, sich im Westen Asiens unter den „Anbetern der Sonne" verbreitet hat, und in welcher die heiligen Bücher (Zend-Avesta) der Parsen abgefaßt sind. Wichtig für uns aber ist das Zend namentlich deshalb, weil es gewissermaßen an der Spitze einer der zwei großen Abtheilungen der indoeuropäischen Sprachen steht, während das Sanskrit als das älteste Glied der anderen betrachtet werden kann. Zur ersten Klasse müssen die modernen persischen, sowie die germanischen und slavischen Sprachen gerechnet werden, während die klassischen Sprachen von Griechenland und Rom zum Sanskrit gehören.

Sehen wir das Zend als eine Mundart der alten Sprache, welche die Meder, Perser und Baktrer redeten, an, so ist der andere und bekannte Dialekt das Idiom, in welchem die keilförmigen Inschriften der achämenidischen Könige (Darius, Xerxes, Artaxerxes) geschrieben sind. Es war vermuthlich die Sprache Westpersiens, während man das Zend in den nördlichen Theilen sprach. Im Westen des Reiches bildete sich durch die Vermischung des Zend mit Syrischem eine neue Sprache, das Pehlvi, welches sich allmälig in die anderen Theile Persiens verbreitete. Die Wörter dieser Sprache sind sehr verstümmelt und entbehren fast aller grammatischen Endungen. Es war die Sprache des Mittelalters von Persien. Das Parsi, die altpersische Volkssprache (unter der Herrschaft der Sassaniden Hof- und Geschäftssprache) war ursprünglich die Mundart der Provinz Fars, deren Hauptstadt Schirâs ist. Es lebt vielleicht noch in den Dialekten der Parsen (Guebren), welche es, neben den Sprachen der Länder, in denen sie leben, verstehen und gebrauchen. (— In Bombay rc. sprechen und schreiben sie das Guzerati. A. —) Diese Sprache blieb unverändert bis zum Eindringen der Araber, welche ihr das Arabische beimischten und so das Neupersische, die Sprache der heutigen Perser, erzeugten. Das Neupersische ist, seines doppelten Ursprungs ungeachtet, welcher es zum Zend in dasselbe Verhältniß stellt, in welchem das Englische zum Deutschen steht, voll Kraft und Würze, Anmuth und Dichtung. Die Denkmäler seiner großen Schriftsteller, wie der Schahnameh von Firdusi

und der Gulistan von Saadi, geben ihm eine hohe literarische Wichtigkeit und beweisen, wie viel es noch leisten kann. Zugleich im Besitz der arabischen und indischen Wurzeln, deren Endungen es abkürzt, einfach und klar in seinem Satzbau, ausdrucksvoll in seinen Zusammensetzungen, selbst in seiner, durch das Arabische vervollkommneten Schrift zierlich, gilt es mit Recht für die ausgebildetste Sprache des neueren Asiens und ist neben dem Arabischen die Schriftsprache aller mohammedanischen Völker in Persien, Indien und Vorderasien.

Bezüglich des grammatischen Baues läßt sich auf eine ziemlich enge Verwandtschaft des Persischen mit dem Deutschen schließen. Es zeigt sich dies in der Lehre vom Artikel, in den Pluralendungen der Substantive, in der Conjugation und Anderem. Ja, was den Wortschatz anlangt, so läßt sich fast ein Drittel des ganzen Vorraths persischer Wörter durch ähnliche deutsche vertreten, denn die ganze Anzahl persischer Wörter beträgt 12,000, und davon hat fast 4000 das Persische mit dem Deutschen gemein. Wie groß die Aehnlichkeit beider Sprachen ist, beweise folgender Satz: Braderi men desti dochterek krift, mein Bruder griff die Hand (Taste) des Töchterchens.

Zur persischen Sprachfamilie gehören ferner noch: Das Kurdische, die Sprache der zahlreichen Stämme im kurdistanischen Hochland; das Ossetische, eine mitten im Kaukasus, rings umgeben von Völkern, welche die kaukasischen Sprachen reden, gelegene Sprachinsel; das Afghanische oder Puschtu im Reiche Kabul, dessen grammatische Formen dem alten Zend entschieden näher stehen, als die des Persischen; das Beludschi an den Grenzen Indiens, und das Armenische von den Ufern des Euphrat bis zur Mündung des Kur in das Kaspische Meer. Die Literatur dieser Sprachen ist sehr umfangreich, und die grammatischen Formen bieten manche ganz eigenthümliche Erscheinungen dar.

3) Die griechische Sprachfamilie. Das Griechische umfaßt die Sprachen der Pelasger, eines thätigen und geistreichen Volkes, welches Thessalien, Epirus, die Küsten von Italien und Kleinasien und das griechische Festland nebst den Inseln bevölkerte, und aus dessen Mitte die Hellenen hervorgingen, welche Europa die schönste seiner Sprachen gegeben haben. (— Es gab auch semitische Pelasger. A. —) Die griechische Sprache, anfangs in die äolische und ionische Mundart getheilt, welche das Dorische und das Attische erzeugten, hatte sich schon vor ihrer festen Ausbildung durch Meisterwerke unsterblich gemacht. In einer Mundart, welche im Grunde Jonisch war, aber auch alle anderen Formen annahm, und deren Anmuth und Wohllaut die indische Sprache erreicht und fast übertrifft, hat Homer, der erhabenste der Dichter, Europa's hohe Bestimmung weissagend, den Sieg Griechenlands über Asien und die abendländischen Fahrten des Odysseus besungen. In der äolischen Mundart begannen die lyrischen Dichter ihre Oden, ehe die weniger liebliche, aber bestimmte attische Mundart die Muster aller übrigen Schreibarten in den Schriften eines Sophokles, Thukydides und Demosthenes darbot und die über das Meer verpflanzte dorische Mundart ihren Glanz den Sprachen Italiens mittheilte. So hat mehr als zweitausend Jahre lang die griechische Sprache sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt mit der Einheit der Grundregeln und der Mannigfaltigkeit der Formen, welche allem Schönen auf Erden eigen sind. Allgemein betrachtet ist die griechische Sprache durch ihren musikalischen Wohllaut, ihre reiche Formenmenge, ihre so zart abgestuften Zeitformen, ihren so klaren und logischen Satzbau und die Vielfachheit ihrer Zusammensetzungen ausgezeichnet vor allen anderen. Keine Sprache nähert sich darin und in Betreff der Endungen so sehr der alten indischen Sprache. Verdanken aber dieser die Griechen ihren Lautstoff, so haben sie von einem andern Volke die Kunst empfangen, ihn durch die Schrift darzustellen; denn ihr Alphabet ist das phönicische und chaldäische, welches sie verschönert und erweitert haben, indem sie es dem Wohllaute ihrer Sprache anpaßten.

Diese Sprache ist, nachdem sie so viele Jahrhunderte durchlebt hat, noch heutzutage, zwar geschwächt, aber nicht entstellt, in dem Neugriechischen lebendig. Abgesehen allerdings von den im Laufe der Jahrhunderte nicht zu vermeidenden Lautentstellungen ist sogar in den Formen der Declination und Conjugation, außer der Beimischung fremder, namentlich slavischer Wörter, der Unterschied vom Altgriechischen durchaus kein solcher, daß man etwa Mühe hätte, die Verwandtschaft beider zu erkennen. Die Entfernung vom Altgriechischen in grammatischer Beziehung ist selbstverständlich bedeutender in der Sprache des gemeinen Lebens und der niederen Stände, als in der Schriftsprache oder der Sprache der Gebildeten, wo die alten Flexionsformen mehr und mehr wieder eingeführt werden.

Als zur griechischen Sprachfamilie gehörend, betrachten wir noch die albanesische Sprache, welche lange Zeit der Gegenstand genauer Untersuchungen gewesen ist und von Manchem sogar aus der Reihe der indoeuropäischen Sprachen ausgeschlossen wird. Sie hat ihre Wurzel in dem, was der griechischen und lateinischen Sprache gemeinsam ist. So sehr herabgekommene Sprachen, wie das Albanesische, das überdies keine Literatur besitzt, können sehr leicht die charakteristischen Zeichen der Familie in der Flexion, die im Wesentlichen dem ganzen Sprachstamm gemeinsam ist, verlieren. —

Eine jedenfalls höchst eigenthümliche Erscheinung ist es, daß um die untere Donau und weiter nach Südwesten hin sich eine Gruppe Sprachen, die aneinander grenzen, zusammengefunden hat, welche, durchaus nicht mit einander verwandt, darin übereinstimmen, daß sie die verdorbensten ihrer Familien sind, nämlich das Albanesische in der griechischen, das Walachische in der romanischen und das Bulgarische in der slavischen Sprachfamilie.

4) Die romanische Sprachfamilie. Das Lateinische, diese kurze, kräftige Sprache, welche in ihrem Wesen mehr indisch ist, als selbst das Griechische, aber weniger reich als dieses an Endungen und weniger geschmeidig in ihren Verbindungen, hat mehre Umgestaltungen erlitten, bis es etwa im Anfange der christlichen Zeitrechnung festgestellt wurde. Rauh und plump in den Gesängen der Salier, kurz und kriegerisch in den Gedichten des Ennius, hat diese Sprache zur Zeit des Cicero und Livius, des Virgil und Horaz die edlen Formen, die Bedeutungsfülle und die männliche Schönheit angenommen, welche sie auszeichnen und einer großen Nation wahrhaft würdig machen. Die siegreichen Römer haben ihre Sprache von Italien aus bis in den fernsten Orient verbreitet und dem unterjochten Europa vorgeschrieben, und indem sie, nach blutigen Kämpfen, dieselbe mit den friedlicheren und dauerhafteren Eroberungen des Christenthums verbanden, haben sie sie zur Universalsprache, zum Organ der Wissenschaft und der Civilisation erhoben.

Das Latein hat einen bei weitem alterthümlichern Charakter bewahrt, als das Griechische. An eine Herleitung desselben aus dem Griechischen, das gepflegte und geliebte Steckenpferd der Philologen, denkt heutzutage wohl

Niemand mehr, denn man könnte ja mit mehr Glück aus der Aehnlichkeit beider Sprachen die entgegengesetzte Ansicht begründen! — Aber während die vom Volke selbst niemals gesprochene lateinische Schriftsprache im Ganzen zwar unverändert blieb, veränderte sich jedoch die wirklich lebendige, vom Volke gesprochene lateinische Sprache, die man seit der Bildung der correkten Schriftsprache nicht mehr zum schriftlichen Ausdrucke verwandte, natürlich fortwährend, wie das in jeder Sprache zu geschehen pflegt. Es trat in den verschiedenen Theilen des weiten Gebietes, das sich die lateinische Sprache im Laufe der Jahrhunderte errungen hatte, eine ungleichmäßige Veränderung der Sprachen ein. Als diese in dem Maße verändert waren, daß das Latein ihnen gegenüber nicht mehr als die Schriftsprache, sondern als eine wesentlich andere, fremd gewordene erscheinen mußte, begann man die inzwischen entstandenen neuen Sprachen auch in der Schrift zu gebrauchen. Diese sogenannten romanischen Sprachen, denen natürlich auch viele dem Lateinischen fremde, namentlich germanische Elemente inwohnen, sind die italienische, spanische, portugiesische, provençalische, französische, walachische und churwälsche Sprache.

Die italienische Sprache hat sich von allen ihren Schwestern am wenigsten durch fremde Mischung dem Lateinischen entfremdet. Sie wohnt ja auch im Mutterhause, ist ein Erzeugniß desselben Bodens, auf welchem die großen Geister Roms geblüht hatten, und erlangte, in Toscana, der uralten Wiege italischer Civilisation, ausgezeichnet gepflegt, bald den mannigfachen Wohllaut und die glückliche Biegsamkeit, welche sie bei Dante ernst, bei Ariost und Tasso lebhaft und glänzend, im geschichtlichen Vortrag würdevoll und für die Accorde der Musik empfänglich gemacht haben. Die lateinische Sprache hat eine ernste Hoheit; die Hoheit der italienischen Sprache ist ungezwungener und sanfter, sie ist die Sprache der Liebe und der Lieder. Sie verdient aber auch diese Bezeichnung durch ihre seltene Vereinigung von Weichheit und Klang und ganz besonders durch die Wahrheit dieses Klanges, wo südliche Lebenslust, glühende Leidenschaft, finstere Gefühle der Furcht und des Unglücks, alle in ergreifenden, entsprechenden Tönen sich kund thun. Freilich gilt das nicht von jeder italienischen Volksmundart, sondern hauptsächlich von der zarten und schönen Sprache Roms. Zur Dichtkunst bieten auch die zahlreichen Reime und die natürliche, fließende Betonung, die angeborne und angewöhnte Ausdrucksweise der Sprache die Hand; freilich nur zu der Poesie, welche Himmel, Erde und Volk Italiens erzeugen, nicht zu der schwermüthig schwärmenden, vom Geiste des Orients durchdrungenen der Spanier und heutigen Griechen; — hier ist Alles volle, glühende Wirklichkeit, ein reiches Leben voller Lust.

Das ernsthafte und feierliche Spanische hat nicht wie das Italienische die harten lateinischen Laute weggeworfen, noch wie das Französische die Endungen abgekürzt, und wenn es nicht eine bedeutende Anzahl Wörter germanischen und arabischen Stammes aufgenommen hätte, würde es dem Lateinischen näher stehen, als selbst das Italienische. Es gibt wohl nicht leicht eine Sprache, die mit der weichsten Aussprache eine so wunderbare Fülle stolzen Klanges verbände, als die spanische. Ihre majestätische Schönheit in der Form bildet dabei oft einen merkwürdigen Gegensatz zur Bedeutung, welche meistens der Kraft und Fülle durchaus nicht entspricht, denn das sehr volltönende Wort bezeichnet oft den geringfügigsten Begriff. Die spanische Grandezza ist ja sprichwörtlich geworden. Fehlt der Sprache zwar auch die Geläufigkeit und Lebhaftigkeit ihrer italienischen Schwester, so hat sie trotzdem nicht weniger Formen für die Zeitbeziehungen des Seins und Handelns, als diese. Im Conjunctiv, dessen Gebrauch mehr Bildung und Besonnenheit erfordert, weist sie sogar noch mehr Formen auf.

Es darf dieser Vorzug vor der italienischen Sprache durchaus nicht befremden. Denn wenn Mannigfaltigkeit in der Thätigkeit auf viele Thätigkeit überhaupt schließen läßt, so ist sie bei der spanischen Sprache vor Allem Beweis für ein reiches Leben. Diese Verschiedenheit von dem rascheren Feuer der italienischen Schwester scheint sich namentlich darin auszusprechen, daß die Zeiten, welche das spanische Zeitwort vor dem italienischen voraus hat, eine Vergangenheit und eine Zukunft sind. Das nimmer ruhende, heiße Leben will nur Gegenwart; ernste Besonnenheit dagegen blickt vorzugsweise gern in stille Vergangenheit und bedeutungsvolle Zukunft.

Obschon die portugiesische Sprache der spanischen sehr nahe steht, so ist sie doch weniger reich und weniger volltönend. Daß die Zahl der aus dem Lateinischen stammenden Wörter größer ist, als bei der spanischen Sprache, rührt wohl hauptsächlich daher, daß Portugal sich von der Herrschaft der Araber losriß, ehe noch der Einfluß ihrer Sprache so stark werden konnte, als in den spanischen Landen. Das Lautsystem ist äußerst verschieden von dem des Spanischen. Alle dort voller und härter klingende Consonanten sind hier weich und flüssig; sogar die einfachen Vokale sind häufig durch Verzwiefachung breiter auseinander geflossen. Dadurch verlieren sie und durch sie die Sprache einen großen Theil selbstständiger Kraft; doch sind so viele volltönende Endungen des Spanischen geblieben, daß sie sich mit jener größern Weichheit, sowie mit der raschen Zusammenziehung ernsterer Wörter zu einem recht lieblichen Ganzen vereinigen. Dadurch war die portugiesische Sprache von Anfang an sehr fähig, sanfte und doch heftig vorüberrauschende Gefühle in poetischem Gewande auszudrücken und hatte daher schon frühzeitig ihre Dichter. Wir erinnern nur an Camoëns.

Die provençalische Sprache war einst die gemeinsame Verkehrs- und Dichtersprache von ganz Südeuropa, ist zur Zeit aber nur noch Volkssprache des südlichen Frankreichs. Sie bildet zwischen dem Idiom des nördlichen Frankreichs und den Sprachen der pyrenäischen und der apenninischen Halbinsel eine natürliche, sprachliche, wie geographische Vermittlung, insofern in ihr gleichsam jede der übrigen romanischen Sprachen sich durch besondere Eigenthümlichkeiten mit vertreten sieht. Daher bemerken wir auch in dem ganzen Bau der provençalischen Sprache ein stetes Schwanken, ein sich Anschließen bald an die eine, bald an die andere Schwestersprache. Sie war die erste unter den romanischen Sprachen, welche sich einer poetischen Anwendung und einer feinen literarischen Behandlung erfreute, als die anderen, noch einzig auf den Gebrauch im täglichen Verkehr angewiesen, im Dunkel dahin lebten, unbeachtet von Dichtern und Gelehrten. Das Provençalische, worin die Lieder der Troubadours erklangen, und welches jetzt fast im ganzen südlichen Frankreich bis an die Loire und noch weiter hinaus, in der spanischen Provinz Catalonien und in einem Theile der Insel Sardinien, am schönsten aber in Languedoc gesprochen wird, drückt Gedanken und Gefühle mit französischer Leichtigkeit, Anmuth und Oberflächlichkeit aus.

Der neue Staat Colorado in Nordamerika.

Die Benennungen, mit welchen die Nordamerikaner ihre Territorien und neuen Staaten belegen, sind im Allgemeinen recht gut gewählt, von dem Gebiete „Washington" abgesehen; denn dieser Name kommt doch allzuoft vor. Dasselbe gilt von dem Worte Colorado, das für den neuen Staat gar keine Bedeutung hat und nur Folge einer geschmacklosen Wahl ist.

Colorado wurde im März 1861 als Territorium organisirt und ist im Dezember 1865 als Staat in den Bund eingetreten. Er ist theils Prairie- theils Gebirgsland und recht eigentlich ein Binnenstaat, im Süden und Norden des 38. Breitengrades; er liegt also ziemlich in demselben Striche mit Kansas, Missouri, dem südlichen Illinois, dem nördlichen Kentucky und Virginien. Die Westgrenze wird von Utah, dem Mormonenlande, gebildet; die Nordgrenze von Dakotah und theilweise Nebraska; im Osten liegen theilweise Nebraska und dann Kansas; im Süden Neumexico. Die große Eisenbahn von Missouri bis zum Großen Weltmeere wird den neuen Staat in seinem nördlichen Drittel durchschneiden.

In diesen Theil der großen nordamerikanischen „Einöde" kamen weiße Ansiedler in Folge der Goldfunde am Pikes Peak so rasch und in solcher Menge, daß ihre Ziffer 1861 schon 42,538 betrug; man hatte eine sorgfältige Zählung veranstaltet. Etwa 6000 Köpfe waren Indianer: Arapahoes und Yutahs. Im folgenden Jahre waren schon an 70,000 Seelen in dem neuen Gebiete. Der östliche Theil, eine wenig fruchtbare, durch nichts anziehende Prairiegegend, wird niemals eine beträchtliche Bevölkerung erhalten; diese drängt sich am Gebirge zusammen.

Colorado bildet den 37. Staat in dem Republikenbunde. Es hat von Osten nach Westen eine Ausdehnung von etwa 400, von Norden nach Süden von etwa 300 Miles und zwischen 100,000 und 110,000 Quadratmiles, und wird von den Rocky Mountains durchzogen. Innerhalb seiner Grenzen entspringen der Rio del Norte, der in den Californischen Meerbusen fallende Rio Colorado, welchem man den Namen für den Staat entlehnt hat, der Arkansas, der Kansas River und der Plattefluß. Die vielgenannten Berggipfel Pikes Peak und Long's Peak, der Süd- und der Nordpark (auf dem erstern entspringt der Arkansas, auf dem letztern der nördliche Platte) liegen gleichfalls in Colorado. So bildet dieser Staat eine große Wasserscheide. Die Felsengebirge nehmen mit ihren Ausläufern und Verästelungen mehr als ein Drittel der Bodenfläche ein; sie stehen an ihrer Ostseite auf weite Strecken hin wie kahle Felsmauern da; daher der Name. Die beiden eben genannten Spitzberge erkennt man schon aus weiter Ferne und sie bilden Landmarken, welche für den Wanderer, der durch die Prairie gezogen ist, einen höchst willkommenen Anblick bilden. Auf den Steppen zogen noch vor wenigen Jahren die Büffel in unzählbarer Menge hin und her; jetzt werden sie schon selten.

Vor etwa sechzig Jahren reisten Lewis und Clarke durch diese Gegend und gaben zuerst nähere Nachrichten über dieselbe. Pelzjäger und Fallensteller, zumeist halbschlächtige Canadier, nahmen bei den Indianern Weiber und verkehrten mit den Rothhäuten; von Süden her kamen dann und wann einige neumexicanische Hirten, aber vor 1858 hat sich kein weißer Mann in diesem Land angesiedelt. Damals schwärmte eine Schaar von Abenteurern bis an den Pikes Peak. Sie stammten zum Theil aus Georgien, hatten früher in Californien Gold gegraben, waren dann in dem durch abolitionistische Umtriebe zerrütteten und mit Blut bedeckten Kansas erschienen und zogen dann an den obern Arkansas und den Südplattefluß, weil sie gehört hatten, daß man dort Gold finde. Während der warmen Jahreszeit „prospekteten" sie umher, fanden aber, daß die Wirklichkeit ihren Hoffnungen nicht entsprach. Als der Winter kam, blieben sie im Lande und zimmerten sich Blockhäuser an einem Bache, dem Cherry Creek, der dort in den südlichen Platte mündet. Diese Hütten wurden Denver City benannt, und aus ihnen ist nun eine stattliche Ortschaft und Hauptstadt erwachsen, die schon mehr als 20,000 Einwohner zählt. Sie liegt etwa 3 deutsche Meilen von dem östlichen Fuße der Rocky Mountains entfernt, welche dort eine steile, weiße Mauer von etwa 2000 Fuß Höhe bilden; im Hintergrunde gipfelt sich dann auf einer Strecke von 10 bis 20 deutschen Meilen das Gebirge höher und höher auf.

Während der Winterzeit waren die Abenteurer nicht etwa unthätig; sie prospekteten weit und breit in der Gegend umher, fanden aber erst im Mai 1859 einige ergiebige „Diggings" am Clear Creek, etwa 9 Meilen westlich von Denver City. Inzwischen waren von Osten her viele Goldsucher herbeigeströmt, aber die meisten fanden sich getäuscht, denn sie fanden kein Gold. Deshalb kehrten tausende wieder zurück; mitten auf den Prairien begegneten sie anderen tausenden, welche ins Goldland ziehen wollten und trotz aller Abmahnungen wirklich dorthin gingen. Sie meinten, ihnen werde es schon vorbehalten sein, „Nuggets" zu finden. Ihre Hoffnung erfüllte sich; im Juni fand man die sehr reichhaltigen Gregory Diggings; dort waren viele „Diggers" an der Arbeit und sie gründeten auf jener Stelle Central City. Das war die zweite Stadt im Lande; sie liegt am Fuße des Pikes Peak und hatte 1863 schon mehr als 10,000 Einwohner.

Man weiß, wie es in den Gegenden, wo Gold gefunden wird, in den ersten Jahren zugeht. Phantastische Hoffnungen wechseln mit niederschlagenden Stimmungen ab. So war es auch in Colorado. Manche verließen unwillig das Land, um weiter im Norden oder Westen, in Montana oder Nevada ihr Glück zu versuchen. Eine leichte Arbeit ist das Diggen in Colorado nicht; das „Placer- und Gulch-Diggen" erfordert Anstrengungen, und das edle Metall liegt manchmal zwischen 8000 und 10,000 Fuß über der Meeresfläche. Man meint übrigens, wir wissen nicht, ob mit Recht oder Unrecht, daß Colorado an Quarzadern reicher sei, als Californien, aber zur Ausbeutung sind große Kapitalien und Maschinen erforderlich. Dieser goldführende Quarz wird um so reichhaltiger, je weiter man in die Tiefe kommt. Die Gregory Diggings haben in einem einzigen Jahre für mehr als 5 Millionen Dollars an Gold ausgegeben. Am westlichen Abhange der Snowy Mountains hat man neben dem Gold auch Silber gefunden; auch Blei und Quecksilber fehlen dem Staate nicht.

Und, was von sehr erheblichem Belang ist, unweit von Denver City an der Basis der Felsengebirge liegen Steinkohlen, von derselben Güte und Beschaffenheit, wie jene im südlichen Illinois. So ist in den holzarmen Ebenen nicht bloß einem empfindlichen Mangel abgeholfen, sondern auch der großen Eisenbahn, welche hier tief im Binnenlande sich mit Brennstoff versorgen kann, wird ein großer Dienst geleistet.

Die Bewohnerzahl betrug am Ende des Jahres 1865 schon über 100,000, und in den sonnigen Thälern des Gebirges wird neben der Viehzucht auch ein schwunghafter Ackerbau betrieben.

Aus allen Erdtheilen.

Die Schiiten in Persien.

Eduard Polack schildert dieselben in seinem trefflichen Buch über Persien in belehrender Weise. Der Perser rühmt sich, daß er Schiit und allein Mohammedaner sei; dem Sunniten gesteht er nicht das Recht zu, sich so zu nennen. Er erkennt die Sunna, die Ueberlieferung und die Auslegungen des Korans, nicht an, aber trotzdem ist seine Schieehlehre die complicirtere, entfernt sich mehr vom Monotheismus und ist von den widersinnigsten Sagen entstellt. Dagegen hat die Sunna den ursprünglichen Islam nur so weit umgestaltet, als es nothwendig war, um das ursprünglich für Nomaden gegebene Gesetz den Verhältnissen einer seßhaften Gesellschaft anzupassen.

Der Sunnit betet: „Es gibt kein göttliches Wesen außer Allah, und Mohammed ist sein Apostel.“ Er braucht nicht an die Wunder Mohammeds zu glauben, weil seine einfache und klare Lehre alle Wunder leicht entbehren kann. Der Schiit setzt zu obiger Formel noch hinzu: „Ali Wali Allah.“ Das Wort Wali hat sehr verschiedene Bedeutungen: Sklav, Diener, Vertrauter, Stellvertreter 2c., und in den verschiedenen Bedeutungen dieses Wortes liegen auch die mannichfachen Nuancen der Schieehlehre. Die Meisten nehmen es in dem Sinne des Statthalters, Andere aber betrachten Ali als eine Incarnation Gottes, schreiben ihm zahlreiche Mirakel zu und stellen ihn hoch über Mohammed. Der Perser ruft daher nie den Namen Mohammeds an; sein gewöhnlicher Ruf, den er fast bei jedem Schritte und bei jeder Bewegung wiederholt, den man an alle Wände geschrieben, in die Rinde der Bäume eingeschnitten findet, ist: „Jâ Ali!“ Nur selten vernimmt man daneben: „Ai chuda!“ O Gott! Dem Ali zunächst genießt sein Sohn Hussein die größte Ehre, derselbe, welcher in der Schlacht bei Kerbelah ums Leben kam.

Das Dogma der Schiiten besteht eigentlich nur in Verneinungen. Sie leugnen das Nachfolgerecht Omers, die Legitimität der drei ersten Chalifen Abubekr, Osman und Omer, weil das Chalifat rechtmäßig nur dem Ali gehört habe; sie leugnen auch die Ehrbarkeit Ayscha's, der Frau Mohammeds. —

Der Sunnit verrichtet sein Gebet ungern in einem Zimmer, wo unverzerrte Abbildungen von Menschen oder Thieren sich befinden. Anders die Schiiten; sie lieben die Bilder, und fast in jedem Hause des Volkes ist ein schlechter Holzschnitt zu finden, welcher den Propheten Ali vorstellt. Da man jedoch sagt, sein Gesicht sei von so vollendeter Schönheit gewesen, daß kein Maler sich daran wagen könne, wird er immer verschleiert dargestellt. Der König glaubt sich im Besitz des wahrhaften Conterfeis von Ali; es soll aus Indien zu ihm gekommen sein und wird in einem goldenen Kästchen mit feiner Emaillirung aufbewahrt. Wenn dasselbe durchs Zimmer getragen wird, verneigen sich alle Höflinge; auch der Schah macht eine tiefe Verbeugung gegen den heiligen Schrein. Vor einigen Jahren stiftete er sogar einen Orden des heiligen Ali und machte sich zu dessen Großmeister. Die Ceremonie wurde mit der größten Feierlichkeit vollzogen, und um ihr eine religiöse Weihe zu geben, wurden Priester dazu entboten; diese fanden sich jedoch nur mit Widerwillen ein, weil sie mit Recht in dem Akt einen wirklichen Bilderdienst erblickten, von dem der Koran so eindringlich abmahnt. Aus alle dem geht hervor, daß die Schieehlehre vom reinen Monotheismus abweicht.

Dem Perser ist erlaubt in Fällen, bei welchen ihm durch das Bekennen seiner Religion ein Nachtheil erwachsen könnte, dieselbe abzuleugnen. Deshalb geben sich die Perser häufig in türkischen Ländern für Sunniten aus und verrichten nach Art der letzteren ihr Gebet. Diese Heuchelei wird für erlaubt gehalten und herrscht auch im Verkehr der Perser unter einander. Man überbietet sich in Betheuerungen seines Glaubens und Anpreisungen der „gereinigten Religion“, so sehr man auch gegenseitig von der Täuschung überzeugt ist. Dasselbe gilt von den Priestern; die Religion ist zur leeren Formel herabgesunken. Unter den Gebildeten glaubt Niemand an den Koran. Die einen setzen gar nichts an dessen Stelle, die anderen bilden sich eigene individuelle Ansichten oder nehmen das System von Derwischen an und verehren diese als ihre Leiter. Aus den letzteren bestehen die zahlreichen Sekten der Sufi's; doch gelten alle äußerlich für Schiiten. Jeder Perser glaubt sich zur Scheinheiligkeit berechtigt.

Bemerkenswerth und vollkommen entsprechend den Ansichten und Aussprüchen auch anderer gründlicher Kenner des Orients, welche Dinge und Menschen schildern, wie sie wirklich sind, ist folgende Aeußerung Polacks:

„Fast noch nie hat sich ein Muselmann aufrichtig zum Christenthum bekehrt; das Dogma der Dreieinigkeit ist ihm unfaßlich, eben so der Begriff christlicher Tugend und Entsagung. Man lese die ehrlichen Berichte der Missionäre und man wird in die Wahrheit des Vorstehenden keinen Zweifel setzen. Die mit so bedeutenden Kosten gedruckten, eingebundenen und gratis vertheilten Bibeln werden von den Empfängern sofort aus den Deckeln gerissen und im Bazar als Makulatur verbraucht. Der einfache Bibelstyl ist dem Perser zuwider; er liebt pomphafte Worte, eine blumige, bilderreiche Sprache, welcher er gern Gedanken und Inhalt aufopfert. Zuweilen ließ sich der Schah zur Belustigung einige Kapitel aus der Bibel vorlesen, und jedesmal brachen er und seine Höflinge sehr bald in lärmendes Gelächter aus, so daß an ein Fortsetzen der Lectüre nicht zu denken war. Damit dem Koran, trotz seiner Heiligkeit, nicht ein ähnliches Schicksal zu Theil werde, ist es bekanntlich verboten, ihn ins Persische zu übersetzen.“

Die Priesterschaft weiß auch in Persien die sogenannten göttlichen Dinge sich trefflich nutzbar zu machen, um irdische Vortheile zu erbeuten. Mohammeds Religion kennt gar keinen Priesterstand im eigentlichen Sinne des Wortes, eben so wenig einen Tempel. Jedermann ist befugt, mit lauter Stimme das Gebet, Asan, vorzutragen, und jeder Ort kann dazu gewählt werden. Wenn sich trotzdem eine Priesterschaft ausbilden konnte, so geschah es, weil der Koran in arabischer Sprache geschrieben, also nur den Gelehrten zugänglich ist, und weil nach dem strengen Ritus Gebete und Trauungsformeln mit reinem arabischen Accent ausgesprochen werden sollen. Das gelingt aber der persischen Kehle nur nach jahrelanger Uebung oder eigentlich niemals. So entstanden die Scheich ul Islam, die Iman Dschumeh, die Mutschtehid und der Troß der Mulas (Mollahs). Die drei ersteren müssen aus dem Stamme des Propheten, die letzteren können auch aus dem Volke hervorgehen. „Anfangs waren es durch Frömmigkeit und Kenntnisse ausgezeichnete Männer, nach und nach aber mißbrauchten sie ihre bevorzugte Stellung, sie verdrängten die Kasis, weltlichen Richter, und maßten sich ausschließlich die Befugniß an, Recht zu sprechen und Prozesse zu schlichten; sie verfälschten Testamente, verdrehten das Recht, ließen sich bestechen, beraubten Wittwen und Waisen, verborgten unter der Hand Geld auf hohe Zinsen und ergaben sich den gröbsten Ausschweifungen. Sie verstanden es, die niederen Volksklassen an sich zu fesseln, indem sie Verbrechern ein schützendes Asyl gewährten und, selbst ungläubig, die Menge fanatisirten. Es ist schon so weit gekommen, daß kein Testament vor ihren Praktiken sicher ist, und

daß notorisch das Gut der Wittwen und Waisen von ihnen „verspeist" wird. Während sie vor der Welt Armuth und Demuth heucheln, sammeln sie für sich, ihre Familien und Moscheen Reichthümer an, denn auch die Erträgnisse des Moscheengutes fallen ihnen zu. Der Bürgerstand haßt sie und sie werden, außer vom Pöbel, verachtet; in der öffentlichen Meinung ist der Stand der Mulas sehr gesunken; sie werden häufig in obscönen Bildern als handelnde Personen dargestellt und in den beliebten Theaterpossen ihrer spitzfindigen Gesetzesauslegungen wegen verspottet."

Der Ongkor-Wat in Kambodscha.

Adolf Bastian. — Wir haben über dieses wunderbare Gebäude, das sich in der Waldeinöde unfern vom Tuli sap erhebt, in früheren Bänden des Globus ausführliche Mittheilungen gegeben, und der Bericht Heinrich Mouhots war der erste, welcher über diesen Prachttempel erschien; vor 1860 war derselbe den Europäern völlig unbekannt.

Wir dürfen eine durchaus specielle Schilderung über den Ongkor Wat und überhaupt die Ruinen in Kambodscha von Adolf Bastian in Bremen erwarten. Unser Freund hat sich Monate lang in jener Gegend aufgehalten, Alles genau durchforscht, und wir waren erstaunt, als wir die hunderte von Zeichnungen sahen, welche Bastian an Ort und Stelle hat machen lassen. Von den Inschriften hat er Abdrücke genommen, die, wie wir aus eigener Anschauung bezeugen können, ungemein treu und deutlich ausgefallen sind. Bastian ist eben jetzt (Dez. 1865) mit Entzifferung und Erklärung derselben beschäftigt. Er arbeitet an einer urkundlichen Geschichte der hinterindischen Staaten und hat in jenen Ländern eine Anzahl von Handschriften gesammelt, die in Europa noch unbekannt sind.

Ueber den Ongkor Wat sagt er, der alle großartigen Bauwerke auf beiden Erdhalben gesehen hat (die von Yucatan allein ausgenommen), daß sie allerdings die übrigen ohne Ausnahme hinter sich zurückließen, und daß Mouhot nicht im Mindesten übertrieben habe.

Wir finden uns zu diesen Bemerkungen veranlaßt, weil uns eben ein Bericht aus dem „Courier de Saïgong" vorliegt. Von dieser Stadt aus sind mehrfach Franzosen nach dem Tempel hingewandert und auch sie können nicht genug Worte für ihre staunende Bewunderung finden. Der Bericht im „Courier" sagt: Der Tempel erhebt sich inmitten einer Waldlichtung; er ist vortrefflich erhalten, nur einige Nebenwerke liegen in Trümmern, im Uebrigen zeugt nichts von Verfall. Kein einziges Denkmal alter oder neuer Zeit bietet in architektonischer Beziehung ein so vollständiges Ganze und zugleich eine so vollkommene Ausführung der Einzelnheiten, mit seinem dreifachen Peristyl, den Glockenthürmen, den Skulpturen und allen den baulichen Herrlichkeiten. Wer hat ein so wundervolles Prachtgebäude aufgeführt? Die Inschriften sind in Pali, aber es fehlt der Schlüssel, diese Art des alten Pali zu entziffern. (Bastian glaubt, wie schon gesagt, denselben zu haben, und ist seiner Sache sicher.) Das Volk sagt, der Tempel sei von Riesen gebaut worden. Der „aussätzige König" (dessen Porträt und Statue wir im Globus VI, S. 259) mitgetheilt haben, scheint eine halb geschichtliche, halb phantastische Gestalt zu sein, ein mächtiger Herrscher, unter welchem das alte Reich Khmer, denn so hieß Kambodscha, im südöstlichen Asien eine bedeutende Machtstellung hatte.

An die Zerstörung des Gebäudes hat sich Niemand gewagt, weil die Heiligkeit des Ortes davon abschreckte. Ringsumher ist aber Alles voll von Ruinen. Gleich nördlich vom Tempel erhebt sich ein dichter Wald, in welchem man kaum ein paar hundert Schritte gehen kann, ohne auf Trümmer von Palästen und Tempeln zu treffen, die auch großartig und prachtvoll gewesen sein müssen. Diese Ruinen einer ehemaligen großen Stadt erstrecken sich eine Länge von 8 bis 10 deutschen Meilen weit! „Paris und London erscheinen, daneben gehalten, als Flecken;" so sagt der französische Beobachter im „Courier de Saigong".

Nun fragt sich, in welche Zeit die Schöpfung dieser gewaltigen Bauwerke fällt? „Der Geist verliert sich in allerlei Vermuthungen. Jetzt ist der Boden mit einem vielhundertjährigen Walde bedeckt; Ruinen und Pflanzenwuchs bilden ein so wirres Durcheinander, daß man die einen vom andern kaum unterscheiden kann. Man muß sich mit dem Beil in der Hand einen Weg bahnen, und wenn man bis zum Innern eines Gebäudes durchgedrungen ist, dann flattern ganze Wolken von Fledermäusen auf und verbreiten einen unausstehlichen Geruch." Der französische Beobachter war nur zwei Tage in der Umgegend des Ongkor Wat. „Hier wäre für die Wissenschaft eine herrliche Aufgabe zu lösen. Man sollte eine Kommission ernennen, die aus Photographen, Zeichnern, Geometern und Archäologen (wir fügen hinzu auch aus Sprachkundigen) gebildet sein müßte. Sie würde erhebliche Resultate für die Wissenschaft zu Tage fördern."

Adolf Bastians Werk wird, wie wir hören, im Jahre 1866 erscheinen.

Livingstone, der bekanntlich wieder eine Reise nach Ostafrika unternommen hat, war am 11. September in Bombay angekommen, wo er die nöthigen Vorkehrungen zu seiner Expedition treffen wollte. Er beabsichtigt die Region zu erforschen, welche zwischen dem nördlichen Punkte der auf seiner vorigen Reise besuchten Gegend und dem Tanganyika-See liegt; er will namentlich die Flüsse genau untersuchen, welche im Norden des Sambesi und bis zum Aequator hin aus dem östlichen Afrika dem großen Indischen Oceane zufallen. Ende Oktobers oder Anfang Novembers 1865 gedachte er an der afrikanischen Küste zu sein. Wir können der ausdauernden Beharrlichkeit dieses Reisenden unsere Bewunderung nicht versagen.

Notizen aus Indien. Die englische Regierung hat sich die größte Mühe gegeben, einer sehr nachtheiligen Unsitte entgegen zu treten, dem Verhandeln junger Mädchen von Seite der Eltern. Es hält aber sehr schwer, uralte Gewohnheiten auszurotten. In Meywar dauert dieser Verkauf immer noch fort. Die Bhils kommen aus ihren Bergen herab, durchziehen die Dörfer im Unterlande und führen dann die von ihnen eingehandelte lebendige Waare hinweg. Neuerdings sind sehr strenge Maßregeln dagegen ergriffen worden, aber man hat eine schwierige Aufgabe, weil Eltern und Käufer unter einer Decke spielen und der Handel nur insgeheim abgemacht wird.

Dagegen zeigt sich in den Kassiabergen eine Art von Fortschritt. Indische Blätter melden nämlich, daß die Kassias und Dschyntyas einige Gewohnheiten civilisirter Menschen anzunehmen beginnen und einige barbarische Bräuche abschaffen. Aber an der Verehrung des Affen und des Schakals halten sie noch fest, und dagegen hat sich bisher noch nichts thun lassen. Menschenopfer werden von der englischen Regierung durchaus nicht mehr geduldet, aber es kommen doch noch entsetzlich grauenhafte Dinge vor. Der Radscha des Landes hat eine Schwester, die sich in den Kopf setzte, der Göttin Kali ein derselben würdiges Opfer zu bringen. Sie führte ihren Entschluß ohne Zögern aus, indem sie ihren zeitweiligen Geliebten, der übrigens bei ihr in hoher Gunst war, festnehmen und sofort lebendig braten ließ! Dieser Vorfall kostete übrigens ihrem Bruder, dem Radscha, den Thron, denn die Engländer setzten ihn ab.

Die berühmten Tempelgrotten von Elephanta befinden sich in einem kläglichen Zustande, und die Skulpturen werden allmälig zu Ruinen. Ein Engländer, welcher sie 1865 zweimal besucht hat, stimmt darüber ein lautes Klagelied an. Die schönsten Skulpturen sind durch den Fanatismus der portugiesischen Barbaren schon vor Jahrhunderten arg beschädigt worden; hinterher sind dann „Liebhaber" gekommen und haben Vieles zerschlagen und abgebrochen, um ihr „Museum" zu bereichern. Vor der Stirne der allergrößten Statue, welche sofort dem Auge des Eintretenden auffällt, und welche die indische Dreieinigkeit (die Trimurti: Brahma, Wischnu und Siwa) darstellt, haben Leute wie Johnson, Robertson, Brown, Miller 2c. ihre berühmten Namen eingehauen oder mit schwarzer Farbe aufgepinselt. Daß man den Statuen Nasen abschlägt, gehört zu den „Belustigungen", eben so das Grogtrinken und das Veranstalten von Piknits in den Tempelräumen. „Das Alles ist schlimm genug, aber doch nicht das Allerschlimmste. Eben jetzt (Herbst 1865) beschäftigt eine Compagnie mehre tausend Kulis, und das Haus Nicholson läßt schon auf der Insel Elephanta arbeiten; man will dieselbe mit Bombay durch Brücken verbinden. Dann, es ist in der That zu befürchten, wird wohl beantragt werden, die Skulpturen aus dem Tempel nach dem Victoria-Museum in Bombay zu schaffen oder gar nach London in das South Kensington Museum. Und Wichtigkeit und Bedeutung haben diese Götterbilder doch nur an Ort und Stelle, da, wo die alten Weisen des Morgenlandes ihren Träumereien nachhingen. Man lasse diese Tempel doch ja in ihrer feierlichen und majestätischen Vereinsamung und bewahre und beschütze das, was noch nicht zerstört worden ist, vor Verwüstung."

Der Caraïbenkönig Stephan Canut auf der westindischen Insel Dominica, Anno 1865. Als der Dänenkönig Canut den Wellen Halt gebot, ließ er sich nicht träumen, daß er nach vielen Jahrhunderten einen braunen Namensvetter auf den Antillen bekommen würde. Die Caraïben bildeten bekanntlich zur Zeit der Entdeckung Amerika's die Bevölkerung auch auf den Kleinen Antillen. Sie sind nach und nach durch die Spanier ausgerottet worden, bis auf wenige vereinzelte Spuren. Auf Dominica sind jetzt noch etwa 300 Köpfe übrig, welcher die katholischen Missionäre sich annehmen. In den ersten Monaten des Jahres 1865 waren einige Patres bei ihnen und ließen einen König wählen; „ganz freie, nicht von oben her beeinflußte Wahl, allgemeines Stimmrecht nach alter Landesart.“ Das Volk erklärte sich für Stephan, der blutsverwandt mit dem vor etwa 15 Jahren verstorbenen König ist. Der Bericht in den lyoner „Annales“ (Nr. 223) sagte, es sei gerade der Tag des heiligen Canut von Dänemark (der 19. Januar) gewesen; deswegen nannte man ihn Stephan Canut und das Volk rief: „Vive le roi Canut!“ Dazu knallten Flintenschüsse; dann kam ein Tedeum und die Priester sangen dreimal das Domine salvum fac regem Canutum!

Was hier gesagt wird, ist nicht etwa ein Scherz, es steht in den „Annales de la propagation de la foi“ buchstäblich so. Der geistliche Berichterstatter setzt hinzu, es habe allerdings an etwas Wesentlichem gefehlt, nämlich an einem königlichen Bankett; man habe nur Schiffsbrot und harte Eier zu beißen gehabt. Indessen sie wußten sich zu helfen. Pater Prosper stieg mit einigen jungen Caraïben in den Fluß, um Krebse und Fische zu fangen. Die Ausbeute war leidlich, und da auch etwas Maniokmehl und einige süße Kartoffeln herbeigeschafft wurden, so ging noch Alles ganz erträglich. Die Gesundheit Seiner Caraïbischen Majestät wurde in kaltem Grog getrunken. Als die Missionäre im August wiederkamen, wurden sie vom Könige schon besser bewirthet, man hatte sich auf sie eingerichtet und viele Kränze gewunden.

Nun kommt aber wieder der alte ewige Jammer, die stete Klage. Nur etwa 50 von den 300 Caraïben hatten sich eingestellt, alle übrigen waren fortgeblieben, weil sie nicht so viel Bekleidung hatten, um ihre Blöße decken zu können. Diese „frommen Christen“ beten wohl, so gut oder so schlecht sie es eben verstehen, aber arbeiten? Niemals! Sie lassen ihre Kinder splitternackt laufen und solche nackte Kinder dürfen die Schule nicht besuchen. Durch die Missionäre wurden diese Caraïben, die übrigens längst nicht mehr reines Blut haben, sondern sehr stark mit Negerelement versetzt sind, nur in ihrem Müssiggange bestärkt. Man hielt sie nicht zur Arbeit an, sondern schenkte ihnen ein Dutzend baumwollener Kittel. Allerdings, wie es heißt, denen, welche Bäume zum Bau der Kirche umhauen. Außerdem bekommen sie noch Lebensmittel. „Dank ihrer Arbeit (!) haben wir nun 8000 Bretter beisammen.“ Was für Arbeit! Auf dem üppigsten Boden hungern diese Barbaren.

Agassiz in Brasilien. Er hat seine Expedition zur Erforschung des Landes in vier große Abtheilungen gesondert. Die eine hat den Süden von der Provinz S. Paulo an zum Schauplatz ihrer Thätigkeit, die ganze Gegend zwischen dem Parana und dem Atlantischen Ocean. Die zweite untersucht die Küstenregion von Rio de Janeiro nach Norden hin bis Bahia und bis zum San Francisco; die dritte erforscht das Innere dieser Region westlich vom San Franciscoflusse und zwischen dem 10° südl. Br. und dem Wendekreise des Steinbocks. An der Spitze der vierten Abtheilung steht Agassiz selbst; sie hat sich die Erforschung des Amazonenstromes und seiner wichtigsten Nebenflüsse als Ziel gesteckt.

Santos in der brasilianischen Provinz S. Paulo ist einer der wichtigsten Häfen für die Verschiffung von Kaffee. In dem Handelsjahre vom 1. Juli 1864 bis 30. Juni 1865 wurden von dort 328,139 Sack Kaffee verschifft. In dieser Zeit liefen 118 ausländische Fahrzeuge ein, und dabei nahm die deutsche Seefahrt den ersten Rang ein. Während die Zahl der englischen Fahrzeuge nur 29 betrug, stellte sich jene der deutschen auf 36; davon waren 22 hamburger, 7 hannoveraner, 3 bremer und je 1 oldenburgisch, preußisch, lübeckisch und mecklenburgisch. Direkt nach Hamburg gingen 49,266 Sack Kaffee.

Deutsche Arbeiter in den südlichen Vereinsstaaten. Da mit den Schwarzen durchaus nichts anzufangen und auf einigermaßen andauernde Arbeit von ihrer Seite gar nicht zu rechnen ist, so sucht der Süden sich anderweitig Arbeiter zu verschaffen. Ein französischer Spekulant hat sich erboten, vorerst 10,000 indische oder chinesische Kulis zu importiren. Und zu Mobile in Alabama hat sich eine Compagnie gebildet, um deutsche Einwanderer gleich bei ihrer Einwanderung in Newyork als Arbeiter für den Süden zu engagiren. Es wird sich also ein ähnliches Schauspiel wiederholen, wie das abscheuliche Rekrutenabfangen während der letztverflossenen vier Jahre. Viele tausende unserer Landsleute wurden beschwindelt und mußten in der Freiheitsarmee der Yankeepatrioten Kanonenfutter abgeben. Jetzt will man sie sofort nach dem Süden „engagiren“, wo sie an der Stelle der nichtsnutzigen Neger arbeiten sollen. Und wie unbefangen wird dieser Menschenhandel betrieben? „Die Compagnie erbietet sich, männliche Arbeiter das Stück zu 150 Dollars, weibliche zu 100 und Kinder zu 50 Dollars per Jahr zu liefern.“ Die in Mobile und überhaupt im Staat Alabama ansässigen Deutschen haben aber gegen dieses von Yankees ausgesonnene Projekt, das reiner Handel mit Menschen sei, nachdrücklich protestirt. Viele Plantagen im Staate Alabama haben ein Klima, welches den Weißen nicht erlaubt, Feldarbeiten zu verrichten. Es ist aber wieder recht „smart“, daß die abolitionistischen Yankees den Plantagen erst die Arbeiter entzogen haben, und daß sie dann sich erbieten, gegen gute Provision Arbeiter aus Deutschland auf die Plantagen zu liefern.

Dampfschifffahrt auf dem Amazonenstrome. In einem Handelsschreiben aus Pará, das bekanntlich an der Mündung des Amazonasdelta liegt, wird gemeldet, daß viele Handelsleute aus Bolivia den Madeira hinab kommen und in Flachbooten Baumwolle, Chinchona (Fieberrinde), Häute, Goldstaub und Silber in Barren nach der Stadt Serpa am Amazonas bringen, wo dann diese Waaren auf die Dampfer übergehen. Auf dem obern Amazonas haben die Peruaner 2 Dampfer, den „Pastaza“ und den „Morona“, jeden von 500 Tons. Zwei kleine Dampfer, der „Tutumayo“ und der „Napó“, die nur 20 Zoll Tiefgang haben, fahren auf den Nebenflüssen. Die beiden größeren laufen monatlich zwischen Yurimagoes und Tabatinga, welches an der brasilianischen Grenze liegt, und legen bei Iquitos, Nauta und Loreto an. Die Peruaner machen in Pará beträchtliche Einkäufe, aber ganz Peru, so weit es auf der Ostseite der Andes liegt, hat nur eine einzige Industrie: die Verfertigung von Strohhüten. Im Handelsjahre 1864/65 sind aus Peru nicht weniger als 170,000 Stück solcher Strohhüte nach Pará gekommen; sie kosteten durchschnittlich 6 Dollars das Stück und haben einen Gesammtwerth von etwa 120,000 Pfd. Sterl.

Religiöse Begeisterung der Neger in Louisiana. Das deutsche „Newyorker Journal“ enthält die nachstehende Schilderung aus Neuorleans:

„Ein hervorragender Zug des amerikanischen Negers ist seine Vorliebe für lärmende religiöse Demonstrationen, wie dies von Reisenden im Süden schon öfters bemerkt worden ist. Man sagt, daß die Chinesen sich die Tapferkeit oder den Heroismus nicht anders vorstellen können als in Begleitung von Gongs und Tam-Tams, und die Neger haben ähnliche Ideen hinsichtlich des Gottesdienstes. Nicht nur halten sie dabei einen möglichst großen Lärmen und Spektakel für ganz wesentlich, sondern sie begleiten denselben auch, gleich den indischen Fakirs, mit Körperverdrehungen und Muskelverrenkungen.

Die Scenen, die bei ihren religiösen „Erweckungen“ in ihren Kirchen vorkommen, müssen jeden denkenden Menschen mit Widerwillen erfüllen. Vor einiger Zeit wohnten wir in einer hiesigen Kirche einer solchen Erweckung bei, wobei sich die handelnden Personen mehr wie wilde Thiere in einem Käfige als wie vernünftige Wesen geberdeten. Ein solcher Anblick spottet aller Beschreibung, und wollte man den ganzen Hergang getreulich schildern, so würde es Jedermann für eine Carrikatur und Burleske halten. Doch treten wir ein in eine farbige Kirche, wo gerade einige Neubekehrte von einem weißen Missionär aus Massachusetts die Taufe erhalten. Die Scene, die wir hier erblicken, bietet eher ein Bild von Besessenen als von Christen, vor Allem aber ist sie im höchsten Grade lächerlich. Vor dem Altar stand ein großer Wasserbehälter, dem sich die Täuflinge der Reihe nach näherten, während die Gemeinde sang, kreischte, brüllte und stampfte. Zwei Gruppen tanzten im Chorgang, während andere sich umarmten und sich die Hände schüttelten. Eine Negerin sprang vorwärts und rückwärts über einen Sitz und andere saßen in den Ecken und kreischten lustig „Hi, Hi.“

So oft ein Täufling an das Wasser trat, entstand eine augenblickliche Stille, aber sobald derselbe untergetaucht war und auf eine Plattform auf der andern Seite trat, begann das Schreien und Kreischen von Neuem. Die Wiedergeborene ihrerseits (es waren größtentheils Negerinnen) begann nun auf der Plattform eine Reihe gymnastischer Produktionen, daß man glaubte, es müßten ihr alle Knochen im Leibe entzwei brechen. Sie kreischte und stampfte mit den Beinen und machte mit ihren Gliedern allerhand seltsame Bewegungen, die nichts weniger als anständig und beinahe obscön waren. Dies setzte sie so lange fort, bis sie erschöpft und steif wie ein Stück Holz zu Boden fiel. Dann traten ein halbes Dutzend Männer vor und trugen sie weg. Auf diese Weise wurden sieben Negerinnen hinweggetragen, nachdem sie die eben beschriebene Operation durchgemacht. So oft eine an ihm vorbeigetragen wurde, rief der Missionär aus Massachusetts „Glory" und verdrehte dazu die Augen, während seine Hände über seinem Kopfe gefaltet waren und ein gottseliges Lächeln um seine scharfen Mundwinkel spielte. Er war ein Mann, der es wohl verstand, diese einfältigen Creaturen aufzuregen und bis zur Raserei zu entflammen und dabei glaubte er, oder schien wenigstens zu glauben, daß er ein Gott wohlgefälliges Werk thue.

Dieses Kreischen und Schreien, das oft die ganze Nacht durch dauert, ist für die Nachbarschaft äußerst lästig, aber wenn sich die Leute darüber aufhalten, so werden sie von den Methodisten und Baptisten der Rohheit beschuldigt.

Der „Sentinel" schildert ähnliche Auftritte in Thibodeaux und sagt dazu: „Indem die farbigen Methodisten den Weg zum Himmel suchen, machen sie einen solchen Spektakel, daß der Aufenthalt in Thibodeaux für andere Leute zum Fegefeuer wird."

Das Missouri-Paradies. Während im Innern des Staates Missouri noch die übliche Anarchie und Confusion herrscht, scheint die Stadt St. Louis an Annehmlichkeiten nicht zurückbleiben zu wollen. Der „Neue Anzeiger des Westens" zu St. Louis enthält folgende einladende Schilderung der dortigen Zustände:

„Die zahllosen Verbrechen, welche seit etwa zwei Wochen im Bereiche unsrer Stadt verübt worden, und von denen noch nicht einmal alle zur Kenntniß des Publikums gelangt sind, geben der hiesigen „Dispatch" Anlaß, Folgendes zu schreiben:

„Die durch Gauner in unsrer City verübten Verbrechen mehren sich stündlich an Zahl und nehmen fortdauernd an Kühnheit zu. Das Verzeichniß der gestern begangenen Verbrechen wird von dem des nächsten Tages übertroffen. Die Verwegenheit, mit welcher an einem Tage ein Diebstahl ausgeübt wird, wiederholt sich in gesteigertem Maße bei einem noch weit kühneren Diebesunternehmen am folgenden Tage, so daß die Bewohner von St. Louis mit gespannter Erwartung dem nächsten Morgen entgegensehen, in der Voraussetzung, daß in der Nacht zuvor die Diebe und Einbrecher mit noch verstärkter Verwegenheit zu Werke gegangen sein werden. Alle bis zu dieser Zeit üblich gewesenen Vorsichtsmittel und Sicherheitsmaßregeln erweisen sich als gänzlich nutzlos gegenüber der Schlauheit und Hartnäckigkeit des Spitzbubengelichters, welches die Stadt überflutet. In Bankhäuser, Geschäftsofficen, Hôtel-Parlors, die belebtesten Straßen, Straßeneisenbahnwagen, Eisenbahnhöfe, in die Schlafzimmer von Damen in Privathäusern — überall bringen die Gauner bei Tag und bei Nacht ein, so daß der Bürger seine Person und sein Eigenthum nirgends für sicher vor diesen Schurken halten kann. Um 8 Uhr Abends werden Leute dicht unter den Gaslaternen, an den Hauptstraßen angefallen und beraubt. Am hellen Tage werden Banken bestohlen. Collektoren und Kassenboten werden um die Mittagsstunde, im Centrum der Stadt, überfallen und der Gelder, die sie bei sich tragen, beraubt. Den Damen werden, während sie sich vollkommen sicher zu sein einbilden, die Portemonnaies auf der Straße aus den Händen gerissen, in zahllosen Häusern allnächtliche Einbrüche und Diebstähle verübt.

Und trotz alle dem geschehen keine Verhaftungen! Nicht Einer von den Urhebern dieser vielfachen Verbrechen wird zur Verantwortung gezogen. Es wird eben so wenig entdeckt, wer gestern eine Bank bestohlen, als wer heute den Collektor beraubt hat. Die städtischen Behörden thun durchaus nichts, um uns vor den Schurken zu beschützen, die uns dicht unter deren Augen berauben. Sie thun uns so wenig Gutes, daß wir ohne Polizei und ohne Polizeikommissäre grad' so gut fahren würden. Die Stadt ist von Gesindel aller Arten überfüllt. Die Gauner schwärmen in Myriaden auf den Straßen und in den Hôtels. Die Polizisten begegnen ihnen und sprechen mit ihnen tagtäglich und dennoch wird Keiner von ihnen verhaftet. Die Polizei-Commissioners haben die Fassung verloren. Sie besitzen keine Erfahrung in ihrem Amte und kennen die Gewohnheiten und Verstecke des Feindes wenig. Sie können einen gutgekleideten Spitzbuben nicht von einem Gentleman unterscheiden. Die Diebe begegnen und kommen ihnen jeden Tag nahe; während sie die Commissioners kennen, erkennen die unerfahrenen Commissioners sie nicht. Es war Gebrauch des frühern Polizeichefs, so oft er einen Schurken von Profession in der Stadt entdeckte, ihn sofort verhaften zu lassen oder aus der Stadt zu schicken; der jetzige Chef erkennt dagegen nicht Einen aus einem Dutzend Gauner, denen er auf seinem Wege täglich begegnet, er kann also auch keine Maßregeln wider sie ergreifen. Die Folge davon ist, daß wir uns ganz in den Händen der Schurken befinden. Sie rauben, stehlen, räumen uns die Taschen aus, brechen in Häuser ein und überfallen den Bürger mit einer Verwegenheit, die nicht ärger sein könnte, wenn gar keine Polizei da wäre!"

---

r. **Der Handel Rußlands im Jahre 1864.** Nach der „Akademiezeitung", die zuerst darüber eine Mittheilung macht, hat der Handel Rußlands mit Europa im Jahre 1864 in Bezug auf die Ausfuhr gegen 1863 um mehr als 30 Millionen zugenommen. Sie betrug $171\frac{1}{5}$ Millionen gegen $140\frac{4}{5}$ Mill. im Jahre 1863. Davon kamen 164,9 Mill. auf Europa, 6,8 Mill. auf Finnland. Die Getreideausfuhr (54,7 Mill.) zeigte eine Zunahme von 10,5 Mill., Schafwolle (19 Mill.) hat eine Mehrausfuhr von 4,6 Mill., Leinsamen von 6,6 Mill. (18,1 gegen 11,5 Mill.). Hingegen hat die Ausfuhr von Flachs und Talg um je 700,000 Rubel abgenommen; dieselbe war 1864 für Flachs 15,0, für Talg 9 Mill. Die anderen Exportartikel waren Hanf und Holz (je 5 Mill.), Schweineborsten, Werg (je 2 Mill.), ferner für je 1 Mill. Vieh, Pottasche, verschiedene unbearbeitete Metalle, Hanfzwirn, Oelkörner, Butter, Stricke und rohes Leder; für je $\frac{1}{2}$ Mill. Hanf- und Flachswirkereien, rohe Seide, Lein- und Hanföl, Pelzwerk, Gallnüsse, Fischthran, Pferde, Lumpen, Kerzen und Caviar. Eine Zunahme der Ausfuhr wird constatirt bei: Holz, Pottasche, Butter, roher Seide, Oel, Vieh, Leder; eine Abnahme findet sich bei Flachs und Salz, Stricken, Gallnüssen und Caviar.

In der Gesammtausfuhr nehmen die Rohprodukte mehr als 150 Mill. Rubel ein, und es bleibt sonach den verarbeiteten kaum 15 bis 20 Mill. Im Jahre 1863 betrug die Ausfuhr edler Metalle 59,9 Mill., 1864 nur 21,9 Mill.; bekanntlich wechselte 1863 bis zum 5. November die Bank ihre Assignaten gegen Metall um.

Die Einfuhr ergab im Jahre 1864 eine Zunahme von 17 Mill. gegen das Vorjahr; sie betrug im Ganzen 144,2 Mill., wovon 3,5 Mill. aus Finnland kommen; in dieser Ziffer sind die im Auslande von der Regierung und anderen Gesellschaften, welche keinen Zoll zahlen, eingeführten Waaren nicht inbegriffen, was jedoch in Zukunft geschehen soll. Es wird ja sonst jede Handelsbilanz unmöglich. Die Baumwolle nimmt unter den Einfuhrartikeln den ersten Rang ein mit 22,6 Mill. (gegen 9,4 Mill. im Vorjahr; dann Thee mit 8,8 Mill. (gegen 10,1 Mill. im Vorjahr). Diese Abnahme erklärt sich aus der Vertheuerung der Einfuhr über die europäische Landesgrenze. Abgenommen hat ebenfalls die Einfuhr an Zucker (8,3 gegen 10,2 Mill.), von Wein (7,6 gegen 8,1 Mill.), von Metallen, Fischen, Seidenwaaren, Droguerien. Zugenommen hat nächst der Baumwolle die Einfuhr von Maschinen und Modellen (7 gegen 5,8 Mill.), Steinkohlen (Zunahme 1,8 Mill.), Wolle (1,3 Mill.), chemische Produkte (1,3 Mill.), Salz (2 Mill.), gewirkte Leinen (1,9 Mill.), Woll- und Hanfwirkereien.

---

r. **Metallisches Quecksilber in Lintorf bei Ratingen.** Bei Lintorf hat man einen seltenen Fund gethan, nämlich metallisches Quecksilber in kleinen, hellglänzenden Kügelchen, während dasselbe sonst gewöhnlich an Schwefel gebunden als Zinnober gewonnen wird. Die Lagerstätte des Quecksilbers ist 1 bis 5 Fuß mächtig und bildet die unterste Schicht eines 60 Fuß starken Thonlagers, auf Dechens geologischer Karte als Thon von Ratingen bezeichnet, zur Braunkohlenformation gehörig. Die metallführende Schicht besteht aus einem Conglomerate von abgerundeten Schieferbrocken mit einem chloritischen Bindemittel, beide Bestandtheile im durchweichten Zustande.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus dem Volksleben in Südspanien.

I.

Almeria und dessen afrikanisches Gepräge. — Der heilige Graal. — Die Straße nach Malaga. — Tropischer Pflanzenwuchs. — Das Paradies von Südspanien. — Das bezaubernde Malaga. — Die schönen Weiber. — Leben und Treiben am Hafen. — Die Volksgesänge. — Erinnerungen an die Zeiten der Mauren. — Die edle Kunst des Messerfechtens. — Die Hauptstöße. — Leben und Treiben des Charran und des Baratero.

Wir haben das Vergnügen, unsere Leser wieder einmal mit Illustrationen von Gustav Doré erfreuen zu können. Der Werth derselben besteht nicht etwa allein in der Genialität der Auffassung und in der markigen Zeichnung, sondern, was für uns vorzugsweise in Betracht kommt, weil sie ethnographische Züge aus dem spanischen Volksleben so vortrefflich wiedergeben. Wer das bunte und farbige Treiben im südlichen Theile der pyrenäischen Halbinsel kennt, wird zugeben, daß in Doré's Keckheit des Griffels nicht etwa Uebertreibung liege; in manchen Fällen, wo eine gewisse Carricatur an der Sache selbst haftet, verstärkt er nicht etwa dieselbe, sondern giebt sie wieder, wie er sie sah. Während er zeichnete, schrieb sein Reisegefährte und Freund Davillier einen erläuternden Text, dem die leichte Anmuth nicht fehlt, der auch ganz geeignet ist, jenes Volksleben in dem „gemilderten Afrika" recht anschaulich zu machen und zu zeigen, wie eigenartig und von unserm nordischen Leben so durchaus abweichend dasselbe ist.



Ein Zweikampf auf Navajas. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Wir haben (Globus VIII, S. 299) die beiden Reisenden in Granada verlassen. Von dort zogen sie nach Jaën; dann gingen sie durch das wilde Gebirge der Alpujarras nach der in vieler Beziehung interessanten Stadt Almeria und dann nach Malaga.

Almería, dessen Provinz die östliche Ecke Andalusiens bildet, zählt etwa 24,000 Einwohner. Auch Moritz Willkomm hebt hervor, daß dort Alles ein afrikanisches Gepräge trage. Die Menschen sind fast so gebräunt wie die Berbern der gegenüberliegenden Küste, und gewiß sind unter ihnen noch viele Abkömmlinge der Mauren. Namentlich die Frauen haben einen durchaus moreskischen Typus und sehen in ihren schwarzen Mantillen geradezu entzückend aus.

Die Stadt selbst steigt terrassenförmig an, die Häuser haben platte Dächer, die Straßen sind eng und gewunden; Alles gemahnt an Arabisches und man glaubt sich nach Algier versetzt. Gewöhnlich ist das ganze Erdgeschoß offen,

auf der Hausflur sitzen Frauen, ganz in orientalischer Weise, und flechten Esteras de esparto, Teppiche aus dem Espartograse, die in ganz Andalusien in Gebrauch sind. Der Betrieb des Bergbaues und der Schmelzhütten ist in der Provinz von nicht geringer Wichtigkeit und wirkt fördernd auf das rege Leben in der Stadt, welche viel Werth darauf legt, daß sie, von Phöniciern gegründet, älter sei, als selbst Granada. Auf den Mauern, welche von diesen herrühren, stehen arabische Gebäude, und die glänzenden und schönen Tage von Almeria fallen in die Zeiten, da es nicht den Christen gehörte. Die Araber haben es 766 in Besitz genommen und dort ein Königreich gegründet, das bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts bestand. Die Piraten von Almeria waren weit und breit im Mittelländischen Meere gefürchtet. Die verbündeten Spanier, Pisaner und Genuesen haben einmal, 1147, die Stadt erobert und damals reiche Beute gemacht.

Die Sage will wissen, daß unter derselben sich die Schale aus Smaragd befunden habe, welcher sich der Heiland der Christen bei Austheilung des Abendmahls bediente. Diese Reliquie kam nach Genua, wo sie Jahrhunderte hindurch als Saero catino, die geheiligte Schale, für den kostbarsten Schatz der reichen Handelsstadt galt. Freilich will eine andere Sage behaupten, dieselbe sei in den Kreuzzügen zu Cäsarea erbeutet worden, und ursprünglich ein Geschenk, welches die Königin von Saba dem König Salomo gemacht habe. Noch eine andere Ueberlieferung sagt, sie sei der heilige Graal gewesen, jenes mystische Gefäß, nach welchem König Arthur und die Ritter seiner Tafelrunde so eifrig gesucht. In Genua wurde der Saero catino dem gläubigen Volke nur bei feierlichen Gelegenheiten und aus der Ferne gezeigt und es war bei schwerer Leibesstrafe verboten, denselben zu berühren. Allmälig aber wurde, auch von Geistlichen, z. B. dem Abbé Barthelemy, die Echtheit des Gefäßes bezweifelt, und als unter Napoleon dem Ersten dasselbe nach Paris gebracht wurde, kam man über die Sache ins Klare; man überzeugte sich, daß die Schale nicht aus Smaragd, sondern aus antikem Glase bestand. Im Jahr 1815 wurde sie nach Genua zurückgeschafft, zerbrach aber auf der Reise und man mußte sie mit Gold zusammennieten.

Die Umgegend von Almeria ist ungemein fruchtbar, die Ueppigkeit der schönen Gärten wird in den moreskischen Romanzen hoch gepriesen. Während der Kriege, welche die Mauren in den Alpujarras gegen die Christen führten, wurde gerade in der Provinz Almeria den letzteren ein verzweifelter Widerstand geleistet, welchen erst Don Juan d'Austria in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts brach. —

Die beiden Reisenden zogen von Almeria nach Malaga, der Küste des Mittelmeeres entlang, durch die Stadt Dalias, wo im Sommer böse Fieber herrschen; dann über Adra, das auch ungesund ist, und wo mehre Atalayas, maurische Warthürme, liegen; auch diese Stadt rührt aus den Zeiten der Phönicier her, und sie schlug in den Tagen des Kaisers Tiberius eigene Münzen. Dem Nordeuropäer sind die Baumwollenfelder und die Pflanzungen von Zuckerrohr, die er in der Gegend von Motril findet, etwas Ueberraschendes; aber diese ganze Küste hat einen beinahe tropischen Charakter. Der Weg führt weiter über Salobreña und Almuñeear. Im Hafen dieser letztern Stadt landete Abderrhaman der Erste, der Ommajade, und eroberte dann Spanien. Bald nachher gelangt man nach Velez Malaga, dem „Paradiese von Südspanien". Die Stadt verdient diese Bezeichnung, denn schwerlich hat irgend eine andere in ganz Europa einen reinern Himmel und wärmeres Klima. Außer Zuckerrohr und Baumwolle gedeihen dort auch Indigo, Kaffee, süße Kartoffeln und andere tropische Pflanzen, sogar die südamerikanische Chirimoya wird reif.

Und nun Malaga, „die Zauberin, die Stadt mit dem ewigen Frühling, welche das Meer sanft bespült, zwischen Jasmin und Orangen".

Malaga la hechicera,
La del eternel primavera,
La que baña dulce el mar
Entre jasmin y azahar.

Das Lob ist wohlverdient, und Malaga in der That eine reizende Stadt, deren reges Leben und Treiben einen sehr angenehmen Gegensatz zu der Stille und Oede Granada's bildet.

Wir gingen, schreibt Davillier, zuerst nach der Alameda, welche man, warum weiß ich nicht, als Salon de Bilbao bezeichnet. Man hat den Platz zu dem großen Baumgang einst dem Meer abgewonnen. An dem einen Ende befindet sich ein prächtiger marmorner Springbrunnen, welchen die Republik Genua Kaiser Karl dem Fünften geschenkt haben soll. Dort kann man die Schönheit der Malagueñas bewundern, die mit vollem Recht in ganz Spanien hoch gepriesen wird. Sie ist nicht so streng wie jene der Granadinerinnen, und weniger coquett als jene der Weiber von Sevilla und Cadiz. Die Malagueña unterscheidet sich von den anderen Andalusierinnen durch einen noch bräunlichern Teint, regelmäßigere, sehr ausdrucksvolle Züge, dicke, sehr schön gezeichnete Augenbrauen und lange Wimpern. Das gibt dem schwarzen Auge einen Reiz, der sich gar nicht beschreiben läßt, und zum Entzücken ist solch ein Weib aus Malaga, wenn es eine einfache Blume, etwa eine Dahlia, hinter das Ohr steckt. Das Haar ist schwarzblau wie der Fittich eines Raben.

Das Klima ist mild; in den Straßen werden süße Kartoffeln (Bataten) und Zuckerrohr verkauft; jene bilden ein gewöhnliches Nahrungsmittel des gemeinen Volkes und sind sehr wohlfeil. Ueberall an den Straßenecken und am Hafen stehen Bateteros, die ihre süßen Kartoffeln rösten und mit dem Ausrufe feilbieten: Batatas, ricas y gordas! Daneben ertönt der Ausruf der Charranes, der Fischverkäufer, welche ihre Boquerones, kleine Sardinen, anpreisen, oder Pintarrojas, Calamares, Dentones und andere „Früchte", welche die See liefert. Von den Charranes haben wir weiter unten mehr zu sagen; sie tragen ihre Waare in Cenachos, aus Binsen geflochtenen Körben.

Manche Straßen bewahrten sich ihren alten maurischen Charakter; viele Häuser haben einen offenen Hof mit Springbrunnen, und um denselben wachsen Orangen und Bananen. In diesen Höfen, Patios, findet man Kühlung; dort werden an Sommerabenden auch die Tertulias abgehalten, bei denen man andalusische Tänze aufführt, z. B. den Polo de contrabandista oder die Malagueña del Torero, oder man singt zur Guitarre jene Couplets, die als „Malagueñas" in ganz Andalusien so sehr beliebt sind. Für unser Ohr hat der Rhythmus derselben etwas Fremdartiges, man könnte fast sagen Barbarisches; aber es liegt nichts Niedriges oder Gemeines darin. Das Gleiche gilt von den Cañas, Careeleras, Playeras, Rondeñas und anderen volksthümlichen Gesängen. Sie alle sind ohne Zweifel moreskischen Ursprungs und dasselbe ist auch von vielen anderen andalusischen Volksgesängen zu sagen. Eine Malagueña besteht gewöhnlich aus Couplets von je vier Verszeilen; die erste und letzte werden

zweimal wiederholt. Der Gegenstand ist nicht immer melancholisch, aber allemal sentimental.

Echame, niña bonita,
Lagrimas en tu pañuelo,
Y las llevaré a Granada,
Que los engarze un platero.

„Gieb mir, reizende Kleine, Deine Thräne in Deinem Taschentuche; ich will sie nach Granada tragen, zu einem Juwelier, damit der sie mir fasse."

Son tus labios dos cortinas
De tereiopelo carmesí;
Entre cortina y cortina
Estoy esperando el si!

„Deine Lippen sind zwei Vorhänge von karmoisinrothem Sammet; zwischen Vorhang und Vorhang erwarte ich das Ja!

Ganz reizend ist Folgendes, was eine junge Malagueña ihrem Geliebten schreibt:

Como abri sin preeaueion
Tu earta, dueño querido,
Se cayó tu corazon
Mas en mi peeho ha eaïdo;
En el yo le he dado abrigo;
Pero no eabiendo dos
El mio te mando yo,
Y el tuyo queda eon migo.

„Als ich unvorsichtig Deinen Brief öffnete, geliebter Herr, ließ ich Dein Herz fallen, aber es fiel in meinen Busen. In diesem habe ich ihm Schutz gegeben. Aber da für zwei dort kein Platz ist, so schicke ich Dir meins und das Deinige bleibt mir!" —

In Malaga gemahnt noch Manches an die „Mohrenzeit", z. B. das Castell Gibralfaro, die Alhondiga, die Alcazaba, die Atarazanes, dieses alte maurische Arsenal, und sie alle haben den eleganten maurischen Baustyl, und man liest noch die Inschrift, daß Gott allein Sieger sei.

Auch Malaga verdankt, gleich so manchen anderen Küstenstädten, seinen Ursprung den Phöniciern; die Araber besetzten die Stadt nach der berühmten Schlacht von Guadalete und sie blieb muselmännisch bis zum Jahr 1487. Fünfzig Jahre später wurde die Kathedrale gebaut, ein Prachtgebäude, welches majestätisch unweit vom Hafen in die Höhe ragt und sich am besten ausnimmt, wenn man es vom Meer aus betrachtet.

Die Quais am Hafen gewähren dem Beobachter ein interessantes Schauspiel. Dort liegen tausende von Fässern und Kisten, mit Pasas, Rosinen, gefüllt, zum Verschiffen bereit. Diese bilden den Haupthandelsartikel der Stadt, aber auch die farbigen Töpferwaaren von Malaga sind seit alten Zeiten berühmt, und die hübschen Statuetten in andalusischer Tracht kommen aus dem Pasajo de Heredia.

Doch wir wollen uns das Volksleben näher betrachten. In ganz Spanien werden Messer von verschiedener Art und Größe (die Navaja, der Puñal und das Cuchillo) auch als Waffen gebraucht, und das Fechten mit dem Messer ist zu einer förmlichen Kunst geworden. In gewissen Städten thut man sich etwas darauf zu gute, daß man die „gesunden Ueberlieferungen und die accreditirtesten Professoren" habe. So stehen die „Akademien" von Cordova und Sevilla in großem Ruf, aber nirgends wird die Herramienta, die Kunst, das Eisen zu handhaben, mit so großem Eifer betrieben, als gerade in Malaga. Auch kommen in keiner andern Stadt so viele delitos de sangre, blutige Kriminalverbrechen, vor; gewiß in Folge des Müssigganges, der Spielwuth und der Trunksucht. Nirgends in Spanien wird der letztern so sehr gefröhnt, als gerade hier, und selbst die Nachtwächter (die Serenos), welche für Ruhe und Ordnung sorgen sollen, stehen in dieser Beziehung in sehr schlechtem Rufe:

En Malaga los serenos
Dicen que no beben vino;
Y con el vino que beben
Puede moler un molino.

also: „Die Nachtwächter in Malaga sagen, sie tränken keinen Wein, aber mit dem Weine, welchen sie trinken, könnte man eine Mühle in Bewegung setzen."

Es ist möglich, daß der brennend heiße, von Afrika herüber wehende Solano die Reizbarkeit der Malagueños steigert, wie der Siroceo jene der Neapolitaner. Aber es ist leider wahr, daß in Malaga die Mörder gar nicht selten unbestraft bleiben. Daher das Sprichwort: mata al rey, y vete a Malaga; „tödte den König und dann geh' nach Malaga."


Ein Charran in Malaga. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Dort treibt sich viel gente de vida airada umher. Der Ausdruck läßt sich schwer genau wiedergeben; Leute, die „ein gereiztes Leben" führen, Taugenichtse ohne regelmäßigen Beruf, Lungerer und Bummler, Rowdies in ihrer Art. Zu ihnen gehören die Rateros, Diebe, deren jeder für sich allein und auf eigene Faust arbeitet, die Char-



Malaga; Hafen und Kathedrale. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Der Baratero verlangt von den Spielern seinen Tribut. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

ranes und Barateros; von ihnen wird weiter unten die Rede sein. Sie alle sind eingeübt auf den Gebrauch der Navaja, und weil sie mit diesem gefährlichen Messer geschickt umzugehen wissen, werden sie unverschämt und greifen bei der geringsten Veranlassung zur Klinge.

Schon früher (Globus Bd. VII, S. 99) wurde bemerkt, daß namentlich die Navajas von Albacete in großem Rufe stehen, aber auch die Messerschmiede in Guadiz, Sevilla, Mora, Valencia, Jaen und Santa Cruz de Mudela verstehen sich sehr gut auf ihr Handwerk. In Andalusien führt die Navaja mancherlei Beinamen, z. B. corte, das schneidende; hierro, Eisen; abanico, Fächer 2c.

Doré und Davillier nahmen in Malaga Fechtstunden auf Messer. Der Diestro oder Professor begann mit verschiedenen Arten von golpes, d. h. Stößen, die auch als puñaladas oder punalás bezeichnet werden. Man versetzt sie dem obern oder untern Theile des Körpers, parte alta oder parte baja. Der obere reicht abwärts bis zum Gürtel, und hier ist der javelique oder chirlo ein Hauptstoß. Man versetzt damit dem Gegner einen langen Schnitt der Länge nach durchs Gesicht, und diese Art von Wunde gilt bei den Barateros für schimpflich. Ein anderer Stoß ist der desjarretazo, der von hinten her geführt wird und oberhalb der letzten Rippe sitzen muß; er ist zumeist tödtlich und wird sehr geschätzt und gepriesen, namentlich wenn die Klinge eine recht breite Wunde gemacht und den Rückenwirbel von einander getrennt hat. Es gehört große Geschicklichkeit zum Führen dieses Stoßes, und er ist auch deshalb gefährlich, weil dabei der Stößer selbst nothwendig ungedeckt bleibt und in Gefahr schwebt, seinerseits einen Stich in den Bauch zu bekommen. Der Professor erläuterte diesen Stoß sehr eingehend, und Doré konnte in aller Muße eine durchaus lebenswahre Skizze zeichnen.

Der Puñal oder das Cuchillo, welches im spanischen Rothwälsch churri genannt wird (daher das französische chouriner), hat wieder seine besonderen Regeln. Diese Waffe ist besonders bei Matrosen und den Insassen der Gefängnisse beliebt; man versetzt damit nicht Schnitte, sondern Stöße, weil der Dolch keine Schneide hat. Der Griff ist kurz und dick, etwa von der Gestalt eines Eies, die Klinge platt oder oval oder auch rund, manchmal auch viereckig und fast so spitz wie eine Nadel, eingezackt, damit sie reißen kann, und obendrein an mehren Stellen mit Löchern versehen.

Beim Fechten mit dem Puñal bildet der Molinete den Hauptstoß; wir geben von demselben eine getreue Zeichnung Doré's. Der eine Gegner dreht sich rasch auf einem Fuß herum und hält den Arm erhoben, um dem andern unversehens einen Stoß hinter dem Schulterblatte beizubringen. Der letztere muß zu seiner Vertheidigung mit seiner linken Hand jenen Arm auffangen und abhalten, und während er das zu thun versucht, mit seiner Rechten selber einen Stoß führen. Gewöhnlich werden beide handgemein und nicht selten nimmt solch ein Kampf für den einen wie für den andern einen tödtlichen Ausgang. Diese gefährliche Waffe wird auch von der flachen Hand ausgeworfen und zwar derart, daß die Spitze nach innen liegt und sich dem Gegner zuwendet, sobald sie durch die Luft fliegt.

Die Matrosen tragen ihre herramienta an einer Schnur oder einer kupfernen Kette am Gürtel und verstehen sich trefflich auf das lanzar la navaja; sie „nageln" das Messer vermittelst eines geschickten Wurfes dem Gegner in den Leib, und zwar nicht selten an der Stelle, welche der Diestro bezeichnet hat. Andererseits haben aber die Andalusier eine große Gewandtheit, solchen Wurfgeschossen auszuweichen, ja die navaja des contrario an der Schnur oder Kette aufzufangen und mit ihrem eigenen Messer zu durchschneiden oder zu zerreißen.

Die tijeros oder langen Scheeren, welche vorzugsweise bei den Zigeunern in Gebrauch sind, bilden auch eine furchtbare Mordwaffe, und die durch sie verursachten Doppelwunden sind allemal höchst gefährlich.

Also Malaga hat seine „gefährlichen Klassen", und unter diesen sind namentlich zwei Typen bemerkenswerth, welche dieser Stadt ausschließlich angehören.

Da ist zunächst der Charran. Im Wörterbuche der madrider Akademie sucht man vergebens, was der Ausdruck bedeute. Der Charran ist nicht ein pariser Gamin, und auch kein neapolitanischer Lazzarone, aber von beiden steckt etwas in ihm. Wir schlendern nach dem Barrio del Perchel, einem Stadtviertel, wo man den Andalusier mit seinen Eigenthümlichkeiten in aller Muße betrachten kann. Dort sind die perchas, Stangen, aufgerichtet, an welchen die Fischer ihre Netze trocknen; dort versammeln sich die Majos und Majas, um zu sehen und sich sehen zu lassen, und wenn man eine elegante Dame von zwangloser Haltung bezeichnen will, dann sagt man, sie sei eine moza Perchelera.

Dort liegt eine Barke am Strande; neben ihr kauern ein paar Charranes und spielen Karte. Diese Leute sind in Malaga geboren und werden dort auch sterben, wenn sie nicht etwa eines Verbrechens halber nach einem afrikanischen Presidio, etwa Cëuta oder Melilla, gebracht werden. Eine regelmäßige Beschäftigung haben sie nicht; dann und wann ziehen sie als Boquerones in den Straßen umher und verkaufen Sardinen, oder sie tragen den Hausfrauen oder Köchinnen den Marktkorb; doch besteht ihr eigentliches Gewerbe im Nichtsthun, und sie lungern, je nach Tages- oder Jahreszeit, in der Sonne oder im Schatten umher.

Der Charran ist zumeist ein Bursch von 14 bis 20 Jahren; ist er jünger, so bezeichnet man ihn als Pillo, was etwa dem jungen pariser Gamin, dem voyou, entspricht, oder auch granuja, d. h. Rosinenkern; in dem letztern Ausdruck liegt aber etwas Verächtliches. Mit wachsendem Alter nimmt seine Nichtsnutzigkeit zu, und er wird Baratero oder Ratero, wohlverstanden, wenn nicht früher die Schneide einer Navaja oder die Spitze eines Puñal ihn aus dieser Welt hinausspedirt hat. Er ist ein so abgefeimter Dieb wie nur irgend einer seines Gelichters in London oder Neapel. Hier ein Beispiel:

Eines Sonntags kam ein Maulthiertreiber aus dem Gebirge nach Malaga hinunter. An der Puerta de Mar begegnet ihm ein Freund vom Lande, der eben in die Kathedrale zur Messe gehen will und ihn auffordert, mitzugehen. Der Arriero sagt, dazu habe er wohl Lust, wisse aber nicht, was er mit einer Goldunze anfangen solle, die er in der Tasche habe; sie könne ihm im Gedränge gestohlen werden. Der andere spricht, deshalb werde er doch nicht die Messe versäumen (eigentlich verlieren, perder); er solle getrost seine Unze in den Mund nehmen; dort sei sie sicherer als im Gürtel, in der Faja.

Das leuchtete dem Maulthiertreiber ein und beide gingen zur Kirche. Indessen hatten einige Pillos, Granujas und Charranes das ganze Gespräch erlauscht und auch gesehen, daß der Mann seine Goldunze in den Mund steckte. Sogleich war ein Plan fertig. Drei Taugenichtse trennten sich von den übrigen und folgten den beiden Landleuten bis in die Kirche. Nachdem sie ihre Bastschuhe und Hüte abgelegt, nahmen sie ein Sacktuch an allen vier Zipfeln, warfen etwas Kleingeld hinein und

spielten die Rolle von Matrosen, welche um Spenden baten, damit ein Gelübde erfüllt und einige Messen bei unserer lieben Frau del Carmen gelesen werden könnten. So rückten sie dem Maulthiertreiber, der in einer Menschengruppe stand und seine Unze fest zwischen den Zähnen hielt, immer näher, knieten nieder, murmelten Gebete vor sich hin, ließen aber ihr Opfer nicht aus den Augen.

Als die Messe vorüber war, ließ der eine den Zipfel los und das Geld fiel klirrend auf die Steine. Sogleich rief ein anderer Charran: „Caballeros, daß sich Niemand vom Flecke bewegt! Dieses Geld gehört unserer allerheiligsten Jungfrau. Wo ist die Unze? Ich sehe die Goldunze nicht!"

Alle Umstehenden bückten sich, um dieselbe zu suchen, mit Ausnahme der beiden Gauner, die wie angenagelt stehen blieben. „Hat Niemand die Unze gesehen, welche für die allerheiligste Mutter Maria, für eine Messe, bestimmt war? Wo ist die Unze, wer hat sie?" Sofort schrie der dritte Gauner, auf den Maulthiertreiber deutend: „Der Halunke da hat sie, er steckte sie in seinen Mund." Der verblüffte Arriero fuhr unwillkürlich mit der Hand nach den Zähnen und nahm die Unze heraus. Sofort griff einer von den Gaunern darnach und steckte sie ins Sacktuch; natürlich erging er sich dabei in Schimpfreden gegen den Dieb, welchen das unwillige Publikum gar nicht zu Worte kommen ließ. Inzwischen machten sich die Charranes aus dem Staube und theilten die Beute.

Diese Bummler von Malaga haben eine gewisse Haltung und man wird sie deshalb nie mit Bettlern von Handwerk verwechseln können; auch fordern sie kein Almosen, sondern stehlen lieber, gewöhnlich auf der Esplanade del Muelle. Dort erheben sie auch herkömmlich eine Art von Zehnten von Allem, was dort ans Land geschafft wird, etwa einen Stockfisch, den sie unter Wamms oder Mantel prakticiren, eine Zwiebel, eine Melone oder einige Bataten; auch stechen sie mit ihrer Navaja in Reisballen und fangen in ihrem Hut auf, was herausfällt. Nachher schlendern sie zu dem trocken liegenden Flußbette des Guadalmedina oder an irgend einen andern abgelegenen Ort, wo sie kochen und rösten, was sie erbeutet haben.

Nachher wird Karte gespielt, denn alle Andalusier der niedrigen Klassen sind leidenschaftliche Spieler. Ein alter Mantel wird ausgebreitet und dient als Teppich, die Karten sind so abgenutzt und schmutzig, daß man kaum die Figuren oder Punkte erkennt. Der Charran hat aber auch noch andere Spiele und wo er irgend kann, betrügt er. Deshalb nimmt die Partie gewöhnlich ein unfriedliches Ende, es regnet Faustschläge, Knüttelhiebe; auch die Steine werden als Waffen benutzt und die Kämpfe mit diesen, die Pedreras, werden gewöhnlich in dem oben erwähnten trockenen Strombette des Guadalmedina ausgefochten, weil dort Kiesel in beliebiger Menge vorhanden sind. Dort fechten auch die verschiedenen Barrios ihre Sträuße aus.

Malaga zerfällt in drei Hauptquartiere oder Barrios: la Victoria, el Perchel und la Trinidad. Die Bewohner jedes einzelnen Viertels haben in Sitten und Kleidung etwas, das sie von den übrigen unterscheidet, und seit undenklichen Zeiten vertragen sie sich nicht gut mit einander. Die Behörden haben alles Mögliche versucht, um diesen Pedreras ein Ende zu machen, aber in Zwischenräumen wiederholen sie sich doch, gewöhnlich an Sonn- oder Festtagen.



Zweikampf mit dem Puñal. El Molinete. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Ohne Taback kann der Charran nicht leben; er muß immer rauchen, sammelt alle Cigarrenstumpfe und verwandelt sie in Papiercigaretten. Kommt er einmal an eine echte Havana, eine Puro, so müssen seine Freunde auch etwas davon haben. Sie stellen sich, nach dem Alter geordnet, in einen Kreis; der Aelteste zündet die Cigarre an, thut einen herzhaften Zug und reicht sie seinem Nachbar, der es dann eben so macht. So geht die Puro von Hand zu Hand.

Eine feste Wohnung hat der Charran eigentlich nicht; er ist Sonnenbruder und Cavalier vom Mondschein, schläft unter freiem Himmel, da wo es ihm eben paßt, und seiner harten, gebräunten Haut können die Mücken nicht viel anhaben. Im Winter findet er immer einen Zaguan, Porticus, in welchem er gegen den Nordwind Schutz findet.

Eine politische Meinung hat er nicht, aber er mischt sich in alle Händel.

Der Baratero ist eine echt andalusische Figur; er kommt nicht ausschließlich in Malaga vor, wird aber hier in seiner wahren Vollendung angetroffen. Allemal gehört er der niedrigsten Volksklasse an, weiß mit Navaja und Puñal vortrefflich umzugehen, macht sich überall gefürchtet und beutet den Schrecken, welchen er Anderen einjagt, häufig dazu aus, daß er die Spieler zwingt, ihm etwas Geld abzugeben. Es ist schon gesagt worden, daß in Andalusien die Leute aus den unteren Klassen leidenschaftliche Spieler seien. Nun findet man in jeder Stadt eine Anzahl von schlechten Gesellen, welche als Tafures bezeichnet werden und die im Spiele betrügen. Ihr Ge-

werbe ist alt, denn schon vor Jahrhunderten hat König Alphons der Weise strenge Verordnungen gegen die Tafurerias oder Spielhäuser erlassen und späterhin, im siebenzehnten Jahrhundert, schrieb ein Geistlicher heftig gegen diese Gauner, deren bösen Streiche er ausführlich schildert. Noch heute findet man in jeder andalusischen Stadt Garitos, Spielhöllen, wo die Leute vom Handwerk sich zusammen finden, und auf welche die alten Verse passen:

Ya el judagor de España
Su esperanza no fia
En el inciento hazar, sino en la maña.

„Heutzutage setzt der spanische Spieler seine Hoffnung nicht auf den ungewissen Glücksfall, sondern rechnet auf die Geschicklichkeit seiner Hände."

Man findet natürlich die Spieler nicht blos in den



Das Messerwerfen. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Garitos, sondern an vielen anderen Stellen, z. B. am Meeresstrand, neben einem beliebigen Schiffe, auf Spaziergängen im Schatten der Bäume, an einer Mauer, in diesem und jenem Winkel. Das Publikum besteht gewöhnlich aus Charranes und Leuten ähnlichen Gelichters; gewöhnlich finden sich auch Matrosen und Soldaten ein. Da sitzen oder liegen sie im Schatten einer auf den Sand gezogenen Barke, deren Segelwerk an der Sonne trocknet; manche liegen auf dem platten Bauche vor einem Spiel abgegriffener Karten, das von Hand zu Hand geht. Sie spielen Cané, Pecao oder sonst ein bei ihnen beliebtes Spiel; ihr Gesicht ist unruhig, man sieht ihnen die Aufregung an, und immer sind sie auf der Hut vor dem Alguazil; denn dieser Polizeidiener ist ihr geschworner Feind. Manchmal haben sie es auch bequemer und sitzen in einer Winkelkneipe auf rohen Bänken an eben so rohen Tischen. Während sie recht eifrig und im besten Zuge sind, tritt plötzlich ein Kerl hinzu, dessen Gesicht nichts Gutes verkündet. Er schauet keck darein und in seinem ganzen Benehmen liegt etwas Herausforderndes. Er ist kräftig gebaut, dazu auch bien empatillado, d. h. er hat einen starken Backenbart; seine Jacke hat er über die Schultern geworfen und die Beinkleider mit einer braunen Schärpe über den Gürtel befestigt. Das ist der echte Baratero, der ohne Weiteres sich unter die Spielenden mischt und ihnen kurz und bündig erklärt, daß er seinen Antheil vom Einsatz erheben wolle, cobrar el barato. Denn Barato heißt der Tribut, welchen er für sich fordert. Die Summe ist übrigens allemal gering und beträgt von jedem Einsatz nur etwa einen Silbergroschen.

Ahi va eso! So ruft der Baratero, indem er ein altes, in schmutziges Papier gewickeltes Spiel Karten, una baraja, auf den Tisch wirft. Das bedeutet so viel als man solle und dürfe nur mit diesen Karten spielen: Agni no se juega sino con mis barajas! d. h. hier spielt man nur mit meinen Karten. Machen die Spieler keine Umstände und geben gutwillig den Tribut, dann steckt der Baratero seine Silberlinge ein und Alles verläuft in Ruhe und Frieden. Aber es trifft sich auch wohl, daß sich in der Gruppe ein Valiente, ein mozo crno, also einer, der auch seinen Mann steht, ein roher Bursch, befindet, der sich weder vor dem Satan noch dessen Großmutter fürchtet. Solch ein Bursch ruft dann:

Camara, nojotros no necesitamos jeso! „Kamerad, wir brauchen das nicht," und dabei gibt er das Spiel Karten dem Baratero zurück.

Dieser entgegnet: Chiquiyo, venga aqui el barato, y sonsoniche! „Gassenbube, gib mir rasch den Barato, und weiter kein Wort!"



Charranas und Matrosen am Hafen von Malaga. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Nun zieht der „rohe Bursch" ein langes Messer hervor, das an seinem Gürtel hängt, drückt an die Feder, damit die Klinge herausspringe, rennt diese mit der Spitze in den Tisch, dicht neben dem Kartenspiel und ruft: Aqui no se cobra el barato sino con la punta de una navaja! „Hier erhebt man den Barato nur mit der Spitze einer Navaja."

Insgemein wird diese Herausforderung angenommen und dann sagen beide Theile in halb feierlichem, halb trotzigem Tone: Vamonos oder Vamos alla! „Gehen wir hin!" Oder auch: Vamos a char un viaje; „gehen wir, um eine Reise zu machen." Das ist dann ihr letztes Wort.

Die Charranes nehmen Geld und Karten; die beiden Gegner gehen nach irgend einer abgelegenen Stelle und fechten, bis einer gefallen ist. Nicht immer bleibt solch ein Mord unbestraft. Es trifft sich wohl, daß man einige Monate später in den Straßen den Schall einer kleinen Glocke hört, und daß ein Mann um Almosen bittet, um Messe lesen zu lassen für die Seele eines Menschen, der hingerichtet wird.

Manchmal treffen zwei Barateros an demselben Spieltische zusammen und der zuletzt gekommene verlangt auch seinen Antheil. Darüber kommt es dann zu blutigen Auftritten und die beiden Taugenichtse zerfleischen sich in gräßlicher Weise. Es kommt aber auch vor, daß der eine sich als Strohrenommist benimmt, der anfangs den Eisenfresser spielt, dann aber den Schwanz einzieht. Man bezeichnet in Andalusien einen solchen als maton, matachin, valenton oder perdona vidas.

Ein Zwiegespräch zwischen einem solchen Strohrenommisten und einem wirklichen Raufer ist in der That ergötzlich, verliert aber viel, wenn man es nicht in andalusischem Dialekte hört. Der eine läßt die Feder an seiner Navaja knacken und sagt:

Ea! hier zeigen sich die Braven!

Der andere geht um seinen Gegner herum und spricht: Tire osté! Zieh nur vom Leder, Gevatter Juan.

Nicht so viele Umschweife! Vente a mi, Carriyo!

Ei, du springst ja wie ein junger Hund.

Ea, Dios mio; befiehl dem lieben Herrgott deine Seele.

Hast du etwas abbekommen?

Nein, es ist nichts.

Nun so will ich dir den Gnadenstoß versetzen; mach dich fertig für die letzte Oelung.

Rette dich, por Dios, Carriyo, du siehst doch wohl, daß ich die Oberhand behalte. Wart, nun versetze ich dir eine Wunde, die größer ist, als ein Brückenbogen.

In dieser Weise würde das Zwiegespräch eine halbe Stunde lang fortgehen, wenn nicht die gemeinschaftlichen Freunde sich ins Mittel legten. Die beiden Gegner sind auch ganz wohl damit zufrieden, daß die Sache einen unblutigen Ausgang nimmt. Sie klappen ihre Messer wieder ein und gehen in die nächste Taberna, wo sie einige Kannen Xereswein vertilgen.

Außer den barateros de playa, die am Meeresstrande ihr Handwerk treiben, gibt es den baratero, welcher im carcel, im Gefangenhause, seinem Handwerk obliegt, und dann auch noch den baratero soldado, der seine ganze Compagnie und wohl auch sein Regiment tyrannisirt. Der Sergeant mag ihn nicht zum Feinde haben und macht ihm den Dienst leicht; er ist allemal dabei, wann und wo es Krakeel gibt und um Mannszucht kümmert er sich gar nicht; er raucht Puros, die Marketenderin schenkt ihm das Beste ein und Alles bezahlt er vom Barato, welchen er den übrigen Soldaten abnimmt. Während des Marsches besucht er seine Genossen, denn unter den Barateros besteht eine Art von Maurerei, wie unter den neapolitanischen Camoristi, und sie halten unter einander zusammen; nur selten kommt ein Streit, una pendencia, vor, der sich aber meist darauf beschränkt, daß diese Biedermänner sich die Weinkannen an den Kopf werfen oder sich ein paar Schnitte versetzen; nachher sind sie wieder die besten Freunde.

Der baratero del carcel ist der gefährlichste von Allen; niederträchtig und verderbt von Jugend auf, hat er den größten Theil seines Lebens im Gefängnisse zugebracht, in dem Hause „wo es wenig zu beißen und zu brechen gibt". Sobald ein Neuling ankommt, fordert jener von ihm den Zehnten und dabei hat er sein Messer in der Hand. Das duldet man in Spanien.

Der Baratero findet sein Lebensende gewöhnlich auf dem Richtplatze, wo man ihm mit der Garrote die Kehle zuschnürt. Das eiserne Halsband wird als corbatin de Vizcaya bezeichnet. Wenn der Henker dieses eiserne Halsband immer enger zuschraubt, frägt er herkömmlich den armen Sünder: „Verzeihst du mir?"

Das Vordringen der Russen in Centralasien.

Wir erhielten aus St. Petersburg vom 3. Dezember 1865 eine Zuschrift, in welcher bemerkt wird, daß jeder Unbefangene die Ansicht theilen müsse, welche in Bezug auf die Stellung und die Aufgabe Rußlands in Innerasien mehrfach von uns ausgesprochen worden sei. Der Herr Correspondent macht uns darauf aufmerksam, daß die Regierung ihr asiatisches Programm so deutlich festgestellt habe, wie man nur wünschen könne; auch unterliege es keinem Zweifel, daß sie es ernsthaft mit demselben meine. Bekanntlich bringen anglo-indische Berichte, welche dann aus den londoner Blättern in jene des europäischen Festlands übergehen, nicht selten fabelhafte Berichte aus Centralasien, insgemein viel Irrthum neben etwas wenigem Thatsächlichen. Es sind zumeist Karawanen- und Bazargerüchte, die anfangs einige Sensation machen und nachher wieder vergessen werden, etwa wie unsere Börsengerüchte. Gegen Ende des Jahres 1864 flogen viele solcher Bazarenten bis nach Europa und man knüpfte allerlei Betrachtungen daran, um Rußlands unersättliche Ländergier in eine recht grelle Beleuchtung zu stellen.

Unter solchen Umständen erließ Fürst Gortschakoff eine Circulardepesche an die russischen Gesandten bei den verschiedenen Höfen, welche uns damals entgangen ist. Sie zeichnet die Bestrebungen der kaiserlichen Politik in Asien

so klar und scharf und gibt einen so tiefen Einblick in die Verhältnisse, daß wir nicht umhin können, sie mitzutheilen. Dem Herrn Correspondenten sagen wir für die Uebersendung dieses wichtigen Aktenstückes (vom 21. November 1864) unsern besten Dank.

„Die Stellung Rußlands in Centralasien ist die aller civilisirten Staaten, welche sich im Kontakt mit halbwilden, umherstreifenden Völkerschaften ohne feste sociale Organisation befinden.

In dergleichen Fällen verlangt das Interesse der Sicherheit der Grenzen und der Handelsbeziehungen stets, daß der civilisirtere Staat ein gewisses Uebergewicht über Nachbarn übe, deren unruhige Nomadensitten sie äußerst unbequem machen.

Zunächst hat man Einfälle und Plünderungen zurückzuweisen. Um denselben ein Ende zu machen, ist man gezwungen, die Grenzbevölkerung zu einer mehr oder minder direkten Unterwürfigkeit zu zwingen.

Sobald dieses Resultat erreicht ist, nehmen die Grenzbewohner ruhigere Gewohnheiten an. Nun sind sie aber ihrerseits den Angriffen der entfernteren Stämme ausgesetzt. Der Staat ist verpflichtet, sie vor Plünderung zu schützen und diejenigen, die sie verübt, zu züchtigen. Daher entspringt die Nothwendigkeit entfernter, kostspieliger, wiederkehrender Expeditionen gegen einen Feind, den seine Organisation ungreifbar macht. Wenn man sich darauf beschränkt, die Plünderer zu züchtigen, und sich zurückzieht, wird die Lektion bald vergessen und der Rückzug der Schwäche zugeschrieben; die asiatischen Völker besonders achten nur die sicht- und fühlbare Gewalt; die moralische Gewalt des Rechtes und der Interessen der Civilisation hat bei ihnen noch kein Gewicht. Es ist daher immer wieder von vorne zu beginnen.

Um diesen andauernden Unordnungen ein Ende zu machen, errichtet man einige befestigte Punkte unter den feindlichen Volksstämmen; man übt über sie ein Uebergewicht, welches sie zu einer mehr oder weniger erzwungenen Unterwürfigkeit führt. Aber gleich rufen andere entferntere Volksstämme jenseits dieser zweiten Linie dieselben Gefahren und dieselben Sorgen zur Beseitigung derselben hervor.

Der Staat befindet sich in der Alternative, diese nie endende Arbeit aufzugeben und seine Grenzen beständigen Unordnungen, die daselbst jedes Gedeihen, jede Sicherheit, jede Civilisation unmöglich machen, Preis zu geben, oder mehr und mehr in das Innere wilder Gegenden vorzudringen, wo die Entfernungen die Schwierigkeiten und die Lasten, welche er auf sich nimmt, mit jedem Schritte vermehren.

Dieses Loos hatten alle Staaten, welche sich unter denselben Bedingungen befinden; die vereinigten Staaten von Nordamerika, Frankreich in Algier, Holland in seinen Colonien, England in Indien; sie alle haben unvermeidlich diesen fortschreitenden Gang verfolgen müssen, an welchem der Ehrgeiz weit weniger Antheil hat, als eine gebieterische Nothwendigkeit, und wo die größte Schwierigkeit darin liegt, im richtigen Augenblicke Halt zu machen.

Dies ist auch der Grund, welcher die kaiserliche Regierung veranlaßt hat, sich zuerst einerseits am Syr-Darja, andererseits am Issy-kul festzusetzen und diese beiden Linien durch vorgeschobene Forts zu befestigen, welche allmälig in das Herz dieser entfernten Gegenden gedrungen sind, ohne daß man dahin gelangt wäre, jenseits derselben die für unsere Grenzen unerläßliche Ruhe herzustellen.

Die Ursache dieser Erfolglosigkeit lag zunächst in dem Umstande, daß zwischen den Endpunkten dieser doppelten Linie ein ungeheuerer wüster Raum unbesetzt blieb, wo die Einfälle der räuberischen Stämme jede Colonisirung und jeden Karawanenhandel unmöglich machten. Dann zeigte sich in den Schwankungen der politischen Lage dieser Gegenden, wo Turkestan und Chokand sich bald im Kriege untereinander, bald vereinigt im Kriege gegen die Bucharei, aber stets im Kriege befanden, keine Möglichkeit, feste Beziehungen herzustellen oder irgend welche regelmäßige Verhandlungen zu pflegen.

Die kaiserliche Regierung hat sich also wider ihren Willen in die Alternative versetzt gesehen, welche wir angedeutet haben, d. h. entweder einen Zustand bleibender Unordnung, der jede Sicherheit und jeden Fortschritt lähmt, fortdauern zu lassen, oder sich zu kostspieligen und entfernten Expeditionen ohne praktisches Resultat, die stets von vorn zu beginnen gewesen wären, zu verurtheilen, oder endlich den unbestimmten Weg der Eroberungen und Annexionen zu betreten, welcher England zur Beherrschung Indiens geführt, indem es nach einander die kleinen unabhängigen Staaten, deren räuberische Gewohnheiten, unruhige Sitten und beständige Revolten den Nachbarn nicht Ruhe und Rast gaben, durch Gewalt der Waffen zu unterwerfen gesucht.

Keine dieser Alternativen entsprach dem Ziel, welches sich die Politik unsers erhabenen Herrn vorgesteckt, und welches nicht darin besteht, die seinem Scepter unterworfenen Länder über jedes Verhältniß hinaus auszudehnen, sondern vielmehr darin, seine Herrschaft darin auf dauernde Grundlagen zu stellen, ihnen Sicherheit zu gewähren und ihre sociale Organisation, ihren Handel, ihren Wohlstand und ihre Civilisation zu entwickeln.

Unsere Aufgabe war es, ein System aufzufinden, welches dieses dreifache Ziel erreichen konnte.

Zu diesem Zwecke wurden folgende Grundsätze aufgestellt:

1. Es wurde für unerläßlich befunden, unsere beiden Grenzlinien, von denen die eine von der chinesischen Grenze bis zum Issy-kul, die andere vom Aralsee längs des Syr-Darja ging, in solcher Weise durch befestigte Punkte zu verbinden, daß unsere Posten im Stande wären, sich gegenseitig zu unterstützen und keinen Zwischenraum ließen, durch welchen die Nomadenstämme ungestraft Raubeinfälle ausführen könnten.

2. Es war wesentlich, daß die auf diese Weise vervollständigte Linie unserer vorgeschobenen Forts sich in einer Gegend befand, die fruchtbar genug war, um nicht nur ihre Versorgung mit Lebensmitteln sicher zu stellen, sondern auch um eine regelmäßige Colonisirung zu erleichtern, welche allein dem besetzten Lande eine sichere und gedeihliche Zukunft bereitet, indem sie die benachbarten Stämme dem civilisirten Leben gewinnt.

3. Endlich war es nothwendig, diese Linie endgiltig festzustellen, um der fast unvermeidlichen Gefahr zu entgehen, von Repressalien zu Repressalien zu schreiten, die zu einer unabsehbaren Ausdehnung führen konnten.

Zu diesem Zwecke mußte man die Grundlagen zu einem System legen, welches nicht nur auf vernünftiger Ueberlegung, welche elastisch sein kann, sondern auf geographischen und politischen Bedingungen, die fest und bleibend sind, beruhte.

Dieses System wurde uns durch eine sehr einfache Thatsache angedeutet, die das Resultat einer langen Erfahrung ist; daß nämlich die Nomadenstämme, welche man nicht greifen, nicht züchtigen, nicht in wirksamer Weise zusammen halten kann, für uns die allerunbequemste Nachbarschaft sind, und daß dagegen ackerbauende und handeltreibende Völkerschaften, welche am Boden ihrer Heimat haften und eines entwickelten socialen Organismus theilhaftig sind, uns die Chance einer erträglichen Nachbarschaft und verbesserungsfähiger Beziehungen darbieten.

Die Linie unserer Grenzen mußte daher die ersteren einschließen; sie mußte bei der Berührung der letzteren Halt machen.

Diese drei Principien geben eine klare, natürliche und logische Erklärung der Militäroperationen, welche sich neuerdings in Centralasien vollzogen haben.

In der That bot die anfängliche Linie unserer Grenze längs des Syr-Darja bis zum Fort Perowski auf der einen Seite und bis zum Issy-kul-See auf der anderen den Uebelstand dar, daß sie beinahe an die Wüste stieß. Sie war auf einer ungeheueren Strecke zwischen den beiden äußersten Punkten unterbrochen; sie bot unseren Truppen keine genügende Menge von Hilfsmitteln dar und ließ Stämme außerhalb der Grenze, mit welchen ein Zusammenhang nothwendig war, wollte man nicht auf jede Stetigkeit verzichten.

Trotz unserer Abneigung, unserer Grenze eine weitere Ausdehnung zu geben, waren diese Beweggründe doch mächtig genug, um die kaiserliche Regierung zu veranlassen, die Continuität dieser Linie zwischen dem Issy-kul-(See) und dem Syr-Darja herzustellen, indem die kürzlich von uns besetzte Stadt Tschemkend befestigt wurde.

Indem wir diese Linie annehmen, erhalten wir ein doppeltes Resultat: Einerseits ist die Gegend, welche sie umfaßt, fruchtbar, holzreich, von zahlreichen Gewässern durchströmt; sie ist theilweise von kirgisischen Stämmen bewohnt, welche unsere Herrschaft bereits anerkannt haben; sie bietet deshalb günstige Elemente für die Colonisation und die Verproviantirung unserer Besatzungen. Andererseits gibt sie uns zu unmittelbaren Nachbarn die angesiedelte ackerbau- und handeltreibende Bevölkerung von Chokand.

Wir befinden uns einer socialen Bevölkerung gegenüber, welche solider, kompakter, weniger beweglich und besser organisirt ist und diese Erwägung bezeichnet mit geographischer Genauigkeit die Linie, zu welcher uns Interesse und Vernunft vorzugehen rathen und still zu stehen heißen, weil einerseits jede fernere Ausdehnung unserer Herrschaft weiterhin nicht auf solche unbeständige Bevölkerungen, wie die nomadischen Stämme, sondern auf regelmäßiger eingerichtete Staaten stoßen, beträchtliche Anstrengungen erfordern und uns von Annexion zu Annexion zu unabsehbaren Verwicklungen fortreißen würde; und weil andererseits bei der Nachbarschaft solcher Staaten wir, trotz ihrer zurückgebliebenen Civilisation und der Unbeständigkeit ihrer politischen Lage, dennoch sicher sein können, daß regelmäßige Beziehungen eines Tages zu beiderseitigem Vortheil an die Stelle der beständigen Unruhen treten werden, welche bis jetzt den Aufschwung dieser Gegenden niedergehalten haben.

Das sind die Interessen, welche der Politik unseres erhabenen Herrn in Centralasien als Beweggrund dienen.

Ich habe nicht nöthig auf das augenfällige Interesse hinzuweisen, welches Rußland hat, sein Gebiet nicht weiter zu vergrößern und besonders sich an den Grenzen keine Verwicklungen zuzuziehen, welche seine innere Entwicklung nur zurückhalten und lähmen können.

Das Programm, das ich so eben gezeichnet, entspricht diesem Ideengange.

In den letzten Jahren gefiel man sich nicht selten darin, die Civilisirung der Gegenden, welche auf dem asiatischen Continent an Rußland grenzen, als seine Mission zu bezeichnen.

Die Fortschritte der Civilisation kennen keine erfolgreicheren Agenten als die Handelsbeziehungen. Diese verlangen zu ihrer Entwicklung überall Ordnung und Stetigkeit; in Asien verlangen sie jedoch eine gründliche Umgestaltung der Sitten. Vor allen Dingen muß man den asiatischen Völkern begreiflich machen, daß es vortheilhafter für sie ist, den Handel der Karawanen zu begünstigen und sicher zu stellen, als dieselben zu plündern.

Diese Grundwahrheiten können nur da in das öffentliche Bewußtsein eindringen, wo ein Publikum vorhanden ist, d. h. ein socialer Organismus und eine Regierung, welche ihn leitet und vertritt.

Wir erfüllen den ersten Theil dieser Aufgabe, wenn wir unsere Grenze bis zu der Linie vorschieben, wo sich diese unabweislichen Bedingungen vorfinden.

Wir erfüllen den zweiten Theil, wenn wir uns bemühen, den benachbarten Staaten in Zukunft zu beweisen, durch ein System der Festigkeit, was die Unterdrückung ihrer Uebelthaten betrifft, gleichzeitig aber auch der Mäßigung und der Gerechtigkeit in der Anwendung der Macht und der Achtung für ihre Unabhängigkeit, daß Rußland nicht ihr Feind ist, daß es keine Eroberungsabsichten ihnen gegenüber nährt, und daß friedliche Handelsbeziehungen mit ihm vortheilhafter sind, als Unordnung, Plünderung, Feindseligkeiten und fortdauernder Krieg.

Das kaiserliche Kabinet, indem es sich dieser Aufgabe widmet, hat die Interessen Rußlands im Auge. Es glaubt aber gleichzeitig den Interessen der Civilisation und der Menschlichkeit zu dienen. Es hat das Recht, auf eine gerechte und loyale Würdigung des Ganges, den es verfolgt und der Principien, die es leiten, zu zählen."

Die indoeuropäischen Sprachen.

Von **Rudolf Rost.**

II.

Mitten unter keltischen, griechischen und germanischen Elementen, deren das Französische noch heutzutage verhältnißmäßig mehr, als jede andere romanische Sprache aufzuweisen vermag, stand das Lateinische wie ein von den Brandungen der Sprachwellen umfluteter Felsen, an dem sich anfangs nur kleine Splitter loslösten, bis endlich der nimmer ruhende Zeitstrom den Grund zerwühlte und die Trümmer in wildem Chaos durcheinander stürzten. Ein wichtiger Umstand aber für die weitere Existenz der lateinischen Sprache in Frankreich war, daß sie als Sprache der christlichen Kirche eben so zu den Herzen der Völker sprach, als die heimatliche Rede. Und je weiter sich das Christenthum in Gallien verbreitete, desto mehr wuchs auch das Verständniß der lateinischen Sprache. — Bezüglich der Form bemerken wir, daß die französische Sprache auf dem von der provençalischen betretenen Wege der Abplattung, Verstümmelung und Zusammenziehung der Formen noch weiter vorgeschritten ist. Eine größere Unempfindlichkeit gegen den musikalischen Wohllaut reiner Vokale, eine geringere Scheu vor consonantischen Auslauten unterscheidet schon das älteste Französisch sehr zu seinem lautlichen Nachtheil von dem ältesten Provençalisch. Wenn man aber das Neufranzösische dem Latein hat ähnlicher finden wollen, als das Altfranzösische, so rührt diese anscheinend größere Aehnlichkeit theils von der überhand nehmenden neuen Einführung lateinischer Wörter her, theils auch ist sie eine Folge der neufranzösischen Orthographie, welche mit steter Rücksicht auf den Ursprung des Wortes auch Laute verzeichnet, die entweder nie in die lebendige Sprache übergegangen, oder doch längst aus ihr verschwunden sind. — Warum das Französische, diese liebenswürdige Sprache, welche sich allen Verhältnissen des Lebens mit so viel Leichtigkeit und Zierlichkeit anpaßt, einer so großen Verbreitung sich erfreut, daß man in ihrem Besitz in der ganzen civilisirten Welt sich verständlich machen kann, liegt außer anderen Gründen wohl mit daran, daß ihr Charakter sich schon seit längerer Zeit abgeschliffen hat und sie auf diese Weise mundrecht für Jedermann geworden ist. Der Prunkschleier ihrer Eleganz deckt kein tiefes Gefühl, aber auch durchaus keine Falschheit; sie sucht im Gegentheil aus einem schönen, reinmenschlichen Gefühl das Unangenehme nicht zu verbergen, sondern zu versüßen!

Das Walachische oder Dakoromanische ist die mit slavischen und auch altdakischen Elementen gemischte Volkssprache der an der untern Donau und ihren linken Nebenflüssen, in Siebenbürgen, auch in Thracien und Macedonien wohnenden Walachen oder Rumänen. Der Laut ist in dieser Sprache willkürlich und regellos entstellt und getrübt, die Flexion weist viele Elemente auf, welche das Walachische von dem romanischen Typus auffallend unterscheiden. Desto merkwürdiger ist es, daß unter dem beträchtlichen Verfalle des ursprünglichen Lautsystems und unter der fast beispiellosen Mischung, welche das Walachische erfahren, seine Conjugation nicht viel mehr gelitten hat, als die der übrigen romanischen Zungen. — Der Charakter der Sprache in Klang und Bildung der Rede ist dem der anderen Schwestern zwar ähnlich, aber nicht so ausgebildet. Es findet sich daher Weichheit des Lautes neben harter und breiter Aussprache, romanischer Satzbau neben steifer Weitläufigkeit.

Noch eine romanische Sprache, welche räumlich dem Italienischen, geistig aber dem Provençalischen näher steht, ist die in der größern Hälfte des Kantons Graubündten gesprochene churwälsche oder rhätoromanische Sprache, welche stark mit deutschen Bestandtheilen gemischt ist, die man leicht an ihrer romanisirten Form erkennt. Das Churwälsche klingt zwar rauher, als das sanfte Italienisch, hat aber dessen ungeachtet seine Annehmlichkeiten. Der ganze Laut dieser Sprache zeigt die derbe, ungezierte, aber auch ungebildete Tochter einer schönen Mutter; trotzdem erscheint sie dem an rauhere Töne gewöhnten Ohre des Nordländers immer noch sanft. Die großartige Natur ihrer felsenstarrenden Heimat spiegelt sich wieder in den volltönenden Doppellauten, in der kräftigen, freilich auch harten Aussprache der Consonanten.

5) Die lettische Sprachfamilie. Zu ihr gehört vor Allem jene Sprache, welche unter allen Idiomen Europa's am nächsten verwandt mit dem Sanskrit ist, nämlich das Littauische. Die beiden Schwestersprachen desselben, das Preußische und das Lettische, stehen in Rücksicht auf ihren Umfang und Wortreichthum zwar auf einer Stufe, nur hat das Lettische viele deutsche Elemente in sich aufgenommen und ist auch das jüngere Idiom. In grammatischer Beziehung sind sie jedoch weit verschieden von einander. Denn während das Littauische, durch seine abgeschlossene Lage geschützt, mit wunderbarer Treue die ursprünglichen Formen vollkommen erhalten und, mehr dem Wohlklang, als einer logischen Genauigkeit folgend und einen freieren und kühnern Bau der Perioden annehmend, selbst eine vollständigere Entwicklung erhalten hat, ist dagegen das Lettische so mangelhaft an Flexionen geworden, wie das Persische, Englische und Deutsche, während das Preußische gewissermaßen in der Mitte zwischen beiden steht.

Die Alterthümlichkeit des grammatischen Baues im Littauischen kommt jedoch nicht allen Redetheilen zu. Das Zeitwort steht schon hinter dem Hauptwort zurück, indem es in den Flexionsendungen manchen Verlust erlitten hat. Das Littauische, welches mit gewöhnlichen lateinischen Buchstaben geschrieben wird, zerfällt in mehre Mundarten, von denen die schamaitische, in dem russischen Gouvernement Wilna, um so mehr sich von der alten reinen Form entfernt, je weiter ihr Gebiet auch örtlich vom Hauptsitz der Sprache abliegt. Diese Sprache besitzt eigentlich keine Literatur und geht leider auch als Volkssprache ihrem völligen Erlöschen entgegen.

Der grammatische Bau des alten Preußischen oder Pruezischen zeigt eine alterthümliche Mischung von neuen

und alten Formen. Unsere Kenntniß von dieser Sprache beschränkt sich blos auf die Uebersetzung des Katechismus, da sie bereits gegen das Ende des 17. Jahrhunderts völlig ausgestorben ist.

Das Lettische ist die Volkssprache von Kurland und dem größten Theile von Livland, und ist in seinen grammatischen Formen bedeutend abgeschwächter, als das Litauische, während in den Lautgesetzen die größte Uebereinstimmung mit dem Slavischen herrscht.

6) Die slavische Sprachfamilie. Den größten Theil Europa's haben slavische Nationen inne. Von den Ufern der Dwina im Osten bis an die der Elbe im Westen, von den Gestaden des Eismeers im Norden bis an die des Schwarzen und Adriatischen Meeres im Süden erstreckt sich das Gebiet der slavischen Sprachen. Wir kennen diese Sprachen verhältnißmäßig erst aus neuerer Zeit und in einer von ihrer vorauszusetzenden ältern Form gewiß schon bedeutend abweichenden Entwicklungsphase, was selbst vom Kirchenslavischen, das uns aus Handschriften aus der Mitte des 11. Jahrhunderts bekannt ist, gilt. In grammatischer Beziehung stehen die slavischen Sprachen im Allgemeinen über den romanischen und germanischen, denn sie sind viel reicher an grammatischen Formen. Besonders eigenthümlich ist die Conjugation. Zeitwörter nämlich, die eine momentane Handlung bezeichnen, haben keine Gegenwart der Bedeutung nach, sondern die Präsensform wird bei ihnen im Sinne der zukünftigen Zeit gebraucht. Es liegt dies in der Feinheit der Auffassung, denn etwas wirklich Augenblickliches kann in der That niemals gegenwärtig sein, der Moment ist einem mathematischen Punkte gleich ohne alle Ausdehnung und kann nur als so eben geschehen oder als zukünftig gedacht werden. Zu dem alterthümlichen Formenreichthum gesellt sich noch, oder es folgt daraus, eine große Durchsichtigkeit des grammatischen Baues; aus jeder Wurzel erwächst ein weitverzweigter Stammbaum von Ableitungsformen. Frisch ist noch das Leben im Slavischen, im Vergleich mit den abgelebten romanischen und germanischen Sprachen; und diese Fähigkeit, Ableitungen aller Art zu bilden, ersetzt den Mangel, welcher der Sprache daraus erwächst, daß sie in der Zusammensetzung viel mehr gehemmt ist, als das Deutsche und Griechische. — Die slavischen Sprachen zerfallen in zwei durch einen bestimmten, unverkennbaren Typus gesonderte Abtheilungen, die südöstliche und westliche. Zur erstern gehören das Russische, Bulgarische, Serbische, Kroatische und Windische.

Die russische Sprache herrscht im Herzen des weiten Tieflandes vom nordöstlichen Europa fast ausschließlich und ist sporadisch in Sibirien und an der amerikanischen Nordwestküste vertheilt. Gegen Westen breitet sie sich bis zum obern Dnjepr, untern Przypiec und obern Bóg, ja sogar bis in die Ebenen der untern Theiß aus. Das Russische ist eine der wohlklingendsten Sprachen. Es liebt durch vocalische Einschiebungen consonantische Härten zu mildern. Der Accent ist an keine bestimmte Stelle gebunden, wie im Polnischen und Tschechischen, er bewegt sich frei. Die russische Sprache zerfällt in drei Hauptmundarten: das Großrussische, welches im mittlern und nördlichen Theile des europäischen Rußlands gesprochen wird; das Kleinrussische, welches den südlichen Theil des russischen Sprachgebietes von Galizien an umfaßt, von dem Großrussischen ziemlich stark abweicht und sich in Manchem den Sprachen der westlichen Abtheilung nähert, und das Weißrussische, welches im nördlichen Theile Volhyniens und im südlichen des russischen Littauens herrscht. Alle diese Mundarten verbindet eine Schriftsprache, das Moskowitische, eine besondere Art des Großrussischen.

Die Nordgrenze des heutigen Gebietes der bulgarischen Sprache bildet die Donau, die Grenze nach Osten und Südosten das Schwarze Meer. Das Altbulgarische oder Kirchenslavische ist heutzutage keine Volkssprache mehr, sondern besteht nur noch als Sprache der Bibelübersetzung und beim Gottesdienste der Slaven der griechischen Kirche fort. Es zeichnet sich besonders durch Reichthum an Formen und alterthümliches Gepräge in jeder Beziehung aus, was in den späteren Sprachen stückweise verstreut liegt. Je reicher an Form nun das Altbulgarische ist, desto ärmer jedoch ist das Neubulgarische, das einzige nach Art der neueren Sprachen des westlichen Europa's in Rücksicht auf die Form heruntergekommene slavische Idiom.

Das Gebiet der serbischen Sprache erstreckt sich über die türkischen und österreichischen Provinzen Serbien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro, Dalmatien, Slavonien und den östlichen Theil Croatiens. Das Serbische nimmt, was den Wohlklang betrifft, unbedingt den ersten Rang unter den slavischen Sprachen ein, da es vocalreicher als alle übrigen ist. In grammatischer Beziehung steht es noch auf dem Standpunkt seiner slavischen Schwestern, und es ist keineswegs hier an ähnliche Entstellungen, wie im Neubulgarischen, zu denken. Der Accent ist an keine bestimmte Stelle im Worte gebunden. Von den Ländern, in denen das Serbische gesprochen wird, gehört Dalmatien zur römisch-katholischen Kirche, deren Priester eine besondere, die glagolitische genannte Schreibart für die dalmatische Mundart eingeführt haben, während die Slaven, welche der griechischen Kirche angehören, sich noch des unveränderten, aus dem 9. Jahrhunderte stammenden altslavischen oder cyrillischen Alphabets bedienen.

Die croatische Sprache herrscht vorzüglich in den croatischen Gespanschaften Agram, Kreuz und Warasdin und den angrenzenden Landschaften, sowie auch sporadisch im westlichen Ungarn. Sie bildet gleichsam den Uebergang vom Serbischen zum

Windischen oder Slovenischen, das in Kärnthen, Krain, Steiermark und einigen Gegenden des westlichen Ungarns zwischen den Flüssen Mur und Raab gesprochen wird. Man unterscheidet die ober-, unter- und innerkrainische, die kärnthische und steierische Mundart.

Zur westlichen Abtheilung der slavischen Sprachen gehören das Polnische, das Tschechische, das Slowakische und das Sorbische oder Wendische.

Die polnische Sprache ist über das ganze Gebiet des Riemen, der Weichsel und der Warthe verbreitet, auf der rechten Seite der obern Oder mit deutschen, auf der galizisch-volhynisch-podolischen Hochebene aber mit russischen Elementen gemischt. Sie zeigt jenen erweichenden Einfluß, den die I-Laute im Slavischen mächtiger auf die vorhergehenden Consonanten auszuüben pflegen, als in anderen Sprachen, im höchsten Grade. Die Feinheit in der Abstufung der mannigfachen Zischlaute, der häufige Wechsel der Consonanten, erschwert dem Ausländer bedeutend die Erlernung dieser Sprache. Der Accent liegt stets auf der vorletzten Silbe. Eine Mundart des Polnischen ist das Kassubische an der Leba, Lupow und obern Stolpe.

Die tschechische Sprache wird geredet von den eigentlichen Tschechen, welche einen beträchtlichen Theil von Böhmen inne haben, und den moravischen Stämmen der Hannaken, Slowaken ꝛc. in Mähren. In der tschechischen Sprache im engern Sinne, d. h. der tschechischen Schriftsprache, zeigt sich die Anlage zu einer alterthümlichen grammatischen Entwicklung, die aber hie und da gehemmt

erscheint. Der Accent ist stets auf der ersten Silbe des Wortes, wobei aufs Strengste die Längen und Kürzen der Vocale beachtet werden. Das Mährische steht dem schönen Baue des Altböhmischen noch näher.

Die slowakische Sprache, welche von der Grundbevölkerung namentlich des nordwestlichen Ungarns gesprochen wird, bildet den Uebergang von der böhmischen zur wendischen Sprache, oder von der südöstlichen zur westlichen Abtheilung der Slavinen. Denkt man sich das Slowakische mit Kenntniß und Geschick zur Schriftsprache ausgebildet, so erhält man das Bild einer slavischen Sprache, die reich und alterthümlich an grammatischen Formen wohl alle übrigen überragen dürfte.

Die sorbische oder wendische Sprache wird nur noch gesprochen in einem kleinen Theile der beiden Lausitzen, von Löbau im Süden bis Lübben im Norden, in der Mitte durchflossen von der Spree. Sie zerfällt in zwei Mundarten: die durch ihre Lautgesetze dem Tschechischen näher stehende oberlausitzische, und die mit dem Polnischen mehr verwandte niederlausitzische.

7) Die germanische Sprachfamilie. Das gesammte Gebiet der germanischen Sprachen zerfällt in zwei Theile: die mit dem Gothischen auf einer Stufe stehenden und die eine weitere Stufe der Lautverschiebung inne habenden (das Hochdeutsche). —

An Alterthümlichkeit geht das Gothische allen germanischen Sprachen voran und übertrifft an sinnlicher Fülle, an Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit der Formen alle späteren Mundarten. Zugleich treten die Wurzeln in den Ableitungen noch klar und kräftig hervor, so daß auch diese lebendig sinnliche Anschauung gewähren. Charakteristisch ist es ferner, daß Trübung der ursprünglich reinen Vocale durch Umlaut und Assimilation nicht vorkommt, daß dagegen die Gesetze des Wohllauts noch einen mächtigen Einfluß auf den Wechsel der Laute, namentlich der Consonanten, haben. — Bekanntlich schöpfen wir die Kenntniß des Gothischen aus den Bruchstücken der Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas.

Das Altnordische zeigt noch in seiner grammatischen Form eine hohe Alterthümlichkeit. Wir kennen es zwar erst aus Handschriften des 13. Jahrhunderts, aber auch in dieser verhältnißmäßig jungen Form ist es mit Sicherheit als ein dem Deutschen und Gothischen coordinirter, unmöglich weder aus dem einen, noch aus dem andern hervorgegangener Sprachzweig zu erkennen. Ist das Altnordische sprachlich schon wichtig und bedeutend, weil es eine besondere Form des Deutschen bildet, so ist es noch von ungleich höherer Bedeutung für die Kunde unsers deutschen Alterthums, weil nur hier der Eifer christlicher Bekehrer die uralten heidnischen Götter- und Heldenlieder nicht vernichtete; namentlich ist die Mythologie unsers Stammes nur hier uns erhalten, während sie auf deutschem Gebiete blos in schwachen Spuren als einst in analoger Weise wie im nordischen vorhanden sich verräth. Der alten Sprachform am treuesten blieb in ihrer Abgeschlossenheit die isländische Sprache; die übrigen aus dem Altnordischen hervorgegangenen, also mit Fug neumodisch zu nennenden Sprachen, das Schwedische, vor allem aber das stark abgeschliffene Dänische, zeigen im höhern Grade jene im spätern Sprachleben eintretenden Veränderungen.

In uralter Zeit war die deutsche Sprache eine einheitliche im Großen und Ganzen, wobei natürlich die Existenz von Mundarten nicht ausgeschlossen ist. Nach der Völkerwanderung aber, etwa im 5. Jahrhundert, trat eine vollständige Trennung ein, zwar nicht plötzlich und mit einem Male, aber nach und nach, in dem einen Lande früher, in dem andern später. Es schied sich nämlich die süddeutsche, oberdeutsche oder hochdeutsche Mundart von der norddeutschen oder niederdeutschen, und zwar so, daß die niederdeutschen, die sächsischen Volksstämme, die alten Lautverhältnisse bewahrten, die süddeutschen, die suevischen Volksstämme, dagegen die gothische oder urdeutsche Stufe verließen und einen Schritt weiter gingen, ganz in derselben Weise, wie früher die germanischen Völker in ihrer Gesammtheit sich von den übrigen stamm- und sprachverwandten Nationen getrennt hatten. Jede dieser beiden Mundarten hat ihren besondern Charakter. Die süddeutsche, hochdeutsche ist die gedrungenere, härtere, auch rauhere; die norddeutsche, niederdeutsche dagegen die breitere, weichere, mildere, oft auch fadere. Die erste beschäftigt mehr den Gaumen und die Kehle, die andere mehr die Lippen und die Zunge. Der Süddeutsche hat im Allgemeinen eine schwerere Zunge als der Norddeutsche; er ist deshalb genöthigt, mehr mit Bruststimme zu sprechen, während dieser hauptsächlich den Mund arbeiten läßt. Darum wird auch in Süddeutschland langsamer gesprochen, wenn auch die Gedanken des Norddeutschen nichts an Lebendigkeit voraus haben. — Die Sprachscheide zwischen beiden Mundarten bildet der nördliche Abhang des Harzes.

Die niederdeutsche Mundart theilt sich schon in früher Zeit in mehre Zweige, in das Altsächsische, das Angelsächsische mit dem Englischen, das Friesische und das Niederländische.

Das Altsächsische, welches eben so gut das Altniederdeutsche genannt werden könnte, erhob sich einst zur Schriftsprache. Das wichtigste für Literatur, Sprache und Kirchengeschichte hochbedeutende Werk ist die altsächsische Evangelienharmonie aus dem 9. Jahrhundert, welche gewöhnlich in der Literaturgeschichte mit dem Namen „Heliand" bezeichnet wird. Die Tochter des Altsächsischen ist das Mittelniederdeutsche, welches in dem spätern Mittelalter wohl auch noch Büchersprache war, aber nie solche Geltung erlangte, wie das Mittelhochdeutsche. Das heutige Niederdeutsche, das Neuniederdeutsche, besteht aus verschiedenen Volksmundarten; die Bezeichnung für dasselbe ist bekanntlich Plattdeutsch (— platt = niederländisch, im Gegensatze zu hoch = oberländisch —) oder schlechthin Platt. Die Gebildeten in Norddeutschland haben durchaus die hochdeutsche Sprache angenommen, wenn sie auch bisweilen recht gern die Volksmundart gebrauchen.

Das Angelsächsische ist in reichlichen und wichtigen Denkmälern auf uns gekommen. Es bildet den Grundstock zum Englischen, welches in vielen Mundarten Großbritannien beherrscht, mit Ausnahme Hochschottlands, Wales, der Insel Man und Irlands. Außerdem hat diese Sprache jenseits des Oceans, auf der Ostseite Nordamerika's, eine neue Heimat gewonnen, nicht zu gedenken der zahlreichen anderen Colonien, durch welche England seine Sprache über fast alle Theile der Erde verbreitet hat. Die englische Sprache enthält keltische, ungleich mehr aber romanische (normannische) Bestandtheile (namentlich sind die eine feinere Kultur voraussetzenden Ausdrücke romanisch). Hat sie den angelsächsischen Typus zwar bewahrt, so ist sie doch eine der abgeschliffensten, an grammatischen Endungen ärmsten Sprachen unserer Sprachfamilie. Die meisten ursprünglich deutschen Wörter sind sogar zur Einsilbigkeit herabgesunken, wenigstens in der Aussprache, die hier allein maßgebend ist und sich von der Schrift ungemein weit entfernt hat, welcher Umstand uns den Beweis liefert, wie schnell die Sprache eines geschichtlich bedeutenden Volkes bezüglich der Form herabsinken kann.

Das Friesische bildet eine Art Mittelglied zwischen

dem Nordischen und dem Niederdeutschen. Die einzigen Proben von der altfriesischen Sprache sind noch in den leges Frisiorum, welche zu Karls des Großen Zeiten geschrieben wurden, und in Urkunden und gesetzlichen Documenten späterer Zeit zu finden. Die noch vorhandenen Mundarten des Friesischen sind das Idiom von Ost- und Westfriesland und das Nordfriesische am westlichen Küstenrande Schleswigs und auf den Inseln.

Eine reiche Literatur hat im Mittelalter das Niederländische aufzuweisen, und wenn in Belgien in unseren Tagen auch das Französische als Sprache der Gebildeten die Oberherrschaft erlangt hat, so ist doch das Niederländische, oder wie es gewöhnlich genannt wird, das Vlämische, Volkssprache und auch von den Gebildeten gekannt und geliebt. Die Tochter des alten Niederländischen, das Holländische, steht im vollen Besitz seiner Macht als allgemeine Schrift- und Volkssprache.

Durch bestimmte Lautgesetze geschieden von den bisher behandelten Sprachen ist das Hochdeutsche. Ursprünglich bedeutet Hochdeutsch nichts Anderes als Oberdeutsch, wie man früher das obere Deutschland auch Hochdeutschland nannte. Mit der Zeit nun hat das Wort Hochdeutsch eine ganz andere Bedeutung angenommen, und man versteht jetzt darunter die allen deutschen Stämmen gemeinsame Schriftsprache. Von den frühesten Zeiten an erhoben sich nämlich vorzüglich ober- oder hochdeutsche Mundarten zur allgemeinen Schriftsprache, während die niederdeutschen schon mehr auf die Völker niederdeutschen Stammes beschränkt blieben, wenn sie auch bei ihnen zur schriftlichen Darstellung gebraucht wurden. Die ältesten hochdeutschen Schriftdenkmale stammen aus dem 7. Jahrhundert. Diese Zeit bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts wird als die erste Periode des Hochdeutschen die althochdeutsche genannt. Die zweite, die mittelhochdeutsche, reicht von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis in den Anfang des sechszehnten. Die gute, klassische, mittelhochdeutsche Zeit umfaßt einen sehr geringen Zeitraum, etwa sieben Jahrzehnte, ungefähr 1180 bis 1250. Vom Anfange des 16. Jahrhunderts beginnt die dritte hochdeutsche Periode, die neuhochdeutsche, welche noch nicht abgeschlossen ist. In ihr siegte die hochdeutsche Mundart vollständig über die niederdeutsche, so daß wir füglich das Wort „hoch" hinweglassen könnten, wenn wir von unserer Schriftsprache reden. Das Wort „hochdeutsch" hat freilich noch im Gegensatze zur niederdeutschen Mundart seine ursprüngliche Bedeutung. — Es ist bekannt, daß innerhalb des hochdeutschen Sprachgebietes verschiedene Mundarten sich absondern, welche wenig oder gar nicht von der Schriftsprache berührt werden. Man kann vier hochdeutsche Mundarten annehmen. Zwei von ihnen sind eigentlich oberdeutsch oder süddeutsch, nämlich die alemannische, zu welcher die Schwaben, die Schweizer und die Elsässer gehören, und die bayerische, welche die Bayern, die Tyroler, die Oesterreicher und die Steyermärker haben. Die beiden anderen gehören Mitteldeutschland an; die fränkische, welche den nördlichen Theil des heutigen Bayerns und die angrenzenden Gebiete (das deutschredende Böhmen und andere) umfaßt, ist noch ziemlich rein hochdeutsch und von entschieden ausgeprägter Eigenthümlichkeit. Dagegen mannigfaltig und buntscheckig und voller niederdeutscher Bestandtheile sind die eigentlichen mitteldeutschen Mundarten, welche nicht gut scharf zu trennen sind. Dahin gehören die hessische, die thüringische, die meißnische, die osterländische und die schlesische Mundart. Eine jede dieser Mundarten zerfällt wieder in besondere Mundarten und Spielarten und so geht es fort bis auf einzelne Dörfer. —

Betrachten wir schließlich unsere Muttersprache vom allgemeinen Standpunkte aus, so finden wir, daß zwischen der Romantik der Sprachen des südlichen Europa's, von denen die spanische die feierlichste und grandioseste, die französische die leichteste und zierlichste, die italienische die musikalisch und poetisch beweglichste und anschaulichste ist, und dem Ernst und der Strenge der nordischen Sprachen die deutsche Sprache, wie das deutsche Land, dieses Herz Europa's, im wirklichen Sinne die Mitte bildet, daß sie die Vorzüge derselben so viel als möglich vereinigt, ohne den germanischen Stamm, dessen lebendigste Darstellung sie ist, zu verläugnen. Sie entbehrt zwar des melodischen Klanges der romanischen Sprachen, allein da sie reicher an den die Rede beseelenden Vocalen ist, als z. B. die englische Sprache, so klingt sie seelenvoller als diese und ausdrucksvoller als jene, indem sie den Gedanken vollkommen verkörpert und einer mannigfacheren Gliederung fähig ist. Daher eignet sie sich nicht nur zur Darstellung der freien poetischen und wissenschaftlichen Productivität des deutschen Geistes, sondern ist auch durch ihre innere Vollkommenheit am fähigsten, den eigenthümlichsten Ton und Rythmus, die verschiedenartigste Anschauungs- und Denkweise und dadurch die innerste Seele und den tiefsten Sinn der entgegengesetztesten Sprache in den glücklichsten, von anderen Völkern unerreichbaren Reproductionen aller Denkmale der Poesie und Wissenschaft wiederzugeben. Sie ist mithin das vollkommenste Organ des durch sie sein geistiges Leben offenbarenden und alle Manifestationen anderer Völker in sich zurücknehmenden Centralvolkes Europa's, welches durch die Tiefe, den Umfang und die Wahrheit seines Geistes und seiner Bildung zur umfassendsten und bleibendsten Eroberung der Welt berufen ist.

8) Die keltische Sprachfamilie. Lange Zeit hindurch galt das Keltische als ein dem indoeuropäischen Sprachstamm fremder Zweig; denn bald rechnete man es zum Baskischen, bald zum Finnischen. — Die Reste dieser wahrscheinlich einst über viele Länder von Westeuropa verbreiteten Völkerfamilie finden sich fast sämmtlich an den äußersten westlichen Küstenländern unsers Erdtheils, nachdem ihre zahlreichen Vorfahren in dem ehemaligen weiten Verbreitungsbezirke dieser Völker aufgerieben, oder auch, und zwar der Mehrzahl nach, in andere Nationalitäten übergegangen sind, was seinen Grund wohl darin haben mag, daß die Kelten nie zu einer Nation vereinigt waren, sondern stets Staaten angehörten, deren Bevölkerung mit ihnen weder stamm- noch sprachverwandt war. Da das Keltische als westlicher Vorposten der Indoeuropäer muthmaßlich zuerst von dem gemeinsamen Muttervolke sich losgetrennt und seine weite Wanderung angetreten hat, so kann es uns nicht auffallen, daß diese Sprache unter allen anderen am meisten eigenthümliche Wege eingeschlagen hat. Da man nur Sprachproben von denjenigen keltischen Idiomen hat, welche bis auf den heutigen Tag fortleben, und von denen zwei eine eigenthümliche Literatur besitzen, so kennt man auch den Zusammenhang und die Gliederung dieser ausgebreiteten Familie nur unvollständig. Wir theilen sie in zwei deutlich gesonderte Abtheilungen, deren jede drei Sprachen umfaßt, nämlich zwei Hauptsprachen und eine weniger bedeutende Unterart.

Die bretonische oder kymrische Abtheilung enthält die Sprache der alten Briten, welche in einigen einander nahe verwandten Mundarten fortlebt. Dieser südöstlichen Abtheilung fallen die unter dem Namen keltischer Worte von den Alten uns überlieferten Reste des ältern Keltisch zu, aus jener Zeit, als keltische Völkerschaften sich

noch über Gallien, einen Theil Deutschlands und Spaniens ꝛc. erstreckten. Diese Abtheilung umfaßt das Kymrische im engern Sinne oder das Wallisische, die Sprache von Wales, das Armorikanische oder Bretonische in einigen Gegenden der Halbinsel Bretagne und das seit etwa 100 Jahren völlig erloschene Cornische in Cornwallis.

Die gälische oder gadhelische Abtheilung mit dem Irischen oder Ersischen, der Sprache der keltischen Irländer, welche unter allen keltischen Idiomen die meisten alterthümlichen Formen bewahrt haben soll; dem Gälischen im engern Sinne, der Sprache der Bergschotten, einer im Vergleich mit dem zunächst verwandten Irischen neuern und jüngern Sprache; und der Mundart der Insel Man, dem Manx, welches stark mit normannischen Elementen vermischt ist.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß da, wo eine von nur wenigen Menschen gesprochene, nicht sehr entwickelte Sprache, die keine bedeutende Literatur hat, mit einer von vielen Millionen Menschen gesprochenen Kultursprache zusammentrifft, die erstere allmälig verschwindet. Recht auffällig ist das Verhältniß der englischen zur irischen Sprache. Im Jahre 1861 sprachen von den 5,789,967 Einwohnern Irlands nur noch 1,105,536 Ersisch. Von dieser Zahl verstanden 163,275 nur Ersisch, die große Mehrzahl von 942,261 sprach zugleich Englisch. Von denjenigen, welche blos Irisch verstehen, wohnen nicht mehr als etwa 3000 in städtischen Bezirken. Daß das keltische Idiom in Irland, wie in England (Wales) und Hochschottland seinem Aussterben, wenn auch langsam, entgegengeht, erhellt aus dem Umstande, daß von Allen, die Keltisch reden, nicht der dritte Theil in der Generation unter 20 Jahren sich findet.

Alle nun so eben aufgezählten und kurz charakterisirten Sprachen in Indien, Persien und Europa sind, ihrem Wörterstoffe nach, ursprünglich gleich, d. h. aus denselben Wurzeln gebildet, welche der Einfluß des Klimas, die volksthümliche Aussprache und die Verbindungen der Vorstellungen verschiedenartig ausgebildet haben, indem sie bald einen Laut mit einem andern verwandten Laute vertauscht, bald eine eigentliche Bedeutung uneigentlich oder bildlich genommen, oder sie durch fortgesetzte Ableitung gesteigert haben, ohne daß der Grundstoff der Sprache dadurch wesentlich verändert worden wäre. Diese Aehnlichkeit und Verschiedenheit haben alle indoeuropäischen Sprachen gemein, eine größere Aehnlichkeit aber besteht zwischen denjenigen, welche eine Familie bilden und Laute derselben Stufe und vollkommen ähnliche, nur durch Vorsilben und Ausgänge verschiedene Stammwörter haben. Die in jedem Zweige vereinigten Sprachen nähern sich endlich selbst in ihren Endungen und zeigen keine andere Verschiedenheit mehr, als die ihrer Auslaute oder Endvocale und ihres eigenthümlichen Satzbaues.

In wiefern aber einer Sprache vor einer andern ein Vorzug gebühre, darüber hören wir noch Wilhelm v. Humboldt: „Der wahre Vorzug einer Sprache ist nur der, sich aus einem Princip und in einer Freiheit zu entwickeln, die es ihr möglich machen, alle intellectuellen Vermögen des Menschen in reger Thätigkeit zu erhalten, ihnen zum genügenden Organ zu dienen, und durch die sinnliche Fülle und geistige Gesetzmäßigkeit, welche sie bewahrt, ewig anregend auf sie einzuwirken. In dieser formalen Beschaffenheit liegt Alles, was sich wohlthätig für den Geist aus der Sprache entwickeln läßt. Sie ist das Bett, in welchem er seine Wogen im sicheren Vertrauen fortbewegen kann, daß die Quellen, welche sie ihm zuführen, niemals versiechen werden. Denn wirklich schwebt er auf ihr, wie auf einer unergründlichen Tiefe, aus der er aber immer mehr zu schöpfen vermag, je mehr ihm schon daraus geflossen ist. Diesen formalen Maßstab also kann man allein an die Sprachen anlegen, wenn man sie unter eine allgemeine Vergleichung zu bringen versucht."

Aus dem nordwestdeutschen Flachlande.

Ethnographische Skizze von **Friedrich Ewald.**

II.

Daß sämmtliche Marschgegenden durch eine große Wohlhabenheit sich auszeichnen, ja, daß eigentliche Armuth fremd in ihnen ist, darf nach dem Gesagten nicht Wunder nehmen. Stattlich genug präsentirt sich daher auch die Wohnung eines solchen Marschbauern. Die Grundmauern sind natürlich, wie es in diesem von Bruchsteinen gänzlich entblößten Lande nicht wohl anders sein kann, aus Backsteinen aufgeführt, deren Fugen zierlich mit Mörtel ausgestrichen werden, so daß diese Mauerflächen einen sauberen, freundlichen Eindruck machen. Bei älteren Bauernhäusern bestehen die Wände wohl aus Fach- oder Bindwerk, d. h. einem rechtwinklig zusammengesetzten Balkengerüst, dessen quadratische Fächer mit Backsteinen ausgefüllt sind. Das Dach setzt unmittelbar über den Fenstern der Seitenmauern an — denn alle echten Bauernhäuser in den Marschen sind ohne Ausnahme einstöckig gebaut — und steigt zu beträchtlicher Höhe empor, den unter ihm aufgespeicherten Heuvorräthen und Korngarben Raum gewährend. Sehr selten übrigens sieht man eine Ziegelbedachung; man bedient sich vielmehr zum Decken der Häuser einer Rohrart („Reith" genannt), welche an den Rändern der Flüsse und der in ihrem untern Laufe ziemlich zahlreichen Inselchen („Platen") wächst und zur Winterszeit, wenn der Frost dem Wasser Balken aufgelegt hat, geschnitten wird. Die dichte, fußdicke Schicht dieses Rohres, welche man auf dem Sparrengerüst befestigt, hat zwar den Nachtheil größerer Feuergefährlichkeit, schützt aber dafür auch ungleich besser gegen Sommerhitze sowohl wie gegen Winterkälte als ein Ziegeldach.

Die Front des Gebäudes wird vorzugsweise gern gegen Osten gekehrt. Den Eingang bildet eine große, oben halbrund geschnittene Doppelthüre, hoch und breit genug, um

einem schwerbeladenen Erntewagen den Eingang zu verstatten. Oberhalb derselben ist, auf einem in die Mauer eingelassenen Sandstein, bei älteren Häusern wohl auch auf einem übergekragten Balken, der Name des Erbauers sammt dem seiner Ehefrau, sowie die Jahreszahl der Erbauung zu lesen. Selten findet sich dem noch ein Vers oder ein Bibelspruch zugefügt. — Die Hausthüre ist fast immer auf etwa zwei Drittel ihrer Höhe wagerecht wieder durchschnitten, so daß sie eigentlich aus vier verschiedenen Theilen, deren jeder auf seiner besonderen Angel sich dreht, zusammengesetzt ist. Die eine Hälfte pflegt, wenigstens zur guten Jahreszeit, offen zu stehen, um Licht und Luft den Zutritt zu gestatten. Ein leichtes, nach Außen aufschlagendes Lattenthürchen schützt alsdann das Innere des Hauses vor dem Besuch der grunzenden Borstenträger, denen der vor dem Eingange belegene Grasrain in der Regel zum Tummelplatz angewiesen wird.

Treten wir endlich in das Haus selbst ein, so sehen wir uns zunächst auf einer geräumigen Flur, welche die volle Breite des Gebäudes einnimmt und deren Fußboden, aus festgestampftem Lehm bestehend, im Winter als Dreschtenne benutzt wird. Rechts und links, also an beiden Langseiten des Hauses, ziehen sich die Stände für die Kühe hin. Denn wenn auch der Betrieb so groß ist, daß er außer dem Hauptgebäude noch ein oder mehre separate Wirthschaftsgebäude erfordert, so liebt es doch der norddeutsche Bauer, seinen Viehstand — seinen Stolz und seine Freude — mit sich unter demselben Dache zu wissen. Und in der That ist es ein gar stattlicher Anblick, welchen zur Winterszeit — denn den ganzen Sommer und Herbst über, vom Mai bis zum November bleiben die Thiere ohne Unterbrechung draußen — diese Reihen glatter, starkgebauter, breitstirniger Kühe gewähren, wenn sie, den Kopf gegen die Flur („Diele" oder plattdeutsch „Dähle" genannt) gekehrt, in ruhigem Behagen das ihnen vorgeschüttete duftige Heu verzehren oder leise brummend den wohlbekannten Tritt der Magd begrüßen, in deren saubere, mit blitzendem Messingbeschlag versehenen Eimer der Inhalt der strotzend vollen Euter entleert werden soll. Die Pfosten, welche statt jeder weiteren Zwischenwand die Standplätze von je zwei und zwei Kühen scheiden, tragen zugleich eine Art von Emporbühne, „Hille" genannt, welche zur Aufbewahrung von allerhand Geräthschaften, auch wohl eines Theiles des Torfvorrathes dient und endlich das Standquartier des Hühnervolkes zu sein pflegt, welches letztere den Tag über vor dem Hause, oder auf der Tenne sich sein Futter sucht, und dem sich meistens eine Schaar von Tauben zugesellt. Diese fehlen nämlich so leicht auf keinem größern Bauernhofe und ihre Nester, deren Fluglöcher gewöhnlich oben an der Giebelwand angebracht sind, müssen manchen schmackhaften Braten in Gestalt der halbflüggen Jungen hergeben.

Zu beiden Seiten der Hauptthüre treffen wir gewöhnlich die Stallungen für die Pferde an, und zwar so, daß die Krippen und Raufen sich an die Giebelwand lehnen, das Hintertheil der Thiere demnach der „Diele" zugekehrt ist. An dem entgegengesetzten Ende der letzteren, also nach den eigentlichen Wohnräumen zu, sind hier und da noch Schlafstätten für das Gesinde, wenigstens für den männlichen Theil desselben, angebracht. Dieselben bestehen aus schrankartigen Bretterverschlägen, Alkoven genannt,*) welche große Aehnlichkeit mit den sogenannten „Schlafkojen" der Seeleute zeigen und deren vorderer Ausschnitt durch eine verschiebbare Holzwand bei Tage wohl auch ganz geschlossen wird. Demjenigen, der dieser Einrichtung ungewohnt ist, könnte der bloße Gedanke, in solch einer — Schlafkiste möchte man es nennen — sich zur Ruhe zu legen, den Athem versetzen. Allein es ist eine Eigenthümlichkeit unsers Landmannes, daß er, der doch den größten Theil des Tages im Freien zubringt, innerhalb seiner Wände gegen eine schwere, drückende, ja selbst unreine Atmosphäre selten empfindlich ist; und so findet man in älteren Bauernhäusern diese Alkoven vielfach auch in den eigentlichen Wohnräumen und von der Herrschaft selbst benutzt.

Den von dieser letztern bewohnten Theil des Hauses scheidet eine der Giebelmauer parallele Zwischenwand von dem Wirthschaftsraume, dessen Besichtigung wir zuerst vornahmen, und der in seiner Ausdehnung etwa zwei Drittel von der Länge des ganzen Gebäudes umfaßt. Das letzte, besonders abgekleidete Drittel wird gemeiniglich „Windfang" genannt. Die Thür, welche zu ihm führt, ist immer mit Glasfenstern versehen, damit der Hausherr jederzeit von dem status quo des Wirthschaftsraumes sich überzeugen kann. Ihr gegenüber ist ursprünglich der Heerd angebracht, so daß demnach die offene Hausflur des Windfanges zugleich die Küche bildet. Ueber dem flammenden Torffeuer hängt nun den ganzen Tag über ein mächtiger Wasserkessel oder der gewaltige eiserne Topf, in welchem das Mittags- und Abendessen brodelt. Die Wand, an welche sich der Heerd lehnt, ist fast ausnahmslos mit sauberen, blauweißen holländischen Porzellanfliesen (hier schlechtweg „Steinchen" genannt) bekleidet. Den Schornstein, dessen unteres, bauchiges Ende den reichlich qualmenden Rauch auffängt, umgibt ein Bret mit vorspringender Leiste, auf welchem Porzellan-, Zinn- und Messinggeschirr in zierlicher Ordnung aufgestellt ist. Das Licht erhält diese Hausflur gewöhnlich durch ein oder zwei in der Langmauer angebrachte Fenster, vor denen meistens der sauber gescheuerte Holztisch sammt dazu gehörigen Stühlen und Bänken seinen Platz findet, an welchem das Gesinde seine Mahlzeiten hält. In neueren, eleganter gebauten Bauernhäusern ist übrigens der Heerd aus der Mitte entfernt worden und die Küche hat eine besondere Abkleidung erhalten.

Es bleiben somit — wenn nicht, was allerdings gewöhnlich geschieht, an eben dieser Fensterwand noch der Raum zu einem Stübchen ausgespart wird — nur die anderen beiden Seiten des „Windfanges" zu Wohnräumen übrig, so daß demnach diese letzteren im Verhältniß zu der Größe des ganzen Gebäudes immerhin etwas beschränkt genannt werden dürfen. Allein es liegt ja in der Natur der Sache, daß die Bewohner den größten Theil des Tages über entweder draußen oder doch in den Stallungen und Wirthschaftsgebäuden sich aufhalten und daher weniger auf die Benutzung der Zimmer angewiesen sind. Während das Familienzimmer zugleich Eß- und nicht selten Kinderstube ist, darf es indeß unter keiner Bedingung an einem Besuchszimmer, einer sogenannten „besten Stube", fehlen, welche in größeren und stattlicheren Bauernhäusern, wo sämmtliche Räume bedeutendere Dimensionen annehmen, den stolzen Namen „Saal" führt. Auf die Einrichtung dieses Gemaches wird gewöhnlich viel Sorgfalt und Geld verwandt, und blankpolirte Mahagoni-Möbel mit Damast- oder Plüschbezug, Spiegel in schweren Goldrahmen, elegante Fenstervorhänge und feine Tapeten gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Allein, die Wahrheit zu gestehen, so macht dieser modische Luxus, den die fortschreitende Kultur und der wachsende Reichthum in das alte, patriarchalische Bauernhaus so zu sagen eingeschmuggelt

---

*) Stürenburg in seinem vortrefflichen „Ostfriesischen Wörterbuch" bemerkt richtig, daß dies Wort arabischen Ursprunges sei.

haben, durchgehends einen etwas fremdartigen und nicht gerade harmonischen Eindruck. Inmitten eines solchen Prunkzimmers, dessen etwas schwere und drückende Luft für die Seltenheit seiner Benutzung Zeugniß ablegt, hat es uns manchmal unwillkürlich gemahnt an ein Geschichtchen, dessen buchstäbliche Wahrheit wir verbürgen können. Ein Marschbauer hatte einen städtischen Beamten, dem er seine Zuneigung geschenkt, zu wiederholten Malen eingeladen, ihn einmal in seinem Hause zu besuchen und namentlich ein neuangeschafftes Pianoforte in Augenschein zu nehmen. Als dieser endlich der Aufforderung Folge geleistet hat, sieht er zu seinem größten Erstaunen, wie sich der Hausherr an das Instrument setzt und mit beiden Händen die Kreuz und Quere wild auf den Tasten herumzutrommeln beginnt. Auf die, wahrscheinlich mit verbissenem Lachen gestellte Frage: „wo er denn das gelernt habe?" erhält der Beamte von dem Spieler die halb von Selbstgefälligkeit, halb von Verwunderung über sein eigenes Genie eingegebene Antwort: „Ick kunn't glicks!" (Ich konnte es gleich.)

Einen Schluß auf die durchschnittliche Bildung der Marschbewohner aus dieser Anekdote ziehen zu wollen, auch abgesehen davon, daß dieselbe vor mehr als einem Menschenalter sich zugetragen hat, wäre geradezu lächerlich. Vielmehr vertreten jene im Ganzen und Großen eine Summe von Intelligenz, deren kein anderer deutscher Volksstamm sich würde zu schämen haben. Unsere Absicht ging vielmehr lediglich dahin, anzudeuten, daß man so vielfach nicht versteht, altererbte Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen mit den Forderungen moderner Kultur und städtischer Bildung in Einklang zu bringen. Man gibt jene auf, ohne gleichwohl diesen vollständig gerecht werden zu können. Daher ist es auch eine so überaus beklagenswerthe Erscheinung, daß so viele Bauern, denen die in den letzten Decennien zu enormer Höhe gestiegenen Landpreise eine bedeutende Rente gewähren, heutzutage oft in ihren besten Jahren sich zur Ruhe setzen und, ihre Besitzungen verpachtend, in den Städten ihren Wohnsitz aufschlagen. Dort bleiben natürlich die höheren und eigentlich gebildeten Kreise ihnen verschlossen, und sie sind daher meistens genöthigt, ihren Umgang unter Halb- oder noch weniger als halb Gebildeten zu suchen. Dabei kann es denn nicht fehlen, daß viele Leute sich an sie heran drängen, welche nur der gefüllte Geldbeutel der neuen Bekannten lockt und die, während sie nichts als den elenden Firniß einer sogenannten Bildung voraus haben, hinterher oft genug über die „dummen Bauern" sich lustig machen mögen, die doch an wirklicher Gediegenheit unendlich oft ihnen überlegen sind. —

Allein wir sind von unserm Thema abgeschweift, und doch blieb uns noch der Besuch eines der wichtigsten Räume des echten Marschbauernhauses übrig — der des Milchkellers nämlich. Mit Vergnügen weilen wir in diesem, von holländischer Reinlichkeit glänzendem Gelaß, wo auf dem Fußboden, theils über, theils nebeneinander die großen runden hölzernen Milchgefäße, „Baljen" genannt, aufgestellt sind. Gewöhnlich werden dieselben von außen mit grauer oder grüner, inwendig aber mit rother Oelfarbe (von welcher letztern die Weiße der Milch sich angenehm abhebt) gestrichen. Die Großmagd oder eine der Töchter des Hauses besorgt allmorgendlich sehr früh („vor Tag und Tage", wie ein dahin zielender eigenthümlicher Ausdruck lautet) das Geschäft des Abrahmens, das eben so wie die Reinigung der Milchgefäße, das eigentliche Buttern und die Käserei, die größte Umsicht, Sorgfalt und Reinlichkeit erfordert. Die geringste Vernachlässigung oder Unsauberkeit rächt sich bekanntlich vor Allem an der Butter, was Aussehen und Geschmack anbetrifft, auf der Stelle, und da diese letztere einen wichtigen Handelsartikel der Marschen bildet, so setzt natürlich jede Hausfrau ihren Stolz darin, eine wohlschmeckende und tadelfreie Waare zu liefern. Die fette und aromatische ostfriesische, holsteinische und oldenburgische Butter erfreut sich denn auch in der That eines wohlverdienten und weitverbreiteten Rufes. Namentlich werden ungeheuere Massen davon nach England ausgeführt.

Wir hatten bei dem Gange unserer bisherigen Schilderungen vorzugsweise die Wohnungen der begüterten und reichen Marschbauern, gewissermaßen der bäuerlichen Aristokratie und unter ihnen wieder vornehmlich die der Wesermarschen im Auge. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß ihr Charakter, wie auf der abwärts führenden Skala, welche mit dem bescheidenen Häuschen des „kleinen Mannes", des „Heuermanns" und „Köters" schließt, so andrerseits nach den Verschiedenheiten, welche unvermeidlich in den einzelnen nach der Elbe und Ems zu belegenen Distrikten sich kundgeben, mancherlei Modifikationen unterliegt. So fehlt namentlich den Wohnungen der untern Klasse die Zwischenwand, welche Stallung und eigentlichen Wohnraum scheidet. Auch wird in ihnen nur in seltenen Fällen ein Schornstein angebracht sein, vielmehr bleibt es dem Heerdrauche überlassen, durch die offene Thür sich einen Ausweg zu bahnen, nachdem er zuvor an den, eben zum Behuf des „Räucherns" auf der Diele aufgehängten Würsten, Speck- und Fleischseiten seine Funktion erfüllt hat. Die rauchgeschwängerte, wie von einem bläulichen Nebel erfüllte Atmosphäre eines solchen Hauses muß dem, der ihrer ungewohnt ist, Anfangs unerträglich erscheinen, namentlich, wenn die Ungunst der Witterung das Schließen der Haus- und Seitenthüren nöthig macht. Indeß hilft hier, wie überall, die allmächtige Gewohnheit dergleichen Unzuträglichkeiten und Unbequemlichkeiten überwinden.

Der Eindruck, den wir von der Wohnung des Marschbauern mit hinwegnehmen, würde nur ein unvollständiger sein, wollten wir nicht auch noch einen Blick in den unmittelbar an das Haus sich schließenden Garten werfen. Vielfach könnten wir dabei freilich wieder jenen Mangel an Schönheitssinn constatiren, der uns schon in die Augen fällt, wenn wir beim Eintritt in das Gehöft gerade vor der Frontseite den ungeheuern Haufen jenes Stoffes aufgeschichtet finden, den man euphemistisch die „Goldgrube des Landmanns" genannt hat, welche poetische Benennung indeß nicht für die unseren Augen und Nasen zugefügte Unbill zu entschädigen vermag. Nicht aber, als ob der Garten einen vernachlässigten oder gar verwahrlosten Anblick darböte. Die gut bearbeiteten und sauber gehaltenen Beete zeugen vielmehr von derselben Sorgfalt und Ordnungsliebe, welche vielleicht als ein Erbtheil der stammverwandten Holländer nach den deutschen Marschen sich verpflanzt hat.*) Nur hat es etwas Ermüdendes, wenn überall derselbe breite, von buchsbaumumgebenen Rabatten eingefaßte Mittelpfad wiederkehrt, welcher, das ganze Areal in zwei gleiche Hälften zerlegend, häufig in einer jener langweiligen, geschorenen Lindenlauben endigt, welche nur in wenigen echten Marschgärten fehlen. Als Pendant zu diesen letzteren dienen die gleichfalls glatt geschorenen Lindenkronen, welche wie ein schwebender Zaun vor den Fenstern der Wohnzimmer sich hinzuziehen pflegen. Der ähnliche,

*) Sie ist keine spezifisch-holländische Eigenschaft, sondern den sassisch-niederdeutschen und friesischen Bewohnern unseres nordwestdeutschen Niederlandes überhaupt eigen; bei den Holländern tritt sie aber potenzirt auf. A.

aus der französischen Gartenkunst stammende Ungeschmack findet sich auch hier und da noch in den wie nach dem Lineal geschnittenen Taxushecken, aus denen Thürmchen, Pyramiden oder andere Figuren sich emporheben, vertreten.

Zu beiden Seiten der Blumenrabatten breiten sich die Gemüsebeete aus, und wenngleich der Gemüsebau in den Marschen durchschnittlich gerade auf keiner sehr hohen Stufe steht, so braucht man doch nur diese saftstrotzenden Gewächse, diese Ueppigkeit in der Fruchterzeugung anzusehen, um sich zu überzeugen, daß derselbe, wenigstens an den meisten Stellen, einer Entwicklung und Vervollkommnung fähig wäre, wie sie bis jetzt vielleicht nur in Belgien erzielt worden ist. Am weitesten vorgeschritten sind in dieser Beziehung wohl ohne Zweifel die Elbmarschen, denen Hamburg jederzeit einen einträglichen Absatzmarkt gewährt.

Daß bei dem vorwiegend praktischen Sinne unserer Bauern der Raum für das Nützliche den für das Schöne, die Blumenzucht, bestimmten bei Weitem überwiegt, darf nicht befremdlich erscheinen. Schenken wir aber diesem letztern einige Beachtung, so wird sich uns alsbald die Bemerkung aufdrängen, daß auf ihm mit Vorliebe und tiefgewurzelter Pietät jene altbekannten Gewächse gepflegt werden, welche der Botaniker als echt deutsche anspricht, welche aber in städtischen Gartenanlagen längst jenen unzähligen fremdländischen, mit vornehm klingenden Namen, haben weichen müssen, die wir zwar bewundern, von denen wir uns aber nicht angeheimelt fühlen. Oder sollten wir nicht etwa gern jene alten Freunde begrüßen, deren Namen seit Jahrhunderten schon im Volksmunde leben — diese großblätterigen Päonien (wegen ihrer eigenthümlich geformten Fruchtkapseln „Hahn und Henne“ genannt), diese zahlreichen Zwiebelgewächse, welche gerade in dem fetten humusreichen Marschboden ein so vortreffliches Gedeihen finden, wie Schneeglöckchen, Frühlingsweiß, Zeitlose, Kibitzei (Schachblume, Fritillaria Meleagris), Narzisse und die Osterblume (Narcissus = Pseudo-Narcissus), sowie mannigfaltige Liliengewächse; die Goldlack-Arten, welche als „Gelbveigelein“ in dem oberdeutschen Volksliede mehrfach eine Rolle spielen, diese Stiefmütterchen und Nelken, diese Akeley, Sturmhut, Löwenmaul und Rittersporn, diese Iris, Königskerzen, Dotterblumen, Nachtviolen, Malven, Johanniskräuter (Hypericum), Kellerhalsgewächse, Fingerhut-Arten — und wie sie sonst noch Alle heißen mögen, die Jahraus, Jahrein mit unveränderter Treue wiederkehren? — Wenn neuerdings ein geläuterter Geschmack vielfach die alten steifen Rabatten in sogenannte englische Gartenanlagen mit Rasenplätzen und in sie eingestreute Beete verwandelt hat, so ist das gewiß als ein Fortschritt anzuerkennen. Sehr zu wünschen aber wäre es dabei, daß den altheimischen Gewächsen ihr volles Recht gelassen und ihre Stelle nicht durch vornehm aussehende Fremdlinge ersetzt würde. Die Anhänglichkeit an das Althergebrachte und Gewohnte aber — und wir können nicht umhin, dies als ein Zeichen echten und gesunden Volksthumes zu begrüßen — ist im Ganzen und Großen zu tief gewurzelt und begründet, als daß man auch in dieser Beziehung ein allzu bereites Eingehen auf Neuerungen zu fürchten hätte.

So hat denn auch das Familienleben des norddeutschen Bauern vielfach noch etwas Patriarchalisches behalten. Der Hausherr ist wirklicher Herr des Hauses und verlangt als solcher unbedingten Gehorsam für seine Befehle. Dagegen ist er seinem Gesinde, das hier durchgehends zu dem von Riehl so schön entwickelten Begriff des „ganzen Hauses“ gehört, ein gelassener und gerechter Herr. Lautes, zorniges Schelten im Verkehr mit demselben wird man selten hören. Nimmt sich aber ein Dienstbote Freiheiten oder gar Widersetzlichkeiten heraus, so wird ihm ohne weitere Umstände und ohne viele Worte auf den nächsten Abgangstermin gekündigt. Mit gleicher Ruhe und Umsicht schaltet die Hausfrau in dem ihr zustehenden Gebiet, mit Gewissenhaftigkeit darauf sehend, daß Jedem von der Hausgenossenschaft „sein Recht“ werde. Unter diesem Ausdrucke wird zunächst vielfach die Art und Weise der Beköstigung verstanden und „de Deensten (Dienstboten) kriegt ähr Recht nich“ ist so ziemlich die schwerste Anschuldigung, welche gegen eine Herrschaft erhoben werden kann. In Wahrheit aber ist der Marschbauer zu wenig zur Unterschätzung der materiellen Genüsse geneigt und auch zu gutmüthig und wohlwollend, als daß er nicht den ihm Untergebenen ihr gutes und reichliches Theil an denselben gönnen sollte. Die Kost ist daher im Allgemeinen zwar derb, aber gut und schmackhaft und vor allen Dingen fett zubereitet. Daß einem Süddeutschen die ungeheueren Schüsseln von Braunkohl, mit Rauchfleisch, handdickem Speck und verschiedenartigen Würsten garnirt, munden würden, möchten wir allerdings stark in Zweifel ziehen. In diesen Gegenden aber bilden dieselben, namentlich zur Winterszeit, das eigentliche Nationalgericht, das auf dem Herren-, wie auf dem Gesindetisch (denn nur in einzelnen Gegenden noch nimmt die Hausgenossenschaft gemeinsam an den Mahlzeiten Theil) sich einer gleichen Beliebtheit erfreut. Zum Frühstück und Abendessen, welches für das Gesinde meistens aus Milch- oder Buttermilchspeisen besteht, wird ein wohlschmeckendes, in großen Laibern gebackenes Roggenbrod, welches dem westphälischen Pumpernickel sehr ähnlich ist, genossen, wobei man mit der Butter nicht eben kärglich umzugehen pflegt. Weißbrod, so wie ein aus gebeuteltem Roggen bereitetes Brod („Bauernstuten“) kommt nur auf den Tisch der Herrschaft.

Mit großer Regelmäßigkeit kehren auch zu den verschiedenen Festen dieselben Gerichte wieder. Den Höhenpunkt der Koch- und Backkunst pflegt das Weihnachtsfest zu bilden, und der Weihnachtsabend hat daher sogar scherzhafterweise die entsetzlich unpoetische Benennung „Dicke bunksabend“ (wörtlich: Dickbauchsabend) davon getragen, woran sich zugleich die Anekdote knüpft, daß ein Knabe seinen Vater fragt: „Vader, wennehr (wann) kummt de Abend, dat ick so väl frete, dat ick van de Bank fall'?“ — Uebrigens möge, damit auf die norddeutschen Landsleute nicht der Vorwurf eines groben Materialismus falle, hier noch erwähnt werden, daß das kältere und rauhere Seeklima, wie einerseits einen größern Fettgenuß, so andererseits auch bedeutendere Nahrungsmengen fordert, und daß das Sprichwort: „Seeluft tehrt“ (zehrt), keinenfalls ohne Berechtigung ist.

Bevor wir unsere, freilich nur in den allgemeinsten Umrissen gegebene Schilderung abschließen, können wir nicht umhin, noch einen Blick auf die Abstammung der Bevölkerung unserer Nordseemarschen zu werfen. Dieselbe zeigt sich gemischt aus friesischen und sächsischen Elementen, und zwar dergestalt, daß bald das eine, bald das andere die Oberhand erhält, wie sich aus vielfachen Anzeichen in Sprache, Sitte und Lebensweise erkennen läßt, wenngleich natürlich im Lauf der Zeiten die Unterschiede verwischt und abgeblaßt sind. Der altsächsische (sassische) Stamm herrscht (nach den Untersuchungen von H. Allmers) entschieden vor in den Elbmarschen, wo noch die Hausgiebel vielfach das alte Sachsenzeichen, die auswärts gekehrten Pferdeköpfe tragen, während die Wesermarschen (Osterstade, Land Wührden, Vieland und Land Wursten auf hannoverscher, das Stedinger-, Stad- und Butjadingerland auf oldenburgischer Seite) reich an frie-

sischen Elementen sind. Eine rein friesische und Friesisch redende Bevölkerung dürfte indeß fast nur noch in dem oldenburgischen Saterlande, sowie auf jener Inselkette zu finden sein, welche von Holland aus als der geringe Rest eines von den gierigen Fluten verschlungenen, ehemals reichen und dichtbevölkerten Landes die deutsche Nordseeküste sich entlang zieht. Von den Niederlanden aus scheinen die Friesen diese Küstenstriche in Besitz genommen zu haben. Sie sind es gewesen, welche den Boden, auf dem sie sich ansiedelten, durch das Aufwerfen von Dämmen, — Deiche genannt, — dauernd der Gewalt des Meeres entrissen. Unter welchen unsäglichen Mühseligkeiten dies geschah, wie oft eine einzige Sturmflut die Arbeit einer ganzen Generation, ja mehrer Generationen wieder vernichtete, davon wissen die Chronikenschreiber auf vielen, vielen Blättern zu berichten, und der Lapidarstyl, mit welchem sie die einzelnen, durch besondere Furchtbarkeit bemerkenswerthen Fluten verzeichnen, birgt eine Masse ungeahnten Elends. — Bemerkt mag hier noch werden, daß ältere Geschichtsforscher den Namen Friesen von dem Worte fresen, zittern, herleiten, was, die Richtigkeit (?) dieser Hypothese angenommen, auf das Unsichere, Schwankende ihres dem Meere abgewonnenen Bodens deuten würde. Frisen, von Fris, Rand, also die am Rande wohnen, — meinen Andere. (— Kein Friese wohnt 15 deutsche Meilen landeinwärts von der See. A.)

Im Kampfe mit eben diesem furchtbaren Erbfeinde, der sich immer und immer seine Beute noch nicht wollte entreißen lassen, im Kampfe mit geistlichen und weltlichen Gewalthabern, denen seine trotzige und selbstherrliche Freiheit ein Dorn im Auge war,*) hat das Friesenvolk die Benennung „Deutschlands Ehrenvolk" wahrlich nicht unverdient erhalten. Der Freiheitskampf der Stedinger gegen den bremischen Erzbischof hat neuerdings durch Arnold Schloenbach seine poetische Verherrlichung gefunden. Von den drei Männern, welche an der Spitze derselben standen — Boleke (oder Bolke) von Bardenfleth, Tammo von Huntorf und Detmar tom Dyk — und welche in der Schlacht von Altenesch im Jahre 1234 mit ihren 11,000 Stedingern der vereinten Macht des Erzbischofs von Bremen und des Grafen von Oldenburg erlagen, von diesen Dreien sagt Schlosser, daß ihre Namen neben dem Arnolds von Winkelried im Andenken der Nation unsterblich sein sollten.

— Und doch — wer in den entfernteren Gauen des deutschen Vaterlandes weiß etwas von ihnen, während der Name des Helden von Sempach in Aller Munde lebt? Die Schlachten von Granson und Murten, von Sempach und Morgarten sind fast mit unseren frühesten Kindheitserinnerungen verflochten, während die Kämpfe des heldenmüthigen Friesenvolkes vergessen werden, weil der Erfolg, dieser Götze, vor dem sich die Welt in Ehrfurcht neigt, keine Siegesfanfaren zu ihrem Preise anzustimmen hatte. „Allein wenn auch zertreten von Fürstenmacht, die es zu lieben gar keine Ursache hat", heißt es in einem Buche, die „Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen" von Dr. Clement, „und vom Meere zerschnitten, wie eine Amphibie zertreten und zerschnitten wird, lebt dennoch das Friesenvolk fort in unverwüstlicher Natur, wie die zerhackte Amphibie, deren getrenntes Leben, so spricht die Volkssage, sich noch rührt, bis die Sonne untergeht."

— Die vorstehenden, eigenthümlich ergreifenden Worte führt auch Herrmann Allmers, der treffliche Marschenschilderer, in seinem „Marschenbuch" an, um „die Kette unsäglicher Kämpfe und namenloser Leiden" zu kennzeichnen, aus denen die Geschichte des Friesenvolkes besteht. Auf dies letztere Werk, dem ein namhafter neuerer Kritiker die ehrende Bezeichnung „klassisch" beilegt, möchten wir alle diejenigen verweisen, welche, indem sie dem Gange unserer anspruchslosen Skizze folgten, vielleicht den Wunsch in sich aufsteigen fühlten, eingehender über dieses in so vielfacher Hinsicht interessante Stück deutscher Erde sich zu unterrichten.

*) „Die Friesen", bemerkt Schlosser, „sind die einzige germanische Völkerschaft, welche von jeher die demokratische Form der monarchischen vorzog."

Aus der Republik Paraguay.

Der Krieg, welcher im vorigen Jahr in der Region des La Platastromes entbrannt ist, bietet eine interessante Erscheinung dar.

Lopez, Präsident oder Dictator von Paraguay, hat sich das Beispiel seiner Vorgänger nicht zum Muster genommen; diese hielten an der Maxime fest, sich von allen auswärtigen Händeln fern zu halten, während er sich geflissentlich in dieselben einmischte. Gegen ihn haben sich das Kaiserreich Brasilien, die argentinische Conföderation und die Republik Uruguay verbündet und sie werden durch ihre Uebermacht seiner Herr werden.

Nun bilden die Heere der verschiedenen Staaten eine merkwürdig bunte Zusammensetzung von Menschen verschiedener Rassen und von Mischlingen. Zwar die Argentiner und die Leute aus Uruguay sind in bei weitem überwiegender Menge weiß, aber die brasilianische Armee besteht zumeist aus Negern und Mulatten, sodann aus Indianern verschiedener Stämme; selbst vom Amazonenstrome sind dergleichen gekommen. In Paraguay hat man zumeist Guaraní-Indianer unter die Fahnen gestellt, denn die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus solchen, und das Guaraní ist die eigentliche Landessprache.

Bisher ist allgemein, und wir unsererseits glauben mit Recht, angenommen worden, daß von den 600,000 Einwohnern, welche Paraguay zählt, kaum ein Sechstel aus reinem, unvermischtem „weißen Blute" bestehe. Der französische Reisende Demersay, der eine „physische, wirthschaftliche und politische Geschichte von Paraguay und der Niederlassung der Jesuiten" veröffentlicht, meint, daß etwa sechs Zehntel Weiße seien. Giebt man das zu, so muß man aber doch annehmen, daß es sich dabei um Weiße handelt, die es zumeist nur dem Namen nach sind. Wäre das reine spanische Blut wirklich überwiegend, so würde die Indianersprache nicht die herrschende sein können, auch sagt Demersay selbst, daß diese

Weißen „zumeist, in einer mehr oder weniger entfernten Zeit aus der Verbindung der Europäer mit eingebornen Guaranífrauen hervorgegangen seien." Sie bezeichnen sich als Creolen oder „Söhne des Landes". Von der Negerplage ist Paraguay glücklicherweise so ziemlich verschont geblieben; die Sklaverei ist, sehr verständigerweise, nach und nach und stufenweis abgeschafft worden.

Die Guaranís sind sogenannte civilisirte Indianer, in Paraguay leben aber auch noch einige wilde Stämme, die während des jetzigen Krieges auch eine Anzahl Kämpfer gestellt haben. Zu diesen gehören die Payaguás, über die wir Einiges bemerken wollen. Sie leben am linken Ufer des Paraguaystroms, und schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts haben die spanischen Eroberer Bekanntschaft mit ihnen gemacht. Sie schweiften damals zwischen 25 und 21° südl. Br. einher, hatten keine festen Wohnsitze und beherrschten, als gewandte Kahnschiffer, das Wasser.

Kriegerisch sind sie bis auf diesen Tag geblieben. Oftmals sind sie auf das rechte Ufer des Flusses hinübergegangen u. haben in der großen Einöde, welche als das Gran Chaco bekannt ist, Krieg mit den wilden Stämmen geführt; sie bedrohten auch die Stadt Asuncion, und die Spanier mußten dort zwei Burgen errichten, um sich ihrer zu erwehren. Aber nach und nach verminderte sich ihre Zahl; 1741 schlossen sie einen Frieden, welchen sie auch stets gehalten haben; sie fanden, daß es vortheilhaft sei, mit den Mächtigeren auf gutem Fuße zu stehen. Nun schweifen sie ungestört umher; man sieht sie nicht selten auch in den Städten oder vielmehr bei denselben, namentlich bei Asuncion, Villa real, Neembucu und San Pedro. Bei Asuncion, der Hauptstadt, schlagen sie ihre große Hütte (Tolderia) am hohen Ufer auf; dieselbe besteht aus Bambuspfählen, ist zwölf Fuß hoch und in rohester Weise mit Rohr und Binsen gedeckt. Tiger- und Schweinsfelle dienen zum Lager; an den Stangen hängt allerlei Hausrath und Fischereiwerkzeug, am Boden liegen und stehen Töpfergeschirr und Kalebassen umher.



Der Payé, Medicinmann bei den Payaguas. (Nach einer Zeichnung von Demersay.)

Sie bringen nach Asuncion Brennholz, Fische und Pferdefutter, und kaufen für den Erlös — Branntwein. Leider sind sie arge Trinker. Ehemals wurde der Payagua allemal von seiner Frau oder einem Freunde begleitet, und man schaffte ihn bei Seite, ehe er völlig berauscht zu Boden sank. Jetzt ist es bei schwerer Strafe verboten, einem Indianer in der Schenke Branntwein zu geben. Frauen und junge Männer dürfen nicht trinken; das ist ein Privilegium der Verheirateten!

Die Payaguas sind allezeit voll und ganz Barbaren geblieben; sie haben sich niemals zum Anbau des Mais und der süßen Kartoffel bequemt, nicht einmal Taback pflanzen sie. Am liebsten sind sie auf dem Wasser, um Fische zu fangen, und das verstehen sie aus dem Grunde. Bessere Ruderer gibt es nicht, und ihre Pirogunen schießen wie Pfeile dahin. Diese Fahrzeuge sind 12 bis 15 Fuß lang, nicht über 3 Fuß breit, aus einem Timbostamme gehöhlt und laufen an beiden Enden spitz zu. Das Ruder ist wie eine Lanze zugespitzt und bildet in ihren Händen eine furchtbare Waffe. Dazu kommen dann noch Bogen, Pfeile und Keule. Im Kriege verschonen sie keinen männlichen Feind.

Die Republik Paraguay kann von diesen Payaguas keine Steuern erheben; sie sind durchaus unabhängig und kümmern sich gar nicht um die Regierung. Diese hat sich längst überzeugt, daß sie durchaus nicht zu civilisiren sind, und benutzt diese Wilden, wozu sie verwendbar sind, z. B. als Stromcouriere oder als Führer bei Streifzügen gegen die wilden Indianer des Gran Chaco. Dr. Francia übertrug ihnen die Strompolizei u. hatte sie angewiesen, Niemand aus dem Lande zu lassen.

Niemals hat man diese Indianer dazu bringen können, unter sich selbst einen Häuptling anzuerkennen. Sie haben keinerlei Art von Hierarchie, und selbst den so klugen und in ihrer Ausdauer unermüdlichen Jesuiten ist es unmöglich gewesen, auch nur einen einzigen Payagua zum Christenthume zu bekehren. Sie halten fest an ihrem Payé, ihrem Medicinmanne.

Unser Bild zeigt einen solchen. Demersay hatte ihm Branntwein in Aussicht gestellt, und dieser konnte er nicht

widerstehen. Er kam und ließ sich zeichnen. Er hatte einen Knaben und zwei Frauen mitgebracht. Als ziemlich bejahrter Mann war er schon etwas gekrümmt, sah aber im Uebrigen ganz leidlich aus. Sein noch schwarzes Haar trug er unter einer mit Glasperlen verzierten Binde, auf welcher ein kleiner Federbusch befestigt war; hinten am Kopfe hatte er Federn vom südamerikanischen Strauß (dem Nandu). Am Halse hing ein Collier von Doppelmuscheln und eine Art von Flöte, die aus dem Armknochen eines Feindes verfertigt war. Sein den nackten Leib bedeckender Ueberwurf bestand aus Jaguarfellen, und über Arm- und Fußknöcheln trug er Stränge von Zähnen des Capibara (Flußschweins). In der rechten Hand hielt er einen länglichen Kürbis und in der Linken eine Röhre von hartem Holze, in der man nur mit Mühe eine Tabackspfeife erkannte.

Er gab die Pfeife dem Knaben, welcher sie anzündete; dann nahm er sie wieder und blies mehre Züge kräftig in den Kürbis, der unten ein Loch hatte. Nachher rief er laut die Sylben ta, ta, to, to, to, bald rasch, bald langsam, machte dann heftige Zuckungen und sprang abwechselnd auf einem Fuß und auf beiden Beinen. Endlich hielt er an, weil er ermüdet sei, als man ihm aber einen guten Schluck Branntwein gab, fing er von vorne an.

Die Payaguas sind von großem, kräftigem Wuchs und ihr Muskelsystem ist gut entwickelt. Die Hautfarbe ist olivenbraun, etwas heller als bei den Guaranis, die eine mehr ins Gelbliche spielende Nuance aufweisen. Das Haar ist glatt, wird vorne abgeschnitten und niemals gekämmt; die jungen Krieger binden dasselbe am Hinterkopfe mit einem rothen Bindfaden fest. Das Auge ist klein und lebhaft, eng geschlitzt, aber am äußern Winkel nicht in die Höhe gezogen; aus ihm spricht Verschlagenheit und List. Nase lang und etwas abgerundet, fast caucasisch; Backenknochen sehr wenig vorstehend; die Unterlippe hängt über die Oberlippe hinaus, und dadurch gewinnt der ohnehin ernste und kalte Gesichtsausdruck etwas Hochmüthiges, das auch dem Charakter dieses ungebändigten Volkes völlig entspricht. Die Haare am Leibe, an den Augenbrauen und selbst die Wimpern werden ausgerissen. Die Frauen sind in der Jugend ganz hübsch, in reiferm Alter werden sie zu beleibt; die Füße sind sehr klein. Junge Mädchen werden tättowirt und sind nach dem zehnten Jahre mannbar.



Das Einernten des Maté am Parana in Paraguay. (Nach einer Zeichnung von Demersay.)

In den Toldos (Hütten) gehen die Payaguas unbekleidet, wenn sie aber zur Stadt kommen, tragen sie eine kleine baumwollene Decke. Diese wird von den Weibern mit den Fingern verfertigt, denn von einem Webstuhle haben sie nie Gebrauch gemacht.

Dann und wann, aber selten, läßt sich ein Payagua herbei, beim Einsammeln des Maté hülfreiche Hand zu leisten. Dieser „südamerikanische Thee", Ilex paraguayensis, wächst wild auf weiten Strecken, bis in die Nähe von Rio Janeiro, bis in die bolivianischen Andes und in mehren brasilianischen Provinzen. Für Paraguay bildet er einen Hauptausfuhrartikel. Die Spanier bezeich-

nen ihn als Yerba, Kraut. In Paraguay gehen die Arbeiter, wohlversorgt mit Lebensmitteln, in die Wälder, wo die Bäume stehen; diese gleichen einer kleinen buschigen Eiche. Man haut die Zweige ab, die wieder verkleinert und über einem hellen Feuer auf einem etwa 15 Fuß hohen Bambusgerüste gedörrt werden. Dann zündet man im Mittelpunkte des letztern ein Feuer an, das etwa 24 Stunden sehr langsam brennt. Sobald die Blätter alle Feuchtigkeit verloren haben, nimmt man sie herunter und breitet

Dieses Kraut ersetzt in Paraguay, in den argentinischen Landen, Chile, Peru und in den brasilianischen Provinzen Rio Grande, San Paulo und Paraná ganz allgemein den Thee oder Kaffee. Er wird in folgender Weise zubereitet. Man thut in das Gefäß Zucker und eine glühende Kohle und schüttet eine beliebige Quantität Staub hinzu. Das Wasser wird sehr heiß aber nicht siedend aufgegossen, und dann ist der Thee fertig. Man schlürft ihn vermittelst einer Bombilla, einem Rohr aus



Hölzerner Säbel. Eine Bombilla. Matégefäß. Zweig, Blüthe und Früchte des Matéstrauchs.

sie auf Häuten aus; dort werden sie vermittelst hölzerner Säbel von den Zweigen abgeschlagen, in Eimer oder Mörser gethan, und zuletzt packt man den Staub in Säcke aus Ochsenhaut, welche wie große Kopfkissen aussehen. Solch ein Sack hat ein Gewicht von 120 bis 240 Pfund.

Der Maté heißt auch Kraut des heiligen Bartholomäus oder Jesuitenthee. Er kommt im Handel vor als ein grober, hellgrüner Staub, hat einen krautartigen Geruch, der bei frischer Waare recht unangenehm ist, aber nach einigen Monaten ziemlich aromatisch wird.

Binsen oder Metall, das unten eine runde, durchlöcherte Kugel hat. Die gemeinen Leute trinken diesen Thee „wild“, mate cimarron, d. h. ohne Zucker; die Frauen in der Stadt und die Ausländer geben Kaffee, Rum, etwas Citronen- oder Apfelsinenschalen und wohl auch Milch hinzu.

Die Südamerikaner trinken zu allen Tagesstunden Maté, insbesondere aber gleich, sobald sie Frühmorgens ihre Hangmatte verlassen. Ohne dieses Getränk könnten sie gar nicht leben.

Frühmorgens nüchtern genossen, namentlich ohne Zucker, ist der Maté ein sehr aufregendes Getränk. Viele Europäer können ihn überhaupt gar nicht vertragen, er verursacht ihnen Uebelkeit und Erbrechen. Auch wenn er sehr schwach genossen wird, hat er doch noch aufregende Eigenschaften und sagt nicht Jedermann zu; der Magen will sich nicht gern an ihn gewöhnen, auch wirkt er auf das Gehirn und verursacht Schlaflosigkeit. — Aber weshalb sagt er denn dem Südamerikaner so sehr zu? Weil dieser eine große Menge halb gargekochten Fleisches ohne Brot, und oft ohne jede Mehlspeise, allemal aber ohne Wein genießt. Bei ihm ist der Maté ein fast unentbehrliches Verdauungsmittel.

Zur Hydrographie der brasilianischen Provinz Matto Grosso.

Von **Karl von Koseritz.**

I.

Die Wasser- und Schiffahrtsverbindungen im Stromgebiete des Amazonas.*)

In Bezug auf die hydrographischen Verhältnisse kann keine Region Südamerika's mit der großen brasilianischen Provinz Matto Grosso in die Schranken treten; keine andere hat so großartige Aussichten für die Zukunft, keine wird für den Welthandel wichtiger werden, denn keine hat so bedeutende Wasserstraßen. Ein Blick auf die Karte von Brasilien zeigt uns das bewunderungswürdige Flußsystem, mit welchem diese Provinz von der Natur ausgestattet worden ist und welches dieselbe in direkte Verbindung setzt mit den beiden mächtigen Lebensadern Südamerika's, dem Amazonenstrom und dem La Plata. Die „natürlichen" Grenzen der Provinz werden von den Flüssen Paraguay, Guaporé und Madeira auf der einen, vom Paraná und Araguaya auf der andern Seite gebildet. Die Strecke Landes, welche zwischen den Quellen des Araguaya und denen des Guaporé sich hinzieht, ist von zahlreichen Nebenflüssen der beiden Flußriesen Südamerika's durchschnitten und ihre Wasserscheide bildet eine hügelige Fläche, die nur etwa 266 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Durch diese Wasserscheide ist die Provinz in zwei Theile gesondert, von denen der eine die hydrographische Region der Zuflüsse des Amazonenstroms mit den Thälern des Guaporé und Madeira, dem Becken des Tapajoz, dem des Xingu und dem westlichen Theile des Araguaya-Thales bildet, während der andere einen Theil des Thales des Paraná und das Becken des Paraguay, Zuflüsse des La Plata, enthält.

Alle diese Gewässer sind bereits vor mehr denn hundert Jahren mit Kähnen beschifft worden, und sie alle können mit verhältnißmäßig geringen Opfern der Dampfschifffahrt zugänglich gemacht werden, welche ja auf dem Paraguay und dem Paraná schon längst besteht. Der unendliche Reichthum dieser Provinz, welche im Norden an Alto-Amazonas und Gran Pará, im Osten an Goyaz und S. Paulo, im Süden an Paraguay, im Südwesten an Bolivia und im Westen an Peru grenzt und ein Gebiet umfaßt, welches mehr denn doppelt so groß wie ganz Deutschland mit allen österreichischen Ländern ist, der unendliche Reichthum, sage ich, welchen diese Provinz an Gold-, Kupfer- und Diamantenminen, an Hornvieh, an Nutz- und Färbehölzern, sowie an Kautschuk, Guaraná, und an Plantageprodukten enthält, wird bei einer einstigen direkten Schifffahrtsverbindung mit den beiden Riesenströmen La Plata und Amazonas, die, wie gesagt, ihre Wasserscheide in der Provinz haben, von der äußersten Wichtigkeit für den Handel der ganzen Welt werden. Augenblicklich zählt die ganze Provinz nur 92,000 Einwohner und hat nur zwei Städte, Cuyabá (12,000 Einwohner) und Matto Grosso (ehemals Villa Bella) mit 1500 Einwohnern. Wenn aber einstens die mächtigen Wasserstraßen der Schifffahrt geöffnet sein werden, welche Matto Grosso in direkte Verbindung mit den Ausflüssen des La Plata und des Amazonenstroms, mit den Provinzen Alto-Amazonas, Gran Pará, Goyaz, S. Paulo und Paraná, mit Bolivia, Peru und Paraguay setzen, so wird keine Region von Südamerika ihr in Reichthum und Wichtigkeit gleich kommen.

Die nähere Betrachtung dieser verschiedenen Wasserstraßen, welche zu den beiden größten Flußgebieten von Südamerika gehören, bildet das Thema dieses Artikels, bei dessen Ausarbeitung ich mich hauptsächlich auf die Angaben des brasilianischen Geschwader-Commandanten Leverger stütze, welcher die Provinz Matto Grosso seit Jahren wissenschaftlich erforscht.

Indem wir uns zuerst mit dem Madeira beschäftigen, müssen wir der Meinung des Grafen Castelnau beipflichten, welcher dem Guaporé bis zu seiner Quelle den Namen Madeira beilegt; es ist unzweifelhaft, daß der Guaporé die Quelle des Madeira bildet, und daß der Beni und der Mamoré (im bolivianischen Gebiete) nur als Nebenflüsse erscheinen, so daß die Meinung, welche den Madeira aus dem Zusammenflusse des Beni mit dem Mamoré entstehen läßt, sich als gänzlich unbegründet erweist. Der Guaporé wurde im Jahre 1737 von den ersten Erforschern der Goldminen von Matto Grosso entdeckt, die, den kleinen Fluß Sararé hinunterschiffend, auf

*) Die beiden amerikanischen Stromriesen, Amazonas und Paraguay-La Plata haben gerade in unseren Tagen eine gesteigerte Bedeutung gewonnen und in den von ihnen durchzogenen Ländern gewinnt der Handelsverkehr alljährlich an Bedeutung. Gewiß wird einmal die Zeit kommen, da man von Buenos Ayres oder Montevideo aus nach Norden hin, so recht durch das Herz des südamerikanischen Binnenlandes, bis in den Amazonas nach Pará fahren kann, und umgekehrt. Die obigen Mittheilungen des Hrn. Karl von Koseritz in Porte Alegre werden vielen unserer Leser sehr willkommen sein, weil sie, nach den Berichten der brasilianischen Forschungsexpeditionen, die hydrographischen Verhältnisse übersichtlich und im Zusammenhange schildern. A.

den genannten Strom stießen. Schon 1742 fuhr eine kleine Expedition den Guaporé hinauf bis zur Hauptstadt der spanischen Missionen von Moros. Im Jahre 1752 gründete der erste Gouverneur von Matto Grosso, Don Antonio Rolino de Moura, am rechten Ufer des Guaporé die Stadt Villa Bella, welche späterhin unter dem Namen Matto Grosso lange Zeit Hauptstadt der Provinz war. Schon 1757 gestattete ein königlicher Erlaß den Handel mit Pará, durch ausschließliche Vermittlung des Guaporé und des Madeira. Das kleine Fort Conceiçao wurde im Jahre 1760 gegründet, und von jener Zeit an gewann die Schifffahrt auf dem Madeira und Guaporé einige Lebhaftigkeit. Während langer Zeit erhielt Matto Grosso allen seinen Bedarf an Waffen und Waaren nur auf diesem Wege. Der Handel mit Pará vergrößerte sich, und selbst die amtliche Correspondenz der Gouverneure mit dem Hofe von Lissabon fand auf diesem Wege statt.

Schon im Jahre 1776 wurde das Fort Beira am rechten Ufer des Guaporé gegründet und diente von da an als Depositum der Handelskompagnie von Para, welche in den neunziger Jahren einging.

Im Jahre 1782 wurde der Madeira zum ersten Male wissenschaftlich erforscht und zwar von einer Ingenieur-Commission, welche die Grenzen gegen Hochperu (Bolivia) feststellen sollte. Dem Tagebuche dieser Commission entnehme ich folgende Angaben über die Entfernungen der verschiedenen Punkte:

	Portug. Meilen.*)
Von der Mündung des Madeira bis zum ersten Wasserfall (Santo Antonio) .	186
Von dem ersten Wasserfall bis zum Zusammenfluß des Beni mit dem Mamoré	60
Von diesem Zusammenfluß zum letzten Wasserfalle (Guajará mirim) . . .	10
Vom letzten Wasserfalle zum Zusammenflusse des Guaporé mit dem Mamoré	34
Von diesem Zusammenflusse zum Fort Beira	20
Vom Fort nach Villa Bella (heute Stadt Matto Grosso)	180

Die Distanz von Matto Grosso bis zur Mündung des Madeira in den Amazonas beträgt also 490 portugiesische Meilen (zu 20 auf den Grad), und die verschiedenen Wasserfälle und Stromschnellen, welche der Schifffahrt entgegen stehen, nehmen eine Strecke von 70 solcher Meilen ein.

Diese 70 Meilen müssen also umgangen, oder die Felsen, welche die Fälle bilden, gesprengt werden, um die Schiffahrt frei zu machen; das ist um so wichtiger, weil die Goldminen des Distrikts von Villa Bella (oder Matto Grosso) im vorigen Jahrhundert über 40,000 Octaven Gold per Jahr lieferten und noch heute liefern können; damals jedoch zählte Villa Bella 7000 Einwohner, und heute hat es nur 1500, indem die Schwierigkeit der Umgehung der Wasserfälle die Bewohner der Gegend nach und nach von dem Wasserwege zurückgeschreckt hat. Sollte Bolivia sich mit Brasilien verständigen und die Eröffnung eines Kanals auf gemeinsame Kosten übernehmen, so würde der Madeira zur größten Wichtigkeit gelangen.

Indem wir nun zum Tapajós übergehen, treffen wir wieder auf einen Zweifel, da einige Geographen behaupten, daß der Fluß schon beim Zusammenflusse des Arinos und des Juruêna den Gesammtnamen Tapajós annehme. Wir hingegen pflichten lieber denjenigen bei, die annehmen, daß der Juruêna seinen Namen bis zum Zusammenflusse mit dem St. Manuel (oder Tres Barras) bewahrt. Man hat, da der Distrikt Diamantino, der die reichsten Minen von Matto Grosso enthält, zwischen dem Arinos und dem Juruêna liegt, schon früh versucht, den Tapajós hinaufzuschiffen, doch sind die Riffe und Wasserfälle so häufig, daß die Reise eine sehr lange und gefährliche wurde. Die größte Expedition, welche den Arinos hinauf ging, wurde im Jahre 1812 von Miguel Jono de Castro geführt. Sie verließ am 14. September 1812 den Hafen von Rio Preto im Arinos (4 Meilen vom Kirchspiele Diamantino) und langte am 27. November, also nach 75 Tagereisen, in Santarem, an der Mündung des Tapajós in den Amazonas, an. Zur Rückreise brauchte sie 110 Tage. Von jener Zeit an hat die Schifffahrt in Kähnen auf diesen Flüssen nicht mehr aufgehört und ist theilweise von Wichtigkeit, weil nur vermittelst derselben der von den Mauás-Indianern bereitete Guaraná nach Matto Grosso gelangt, wo er als ein Lebensbedürfniß betrachtet wird. In den Jahren 1827 bis 1828 untersuchte eine russische Commission unter der Leitung des Herrn G. von Langsdorf die Schifffahrt dieses Flusses, doch sind, wie es scheint, ihre Beobachtungen nicht veröffentlicht worden. Die Entfernungen im Tapajós sind folgende:

	Portug. Meilen.
Vom Hafen des Rio Preto zur Mündung des Arinos	5
Von dieser Mündung bis zu der des Sumidouro	25
Von der Mündung bis zu der des Juruêna (6 Wasserfälle)	70
Von da zum Salto Augusto (7 Wasserfälle)	40
Vom Salto Augusto bis zu dem Wasserfall S. Simao de Gibraltar (11 Wasserfälle)	15
Von diesem Wasserfall bis zur Mündung des S. Manuel (1 Wasserfall)	20
Von da zur Mündung des Itaibucta (9 Wasserfälle)	95
Von da bis Santarem (ohne Hinderniß) . .	65
	335

Im Jahre 1854 machte eine kleine Expedition von Pirognen diese Reise in 26 Tagen, brauchte aber zum Rückwege 156 Tage.

Man ist soeben im Begriff, am größten der Wasserfälle, Salto Augusto, eine Militärcolonie zu gründen, deren Bewohner bei der Passage des Salto helfen könnten, um so mehr als das große indianische Volk der Apinacas (sehr zahme und friedfertige Wilde) sich leicht zu einer ähnlichen Niederlassung verstehen würde. Die Beseitigung der Hindernisse, welche die Dampfschifffahrt auf dem Tapajós unmöglich machen, würde nur mit sehr bedeutenden Opfern zu erreichen sein.

Am Orte Tres Barras ist die Mündung des Rio San Manuel, dessen Wasser mit denen des Juruêna den Tapajós bilden. Man weiß bis jetzt nur wenig vom Rio San Manuel; einer seiner Nebenflüsse ist der Paranatinga, dessen Quellen nahe bei denen des Cuyabá liegen, und der 40 Meilen von der Stadt dieses Namens schiffbar wird. Er ist jedoch nur einmal, im Jahre 1819, erforscht worden und zwar durch den Lieutenant Antonio Peixoto, welcher 67 Tage bis zur Mündung des Juruêna brauchte. Seit jener Zeit wurde er nie wieder befahren.

Der dritte Fluß, welcher Matto Grosso mit dem Amazonas verbindet, ist der Xingu, dessen oberer Theil noch nie beschifft worden und auch von wilden Indianerstämmen umgeben ist. Uebrigens figurirt der obengenannte Paranatinga auf der einzigen Karte von Matto Grosso, welche

*) 20 auf einen Grad.

bis jetzt existirt (entworfen im Jahre 1797 auf Befehl des Gouverneurs Montenegro), merkwürdiger Weise als Nebenfluß des Xingu, was ein krasser Irrthum ist, der sich auch auf einigen deutschen und französischen Karten eingeschlichen hat.

Wir kommen nun zur wichtigsten Wasserstraße zwischen Matto Grosso und dem Amazonas, dem Araguaya. Dieser wird gewöhnlich „Rio Grande do Goyaz" genannt; er entspringt in der Provinz Matto Grosso in der Nähe des Weges, der von Piguiry nach Santa Anna do Paranahyba führt. Auf dem ganzen linken Ufer des Araguaya, der 200 Meilen weit in der Provinz Matto Grosso läuft, existirt nur ein kleines Dorf, Piedade do Rio Grande, am Wege von Cuyaba nach Goyaz. Der Araguaya liegt mehr denn 100 Meilen seitwärts vom bewohnten Theile der Provinz und kann nur durch Vermittlung des Rio das Mortes (oder Rio Manso), der 20 Meilen vor Cuyabá vorbeifließt, benutzt werden. Der Rio das Mortes wurde 1803 untersucht. Nach 9 Tagen einer unbehinderten Fahrt traf man auf 123 Wasserfälle und brauchte 56 Tage, um sich durch dieselben hindurch zu helfen; nachher war die Schifffahrt wieder unbehindert. Deshalb wird man wohl nie auf den Rio Manso reflektiren. Wenn man aber vom Ufer des Araguaya, Cuyabá gegenüber, eine Landstraße nach jener Stadt eröffnet, so würde der Araguaya die beste Verbindung mit dem Amazonenstrome bilden, denn die Hindernisse in demselben, die sich hauptsächlich im untern Theile befinden, sind leichter zu beseitigen, als die des Madeira und des Tapajós. Die Reise von der Stadt Belém (Pará) nach der Insel „Bananal", welche in geringer Entfernung von der Mündung des Rio das Mortes liegt, kann mit Kähnen oder Piroguen in etwa 140 Tagen gemacht werden, ein Dampfboot würde sie also in 30 bis 40 Tagen zurücklegen.

Gegenwärtig sind die im Stromgebiet der Nebenflüsse des Amazonas gelegenen Theile der Provinz Matto Grosso fast nur von wilden Indianern bevölkert, und deshalb ist die Schifffahrt auf diesen Flüssen bisher weniger wichtig gewesen, als jene der Zuflüsse des La Plata; für die Zukunft jedoch werden sie von größerm Belang werden, da sie nur durch brasilianisches Gebiet fließen und mithin von auswärtigen Verwicklungen unberührt bleiben. Man denkt nun ernstlich daran, den Araguaya oder den Tapajós der Dampfschifffahrt zugänglich zu machen.

Aus allen Erdtheilen.

Näheres über du Chaillu's verunglückte Reise in Westafrika.

In der Sitzung der londoner geographischen Gesellschaft vom 8. Januar gab der „Mann des Gorilla" Auskunft über seine jüngste Wanderung und das Mißlingen derselben.

Er hatte am 5. August 1863 Europa verlassen und erreichte am 9. Oktober die Mündung des Fernando Vaz, an der westafrikanischen Küste, fast unter dem Aequator. Das Seeschiff mußte seine Waaren in Nachen der Eingebornen überladen; einer derselben, in welchem sich du Chaillu mit seinen Instrumenten befand, schlug um, und die werthvollsten derselben gingen verloren. Eine neue Sendung aus England traf erst im August 1864 ein. Inzwischen sammelte du Chaillu naturwissenschaftliche Gegenstände und sandte dieselben nach Europa.

Endlich konnte er gegen Osten hin aufbrechen und ging in das Land der Aschiras, welches er schon auf seiner ersten Reise besucht hatte und wo er gut aufgenommen wurde. Das Gelände steigt von der Küste ab terrassenförmig an. Am Meere liegt ein Streifen flachen Bodens, dann zieht eine Reihenfolge von Hügelketten in nordwestlicher und südöstlicher Richtung, und diese Ketten werden je weiter nach dem Innern hin um so höher. Die Pässe über dieselben liegen, Barometermessungen zufolge, 1864 und 2400 engl. Fuß hoch. Der größte Theil des Landes ist dicht bewaldet; von einem Dorfe zum andern führen einzelne Pfade durch das Dickicht. Vom Aschiralande nach Osten gehen drei Hauptpfade aus: nach Nordosten, Osten und Südosten. Die Stämme sind in Sippen (Clans) getheilt und jedes Dorf hat seinen eigenen Häuptling; die Bewohner desselben gehören allemal der Sippe der Mutter an. Diese Ortschaften sind größer und volkreicher als jene an der Küste.

Im Hinblick auf das, was du Chaillu in den Werken von Burton, Grant und Speke gelesen, fand er manche Wörter, welche mit denen übereinstimmten, die er in den von ihm durchwanderten Gegenden hörte und er folgert daraus, daß die Stämme in Ost- und Westafrika ursprünglich Ein Volk gewesen seien.

Nachdem er drei Wochen bei den Aschiras gewesen, traten die Blattern auf und richteten große Verwüstung an; der Reisende selbst befand sich in einer höchst traurigen Lage. Zum größten Mißgeschick starb sein alter Freund, der Häuptling Olenda, an der Seuche, und das Volk beschuldigte den Europäer, daß er diesen Todesfall durch Behexung herbeigeführt habe. Nun verbot man ihm, seinen Weg nach Osten hin durch das Land der Apingi fortzusetzen, welches er schon auf seiner frühern Reise besucht hatte. Damals nämlich war bald nach seinem Besuche der König der Apingi gestorben und auch dieser Todesfall wurde dem Europäern zur Last gelegt. Man meinte, du Chaillu habe es darauf abgesehen gehabt, den Geist des Häuptlings mit in das Land der Weißen zu nehmen.

Am Ende gelang es ihm, nach Osten hin in das Land Otando zu gehen. Unterwegs stieß er auf einen Wanderstamm, eine Art von Neger-Zigeunern; er schildert sie als hellfarbiger wie die Neger; sie hätten kürzeres Haar auf dem Kopf, und behaarten Körper, seien alle klein und die Frauen, von denen er mehre gemessen, durchschnittlich nur 4 Fuß 4 bis 5 Zoll.

Nachdem er 200 Miles weiter als irgend ein Europäer vor ihm ins Innere eingedrungen, zwang ein unglücklicher Zufall ihn zur Rückkehr. Er befand sich im Dorfe Mooaoo Kombo, 270 Miles von der Mündung des Fernando Vaz; dort ging einem seiner Leute das Gewehr los und der Schuß tödtete einen Mann und eine Frau. Die Eingebornen, in hohem Grade aufgeregt und erbittert, machten dann einen Angriff mit Speeren und vergifteten Pfeilen; du Chaillu befahl seinen Leuten den Rückzug, der anfangs in guter Ordnung statt fand; dann aber kam ein plötzlicher Schrecken über sie, Alles, was sie trugen wurde weggeworfen, der Europäer, welcher zeither den Rückzug gedeckt, mußte selber die Flucht ergreifen und verlor dabei seine werthvollsten Sachen, Instrumente sowohl wie Schießbedarf, Photographien und Sammlungen; dagegen rettete er Chronometer und Tagebücher.

So scheiterte der kühn entworfene Plan, du Chaillu erreichte die Küste und ist nun wieder in Europa.

Dr. Livingstone zu Punah. Wir meldeten schon, daß der kühne Reisende in Bombay angekommen sei, um sich dort zu seiner neuen Reise in Ostafrika vorzubereiten. In Punah, der alten Maharattenstadt, hat er nun einen öffentlichen Vortrag gehalten, in welchem er einen Ueberblick seiner früheren Expeditionen gab. Insbesondere schilderte er die Bemühungen der Missionäre, die schwarzen Leute in Christen umzuwandeln. „Nicht weniger als 40 Missionäre sind dem mörderischen Klima erlegen, bevor auch nur eine einzige Seele bekehrt wurde." Livingstone äußerte weiter: seiner Meinung nach könnten die Missionäre in Südafrika

allerdings Gutes stiften, er theile aber ihre Ansichten darin nicht, daß sie so großen Werth darauf legen, dieses Volk zu bekehren. Er glaubt weniger an direkte Bekehrungen als an den „civilisirenden Einfluß, welchen die Missionäre durch Beispiel und untadelhaften Lebenswandel ausüben können." Dieser Einfluß, so meinen wir unsererseits, wird nicht der Rede werth sein, da bekanntlich der schwarze Mensch in seinem ganzen Denken, Wesen und Leben von ganz anderen Voraussetzungen ausgeht als der Europäer. Natürlich vergaß Livingstone auch in Punah nicht das Alpha und Omega der Engländer, die liebe Baumwolle. Sie habe kurzen Stapel, wie die indische, sei aber in Afrika einheimisch. Er wolle nun „Civilisation nach Südostafrika und den Handel in regelmäßige Formen zu bringen suchen und geographische Entdeckungen machen."

Dr. Beke geht nach Abyssinien. Wir erwähnten neulich, daß Kaiser Theodor von Abyssinien den englischen Consul Cameron immer noch gefangen halte. Man erfährt nun über Kairo, er sei schwer erkrankt und werde vielleicht bald sterben; auch die Gesundheit des Missionärs Stern sei sehr angegriffen. Der englische Consular-Agent Rassam hatte sich von Massawa aus und auf mehren Reisen bemüht, den Kaiser zur Vernunft zu bringen, aber seit 16 Monaten vergebens. Nun hat Dr. Beke, der bekanntlich früher längere Zeit in Abyssinien verweilte und dem wir einige interessante Werke über das Nilquellengebiet verdanken, auf den Weg gemacht, um zu versuchen, ob nicht er den Beherrscher Abyssiniens umstimmen könne. Er war im Anfange Dezembers zu Kairo, wollte aber so rasch als möglich weiter reisen. — Wir wollen hier gleich die Notiz beifügen, daß der vom Papst ernannte römisch-katholische Patriarch von Abyssinien eine Denkschrift an den Kaiser Napoleon gerichtet hat, in welcher er nachweist, daß seine Religionsgenossen von Theodor bedrückt werden. Es ergeht ihnen, wie es z. B. in Spanien 2c. den Nichtkatholiken so lange Zeit ergangen ist. Der Patriarch verlangt, gewiß vergeblich, eine Intervention Frankreichs, um ihn in seinen Rechten zu schützen.

Weitere Mittheilungen über die australische Expedition zur Aufsuchung Ludwig Leichhardts. Wir verfolgen mit Interesse dieses Unternehmen, welches den Australiern Ehre macht und uns möglicherweise Aufklärung über das Schicksal unsers Landsmannes bringt. Beiläufig bemerken wir, daß wir hier abermals Beweise erhalten, wie sehr das Innere Australiens an Dürre leidet und wie unzuverlässig manche Angaben sind, welche das Land übertrieben günstig schildern. Die Gegenden mit andauernder Bewässerung sind auf jenem Continente eigentlich nur Oasen.

Die melbourner „Germania" schreibt unterm 19. Oktober 1865: Von Dr. Murray, dem Arzte bei der zur Aufsuchung Leichhardts ausgesandten Expedition, hat das hiesige Damen-Comite ein Schreiben, dat. Nocalija River, Patoo, 16. Sept. 1865, erhalten, worin hauptsächlich angeführt ist, daß Dr. Murray am 13. August von Herrn McIntyre die schriftliche Weisung erhielt, gewisse in Menindie befindliche Vorräthe nach seinem Lagerplatz am obern Darling zu bringen. Den andern Tag, nach Empfang des Schreibens, am 15. August, brach die Partie auf, um McIntyre entgegenzugehen; dieselbe erreichte Albermale Station ungefähr Mittags und campirte gegen Abend auf einem gut begrasten Abhange. Am 16. August bemerkte man die Folgen großer Trockenheit; Gras und selbst Salzbusch waren nur sehr dürftig vorhanden. Seit den letzten 18 Monaten, in welcher Zeit es nicht einen Tag lang geregnet, hat eine große Anzahl Schafe und Rindvieh am Flusse entlang geweidet, daher man sich nicht wundern darf, wenn Alles bis auf die Wurzel abgefressen ist. Alle Wasserlöcher und selbst Lagunen sind ausgetrocknet.

Nachdem die Partie bis zum 18. August 75 Meilen zurückgelegt hatte, erreichte sie auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses M'Crea's Station. Hier erfuhr Dr. Murray, daß McIntyre schon vor einigen Tagen nach Mount Murchison aufgebrochen war; er hatte ihm jedoch Instruktionen hinterlassen. Nach diesen handelnd, überschritt die Partie sammt Pferden, Kameelen und Gepäck den Fluß; Leute und Ladung wurden in einem Boote übergesetzt, während die Pferde durchschwammen und die Kameele durchwateten. Letztere verursachten bei dieser Prozedur großen Aufenthalt; alles Schmeicheln blieb ohne Erfolg, sie wollten nicht gehen. Als man die indische Manier anwandte, die vordersten Thiere an einer Leine, die an einem durch die Nase gehenden Stabe befestigt wird, von einem auf einem Pferde reitenden Führer gewaltsam vorwärts zu ziehen, und von hinten mit Schlägen und Steinwürfen zu traktiren, wurde es möglich, nach zwei Stunden sie durch den Fluß zu bringen. Die Kameele setzten jedoch nicht eher einen Schritt vorwärts, bis sie nicht Grund und Boden sicher gefaßt hatten. Die übrigen Kameele folgten dann willig und ohne weiteren Verzug. Nachdem Kameele und Pferde wieder bepackt waren, wurde die Reise 12 Meilen weit am Fluß entlang fortgesetzt und dann campirt. Am anderen Tage, Montag, den 20. August, ritt Dr. Murray nach dem Mount Murchison, eine Entfernung von 5 Meilen, um hier McIntyre zu sehen, welcher über das Zusammentreffen und den glücklichen Fortgang der Reise sehr erfreut war. Am 21. und 22. August lagerte die Partie 3 Meilen von Mount Murchison entfernt, wo zunächst mit Mr. Reede von der Mount Murchison-Station eine Auswechslung der Vorräthe stattfand; dadurch war es unnöthig geworden, deshalb nach Menindie zu schicken und ein 14tägiger Zeitverlust erspart worden. Dr. Murray erwähnt, daß er bei seiner Ankunft bei Mount Murchison eine bedeutende und vortreffliche Equipirung, einschließlich Sattlerwaaren jeder Art und zum Transport des Wassers passende Blechgeschirre vorfand.

McIntyre beschloß nun, die Partie zu theilen; in Kalara, ungefähr 100 Meilen weiter am Darling hinauf, seien Pferde zu bekommen; von hier nach Nocalija, dem Rendezvous am Poroo, ist eine trockene Fläche von 55 Meilen zu überschreiten. Diese Route hat McIntyre für die Pferde bestimmt. Ein Wagen, mit zwei augenscheinlich guten Pferden bespannt, und ein Karren, gezogen von zwei unansehnlichen Pferden, wurden gemiethet, um diese Vorräthe auf einem kürzeren Wege nach Nocalija zu schaffen, welcher jedoch den Nachtheil hat, daß man auf einer Strecke von 80 Meilen kein Wasser findet. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurden die Kameele mit dem nöthigen Wasservorrath und dem übrigen Gepäck, welches die Pferde bisher getragen, beladen und den Fuhrwerken beigegeben. Die Kameele erweisen sich bei jeder Gelegenheit von größtem Nutzen, und ohne dieselben wäre es fast unmöglich gewesen, alle Vorräthe zu transportiren. Nachdem alle Vorbereitungen zur Weiterreise beendet waren, trennten sich am 23. August die beiden Abtheilungen. McIntyre's Partie bestand aus ihm selbst, 3 Leuten und allen Pferden mit Ausnahme von dreien. Die Abtheilung unter Dr. Murray bestand außer ihm aus 3 Mann, 12 Kameelen und 3 Pferden. Die Kameele trugen durchschnittlich 200 Pfund, doch muß bemerkt werden, daß nur 9 Kameele zum Packtransport dienlich, indem die 3 anderen noch zu jung sind. Die Wagen waren mit 3 Tons 16 Ctr., größtentheils Mehl ($2\frac{1}{2}$ Tons) beladen. Dr. Murray kann nicht genug die bereitwillige und tadellose Weise loben, womit sämmtliche Mitglieder der Expedition die ihnen aufgetragenen Arbeiten bei stets an den Tag gelegter Einigkeit verrichteten, und bedauert nur, daß er zu Mount Murchison drei Supernumerare, mit Namen Howey, Kelly und Steward, habe entlassen müssen, indem ihre Dienste nicht mehr erforderlich waren. Vorstehendes kann als erster Abschnitt der Expedition betrachtet werden.

Dr. Hayes über die Erreichung des Nordpols. Wir haben mehrfach dieses nordamerikanischen Reisenden erwähnt, der einst mit Dr. Kane dessen erste Reise in das Arktische Meer, die sogenannte Grinnell-Expedition, machte. Der Zweck derselben war, Franklin aufzusuchen, den man an irgend einem Punkt im Norden der Baffinsbay vermuthete. Kane ermittelte, daß die Smithsstraße, von welcher jüngst wieder so viel die Rede gewesen ist, eine etwa 50 deutsche Meilen lange Durchfahrt bilde; im Norden derselben sah man eine damals von Eis freie Meeresstrecke. Nach Kane's Tode rüstete Hayes eine kleine Goelette von nur 200 Tonnen Tragfähigkeit und mit nur 15 Mann Schiffsvolk aus. Er wollte an der Nordwestseite der Smithsstraße hinfahren und gedachte so den Pol zu erreichen. Es ist ihm gelungen bis 80° 35′ n. Br. vorzudringen. Nach seiner Rückkehr brach der Unterjochungskrieg gegen die Conföderirten aus und Hayes diente dem Norden als Hospitalarzt. Jetzt hat er nun Einiges über seine Fahrt mitgetheilt. Er meint, daß man unter allen Umständen darauf werde verzichten müssen, sei es zu Schiffe, sei es mit Schlitten, über die Smithsstraße zum Pole vorzudringen. Das Eisfeld, welches den Kennedykanal füllt, habe eine beispiellose Dicke. Die Eisberge, welche von den Küsten, namentlich auch vom Humboldtgletscher herab und in die Straße stürzen, bilden dort ein wirres Durcheinander und wachsen mit dem übrigen Eise zusammen. Auf diese Massen wirken Gezeiten und Winde in der nur schmalen Straße ein und das Ganze bildet ein schauerliches Chaos gigantischer Eismassen. Wer hindurch will, muß sich etwa in ähnlicher Weise einen Weg bahnen wie in einem Steinbruche. Für

Schlittenfahrt ist das Eis höchst ungünstig; Hayes mußte 14 Tage darauf verwenden, um eine Strecke von etwa 8 deutschen Meilen zurückzulegen. An der Nordwestseite erscheinen die Verhältnisse eben so ungünstig; sie starrt von Bergen und ist überdies von einer Straße durchschnitten, die sich nach Westen hin erstreckt, zwischen dem 79. und 80.° n. Br. Trotzdem glaubt Hayes, man werde den Pol erreichen können, aber nicht wenn man die Smithsstraße, sondern den Weg über Spitzbergen wähle. Wolle man zum Pole schiffen, so müsse man den Augustmonat wählen, wenn zu Schlitten, den März, weil dann das Eis noch nicht aufgegangen sei. —

Wenn aber am Pol offenes Meer ist, so kann eine Schlittenexpedition nichts ausrichten, und geht im August ein Schiff, so fragt sich, wann und ob es im September noch zurückfahren kann und nicht etwa durch Eis verhindert wird.

Beide Wege, via Spitzbergen und via Smithssund, werden von erprobten Nordfahrern, die aus eigenen Beobachtungen sprechen, für unpraktikabel erklärt. Hayes kennt den Smithssund und sagt, diesen Weg dürfe man nicht wählen; er spricht für Spitzbergen, das er nicht aus persönlicher Anschauung kennt. Torrell und die Mitglieder der schwedischen Expedition, welche Spitzbergen und die dortigen Gewässer aufs genaueste kennen, sprechen sich gegen diese aus, und so werden beide Wege für „unmöglich" erklärt, und das, wie gesagt, von erprobten Nordfahrern. Indeß, probiren geht über studiren.

Agassiz auf dem Amazonenstrome. Von Herrn Karl v. Koseritz in Porte Alegre erhalten wir folgende Mittheilung:

Der berühmte Reisende und Naturforscher L. Agassiz, der, wie bekannt, gegenwärtig Brasilien bereist, befindet sich in der Provinz Pará, wo er den Amazonenstrom untersucht und sich mit besonderer Vorliebe mit der Klassifizirung der neuen Fischarten, die er dort vorfindet, beschäftigt. Agassiz, der in Rio Gelegenheit hatte, den Kaiser Dom Pedro II. häufig zu sehen und den hochgebildeten und wissensdurstigen Fürsten, der all' seinen öffentlichen Vorlesungen beiwohnte, im höchsten Grade für sich zu interessiren, erhält von der brasilianischen Regierung allen möglichen Vorschub. So hat man in Pará sogleich einen Kriegsdampfer zu seiner Verfügung gestellt, und der im „Globus" schon oft erwähnte Entdecker Silva Coutinho wurde ihm als Begleiter und Wegweiser beigegeben. Coutinho schreibt nun unter dem 22. August an den Präsidenten der Provinz Pará Folgendes:

„Der Professor (Agassiz) hört nicht auf, den Reichthum dieser Gegenden zu rühmen und ist ganz verloren im Studium seiner Lieblinge, der Fische. In Gurupá und Tayipurú haben wir 10 neue Species entdeckt; auch fanden wir eine Art von Krokodil vor, welches von den Eingebornen Jacaréhy benannt wird. Er sagt mir, daß wir, nach Beendigung unsrer Arbeit, eine wahre Umwälzung in der wissenschaftlichen Welt hervorrufen werden. In weniger als 14 Tagen haben wir mehr als 60 neue Species aufgefunden; das ist fürwahr eine Umwälzung."

Agassiz hatte viele Vorbereitungen getroffen und Maßregeln genommen, um Sammlungen zu veranstalten, doch ist der Naturreichthum so unendlich groß, daß Alles zu wenig ist. Agassiz selbst gesteht ein, daß die Wirklichkeit seine kühnsten Träume übersteigt; das geht aus folgenden Zeilen hervor, die er unter dem 20. August an Dr. Couto Magalhaes, den Präsidenten der Provinz, schrieb und die wir im „Jornal de Amazonas" finden.

„Das Resultat meiner Untersuchungen, hauptsächlich in Bezug auf die Fische, geht weit über die extravagantesten Träume hinaus, die ich je gehabt habe. Ich weiß heute nicht nur, daß jede Lokalität, die wir besuchen, uns neue Familien bietet, sondern auch daß es in den zwischenliegenden Strecken noch immer neue und gänzlich verschiedene Species gibt; — so bedeutend ist die Verschiedenheit zwischen denen, welche wir bereits untersucht haben. Ich hatte gehofft, das Problem der geographischen Vertheilung der Fische lösen zu können, indem ich vier oder fünf verschiedene Sammlungen zwischen den Städten Pará und Manaos machte; heute jedoch weiß ich nicht mehr, in welchen Grenzen ich mich halten kann, so daß es das Beste ist, so viel zu sammeln, wie die Verhältnisse irgend erlauben." So drückt sich Agassiz aus, der nur zwei Monate am Amazonas zu verweilen gedachte und jetzt schon von Jahren spricht.

Daß die naturhistorische Erforschung des Amazonas und seines Stromgebietes durch einen so bedeutenden Naturforscher, wie Agassiz, von höchster Bedeutung für die Naturwissenschaft sein wird, der ja jene Gegenden noch in vieler Beziehung eine terra incognita sind, unterliegt keinem Zweifel, und wir werden es daher nicht unterlassen, die Leser des „Globus" so viel als möglich in Bezug auf den Fortgang seiner Arbeiten auf dem Laufenden zu erhalten.

Porte Alegre, im Oktober 1865.

Juan Tirado's Reise von Napo am obern Amazonas über das Hochgebirge nach Guayaquil in Ecuador. Herr K. v. Koseritz schreibt uns Folgendes:

Wie man weiß, interessirte sich Alexander von Humboldt sehr für die Erforschung der Nebenflüsse des obern Amazonenstromes. Gern hätte er diesen letztern in direkte Verbindung mit dem Stillen Ocean gebracht, d. h. den kürzesten und besten Weg aufzufinden versucht, aber er schreckte vor den Schwierigkeiten zurück und führte das Unternehmen nicht zu Ende. Heute ist nun das Problem von einem 23jährigen Peruaner, Namens Don Juan Tirado, gelöst worden, trotzdem seit Humboldts Zeit Niemand mehr in jene Einöden drang, die von zahllosen Flüssen und Gebirgen durchschnitten und von wilden Indianern und reißenden Thieren unsicher gemacht werden. In 14 Monaten machte derselbe die Reise vom Flusse Napo, im Thale des obern Amazonas, bis nach Guayaquil in Ecuador, wo er glücklich und mit vielen interessanten Sachen beladen anlangte. Er hat diese gefährliche und beschwerliche Reise durch wilde Gegenden ganz allein gemacht und nachdem er die von wilden Stämmen der Jivaros, Yumbos, Gotos, Gafonas, Oritas, Zaparros ꝛc. bewohnten Gegenden durchschnitten hatte, die sich zwischen den Flüssen Napo, Pastaza und Bombanaro ausdehnen, setzte er seine Reise, stets allein und zu Fuße, bis nach Guayaquil fort, wo er, wie schon gesagt, nach 14 Monaten anlangte und höchst interessante Aufschlüsse über die durchreisten Gegenden gab Diese Reise ist äußerst wichtig, denn hoffentlich wird sie die Regierungen von Brasilien und Peru anspornen, das, was ein einzelner kühner Abenteurer ausgeführt hat, nun auch von Spezialkommissionen ins Werk setzen zu lassen, und so endlich Humboldts großartige Idee, den Amazonas mit dem Großen Ocean durch eine Handelsstraße zu verbinden, ins Werk zu setzen.

Vom Senegal. Wir haben früher im „Globus" die Kämpfe erzählt, welche die Franzosen mit dem fanatischen Toucouleur (d. h. Mischling von Neger und Fulbe) Hadsch Omar zu bestehen hatten. Sie verdrängten ihn aus den Senegalländern und er zog an den obern Niger, wo er das Fulbereich Massina eroberte und dessen Hauptstadt Hamdallahi einnahm. Jüngst soll er gestorben sein, es fehlt uns aber an zuverlässigen Nachrichten vom obern Niger schon seit langer Zeit. Jetzt hat er nun in Senegambien einen Nachahmer gefunden. Ein fanatischer Marabut, Mába, sucht sich ein Königreich zu gründen. Vor einiger Zeit machte er den Engländern am Gambia allerlei zu schaffen und nun melden Nachrichten aus St. Louis vom 16. November 1865, daß er in Cayor eingefallen sei. Dieses südlich vom Senegalstrome liegende kleine Negerkönigreich ist 1864 von den Franzosen in Besitz genommen worden. Sie haben nun ihre dortigen Posten verstärkt und nach Ablauf der Regenzeit einen Kriegszug gegen Maba ausgerüstet.

Von St. Louis waren 1865 vom Anfange des Jahres bis zum November ausgeführt worden 259,759 Kilogr. Ochsenhäute, 698,459 Kilogr. Erdnüsse und 1,557,492 Kilogr. Gummi, beträchtlich mehr als im Vorjahre.

Die französische Civilisation und die Araber in Algerien. Nach und nach zweifeln doch viele Leute an der „Allmacht" unsrer europäischen Civilisation, auf welche wir uns so viel zu gute thun. Die Sache hat freilich ihren Haken und das erfahren die Franzosen in Afrika nur allzu sehr. Das Civilisationsbringen dorthin hat sie schon mehr als 250,000 Mann und mehr als 3000 Mill. Frcs. gekostet. Ein Engländer, Augustus Sala, der sich in Algerien etwas umgesehen und Land und Leute beobachtete, schildert in ergötzlicher Weise die Gegensätze des Franzosen und des Arabers. Er schreibt:

„Was will denn eigentlich der Ausdruck: „Civilisiren der Araber" bedeuten? Jeder Franzose, dem man begegnet, hat denselben im Munde. Civilisation im französischen Sinne will besagen Cylinderhüte, Oberröcke oder Fracks, Glanzstiefel, Speisen an der Table d'hôte, Cafés chantants, Maskenbälle im Carneval, Perrücken, Bartfärben, Glaçehandschuhe, Malen in Wasser- oder Oelfarben, Quadrillen und Polkas, Ouverture zur Oper „Semiramis" oder Potpourris aus Meyerbeers „Afrikanerin",

Leichenpomp, Piquetspiel, Code Napoleon und pariser Romane. Dazu kommen dann noch etwa große Gasthöfe, die Couplets der Mademoiselle Therese, Trommelwirbel, die Demi monde und etwa die Akademie der schönen Inschriften und der Wissenschaften

Was in aller Welt soll der Araber mit einer solchen Civilisation anfangen? Er trägt weder Hut, noch Frack, noch lackirte Stiefel. Er ißt mit Adams Gabel. Er hat seine eigenen Cafés chantants, aber in denen wird seit ein paar tausend Jahren Tag und Nacht ein und derselbe Gesang zur Laute oder zum Tamburin gesungen. Leichenpomp interessirt ihn nicht. Ein arabischer Gentleman kann seinen Stammbaum weit höher hinaufführen als alle französischen Marquis, und der Stammbaum seiner Rosse ist unendlich viel älter als jener der berühmtesten Renner Europa's. Seine Jagdhunde sind adlig, er selber ist durch und durch ein konservativer Mensch auch in Politik und Religion, Demokratie und Freidenken sind ihm ein Abschen. Es ist noch gar nicht lange her, daß er sich dem Franken unterwerfen mußte, dem Franken, welchen er seit Jahrhunderten verachtet und dem er in die Zähne gelacht hat. Es gibt noch jetzt sehr viele alte Mauren in Algier, respektable Leute, die in ihren jüngeren Jahren französische Sklaven besessen haben. Diese mußten im Garten und Haus für sie arbeiten, waren Köche und Pfeifenstopfer, und ihr Leben stand in der Gewalt ihres Herrn. Edeldamen aus Europa waren unfreiwillige Insassen des Harem. Unter solchen Umständen kann man sich denken, mit welcher Bitterkeit solch ein Afrikaner erfüllt ist, wenn er sieht, wie ein Franke die besten arabischen Rosse reitet und seine rothbehosten Beine in den Palästen Mustafa's und Hussein Beys ausstreckt. Solch eine Rothhose will nun dem wahren Gläubigen aus dem Koran vordemonstriren, daß Gehorsam und Unterwerfung gegen den Oberchalifen der Ungläubigen eine der größten Pflichten sei, welche der Prophet Mohammed den Muselmännern auferlegt habe!" — In diesen Bemerkungen ist manches Wahre enthalten. Man wird die mohammedanischen Araber eben so wenig zu christlichen Franzosen machen wie diese zu orientalischen Muselmännern; die beiden Elemente werden immer nur neben einander leben, sich nie gegenseitig durchdringen, und was etwa das eine vom andern annimmt, kann der Grundverschiedenheit der Anlage und der Bedürfnisse und Anschauungen halber stets nur äußerlich sein und bleiben. Auch den zähen Römern ist es nicht gelungen, die Numider, Gaetuler und Mauretanier zu romanisiren, und jenes große Herrschervolk hatte Jahrhunderte lang festen Fuß in Afrika.

Notizen aus Australien. Die Regierung der Colonie Victoria hat beschlossen, auf Staatskosten Wälder anzupflanzen. Diese verständige Maßregel fand allgemeinen Beifall.

Am 18. Oktober wurde ein bei Dunolly ausgegrabener Goldklumpen von 515 Unzen Gewicht an die Victoriabank zu Melbourne verkauft. Schwerere „Nuggets" hat man nur selten gefunden.

Die Entdecker, welche das sogenannte Nordgebiet der Provinz Südaustralien zuerst durchzogen, wußten nicht genug zu rühmen, wie trefflich dasselbe für die Viehzucht geeignet sei. Viele leichtgläubige Leute zogen mit ihren Heerden dorthin, mußten aber ihre Voreiligkeit bitter bereuen. Als sehr trübe Berichte einliefen, schickte die Regierung Untersuchungskommissarien ab. Diese haben fast alle Stationen durch die lange Dürre ruinirt gefunden; alle Schafe waren gestorben, und die Kommissarien mußten das Futter für ihre Pferde bei sich führen. Der Schaden wird auf etwa 2 Mill. Thaler veranschlagt.

Nach dem Nordterritorium, wo die Dinge keine günstige Wendung genommen haben, hatte man am 25. September von Port Adelaide aus ein Schiff nach der Adamsbay abgeschickt; dasselbe hatte 13 Personen, 32 Pferde, 182 Schafe und 20 Ziegen an Bord. Der zurückberufene Resident Finniß begleitete die Expedition, sollte aber unmittelbar von Adamsbay wieder nach Adelaide kommen, um sich dort gegen allerlei Anklagen zu vertheidigen. —

Im Oktober liefen aus allen Theilen der Colonie Neusüdwales Klagen über Mangel an Regen ein. Aus Mangel an Wasser und Futter starb das Vieh in ungeheuerer Menge, und viele Leute „verließen das ausgewählte Land in Verzweiflung."

Bei Newcastle in Neusüdwales wird eine große Glas- und Porzellanfabrik gebaut. Das Kapital beträgt 100,000 Pfd. St. Die Arbeiter sollen ausschließlich Deutsche sein, zunächst 180 an der Zahl.

Aussterben der Eingebornen in Australien. Die Stämme bei Ballarat und am Berg Emu zählten zusammen, im Herbst 1865, nur noch 29 Paare! Ihr Beschützer, ein Herr Porteous, der sich seit 20 Jahren mit den Eingebornen befaßt, bemerkt, daß 1845 der Emu-Stamm allein über 100 Köpfe stark war. Der Branntwein und gewisse Krankheiten, welche sie von den Europäern erhielten, haben geradezu vernichtend gewirkt. Seit vielen Jahren ist in beiden Stämmen nur ein einziges Kind geboren worden. So sterben sie aus.

Chinesische Begräbnisse in Australien. Bekanntlich sind viele tausende von Chinesen nach Australien eingewandert, wo sie Gewerbe und Handel treiben, aber vorzugsweise Gold graben. Im September 1865 verlor in der Nähe der Stadt Talbot ein „Himmlischer" durch einen unglücklichen Zufall sein Leben; er hieß Schen Yong. Seine Landsleute begruben ihn. In den Sarg legten sie sechs Flaschen Branntwein, eine ziemlich große Quantität Nahrung, bestehend in gebratenem und gekochtem Geflügel, desgleichen in derselben Weise zubereitetem Schwein- und anderem Fleisch und gekochtem Reis; ebenfalls befanden sich darin mehre Gold- und Silbermünzen. Die Versenkung des Sarges ins Grab geschah unter Abbrennung zahlloser Schwärmer und des verschiedenfarbigsten bengalischen Feuers. — Die Zeitung „Talbot Leader" erwähnt dabei folgenden merkwürdigen Umstand: Es sollen nach Verlauf von 12 Monaten sämmtliche in der Colonie befindliche Chinesen aufgefordert werden, zu einem Fond beizusteuern, von welchem die Kosten zur Beförderung der Ueberreste von 500 verstorbenen und bereits dem Schooß der Erde übergebenen Chinesen aus dieser Colonie nach China bestritten werden sollen. Wie es heißt, sind schon während der letzten 12 Monate viele hier gestorbene Chinesen eines gewissen Ranges von Victoria nach jenem Reiche gebracht worden. Außerdem verlautet, daß die in dieser Colonie befindlichen Chinesen alle zwei Jahre einmal aufgefordert werden sollen, 500 ihrer verstorbenen Landsleute nach China zu befördern, welche Zahl die Sterblichkeit unter einer gewissen Klasse der an den hiesigen Goldfeldern befindlichen Chinesen repräsentirt, denen das Recht zum Begräbniß im himmlischen Reiche zuerkannt ist.

Der Seeraub in den chinesischen Gewässern ist nie zuvor mit so arger Frechheit getrieben worden, wie im Jahr 1865. Die Piraten greifen nicht blos Dschonken an, sondern wagen sich auch an europäische Fahrzeuge, die jetzt alle Kanonen an Bord führen müssen. Plünderung und Mord gehen bei den Korsaren Hand in Hand. Die in den chinesischen Gewässern stationirten europäischen Flotillen sind nicht zahlreich genug, um den Raubschiffen das Handwerk legen zu können. Den neuesten Berichten zufolge werden manche chinesische Korsarenschiffe von Europäern und Nordamerikanern befehligt und an manchen Punkten von den chinesischen Beamten unterstützt, denen sie einen Theil der Beute überlassen. Der europäische Handel mit China hat seit dem Vertrage von Tien tsin ungemein zugenommen und in Folge davon hat die kaiserliche Regierung eine jährliche Zolleinnahme von mehr als drei Millionen Pfd. St. Man verlangt nun von ihr, daß sie endlich auch etwas thun solle, um dem Seeraub ihrer Unterthanen zu steuern. Freilich ist sie allein und für sich zu schwach, um den Zweck erreichen zu können; deshalb werden wohl die europäischen Seemächte das Beste thun müssen.

Der erste Leuchtthurm in den chinesischen Gewässern ist von den Portugiesen hergestellt worden. Sie zündeten das Leuchtfeuer zum ersten Mal an, am 24. September 1865 auf dem Fort Guia, welches Stadt und Hafen von Macao überragt. Das Licht ist ein Drehfeuer (revolvirend) 330 Fuß über dem Meeresspiegel und auf 20 Miles weit sichtbar. Man hofft, daß die Engländer dem guten Beispiele folgen und in Hongkong, Schanghai und anderen Häfen Leuchtthürme errichten.

Notizen aus Nordamerika. Die große Jury zu Knoxville in Tennessee hat am 27. November 1865 nicht weniger als 1900 Männer wegen „Hochverraths" in Anklagezustand versetzt. —

Nach offiziellen Mittheilungen der Behörde, welche die freigelassenen Neger überwachen und sich derselben annehmen soll (das sogenannte „Freedmens Bureau"), waren von den 10,000 Negern, welche im März durch den Bundesgeneral Sherman

den Cape Fear River hinab nach Wilmington gebracht wurden, schon am 31. Mai mehr als 2000 gestorben, — wegen Mangels an ärztlicher Behandlung. Für die Zeit von etwa acht Wochen ist diese Ziffer ziemlich hoch. —

Wir haben neulich einige Proben von englischer Yankee-poesie gegeben. Heute wollen wir aus dem zu St. Louis erscheinenden „Neuen Anzeiger des Westens" einige Proben erhabener deutscher Prosa mittheilen. Das Blatt schreibt:

„Zwar ist das System der Sklaverei jetzt außer Frage, aber der Neger von Gottes Gnaden wirft seine majestätischen Schlagschatten gebieterisch über die keimenden Sprossen der freien Arbeit, und es geziemt der modernen Philantropie des freien weißen Arbeiters zu hungern, bis das Schicksal, weiß und schwarz in graue Perspektive hüllend, den Morgenstern der Hoffnung auf die endliche Legalisirung der „unveräußerlichen Menschenrechte" in den Liebesblicken einer neuen politischen Kotterie leuchten läßt."

Wer dies verdaut hat, der genieße zum Nachtisch folgende politische Delikatesse aus der „Westlichen Post":

„Aber — wenn die Führer, die Beamten, die Shoddy vor dem radikalen Sturmeswehen erschreckt, hierhin und dorthin fliehen und neue Führerschaften mit dem Muthe des Wagens aufkommen, Führerschaften, bei denen die Moralität der Ueberzeugungstreue nicht der Expediency und dem politischen Würfelspiel der Drahtzieher untergeordnet wird; — wenn das Princip endlich der belebende Hauch der Fortschrittspartei sein wird, dann ist sie zum Siege geboren.

„Kein Präsident, keine räuberische Clique, keine diplomatische Gaunerkunst kann dann vor ihr bestehen. Sie wird stark sein durch den ihr innewohnenden Geist, durch die moralische Kraft ihres Princips. Sie wird die Herzen im Sturm erobern und selbst ein moderner Diogenes kann dann lange mit der Laterne suchen, ehe er deutsche Rückschrittler finden kann. Die Kupferschlangen flüchten sich dann vor dem Zeitgeiste in ihr letztes Asyl — die Nonnenklöster! — Eine Zelle bereitet für Frank Blair!! —"

Schaudere Byzanz! —

Die Stadtgemeinde Newyork hat an städtischen Abgaben im Jahr 1866 nicht weniger als 15,055,401 Dollars zu bezahlen. Durch die Handgelder und Anwerbeprämien für Söldlinge, die man für den Krieg miethete, sind die Abgaben so beträchtlich gestiegen.

Ausländische Bevölkerung in Nordamerika. Schon vor länger als 20 Jahren ist von Schriftstellern in den Ver. Staaten selbst hervorgehoben worden, daß von einer angelsächsischen Bevölkerung des Landes nur noch sehr bedingt die Rede sein könne, weil schon damals Millionen von Irländern, Deutschen und anderen Europäern eingewandert seien und eine allgemeine Blutvermischung stattgefunden habe. Während des letztverflossenen Menschenalters sind dann noch mehre Millionen Einwanderer hinzugekommen, und so besteht die Bevölkerung aus einem äußerst bunten Gemisch, das seine anthropologischen und ethnologischen Wirkungen nicht verfehlt. Die Menschen in den Vereinigten Staaten sind zumeist anders geartet als noch vor 30 Jahren, bis wohin etwa die gute alte Zeit reicht. Schon Aristoteles hat, in seiner Politik, die sehr wichtige Bemerkung gemacht, daß eine Bevölkerung von verschiedener Stammesabkunft in einem und demselben Gemeinwesen viele Nachtheile im Gefolge habe. In Nordamerika zeigt sich das namentlich durch die Einwirkungen des irisch-keltischen Elementes; ein Drittel der dortigen Menschen hat irisches Blut in den Adern, und diesen Umstand darf man bei der Beurtheilung der wirren und wilden Staats- und Parteiverhältnisse nicht außer Acht lassen.

Folgende Ziffern liefern einen Beweis dafür, wie beträchtlich das fremdgeborne Element in den hier aufgeführten Städten ist.

	Volkszahl.	In der Fremde geboren.
Newyork	895,650	47 Procent
Philadelphia	585,529	28 "
Brooklyn	206,661	39 "
Baltimore	212,418	24 "
Boston	175,812	35 "
Neuorleans	162,675	38 "
Cincinnati	181,044	45 "
St. Louis	160,773	59 "
Chicago	109,260	50 "
Buffalo	81,129	46 "
Newark	71,914	37 "
Louisville	68,033	33 "
Albany	62,367	34 "
Washington	61,122	17 "
San Francisco	86,802	50 "
Providence	50,666	25 "

In einigen dieser 16 Städte beträgt das fremdgeborne Element reichlich die Hälfte aller Einwohner, in anderen erreicht es dieselbe nahezu. Man muß aber, wenn die Nationalität in Frage kommt, auch noch die Kinder der Fremdgebornen, welche in Amerika das Licht der Welt erblickten, hinzurechnen. Und nimmt man die früher von den alten Eingewanderten in Amerika geborenen Irländer, Schotten, Deutsche, Norweger und anderen Europäer hinzu, und bringt die 4 Millionen Neger in Anschlag, so ergibt sich, wie es sich mit der Ziffer des „angelsächsischen" Elementes eigentlich verhält.

Sterblichkeit der befreiten Neger in Nordamerika. Aus allen südlichen Staaten wird gemeldet, daß die Schwarzen schon vor Eintritt des Winters sich in den ärgsten Nothzuständen befunden haben. Die baptistischen Abolitionspastoren und die tausende von Schulmeistern aus Neuengland hatten den armen Bethörten gesagt, sie sollten nicht eher für die Weißen arbeiten, als bis man ihnen das Stimmrecht gewährt habe, und die Neger folgten den bösen Rathschlägen. Sie verlangen Nahrung und Kleidung von den Vereinigten Staaten, natürlich vergebens. Die Berichte der Regierungskommissarien lauten traurig, z. B.: „Zu Macon in Georgia leiden die Neger sehr durch Kälte, schlechte Nahrung, Trägheit und Sorglosigkeit; dazu kommt noch der arge Schmutz. Von der etwa 16,000 Seelen betragenden Bevölkerung besteht die Hälfte aus Schwarzen. Während der drei letzt verflossenen Monate sind von ihnen im Durchschnitt 500 im Monate gestorben!" Befreit waren sie allerdings, aber gestorben und verdorben sind sie auch, und die Abolitionisten haben ihre Opfer nicht gerettet.

Ein Begräbniß der Mikmak-Indianer in Neuschottland. Dieser Stamm, welcher einst zahlreich und mächtig war, ist bis auf wenige hundert Köpfe zusammengeschmolzen. Zweihundert Jahre der Berührung mit Europäern haben genügt, ihn beinahe völlig aufzureiben. Diese Indianer konnten den Einwirkungen der Civilisation nicht widerstehen; es liegt nicht im Wesen ihrer Rasse, daß sie sich eng an einander schließen können, und Alles ist Vereinzelung und Zersplitterung. Jede Familie lebt für sich; nie hat man die Mikmaks dahin gebracht, den Ackerbau, die Viehzucht oder ein Handwerk zu treiben; sie sind und bleiben, was ihre Ahnen gewesen: Fischer und Jäger. Aber sie zeigen, trotzdem sie arm und zerlumpt sind, immer noch eine stolze, unabhängige Haltung und flößen neben dem Mitleid immer noch einen gewissen Respekt ein, was beim Neger niemals der Fall ist.

Im Oktober wurde in der Nähe von Halifax ein Mikmakmädchen begraben. Ein Berichterstatter schreibt im dortigen „Reporter", daß man das braune Mädchen in einen Sarg gelegt und diesen auf einen vierräderigen Karren gestellt habe, den vier Indianer zogen. Die Züge der Verstorbenen waren durchaus nicht unschön. Etwa 40 Indianer beiderlei Geschlechts bildeten das Leichengefolge; selbst Kinder wurden auf den Armen getragen. Alle gingen in größeren oder kleineren Gruppen unregelmäßig neben dem Wagen her; man sah drei alte Männer mit grauem Haare. Sämmtliche Indianer nahmen sich arm und armselig aus, trugen zerlumpte Kleider und schienen ausund abgehungert zu sein. Keiner sprach ein Wort, sie zogen in feierlichem Schweigen einher. Man konnte sich eines tiefen Mitgefühls nicht erwehren, wenn man die schwachen Ueberbleibsel eines verschwindenden Volkes betrachtete.

Sabbatanarianismus in Boston. Das Constableramt in dieser Hauptstadt der Puritaner hat den Zeitungen, welche am Montag Morgen erscheinen, verboten, Berichte über Versammlungen zu geben, welche am Sabbat (Sonntag) Abend stattfinden, und zwar „weil die Vorbereitungen zu solchen Berichterstattungen den Gesetzen zuwiderlaufen, durch welche jede Arbeit am Sabbat untersagt wird, und weil derartige Berichte nicht als Werke der Nothwendigkeit, der Gnade oder der Nächstenliebe betrachtet werden können." Sempre bene!

Südamerikanischer Fleischextract. In London hat sich eine Compagnie gebildet, die mit einem Kapital von 500,000 Pfd. St. die Bereitung von Liebigs Fleischextract in großartigem Maßstabe betreiben wird. Sie hat die große Estancia (Viehgehöft) Fray Bentos im Staat Uruguay erworben und große Lieferungsverträge abgeschlossen. In Uruguay wird jetzt ein fetter Ochse mit 12 bis 14 deutschen Thalern bezahlt, und

die Arbeiten werden von sachverständigen Männern geleitet, die genau nach Liebigs Angaben arbeiten. Die Compagnie will 1866 etwa 60,000 Pfund, 1867 schon 600,000 und von 1870 an jährlich eine Million Pfund guten Fleischertractes in den Handel bringen. So viel wir wissen, hat man in unseren deutschen Seestädten noch nicht daran gedacht, eine Initiative zu ergreifen.

Zunahme der Dampfschifffahrt in England. Wir haben neulich der Besorgniß Worte geliehen, welche sich an den ungeheuer gesteigerten Verbrauch der Kohlen knüpft. Diese Zunahme gewinnt in der That einen immer kolossalern Maßstab. Wir finden in der londoner „Shipping Gazette" vom 1. Januar 1866, daß London im Jahre 1865 nicht weniger als 3,138,000 Tons Kohlen erhalten hat. Davon wurden 1,619,000 Tons durch Dampfer angebracht, 600,000 Tons mehr als im Jahr 1863, d. h. eine Steigerung von zwölf Millionen Centnern in zwei Jahren für eine einzige Stadt.

Die Vieheinfuhr nach England wird zum größten Theil durch Dampfschiffe vermittelt. Dieselbe betrug 1865 nicht weniger als, in runden Ziffern, 240,000 Ochsen, 56,000 Kälber, 750,000 Hämmel, Schafe und Lämmer. Die Südfrüchte aus dem Mittelländischen Meere sind auch ganz der Dampfschifffahrt anheimgefallen; sie brachten 107,000 Tons.

Man geht jetzt damit um, auch den Holztransport aus den Häfen der innern Ostsee durch besonders zu diesem Zwecke gebaute Dampfer besorgen zu lassen.

Im vereinigten Königreiche sind 1865 eingelaufen mit Ladung 11,028 Dampfer mit 4,167,375 Tons, ausgelaufen mit Ladung 10,657 mit 4,193,339 Tons, etwa 1000 Dampfer und 500,000 Tons mehr als im Jahr 1864.

Die Zahl der registrirten Dampfer betrug zu Anfang des Januar 1865 nicht weniger als 2401 mit 992,000 Tons Tragfähigkeit. Sie gehörten vorzugsweise folgenden Häfen an: London 668 Dampfer mit 387,000 Tons; Liverpool 328 mit 195,000 Tons; die Häfen an der Clyde (also Glasgow, Greenock, Dumbarton 2c.) 223 mit 122,790 Tons; Hull 81 mit 36,160 Tons; die Häfen an der Tyne 272 mit 32,020 Tons; Sunderland 84 mit 23,910 Tons.

Der Anwachs im Jahre 1865 ist beträchtlich gewesen, denn es sind für britische und fremde Rechnung Dampfer mit einer Tragfähigkeit von etwa 150,000 Tons gebaut worden.

An der Clyde in Schottland, dem größten Schiffbauhofe für die Welt, sind 1865 nicht weniger als 253 Dampfer gebaut worden, mit einer Tragfähigkeit von 151,292 und 23,857 Pferdekraft; im Bau begriffen waren Ende Dezembers 178 Dampfer von 139,978 Tons und 18,750 Pferdekraft; zusammen 431 Dampfer von 291,270 Tons und 42,607 Pferdekraft!

Die Produktion der Edelmetalle ist nicht etwa im Abnehmen, sondern im Steigen. Im Jahr 1865 sind in Australien, Neuseeland, Mexico und Californien neue Gruben entdeckt worden, zum Theil von solcher Ergiebigkeit, daß selbst erfahrene Goldgräber darob erstaunten. Man nimmt an, daß 1864 für etwa 37 Mill. Pfd. St., also für mehr als 250 Mill. Thaler Gold in den Verkehr gekommen sei. Davon entfallen auf Rußland für etwa 5,300,000 Pfd. St.; Afrika 1,300,000; Australien und Neuseeland 8,500,000; China und Tibet 3,250,000; Britisch Columbia und die britisch-amerikanischen Provinzen 1,800,000; die Vereinigten Staaten 9,500,000; Brasilien 800,000 und Mexico 860,000 Pfd. St. Außerdem ist Gold in geringen Mengen aus manchen anderen Ländern gekommen. Jedenfalls wurde 1865 mehr produzirt als 1864; man bringt immer mehr Maschinen in Betrieb und gewinnt damit reichen Ertrag aus Gruben, die vor wenigen Jahren als unergibig verschmäht wurden.

Auch die Silbererzeugung hat sich gesteigert und bis zu 30,600,000 Pfd. St., also mehr als 200 Mill. Thlr. erreicht. So sagt die „Shipping Gazette" (vom 26. Dezember vorigen Jahres); wir halten aber diese Ziffer für sehr übertrieben, und das möchten wir auch von der Annahme sagen, daß die Vereinigten Staaten 1864 für nicht weniger als — 13 Millionen Pfd. St. Silber geliefert hätten; das wäre für 90 Mill. Thlr. Silber, mehr als die Goldausbeute Californiens betrug. Die „Shipping Gazette" hat Dollars mit Pfund Sterling verwechselt, und 13 Millionen Dollars wäre auch noch viel zu hoch gegriffen. Wir wollen nur daran erinnern, daß der verstorbene Präsident Lincoln in seiner letzten Jahresbotschaft die Produktion sämmtlicher Edelmetalle im Gebiete der Vereinigten Staaten auf 100 Millionen Dollars schätzte, aber auch noch viel zu hoch; er lieferte für seine Angaben gar keine speciellen Nachweise.

Wir nehmen also für jenes Land höchstens $1\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. St. Silbers an; Mexico 5 Mill., Peru 800,000, Spanien 700,000, Japan 1,200,000, Chile 800,000, China und Tibet $2\frac{1}{2}$ Mill., Brasilien 800,000 (?), Australien 500,000 Pfd. St. Wir reduciren die Ziffer der „Shipping Gazette", welche von dem europäischen Silberertrag keine Notiz nimmt, um mindestens 12 Mill. Pfd. St. oder um mehr als 60 Mill. Thlr., und wenn sie überhaupt die Produktion der Edelmetalle im Jahr 1864 auf 67 Mill. Pfd. St. annimmt, sage auf 460 Mill. Thlr., so hat sie sich ganz gewiß um mehr als die Hälfte geirrt.

Ein Jahreszuwachs von 200 Mill. Thalern ist immerhin ein beträchtliches Item; aber das Silber zieht, wie wir schon oftmals im „Globus" hervorgehoben, eben so rasch aus Europa ab, als es ankommt, und Ueberfluß an Baargeld ist nirgends. Indien und China sind für das Silber wahre Saugschwämme und Geld bleibt theuer. Die Volksmassen in Indien haben noch immer eine Abneigung gegen Gold und eine Vorliebe für Silber. Die gesteigerte Produktion der Edelmetalle hat dem Verkehr unberechenbare Antriebe gegeben, und wenn alljährlich die doppelte oder dreifache Menge gefördert würde, es fände sich doch sofortige Verwendung dafür.

---

r. **Die Diamantenmühlen in Amsterdam.** Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß häufig diejenigen Arbeiter, welche die kostbarsten und werthvollsten Stoffe bearbeiten, in den allerärmlichsten und traurigsten Verhältnissen leben, so z. B. die wirklichen Verfertiger der wundervollsten Kunstsachen aus Gold und die Diamantenschneider und Schleifer. Am großartigsten wird gegenwärtig die Zubereitung der Diamanten in Amsterdam betrieben und zwar fast ausschließlich von Juden. Von den etwa 30,000 jüdischen Bewohnern der Stadt sind mindestens 10,000 und zwar die allerärmsten mit der Bearbeitung, die wohlhabenderen mit dem Vertriebe dieses Edelsteines beschäftigt.

Eine der großartigsten Diamantenmühlen Amsterdams ist die von Coster & Cie. in der Zwanenburg-Straat; sie wird mit Dampfkraft betrieben und beschäftigt zwischen 200 und 300 Leute. Mit der größten Sorgfalt wird jedes Stäubchen des kostbaren Materials gesammelt, aber auch mit gleicher Sorgfalt und Strenge werden die Arbeiter beaufsichtigt und überwacht, welche außerordentlich schlecht bezahlt werden, während die Besitzer solcher Etablissements meistens in kurzer Zeit ihr allerdings stets bedeutendes Betriebskapital verzehnfachen können.

Der schwarze Diamant oder Carbonado erregt in letzter Zeit viel Aufsehen. Er ist ein echter Diamant, der die Härte desselben mit der ebenmäßigen Schwärze der Holzkohle vereinigt. Er kommt aus den brasilianischen Bergwerken und dürfte, als eine Art Zwischenstufe von Diamant und Kohle, zu besserer Einsicht, vielleicht gar zur Enthüllung des geheimnißvollen Krystallisationsvermögens des Diamanten führen.

Große Beachtung verdienen die künstlichen Diamanten aus krystallisirtem Bor, da sie dieselbe Härte und wundervolle Strahlenbrechung besitzen, durch welche der echte Diamant so werthvoll geworden ist. Es hat allerdings bis jetzt noch nicht gelingen wollen, größere Krystalle zu erhalten, die bis jetzt dargestellten sind zur Verwendung zu winzig; hoffentlich wird aber die Chemie die noch vorhandenen Hindernisse überwinden und zu dem ersehnten Resultate führen: beliebig große und schöne Diamanten darstellen zu können.

Die Krankheit der Seidenraupen dauert leider noch fort. Sie erschien in Frankreich und Italien 1857 und richtete bis 1860 große Verheerungen an. Dann schien sie schwächer zu werden, trat aber 1863 mit erneuter Heftigkeit auf und hat auch 1865 großen Schaden angerichtet. Die turiner Handelskammer hat darüber eingehende Mittheilungen gegeben. Vor zehn Jahren waren in Norditalien in etwa 100 Ortschaften Seidenmärkte; jetzt ist kaum die Hälfte vorhanden. In jenen wurden durchschnittlich 650,000 Myriagrammes ($20\frac{1}{2}$ Pfund) Seide zum Verkaufe gebracht, 1865 aber nur 283,000. Jene brachten etwa 11 Millionen, diese $5\frac{1}{2}$ Millionen Thaler ein. Die Seidenzüchter in der Lombardei haben Samen aus Japan kommen lassen, und mit diesem ging es leidlich, während man in Piemont Samen aus Griechenland holte, der nicht so gut einschlug. In Japan hat man zweierlei Seidenwürmer; die eine Art liefert ein gelbes, die andere ein weißes Cocon: beide Arten verlangen aber sehr sorgfältige Aufsicht und Pflege.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus dem Volksleben in Südspanien.

II.

Eisenbahnen und Postwagen. — Sierra de Martos. — Die Stadt Jaën. — Stadtbewohner und Pastiris. — Maurische Erinnerungen. — Ueber Linares nach dem arabischen Baeza. — Die heilige Ursula. — Ubeda und Baëna. — Reise in die Alpujarras. — Ausdehnung und Charakter des Gebirges. — Die Kämpfe zwischen den Spaniern und den Morisken. — Thal von Lecrin. — Die Stadt Padul. — Lanjaron und Orgiva. — Der Palmenhain von Elche.

Von Granada über Jaën durch die Alpujarras nach Almería.

In unserer vorigen Nummer haben wir die beiden Reisenden Doré und Davillier auf der Reise von Almería nach Malaga begleitet. Heute wollen wir schildern, in welcher Weise sie von Granada nach Almería gelangten. Jetzt ist dort im Lande noch die gute alte Zeit mit den schwerfälligen Diligencen, den „Caminos de Perdices", d. h. Wegen, die sich besser für Repphühner, wie für Menschen eignen; noch befördert der Maulthiertreiber Waarenballen, — aber auch Spanien hat schon Eisenbahnen, das Netz derselben dehnt sich mehr und mehr aus und wird auch den Süden überspannen, und nicht fern ist die Zeit, da die Lokomotiven: Boabdil, Abencerrage, Alhambra und wie man sie sonst tauft, durch das Land brausen werden! Dann ist auch die Zeit der famosos bandoleros de Andalusia vorüber, jener biederen Männer, welche dann und wann Postwägen oder Reisekutschen überfallen, und deren Großthaten in bunten Bildern, nach Art unserer alten nürnberger und der heutigen neu-ruppiner Fabrikate, dem Volke vor Augen gebracht werden.



Stadt Lanjaron in den Alpujarras. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Wer in Spanien einen Platz im Postwagen nicht zeitig vorausbestellt, kann erleben, daß er eine Woche auf Beförderung warten muß und obendrein doppelten oder auch dreifachen Fahrpreis zu zahlen hat.

Der Weg von Granada nach Jaën führt durch eine Gebirgsgegend, ist aber in hohem Grade malerisch. Nachdem

man die erstgenannte Stadt verlassen, bemerkt man am Wege einige alte Alquerias, maurische Meierhöfe, die von Feigen, Aloe und Cactus umgeben sind. Allmälig hört der Anbau auf, die Gegend wird wilder und Pflanzenwuchs findet man nur noch in den bewässerten Thälern. Der Weg steigt in Schlangenwindungen empor bis in die steile Sierra de Martos, und die Postkutsche kann nur langsam vorwärts. Ein Markstein bezeichnet die Grenze zwischen den Provinzen von Granada und Jaën. Der Schirrmeister (Mayoral) erzählte allerlei Vorfälle und Abenteuer aus seiner Jugendzeit; damals hätten der kühne Ojitos und andere unerschrockene Bandoleros ungehindert ihr Wesen getrieben, — „aber jetzt ist das anders!" — Die Banditen der früheren Tage werden noch lange im Munde des Volkes fortleben. Unsere Reisenden kamen unbehelligt durch die düstere Schlucht von Arenas und waren bald nach Tagesanbruch in Jaën.

Die Straßen waren noch öde, aber an den Mauern der Häuser lagen auf dem platten Pflaster zahlreiche Gruppen von Schlafenden, die sich in ihre braunen Mäntel gewickelt hatten. Es ist einmal Sitte, daß viele Leute ihr Nachtlager unter freiem Himmel aufschlagen; zur Matratze dienen ihnen die Steine, und als Kopfkissen haben sie ihren Arm. Jetzt wachten einige auf; das Rasseln der Räder verjagte ihnen den Schlaf; sie guckten hin und her, steckten aber sofort den Kopf wieder unter ihre Manta. Das Klima ist warm, auf Bequemlichkeit und Behaglichkeit legt der Andalusier gar keinen Werth, und so ist ihm der „Gasthof zum Monde", die „Herberge zu den tausend Sternen" vollkommen genügend. Einige Mondbrüder standen indessen doch auf, folgten der Postkutsche und setzten sich auf die Steinbank vor dem Hause, bei welchem sie anhielt. Diese Familie bestand aus Vater, Mutter und vier Kindern. Die Reisenden gaben dem Manne, der blind war, eine Kleinigkeit, und er erzählte, daß er das Augenlicht in Folge eines Sonnenstiches (Tabardillo) verloren habe. Die Mutter war noch jung und gab gleichzeitig zwei Kindern die Brust.

Jaën hat eine hübsche Lage am Fuß eines Felsenberges, welchen ein maurisches Kastell krönt; die Mauern desselben erinnern an jene der Alhambra und dort war der Pflanzenwuchs so üppig, daß man unwillkürlich an die hängenden Gärten der Semiramis dachte. Von oben herab hat man einen Blick auf die stattliche Kathedrale und eine Sicht auf die Berge Javaleuz und la Pandera, welche nicht selten ihren Schatten bis in die Stadt hinein werfen. Beide Berge dienen als Wetterpropheten, denn die in jener Gegend sehr heftig stürmenden Südwestwinde treiben dickes Regengewölk herbei, welches sich wie eine Haube auf die Höhen lagert. Wenn der Javaleuz seine Kapuze und auch la Pandera die Haube aufsetzt, dann muß es regnen, wenn auch Gott es nicht haben will. So sagt das Sprüchwort.

Spanien ist das Land der Sprüchwörter; das wissen wir schon aus dem Don Quixote; man hat dergleichen auf Alles und Jedes. Die Provinz von Jaën wird als „das Galicien Andalusiens" bezeichnet, weil die Jaëtanos in vieler Hinsicht den Gallegos gleichen. Die dortigen Landleute und Bäuerinnen werden Pastiris und Pastiras genannt, vielleicht nach dem Worte pastor, Hirt? Diese Bauern sind kräftige Leute und nehmen sich in ihrer Lederbekleidung wild genug aus; sie sind tapfer, mannhaft und gastfrei.

Schon zu Anbeginn unserer Zeitrechnung war Jaën eine nicht unwichtige Stadt, und dieses Aurigis hat in den Römerzeiten eine Belagerung ausgehalten. Der heutige Name scheint von den Arabern herzurühren, welche die Stadt vom 8. bis ins 13. Jahrhundert behaupteten; dann wurde sie vom heiligen Ferdinand erobert. Das Wort Jaën soll Fruchtbarkeit bedeuten und wäre hier ganz an seinem Platze; der Fluß von Jaën hat seine arabische Bezeichnung Guadalfullon bewahrt; er ergießt sich weiter nach Norden hin in den Guadalquivir. Die von den Bergen herabströmenden Bäche sind eine Wohlthat für die Felder, Obstgärten und Palmenhaine.

Die Stadt gewährt, wie irgend eine, den Anblick des Mittelalters. Die Straßen sind wenig belebt, und in manche derselben dringt nur selten ein Sonnenstrahl, in vielen wächst Gras. Fast alle sind schmal und gewunden. Die mit Kalkanstrich geweißten Häuser haben nach der Gasse hin nur wenige Fensteröffnungen, die sehr oft den maurischen Hufeisenbogen zeigen, die herradura, wie die Spanier sagen, oder auch irgend einen gothischen Spitzbogen, einen Söller mit Eisengeländer, von welchem Pflanzen herabhängen, und auf dem sich dann und wann eine gebräunte Andalusierin blicken läßt.

Die Kathedrale verliert bei näherer Betrachtung; gleich den meisten Kirchen in Südspanien ist auch sie auf den Grundlagen einer maurischen Moschee gebaut, von der aber keine Spur sichtbar ist. Die beiden hohen Thürme nehmen sich geschmacklos aus. Als Hauptmerkwürdigkeit ist eine Reliquie zu betrachten, el Santo Rostro, nämlich das Leinwandtuch, mit welchem ein mitleidiges Weib das von Schweiß und Blut triefende Gesicht des Heilands abgewischt hat, als derselbe zur Schädelstätte hinaufging. In dem Tuche sollen die Gesichtszüge abgedrückt sein. Indessen wird die Echtheit dieser Reliquie von anderen Kirchen bestritten, denn z. B. die Peterskirche in Rom behauptet, daß sie das wahre Leintuch besitze. Aber jenes in Jaën genießt große Verehrung, und viele Landleute tragen eine Nachbildung desselben am Halse. Das heilige Tuch mit dem Bilde wird alljährlich dreimal ausgestellt; es ist in einen goldenen, mit Diamanten und Juwelen verzierten Rahmen gefaßt, und dieser wird in eine Truhe gethan, die auf dem Altar der Hauptkapelle ihren Platz hat. In Jaën behauptet man, der Santo Rostro sei vor mehr als 500 Jahren von dem heiligen Eufrasio dorthin gebracht worden; dieser ist Schutzpatron der Stadt, und als er von Rom kam, ritt er, wie in vielen spanischen Büchern zu lesen steht, auf den Schultern des Teufels nach der pyrenäischen Halbinsel. Der Sakristan erzählte den beiden Reisenden, daß der heilige Ferdinand den Santo Rostro auf allen Zügen gegen die Mohren mit sich geführt habe.

In diesen Gegenden erinnert, wie wir schon mehrfach betont haben, Alles an die maurischen Zeiten. So ist es auch auf der Reise von Jaën nach Baëza. Beide Städte liegen nur etwa 12 spanische Meilen auseinander. Die Reisenden hatten eine sogenannte Schnellkutsche gemiethet; sie war aber eher eine Schneckenkutsche. Der Fuhrmann peitschte auf die Maulthiere unbarmherzig los und warf sie mit Steinen, aber trotzdem waren sie nicht in Trab zu bringen. Die Zeit vertrieb er sich mit andalusischen Liedern, auch als der Wagen durch den Guadalquivir fuhr, der dort oben ein sehr bescheidenes Wasser ist. Aber an seinen Ufern wachsen Rosenlorbeeren, und die Ebene ist lachend und fruchtbar bis nach Linares (10,600 Einwohner), in dessen Nähe sehr ergiebige Blei- und Kupferbergwerke liegen. Dort, am Fuße der Sierra Morena, ist der Hüttenbetrieb mehre tausend Jahre alt; man spricht dort noch von Hannibal, und uralte Minen werden als Hannibalsgruben bezeichnet. Jenseits von Linares durchwatet man den Guadalimar und gelangt dann bald nach Baëza, das

auf einem Hügel steht und recht eigentlich als Typus einer arabischen Stadt Andalusiens betrachtet werden kann. In den Römerzeiten hieß es Beatia Baetula; dort soll Scipio Africanus mehr als 50,000 Karthager in die Pfanne gehauen haben, und Baëza ist sehr stolz auf sein Alterthum:

Soy Baëza la nombrada
Nido real de gavilanes,
Tiñen en sangre la espada
De los Moros de Granada
Mis valientes capitanes.

„Ich bin das berühmte Baëza, der königliche Horst der Adler; mit dem Blute der Mauren von Granada haben meine tapferen Hauptleute ihr Schwert geröthet.“ So lautet eine Inschrift über dem Stadtwappen Der heilige Ferdinand, König von Castilien und Leon, erstürmte Baëza 1239; viele Einwohner flohen nach Granada, wo sie „die Vorstadt der Kinder von Baëza“, Albayzin, bevölkerten; diese ist jetzt der ärmste Theil von Granada.

Einer der bedeutendsten Bildhauer Spaniens, Kaspar Becerra, ist aus Baëza gebürtig, und seine Vaterstadt hat einige schöne Werke von ihm aufzuweisen. Auch die heilige Ursula und die 11,000 Jungfrauen stammen der Sage zufolge aus Baëza; eine andere Ueberlieferung will wissen, Ursula sei die Tochter eines englischen Fürsten gewesen. Wir gehen auf die Streitfrage über die „11,000 Jungfrauen“ nicht ein und bemerken nur, daß das römische Martyrologium nur von der „heiligen Ursula und ihren Gefährtinnen“ spricht, ohne die Zahl derselben zu bezeichnen.

Der Weg von Baëza nach Ubeda ist nur eine Meile weit, auch in dieser Stadt schlägt noch der arabische Typus stark vor, und wenn man durch die engen Gassen geht, in denen die alten, geschwärzten Häuser einander fast berühren, dann fragt man sich unwillkürlich: Weshalb tragen die Einwohner nicht arabische Kleidung? Der weiße und weite Albornoz (Burnus) aus dem 14. Jahrhundert würde ihnen besser zu Gesichte stehen, als das kurze andalusische Wamms. Ubeda war einst eine blühende Stadt und soll mehr als 70,000 Einwohner gehabt haben.

Die Reisenden gingen von hier nach Jaën und von dort nach Granada zurück, von wo sie ihren Ausflug in die Alpujarras machen wollten. Vorher aber besuchten sie das Gebirgsland, das einst zu den Königreichen Jaën, Granada und Cordova gehörte. Sie rasteten in Martos, nach welchem eine Sierra benannt wird und dessen maurische Festungswerke noch vollkommen erhalten sind. Von dort kamen sie nach Baëna, am Westabhange des Gebirges, und waren nun schon in der Provinz von Granada. In dieser Stadt hat im 15. Jahrhundert ein Jude, Alfonso de Baena, die berühmte Sammlung spanischer Romanzen, den Cancionero, veranstaltet und sich dadurch ein großes Verdienst erworben. Nach Alcalá la Real gelangt man auf sehr schlechten Wegen, aber die Stadt ist hübsch; sie liegt 3000 Fuß über der Meeresfläche und war in den Kriegen zwischen Spaniern und Mauren von großer Bedeutung. Ihren Beinamen: „die Königliche“, erhielt sie, nachdem Alfons der Elfte sie 1340 eingenommen hatte. Durch Ferdinand und Isabella bekam sie noch andere Bezeichnungen; sie heißt die „sehr edle, sehr königliche, der Schlüssel, die Hut und der Schutz der Königreiche Castilien und Leon“. Sie sieht aber heute noch ganz mohammedanisch aus, obwohl alle öffentlichen Plätze durchaus kirchliche Benennungen führen.

Weiter kommt man durch Illora, das wie ein Adlerhorst auf einem Felsen liegt, und von dort geht es in die Ebene hinab, und man gelangt in die Vega von Granada, die von vielen Dichtern besungen ist und Jahrhunderte lang ein Schlachtfeld zwischen Christen und Mohammedanern war. Hier tummelten Amen Amar und Alabez ihre Rosse, hier flatterten die Wimpel an ihren Lanzen und der Cancionero sagt:

Gran fiesta hazen los Moros
Por la Vega de Granada,
Robolviendo sus cavallos;
Jugando van de las lanças,
Ricos pendones en ellas
Labrados por sus amadas.

Das Wort Vega ist so viel, als das spanische Huerta (Gartenfeld), und soll Fruchtbarkeit bedeuten. Das paßt hier vortrefflich, und ein alter spanischer Dichter sagt, die frische und gesegnete Vega sei eine süße Erquickung für Damen und ein immenser Ruhm für die Männer:

Fresca y regalada Vega
Dulce recreacion de damas
Y de hombres gloria immensa.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne warfen rosigen Schimmer auf die Gipfel der Sierra Nevada, als die Reisenden eben Pinos Puente erreicht hatten. Auf der Brücke von Pinos wurde Christoph Columbus im Februar 1492 von dem Boten ereilt, welchen Isabella von Castilien an ihn abgeschickt hatte. Die Königin befand sich damals im Lager von Santa Fé vor Granada und hatte bis dahin den Vorstellungen des Seefahrers kein Gehör geben mögen. Zuletzt besann sie sich und ließ den großen Mann zurückholen. Noch in demselben Jahr entdeckte er Amerika.

In Granada rüsteten sich die Reisenden aus zu der Wanderung durch die Alpujarras. Ihr alter Freund, der Nevero Ramirez, welcher sie einst ins Hochgebirge der Sierra Nevada begleitet hatte, war ihnen in Allem behülflich und verschaffte ihnen auch einen buen mozo, guten Diener. Dieser hieß Manuel Rojas und führte den Beinamen Jigochumbo, ohne Zweifel nach seiner Gesichtsfarbe, welche auf ein Haar jener der Cactusfrüchte glich.

Der Aufbruch fand schon vor Sonnenaufgang statt, denn während der heißen Tagesstunden sollte Rast gehalten werden. Der Zug durch die Vega war im höchsten Grad angenehm, bis nach Alhendin, einem kleinen Orte, der auf einem Felsengipfel liegt und gleichsam als ein vorgeschobener Posten, als eine Schildwache vor den Alpujarras betrachtet werden kann.

Als der letzte Maurenkönig Boabdil Granada verlassen hatte, zog er in das Gebirgsland, welches ihm noch geblieben war, und verweilte eine Stunde lang in Alhendin, dem letzten Punkte, von welchem aus man noch einen Blick auf Granada hat. Er sollte seine Hauptstadt nie wieder sehen. Noch einmal ließ er sein Auge über das irdische Paradies schweifen und sprach dann: „Allah akbâr!“ Gott ist groß! Dann äußerte sein Wesir Jussuf Abu Tomira: „Bedenke, Herr, daß großes Mißgeschick, welches mit Muth und Kraft ertragen wird, die Menschen in der Geschichte eben so berühmt macht, wie großes Glück.“ Boabdil seufzte: „Welches Unglück kann sich mit dem messen, welches mich betrifft“, und die Thränen strömten aus seinen Augen. Das erregte den Unwillen seiner Mutter Ayischa; sie rief: „Jetzt weinst Du wie ein Kind, weil Du



Eine Bettlerfamilie in Jaën. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Ein hundertjähriger Bettler zu Berja in Andalusien. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

nicht Muth genug hattest, Dein Königreich wie ein Mann zu vertheidigen!" Diese herben Worte sind indeß nicht beglaubigt, aber der Felsen, wo sie angeblich gesprochen worden sind, heißt noch jetzt el ultimo suspiro del Moro, der letzte Seufzer des Mohren, oder der Thränenhügel, la cuesta de las lagrimas. Karl der Fünfte soll gesagt haben, der Ausspruch der Mutter sei ganz richtig; ein Grab in der Alhambra sei mehr werth, als ein Palast in den Alpujarras.

Ueber Boabdils Ende weiß man nichts Gewisses. Einigen Angaben zufolge wäre er nach Afrika hinübergegangen und dort in einem Gefechte getödtet worden. Wahrscheinlicher ist, was der gelehrte Orientalist Pascual de Gayangos meldet. Boabdil schiffte zuerst nach Melilla, dem gegenwärtigen Presidio an der afrikanischen Küste. Von dort ging er nach Fes, wo er ein trauriges Leben verbrachte, obwohl er einige Paläste nach dem Muster jener in Granada bauen ließ. Er starb erst 1538 und hinterließ zwei Söhne, die späterhin von Almosen lebten. —

Am Abend erreichten die Reisenden Padul, eine kleine Stadt, welche schon in den Alpujarras liegt. Dieses Bergland, das auch als la Alpujarra bezeichnet wird, ist ohne Frage eine der interessantesten Gegenden der pyrenäischen Halbinsel, aber immer noch wenig gekannt. Die schwer zugänglichen Gebirgslabyrinthe und die grünen Thäler waren seit dem Falle Granada's noch achtzig Jahre lang Schauplatz erbitterter Kämpfe zwischen Spaniern und Mauren. Diese vertheidigten mit unüberbotener Ausdauer ein Land, das sie mit Recht als Vaterland und wahre Heimat betrachteten, denn es war seit achthundert Jahren im Besitz ihrer Vorfahren gewesen.

Man bezeichnet als Alpujarras eine ausgedehnte Gebirgsregion, welche theils zur Provinz Granada, theils zu jener von Almería gehört. Sie ist 20 spanische Meilen lang, zwischen Motril und Almería (von Osten nach Westen) und zieht dem Meere parallel; die Breite, von Norden nach Süden, beträgt 12 bis 15 Meilen, von der langen Kette der Sierra Nevada bis zur Küste des Mittelländischen Meeres, welche Afrika gegenüber liegt.*)

Die Gegend soll ihren Namen haben nach Ibrahim Alpujar, einem arabischen Heerführer, oder von Al bug Scharra, d. h. einem mit Kräutern und Gras bewachsenen Gebirge. Seit 1490, nach der Einnahme von Baza, eroberten die katholischen Könige einen Theil der Alpujarras, aber sie hatten mit einem unbändigen Volke zu schaffen; eine Erhebung folgte der andern und in unzähligen Romanzen sind die kühnen Thaten beider Theile besungen. Auch Calderon hat die Alpujarra nicht vergessen, „deren Berge stolz mit ihren Gipfeln der Sonne entgegen ragen"; sie sind ein Ocean von Felsen und Pflanzen, und die Dörfer schwimmen dort gleichsam wie Silberwellen:

La Alpuxarra, aquella sierra
Que al Sol la cerviz levanta,
Y que, poblado de Villas,
Es mar de peñas y plantas
Adonde sus poblaciones
Ondas navegan de Plata.

Hinter Alhendin kommt man ins Thal von Lecrin, d. h. der Freuden oder des Jubels. Man ist in der That erstaunt, inmitten so wilder, chaotischer Gebirgsmassen ein so überaus reizendes Thal zu finden, in welchem alle Südfrüchte wachsen und das immer von klaren Bächen bewässert ist. Im 16. Jahrhundert sind hier die grünen Rasenmatten mit Strömen Blutes getränkt worden; beide Theile wetteiferten in abscheulichen Grausamkeiten, und die Barbarei der Mohammedaner stand mit jener der Christen auf gleicher Linie; von Pardon war keine Rede.

Wie viel Bestialität liegt doch in der menschlichen Natur! In Guecija überfielen die Mauren das Augustinerkloster und sotten die Mönche in Oel. Als die Spanier Mayrena geräumt hatten, bemächtigte sich das Volk des christlichen Pfarrers, stopfte ihn voll Pulvers, legte eine Lunte an und sprengte ihn in die Luft. Die Mauren von Canjayar opferten Kinder auf dem Scheiterhaufen; sie schlachteten zwei Christen ab und fraßen das Herz. Den Pfarrer schleppten sie in seine Kirche, der Sacristan mußte die Glocke läuten, und als das Volk sich versammelt hatte, rupften die Mauren dem Geistlichen ein Haar nach dem andern aus, auch von Wimpern und Augenbrauen, und Jeder versetzte ihm einen Schlag mit der Faust. Dann schnitten sie ihm die Zehen an Händen und Füßen ab, rissen ihm die Augen aus, stopften ihm diese in den Mund und riefen: „Nun friß das, womit Du uns überwacht hast, Du Angeber." Nachher schnitten sie ihm die Zunge ab: „Da, friß sie, Du Angeber!" Und zuletzt rissen sie ihm das Herz aus dem Leibe, um es den Hunden vorzuwerfen!

Dieser letzte furchtbare Aufstand der „Moriscos" war in Granada selbst, im Stadtviertel Albayzin, so sehr insgeheim und mit solchem Vorbedachte geplant worden, daß Philipp der Zweite erst Kunde von Allem erhielt, als schon die ganze Alpujarra in Waffen stand. An der Spitze stand ein junger Mann von 22 Jahren, ein Nachkomme der Ommajadischen Chalifen, der Fernando del Valor hieß und für einen guten Christen galt. Zuerst hatten sich die Männer im Thale von Lecrin erhoben, aber bald ergriff der Aufstand sämmtliche zwölf Tahas, d. h. Distrikte, der Alpujarras bis nach Almería hin. Fernando del Valor warf die christliche Maske ab und nannte sich nun Mule Mohammed aben Humaya, König von Granada und Andalusien. Er war ein gewandter und muthiger Mann, aber seine ersten Erfolge stiegen ihm zu Kopfe; er hielt sich schon für mächtig, wollte einen Hof haben und einen mit Pracht umgebenen König spielen. Er hielt einen Harem und in diesem war die schöne Zahara seine Lieblingsfrau, sie tanzte moriskische Zambras entzückend schön und sang Leylas zur Laute.

Aben Humaya wurde bald aus seinen Träumen aufgerüttelt. Die Spanier wußten Zwietracht unter seinen Anhängern zu erregen. Sein Nebenbuhler war Farrar Abencerage, ein grausamer Mann, der an einem einzigen Tage nahe an 3000 Spanier hatte über die Klinge springen lassen. Aben Humaya dagegen war nicht grausam und verschonte Weiber und Kinder. Die gegen ihn Ver-

*) „Am meisten verzweigt sich die Sierra Nevada nach Süden zu. Dadurch entstehen hier eine große Anzahl von Thälern, welche der Mehrzahl nach (diejenigen der westlichen Hälfte) in das zwischen der Sierra Nevada und dem südlichen Randgebirge befindliche Längenthal des Val de Lecrin, zum kleinern Theil (die der östlichen Hälfte) in die ebenfalls zwischen der Sierra Nevada und einzelnen Gliedern des südlichen Randgebirges sich ausbreitenden Becken von Ujijar und Canjayar ausmünden. Dieser Complex von Thälern führt den gemeinschaftlichen Namen los Alpujarras. Ein niedriger Gebirgszweig, der Loma de Yator, welcher die östliche Sierra Nevada mit der zum südlichen Randgebirge gehörenden Sierra de Contraviesa verbindet, schneidet die östlichen Alpujarras (das Becken von Ujijar und Canjayar) von den westlichen oder hohen Alpujarras. Das Val de Lecrin ist im Westen durch das hohe Plateau von Padul von der Hochebene von Granada geschieden, während das Becken von Canjayar sich gegen Osten in die weite Thalmulde des Rio de Almeria öffnet." Moritz Willkomm, „Das pyrenäische Halbinselland", S. 20.

schworenen, an deren Spitze Aben Abu stand, überfielen ihn. Als sie Anstalt machten, ihn zu erwürgen, sprach er: „Ich werde als muthiger Mann sterben!“ Dann legte er sich selbst die Schlinge um den Hals. Die Spanier behaupten, er sei vorher wieder Christ geworden. Seine Leiche wurde in eine Kloake geworfen, nachher wieder ans Tageslicht gezogen und in Guadiz beerdigt.

Auch Padul, wo die Reisenden übernachteten, hatte im Moriskenkriege Schweres zu erdulden. Es ist ein armseliger Ort, liegt aber in einer fruchtbaren Gegend, in welcher die Granatbäume prächtig gedeihen. Nicht minder ist damals die kleine Stadt Dureal heimgesucht worden; König Philipp wollte den Aufstand wo möglich mit einem Schlage dämpfen und hatte dem Marquis de los Velez den Oberbefehl anvertraut. Dieser verwüstete Alles mit Feuer und Schwert und die Mauren nannten ihn nur den Teufel mit dem eisernen Kopfe. Der Marquis de Sesa war mit 10,000 Mann in die Alpujarras eingerückt, aber nach kurzer Zeit waren sie dermaßen aufgerieben, daß kaum noch 1500 Mann unter den Fahnen standen. Die Spanier hatten es sich zum System gemacht, Alles zu zerstören: Bäume, Ernten und Häuser. Der Geschichtschreiber Marmol sagt: „Aerger als unsere ausgehungerten Truppen können auch die Heuschrecken nicht verheeren; wenn sie in einen Garten kamen, dann war nach einer Stunde gewiß kein grünes Blatt mehr übrig. Binnen Monatsfrist wurden zehntausend Morisken getödtet oder in die Sklaverei abgeführt. Damals fanden mehr als 80 Gefechte statt; ganze Dörfer wurden menschenleer; die Bewohner von Alhendin verpflanzte man nach Montiel in der Mancha.“

Genez Perez de Hita, welcher den Krieg mitgemacht hatte, erzählt Folgendes: „Die Spanier dachten an nichts als an Mord und Plünderung; sie alle waren Diebe und Räuber und ich war einer der ärgsten. Um nicht außer Uebung zu kommen, stahlen sie Eisenwerk, Obst, ja sogar Katzen.“

„Nach der Erstürmung von Jubilez wurden eintausend moriskische Weiber und dreihundert Männer mit kaltem Blut abgeschlachtet. Die Mohren vertheidigten sich mit dem Muthe der Verzweiflung; wenn sie keine Waffen mehr besaßen und ihre vergifteten Pfeile verschossen hatten, dann packten sie einen Feind und stürzten sich mit ihm über die Felsen hinab in den Abgrund; Frauen und Kinder drangen unerschrocken gegen die Spanier ein und warfen ihnen Sand in die Augen. Manche warfen ihre Töchter in schneebedeckte Abgründe, damit sie nicht in die Gewalt der Spanier fielen.“ Derselbe Geschichtschreiber erzählt, er habe einst auf dem Wege nach Filir eine mit Wunden bedeckte Frau liegen sehen; sie hatte sich über das jüngste, welches sie noch an der Brust nährte, hingelegt, um es zu schützen. Da kamen aber die christlichen Soldaten, erstachen die Mutter vollends und das Kind schwamm im Blute. Perez de Hita fügt hinzu, daß er sich desselben erbarmt und ihm das Leben gerettet habe.

„Zwei spanische Soldaten hatten das Haus eines reichen Morisken ausgeplündert und dann Alles in demselben verwüstet. Zuletzt fanden sie ein junges, bildschönes Mädchen. Beide wollten sich derselben bemächtigen, keiner gönnte sie dem andern und beide zogen gegen einander vom Leder. Als sie mit Erbitterung kämpften, kam ein dritter Soldat hinzu, welcher der Sache ein Ende machen wollte. Er versetzte der Moriskin zwei Dolchstiche und sie sank todt zu Boden; dann sagte der Elende: Zwei brave Soldaten müssen einer solchen Kleinigkeit wegen einander nicht in die Haare gerathen. Die beiden Soldaten aber machten nun gemeinschaftliche Sache gegen den dritten, schalten ihn ein Ungeheuer und hieben ihn auf der Stelle nieder. Da lag er nun dicht neben dem todten Engel.“

Bei Lanjaron am Südabhange der Sierra Nevada endet das fruchtbare Thal von Lecrin, dieses paraiso de las Alpujarras. Auch diese Stadt litt im Moriskenkriege ganz unbeschreiblich; sie blieb achtzig Jahre lang verödet; dann schaffte die Regierung 50 Colonisten aus dem Innern Spaniens dorthin. Jetzt ist sie die wichtigste Stadt in den Alpujarras und bietet einen ganz freundlichen Anblick dar.

Weiterhin, nach Orgiva zu, kommt man durch wildes Gebirgsland; hin und wieder sieht man eine in Trümmern liegende maurische Burg, und die Landleute sind zwar friedlich, haben aber etwas Unheimliches. Orgiva ist ein großer Flecken am Fuße des Picacho de Veleta und war lange Zeit der einzige Ort, in welchem sich während des Krieges in den Alpujarras die Christen behaupteten. In der Nähe liegt der Barranco de Poqueira, eine tiefe Schlucht, so fürchterlich, wie die Einbildungskraft sich nur vorstellen kann, ein schwindelerregender Abgrund. Ueber denselben lagerte sich ein Nebel, durch welchen die Feuer der Neveros nur matt hindurch schimmerten; das Gewölk war bleigrau. Und immer wilder wird die Gegend bis Ujijar, das in der Mitte der Alpujarras liegt und einst die Hauptstadt dieser Landschaft war. Hier sind noch manche Familien von unvermischter maurischer Abkunft. Ogirar la nombrada spielt in den Romanzen eine große Rolle. Weiterhin wird die Gegend wieder reizend, und überall tauchen geschichtliche Erinnerungen auf. Hier lag die Besitzung des oben erwähnten Fernando del Valor, welchen Aben Abu erwürgen ließ. Dieser war aus dem Dorfe Mecina de Bombaron, an welchem unsere Reisenden vorüber kamen. Seine Unthat brachte ihm keinen Segen, denn einer seiner Spießgesellen, El Seniz, verrieth ihn für 20,000 Maravedis an die Spanier; dieser Preis war auf seinen Kopf gesetzt worden und El Seniz erschlug ihn in einer Grotte. Als er die Leiche ablieferte, sprach er: „Ich konnte das Schaf nicht lebendig abliefern, hier habt ihr das Vließ.“ Die Leiche wurde nach Granada gebracht und den christlichen Kindern vorgeworfen. Von diesen wurde sie zerrissen! Der Kopf wurde in einem eisernen Käfig über dem Bib Racha-Thor aufgehängt, und darüber stand die Inschrift: „Dies ist das Haupt des Verräthers Aben Abu; es ist bei Todesstrafe verboten, dasselbe wegzunehmen.“ Und wirklich ist es im Jahre 1599 noch an jener Stelle gewesen. Der Mörder El Seniz bekam seinen Lohn; er ist einige Jahre später als Straßenräuber in Guadalajara geviertheilt worden.

Ueber steile Abhänge, ramblas, gelangt man nach Berja, am Fuße der Sierra de Gador, welche reich an ergiebigen Bleigruben ist, so reich, daß man sagte, sie enthalte mehr Blei als Steine. In Berja ist ein lebhaftes Treiben; man hat nun die Alpujarras hinter sich. In dieser Stadt trafen die Reisenden einen blinden Bettler, welcher angeblich 103 Jahr alt war und, auf eine Enkelin gelehnt, am Stab einherging. Doré dachte unwillkürlich an Oedipus und Antigone und zeichnete.

Wir haben mehrmals betont, daß Spanien in mancher Beziehung als ein „gemildertes Afrika“ erscheine. Dieser Charakter tritt auch darin hervor, daß in Andalusien und bis nach Valencia hinauf manche Oertlichkeiten einen tropischen Pflanzenwuchs aufweisen. Man sieht



Der Palmenhain bei Elche, Provinz Alicante. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Baumwollen- und Zuckerpflanzungen wie auf den Antillen, und selbst die Dattelpalme reift.

Den Anbau dieser Erzeugnisse verdankt Spanien, gleich vielen anderen Wohlthaten, den Arabern. Die Dattelpalme, so sagt Ritter einmal, ist der wahre Hauptbaum des semitischen Orients, ein Repräsentant der subtropischen Zone der alten Welt, so weit diese keinen Regenniederschlag hat. In Arabien liegen die meisten Ortschaften unter und zwischen einzelnen Pflanzungen von Datteln oder unter ihren weithinziehenden Palmenhainen und zusammenhängenden Wäldern; man erbaut die Hütten im lieblichen Schatten der hohen, schlanken Säulenreihen mit den säuselnden Kronen der weitverbreiteten, gefiederten Blattverzweigungen. Aus den gemeinsamen, prachtvollen Endknospen hängen die großen Datteltrauben golden und purpurfarbig herab, diese Trauben mit dem Ambrosiaduft, dem Honigsaft, dem berauschenden Spiritus, ihrem nahrhaften Mehl und ihrem feinen Wohlgeschmack. Jeder ausgebildete Palmbaum ist wie ein kleines Ackerfeld für eine Familie; nicht selten hängen zehn Rispentrauben um seine Blattkronen, und manchmal enthält eine Traube bis zu zweitausend Datteln.

Mit Recht hat man die Dattelpalme nicht nur als Charaktergewächs des arabischen Klimas bezeichnet, sondern auch als Wahrzeichen, bis wie weit nach Norden hin die Herrschaft der Araber einst dauernd gereicht hat.

Die Dattelpalme verträgt keine das ganze Jahr hindurch sich wiederholenden Regenniederschläge und sie scheut auch die Regenzeiten tropischer Ergüsse. Im Süden tritt statt ihrer die Kokospalme auf, die ein Repräsentant der tropischen Regenzone ist; im Norden reicht sie nur bis an das andalusisch-sicilianisch-mesopotamische Klima, wo alsdann die Zone der edlen Obstarten beginnt: der Granate, Olive, Feige, Orange, Weinrebe und Pistazie. Sie will sandigen, wasserreichen Boden. In Italien zieht man sie bis unter 44 Grad nördlicher Breite an Mauern; sie blüht in Sicilien, Morea und Südspanien; sie trägt hier auch wohl Früchte, aber diese werden kaum süß. In dieser Beziehung macht allein die Ebene von Elche eine Ausnahme; dort reift sie vollkommen.

Elche, das Ilice der Römer, ist eine Stadt in der Provinz Alicante, mit etwa 10,000 Einwohnern. Sie liegt inmitten einer ungemein fruchtbaren Huerta, etwa 6 Wegstunden südwestlich von Alicante; an der nach Murcia führenden Straße auf kahlem Hügelgelände. Sie erinnert in ihrem ganzen Aussehen an eine arabische Stadt, und die ganze Gegend gleicht einer Oase des afrikanischen Belad el Dscherid. Denn dort dehnt sich ein Palmenhain aus, der nicht weniger als 70,000 Dattelstämme zählt. Der Europäer, welcher bei heißer Mittagssonne unter diesen schlanken Bäumen, den aus Afrika herübergebrachten Fremdlingen, wandert, fühlt sich an die Grenze der Sahara versetzt und denkt an jene Tage, da ein, gleich der Dattel in Europa fremdes Volk hier manches Jahrhundert festen Fuß behauptete. Die mohammedanischen Mauren sind nun seit Jahrhunderten vom Boden der pyrenäischen Halbinsel verschwunden, aber die Datteln bei Elche, deren süße Früchte heute ein Labsal christlicher Spanier sind, haben ihren Standort behauptet und gedeihen für und für.

Seefahrten nach Spitzbergen.

Noch jetzt fahren, wenn auch in weit geringerer Anzahl als in früheren Zeiten, alljährlich Walfischjäger bis in die Gewässer von Spitzbergen. Dieser Archipelagus wurde im 16. Jahrhundert bekannt, als die Holländer auf nordöstlichem Wege eine Durchfahrt nach Indien suchten. Die Generalstaaten setzten für die Entdeckung derselben eine nicht unbeträchtliche Prämie aus; auch fanden sich kühne Männer, welche bereit waren, die Entdeckung zu machen und die Prämie zu verdienen. Damals wurden Ysbrandtz, Heemskerke, Jan Cornelisz und Wilhelm Barentz berühmt. Nach einigen Expeditionen, welche den Zweck nicht erreichten und nur bis zur Waigatschstraße kamen, rüstete die Stadt Amsterdam einen Seezug aus; Heemskerke und Cornelisz waren Befehlshaber, Barentz war Oberpilot. Sie fuhren im Mai 1596 vom Texel aus und entdeckten am 9. Juni die Bäreninsel (74° 35′ n. Br.); sie erhielt diesen Namen, weil die Holländer dort einen gewaltig großen Eisbären erschlugen. Das Eiland wurde späterhin, 1603, vom Engländer Stephan Bennett besucht, der dasselbe nach dem Rheder seines Schiffes Cherie Island benannte. Jene Holländer erreichten am 17. Juni 81° 10′ n. Br., und als sie dort lavirten, um wieder aus dem Eise heraus zu kommen, sahen sie ein hohes mit Schnee bedecktes Land. Dort ankerten sie unter 79° 44′ zwischen kleinen Inseln und dem festen Land in einer Bay, jener von Smeerenberg, fuhren von dort in der Richtung nach Südsüdwest und fanden überall an der Küste spitze Berge. Daher der Name Spitzbergen, an dessen Küste sie bis 76° 35′ n. Br. entlang fuhren.

Dann segelten sie nach nach der Bäreninsel, wo sie sich trennten. Barentz schiffte nach Nordosten, überwinterte auf Nowaja Semlja und starb; Cornelisz war wieder nach Spitzbergen gefahren und dort bis zum 80. Grade gekommen.

Im 17. Jahrhundert war das Meer um Spitzbergen, des Walfischfanges wegen, vom Juni bis zum September sehr belebt, und in den Buchten, namentlich im nördlichen Theile, ist damals ein lustiges Leben gewesen. Man schlug Bretterbuden auf, ganze Sommerdörfer; Smeerenberg hatte seine amsterdamer Schenken und ein besonderes Quartier, die Haarlem Kokery, in welcher der Walfischspeck ausgekocht wurde. Im September verschwand Alles; Buden und Seeleute gingen nach Holland zurück.

Dann und wann haben Matrosen auf Spitzbergen überwintert; so z. B. 1633 sieben Mann, welche man im Juni wohlbehalten antraf. Im folgenden Jahre wollten sieben andere gleichfalls den Winter über auf Spitzbergen bleiben; sie sind aber alle dem Scharbock erlegen; ihr Tagebuch erzählt das traurige Geschick, welches sie ereilt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Ueberwinterungen auf Spitzbergen möglich sind; es ist auch gar nicht selten, daß Russen dort bleiben, und wer eine gute hölzerne Hütte

baut, Steinkohlen in genügender Menge, gute Lebensmittel und Wein hat, kann ohne Gefahr der hochnordischen Kälte einen Winter hindurch Trotz bieten.

Durch den hamburgischen Walfischfänger Friedrich Martens erhielt man zuerst eine ziemlich ausführliche Beschreibung von Spitzbergen. Er hatte am 15. April 1671 die Elbe verlassen und war am 29. August wieder in Hamburg. Von Jan Mayen aus richtete er seinen Curs nach dem Norden von Spitzbergen und harpunirte Walfische an der Nordwestküste zwischen der Magdalenenbay und der Hinlopenstraße; er landete an der ebengenannten Bay, im Fair Haven, bei Smeerenberg, in der Musselbay und im Zuidhaven. Sehr eingehend schildert er Land, Meer, Eis, Luft, Pflanzen und Thiere; namentlich sind seine Bemerkungen über den Walfisch und den Betrieb des Fanges noch jetzt von Interesse.

Nach und nach verlor der Walfischfang bei Spitzbergen seine alte Bedeutung; die Schiffer suchten den Leviathan der Tiefe mehr und mehr bei Grönland, in der Davisstraße, überhaupt in den arktischen Gewässern Amerika's auf.

Die erste, lediglich zu wissenschaftlichen Zwecken unternommene Reise nach Spitzbergen unternahmen John Constantin Phipps, der späterhin Lord Mulgrave wurde, und Skeffington Latwidge, in den Schiffen Race horse und Careasse. Der Astronom Lyons und der Physiker Irwing nahmen an der Fahrt Theil. Sie wollten versuchen, den Pol zu erreichen, oder doch demselben so nahe als möglich kommen.

Am 2. Juni 1773 segelten die Schiffe aus der Themse, am 28. Abends sahen sie die Südküste von Spitzbergen, ankerten am 4. Juli in einer kleinen Bucht, südlich von der Hamburgbay, steuerten bis 80° 48′ n. Br., trafen dort auf feste Eismassen, schifften nach Osten gegen die Sieben Inseln hin und befanden sich stets im Treibeis. Vom 5. bis 7. August schwebten sie in der größten Gefahr; sie steckten im Eise fest, wurden mit demselben nach Westen getrieben, kamen aber am 10. wieder in offenes Wasser. Phipps ist auf mehren Punkten Spitzbergens gelandet, z. B. im Süden der Hamburgbay, auf der Insel Amsterdam, auf Walton Island, Low Island und Moffen. Die Gelehrten stellten regelmäßige meteorologische Beobachtungen an; Irwing ermittelte die Temperatur des Meeres in verschiedenen Tiefen und Lyons suchte durch Chronometermessungen und Gissungen die Lage des Schiffes zu bestimmen.

Im ersten Viertel unseres Jahrhunderts unternahm W. Scoresby seine berühmten Fahrten nach dem arktischen Norden. Dieser ganz ausgezeichnete Seefahrer und Beobachter, Sohn eines Walfischfahrers, hat nicht weniger als siebenzehn Reisen nach Spitzbergen unternommen; die ersten fünf als Knabe und Jüngling, die letzten zwölf in den Jahren 1807 bis 1818 als wissenschaftlich gebildeter Mann. Seine Arbeiten enthalten eine reiche Fülle wichtiger Beobachtungen und Bemerkungen über Land, Wasser, Luft und Thierleben der hochnordischen Regionen; mit Recht hat Ch. Martins gesagt, er sei für die arktischen Gegenden dasselbe, was Saussure für die Erforschung der Alpen gewesen.

Die englische Admiralität sandte 1823 die Corvette Griper nach den Küsten von Spitzbergen. Am Bord befand sich Sabine, der noch lebt, und damals Pendel- und Barometerbeobachtungen anstellte. Der Griper verließ England im Mai, lag einige Zeit im Fairhaven, 79° 46′ n. Br., und schiffte dann nach der Küste von Ostgrönland, welche er vom 76 bis 72° erforschte.

Phipps und Scoresby waren der Meinung, daß das feste Eis, welches die Seefahrer verhindert, bis zum Nordpol vorzudringen, eine gleichmäßige Fläche bilde, auf welcher man zu Fuß oder Schlitten ungehindert fortkommen könne. Diesen Gedanken griff Eduard Parry auf. Dieser kühne Mann war damals 37 Jahre alt, hatte schon vier Reisen nach dem hohen Norden gemacht, war in der Baffinsbay, auf der Insel Melville und in Port Bowen, in der Prinz Regentsstraße, gewesen. Seine Ueberwinterungen waren weltberühmt, und kein anderer Mann eignete sich mehr und besser zu arktischen Unternehmungen.

Am 27. März 1827 verließ Parry mit dem Schiffe „Heela" England, legte bei Hammerfest in Norwegen an, erkannte am 14. Mai die Hackluytspitze, fuhr in die Magdalenenbay, machte einige Kreuzfahrten gegen Norden und ließ dann sein Schiff in der Heela Cove, die eine Ankerstelle in der Treurenbergbay bildet. Dort lag die Heela vom 20. Juni bis zum 28. August, während Parry sich bemühte, auf dem Eise mit Schlitten den Nordpol zu erreichen; aber während er auf dem Eise nach Norden hinging, wurde dasselbe gegen Süden hingetrieben. Nach 31 Tagen äußerster Anstrengungen hatten sie 82° 45′ n. Br. erreicht. Das Eis war nicht, wie Phipps und Scoresby angenommen hatten, eine glatte Fläche, sondern von breiten Rissen und Spalten durchzogen, uneben, von offenen Meeresstellen durchsetzt. Außerdem wurde es, wie eben gesagt, von der Meeresströmung nach Süden hin getrieben, während Parry auf ihm nach Norden ging. Er mußte nach der Heela Cove zurückkehren, am 20. August; sein Plan, den Pol zu erreichen, war nicht ausführbar. Er besuchte dann mehre Inseln vor Nordspitzbergen: Low- und Walden-Island, Moffen, Little Table Island und die nördlichste von allen, Roß Inlet. In Heela Cove, 79° 55′ n. Br., sind vier Monate hindurch meteorologische Beobachtungen angestellt worden, eben so während der Zeit von Parry's Schlittenfahrt auf dem Eise.

In demselben Jahre, da Parry in seinem Bestreben, den Nordpol zu erreichen, scheiterte, beschloß Keilhau aus Christiania, mit drei anderen Männern, die Niederlassung zu besuchen, welche die Russen im Süden der Ostinsel von Spitzbergen auf Staateneiland haben, das 1616 von den Holländern entdeckt war. Sie schifften sich auf einer kleinen nur mit 6 Mann besetzten Brick am 15. August in Hammerfest ein, waren am 20. auf der Bäreninsel und blieben dort bis zum 22.; die Temperatur schwankte zwischen 3° 1′ und 5° 4′. Keilhau sammelte 28 Phanerogamen und 23 Kryptogamen. Am 27. war die Brick noch 6 Miles vom Eissunde und am 3. September beim Südcap Spitzbergens. Nachdem sie einen heftigen Sturm ausgehalten, fuhr sie zwischen den Tausend Inseln, fand dort viel Eis, eine Menge von Robben und Walrossen, kam nur mit Mühe vorwärts und erreichte am 10. September die russische Niederlassung auf der Westküste des sogenannten Ostspitzbergen. Das Haus ist für etwa 30 bis 40 Menschen hergerichtet, war aber ohne Bewohner.

Ch. Martins, dem wir bei dieser Darstellung folgen, war 1838 und 1839 Mitglied einer wissenschaftlichen Commission, die aus ihm selber, Gaymard, Lottin, Bravais, Marmier, E. Robert und Mayer bestand. Sie verließ mit dem Schiffe Recherche Havre am 13. Juni 1838, besuchte Drontheim und Hammerfest, ging von dort am 15. Juli gegen Norden und traf schon am folgenden Tage schwimmendes Eis, in welchem sie drei Tage lang fuhr. Wahrscheinlich erstreckte sich dasselbe bis zur Bäreninsel. Von den schwimmenden Eismassen befinden sich vier Fünftel unter dem Wasser. Oft lagerte sich dichter Nebel über die

See. Am 24. Juli lief die Recherche in den Bellsund, 77° 30′ n. B., ein und blieb dort bis zum 4. August, stellte allstündlich meteorologische Beobachtungen an und war am 12. wieder in Hammerfest.

Im Jahr 1839 unternahm sie, gleichfalls von Havre aus, wieder eine Fahrt und war am 31. Juli in der Magdalenenbay, um ihre vorjährigen Beobachtungen fortzusetzen.

Im Jahr 1858 unternahm Professor Nordenskjöld aus Helsingfors eine wissenschaftliche Reise nach Spitzbergen, und 1861 ging er mit Torell und Quennerstedt an der Westküste bis Smeerenberg; sie blieben zwei Monate auf Spitzbergen. — Die vielbesprochene schwedische Expedition hat insbesondere den nördlichen Theil erforscht, namentlich die Straße van Hinlopen, und ihre Arbeiten sind ungemein werthvoll.

Allerlei Volksaberglauben in Bessarabien.

Von C. v. Gerstenberg.

Je größer die Zahl der verschiedenen Völkerschaften in einem großen Reiche ist, und je mehr die einzelnen Stämme in Hinsicht auf ihren Charakter, ihre Lebensweise und Religion von einander abweichen, um so mannigfaltiger und reicher wird auch die Erscheinung des Aberglaubens sein, der eingewurzelt in Mitte des Ganzen herrscht. Kein anderer Staat in Europa zeigt eine so bunte Zusammenstellung von verschiedenen Volksstämmen, als Rußland, und namentlich sind es die südlichen Provinzen, welche ein eigenthümliches Gemisch von allerlei Nationalitäten aufweisen. Armenier, Zigeuner, Serben, Moldauer, Walachen, Griechen, Skypetaren (d. h. Albanesen, Arnauten), Italiener, Franzosen, Polen, Deutsche, lesghische Völker 2c. sind vertreten. Der Aberglaube hat ein weites Feld; er tritt bei kirchlichen und privaten Feierlichkeiten zu Tage und erbt von einem Geschlecht auf das andere, ohne daß von Seiten derjenigen, welche bildend und aufklärend in ihren kleinen Distrikten wirken könnten, ihm entgegen gearbeitet würde.

Während meiner Streifzüge und meines längern Aufenthaltes in den verschiedenen südrussischen Gouvernements war ich oftmals Augenzeuge von abergläubischen Handlungen und Vorgängen, die auf eine wahre Kindheit in der Kultur dieser Landesstriche hinweisen. Nicht nur der gewöhnliche Bauer ist in allerlei Wahn befangen, sondern auch unter den sogenannten gebildeten Russen wurzelt der Glaube an widernatürliche Begebenheiten und Ereignisse, Wunderkräfte 2c. Es ist eine bedauernswerthe Thatsache, daß ein sehr beträchtlicher Theil der Geistlichkeit, namentlich auf dem platten Lande, auf einer sehr niedrigen Stufe geistiger und geistlicher Bildung steht, und in Rußland selbst wird über diesen leidigen Umstand viel geklagt. Von wissenschaftlicher Bildung und Einsicht ist bei jenen Leuten keine Rede, und das muß man im Auge behalten, um die nachfolgenden Angaben richtig zu würdigen.

Der Dorfgeistliche, Pope, leitet und bestärkt die seinem Kirchsprengel Angehörigen andauernd in ihrem Aberglauben, der ihm Geld einbringt; vom Staate bezieht er keinen Gehalt, er muß von dem leben, was ihm sein Amt mit Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen einbringt. Diese Einnahmen reichen nicht aus, aber der Pope hat noch andere Einnahmequellen.

Ein Hauptfest bei den Russen ist das der Taufe Christi, welches am 6. Januar jedes Jahres (russ. Rechnung) abgehalten wird. Dieser Tag ist für die Popen einer der wichtigsten, in so fern, als sie an diesem eine gute Einnahme machen. Durch einen langen und kräftigen Segen haben sie das Wasser zu weihen, welches in jedem Dorfe in neuen Fässern öffentlich aufgestellt wird, und das, nach ihrer Versicherung, ein untrügliches Präservativ gegen jede innere Krankheit sein soll; dasselbe gilt von den Gewehren, welche bei dieser Feierlichkeit abgeschossen werden. Die Wergpfropfen aus letzteren werden als vorzügliches Heilungsmittel bei äußeren Wunden gepriesen. Jede Wunde, die mit einem solchen geweihten Propfen berührt wird, soll schnell und sicher heilen. Der Bauer trachtet deshalb nach dem Besitz eines solchen Wunderdinges, und da nicht Jeder ein Gewehr hat, das er segnen lassen und abschießen kann, geht es nie ohne eine Rauferei bei der heiligen Handlung ab. Die Frauen und Mädchen tragen Lichter und welke Blumen herbei, um diese weihen zu lassen, denn auch diese sollen dann Wunderkräfte enthalten. Der Gutsherr läßt sich seine sämmtlichen Zimmer mit gesegnetem Wasser besprengen, um ja des Guten recht viel zu haben. Der Pope wird für diese Arbeiten gut bezahlt und die Einnahme kehrt jährlich wieder, denn die Wunderkraft der Segnungen dauert nur ein Jahr.

Einen Popen, mit dem ich näher bekannt geworden war, fragte ich einst, ob er an sich selber in Krankheitsfällen auch dergleichen Wunderstücke zu Hülfe nähme; er verneinte dieses lächelnd und fügte hinzu: „Ja wsegda widjét, tschto dlja dostischenija stschastija co swjétje nadobno pochoditj na besumza, no bit pritam mudrim,“ d. h. „Ich habe immer eingesehen, daß es zur Erlangung des Glücks in der Welt nothwendig ist, einem Thoren ähnlich zu sehen, aber doch weise zu sein.“ Eine lakonische und sehr bezeichnende Antwort.

Der bessarabische Bauer meint steif und fest, daß eine am Palmsonntag von einem Baume gebrochene Ruthe, welche der Pope gegen Bezahlung ihm einsegnet, ein vorzügliches Schutzmittel gegen das Einschlagen des Blitzes in sein Haus sei, sobald er dieselbe bei einem Gewitter vor die Hausthüre lege. Hier zeigt sich die Unkenntniß der Naturgesetze sehr deutlich. Der Bauer wohnt nur in niederen Hütten, die wenig oder nichts enthalten, was dem electrischen Strahl als Leiter dienen könnte; er hat also wenig von dem Element zu fürchten, zumal die kleinen Hütten meistentheils mit hohen Bäumen umgeben sind, welche als Blitzableiter dienen.

Die jungen Blüthenknospen der Ruthe sollen, nach der Versicherung des Popen, gute Dienste gegen alle Halskrankheiten thun, sobald man dieselben am Palmsonntag

in der Mittagsstunde genießt. Auch hier dauert die Wunderkraft nur ein Jahr; im nächsten muß wieder für Geld gesegnet werden.

Am Neujahrsmorgen werfen die Bauern einander gesegnetes Korn ins Gesicht, da sie der Meinung sind, daß sie dann das ganze Jahr hindurch Korn in Fülle haben werden und nicht zu hungern brauchen. Am Ostersonntag versammeln sich sämmtliche Einwohner eines Dorfes auf dem Kirchhofe, wo ihnen der Pope die mitgebrachten Speisen einsegnet, denn der Bauer darf an diesem Tage nur Gesegnetes genießen, da er sonst das ganze Jahr hindurch bis zu nächsten Ostern beständig an Magenschmerzen leiden würde. Eben so müssen jedes Jahr die Brunnen, damit sie nicht versiechen, die Obstgärten, damit sie Früchte tragen, gesegnet und mit geweihtem Wasser besprengt werden. Bei jeder Kleinigkeit ist der Pope nöthig; die Bauern sind ganz und gar in seiner Gewalt. Die Leute sind noch froh, daß sie einen Segenspender in ihrer Mitte haben und versäumen nie, ihm dankbar und ehrfurchtsvoll die Hände zu küssen. Ich habe Popen gekannt, welche armen Dienerinnen ihr wenig erspartes Geld abborgten und trotz häufiger Ermahnungen um die Rückgabe desselben nicht zahlten, obgleich sie das recht gut gekonnt hätten. Es bedurfte dazu des energischen Einschreitens von Seiten des Gutsherrn, der den „bunten Sünder“ (die Popen gehen bunt gekleidet) aus dem Dorfe zu jagen drohte. Wer Land und Leute aus eigener Anschauung kennt, wird wissen, daß hier nicht etwa Uebertreibungen erzählt werden.

Ein Knabe brachte mir einmal ein sogenanntes Zwerg- oder Angstei von einem Huhn; das Ei war nicht viel größer als das von einer Turteltaube. Ich betrachtete dasselbe und fand, was bei solchen Eiern häufig vorkommt, daß es ohne Dotter sei. Eine Russin sah das Ei in meinen Händen und fuhr entsetzt zurück. Auf meine Frage erhielt ich zur Antwort, daß ja dieses Ei ein „Teufelsei“ sei; ich wurde hoch und theuer gebeten, dasselbe zu zerschlagen und fortzuwerfen; wenn man dasselbe, nach der Versicherung des Popen, acht Tage unter dem Arme trüge und so ausbrüte, dann käme ein kleiner Teufel heraus, der Einen dann auf Schritt und Tritt durchs Leben begleite. Während dieses Gesprächs waren einige Bauern hinzugekommen, die gleichfalls ihr Entsetzen über das „Teufelsei“ an den Tag legten und zum Schlusse versicherten, daß es wohl das Beste sei, dasselbe zu zerschlagen und dann zu dem Popen zu gehen, damit dieser einen guten Segen über die Hände spreche, welche das Ei gehalten, denn man wisse doch nicht, was etwa Teuflisches könne hängen geblieben sein ꝛc. Ich machte von diesem guten Rathe keinen Gebrauch.

Ganz unschädliche Thiere, z. B. die grüne Eidechse, Blindschleiche, gemeine Natter, Ringelnatter ꝛc. werden wie die Pest gefürchtet und als „Strafen Gottes“ angesehen. Auch hier hat der Pope immer Gelegenheit, Segen zu sprechen und Geld zu erwerben.

Seltsam sind auch die vermeintlichen Schutzmittel gegen Verletzungen durch giftige oder schädliche Thiere. So glaubt der Bauer in Bessarabien, es sei ein probates Mittel gegen den Stich einer Tarantel (Lycosa tarantula), deren es dort in großer Menge gibt, wenn er dieselbe mit der Oberfläche der Hand auf die Erde schlage und so tödte. Die Oberfläche der Hand ist selbst bei denjenigen leicht reizbarer und gegen Beschädigungen empfindlicher, die tagtäglich mit harter Arbeit umgehen, da ja die innere hohle Hand mit einer weit abgehärteteren und hornartigen Haut bekleidet ist, als die äußere oder obere Hand, so daß der Stich der Tarantel bei weitem schwerer dort durchdringt, als hier. Gegen den Biß oder Stich der Schlangen ꝛc. wendet der Bauer gewöhnlich das Kreuzschlagen an, wobei er sich mit dem Gesichte zur Erde neigt und hospodi pomilui! (Herr, hilf mir!) murmelt. Auch soll es gute Dienste thun, wenn man die Wunde mit einem Lappen berührt, der in der Charfreitagsnacht vom Popen gesegnet, an einem Licht auf dem Altare angezündet und rasch ausgelöscht wurde.

Der meiste Aberglaube der Bessarabier offenbart sich während der sogenannten zwölf Nächte (Swiatki), welche vom 25. Dezember bis Epiphanias dauern, und in welchen außer dem Popen auch die sogenannten „weisen Frauen“, deren jedes Dorf mindestens eine hat, vollauf Beschäftigung finden. Diese durchgängig alten abgerissenen Weiber erwerben ihr Brot mit dem Gadatj (errathen); sie gehen während der Swiatki von Haus zu Haus, um den Leuten die Zukunft voraus zu sagen. Der Bauer legt seine ersparten Kopeken in die Hände dieses Weibes und bekommt dafür gewöhnlich etwas zu hören, was er gern zu hören wünscht.

Auf Wasilij (Neujahrsabend) könnten recht gut zwanzig solcher „weisen Frauen“ ein glänzendes Geschäft machen, denn mit Sehnsucht harrt jede Familie der alten Wahrsagerin, und zumal die Mädchen des Dorfes beben vor Spannung und Erwartung. Liebe, Heirat, Tod und Ernte bilden bei diesem Errathen immer die Hauptsachen, und einen Traum der Neujahrsnacht sich nicht deuten zu lassen, würde der Bauer als eine Sünde gegen sich selbst ansehen. —

Wie auch noch häufig in unserem Vaterlande, so gießt man auch dort flüssiges Blei in ein Becken mit Wasser und läßt die „weise Frau“ aus den Figuren die Zukunft deuten. Eine Kirche bedeutet Verlobung, eine Krone Hochzeit (da nach russischem Ritus bei der Vermählung über den Köpfen des Brautpaares Kronen gehalten werden); eine Grube oder ein Loch bedeutet Tod, ein Haus: Wohnungswechsel, ein Bauernhaus: Land-, und ein Stadthaus: Stadtleben, krumme Splitter und Stangen: Aerger und Haß, gerade Splitter und Kugeln: Freude, viereckige Figuren: gute Ernte ꝛc. Die vornehmeren Russen verwandten ehemals, und einzelne nehmen noch heute Gold oder Silber zu dieser Gießerei.

Nicht minder gebräuchlich ist das „Brödchenlegen“, wobei man 12 kleine Brödchen, in welche kleine Papiere eingebacken sind, in einen Kreis in der Stube herum legt und dann einen Hund herein ruft, welcher fressen muß. Jeder Anwesende wählt sich ein oder zwei solcher Brödchen und läßt sich aus dem Gefressenen seine Zukunft deuten. Die eingebackenen Papiere enthalten nachstehende 12 Figuren, von denen ich die Bedeutung eingeklammert beifüge: Eine Krone (Hochzeit), ein Ring (Verlobung), ein Kreuz (Unglück), ein Herz (Liebe), ein Schlitten (Reise), ein Orden (große Ehre), ein kleines Kind (Kindtaufe), ein Stock (Heirat mit einer Civil-), Säbel (Heirat mit einer Militärperson), eine Bretzel (Wohlstand), ein Geldstück (gute Ernte), eine Fahne (Tod), da bei jedem Begräbniß die Kirchenfahnen vorangetragen werden. Um zu erfahren, wer von den Anwesenden zuerst das Dorf verläßt oder verlassen muß, wählt man sich kleine Brodstückchen, legt sie auf die Erde und läßt nun eine Katze herein; wessen Brod sie zuerst berührt oder frißt, der ist der Betreffende.

Viele Bauern werfen in der Neujahrsnacht ihre Schuhe zum Fenster hinaus, ziehen dann in Begleitung der Wahrsagerin vor die Thüre und lassen sich beim Scheine einer Laterne aus der Lage des Schuhes wahrsagen. Die gegen das Haus gerichtete Spitze bedeutet Hochzeit, der

Absatz gegen das Haus Tod, die breite Seite große Reise, der umliegende Schuh Unglück.

Junge Mädchen und Frauen gehen, ohne ein Wort zu sprechen und ohne sich umzusehen, in den Hühnerstall, nehmen ein schlafendes Huhn von der Stange, tragen es in die Stube, wo sie es einigemal rasch umdrehen und dann auf die Erde zwischen mehre Häufchen Korn stellen und fressen lassen. Von wessen Häufchen es zuerst frißt, der macht bald Hochzeit, und ist die Betreffende eine Frau, so erfolgt eine Kindtaufe. Frißt das Huhn sehr schnell, so deutet das auf schnelle Hochzeit oder Kindtaufe, langsam, auf späte; sieht sich das Huhn ängstlich dabei um, so soll das auf viel Sorge und Kummer deuten, und sind mehre Hühner da und beißen sich, so folgt Zank in der Ehe.

Es ließe sich wahrlich ein dickes Buch über die verschiedenen Aeußerungen des Aberglaubens der Bessarabier schreiben; doch mag des Vorstehende hier genügen.

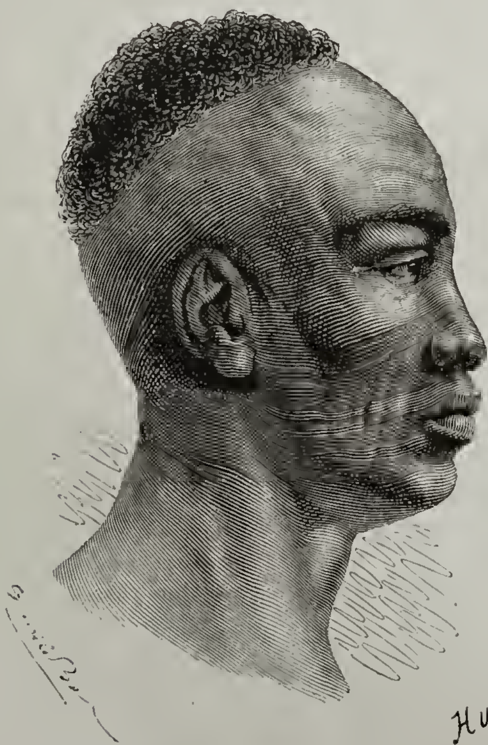
Hat ein Mädchen das Unglück gehabt, irgend eine traurige Nachricht bei dem gadatj zu erfahren, dann sieht man die Arme oft wochenlang niedergeschlagen umherschleichen, ehe sich diese Eindrücke einigermaßen verwischt haben; denn der Glaube an das Zutreffen solcher Prophezeiungen wurzelt so fest und tief, daß es den Freund der Aufklärung viel Mühe kosten würde, den Wahn zu beseitigen. Auch hier hat der Pope seinen Vortheil; er läßt gern die „weisen Frauen" ihr Wesen treiben und bestärkt sie noch in ihrer Thätigkeit, da er für Alle, denen Unglück prophezeit wurde, fleißig zu beten hat und für das Beten Geld bekommt.*)

*) Es ist mit dem „Aberglauben" ein eigenes Ding; wir finden ihn bei allen Völkern, auch im hochkultivirten Europa, und in allen Kreisen und Klassen. Es wird überhaupt wenig Menschen geben, die absolut frei davon wären. Schlimm ist, wenn er zur Verdummung und zur Ausbeutung der Menschen mißbraucht wird. Andrerseits ist er wissenschaftlich und poetisch von hohem Interesse. Man erinnere sich nur daran, welche Schätze in Grimms deutscher Mythologie und in der Mythologischen Zeitschrift enthalten sind. Welch eine reiche Fülle poetischen Aberglaubens, und so kennzeichnend für das Gemüth des germanischen Wesens, finden wir auch in den: „Deutschen Pflanzensagen", gesammelt und gereiht von A. Ritter v. Perger (in Wien), Stuttgart und Oehringen 1864; wir ersehen auch daraus, wie eigentlich das ganze Anschauungsleben des Landvolkes vom Aberglauben durchdrungen und durchzogen ist. Wir werden gelegentlich auf diesen Gegenstand näher eingehen. A.

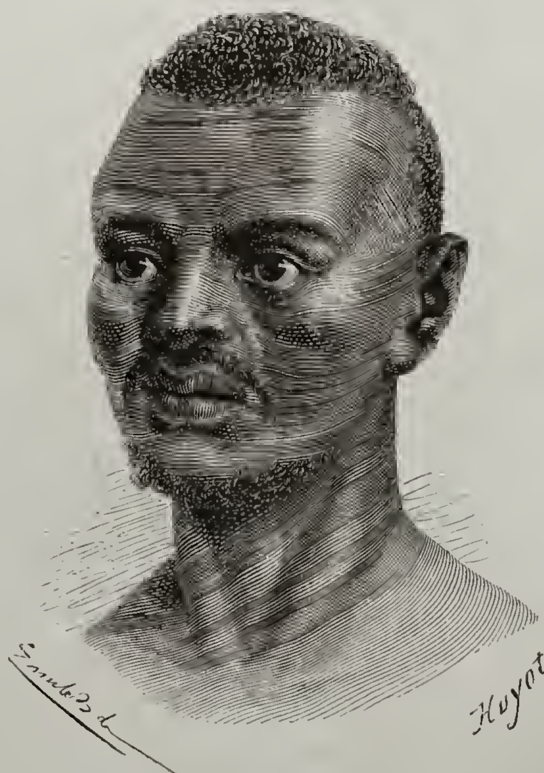
Aus Wilhelm Lejeans Reise von Chartum über Sennar bis zum Tana-See in Abyssinien.

Von Chartum nach Uad Medineh. — Ein sudanesisches Dorf. — Karawanenwege. — Die Handelsstadt Messalamieh. — Sennar. — Ein Niam niam und ein Neger aus Fertit. — Die Tussnirat-Steine. — Die Republik Gallabat. — An der abyssinischen Grenze. — Der Belambras der Grenzprovinzen und seine Burg. — Blick auf den Tana-See.

Unsere Leser kennen die Abenteuer, welche Lejean am Hofe des Kaisers Theodor zu Gondar in Abyssinien erlebte. Wir wollen nun erzählen, auf welchem Wege und unter welchen Verhältnissen es ihm möglich wurde, in den letzten Monaten des Jahres 1862 in das Reich des Negus zu gelangen. Der Weg ist auf jeder beliebigen Karte von Nordostafrika zu verfolgen.



Der Niam niam Basa.



Der Feidel Rahma

(Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Die Straße zieht von Chartum aus in südöstlicher Richtung unweit vom linken Ufer des Blauen Nil bis nach Uad Medineh. Dort zweigt sie sich; jene nach Osten

führt nach Gadaref, jene nach Süden gegen Sennar. Etwas nördlich von Uad Medineh traf der Reisende ein echt sudanesisches Dorf; ein solches hatte er zuvor nicht gesehen. In Nubien bestehen die Ortschaften aus viereckigen Häusern mit platten Dächern in einer offenen Ebene; hier dagegen ist das Tukul, Haus, mit einer hohen und breiten Hecke von trockenem Dornengesträuch umgeben. Es ist allemal rund, aus gestampfter Erde gebaut, hat ein kegelförmiges Strohdach und enthält außer dürftigem Kochgeräth ein paar Angareb, d. h. Gestelle zum Ruhen, die mit Leder oder Stricken aus Palmenfasern überzogen sind. Durch das Labyrinth von Hütten führen fünf oder sechs enge und krumme Straßen, welche so angelegt sind, daß sie nur einen Eingang haben, und dieser kann gegen Feinde, welche nur mit Lanzen kämpfen, leicht vertheidigt werden.

Das Land zwischen Fadassi und Uad Medineh ist wellenförmig, und in der Nähe der Dörfer sind die Felder gut bestellt. Auch die eben genannte Stadt trägt einen echt sudanesischen Charakter, aus der Ferne nimmt sie sich stattlich, im Innern dagegen recht erbärmlich aus; dazu kommt die ungünstige Lage auf einer von Wasserläufen eingerissenen Hochebene; sie sind je nach der Jahreszeit entweder staubig, oder bilden tiefe Gießbäche und nachher Moräste.

Der Ort zählt jetzt etwa 8000 Einwohner; als die Aegypter 1822 das Reich Sennar eroberten, war er nur ein sehr unbedeutender Platz. Die Aegypter erhoben ihn aber zur Hauptstadt des sudanesischen Vicekönigreiches und er war insofern ganz gut gewählt, weil man von ihm aus sowohl Sennar und Gadaref, als auch Kordofan überwachen konnte. Die Aegypter baueten einen Bazar, Kasernen, Regierungsgebäude und Moscheen und Alles war gut, bis der alte Mehemed Ali herausfand, daß Chartum am Zusammenflusse des Blauen und Weißen Stromes eine ungleich vortheilhaftere Lage habe. So verlor Uad Medineh seit 1835 seine künstliche Größe und behielt nur einen Kaschef (Unterpräfecten) und eine Besatzung von 800 Mann Soldaten.

Immerhin ist einiger Verkehr da, weil sich hier mehre Karawanenwege schneiden. So jener, welcher von Chartum nach Sennar führt; die Straße aus Kordofan zum Rothen Meere über Uad Tschelaï, Abut, Uad Medineh, Abu Haras, Gadaref und Kassala. Beide treffen einander fast in einem rechten Winkel; für die zweite ist westlich vom Blauen Flusse die kleine Handelsstadt Abut eine Hauptstation. Seitdem der Gummihandel von Kordofan danieder liegt, hat diese Straße von ihrer frühern Bedeutung Manches verloren. Der Karawanenweg, welcher dem Nil entlang läuft, berührt den Strom nur an drei oder vier Punkten und zieht im Allgemeinen anderthalb Stunden von demselben entfernt. Das erklärt sich aus den vielen Krümmungen des Nils und weil die Ufergegend mit Holz bestanden ist. Diese Straße ist ziemlich öde bis etwa 5 Stunden von Chartum; dann trifft man auf die Ortschaft Dschedid, die aus fünf stark bevölkerten Dörfern besteht, und wo die Felder gut angebaut sind. Von dort ab trifft man manche Wohnplätze und gelangt nach Messalamieh.

Diese Stadt ist nächst Chartum die wichtigste im Sudan, bedeutender als Sennar, Kassala, Berber und Lobeïd. Durch sie ist auch Arbaghi, das am Strome selbst liegt, überflügelt worden. Der Araber bauet seine Ortschaften nicht gern an den Flüssen, sondern lieber entfernt von denselben, während die herrschenden Aegypter zur Anlage ihrer officiellen Stationen gern die Ufergegend wählen. Aber der Verkehr geht seinen eigenen Weg, und während Sennar, Halfaïa und Schendy sanken, kamen Gadaref, Ued Hessuna und Messalamieh empor. Das letztere zählt 18,000 Einwohner und scheint sich noch immer mehr vergrößern zu wollen. Der große Markt wird am Dienstag abgehalten; Hauptwaaren auf demselben sind Getreide (die Durrah) und Damur, d. h. grobe Baumwollenzeuge, welche von den Frauen der Nomaden verfertigt werden. Elfenbein und allerlei andere Waaren kommen nicht auf den Markt, sondern werden in den Häusern verkauft. Die einheimischen Handelsleute besitzen nur geringe Kapitalien, aber mehre große Tudjar aus Chartum, und die Corporation der Hadarba in Suakin hält dort Comptoire und macht namentlich in Elfenbein und Goldstaub Geschäfte.

Lejean zog von Uad Medineh durch eine ebene, fruchtbare und gut bevölkerte Gegend nach Sennar, der alten Hauptstadt der Fugn (Fundj). Diese sind ein Negervolk und besonders deshalb merkwürdig, weil sie das einzige Beispiel in der ganzen Weltgeschichte liefern, daß ein Negervolk, und zwar drei Jahrhunderte hindurch, über Volksstämme geherrscht hat, die intellectuel höher stehen und edleres Blut haben („sang superieur").

Die Stadt bildet ein wirres Durcheinander von Weilern, die auf einem unebenen, von Regenschluchten zerrissenen Boden stehen; die Häuser sind runde aus Lehm aufgeführte Tukuls mit spitzen Strohdächern; die halb in Trümmern liegende Moschee ist aus Backsteinen aufgeführt. Der ägyptische Commandant war ein wohlwollender, verständiger Mann, der schon seit 27 Jahren im Sudan verweilte; das ungesunde Klima hatte ihn angegriffen und abgemagert.

Der Reisende hatte in Sennar vollauf Gelegenheit zu interessanten ethnographischen Beobachtungen. Dort stand ein Negerregiment, das aus Leuten sehr verschiedener Völkerschaften zusammengesetzt war. Unter ihnen fand Lejean einen jungen Niam niam, der natürlich keinen „Schwanz" hatte. Er war ein kräftiger Mensch von schwärzlich brauner (bistré) Hautfarbe und hatte nichts vom Neger; vielmehr erinnerte er an die Peulhs oder Fellata, deren viele im Sudan vorkommen. „Es sollte mich durchaus nicht überraschen, wenn künftig eine Erforschung dieses merkwürdigen Stammes der Niam niam zu dem Ergebnisse führte, daß zwischen ihnen und den Peulhs, die jetzt den ganzen westlichen Sudan beherrschen, eine nahe Verwandtschaft vorhanden sei."

Einen andern, gleichfalls sehr interessanten Typus bot ein Fertit dar. Dieses Volk wohnt im Süden von Dar Fur; es feilt die Zähne spitz und so gleicht der Mund einem Krokodilsrachen. Der Mann sagte, er sei ein Kondschara-Fertit. Kondschara ist der Nationalname der Darfurier, und dieser Soldat war wohl aus den südlichen Provinzen von Dar Fur gebürtig. Lejean wollte ihn veranlassen, in seiner Muttersprache zu reden und ein Vocabularium, das bis jetzt ganz fehlt, niederschreiben; der Schwarze sagte aber, er habe sie ganz vergessen. Er hieß Rama und seine Intelligenz war sehr schwach. Da war ein zweiter Niam niam aus dem Lande der Makaraka, südlich von Gondokoro, ein ganz anderer Mann. Der Name Niam niam, sagte er, gehöre für die Leute, welche im Westen eines großen Flusses leben, den er Nzoro nannte; sein Stamm rede aber mit denselben einerlei Sprache; beide sind also wohl blutsverwandt. Er erzählte, sein Volk bete Uru, die Sonne, an, oder bezeichne doch so die Gottheit.

Auf einer vor etwa zehn Jahren veröffentlichten Karte

des Herrn von Heuglin sind „ägyptische Alterthümer“ verzeichnet, die einige Stunden westlich von Sennar liegen sollen. Lejean erkundigte sich nach denselben und erfuhr, daß an einem gewissen Punkte in den Sagadibergen Tessnirat, d. h. Bilder, Statuen, vorhanden seien. Die Angaben waren aber sehr unbestimmt; der Reisende vermuthete eine Mystification, er wollte aber doch die Sache näher untersuchen. Der ägyptische Commandant, jener wackere Türke Ibrahim, stellte ihm zwei Kawassen zur Verfügung und einen kräftigen Esel obendrein, und so ritt er denn gerade nach Westen hin nach den Sagadibergen durch ein flaches, ziemlich gut angebautes Land. Unterwegs fand er manche Fulahs, große ausgegrabene Behälter, deren Seiten aus hartgeschlagenem Lehm bestehen, und in welchen man von einer Regenzeit (Charif) zur andern das für Menschen und Vieh nöthige Trinkwasser aufbewahrt. Gewöhnlich ist solch eine Fula von einigen großen Bäumen beschattet und unter diesen rasten oft die halbnackten Hirten mit ihren Heerden. Sie gewährt dann einen sehr malerischen Anblick.

Nach einem Ritte von etwa neun Stunden wurde die Gegend wüst und öde, und am zweiten Tage kam Lejean an ein verlassenes Dorf, das am Fuß einer kleinen, steilabfallenden Bergkette lag. Diese heißt Sagadi, und dort zeigte man ihm die berühmten Tessnirat. Sie sind weiter nichts als seltsam auf- und übereinander gestellte Granitblöcke, die aus einer gewissen Entfernung betrachtet aussehen, wie eine in ein weißes Gewand gekleidete arabische Frau mit ihrem Kinde. Die Sennarier sagen, sie sei eine Prinzessin, welche der Himmel wegen ihrer Gottlosigkeit und ihres Hochmuths in Stein verwandelt habe.



Die Tessnirat-Steine am Sagadigebirge. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Von dem Gipfel eines Berges, welcher höher liegt als die Tessnirat, übersah Lejean eine sehr ausgedehnte Landschaft. Nach Süden schweifte der Blick über eine bewaldete

Ebene in der Richtung nach dem Weißen Strom hin; jenseits der Wälder erheben sich vereinzelte, niedrige Berge, welche den arabischen und Denka-Hirten als Landmarken dienen. Am Fuße des Sagadi selbst lagen einige verlassene Fulas, auch sind dort Ruinen von einer Kenise, Kirche, aus der Zeit, da im Sennar Christen wohnten. Sie ist jedenfalls ein sehr winziges Gebäude gewesen, aber der Blick ruht mit einer gewissen Theilnahme auf einer christlichen Ruine, die hier, tief im Lande der Schwarzen, liegt. „Was nach und nach aus dem Volk im Sennar geworden ist, das scheint mir auf die Verkommenheit hinzudeuten, welche auch über Abyssinien kommen müßte, wenn es, bei seiner tief eingewurzelten Anarchie, einst den Aegyptern zur Beute werden sollte."

Basel gebildet, der andere war ein Engländer, Namens Dufton. Bei ihnen fand der Reisende die allerbeste Aufnahme. Dufton war so recht ein Urbild jener kalten und zähen Enthusiasten, dergleichen man eigentlich nur unter den Engländern findet. Als Sohn eines reichen Fabrikanten in Leeds hatte er eine einträgliche Stellung bei der Bank in York, aber er verspürte einen unwiderstehlichen Drang zum Reisen und zum Missioniren in sich, eine Folge des Lesens der Werke von Krapf und Livingstone. Mit nur acht Guineen in der Tasche hatte er England verlassen, war nach Schwaben zu Krapf gegangen und dieser hatte ihn ermuntert, die Gallas zu evangelisiren. Also ging er zuerst nach Aegypten, diente als Kellner in einem Gasthofe zu Kairo und begab sich nach Chartum, von wo er „unter



Der Tana-See in Abyssinien bei Sturmwellen. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Gegen Ende Oktober's verließ der Reisende Sennar und ging nach Gallabat, einem während der letztverflossenen Jahre oft besprochenen kleinen Lande, das beträchtlichen Handel treibt. Dasselbe ist ein Zankapfel zwischen den Aegyptern und Abyssiniern. Auf dem Wege dorthin überschritt Lejean den Blauen Nil, den Dender und den Rahad; die beiden letzteren konnte er durchwaten, weil der Wasserstand sehr niedrig war. Der Rahad war am 13. November noch ein Torrent; drei Monate später ist sein Bett ganz trocken. Das Land war mit Durrah, Saham und Baumwolle bepflanzt. In dem großen Dorfe Gallabat wurde sechs Tage Rast gehalten. Lejean traf dort zwei Europäer; der eine hieß Eiperle, ein aus Baden gebürtiger Missionär, und in der Anstalt Krischona bei

Gottes Gnade" abzog, mit drei österreichischen Kronthalern in der Tasche und einen Esel vor sich hertreibend, der sein dürftiges Gepäck trug. Lejean nahm ihn als Secretär an; er war ein wohlerzogener, unterrichteter junger Mann und fest von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er eine religiöse Pflicht erfülle. Bei völliger Seelenruhe hatte er eine unverwüstliche Heiterkeit, die in einem solchen Land und unter solchen Umständen von unschätzbarem Werth ist.

Die kleine Republik Gallabat ist von mohammedanischen Negern gegründet worden, die als Pilger aus dem Sudan nach Mekka gegangen waren und auf dem Heimwege hier zurückblieben. Die erste Gruppe dieser Takruris erhielt die Erlaubniß zur Ansiedlung von den

abyssinischen Statthaltern der Provinz Tschelga, und von dieser ist Gallabat stets mehr oder weniger abhängig gewesen. Lejean machte dem alten Scheich Schuma einen Besuch; er ist das halb erbliche, halb gewählte Oberhaupt, war ein ganz stattlicher Neger von etwa 60 Jahren und fegte, als der Fremde in seine Behausung eintrat, gerade seinen Hof rein. Während er seinem Gast Erfrischungen anbot, ließ er sich in seiner Arbeit nicht stören.

Die Leute von Gallabat stehen mit ihren Nachbarn nicht auf gutem Fuße. Vor nun etwa drei Jahren hatten 500 abyssinische Reiter einen nächtlichen Einfall gemacht, um zu rauben, es war aber den Takruris gelungen, diese Banditen zu umzingeln und ein paar hundert derselben auf Lanzen zu spießen. Wenige Wochen später kam der Missionär Stern über das Schlachtfeld und sah, wie die Leichen den gefräßigen Geiern zum leckern Mahle dienten.

Der Weg von Gallabat nach Abyssinien führt anfangs durch einen dichten Wald, durch welchen man drei Tage lang reisen muß. Er bildet eine Art von Grenzgebiet, das oftmals Blut der Abyssinier, Sennarier und Türken getrunken hat. Dort liegt die Ortschaft Abu Galambo, wo einst eine Schaar Aegypter von dem abyssinischen Kriegshelden Dedschas Konfu bis auf den letzten Mann niedergehauen wurde. In dieser Schlacht kamen homerische Scenen vor. Ein Häuptling der mit den Aegyptern verbündeten Dabaïneh wurde von einem abyssinischen Offizier zum Zweikampf gefordert und hieb denselben auf einen Streich mit seinem wuchtigen, zweihändigen Schwerte buchstäblich auseinander.

In dieser Waldgegend überschritt Lejean den Gandova, der noch hochangeschwollen war, ruhte unter einem hohen Tamarindenbaume und gelangte spät am Abend an den Fuß eines jener „Bastionenplateaux“ (er meint die Ambas), aus welchen ein großer Theil Abyssiniens besteht. Mit Mühe klimmte er hinan und kam am andern Morgen nach Wochne, der ersten abyssinischen Dorfschaft. Dort wird ein berühmter Wochenmarkt abgehalten, auf welchem die Neggadeh, d. h. abyssinische Kaufleute, die aus dem Sennar und Gallabat angebrachte Baumwolle einhandeln.

Während Lejean und der Engländer unter einem Baume ruhten, gingen die Führer zum Nagadras, dem Ortsvorsteher, welcher zugleich die Zollangelegenheiten zu besorgen hat. Dort trat eine Abyssinierin zu den beiden Christen heran, zog ein kleines Metallkreuz hervor, das sie an einem blauen Band auf der Brust trug, und fragte bescheiden über die Dengel Mariam. Der Franzose antwortete, Dengel (die Jungfrau) Mariam sei Jesu Christi Mutter.



Methonica superba. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Lejean macht bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkung: „Die Abyssinier hegen eine leidenschaftliche Verehrung für die Jungfrau. Die deutschen und englischen Missionäre haben mit ihrer kalten und drückenden Logik unvorsichtiger Weise gegen dieses nationale Gefühl verstoßen, und ich glaube, daß darin zu nicht geringem Theil ihr Mangel an Erfolg in Abyssinien gesucht werden muß. Es ist notorisch, daß sie niemals auch nur einen einzigen Proselyten gemacht haben.“

Der Nagadras kam und erhob allerlei Anstände; die

Fremden hätten keine Erlaubniß, Abyssinien zu betreten; er müsse bei seinem Vorgesetzten, dem Belambras Guelmo, Großstallmeister der Krone, anfragen; dieser sei Markgraf der vier Grenzprovinzen Tschelga, Sarago, Dagossa und Ermetschoho. Bis auf Weiteres internirte er die Reisenden im Dorfe Kamanchela, auf einer Hochebene, zu welcher ein Schwindel erregender Pfad hinaufführte. Dort wurden vier angenehme Tage verlebt und dann die Reisenden unter Geleit nach Tschelga abgeführt, wo sie bei einem Platzregen ankamen und, weil sie keinen Paß hatten, bis auf Weiteres unter einem Baume auf höhern Befehl warten sollten. Sie mietheten aber ohne Bedenken ein Haus, und als man sie daran verhindern wollte, boxte Duston einen Abyssinier zu Boden, wurde dann aber von einem andern zur Erde geworfen. Am Ende erhielten sie aber dennoch ein trockenes Obdach; der Satrap von Tschelga hielt sie dort neunzehn Tage fest, weil er angeblich Befehle von Seiten des Negus abwarten müsse. Endlich ließ er sie ziehen und am Abend kamen sie in ein mohammedanisches Dorf. Die Anhänger des Propheten von Mecca befinden sich in Abyssinien in einer ähnlichen Lage, wie die Christen in der Türkei; Lejean lobt sie.

Nun erreichte er den Rand der Dega, des eigentlichen abyssinischen Plateaus, und befand sich der Amba gegenüber, auf welcher die Burg des Belambras stand. Der Anblick war wunderbar großartig. In einer Ebene erhob sich, steil wie eine Mauer von etwa 800 Fuß Höhe, eine Amba empor. Weiterhin lagen bewaldete Hügel und Thäler, aus welchen viele Bäche zum Goang fließen, der in den mohammedanischen Gegenden Atbara genannt wird. Ein weit vorspringender Felsen mit einer großen Platform lehnt sich an die Dega an. Auf diesem abyssinischen Gibraltar haust der erste Baron des Reiches und hält mit barbarischem Pomp einen kleinen Hof, wie etwa einst die merovingischen Herzöge. Ueberhaupt gemahnt in Abyssinien Vieles an die Zustände unseres frühern Mittelalters.

Der Belambras empfing die Reisenden. Er stammt aus dem Geblüte der Kamants. Diese sind in der Provinz sehr zahlreich, Leute von ungewisser Herkunft, und man kann sie in gewisser Hinsicht mit den Zigeunern vergleichen. In der Hand hielt er ein Gefäß von antiker Form; er war stark angetrunken, munterte auch die Fremden auf, sich eine Güte zu thun, erlaubte die Weiterreise, schickte gegen Abend Hämmel, Meth und Brotkuchen, und sehr befriedigt kehrte Lejean am andern Tage nach Tschelga zurück.

Während des Aufenthalts in diesem Orte hatten die Reisenden Muße genug zu Ausflügen. Anderthalb Wegstunden von Tschelga, auf dem Gipfel des Oali Dabba, erblickte Lejean zum erstenmale die schimmernde Oberfläche des Tana Sees, „einen Saphir in smaragdgrünem Rahmen".

Dieser berühmte See, aus welchem der Blaue Nil kommt, bildet eine sehr tiefe, vulkanische Mulde oder vielmehr Kufe, und die Stürme auf ihm sind fürchterlich. Er empfängt nicht weniger als 20 Flüsse, welche während des Sommerregens eine ungeheuere Menge Schlammes in ihn wälzen, aber die Umrisse des Sees haben dadurch bis jetzt keine merkliche Veränderung erfahren. Auf den Eilanden liegen Kirchen und Klöster zwischen Bäumen und Gebüsch, und in der Mitte erhebt sich ein runder, nach dem heiligen Stephan benannter Berg. Auf den beiden flachen Inseln Dek werden die abyssinischen Bischöfe begraben.

Das Jahr 1862 war zu Ende gegangen und Lejean konnte seine Reise nach Gondar fortsetzen. Wir haben seine Erlebnisse beim König Theodor bereits geschildert (S. Globus IX, S. 269). Er hat seinem Bericht im Le Tour du Monde eine Anzahl von Pflanzenabtheilungen beigefügt, unter denen sich auch jene der Methonica superba befindet. Er gibt indessen keine nähere Beschreibung dieser Blume.

Zur Hydrographie der brasilianischen Provinz Matto Grosso.

Von **Karl von Koseritz.**

II.

Die Wasser- und Schiffahrtsverbindungen im Stromgebiete des Paraguay-La Plata.

Wenn wir uns nun dem Stromgebiete des La Plata zu wenden, so finden wir zuerst den Paraná, welcher aus dem Zusammenflusse des Rio Grande und des Paranahyba entsteht. Die Schifffahrt auf dem Paraná ist unbehindert bis zum Wasserfalle Urubupungá, eine Meile oberwärts der Mündung des Tieté. Von dort abwärts gibt es kein Hinderniß mehr bis zum Wasserfalle Seto Quedas, der nicht umgangen werden kann; oberhalb desselben ergießt sich der Iquatemy (der Grenzfluß gegen die Republik Paraguay) in den Paraná. Auf dieser ganzen Strecke von etwa 80 Meilen befindet sich keine einzige Ortschaft an den Ufern des Paraná, auf der rechten Seite jedoch erhält er verschiedene Zuflüsse aus Matto Grosso, welche diese Provinz durch den schiffbaren Tieté mit S. Paulo, und durch den Paranapanema und den Uvaßy mit der Provinz Paraná in Verbindung setzen. Die Schifffahrt auf dem Tieté ist schon alt; die Entdecker von Matto Grosso kamen diesen Fluß hinauf und während langer Zeit erhielt Cuyabá alle seine Zufuhren auf diesem Wege über S. Paulo. Von Porto Feliz, wo die Schifffahrt des Tieté beginnt, bis zu seiner Mündung in den Paraná rechnet man 144 portug. Meilen und man muß 54 Wasserfälle passiren! Im Mai des Jahres 1830 machte Herr Leverger diese Reise mit beladenen Kähnen in 44 Tagen. Die neuesten Expeditionen wurden (1858) in der Stadt Constituicao ausgerüstet und führen den

Piracicaba hinab, der 40 Meilen unter Porto Feliz in den Tieté mündet. Unterwärts der Mündung des Tieté ergießt sich der Sucuriu auf dem rechten Ufer in den Paraná; er ist ebenfalls schiffbar, wird jedoch nur von den Bewohnern der Ufer desselben benutzt. Dasselbe ist der Fall mit dem Rio Verde, der 13 Meilen abwärts vom Sucuriu mündet. In dem Raume zwischen diesen beiden Flüssen entwickelt sich im Paraná bei Jupiá ein äußerst gefährlicher Strudel, der schon manchem Schiffer das Leben gekostet und manche Ladung verschlungen hat. 20 Meilen abwärts vom Rio Verde mündet der Rio Pardo, auf dem die Schifffahrt von Porto Feliz nach Cuyabá reicht. Von diesem Flusse aus kann man auch nach dem Paraguay gelangen, indem man den Anhanduhy, der auf seinem rechten Ufer mündet, hinaufschifft und in die Nähe des Mboteteu gelangt, auf dem man sodann bis in den Paraguay kommt. Der Rio Pardo enthält 33 Wasserfälle, die eine Strecke von 24 Meilen einnehmen. 27 Meilen unterwärts des Rio Pardo findet man die Mündung des Paranapanema auf dem linken Ufer, der das Fort Miranda in Matto Grosso mit der Ortschaft Jatahy, am Flusse Tibagy in Paraná (60 Meilen von Curitibá) in Verbindung setzt und der gänzlich schiffbar ist; die Ausdehnung der Fahrt von Jatahy nach dem Paraná beläuft sich auf etwa 35 Meilen.

Sechs Meilen unterwärts des Paranapanema mündet der kleine Fluß Samambaia, von dem man durch einen Arm desselben in den Ivinheima gelangt, der 10 Meilen weiter abwärts in drei Armen in den Paraná mündet. 23 Meilen aufwärts von seiner Mündung nimmt der Ivinheima den Rio da Vaccaria auf und 12 Meilen weiter auf der entgegengesetzten (rechten) Seite den Dourados, an welchem vor einigen Jahren eine Militärcolonie gegründet wurde. Noch 9 Meilen weiter nimmt der Ivinheima den Santa Maria auf und nach 11 Meilen Schifffahrt gelangt man zum Hafen San José, der an dem Kanal liegt, welcher nach den Quellen des Paraguay führt, wie wir weiter unten sehen werden.

Zehn Meilen unter der Mündung des Ivinheima nimmt der Paraná den Uvahy auf, dessen Schifffahrt günstiger als die des Paranapanema sein soll und der soeben untersucht wird; weiter 20 Meilen abwärts mündet auf der rechten Seite des Paraná der Igatemy, wo ehemals das Fort Nossa Senhora dos Prazeres lag.

Obige Angaben sind den besten Quellen entnommen, doch kann ich die gänzliche Richtigkeit der Entfernungen nicht verbürgen, da viele ältere Angaben von einander abweichen.

Der wichtigste Fluß für Matto Grosso ist unzweifelhaft der mächtige Paraguay. Im Gebiete dieses Flusses wohnen $^4/_5$ der ganzen Bevölkerung der Provinz und nehmen dort einen Raum von 1600 Quadratmeilen ein. Dieses große Thal ist im Westen durch den Paraguay, im Osten durch den S. Lourenço begrenzt, während es vom Cuyabá durchschnitten wird. Die Dampfschifffahrt findet von der Mündung des La Plata bis Cuyabá, Villa Maria und noch weiter aufwärts in einer Ausdehnung von 700 Meilen statt. Leider ist die Dampfschifffahrt auf dem Paraguay vielen Unterbrechungen unterworfen, so lange in der Republik Paraguay Lopez herrscht, der noch vor Kurzem in vollem Frieden ein brasilianisches Packetschiff, den „Marquis de Olinda", wegnehmen und die Passagiere, unter denen sich der Präsident von Matto Grosso befand, gefangen nehmen ließ. Während des Krieges ist die Schifffahrt gänzlich unterbrochen, wenn jedoch Paraguay einmal eine humanere und aufgeklärtere Regierung bekommt, dann ist es natürlich, daß ein Kanal zwischen dem Cuyabá und dem Araguaya gebaut wird, welcher den Amazonenstrom in direkte Dampfschifffahrtsverbindung mit dem La Plata setzt.

Im Jahre 1537 ging die erste spanische Expedition den Paraguay hinauf, um nach Peru zu gelangen; bis 1560 kamen die Spanier nie weiter als bis zur Mündung des Jaurú. Von dort ging 1560 eine neue Expedition unter Nuño de Chares weiter aufwärts und gründete, die Provinz Chiquito durchschneidend, die Stadt Santa Cruz de la Sierra. Am Ende des 17. Jahrhunderts gelangten die wackeren Sertanejos (Urwäldler) von Sao Paulo vermittelst des Tieté, des Rio Pardo, des Anhanduhy und des Mboteteú nach dem Paraguay, und selbst nach der Gründung von Cuyabá fuhren sie noch fort diesen Weg zu benutzen; doch waren diese Expeditionen sehr gefährlich, da die Payaguas (in der Schifffahrt erfahrene Indianer) und die Guaycurus (berittene Indianer) dieselben oft anfielen und viel, sehr viel Blut hat in jenen Zeiten die Wasser des Paraguay und seiner Zuflüsse geröthet.

Im Jahr 1754 wurde an der Mündung des Jaurú ein Grenzstein errichtet, der noch dort zu sehen ist. Schon 1761 wollte man am Orte Fecho dos Morros oberhalb der Mündung des Rio Apa ein Fort gründen, doch kam der Plan erst 1775 zur Ausführung und zwar nicht am selben Orte, sondern weiter aufwärts; es ist das Fort Nova Coimbra, welches noch heute vorhanden und während des gegenwärtigen Krieges von den Paraguayern erstürmt worden ist. Anno 1786 wurde die Ortschaft Albuquerque gegründet, die heute Corumbá genannt wird und ein brasilianisches Zollamt hat. In demselben Jahre wurde auf dem linken Ufer des Paraguay dicht an seinen Quellen das Städtchen Villa Maria gegründet. 1783 veranlaßte die Demarcationscommission eine Untersuchung des Flusses und zeichnete eine Karte desselben, die vom Jaurú bis zu Bahia Negro reicht und von der mir ein Exemplar vorliegt. Die Spanier gründeten 1794 auf dem rechten Ufer das Fort Bourbon, welches heute Fort Olympo heißt und im Besitze der Republik Paraguay ist. Von Asuncion, der Hauptstadt von Paraguay, aus sind häufig Schiffe nach Cuyabá und Villa Maria gegangen.

Das erste Dampfschiff, welches bis in die brasilianischen Wasser des Paraguay, d. h. über das Fort Bourbon hinausgedrungen ist, war der nordamerikanische Steamer „Water witch" im Jahre 1853, der im Auftrage seiner Regierung die Nebenflüsse des La Plata untersuchte; er ging übrigens nur bis Albuquerque (Corumbá); 1859 kam derselbe Kommandant (Jefferson Page) mit den Dampfern „Argentina" und „Alpha" wieder und setzte seine Fahrten auf dem obern Paraguay, dem S. Lourenço und dem Cuyabá fort. Von 1856 an wurde die Dampfschifffahrt nach Cuyabá lebhafter und sie ist nur in Folge des Krieges mit Paraguay zeitweilig unterbrochen worden. Der obere Paraguay ist bisher nur bis zur Mündung des Seputuba erforscht worden, doch glaubt man, daß derselbe bis zu den Tres Barras, wo am linken Ufer der Branado mündet, schiffbar sei. Der Seputuba ist ein bedeutender Fluß; oben genannter Dampfer „Alpha" konnte 17 Meilen in ihm aufwärts schiffen. Villa Maria liegt 5 Meilen von der Mündung des Seputuba und 13 Meilen abwärts finden wir die Mündung des Jaurá. Dieser Fluß ist schiffbar bis in die unmittelbare Nähe der Ortschaft Registro, wo eine äußerst reiche Kupfergrube liegt, die gegenwärtig nicht bearbeitet wird. Etwa 50 Meilen entfernt liegt der See Uberava,

welcher durch einen schiffbaren natürlichen Kanal mit dem Paraguay in Verbindung steht; dieser See hat eine Ausdehnung von anderthalb Meilen und ist von endlosen Sümpfen umgeben. Vier Meilen südlich vom Uberava liegt der See Gaiba, der mit jenem durch einen andern, ebenfalls schiffbaren Kanal zusammen hängt. Zwischen dem Kanal und dem Paraguay befindet sich das kleine Gebirge Jesuá. Der See Gaiba steht mit dem Paraguay in Verbindung und von seiner Mündung bis nach Dourados zieht sich ein Felsengebirge. Dieser Theil des Paraguay ist oft durch Treibholz, schwimmende Inseln ꝛc. so sehr verstopft, daß die Schifffahrt unmöglich wird.

Abwärts von der Mündung des Gaiba nimmt der Paraguay den S. Lourenço mit seinem Nebenflusse Cuyabá auf. Bis zur Mündung des Cuyabá können den S. Lourenço dieselben Schiffe befahren, die den Paraguay hinaufsegeln. Bis zur Stadt Cuyabá können Dampfer von 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe zu jeder Zeit des Jahres gehen; weiter aufwärts liegen viele Wasserfälle, welche die Schifffahrt unmöglich machen. Von der Mündung des Cuyabá aufwärts ist der S. Lourenço etwa 10 Meilen weit für Kähne schiffbar und nimmt 12 Meilen hinter der Barre des Cuyabá den Itiquira auf, der die Nebenflüsse Correntes und Piquiry hat. Etwa 5 Meilen abwärts von der Mündung des S. Lourenço liegt das kleine Fort Dourados; 21 Meilen abwärts finden wir auf dem rechten Ufer die Stadt Albuquerque, heute, wie schon gesagt, Corumbá genannt. Fast 5 Meilen abwärts von Corumbá befindet sich die Mündung des kleinen Kanales Paraguay-Mirim, und 6 Meilen weiter die des Flusses Jaquary, der in vielen Armen in den Paraguay mündet. Der Jaquary ist schiffbar bis zur Cachoeira (Wasserfall) der Barra, wo sich jetzt eine kleine Ortschaft bildet, weiter 80 Meilen aufwärts nur für Kähne, denn er enthält 23 Wasserfälle, kann aber künftig zur Kommunikation mit dem Flußsysteme der Provinz San Paulo dienen.

Wieder 5 Meilen unterhalb der Mündung des Jaquary mündet der ehemalige Mboteteü, der 1776 Mondego benannt wurde und heute meistens als Miranda bezeichnet wird; an seinem rechten Ufer befindet sich der Flecken Miranda mit einigen Festungswerken. Bis zu einer Entfernung von 23 Meilen von der Mündung ist der Fluß zu jeder Jahreszeit für kleinere Fahrzeuge schiffbar; von da an aufwärts ist die Sache schwieriger, wenngleich schon öfters Dampfer bis Miranda gegangen sind. Von der Villa Miranda bis zur Mündung des Nebenflusses Nieac ist jener für Kähne schiffbar. Die Paulisten, welche ehemals über den Rio-Pardo und Anhanduhy herunterkamen, zogen den nördlichen, Aquidauana genannten Arm des Mondego vor, um zum Anhanduhy zu gelangen. Im Jahre 1839 hat man einen neuen Versuch gemacht, diesen Weg wieder einzuschlagen, doch war die Sache zu umständlich, um fortgesetzt zu werden. 2 Meilen unterhalb der Mündung des Mondego liegt das Städtchen Albuquerque, welches den besten Hafen von Matto Grosso hat. Auf demselben Ufer (dem rechten) liegt 14 Meilen weiter abwärts das Fort Coïmbra auf einem Felsen, in dessen Innern sich die berühmte Höllengrotte (Gruta do Inferno), vielleicht die größte Höhle der Welt, befindet.

Weiter 10 Meilen abwärts von Coimbra finden wir einen See, der mit dem Paraguay in Verbindung steht und Bahia Negra genannt wird. Von dort bis zum Rio Apa gibt es keine Flüsse, sondern nur unbedeutende kleine Bäche, die der Erwähnung nicht werth sind. Etwa 29 Meilen unterhalb des Bahia Negra liegt das zu Paraguay gehörende Fort Olympo (früher Bourbon) und 11 Meilen weiter abwärts der Ort Fecho dos Morros; — 19 Meilen unterhalb dieser Ortschaft mündet auf der linken Seite der kleine Fluß Apa, der die Grenze zwischen dem Kaiserreiche Brasilien und der Republik Paraguay bildet und über den wir nicht hinausgehen, da der gegenwärtige Aufsatz nur ein hydrographisches Bild der Provinz Matto Grosso, nicht aber des Stromgebietes des ganzen Paraguay bieten soll.

Aus dieser kurzen Schilderung ersieht man hinreichend, welche blühende Zukunft diese weit ausgedehnte Provinz haben kann, wenn einst alle ihre Flüsse und Ströme der Schifffahrt eröffnet sein werden. Zum Schlusse gebe ich noch eine Aufzählung der Entfernungen von Cuyabá bis Montevideo:

	Portug. Meilen.
Von der Stadt Cuyabá bis zur Mündung des Flusses in den S. Lourenço	78
Von der Mündung des Cuyabá bis zu der des S. Lourenço in den Paraguay . . .	27
Von der Mündung des S. Lourenço bis Corumbá	36
Von Corumbá bis Olympo	72
Von Olympo bis zur Mündung des Apá .	30
Vom Apá bis Salvador (in Paraguay) . .	23
Von Salvador bis Conceicao (in Paraguay)	17
Von Conceicao bis Asuncion (in Paraguay)	39
Von Asuncion bis Cerrito	67
Von Cerrito bis zur Stadt Corrientes (Paraná)	5
Von Corrientes bis Rosario	153
Von Rosario bis zur Insel Martin Garcia .	63
Von Martin Garcia bis Montevideo (La Plata)	40
Von Cuyabá bis Montevideo	650

Ein deutsches Schiffervolk.*)

Von einem Mecklenburger.

III.

Der Darß und die Insel Zingst.

Die Grenze zwischen dem mecklenburgischen Fischlande und der zu Pommern gehörigen Halbinsel „der Darß" wird gebildet von einem unbedeutenden Graben. Er läuft in einer schmalen Wiesenniederung, die sich zwischen der Ostsee und dem Binnengewässer, welches von hier an den Namen Saaler Bodden führt, hinstreckt. Diese zwischen 5 und 15 Ruthen breite Niederung soll ehedem beide Seen schiffbar mit einander verbunden haben, und noch heute heißt sie Störtebekers Hafen.

„Störtebeker un Gödke Michaelen
Dat wiern (waren) twe Rövers to glike Deelen (zu gleichen Theilen),
To Water un to Lanne.
Se rooten so lang, dat't Gott verdröt (verdroß),
Daar wurrn se to Schanne (zu Schanden)."

So heißt es im alten Volksliede von dem gewaltigen Kämpen, dessen Name noch heute an allen unseren Seeküsten wohl bekannt ist. Störtebeker war ein Oberanführer der Vitalienbrüder, aus „der Wismar" gebürtig, und lebte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Nach heftigem Kampfe besiegten und fingen ihn endlich die Hamburger in der Nähe von Helgoland und brachten ihn in ihre Stadt, wo er sofort mit seinen 130 Gesellen gerichtet wurde. Wie es in jenem alten Volksliede, von dem der obige Vers entlehnt ist, weiter heißt, schlug ein einziger Scharfrichter, Meister Rosenblüt, allen Verbrechern mit demselben Schwerte die Häupter ab und das Blut floß ihm dabei zuletzt bis über die Knöchel.

Auf dem Darß und auf Fischland geht die Sage, daß Störtebeker mehrfach bei heftigen Verfolgungen durch die hansischen Flotten eine unbemerkte Zuflucht durch obigen Wasserlauf in dem Binnengewässer gefunden habe. Hier neben seinem Hafen, mitten in dem Dorfe Ahrenshoop, findet man auch eine große alte Verschanzung, die sowohl diesen zu decken, als eine Landung von der See her zu hindern, wohl gelegen war, und die daher auch manchmal als ein Ueberrest seiner Burg zu gelten hat. Immerhin ist es möglich, daß sie von einem Lager der Vitalienbrüder herstammt, vielleicht aber ist sie auch eine alte wendische Burgstätte, wie denn auch mannigfache Sagen im Schwange sind, daß ehedem hier eine mächtige Stadt gestanden habe. Etwas weiter landeinwärts, auf dem Schifferberge, dem höchsten Punkte des ganzen Landes, findet man gleichfalls ausgedehnte Wälle und Verschanzungen, die jedoch erst aus der Schwedenzeit datiren. —

Der Darß ist in seinem südlichen Theile sehr schmal; oft beträgt die Breite zwischen den beiden Gewässern nur einige hundert Schritte. Etwa eine halbe Meile nördlich verbreitert das Land sich aber plötzlich ganz bedeutend und so gewinnt dasselbe eine „schinkenförmige" Gestalt, wobei der an Mecklenburg grenzende Theil als das Fußende zu betrachten ist. Die Insel Zingst läuft in einem schmalen Streifen, in einer Länge von reichlich drei Meilen, von West nach Ost. Ihre nördliche Küste hat gar keine irgendwie beträchtlichere Ausbuchtungen oder Landvorsprünge, dagegen tritt die südliche in mehren langgestreckten Zungen weit in das Binnengewässer ein, auch finden wir hier mehre kleinere Inseln. Der Flächeninhalt des Darß beträgt etwa 1½ Quadratmeilen; derjenige von Zingst etwa ¾ Quadratmeilen.

Beide Länder sind durch einen von Nordwest nach Südost streichenden Wasserlauf getrennt, welcher übrigens viel schmäler ist, als alle mir zu Gesicht gekommenen Karten ihn zeigen. Bei Prerow verbindet eine Brücke die beiden Länder, welche ehedem sicher zusammengehangen haben werden, wahrscheinlich in noch nicht ferner Zeit, denn die Kirche und das Pastorat des darßer Dorfes Prerow liegen einsam jenseits des Wassers auf der Zingst.

Ein großer Theil des Darß ist nach und nach vom Meere angespült worden. Weit einwärts von dem jetzigen Strande strecken sich nun beholzte Dünenreihen, an denen man es noch deutlich wahrnehmen kann, daß ehedem das Meer sie bespülte. Heut zu Tage wird jedoch keine Landmehrung bemerkt, im Gegentheil bricht an manchen Orten, namentlich des westlichen Ufers, fortwährend Land ab. Man hat schon mehrfach Versuche gemacht, diesem zu steuern, aber die Vorkehrungen haben sich nicht erfolgreich erwiesen.

Die hiesigen Dünen sind weniger gut benarbt, als jene des Fischlandes. An manchen Stellen hat der Wind sein freies Spiel mit ihnen. Der Sand ist hier feinkörniger und oft von blendender Weiße, und erst in größerer Tiefe findet man Thonschichten. Auch außerhalb des jetzigen und des ehemaligen Dünenterrains, selber hin und wieder nahe dem Binnenwasser, inmitten mooriger Flächen, sieht man beträchtliche Sandschollen, ohne irgend welche Vegetation, die dort, wo man ihnen nicht durch Zäune und Pflanzungen entgegen tritt, von Jahr zu Jahr sich weiter ausbreiten. Die Wege und Straßen in und zwischen den einzelnen Dörfern bilden auf lange Strecken wahre Sandmeere. Wo heute eine Vertiefung, ist morgen eine Höhe; heute steht ein Haus auf einem Hügel, morgen kann man dasselbe kaum verlassen, weil sich hohe Sandbänke vor die Ausgänge gelagert haben.

Unter dem Sande streckt sich, meistens in der Tiefe von einigen Fuß, dieselbe eisenhaltige Sandschicht, der Ur- oder Klashahn, welche auch auf Fischland vorkommen. In mehren Dorfstraßen fand ich dieselbe auf einzelnen Stellen völlig bloß geweht, und man geht darauf so fest und eben wie auf einem Asphalttrottoir, aber was heute bloß liegt, ist morgen wieder viele Fuß hoch übersandet. —

Der nordwestliche Theil des Darß wird auch der neue genannt, während die südöstliche Hälfte der alte heißt. Jener ist hügelig, dieser dagegen völlig flach. Hier, an den Ufern des Binnengewässers, sehen wir manche Wiesenflächen, die von Jahr zu Jahr sich vergrößern, denn weit

*) S. Bd. IX, S. 55 u. 86.

hinein hat der Saaler Bodden nur eine sehr geringe Tiefe. Bei einer Fahrt, die ich von Wustrow aus mit dortigen Schiffern nach diesen Gewässern machte, saßen wir mit unserm Segelboot, das nur 2 Fuß Wasser verlangte, mehrfach ein paar tausend Schritte vom Ufer fest, und um Land zu erreichen, mußten wir schließlich Stiefel und Beinkleider abthun. Dieses war in der Nähe von Born, und sowie wir den festen Grund wieder unter den Füßen hatten, wurde uns klar, daß wir uns nicht mehr im mecklenburgischen Lande befanden. Durch die Sandwüste kam spornstreichs ein junger Bursche gelaufen und warnte uns in einem verdrehten Hochdeutsch vor den königlichen Zollbeamten, die vor kurzem mit Sr. Majestät Zollkutter hier vorüber gesegelt wären. Nach beendigtem Rapport bat er sich ein paar Groschen aus.

Dieses hätte nun sicherlich kein Mecklenburger gethan, eben so wenig hätte ein solcher Hochdeutsch geradebrecht, und noch weniger würde er sich gemüßigt gefunden haben, sich unaufgefordert fremder Personen mit Rathschlägen anzunehmen. „Muelwählig (maulwählig) ist't Volk hier alltohopen," meinte einer meiner Begleiter. — Schließlich fand sich noch, daß das Vorübersegeln von Sr. Majestät Zollkutter eine reine Erfindung des jungen Strolches war, schlau erdacht, um sich zu einem Trinkgelde zu verhelfen. (— „Preußische", fast berlinische Kniffe und Pfiffe; aber landläufig! —) — Wir waren nämlich mit unserm Fahrzeug an einer Stelle gelandet, wo solches, der Zolldefrauden wegen, nicht erlaubt ist. —

Der größte Theil des Darß und ein nicht unbeträchtlicher der Zingst ist königlicher Waldgrund. Auf dem Darß hat derselbe ein Areal von 20,000 Morgen (fast eine Quadratmeile), während auf Zingst sich reichlich 2000 Morgen finden. All diese Waldungen bestehen aus Kiefern; nur hin und wieder gewahrt man in Brüchern und Mooren Elsen, Birken und Weiden, und im südlichsten Winkel, im ahrenshoper Forstrevier, eine kleine Buchenholzung, nahe dem Binnenwasser, durch fast hundert Fuß hohe Dünenzüge gegen die Westwinde geschützt. Daß auf dem Darß, wo doch der Boden durchweg weit unfruchtbarer ist als auf Fischland, willig Waldbäume, namentlich Kiefern wachsen, die auf letzterem Territorium absolut nicht fortzubringen sind, rührt erstlich von der größern Breite des Landes, dann aber auch davon her, daß die Dünen hier gegen Westen dem eigentlichen Lande hoch vorgelagert sind. Die Stürme, — die Nordweststürme sind hier immer die heftigsten, — werden auch auf dem Darß und der Zingst nie so gewaltig wie auf Fischland empfunden.

Der Unterwuchs an Gräsern, Kräutern und Fruchtsträuchern (Heidelbeeren, Brom-, Erd- und Kronsbeeren) ist in diesen Wäldern durchweg dürftig. Trotzdem ist ein großer Wildstand vorhanden.

Forstbeamte sagten mir, daß die Zahl der Hirsche augenblicklich noch gegen 200 betrage. Vor wenigen Jahren gab es deren 7 bis 800. Damals stieß man häufig auf Rudel von 50 bis 60 Stück und am hellen Tage äs'ten die Thiere den dürftigen Kohl und die Bohnen in den Dorfgärten, kamen sogar in Ställe und Scheunen. Neuerdings, bei veränderter Gesetzgebung, ist es den Bewohnern der einzelnen Dorfschaften gestattet worden, die Jagd auf ihren Feldmarken zu pachten, und durch Kugeln und Schlingen, was letzteres jedoch jetzt nicht mehr geduldet wird, sind die Junker des Waldes so zur Raison gebracht worden, daß sie wenigstens bei Tage die Habe der Armuth verschonen. Der hiesige Hirsch erlangt nicht die Größe derjenigen auf dem Festlande. Auch sein Geweih hat nicht die Stärke und das Gewicht. Ich sah sechszehnendige Geweihe, welche lange nicht die Schwere und die Größe gewöhnlicher achtendiger hatten.

Wilde Schweine kommen gar nicht, Rehe höchst selten vor. Auch der Hase ist sparsam, häufig dagegen der Fuchs. Von jagdbarem Geflügel findet sich das in Norddeutschland heimische und daneben kommen manche nordische Gänse und Entearten und auch Schaaren von Schwänen vor, welche jedoch sehr scheu und daher schwer zu schießen sind, gern aber gegessen werden.

In den Waldungen sind Torfmoore. Das Produkt derselben ist jedoch ein so schlechtes, daß es fast gar nicht als Brennmaterial genutzt wird. Trotz des großen Holzreichthums wird daher seewärts, aus der Gegend von Anclam her, Torf hier eingeführt.

Auf dem Darß liegen nur vier Dörfer und außerdem noch einige wenige vereinzelte Gehöfte; auf der Zingst drei Dörfer und gleichfalls ein paar Gehöfte. Die Dörfer sind groß. Born zählt gegen 1700, Prerow 1600, Dorf Zingst sogar 2000 Einwohner.

Mit Ausnahme von Zingst, das eine ähnliche Bauart wie die mecklenburgischen Schifferdörfer zeigt, sehen diese Ortschaften ziemlich trostlos und ärmlich aus. Besonders fällt es auf, daß gar kein Bauplan in den einzelnen Dörfern vorzuliegen scheint. Ein jeder baut sein Gehöft hin, wie es ihm gefällt, und daher ein Gewirr enger und krummer Schlupfwege. Weder Sitte noch Himmelsrichtungen üben auf die Lage der Häuser Einfluß; bald schauen die Zimmer auf die Straße, bald ins Feld hinaus; bald nach Süden, bald nach Norden. Oft stehen sie mitten in einem Sandmeer; kein Zaun, keine Hecke, kein Garten umher, so daß gar nichts Trostloseres gedacht werden kann. Die Häuser sind klein und unansehnlich, oft mit verfallenen Strohdächern und an der Außenseite gewöhnlich mit Brettern bekleidet, die hin und wieder getheert sind, oft aber auch ihre graue Naturfarbe zeigen. Oelfarbe scheint ein rarer Artikel zu sein; manche Thüren und Fensterhölzer haben nie deren Bekanntschaft gemacht. Meine fischländer Freunde, die zuvor nie hier gewesen waren, entsetzten sich über diesen Mangel am meisten, denn in den mecklenburgischen Schifferdörfern sieht man auch nicht ein einziges dem Wetter ausgesetztes Stück Holz, das nicht sorgfältig mit Oelfarbe gestrichen, oder wenigstens getheert wäre. „Dat is hier akkrat (accurat) wie bi den Russen, an 'n Amur," meinten zwei derselben, die vor einigen Jahren dorthin gesegelt gewesen waren.

Die Darßer und Zingster sind ein anderer Menschenschlag als ihr mecklenburgischen Nachbarn. Sie sind lange nicht so breit und kräftig, schlanker, leichtfüßiger. Meistens sieht man dunkle Haare und dunkle Augen, die dabei oft groß und sehr rund geformt sind. Ich sah manche Frauen und auch junge Mädchen, die einen völlig nußbraunen Teint hatten, wobei aber auch Einiges auf anklebenden Schmutz zu rechnen sein mochte. Hübsche Mädchen, wie man sie unter den Fischländerinnen zahlreich findet, sah ich hier nur zwei oder drei und diese waren blondhaarig. Die älteren Frauen hatten meistens etwas Zigeunerartiges und Kämme scheinen von ihnen nicht gekannt zu werden. Auch die nach Fischland zum Dienen auswandernden Mädchen lieben rauhe Köpfe, und während kein mecklenburgischer Dienstbote ohne einen verschließbaren Koffer oder eine Kommode ist, führen jene all ihre Habseligkeiten in Bündeln mit sich. Selbst die darßer Matrosen besitzen hin und wieder nicht einmal eine Seekiste, was den Mecklenburgern ein großer Gräuel ist.

Die Darßer und Zingster sind nicht bloß „maulwählig", sondern auch beinwählig, durchweg Wirths-

hausläufer und gewaltige Tänzer. In allen Dörfern sind große „Tanzsalons", und wenn Winters die Seeleute zu Hause sind, schallen allsonntäglich die Fideln. Bei alledem wird, wie überhaupt in den benachbarten preußischen Ländern, sehr geknappt. Das „Trinkels", wie der Mecklenburger spricht, ist hier schlecht. Während der fischländer Schiffer seinen Gästen eine Flasche echten Muscat, Portwein oder Malaga vorsetzt, gibt der hiesige ihm ein Gemisch, was Grog oder Punsch vorstellen soll, in welchem aber Kartoffelspiritus das begeisternde Element ist. Um aber dieses „Trinkels" mundgerechter zu machen, wird „Am Rhein, am Rhein" oder „Wohlauf noch getrunken" dabei gesungen, was wiederum in Fischland ganz unerhört sein würde. Auch der Kaffee, den man in Fischland ganz vorzüglich bekommt, hat hier eigentlich nur die Kaffeecouleur, ist sonst aber nichts als ein Gebräu aus Cichorien. Die Küche, schon in Fischland kläglich bestellt, liegt hier ganz im Argen. Getrocknete Fische, Buttermilch und schlechte Kartoffeln, daraus setzt sich der Speisezettel jahrein jahraus selber bei wohlhabenden Schifferfamilien zusammen.

Die Haupterwerbsquelle dieser Länder bildet die Seefahrt. In Zingst wohnen an siebenzig Schiffer; in beiden Ländern zusammen über hundert. Die Mehrzahl hat ihre Correspondentenrheder in Barth und in Stralsund. Ehedem hatten manche sie in Rostock und fuhren dann unter mecklenburgischer Flagge, was heute aber nicht mehr gestattet wird. Nur in Ahrenshoop wohnt augenblicklich noch ein Schiffer, der unter mecklenburgischer Flagge fährt. Ehedem wohnten in letzterm Dorfe eine ganze Anzahl; diese sind aber in neuerer Zeit nach Ribnitz und nach dem Fischlande übersiedelt, wo weder Zöllner noch Schätzungscommissionen sie placken, die Abgaben geringer und namentlich die Schulen weitaus besser sind, als irgendwo in pommerschen Landdistrikten.

Durchschnittlich haben die darßer und zingster Schiffe nicht die Größe der mecklenburgischen, wie denn auch wenige von ihnen sich bei so weiten Fahrten, wie neuerdings die Mecklenburger vorwiegend, betheiligen. Es findet auch bei ihnen eben dieselbe Partnerei statt, wie bei den letzteren. Ihre Mannschaft ergänzt sich zum größern Theile aus dem pommerschen Festlande; die darßer und zingster Matrosen dienen nämlich lieber unter der blauweißrothen Flagge oder unter dem schwarzen Greif, als unter dem schwarzen Adler, weil die Beköstigung auf preußischen Schiffen minder reichlich und gut ist, als auf jenen. — Von Darß und Zingst sollen zusammen an 1100 Männer zur See fahren; davon mindestens 900 als Jungen und Matrosen.

Ehedem wurde es den hiesigen unvermögenden Seefahrern sehr schwer, ja fast unmöglich, sich die Kenntnisse zu erwerben, die für einen Steuermann oder Schiffer erfordert werden. Die Schulen waren und sind, wie fast in allen pommerschen Dörfern, so kläglich dotirt, daß sich im ganzen mecklenburgischen Domanio auch nicht ein einziger Lehrer finden ließe, der eine solche Stelle annehmen würde. Man findet denn auch (— im Staat, von welchem einmal die seltsame Fabel ging, daß er ein „Staat der Intelligenz" sei, — doch das ist schon lange her —) viele derselben mit bankerotten Handwerkern, Schenkwirthen und abgedankten Unteroffizieren besetzt, die niemals ein Seminar besucht haben. Hier auf Darß und Zingst haben die Schulen neuerdings einige pecuniäre Aufbesserung erfahren, auch sind mehre neue Schulhäuser erbaut und in Folge dessen sind auch tüchtigere Lehrkräfte gewonnen worden. In Zingst und Prerow hat man auch Vorbereitungsschulen für die Navigation errichtet und ganz neuerlich im nahegelegenen Barth eine Navigationsschule, deren Baulichkeiten sich in ähnlicher Weise stattlich und großartig darstellen, wie diejenigen des wustrower Instituts.

In den mecklenburgischen Dörfern gibt es fast gar keine verheirateten Matrosen, hier dagegen die Menge. Man darf veranschlagen, daß die Hälfte derselben mit Ende Novembers zu Hause kommt und dort bis Mitte März verweilt. Oft kommen aber auch verheiratete Männer in drei bis vier Jahren nicht heim. Wenn im Frühjahr die mecklenburgischen Schiffe sich von ihren Winterhäfen Rostock, Wismar und Lübeck aus nach den östlichen baltischen Plätzen in Fahrt setzen, kommt es häufig vor, daß bei entgegenstehenden Nordostwinden die Kapitäne bei Fischland „unter Land" gehen, um daselbst im Kreise oder doch in der Nähe ihrer Familien günstigere Winde abzuwarten. Manchmal liegen dann dort 20 bis 30 Schiffe vor Anker. Dann ziehen die Frauen und Geliebten der Matrosen schaarenweise in die Fischländerdünen. Mit Blumenhüten, grellbunte Kleider über Crinolinen ausgespannt, dabei aber ohne Schuhe und Strümpfe (— „man so duhn", sagt man in Berlin —) sieht man sie in den windgeschützten Schluchten mit ihren Gesponsen lagern; oft fahren sie auch an Bord, wo sie dann Trank und Speise, nicht selten auch Nachtquartier erhalten. „De Darßersch rücken (d. h. die vom Darß riechen) dat orrig (ordentlich) in de Luft, wenn uns (unsere) Scheep in'n Ansegeln sünd un warrn 's meist iehr (eher) gewahr, as uns egen Frugens (eigenen Frauen)," sagten mir ein paar mecklenburgische Schiffer. Diese letzteren behaupten auch insgesammt, daß jene Frauen und Liebchen sich bei diesen Besuchen im Allgemeinen ungemein roh und „unfläthig" benehmen. „Se sünd noch utverschamter as de Dierens (Dirnen) to Plymouth un to Liverpool," meinten mehre, und wie ich selber zu glauben mich berechtigt halte, mit vollstem Grunde. —

Uebrigens sind sie genügsam und fleißig, wie fast immer die Frauen seefahrender Völker. Zur Winterzeit suchen manche einen Nebenerwerb durch Besenbinden, und ihr Fabrikat vertreiben sie hausirend im Nachbarlande. Leider betteln sie dabei häufig, namentlich in den Schifferdörfern und lügen dabei oft sich allerlei traurige Schicksale an. Auch sie hassen, wie die Fischländerinnen, das Tragen von Lasten, und der Schubkarren ist auch bei ihnen immer im Gange. Bei der Beschaffenheit des Landes ist dieses sehr unzweckmäßig. Einem kleinen Holzkarren, dessen Ladung bequem eine Person hätte tragen können, sah ich zwei Weiber vorgespannt, während die dritte schob. Trotzdem saß das Gefährte alle Augenblicke im tiefen Sande fest und dann gab es ein Halloh und Geschrei, wie es kaum ein mecklenburgischer Jahrmarkt zu Stande bringt.

Der hier gesprochene Dialekt unterscheidet sich höchst merklich von demjenigen auf dem Fischlande. Er klingt sehr häßlich und breit. Der Fischländer sagt: dohn (thun), der Darßer: dauhn. Jener sagt: weten (wissen), dieser: waiten 2c.

Während die Frauen und Töchter der mecklenburgischen Schiffer sich meist dunkelfarbig kleiden, selber in ihren seidenen Festgewändern, blitzen auf Darß und Zingst die grellsten Farben und man liebt den echten Flitterstaat. Namentlich sind künstliche Blumen beliebt, und die Hüte sind oft derartig damit überputzt, daß es aussieht, als würden große Blumenvasen auf dem Kopfe getragen.

Noch an einer Gewohnheit kann man die Darßer sofort von den Mecklenburgern unterscheiden. Letztere fassen zusammengehend, namentlich Liebespärchen, sich gewöhnlich im Arm, jene dagegen stets an der Hand, selber auf meilenweiten Touren. —

Aeltere oder invalide Seefahrer bleiben zu Hause und legen sich auf die Fischerei, die hier in derselben alterthümlichen und irrationellen Weise wie auf Fischland betrieben wird. Andere verfahren auf kleinen Jachten das Holz nach Stralsund und anderen nahen Plätzen und haben dann auch hin und wieder eine Tochter als Matrosen an Bord. Manche legen sich auch auf Schmuggelei, die durch das Terrain ganz ungemein begünstigt wird. Die Schmuggler sind meistens die schlauesten und wetterhartesten alten Seewölfe, und die dunkelsten Nächte sind ihnen die liebsten. Hauptsächlich wird Salz defraudirt, das aus Ribnitz geholt wird. Bis Wustrow fahren die Schmuggler auf dem Binnengewässer, dort wird Boot und Ladung auf Wagen gesetzt und zur Ostsee gefahren, und dann wird meistens zu Ost von Darßerort damit gelandet. Hin und wieder haben aber in neuerer Zeit Se. Majestät Zollkutter ein solches Boot erwischt, und daher kommt es, daß dieses Geschäft jetzt lange nicht mehr so florirt, wie in früheren Jahren.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl Männer findet Beschäftigung in den Forsten. Andere dienen auf dem Fischland als Ackerknechte, noch andere, freilich ein geringer Bruchtheil, müht sich, den moorigen Niederungen des eigenen Landes dürftige Roggen- und Buchweizenernten abzuzwingen. In Born, um welches Dorf herum der Acker wohl noch am wenigsten undankbar ist, baut man viele Cichorienwurzeln, welche eine hier befindliche Fabrik zu deutschem Kaffee verarbeitet. Das Fabrikat genießt eines sehr guten Rufes und wurde früherhin, wo die Einfuhr von Cichorienfabrikaten in Mecklenburg verboten war, vielfach dorthin ohne jegliches Hinderniß eingepascht.

Eine hier und auf Fischland verbreitete eigenthümliche landsittliche Gewohnheit ist, daß fast jedes Stück Vieh auf der Weide „getüdert" (angebunden) wird. Sogar Schweine, Hühner und Gänse sah ich getüdert, letztere Thiere an einem Fuß, und dieses geschieht sogar auch mit Kindern.

Bernstein wird an einigen Orten gefunden. Die Fischerei desselben ist ein Regal und das Recht dazu wird verpachtet. Hin und wieder, nach heftigen Nordweststürmen, werden zuweilen an einem Tage für 30 bis 40, ja selber für 100 Thlr. gefunden. Eigenthümlich ist es, daß an der Fischländerküste fast niemals Bernstein ausgeworfen wird.

Dorf Zingst sieht weitaus wohlhäbiger aus, als die übrigen Dörfer. Wirr durcheinander liegen auch hier die Häuser, doch sind sie von zierlichen, wohlgepflegten Blumengärten umschränkt, die, wie bei den mecklenburgischen Nachbarn, mit gemalten oder getheerten Staketwerken befriedigt sind. Viele der dortigen Schiffer sind sehr wohlhabend. Die in den letzten Jahren errichteten Häuser sind ähnlich gebaut wie die fischländer. Nur ist die innere Einrichtung weniger solid, das Mobiliar nicht so elegant und kostbar, und seidene und damastene Bettvorhänge und Möbelüberzüge würde man vergeblich suchen.

Bis vor wenigen Jahren bildeten der Darß und die Zingst nur eine einzige Parochie, deren Kirche in Prerow lag. Viele Eingepfarrte hatten bis dort 1½, manche sogar 3 Meilen dorthin. Diesem Uebelstande ist jetzt dadurch theilweise abgeholfen, daß in Zingst eine zweite Pfarre errichtet und eine Kirche gebaut worden ist. Die Regierung hat neuerlich auch den Wunsch kund gegeben, daß in Born eine dritte Pfarre errichtet werden möge und hat dazu ihre Unterstützung geboten, aber die Einwohner halten dieses für unnöthig. Der kirchliche Sinn ist nämlich auf dem Darß und auf Zingst lange nicht so lebendig wie bei den mecklenburgischen Nachbarn, und von Guineen und holländischen Zehnguldenstücken im Klingelbeutel wird hier niemals etwas gehört, eben so kennt man keine eigenthümliche Tracht bei Begräbnissen und anderen kirchlichen Feierlichkeiten.

Daß ehedem fast gar kein Ackerbau dort betrieben worden sein muß, sondern daß der Darß ein altes Waldland war, zeigt sich schlagend aus den Einkünften des Pfarrers zu Prerow. Derselbe erhält nämlich aus den eingepfarrten Dörfern nicht Meßkorn, wie es sonst allgemein hier im Norden gebräuchlich ist, sondern 70 bis 80 Klafter Meßholz geliefert, das er zu verkaufen hat, denn die ihm nöthige Feuerung mag er sich außerdem aus dem Walde holen. Jetzt hat der Pfarrer selber auch eine kleine Ackerwirthschaft, die ihm an 400 Thlr. Reinertrag bringen mag, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aber von dem damaligen Pfarrer zu 30 Thalern verpachtet gewesen sein soll.

Ein interessanter Punkt des Darß ist der Leuchtthurm auf dem Darßer Ort, der nördlichsten Spitze der Halbinsel, die hier in einen zu Ost sich wendenden Haken ausläuft. Wohl wenige menschliche Wohnungen auf dem deutschen Festlande liegen so einsam und isolirt, wie diejenigen der beiden Thurmwächter. Die zunächst gelegenen Wohnstätten sind eine volle deutsche Meile entfernt. Der Thurm hat eine Höhe von etwa 90 Fuß und zeigt zwei Feuer übereinander, unten ein festes, darüber ein Blickfeuer. Trotzdem kommen hier häufige Schiffbrüche vor, weshalb denn auch ein Rettungsboot hier stationirt ist, welches aber keineswegs den Ansprüchen genügt, die man heut zu Tage an ein solches Fahrzeug zu stellen pflegt. Es ist weiter nichts als ein gewöhnliches, breites, niedriges Holzboot.

Die Erhebungen und Senkungen der festen Erdrinde in Nordeuropa und Nordasien.

Von Dr. H. Birnbaum.

Dieses interessante Kapitel der Physik unsers Erdballs war, wie Viele annehmen, während der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts durch Alexander v. Humboldt und Leopold v. Buch auf eine so allgemein befriedigende, wissenschaftlich sichere Grundlage gestellt, daß man sich mit ganzer Zuversicht der Hoffnung zu einem endlich andauernden Frieden in den vorhergegangenen langen Parteikämpfen hingab. Da indeß das Ganze seiner innern Natur nach immer nur auf Ansichten beruhen kann, und diese Ansichten bald hier, bald dort auch Zweifel zulassen

können, so war es natürlich, daß sich allmälig auch wieder neuere Ansichten und Hypothesen Bahn brachen und sich geltend machten. Dadurch ist nun in unseren Tagen abermals ein unruhiger Zwist entstanden. Es wird wieder für und gegen die Theorie der beiden größten Geologen unsers Jahrhunderts gekämpft, es werden neue Ansichten aufgestellt und mit dem kühnsten Schwerte der Fortschritte der Wissenschaften verfochten, so daß man kaum absehen kann, welchen Ausgang diese hitzigen Kämpfe nehmen werden. Halten wir uns nun auch möglichst fern von einer entschiedenen Parteinahme, so sind wir unsrerseits doch der Meinung, das bewährte gute Alte einstweilen noch in Ehren zu halten. Es steckt darin sehr viel Geist, es ist eine durch das Zusammenwirken der größten Denker unsrer Zeit zu Stande gebrachte vollkommen reife Frucht der inductiven Wissenschaften.

Die nachfolgende Darstellung, welche sich die geistreich geschriebene Abhandlung von Elisée Reclus*) zum Vorbilde nimmt, verfolgt diesen Grundsatz und verbindet damit zugleich die Absicht, die gesammte Erhebungstheorie leichtfaßlich vor das gebildete große Publikum zu bringen.

Die feste Erdoberfläche, welche gewöhnlich für starr und unbeweglich gehalten wird, ist fortwährenden Schwankungen und Aenderungen unterworfen. Sonne und Mond wirken unablässig nicht blos auf die Luft und Wasserhülle, sondern auch auf den festen Kern der Erde und verursachen einen beständigen Wechsel in ihrer Spannkraft, wodurch natürlich auch ein Schwanken in den Oberflächenformen entstehen muß. Ist dieses nun auch viel geringer als jenes in dem Meere und der Luft, so fehlt es doch nicht und kann sogar durch die Männer vom Fach eben so sicher auf Maß und Zahl zurückgeführt werden, wie Ebbe und Flut. Dann weiß man, wie die Expansion der im Innern abgesperrten Dämpfe und Gase bald hier bald dort mächtig gegen die Erde andrängt und ununterbrochen zu Umformungen treibt, oder sich einen vulkanischen Ausweg zu verschaffen strebt. Und wollen wir die Erdbeben, wodurch Berge umgestürzt, Felder und Wälder vernichtet, Städte zertrümmert, Flüsse versiechen oder von ihrer Bahn abgelenkt werden, als etwas Abnormes, nicht mit in die Klasse der beständigen Schwankung zählen, so dürfen wir doch den täglich und jährlich stets wechselnden Einfluß der Erwärmung und Abkühlung der Erde durch die Sonne, oder die nie aufhörende ungleiche Elektricitätsentwicklung nicht übersehen, und sind überzeugt, daß dadurch eine beständige Veranlassung zu Schwankungen in allen Theilen der Erdoberfläche vorkommen müsse. Und Regen und Wind, Hagel und Schnee, Frost und Thauwetter haben unverkennbar auch ihren ändernden verwitternden Einfluß. — Doch alle diese Schwankungen und Aenderungen sind eigentlich nur dem Gedanken nach wahr, und es gehören zu ihrer wirklichen Bestätigung nicht blos die allerschärfsten Hülfsmittel zum Beobachten, sondern ebenso auch eine auf Jahrzehnde, ja sogar auf Jahrhunderte ausgedehnte gewissenhafte Ausmessung und Aufzeichnung. So führt die scheinbar ruhige Erde ihre Tags- und Jahrsbewegung ohne merkliche Aenderung ihrer festen Oberflächenformen durch und ist dennoch so unablässig thätig in einem beständigen Wechsel ihrer Gestalt. Während einer jeden geologischen Periode hat sich die Erdrinde an einigen Stellen hoch über das Niveau des Meeres emporgehoben, an anderen dagegen stark hinabgesenkt; aber alle diese auffallenden Relief- und Contouränderungen der Continente sind sehr langsam, und auf Jahrhunderte, auf Jahrtausende bezogen, zu Stande gebracht. Fragt man nach den dabei waltenden Gesetzen, nach der geographischen Vertheilung dieser Thätigkeit, nach der relativen Geschwindigkeit, oder gar nach der Ursache dieser umformenden Oscillation, so ist unser Wissen bis jetzt noch nicht im Stande, eine befriedigende Antwort zu ertheilen. Da indeß die Geologen schon mit großer Zuverlässigkeit die Dimension und die Wege einer jeden Woge dieser Erdumformungsepochen zu beurtheilen gelernt haben, so fehlt es uns nicht an der Hoffnung zu einer spätern vollkommen befriedigenden Lösung dieses Phänomens. Wir wollen uns daher vorläufig darauf beschränken, das zur Mittheilung zu bringen, was seit Leopold v. Buchs Aufstellung der Erhebungstheorie bis Darwins und Lyells Erweiterung derselben auf dem Gesammtgebiete der Geologie geleistet worden ist. Jedes Jahr bringen die Gelehrten von den verschiedensten Punkten der Erde neue Erfahrungen, welche für das Phänomen der Erhebung und Senkung der Continente sprechen. Wir haben dabei Gelegenheit, den großen Scharfsinn der Männer vom Fach kennen zu lernen und werden uns sowohl von den errungenen Resultaten, welche erreicht wurden, als von den Wegen, welche zur Erforschung der Ursache eingeschlagen wurden, auf das lebhafteste angezogen fühlen, — denn es betrifft ja Alles unsere Erde, auf der wir wohnen, denken, dulden und handeln, die unsere Heimat ist für die gesammte geistige, physische und gewerbliche Ausbildung und Thätigkeit.

Bei diesem Phänomen der Erhebung und Senkung des Festlandes unserer Erdoberfläche muß man zunächst dasjenige, was durch fortdauernde innere Kraft ganz allmälig und ohne Unterbrechung zu Stande gebracht wird, sorgfältig von dem zu unterscheiden suchen, was mehr den vorübergehenden wechselnden Ursachen zuzuschreiben ist. Diese zweite Erscheinung gehört größtentheils in das Gebiet der Wetter-, Lebens- und Kulturthätigkeit auf Erden. So bilden sich in den sumpfigen Flachländern Torflager, welche durch den in ihnen thätigen Vegetationsprozeß sich oft so stark erhoben haben, daß sie das ursprüngliche Niveau des Bodens um 10 bis 20 Fuß überragen. Das große Torfmoorlager in Nordcarolina, welches den Namen „Dismal Swamp" führt, ist z. B. in seiner Mitte so stark gehoben, daß die von Portsmouth nach Suffolk darüber geleitete Eisenbahn an den vor- und nachfolgenden Stellen durchschnittlich eine Erhöhung von sechs Fuß nöthig gemacht hat. Dagegen haben die durch die Kultur der Abwässerung (Drainage) trocken gelegten Torflager eine merkliche Senkung zur Folge gehabt; die Moorpflanzen verwelken dadurch, sinken zu trockenen Massen zusammen und verfliegen an der Oberfläche als Staub; hier könnte man sagen, daß sich die Erdoberfläche nach ihrem Innern hin zusammen gezogen habe.

Das sind Erhebungs- und Senkungsthätigkeiten der Erdoberfläche, welche unser Staunen nicht erwecken können, und sie stehen ziemlich genau denen gleich, welche durch die tägliche Erwärmung und nächtliche Abkühlung ganz allgemein erfolgen müssen, aber sehr schwer durch wirkliches Ausmessen zu constatiren sind. Um so interessanter ist es aber doch zu erfahren, daß der berühmte Astronom Moesta in Chile nachgewiesen hat, daß das dortige National-Observatorium, welches nahe bei Santiago auf dem Hügel Santa Lucia liegt, innerhalb 24 Stunden wirklich steigt und fällt. Diese Tagesoscillationen sind so bedeu-

*) In „Revue des Deux Mondes" der Artikel: „Les oscillations de Sol Terrestre par Elisée Reclus.

tend, daß man für nöthig gefunden hat, sie in die mathematischen Correctionsformeln der regelmäßigen Observationen mit einzuführen. Aehnliche aber auf andere Ursachen zurückzuführende Wahrnehmungen hat man in Irland auf der Sternwarte zu Armagh gemacht. Nach andauerndem starken Regen erhebt sich der Hügel, welcher das Gebäude trägt, langsam und kaum merklich, und wenn darauf durch längere Trockniß das eingeschluckte Wasser verdunstet ist, so erkennt man eine Erniedrigung des Niveaus.

Noch andere Phänomene dieser Art, welche der Sonnenwärme und den meteorologischen Einflüssen der Atmosphäre ebenfalls zuzuschreiben sind, gehören in die Klasse der regelmäßigen Erscheinungen, denen das gesammte Festland der Erde unterworfen ist. Aber mitten darin treten auch wieder Spuren lokaler Abnormitäten auf. So bewirkte das Erdbeben zu Concepcion in Chile im Februar 1835 eine solche Erhebungserscheinung auf der Insel Santa Maria und gleichzeitig an der gegenüberliegenden Küste Chile's. Das der Stadt am nächsten gelegene Ufer hatte sich um 1½ Meter gehoben, während die Insel an der Südseite um 2½ Meter und an der Nordseite um 3 Meter aus ihrem Meeresniveau empor gestiegen war. Zwei Monate später war der Meeresstrand von Concepcion nur noch um 60 Centimeter über seinem alten Niveau, und die Insel in ähnlichem Verhältniß wieder hinabgesunken. Gegen die Mitte des Jahres war zuletzt jede Spur der Erhebung verschwunden und Alles wieder wie vor der Katastrophe. Die berühmten Säulen des Serapistempels, welche die Ufer des Mittelländischen Meeres zieren, nicht weit von Puzzuoli, tragen an ihrer Oberfläche ebenfalls die Spuren lokaler Erhebung.

Wir betreten nun das Gebiet unserer eigentlichen Untersuchung.

Ueberall, wo die unserer Zeit angehörenden Conchylien des Meeres in Masse trocken gelegt sind, und wo an den steilen Felsenufern die Spuren der Aushöhlung in verschiedenen Höhen vorkommen, hat man die zuverlässigsten Andeutungen von Schwankung der festen Erdrinde, und es liegt auf der Hand, daß die Geologen gerade hier ihre Studien durch directe Messungen und Vergleichungen vorzunehmen haben, um die Gesetze des Phänomens zu ergründen. Schon vor mehr als 130 Jahren hatte der große schwedische Astronom Celsius in Upsala die Idee, diese Untersuchung durchzuführen, doch nicht in der Absicht, um die Erhebung Scandinaviens nachzuweisen, von welcher man damals noch keine Ahnung hatte, sondern mehr, um dadurch die allgemein vermuthete Abnahme der Höhe des Baltischen Meeresspiegels bestätigt zu sehen. Durch die einstimmigen Aussagen der Bauern in jenen Gegenden erfuhr er, daß der Bottnische Meerbusen ununterbrochen an Tiefe und Ausdehnung abnehme; die Greise zeigten ihm verschiedene Stellen, bis wohin in ihrer Jugend das Meer noch gereicht habe, und deuteten an anderen Stellen auf die Linie, welche der alte Meeresstand tief eingegraben habe. Auch konnten die alten Namen, die Lage von Gebäuden, welche jetzt weit landein lagen, ursprünglich aber unmittelbar am Meeresufer gestanden hatten, — es konnten ferner die Inschriften der Monumente und der Sinn der Volkslieder keinen Zweifel über den Rücktritt des Meeres lassen.

Da die Gelehrten jener Zeit noch ganz unumstößlich an einen in sich unveränderlich festen Erdkern glaubten, so war es natürlich, daß Celsius mit der damaligen allgemeinen Volksansicht ein Schwinden und Senken des Meeres annahm. Im Jahre 1730 hatte er durch Messung und Vergleichung herausgefunden, daß das Niveau des Baltischen Meeres in jedem Jahrhundert durchschnittlich um 3 Fuß falle. Er hatte zur Prüfung dieses auffallenden Resultates auf der Insel Loeffgrund ein Zeichen der Meereshöhe in den Felsen gegraben, und als er nach 13 Jahren in Begleitung seines Freundes Linné dorthin kam, fanden sie das Niveau sogar um 0,18 Meter tiefer. Das wäre für ein Jahrhundert 1,385 Meter, also noch etwas über 4 Fuß gewesen. Alle Geologen des vorigen Jahrhunderts, welche später diese Küste Schwedens besuchten, hatten die Beobachtung von Celsius und Linné nur zu bestätigen, und keiner dachte daran, daß hierbei ein Irrthum möglich sein könne. Endlich war es aber unserm großen Leopold von Buch vorbehalten, die eigentliche Wahrheit dieses Phänomens aufzufinden, und er sagte, nicht das Meer sinkt hinab, sondern der feste Erdkern hebt sich hier aus dem Meer empor. Denn wenn das Niveau des Baltischen Meeres hinabsänke, so müßte nach dem hydrostatischen Gleichgewichtsgesetze dies auch in allen mit ihm in Verbindung stehenden Meeren, also bei dem gesammten Weltmeere der Fall sein; dem aber widerspricht die Erfahrung im Allgemeinen und im Besonderen an den übrigen Küsten Schwedens ganz entschieden. Und wenn die genaue Ausmessung an den Ufern des Bottnischen Meerbusens in der Nähe der Torneåmündung 1,6 Meter Erhebung für ein Jahrhundert ergeben hat, so betrug dieselbe gegenüber auf den Alandinseln nur 1 Meter; eine Wahrnehmung, welche gar nicht mit dem gemeinschaftlichen Sinken des Meerniveaus in Einklang zu bringen ist, sondern entschieden darauf hindeutet, daß sich das Festland erhebt und zwar im Norden jenes Meerbusens um anderthalb Fuß mehr als im Süden. Bei Kalmar und Karlskrona ist gar keine Niveauänderung zu verspüren gewesen, während an der Südgrenze Schwedens sogar eine Senkung des Festlandes außer Zweifel ist. Mehre Straßen der Städte Malmö, Trellenborg, Ystadt sind schon unter Wasser, und seit der durch Linné festgestellten Beobachtung hat das Meerwasser hier eine frühere Landzone von 90 Fuß Breite überdeckt.

Auf der Westseite der Scandinavischen Halbinsel fehlen Beweise für die Schwankungen der Festlandsoberfläche ebenfalls nicht, nur hat man sie noch nicht so entschieden durch Maß auf Zahlen zurückgeführt, wie in Schweden. Nach Forchhammer erheben sich die Grenzpunkte Jütlands um 30 Centimeter in je hundert Jahren. Zu Christiania ist die erhebende Kraft sehr gering, denn seit 300 Jahren ist das Pflaster der alten Stadt dasselbe geblieben. Im Norden zeigen einige alte Bauwerke der Insel Munkholm eine Erhebung von 6 Meter in 1000 Jahren. Das ist Alles, was man hierüber Bestimmtes weiß.

Das Vergleichen der verschiedenen Niveaulinien und die Prüfung anderer Anzeichen einer allmäligen Hebung scheint, ungeachtet der zahlreichen Ungleichförmigkeit in dem Gange dieses Phänomens, zu beweisen, daß die nördlicher gelegenen Oberflächenpunkte des Festlandes sich rascher erheben, als die südlicheren. Die gehobenen Ufer, welche man wie die Stufen eines Amphitheaters verfolgen kann, erstrecken sich bis zu den Abhängen der Gebirge. Massen von Muscheln unserer Zeit zeigen sich hier bis zu einer Höhe von 150 bis 200 Meter über dem Meeresspiegel, und große Zweige der rothen Coralle (Leophelia prolifera), welche bekanntlich nur in einer Tiefe von 3- bis 600 Meter unter der Meeresoberfläche leben und entstehen kann, sind jetzt an den Fußpunkten der gehobenen Ufer gefunden. Endlich zeigt sich auch an den Nadelhölzern, welche die

Hügel schmücken, daß sie durch die gewaltige unterirdische Erhebungskraft immer näher an die dortige untere Schneegrenze der Gebirge gerückt und durch die frostige höhere Atmosphäre allmälig verkümmert sind, ferner daß hier große Waldstrecken nur noch aus abgestorbenen Bäumen bestehen, welche zu Anfang unsers Jahrhunderts noch gut gediehen.

Alle diese Thatsachen berechtigen den Fachgelehrten zu der Annahme, daß Scandinavien sich auf der einen Seite gehoben und auf der andern gesenkt habe. Die Wasser des Bottnischen Meerbusens müssen daher nach Süden hinabfließen, weil der Norden dieses Beckens höher gehoben ist. Neue Inseln und Untiefen erheben sich, und wenn das Phänomen in seinem Verlaufe fortfährt, so ist die Vermuthung der Geologen begründet, daß nach ungefähr 2000 Jahren die Qvarkenstraße zwischen Umeå und Wasa einen Isthmus bilden und der Golf von Torneå sich in einen Binnensee umformen werde, gleich dem Ladogasee; und daß noch 1800 Jahre später die Alandsinseln mit dem Festlande eine Continentalbrücke zwischen Stockholm und Rußland bilden werden. Auch ist es wahrscheinlich, daß die großen Seen und die mit Wasser gefüllten Granitbecken Finnlands einst zum Meere gehört haben, so daß hier eine schiffbare Seestraße zwischen der Ostsee und dem Polarmeere vorhanden war. Die erratischen Granitblöcke, welche man in diesen Gegenden Rußlands überall aufgefunden hat, können wohl nur von den schwedischen Gebirgen herrühren, so, daß sie mit Hülfe der natürlichen Eisflöße des vermutheten früheren Meeres hinüber gewandert sind. Der Name Skandinavien spricht auch für eine frühere „Insel Skand“, auch deutet Bottnien unverkennbar auf Meerboden. Hier könnten die Sprachforscher den Geologen noch wesentlich zu Hülfe kommen.

Das ist noch nicht Alles. Die Ostsee stand wahrscheinlich auch mit der Nordsee in ähnlicher natürlicher Canalverbindung, wovon der Mälar-, Hjelmar- und Wenern-See als die tiefsten Grundlagen noch jetzt übrig geblieben sind. Beträchtliche Anhäufungen von Austerschalen findet man noch jetzt auf den Höhen der Berge des südlichen Schwedens, welche jene Seen umgeben. Auf den trocken gelegten Klippen des Bottnischen Meerbusens hat man Bänke von Schalthieren gefunden, welche ganz denen ähnlich sind, die man an der Seeküste Norwegens und der Westseite Dänemarks noch jetzt in Menge antrifft. Die bekannten dänischen „Kjoekkenmöddinge“ (Küchenabfälle) sind ganz aus den Lagern solcher Austerschalen gebildet, welche die Bewohner des steinernen Zeitalters noch aus der Tiefe des Meeres holen mußten. Die berühmten Untersuchungen des Herrn von Baer haben ergeben, daß die Auster nicht leben und sich entwickeln kann, sobald ihr Meerwasser von weniger als 16 bis 17 Tausendstel Salzgehalt zum Aufenthalt gegeben wird. Durch den verhältnißmäßig reichen Zufluß von süßem Wasser hat sich die Ostsee so entsalzt, daß sie durchschnittlich nur 10, und an einigen Stellen sogar nur 5 Tausendstel Salz enthält, ja, es gibt darin Plätze, wo das Wasser bis auf den Grund hinab so süß ist, wie in einem Flusse. Daraus folgt also, daß früher das Baltische Meer und die Nordsee mit Hülfe des damaligen breiten Naturcanals in freier Verbindung standen, und beide Gewässer gleichen Salzgehalt besaßen, weil sie beide derselben Auster zum heimischen Wohnplatze dienten. Nach Herrn v. Baers Untersuchung muß diese Canalverbindung etwa 5000 Jahre vor unserer Zeitrechnung aufgehört haben zu existiren.

Seit Leopold v. Buch diese Thatsache der allmäligen Erhebung Nordschwedens über allen Zweifel erhob, ist auch von vielen anderen Geologen die Sache als vollkommen wahr erkannt und zugleich nachgewiesen worden, daß der Gang der Erhebung nicht nur an verschiedenen Orten, sondern sogar an ein und demselben Platze sehr ungleich auftritt, so daß es bis jetzt noch nicht möglich war, eine stets zutreffende Regelmäßigkeit aufzufinden. Während der verflossenen Jahrhunderte ist die Erhebungsbewegung bald schneller, bald langsamer gewesen, wie sich aus den Andeutungszeichen in den felsigen Gestaden Norwegens unzweifelhaft schließen läßt. Einige dieser Spuren, welche die Meereswogen eingegraben haben, sind breit und sanft geneigt, andere dagegen schmal und scharf, ganz ohne Neigung. Die durch Herrn Bravais am Altenfjord ausgeführten unmittelbaren Ausmessungen haben bewiesen, daß die Spuren der horizontalen Meeresausspülungen gar nicht parallel, und daß die nach dem Golf hin gelegenen Felsmassen höher gehoben sind, als die in der Nähe des offenen Weltmeers. Charles Martins, ein Reisegefährte Bravais (derselbe, welcher über die Gletscher von Spitzbergen so anziehende Bemerkungen veröffentlicht hat, s. Globus VIII, S. 321), entwickelte 1863 in der „Revue des Deux Mondes“ neben dieser Mittheilung zugleich eine sinnreiche Hypothese, welche Karl Vogt in seiner Erzählung der „Nordfahrt von Georg Berna“ weiter zur Erklärung der ungleichen Erhebung benutzt hat. Für uns genügt es aber nur zu bemerken, daß nach dieser Theorie die verschiedensten Steinarten, wie Schiefer, Sand und Kalkstein, woraus die Gebirge der Halbinsel ursprünglich zusammengesetzt waren, nicht aufgehört haben, sich durch das eingesogene und gefrorene Wasser auszudehnen, und durch die nachfolgende Aufthauung und Verdunstung sich wieder zusammen zu ziehen, wobei fortwährend Theile zerkrümelten, die sich dann nach und nach zu den Granitmassen verdichteten.

Diese von den Geologen stark bestrittene Hypothese würde wohl eine Wiederausfüllung der eingegrabenen Markzeichen an der norwegischen Küste erklären können, aber nicht die Intervalle der relativen Ruhe, und vor Allem nicht die geologische Thatsache, daß an mehren Orten, selbst zur Zeit der Eisperiode, ein Sinken des Festlandes stattgefunden haben müsse. Man muß daher zugestehen, daß in dem Hebungsprozesse Skandinaviens noch andere geologische Kräfte wirksam gewesen seien.

Uebrigens darf man nicht außer Acht lassen, daß die Erhebung dieser Halbinsel kein alleinstehendes Factum ist, daß auch in anderen nördlichen Ländern Europa's und Asiens ähnliche Erscheinungen zum Vorschein gekommen sind, obgleich die Felsarten von ganz anderer Beschaffenheit waren. Die Inselgruppe Spitzbergen zeigt zwischen dem jetzigen Meeresufer und den Bergen noch die unverkennbaren Spuren alter Gestade, welche sanft abfallen und eine Ausdehnung von 3 bis 12,000 Fuß haben. Man findet hier bis zu einer Höhe von 140 Fuß noch Lager von Walfischrippen und Conchylien unserer Zeitperiode. Diese Ueberreste, welche unter der Sommerschneegrenze Spitzbergens gelagert sind, beweisen deutlich, daß dieser Archipel, eben so wie der Skandinaviens, durch allmälige Erhebung aus dem Meere entstanden sei. Auch der Nordrand Sibiriens hat sich in gleicher Weise erhoben, wenn man den Sagen seiner Bewohner und den Nachweisungen der Reisenden Glauben schenken will. Inmitten der Tundras und selbst auf den Gipfeln ziemlich hoher Hügel entdeckte man halbverfaultes Holz, welches von dem früher dahin reichenden Meere angeschwemmt sein

mußte, dessen Ufer jetzt 6 bis 7 Meilen davon entfernt sind. Die Insel Diomida, welche Chabaroff 1760 besuchte, war 60 Jahre später, zur Zeit der Reise Wrangels, schon keine Insel mehr, sondern mit dem Festlande verbunden; es mußte daher der zwischenliegende Meeresgrund während der Zeit über die Oberfläche des Wassers gehoben worden sein.

Die Steilküsten Schottlands bieten ähnliche Erscheinungen wie die von Skandinavien. Die Parallelspuren, welche das Meerniveau eingegraben hat, und die in höheren Gegenden zerstreut aufgefundenen Conchylien der noch jetzt vorhandenen Seegeschöpfe machen es unzweifelhaft, daß dieser Theil Großbritanniens ebenfalls allmälig gehoben worden sei. Diese Erhebungsbewegung besteht noch fort, wie dies die Untersuchungen an den Mündungen der Flüsse Forth, Tay und Clyde sicher ergeben haben. Seitdem die vom Meere zurückgelassenen Ueberreste aufgefunden worden sind, hat man auch bestimmt, daß sich das Festland hier um durchschnittlich 24 Fuß gehoben haben müsse. Da sich der Pictenwall um eben so viel gehoben hat, so würde also die jährliche Erhebung 0,015 Fuß betragen haben. Weiter nach Süden hin deuten die Spuren der englischen Berge ebenfalls auf das Vorkommen dieses Phänomens. In Wales erhebt sich der Snowdon zu einer Höhe von 3456 Fuß; an seinem Abhange, ziemlich in der Mitte, fand ein Naturforscher 54 verschiedene Arten von den noch jetzt im benachbarten Meere lebenden Conchylien. Ja man traf diese Conchylien in dortiger Gegend später noch um 600 Fuß höher an.

Es haben also die Festlande Sibiriens, Skandinaviens und die Inselgruppen Spitzbergens und Großbritanniens die zuverlässigsten Spuren einer allmäligen Erhebung an den Tag gelegt. Der Spielraum dieser wunderbaren innern Thätigkeit unsers Erdballs ist daher schon auf 160 Längengrade ausgedehnt. Die aufgezählten Thatsachen sprechen mit der größten Wahrscheinlichkeit dafür, daß man in diesem Phänomen nichts Lokales, oder Zufälliges und periodisch Vorübergehendes annehmen dürfe, sondern daß dasselbe als ein dem Erdganzen angehöriges Resultat einer allgemeinen ununterbrochenen fortwirkenden innern Kraft angesehen werden müsse.

Weitere Bemerkungen über dieses höchst interessante Kapitel der physischen Erdkunde behalten wir uns vor.

Aus allen Erdtheilen.

Die mißlungene ostafrikanische Expedition des Barons Karl von der Decken.

Schon früher haben wir gemeldet, daß derselben kein glücklicher Stern gewinkt hat; überhaupt sind die afrikanischen Entdeckungsreisen im Jahre 1865 von Mißgeschick heimgesucht worden.

Ueber Herrn von der Deckens Mißgeschick wissen wir vorerst nur, was der nachfolgende Bericht meldet, welchen Dove nach Notizen entworfen hat, die beim Bruder des Reisenden eingelaufen sind. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß über kurz oder lang aus Sansibar ausführliche Nachrichten eintreffen werden; inzwischen muß uns das Nachstehende genügen. In Bezug auf das Schicksal des Barons und des Dr. Link sind wir unsrerseits durchaus nicht beruhigt, wenn die beiden den Somal in die Hände gefallen sind. Wir erinnern uns, daß diese Barbaren vor nun 11 Jahren den Lieutenant Stroyan, einen Begleiter Speke's, in der Umgegend von Berbera ermordet haben. Die Hoffnung wollen wir deshalb nicht aufgeben, aber es ist nicht wohl abzusehen, wie die Engländer diesen Somal beikommen wollen. Doch hier ist der Bericht:

„Nachdem die Schäden, welche das Dampfschiff, der „Welf", am 29. Juli bei dem Uebergange über die Barre des „Djuba" erlitten hatte, so gut als möglich reparirt worden waren, dampfte die Expedition am 15. August stromaufwärts. Nach vielfachen Hindernissen, besonders durch öfteres Auffahren des „Welf", durch Mangel an Lebensmitteln und durch Holzeinnehmen verursacht, gelang es am 19. September Berbera zu erreichen, eine Stadt, die einige hundert (— ? —) Seemeilen stromaufwärts liegt. Die Bewohner und Chefs von Berbera, wahrscheinlich in Furcht für die Zukunft ihres Handels, legten alle möglichen Hindernisse in den Weg: sie wollten keinen Proviant verkaufen und suchten durch Uebertreibung der zu erwartenden Gefahren die Expedition zu entmuthigen. Man ließ sich aber nicht abschrecken, sondern drang stromaufwärts vor. Am 26. September gerieth der „Welf" auf steinigen Grund und erhielt einen gefährlichen Leck. Der Baron ging mit Dr. Link und dem Chef Abbio und einigen seiner Leute am 28. September nach Berbera zurück, um Lebensmittel und Hülfe zu requiriren; am folgenden Tage wollte er Botschaft oder wenigstens Proviant senden. Drei Tage wartete man vergeblich, mit dem Räumen des „Welfs" beschäftigt; die räuberischen Somalis aber, deren Habgier durch die Waarenvorräthe des Schiffes stark gereizt sein mochte, benutzten diese Verminderung der Mannschaft zu einem mit Uebermacht ausgeführten Ueberfall des Lagers, welches am rechten Ufer des Flusses aufgeschlagen worden war. Der Maler E. Trenn, ein Preuße, und der Ingenieur Kanter, beurlaubt von der k. k. österreichischen Marine, wurden niedergemacht, den Anderen gelang es zwar, durch gut gezieltes Feuer die Somalis in den Busch zurückzutreiben, jedoch war ein längeres Halten der Position bei der Uebermacht unmöglich; man nahm den Somalis das letzte Boot ab, dessen sie sich vorher bemächtigt hatten. Man war einstimmig der Ansicht, daß Alles daran liegen müsse, die Nachricht von dem Unglück und der Gefahr des Barons nach Zanzibar zu bringen, und beschloß zu Boote sich zu retten; denn bei noch längerem Verweilen hätte ihnen leicht der Weg abgeschnitten werden können, und dann war es ganz unmöglich, den Anderen Hülfe zu bringen. Tag und Nacht rudernd, kam der Rest der Expedition am 6. Oktober, Nachts 2 Uhr, an der Mündung des Djuba an und verließ das Boot, da die Barre für dasselbe unpassirbar ist. Es glückte ihnen bald, ein Fahrzeug zu finden, welches sie am 16. Oktober nach Lamu brachte, und dort ein andres, auf dem sie am 24. Oktober Zanzibar erreichten. Herr v. Schickh setzte sofort das hamburger und englische Consulat in Kenntniß, bat um Hülfe und brach nach schneller bestmöglicher Ausrüstung nach Brava auf, um den Baron und Link aufzusuchen oder wenigstens sichere Nachricht von ihrem Schicksale zu erlangen. Bereits am 11. November dampfte ein englisches Kriegsschiff dem Djuba zu, mit nicht genug zu rühmender Bereitwilligkeit dem Hülferufe des hanseatischen Consuls Herrn Th. Schulz — der in dieser Zeit zugleich das englische mit verwaltete — Folge leistend. Nach dem Urtheil der mit den Verhältnissen jener Gegenden Vertrauten darf die Hoffnung auf Rettung des Chefs und des Arztes der Expedition nicht aufgegeben werden. Diese zu bewerkstelligen, werden die bisher ergriffenen Maßregeln vielleicht nicht ausreichen. In diesem Falle darf man gewiß hoffen, daß — da die englischen Beamten und Seeleute sogleich kräftig eingeschritten sind, um die Vermißten zu retten — die deutschen Regierungen um so mehr sich verpflichtet halten werden, von ihrer Seite schützend und helfend einzutreten. Die hier gegebene

Nachricht bezweckt zunächst falsche Gerüchte zu verhindern, da weitere Nachrichten abzuwarten sind, bevor mit Aussicht auf Erfolg eingeschritten werden kann."

Kannibalismus im Nigerdelta.

„Am 19. November 1865 unternahmen die Schwarzen von Neuealabar einen Zug gegen die Braßleute, indem sie durch die Nebengewässer des Neucalabarflusses fuhren. Sie kamen am 23. November mit 37 Gefangenen zurück und hielten am folgenden Tage in der Stadt Calabar unter großem Jubel einen festlichen Schmaus. Es wurden nämlich alle Gefangenen abgeschlachtet und aufgefressen. Man verfuhr dabei so, daß jeder Gefangene regelrecht ausgeschlachtet und in Stücke zerlegt wurde; diese vertheilte man an die einzelnen Häuptlinge und zwar in dem Verhältnisse, in welchem jeder einzelne mehr oder weniger Mannschaft in seinem Kriegskahne gehabt hatte."

So melden die amtlichen Berichte nach England. Es geht eben ein bischen wunderlich her in Onkel Toms Urheimat. Uebrigens sind solche Scenen des Kannibalismus weder neu noch selten, sie gehören zu den Landeseinrichtungen. Menschenfleisch wird in Neuealabar auf dem Markte verkauft, wie bei uns Ochsen- oder Hammelfleisch.

Jene schwarzen „Ebenbilder Gottes" haben auch noch manche andere interessante Einrichtungen und Bräuche, welche die Bewunderung eines jeden Negerverehrers verdienen. Sagen uns doch die puritanischen, methodistischen und baptistischen Leute in Nordamerika und deren gläubige Nachbeter, daß der Neger ein „mildes, liebenswürdiges und harmloses Naturell" habe, das nur durch „weiße Tyrannen" in das Gegentheil verkehrt werde. Im Nigerdelta beschränken sich diese weißen Tyrannen darauf, daß sie Rum und Waffen &c. verkaufen und dafür Palmöl einhandeln; im Uebrigen lassen sie das liebenswürdige Naturell unangetastet, und Sklavenhandel, außer unter den Negern selbst, kommt nicht vor.

Als ich obige Nachricht las, fielen mir einige Angaben ein, welche Thomas J. Hutchinson mittheilt. Er war englischer Consul in Fernando Po und spricht aus Erfahrung. (Ten years' Wanderings amerong the Ethiopians etc. London 1861. S. 45 ff.)

In Alt- und Neucalabar und in Eboh werden alle Zwillingskinder umgebracht.

Gleichermaßen wird jedes Kind umgebracht, bei welchem die obern Zähne zuerst zum Durchbruche kommen.

Im Jahre 1856 wurde ein Albinokind (Albinos kommen unter den Negern nicht gerade selten vor) an der Mündung des Neucalabar den Haifischen geopfert. Der Haifisch war damals Hauptfetisch des Stammes, wurde aber abgesetzt, weil er einige Häuptlinge zerrissen und verzehrt hatte.

An der Mündung des Braß River hat man einen besondern Opfermann für dergleichen Verrichtungen. Albinomädchen lassen sich gern von Haifischen fressen, weil sie der festen Meinung sind, daß sie wieder aufleben und dann einen Weißen zum Manne bekommen.

In einigen Theilen von Benin werden bei jedem Neumonde zwei Männer geopfert.

Der vielgenannte Bischof Crowther, selbst ein Schwarzer, erzählt Folgendes. Ein Albinosklave wurde in Idda getödtet und damit der Friede zwischen zwei feindlichen Stämmen besiegelt. Man drehte ihm zuerst Hände und Beine aus den Gelenken, warf ihn dann lebendig in eine Grube und stellte über diese ein großes Gefäß. Als er verhungert war, nahm man dasselbe wieder weg.

Auf der Insel Fernando Po wird ein Mann, der eine Mordthat verübt hat, auf folgende Weise vom Leben zum Tode gebracht. Man bindet ihn im Wald an einen Baum und läßt ihn so verhungern und von Ameisen auffressen.

In Ostafrika gehen ähnliche Brutalitäten im Schwange. Livingstone erzählt, daß auch in manchen Stämmen, z. B. bei den Bakaa und den Bakuene, Kinder getödtet werden, bei welchen die oberen Zähne zuerst zum Durchbruche kommen; von Zwillingen wird allemal einer umgebracht.

Von der afrikanischen Westküste. In Badabu, am Gambia, innerhalb des englischen Gebietes, haben sich im Dezember 1865 die Neger erhoben und gedroht, alle Weißen in der Stadt Bathurst zu ermorden. Die Häuptlinge ließen dem Gouverneur sagen, sie würden am Weihnachtstage erscheinen und die Stadt stürmen. Also auch dort Rassenkampf.

Im Gebiete von Sierra Leone liegen zwei Häuptlinge, Malaghed Bailey und Bacarry, mit einander in Fehde; sie sind aber darin einig, daß sie um die Wette die Faktoreien der Weißen ausplündern, „und es sind von den Negern Scheußlichkeiten verübt worden, welche an die Gräuelscenen auf Jamaica erinnern. Alle Gefangenen werden von den Häuptlingen als Sklaven nach dem Innern hin verkauft." (Shipping Gazette vom 10. Januar.)

Die Gefangenen in Abyssinien. Da die Engländer dem Halbbarbaren Theodoros mit Gewalt nichts anhaben können, so wollen sie den Weg der Güte versuchen. Ihr Consularagent Rassam, der sich bisher so viele vergebliche Mühe gegeben, die Gefangenen (Cameron, Stern &c.) zu befreien, ist nun am 15. Oktober 1865 von Massawah nach Abyssinien mit 40 Kameelen abgereist, die alle mit Geschenken an den Negus beladen sind. Dieser war auf einem Kriegszuge gegen Schoah begriffen und Rassam kann ein paar Monate warten, bevor er den „großmächtigen Kaiser" zu sehen bekommt. — Gifford Palgrave war im November in Aegypten, wollte abwarten, was Rassam ausrichtet und eventuell eine Reise nach Abyssinien antreten. Dr. Beke war im Oktober in Massawa angelangt.

Aus Ostindien. Der Gefährte Speke's, Capitän Grant, ist wieder in die indische Armee eingetreten und steht zu Almora in einem Ghorkaregimente.

In der Nähe von Allahabad hat im November wieder eine Wittwenverbrennung stattgefunden; dagegen ist die Nachricht erfreulich, daß sich in Bombay, wie vor einiger Zeit schon in Calcutta, ein Verein einflußreicher Hindus gebildet hat, um den Wittwen die Wiederverheiratung zu ermöglichen, welche ihnen bisher durch ein Vorurtheil des Volkes untersagt ist. Kürzlich hat auch schon eine solche Verheiratung stattgefunden.

Zur Erforschung Centralasiens hat die indische Regierung drei eingeborne Agenten ausgeschickt. Sie reisen als Kaufleute, ohne daß einer vom andern etwas weiß. Sie sind angewiesen, über Alles, was sie wahrnehmen, Notizen zu machen, die Stimmung der verschiedenen Völker auszukundschaften, namentlich auch ob dieselbe für Rußland günstig sei. Sie sollen insbesondere Buchara, Chokand und Samarkand besuchen.

Ostindische Kulis in Westindien. Als die Neger auf der Insel Trinidad theils gar nicht arbeiten wollten, theils so unverschämt hohen Lohn für eine nicht regelmäßige Arbeit forderten, daß die Pflanzer dabei nicht hätten bestehen können, ließen die letzteren mit schweren Kosten Arbeiter, Kulis, aus Ostindien kommen. Dadurch wurde der Ruin der Insel abgewandt, und mit Hülfe dieser asiatischen Arbeiter liefert sie Zucker und Kakao. Jetzt melden Nachrichten aus Trinidad, daß an 400 Kulis, nachdem sie ihren Arbeitsvertrag redlich ausgehalten haben, in der Mitte Novembers an Bord des Schiffes „British Trident" nach ihrer Heimat zurückbefördert worden sind. Diese Leute waren nicht nur gut gekleidet und wohlgenährt, sondern nahmen als Ersparniß eine Summe von mehr als 60,000 Thalern baaren Geldes mit. Das spricht für die Kulis und die vielverleumdeten Pflanzer laut genug; es spricht aber auch gegen die Trägheit der Neger und die Vertheidiger der faulen Schwarzen.

Der Seeraub in den chinesischen Gewässern ist nie zuvor so arg gewesen als gegen Ende des Jahres 1865 und es war kein Anschein, daß der Unfug sich vermindern werde. Die zu Hongkong erscheinende „Overland China Mail" wiederholt dringend die Mahnung, daß jedes Kauffahrteischiff sich stark bewaffne. Sie erzählt unter anderen Fällen, daß das preußische Barkschiff „Fohkien" auf der Fahrt von Tsche fu nach Hongkong von einem Piraten gejagt und beinahe genommen worden sei. Es hatte seine Rettung lediglich dem Umstande zu verdanken, daß zufällig ein anderes Schiff ihm zum Hülfe kam. Capitän Bockelmann behauptet mit der größten Bestimmtheit, daß die meisten Korsaren maskirt gewesen seien; er habe aber bemerkt, daß sie weiße Hände hatten; namentlich gilt das von dem Piraten, welcher ihm ein Pistol entgegen hielt, als das Schiff genommen war. Die obengenannte Zeitung sagt geradezu,

daß Europäer, namentlich Engländer, die Hand im Spiele hätten. „Es erleidet keinen Zweifel, hier an der Küste sind fremde Buccaniere, Europäer.“ Im Oktober 1865 hat der Befehlshaber des britischen Kanonenbootes „Opossum“ in der Nähe von Hongkong eine Anzahl von Piratendschonken zerstört und mehre von ihnen gekaperte Schiffe wieder genommen.

Aus Australien. Wir finden in der melbourner „Germania“ vom 23. November die Nachricht, daß die Expedition zur Auffsuchung Leichhardts in der Mitte Oktobers am Coopers Creek eingetroffen sei.

Die „Port Denison Times“ vom 14. Oktober meldet, daß Herr Hays von Richmond-Downs am Ufer des Flinders-River, ungefähr 100 Meilen östlich von Fort Bowen, einen Baum gefunden hat, worin Leichhardts Merkzeichen L eingehauen ist. Dieses ist jedenfalls eine wichtige Entdeckung. Der letzte auf solche Weise gezeichnete Baum wurde von Herrn Henning ebenfalls am Ufer des Flinders-River gefunden, ungefähr 100 Meilen westlich von dem obigen, zuletzt entdeckten Baume. Früher wurde vermuthet, daß Leichhardt bei dem von Herrn Henning gefundenen Baum den Fluß überschritten habe, aber der Baum bei Richmond-Downs beweist, daß er dem Laufe des Flusses wenigstens 100 Meilen aufwärts gefolgt ist.

Ein Weißer unter den Eingebornen von Queensland. Im Jahre 1846 litt ein englisches Fahrzeug am Cap Cleaveland Schiffbruch; ein junger Matrose, James Morill, war der einzige, der sich ans Land retten konnte. Die Eingebornen thaten ihm nichts zu Leide und er ist volle 17 Jahre bei ihnen geblieben. Während dieser langen Zeit sah er keinen einzigen weißen Menschen, gewöhnte sich durchaus an die Lebensweise der Schwarzen, vergaß seine Muttersprache fast gänzlich und war der allgemeine Liebling der Wilden. Endlich zog es ihn wieder zu seinen Landsleuten, denn diese hatten angefangen Queensland zu besiedeln. Morrill ging ganz offen zu Werke und bat die Australier, ihn zu entlassen; er versprach wieder zu kommen und ihnen Decken, Streithämmer u. dergl. zu bringen. Mit großer Vorsicht näherte er sich der nächstgelegenen Hütte eines Weißen, denn da die civilisirten Menschen den schwarzen Menschen todtschießen als wäre er ein Raubthier, so war er sehr auf seiner Hut. Als er eines Ansiedlers ansichtig wurde, rief er in gebrochenem Englisch: Ich bin Matrose und britischer Unterthan! Es geschah ihm nichts zu Leide und man brachte ihn erst nach Port Bowen und dann nach Brisbane. Dort lernte er allmälig seine Muttersprache wieder, erhielt eine Anstellung im Zollhause und betrug sich stets ordentlich. Das lange Verweilen unter den Eingebornen hatte seine Gesundheit untergraben und im November vorigen Jahres ist er, erst 41 Jahre alt, gestorben. Er war der festen Ueberzeugung, daß noch einige Gefährten Leichhardts am Leben seien, und erbot sich, Mac Intyre auf seiner Forschungsexpedition zu begleiten.

Die obigen Notizen finden wir in der „Shipping Gazette“ vom 18. Januar; im „Athenäum“ vom 27. Januar lesen wir, daß die geographische Gesellschaft in London zur Unterstützung der Leichhardt-Expedition 200 Pfd. Sterl. beisteuert. In der Sitzung vom 22. Januar wurden zwei Abhandlungen über Australien verlesen; von Jardine über den Cap York-Distrikt und von J. Martin: Forschungen in der Umgegend des Flusses Glenelg in Nordwestaustralien.

Im Norden der Colonie Queensland, zu Towoomba, ist Gold gefunden worden.

In Südaustralien, das bekanntlich ungemein reich an Kupfer ist, hat man im Jahr 1865 bei Wheal Coglin, ganz in der Nähe der Rapid-Bay, Silbergruben entdeckt, deren Reichhaltigkeit gepriesen wird.

Das südaustralische Nordterritorium, das sogenannte Alexandra-Land, von welchem Anfangs so großes Aufheben gemacht wurde, ist durch eine Regierungscommission gründlich untersucht worden. Sie empfiehlt das Land durchaus nicht; man habe den Ertrag der Weideländereien bedeutend überschätzt und Viele, die dorthin kamen, sind wieder abgezogen.

Aus Neuseeland. Die Hauhau's sind noch sehr feindselig gegen die Missionäre gesinnt, weil sie in jedem derselben, — die doch eigentlich allein ihre wahren Freunde waren und es gut mit ihnen meinten, — einen Spion erblickten. Auch den Missionär Völkner haben sie für einen solchen gehalten. — Im November war noch keine Aussicht, daß die Maoris die Waffen niederlegen würden; im Oktober hatten die den Engländern freundlichen Eingebornen den feindlich gesinnten ein Scharmützel geliefert. So zerfleischen sie sich untereinander.

Ein Bericht aus Neuseeland schreibt: „Das Bewußtsein scheint immer mehr durchzudringen, daß es hoffnungslos sei, eine Rasse zu europäischer Civilisation zwingen zu wollen, welche derselben durchaus nicht zusagt. Es würde unter solchen Verhältnissen sehr zweckmäßig sein, wenn wir den Maoris erklärten, daß wir weder verlangen noch versuchen werden, ihnen unsere Souverainetät aufzuerlegen, außer wenn es ihr eigener Wunsch und Wille ist.“ Sehr verständig; aber die landgierigen weißen Ansiedler werden sich daran nicht kehren. —

„In der Nähe von Nelson sind die wohlerhaltenen, versteinerten Ueberreste eines fünfundzwanzig Fuß hohen Vogels gefunden worden.“

Eine Hexe auf Neuseeland. Ein Maori, Herr Hone Wentre, welcher sich zum Christenthum bekennt oder doch bekannte, war lange Zeit Magistratsperson zu Kawhia und ein ganz ordentlicher Mann. Er galt für einen sehr civilisirten Eingebornen, spricht und schreibt Englisch und las manche Bücher. In diesen hatte er denn auch gefunden, daß die Christen in Europa und Nordamerika sehr viele Hexen verbrannt haben. Warum sollte er nicht thun, was die Weißen gethan? Eine alte, triefäugige Maorifrau wurde ihm verdächtig, er witterte in ihr eine Hexe, verurtheilte sie zum Tode, und da das Verbrennen nicht mehr Mode ist und überhaupt auf Neuseeland nicht vorkommt, so machte Herr Hone Wentre kurzen Prozeß und schlug mit eigener Hand der alten Frau den Kopf ab!

Von den Chatham-Inseln im Stillen Weltmeere. Diese östlich von Neuseeland liegende Gruppe ist im vorigen Jahre vom Botaniker H. H. Travers erforscht worden und dieser Naturforscher hat in der „Australian Gazette“ über dieselbe einige interessante Angaben mitgetheilt.

Erst während der letztverflossenen acht Jahre haben Tauben sich auf jenem Eilande eingefunden; früher waren sie dort unbekannt und man weiß nicht, woher sie kamen. Meisen erschienen bald nach den ausgedehnten Waldbränden, von denen Australien vor einigen Jahren heimgesucht wurde. Die Einführung der Bienen ist eine wahre Wohlthat gewesen. Nicht nur daß die Ansiedler Honig ernten, auch die aus Europa eingeführten Fruchtbäume geben seitdem eine große Menge von Früchten. Der weiße Klee, unser Gänseblümchen, der Sauerampfer und der Senf wuchern so gewaltig, daß die Colonisten alle Mühe haben, sich derselben zu erwehren, jene europäischen Pflanzen würden sonst die ganze einheimische Krautvegetation verdrängen und vertilgen.

Die Eingebornen der Chatham-Inseln werden als Moreores bezeichnet. Vor 40 Jahren zählte man ihrer etwa 1500, jetzt sind sie auf ungefähr 200 zusammengeschmolzen. Sie waren heitere Menschen mit Adlernasen und freundlichem Gesichtsausdruck, leider auch rund und wohlgenährt. Das letztere wurde ihnen verhängnißvoll. Ein Maori aus Neuseeland diente als Matrose auf einem Kauffahrteischiffe aus Sydney, welches bei den Inseln anlegte. Als der Maori in seine Heimat zurückgekehrt war, erzählte er dort so viel von den More-ores und deren Wohlbeleibtheit, daß seinen Landsleuten der Mund wässerte. Sie beschlossen eine Expedition zu unternehmen und fette Schmäuse zu halten. Im Jahr 1832 oder 1835 überfielen sie die Chatham-Inseln und fraßen den größten Theil der Bewohner auf. Diese Kannibalen, sagt Travers, gingen dabei höchst raffinirt zu Werke. Sie zwangen ihre Opfer, das Holz herbeizuschleppen und die Oefen zu heizen, in denen sie geröstet werden sollten. Der „Mensch“ ist zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen und auf allen Stufen der Kultur oder Unkultur ein höchst liebenswürdiges Geschöpf!

Die Postverbindung zwischen dem Missouri und dem Großen Ocean. Die neuen Staaten und die Territorien im innern Westen Nordamerika's gewinnen insbesondere durch ihre reichen Metallschätze eine immer größere Wichtigkeit. Eine regelmäßige Verbindung nach Osten hin wie mit den Küstenstaaten am Stillen Weltmeere war ein allgemein gefühltes Bedürfniß. So weit die Umstände es erlauben, wird dasselbe durch die Overland Stage Line befriedigt. Der Leser werfe den Blick

auf eine Karte. Auf der Grenze von Nebraska und Missouri, an diesem Flusse, liegt Omaha City. Von dort sowohl, wie von Atchinson und Nebraska City geht täglich ein Postwagen bis Fort Kearney am Platte, das 256 Miles nach Westen hinliegt, und dort treffen diese drei Routen zusammen. Hier sollen auch die beiden Eisenbahnen, einerseits aus Missouri, andererseits aus Jowa sich vereinigen; von dort an nach Westen hin soll dann der große Strang der pacifischen Bahn laufen. Der Postwagen geht so ziemlich dem 40° n. Br. folgend bis Denver City in Colorado und weiter nach Idaho City, das noch im Staate Colorado und 450 Miles vom Fort Kearney entfernt liegt. Er geht weiter auf der Linie durch Utah, Nevada und Californien, zunächst über den Bridgers-Paß nach Great Salt Lake City, 650 Miles. Von dieser Hauptstadt der Mormonen aus geht eine Zweiglinie von 500 Miles Länge gegen Nordosten durch das nördliche Utah, Idaho und Montana bis nach Bannock und Virginia City; eine andere, 850 Miles lang, zieht nordwestlich über Boisé City und Idaho bis zu den Dalles (Katarakten) des Columbiastroms, welcher unterhalb dieser Fälle bis zu seiner Mündung schiffbar ist.

Auf diesen Linien waren (nach der newyorker „Tribune" vom 30. Dezember 1865) zu Ende des Jahres 825 Mann beschäftigt; die Zahl der Kutschen und Expreßwägen betrug 156; jene der Pferde und Maulthiere 3530. Von diesen letzteren wurden 1490 verwandt, um allen nöthigen Bedarf und Vorrath zu den 264 Poststationen zu bringen, an welchen die Pferde gewechselt werden. Die Zahl dieser Stationen vertheilt sich in folgender Weise:

Von Atchinson über Denver zum Salzsee .	110
Von Nebraska City nach Fort Kearney . .	15
Von Denver nach Central City	3
Vom Salzsee bis zu den Dalles	76
Vom Salzsee bis Virginia City in Montana	45

Mit dem Bau der großen Eisenbahn zum Stillen Weltmeere hofft man in fünf bis sechs Jahren fertig zu sein.

Die Acadier in den englischen Colonien Nordamerika's. In Neuschottland, Neubraunschweig und auf den Inseln Prinz Edward und Cap Breton leben unter englisch redenden Ansiedlern noch etwa 80,000 bis 100,000 Nachkommen der alten französischen Colonisten, welche Sitten und Sprache ihres alten Mutterlandes beibehalten haben. Diese Acadier sind theils Ackerbauer, theils Holzfäller oder Ruderknechte und Pelzjäger, und als solche streifen sie weit und breit umher. Seit einigen Jahren wandern viele von ihnen nach Canada und den nördlichen Staaten der Union aus; manche haben sich am Saguenay und an der Straße von Belle Isle niedergelassen. Jene von der Prinz Edwardsinsel haben in der Gegend von Bouetouche in Neubraunschweig und in Untercanada in County Bonaventure, im Hintergrunde der Chaleurbay die Ansiedlung Metapediac gegründet, welche gegenwärtig etwa 500 Seelen zählt.

Agassiz hatte, einem Brief aus Rio de Janeiro vom 21. Dezember 1865 zufolge, binnen wenigen Monaten im Amazonenstrome nicht weniger als 1163 neue Species Fische gefunden. Das ist mehr, als das ganze Mittelländische Meer aufzuweisen vermag. Er hofft, daß nun auch die Nebenflüsse eine reiche Ausbeute geben werden, und will unter andern auch den Purus und den Rio negro erforschen.

Wir fügen hier folgende Angaben bei, welche wir in der „Deutschen Zeitung" von Porto Alegre (18. November) finden. Während Agassiz den Amazonenstrom bereist und dort seine Untersuchungen anstellt, gehen ihm die übrigen Mitglieder der Commission durch das Innere der Provinzen Minas, Bahia, Goyaz, Pernambuco, Ceara, Piauhy und Maranhon entgegen, indem sie den S. Franzisco und seine Nebenflüsse, den Parnahyba und den Tocantins erforschen. — Man schreibt dem Senator Ottoni von der Villa Januaria aus: „Durch die HH. Thomas Ward und Orestes St. John empfingen wir den Brief, in dem Ew. Exc. und der Hr. von Prados uns diese Herren rekommandiren. Sie befinden sich seit 20 Tagen hier und ich glaube, daß sie zufrieden sind, nicht nur der guten Aufnahme wegen, die sie hier gefunden, sondern hauptsächlich wegen der großen Ausbeute, die sie an naturgeschichtlichen Gegenständen gemacht haben und die, ihrer Versicherung nach, wahrhaft wunderbar ist und aus vielen Seltenheiten besteht, die man hier für gänzlich unbedeutend hielt. Gestern ließ ich den Herrn Ward nach der Stadt Palma in Goyaz transportiren, wo er sich auf dem Tocantins einschiffen wird, um mit seinen Begleitern stromabwärts zusammen zu treffen. Herr St. John geht heute nach Paranagua in der Provinz Piauhy und von dort wird er nach dem Tocantins gehen, nachdem er den Fluß Parnahyba erforscht hat. Die übrigen Herren gehen den S. Francisco hinab bis zur Stadt Remancho und von dort werden sie durch die cearensischen Comarken Crato und Jarelina nach Piauhy gehen, um dort mit St. John zusammenzutreffen und auf dem Tocantins nach Pará zu gehen."

Materielle Entwicklung in den La Plata-Staaten. Der Präsident der argentinischen Conföderation erklärte vor einiger Zeit bei Einweihung einer Eisenbahn, „daß er den Fortschritt des Landes mit dem Aufschwunge des Unternehmungsgeistes, welchen die Ausländer bethätigen, identificire". An diesem Unternehmungsgeiste lassen es namentlich die Engländer nicht fehlen; daß Deutschland irgend eine energische Thätigkeit am La Plata entfalte, haben wir noch nicht gelesen.

In der Provinz Entre Rios befindet sich ein großer Theil der Schafheerden im Besitz englischer Landwirthe und ein Gleiches ist der Fall in Santa Fé. Im Dezember 1865 fanden dort, namentlich an der im Bau begriffenen Eisenbahn nach Cordova, fast täglich große Verkäufe von Ländereien statt. Die Bevölkerung von Frayle muerto, das so ziemlich an der Grenze von Santa Fé und der Provinz Cordova, aber in der letztern, liegt, steigt und rasch wächst die Zahl der englischen Ansiedler an; doch ist immer noch gutes Land billig zu haben; 6000 Acres werden mit 1000 Silberdollars bezahlt.

Der Wollertrag ist im Jahre 1865 glänzend ausgefallen. Die Schafheerden sind um 40 Procent angewachsen und die Wollausfuhr wird nicht unter 200,000 Ballen oder 7,000,000 Arroben, also 175,000,000 Pfund betragen.

Als ein sehr beträchtlicher Erwerbszweig erscheint bereits das Einsalzen von Rind- und Schaffleisch, welches nun von einer Compagnie nach einer neuen Methode betrieben wird.

Sehr beträchtlich ist die Einwanderung von Basken aus den französischen Südwestdepartements. Ihrer sind schon mehr als 50,000 in den La Platastaaten, und man sieht diese fleißigen Leute gern.

Die argentinische Regierung hat in der Person des Engländers Lloyd einen Einwanderungscommissär nach Liverpool geschickt. Der zu Buenos Ayres erscheinende „Standard" schreibt: „Wenn die Leute in England nur wüßten, welche große Vortheile dieses Land darbietet! Das Klima ist gesund, die Arbeitslöhne stehen hoch, Jedermann findet sofort lohnende Beschäftigung; alle Verhältnisse sind in befriedigendem Zustande."

Die Stadt Buenos Ayres hat einen schlechten Hafen, der kaum diesen Namen verdient. Nun liegt aber, 28 Miles zu Wasser, 35 Miles zu Lande, nach Süden hin, bei Ensenada eine Bucht, wo seither die Quarantaine war. Hier ist mit verhältnißmäßig geringen Kosten ein Hafen von bester Beschaffenheit herzustellen, mit 160,000 Pfd. Sterl.; so lautet der Anschlag des bekannten Ingenieurs Weelwright. Von Ensenada soll für 500,000 Pfd. Sterl. eine Eisenbahn nach Buenos Ayres gebaut werden, und beide Plätze würden dann etwa in einem ähnlichen Verhältniß stehen wie Bremen und Bremerhafen.

Aus der Banda Oriental wurden 1860 an Wolle 6,566,000 Pfund ausgeführt, 1864 aber schon 18,854,000 Pfund, und 1865 sollten mehr als 30 Millionen verschifft werden. Die Qualität der Wolle hat sich in den letzten Jahren sehr verbessert, und jetzt sind drei große Compagnien gegründet worden, welche sich Vermehrung und Veredlung der Schafzucht zur Aufgabe gemacht haben. Auch aus Montevideo erschallt die Klage über Mangel an Arbeitern. Die Arbeiter in den Saladeros erhalten 8½ Schilling (84 Silbergroschen) Taglohn und das beste Rindfleisch kostet — 1 Silbergroschen das Pfund. Ein Arbeiter könne recht gut täglich 2 preußische Thaler als Ersparniß zurücklegen. Alle öffentlichen Arbeiten haben eingestellt werden müssen, weil Arbeiter fehlen. Man hat den Plan gefaßt, 4000 Familien aus Nordamerika zur Einwanderung nach Uruguay zu veranlassen.

Zwischen Montevideo und Buenos Ayres wird 1866 eine tägliche Dampferverbindung stattfinden. Der beste Dampfer, welcher zwischen beiden Städten fährt, ist ein österreichischer.

In jenen Theilen Südamerika's weiden jetzt viele Millionen Stück Rindviehs. Sie wurden im 16. Jahrhundert durch spanische und portugiesische Abenteurer von Santos an der brasilianischen Küste über Land nach Asuncion und Paraguay gebracht; 1542 und 1558 kamen einige weitere Transporte auf

demselben weiten Wege; allmälig verbreiteten sie sich nach Süden hin. Pferde und andere Hausthiere sind dagegen auf dem Seewege und dem La Plata hinauf ins Land gekommen.

Zur Statistik der Dampfschifffahrt.

In Bezug auf die Dampfschifffahrt steht Großbritannien noch immer voran, doch heben wir mit einiger Genugthuung hervor, daß Deutschland in dieser Beziehung rüstig vorwärts schreitet. Bremen und Hamburg haben 12 transatlantische Seedampfer, die ganz vortrefflich sind und nichts zu wünschen übrig lassen. Auch an der Ostsee rührt man sich wacker.

Freilich sind die Engländer in viel günstigeren Verhältnissen und uns weit voraus. Sie haben gegenwärtig nicht weniger als 23 Packet-Dampfschifffahrtsgesellschaften, welche zusammen 370 Dampfer mit 560,000 Tons Tragfähigkeit und 110,000 Pferdekraft haben.

Von Liverpool aus fahren 164 Dampfer, von Hull 40, von London 35, von Glasgow 16, von Hartlepool 15 2c. Etwa 200 versehen den Dienst lediglich auf der östlichen, 170 auf der westlichen Halbkugel, und von den letzteren etwa 80 mit Nordamerika. Die Schiffe haben 1865 mehr als 10 Millionen Miles zurückgelegt und mehr als 2 Millionen Tons Kohlen verbraucht.

Vor längerer Zeit haben wir einmal Mittheilungen über den Stand der großen Peninsular and Oriental-Company gegeben. Wir finden jetzt in der „Shipping and Mercantile Gazette" neuere Angaben über den Stand dieser großen Gesellschaft. Sie besaß zu Ende des Jahres 1865 an Schraubendampfern 41, an Raddampfern 12 Schiffe und außerdem 10 Fahrzeuge zum Transport 2c., zusammen 63 Schiffe von 92,353 Tons und 18,270 Pferdekraft.

Aber die französischen Messageries imperiales haben doch 7647 Tons mehr.

Der Werth der Schiffe der Peninsular- 2c. Compagnie ist zu 2,667,714 Pfd. Sterl. angenommen; es kommen also auf die Ton 28 Pfd. 17 Sh. 6 Pence; das übrige Eigenthum wird auf 214,560 Pfd. Sterl. geschätzt, dazu kommen aber noch Vorräthe von Kohlen 2c. im Werthe von 369,699 Pfd. Sterl.; — im Ganzen hat die Gesellschaft ein Eigenthum von 3,706,987 Pfd. Sterl. Die Bruttoeinnahme betrug 1864 2,346,203 und 1865 2,136,076 Pfd. Sterl., die Ausgabe in den respektiven Jahren 2,120,354 und 1,976,999 Pfd. Sterl. Dividende 10 Procent.

Im Jahr 1864 hat die Gesellschaft in Folge des Mitbewerbes der Messageries imperiales die Fahrpreise, welche sündhaft hoch waren, etwas herabgesetzt und sie beförderte 2200 Fahrgäste mehr als im Jahre vorher; der Ausfall in der Einnahme rührt daher, daß weniger Baargeld, Seide und Baumwolle zur Verladung kam.

England hat kein Monopol mehr in der transatlantischen Dampfschifffahrt. Unsere deutschen Fahrzeuge verrichten ihren Dienst mindestens eben so gut und rasch wie die Cunarddampfer. Auch die Anstrengungen der Franzosen sind aller Ehren werth; die Versuche der Nordamerikaner zu einer regelmäßigen Dampferverbindung mit Europa scheiterten bisher alle; von ihren fünf Collinsdampfern gingen binnen ein paar Jahren drei durch Unvorsichtigkeit verloren.

Die Messageries imperiales haben von Marseille aus für das ganze Mittelmeer einen natürlichen Vortheil. Dann wurde am 3. Juli 1861 die transatlantische Compagnie gegründet und sie wird von der Regierung freigebig unterstützt (jährlich 9,300,000 Frcs.). Sie hat ihre Schiffe in Frankreich gebaut, und das erforderte Zeit. Im Juli 1864 begann sie ihre Fahrten auf Newyork; sie hat Gunst gefunden; die Fahrzeuge sind rasch und Alles an Bord ist gut. Sie wird 21 Dampfer in Fahrt bringen mit 16,600 Pferdekraft. Sie fährt nun allmonatlich nach Havana und Mexico, Westindien und Panama und zweimal im Monate nach Newyork.

Die Compagnie der Messageries imperiales besaß am 1. Januar 1865 nicht weniger als 58 Dampfer mit 102,445 Tons und 17,560 Pferdekraft; sie hatten mehr als 86 Millionen Francs gekostet. Die Fahrten gehen nach Algerien, dem Archipelagus, die Häfen der Levante (Konstantinopel, Smyrna, Beyrut, Alexandria 2c.) und Indo-China.

Notizen aus England. Im Jahre 1865 sind in Großbritannien und Irland durch die Post ungefähr 680 Millionen Briefe befördert worden; davon kommen auf London etwa 170 Millionen; von 2,130,000 rekommandirten Briefen gingen nur 14 verloren, aber der Beamte, welcher sie unterschlagen hatte, wurde ermittelt.

Zu Birkenhead, Liverpool gegenüber, trat im Januar ein Geistlicher, Dr. Blakeley, auf, um den Gebrauch des Räucherns in den Kirchen und das Tragen bunter geistlicher Gewänder zu verdammen; dadurch verrathe man die Kirche und bahne die Einführung der papistischen Messe wieder an. Er forderte die in der Versammlung Anwesenden auf, einen Sturm des Unwillens zu erheben und durch denselben solche „Götzendienerei" fortzuschaffen. Das fand Anklang. Als ein anderer Geistlicher den Verbesserungsantrag stellte: die Versammlung möge erklären, daß eine Congregation nicht das Recht habe, sich in die gottesdienstlichen Angelegenheiten einer andern zu mischen, weil darin eine Beeinträchtigung der bürgerlichen und religiösen Freiheit der Engländer liege, entstand ein ungeheurer Aufruhr, und am Ende wurde unter wahrem Höllenlärm Blakeley's Antigötzendienereiantrag gut geheißen. — Wir erwähnen dieses Vorfalls, weil er die kirchliche Aufregung bezeichnet, welche jetzt überall in England wuchert und sehr oft ins Fanatische umschlägt. Namentlich gehen die Baptisten aus Rand und Band und unter den Methodisten gährt es auch stark. Es ist der alte Sauerteig des finstern Puritanismus, der in Nordamerika so grenzenloses Unheil und so viel unabsehbare Verwirrung angestiftet hat. —

Das spanische Espartogras ist ein wichtiger Handelsartikel geworden und man bezahlt 20 Centner (die Tonne) mit 6 Pfd. Sterl. Es wird in den Papierfabriken verwandt.

In Großbritannien waren am 31. Dezember vorigen Jahres 12,299 Miles Eisenbahnen in Betrieb. Ihre Jahreseinnahmen haben 35,335,838 Pfd. Sterl. betragen, gegen 33,182,497 in 1864. Dieselben sind seit 5 Jahren ununterbrochen gestiegen; 1859 betrugen sie nur 25,576,100 Pfd. Sterl.

Altgriechen und moderne Hellenen. Jakob Philipp Fallmerayer hat in Bezug auf seine Ansichten über Neugriechenland noch bei Lebzeiten Genugthuung in Fülle bekommen, und sie war ihm zu gönnen, nachdem er so viele widersinnige Angriffe erfahren hatte. Heute sprechen die Engländer, welche einst für das Hellenenthum der modernen Slavogräken schwärmten, eben so. Sehr natürlich, diese modernen Hellenen zahlen ihre Zinsen nicht. Selbst der „Daily News", die sonst in ihren Urtheilen über Völkerverhältnisse manchmal bornirt ist, gehen die Augen auf. Die Neugriechen, sagt sie, haben sehr wenige von den guten Eigenschaften ihrer alten Vorfahren; was sie mit den alten Athenern gemein haben, das ist eine Leidenschaft nach Neuem und Neuigkeiten und für Beifall. Einige unbarmherzige Ethnologen behaupten zuversichtlich, daß in unseren Tagen kein Nachkomme der Athener aus den Tagen der klassischen Zeit mehr übrig sei; die modernen Hellenen seien vielmehr ein wirres Durcheinander von Ansiedlern sehr verschiedener Abstammung und von allerlei Raubgesindel. Diese Theorie gefällt allerdings denjenigen Griechen nicht, welche im Auslande leben und dort reich geworden sind, sie entspricht aber den Thatsachen. Diese sehr gemischte Abkunft und Verwandtschaft wird allerdings einigermaßen gemildert durch die Erinnerung an Vorfahren, deren Genius noch heute die Welt entzückt, und durch die geweihten Erinnerungen, welche sich an so viele Stätten Griechenlands knüpfen. Aber unsere heutigen Neuathener zeigen sich weder in Philosophie oder Kunst oder in der Staatswissenschaft als Landsleute des Plato, Phidias oder Aristoteles. Wohl aber haben sie die Eitelkeit und die turbulente Ruhelosigkeit, welche in der alten Republik die besten Bürger verfolgte und sie mit Todesstrafe heimsuchte. Die Nichtachtung in Bezug auf pecuniäre Verpflichtungen, ihre Unlust Schulden zu bezahlen, der Hang nach romantischem Straßenraube, der ihnen mehr zusagt als rechtschaffener Fleiß, welchen sie für schmutzig und niedrig erachten, — diese Dinge deuten auf weniger feines Blut, als die alten Griechen hatten, und bezeugen einen Hang zum Abenteuerlichen. Byron mochte von dem Volke, für welches er gekämpft hatte, gar nichts mehr wissen; trotzdem wurde der Traum von einem wieder lebendig zu machenden Griechenland aufs Tapet gebracht und die Schutzmächte ließen sich auf diese Thorheit ein. Heute sehen wir eine bankerotte Regierung, ein durch und durch demoralisirtes Volk und eine turbulente Stadt, die alles Geld an sich zieht. Außerdem ein verödetes Land, in welchem pittoreske Gentlemen ihr romantisches Unwesen treiben.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Eine Wanderung in Bithynien.

Große geschichtliche Erinnerungen. — Einfluß der Türken. — Chalcedon; Hannibals Grab; Nicomedia. — Die Saptiehs als türkische Gensdarmen. — Alte Römerstraße und ihr heutiger Zustand. — In Sabandja. — Die Sophonbrücke und der Sangarius. — Ada Basar. — Aufenthalt in Ak=Seraï. — Ein Abendessen im Rathhaussaale. — Nicäa, dessen Alterthümer und Geschichte. — Die Concilien, die Kreuzfahrer und die Byzantiner. — Kleinasiatische Typen.

An den Küsten Kleinasiens, Konstantinopel gegenüber, weht „Veilchenhauch"; wenigstens hat Fallmerayer es behauptet. Gewiß ist, daß die Natur nichts versäumt hat, um die ganze anatolische Halbinsel mehr oder weniger reich auszustatten und zu schmücken. Geschichtlich betrachtet, ist dort überall klassischer Boden, der sich aber in unseren Tagen einer größern oder geringern Barbarei preisgegeben sieht. Das ganze Leben stagnirt, gleichviel ob man die christlichen Griechen oder die mohammedanischen Türken ins Auge faßt.

In Europa sind die Osmanen Fremdlinge und das fühlen sie auch, aber auf der asiatischen Seite wissen sie sich daheim. Ihnen gehört das Land, welches in uralten Tagen von Sesostris durchzogen wurde, wo Homer sang, der weise Thales als Naturforscher auftrat, Aesop Fabeln dichtete, wo Herodot und Apelles geboren wurden. Hier war ein zweites Griechenland, in welchem späterhin die Christen einander verfolgten und in Hekatomben abschlachteten. Hier wurden auch viele Dogmen, oftmals unter seltsamen Einwirkungen und Verhältnissen, festgestellt; aus den griechischen Tempeln waren Kirchen der „Nazarener" geworden, und in den Tagen der Kreuzzüge haben Peter der Eremit, Gottfried von Bouillon und Kaiser Friedrich Rothbart diese Regionen durchzogen. Aber die Saracenen waren mächtiger, als die Ritter aus dem Abendlande; die Osmanen wurden gewaltig und blieben Herren und Gebieter, auch nachdem ihr Sultan Bajasid von dem Mongolen Tamerlan aufs Haupt geschlagen war.

Nun kennt man den alten Satz: Wohin der Türke seinen Fuß setzt, dort gedeiht kein Gras. Und es ist wahr: die Osmanen sind ohne schöpferische Begabung und tragen nicht einmal die Fähigkeit in sich, das Gute, Tüchtige und Nützliche, welches sie vorfinden, zu erhalten. Türkei und Verfall sind Begriffe, die einander entsprechen.



Das constantinopolitanische Thor in Nicäa. (Nach A. v. Moustier.)

Auch Kleinasien liefert den Beweis dafür. Aber trotz aller Ruinen, und in nicht geringem Grade wegen derselben, zieht dieses Land immer und immer wieder wissenschaftlich gebildete Reisende an, denn jeder findet für Geschichte, Sprachwissenschaft und Völkerkunde eine reiche Ausbeute. Auf Bequemlichkeit und manchmal auch auf persönliche Sicherheit muß allerdings der Wanderer Verzicht leisten; aber das weiß er im Voraus und hat sich demgemäß einzurichten. Er verschafft sich von der hohen Pforte in Stambul einen Ferman des Großherrn und dieser Empfehlungspaß wird respectirt von aller Welt. Einen solchen erhielt auch der Graf von Moustier, als er im Sep-

tember 1862 seinen Ausflug durch das vordere Kleinasien unternahm, auf dem wir ihn vorerst bis zu dem alten Nicäa begleiten wollen.

Am 25. September, an einem prächtigen Herbsttage, schwamm sein Fahrzeug in der Bucht von Nicomedia, dem Astapus sinus der Alten, der von bewaldeten Höhen umgeben ist. Einst war dort reges Leben; jetzt erblickt man nur wenige Dörfer am Ufer. Am Eingange zur Bucht liegt Kadi Keüi, auf der Stelle des alten Chalcedon, das von Pharnabazus, dann von Alcibiades und von Mithridates belagert wurde, wo Rufinus, der unwürdige Minister der Kaiser Theodosius und Arcadius, eine prächtige Villa hatte und wo die Geistlichkeit der herrschenden Kirchenpartei auf einem berühmt gewordenen Concilium, 451, den Entyches für einen Ketzer erklärte.

Weiterhin kommen in Sicht: Gebiseh, das Lybissa der Alten, wo Hannibal Gift nahm, um nicht lebendig in die Gewalt der Römer zu fallen. Plinius hat das Grab des großen karthagischen Heerführers besucht, und Moustier meint, daß ein mit Rasen bedeckter Hügel, der noch heute vorhanden ist, den Ort bezeichne, wo Hannibal seine Ruhestätte fand. — Dann Hereke, Ancyron, in der Nähe von Nicomedia, wo Constantin, der sogenannte Große, eine Villa besaß, in welcher er seinen höchst unheiligen Geist aufgegeben hat.

Das Schiff warf vor Ismid, Nicomedia, seine Anker aus. Zunächst fällt ein Kiosk des Sultans in die Augen, der aber nicht an den großartigen Palast Diocletians, oder an jenen erinnert, welchen Sultan Murad der Vierte im 17. Jahrhundert erbauen ließ. Von beiden sind keine Spuren mehr vorhanden. Auf den Werften werden dann und wann Kriegsschiffe gezimmert. Die einst glänzende und sehr volkreiche Hauptstadt des alten Bithyniens zählt jetzt etwa 20,000 Einwohner.

Der Reisende ging zum Kaimakan, um seinen Ferman vorzuzeigen. Dieser Beamte saß unter einem Zelte und war von den Mitgliedern des Medschlis, der Rathsversammlung, umgeben, benahm sich nach Gebühr und stellte zwei Saptiehs, welche dem mit Postpferden reisenden Europäer zum Geleite mitgegeben wurden. Nach einigen Stunden war Alles in Ordnung, man tauschte Tamenos, Grüße, aus und ritt aus der Stadt. Die Saptiehs kann man dem Wesen nach als eine Art von Gensdarmen bezeichnen; sie sind aber nicht gleichmäßig gekleidet, sondern wie türkische Reiter überhaupt, tragen nach Belieben Fes oder Turban, Jacken von verschiedener Farbe; auch sind die Waffen nicht gleichmäßig. Der Türke ist gern Saptieh; er kann als solcher zu Pferde sein, den blanken Säbel führen, im Land umher traben, gemächlich seinen Tschibuk rauchen und sich in den Dorfschenken oder wohin er sonst kommt, etwas aufwarten lassen. Sein Monatssold übersteigt jedoch vier deutsche Thaler nicht, und deshalb sind ihm Accidentien sehr willkommen. Manchem sagt man nach, er stehe im Einverständnisse mit den Straßenräubern, und das mag auch wohl vorkommen; gewiß bleibt, daß nicht selten Saptiehs bei Erfüllung ihrer Pflicht das Leben in die Schanze geschlagen haben.

Von Ismid bis Sabandja mögen es etwa 7 deutsche Meilen sein. Die Straße ist 12 bis 14 Fuß breit, gepflastert, aber in einem so abscheulichen, in einem so türkischen Zustande, daß sie an mehren Stellen kaum noch vorhanden ist und die Pferde Seitenwege aufsuchen. Und das ist die alte Römerstraße, welche von hier aus Kleinasien von Nordwesten nach Südosten, bis an die Grenzen Syriens durchzog, und von welcher noch heute viele verschiedene Wege auszweigen, durch welche Stambul mit Armenien, dem Persischen Meerbusen und Mesopotamien in Verbindung steht. Die ersten osmanischen Sultane haben allerdings etwas gethan, um sie in leidlichem Stande zu erhalten, aber später hat sich Niemand mehr um Ausbau und Besserung bekümmert.

Auf einem solchen Wege gelangt man nach Sabandja. Dort sind die Straßen sehr eng und schmal, aber der Chan, das für Reisende bestimmte Einkehrhaus, war neu, überraschend sauber, sogar mit Matten belegt und hatte einen Kaffeewirth, der auch ein aus Huhn und Reis bestehendes Mittagsmahl auf den Tisch brachte.

Dicht bei Sabandja liegt ein kleiner See, durch welchen einst Kaiser Trajan vermöge eines Kanals den Sangarius mit der Bucht von Nicomedien in Verbindung bringen wollte; das Projekt wurde aber nicht ausgeführt. Weiterhin kommt man an die Sophonbrücke, welche Kaiser Justinian über den Sangarius schlagen ließ; der Fluß hat sich aber später einen andern Weg gebahnt und das alte Bett bildet nur noch eine sumpfige Niederung, durch welche sich ein schmaler Wasserlauf hinzieht. In dieser Gegend traf der Reisende viele Armenier, die mit Frauen und Kindern zu einem Wallfahrtsorte zogen. Ada Bazar, am linken Ufer des Sangarius, zählt etwa 10,000 Seelen; davon sind etwa 3000 Armenier und 1000 Griechen. Der Gemeindevorsteher der letzteren begrüßte den Fremden und brachte denselben bei einem Kaufmann unter, der es an Confituren, Cigarretten (die Griechen rauchen lieber diese als den Tschibuk) und Aufmerksamkeiten nicht fehlen ließ. Die griechische Kirche bietet nichts Bemerkenswerthes dar, aber als Merkwürdigkeit kann eine durch Dampf getriebene Sägemühle betrachtet werden, die ein Kaufmann aus Pera in Ada Bazar gebaut hat. Sie liefert eine große Menge von Gewehrkolben für die europäischen Heere. Der Nußbaum gedeiht in dieser Gegend ganz ausgezeichnet; man sieht viele hundertjährige Bäume, aber keinen Nachwuchs. Weder Türken noch Griechen pflanzen Nußbäume nach, so wenig wie der Neger Kaffeebäume nachpflanzt. So wird der vorhandene Reichthum bald erschöpft sein, aber bis auf weiteres macht jene Sägemühle ausgezeichnete Geschäfte.

Jenseits Ada Bazar führt der Weg erst durch eine Strecke Haideland, dann aber treten wieder Nußbäume auf und weiterhin fällt das Gelände ab zum Sangarius oder Sakara, wie die Türken sagen; er ist nächst dem Halys, Kisil Irmak, der bedeutendste Strom von Kleinasien. Der Engpaß ist so schmal, daß in demselben kaum zwei Männer neben einander reiten können, und wenn zwei Karawanen sich begegnen, muß eine warten, bis die andere hindurch gezogen ist. Nach Verlauf einer Stunde wird das Thal etwas breiter und man rastet dann in einem Karawanserai an der Kemer Küprü, d. h. Bogenbrücke, die aber nur von Fußgängern und Reitern passirt werden kann. Zwei steinerne Bögen sind einst in Folge von Erdbeben eingestürzt; die Türken haben natürlich nichts ausgebaut, sondern einige Balken eingerammt und Bretter darüber gelegt. Das Karawanserai hat im Innern große Stallräume; an den Hofseiten laufen Gallerien mit kleinen Gemächern, in denen die Kameeltreiber Unterkommen finden.

Weiterhin treten die Uferhöhen zurück, das Land ist fruchtbar und verhältnißmäßig gut angebaut, bis zur kleinen Stadt Geïweh, in welcher man das alte Tottäum vermuthet. Hier wachsen vortreffliche Melonen. Nach ein paar Stunden kommt dann eine Ortschaft in Sicht, die mit ihren dunkeln, aus gestampfter Erde aufgeführten Häusern sich keineswegs einladend ausnimmt. Trotzdem heißt sie die weiße Burg, Ak Seraï oder Ak-Hissar. Das

Einkehrhaus war gründlich im Verfall, aber bald erschienen einige Beamten, um den Fremden in den Konak zu geleiten. In diesem alten Gebäude sah Alles anständiger aus, denn es ist ein Amtshaus, gehört der Regierung und hat sogar ein zweites Stockwerk.

„Im Saale waren die Notabeln der Stadt versammelt, um uns würdig zu empfangen, und draußen ließen es die Diener nicht an Aufmerksamkeit fehlen. Unter denselben fiel uns ein Neger auf, der eine vom Halse bis zum Fußknöchel reichende Kette trug. Auf unsere Frage wurde geantwortet, daß man auf solche Weise die Diebe für Jedermann kenntlich mache. So wisse man doch, woran man mit solch einem Menschen sei."

„Doch wir befinden uns im Rathssaal und man ladet uns höflich ein, auf dem Diwan Platz zu nehmen. Der Stellvertreter des Mudir, welcher eben auf einer Reise nach Nicomedia begriffen war, zieht den Ferman hervor, hält als Zeichen der Hochachtung vor diesem Documente des Sultans die Hand an die Stirne und liest den Inhalt vor. Dann werden uns Tschibucks angeboten, wir trinken Kaffee und können uns ganz gemächlich den Saal betrachten. Unsere Abbildung veranschaulicht denselben. Da steht eine große, stark mit Eisen beschlagene Truhe vor dem einen Diwan; eine solche ist im Allgemeinen das einzige bewegliche Zimmergeräth im Selamlik, d. h. im Gemache der Männer (im Gegensatze zum Harem, den Gemächern der Frauen). Man verwahrt Geld und wichtige Urkunden darin, weniger belangreiche Papiere werden unter die Polster gesteckt! Die Türken sind nun einmal kein bureaukratisches Schreibervolk." (S. 357.)

„Im großen Saale dieses Konak sahen wir ferner den Kadi, den Iman und einige andere wichtige Personen, welche den Medschlis, der Rathsversammlung, angehörten und gemächlich ihre Pfeife rauchten."

„Inzwischen wurde es Abend. Wir standen auf und gingen ans Fenster, von welchem aus wir eine prachtvolle Aussicht hatten. Die grünen Berge waren von den Strahlen der scheidenden Sonne mit rothem und goldigem Schimmer übergossen, und als die Dunkelheit hereingebrochen war, fand sich eine Anzahl junger Männer ein, die in langherabhängende Gewänder gekleidet waren und an die ägyptischen Almehs (Tanzmädchen) erinnerten. Sie schwangen Fackeln und führten Tänze auf."

„Im Saale stellte man Wachsfackeln in hohen Leuchtern auf den Fußboden, und dann wurden die Gerichte aufgetragen, mit denen man uns bewirthete, eine Schüssel nach der andern, bald eine gesalzene und dann eine gezuckerte Speise, eine warme und eine kalte. Da kamen Kebab, d. h. auf dem Roste gebratenes Schöpsenfleisch, — Dolmas, Kugeln von gehacktem Fleisch in Weinblätter gewickelt; — Böreks, Blätterkuchen von verschiedener Gestalt; — Kaïmak, eine Art Sahne, und Yaurt, geschlagene Sahne, welche man gewöhnlich als Brühe über Fleischragout schüttet. Natürlich fehlte das Nationalgericht der Türken nicht, der Pilav, und er beschloß die Mahlzeit, in so weit die Kochkunst in Frage kam. Hinterher kamen mehre Arten von Melonen auf den Tisch: die weiße, sehr saftige Kavun und die Karpus mit rothem Fleisch." —

Von Tellern und Gabeln ist keine Rede; jeder schöpft Flüssiges mit einem kleinen Holzlöffel; Fleisch, feste Speisen und Pasteten langt man sich mit den Fingern. Der Wirth reicht die leckersten Bissen seinen Gästen hin und diese bedanken sich für die Aufmerksamkeit in verbindlichster Weise. Flaschen kommen natürlich nicht zum Vorschein, nicht einmal Karaffen oder Gläser. Ein Diener bringt eine Art Schale mit Wasser, über welche er seine Hand gedeckt hält, und reicht sie jenen Gästen, welche ihm ein Zeichen geben, zum Trinken hin. Ein anderer Diener hält einen Leuchter, und nachdem alle sich gesättigt haben, wäscht der Hausmeister ihnen die Finger. Nachher wurde eine Ruhestunde gehalten; man breitete im Selamlik Matratzen und Decken aus und schlummerte dann. So war im Verlauf weniger Stunden dieses Gemach erst Gerichtssaal und dann Gesellschafts-, Speise- und Schlafzimmer. Die Türken machen es sich eben so bequem als möglich.



Das Thor von Lefke in Nicäa. (Nach A. v. Moustier.)

Die Reisenden verweilten ein paar Tage lang in dem gastlichen Ak Serai, verließen dann das schöne Thal des Sangarius und ritten über eine steile, mit großen Felsblöcken übersäte Anhöhe, auf welcher eben damals Räuber ihr Unwesen trieben. Die Saptiehs luden die Gewehre gut; vor ein paar Wochen waren ihre Kameraden überfallen worden und zwei derselben hatten ins Gras beißen müssen. Auch war jüngst zwischen Nicäa und Karanussal ein französischer Seidenhändler ermordet worden. Diesmal ließen sich keine gefährlichen Männer blicken auf der Hochebene, welche zwischen dem Sangarius und dem Isnik göül, dem See von Nicäa, dem Lacus Ascanius der Alten, liegt:



Türkischer Bauer. Karawanbaschi aus dem östlichen Anatolien. Gebirgsbewohner aus dem Tmolus. Türkischer Grundbesitzer. Zaptiehs. Bettelderwisch.
(Nach Zeichnungen von A. v. Moustier.)



Im Saale des Konak zu Ak Serai. (Nach A. v. Moustier.)

Auf einem sanft abfallenden bewaldeten Terrain kommt man nach Nicäa.

Die Ruinen dieser alten Stadt regen die Einbildungskraft mächtig an; sie sind bei weitem nicht genug gepriesen worden und geben dem Alterthumsforscher, dem Baumeister und dem Maler Stoff in Hülle und Fülle, der Dichter ganz zu geschweigen. Es kann nicht ausbleiben, daß sie künftig eine bessere Würdigung finden.

Nicäa ist von Antigonus wenige Jahre nach dem Tode Alexanders des Großen erbaut worden. Aber seine alten griechischen Kunstdenkmäler sind durch Zeit und Erdbeben, Ueberfälle der Barbaren und manche Belagerungen zu Grunde gegangen. Man findet übrigens manche Bruchstücke alter Architektur in neueren Gebäuden und namentlich in der Ringmauer; hier einen Säulenschaft, dort ein Kapitäl im besten korinthischen Styl, und auf manchen Strecken ist diese Wallmauer mit alten Grabsteinen oder marmornen Architraven bekleidet. Das Theater ist in den Zeiten des Kaisers Trajan erbaut worden, welchem Plinius der Jüngere in seinen Briefen Einzelnheiten über den Fortgang des Baues meldet. Gegenwärtig sieht man nur eine wirre Masse von Gewölben und Treppenstufen, welche von einer üppigen Vegetation überwuchert sind. Zwei Hauptthore: das nach Stambul und das nach Lefke führende, haben Triumphbögen aus weißem Marmor. Dieselben sind unter Hadrian gebaut worden. Aus der byzantinischen Zeit sind mehr Monumente erhalten als aus den Tagen des Alterthums; namentlich verdient die eigenthümliche Art, in welcher die Befestigungsmauern angelegt sind, die Aufmerksamkeit der Sachverständigen. Auf einer Strecke von etwa 12,000 Fuß sind sie fast ohne irgend eine Lücke erhalten, bestehen aus einer doppelten Mauer, dem moenium und dem agger, und sind im Ganzen von 283 Thürmen flankirt; nur einige derselben sind viereckig.

Es versteht sich von selbst, daß in der Byzantinerzeit manche Kirchen gebaut worden sind; die heutige Kathedrale scheint aus dem 12. Jahrhundert herzurühren und hat beachtenswerthe Malereien; eine andere, die Agia Sophia, hat keine Kuppel und keine Gewölbe mehr, wohl aber hübsche Mosaiken. Von dem kaiserlichen Palaste, in welchem das erste nicänische Concil seine Sitzungen hielt, ist nichts mehr übrig. Die seldschuckischen Sultane, deren Hauptstadt Ikonium war, bauten auch zu Nicäa in dem anmuthigen arabischen Style, der aus indischen, persischen und byzantinischen Motiven zusammengesetzt ist. Man glaubt sich nach Bagdad versetzt, wenn man durch das Thor von Lefke in die Stadt eintritt und urplötzlich sieht, wie über dunkeln Ruinenmassen das mit emaillirter Fayence bekleidete Minaret der Yeschil Dschami (grünen Moschee) mit rothen, grünen und blauen, überaus frischen Farben sich stolz in die Luft empor hebt. Diese Moschee ist ein wahres Bijou; die Gittergeländer, welche den Porticus bilden, und die in den weißen Marmor der Vorderseite eingegrabenen Verzierungen können mit den schönsten Erzeugnissen sich messen, welche der maurische Genius in Spanien hervorgebracht hat. Es schmerzt Einen, wenn man jetzt dieses köstliche Denkmal so verlassen sieht. Freilich dient sie immer noch dem Cultus, indem sie zu einer religiösen Schule, einer Medresseh, gehört, in welcher etwa ein Dutzend Softas, Seminaristen, Unterricht erhalten. Diese armen Bursche hausen in kleinen, hufeisenförmigen Zellen und studiren melancholisch genug ihren Koran. Ruinen von Bädern liegen in der Nähe; diese sind, wie eine Inschrift besagt, 1338 erbaut worden; die Moschee wurde zehn Jahre früher errichtet.

Neben diesen Trümmern aus der heidnischen, christlichen und mohammedanischen Zeit, welche so scharfe Gegensätze zu einander darbieten, gewahrt man auch einzelne Imarets, Hospize und öffentliche Küchen, in denen armen Leuten und Schülern Speisen verabreicht werden; einige sind in recht hübschem Styl aufgeführt.

Nicäa stand in seinem höchsten Glanz, als dort, 327, unter der Regierung des argen Sünders und Bösewichts Constantin das erste große Concilium abgehalten wurde. Der Kaiser bezahlte den Bischöfen, welche sich zu demselben einfanden, die Reisekosten; er selber, in ein mit Edelsteinen besetztes purpurnes Prunkgewand gekleidet und auf einem goldenen Sessel thronend, führte den Vorsitz. Das Concilium verdammte den Alexandriner Arius, weil er behauptete, Gott der Sohn sei Gott dem Vater nicht gleich, sondern ähnlich. Der Zank über diese Formeln hat im Fortgange der Zeit einigen Millionen Menschen das Leben gekostet. Constantin schloß das Concil mit glänzenden Festen, deren Pracht alle Beschreibung überstieg. Vier Jahrhunderte später waren noch einmal viele Bischöfe, 377 an der Zahl, in Nicäa versammelt; dieses siebente ökumenische Concilium stellte die Lehren und Normen für die Verehrung der Heiligenbilder fest. Aber das Alles konnte nicht verhindern, daß die arabischen Chalifen wie ein Sturmwind heranbrausten und später die seldschuckischen Türken kamen, welche diese Stadt Nicäa den byzantinischen Kaisern entrissen. Noch vor den Kreuzzügen war Robert, Herzog von der Normandie, auf einer Wallfahrt nach Jerusalem in Nicäa; er starb dort unter geheimnißvollen Umständen.

Als die undisciplinirten Horden der ersten Kreuzfahrer unter Peter dem Eremiten und Walter Habenichts nach dem heiligen Grab in Jerusalem ziehen wollten, landeten ihrer dreitausend bei Gemlek, wo der See Ascanius die Ueberfülle seines Wassers in das Meer ergießt. Sie rückten vor Nicäa; der Sultan trat ihnen auf der rechten Seite des Sees entgegen, unweit vom Dorfe Basardschik, und richtete ein entsetzliches Gemetzel an. Im folgenden Jahre, 1097, erschienen Gottfried von Bouillon, Bohemund von Tarent und andere edle Herren mit einigen hunderttausend Kriegern, die sich aus neunzehn verschiedenen Völkern im Kreuzheere zusammen gefunden hatten, vor Nicäa. Sie kamen von Nicomedia her und sofort begann der Kampf, der reich ist an romantischen Abenteuern. Der Sultan Soliman Kilidsch Arslan brach aus den Engpässen des Olymp hervor und lieferte dem Grafen von Toulouse vor dem Südthor eine Schlacht, verlor 4000 Mann, mußte zurückweichen ins Gebirge, und Tancred von der Normandie verrichtete Wunder der Tapferkeit. Gottfried von Bouillon rückte bis dicht unter die Mauer vor, nahm eine Schleuder zur Hand und streckte mit seinem Geschoß einen riesigen Saracenen nieder. Von allen Seiten wurde Nicäa bestürmt, man schleuderte vermöge der Balisten gewaltige Steinmassen hinein, man warf Feuer und Solimans Krieger wehrten sich tapfer. Aber ein lombardischer Ingenieur unterwühlt die Mauer, schafft eine Lücke, und den Belagerten schwindet die Hoffnung, um so mehr, da es den Kreuzfahrern gelungen war, eine Menge von Fahrzeugen über Land bis in den See von Nicäa zu schleppen und die Stadt auch von dieser Seite zu blockiren. Eine saracenische Prinzessin will in einem Nachen entfliehen, wird aber gefangen. Die hart bedrängten Muselmänner gehen schon ernsthaft mit dem Gedanken um, den Kreuzfahrern Nicäa zu übergeben.

Aber die Dinge nahmen eine andere Wendung. Der byzantinische Kaiser Alexius der Comnene hatte dem Herzoge Gottfried von Bouillon ein kleines Heer zugeschickt, weniger in der Absicht, den Kreuzfahrern Hülfe zu leisten,

als bei günstiger Gelegenheit sein eigenes politisches Interesse wahrzunehmen. Der Anführer dieser byzantinischen Truppen hieß Butumites; die Lateiner nennen ihn Tatinus. Es gelang ihm insgeheim, in die Stadt zu dringen. Den Saracenen wußte er darzuthun, daß Alexius ein besserer Herrscher für sie sein werde, als der Anführer der abendländischen Kreuzfahrer.

Diese, nun überlistet, waren tief erbittert, als sie auf den Mauern Nicäa's die byzantinische Fahne flattern sahen. Gern hätten sie Rache genommen an den hinterlistigen Griechen, aber sie hielten sich an ihren Eid gebunden und eilten der „heiligen Stadt" zu. Am 25. Juni brachen sie ihr Lager vor Nicäa ab und zogen gegen Süden.

Die Byzantiner behielten nicht lange, was sie durch Treulosigkeit erworben hatten. Im Jahr 1106 wurden die Seldschucken wieder Herren der Stadt und behaupteten dieselbe bis ins 12. Jahrhundert. Dann fiel Nicäa abermals in die Gewalt der Byzantiner und war Hauptstadt der griechischen Kaiser, während die Lateiner über ein halbes Jahrhundert lang im Besitze von Konstantinopel waren. Theodor Laskaris ließ sich 1203 in Nicäa krönen. Nach einer langen Belagerung, in welcher die Stadt viel durch Hungersnoth gelitten, öffneten die Einwohner, 1330, ihre Thore dem Sultan Orchan, und seitdem ist Nicäa nun über ein halbes Jahrtausend lang im unbestrittenen Besitze der Türken geblieben.

Wo ist der alte Glanz? Nicäa hat 2 bis 3000 Einwohner, zumeist Griechen. Die Luft ist nicht gesund; schon im Alterthum hat man diesen Uebelstand beklagt. Der See liefert viele Fische, bleibt aber für den Verkehr ohne allen Nutzen; weder Türken noch Griechen haben andere Fahrzeuge auf dem Wasser als einige Fischernachen.

Vor dem Konak konnten die Reisenden verschiedene Typen kleinasiatischer Menschen mit aller Muße betrachten und Zeichnungen entwerfen. Unsere Illustration zeigt lebensgetreue, charakteristische Bilder.

Heinrich Barths Würdigung durch einen französischen Gelehrten.

Barth gehörte unter die hervorragenden Männer unserer Zeit und seine Verdienste um die Wissenschaft sind unsterblich. Mehr als einmal haben wir im Globus darauf hingewiesen, daß man in England sich die Miene gab, dieselben zu unterschätzen. Man benimmt sich kleinlich im „großmüthigen Albion". Wir haben in londoner Blättern mehr als einen Nekrolog über das Jahr 1865 gelesen, aber Heinrich Barths wurde darin auch nicht mit einer Silbe erwähnt!

Die Franzosen sind besser. Während sie die verdienstvollen Männer ihres eigenen Landes nach Gebühr in Ehren halten, geizen sie doch nicht, wenn es sich darum handelt, die Leistungen von Gelehrten zu würdigen, welche einem andern Volk angehören. Wie rechtschaffen verfährt, um nur ein Beispiel anzuführen, der vortreffliche Vivien de St. Martin. Aber er steht nicht allein. Wir haben wieder einen Beweis dafür in dem Nachrufe, welchen Dr. A. Warnier aus Algier unserm Landsmanne gewidmet hat. (Economiste français, 25. Januar 1866.) Der französische Gelehrte spricht sich mit so großer Wärme und mit solcher Pietät und Hingebung aus, seine Anerkennung kommt so freudig aus dem Herzen, daß wir nicht umhin können, das Wesentliche mitzutheilen. Wir schrieben unsern Nekrolog über unsern Landsmann (S. 188) unter dem ersten Eindrucke von Barths Ableben; das Nachfolgende ist geeignet, denselben in Bezug auf manche Specialitäten zu ergänzen. — —

Barth, so schreibt Dr. Warnier, war am 18. April 1821 zu Hamburg geboren; er starb am 25. November 1865, im Alter von 44 Jahren, 7 Monaten und 7 Tagen.

Am 31. Januar 1845 brach er auf, um seine erste Forschungsreise zu machen. So zerfällt sein Leben in zwei Abschnitte: einen der Vorbereitung von 23 Jahren 9 Monaten und 7 Tagen, und einen der Ausführung von 20 Jahren und 10 Monaten. Als Barth 23 Jahre alt war, sprach oder schrieb er Latein, Altgriechisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Arabisch. Er kannte die Klassiker, die Geschichte des Alterthums, war in Schriften des Mittelalters belesen, hatte gediegene Kenntnisse in der Geographie und Alterthumskunde, und war mit Allem vertraut, was über Afrika und das Becken des Mittelmeeres geschrieben worden war. Er war Doctor der Philosophie und Doctor juris, hatte eine Dissertation über den Handel des alten Korinth geschrieben und schon eine Studienreise in Italien gemacht.

Der erste Abschnitt seiner Reisezeit fällt in die Jahre 1845 bis 1847; der zweite in jene von 1849 bis 55, ein dritter 1858, und 1865 war er abermals von längeren Reisen zurückgekehrt.

Er hat außerhalb Europa's zurückgelegt: 46° 30′ der Länge, zwischen Rabat und Trapezunt; 30° 30′ der Breite, zwischen Konstantinopel und Yola; 20° 30′ der Länge von Dirma nach Massenja, zwischen dem Wendekreise des Krebses und dem Aequator.

Sein Itinerarium ergiebt, abgerechnet die Strecken, welche er zweimal zurückgelegt hat, eine Länge von 27,968 Kilometer, theils in ganz, theils in noch sehr mangelhaft bekannten Gegenden. Stets hat er Uhr, Kompas und Bleistift in der Hand gehabt, sorgfältig alle Beobachtungen niedergeschrieben und bei den Landeseinwohnern Erkundigungen eingezogen. Auf seinen Wanderungen hat er mehr als 50 Völkerschaften und Stämme kennen gelernt, deren Namen wir vor ihm nicht kannten. Zu den Sprachen, welcher er bereits mächtig war, lernte er noch vier andere: den Dialekt des Berberischen, welchen die Auelliminden sprechen; das Kanori (die Sprache in Bornu); das Haussa, welches im innern Sudan eine so weite Verbreitung hat, und das Türkische.

Barth brachte 8 große Vocabularien mit, deren jedes aus mehren tausend Wörtern besteht, und 44 kleinere, je von einigen hundert Wörtern; er hatte Notizen über die Elemente der Grammatik und geschichtliche und ethnographische Notizen über diese verschiedenen Völkerschaften niedergeschrieben.

In Timbuktu schrieb er Arabisch an den Scheich el Bakay, Französisch an den Marschall Randon, Englisch an Lord

Palmerston, Deutsch an Dr. Petermann, und sprach mit den Barbaren, unter welchen er in Afrika lebte, in zehn verschiedenen Sprachen. —

Warnier führt dann die verschiedenen Werke an, welche Barth veröffentlicht hat, und betont entschieden, daß er, als Franzose und Algerier, es als eine Ehrenschuld und Ehrenpflicht betrachte, die großen Verdienste des Mannes seinen Landsleuten zur Anschauung zu bringen. „Barths wissenschaftliche Forschungen kommen der ganzen Welt zu gute; was er aber sonst in Bezug auf Afrika geleistet, wird wichtige Ergebnisse für Frankreich, Algerien und den Senegal nach sich ziehen.

Das Mittelländische Meer ist das mare nostrum der lateinischen Rasse und insbesondere Frankreichs. Wir besitzen an demselben die Gestadelandschaft von Nizza bis Port Vendres, Corsica mit seinen vielen Häfen und 250 Lieues Küste in Algerien. Der Suezkanal ist unser Werk; wir haben ein Protektorat über die heiligen Stätten in Palästina und über die Echelles in der Levante.

Frankreich ist diejenige europäische Macht, welcher die Entdeckungen in Afrika am meisten zu gute kommen; es hat dort die meisten Interessen wegen Algeriens und Senegambiens, wegen seiner Besitzungen in Guinea: Bassam, Assinie, Porto novo und Gabon; wegen jener im Indischen Ocean: Bourbon, Sainte Marie, Mayotte, Nossi bé, Madagaskar, und wegen unseres Hafens Obok in der Bab el Mandeb, wegen des Hafens von Adulis, wegen des Suezkanales und Port Saïd.

Nun hat ein wunderbar gelehrter Mann, der vor keiner Schwierigkeit zurückbebte, zwanzig Jahre lang Reisen und Studien gemacht, um uns zu enthüllen, was wir nicht wußten, und was zu wissen uns doch so nöthig war. Und wenn sein Name nicht einen Weltruf hätte, so würde er unter uns kaum bekannt sein; denn zu unserer Schande müssen wir gestehen, daß man in Frankreich nur mit Mühe zwanzig Leute finden würde, welche die so hochwichtigen und so durch und durch gewissenhaften Arbeiten Barths gelesen haben!" — Dr. Warnier betont dann, daß keine französische Buchhandlung es gewagt habe, eine Uebersetzung von Barths Werken zu drucken; nur in Belgien sei ein überdies schlechter Auszug erschienen.

In Frankreich war die Ansicht verbreitet, daß Barth sich gegen die algierer Regierung in einer nicht geeigneten Weise benommen habe. Dagegen nimmt Warnier ihn in Schutz. Es handelt sich um folgende Episode:

Barth war 8 Monate und 11 Tage in Timbuktu oder dessen Umgebung, zumeist unwohl, halb und halb ein Gefangener, unablässig bedroht durch die Ränke des Fulbehofes von Hamdallahi, welcher vom Marabut El Bakay den Kopf des Europäers verlangte und sogar zweimal eine Kriegsexpedition gegen das Lager von Barths Beschützer aussandte.

Barth war diesem seinem Beschützer zu Dank verpflichtet; er hatte mit El Bakay einen Gegenseitigkeitsvertrag abgeschlossen, kraft dessen die britische Regierung und der Scheich von Timbuktu Verbündete waren. Nun kamen damals Abgesandte aus der Oase Tuat und baten den Scheich um Unterstützung, weil sie den Fall als möglich annahmen, daß die Franzosen nach Tuat kommen würden. Diese hatten Laghuat und Wargla in Besitz genommen und jetzt besorgten die verschiedenen Oasen, welche die Gruppe von Tuat bilden, einen Angriff. Darüber entstand in Timbuktu große Aufregung und auch die Nomaden wurden besorgt, denn das Land am mittlern Niger erhält von Norden her seine Waaren über Tuat, von wo auch die unentbehrlichen Datteln nach jenem Süden kommen. Man ging nun damit um, den heiligen Krieg gegen die Franzosen zu predigen. Barth aber beruhigte den Scheich, indem er auseinandersetzte, daß Wargla geographisch zu Algerien gehöre und eine Besitznahme desselben durch die Franzosen weder für Tuat noch für Timbuktu nachtheilig sei. El Bakay seinerseits gab sich Mühe, die Aufregung zu beschwichtigen, und wies auch darauf hin, daß England, kraft des eben mit Barth abgeschlossenen Vertrages, im Nothfall seinen Schutz gewähren müsse.

Barth ist bekanntlich kein Engländer, und es wurde gegen El Bakay geäußert, daß er wohl gar ein französischer Spion sein könne; England werde gegen eine andere christliche Macht nichts unternehmen, weil Wargla ihm gewiß sehr unbedeutend vorkomme. Die Partei der Hitzköpfe schien Oberwasser zu gewinnen. Da schrieb El Bakay an den Generalgouverneur von Algerien einen etwas lebhaft stylisirten Brief wegen der Unabhängigkeit von Tuat; er mußte die aufgeregten Leute besänftigen und Barth gegen Wuthausbrüche sichern. Dieser wurde aufgefordert, dem Briefe eine Art von Unterstützung im Namen der englischen Regierung beizufügen und er schrieb darunter: „So geschehen, in meiner Gegenwart, in Timbuktu, am 9. Mai 1854." Aus diesen Worten hat man nun eine „Beleidigung gegen eine christliche Macht" folgern wollen! Barth wußte, daß jener Brief des Scheichs rasch und sicher an die Adresse gelangen werde; ihm lag vor allem daran, daß man in Europa erfahre, er sei noch am Leben, verweile in Timbuktu und sei bei dem dortigen Scheich.

In Europa hielt man ihn längst für todt und von dort kam für ihn keine Unterstützung. In Algier aber begriff man den Sinn von Barths Worten nicht, und erst als Barth nach Bornu zurückgekehrt war, erfuhr man, daß er frei geworden sei. Dann aber war es zu spät, ihm Subsidien zukommen zu lassen. Er hatte in Sokoto vom König ein Almosen erhalten und dann auf vier Monate Einiges gegen 100 Procent Zinsen geborgt. Er, von so vielen Beschwerden erschöpft, durch wiederholte Fieberanfälle abgemattet, hatte volle drei Jahre hindurch auch nicht einen Tropfen Wein zu trinken, um sich zu kräftigen. Ihm lag Alles daran, den Reichthum, welchen er für die Wissenschaft gesammelt, nach Europa zu bringen, und doch war er noch so weit entfernt von dort.

Barth hat auf seinen Reisen mancherlei Gefährde ausgestanden; man hat ihn überfallen und ausgeplündert; er ist auf der Grenze zwischen Aegypten und Tripolitanien schwer verwundet und für todt in der Wüste liegen geblieben; er hat oftmals gehungert und der Durst hat ihn so sehr gequält, daß er sich einst am linken Arm eine Ader öffnete, um sein eigenes Blut zu trinken. In Baghirmi war er ein mit Ketten beladener Gefangener; einmal mußte er, während eines Rückzuges, 34 Stunden im Sattel bleiben, und als er vom Pferde stieg, sank er völlig erschöpft zu Boden. Ein anderes Mal war er, damals heftig vom Guineawurme geplagt, volle 26 Stunden auf der Flucht. Seine Reisegefährten verlor er alle; er selber mußte sehr oft dem Tode Trotz bieten und war manchmal bettelarm. Und doch überwand er Alles und kehrte glücklich heim.

Es war in der That wie ein Wunder. Richardson starb gleich, nachdem er den Sudan betreten hatte, Overweg erlag am Tsadsee dem Fieber, Vogel wurde späterhin in Wadaï ermordet, dessen Gefährte Warrington starb auf der Heimkehr in Fessan. Barth hatte in Sokoto am Grabe Clappertons gebetet; in der Umgegend von Timbuktu verweilte er inmitten der Leute, welche den Major Laing ermordet haben; bei den Tuarek fand er

ein Buch, welches einst dem Reisenden Davidson gehörte, der 1837 auf dem Wege nach Timbuktu ermordet wurde; zu Gogo am Niger sah er einen Neger, welcher Mungo Park verwundet hatte, und bei einem andern Schwarzen fand er noch Allerlei aus dem Nachlasse jenes Entdeckers. Keiner von allen diesen war zurückgekommen, nur allein René Caillié war dieses Glück beschieden gewesen, und er und seine Glaubwürdigkeit, welche von den Engländern angezweifelt worden war, sind durch Barth glänzend gerechtfertigt worden.

England schreibt von Barths Verdiensten zu viel auf britische Rechnung. Murchison sprach in der Sitzung der londoner geographischen Gesellschaft vom 11. Dezember 1865 das Wort: Barths Entdeckungen seien in der That und Wahrheit englische Entdeckungen. Weshalb? Etwa weil er mit einem Briten, Richardson, nach Afrika gegangen ist und England einen Theil der Reisekosten gezahlt hat?

Wir wollen, sagt Dr. Warnier, einmal nachrechnen. Richardson, der officielle Leiter der Expedition, starb am 4. März 1851; Barth kam am 6. September 1855 zurück; er hat also während eines Zeitraumes von fünfthalb Jahren seine Entdeckungen ganz allein gemacht.

Vom Tode Richardsons an, dessen Schulden Barth bezahlte, verausgabte der letztere 37,000 Francs. Davon hatte ihm sein Vater 1500, der König von Preußen 3500 gegeben; 5250 Francs verwandte Barth aus seinen eigenen Mitteln. Was hat nun England verausgabt? Die armselige Summe von 27,000 Francs. Damit hat sich Barth beholfen 4 Jahre 6 Monate und 2 Tage; er hatte während dieser Zeit durchschnittlich 6 Diener, denn mit wenigeren konnte er nicht durchkommen, er mußte sehr häufig Geschenke an die Häuptlinge machen und Eingangs- und Durchgangszölle bezahlen.

Barth war von der englischen Regierung beauftragt worden, zu Englands ausschließlichem Vortheil und Nutzen Handelsverträge abzuschließen mit den Häuptlingen der Länder, welche er besuchen werde; die Entwürfe zu solchen hatte man ihm mitgegeben. Barth richtete sich durchaus nach seinen Instructionen, und jeder einzelne von ihm abgeschlossene Vertrag kostet den Staat Großbritannien nicht mehr als 2500 Francs. Der Deutsche hat seine Aufträge wohlfeil genug vollzogen und der Welt noch seine geographischen Entdeckungen in den Kauf gegeben.

Und England hatte dem Dr. Barth das Geld nur vorgeschossen und zwar auf Pfand. Denn die Engländer haben alle die kostbaren Sammlungen an sich genommen. England benahm sich wie ein Kaufmann, der einen Commis für sich hat reisen lassen.

Wenn es sich um einen Engländer handelt, ist man in Großbritannien manchmal sehr freigebig. Barth aber hätte Hungers sterben können. Man hielt ihn für todt, gab sich aber seinetwegen weiter keine Mühe; er war ja ein Ausländer, den man als im englischen Solde stehend betrachtete. Und als nun dieser Apostel der Wissenschaft doch zurückkam, da benahm man sich hämisch und kleinlich gegen ihn. So wurde er z. B. hart darüber angelassen, daß einmal unter sehr schwierigen Verhältnissen einer seiner Diener nicht sagen durfte, daß — Barth ein Christ sei!! Es handelte sich aber damals um Tod und Leben. Und die Frömmler haben ihn geschmäht und gescholten als sei er ein Sklavenhändler, denn der Deutsche hatte die beiden Neger Dyrregu und Abbeya, den einen aus Haussa, den andern aus Marghi mitgebracht, um sie bei seinen linguistischen Studien zu benutzen.

Die englische Regierung erkannte Barths Verdienste durch Verleihung des Bathordens an, aber der britische Hochmuthsdünkel hat ihm niemals vergeben, daß er ein Deutscher war. Allerdings, Barth ist ein Deutscher und zugleich und vor Allem ein Apostel der Wissenschaft gewesen, der alle Menschen ohne Unterschied des Glaubens oder der Nationalität als Brüder liebte. Das Geheimniß seiner großen Entdeckungen liegt mit in der zugleich freundlichen und mannhaften Güte, mit der er sich gegen die Leute in allen von ihm durchwanderten Ländern benahm. Der Name des Christen Abd el Kerim, d. h. Diener des Barmherzigen, ist geehrt und geliebt in Afrika; Scheich el Bakay sprach: „Ich liebe diesen Christen wie meinen Bruder.“ So steht auch in dem Ferman, welchen der heilige Mann dem Fremdling für die Rückreise mitgab. Nicht Englands Geld hat dem Reisenden des Scheichs Wohlwollen und Schutz erworben, denn Barth war arm wie ein Bettler; aus seinem Herzen und aus seinem Genius heraus wirkte er Mirakel.

Eines Morgens in Berlin erwacht er mit dem Gedanken, daß es vielleicht wohlgethan sei, an den Obersten Faidherbe, Gouverneur vom Senegal, zu schreiben und ihm alle Angehörigen der Familie El Bakay's zu empfehlen; es sei doch möglich, daß zufällig einer oder der andere davon einmal nach Senegambien komme. Gedacht, gethan. Der Brief gelangte auch an die Adresse gerade in der Zeit, da ein Bakay zu St. Louis gefangen saß; er galt für einen Spion und sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Faidherbe, der nun Barths Brief gelesen, gab den Gefangenen frei und schickte ihn mit Vorschlägen zu einem Bündnisse nach Timbuktu zurück. Die Folge war ein Freundschaftsvertrag zwischen den Franzosen am Senegal und den Bakay's; auch erstreckt sich derselbe auf Algerien.

Dr. Warnier erzählt dann, wie förderlich Barth sich dem jungen und kühnen Duveyrier gezeigt, und wie er demselben guten Rath gegeben. In einem Briefe schreibt er: „Während meiner Forschungsreisen habe ich mich nie schlafen gelegt, ohne zuvor einen Revolver an meinem rechten Arme wohl befestigt zu haben. Ich rathe Ihnen, ein Gleiches zu thun; es hat die Wirkung, daß man Sie im Schlafe nicht stört.“

Wir danken Herrn Warnier für die Wärme, mit welcher er, im Gegensatze zu der eisigen Kälte der Insulaner auf England, sich über unsern Landsmann ausgesprochen hat.

Der Welttelegraph durch Nordamerika und Sibirien.

Wir haben über dieses großartige Werk mehr als einmal Nachricht gegeben, doch beschränkte sich unsere Kunde nur auf Notizen, welche wir in amerikanischen Blättern fanden. Jetzt bringt das londoner „Athenäum" vom 27. Januar eine Uebersicht dessen, was bis jetzt geschehen ist, aus der Feder des Obersten Bulkley, welchem ein großer Theil der Arbeit übertragen worden ist.

der ihm angewiesenen Gegend ist der Telegraph bereits von der Stadt New Westminster nach Norden hin auf einer Strecke von 450 Miles vollendet, und alles Material zum Weiterbau für 300 Miles war an Ort und Stelle. Man hoffte zu Ende des Jahres 1865 dort 800 Miles vollendet zu haben.

Im Juni 1865 hat eine andere Abtheilung unter



In den Sümpfen von Kamtschatka. (Nach Krusenstern.)

Der Plan zu diesem Telegraphen wurde, wie wir mehrfach erwähnt haben, schon 1857 von M. D. Collins entworfen, der als Consularagent der Vereinigten Staaten am Amur verweilte, diesen Strom aufwärts schiffte und dann durch Sibirien nach Europa ging. Die russische und die englische Regierung zeigten sich dem Projekte günstig, doch ließ man dasselbe längere Zeit ruhen. Im Jahre 1864 kaufte dann die nordamerikanische Western Union Telegraph Company von Collins das Privilegium und legte sofort Hand ans Werk. Oberst Bulkley, der im Telegraphenwesen sich schon vielfach ausgezeichnet bewährt hatte, wurde an die Spitze gestellt und traf rasch die nöthigen Vorbereitungen.

Im Winter 1864 ging E. Conway mit der ersten Arbeiterabtheilung an die Mündung des Fraserstroms in British Columbia und stellte Untersuchungen an. In

Major Pope eine Expedition nach Norden hin unternommen, um die Gegend bis zum Jukon oder Kwitschpak (— das „Athenäum" schreibt consequent unrichtig Tukon und Kirchpak, hat also nicht einmal die erste beste Karte angesehen! —) genau zu erforschen. Sie hoffte, im Winter damit fertig zu werden und dann mit einer dritten Partie zusammenzutreffen, die unter Major Kennicott im September beim russischen Fort St. Michael gelandet ist, um die Gegend am Kwitschpak zu untersuchen.

An der amerikanischen Küste hat man das Gelände für den Telegraphenbau viel günstiger gefunden, als man zu hoffen wagte, hat keine irgend erheblichen Hindernisse gefunden und die Indianer haben sich freundlich gezeigt.

Die Hauptexpedition unter Bulkley's Leitung fuhr im Juli 1865 von San Francisco aus nach Norden, zuerst nach der Hauptstation der russischen Niederlassungen an

der Nordwestküste, Sitcha, und fand dort bei den Behörden und der russisch-amerikanischen Handelskompagnie sehr freundliche Aufnahme. Mit den Indianerhäuptlingen wurde ein Uebereinkommen getroffen, und die Expedition fuhr dann weiter gegen Norden bis in den Norton-Sund (— gleich im Südosten der Behringsstraße —), wo die obenerwähnte Partie unter Kennicott schon gelandet war. Dort, im Fort St. Michael, wurde eine bisher streitige geographische Frage entschieden. Bisher nahm man an, daß der Kwitschpak und der Yukon zwei verschiedene Flüsse seien, und daß der eine, der Yukon, sich in den Kotzebue Sund (— also nordöstlich von der Behringsstraße in den Arktischen Ocean —) ergieße. Bulkley erfuhr nun von den Eingebornen, welche den Kwitschpak auf seinem ganzen Laufe verfolgt haben, daß es sich hier nur um einen Mündungsstrom handelt, der sich in die Behringsstraße ergießt. (— Auf den meisten deutschen Karten ist das schon längst so angegeben. —)

Bulkley peilte und lothete dann in der Behringsstraße, im Norton-Sund und in verschiedenen Hafenstellen der amerikanischen wie der asiatischen Küste, um die passenden Stellen für Legung des submarinen Taues zu ermitteln; er fand mehre zur Landung desselben geeignete Stellen, und der Meeresboden ist günstig. Für den geeigneten Punkt zur Ueberschreitung der Behringsstraße hält er jenen von Grantley Harbour nach der asiatischen Küste hinüber, 180 Miles. Von dort soll der Draht überland gezogen werden bis Marston Harbour im Busen von Anadyr. Die Schiffe besuchten Plover Bay, wo sie Tschuktschen fanden, die sich ganz umgänglich benahmen.

Von der Plover Bay segelte die Expedition nach Süden zur Halbinsel Kamtschatka. Ein Schiff untersuchte den ganzen Anadyrbusen genau und fuhr in die Mündung des Anadyrflusses, wo schon vorher eine andere Partie ans Land gegangen war, um den Strom hinaufzufahren und zu ermitteln, in wie fern er sich zum Transport eigne; sie wollte dann nach Süden hin bis ans Ochotskische Meer wandern und mit zwei anderen, dort schon thätigen Partien sich vereinigen. Von diesen ist die eine von Nikolajeffsk, das bekanntlich am untern Amur liegt, nach Norden hin gegangen, die andere hat die Halbinsel Kamtschatka durchwandert und dann die Nordküste des Ochotskischen Meeres untersucht.



Einfahrt zum Peter-Paulshafen in Kamtschatka. (Nach Krusenstern.)

Bulkley ist im Spätherbst mit seinem Stabe nach San Francisco in Californien zurückgesegelt, wird aber gleich im Frühjahre seine Arbeiten fortsetzen. Die Wissenschaft darf von dieser preiswürdigen Unternehmung manche Bereicherung erwarten, da den verschiedenen Abtheilungen Fachgelehrte beigegeben sind.

Die Beschwerden der Reisenden sind oft nicht gering, und die Russen, welche in Kamtschatka reisen, wissen davon zu erzählen; namentlich ist der Ritt durch die Sümpfe mit vielen Mühseligkeiten verbunden. Manchmal entschädigt der malerische Anblick des Landes, namentlich an den Küsten, und wer in den Peter-Paulshafen einfährt, erfreut sich eines großartigen Anblicks.

Zur Geschichte des Weinbaues in Ungarn.

Ueber die Anfänge, allmälige Verbreitung und Vervollkommnung des Weinbaues in Ungarn lesen wir bei den ungarischen Geschichtsschreibern nur wenige Daten, denn die Landeskultursache ist bis in die neuere Zeit von denselben fast gar nicht beachtet worden. Das Wenige, was wir vorfinden, ist in den Fundationsurkunden der Klöster und Abteien, und in den Gesetzen und Verordnungen enthalten, welche von den ungarischen Königen zur Regelung und Heranziehung der Weinzehenten erlassen worden sind.

Die ersten Weinbauer in Pannonien waren schon in der vormagyarischen Zeit die Römer, und zwar hat nach dem Zeugnisse des Vopiscus Kaiser Probus die ersten Reben von römischen Soldaten an den Abhängen des „Mons Almus" in Sirmien pflanzen lassen.

Dieser Imperator, welcher vom Jahre 276 bis 282 regierte, war ein geborner Sirmier und hielt sich gern in jenen schönen und üppigen Gegenden auf, wo er auch von den arbeitsscheuen Truppen ermordet wurde. Auf dem Berge Almus, welcher heute von den slavonischen Anwohnern „Fruschka Gora" genannt wird, und in dessen Thälern etwa ein Dutzend Klöster der griechisch-orientalischen Kirche liegen, gedeiht noch heute das Gewächs in üppiger Fülle. Ein Wein, voll Geist, Feuer, Wohlgeruch und Lieblichkeit, wie ihn die Römer wohl kaum bereitet haben.

Von Sirmien aus mag der Weinbau von den römischen Colonisten in verschiedene, der Weinrebe günstige Hügelgegenden weiter verbreitet worden sein, und namentlich mag unter Diocletianus, welcher die Kultur und die Kunst in Pannonien sehr beförderte, auch die Pflege der Weinberge sich einer großen Sorgfalt erfreut haben. Diocletianus selbst hat sich über 11 Monate in Slavonien aufgehalten und viele reiche Römer besaßen dort schöne Landhäuser, namentlich in den natürlichen Akropolen Ilok und Sharengrad; sie fühlten sich angezogen von dem Reiz der Gegend und dem köstlichen Wasser. Der Weinbau erfreute sich aber der Gunst jener glücklichen natürlichen Verhältnisse, welche das Klima und die Beschaffenheit des gesegneten pannonischen Bodens gewähren.

Unter den Ostgothen Theodorich des Großen, welcher 493 in Slavonien herrschte, unter den Gepiden und unter den Longobarden des Alboin, welcher 568 seinen Sitz in Pannonien hatte, sind wohl die Weinberge vielfach vernachlässigt und hie und da auch verwüstet worden, aber der Wein, welchen die Rebe spendete, war bei den Barbaren so beliebt, daß dieselbe niemals gänzlich ausgerottet worden ist. Während aller Stürme der Völkerwanderung und der nachherigen Kriege hat die edle sirmische Rebe, der besten römischen aus Italien entstammend, ihre Vortrefflichkeit bewahrt. Auch unter der Herrschaft der Avaren und Slaven hat die Kultur der Weinberge weder Fortschritte gemacht, noch an Ausbreitung gewonnen. Als aber Stephan der Heilige das bei den Magyaren eingeführte Christenthum mit Hülfe italienischer und französischer Mönche aufrecht erhielt, hat die Weinkultur in dem schönen Ungarlande schon deshalb eine größere Ausbreitung und höhere Vervollkommnung gefunden, weil die meist aus Italien stammende höhere Geistlichkeit von dorther Winzer zur Anlegung und Pflege der Weinberge auf ihren vom Könige geschenkten Gütern erhielt. In der Stiftungsurkunde, welche König Stephan der Heilige im Jahre 1001 dem berühmten Benediktinerstifte zu St. Martin in monte Pannoniae ertheilte, wird demselben unter anderen Emolumenten auch der zehnte Theil von dem Ertrage sämmtlicher Weinberge im schümöger Komitate zuerkannt. Es hatten sich also von den kriegerischen Ungarn manche seit der Annahme des Christenthums unter Leitung ausländischer Mönche dem Landbau und auch der Pflege der Weinberge gewidmet. Den Klöstern wurde zur Beförderung der Weinkultur von Seiten des Königs gewöhnlich ein Winzer beigegeben. Im Jahre 1015 zählte die Abtei zu Petsch-Warad in dem weinreichen tolnaer Comitate auf ihren 42 Dörfern nicht weniger als 110 Winzer. Im Jahre 1055 gründete König Andreas I. die Abtei Tihány am Plattensee und verlieh den Mönchen zur Anlegung und Bearbeitung der Weinberge die erforderlichen Winzer, woraus hervorgeht, daß die Ungarn damals noch keine ererbte Kenntniß vom Weinbau hatten, sondern überall unter der Leitung ausländischer Winzer arbeiteten.

Es ist so erwiesen, daß der Weinbau in Ungarn zuerst in denjenigen Gegenden zur Blüthe kam, welche Italien zunächst lagen und wo sich eben die meisten Mönche niederließen. Und das war der auf dem rechten Donauufer liegende Theil Ungarns, welcher sich auch durch ein mildes Klima und schöne Berg- und Hügellandschaften auszeichnet. In der gottgesegneten Hegyalja, wo heute der beste Wein, ja sogar der König, wenigstens aller ungarischen Weine, der Tokayer, wächst, war unter der Regierung der ersten ungarischen Könige noch gar keine Spur von Weinbau. In den westlichen Gegenden Nordungarns dagegen, wo sich ebenfalls Benediktinermönche niedergelassen hatten, wurde die Weinrebe schon frühzeitig kultivirt. So verfügt ein Gesetz von 1270, daß die Bürger der Stadt Tirnau, welche Weinberge auf den Gütern der Adeligen besitzen, den zehnten Theil vom Weinertrage den Gutsbesitzern zu entrichten verpflichtet seien. Auch in den Gesetzen des Königs Andreas III. vom Jahre 1290 kommen mehre Artikel vor, welche schon auf eine große Verbreitung des Weinbaues schließen lassen. Außer den erwähnten Weinen des schumöger und tolnaer Comitates waren im 13. Jahrhundert auch die Weine des oberungarischen borschoder Comitates berühmt, wo auch heute an den Geländen der karpathischen Ausläufer ein feuriger Wein von grünlicher Farbe wächst, der freilich gegen die benachbarten hegyaljer Weine zurück steht.

Schon König Ladislaus der Heilige hatte ein Gesetz folgenden Inhalts erlassen: „Wer einen Mann tödtet, verliert seine ganze Habe, Weingärten, Felder ꝛc." Der Umstand, daß hier die Weingärten zuerst genannt wurden, deutet an, daß der Wein damals ein Hauptprodukt der ungarischen Landeskultur war. Im Jahre 1295 hat sich Ungarn schon als ein wahres Weinland gezeigt, denn als die Königin Fennena, Gemahlin Andreas III., ein Mädchen gebar, war die Freude so groß, daß man in Ofen von den Thürmen herab Wein rinnen ließ, „daß jeder trinken konnte, so viel er wollte". Im Jahre 1330 kamen die Könige Johann von Böhmen und Kasimir von Polen zum Besuche des Königs Karl Robert mit einem so zahlreichen Gefolge nach Wischegrad, daß täglich 180

Eimer Wein getrunken wurden. Wischegrad war damals die Residenz der Könige und hatte seiner reizenden Lage wegen den Beinamen: „Paradisus Europae", wenn auch das dortige Hofleben an Pracht, Ueppigkeit, Verschwendung und Völlerei durchaus kein paradiesisches war.

Der von den ungarischen Ständen aus Italien berufene, aber aus dem französischen Hause Anjou stammende Ludwig der Große hat für den ungarischen Weinbau durch Berufung italienischer Colonisten und Winzer viel gethan. Diese Einwanderer waren es, welche das herrliche Gebirge der Hegyalja mit edlen italienischen Reben beflanzten und in der Folge durch Gewinnung des Tokayers dem ungarischen Weine einen großen Namen machten. Die eigenthümliche Art und Weise der Zubereitung des edelsten Tokayerweines haben aber keineswegs die Italiener mitgebracht, dieselbe ist vielmehr durch den natürlichen chemischen Prozeß jenes Klimas, das auf kalte Herbstnächte heiße Tage folgen läßt, sowie durch die physische Beschaffenheit jenes Kalkgebirges der karpathischen Ausläufer bedingt. Oder gibt es wohl irgendwo sonst in der Welt einen Länderstrich, welcher unter dem 48° nördl. Br. die Eigenschaften besitzt, einen solchen Göttertrank zu erzeugen?*) — Nur unter den gegebenen Begünstigungen war es möglich, daß die einzig dastehende Zubereitung des Tokayerweins auf rationellem Wege bis zur heutigen Vollkommenheit durch allmälige Entwicklung sich erhob. Von den italienischen Ansiedlern ist in jenen Gegenden schon seit Jahrhunderten keine andere Spur vorhanden, als das Dorf Olaszi, d. h. Welschdorf, welches längst nur von Magyaren bewohnt ist, und sich nebst vielen anderen des zempliner Comitates durch Erzeugung vortrefflichen Weines auszeichnet. Nebenbei bemerken wir, daß die Weine der Hegyalja, dieses „ungarischen Edens", nur deshalb von der Stadt Tokay den Namen führen, weil diese der Stapelort des oberungarischen Weinhandels ist, aber keineswegs den besten Wein erzeugt; diese Ehre kommt vielmehr dem Städtchen Mád zu. Hier ist jener Flor der Weinlese, von welcher das Sprüchwort sagt: „Wer die Weinlese in der Hegyalja und den Jahrmarkt zu Debreczin nicht gesehen hat, der hat in Ungarn nichts gesehen."

Unter der Regierung des mächtigen Mathias Corvinus war der rothe sirmier Wein im In- und Auslande berühmt; er kam auf die Tafel des Königs zu Ofen und die edle sirmische Rebe wurde in das Ofner Gebirge verpflanzt. Wladislaus II. dagegen erheiterte sich in seiner Zurückgezogenheit von allen Regierungsgeschäften an dem sümöger Weine und verlieh im Jahre 1490 in einer weinseligen Laune dem sümöger Comitate eine Weintraube zum Wappen. Dieser König war übrigens, wie die Chronisten erzählen, so arm, daß er sich den geliebten Trank durch seine Diener bei den Edelleuten „erbettelte". Bestimmte Einkünfte hatte der König nicht und seine Güter waren theils verpfändet, theils hatte der Hochadel dieselben sich angeeignet. Der Bischof von Fünfkirchen, welcher während seines Aufenthalts in Ofen die königlichen Bedienten mit leeren Flaschen bettelnd umherlaufen sah, war über diese Entwürdigung so entrüstet, daß er dem Könige eine Quantität vorzüglichen Weines als Geschenk zukommen ließ. Und doch hatten die Truppen dieses „guten" Königs, als dieselben im Jahre 1494 die Bergfestung Ujlak in Sirmien eroberten, in den großen Kellern des Rebellen Nikolaus Ujlaki nicht weniger als 3000 Fässer des köstlichen sirmier Weines vorgefunden. Aber der gute, unbekümmerte König ließ seine Leute gewähren und fertigte alle diejenigen, welche sich in seiner Gegenwart über die Beeinträchtigung des königlichen Ansehens verlauten ließen, mit dem Worte „Dobsche" ab, d. h. es ist gut, denn Wladislaus war aus Böhmen. Die Ungarn nannten ihn daher „Dobsche László", d. h. „Es ist gut, Wladislaus."

Der ungarische Schriftsteller Nikolaus Olahus erwähnt im Jahre 1536 nicht mehr als 50 edle ungarische Weinsorten, unter welchen noch immer dem Sirmier die Krone zuerkannt wird. Sodann nennt er die auch heute gepriesenen Weine der Baranya, dann die borschoder und die damals in der That berühmten neustädter rothen. Vom Tokayer war noch immer keine Rede. Der neustädter Weinbau ist in Verfall gerathen, oder vielmehr derselbe hat keine Fortschritte gemacht und ist von anderen Städten überflügelt worden. Die ofner, erlauer, szekszárder, namentlich aber die kilánger und ménescher Weine haben denselben längst den Rang abgelaufen.

Im 17. Jahrhundert wurde allmälig der oberungarische Wein der Hegyalja unter dem Namen Tokayerwein in Polen und Deutschland beliebt. In den siebenbürgischen Unruhen haben die gegen Oesterreich kämpfenden und in Ungarn einbrechenden Fürsten die tokayer Weinkeller stets als ein werthvolles Plünderungsobjekt betrachtet und die Könige von Frankreich, Polen und Schweden wurden von den Hülfe und Unterstützung suchenden siebenbürgischen Fürsten mit den edelsten Weinen beschenkt. Der Handel warf so reichlichen Gewinn ab, daß die ungarischen Juden bei dem oft mangelnden Produkte sich vielfacher Verfälschungen schuldig machten, wodurch der Tokayerwein in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allmälig in Mißkredit kam. Die Klagen der Producenten waren so allgemein, daß sich Maria Theresia 1742 bewogen fand, den Juden den Handel mit Tokayerweinen zu verbieten. Das betreffende Dekret ist nun längst vom Zeitgeiste annullirt worden, zumal der Handel, alle Verfälschungen verschmähend, sich vorzugsweise auf die edelsten Weinsorten gelegt hat. Der Tokayerwein ist unnachahmlich und es kann durch künstliche Manipulation kein ihm auch nur ähnliches Getränk gewonnen werden.

Im Jahre 1804 erließ Kaiser Franz den Hofbefehl: „Von nun an keine ausländischen Weine mehr auf die kaiserliche Tafel zu setzen, da die gute Qualität der inländischen, besonders der ungarischen Weine alle fremden entbehrlich mache."

Die Ausbreitung des ungarischen Weinbaues ist gegenwärtig so groß, daß in Ungarn und seinen ehemaligen Kronländern nach Berechnung der „Mittelprokreation" nicht weniger als 30 Millionen Eimer Wein erzeugt werden, wovon aber nur ein sehr geringer Theil zur Ausfuhr kommt, obgleich in den letzten Jahrzehnten die ungarischen rothen Weine selbst nach Frankreich gebracht worden sind und von dort als Bordeaux-Weine wieder in den Handel kommen. Die französische Industrie stellt auch mit Hülfe catalonischer und arragonischer Weine sehr viel Bordeaux-Wein her. In Ungarn haben sich in neuerer Zeit mehre Gesellschaften gebildet, welche die Erweiterung des Exports und die Hebung der Kellerwirthschaft bezwecken. So der „tokayer Verein für Weinkultur", „die kroatisch-slavonische Gesellschaft für Weinkultur", „die erlauer Weinhandlungsgesellschaft", „der serarder Weinhandlungsverein" mit einer Filiale in Gratz ꝛc.

Wenn man auf das Verhältniß des Bodenraumes

---

*) O ja. In Deutschland wachsen unter dem 50.° nördl. Br. der Johannisberger, der Steinberger, der Rüdesheimer und noch andere edelen Weine, deren „Ausbruch" wir dem Tokayer mindestens gleich stellen, und die eine feinere Blume haben. A.

Rücksicht nimmt, so steht Ungarn im Weinbau in erster Linie. Italien erzeugt gegenwärtig nur 2 Millionen Eimer Wein, Frankreich 40 Millionen, Oesterreich mit Ungarn 42 Millionen Eimer, Spanien 9 Millionen und der deutsche Zollverein 3 Millionen Eimer. Romanien erzeugt 800,000, die Krim und Bessarabien 400,000 und Griechenland 200,000 Eimer. —

A. L.

Fortschritt der Arbeiten am Suezkanal.

Nachrichten aus Alexandria melden, daß in den ersten Tagen des Dezembers 1865 ein Dampfer von 13 Fuß Tiefgang bei Port Saïd in den Kanal eingelaufen sei, und daß die Kanalgesellschaft sich erboten habe, im Mai 1866 die Tonne Güter (20 Centner) zu 38 Francs von einem Meere zum andern zu schaffen. Das wäre ein Anfang, aber die eigentliche Frage ist damit noch lange nicht gelöst. Die Dampfschifffahrt im Rothen Meere ist sehr kostspielig, weil dort die Kohlen so theuer sind; da aber auch sie die Kanalfrachten zu tragen haben, so werden sie



Ferdinand von Lesseps. (Nach einer Photographie.)

in Suez, Dschidda ꝛc. nicht wohlfeiler zu stehen kommen, als die, welche man bis jetzt aus England auf dem Wege um das Vorgebirge der Guten Hoffnung dorthin bringt.

Werthvolle und nicht schwer ins Gewicht fallende Waaren, die aus Europa nach Indien bestimmt sind, und von dort unter günstigen Conjuncturen auch Baumwolle, werden wohl oftmals den Kanal wählen, vorausgesetzt, daß er praktikabel sei und bleibe. Doch ist noch Alles in der Schwebe und es bleibt die Hauptsache noch zu thun übrig. Der Schwerpunkt liegt darin, daß große Seeschiffe von 2000 Tonnen das geeignete Fahrwasser finden, und daran ist noch lange nicht zu denken. Was bis jetzt erreicht worden ist, sind provisorische Ergebnisse. Bei Suez, wo das Meer so seicht ist, daß die Schiffe 3 Miles weit vom Ufer entfernt ankern müssen, sind die Hafenarbeiten und Molen erst noch herzustellen. Der maritime Kanal soll Fahrwasser für Schiffe von 25 Fuß Tiefgang enthalten.

Wir ersehen, daß Herr v. Lesseps noch immer bei seinen mehr als sanguinischen Berechnungen beharrt. Er meint, die Hälfte aller Waaren, welche alljährlich aus Europa nach Indien und Ostasien gehen, würden durch den Kanal befördert werden und 10 Francs per Tonne Gebühren zahlen. Er nimmt für diese Waaren ein Gewicht von 12,000,000 Tons an und meint, daß 6 Million Tons dem Kanal zu Nutze kommen müßten. Im Jahre 1864, sagt er, sind von Madras und Calcutta über England 750,000 Ballen Baumwolle nach Frankreich gegangen und nur 24,000 Ballen direkt nach Havre verschifft worden. Die Peninsular- und Oriental-Compagnie berechnet für die Tonne Waren und feine Güter, die nach Aden, den indischen Häfen, Australien, Singapore und Hongkong gehen, 34 Pfd. St. und 40 Pfd. St. für jene nach den chinesischen Häfen. Wenn nun aber Schraubendampfer erster Klasse aus England dorthin direkt durch den Kanal gehen können, so muß sie jene Frachten herabmindern, oder die Waaren wählen den Weg über Suez. Passagiere werden den Kanal nicht wählen, weil sie auf der Eisenbahn von Alexandria nach Suez in 12 Stunden gelangen.

Man muß einräumen, daß Lesseps seinen Plan mit großer Energie verfolgt. Wie sich die Kanalverhältnisse im Fortgange der Zeit gestalten, das müssen wir abwarten. Jedenfalls wird der Kanal ein Gewinn für die Schifffahrt, namentlich für jene der Häfen am Mittelmeere, sein, wenn auch die Hoffnungen des Herrn v. Lesseps hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. —

Nachdem wir das Vorstehende geschrieben, fanden wir in der „Shipping Gazette" vom 18. Januar einen Aufsatz des Kanalingenieurs Daniel Lange. Ihm zufolge ist der westliche Hafendamm weit vorgeschritten und, mit einer in ihn einbezogenen Insel, nun schon 4800 Fuß lang und 9 bis 16 Fuß tief; das hat man vermittelst des Baggerns erreicht. Bei Port Saïd haben überhaupt bis zum 1. Juli 1865 2073 Schiffe Ladungen gelöscht; aber nicht Handelswaaren, sondern Materialien und Bedarf aller Art für den Kanalbau. Davon waren: Amerikaner 2, britisch 76, österreichisch 144, belgisch 3, brasilisch 2, französisch 389, griechisch 227, holländisch 3, italienisch 34, „Jerusalem" 91, preußisch 6, russisch 230, schwedisch und norwegisch 6, türkisch und ägyptisch 1028. Am Ende Dezembers waren 80,000 ägyptische Arbeiter beschäftigt, um den Süßwasserkanal zwischen Bulbeis und Abassie zu graben; diese Arbeit muß der Vicekönig herstellen lassen. Der maritime Kanal soll 26 Fuß Tiefe und eine entsprechende Breite erhalten. (Wir fügen hier ein Porträt des Herrn v. Lesseps bei.)

Ein Besuch im Feuertempel bei Baku am Kaspischen Meere.

Baku, auf der Halbinsel Abscheron am westlichen Gestade des Kaspischen Meeres, ist neuerdings Sitz einer Gouvernementsregierung geworden. Die Stadt hebt sich; der Hafen ist leidlich; der Handelsweg aus Transkaukasien von Dariel über Tiflis und Schamacha, und jener aus dem diesseitigen Kaukasien der Küste entlang von Kisljär durch den Paß von Derbent treffen dort zusammen.

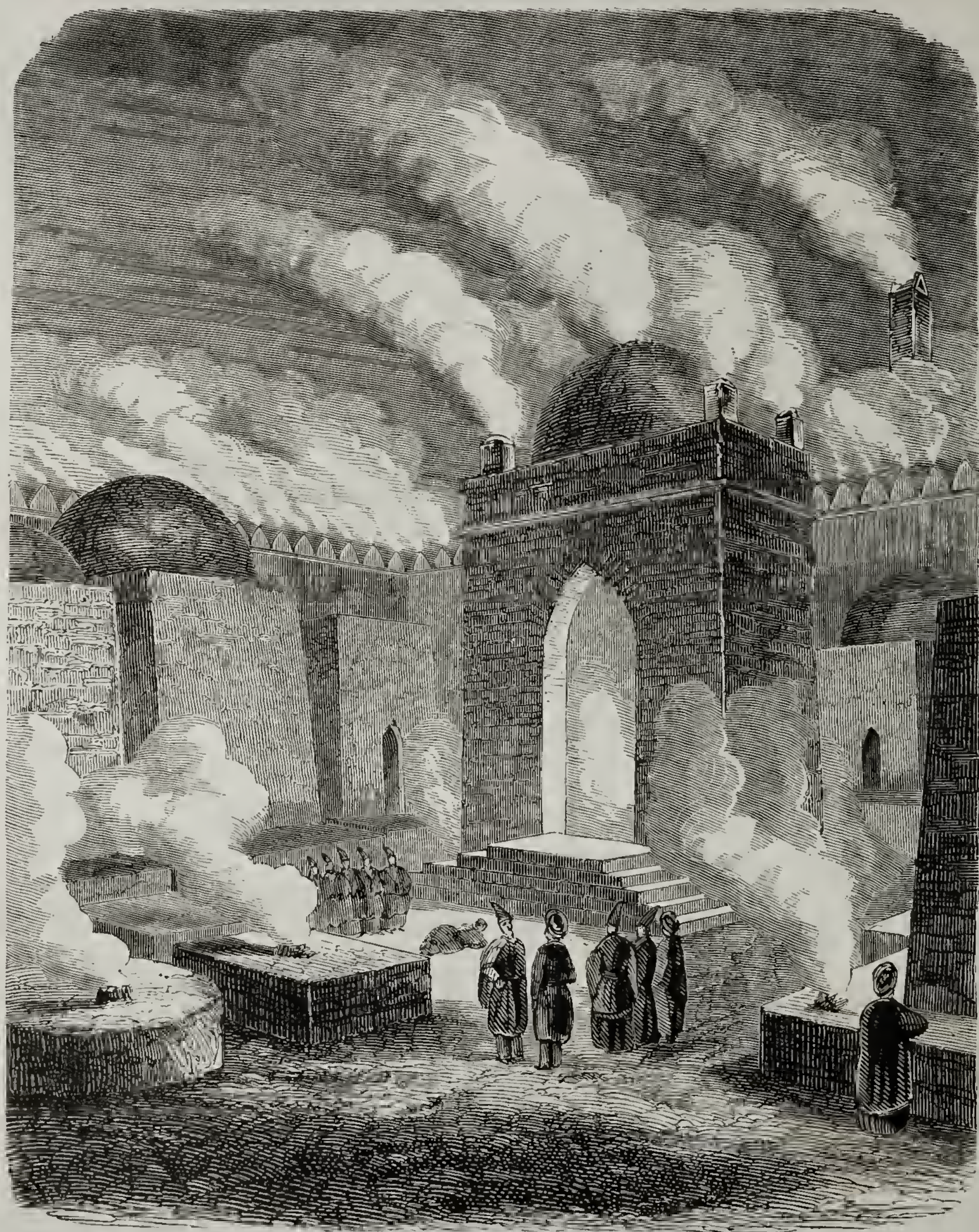
Die Stadt ist oft beschrieben worden. Die neuesten Berichte finden wir in einem sehr reichhaltigen Werke von Alexander Petzholdt, der schon vor zwei Jahren über seine Reisen in Südrußland ein werthvolles Buch veröffentlicht hat. Jenes, auf das wir hier Bezug nehmen, führt den Titel: „Der Kaukasus, Eine naturhistorische, sowie land- und volkswirthschaftliche Studie" (Leipzig, Fries, 1866). Die Reise wurde in den Jahren 1863 bis 1864 unternommen. Es trifft sich, daß wir hier abgedruckte Skizzen des Atesch ga, des Feuertempels der Parsis, welche Herr Major Krziz gezeichnet hat, unter unseren Illustrationen finden. Den nachfolgenden Text entlehnen wir im Wesentlichen Herrn Petzholdt.

Die Halbinsel Abscheron, sagt er, ist reich an Erscheinungen, welche höchst wahrscheinlich ihren Grund in einer noch nicht erloschenen vulkanischen Thätigkeit haben und sich, von den im Südosten von Baku zahlreich vorkommenden sogenannten Schlammvulkanen abgesehen, insbesondere in der Gestalt allerwärts vorhandener Quellen von Steinöl (Naphta), sowie der Erde, ja selbst dem Meer entströmenden brennbaren Gase (Kohlenwasserstoffgas) darstellen. Diese brennbaren Gase haben schon in alten Zeiten Aufmerksamkeit erregt und sind Veranlassung gewesen, daß sich Indier, als sogenannte Feueranbeter, hier ein Kloster bauten, in welchem sie ihrem Kultus des „heiligen Feuers" obliegen. Die Naphtaquellen sind zwar auch schon lange bekannt, aber erst in neuerer Zeit einer ausgedehnten Benutzung unterzogen worden.

Das Kloster der „Feueranbeter" Atesch ga, der „Feuerort", liegt in nordöstlicher Richtung etwa 12 Werst von Baku entfernt. Es sieht ganz aus wie eine Festung, da hohe Mauern seinen Hof einschließen und Alles, was sich im Innern befindet, dem Blicke des Außenstehenden entziehen. Erst nachdem man durch das Thor eingetreten ist, sieht man, daß sich ringsum Zellen befinden, während in der Mitte eine Art von Tempel errichtet ist, der aus vier roh und plump gestalteten Säulen, welche ein Dach tragen, besteht. Die Säulen überragen an den vier Ecken des Tempels das Dach um einige Fuß, während in der

Mitte des Daches eine dreizinkige Gabel, durchaus von der Gestalt, wie man sie auf jedem deutschen Bauernhofe zu bekannten wirthschaftlichen Zwecken anwendet, angebracht ist. — Bis vor Kurzem hatten fünf Feueranbeter in diesem Kloster gelebt, aber neulich sind drei derselben nach ihrem Vaterlande zurückgegangen; einer, der über 100 Jahre alt geworden sein soll, ist gestorben, und so war nur noch ein einziger übrig, mit dem wir es zu thun hatten. Er lud uns in seine Zelle ein, damit wir einer gottesdienstlichen Handlung beiwohnten. Sie war, wie alle übrigen, in der Dicke der Mauer angelegt, eigentlich eine Art von Bärenhöhle, zu welcher nur eine ganz niedrige Thür den Zugang verstattete. Sie war aber sehr reinlich und wird oftmals weiß angestrichen. Im Innern bietet sie einen kleinen freien Raum dar, in dessen Mitte ein Steinblock liegt; auf und vor demselben werden allerlei Ceremonien verrichtet, und dem Eingange gegenüber befindet sich an der Hinterwand der Zellen ein anderer Steinblock, eine Art von Altar, auf welchem eine Menge verschiedener Gegenstände aufgestellt waren; sie wurden bei der Ceremonie gebraucht.

Auf der Oberfläche des in der Mitte liegenden Steinblocks befand sich der Eindruck von zwei Menschenfüßen, und es wurde ausgesagt, daß dieses die Fußtritte Adams seien; er muß aber einen eigenthümlichen Fuß gehabt haben, da alle Zehen von gleicher Länge sind.


Tempel der Feueranbeter bei Baku. (Originalzeichnung von A. Krziz.)

Der Feueranbeter war ein schwarzbrauner, langer, ganz hagerer Mensch von etwa 60 Jahren, vielleicht aber auch von 30 oder auch von 90 Jahren, da man sein Alter schwer bestimmen konnte, und er es selbst nicht wußte; er trug ein Hemd und sehr defecte Beinkleider von Leinwand und verschloß die Thür der Zelle. Während wir auf Steinbänken Platz nahmen, zündete er mehre aus der Erde hervordringende Gasströme an; dadurch wurde das Innere der Zelle, welche keinerlei Fensteröffnung besaß, hell erleuchtet. — Dann verrichtete er seine Ceremonie. Im Anfang, offenbar zur Einleitung und um das Gemüth in passende Stimmung zu bringen, blies er auf einem großen Schneckenhause in ganz schauerlicher Weise. Dann nahm er ein baumwollenes Taschentuch, hielt es ausgebreitet vor sich hin und betete lange; nachher kniete er nieder und berührte mit der Stirn oftmals den Boden. Er holte einen kleinen kupfernen Kessel, aus welchem er mit einem Löffel Wasser schöpfte; mit diesem begoß er die Fußtritte Adams. Nachher wurde geräuchert, vermittelst zweier kleiner Becken Musik gemacht und dazwischen immer niedergekniet und gebetet. — Die Sache wurde sehr langweilig und ich wünschte den Schluß herbei; ohnehin erhitzten die in der nur kleinen Zelle brennenden großen Flammen den Raum wie einen Backofen. Endlich kam der Schluß. Derselbe bestand in dem Herumreichen kleiner, auf einer Tasse liegenden Stückchen von weißem und braunem Kandiszucker, und an die Stelle derselben legte man etwas kleines Geld. Nun wurde die Thür wieder geöffnet und wir traten hinaus in den Hof. Hier wurde zu guter letzt das brennbare Gas, welches aus den vier, das Dach des Tempels überragenden Säulenenden herausströmte, angezündet. Die Säulen sind hohl; vier mächtige Flammen loderten auf und bei Nacht bringen sie eine hübsche Wirkung hervor. Jetzt war es Tag und wir konnten sie in Folge ihres geringen Leuchtvermögens kaum bemerken. Die ganze Angelegenheit macht den Eindruck eines bloßen Hocuspocus; ich wenigstens konnte mich dieser Ansicht nicht erwehren; und mir scheint, daß dieser Feuerkultus, wie er jetzt hier getrieben wird, nur eine Art von versteckter Bettelei ist. Uebrigens erwartete der im Augenblick alleinige Repräsentant der indischen Feueranbeter an Stelle der in ihre Heimat zurückgekehrten Collegen Andere, mit denen er gemeinsam das Geschäft der Feueranbetung fortsetzen wird.

Man muß sagen, daß die Oertlichkeit des Klosters zur

Anlage eines Klosters nicht schlecht gewählt sei. Sobald man die harte Bodenoberfläche aufbricht und lockert, strömt in der ganzen Umgebung Gas hervor, welches sofort angezündet werden kann. Es brennt dann so lange fort, bis heftiger Wind oder Regen es auslöschen. Von „ewigen Feuern" kann eigentlich nicht die Rede sein. Die umliegenden Ortschaften benutzen dieses Gas zu mancherlei ökonomischen Zwecken, z. B. zur Erleuchtung des Innern der Wohngebäude, zum Kochen, Kalkbrennen ꝛc. Als ich mich von dem Kloster aus nach dem nur einige Werst nördlich gelegenen Ssurachani begab, um einen tatarischen Gutsbesitzer zu besuchen, traf ich überall auf dergleichen Kalkbrennerei. Man brauchte nur die Oberfläche des Bodens etwas bei Seite zu räumen, vermittelst einer Brechstange die unmittelbar unterliegenden stark zerklüfteten, tertiären Kalksteinschichten aufzubrechen und das zwischen den Klüften und Spalten hervorquellende Gas anzuzünden.

In unmittelbarer Nähe des Klosters, an dessen hintere Mauer angebaut, liegt das von einer Aktiengesellschaft errichtete Etablissement, in welchem das rohe Steinöl verarbeitet wird, welches auf vielen Punkten der Halbinsel Abscheron vorkommt. Es ist von schmutzig olivengrüner Farbe; die zur Durchführung der Destillation nöthige Feuerung wird durch das brennbare Gas geliefert.

Eine Hochzeit auf der Metropolie in Bucharest.

Sittenbild aus Neu-Romaniens Hauptstadt. Von **Wilhelm Hausmann** in Kronstadt.

Die Bewohner der Donaufürstenthümer sind im Ganzen ein heiteres lebensfrohes Volk. Sie haben schon viel vom südlichen Typus in ihrem Charakter, lieben leidenschaftlich Tanz und Spiel, kleiden sich phantastisch in die buntesten Trachten, und namentlich der weibliche Theil der Bevölkerung hält viel auf Schmuck und Perlen, Gold und Flittern.

Alles, was auf das Gemüth des Volkes wirken soll, muß prunkhaft, pompös sein. Dies zeigt sich bei den Romänen in Freud und Leid; auch ihre Tauf-, Hochzeits- und Begräbnißfeierlichkeiten sind ein sprechender Beweis dafür. Die griechisch orientalische Kirche, der alle Bewohner dieser Länder angehören, unterstützt selbst durch ihren glanzvollen Ritus diese Neigung des Volkes. Auch die Bauart der Kirchen, welche stets in neubyzantinischem Style aufgeführt sind, hat etwas Leichtes, Heiteres, die Sinne Ansprechendes. Da tritt nirgends der erhabene Ernst abendländisch-gothischer Dome hervor, welcher das Gemüth zu tiefsinnigen Betrachtungen stimmt.

Leider müssen wir gestehen, daß auch der Bildungsgrad des romänischen Volkes noch ein sehr niedriger ist, daß selbst die Bewohner der Städte die Landbevölkerung nicht sehr überragen. In den höheren Schichten der Gesellschaft macht sich eine starke Hinneigung zu französischer Bildung und Sitte bemerklich. Die höher gestellten Romänen allein haben auch mehr Gelegenheit mit abendländischen Bildungselementen in Berührung zu kommen, doch verlieren sie darum niemals ihr eigenthümlich nationales Gepräge und halten fest an Glauben und Aberglauben, Sitten und Unsitten ihres Volkes. Namentlich in kirchlichen Dingen sind alle orthodox. Nur vom strengen Fastengebot dispensiren sich häufig die höheren Klassen, in allem Uebrigen unterwerfen auch sie sich blindlings den Anordnungen der Geistlichkeit, die hier ohnedies auch einen bedeutenden politischen Einfluß besitzt, welchen sie vorkommenden Falls auch mit allem Eifer zu bewahren bestrebt ist.

In Folgendem erlauben wir uns zunächst eine Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten zu geben, denen wir während unseres Aufenthaltes in Bucharest beizuwohnen Gelegenheit hatten, sowie einiger anderen hierauf Bezug habenden Sitten und Gebräuche, die wir aus bewährter Quelle kennen lernten.

Wie mager und einfach sind die Ceremonien einer Quäkerhochzeit, wie wenig das poetische Gefühl anregend bei anderen puritanischen Sekten, und gar bei der, im modernen Gallien so beliebten Civilehe? Was kann nüchterner sein? Wie ganz anders, feierlicher, schmuckvoller sind dagegen die Ceremonien der älteren Kirchen. Namentlich der Ritus der griechisch-orientalischen Kirche übertrifft hierin alle anderen Kulte. Es haben sich viele Gebräuche erhalten, die offenbar aus dem höchsten Alterthume stammen. —

Die weltlichen Präliminarien sind so ziemlich dieselben wie auch bei anderen Confessionen. Bekanntschaften und Verbindungen werden auch hier auf eben so mannigfache romantische und unromantische Art geschlossen. Hauptpointe des Festes ist der Aufputz der Braut. Endlich ist es den angestrengten Bemühungen gelungen, das große Werk zu vollenden. Herrlich frisirt, einen prächtigen künstlichen Myrthenkranz im stark parfümirten Haar, den Leib auf eine gefahrdrohende Art in ein reich aufgeputztes seidenes Kleid gepreßt, die Füße in zierlich gestickte Schuhe gezwängt, erwartet die Braut den Bräutigam. Ein eigener Gebrauch ist es hier, die Braut mit sogenanntem Goldhaar zu schmücken. Es sind dies echte Goldfäden von ziemlicher Länge, die mit einem Kamme hinten angesteckt werden und den Brautschleier ersetzen sollen, der hier nicht üblich ist. Bei reichen Personen sind diese Goldhaare oft von bedeutender Schwere und hohem Werth; da es herkömmlich ist, diesen Schmuck nach der Hochzeit der Kirche zu weihen, so wird sich dieser Gebrauch wohl noch lange erhalten.

Der Bräutigam erscheint in neuerer Zeit nur im schwarzen Frack und weißen Handschuhen. Alles steigt in die bereitstehenden Caleschen, um nach der weitentfernten Metropoliekirche zu fahren. Ehe der Zug dort anlangt, haben wir Zeit, dieselbe etwas näher zu betrachten. Sie ist durch ihre imposante Lage ausgezeichnet. Das Häusermeer der Stadt, aus dem nur einzelne Paläste und Kirchen mehr hervorragen, liegt rundum in der Tiefebene des Dimbowitzathales ausgegossen; nur die Metropolie — welche sich wirklich auch beinahe im Mittelpunkte der Stadt befindet — steht frei und hoch auf einer Erderhöhung von über hundert Fuß Höhe, welche aus tertiären Thonlagern besteht. Nur von der Westseite ist eine apareilleartige Auffahrt, während sonst die Abhänge sehr steil abfallen.

Oben ist ein Plateau von vielleicht 200 Schritt Länge und 50 bis 60 Schritt Breite. In der Mitte steht die Kirche, welche in schwerfälligem Style erbaut ist. Eine durch Säulen gestützte Vorhalle ist über den Haupteingang gebaut, der mit seinen alterthümlichen eisenbeschlagenen Thüren sehr düster und ernst aussieht. Das Innere der Kirche ist gleichfalls in Bauart und Ausschmückung wenig von anderen griechischen Kirchen verschieden. Decke und Seitenwände sind in unkünstlerischer Weise mit Heiligenbildern in barockem Style bemalt. Namentlich spielt der Erzengel Michael mit dem Drachen überall eine hervorragende Rolle. Da sind auch der heilige Nikolaus und einige andere Patriarchen, die alle mit einem Buche im Arme, die Rechte segnend erhoben, dargestellt werden, aber stets mit einem breiten goldenen Heiligenscheine um das Haupt. Plumpe formlose Säulen stützen das Schiff der Kirche, von welchem an langen Ketten 13 schwere silberne Ampeln herabhängen. Ins Allerheiligste führt eine kleine Thüre, und diese Abtheilung ist mit vergoldetem Holzgetäfel und mit Basreliefsiguren verziert und die Kanzel ebenfalls mit vergoldetem Holzschnitzwerk überladen. Zwei große, plumpe, runde Gußöfen, die neben der Kanzel und dem Altare stehen, sowie eine moderne Perpendikeluhr, die an der Säule daneben aufgehängt ist, geben der Kirche ein etwas gar zu sehr häuslich behagliches Ansehen.

Mittlerweile haben sich in der Kirche alle die versammelt, welche Antheil an dem Brautpaar nehmen, oder nur eine müßige Stunde auf angenehme Art ausfüllen wollen. Neugier ist ein hervorstechender Charakterzug des Volkes in Bucharest. Es war ein heißer, dunstiger Julitag, Abends 8 Uhr, als der bärtige Sakristan zahlreiche Wachskerzen anzündete, die durch ihren hellen Glanz bei der traulichen Abenddämmerung noch mehr die heitergestimmte Menge zum Eintritte lockte. In der Mitte der Kirche stand ein nicht sehr großer Tisch mit einem kostbaren weißen Spitzentuche altarartig überdeckt. Mitten lag ein Evangelienbuch in Großfolio mit wahrhaft prachtvollem Einbande. Die Deckel von gepreßtem Golde, mit Arabesken verziert und biblischen Figuren; namentlich der Erzengel Michael auch hier sehr in die Augen springend. An den Ecken waren große Smaragden und rothe Spinelle in starker Fassung angebracht. Zwei große silberne Leuchter mit brennenden Wachskerzen standen daneben. Vorn auf dem Tische lagen zwei Brautkronen von künstlich nachgeahmten grünen Lorbeerblättern, in Form einer Kaiserkrone ähnlich. Manchmal sind es, wie wir an anderen Orten sahen, wirklich metallene Kronen von vergoldetem Silber mit zwei Spangen; sie tragen oben den goldenen Reichsapfel mit dem Kreuze.

Das Gedränge nahm zu und eine, keineswegs andächtige Menge füllte alle Räume, ziemlich ungenirt sich unterhaltend, lachend und scherzend. Jetzt traten durch die im Hintergrund angebrachte Thüre des Allerheiligsten mehre Geistliche in glänzendem Ornate herein. Ihnen folgte, umgeben von acht bis zehn anderen Geistlichen, der Metropolit, welcher selbst die Trauung vollziehen sollte. Ein schöner Greis mit langem Vollbart, wie ihn die orientalische Kirche allen Geistlichen zu tragen vorschreibt, und die Haare bis auf die Schulter herabhängend. Das Meßgewand des Metropoliten war von gelber und weißer Seide, reich mit Goldborten und Perlenstickerei verziert. Den Kopf bedeckte eine kostbare und kunstvoll gearbeitete Mitra, in Form der altgriechischen Kaiserkrone, oben mit dem blitzenden Reichsapfel. In den vier Abtheilungen befanden sich zierlich und fein gemalte Miniaturbilder, Scenen aus dem Neuen Testamente vorstellend, alle mit auserlesen schönen Perlen eingefaßt. An den Händen trug der Metropolit kostbare Brillantringe. In der Rechten hielt er einen eigenthümlich geformten Hirtenstab mit dem großen goldenen Doppelkreuz. Die 16 bis 20 ministrirenden Geistlichen stellten sich im Halbkreise hinter dem Metropoliten auf, welcher an den Altartisch trat. Ein Chor von Kirchensängern war ganz im Halbdunkel des Hintergrundes aufgestellt.

Eine allgemeine Bewegung der Volksmenge zeigte, daß der Brautzug sich nahe. Nur mit Mühe konnte er sich durch die dichtgedrängten Massen durchwinden. Der Metropolit selbst winkte mehremale Raum zu schaffen, aber Niemand konnte weichen. Nun stand das Brautpaar endlich vor dem Altartisch, rechts die Braut, links der Bräutigam; — dieser war, beiläufig bemerkt, ein Kaufmann. — Die Geistlichen begannen, in eigenthümlicher Weise näselnd, die Liturgie zu singen, wobei der Sängerchor im Hintergrunde oft lebhaft miteinstimmte, indem nämlich im schnellsten Takte litaneiähnlich immer derselbe Refrain wiederholt wurde. Namentlich am Schlusse sangen Alle unisono: Domne milueste! — Herr sei uns gnädig —. Der Geistliche gibt zuerst dem Brautpaare zwei brennende Wachskerzen von bedeutender Länge und Schwere in die Hand, welche sie bis zu einer gewissen Stelle der Liturgie halten müssen; dann geben sie dieselben an die zu ihrer Rechten und Linken stehenden Beistände ab. Von einem vergoldeten Silberteller, der auf dem Altartische steht, nimmt der Geistliche die Trauringe, macht mit denselben auf Stirn und Mund des Bräutigams das Zeichen des Kreuzes, worauf der Bräutigam dem Geistlichen die Hand küßt und den Ring ansteckt. Dann wiederholt sich bei der Braut dieselbe Ceremonie. Der Geistliche nimmt eine der neben dem Evangelienbuch stehenden Kronen und setzt sie dem Bräutigam auf. Wieder küßt dieser die Hand des Geistlichen. Gleich darauf derselbe Akt bei der Braut. — Jetzt steigert sich die Heiterkeit des Brautpaars und des Publikums in ganz ungenirter Weise. Die Krönung des Brautpaars hat die symbolische Bedeutung, daß durch die Ehe die Herrschermacht der Kirche auf Erden befestigt und verbreitet werden soll. Ein Ministrant bringt auf einem vergoldeten Teller einen silbernen Becher mit Wein und einige Bisquite. Der Geistliche gibt, unter fortwährendem Murmeln von Gebeten, zuerst dem Bräutigam aus dem Becher zu trinken, und dann einen Bissen Bisquit; eben so der Braut. Beide küssen abermals dem Geistlichen die Hände. Der Genuß von Brod und Wein ist hier keineswegs eine Communion, sondern bedeutet nur, daß sie Beide fortan aus derselben Schüssel essen, aus demselben Becher trinken werden vor aller Welt. — Nun spricht — oder besser gesagt — singt der Geistliche die Einsegnungsformel. Das Brautpaar, die Beistände, und die unmittelbar fungirenden Geistlichen reichen sich seitwärts die Hände und umschließen so im Kreise den Altartisch, worauf Alle sich in langsamem Tanztempo einigemal rechts und links herumbewegen; Alles stimmt auch jetzt in die fortwährend gesungene Liturgie mit ein.

Diese Ceremonie soll eine Erinnerung an die Hochzeit zu Cana in Galiläa sein, welche der Heiland durch seine Gegenwart verherrlichte. Auch während dieses Rundtanzes behalten die Beistände die brennenden Kerzen in der Hand. Nachdem sich der Kreis geöffnet, wozu der Geistliche das Zeichen gibt, verbeugt sich derselbe vor dem Bräutigam und vor der Braut, zum Zeichen, daß die Ceremonie beendigt sei, und küßt auch wohl den Bräutigam auf die Wangen, wobei er ihm eine kurze Gratulation sagt. Die

Braut verbeugt sich dankend und küßt dem Geistlichen die Hand. Jetzt werden beide Kronen abgenommen und wieder auf ihre früheren Stellen gelegt. — Nun geht der Bräutigam und küßt Schwiegervater, Schwiegermutter, den Beistand und wer sich sonst von seiner Verwandtschaft gerade in der Nähe befindet. Eben so macht von der andern Seite die Braut die Runde, welcher zugleich alle die Erwähnten gratuliren; durch Kuß und Händedruck dankt diese. Die Beistände geben ihre jetzt ausgelöschten Lichter an junge Bursche ab, die zur Familie gehören und welche sie sorglich nach Hause zu tragen haben, da solche später zu einer wichtigen Schicksalsprobe benutzt werden sollen.

Nachdem die Schaulust der Umstehenden genügend befriedigt ist, strömt Alles plötzlich dem Ausgange zu, wobei namentlich der Brautzug mit seinen prachtvollen Toiletten sehr ins Gedränge kommt. Endlich ist Alles, was zum Feste gehört, in die zahlreichen Caleschen vertheilt und rollt fröhlich davon, der Hochzeittafel zu, während sich die nichtgeladenen Zuschauer einzeln zerstreuen. Die Lichter in der Kirche verlöschen schnell nacheinander, und in wenigen Minuten steht das kurz vorher von so lautem Leben erfüllte Gotteshaus in ernstem Schweigen finster und verlassen da; nur die sogenannte ewige Lampe erleuchtet mit mattem Scheine die nächsten Heiligenbilder, und die Uhr fährt, unberührt von all dem lauten Treiben der Welt, in ihrem einförmigen Ticktack fort und zeigt mit starrem Finger auf die flüchtig eilenden Stunden.

Desto lärmender und lauter geht es im Festsaale zu, wo Alles sich mit ungebundener Heiterkeit bewegt. Zur Steigerung derselben tragen die zahlreichen grünen Flaschen nicht wenig bei, die der Brautvater aus den tiefsten Winkeln des Kellers herbei holen ließ, die schon bei der Geburt der Tochter einst zum heutigen Feste bestimmt, dort hinterlegt worden sind und nun endlich wieder ans Licht kommen durften. — Die Musik spielt vorzüglich nationale Weisen, welche den fremden Kunstkenner sehr wenig ansprechen, aber die Eingebornen so begeistern, daß selbst das Gesinde unten im Hofe sich mit lautem Händeklatschen und Fußstampfen, die Hora tanzend, im Kreise dreht. — Bei Hochzeiten sind alle Romänen sehr zur Freigebigkeit geneigt, und mancher Kaufherr oder Gutsbesitzer entfaltet dann einen fast fürstlichen Luxus. Der Armen wird dann namentlich auch in generöser Weise gedacht, wie denn schon der religiöse Gebrauch ist, bei allen wichtigeren Lebensangelegenheiten Pomane zu machen, d. h. durch christliche Liebe gebotene Wohlthaten zu üben. Am Hausthore sind eine Menge Leute beschäftigt, große Körbe voll Brod und Kuchen zu zerschneiden. Die hingereichten Stücke verschwinden sogleich in den vielen gierig ausgestreckten Händen, während immer andere sich wieder verlangend hereinstrecken. Manchmal werden auch Geldstücke und zahlreiche kleine Wachskerzen vertheilt. Oft gibt der Romäne auch Freunden, Bekannten, einem Reisenden etwas freiwillig als Pomane; dies muß man jedenfalls annehmen, selbst wenn man es nicht bedarf. Seine Pomane verschmäht zu sehen, würde ihn aufs Tiefste verletzen.

Die Romänen sämmtlich — auch die Gebildetsten und Höchstgestellten nicht ausgenommen — haben einen ausgesprochenen Hang zum Aberglauben, der sich namentlich bei Heirats- und Herzensangelegenheiten auf mannigfache Weise äußert. Z. B. die beiden bei der Trauung verwendeten Wachskerzen werden nach der Hochzeit in eine ausgehöhlte Semmel gesteckt und man läßt sie nebeneinander ruhig abbrennen; vorher bezeichnet man sie als Mann und Frau. Löscht nun die des Mannes früher aus, so muß dieser nothwendiger Weise auch früher sterben als seine Frau. Im andern Falle hat er das Glück Wittwer zu werden.

Ein frisch gekochtes, weiches Ei müssen die Neuvermählten unbedingt zusammen verspeisen; im Unterlassungsfalle würde die Zahl ihrer Nachkommenschaft sehr klein bleiben.

Ist irgend etwas im Hause gestohlen worden, hinterbringt man der Dame desselben eine üble Nachrede oder Aehnliches, so gibt es kein leichteres und unfehlbareres Mittelchen, hinter die Wahrheit zu kommen, als sich die Karten zu legen, oder in besonders schwierigen verwickelten Fällen sich dieselben von einer in solchen Angelegenheiten sehr erfahrenen alten Frau legen zu lassen. Dann erfährt man ganz genau, wen man wegen des Diebstahls zur Verantwortung ziehen soll, oder wer der Verleumder gewesen. Dienstboten, welche dem Gelüste nicht widerstehen konnten, irgend einen Silberlöffel einzustecken, und doch hartnäckig leugneten, geben aber oft lieber freiwillig das Gestohlene heraus, wenn man ihnen droht, die Karten gegen sie legen zu lassen, da sie meinen, daß in diesem Falle sie doch entdeckt würden, oder wenigstens Fluch und Unheil sie überall verfolgen würde. Will eine Romänin sich Gewißheit über die Treue oder Untreue ihres Gemahles verschaffen, dann darf sie nur gelegentlich eine vielleicht eben vom Dorf hereingekommene Zigeunerin zu sich rufen lassen. Diese beschreibt ihr, in den kleinen dreieckig geschnittenen Spiegel sehend, den sie in der Hand trägt, ganz genau das Bild der gehaßten Nebenbuhlerin. Ob dieselbe blonde oder schwarze Haare, braune oder blaue Augen habe, alles dies schildert sie der mit gespannter Aufmerksamkeit horchenden Dame aufs genauste. Falls diese freigebig ist, setzt die Zigeunerin schließlich noch hinzu, daß ein junger, liebenswürdiger Cicisbeo die Dame über die Treulosigkeit ihres Gatten zu trösten berufen sei.

Die Anhänger der griechisch-orientalischen Kirche haben über die Sittsamkeit ihrer Braut sehr rigorose Ansichten und sind berechtigt, vorkommenden Falls ganz nach dem strengen mosaischen Gebrauche vorzugehen, wie er ausführlich im 5. Buch Mose, 22. Capitel, Vers 13 bis 21 beschrieben steht. Nur bemerken wir, daß glücklicher Weise, im Falle der Schuldigfindung, die dort befohlene Steinigung unterbleibt. In der Regel wissen die Schwiegerältern durch bedeutende Geschenke den Zorn des Sohnes zu besänftigen. Beide Eheleute arrangiren sich meist so gut, daß man selten laute Klagen wegen unzufriedener Ehe hört.

Eine nicht sehr seltene Zukunftsprobe ist auch dieses. Hat eine Romänin ein Auge auf einen gewissen Mann geworfen, so zündet sie in ihrem Hause, in einem stillen Raume, eine kleine Lampe an, die nun bis zur Erreichung des Wunsches Tag und Nacht brennen muß. Ein Erlöschen derselben wegen nachlässiger Besorgung würde sehr unheilbringend sein. In der Regel entzündet sich nun auch im Herzen des Gewünschten die Flamme der Liebe. Nur ist die fatale Clausel bei dieser Prozedur, daß, verschließt ein so Gebannter hartnäckig sein Herz den bezaubernden Eindrücken der Liebe, oder scheut er sich als lockerer Vogel, sich in die Bande der Ehe verstricken zu lassen, so ist der Tod sein Loos. Es sind uns Fälle bekannt geworden, wo sonst nicht ungebildete Damen es unternahmen, diesen Zauber zu üben, und als der geliebte Mann plötzlich starb, sich in Verzweiflung die Haare ausrauften, in dem festen Glauben, daß nur sie und ihre unglückliche Lampe an seinem Tode schuld seien.

Die Ermordung des Lieutenants Stroyan durch die Somali bei Berbera.

Wir haben in unserer vorigen Nummer Alles mitgetheilt, was bis jetzt über das Schicksal des Herrn von der Decken verlautete. Die Nachrichten sind kurz, unvollständig und abgerissen, aber zweierlei beklagenswerthe Thatsachen unterliegen keinem Zweifel: einmal, daß die Expedition gänzlich mißlungen ist, sodann, daß der Reisende selbst nebst einigen seiner Gefährten in einer höchst gefährlichen Lage, eine Strecke aufwärts vom Meere, am Dschubstrome, zurückgelassen worden war, inmitten feindlicher Somalis, die sein Leben bedrohten. Wir wollen hoffen, daß nicht auch Karl von der Decken die ohnehin schon allzulange Reihe der Opfer vermehrt habe, welche Afrika schon gefordert hat; aber wir gestehen, daß unsere Hoffnung nur schwach ist. Wir denken an einen ähnlichen Fall, in welchem die Somali in verrätherischer Weise Fremde überfielen.

Das Land der Somali liegt im östlichen Afrika, wird im Norden durch den Busen von Aden begrenzt, im Osten vom Indischen Ocean, an welchen seine Küste bis zum Dschub reicht, also bis unter den Aequator; wie weit es sich nach Westen bis ins Innere erstreckt, wissen wir nicht. Nach dieser Richtung hin stoßen die Somali mit den Gallavölkern zusammen, nach Süden hin in der Küstenregion mit den Suaheli; im Norden, östlich von der Bab el Mandeb, sind die Dankali und Illu-Gallas ihre Nachbarn. Ein beträchtlicher Theil dieses Gebietes, welches, wie ein Blick auf die Karte zeigt, das sogenannte östliche Horn umfaßt, liegt als Wüste da, aber daneben sind viele Strecken fruchtbar, liefern werthvolle Artikel in den Handel, und die Somali treiben einen lebhaften Waarenverkehr. Sie sind, gleich den Gallas, ein Mischlingsvolk, ein Zweig der großen Gallarasse und haben viel vom kaukasischen Typus in sich aufgenommen, weil fortwährend reines asiatisches Blut in ihre Adern kommt.

Richard Burton, der sie vor 11 Jahren auf seiner berühmten Reise nach Härrär genau kennen lernte, hat sehr specielle Schilderungen von ihnen entworfen. Das Haupthaar ist hart und wie Draht; es wächst wie bei den westindischen Mulatten, in steifen Locken, welche in Büscheln stehen und nur eine mäßige Länge erreichen. Viele färben das Haar mit ungelöschtem Kalk oder mit Aschenlauge; dann wird es gelblich weiß und wird nachher mit Henna roth gefärbt oder mit rothem Oker bestrichen. Kopf- und Gesichtsbildung zeigen zugleich etwas Arabisches und Afrikanisches; die Backenknochen stehen weit vor, aber die Stirn ist gewöhnlich hübsch, die Augen sind groß und wohlgestaltet, doch der Kiefer ragt vor und ist wesentlich afrikanisch, auch die breiten Lippen zeugen für Negerblut. Bart schwach, Lippenhaar kurz und spärlich. Bei Vielen ist die Haut schwarz, sanft und glänzend, bei Anderen lichter bis zur Farbe des Milchkaffees. Die Somal-Beduinen machen sich in das Gesicht tiefe Einschnitte, welche dann wulstige Streifen bilden; Hände und Füße sind plump, breit und flach. Im Allgemeinen sind aber die Somali nicht gerade häßlich.

„Die Somali sind argwöhnisch, hegen Abneigung gegen den Araber, fürchten und hassen den Türken, verabscheuen den Europäer und verachten jeden Asiaten. Sie haben die Unbeständigkeit des Negers, sind leichtsinnig wie die Abyssinier, die in nichts beständig sind, als in der Unbeständigkeit; sie sind sanft, manchmal fröhlich und zuthunlich, gerathen aber, ohne jeden Uebergang, in wilde Wuth und verüben dann die gräßlichsten Handlungen. Doch erscheinen sie zumeist trübsinnig und melancholisch; sie können stundenlang auf einer Stelle sitzen und den Mond anstarren. An Singen und Tanzen denken sie nicht viel, da sie stets von Gefahren umgeben und selten des Lebens sicher sind. In Betreff des persönlichen Muthes gleichen sie anderen Wilden. Eine Schlacht gilt schon für bedeutend, wenn anderthalb Dutzend Mann fallen; gewöhnlich fliehen sie, wenn vier oder sechs Mann am Boden liegen. In einem Kral (Dorf), in welchem einhundert Tapfere die Straußfeder tragen und sich also eines Mordes rühmen können, sieht man vielleicht nicht einen einzigen verstümmelten oder verwundeten Mann. Auch der Tapferste wird einem Gefecht ausweichen, wenn er seinen Schild nicht zur Hand hat. Das Erscheinen eines Löwen oder der Knall eines Schießgewehrs preßt ihnen einen Schrei des Entsetzens aus, und bei ihren Kaums oder Raubzügen in Rotten treten sie dem Feinde nicht offen gegenüber. Freilich werden ihrer zwei oder drei einen schlafenden Menschen brav genug ermorden, zuweilen wird jedoch die Erbitterung unter den einzelnen Stämmen so heftig, daß Mann gegen Mann mit Speer und Dolch kämpft. Dann werden auch Weiber und Kinder ermordet. Gegenwärtig kann ein mit Revolvern bewaffneter Mann das Land weit und breit in Schrecken versetzen; doch kommt sicherlich der Tag, an welchem der Wurfspeer dem Luntengewehre weicht, und dann werden die Somali gefährliche Feinde sein."

„Ich fand die Somalibeduinen gutmüthig und gastfrei; mit etwas Taback gewann ich Aller Gunst und mit wenigen Ellen Baumwollenzeugs konnte ich meinen Bedarf an Lebensmitteln bestreiten. Sie behandelten mich wie ein Lieblingskind; ich mußte Milch trinken und Schöpsenfleisch essen; man bot mir Mädchen zum Heiraten an, drang in mich, beim Stamme zu bleiben, Häuptling zu werden, Löwen zu schießen und Elephanten zu erlegen. Freilich waren Alle, Häuptlinge oder Arme, arge Bettler, und deshalb bezeichnen die Araber das Somaliland als Belad wa issi, d. h. Land, gieb mir etwas."

So schildert Burton die Somali. Sie sind Mohammedaner, aber es haben sich manche Ueberlieferungen und Bräuche aus der Heidenzeit erhalten. Ihre Sprache ist jetzt wohlbekannt; sie wird nicht geschrieben, eignet sich jedoch trotzdem vortrefflich zu Beredtsamkeit und Poesie, und es gibt viele Gesänge, die sich auf alle möglichen Gegenstände beziehen, z. B. auf Wasserholen, Elephantenjagd, Beladen der Kameele, die Eigenschaften eines Häuptlings, auf eine Geliebte ꝛc. Vielweiberei ist die Regel. Einheitlich sind die Somali nicht, ein Gesammtherrscher fehlt. Die einzelnen großen Stämme zerfallen wieder in manche Unterabtheilungen.

Wir wollen nun die Katastrophe Stroyans schildern. Richard Burton war im Herbst 1853 von seiner gefahrvollen und mit Recht berühmten Reise aus Arabien zurück

gekommen. Als Mohammedaner verkleidet, war er in Medina und Mekka gewesen. Er ging dann nach Bombay, wo er längere Zeit verweilte. In London hatte man schon 1849 den Plan gefaßt, das noch so wenig bekannte Somaliland in wissenschaftlicher und commereieller Hinsicht erforschen zu lassen. Jetzt wollte Burton denselben ausführen und im Frühjahr 1854 durch das Somaliland über Härrär (das noch von keinem Europäer besucht worden war, und das man als ein „Timbuktu des Ostens" bezeichnete) und über Genaneh durch Ostafrika nach Sansibar zu gehen. Die Umstände geboten ihm aber, sich auf das nördliche Somaliland zu beschränken. In Aden, wo man das Unternehmen für äußerst vermessen und tollkühn erklärte und der Ansicht war, daß Jeder, der dasselbe wage, dem Tode verfallen sei, fand Burton anfangs Schwierigkeiten, die er aber durch seinen festen Willen besiegte. Im Oktober 1854 gaben die Direktoren der ostindischen Compagnie ihre Genehmigung. Mit Burton gingen Lieutenant Stroyan, welcher früher die Küste von Sindh und die Flüsse im Pendschab aufgenommen hatte, und Lieutenant J. H. Speke, der schon Wanderungen in Tibet und im Himalaya gemacht hatte. Lieutenant Herne sollte zur Zeit der großen Messe nach Berbera (an der Südküste des Busens von Aden) gehen und dort mit den Somalis freundschaftliche Beziehungen anknüpfen. Am 1. Januar 1855 vereinigte sich Stroyan mit ihm und beide blieben bis in den April an der afrikanischen Küste. Speke sollte in Bender (d. h. Hafen) Guray landen, um den Wady Nogal zu erforschen, Pferde und Kameele für die Expedition zu kaufen und rothen Sand zu sammeln, welcher angeblich Gold enthalten soll. Er war am 23. November 1854 nach der afrikanischen Küste gegangen und dort drei Monate geblieben; die Verrätherei seines Führers hatte ihn verhindert, den Wady Nogal zu erreichen. Burton seinerseits hatte die Tracht eines arabischen Kaufmanns angenommen, am 29. Oktober 1854 Aden verlassen, war am 3. Januar 1855 glücklich in Härrär angekommen und schon am 9. Februar wieder in Aden.

Dort rüstete er sich dann für eine zweite, längere Reise, die aber gleich im Anfang auf eine beklagenswerthe Weise vereitelt wurde. Er hatte in Aden die erheblichen Handelsvortheile geschildert, welche aus einer nähern Verbindung mit den ostafrikanischen Stämmen erwachsen könnten, und er wollte in Berbera, das eine sehr vortheilhafte Lage hat, eine britische Faktorei anlegen. Mit allem Nöthigen wohl ausgerüstet und mit Waaren im Werthe von 1500 Pf. Sterling landete er am 7. April 1855 bei Berbera, wo gerade große Verwirrung herrschte. Am Tage vorher war die große Karawane aus Härrär angelangt, 3000 Menschen mit eben so vielen Thieren. Sie kaufte Vorräthe und Waaren für die nächsten acht Monate. Der Markt hatte in der Mitte Novembers 1854 begonnen und ging in der Mitte des April zu Ende.

Am gelben Strande sah Burton Kameele in langen Reihen; Leute mit Speeren schrieen und sprangen umher wie wilde Thiere, manche Handelsleute hatten schon eingepackt, die große Zahl der armseligen Hüttenbuden war geringer geworden. Seine Gesellschaft bestand aus 42 Personen; Somali aus der Polizeiwache in Aden hatte man ihm nicht verabfolgt, und so war er auf Neulinge angewiesen: Aegypter, Nubier, Neger und Araber, die er mit Schießgewehren bewaffnet hatte; die übrigen waren Privatdiener des Reisenden und ein halbes Dutzend Somali.

Etwa eine Wegstunde von Berbera entfernt, auf einer Felsenleiste, sollte die britische Agentur errichtet werden. Die Zelte standen in einer Reihe; das Stroyans stand zur äußersten Rechten; ein Dutzend Schritte davon erhob sich das Rauti, d. h. indische Sipahizelt, welches Burton und Herne inne hatten; jenes, in welchem Speke schlief, stand auf der linken Seite. Das Gepäck war in den beiden letzteren Zelten untergebracht; die Kameele standen vornehin, nach dem Strande zu, und waren angebunden, Pferde und Maulthiere auf der Hinterseite. Bei Nacht wurden zwei Schildwachen ausgestellt.

Die Reisenden glaubten sich sicher, weil seit dreißig Jahren manche Engländer Berbera besucht hatten, ohne behelligt worden zu sein. Sie hielten alle Verhältnisse für günstig und gedachten ohne Anstand nach dem Innern aufbrechen zu können. Sie wollten sich einer nach Ogadayn ziehenden Karawane anschließen und ihre 56 Kameele standen bereit. Sie hielten es jedoch für zweckmäßig, den Schluß der großen Messe und noch einige wissenschaftliche Instrumente abzuwarten.

Am 9. April kamen Regen, Donner und Blitz, zum Zeichen, daß der Gugi oder Somali-Monsun eingetreten sei, und daß nun vorerst kein Wassermangel zu besorgen ist. Dann brechen die Beduinen auf; in der sogenannten Stadt, die doch nur aus lustigen Buden und Zelten besteht, nimmt man die Matten von den Stangengerüsten und belastet die Kameele. Am nächsten Tage war Berbera verödet; nur einige Pilger und Kaufleute waren noch am Platze, aber auch diese zogen am 15. April ab, und die Reisenden waren allein auf der Stätte von Berbera.

Drei Tage später kam ein Schiff aus Aden und brachte ein Dutzend Somali, welche sich ihnen auf der Wanderung nach Süden, nach Ogadayn, anschließen wollten. Burton bewirthete das Schiffsvolk, und das Fahrzeug, welches eigentlich noch an demselben Abend die Rückfahrt antreten wollte, blieb vor Anker liegen.

Bei Sonnenuntergang vernahm man Gewehrfeuer; drei Reiter wurden sichtbar, und die Schildwache, welche Räuber vermuthete, feuerte einen Schuß zur Warnung ab. Die Reiter kamen näher und gaben friedliche Versicherungen.

Aber zwischen 2 und 3 Uhr Morgens wurde Burton von einem seiner Führer geweckt, weil der Feind da sei. Was nun folgte, mag er mit seinen eigenen Worten erzählen: —

Ich sprang auf, griff nach meinem Säbel und beauftragte Lieutenant Herne, zu sehen, wie stark der Feind sei. Er ging mit einem Revolver aus dem Zelte, sammelte einige Leute und feuerte zwei Schüsse gegen die Angreisenden. Als er sich aber nun allein sah, kam er hastig nach dem Zelte zurück, verwickelte sich dabei in die Seile und stolperte. Während er wieder aufstand, führte ein Somal einen Schlag mit der Keule nach ihm, aber Herne gab Feuer, streckte ihn nieder und rief mir dann zu, daß von unserer Wache nichts zu sehen, der Feind aber sehr zahlreich sei. Ich erfuhr später, daß etwa 350 Bewaffnete uns überfallen hatten, zumeist vom Stamme der Isa Musa.

Inzwischen hatte ich Stroyan und Speke wach gerufen. Der erstere sprang auf und vertheidigte sich, wir haben ihn aber lebendig nicht wieder gesehen. Sein indischer Diener erzählte, er habe einen Revolver ergriffen und sechsmal in die Feinde hineingefeuert; dann floh der Diener; er sah seinen Herrn nicht fallen. Speke hielt das Ganze anfangs für einen falschen Lärm und blieb in seinem Zelte; als aber Keulenschläge gegen dasselbe gerichtet wurden, rannte er zu mir in mein Rauti, das wir bis aufs Aeußerste vertheidigen wollten.

Die Wilden schrien, lärmten und schwärmten um uns wie Hornissen. Wir hatten eine ungeheuere Ueberzahl gegen uns, und trotz der Dunkelheit waren uns die Speere und die langen Dolche, welche die Somali in das Zelt hineinwarfen, sehr gefährlich. Wir drei blieben bei einander; Herne kniete mir zur rechten Seite, auf der linken bewachte Speke den Eingang; ich stand in der Mitte, führte aber keine andere Waffe als meinen Säbel. Die Revolver hatten gute Dienste gethan, zum Unglück war aber nur ein einziges Paar zur Hand. Als sie abgefeuert waren, suchte Speke ein Pulverhorn, das er nicht fand; inzwischen brach ein Feind von hinten in das Zelt, das nun fast ganz niedergerissen wurde. Man wollte uns in die Falten verwickeln und dann mit leichter Mühe niederstoßen.

Jetzt blieb uns nichts anders übrig, als die Flucht; ich sprang zuerst hinaus, hinter mir kam Herne, Speke war der letzte. Die Sache stand äußerst bedenklich. Etwa zwanzig Feinde lagen vor dem Eingang auf der Lauer; weiterhin standen viele Gestalten, die wir im Dunkeln nur unbestimmt erkannten, Andere liefen umher, schrien und trieben unsere Kameele fort. Mitten unter den Feinden befanden sich manche unserer Diener, die den Weg zum Strande suchten; sie schossen zwischen die Somali hinein und manche erhielten Speerwunden.

Während ich durch das Gewühl brach, war es mir, als sähe ich Stroyan am Boden liegen. Ich schlug mich durch ein Dutzend Somali und erhielt mehr als einen Keulenschlag. Einer meiner Führer kam mir zu Hülfe; er war kaltblütig und gesammelt, konnte aber wegen einer Wunde am Daumen den Speer nicht handhaben. Er kam glücklich hindurch, hinderte mich aber am Gebrauche meines Säbels, und ich war so wüthend, daß ich ihn niederhauen wollte. Da rief er laut auf und nun erkannte ich ihn an der Stimme. Jetzt rannte mir ein Somal seinen Speer in den Mund; ich entkam wie durch ein Wunder und suchte Hülfe. Einige meiner Somali und manche Diener hatten sich verkrochen; jetzt kamen sie und wollten mit vorrücken; als ich sie aber beim Worte halten wollte, zogen sie den Schwanz ein. Der Führer erschien wieder, verschwand aber sofort. Manchmal warf ich mich vor Schmerz und Erschöpfung zu Boden, als aber der Tag zu grauen begann, schleppte ich mich bis an den Bach und wurde ins Schiff getragen.

Herne war inzwischen so nahe als möglich hinter mir hergegangen und hatte sich mit seinem Revolver gewehrt; es gelang ihm, sich unbeschädigt durch zu schlagen. Dann suchte er nach uns zwischen den verlassenen Buden von Berbera und fand dort gegen Morgen meinen Führer. Als es hell wurde, schickte er einen Neger zu dem Schiffe, das eben absegeln wollte, und kam noch zu rechter Zeit an Bord. Er ist mit einigen Keulenschlägen davon gekommen.

Es erscheint geradezu unbegreiflich, daß Speke am Leben blieb. Er sprang aus dem Zelt und hielt einem Somal den Revolver dicht auf die Brust, aber das Pistol versagte die Drehung. Dann erhielt er von hinten her einen Keulenschlag auf Brust und Rippen und stürzte zu Boden. Drei Männer sprangen ihm auf den Leib, knebelten ihm die Hände auf den Rücken zusammen, durchsuchten ihn nach Waffen und schleppten ihn fort. Kaum konnte er athmen, bat aber einen Mann um einen Trunk Wasser und daß man ihm die Hände nach vorne binden möge. Ein Somal nahm ihn gegen die anderen, welche ihn mit den Speeren durchbohren wollten, in Schutz, gab ihm auch zu trinken und ließ ihn dann bis Tagesanbruch am Boden liegen. So sah er denn, wie die Somali um die Beute herum sprangen und tanzten und nachher stimmten sie einen Dankgesang an. In einiger Entfernung lagen verwundete Somali, denen man die Glieder knetete und Wasser auf die Wunden goß; auch steckten sie ihnen Datteln in die Hand. Wer solche nicht mehr essen kann, gilt für ein Kind des Todes.

Speke lag geknebelt und allein, denn der Mann, in dessen Gewalt er fiel, war fortgegangen, um bei der Beute nicht leer auszugehen. Da kam ein Somal und fragte auf Hindustani, was der Franke hier im Lande zu schaffen habe; wenn er ein Christ sei, wolle er ihn todtschlagen, sei er aber ein Muselmann, dann könne er am Leben bleiben. Speke stammelte, er sei ein Nazarener und wolle nach Sansibar. Der Räuber schlug ein Gelächter auf und ging fort; bald nachher kam ein Anderer und schwang seine Waffe, that ihm aber nichts zu Leide und eilte gleichfalls zur Beute. Speke machte sich die Hände frei, konnte nun einen Speerstoß abwehren, erhielt aber einen Keulenschlag auf die Hand, einen andern auf den Arm und mehre auf Schenkel und Schultern; zuletzt gab man ihm noch einen Stich ins Bein. Trotz alledem schleppte er sich, oft von Speeren umsaust, bis an den Strand; dort aber, vom Blutverlust völlig erschöpft, sank er wie todt hin. Nach einiger Zeit raffte er sich auf und gelangte bis an die Hütten von Berbera; einige Frauen sagten ihm, wo er uns finden könne. Er schleppte sich fort und zum Glücke begegneten ihm Leute, welche wir vom Schiff aus gesandt hatten, ihn zu suchen. So kam er an Bord. Man sieht, es ist unter Umständen schwer, einen Menschen vom Leben zum Tode zu bringen; Speke war schon nach vier Wochen unterwegs nach England und hat von seinen Wunden nie Unbequemlichkeiten verspürt.

Als wir drei Gerettete an Bord waren, bewaffnete der Schiffsführer seine Leute mit Musketen und Speeren und setzte sie unweit unseres Lagerplatzes ans Land. Die Feinde waren abgezogen und hatten alle Zeugwaaren, Taback und Waffen mitgenommen; dagegen ließen sie Bücher, Getreidesäcke und manche andere Sachen, deren Gebrauch sie nicht kannten, am Platze liegen. Wir blieben an jenem Tag in Berbera und verbrannten Alles, was wir nicht mitnehmen konnten.

Stroyans Leiche wurde auf das Schiff gebracht; sie war längst erkaltet. Ein Speer war ihm ins Herz gedrungen, ein anderer hatte ihm den Unterleib durchbohrt, am Vorderkopf hatte er einen fürchterlichen Säbelhieb. Außerdem war der ganze Leib mit Keulenschlägen wie bedeckt und an manchen Spuren nahmen wir ab, daß man ihn nach dem Tode noch schmachvoll geschändet hatte. Wir hatten wie Brüder gelebt; Stroyan war überall beliebt und ein Mann von Muth und Ausdauer. Gern hätten wir ihn mit nach Aden hinübergenommen und dort begraben, aber wir mußten ihn am 20. April Morgens in die Tiefe versenken. Herne sprach das Gebet und mit schwerem Herzen steuerten wir der Küste Arabiens zu. —

Der Somal, unter dessen Keulenschlägen Stroyan den Geist aufgegeben hat, hieß Ao Ali; er steckte die Straußfeder auf. (First footsteps in East Africa, or an exploration of Harar, by Richard F. Burton; London 1856. XLII und 648 Seiten.)

Bienenzucht auf Borneo.

Die Bäume, auf welchen die Bienennester angetroffen werden (Dann Tangiran genannt) finden sich in der Nähe der Ufer der größeren Flüsse und deren Nebenflüsse, jedoch nie im dichten Gebüsch, denn die Bienen suchen sich die höchsten und freistehendsten Bäume aus.

Für Naturforscher ist es gewiß von Interesse, die Namen derselben zu hören: Kaju*) Djingi, Kaju Dilap, Kaju Kalatan, Kaju Anglaï.

Mit Beginn des Westmussons, wenn die Blumen und Blüthen sich entwickeln, kommen die Bienen in Schwärmen von den Gebirgen, wo dieselben, wie die Eingebornen versichern, sich während der trocknen Jahreszeit in Felsenhöhlen und Klüften aufhalten.

Auch will man bemerkt haben, daß sie sich gewöhnlich wieder auf dieselben Bäume niedersetzen, von welchen sie das Jahr vorher auf eine, wie wir nachher sehen werden, so grausame Weise vertrieben wurden.

Jeder Schwarm baut ein besonderes Nest; bevor er jedoch zum Bau desselben übergeht, sucht er sich einen Zweig aus und bleibt an demselben in der Form eines umgestürzten Kegels (der Kopf nach unten) sieben Tage lang hängen. Darauf fliegen die Arbeitsbienen in die Runde, um ihr Baumaterial zu suchen. Die reichste Ernte holen sie aus den Blumen Tangkapeli und Biwan. Der fertige Bau (idan genannt) zeigt sich in der Gestalt eines dreieckigen Schiffes, das mit der einen Seite an dem Zweige festsitzt, während der obere Theil nach unten herabhängt. An einem Idan unterscheidet man den Kopf (kapala), der sich immer an dem obersten Theile der einen Seite, welche an dem Zweige festsitzt, befindet, und den Tapis, den übrigen Theil des Idans. Die Masse des Kopfes ist dicker, d. h. die zum Bewahren des Honigs dienenden Zellen sind länger als die viel größeren des Tapis, welcher Theil die Brutzellen enthält.

Beide Theile des Idans sind schon auf eine gewisse Entfernung von einander zu unterscheiden. Der Kopf nämlich ist blendend weiß, der Tapis jedoch ist gelblich braun und mit einem helleren Rande versehen. Der größte Bau beträgt 4 Fuß; die Dicke dagegen, 1 Zoll, ist bei allen gleich.

Die jungen Bienen haben eine Zeit von drei Monaten zu ihrer Entwicklung aus dem Ei nöthig. Sie verlassen, sowie sie ausgewachsen sind, mit ihren Eltern den Bau und ziehen nach dem Gebirge. Der verlassene Idan, dann Lawangan genannt, bleibt noch 6 bis 8 Tage an dem Baume hängen, bevor er abfällt.

Wenn das Wetter vor der Entwicklung der Blumen und Blüthen günstig ist, kann man auf eine gesegnete Ernte rechnen und findet nicht selten Bäume mit 200 Idans. Sobald dieselben fertig und mit Honig gefüllt sind, werden sie geschnitten, und zwar im Januar, Februar und bis Mitte März.

Zuvörderst wird eine dünne, sehr zerbrechliche Leiter längst dem Stamm und den Zweigen an dem Idan angebracht und in der Nähe des Tangiran das Krüppelholz weggekappt, so daß ein freier Platz entsteht, auf den man die Geräthschaften stellt, welche zum Auffangen von dem aus dem Idan auslaufenden Honig dienen.

Diese Arbeit wird in der Nacht vorgenommen. Jene Leiter besteht aus Stücken Holz, die auf einem Abstand von 2 Fuß von einander in den Baum eingeschlagen und deren freistehende Enden durch Rottan oder dünne Baumstämme mit einander verbunden werden.

Darauf steigen die muthigsten Eingebornen auf den Baum, mit Stöcken und mit brennenden aus Bündeln Holz verfertigten Fackeln versehen. So gewaffnet begeben sie sich mit der größten Schnelligkeit längs der Leiter und den Zweigen nach den Nestern, ihren Gehülfen, welche auf einem gewissen Abstande in dem Gebüsch stehen, beständig zurufend, ihnen Rath gebend und sie zur Vorsicht ermahnend, und schwenken die brennenden und Funken sprühenden Fackeln so lange, bis alle Bienen geflüchtet sind. Die zahllosen Bewohner des Nestes erfüllen die Luft mit ihrem Gesumme, werden jedoch durch das Feuer und den Rauch, durch Glanz und Finsterniß betäubt und weggeführt durch den Wind; dann fallen sie in einiger Entfernung zur Erde nieder. Zuweilen erleuchten die unaufhörlich geschwenkten Fackeln einen Augenblick diese Scene und zeigen den nackten Leib der Eingebornen, welche halb durch das dunkle Laub gedeckt unter dem Singen einer melancholischen Weise ihr gefahrvolles Werk vollbringen. Sie bitten in derselben die Bienen, ihnen zu verzeihen und zu flüchten.

Die Worte sind folgende:

Gandong badjut
Manjang orei
Djangan takotjot
Kalo memim bang amas ber orei orei.

Das heißt:

„O! Bienen, die ihr an den Nestern hängt, fallt nieder mit den Funken, erschreckt nicht, bildet euch ein zärtlich zu sein im Golde."

Nachdem die Bienen auf die oben beschriebene Weise vertrieben sind, werden die Nester vermittelst eines hölzernen Hammers (einen eisernen darf man nicht gebrauchen, sonst, so wähnt man, würden die Bienen das folgende Jahr nicht wiederkehren) von den Aesten losgeschlagen und auf ein Flechtwerk gelegt, eine Art Sieb, unter welches man Töpfe stellt, in die der Honig abläuft. Den Tag nach dem Einsammeln desselben ist es nicht rathsam, sich den Bäumen zu nähern, denn viele Bienen kehren mit Anbruch des Tages wieder zurück und schwärmen um dieselben; auch ist es vorgekommen, daß einige Unvorsichtige ein Opfer der wüthenden Insekten geworden.

H. v. Strantz.

*) Kaju, Holz.

Das Verhältniß des romanischen zum germanischen Elemente im Englischen.

Von **Rudolf Rost.**

Keine unter allen anderen neueren Sprachen hat durch das Aufgeben und Zerrütten alter Lautgesetze, durch den Wegfall beinahe sämmtlicher Flexionen eine größere Kraft und Stärke empfangen als die englische, und von ihrer sehr bedeutenden Fülle freier Mitteltöne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie sie vielleicht noch niemals einer andern menschlichen Zunge zu Gebote stand. Da sie durch ihre überaus geistige Anlage und Durchbildung, hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des spätern Europas, zur Weltsprache geworden ist, so dürfte es von Interesse sein, einen Blick auf die Entstehung und Geschichte dieser dem germanischen Sprachstamm angehörenden Sprache zu thun, um zu erfahren, wie sich die mannigfachen Bestandtheile, welche wir vorfinden, zu einander verhalten, wie die Vermischung des die ganze Sprache charakterisirenden germanischen und romanischen Elementes vor sich gegangen, und welcher Vortheil der Sprache durch das Hinzutreten des letztern daraus erwachsen sei.

Die ältesten Bewohner Großbritanniens gehörten dem keltischen Volksstamme an, welchen wir als den am frühesten vom Ursitz der Indoeuropäer, von Central-Hochasien, ausgewanderten zu betrachten pflegen und dessen räumliche Ausdehnung zu Anfang unserer Zeitrechnung eine bedeutend größere war als jetzt; denn sein Gebiet erstreckte sich über Großbritannien und Irland, Gallien, Belgien, einen Theil von Spanien und von der Schweiz aus östlich über Rhätien, Illyrien und Ungarn bis nach Thrakien hin, während er jetzt auf Irland, Hochschottland, Wales und die Bretagne beschränkt ist. Das Keltische theilt sich noch heute in zwei Hauptsprachen, die kymrische oder welsche in Wales und in der Bretagne und die gaelische oder irische, wohl auch ghadelische genannt, welche durch die Skoten aus Irland nach Schottland verpflanzt wurde. Die schon so eingeschränkten Grenzen des Keltischen werden jetzt allmälig immer enger, und es vermag dem Einflusse der modernen Sprachen kaum noch zu widerstehen.

Bekanntlich wurde nach langen und verzweifelten Kämpfen Britannien um das Jahr 80 nach Christi Geburt römische Provinz. Die Einwirkung der Römer auf die Briten war jedoch eine viel geringere, als sie auf die Bewohner Spaniens und Galliens gewesen war. Mögen auch die von den Römern gegründeten oder besetzten Städte größtentheils römisch nach Bevölkerung, Sitten und Sprache gewesen oder geworden sein, so dauerte auf dem flachen Lande dennoch die keltische Sprache, wenn auch mit lateinischen Bestandtheilen vermischt, fort, ja gewann sofort wieder die Oberhand, als die Römer zu Anfang des fünften Jahrhunderts Britannien verließen. Jetzt bedrohte aber ein anderer Feind die Briten, nämlich die Pikten und Skoten, welche von Norden her in das Land einfielen. In ihrer Bedrängniß wandten sich die Briten an die Sachsen und zwar, wie neuere Forschungen dargethan haben, an diejenigen, welche das Litus Saxonicum im nördlichen Gallien, d. h. die ganze heutige Normandie und einen Theil der Grafschaft Artois bewohnten. Diese schlugen auch die Pikten und Skoten, traten aber dann selbst als Eroberer auf und setzten sich nach langwierigen Kämpfen, während welcher immer neue Schaaren von Sachsen und anderen germanischen Stämmen einwanderten, zuerst in Kent und dann in dem größten Theile des übrigen Englands mit Ausnahme von Cornwallis, Wales und fast der ganzen Westküste fest. Da nun die Briten von den eingewanderten Germanen, welche man nach den Hauptstämmen Angelsachsen nannte, aus den eroberten Landestheilen vertrieben wurden, diejenigen Briten aber, welche unter den Angelsachsen blieben, gewiß ihrer geringen Zahl wegen bald Sprache und Sitten ihrer Herren annahmen, da ferner zwischen den Sachsen und Briten in Wales und anderen keltisch gebliebenen Landestheilen fast beständige Feindschaft herrschte, das Keltenthum überhaupt dem Germanenthum hatte weichen müssen: so ist es natürlich, daß die Zahl der ins Angelsächsische aufgenommenen keltischen Wörter nicht groß sein kann.

Einen andern Bestandtheil erhielt die Sprache, als gegen Ende des sechsten Jahrhunderts das Christenthum unter den Angelsachsen Wurzel zu fassen begann. Dadurch wurden der Sprache eine Anzahl lateinischer Wörter, meist kirchliche Ausdrücke, zugeführt, z. B. clerk, Geistlicher, von clericus; preach, predigen, von praedicare; rule, Regel, von regula und andere mehr.

Erst nach Verlauf zweier Jahrhunderte hatten die Angelsachsen ihre Eroberungen einigermaßen beendigt und gesichert. Im neunten Jahrhundert hatten sich die sämmtlichen angelsächsischen Reiche unter einem Herrscher, dem westsächsischen Egbert, vereinigt, und die westsächsische Sprache, schon vorher die überwiegende, ward von nun an fast die alleinige Schriftsprache der Angelsachsen oder, wie sie sich von nun an nennen, der Angeln. Um diese Zeit beginnen auch die Raubzüge der Skandinavier, welche in England mit dem Namen Dänen belegt wurden. Von 1013 bis 1042 wurde England sogar von den Dänen völlig erobert. Der Einfluß, den die letzteren auf die Sprache übten, ist höchst unbedeutend.

Von der größten Wichtigkeit jedoch war die Eroberung Englands durch die Normannen. Ihre Sprache wurde die allein herrschende, am Hofe, vor Gericht, in Kirche und Schule, während das Angelsächsische nur die Sprache des gemeinen Volks blieb und seit Anfang des zwölften Jahrhunderts aufhörte, schriftstellerisch ausgebildet zu werden. Aber dennoch hielt das Volk mit Zähigkeit an seiner Sprache fest, die vielleicht mit französischen Wörtern etwas vermischt ward, aber der Hauptsache nach eine deutsche Sprache blieb. Als nun die Normandie unter Philipp August französische Besitzung geworden, als die Normannen in England die Franzosen und selbst ihre normännischen Brüder als Feinde zu betrachten anfingen, als durch den Mangel des Verkehrs mit dem Mutterlande ihre Sprache zu entarten begann, da mochten die normännischen Großen es doch allmälig für gerathen finden, sich dem Volke zu nähern und seine Sprache zu erlernen, um so mehr, als sie mit ihrer eigenen nicht mehr viel Ehre einlegen konnten.

Wie nun die Normannen Angelsächsisch zu lernen anfingen, so bequemten sich auch die Sachsen, sich nach und nach mit der Sprache der vornehmen Welt bekannt zu machen oder wenigstens eine Menge französischer Ausdrücke in die Sprache aufzunehmen.

Auf diese Weise kam denn mit der Zeit eine Verschmelzung beider Sprachen zu Stande, in welcher der deutsche Bestandtheil den Sieg davon trug, aber nicht ohne selbst mannigfache Veränderungen in Folge des französischen Einflusses zu erleiden. Diese so entstandene, die englische genannte Sprache wurde seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts auch schriftstellerisch angewandt, in Volksliedern, namentlich Spottliedern, in gereimten Romanen, die anfänglich nur für das eigentliche sächsische Volk gedichtet wurden. Im Jahre 1362 wurde die englische Sprache durch einen königlichen Beschluß bei Gerichtsverhandlungen eingeführt. Nur der Hof und das Parlament behielten die französische Sprache noch eine Zeit lang bei, letzteres bis zum Jahre 1483. Sogar heutzutage bedienen sich die verschiedenen Zweige der gesetzgebenden Macht in ihren gegenseitigen Beziehungen der französischen Sprache. Wenn das Unterhaus dem Hause der Lords eine Bill zuschickt, oder eine von ihm erhält, so geschieht dieses stets mit der Formel: Soit bailé aux Seigneurs oder: Soit bailé aux Communes, und die königliche Bestätigung erfolgt mit den Worten: La Reyne le voet (veut). Bei der Eröffnung jeder Parlamentssitzung läßt das Oberhaus ebenfalls in altfranzösischer Sprache in seinen Tagebüchern die Namen der Personen verzeichnen, die zur Annahme und Prüfung der Bittschriften für England und die Gascogne (welche bis zum Jahre 1453 eine englische Provinz war) ermächtigt werden.

Ohne auf das Verhältniß zum Angelsächsischen hier näher einzugehen, beschäftigen wir uns jetzt mit der Hauptaufgabe unserer Betrachtung, welche darin besteht, zu zeigen, wie groß der Einfluß des Französischen auf das im Englischen vorhandene germanische Element war. Wenn wir die Veränderungen vergleichen, welche mit den übrigen germanischen Sprachen im Laufe der Zeiten vorgegangen sind, so wird es uns gewiß niemals einfallen, die Abstumpfung und Abschwächung der Formen, also das Schwinden der sinnlichen Schönheit, mit einem Einflusse des Französischen in Verbindung zu bringen. Frei von jeder äußern Einwirkung geschahen diese Veränderungen. Die Vereinfachung der Formen ist ein charakteristischer Zug der neueren Sprachen. So haben die romanischen Sprachen die Declination längst aufgegeben, ein großer Theil unserer deutschen Mundarten kennt bereits keinen Genitiv und Dativ mehr und ersetzt sie durch Verhältnißwörter. Keine der deutschen Schrift- und Volkssprachen ist indessen so weit gegangen als das Englische; alle haben den verschiedenen Artikel zum Unterschied des Geschlechtes, alle den Unterschied zwischen schwacher und starker Declination, alle die von der ersten Form des Singular verschiedene Pluralform im Präsens und Präteritum und anderes mehr bewahrt, — Alles, was von dem Englischen schon seit beinahe fünf Jahrhunderten völlig aufgegeben worden ist. Und doch zeigte das Angelsächsische vor dem Eindringen der Normannen keineswegs eine größere Neigung zur Abstumpfung und Vereinfachung der Formen als die anderen germanischen Sprachen. Zum größern Theile war die Vereinfachung der englischen Sprache schon vollendet, als die Mischung mit französischen Wörtern erst überhand nahm. Wenn wir demnach einerseits dem Eindringen des französischen Elementes auf die Gestaltung der ganzen Sprache einen Einfluß nicht absprechen können, stellen wir andererseits die Behauptung auf, daß das Englische nicht aus dem schriftmäßigen Angelsächsischen, sondern aus den wahrscheinlich vor der Eroberung schon vielfach abgeschliffenen angelsächsischen Mundarten hervorgegangen sei. —

Da demnach der Einfluß des Französischen auf die Bildung der englischen Sprache nicht abgewiesen werden kann, so betrachten wir zuvörderst, wie weit sie sich auf die Laut- und Formenlehre erstreckt.

Eingeführt wurden aus dem Französischen die allen germanischen Sprachen fremden Zischlaute tsch und dsch (ch und g). Ob die Verwandlung des sc in ch, die nur unvollständig durchgedrungen ist, ebenfalls französischem Einflusse zuzuschreiben sei, ist insofern zweifelhaft, als sich z. B. im Deutschen sk ohne französischen Einfluß in sch verändert hat und im Holländischen anlautend sk zu sch mit gesondert gesprochenem Kehllaut ch geworden ist. Entschieden romanischen Ursprungs ist jedoch das Aufgeben des für Franzosen nicht leicht auszusprechenden Kehllautes ch, angelsächsisch h. Während das Altenglische die angelsächsische Schreibung noch beibehält, führt das Mittelenglische die Schreibung gh ein, was von dieser Zeit an als tonlos gilt.

Die Einwirkung des Französischen offenbart sich ferner in dem Stummwerden des auslautenden e und dem dadurch entstandenen Vorherrschen der einsilbigen Wörter im Englischen. Der Laut ju kommt meistens nur in französischen Wörtern (u), mit der Schreibung ew jedoch auch in deutschen Wörtern vor. In französischen Wörtern entspricht er dem französischen u, einem im Englischen unbekannten Laut, in deutschen Wörtern meist dem angelsächsischen éov, ausgesprochen jóv. — Theilweise französischen Ursprungs ist auch das Ueberhandnehmen des s als Pluralform der Substantive, denn die Pluralendung im Angelsächsischen war en, welche auch jetzt noch in einigen Wörtern bewahrt ist, wie z. B. oxen, hosen, children u. s. w.

Recht augenscheinlich wird der Einfluß des Französischen auf die Wortstellung im Englischen. In demselben Grade, in welchem das Angelsächsische und Deutsche im Satzbau mit einander übereinstimmen, geschieht es im Französischen und Englischen. So sind die Stellung des Zeitwortes an das Ende im Vordersatze, die Trennung des Hilfszeitwortes vom seinem Zeitworte vom Englischen aufgegeben worden.

Betrachten wir jetzt die Veränderungen, welche das Französische, als Bestandtheil der englischen Sprache, seit seiner Aufnahme erlitten hat. Die wichtigste Veränderung besteht darin, daß die französischen Wörter ihre ursprüngliche Betonung fast vollständig aufgeben und sich der deutschen Betonungsweise fügen mußten. Man vergleiche: französisch concert und englisch cóncert, compagnie und cómpany, portrait und pórtrait. Die deutsche Betonung trat indessen nicht sofort bei den französischen Wörtern ein und es vergingen Jahrhunderte, ehe dieselbe in der jetzigen Ausdehnung Platz griff. Vollständig durchgeführt ist übrigens die deutsche Betonung nicht; namentlich bei den Zusammensetzungen mit con, dis, pro, ab, ex 2c. findet bald Betonung der ersten Silbe, bald des Stammes statt. Viele Wörter nehmen doppelten Ton an, je nachdem sie Hauptwort oder Zeitwort sind und diese oder jene Bedeutung haben, z. B. cómpound, Mischung, und to compoúnd, sich vergleichen; éxport, Ausfuhr, und to expórt, ausführen; désert, Wildniß, und desért, Verdienst; éxile, Verbannung, exíle, klein, und exíle, verbannen.

Mit der Annahme des deutschen Tones, die im Volke wahrscheinlich früher als bei den Schriftstellern erfolgte, blieben die französischen Wörter in ihrer Entwicklung stehen und folgten der Hauptsache nach den deutschen Lautgesetzen. Daher kommt die große Verschiedenheit in den neufranzösischen und neuenglischen Formen derselben Wörter, daher auch die Erscheinung, daß die englisch-französischen Wörter dem Lateinischen näher stehen als die neufranzösischen. So hat das Englische häufig c, wo im Französischen ch steht; z. B. castle (château), camp (champ). Die Ausstoßung des s vor t, c und p, wie im Französischen, findet nicht statt, daher state (état), study (étude), spouse (époux). Das n verliert seinen Nasenlaut, z. B. tone (ton); eben so das gn, wobei das g meistens ganz verschwindet, z. B. mountain (montagne), gain (gagner), reign (regner); auch das l mouillé verliert seinen Charakter, z. B. travel (travailler), counsel (conseil). — Aus dem französischen u wurde ju (u, ew), z. B. jew (juif); auslautendes é ward y, z. B. city (cité); oi behielt den Doppellaut o und i, z. B. point (point), choice (choix). Aus der Veränderung der Betonung folgte ganz natürlich, daß die Endsilbe verkürzt, die nunmehr betonte Silbe verlängert wurde, z. B. moúntain (montagne). Sogar ganze Silben fielen in Folge dieser Veränderung aus, z. B. judgment (jugement).

Fassen wir jetzt das Verhältniß des französischen zum deutschen Bestandtheile im Englischen näher ins Auge, so ist es eine eben so schwierige als undankbare Arbeit, das Zahlenverhältniß beider Elemente aufzusuchen, denn schwierig ist es, zu unterscheiden, welche Wörter unmittelbar aus dem Lateinischen durch das Französische eingedrungen sind. Die Berechnungen, denen man gewöhnlich begegnet, geben die deutschen Bestandtheile zu fünf Achteln der ganzen Summe von Wörtern an. Man kann wohl annehmen, daß die deutschen und französischen Bestandtheile in Hinsicht der Zahl einander ziemlich gleichkommen, ja daß das romanische Element sogar noch ein Uebergewicht an Zahl durch die unmittelbar aus dem Lateinischen, namentlich von den Gelehrten aufgenommenen Wörter hat, insofern als man nur das Wörterbuch zu Rathe zieht; daß der deutsche Bestandtheil jedoch im Allgemeinen ein gewissermaßen moralisches Uebergewicht vor dem romanischen hat, da er in der Dichtersprache sowohl wie in der Volkssprache, vor allem aber in der Bibel stärker vertreten ist, und es wohl möglich wäre, englisch mit nur germanischen Bestandtheilen zu schreiben, aber nicht umgekehrt. In der wissenschaftlichen Darstellung, sowie im Zeitungsstyle tritt das romanische Element mehr hervor. Der latinisirende Styl ist wohlklingender, der germanisirende aber kräftiger. Betrachten wir jetzt eine Stelle aus Shakespeare's Macbeth, um uns von dem Verhältniß beider Bestandtheile durch Augenschein zu überzeugen. Die dem romanischen Gebiete angehörenden Wörter zeichnen sich durch cursive Schrift aus:

Go bid thy *mistress,* when my drink is ready
She strikes upon the bell. Get thee to bed.
Is this a dagger which I see before me
The handle towards my hand? Come let me clutch thee.
I have thee not and get I see thee still.
Art thou not, *fatal vision, sensible*
To feeling as to sight? — or art thou but
A dagger of the mind, a *false creation*
Proceeding from the heat — *oppressed* brain?
I see thee get, in *form* as *palpable*
As this, wich now I draw.

Untersuchen wir jetzt, in welchem Verhältnisse das Deutsche zum Französischen in Bezug auf die Bedeutung der Wörter steht, oder welches Gebiet angelsächsisch geblieben, welches romanisirt worden ist. Da das charakteristische Element des Englischen das Deutsche ist, so sind natürlich Fürwörter und Hilfszeitwörter rein deutsch geblieben. Deutsch sind auch die Zahlwörter mit Ausnahme von second und million. Die Verhältnißwörter und Bindewörter sind ebenfalls mit nur wenigen Ausnahmen deutsch. Im Uebrigen gehören dem Sächsischen an: die Ausdrücke für Gegenstände der Natur, für Land- und Hauswirthschaft, Familienverhältnisse und das Seewesen; das Französische beherrscht dagegen alles zum feinern Leben Gehörende, also die Ausdrücke für Hof und Staat, Titel und Würden, Künste und Wissenschaften; sodann sind entschieden romanisch alle abstracten Begriffe, während die concreten vorzugsweise dem germanischen Bestandtheile angehören.

Nicht zu verkennen ist, daß das Englische durch den Hinzutritt des romanischen Elementes einen bedeutenden Reichthum erlangt hat, der sich namentlich darin zeigt, daß es der Sprache nicht an Bezeichnungen selbst für geringe Veränderungen eines Begriffes fehlt. Außerordentlich reich ist unter Andern die Sprache an Ausdrücken zur Bezeichnung stärkerer Gemüthsbewegungen, wie beispielsweise die mannigfaltigen Wörter für „Aerger“ beweisen: anger, wrath, passion, rage, fury, outrage, fierceness, sharpness, animosity, choler, resentment, heat; to fume, storm, inflame, be incensed; to vex, kindle, irritate, enrage, exasperate, provoke, fret; to be sullen, hasty, hot, rough, sour, peevish und andere.

Ist die französische und deutsche Bezeichnung für einen und denselben Begriff zugleich im Englischen geblieben, so stimmen beide nur äußerst selten in ihrer Bedeutung völlig überein, sondern es findet in der Regel ein leichter Unterschied zwischen ihnen statt. Wenn daher meal Mehl überhaupt bedeutet, so ist flour das feine Weizenmehl; blessing ist der göttliche Segen, benediction aber der von Menschen ausgesprochene. Maßgebend für die Bedeutung ist auch die Geltung der Wörter in den vornehmeren oder geringeren Kreisen des Lebens; so sagt man the queens consort, aber nicht the queens husband. Ferner ist zu beachten, daß zwei Benennungen vorhanden sind für ein und denselben Begriff, und zwar eine deutsche für ein Ding im rohen Zustande, eine französische aber für einen durch Kunst verfeinerten Zustand, namentlich die deutschen Thier- und französischen Speisenamen: ox und beef; calf und veal; swine und pork; sheep und mutton. Mitunter kommt es auch vor, daß das deutsche Wort seine Bedeutung ändert und dem französischen Worte seine bisherige Stelle überläßt; das Wort harvest hieß ursprünglich Herbst, jetzt bedeutet es Erntezeit, zum Unterschied von autumn.

Daß die Verschmelzung und Gleichstellung der Wörter beider Elemente im Englischen aber eine vollkommene ist, wird am besten daraus ersichtlich, daß französische Endungen an deutsche Wörter und umgekehrt deutsche Endungen an französische Wörter gesetzt worden sind. Es sind demnach germanische und romanische Bestandtheile gleichsam so ins Fleisch und Blut der Sprache übergegangen, daß beim Gebrauch das Volk sich nicht mehr bewußt wird, ob es ein Wort deutschen oder französischen Ursprunges anwendet. Deutsche Wörter mit französischen Endungen sind: housage, goddess, eatable und andere; französische Wörter mit deutschen Endungen: falsehood, useful, foolish. Eben so finden sich deutsche Wörter mit französischen Vorsilben, als disburden, resail, und französische Wörter mit deutschen Vorsilben, wie underprice, overcharge und andere.

Es gibt endlich im Englischen eine bedeutende Anzahl von Wörtern, welche, obgleich von derselben Wurzel herstammend, dennoch in verschiedener Gestalt auftreten. Diese Erscheinung ist daraus zu erklären, daß ein und dasselbe Wort zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Wegen eingeführt wurde. So kommt es vor, daß das lateinische Wort in seiner eigentlichen und seiner französischen Gestalt vorhanden ist, z. B. fragile und frail, gebrechlich, lateinisch fragilis und französisch frêle; oder daß deutsche Wörter durch Vermittlung des Französischen noch einmal ins Englische aufgenommen wurden, z. B. guard, Wache, und ward, Bewachung; hier ist guard das deutsche Wort „Warte" in französischer Form.

Zum Schluß unserer Betrachtung noch eine allgemeine Bemerkung. Daß der englischen Sprache durch das Hinzutreten des französischen Bestandtheiles, also gleichsam durch die Vermählung des germanischen mit dem romanischen Elemente, durchaus kein Nachtheil erwachsen ist, geht jedenfalls mit der Erscheinung Hand in Hand, daß die englische Nation ihre großartige Machtstellung, vermöge deren sie durch ihre über die ganze Erde verbreiteten Colonien Weltbeherrscherin geworden, lediglich wohl dem Umstande verdankt, daß die Angelsachsen mit den Normannen innig sich verschmolzen, denn die Geschichte lehrt ja, daß die deutschen Stämme erst durch die Vermischung mit fremden Nationalitäten aus einer gewissen phlegmatischen Unbeweglichkeit zu entschiedener Thatkraft sich heranbildeten. —

Die Kalmükken.

Von **Adolf Bastian.**

Die Kalmükken sind in Europa die einzigen Repräsentanten des Buddhismus, jener weit verbreiteten Religion, die die größere Hälfte Asiens füllt, und von Asien kamen sie herüber zu ihren jetzigen Wanderplätzen, an den äußersten Grenzen Europa's. Die Scheidelinie zwischen den beiden Welttheilen ist dort nicht so fest bestimmt, wie weiter im Norden, wo der Czar des gigantischen Rußlands seinen doppelköpfigen Adler aufgepflanzt hat, um zwei Continente zu scheiden. An der großen Straße von Moskau nach Sibirien steht zwischen Kasan und Jekaterinburg ein einzelner Pfeiler, der mit einer Hand nach Westen, mit der andern nach Osten zeigt und nur die zwei bedeutungsvollen Worte trägt: „Weg nach Europa", „Weg nach Asien". Manches armen Verbannten Auge, wenn ihn das Dreigespann der Kibitka dort vorüber und den wüsten Oeden entgegen führte, mag auf dem Worte Asien gehaftet haben, als ein Zeichen, daß er nun für immer jede Hoffnung zurückzulassen und mit allen seinen Erinnerungen aus der Vergangenheit abzuschließen habe. Diese Grenzbestimmung basirt indeß auf den geographischen Verhältnissen, da gerade dort die Ebenen des Wolgagebietes sich zu dem welligen Hügellande des Ural emporzuheben beginnen, und sie ist rein in solcher Rücksicht festgesetzt, da sich weder Stadt noch Dorf in der Nähe findet. Nur eine niedrige Hütte, von einem Schuster bewohnt, ist neben dem Meilensteine gebaut, und spekulative Köpfe können sich dort Stiefeln kaufen, um mit dem einen Fuße in Europa und mit dem andern in Asien zu stehen!

Im südlichen Rußland, zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere haben die Ansichten der Geographen mehrfach über den Punkt differirt, welcher als Grenze anzunehmen sei. Da indeß verschiedene kalmükkische Stämme auf dem linken Ufer der Wolga nomadisiren, kann über ihr Anrecht auf Europa kein Zweifel sein.

Die Kalmükken bewohnen jetzt als heimatlose Wanderer das Land, wo ihre Vorfahren als Fürsten geboten. Sie reiten auf ihren Kameelen über die Ruinen des weithin für Pracht und Reichthum berühmten Sarai, und ihre Schafe grasen auf den Stellen, wo einst in dem Zelte der goldenen Horde die Großfürsten der Moskowiter Huldigung und Tribut dem Chan der Chane darbrachten. Indeß sind die Kalmükken erst neuerdings nach jenen Plätzen zurückgekehrt, die in vergangenen Tagen ihre glänzenden Waffenthaten gesehen hatten, und ihre zweite Erscheinung war nicht wie früher eine der Eroberer, sondern der Flüchtlinge. Der Name der Mongolen schrieb sich mit Tschingischans Geburt in die Geschichte ein, aber die mongolischen Eroberungen wurden meistens durch die unterworfenen Tataren und andere Stämme der Turkvölker vollendet, die sich der westlichen Gebiete bemächtigten und dort als Ansiedler verblieben. Als Batu's ungeheueres Reich unter inneren Kriegen zerfiel, war die mohammedanische Bekehrung schon im Fortschreiten begriffen, und alle Tataren in Kasan, in der Krim, am Kuban und unter den Nogaiern bekennen sich jetzt zum Islam. Die Mongolen des Ostens dagegen bewahrten den Buddhismus, und als Ayuka's Kalmükken sich am Ende des 17. Jahrhunderts von ihnen abtrennten, brachten sie diese Religion mit sich nach Europa. Sie erkannten damals die geistliche Oberhoheit des Dalai Lama an und gehörten zu seinen eifrigsten Verehrern, aber seit dem Rückzuge der größern Hälfte der Kalmükken, die sich unter Ubachech auf chinesisches Gebiet retteten (1771), haben sich die russischen Beamten bestrebt, die Beziehungen mit Lhassa in Tibet möglichst zu unterbrechen und unter den Kalmükken ein ganz selbstständiges Kirchenregiment einzurichten.

Da die Kalmükken indeß nie mit der Erscheinung solcher Erdengötter beglückt wurden, wie sie sich unter den Chutuktus der Kalkas und anderen ihrer mongolischen Brüder manifestirt haben, so bildet der Titel des Lama die höchste Würde in ihrer Geistlichkeit. Seit dem Tode des letzten Lama (1864) war, als ich unter den Kalmükken mich befand, noch kein neuer erwählt, und es versah, während eines Besuches, der Bakschi interimistisch seine Functionen. Er residirt in dem Klostertempel des Erketens-kian-Uluß, der während des Winters an den Küsten des Kaspischen Meeres lagert, in der Nähe des kleinen Hafens Serebrowskaja.

Mit dem Beginn des Frühlings bricht der Uluß (Stamm) nach den nahegelegenen Vorhügeln des Kaukasus



Die Geistlichkeit der Kalmükken. (Nach einer Photographie.)

auf und nomadisirt dort im Sommer zwischen den Bergthälern des Chamus Ula (die Nase des Gebirges), bis der annähernde Winter die Heerden zur Rückkehr nach dem Tieflande zwingt. Sie haben unter sich ein berühmtes Bild Buddha's oder Burchans, das den künftigen Gott Maitreya vorstellt, und das bei den Wanderzügen auf einem reichgeschmückten Pferde vorangetragen wird.

Während meines Aufenthaltes in dem Winterquartier dieses kalmükk. Stammes (im Febr. 1865) wurden gerade Vorbereitungen für ihr Frühlingsfest getroffen, um den Zagan Zara (den weißen Monat) zu feiern und dann das Wanderleben neu zu beginnen.

Die beigegebene Skizze, von dem deutschen Photogr. Herrn Werkmeister in Astrachan aufgenommen, gibt ein Bild der gesammten Geistlichkeit der Kalmükken, die sich während der Durchreise des russischen Thronfolgers aus ihren zerstreuten Horden alle in Astrachan zusammen fanden u. so Gelegenheit zu dieser Gruppirung gaben, die sich sonst schwer gefunden haben würde.

Die Figur in der Mitte stellt den Lama vor, der während der Rückkehr von dieser Reise starb, und dessen Verlust von seinem Volke noch immer beklagt wurde. Ich hörte die Kalmükken ein zu seinem Andenken verfaßtes Lied singen, und meine freundliche Wirthin, die Frau eines russischen Beamten, hatte die Güte, mir dasselbe zu übersetzen. Es lautet folgendermaßen:

Von des Meeres weißbedeckten Wiesen
Zogen fröhlich wir, wie ein Gesang.
Er war bei uns, den wir Alle priesen,
Den wir feierten mit Lied und Klang.

Noch das schwarze Roß, das gern er hegte,
Stehet dort im Silberschmuck des Zaum,
Aber Er, der drauf zu reiten pflegte,
Er wich von uns, wie ein schöner Traum.

An dem Tempel, wo die Götter scheinen,
Haben wir die Schimmel, die er fuhr.
Was bleibt seinem Brüderchen, dem Kleinen,
Als der Name einer Waise nur?

Fort, zum Kloster, mit den schwarzen Rossen,
Ueber die gebot das Lieblingspferd!
Alter Diener, dessen Thränen flossen,
Was bleibt dir nun am verwaisten Heerd?

Ach, sein Freund, er sah die Bahre breiten,
Sah, wie man ihn auf das Feuer legt.
Jetzt kehrt er zurück, das Pferd zu leiten,
Das die Knochen seines Herren trägt.

Bei den Buddhisten fällt durchschnittlich die Erbschaft eines Mönches an die Priesterschaft. So heißt es im birmesischen Damasat: Wenn ein Talapoin stirbt, so haben seine Verwandten kein Anrecht auf den Besitz. Beim Tode eines Obern unter den Talapoinen fallen alle seine Geräthschaften und Möbel an den nächst Höhern, oder an den, der ihm in seiner Würde folgt. Die übrigen Sachen werden in vier Theile getheilt, von denen zwei dem zweiten Talapoinen gehören, und der Rest wird aufs Neue in vier Theile zerlegt, um einen dem Pagen und die übrigen den Familiengliedern zukommen zu lassen.

Von den Räthseln der Kalmükken wurden mir folgende mitgetheilt:

Es ist im Wasser geboren und fürchtet das Wasser.
(Das Salz.)

Man schneidet den Kopf ab, man zieht das Herz heraus, man gibt zu trinken und läßt reden.
(Die Feder.)

Das Feld ist weiß, der Same ist schwarz.
(Die Schrift auf dem Papier.)

Der Bucklige und der Krumme laufen über das ganze Feld.
(Die Sichel.)

Nach einer von der gewöhnlichen Weltentstehungstheorie der Buddhisten abweichenden Version der Kalmükken heißt es:

Indem es aus den zehn Seiten (den acht Seiten der Windrose, sowie von oben und von unten) des Raumes zu wehen anfing, wurden Wolken zusammengetrieben, durch deren Regen ein Ocean entstand. Aus den Schäumen desselben bildeten sich allerlei Thiergestalten, und darunter eine gigantische Schildkröte, die bald Unheil zu stiften anfing, indem sie die übrigen Thiere verschlang. Mandsaschiri, der dieses (von jenseits des Raumes) sah, nahm seinen Bogen und durchbohrte die Schildkröte und heftete sie an der Erde auf dem Grunde des Meeres an, so daß sie ruhig liegen mußte. An dem Griff des Speeres (der eben so hoch aus dem Meere hervorsteht, als dessen Spitze darin eingetaucht ist), legte sich der Schaum des Meeres (daleke) an, und daraus entstand allmälig die feste Erde. Der oberste Kopf des Speeres bildet den Berg Sumeru. Nachdem die Erde gebildet war, erschuf Abida die lebenden Wesen auf derselben. Indem er Steine auf die Welt warf, entstanden daraus die Menschen, dann erschuf er den König Sakarwadom (mit 1003 Frauen) und beauftragte ihn, über die Menschen zu regieren. Bei seinem Tode (der damals im Alter von 380,000 Jahren eintrat), übergab Sakarwadom seinen 1003 Söhnen 1003 Goldbecher, die versiegelt waren. Beim Oeffnen fand ein Jeder in demselben einen Zettel, mit der Zahl von Jahren, welche ihm bestimmt seien, über die Welt zu regieren. Zuerst folgte der älteste Sohn, Schigi mit Namen, seinem Vater. Als der siebente folgte Muni, der noch jetzt regiert und Schigi-Muni (der Muni aus dem Geschlechte des Schigi) genannt wird. Sein letzter Vorgänger, der sechste Regent, war Mandsaschiri. Sein nächster Nachfolger, der achte Regent, wird Maidari sein. Nachdem alle 1003 Söhne des Sakar-wadom oder Sambar-wadom ausregiert haben, nähert sich das Ende der Welt. Zur Erneuerung schickt Abida eine zweite Sonne, die alles Wasser auffaugt, und läßt dann nacheinander sechs Sonnen erscheinen, wodurch Alles vertrocknet und verbrannt wird. Wenn die auf dem Boden des Meeres liegende Schildkröte die große Hitze spürt, wird sie unruhig, und indem sie sich zuletzt ganz herumdreht, bewirkt sie den Untergang der Welt.

Aus allen Erdtheilen.

Rassenvermischung.

Man kann wohl, sagt der londoner „Herald", den Neger mit dem Weißen politisch gleichstellen, aber sobald die gesellschaftliche Gleichstellung in Frage kommt, wird sich der uralte Antagonismus geltend machen. Das lustige Kartenhaus der sogenannten Philanthropisten stürzt flugs zusammen, sobald der Neger zur Tafel, in den Salon oder in den Eisenbahnwagen kommt. Ein wirkliches Ineinanderleben der beiden Rassen ist ein Ding der Unmöglichkeit, es müßte denn sein, daß irgend ein hirnverbrannter Fanatiker es sich zur Lebensaufgabe machte, eine spezielle Liebhaberei als Lebensaufgabe zu betrachten und durchzuführen. In Amerika ist nach einem blutigen Kriege der unausweichliche Neger noch eben so auf dem Tapet wie vorher. Er ist nun ein „freier Mann", und als solcher thut er alles Menschenmögliche, um zu beweisen, daß er nicht an seinem Platze ist, und daß er sich nicht assimiliren kann. Er wird nun als Mensch und als Bruder bezeichnet, aber er zeigt sich weder dankbar noch zufrieden. Er ist nun kein „Sklav" mehr, aber darum steht er doch eben so isolirt wie früher. Die Handwerkspolitiker haben Kapital aus ihm gemacht; er ist Vorwand zu einem Kriege gewesen und man hat

Gesetze über und für ihn gegeben. Aber wer hat sich um den einzelnen Neger bekümmert und wer trägt Sorge für den verlassenen Einzelnen? Wer steht in freundschaftlichem geselligem Verkehr mit ihm und behandelt ihn ehrlich, aufrichtig und voll als seinesgleichen? Er ist nach wie vor auf die „farbigen Brüder" angewiesen, und ist heute nicht besser daran als früher. Die Sache hat ihren tiefliegenden Grund. Jahrtausende lang hat die geschichtliche Erfahrung gelehrt, daß einander fremdartige Rassen social sich einander nicht gleichstellen können. So wird auch in Nordamerika der Neger niemals in die weiße Gesellschaft hineinwachsen, sondern ein außerhalb derselben lebendes mißvergnügtes Geschöpf bleiben. Es gibt eben Unmöglichkeiten, die in der Natur liegen und die sich absolut nicht beseitigen lassen. —

In Amerika denken auch die ärgsten Fanatiker nicht an eine gesellschaftliche Gleichstellung der Neger mit den Weißen. Als wir das Obige schon geschrieben hatten, fanden wir in der newyorker „Weekly Tribune" vom 13. Januar einen Aufsatz Horace Greeleys, in welchem „Schutz für den Neger" verlangt wird; man müsse demselben Land geben. Dann heißt es: „Wir müssen dem Neger gerecht werden, und da wir ihm unsre Thür nicht öffnen und ihn nicht an unserm häuslichen Heerde zulassen, so müssen wir uns draußen seiner annehmen und sehen, daß ihn nicht friere, gleichviel ob uns das auch große Geldkosten verursacht." („and since we will not throw open the door and bid him come to the family fire" etc.) Welch ein Geständniß von einem Führer der Abolitionsradikalen und weißen Nigritier! Er gesteht ein, daß der Neger sich selber nicht helfen, daß er gesellschaftlich nicht gleichgestellt werden könne, und mehr als eine Million solcher bettelarmen und hülflosen Schwarzen sollen kraft der „Menschenrechte" das Stimmrecht ausüben.

Eine spanische Erforschungsreise in Südamerika.

Von wissenschaftlichen Reisen, welche von Spanien aus veranstaltet werden, hören wir kaum jemals etwas. Um so angenehmer waren wir überrascht, als wir in der zu Porto Alegre in Südbrasilien erscheinenden deutschen Zeitung folgenden Bericht fanden:

„Im Jahre 1862 hielt sich in Rio Grande einige Zeit lang eine spanische Commission auf, die zum Zwecke einer wissenschaftlichen Erforschung der weniger bekannten Länderstriche Südamerika's nach unserem Continent gekommen war.

„Die Flotte, welche Admiral Pinzon kommandirte, brachte die Herren nach Bahia, und sie durchreisten während einiger Zeit jene Provinz, Rio de Janeiro, Santa Catharina und Rio Grande do Sul.

„Damals zählte die Commission, deren Besuch in unserer Provinz übrigens sehr flüchtig war, acht Mitglieder und ging von hier nach den La Platastaaten, deren Territorium sie fast ganz durchreiste.

„Am La Plata theilte sich die Commission behufs der Fortsetzung ihrer Reise; ein Theil derselben ging durch die argentinischen Pampas und über die Anden nach Chile; ein anderer Theil machte die Reise durch die Magalhansstraße und die übrigen endlich gingen über die Maluinen und um das Cap Horn herum nach Chile.

„In Valparaiso trafen sie wieder zusammen, durchreisten die ganze Republik Chile, sowie die benachbarten Staaten Bolivia, Peru und Ecuador und besuchten nicht nur die Küstenstriche, sondern auch das Innere des Landes, zu welchem Ende sie verschiedene Male die Andes passirten.

„Von dort setzten sie ihre Reise nach Centralamerika fort und besuchten sämmtliche Republiken jener Gegend, gingen nach Mexico und drangen endlich bis S. Francisco in Californien vor, von wo aus sie zu Wasser nach Valparaiso zurückkehrten.

„Schon in Californien hatten sie das Unglück gehabt, einen der Ihrigen in die fremde Erde zu betten. Es war der Geologe der Commission, Dr. Fernando Amor, der an einem Leberleiden starb, welches er sich bei der Reise durch die Wüste von Atacama zugezogen hatte.

„Die übrigen Mitglieder der Commission waren bereit, von Valparaiso nach Spanien zurückzukehren, als sie von ihrer Regierung den Auftrag erhielten, durch das Amazonenthal nach der Ostküste von Südamerika zurückzukommen und sich dort nach Spanien einzuschiffen, d. h: mit anderen Worten, sie sollten Orellana's, des Entdeckers des Amazonas, Reisetour nachmachen.

„Drei der Commissionsmitglieder, die Herren Paz, Castro und Ping, weigerten sich, dem Befehle nachzukommen und kehrten nach Spanien zurück, weil die Strapatzen der jahrelangen Reise ihre Gesundheit zu stark angegriffen hatten.

„Die übrigen vier Mitglieder gehorchten dem Befehle und sind nun endlich auf dem amerikanischen Dampfer „Havana" von Para in Pernambuco angelangt.

„Der jetzige Chef der Commission, Dr. Almagro, und seine drei Begleiter gingen also von Valparaiso wieder nach Ecuador, um von dort aus in das Thal des Amazonenstromes zu dringen, eine Reise, die vor ihnen nur Francisco Orellana, der Entdecker des Stromes, 1541, und der Capitän Fereira in Begleitung des Jesuiten Christoph von Acuna 1639 gemacht hatten.

„Von Guayaquil bis Para brauchten die Reisenden 14 Monate; sie überstiegen die höchsten Gebirge der Republik Ecuador und untersuchten die dort befindlichen Gletscher und Vulkane. Sie besiegen den Chimboraso, den Antisana, den Cotopari, Sanghai und Pichincha, von wo aus sie auf der Ostseite des Gebirges hinabstiegen und über 300 Leguas zu Fuße reisen mußten, da man auf keine andere Weise die Urwälder, Ströme und Abgründe jener noch völlig unbekannten Gegend passiren kann, wo man nicht die geringsten Hülfsmittel vorfindet.

„Welche endlos beschwerliche Reise die spanischen Naturforscher da gemacht haben, können unsere Leser sich vorstellen, und die Verdienste, welche sie sich durch dieselbe um die Wissenschaft erworben haben, können wahrlich nicht hoch genug gewürdigt werden.

„Nach unglaublichen Strapatzen langten sie endlich an den Quellen des Napo (eines großen Nebenflusses des Amazonenstromes) an und schifften sich auf demselben auf kleinen Canoes ein, auf denen sie bis zur Mündung des Coca in den Napo fuhren, wo eines der Canoes beim Herabschiffen über einen nicht zu umgehenden Wasserfall Schiffbruch litt, jedoch ohne Verlust an Menschenleben.

„An der Mündung des Coca ließen sie zwei Flöße bauen, auf denen sie 800 Leguas auf dem Riesenstrom hinabschifften bis zur brasilianischen Grenzstadt Tabatinga, wo der bis dahin Solimoes genannte Strom anfängt, Amazonas zu heißen.

„In Tabatinga hatte die Commission das Glück, den Naturforscher Agassiz zu treffen, mit dem sie bis zur Mündung des Nebenflusses Teffé reiste.

„Für Agassiz, der sich vorzugsweise dem Studium der Gletscher und Vulkane widmet und wahrscheinlich auf demselben Wege nach Guayaquil gehen wird, war dieses Zusammentreffen ganz besonders wichtig und interessant.

„Agassiz und sein Begleiter Coutinho erwiesen der Commission alle möglichen Dienste und Freundlichkeiten und tauschten mit derselben die gegenseitig gemachten Erfahrungen aus.

„Den Rest der Reise nach Para machten die Spanier auf einem brasilianischen Dampfboot und von dort begaben sie sich nach Pernambuco, wo sie sich auf einem englischen Steamer nach Europa einschifften.

„Nach einer dreijährigen Reise kehrten sie nach unsäglichen Mühen und Gefahren, die sie glücklich bestanden, aber auch mit wahren Schätzen des Wissens beladen, nach ihrem Vaterlande zurück.

„Die Naturwissenschaften werden dieser Commission in allen Zweigen viel zu danken haben und die bedeutenden Sammlungen, die sie mit sich führt, sowie das, was sie über die Reise veröffentlichen wird, muß viel dazu beitragen, die Kenntniß jener reichsten und üppigsten Gegenden von Südamerika zu erweitern."

Einwanderung aus Nordamerika nach Brasilien.

Wie Vieles sich doch in der Geschichte wiederholt! Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Haïti von entsetzlichen Greuelthaten heimgesucht wurde, flüchteten die Weißen und gingen nach Louisiana. Sie führten dort den Baumwollen- und den Zuckerbau ein.

Heute ist ein großer Theil der Südstaaten durch die Nordarmeen verwüstet worden, und von den Negern versteht sich nur eine geringe Zahl zu regelmäßiger Arbeit. In Folge der unglücklichen Verhältnisse haben viele Leute in den Südstaaten, welche einiges Vermögen gerettet, sich entschlossen, nach anderen Ländern Amerika's auszuwandern. Manche sind bereits nach Mexico gezogen, andere werden nach Brasilien gehen. Sie haben dorthin einen Vertrauensmann, den General Wood, vorausgeschickt, um geeignete Oertlichkeiten zur Ansiedlung auszusuchen. Derselbe ist von der brasilianischen Regierung mit großer Zu-

vorkommenheit empfangen worden und hat seit Oktober des vorigen Jahres mehre Provinzen besucht. Specielle Begünstigungen werden den Einwanderern aus Nordamerika nicht bewilligt, auch verlangen sie dergleichen nicht; sie sind zufrieden, daß die Behörden ihnen freundlich an die Hand gehen.

Die brasilianische Regierung hat erklärt, daß sie den Einwanderern an den Plätzen, welche dieselben wählen „vermessene und abgesteckte" Colonien gegen Baarzahlung von 1 Real per Brasse ablassen werde; bei Zahlungsaufschub von fünf Jahren will sie fünf Procent Zinsen berechnen.

Im Ankunftshafen werden die Auswanderer untergebracht und verpflegt werden; sie sollen dieselben Civilrechte aller Bürger haben und auf Grund des Landesgesetzes (Lei das terras) naturalisirt werden. Als Nationalgardisten werden sie nur zum Dienste innerhalb ihres Municipiums verpflichtet sein. Diese Bedingungen sind also ganz dieselben, welche die Regierung jedem Einwanderer stellt und enthalten keine besonderen Vergünstigungen. —

Bezüglich der Ländereien, welche die Regierung dem Einwanderer zur Auswahl anbietet, finden wir Folgendes: In den Provinzen S. Pedro, Santa Catharina, Parana, S. Paulo und Espirito Santo existiren öffentliche Ländereien, die bereits bezeichnet und vermessen sind und in der Nähe von mehr oder weniger blühenden Colonien liegen.

Ueber die Provinz S. Pedro do Rio Grande do Sul sagt der Minister nichts weiter, weil die Vortheile, welche die Colonien in derselben dem Einwanderer bieten, genügend anerkannt sind.

In Santa Catharina existiren verschiedene Landstrecken: Zwischen den Colonien Dona Franciska und Blumenau an den Flüssen Itajahy Grande, Itajahy Pequeno, Itapocu und S. Francisko; im Süden der Colonie Itajahy am Itajahy im Thale Tijucas Grandes, von wo eine Straße nach Lages führt, (4 Meilen vermessenes Land); im Municipium von Laguna, am Flusse Tubaron, bis zur Grenze von Rio Grande, so daß eine Verbindung mit den Colonien Torres und Tres Forquilhas leicht möglich sein würde. Der Markt für die Colonien dieser Gegend würde Laguna sein).

Santa Catharina wird den Einwanderern in seiner Eigenschaft als Küstenstrich ganz besonders empfohlen.

Für die Provinz Parana werden folgende Orte bezeichnet: Der Distrikt von Assunguy, der fast ganz vermessen ist und wo schon einzelne Colonien bestehen; ferner eine große Länderstrecke in der Richtung von Cananea und Iguape, die auf einer Seite mit Curitiba, auf der andern mit Antonina und Paranagua, sowie mit dem Dorfe Castro in Verbindung steht; zwischen Coritiba und der Serra do Mar existiren ebenfalls vorzügliche Ländereien, die sich an die Straße lehnen, welche von Parana nach der Colonie S. Franziska in Santa Catharina führen wird.

In S. Paulo werden zuerst die „devoluten Ländereien" in den Munizipien von Cananea und Iguape bezeichnet, die schon vermessen und in Colonien eingetheilt sind, während dort bereits die blühende Colonie Cananea besteht. Auf den Seiten dieser Länderstrecke nach NO. und NW. erstrecken sich äußerst fruchtbare öffentliche Ländereien an den Flüssen Ribeira, Iguape, Japuca und S. Lourenço.

Die Provinz Espirito Santo endlich besitzt eine große Ausdehnung öffentlicher Ländereien in der Nähe der Küste, die von schiffbaren Flüssen durchschnitten sind und in deren Hafenplätzen die Rio-Dampfer anlaufen.

Im Municipium von Itapemirim, wo die Colonie Rio Novo liegt, gibt es bereits vermessene und in Colonien vertheilte Länderstrecken (4 Quadratleguas), denen noch die Ländereien im Norden des Flusses Benevento im Munizipium Guarapary, am schiffbaren Flusse desselben Namens, annektirt werden können.

Zwischen den Colonien Rio Novo im S. und Santa Isabel im N., in der Richtung nach Minas (NW.) liegen 15 Leguas guter Ländereien, die hauptsächlich zum Anbau von Kaffee und Baumwolle taugen.

Im Norden der Provinz, in der Richtung der Colonie S. Leopoldina, an der Straße Santa Theresa, erstrecken sich bis nach den Grenzen von Minas die Ländereien der projektirten Colonie Guandu, die auch empfohlen werden, um so mehr, als der Rio Doce dort schiffbar ist und sich noch sehr bedeutende „Terras devolutas" auf seinen beiden Ufern befinden.

Der Rio Doce mit seinem mächtigen Ländereien-Complex wird ganz besonders empfohlen und verdient es auch.

Außer den sehr gelobten Strecken am Rio Doce, von denen die Sesmarias Francilvania, Rio Doce und Limon bereits vermessen sind, werden noch andere Ländereien im Municipium Santa Cruz am Flusse gleichen Namens empfohlen, sowie auch andere im Municipium San Matheus an der Grenze von Bahia.

Endlich wird noch das Mucurythal sowohl in Bahia, wie in Minas in Betracht gezogen und als für den Anbau von Baumwolle ganz außerordentlich geeignet geschildert. Dieses sind also die Ländereien, welche die Regierung der nordamerikanischen Einwanderung zur Auswahl überläßt und man muß zugestehen, daß dieselben reichlich und in bester Auswahl vorhanden sind.

Die Regierung, in einer richtigen Erkenntniß der Verhältnisse, hat die amerikanische Einwanderung auf Santa Catharina, Parana, S. Paulo und Espirito Santo beschränkt, wobei sie jedoch diese letztere Provinz und hauptsächlich den Rio Doce besonders hervorhebt und betont.

Vom Norden des Kaiserreiches sieht sie aus politischen Rücksichten ganz ab, läßt aber die devoluten Ländereien am Amazonas, Tocantins und Araguaya vermessen, um sie nach Beendigung des Krieges an die Freiwilligen zu vertheilen, die ein Anrecht darauf haben.

Der Transitweg durch Nicaragua wird völlig in Abgang kommen, nachdem der ohnehin stets seichte und schlechte Hafen von San Juan de Nicaragua (Greytown) nun gänzlich versandet ist. Als im Dezember 1865 ein Dampfer mit etwa 600 Fahrgästen dort ankam, mußte er eine halbe Stunde weit von der Küste vor Anker gehen und die Leute wurden mit Lebensgefahr in Booten ans Land gesetzt, wo sie kaum ein Unterkommen fanden.

Die Weizenausfuhr aus Buenos Ayres hat begonnen zum ersten Male, so lange die Colonien am La Plata bestehen. Jetzt gewinnt dort neben der Viehzucht der Ackerbau eine immer größere Ausdehnung. In Buenos Ayres war ein Schafzüchter aus Neuseeland angekommen, um sich in der La Plategegend niederzulassen. Auch aus Nordamerika waren viele yankeemüde Einwanderer eingetroffen.

Ueber die walliser Colonie in Patagonien, von der wir früher im „Globus" Meldung gethan, lesen wir aus Buenos Ayres vom 14. Dezember günstige Nachrichten. Die Ansiedler befinden sich am Flusse Chupat sehr wohl und haben bis jetzt alle Schwierigkeiten muthig überwunden. Sie bauen auf dem fetten Boden Weizen und anderes Getreide, und die Wiesen geben dem Rindvieh wie den Schafen reichliche Nahrung. New Bay ist ein prächtiges Wasserbecken mit einem sichern, geräumigen Hafen. Die Walliser sind fleißige, ausdauernde Menschen.

Haifische im Kanal. Die unwillkommenen Gäste, die „Tiger des Meeres" haben sich seit dem Dezember 1865 in ungewöhnlich großer Menge in der sogenannten Spanischen See, d. h. dem Busen von Biscaya blicken lassen. Sie sind auch weiter nach Norden hin an der Westküste Frankreichs und sogar im Kanal erschienen. In der Mitte des Januars traf ein Kapitän bei den Sorlingischen Inseln ganze Schwärme und fing binnen wenigen Stunden vier Stück. Im vorigen Herbst hatten diese gefräßigen Fische die Pilchardfischerei gestört und die Tümmler verjagt. Das „Journal du Havre" sucht die Leute an den Küsten des Kanals durch die Bemerkung zu beruhigen, daß der Haifisch nur in den wärmeren Meeresregionen so äußerst gefräßig sei, in kälteren aber „vergleichsweise harmlos". Man könne den Grad der Wildheit und Gefräßigkeit nach den Breiten bestimmen. Vom Senegal und den Bissagosinseln bis zum Nigerdelta sei er allerdings sehr zu fürchten, aber in den kühleren Wassern Westindiens und der Nordküste von Südamerika verliere er schon viel von seiner Gefräßigkeit. (Das „Journ. du Havre" irrt: gerade vor der Tierra firme und im Caraibischen Meere hat das Meer eine mindestens eben so hohe Temperatur wie an der Westküste von Afrika). Der Haifisch habe auch seine Eigenthümlichkeiten, so zu sagen seine Grillen. Es sei z. B. den Seeleuten wohl bekannt, daß sie bei St. Pierre auf Martinique ohne alle Gefahr in der See baden könnten, obwohl dort viele Haifische wären, während auf der nur fünf Seemeilen entfernten Rhede vom Fort de France das Baden für Jedermann lebensgefährlich sei. Namentlich dürfe kein Neger sich zwanzig Schritte weit vom Ufer ins Wasser wagen, weil die Haifische

vorzugsweise auf dunkelfarbige Menschen Jagd machen. — Es sei nicht anzunehmen, daß der Tiger des Oceans sich dauernd bei uns „Hyperboräern" einbürgern und das Baden in den Seeplätzen gefährlich machen werde.

---

st. **Wanderlust der Großrussen.** Das russische Reich erstreckt sich durch eine größere Verschiedenheit von Klimaten als irgend ein anderer europäischer Staat und ist dabei ebenso ausgezeichnet durch physische Einförmigkeit, als die germanische Mitte und der romanische Süden durch Mannigfaltigkeit der Bodenformen und des Naturlebens. Dieser Eintönigkeit des Landes entspricht die Einförmigkeit des Volkes hinsichtlich seiner politischen, kirchlichen, Abstammungs- und sonstigen Verhältnisse. Charakteristisch ist der Mangel jeder bedeutenden Gebirgsscheide, welche jetzt der Einheit des Staates außerordentlich günstig, im Mittelalter aber den Verheerungszügen der von Osten eindringenden Nomadenvölker sehr förderlich gewesen ist. Es steckt auch noch heutzutage in manchen Slaven eine gewisse Vorliebe zum Nomadenleben, was unter anderm schon die Neigung zum Fuhrwesen kund thut. So ergreifen z. B. die Großrussen außer der Krämerei am liebsten den Stand der Fuhrleute. Das veränderliche Leben sagt ihnen ganz besonders zu, ja so stark ist der Wandertrieb, daß es oft im ganzen Gouvernement nur wenige Männer geben soll, die nicht wenigstens ein Mal in Moskau, der alten heiligen Stadt, gewesen sind. Die russischen Messen, zumal die berühmte Messe von Nischni-Nowgorod, werden von so ungeheueren Menschenmassen besucht, daß man ihre Zahl schon auf mehr als eine Million anschlug. In Folge seiner beständigen Wanderungen will man bei dem Großrussen sogar eine verhältnißmäßig stärkere Entwicklung der unteren Extremitäten bemerkt haben, während umgekehrt der Germane in Brust und Arm den Hauptsitz seiner Kraft hat.

Charakter des italienischen Brigandaccio. Aus allen Zeitungen ist bekannt, daß die neapolitanischen Straßenräuber einen jungen Engländer, Namens Moens, länger als ein Vierteljahr in Gefangenschaft hielten, bis endlich das hohe Lösegeld bezahlt war. Derselbe hat nun ein Buch über seine Erlebnisse geschrieben, das viel Interessantes enthält; Moens kennt seinen Gegenstand gründlich. Ihm zufolge hat der Brigandaccio den politischen Charakter längst verloren. Die Räuber sagten ihm, wenn sie den König Victor Emanuel fangen könnten, so würden sie zwei Millionen Ducati für ihn verlangen und ihn dann doch todtmachen; dagegen würden sie Franz dem Zweiten ein gutes Mittagsbrot vorsetzen und ihn dann laufen lassen. Alles ist nur auf Raub abgesehen. Das Leben dieser Räuber ist voll von Beschwerden und Gefahren und obendrein kommt ihnen selbst nicht viel vom Raube zu gute. Der größte Theil ihres „Erwerbes" fließt den Bauern zu, trotzdem alle Manutengoli, d. h. Leute, welche den Briganten irgendwelche Unterstützung angedeihen lassen, gesetzlich mit dem Tode bestraft werden sollen. Sie liefern trotzdem den Räubern Lebensmittel und lassen sich dieselben mit Wucherpreisen bezahlen. Die Briganten selbst sind leidenschaftliche Hazardspieler und gerathen untereinander sehr oft in blutigen Streit. Bei ihnen gilt das alte Wahrwort: „Wie gewonnen, so zerronnen. Die Bande Manzos, von welcher Moens gefangen gehalten wurde, bestand aus 30 Mann, aber das Lösegeld wurde unter nur 17 derselben vertheilt. Soldaten können dem Unwesen nicht steuern, weil die Briganten allemal Wind von ihrer Annäherung erhalten und zwar durch das Landvolk. Die Bauern halten es mit den Räubern aus Habsucht und aus Furcht. Angeber sind allemal dem Tode verfallen, wer aber Geschäfte mit den Briganten macht, profitirt dabei. Moens meint, es gebe nur ein Mittel, dem Unwesen ein Ende zu machen, wenn man nämlich den Bezirk, in welchem Jemand von den Räubern gefangen worden sei, für die Zahlung des Lösegeldes verantwortlich mache. Uebrigens liegt die Raublust in althergebrachten Sitten.

Zur Statistik der französischen Colonien.

Wir haben die amtlichen Ziffern für 1861 bis 1863 vor uns liegen. Am 31. Dezember dieses Jahres belief sich, von Algerien und Neucaledonien abgesehen, die Gesammtzahl der Bevölkerung in den acht Colonien auf 881,948 Seelen. Der Zuwachs gegen das Vorjahr betrug 26,384 Köpfe; er hatte aber seinen Grund nicht etwa in der Einwanderung oder in einem Ueberschusse der Geburten gegenüber den Sterbefällen, sondern war eine Folge der Besitznahme einiger Landschaften in Senegambien. Wir wollen hier gleich bemerken, daß im Spätjahr 1865 die französischen Antillen großen Menschenverlust erlitten haben durch eine der Cholera ähnliche Seuche, welche auf Guadeloupe je den fünften Menschen hinweggerafft haben soll. In den Ziffern für Guadeloupe, Martinique ꝛc. sind weder die Beamten und Soldaten, noch die „Immigranten" inbegriffen; die letzteren zählten auf Guadeloupe 12,812 und auf Martinique 15,576 Köpfe.

	Seelen	Handelsbewegung
Martinique . . .	135,353 . .	50,669,924 Frcs.
Guadeloupe etc. .	138,830 . .	44,664,266 „
Guyana	18,507 . .	8,787,057 „
Réunion . . .	197,265 . .	94,071,069 „
Senegal . . .	137,666 . .	17,540,321 „
Gorée	— . .	15,603,369 „
Ostindien . . .	229,057 . .	27,376,646 „
Mayotte ꝛc. . .	22,570 . .	— „
St. Pierre ꝛc. .	2,700 . .	9,206,116 „

Die 2012 Einwohner von Gorée sind beim Senegal mit eingerechnet und bei Réunion die 74,270 „Immigranten", indischen Arbeiter, denen die Insel den günstigen Stand ihrer Plantagen verdankt.

Während die Zahl der Geburten sich auf 22,737 stellte, betrug jene der Todesfälle 25,190. Die Besitzung am Gabon kann eigentlich nur als eine Faktorei bezeichnet werden. Der amtliche Bericht hebt hervor, daß dort die Eingebornen (die den Lesern des „Globus" wohlbekannten Pongue) in Schrecken erregender Weise sich vermindern und hinwegsterben, zumeist in Folge des Branntweingenusses und des Abortirens. Neucaledonien im Stillen Weltmeere scheint stationär zu bleiben; es hatte im ersten Halbjahr 1863 einen Zuwachs von nur 14 Köpfen erhalten, und es befanden sich auf der großen Insel damals überhaupt nur 434 „Franco-Caledonier". Die europäische Bevölkerung in Pondichery und den anderen indischen Besitzungen stellte sich auf 1463 Köpfe, und jene der Mischlinge betrug 1636. In St. Louis am Senegal lebten 325 Europäer, die Soldaten abgerechnet.

Baumwolleneinfuhr in Großbritannien. Es ist von wesentlichem Interesse, zu sehen, wie sich in Folge des Bürgerkrieges in Nordamerika die Baumwolleneinfuhr aus anderen Erzeugungsländern gesteigert hat. Sie betrug 1861: 3,153,000, 1862: 1,333,000, 1863: 1,729,000, 1864: 2,242,000, 1865: 2,414,000 Ballen, jeden zu 400 Pfund gerechnet; das ist der Durchschnitt. Für 1866 veranschlagt man die Einfuhr auf 2,660,000 Ballen.

Für die nachstehenden drei Jahre stellen sich respective folgende Ziffern heraus:

	1864	1865	1866
Nordamerika . .	198,000	462,000	800,000
Brasilien . . .	212,000	340,000	440,000
Aegypten . . .	257,000	334,000	250,000
Türkei	62,000	80,000	60,000
Westindien ꝛc. . .	60,000	131,000	150,000
Ostindien . . .	1,399,000	1,266,000	1,300,000
China	399,000	142,000	—
	2,587,000	2,752,000	3,000,000

Reducirt man diese auf Durchschnittsballen von 400 Pfund Gewicht, so ergeben sich die oben angegebenen Ziffern.

Herr von der Decken in Ostafrika ermordet. Eben, da wir unsere Nummer schließen, lesen wir, daß der muthige Reisende der Barbarei der Wilden zum Opfer gefallen ist.

Die zu Hannover erscheinende „Zeitung für Norddeutschland" theilt aus einem Schreiben des Tischlers Brinkmann aus Zellerfeld, welcher an der Expedition Theil genommen, Folgendes mit:

„Von der Ausrüstung ist Alles verloren; was nicht ins Wasser geworfen wurde, ist von den Negern geraubt. Baron von der Decken ist nebst dem Dr. Link auf Befehl eines Somali-Sultans in Berbera niedergestochen worden. Nachdem ihnen die Hände auf dem Rücken gebunden und sie in Berbera zur Schau umhergeführt waren, wurden sie an den Jubafluß getrieben und hier der Mord zuerst am Baron, dann am Dr. Link vollzogen. Die Leichen wurden in den Fluß geworfen. Die Expedition soll mit diesem Sultan längere Zeit sehr befreundet gewesen sein. Der Rest der Expedition, bestehend aus Capitän v. Schlick, Degge aus Göttingen, Bremer aus Merseburg, Thies aus Oldenburg und Tischler Brinkmann aus Zellerfeld, werden mit dem hamburger Schiffe „Canton" im Monat April nach Europa zurückkehren."

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Globus.

X. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben von

Karl Andree.

Zehnter Band.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1866.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Deutschland, Oesterreich, Schweiz.

Großbritannien und Irland.

Frankreich und Spanien.

Italien, Türkei und Griechenland.

Rußland.

Asien.

Vorderasien.

Indien.

China und Japan (Ostasien).

Mittelasien. Sibirien.

Afrika.

Amerika.

Nordamerika.

Westindien.

Südamerika.

Australien und der Große Ocean.

Allgemeines und Verschiedenes.

Alterthümer des Menschengeschlechts. Anthropologisches und Ethnologisches.

Verschiedenes.

Nachrichten von Reisenden.



Die Gibellinenstadt Siena in Mittelitalien, ihre Denkmäler und geschichtlichen Erinnerungen.

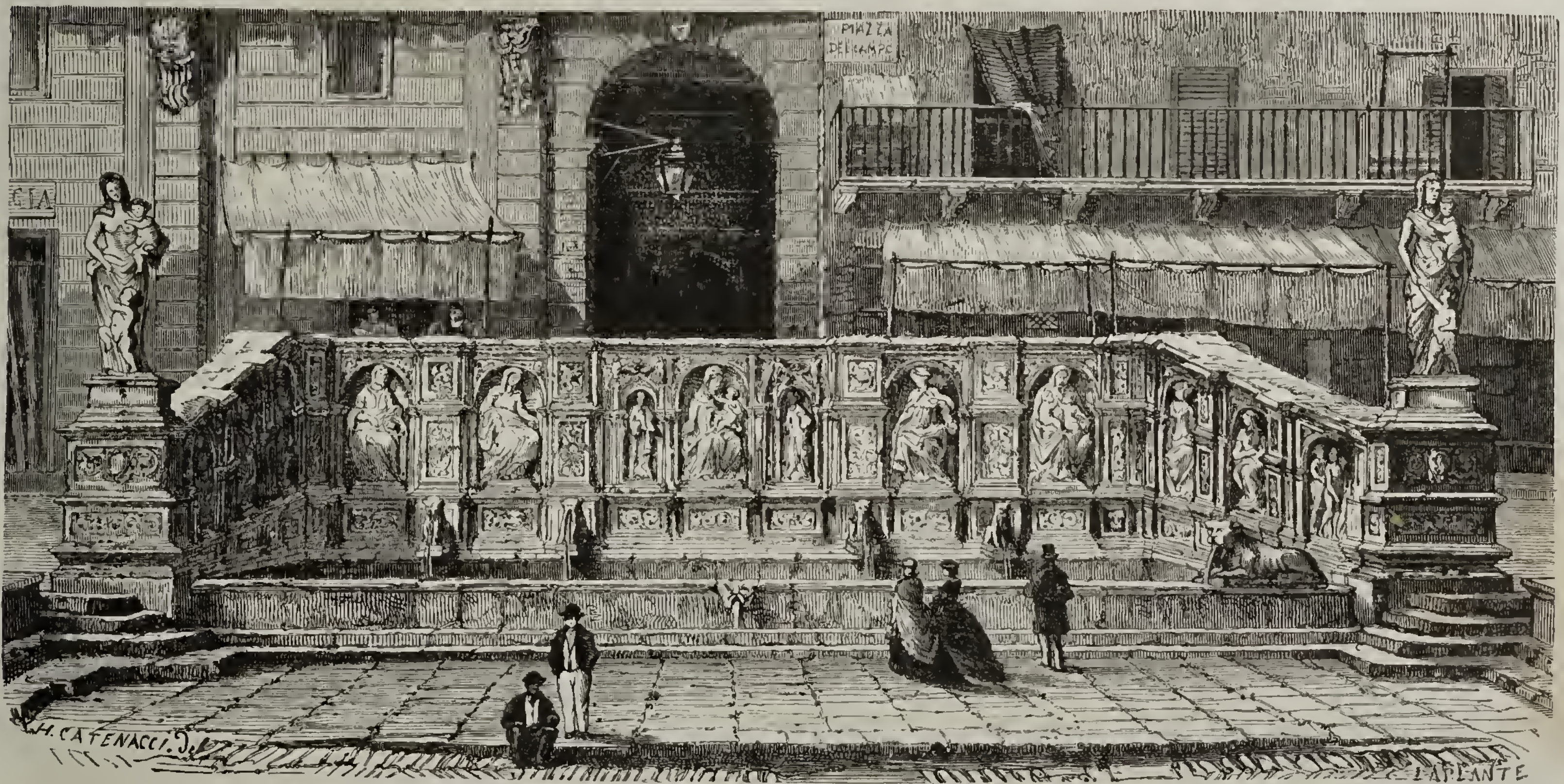
I.

Die Bahn von Empoli nach Siena. — Lage und Klima. — Die Costarelle. — Enge Straßen. — Die Kathedrale. — Künstler. — Die Familie Piccolomini und ihre Bibliothek. — Sienesische Päpste. — Piazza del Campo. — Palast der Republik; Thurm des Mangia. — Die Brunnen und die Bottini. — Palast der Tolomei. — Das Haus Gori Gandellini und der Dichter Alfieri. — Fonte Branda. — Die heilige Katharina. — Thomas von Aquino, Ambrogio Sansedoni und Conradin von Schwaben.

Seitdem Florenz Italiens Hauptstadt geworden, ist das ruhige Leben einem hastigen, unruhigen Treiben gewichen und die ganze Stadt erhält eine andere Physiognomie. Die Reisenden aus den Ländern diesseit der Alpen finden es dort nicht mehr so behaglich wie früher und kürzen ihren Aufenthalt ab. Viele gehen nach Siena, um dort längere Zeit zu verweilen, und finden Alles, was sie wünschen: blauen Himmel, reine Luft, Kunstwerke in überschwänglicher Fülle, freundliche Menschen und Preise, die sich erschwingen lassen. Auch von unseren deutschen Landsleuten gehen nun viele nach Siena, und es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß diese schöne Stadt bald „in die Mode" kommen werde; ohnehin ist sie jetzt mit leichter Mühe zu erreichen.

Auf der Bahn, die von Florenz nach Livorno führt, zweigt bei Empoli der Schienenweg ab, welcher nach Siena führt. Er zieht durch ein äußerst unebenes Gelände. Die Lokomotive arbeitet sich von einem Hügel über den andern, an bewaldeten Bergabhängen hin, geht über einen langen Viadukt und durch Tunnels. Das Auge weidet sich an verfallenen Burgen und lieblichen Thälern, in welchen Flecken und Dörfer zerstreut liegen.

Ein englischer Arzt, welcher vom Spleen besessen war, hat Siena in übeln Ruf gebracht; er schilderte die Stadt als ein wahres Fiebernest, und seitdem wagen sich Albions Söhne nur selten dorthin; sie fürchten die Malaria und meinen, Siena stecke schon in den gefährlichen Maremmen (Sümpfen). Und doch ist sie gesund, luftig, liegt etwa 1250 Fuß über der Meeresfläche, ist sogar etwas kalt in der Winterzeit, dagegen im Sommer recht frisch und erquickend. Als Temperaturextreme hat man — 9° 9 und + 37° 8 C. beobachtet, die Mitteltemperatur stellt sich auf + 13° 8 C., die Regenmenge beträgt 757 Millimeter. Zwei Drittel im Jahre sind die Tage heiter. Für Leibesnahrung ist gut gesorgt; davon überzeugt sich jeder, wer den Markt auf der Piazza del Campo besucht; er findet dort wilde und zahme Schweine, Hühner, Hasen, welsche Hähne, Rehe, Lämmer, Fische, Früchte aller Art und ganze



Fonte Gaya zu Siena. (Nach einer Photographie.)

Haufen von den delikaten Käsen, die man als delle crete bezeichnet. Die Weine der Umgegend sind bekannt, namentlich der Chianti, der Moscadelle di Montalcino und der Broglio.

Als Siena noch keine Eisenbahn hatte, fuhr man durch die Porta Camollia in die Stadt ein; über derselben befindet sich, in schlechtem Latein, eine Inschrift, welche besagt, daß Siena sein Herz noch weiter öffne, als seine Thore, und in der That ist sie sehr gastlich. Die Einwohner sind lebhaft, liebenswürdig und haben Geist, und schon im Mittelalter galt das Sprüchwort, daß die Sienesen sanftes Blut besäßen. Die Schönheit der Mädchen und Frauen ist seit Jahrhunderten berühmt.

Einst war Siena eine eigene Republik, welche in der Geschichte Italiens eine große Rolle gespielt hat. Seit Jahrhunderten gehörte es dann staatlich zu Toscana und heute ist es königlich italienisch.

Die Lage ist im höchsten Grade malerisch, und man genießt eine prächtige Aussicht. Die Stadt wurde auf und an Hügeln erbaut und hat eine Menge kleiner Gassen, die manchmal fast senkrecht ins Thal abfallen. Diese Costarelle sind mit Backsteinen gepflastert, die man senkrecht neben einander eingerammt hat und auf denen es sich ganz bequem geht; die übrigen Straßen haben große Steinwürfel oder Platten wie in Florenz. Man sieht immer anmuthige und wechselnde Bilder vor sich, gleichviel ob man von den Costarelle hinabsteigt oder von unten her in den Gärten einen Blick auf das Häuseramphitheater wirft, welches bis zur Kathedrale oder zur Kirche des heiligen Dominicus hinansteigt. Auch ist kein Mangel an öffentlichen Spaziergängen und schönen Plätzen, aber die Straßen sind im Allgemeinen etwas eng und im Herbst bringt das allerlei Uebelstände mit sich. Wenn die Landleute zur Stadt kommen, um den Weinbergsbesitzern die mit Most gefüllten Fässer in die Keller zu bringen, dann muß man sich dicht an die Häuser drängen oder auf einem Flur Schutz suchen. Der Fattore (Aufseher, Verwalter, Geschäftsführer) reitet vorne weg und ihm folgt ein langer Zug zweiräderiger Karren, die allesammt mit Fässern beladen sind. Als Zugthier verwendet man weiße Ochsen, kleines Vieh mit gewaltigen Hörnern, welche beinahe die ganze Breite der Straße einnehmen. Es möge hier bemerkt werden, daß in Siena zuweilen Erdstöße verspürt werden, sie haben jedoch niemals erheblichen Schaden angerichtet, und die alten Baudenkmäler stehen heute da, wie vor einem Jahrtausend.

Künstler und Kunstfreunde finden Hochgenuß bei jedem Schritt und Tritt. Der Bahnhof liegt am Fuße eines der kleinen Hügel, welche vom Chianti auslaufen und in der Richtung von Nordwest nach Südost ziehen. Wer aus dem Wagen steigt, sieht, wie die Stadt in Stufen oder Terrassen ansteigt. Siena liegt unter 43° 19′ nördl. Br., 28° 59′ östl. L. von Paris. Hügel und Thäler drängen sich förmlich um die Stadt herum. Nach Nordosten hin bemerkt man die weinreichen Höhen des Chianti; die ausgezackten Spitzberge nach Norden hin liegen schon im Modenesischen; nach Nordwesten gewahrt man den mit Wald bestandenen Monte Maggio; die Hügelkette im Südwesten ist die Montagnola Senese, und im Süden erhebt sich der Monte Amicta 1721 Meter über die Meeresfläche; von dort kommt die bekannte sienesische Erde, die Umbra.

Die Stadt hat drei lange Hauptstraßen, welche auf dem Kamme dreier Hügel sich hinziehen und alle am Fuße des Thurmes, an der Piazza del Campo, ausmünden. Diese bildet den Centralpunkt von Siena, welches die Gestalt eines Sternes hat. In früheren Zeiten war dieselbe dreiseitig; die gegenwärtigen Stadtmauern sind aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts und haben eine Länge von mehr als einer deutschen Meile. Jetzt liegen innerhalb derselben Oelgärten und Getreidefelder, aber im Jahre 1260 war das nicht der Fall. Damals soll die Stadt 150,000 oder, nach anderen Schätzungen vom Jahr 1301, noch 70,000 Einwohner gehabt haben. Die Zählung vom 31. Dezember 1861 ergab nur 21,902 Köpfe; davon konnten blos 12,534 lesen oder schreiben! In dem zuerst angegebenen Jahre hatte Siena 38 Thore, jetzt sind deren noch 8 vorhanden. Von diesen liegen einige auf den Anhöhen, am Ende der drei langen Hauptstraßen; so die Porta Camollia, die Porta romana und jene des heiligen Marcus. Dagegen liegen andere, namentlich die Thore Ovile und Fonte Branda, in förmlichen Schluchten. Unter diesen Thoren erscheinen mehre durch ihre Architektur bemerkenswerth. Sie sind durch eine Art von Vorthor, antiporto, gedeckt, das heißt einen viereckigen Thurm mit Zinnen, welcher vor die Mauer hinausspringt. Für das älteste der noch vorhandenen Thore gilt die Porta a Pispini oder S. Vieni, an dessen Außenseite sich ein Frescogemälde von Sodoma befindet; dasselbe ist berühmt wegen eines Engels am Gewölbe; die Verkürzungen der Figur sind eben so wahr als kühn.

Ein Italiener, Dr. Constantini, hat im Le Tour du Monde, Nr. 314 und 315, die fast übergroße Menge von Werken der Kunst, an welchen Siena so reich ist, eingehend und mit großer Wärme beschrieben. Wir können ihm nicht in alle Specialitäten folgen, sondern müssen uns begnügen, Einzelnes hervor zu heben.

Die Porta romana hat eine wundervolle Freske von Sano di Pietro; sie stellt die Krönung der heiligen Jungfrau dar. Die Kathedrale bildet gleichsam die Krone von Siena. An diesem großartigen Architekturwerke haben viele, zum Theil berühmte Meister von 1284 bis 1537 gearbeitet. Das Gebäude selbst ist sehr alt; 1012 stand es schon auf dem heutigen Platze; gewiß ist, daß 1229 am gegenwärtigen Dome schon gearbeitet wurde; 1317 wurde derselbe vergrößert, 1339 wollte man den südlichen Flügel verlängern, aber nach der großen Pest von 1348 wurden diese Arbeiten eingestellt und man beschränkte sich fortan auf den Ausbau der alten Kathedrale, die im äußern Bau während des 15. Jahrh. vollendet wurde. Die Façade ist um 1380 vollendet worden; wahrscheinlich rührt die Zeichnung von Giovanni di Cecco her, die Ornamente und Statuen aber sind einer schon 1284 von Giovanni di Niccolo Pisano gezeichneten ältern Façade entlehnt.

Ueber der Eingangspforte prangt das Bild der Schutzpatronin der Stadt, der heiligen Jungfrau, auf blauem emaillirtem Grunde und von goldenen Strahlen umgeben. Wer diesen Dom betrachtet und eintritt in die weiten Räume, dem drängt es sich sofort auf, daß diese Kathedrale eine der schönsten in der Welt sei. Die Architektur ist zugleich großartig und elegant, aber von den fast allzuvielen Kunstwerken fühlt man sich überwältigt. Gemälde, Statuen, Broncen, Holzbildereien und Marketerien nehmen die Aufmerksamkeit nach zu verschiedenen Richtungen hin in Anspruch und lassen anfangs keinen ruhigen Gesammteindruck aufkommen. Aber an und in dieser Kirche ist Alles bis auf den Fußboden herab ein Wunderwerk der Kunst. Nur hier sieht man die herrlichen Marmormosaiken, welche Cicognara neben die schönsten stellt, welche wir aus den Zeiten der Griechen und Römer kennen. Dieses Mosaikpflaster wurde 1369 begonnen, und man hat nach den Zeichnungen vortrefflicher Künstler bis ins 16. Jahr-

hundert hinein daran fortgearbeitet. Domenico Beccafumi, genannt Mecherino, vervollkommnete die alte Methode, zeichnete zwischen 1517 bis 1547 die Cartons und leitete die Arbeiten bei diesen Marmormosaiken, die wahre Gemälde sind. Sie liegen um den Hochaltar und unter der Kuppel. Im obern Theile des Schiffes steht die Kapelle der Madonna del Voto, die vom Papst Alexander VII., einem gebornen Sienesen, erbaut wurde. Ganz vortrefflich sind die Skulpturen am neuen Chor hinter dem Hauptaltar, zu welchen Sodoma's Schwiegersohn Riccio 1567 die Zeichnungen entworfen hat; jene zum Hauptaltar sind aus dem Jahre 1532 von Baldassare Peruzzi, und das broncene Tabernakel, 15 Centner schwer, ist von Lorenzo di Pietro, welcher den Beinamen il Vecchietta führte, gegossen worden.

Im Angesichte dieser Wunder der Kunst und in der eigenthümlichen Beleuchtung gewinnt man eine zugleich heitere und ruhige Stimmung. Man denkt nicht an Blutvergießen und Gemetzel, bis man zwei hohe Mastbäume sieht, welche an die Pfeiler gelehnt sind, die als Träger der Kuppel dastehen. Sie prangten einst auf dem Carroccio der Guelfen von Florenz, welchen die gibellinischen Sienesen sie in einer blutigen Schlacht abnahmen auf dem Felde von Monte Aperti. In dieser Schlacht, 1260, fielen nicht weniger als 15,000 Streiter. Die Sienesen hatten auf ihrem Fahnenwagen ein Christusbild, das, wie sie wähnten, in der Schlacht zu ihren Gunsten gekämpft habe!

Die Kanzel ist von Niccolo Pisano, einem ausgezeichneten Holzschnitzer, nach welchem sich in Siena eine Schule bildete, die im Anfange des 14. Jahrhunderts mit der florentinischen wetteiferte. Unter den verschiedenen Arbeiten zeichnet sich ganz besonders eine Kreuzigung aus, und die Figuren an den Säulenkapitälern hat man mit Recht als „Wunder der Eleganz" bezeichnet.

Außer anderen Kunstschätzen enthält die Kathedrale auch den Altar der Familie Piccolomini. Er hat fünf Statuen, welche Michel Angelo geschnitzt hat. Die Libreria Piccolominea datirt aus den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts. Den Grund zu dieser berühmten Büchersammlung legte der Kardinal Francesco Piccolomini Todeschia, der später als Pius der Dritte Papst war und in derselben die Werke seines Oheims von mütterlicher Seite, Pius des Zweiten, verwahren wollte, insbesondere aber die von dem letztern gesammelten kostbaren Miniaturen. Die beiden Broncegitter sind von Antoniolo Ormanni 1497 gegossen worden, die Basreliefs von Lorenzo Marrina; das Gemälde über der Thür stellt die Krönung Pius des Zweiten dar und ist von Bernardino Perugino, genannt Pinturicchio. Von ihm rühren auch die zehn Fresken her, welche man, auf Vasari's Versicherung hin, lange für eine Arbeit Raphaels gehalten hat.

Der gegenwärtige Papst Pius der Neunte hat aus dem Bibliotheksaale die berühmte Gruppe der Grazien entfernen lassen, oder vielmehr man hat sich auf sein Andringen dazu herbeigelassen, sie in der Gallerie der schönen Künste aufzustellen.

Pius der Zweite, der berühmte Aeneas Sylvius Piccolomini, war einer der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit, und sein Neffe suchte ihm nachzueifern. Aber er starb zu früh. Assania Piccolomini war Erzbischof von Siena und ein Freund Galilei's. Als der verfolgte Greis die Kerker der Inquisition verlassen hatte, fand er bei jenem gastliche Aufnahme und wurde mit Freundschaft und Auszeichnung behandelt. Der Naturforscher, den man in Rom verfolgt hatte, konnte in Siena bei dem Prälaten ganz seinen Lieblingsstudien leben.

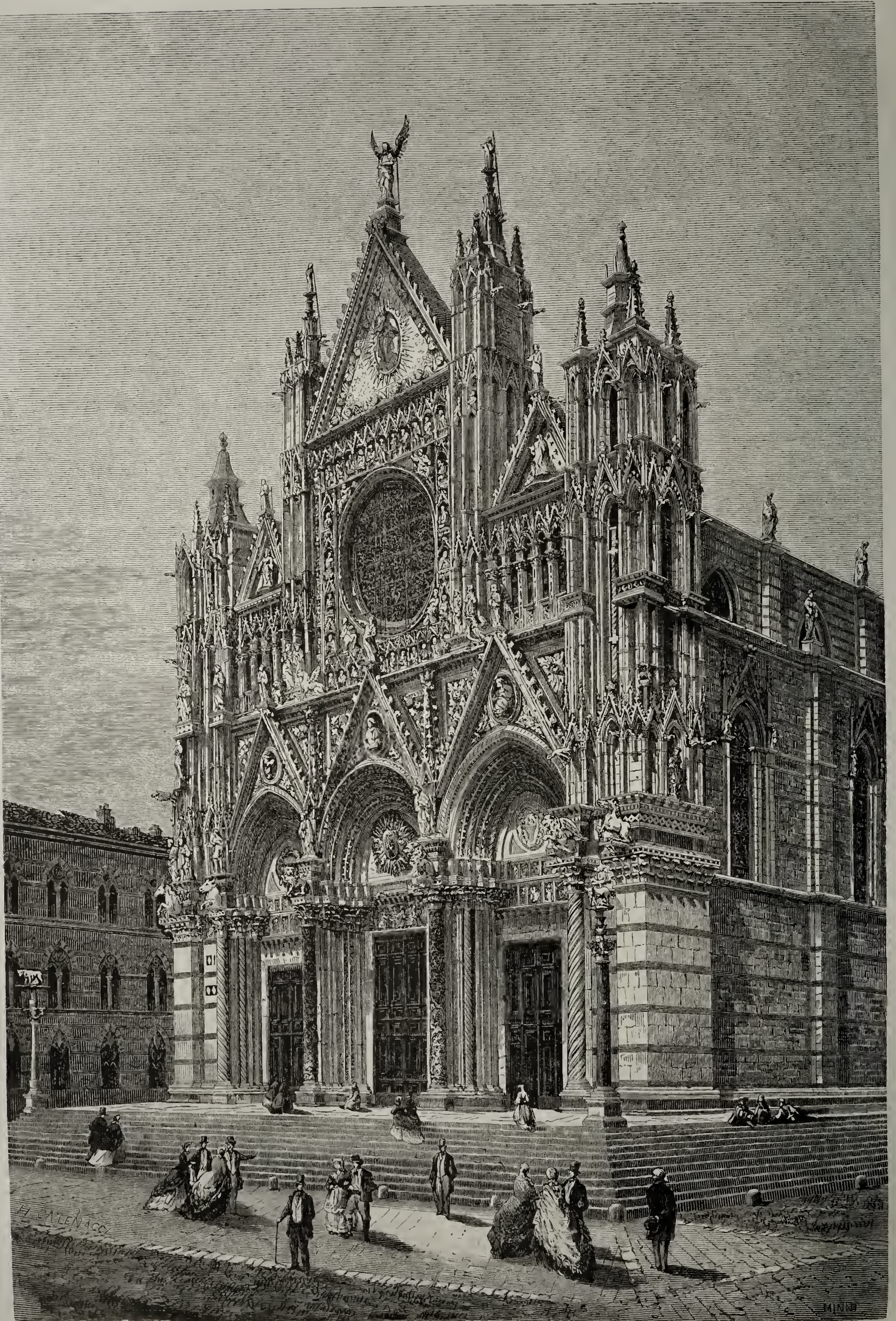
Aus Siena stammen außer jenen beiden Päpsten aus der Familie Piccolomini noch sechs andere. Unter ihnen befindet sich Gregor der Siebente, jener gewaltige, willenskräftige Mensch, der schon als Cardinal die Kirche regierte, vier Päpste machte, dann die Ehelosigkeit der Geistlichen erzwang und für den heiligen Stuhl das Recht in Anspruch nahm, den Kaiser zu richten und abzusetzen. Auch Alexander der Dritte war ein Sienese. Gregor hatte Heinrich den Vierten von Deutschland tief gedemüthigt, Alexander that den Kaiser Friedrich Rothbart in den Bann und baute ihm zum Hohne die Festung Alessandria. An seinen Namen knüpft sich das Andenken an die Schlacht von Legnano, in welcher die italienischen Freistaaten einen großen Sieg über das Kaiserthum erfochten und welche den berühmten constanzer Frieden im Gefolge hatte.

Unter der Kathedrale liegt die Johanniskirche, das Baptisterium von Siena. Als der Bau 1301 begonnen wurde, war sie noch nicht unterirdisch, wie jetzt. In ihr befinden sich die berühmten Taufbecken. Das Kunstwerk bildet ein Sechseck und jede Seite ist mit Basreliefs geziert; zwei derselben sind von Ghiberti, demselben, von welchem jene Thüren zum Baptisterium in Florenz herrühren, welche Michel Angelo für des Paradieses würdig erklärte. Ueber dem Taufbecken erhebt sich ein kleiner Tempel von weißem Marmor, der in sechs Nischen eben so viele allegorische Figuren zeigt, und über den sechs Pfeilern stehen eben so viele Engel von Bronce, Arbeiten Donatello's und des Giovanni di Turino. Das Ganze wird gekrönt von einer herrlichen Statue Johannes des Täufers.

Vom Baptisterium führt eine kleine malerische Gasse zur Piazza del Campo. Beim Herabsteigen läßt man zur Rechten den Palast des Pandolfo Petrucci, welcher den Zunamen il Magnifico führte. Es war ihm, gleich den Mediceern in Florenz, gelungen, Herrscher in seiner Vaterstadt zu werden, aber er vererbte seine Macht nicht auf seine Kinder. Der Palast hat eine sehr schöne Vorderseite.

Die Piazza del Campo bildet, wie wir schon oben sagten, den eigentlichen Mittelpunkt der Stadt und erscheint wie ein prächtiges Amphitheater, das für Schauspiele und Schaustellungen wie geschaffen ist. In diesen Platz münden nicht weniger als elf Straßen. Er gleicht einem großen Kreisabschnitte; die Sehne wird gebildet vom Palaste der Republik, welcher den untern Theil des Platzes einnimmt, von dessen Hintergrund aus die wenigen Gebäude allmälig im Halbkreise sich erheben. Jener Palast, der Thurm des Mangia, die kleine, zierliche Kapelle, welche sich an denselben lehnt, der Palast Sansedoni mit seinen Zinnen und seinem beschädigten Thurm, die berühmte Fonte Gaya, — alle diese Monumente gehören gleichsam zusammen und bilden ein Ganzes, das man in der That als ganz prächtig bezeichnen kann.

Dieser Platz ist echt guelfisch, denn alle seine schönen Bauwerke sind nach dem Sturze der Gibellinen errichtet worden und alle tragen guelfische Zinnen. Auch hat die Regierung in dem schönen Palast erst nach der gibellinischen Zeit ihre Sitzungen gehalten; im Anfange des 12. Jahrhunderts stand auf der Stelle, wo sich nun der Palast erhebt, das Zollhaus, in welchem die Abgaben von Salz und Oel erhoben wurden. So wie wir ihn jetzt sehen, steht er da seit dem Jahre 1309. Sein Inneres ist ein Museum, in welchem man Werke aller großen Meister der sienesischen Schule beisammen findet, von Simone di Martino, einem Schüler Giotto's und Freunde Petrarca's, bis herab zu Sodoma und Beccafumi. Ueberall bewunderungswürdige Gemälde. In der Kapelle sind Fresken von Taddeo Bartoli, 1414, das Altarbild ist von Sodoma,



Die Kathedrale in Siena. (Nach einer Photographie.)



Das Innere der Kathedrale zu Siena. (Nach einer Photographie.)

die Statue des Erlösers von Giovanni Turini, die Holzschnitzereien erscheinen als Meisterwerke des Domenico di Niccolo.

Nach dem Sturze der Republik wurde der Versammlungssaal des Großen Rathes in ein Theater umgewandelt, 1560; nach zwei großen Feuersbrünsten wurde dasselbe 1753 im schlechten Geschmacke der damaligen Zeit hergerichtet. Der Stadtrath hält seine Sitzungen heute noch im alten republikanischen Palaste in einem Saale, dessen Wände mit Malereien der großen Meister geschmückt sind.

Der Thurm des Mangia, welcher über 300 Fuß hoch ist, wurde in den Jahren 1325 bis 1345 gebaut. Woher der Name? Der Mangia war ein Automat, das jedesmal die Mittagsstunde anzeigte. Er war einst für die Sienesen, was Pasquino und Marforio heute noch für die Römer sind; man heftete allerlei beißende Spottgedichte an seine Mauern. Als aber die Mangiafigur eines schönen Tages die Mittagsstunde anzeigen wollte, sprang eine Feder, das Automat stürzte aufs Pflaster und zerbrach.

Auf der Piazza del Campo finden wir auch die Fonte Gaya, das schönste Werk des Giacomo della Quercia, welcher sieben Jahre, von 1412 bis 1419, an demselben arbeitete. Diese Skulpturen wurden von seinen Zeitgenossen so hochgeachtet, daß sie den Meister fortan nur den Giacomo della Fonte nannten, und den Brunnen selbst bezeichnete man als den lustigen, fröhlichen, wegen der Freude, welche das Volk an diesem Monument hatte. So nannte man auch in Florenz die Straße, in welcher Cimabue wohnte, Borga Allegri, nachdem das Volk den König Karl von Anjou in feierlichem Zuge nach der bescheidenen Wohnung des Künstlers geleitet hatte. Er bewunderte dort das schöne Gemälde, welches nun einen Schmuck der Kirche Santa Maria Novella bildet. — Uebrigens befindet sich die Fonte Gaya jetzt in einem Zustande, welcher den Sienesen keine Ehre macht.

Wir erwähnten schon des Palastes der Sansedoni. Diese Familie gehört zu den ältesten, zu jenen der hohen Aristokratie, welche man als Grandi di Siena bezeichnete. Im Jahr 1215 bewilligte man den Sansedoni das Vorrecht, einen Thurm auf ihrem Palaste zu haben; so, wie er jetzt dasteht, wurde er 1339 vollendet.

Die Loggia degli Ufiziali auf der andern Seite des Platzes, an der Via di Banchi, hat durch Restaurationen der späteren Zeiten nicht gelitten. Der Palast der Republik scheint das Muster abgegeben zu haben, nach welchem man im 14. Jahrhunderte die Paläste der Edelleute baute und mehr oder weniger verzierte; selbst in bescheidenen Privatwohnungen findet man den Typus wieder. Alle diese Gebäude sind aus Backsteinen aufgeführt, von deren dunkelbrauner Farbe sich der Marmor der Vorsprünge, Fenster und kleinen Säulen anmuthig abhebt. Das zierlichste Bauwerk in der Stadt ist ohne Frage der Palast der Familie Buonsignor aus dem 14. Jahrhundert; er ist 1848 gründlich ausgebessert worden und gibt uns nun eine deutliche Vorstellung von der Wohnung eines sienesischen Edelmannes im Mittelalter. Es muß erwähnt werden, daß ein Palast, jener der Tolomei, ganz aus behauenen Bruchsteinen aufgeführt ist und zwar schon 1205. Diese Familie hielt allezeit zu den Guelfen. Als 1268 der jugendliche Hohenstaufe Conradin nach Italien kam, schleiften die Sienesen, diese eifrigen Gibellinen, mehre Paläste der Gegenpartei und auch einer, welcher den Tolomei gehörte, wurde dem Boden gleich gemacht. Als dann später die Guelfen herrschende Partei in Toscana wurden, hatten die Tolomei die Ehre, das Oberhaupt ihrer Partei in Italien, Robert von Anjou, König Neapels, in ihrem Palaste zu bewirthen. Die Sienesen, endlich matt und müde durch die unablässigen Bürgerzwiste, gaben Roberts Sohn, Karl von Calabrien, im Jahre 1326 auf fünf Jahre die Obergewalt in die Hände. Es war ein Tolomei, Raymund, welchen Papst Innocenz der Sechste 1359 zum Senator in Rom ernannte. Dies ist das erste Beispiel, daß ein Papst sich solch ein Ernennungsrecht anmaßte, denn bisher war der Senator stets vom Volk erwählt worden und die Päpste hatten nur ein Bestätigungsrecht.

Dem Palaste der Tolomei gegenüber, auf dem kleinen Platze, welcher nach dieser Familie benannt wird, sieht man eine Säule, auf welcher eine Wölfin steht, die ihre Jungen säugt. Sie bildet das Wappen von Siena, und die Stadt bildet sich etwas darauf ein, daß sie eine römische Colonie sei.

Ueberall geschichtliche Erinnerungen! In dem Hause Gori Gandellini, in der Straße Pantaneto, hat oftmals Alfieri gewohnt. Francesco Gori war sein vertrauter Freund, bei welchem der Dichter sich manchmal Monate lang aufhielt und dann allemal einen Kreis geistreicher und liebenswürdiger Menschen um sich versammelte. Der sanfte Charakter der Sienesen hatte viel Ansprechendes für das düstere und wilde Temperament des Poeten, der zu sagen pflegte, daß er in Siena ein Viertel seines Herzens gelassen habe. Auch gefiel ihm die Reinheit der Sprache und stets hatte er einen sienesischen Secretär und wenigstens einen Diener aus dieser Stadt; beide nannte er seine „lebendigen Lerica". Im Hause seines Freundes schrieb er 1777 seine beiden berühmten Bücher über die Tyrannei und drei Tragödien. Nach Gori's Tod hat er wohl noch Siena besucht, aber das gastliche Haus, an welches sich für ihn so viele schöne Erinnerungen knüpften, mochte er nie wieder betreten.

Wir müssen nun anderer Merkwürdigkeiten erwähnen. Siena liegt, wie gesagt, auf Anhöhen und hat keine Wasserquellen in der Nähe. Es hat sich deshalb allezeit mit großen Kosten und nicht ohne Mühe mit dem nothwendigsten Lebensbedürfniß versorgen müssen. Zur Römerzeit wurden Aquäducte gebaut, welche Wasser bis ins Innere der Stadt führten, aber im Mittelalter führte man ein System durch, welches zugleich sonderbar und großartig erscheint. Man grub in den porösen Tuffstein, auf welchem Siena steht, lange Gallerien, durch welche das Regenwasser einsickert. Diese Gänge kommen von den umliegenden Hügeln, durchziehen die Stadt nach allen Richtungen hin und bilden ein weitverzweigtes unterirdisches Netz. Man nennt sie die Bottini und ihr Anfang reicht ins 12. Jahrhundert hinauf; ihre Länge beträgt jetzt nicht weniger als 24½ Kilometer. Pater della Valle erzählt, er sei einst bei Nacht in dieselben hinabgestiegen und habe eine Strecke von 3 Miglien zurückgelegt; die von Fackelschein beleuchteten Stalaktiten hätten einen wunderbaren und zauberhaften Anblick dargeboten. Auch der Großherzog Cosmus der Zweite hat dieses Wunderwerk besucht.

Die Fonte Gaya hat ihres Gleichen nicht, aber auch die Fonte nuova an der Porta ovile ist schön. Nicht minder die berühmte Fonte Branda, auf welche die Sienesen nicht wenig stolz sind; Alfieri hat sie durch ein Sonnet verherrlicht, und wenn man das flüchtige Wesen, welches sprüchwörtlich den Sienesen nachgesagt wird, bezeichnen will, sagt man von einem Menschen, er habe aus der Fonte Branda getrunken. Diese war schon 1081 vorhanden, aber an einer andern Stelle; auf der jetzigen befindet sie sich seit 1193. Nach ihr wird eine enge Thalschlucht benannt, welche zwei Hügel trennt, auf denen die Kathedrale und die alte Dominicanerkirche einander gegenüber liegen.

Unweit von der alten Fontäne und wenn man die Costa dei Tintori hinansteigt, gewahrt man auf der linken Seite ein kleines Oratorium mit bescheidener aber eleganter Vorderseite. Vor der Thür desselben hat schon mancher Pilger auf den Knien gelegen. Dort erblickte das Licht und wohnte die heilige Catharine von Siena; hier stand das Haus des Färbers Jakob Benincasa, der ihr Vater war.



Die Kapelle auf der Piazza del Campo. (Nach einer Photographie.)

Der Name dieser außerordentlichen Frau ist mit wichtigen Begebenheiten des 14. Jahrhunderts verflochten. Um 1376 nahm Gregor der Elfte den päpstlichen Stuhl ein. Die Florentiner waren gegen seinen Legaten zu Bologna, den Cardinal von St. Angelo, höchlich erbittert, denn er hatte mehre Städte veranlaßt, von Florenz abzufallen. Dagegen schickten nun die Florentiner in alle dem Papst unterworfenen Städte Fahnen mit der Inschrift Libertas! Sofort erhoben sich fast alle, Rom eingeschlossen, gegen den Papst, und Bologna führte die Volksregierung wieder ein. Der heilige Vater warb Söldlinge aus der Bretagne an und stellte sie unter den Oberbefehl des apostolischen Legaten Robert, der Cardinal der zwölf Apostel war. Dieser geistliche Herr zog gegen Bologna und verübte scheußliche Grausamkeiten und Barbareien gegen die Rebellen, welche das sanfte Joch des römischen Stuhles abgeschüttelt hatten. Die Florentiner schickten Hilfstruppen nach Bologna und wurden dafür in den Bann gethan; der Papst ermächtigte alle Christen, sie in die Sklaverei abzuführen und sich ihrer liegenden und fahrenden Habe zu bemächtigen. Dadurch kamen selbst in England und Frankreich manche florentinische Kaufleute um ihr Vermögen, und die Genuesen und Pisaner hatten nicht übel Lust, von der Freigebigkeit des Papstes Gebrauch zu machen; sie fürchteten aber Repressalien von Seiten der Florentiner, rührten fremdes Gut nicht an und wurden dafür auch ihrerseits in

den Bann gethan! Es war eben eine wunderliche Zeit, in welcher Vorstellungen herrschten, die wir heute nicht begreifen.

Inmitten dieser Verwirrung tritt Katharina Benincasa aus ihrer bescheidenen Zelle hervor und greift ein in die großen Interessen, welche nicht blos Italien, sondern die ganze Christenheit bewegen. Sie wird von den Florentinern nach Avignon zum Papst abgeschickt, um eine Ausgleichung herbeizuführen. Das gelingt ihr; sie verhindert ein Schisma und gibt dem Papste guten Rath, welcher befolgt wird; sie ermuntert und schilt ihn, aber die Folge ist, daß der heilige Vater Avignon, wo die Päpste 70 Jahre lang residirt hatten, für immer verläßt und am 17. Januar 1377 wieder in Rom einzieht.

In einem Brief aus dem Jahr 1376 schreibt sie an Gregor den Elften: „Das Schlimme, welches die Unterthanen verübt haben, ist verursacht worden durch die schlechten Hirten. Du hast den Aufstand erlebt, weil die Hirten und Lenker Uebles thaten. Die Legaten, welche du nach Italien geschickt hast, sind blutgierige Männer und Schinder der Unterthanen, die doch ihre Nebenmenschen sind. Mich wundert nur, daß Gott nicht auch den Steinen befiehlt, sich gegen dieselben zu empören. Aus zweierlei Gründen (so schreibt die heilige Katharina weiter) hat die Kirche verloren und verliert noch ihre zeitlichen Güter: des Krieges wegen und weil ihr die Tugend fehlt.“ Sie schilt den Papst, daß er die Habe der Armen an Soldaten vergeude, die doch Menschenfresser seien. Soll nun der Papst die Gewalt, welche er verloren hat, durch Waffengewalt wieder zu erlangen suchen?

Auf diese Frage gibt die Heilige folgende Antwort: „Ach, es hat nicht den Anschein, als wollte Gott, daß wir so sehr an zeitlichen Gütern hängen und darüber nicht beachten, daß Seelen verloren gehen und Gott Schimpf erleide, denn das sind die Folgen des Krieges. Wer die Ehre Gottes und das Wohl seiner Küchlein am Herzen hat, wer sie aus den Krallen des Teufels erlösen will, muß nicht blos seine Güter, sondern auch sein leibliches Leben dahin geben. Du, heiliger Vater, sagst vielleicht: ich bin in meinem Gewissen verpflichtet, Alles, was der Kirche gehört, wieder zu erwerben. Ich gestehe zu, daß das richtig sei, aber vor allen Dingen muß man lieben, was am köstlichsten ist. Nun ist der Kirche Schatz das Blut Christi und das ist gegeben, um die Seelen zu erlösen; dieser Blutschatz ist nicht für die weltliche Herrschaft gegeben worden, sondern für das Wohl der Menschen. Nehmen wir einen Augenblick an, Du seiest verpflichtet, den Schatz und die Herrschaft über die Städte, welche die Kirche verloren hat, wieder zu erobern und festzuhalten; — bist Du aber nicht noch mehr verpflichtet, die Seelen wieder zu gewinnen, welche den wahren Schatz der Kirche bilden, die ja verarmt, wenn sie diesen einbüßt? Du mußt eher das Gold der irdischen Dinge fahren lassen, als das Gold der geistigen. Du hast zu wählen zwischen zwei Uebeln: dem Verlust der äußern Größe, der Herrschaft und der irdischen Güter, welche wieder zu erobern Du Dich verpflichtet meinst, und dem Verlust der Gnade für die Seelen und des Gehorsams, welchen sie Deiner Herrlichkeit schuldig sind. Du wirst aber wohl einsehen, daß es vor Allem Deine Pflicht sei, die Seelen wieder zu erobern. Man gewinnt der Kirche ihre Schönheit keineswegs zurück mit dem Messer, mit Grausamkeit, durch Krieg, sondern nur durch den Frieden.“

So sprach die Tochter des sienesischen Färbers zum Pontifex. Pius der Zweite hat sie 1461 für eine Heilige erklärt; Pius der Neunte besuchte 1857 ihre Wohnung, welche jetzt in eine Kirche umgewandelt ist. Er betete lang und brünstig in dem Zimmer, in welchem sie ihre Briefe schrieb. Bei dem heftigen Streite, welcher jetzt über die weltliche Herrschaft des Papstes entbrannt ist, hat man in Italien oftmals wieder an die eben mitgetheilten Worte der Heiligen erinnert. — Katharina war auch als Schriftstellerin berühmt. Ihre Briefe zeichnen sich durch eleganten Styl und Reinheit der Sprache aus, und sie nimmt eine hervorragende Stelle in jenem Zeitalter des Boccacio ein. Die Republik ließ in der Mitte des 15. Jahrhunderts die Behausung ihrer „großen Mitbürgerin“ in ein Oratorium umwandeln, und diese kleine Kirche ist mit vortrefflichen Kunstwerken geschmückt. Urbano da Cortona hat das Porträt der Heiligen in Bildhauerarbeit ausgeführt; man sieht dasselbe über der Thür; doch soll ein anderes viel ähnlicher sein und dieses theilen wir mit. Im Innern findet man herrliche Bilder von Sodoma, Hieronymus Pacchiarotti, Riccio, Fotti, Vanni, Salimbeni, Sorri und Casolani; dieses kleine Heiligthum ist ein wahres Kunstmuseum.



Die heilige Katharina von Siena.
(Nach Jacopo della Guercia.)

Die heilige Katharina starb 1380 in Rom, erst 33 Jahr alt. —

Noch einiger anderen Denkmäler müssen wir erwähnen. Oben auf dem Hügel, an dessen Fuße die Fonte Branda sprudelt, liegt die Kirche des heiligen Dominicus; sie ähnelt mehr einer Burg als einem gottesdienstlichen Gebäude und stand schon 1225 da, der Thurm ist aber erst 1340 gebaut worden. Der Bau imponirt im Innern durch seine Einfachheit; man ist dort in ruhiger und gesammelter Stimmung, weit mehr als in der Kathedrale, wo so viele Kunstwerke die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Doch fehlt es auch hier nicht an schönen Arbeiten. In einer der Kapellen wird der Kopf der heiligen Katharina aufbewahrt, und dort sind die Wände mit den schönsten Fresken geschmückt, welche Sodoma gemalt hat. In der Kirche ist eine Broncetafel aufgestellt; man liest auf ihr die Namen aller sienesischen Streiter, welche 1848 vor Mantua fielen.

In dem Kloster neben der Kirche hat der heilige Thomas von Aquino gewohnt, dieser Doctor angelicus, der Fürst der Schulen, und dort ist auch Ambrogio

Sansedoni begraben, der in seinen Tagen für eine Leuchte der Wissenschaften galt, 30 Jahre hindurch bald in Paris und Köln, bald in Rom lehrte und ein sehr heiliges Leben führte.

Im Oktober 1268, nach der Schlacht von Tagliacozzo, irrte Conradin von Schwaben verkleidet in den Haidegegenden der Maremmen umher. Er wurde von seinen erbitterten Feinden gefangen genommen, sie triumphirten, während man in Neapel schon an das Aufzimmern des Blutgerüstes dachte, auf welchem das Haupt des edeln Jünglings fallen sollte. Ambrogio Sansedoni wurde durch ein so großes Unglück tief gerührt. In seiner Brust tönten noch die Jubelrufe wieder, mit welchen das Volk den jungen König begrüßte, als dieser durch Siena gekommen war. Man rief ihm Glück und Segen zu, und nun, welch ein Umschwung! Conradin war besiegt, gefangen, von der Kirche in den Bann gethan, und der Henker stand für ihn bereit. Da eilte Sansedoni nach Viterbo und flehte den Papst an, er möge den Bann von dem Jünglinge nehmen. Er warf sich dem obersten Pontifex Clemens zu Füßen, er bat und weinte. Aber was er auswirkte, war nur wenig. Der Papst gewährte als Gunst, daß man Conradin die Sacramente spende, bevor ihm das Leben genommen werde.

Die Dolmen (Hünengräber) im südlichen Ostindien.

Als wir vor einiger Zeit versuchten, die geographische Verbreitung der Dolmen in drei Erdtheilen nachzuweisen, erwähnten wir zugleich, daß diese noch immer räthselhaften Denkmäler auch im südlichen Indien gefunden werden (Globus VIII, S. 223 und 307 ff.). Damals fehlten uns über dieselben nähere Angaben, welche uns jetzt vorliegen, und zwar in dem Bericht, welchen der Ingenieur Fraser an die Regierung von Madras erstattet hat. Auf die Monumente selbst hatte schon vor etwa zehn Jahren Kapitän Yule aufmerksam gemacht, und es darf uns nicht Wunder nehmen, daß er sie als „druidische Denkmäler" bezeichnete. Wir wissen nun längst, daß sie nicht von den Druiden herrühren.

Die Dolmen, welche ich gesehen habe, so bemerkt Fraser, gleichen jenen in Irland. Drei oder mehr Steine sind in den Boden gepflanzt und mit einem horizontal liegenden Steine überdacht, so daß sie eine Grabkammer bilden. Während aber die Dolmen in Großbritannien aus rohen, unbearbeiteten Steinen bestehen und die vertikal gestellten keine andere Bestimmung zu haben scheinen, als den horizontal über sie hingelegten zu tragen, bestehen jene im Bezirke von Koïmbatur (also am Südende des Hochlandes von Dekkan, im Gebiete der Tamilen, und vom Kawery durchströmt, vom 10° n. Br. durchschnitten) aus platten, sorgfältig ausgewählten Steinen, welche derart gestellt und gelegt sind, daß sie eine beinahe geschlossene Kammer bilden; auch ist der horizontal aufliegende Stein nicht so geneigt, wie in Großbritannien. Ich habe von den Dolmen im südlichen Indien nur sechs gesehen; vier in den Thälern des Bawani und Moyar und zwei im Thale von Bolamanpatli. Diese beiden letzteren liegen unfern von Koïmbatur und sind besonders dadurch bemerkenswerth, daß einer der Steine, aus welchen die Wände gebildet sind, ein ovales Loch von 25 bis 30 Centimeter hat. Major Hamilton hat auf den höchsten Plateaux von Anamalaïs einen Dolmen gefunden, welcher den hier beschriebenen genau ähnelt.

Sogenannte Tombellen oder Galgals findet man in der Gegend überall, auch in den Ebenen, wo die Felder seit Jahrhunderten bebaut werden, am Fuße der Hochebenen von Anamalaïs, in den tiefen Schluchten an den Nilgherris, und nicht minder in dem nun verödeten, pestilentialischen Waldgestrüpp (den Dschengeln) des Bawani und Moyar. Ich habe in denselben auch Aschenkrüge und andere Gegenstände gefunden, welche für die Tombellen des nördlichen und westlichen Europa charakteristisch sind.

Diese Denkmäler liegen nicht vereinzelt und da oder dort zerstreut, sondern sie bedecken weite Flächen und liegen nahe bei einander. Daraus geht mit Gewißheit hervor, daß diese Gegend einst eine sehr dichte Bevölkerung gehabt haben muß. Ein Werk nomadischer Völker sind diese Tumuli ganz bestimmt nicht.

Im Allgemeinen haben sie keine beträchtliche Höhe, sondern nur 7 bis 9 Fuß; sie sind mit einem Steinkreis eingefaßt. Manchmal ist ein Hügel höher als die anderen und dann von einem Kreis umgeben, dessen Steine höher als gewöhnlich sind, nämlich 3 bis 4 Fuß über den Boden emporragen.

Die Kistvaens dieser Tombellen gleichen durchaus jenen, die wir in Europa finden; sie sind 1 bis 1½ Meter hoch und 60 bis 90 Centimeter breit. Die Urnen enthielten die Asche der Verstorbenen oder die Leichen in sitzender Stellung. Diese Art der Todtenbestattung ist noch jetzt bei einzelnen indischen Völkern bräuchlich, namentlich bei den Linghadaris. Alle Urnen, welche ich gesehen habe, standen Ost zu West orientirt. In einer Tombelle im Moyarthale fand ich in einer solchen Terracotta-Urne calcinirte Knochen mit nicht calcinirten vermischt. Man erzählte mir, daß in den Urnen manchmal auch Metallstücke gefunden wurden, ich selber habe dergleichen nicht angetroffen. Die Gestalt der Urnen ist verschieden; einige sind verziert; mir ist jedoch keine vorgekommen, deren Arbeit den europäischen geglichen hätte.

Die Menhirs oder Peulvans scheinen mir im Allgemeinen neuern Datums zu sein, als die eben erwähnten Denkmäler, doch sind mir einige vorgekommen, welche mit den Dolmen und Tombellen gleichzeitig sein mögen, und welche völlig die Merkmale der irischen Leagans und der schottischen Hoar stones aufweisen. Im Bawanithale, beim Dorfe Sändapatli, steht ein schöner Menhir von mehr als 10 Fuß Höhe.

Cromlechs findet man in den Nilgherris; sie gleichen ganz denen in England, sind kreisrund und schließen Aschenurnen und Knochen ein. Sie haben aber nur 7 bis 9 Fuß Durchmesser, sind vollständig geschlossen, und die

Mauer besteht aus übereinander gehäuften Steinen. Die gepflasterten Gänge, durch welche in Europa diese Kreise untereinander in Verbindung stehen, kommen in Indien nicht vor. Auch diese Cromlechs sind hier in großer Menge vorhanden; man findet dergleichen auf jedem Hügel, aber kaum ein halbes Dutzend mögen unbeschädigt sein, alle übrigen sind mehr oder weniger zertrümmert.

In Bezug auf die Nomenclatur für jene Monumente verweisen wir auf den Artikel: Alte Steindenkmäler, Globus IX, S. 89 ff.

Entwicklungsgänge der Rassen und der Völker.

Viele Stämme und Völker haben niemals eine Entwicklung gehabt; sie sind immer auf einer sehr niedrigen Stufe geblieben und nicht einmal über das Hordenleben hinausgekommen. Sie haben nicht gewußt, mit sich etwas anzufangen, sich, so zu sagen, aus sich selber herauszuarbeiten und einen, wenn auch nur geringen Kulturwerth zu gewinnen. Kommen sie im Fortgange der Zeit in Berührung mit anders angelegten und begabten Menschengruppen, dann zeigt sich, daß ihnen die Anlage und Fähigkeit versagt sei, gegenüber den activeren Elementen auszudauern, sich mit diesen in irgend ein Verständniß oder eine Ausgleichung zu bringen. An diesem Mangel gehen sie zu Grunde. Dafür liegen Beweise in Menge vor, wir brauchen aber hier nur an die schwarzen Australier zu erinnern, von welchen zu Ende des laufenden Jahrhunderts kaum noch eine Spur vorhanden sein wird. Demselben Schicksal sind manche Stämme Süd- und Nordamerika's anheimgefallen; es wird auch den Prairie-Indianern nicht erspart bleiben und eben so wenig manche Horden im Gebiete des Amazonenstroms verschonen. Aus dem, was Vergangenheit und Gegenwart zeigen und lehren, können wir mit voller Sicherheit auf die Zukunft schließen. Hier erfüllt sich ein Gesetz der Nothwendigkeit.

Wir wissen aus der Geschichte und sehen es auch heute, daß manche Menschengruppen gar keine Entwicklung haben, während bei anderen die Fähigkeit zu einer solchen in geringerem oder höherem Grade vorhanden ist. Möglich erscheint sie nur bei solchen, die sich zur Staatenbildung emporgearbeitet haben. Aller geistige und stoffliche Fortschritt zum Höhern wird erst durch eine solche möglich.

Die Art und Weise der Entwicklung bei kulturfähigen Völkern ist sehr verschieden. Sie wird, einmal, wesentlich bedingt durch die Rasse und deren immanente und permanente Anlagen, durch die ihr von der Natur selber eingepflanzte Urbegabung, welche, wie die Geschichte lehrt, nicht zu vertilgen ist, sodann auch durch Umgebungen, Klima, Weltlage und Weltstellung und noch manche andere Umstände, deren Einwirkungen sich fühlbar machen.

Der einzelne Mensch wird selten über ein Jahrhundert alt, die meisten Völker sind, staatlich genommen, nicht über ein Jahrtausend alt geworden, aber die Rassen dauern an und aus, noch keine von ihnen ist ausgestorben oder abgelebt. Für die Annahme, daß das Menschengeschlecht, als Gesammtheit genommen, seinen Culminationspunkt schon erreicht habe und jetzt wieder bergab gehe, finde ich gar keinen genügenden Grund.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Natur auch in Bezug auf die Menschen in Stufen gearbeitet hat; es ist eine Gradation vorhanden. Wer diese verkennt, geräth in die Irre. In der Völkerentwicklung gibt es keine plötzlichen Sprünge, sondern allmälige Uebergänge; wir finden Evolutionen und Folgereihen auch auf geistigem Gebiete. Eins aus dem Andern!

Alle Menschen, gleichviel welchen Gruppen sie angehören, weisen eine Summe gleichartiger Anlagen und Begabungen auf, haben dieselben Bedürfnisse, folgen ähnlichen Antrieben, handeln in hundert und aber hundert Fällen gleichmäßig; man könnte sagen, sie hätten genau denselben Instinkt und insofern kann man behaupten, daß die Menschennatur überall eine und dieselbe sei. Dasselbe Bedürfniß ruft dieselben Erfindungen zur Befriedigung derselben hervor. Es ist volle Spontaneität darin, wenn der Mensch, gleichviel von welcher Gruppe und in welchem Erdtheil, einen Kochtopf erfindet, ein Werkzeug zum Spinnen von Faserstoffen, Bogen und Pfeil, Keule oder Lanze, wenn er in einer Hütte wohnt oder Thieren des Waldes nachstellt und zur Viehzucht oder zum Ackerbau gelangt. Das Alles braucht er nicht von Anderen zu entlehnen, er verfährt dabei selbstständig, aus sich allein heraus. Man geht, beiläufig bemerkt, in unseren Tagen wie mit der Wanderungstheorie, so auch mit der Entlehnungs- und Uebertragungstheorie manchmal gar zu weit. Viele Dinge, für welche man künstliche Erklärungen hervorsucht, erklären sich leicht und ganz von selbst aus der Naturanlage.

Diese ist allerdings sehr mannigfach modificirt, aber es haftet ihr ein allen Menschen gemeinsamer Instinkt an, durch welchen die einzelnen Menschen und ganze Völker, auf jeder einzelnen Stufe ihrer Entwicklung, ganz unabhängig von einander gewisse Ideen herausarbeiten und man kann sagen auch gewissen Eingebungen folgen, welche eben jenen einzelnen Stufen eigenthümlich sind. Aber dabei tritt nicht etwa eine absolute Einerleiheit hervor, sondern eine große Mannigfaltigkeit.

Wir dürfen uns keinen abstrakten Menschen zurecht machen, der ja nirgends vorhanden ist, sondern müssen individualisiren. Wenn z. B. Comte in seiner positiven Philosophie für die „Menschheit“ drei genau unterschiedene Stadien der Entwicklung annimmt: das theologische, metaphysische und positive Stadium, so hat er in Bezug auf einige Rassen und Völker ganz recht, für viele andere aber nicht. Er sagt, es verhalte sich damit so, wie mit der geistigen Entwicklung beim einzelnen Menschen; in der Kindheit werde Alles durch Autorität erklärt, oder Mächten zugeschrieben, die man nicht begreift; das Jünglingsalter beginne für sich selbst zu denken und über metaphysische Dinge nachzuforschen, der Mann aber müsse erkennen, daß alle Erscheinungen einem Gesetz unterworfen seien. Das „suggestive Princip“ erwache mit Nothwendigkeit im Geiste des Menschen, je nachdem seine Gewohnheiten und Bedürfnisse es erfordern.

Allerdings treibt dasselbe den Menschen, Gegenstände

zu erfinden, welche er zur Befriedigung seiner täglichen Bedürfnisse nöthig hat, und sobald er eine größere Summe von Bedürfnissen verspürt, erfindet er mehr und Neues. So haben viele, aber bei weitem nicht alle Völker den Pflug erfunden, denn in ganz Amerika z. B. kannte man denselben nicht, sondern hatte die Hacke; das Feld indeß beackerte man da wie dort. Man sagt: der Mensch fühlte das Bedürfniß, Bäume zu fällen, um Holz verwenden zu können und deshalb erfand er scharfe Werkzeuge aus Stein oder Metall. Ganz wahr; aber viele Völker bedienten sich und bedienen sich noch zum Fällen der Bäume des Feuers. Holz wollten freilich beide haben, das war ein Antrieb aus dem Innern heraus; sie verschaffen sich dasselbe jedoch auf verschiedene Weise.

Uebrigens sind in den früheren Entwicklungsstadien und auch da, wo die Menschen überhaupt zu keiner Entwicklung haben gelangen können, die Formen sehr einfach. Wir finden den Tumulus, den Erdhaufen über der Grabstätte, und die Cromlechs über die Erde weit verbreitet und dasselbe gilt von der Pyramide. Es kommt einer völligen Abspurigkeit gleich, es ist eine wahre Hallucination, die Pyramiden Mexico's, Centralamerika's und Japans auf ägyptische Muster zurückzuführen und die Erbauer derselben vom Nil herkommen zu lassen. Die Spontaneität, welche zur Errichtung derselben antrieb, war in der alten wie in der neuen Welt die gleiche.

Wir finden auch gleiche Ausdrücke, Wörter, Redensarten bei Völkern, die niemals in näherer Berührung mit einander gestanden haben können; jene haben ihren Ursprung im Wesen des menschlichen Geistes und in Empfindungen, welche Allen gemeinsam sind. Die Entwicklung des menschlichen Geistes, sinnlichen Dingen und äußeren Umgebungen gegenüber, macht gleichartige Evolutionen durch; durch ähnliche Gegenstände werden ähnliche Eindrücke auf Geist und Gemüth hervorgebracht. Bei der Dunkelheit dachte der alte, verfeinerte Hellene ebensowohl an den Tod wie der amerikanische Waldindianer.

Die verschiedenen Mythen, Sagen, Fabeln und andere Erzeugnisse des menschlichen Geistes, welche bei Völkern gefunden werden, die räumlich so weit von einander getrennt sind und ganz verschiedenen Urgruppen angehören, zeugen sehr oft nicht minder für die Ursprünglichkeit, die Spontaneität des menschlichen Gedankens und der Einbildungskraft in vielen oder vielmehr allen Gegenden. Diese Erscheinungen treten gemäß den Gesetzen auf, welchen der Menschengeist in seinen verschiedenen Entwicklungsstadien folgt. Die Mythologie polynesischer Völker hat manche Anklänge an jene der europäischen.

In unseren Tagen erregen die Feuersteine aus der sogenannten Steinperiode allgemeine Aufmerksamkeit. Wir finden dergleichen in sehr verschiedenen Gegenden und sie gleichen in der Bearbeitung einander fast auf ein Haar. Man ist in verschiedenen Zeitaltern und Ländern selbstständig dahin gelangt, dieselben gleichartig herzustellen. Diese Selbstentwicklung, die ganz unabhängige Evolution des Menschengeistes bei ganz verschiedenen Völkern, tritt auch bei den Ornamentirungen hervor. Wir finden überall den Zickzack als die einfachste Form derselben, bei dem Wilden, welcher ihn an Töpfen oder an seiner Streitkeule anbringt, wie beim hellenischen Künstler. Wilhelm von Humboldt sagt ganz richtig, „daß bei Völkern von sehr verschiedener Abstammung, die in gleichartigen noch uncivilisirten Zuständen leben, sich dieselbe Neigung zeige, die Umrisse zu vereinfachen und zu verallgemeinern; sie sehen sich durch eine innehaftende geistige Disposition gedrängt, rhythmische Wiederholungen und Reihenfolgen zu bilden“; daher denn auch ähnliche Zeichen und Symbole.

Ganz richtig. Wir finden z. B. das Kreuz in endlosen Varietäten viel und weit verbreitet, eben weil es, als eine sehr einfache Form, sich gleichsam von selbst aufdrängte, z. B. an ägyptischen Gräbern, auf griechischen Vasen, in Centralamerika, in Phrygien, in Mexico, in Peru. Gewiß haben die Inkas das peruanische Kreuz nicht von den Malteserrittern entlehnt! Nicht minder finden wir in allen diesen Ländern und auch bei den Negern die gekräuselte Wellenlinie.

Der Mensch ist auch eine Creatur mit Instinkten, welche einen Theil seiner Wesenheit, und zwar überall, gleichviel unter welchen Himmelsstrichen, bilden. Daraus erklärt sich ganz von selbst, weshalb der sogenannte Aberglaube und die mit demselben verbundenen Gebräuche so vielfach in derselben oder in ähnlicher Weise sich wiederholen. Allgemein ist z. B. der Wahn von „Geistern“ oder vom bösen Blick, und zur Abwendung beider finden wir in ganz verschiedenen Gegenden dieselben Manipulationen, welche nicht entlehnt worden, sondern ursprünglich sind.

Der menschliche Geist wiederholt sich eben; wir finden deshalb in den geistigen Manifestationen der großen Menschengruppen viele Familienähnlichkeiten.

Die „Menschheit“ bildet in der That eine große Familie, sie bildet eine Einheit, aber nicht eine Einerleiheit. Die Menschen haben allesammt viel Gleichartiges in ihrem leiblichen wie in ihrem geistigen Wesen, aber das reicht nicht hin, um eine völlige Identität aller Gruppen zu statuiren. Die Einerleiheit würde z. B. zu der Annahme hindrängen, daß das ganze Menschengeschlecht von einer einzigen Urgruppe oder von einem Urpaar abstamme. Die Einheit der menschlichen Species dagegen erlaubt und rechtfertigt die Annahme, daß jede Urgruppe viele Merkmale und Charakterzüge mit anderen Urgruppen, überhaupt mit allen übrigen Menschen, gemeinsam habe, dieselben Antriebe und im Wesentlichen denselben typischen Bau; — dann aber auch, daß jede Urgruppe ihren besondern unabhängigen Ursprung habe, daß sie ihrer geographischen Lage und Stellung von der Natur selbst angepaßt worden sei, der Eskimo z. B. nicht der Aequatorialgegend, der Neger und Malaye oder Papua nicht der Polarregion oder den sibirischen Tundras.

Wir finden in der ganzen Natur ein System der Abstufung, und der Mensch bildet keine Ausnahme von diesem Natursystem; er ist in dieser Beziehung durchaus nicht privilegirt. In der That ist auch die Abstufung zwischen den verschiedenen Rassen, Urgruppen, klar genug. An Alexander von Humboldts Meinung, daß es keine höheren und keine niederen Rassen gebe, glaubt heute schwerlich noch ein Anthropolog. Er selber nahm an, daß die Australier und Vandiemensländer (Tasmanier) am niedrigsten ständen; Andere haben in dieser Beziehung auf die Bewohner der Andamanen hingewiesen. Gewiß ist, daß zwischen dem Tasmanier, dem Andamanesen, dem Pescherä und der kaukasischen Rasse ꝛc. eine ungeheuere Kluft liegt.

Es ist ein pseudophilanthropischer Wahn, welcher annimmt, man könne alle Menschen „durch Erziehung“ zu unserer europäischen „Civilisation emporheben“, und daß diese für alle passe. Das Experiment wird seit langer Zeit angestellt und immer mit denselben nichtigen Scheinerfolgen. Wer die Augen nicht verschließt und die Dinge kennt, weiß, wie die Sachen liegen.

Das Wahre und Richtige ist: der Grad der Entwicklung, zu welcher ein Volk emporsteigen und sich hinauf-

arbeiten kann, hängt von der Rasse ab, welcher es angehört. Man wird den Malayen, den Neger, den Mongolen niemals europäisch umcivilisiren können. Er hat seine eigene Art, seine besondere Anlage von der Natur selbst erhalten, er ist eben wie er ist; er wird ein gewisses Stadium erreichen können, aber darüber hinauszugehen nicht vermögend sein. Es gibt Stufen relativer Vervollkommnungsfähigkeit und Entwicklungsmöglichkeit, eine Leiter vom Andamanesen und Pescherä bis zum Germanen und Romanen hinauf.

Die Natur ist nicht widersinnig und chaotisch verfahren, und überall, auch bei der Vertheilung der Menschengruppen, finden wir, daß das Gesetz der Anpassung von ihr streng beobachtet wird. Der Neger ist durch seine ganze physische Beschaffenheit auf ein heißes, der Kaukasier auf ein gemäßigtes Klima von der Natur selber angewiesen worden. Der Mensch ist, wir haben es schon oft hervorgehoben, kein unbedingter Kosmopolit. Wo er die für ihn gezogenen Schranken überschreitet, büßt er die dauernde Uebertretung des Naturgesetzes mit seinem Untergange. Die Klimatologie liefert dafür tagtäglich Beweise in Hülle und Fülle und auch sie zeugt für die Urverschiedenheit der Rassen.

„Liegt etwas Unvernünftiges in der Annahme, daß derselbe Gott, welcher endlose Varietäten von Species in der niedern Thierwelt schuf und denselben auf Erden eine Region anwies, welche ihrer physischen Constitution angemessen ist, und zwar vom winzigen Infusorium bis zum riesigen Elephanten, — daß derselbe Gott nicht auch verschiedene Menschenarten geschaffen habe und zwar jede mit einer solchen Constitution, durch welche sie der ihr zugewiesenen Region angepaßt wurde?"

Die Annahme, daß im Anfang alle Menschen „Wilde" gewesen seien, welche von Eicheln oder rohen Früchten in einem primitiven barbarischen Zustande gelebt hätten, daß sie dann nach langer Zeit Nomaden geworden seien, Thiere gezähmt hätten und dann endlich zum Ackerbau gekommen wären, womit erst die Civilisationsentwicklung begonnen habe, — diese Annahme ist rein willkürlich, luftig und ganz und gar unbewiesen. Man sollte windige Spekulationen der Art völlig bei Seite lassen; sie gehören gar nicht in die Wissenschaft. Ueber die Uranfänge wissen wir durchaus gar nichts. Und die Behauptung, daß die Wilden nach und nach Nomaden geworden seien und hinterher Ackerbauer, paßt, von anderen Gegenden ganz abgesehen, auf Amerika keineswegs. Diesem großen Continente fehlten, außer dem Llama, welches aber der Sonne geheiligt war und nur auf einem sehr beschränkten Raume vorkam, alle Hausthiere; vom Nomadenthum konnte also keine Rede sein, und doch erreichten die Ackerbau treibenden Peruaner, Muyscas, Quiches und Mexicaner eine verhältnißmäßig hohe Stufe der Civilisation, die allerdings eine eigenartige, von der europäischen abweichende, aber darum doch eine „Civilisation" war. Man sollte sich vor dem ins Blaue hinein Generalisiren hüten und lieber mit Umsicht individualisiren. Dazu sind allerdings sehr umfassende Kenntnisse nöthig.

Wir lesen z. B. in der londoner „Anthropological Review" (II. 181. The history of man): „das Hirtenleben bilde ein Stadium in der menschlichen Entwicklung, ähnlich wie die Kindheit eine solche in der Entwicklung des einzelnen Menschen sei". Unsere eben angeführten Beispiele zeigen, daß diese Behauptung gar nicht Stich hält. Richtig dagegen ist, daß manche Menschengruppen allezeit in einem Stadium der Kindheit verbleiben, und daß bei manchen eine höhere Entwicklung, ganz abgesehen von der Rassenanlage und Begabung, schon deshalb nicht stattfinden kann, sobald dafür die äußeren Bedingungen fehlen, z. B. auf vielen Inseln der Südsee. Dort mußten nothwendig die Menschen einseitig, gebunden und stationär bleiben.

Nicht alle Rassen und Gruppen haben einen Cyclus der Entwicklung, sondern viele sind, soweit unsere Kunde und die Analogie reicht, und über beide, meinen wir, sollte nicht hinausgegangen werden, stationär geblieben. So lange sie in ihrer Urheimat bodenständig leben, werden sie auch in Zukunft stationär sein müssen, und wollte man sie, z. B. die Pescheräs, verpflanzen, so würden sie aufhören zu existiren.

Entwicklungsfähige Völker dagegen machen allerdings einen Kreislauf durch; jedes derselben hat seinen Cyclus: Entstehen, Wachsen, Reife und Culmination und Verfall, manchmal auch Verschwinden und Untergang. Hier nur einige Beispiele. Aegypten bildete ein mächtiges Reich mit einer eigenartigen und urwüchsigen Civilisation und Kultur; von diesem ist ebensowenig etwas übrig geblieben, wie von Babylonien, Assyrien, Altpersien, dem alten römischen Reiche, dem alten Griechenland und den alten Staaten Indiens. Sie alle haben ihren Kreislauf erfüllt.

Es gab Staaten und Völker, welche eine verhältnißmäßig hohe Civilisation aus sich selbst herausarbeiteten, ohne Einflüsse von Außen her zu empfangen. Das war, wie wir schon weiter oben angedeutet, in Amerika der Fall, wo selbst zwischen Mexico und Peru keinerlei Zusammenhang stattgefunden hat. Jene Uramerikaner hatten geordnetes Staatswesen, ausgedehnte Bewässerungskanäle, Bergbau auf Blei und Kupfer, stattliche Pyramiden, eine bewunderungswürdige Baukunst, Bilderschrift und Manuscripte und Kalender, welche einheimischen Ursprungs sind. In architektonischer Hinsicht zeigten sie eine ungemein reiche Phantasie, und an dem Mauerwerke der peruanischen Bauten können wir alle Bearbeitungsarten, von den kyklopischen Mauern bis zu feinbehauenen Quadersteinen, nachweisen.

Die „Wilden" denken wenig oder gar nicht nach über Ursache und Wesen der äußeren Naturerscheinungen. Dagegen bemerkte schon Georg Forster bei den braunen Südsee-Insulanern, daß sie den Lauf der Gestirne beobachteten und eine Eintheilung der Zeit kannten.

Es erklärt sich leicht, daß ein Volk, welches einmal in die Stufen der Entwicklung eingetreten ist, während der früheren Zeiten Vieles und Großes zu schaffen pflegt; es war ja vorher nur Weniges da und das Bedürfniß nach Neuem groß. Sobald dasselbe bis auf einen gewissen Punkt befriedigt ist, nehmen die Dinge einen langsamern Verlauf. Aber die Behauptung, daß entwicklungsfähige Völker in ihren Anfängen Größeres leisten als in den Zeiten, da sie ihren Höhepunkt erreicht haben, darf man nicht gelten lassen. Den Grotten von Elephanta und Ellora, den etruskischen Mauern, den Hünengräbern und Pyramiden kann man die Dome entgegenstellen, die Festungen, die Eisenbahnen, die Schifffahrt, das Maschinenwesen und hundert andere Dinge mehr. Die „constructive Geschicklichkeit" ist jetzt eben so groß als je zuvor.

Poesie, Malerei und Baukunst in den früheren Zeiten mancher verschiedenen Völker weisen große Uebereinstimmung auf; sie zeugen eben von einer ähnlichen Entwicklungsstufe, und wo wir Einflüsse oder Uebertragungen nicht nachweisen können, thun wir wohl, dergleichen nicht anzunehmen. Dasselbe gilt von manchen Erfindungen, z. B. vom Pfluge, von der Töpferscheibe, von den verschiedenen Arten Feuer anzuzünden, von der Gestalt

der Waffen, der Form von Gefäßen und allerlei Werkzeugen. Auf die Feuersteine haben wir schon oben hingewiesen; von Keule, Bogen und Lanze gilt dasselbe. Die altitalischen und die altamerikanischen Broncewaffen sind einander sehr ähnlich; die Mexicaner, Gallier und Südseeinsulaner, dann auch die Guanchen auf den Canarischen Inseln benutzten Obsidian zur Bereitung von Waffen, und das haben sie gewiß nicht Einer vom Andern erlernt, sondern sind selbstständig darauf gekommen.

Völker, die noch keine Entwicklung haben oder in dem ersten Stadium derselben sich befinden, haben begreiflicherweise noch keinen feinen und geläuterten Geschmack, aber sie lieben doch Zierrathen. In Bezug auf die Ornamente zeigt sich, wie schon oben gesagt wurde, eine merkwürdige Uebereinstimmung. Wir finden dieselbe fast oder auch ganz ähnlich auf den Töpfergeschirren am Orinoco, auf den Schildern der Tahitier, an den Fischereigeräthen der Eskimos und auf central-amerikanischen Bauwerken; überall dieselbe rhythmische Wiederholung der Formen in einer noch wenig mannigfaltigen Weise sowohl in Poesie und Gesang wie in den Ornamenten.

Was die Sprache betrifft, so erscheint schon an und für sich klar, daß sie nicht entlehnt worden ist; das Sprechen hat ein Volk nicht vom andern erlernt, sondern die Sprache ist etwas Spontanes, und ohne sie läßt sich der Mensch gar nicht denken. Die Sprache ist mit den ersten Menschen in die Welt gekommen. Ueber den Ursprung derselben hat man Vieles und in unseren Tagen sehr geistreich und gelehrt geschrieben; man untersucht gründlicher als vor hundert Jahren Lord Monboddo. Welch ein Abstand zwischen ihm einerseits, und Jakob Grimm, Renan und nun Max Müller andererseits! Von des letztern „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“ liegt nun in einer ganz vortrefflichen deutschen Bearbeitung von Karl Böttger in Dessau die zweite Serie (Leipzig 1865 bei Gustav Mayer) vollendet vor. „Ohne Wort keine Vorstellung, keine Vernunft ohne Sprache“ (S. 66 und 67). — Agassiz bemerkt einmal: „Der gemeinschaftliche Bau und selbst die Analogie in den Lauten verschiedener Sprachen veranlassen uns gar nicht zu der Nothwendigkeit, die eine von einer andern abzuleiten; sie erscheinen mir vielmehr als das nothwendige Ergebniß jener Aehnlichkeit in den Stimmorganen, welche die natürliche Ursache zur Erzeugung derselben Laute ist. Wer wollte leugnen, daß es für den Menschen eben so natürlich ist zu sprechen, wie für den Hund, zu bellen, für den Löwen, zu brüllen, für den Wolf, zu heulen; wir sehen ja, daß auch die am niedrigsten stehenden Menschen fähig sind, ihre Wünsche, ihren Willen und ihre Hoffnungen vermittelst der Sprache auszudrücken.“

Wir brechen ab, werden aber gelegentlich auf die hier angedeuteten Gegenstände zurückkommen. A.

Das Volk der Chonds im ostindischen Orissa.

Eine ethnographische Skizze.

Wir wollen ein Volk schildern, über welches wir erst in der allerjüngsten Zeit eingehende und zuverlässige Nachrichten erhalten haben, — die Chonds in Ostindien. Zwar wußten wir, daß ihre Sitten und Gebräuche von sehr eigenthümlicher Art seien, und daß Menschenopfer bei ihnen zu den religiösen Landeseinrichtungen gehörten. Aber ein tiefer Einblick in das eigentliche Wesen dieses merkwürdigen Stammes war uns früher nicht vergönnt.

Die mit Erfolg gekrönten Bemühungen der Engländer zur Abschaffung der Menschenopfer und des Kindermordes sind vor einiger Zeit (Globus VIII, S. 129 ff. und 171 ff.) sehr ausführlich geschildert worden. Wir folgten in unserer Darstellung dem Werke des Generalmajors Campbell, welcher sich unbestreitbare Verdienste um die Rettung der „Meriahs“ erworben hat. In seiner Darstellung tadelt er die Maßregeln eines andern Offiziers, des Majors Macpherson. Nun sind aber im vorigen Dezember zu London Memorials of Service in India erschienen, welche der Bruder des verstorbenen Majors aus den brieflichen Mittheilungen des letztern zusammengestellt hat, und in diesen erscheint Macpherson allerdings in einem sehr vortheilhaften Lichte. Wir danken dem Verleger des Werkes, Herrn J. Murray, für die Zusendung des Buches, welches wir sonst wohl nicht in die Hand bekommen hätten. Es ist ungemein reichhaltig und gestattet einen tiefen Einblick in die indischen Angelegenheiten. Namentlich ist die Schilderung der Chonds (— die Engländer schreiben Khonds; das o wird gedehnt ausgesprochen —) ganz vortrefflich; sie enthält eine wesentliche Bereicherung der Völkerkunde, und deshalb wollen wir näher auf dieselbe eingehen. Doch zuvor müssen wir einen Blick auf das Land werfen.

Die große Landschaft Orissa, welche auch Kattak und noch andere Bezirke umfaßt, liegt südwestlich vom Hugli und wird vom Bengalischen Meerbusen bespült. Flächeninhalt und Bewohnerzahl finden wir sehr verschieden angegeben, doch mag die letztere wohl 2 Millionen Seelen betragen. Den Hauptstrom bildet der Mahanaddy. Die alten Ureingebornen: Chonds, Koles und Surahs, sind schon in sehr alten Zeiten von den Hindus in die Wald- und Gebirgsregionen zurückgedrängt worden. Die Eroberer gründeten einen mächtigen Staat, der vom Ganges bis zum Godawery sich erstreckte; sie hatten eine einflußreiche Hierarchie und eine Anzahl von Territorialherren, welche den Titel Radschas führten und die Landesmiliz stellten. Diese Krieger, die Païks, waren eine für Orissa ganz eigenthümliche Einrichtung. Die Landschaft erstreckt sich 400 Miles dem Gestade entlang und der schmale Küstenstrich gilt im Allgemeinen für gesund und sehr fruchtbar; er bildete einst die Staatsdomänen und Tempelgüter, während das Hinterland in Zemindarien, Feudalgüter, von verschiedener Größe getheilt war. Die Ureingebornen waren aus der Küstenlandschaft fast ganz verdrängt worden und nur verhältnißmäßig wenigen hat man in den vereinzelten, ungesunden Sumpfgegenden Felder gelassen, von denen sie eine schwere Abgabe zahlen mußten.

Die mittlere Region bildet ein weit ausgedehntes und wirres Durcheinander von Wald- und Hügelland, ist im Allgemeinen sehr ungesund, hat aber auch schöne fruchtbare Thäler und Ebenen. Hier herrschten die Zemindare. In den offenen Gegenden befanden sich die Eingebornen in einer Abhängigkeit, die nahe an Sklaverei grenzte; die Chonds z. B., welche in kleinen Dörfern wohnen, mußten dem Radscha unentgeltlich Waldprodukte liefern und wurden als Vettiah, d. h. Arbeiter die keinen Lohn erhalten, bezeichnet. Im eigentlichen Gebirge dagegen blieben die Eingebornen freie Unterthanen der Zemindare, bebauten das Feld gegen eine landesübliche Abgabe oder dienten gegen Sold in der Landmiliz. Ueberall haben sie sich den Eroberern in Sitten und Religion mehr und mehr angenähert; namentlich sind in Folge der Vermischung bei den Chonds neue Kasten gebildet worden.

In solchen Gebirgsgegenden der Centralketten, auf den hohen Plateaux und in den inneren Thälern der östlichen Ghats, wo keine Zemindarien vorhanden sind, leben die Ureingebornen noch in alter Vollfreiheit und manche sind von den Hindus ganz unabhängig. Seit dem Verfall des Reiches Orissa haben die Zemindar-Radschas nach einander die Oberherrschaft des Großmoguls von Delhi, der Maharatten und der Briten anerkannt, doch ist diese Unterwürfigkeit mehr nur nominell, weil man sie in ihren Bergfestungen und wegen des höchst ungesunden Klimas gern unbehelligt läßt.

Unter ihnen war der Radscha von Gumser einer der mächtigsten; seine Besitzungen (zwischen 19° 36' und 20° 20' nördl. Br., 84° 14' und 85° östl. Länge) hatten einen Flächenraum von 1350 Geviertmiles und zählten in 18 Distrikten (Mutahs) 464 Dörfer allein im Niederlande, welches die „Chalisa" oder Domäne bildete; diese hatte 61,000 Seelen, lauter Hindu. Dagegen wurde das Hügelland (die Maliahs) lediglich von Chonds bewohnt; drei Bezirke derselben lagen auf dem Tafellande, jenseits der Ghats; der vierte heißt Tschokapahd; dieser liegt am Fuße des Gebirges und innerhalb des großen Waldes von Orissa.

Wir wollen hier hervorheben, daß die Bodenverhältnisse im nordöstlichen Theile der indischen Halbinsel es den Ureingebornen möglich gemacht haben, sich gegen die Eroberer zu wehren und eigene Sitten und Lebensweise zu bewahren. Die Region, in welcher sie sich in solcher Weise zu halten vermochten, ist im Allgemeinen begrenzt von der Windhyakette im Norden, den östlichen Ghats nach Morgen hin und im Süden von einer Linie, die man von der Mündung des Godawery bis ins Centrum des Thales der Nerbadda zieht. Diese ganze Gegend besteht aus hohen und rauhen Gebirgen, undurchdringlichen Wäldern, morastigen Flächen, die mit Gestrüpp bewachsen sind, und sandigen Einöden; es fehlt aber auch nicht an offenen und fruchtbaren Strecken.

In diesem Gebiete haben sich fünf ureingeborne Völker, als „Kinder des Bodens": die Chonds, Koles, Surahs, Goands und Bhils — mehr oder weniger unvermischt erhalten und viele althergebrachten Eigenthümlichkeiten in Bezug auf Stamm, Einrichtungen, Sprache und religiöse Vorstellungen bewahrt. Ganz oder nur theilweise lagen innerhalb dieses Gebietes Herrschaften oder Reiche, die gegründet wurden von den Oriyah, den Teluga, den Maharatten und den Radschputen, also Völkern, welche sich zum Brahmanismus bekennen. Durch den vielhundertjährigen Verkehr zwischen ihnen und jenen Urbewohnern ist aber im Fortgange der Zeit bei diesen Manches anders geworden, und sowohl der Brahmanismus wie der Islam machen unter ihnen Fortschritte. — Die Koles sind am zahlreichsten im nördlichen Theile von Orissa, die Surahs im Süden, die Chonds in der Mitte. —

Für die letzteren gibt Macpherson im Allgemeinen folgende Verbreitungssphäre und Begrenzung an: „Auf der Ostseite finden wir sie in den wilderen Gegenden des Distriktes Gandscham, am Tschilka-See, und in dieser Richtung reichen sie bis an den Bengalischen Meerbusen. Nach Nordwesten sind sie verbreitet bis an die Grenzen von Gondwana, in 83° westl. L.; gegen Westen dehnen sie sich, wir wissen nicht genau wie weit, in die noch nicht vermessene Grenze des Staates Nagpur aus. Nach Süden hin findet man Chonds bis Bustar in 9° 43' nördl. Br., und die Zemindarie von Palconda, im Distrikte Vizagapatam, ist in Besitz eines Chondhäuptlings. Im Süden treten an die Stelle der Chonds in der Zemindarie Pedda Kimedy im Gandschamdistrikte die Surahs, welche auch die Ostabhänge der Ghats bis zum Godawery einnehmen. Im Norden, etwa 12 deutsche Meilen nördlich von Mahanaddy, etwa im Meridian von Boad, tritt dann das Volk der Kole auf. Nach Nordosten reichen die Chonds weit nach Kattak hinein, wo Surahs, die aber mit den eben erwähnten südlichen Surahs nicht verwechselt werden dürfen, die niedrigeren Bergketten der Ghats bewohnen."

Nachdem wir diese Angaben, der Orientirung wegen, vorausgeschickt haben, wollen wir zur Schilderung des Volkes selbst übergehen. Die Chonds sind von kräftigem, ebenmäßigem Körperbau, und die Muskeln sehr gut entwickelt. Die glänzende Hautfarbe nüancirt von heller Bambus- bis zu dunkler Kupferfarbe; Hacken in gleicher Linie mit der Wadenrundung, Fuß etwas breiter und größer als beim Hindu, Spannung desselben nicht gewölbt; Vorderkopf voll und breit, Nasen selten aber doch zuweilen gebogen, an der Spitze gewöhnlich breit; Lippen voll, aber nicht dick, Mund sehr breit; Gesichtsausdruck intelligent; die Züge deuten auf Entschlossenheit und guten Humor. Die Bekleidung besteht aus langen und breiten Stücken groben Zeuges, das entweder weiß oder gewürfelt ist; die Frauen tragen in manchen Bezirken Ringe an Hand- und Fußknöcheln und kleine Zierrathen in Nase und Ohren.

Die Dörfer haben durchgängig eine sehr hübsche Lage zwischen Baumgruppen, am Fuße bewaldeter Hügel oder auf Bodenerhöhungen in der Ebene. In den südlichen Bezirken bestehen sie aus zwei langen Häuserreihen, welche eine Straße bilden; diese läuft etwas gekrümmt und ist an beiden Enden durch ein starkes Holzthor geschlossen. In den nördlichen Gegenden stehen die Häuser, wie bei den Hindus, unregelmäßig umher. Bei der Anlage eines Dorfes wird ein Baum (Cotton tree) gepflanzt und der Gottheit des Ortes geweiht; neben demselben errichtet man das Haus des Patriarchen (Abbaya oder, wie die Hindus sagen Mallicko). Diese Wohnung liegt allemal in der Mitte des Dorfes, jene des Panna, des Webers, am Ende desselben; man erkennt diese sofort an allerlei Webergeräth, z. B. Pflöcken, vor der Thür. Der Priester befragt den Willen der Gottheit und bestimmt dann die Lage der Ortschaft. Jeder baut sich selber sein Haus. Ein Dorf, das in Verfall geräth, wird nicht wieder ausgebessert; man baut dann ein neues, benutzt aber von den Materialien des alten gar nichts. Solch eine Ortschaft hat durchschnittlich eine Dauer von nur 14 Jahren, doch wird sie manchmal früher, irgend eines Aberglaubens wegen, verlassen.

Die Chonds wenden keinerlei Arznei an. Auf Wunden legen sie Erde, welche sie von den Erdhügeln nehmen und mit Wasser ankneten, oder einen Umschlag von Hirsenbrei. In bedenklichen Fällen legen sie ein nasses Stück Zeug auf den Leib und fahren mit einer heißen Sichel darüber hin. Fieber ist häufig, nicht minder, in Folge unmäßigen Trinkens, Entzündung der Eingeweide. Manchmal richten die Blattern Verheerung an und Viele sind blind. Die Frauen gebären sehr leicht und behalten das Kind nur 6 Monate an der Brust.

Der Ackerbau steht in hohen Ehren; im Süden gilt dasselbe auch von den Eisenarbeitern und Töpfern. Lohnarbeiter gibt es nicht; Jeder bearbeitet als Freigut einen Theil des Bodens, der genau abgetheilt ist; die eine Hälfte desselben liegt im Thal und wird bewässert, die andere und zugleich größere auf der Höhe. Die väterliche Gewalt ist unbedingt und hat keine Schranken, und ein Sohn kann vor des Vaters Ableben keinerlei Art von Eigenthum besitzen. Grund und Boden vererbt, sammt dem Vieh, nur auf die Söhne; Töchter können kein Land besitzen. In manchen Bezirken bekommt der älteste Sohn einen Extraantheil; Schmucksachen, Hausgeräth, Geld, überhaupt bewegliche Sachen fallen den Töchtern zu, welche von den Brüdern erhalten werden, bis sie heiraten; dann erhalten sie eine Ausstattung. Ein Grundbesitzer, der ohne Manneserben stirbt, wird von der Dorfgemeinde beerbt und diese vertheilt den Nachlaß.

Kein anderes Volk versteht sich auf den Ackerbau so gut und betreibt denselben mit solchem Eifer wie die Chonds. Der Mann steht bei Tagesanbruch auf, genießt einen Brei aus Hirse oder Hülsenfrüchten mit Ziegen- oder Schweinefleisch, spannt seine Ochsen an und nimmt die Axt auf die Schulter. Er pflügt bis Mittags 3 Uhr und nimmt alsdann ein Bad; bei schweren Arbeiten, z. B. im Walde beim Fällen der Bäume, macht er früher Mittag und hält eine Mahlzeit. Abends genießt er ein geistiges Getränk und raucht Taback. Zur Zeit der Aussaat und der Ernte arbeiten auch die Frauen auf dem Felde.

Die Maliah (Gebirgs-) Chonds haben sehr viel Groß- und Kleinvieh und dazu Geflügel in Menge. Sie bauen Reis, Oelpflanzen, Hirse, Hülsenfrüchte, Gemüse, Taback, Curcumä und ganz vortrefflichen Senf; diese Produkte werden ihnen von Hindukaufleuten, namentlich von der Suda-Kaste, abgekauft, oder man bringt sie auf die Märkte zu Kolada und Kodanda, wo der Dorfweber, der Panna, den Handel vermittelt, als Mäkler auftritt und den Eintausch von Salz, Zeugen, Messinggefäßen, Schmucksachen und dergleichen mehr besorgt.

Landverkäufe kommen oftmals vor und die Uebertragung findet in folgender Weise statt. Der Verkäufer meldet beim Vorsteher (Patriarchen, Abbaya) sein Vorhaben an, damit dasselbe kund werde. Mit dem Käufer geht er, im Beisein von fünf achtbaren Männern, die als Zeugen aufgerufen wurden, auf das Grundstück. Dort ruft er die Dorfgottheit an, damit auch sie Zeuge sei, daß er einen Theil seiner Ländereien einem Andern übertragen habe. Alsdann nimmt er eine Hand voll Erde und überreicht dieselbe dem Käufer, der nun seinerseits den Kaufpreis zahlt.

Die Chonds im Gebirge haben erst in der jüngsten Zeit den Gebrauch des Metallgeldes kennen gelernt, aber sie hatten Kaurimuscheln. Als Werthmesser diente „Lebendiges", z. B. ein Stier, ein Büffel, eine Ziege, ein Schwein oder ein Huhn; außerdem aber auch ein Sack voll Getreide oder ein paar Messingtöpfe. Im Durchschnitt rechnet man 100 Leben gleich 10 Ochsen oder Büffeln, 10 Sack Korn, 10 paar Messingtöpfen, 20 Schafen, 10 Schweinen oder 30 Hühnern.

Die Maliah-Chonds sind in der Lage, sich ganz dem Ackerbau zu widmen, weil fünf Pariah- oder Hindu-Kasten unter ihnen wohnen und diese alle anderen Geschäfte besorgen. Diese sind: der Panna, Weber; der Lohara, Schmied; der Komaru, Töpfer; der Guro, Hirt und der Sundi oder Destillateur, der letztere aber nur in den östlichen Bezirken.

Der Weber ist in jedem Dorf eine ganz unentbehrliche Person. Er mußte, bis zur Abschaffung der Menschenopfer, dafür sorgen, daß an letzteren kein Mangel sei; er ist Bote und überbringt Mittheilungen an berathende Versammlungen oder in Kriegszeiten an die Heerführer. Auch macht er bei festlichen Gelegenheiten Musik und versorgt das Dorf mit Kleidung.

Diese Kasten wohnen seit uralter Zeit im Lande der Chonds, die aber keine Speise genießen, welche von jenen berührt worden ist. Sie reden sowohl die Sprache der Chonds wie das Oriyah,*) haben ihre eigenen Götter, denen sie opfern, betheiligen sich aber auch bei den religiösen Feierlichkeiten der Chonds, von denen sie sehr wohlwollend behandelt werden; man erblickt jedoch in ihnen nur untergeordnete Schützlinge, die sich aber nicht einfallen lassen dürfen, sich den Chonds gleichzustellen. Uebrigens halten sie ihr Blut unvermischt und haben manchmal auch Grundbesitz. —

Gastfreundschaft gilt für heilige Pflicht; jeder Fremde ist willkommen, mag im Dorf als Gast bleiben, so lang es ihm beliebt, man kann ihn niemals wegweisen und er wird allezeit wie ein Glied der Familie behandelt. Auch Flüchtlinge aus anderen Stämmen genießen Aufnahme und Schutz, nur Meriahs, d. h. die zu Menschenopfern bestimmten Personen, hatten darauf keinen Anspruch, wenigstens nicht bei befreundeten Stämmen. Wer sich in das Haus seines Feindes flüchtet, darf dort nicht angetastet werden, selbst wenn er Gegenstand der Blutrache seines Wirthes wäre. Einst hatte ein Panna den Sohn des Abbaya, also des Patriarchen, getödtet, war geflüchtet, nach Verlauf von einigen Jahren zurückgekommen und bei Nacht in das Haus des Abbaya gegangen. Eine Volksversammlung berieth den Fall und erklärte, daß der Mann als Gast behandelt werden müsse, und demgemäß blieb er im Hause. In derartigen Fällen kommt es aber wohl vor, daß der Wirth sein Haus räumt und einen solchen Gast ohne Speise und Trank zurück läßt. Doch gilt ein solches Verfahren nicht für anständig. So weit geht die Gastfreundschaft, daß ein Stamm einen andern, der flüchtig geworden ist, aufnehmen muß; manchmal erhält dann ein solcher Jahre lang Unterstützung, bis ein Ausgleich ermittelt worden ist.

Die Patriarchen sind sehr stolz auf ihr Blut und schätzen sich für besser als die Hindus. Sie rühmen sich, daß sie Väter und Mütter in Ehren halten, während die Hindus den ihrigen keine Hochachtung erweisen; sie, die Chonds, seien von gleichartiger Rasse, die Hindus aber nicht. Daher sind sie so stolz, wie unabhängige Leute zu sein pflegen, und machen keine Schmeichelworte. Zum Zeichen des Grußes halten sie die Hand senkrecht über den Kopf; beim Begegnen auf der Straße sagt der Jüngere: „Ich bin auf meinem Wege", und der Aeltere entgegnet: „Geh vorwärts!"

*) Das Oriyah in Orissa grenzt sprachlich nach Norden hin an das Bengali, nach Süden an das Telinga und hat im Westen die verschiedenen Chonddialekte. Es wird von einer verhältnißmäßig geringen Anzahl Menschen geredet. A.

Die Häuptlinge sind in Gegenden, welche in näherer Berührung mit den Hindus stehen, sehr darüber aus, sich Kenntnisse anzueignen; manche lesen und schreiben, und viele Chonds senden ihre Kinder in eine Hinduschule.

Die Frauen haben eine recht gute Stellung, sind nicht ohne Einfluß, werden mit Achtung und Familienmütter sogar mit Auszeichnung behandelt. Man beräth mit ihnen sogar öffentliche Angelegenheiten; im Hauswesen üben sie großen Einfluß. Heiraten können nur zwischen Angehörigen verschiedener Stämme geschlossen werden, nicht einmal mit Fremden, die seit längerer Zeit in den Stamm aufgenommen worden sind. Solche Heiraten finden auch statt, während zwei Stämme in langwierigen Fehden mit einander liegen. Man verheiratet 10 jährige Knaben mit 16 jährigen Mädchen; der Vater des erstern zahlt 20 oder 30 „Leben" Kaufgeld und damit ist die Angelegenheit abgemacht. Man trägt Reis und starke Getränke in das Brauthaus, der Priester kostet das Getränk, bringt den Göttern eine Spende, die beiderseitigen Aeltern erklären, daß die Ehe geschlossen sei. Nachher Gesang u. Tanz und allerlei andere Lustbarkeiten, zu welchen auch eine fingirte Entführung der Braut gehört. Der Priester, welcher zu Anfang der Feier dem Bräutigam und der Braut, nach Hindu Art, eine gelbe Schnur um den Hals gelegt und ihr Gesicht mit einem Aufguß von Curcumä besprengt hatte, geleitet beide nach Hause und spricht unterwegs eine Zauberformel, wenn etwa der Weg über einen Bach führt. Die junge Frau lebt gemeinschaftlich mit dem ihr vermählten Knaben in dessen väterlichem Hause und hilft der Schwiegermutter, bis der Gemahl so weit herangewachsen ist, um selber einem Hauswesen vorstehen zu können. Die Frau wird nicht als Eigenthum des Mannes betrachtet; dieser kann mit ihrer Erlaubniß eine zweite Ehe schließen oder eine Nebenfrau halten, und der Stand einer solchen gilt keineswegs für entehrend; nur erhalten die mit ihr erzeugten Kinder blos halbes Erbtheil.

Nach dem Tode des „Patriarchen" werden Trommeln und Kesselpauken gerührt, das Volk versammelt sich und man legt den Verstorbenen auf einen hohen Holzstoß. Neben den letztern wird eine hohe, beflaggte Stange in einen mit Getreide angefüllten Sack gesteckt und über diesen häuft man allen beweglichen Nachlaß, z. B. die Kleider, Waffen, Eß- und Trinkgeschirre des Dahingeschiedenen. Während das Alles in Flammen aufgeht, tanzen die Anwesenden um das Feuer. Der Priester verhält sich unthätig, weil er keine Leiche anrühren darf. Privatleute werden ohne weitere Feierlichkeiten verbrannt, und zwar auf einem besonders dazu bestimmten Platze, den man bei jedem Dorfe findet.



Chonds-Krieger in Orissa.
(Nach einer Zeichnung von Macpherson.)

Jeder Stamm hat ein bestimmtes Gebiet, dessen Vorstand der Patriarch, als Vertreter des allen gemeinsamen Urahns, ist. Er theilt sich in Zweige, die unter Familienältesten stehen, und jedes einzelne Dorf hat zum Vorsteher einen Abkömmling des Vorstehers, welchen die ersten Gründer erwählt hatten. Eine Gruppe von Stämmen steht unter einem gemeinsamen Bundespatriarchen, welchem ein aus den Häuptlingen der verschiedenen Stämme zusammengesetzter Rath zur Seite ist; diese müssen ihrerseits mit den Dorfpatriarchen berathen, welche hinwiederum mit den Aeltesten ihres Dorfes im Einvernehmen zu handeln haben. Dazu kommen dann noch Volksversammlungen.

So ist die politische Gliederung beschaffen. Das Amt des Patriarchen ist in der Familie erblich, aber aus derselben kann das Volk den Mann wählen, welcher ihm genehm ist. Er steht als der erste unter Gleichen da, nicht etwa so wie der Häuptling eines Clans, der über den anderen Leuten steht; er hat keine Burg und keine Leibwache, bekommt weder Tribut noch Abgaben, außer dann und wann, und allemal als freie Gabe, etwas vom Ernteertrag. Doch wird auf die Würde selbst großer Werth gelegt. Er thut nie etwas ohne Zustimmung der Abbayas oder der Volksversammlung; er verhandelt mit anderen Stämmen und mit den Zemindars, ist Anführer im Kriege, hält die öffentliche Ordnung aufrecht, schlichtet Streitigkeiten und Prozesse, aber dabei entscheidet lediglich seine persönliche Autorität. Die von ihm berufenen Volksversammlungen

werden am Abhang eines Hügels gehalten. Den innern Kreis bilden die Distriktspatriarchen, den äußern Ring die Dorfpatriarchen. Das Volk steht umher, jeder trägt Waffen; Weiber und Kinder halten sich bei Seite, doch so, daß sie Alles hören können. Der Patriarch präsidirt und hält den ersten Vortrag, leitet die Verhandlungen und faßt am Ende das Resultat zusammen. Ihm liegt die Verkündigung der Beschlüsse ob.

Ein Stamm wird als Bengasikia bezeichnet, und zur Bezeichnung eines besondern Stammes setzt man den Namen seines Gründers vor das Wort; z. B. Baska Bengasikia, d. h. Stamm des Baska; eben so wird der Zweig eines Stammes mit dem Namen des Gründers bezeichnet. Der Name für Dorf ist Nadsu (Nadzoo). Die Namen der Chonds sind immer natürlichen Gegenständen entlehnt und drücken niemals Eigenschaften aus. So hat man den Mininga, Fischstamm; Janinga, Krabbenstamm; Potschangia, Eule; Saialinga, Stamm des gefleckten Hirsches 2c. (Das erinnert an die Totems der nordamerikanischen Indianer.)

Die Chonds zeichnen sich durch großen persönlichen Muth aus; sie geben und nehmen kein Quartier. Bei ihren Fehden mit Leuten von anderer Raſſe oder auch wohl mit solchen von verschiedenen Stämmen geloben sie zuweilen der Erdgöttin ein Menschenopfer, und Loha Penen, dem Gott der Waffen, opfern sie Hühner und Ziegen vor der Schlacht. Nachdem das Blut geflossen ist, gibt der Priester, der niemals Waffen tragen darf, das Zeichen zum Gefechte, indem er eine Axt schwingt und die Krieger zur Tapferkeit ermahnt. Diese schmücken sich zum Kampf, als ob sie zu einem Feste gingen, flechten ihr Haar, legen dasselbe in einem flachen Kreis auf die rechte Seite des Kopfes und befestigen an demselben eine Feder, umwinden auch wohl das Haupt mit einem scharlachrothen Tuche.

Ein Engländer, welcher als Augenzeuge ein Gefecht zwischen den Stämmen des Bara Mutah und des Bora Des in Gumser mit ansah, bemerkte, daß jene Fasanen-, diese Hahnenfedern trugen. Die Hornbläser zogen voran, die Pauker gingen hinter dem Zuge her, die Frauen trugen Wasser und Lebensmittel; alle Männer, welche keinen Theil mehr am Gefechte nehmen konnten, gaben guten Rath. Die Weiber reichten den Männern Steine, und die Schlacht begann mit einem Hagel aus den Schleudern. Dann schoß man aus geringer Entfernung Pfeile ab und manche Krieger wurden verwundet. Als man einander ganz nahe gerückt war, entspannen sich Zweikämpfe. Nachdem der erste Krieger in einem solchen gefallen war, rannten Viele auf ihn zu und hieben ihn mit Aexten in Stücke. Ein anderer hieb seinem Gegner den Arm ab, nahm denselben und rannte damit spornstreichs zum Priester, der ihn sogleich forttrug, denn er sollte dem Waffengotte Loha Penen als Opfer dargebracht werden. Ueberhaupt trennten die Sieger allen gefallenen Feinden den rechten Arm ab, und häuften dieselben dort auf, wo die Frauen standen, welche ihrerseits für die Verwundeten sorgten und den Kriegern Wasser gaben. Bald war der Kampf allgemein geworden, er hatte sich in ein wildes Handgemenge verwandelt, in welchem aber, nach beiderseitiger Uebereinkunft, Erholungspausen stattfanden. Am Ende wichen die Bora Des, obwohl sie die Mehrzahl bildeten, wurden über den Fluß Salki zurück getrieben und ließen etwa 60 Todte auf dem Platze, während ihre Gegner nur etwa halb so viele verloren hatten. Die rechte Hand aller Erschlagenen wurde von beiden Theilen in den Dörfern an Bäumen aufgehängt; die Todten verbrannte man. Aber am andern Morgen warfen die Bora Des ein blutrothes Stück Zeug auf das Schlachtfeld, also eine Herausforderung, daß sie den Kampf wieder aufnehmen wollten, der dann auch noch 3 Tage lang fortgeführt wurde.

Die Waffen bestehen in einer leichten Axt, die eigenthümlich gekrümmt ist und einen langen Stiel hat, in Bogen und Pfeilen und der Schleuder; Schilde haben sie nicht und die Axt wird mit beiden Händen geschwungen. Krieg ist die Regel, Frieden die Ausnahme. Innerhalb eines jeden Stammes herrscht Ruhe und Ordnung, aber was darüber hinausgeht, ist eitel Zwietracht und Verwirrung; Wiedervergeltung und Blutrache sind an der Tagesordnung.

Macpherson hebt als Charaktereigenthümlichkeit hervor: Liebe zur Freiheit, Anhänglichkeit an die Häuptlinge, unbeugsame Entschlossenheit, unverbrüchliche Treue gegen Freunde, Tapferkeit, Gastfreundschaft und großen Fleiß. Hauptfehler sind: Rachsucht, wilde Leidenschaftlichkeit und Trunksucht. Raubsüchtig sind nur zwei Distrikte, die übrigen nicht.

Wir wollen zum Schlusse bemerken, daß Eide auf einer Tigerhaut abgelegt werden, damit ein Tiger den Meineidigen zerreiße, oder auf der Haut einer Eidechse, oder auf einem Ameisenhügel, oder auf einer Fasanenfeder.

In einem andern Aufsatze wollen wir die höchst merkwürdigen und eigenthümlichen religiösen Ansichten der Chonds erörtern.

Die Schleichhändler in Andalusien.

Der Schleichhandel ist in Spanien ein volksthümliches Gewerbe. In Madrid sind die Staatsmänner noch immer nicht zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein Land durch mäßige Eingangszölle höhere Einnahmen erzielt als bei einem Tarif, welcher die Einfuhrwaaren schwer belastet. Jeder hohe Eingangszoll ist eine Prämie für den Schmuggler. Man hat zu allen Zeiten und in allen Ländern strenge Maßregeln gegen den Schleichhandel ergriffen, hat Finanzwachen, Gensdarmen, Küstenschiffe und nicht selten auch ganze Bataillone von Soldaten gegen dieselben aufgeboten, aber stets mit demselben Erfolge. Man nimmt Schmuggelwaaren weg, schießt manche Uebertreter der Finanzgesetze nieder, sperrt andere auf lange Jahre ins Gefängniß, aber an der Sache selbst wird nichts geändert, das „Paschen" nimmt seinen Fortgang.

Gibraltar, an der Südwestspitze der pyrenäischen Halbinsel, befindet sich seit nun länger als anderthalbhundert Jahren im Besitze der Engländer. Seit eben so



Ein Contrabandista aus Ronda in Andalusien und seine Maja. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

langer Zeit wird von dort aus Schleichhandel nach Andalusien getrieben, und jene Festung ist recht eigentlich ein Pfahl im Fleische Spaniens. Von dort aus hat man diesen Schleichhandel in ein förmliches System gebracht, und er wird durch die Beschaffenheit des Geländes begünstigt. In der Nähe thürmt sich die Serrania de Ronda empor auf der westlichen Abtheilung zwischen dem Plateau von Ronda und den weiten Thälern der Küstenflüsse Guadalhorce und Guadiaro, und sie umfaßt auch das zwischen diesen beiden liegende südliche Randgebirge. Moritz Willkomm, der als Augenzeuge spricht, schildert sie „als eine höchst verwickelte Gruppe von außerordentlicher Wildheit". Sie nimmt einen Raum von etwa 25 deutschen Geviertmeilen ein und erhebt sich im Cerro de las Plazotetas zu 6033 Fuß Höhe.

Die Stadt Ronda, das Arunda der Römer, liegt 2300 Fuß über dem Meer und hat reine Luft; sie gehört noch zu der Provinz von Malaga. Von ihr aus führt der Weg nach Algeciras über Gaucin und San Roque. Auf dieser Straße zogen Doré und Davillier, denen ohne Zweifel unsere Leser gern wieder begegnen.

Vor einem Menschenalter war diese ganze Gegend noch sehr unsicher durch die Bandoleros. Diese spanischen Briganten waren Leute von weniger unedelm Schlag als die Briganti in Süditalien. Heute sind die romantischen Räuber nicht mehr vorhanden, aber die Contrabandistas sind geblieben, und die beiden Reisenden hatten das Vergnügen, mit diesen Freunden der Wildniß nähere Bekanntschaft zu machen. Von Postverkehr und Fuhrwesen ist in jenen Einöden keine Rede; für Wägen sind die Pfade zu steil und zu schlecht, hier muß das zähe, geduldige und vorsichtige Maulthier aushelfen. Es geht ruhig und sicher an den jähen Abgründen hin und behält den festen Tritt. Aber dem Reiter kommt manchmal Schwindel an, wenn er in die wilden, düsteren Schluchten hinabschauet. Er wendet gern das Auge ab von diesem schauerlichen Felsengewirr. Auch in der Serrania de Ronda haben die Mauren sich lange gegen die christlichen Spanier gewehrt und erst 1570 sich Philipp dem Grausamen unterworfen. Er ließ auch hier in seiner blutigen, erbarmungslosen Art gegen die „ungläubigen Rebellen" wüthen; den Ueberlebenden zwang er seine Kirche auf, aber trotzdem ist viel maurisches Blut zurückgeblieben und auch die Namen der meisten Oertlichkeiten sind hier, wie in den Provinzen Valencia, Murcia und den Alpujarras arabisch nach wie vor.

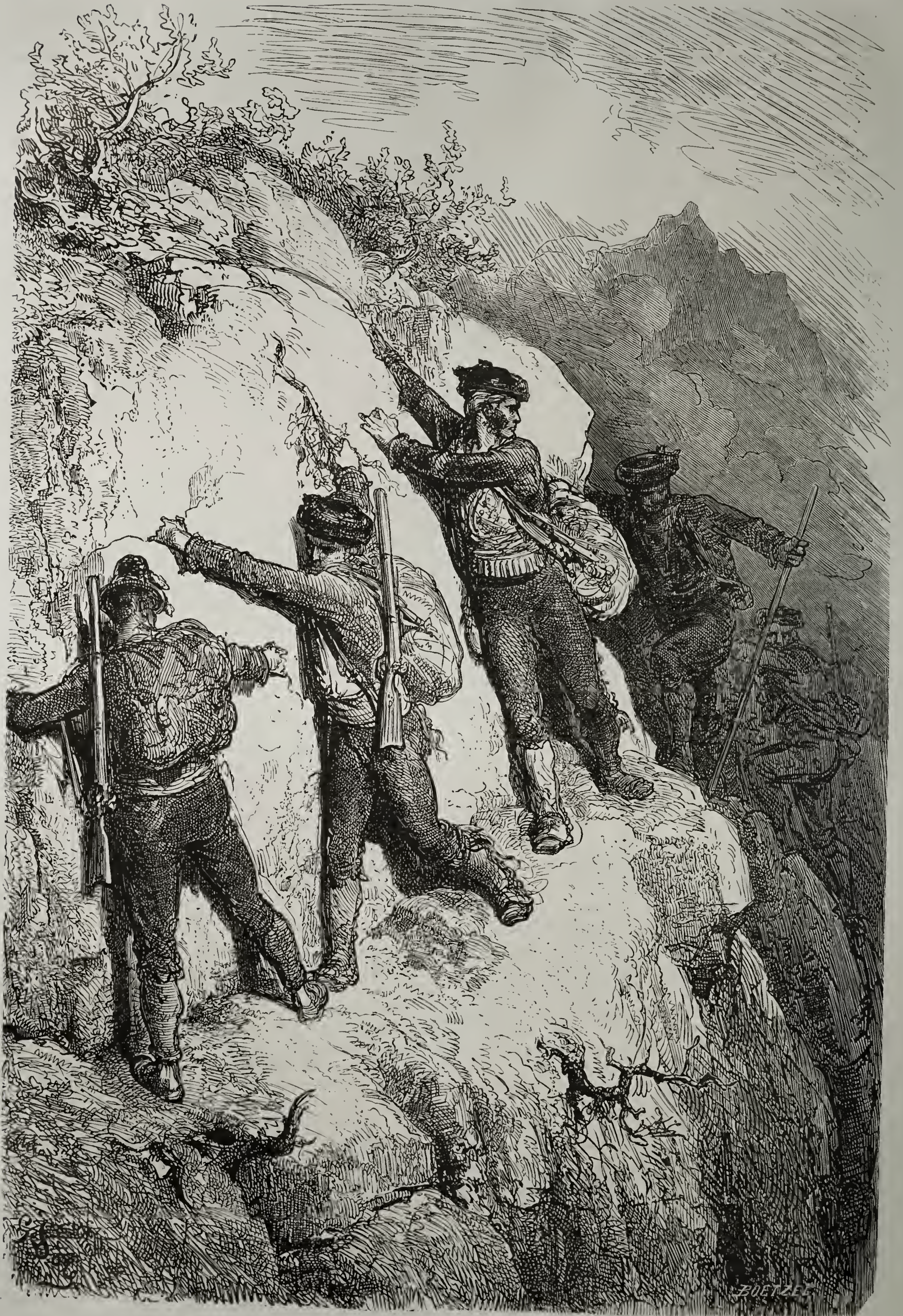
Maurisches Blut rollt auch in den Adern manches Contrabandista. Dieser ist eine Charakterfigur in der Serrania de Ronda, welche mit ihren steilen Bergen, tiefen Thälern und den schmalen Pfaden, die in vielen Fällen selbst für Maulthiere nicht praktikabel sind, recht eigentlich für ihn gemacht zu sein scheint. Sie wird nach allen Richtungen hin von kühnen und flinken Serranos durchzogen; diese holen Waaren aus Gibraltar.

Die Wanderer trafen mit dem ersten Contrabandista in einer Venta, einer einsamen Schenke, unweit von Gaucin zusammen. Der Mann wollte gleichfalls nach San Roque und Algeciras, wo der Schmuggel in hoher Blüthe steht. Joselillo, der kleine Joseph, war vierschrötig und stämmig, in der Mitte der dreißiger Jahre, im Gasthause sehr beliebt, und trug sich wie ein Majo (Stutzer). Die schwarze Stute, welche er ritt, war ein hübsches, kräftiges Thier, das er als una jaca é terciopelo, eine Sammetstute, bezeichnete. Er hatte seine Querida, Geliebte, bei sich und sie saß, wie Doré's Bild zeigt, hinter ihm zu Roß. Mit diesem aufgeweckten Burschen war bald Freundschaft geschlossen, als Joselillo einige Gläser Xereswein und Anisett getrunken hatte. Der Contrabandista ist gut Freund mit allen Leuten, welche keine Regierungsbeamten oder Carabineros sind, und Joselillo nahm gar keinen Anstand, den beiden Ausländern Aufschluß über den Betrieb seines Gewerbes zu geben.

Der Contrabandista versorgt sich in Gibraltar mit Waaren, die er zumeist von jüdischen Handelsleuten bekommt. Insbesondere nimmt er einen Vorrath von Musselinen, seidenen Tüchern, Cigarren und Taback. So weit ist Alles gut und leicht; dann aber beginnen die Schwierigkeiten, weil es sich darum handelt, die Waaren auf spanisches Gebiet hinüber und in Sicherheit zu bringen. Dabei springt der Corredor, Mäkler, als hülfreicher Geist ein. Der Corredor wohnt aus guten Gründen, deren er sich wohl bewußt ist, in Gibraltar; dorthin flüchtete er sich, weil er etlicher „Kleinigkeiten" halber, z. B. wegen zweier oder dreier Meuchelmorde, den spanischen Boden zu unwirthlich gefunden hat. Nun arbeitet er unter dem Schutze der Flagge des redlichen Albion und er versteht sich auf den Rummel. Der Contrabandista zahlt ihm eine bestimmte Summe; dagegen übernimmt es der Corredor, mit den Zollbeamten ein Abkommen zu treffen. Die Carabineros werden gleichfalls bedacht und sehen dann nicht genau zu, was der Reiter etwa in seinen Säcken bei sich führt. Eine Spende guter Cigarren darf jedoch nicht vergessen werden.

Manchmal unternimmt der Corredor aber auch größere Operationen für Rechnung großer Handelshäuser in Cadix oder Malaga und es ist vorgekommen, daß er ganze Schiffsladungen zollpflichtiger Waaren über die Grenze geschmuggelt hat. Dergleichen kann er freilich nur ausführen, wenn er sich mit dem Befehlshaber der Carabineros verständigte. Dieser nimmt dann Einsicht vom Connossement der Ladung und bestimmt demgemäß so und so viel für Zeugwaaren, so und so viel für Taback u. s. w. Ort und Zeit der Ausladung werden genau bestimmt und der Commandant sorgt alsdann dafür, daß alle seine Leute an einem andern Punkte beschäftigt werden. Der Schiffsführer, welcher an der Küste kreuzt, erhält das verabredete Zeichen, setzt die Boote aus und bringt die Waaren unter den Augen des Commandanten ans Land; denn dieser rechtschaffene Staatsdiener paßt genau auf, daß nicht ein Ballen mehr als verabredet war, ans Land komme; dadurch würde ja er übervortheilt werden!

Der gewöhnliche Contrabandista muß sich mit kleinen Geschäften begnügen und schafft insgemein nur Webstoffe und Taback über die Grenze. Sobald er diese überschritten hat, schließt er sich einigen Kameraden an, und dann setzt sich die Karawane in Bewegung. Gewöhnlich marschirt sie bei Nacht; am Tage ruhet sie in Cortijados, vereinzelt liegenden Gehöften, „para que nadie los vea", d. h. damit Niemand sie sehe. Die Schleichhändler haben in solchen Meierhöfen ihre guten Freunde und sind vor Verrath vollkommen sicher. Es versteht sich von selbst, daß sie mit allen schwierigen und gefährlichen Wegen vertraut sind, denn gerade auf diesen müssen sie wandeln, weil sie auf den gangbaren Pfaden mit den Zollbeamten und Gensdarmen zusammentreffen würden. Sie haben den Sack auf dem Rücken und den Karabiner über der Schulter und geben an Kühnheit und Gewandtheit dem verwegensten Alpenjäger nichts nach. „Auf unseren Ausflügen in der Serrania de Ronda waren wir Zeugen eines für uns sehr interessanten Schauspiels: Mehre Contrabandistas gingen auf „unmöglichen" Pfaden einige hundert Fuß oberhalb



Schleichhändler in der Serrania de Ronda. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

des steilen Weges, welchen wir eingeschlagen hatten. Einer blieb stehen und schaute uns mit gleichgültigem Blick an. Doré war sehr erfreut über eine so günstige Gelegenheit und entwarf sofort eine Skizze."

Viel liegt den Contrabandistas daran, mit den Dorfbehörden in gutem Einvernehmen zu bleiben. Der Alcalde, Vorsteher, erhält gute Cigarren; für die Señora alcaldesa fällt dann und wann ein seidenes Tuch oder Band ab, und der Schreiber wird auch nicht vergessen. Gewöhnlich bringt der Schmuggler seine Ladung wohlbehalten an Ort und Stelle, doch findet dann und wann ein „Encuentro", also eine „Begegnung", ein zufälliges Zusammentreffen mit solchen Gensdarmen statt, die nicht erkauft worden sind. Dann bleibt ein Gefecht nicht aus, und die Schluchten der Sierra hallen wieder vom Knall der Büchsen; doch sind solche Encuentros immer nur Ausnahmen von der Regel, weil die Sache schon vorher mit einigen harten Thalern abgemacht wird. An Ort und Stelle liefert der Contrabandista seine Waaren an den „Correspondenten" ab und theilt mit diesem den Zollprofit. Beim Taback ist am meisten zu verdienen, wenn sich, was häufig der Fall ist, ein Estanquero, das heißt der Händler, welcher im Auftrage der Regierung einem Estanco de tabacos, einem Tabacksbureau, vorsteht, zum Vertrieb der eingeschmuggelten Waaren herbeiläßt.

Während der „Arbeitszeit", also wenn der Contrabandista unterwegs ist, führt er ein mäßiges Leben; aber sobald er abgeliefert hat, vergeudet er in Saus und Braus das mit Lebensgefahr und Schweiß erworbene Geld. Sein Lieblingsaufenthalt ist die Taberna, wo er Monte spielt, denn die Karten liebt er mit Leidenschaft, oder mit der beim Andalusier üblichen Ruhmredigkeit seine Großthaten erzählt. Dabei trinkt er, „um das Wort anzufeuchten" gar nicht wenig Xereswein. So kommt es, daß er zwar viel Geld verdient, aber wenig besitzt; an Sparen denkt er nicht. Er besteht die Gefahren; die Beamten des Finanzministeriums, mit denen er theilen muß, sind besser daran; ihm winken, wenn er ertappt wird, das Gefängniß in Spanien selbst oder ein Presidio an der afrikanischen Küste, etwa Ceuta oder Melilla, oder er fällt im Gefecht.

Manchmal geht das Geschäft flau. Dann kommt es auch heute wohl noch vor, daß der eine oder andre Contrabandista sich dazu herbeiläßt, den Leuten auf der Landstraße Koffer und Börsen leichter zu machen. Wie kann es für das Raubgewerbe auch eine bessere Vorschule geben als den Schleichhandel, noch dazu in einer solchen Gegend?

Eine Wanderung mit Yankees im Goldlande von Peru.

Von Adolf Bastian.

I.

Californische Goldgräber im Thale der Harpa. — Aufenthalt in Ayacucho. — Die wilden Morochuchos und Präsident Castilla. — Erzählungen von unermeßlichem Goldreichthum. — Die beschwerliche Wanderung. Hängebrücken. — Ueber den Apurimac. — In Cuzco. — Weg nach Marcapata. Die Eingangspforte zur Montaña. — Die Erzählungen eines Pfarrers vom goldgierigen Portugiesen. — Der Marcapatafluß. — Eine Maroma.

Wir müssen der Erzählung selbst einige Erläuterungen vorausschicken.

Dr. Bastian war auf seiner ersten Weltfahrt, die er als junger Naturforscher einige Jahre nach Beendigung seiner Universitätsstudien angetreten hatte, auch nach Peru gekommen. Er verweilte längere Zeit in diesem Lande der Inkas. Im Juni des Jahres 1854 kam er von einem Ausfluge, welchen er in der Montaña gemacht hatte, in das Thal der Harpa zurück. Dort sprach man viel von fremden Männern, die weder die Quichuasprache noch Spanisch redeten, Biberhüte trugen und in rothe oder blaue Wollhemden gekleidet waren. Peru, das nur selten ohne Revolutionen ist, war auch damals in allgemeiner Verwirrung; das kümmerte indessen die Goldjäger aus Californien, welche bis an die Zähne bewaffnet waren, sehr wenig. Bastian war begierig, sie kennen zu lernen und wollte deshalb nach Ayacucho gehen, das sich gerade im Besitze der wilden und blutgierigen Morochuchos befand; diese Pampasindianer hatten für einen der um die Präsidentschaft kämpfenden Nebenbuhler, Castilla und Echenique, Partei genommen, weil sich Gelegenheit zum Rauben und Plündern darbot.

In Ayacucho fand Bastian die „Boys aus den Diggings". Ein Blick auf die Aexte, Sägen, Flinten, Zinnpfannen, Kessel, Piken und andere dergleichen Sachen redete deutlich genug. Die meisten dieser Leute waren Nordamerikaner, einige andere Irländer und Deutsche. Diese Compagnie war aus Californien nach Australien gegangen und hatte dort vernommen, daß in Peru unermeßlich reiche Goldlager entdeckt worden seien. Flugs, und auf durchaus unsichere Nachrichten hin, waren dann aus Sydney nahe an zweitausend Diggers nach Peru gekommen, wo sie bald erfuhren, daß das Ganze ein Humbug gewesen, vermittelst dessen man die um gute Fracht verlegenen Schiffe zu füllen gedachte. Manche dieser betrogenen Leute trieben sich in den Hafenstädten herum und vernahmen dort, daß ein „unermeßliches" Goldlager irgendwo im Stromthale des Amazonas vorhanden sei. Das erfrischte ihren Muth und sofort bildeten sich ein halbes Dutzend Compagnien. Drei derselben gingen über Tarma, zwei über Huanuco, eine, aus Franzosen bestehende, über Loreto; die Leute, mit welchen Bastian zusammen traf, hatten ihren Weg über Cuzco genommen.

Die Yankees zweifelten keinen Augenblick, daß sie ein Geldlager finden würden; sie hatten gehört, daß in der Montaña von Paucartambo, am Flusse von Marcapata, edle Metalle lägen; man hatte ihnen sogar eine Karte gegeben, auf welcher die Oertlichkeiten verzeichnet standen. Allerdings sind die westlichen Abhänge der Cordilleren in der ganzen Ausdehnung der Montaña Peru's, von Loreto

bis Carabaya, goldhaltig, auch waren von Paucartambo mehre „Nuggets", Goldklumpen, nach Lima gekommen. Weiter wurde erzählt, daß man nach Regengüssen die Flüsse gelb fände, nicht von dem losgespülten Erdreiche, sondern von dem im Wasser schwimmenden Golde; wenn man mit einer Pfanne schöpfe, erhalte man allemal einige Unzen Gold!

Solchen Erzählungen maß man Glauben bei; die Phantasie der Yankees war schrankenlos und sie bildeten in Lima sofort eine Compagnie, welche 21 Köpfe zählte, einen Kapitän ernannte, sich in Gruppen theilte und allerlei große Wippsägen, Blasebalge, Bohrer ꝛc. anschaffte. Sie waren doppelt und dreifach mit Revolvern versehen und jeder trug außerdem eine Büchse, einen Säbel und ein Bowiemesser. Die Habseligkeiten wurden auf Esel und Maulthiere geladen und so waren sie landein gegangen. Erst in Ayacucho trafen sie auf Schwierigkeiten. Der Gegenpräsident Castilla war an der Spitze der wilden, den Lasso schwingenden Indianer eingezogen. Er sah die Yankees ungern, sie hatten ohnehin keine Pässe. Dr. Bastian, welcher Spanisch verstand, ging zu dem Gewaltigen, um die Angelegenheit zu ordnen. Er fand in Castilla's Augen „dann und wann den Funken jener finstern Tücke glühen, der sich auch bei lange fortgesetzter Mischung nie ganz aus dem indianischen Blute wäscht". Aber Castilla ist eigentlich der beste Präsident gewesen, welchen Peru überhaupt aufzuweisen hat. Nach manchen Zwischenfällen durfte die Compagnie weiter ziehen.

Bastian hatte sich ihr angeschlossen, um eine Gegend näher kennen zu lernen, die nur selten von weißen Menschen betreten worden ist. Nachdem die Gesellschaft Ayacucho verlassen hatte, folgte sie dem Längsthale, welches sich durch die ganze Cordillera zieht und vielfach von kleinen, von Westen nach Osten streichenden Höhenketten oder den, von den Flüssen gebildeten Querfurchen durchzogen ist. Sie mußte die meilenweit aufsteigenden Cuestas, Abhänge, erklimmen, und nicht selten rief die Einwirkung der dünnen Luft die Anzeichen der Seekrankheit hervor. Der Charakter der Gegend wechselt mit jedem tausend Fuß höher oder niedriger, oft verschiedene Male an demselben Tage, von der kahlen, öden Puna, wo nur dann und wann die Erscheinung der blitzschnellen Vicuñas oder der stolz dahinschwebende Condor die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, bis zu den im lichten Grün der Zuckerfelder glänzenden Thäler, wo Schlangen im Schatten der dichten Büsche lauern und Züge buntgefärbter Papageyen die Luft mit ihrem schrillen Gekreisch erfüllen. Zwischen beiden Extremen liegt das mittlere Niveau, die eigentliche Sierra, welcher die Cactuspflanzen ihren Ausdruck starrer Monotonie aufprägen. Man verliert die Gletscher der hohen Schneeberge fast nie aus dem Auge; der Weg zieht sich an ihrem Fuße hin, und die üppige Vegetation der wahren Tropen tritt erst hervor, wenn man in das eigentliche Tiefland kommt.

Die wandernden Abenteurer mußten mit magerer Kost fürlieb nehmen; das Hauptgericht bestand immer aus Chupe, heiß gepfefferter Kartoffelsuppe; Eier und Fleisch waren selten; als Getränk hatte man Wasser und Chicha, die bekanntlich aus gegohrenem Mais bereitet wird. Außerhalb der Städte findet man in Peru nicht viele Leute, welche Spanisch verstehen.

Am Rio Pampas wurde die erste Hängebrücke überschritten und dann Chinchero erreicht, wo der Pfarrer den Muth der Californier in nicht geringem Grade belebte. Er erzählte, daß man in den einst blühenden Missionen von Paucartambo Goldklumpen gefunden habe, die mehr als vier Centner wogen. Einst habe ein Portugiese am Berge Camanti unglaubliche Schätze gefunden. „Gold brachte jede Welle der Gebirgswasser, welche in den See fallen; dieser See war von Gold, durch jeden Regentropfen wurde Gold aus der Erde gewaschen, und Alles sank in den See, füllte den Boden, bedeckte die Uferwände und hob sich, langsam wachsend, nach der Oberfläche empor. Der habsüchtige Portugiese schaute vom Morgen bis zum Abend mit gierigem Blick auf die funkelnde Masse; er sah, wie sie tagtäglich anwuchs und berechnete auf Tag und Stunde, wann der letzte Wassertropfen zu Gold erstarrt sein würde. Die wilden Indianer (Chunchus) riethen ihm, doch mit dem, was er schon habe, zufrieden zu sein, aber er entgegnete: Wie kann es genug sein, wenn ich nicht Alles habe? Er ließ fortarbeiten und den Berg auf allen Seiten unterhöhlen. Da zog in einer Nacht ein furchtbares Unwetter über das Thal von Marcapata, und um Mitternacht hörte man ein donnerndes Krachen, die Erde wurde in ihren Grundfesten erschüttert. Am nächsten Morgen fanden die Chunchus auf einer meilenweiten Strecke die Ufer am Fuße des Camanti mit den Trümmern eines ungeheuern Bergsturzes bedeckt, und unter diesen liegen noch heute die unermeßlichen Schätze begraben."

Diese Erzählung des Pfarrers ist in echt peruanischem Sagenstyl, die Californier aber meinten, etwas Wahres sei wohl daran und sie seien die rechten Männer, um jene Schätze zu heben. Sie zogen nun weiter nach Andahuailas und Huancarama und gelangten in das fruchtbare Thal von Abancay, in welchem Zucker wächst. Als ein dort ansässiger Spanier Herrn Bastian viel von mißlungenen Minenarbeiten in der Montaña erzählte, meinten die Abenteurer, daß man dergleichen wohl begreifen könne, denn jener Mann sei ja weder in Californien noch in Australien gewesen.

Am Apurimac wurde wieder eine Schwebebrücke passirt; sie war aber länger und schmäler als die erste. Das Thal des Flusses besteht dort nur aus der schroffen Furche, welche das Wasser zwischen den beiden senkrechten Felsen gegraben hat. Nachdem das Maulthier sich den steilen Zickzackweg von beträchtlicher Höhe fast senkrecht hinabgewunden hat, sieht man urplötzlich sich gezwungen, das in der Luft hängende Machwerk zu betreten, obwohl die Stricke nicht gerade Vertrauen einflößen. Das Ganze geräth bei jedem Fußtritt in immer stärkere Schwingungen, und unten in der Tiefe rauscht das Wasser. In solchen engen Quebradas (Schluchten), wo durch die zurückprallenden Sonnenstrahlen eine erstickende Hitze erzeugt wird, überfallen den Reisenden ganze Wolken kleiner Fliegen, von denen jeder Stich einen braunen Fleck hinterläßt. Auch beim raschesten Durcheilen kommt man mit einer ganz andern Haut heraus.

Aus der heißen Schlucht von Limatamba führte, viele Stunde immer bergan, der Weg auf die morastige Ebene von Suteri, durch welche ein Rest der alten und breiten Inka-Straße führt, und weiter nach Cuzco, der alten Hauptstadt von Peru. Die ganze neuere Stadt ist buchstäblich auf den Trümmern der alten erbaut, und das Volk wittert fast in jedem Hause vergrabene Schätze. Man erzählte den Californiern allerlei von den „versunkenen goldenen Gärten". Ein hoher Regierungsbeamter gab Herrn Bastian, der freilich nicht zu den Gläubigen gehörte, Folgendes zum Besten: —

„Als ich Deputirter im Congresse zu Lima war, erschien eines Tages in unserer Sitzung ein alter Mann mit langem Bart, der bis auf den Gürtel herabwallte, und nahm, auf Ansuchen des Präsidenten, unter uns Platz. Er wurde

uns als ein italienischer Priester vorgestellt, der schon seit 40 Jahren verschollen gewesen und den man längst todt geglaubt. Er hatte sich aber während dieser ganzen Zeit im Innern der Montaña mit dem Bekehrungswerke der wilden Barbaren beschäftigt. Jetzt befänden sich dort drei Dörfer von je 10,000 Seelen, die sich unter den Schutz der christlichen Regierung von Peru zu stellen wünschten. Man müsse aber bis in ihre Gegend eine Straße bauen. In der Nähe eines dieser Dörfer erhebe sich ein drei bis vier Meilen langer Berg, der aus massivem Golde bestehe. Es sei gut, wenn die Regierung denselben in Besitz nähme, bevor Privatpersonen sich desselben bemächtigten. Als man über diese Angabe spöttelte, erhob sich der Greis und sprach mit zitternder Stimme: Meine Tage sind gezählt, ich stehe am Rande des Grabes; über meine Lippen ist nie eine Lüge gekommen, aber meine Augen haben das Gold gesehen, meine Hände haben es berührt. — Man beschloß, 600 Mann als ein Erforschungscorps auszusenden, und der Padre ging zurück, um Vorbereitungen zum Empfange derselben zu treffen. Es brach aber eben damals wieder eine Revolution aus, das Corps setzte sich erst nach Verlauf vieler Monate in Bewegung und als es in die vom Padre bezeichnete Gegend kam, ergab sich, daß nach der Rückkehr des Padre 50,000 (!!) wilde Barbaren über die christlichen Dörfer hergefallen seien und alle Christen niedergemacht hätten, um die Unterwerfung unter die Weißen zu verhindern. Jeden Eindringling bedrohten sie mit dem Tode. Vom Padre hat man nie wieder etwas vernommen."

Es war eigentlich Herrn Bastians Absicht, in Cuzco sich von den Yankees zu trennen, doch bewogen ihn allerlei Zwischenfälle, den Fahrten der Compagnie noch weiter zu folgen. Seine finanziellen Umstände waren besser, als jene der übrigen und sie boten ihm die Kapitänswürde an, welche er indessen ablehnte.

Der Plan der Abenteurer war, die Montaña von Paucartambo von Marcapata aus zu betreten und die Arbeiten an einigen Nebenbächen des dortigen Flusses zu beginnen. Die genannte Stadt liegt etwa 40 Leguas östlich von Cuzco und ist nach dieser Richtung hin der äußerste Vorposten der Civilisation. Alle nöthigen Vorbereitungen wurden während eines dreiwöchentlichen Aufenthalts in Cuzco getroffen; dann brach die Gesellschaft auf und zog über Urcos. Dort soll in dem kesselartig eingebetteten See jene große goldene Kette liegen, welche Inka Huayna Capac zur Feier der Geburt seines Sohnes Huascar anfertigen ließ. Er wollte sie den habgierigen Spaniern geben, um den unglücklichen Athahualpa auszulösen. Als aber die Indianer, welche die Kette transportirten, unterwegs vernahmen, daß ihr Herrscher von den Weißen ermordet worden sei, versenkten sie dieselbe in den See von Urcos. Doch nennt die Sage noch andere Plätze, an welchen das geschehen sei.

Das Folgende ist Dr. Bastians eigene Erzählung.

In der einsam auf kalter Puna am Fuße ungeheuerer Schneeberge liegenden Hacienda von Labramarca, einer der reichsten in Peru an Schafen und Rindern, versahen wir uns mit mehren Ladungen von getrocknetem Hammel- und Ochsenfleisch, als der einzigen Art Proviant, die sich in der feuchten Montaña für einige Zeit präserviren läßt, tauschten, kauften und verkauften Pferde, Esel und Maulthiere, wahrscheinlich nicht immer zu unserm Vortheil, und setzten nach einem Ruhetage, dem der freundliche Hausmeister gern noch mehre beigefügt hätte, unsere Reise fort. Wir hatten von dort 13 Leguas bis zum nächsten Indianerdorf und 14 bis Marcapata, eine sehr starke Tagereise für unsere schwerbeladenen Thiere, und so ging ich mit dem Führer, den wir seiner Kenntniß der Montaña wegen in Cuzco gemiethet hatten, voran, um wenigstens alle nöthigen Vorbereitungen zum Empfange zu treffen. Sonnenuntergang war nahe, als wir an dem mit Schnee bedeckten Kamme der Cordillere anlangten, und kaum hatten wir ihn passirt, als uns der dichte graue Nebel, den die aus der Montaña aufsteigenden heißen Dünste fast beständig dort niederschlagen, entgegen- und bald ganz umwehte. Zu gleicher Zeit hörten wir auf allen Seiten das Hervorsprudeln von Quellen und das Rauschen von Bächen, das sich indeß bald verlor, da die Flüsse in gerader Richtung in die tiefen Schluchten hinabstürzen, um mit dem Marañon ihre Wellen zum Atlantic zu rollen, während unser Weg uns bis Marcapata auf der Höhe entlang zu führen hatte.

Der Pfad war steinig, eng und gebrochen, und bei der Unmöglichkeit, irgend Etwas von der Umgebung zu erkennen, überließen wir nach manchen Kreuz- und Querzügen endlich alle Entscheidung unseren Maulthieren, welche uns auch in einem kalten, dichten Regen, worin sich der Nebel bei Anbruch der Nacht aufgelöst hatte, vor die Thür einer Indianerhütte brachten. Auf der Erde prasselte ein helles Kienfeuer, und obwohl der Schmutz des Innern dadurch nur krasser hervortrat, hätten wir keinen erquickendern Anblick haben können und kauerten bald mit der ganzen Familie auf dem Boden, Kartoffeln mit Aji (rothem Pfeffer) essend und saure Chicha aus Kürbisschalen schlürfend. Obwohl ich verschiedene Indianer mit Fackeln fortgeschickt hatte, blieb der Rest der Gesellschaft sehr lange aus, bis wir schließlich nach vielen Stunden ungeduldigen Harrens verschiedene Schüsse hörten, einige über, andere unter uns; dieselben wurden erwiedert, dann ein großes Feuer gemacht, und so fanden sich nach einiger Zeit alle Verirrten zusammen, hungrig, kalt, naß, Peru und seine Wege, die Führer und Indianer verwünschend. Zwei Esel waren in einer Windung des Weges von den Felsen herabgestürzt, und ein Maulthier hatte sich gleichfalls verloren, wurde indeß wieder gefunden und uns am andern Tage nach Marcapata, wo wir uns dann einquartiert hatten, nachgeliefert. Dieser Ort liegt auf den letzten Vorsprüngen der Cordillere, gerade wo sie in die Montaña abfällt, und ist so stets in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt, der selten mehr als eine Nasenlänge vor sich hinsehen läßt, ohne den aber auch Nichts zu sehen wäre. In Marcapata, als der Eingangspforte zur Montaña, hatten wir unsere nicht weiter brauchbaren Thiere, die ohnedem durch die allnächtlichen Aderlässe der Vampyre gänzlich abgefallen waren, zurückgelassen und unser Gepäck, Arbeitswerkzeuge und Proviant auf dem Rücken von Indianern, deren zwischen 90 bis 100 erforderlich waren, zu transportiren. Ich sprach darüber mit dem Gobernador, der über eine solche Anforderung erschrak und die augenblicklich in höchster Strenge vor sich gehende Recrutirung als Unmöglichkeit, ihr zu genügen, vorschützte, aber nach Producirung unserer peremtorisch abgefaßten Papiere und dem Anerbieten, einen etwas höhern Lohn, als den üblichen, zu bezahlen, sein Möglichstes zu thun versprach und uns Hoffnung gab, innerhalb einer Woche die erforderliche Zahl herbeizuschaffen.

In der Zwischenzeit hatten wir Gelegenheit, vielfache Erkundigungen über die Montaña einzuziehen und hörten, daß die meisten der dort früher bearbeiteten Haciendas von Kaffee, Zucker, Taback, Vanille, selbst die der seidenartigen Baumwolle, des ausgezeichneten Cacao's und der unentbehrlichen Coca, wegen der so häufigen Einfälle der Chun-

chus gegenwärtig, mit Ausnahme der allernächsten, verlassen lägen, daß der äußerste Punkt, bis zu dem zuweilen kühne Cascarillen-Sammler sich wagten, der Camanti und Bassiri (zwischen 30 bis 40 Leguas von Marcapata) seien, bis wohin auch eine Art Weg und die eine oder andere Brücke zu finden wären, daß weiterhin aber ein Vordringen wegen der zahlreichen Barbaren-Stämme höchst gefährlich, wenn nicht unmöglich sei.

Die Nachrichten über den Goldreichthum entsprachen jetzt, wo wir dem eigentlichen Platze näher kamen, durchaus nicht mehr den gehegten Erwartungen und befestigten mich in meinen früher schon erhobenen Zweifeln. Freilich auch hier sprachen die Leute von der Unerschöpflichkeit der im Territorium der Wilden anzuschlagenden Metalladern, aber bei genauerem Eingehen auf die Facta, die hier leichter bis zu ihrer ersten Quelle zu verfolgen waren, ergab sich, daß einzelne Indianer, die dann und wann die Wäschereien der für den Ursprung der brasilianischen Minen gehaltenen Flüsse besuchten, nach mehrmonatlicher Arbeit mit einigen Unzen, worin für die dortigen Verhältnisse allerdings ein Vermögen liegt, zurückzukehren pflegten, oft aber selbst mit leeren Händen. Die Yankees fanden den Grund dieses geringen Erfolges nur in der Unvollkommenheit ihrer noch nicht mit dem Geheimniß der Long Toms und Sluicen vertrauten Bearbeitungsweise, und nach dem Vorzeigen einer Tasse voll, allerdings sehr feinen Goldstaubes, den der Cura (Pfarrer) nach und nach (und er gestand nicht recht, in wie langer Zeit und von wie vielen Sammlern) aufgekauft hatte und zur Regulirung seiner durch Maiskörner ersetzten Grangewichte auf unseren Goldwagen bestimmen ließ, entzündete sich der schon etwas gesunkene Muth rasch wieder zu seinem frühern Feuer, so daß mein Vorschlag, zur Ersparung nutzloser Kosten erst eine Abtheilung zum Prospectiren vorauszuschicken, durchaus keinen Anklang fand, und der Gobernador um so eifriger zur Erfüllung seines Contractes bestürmt wurde.

Der arme Mann befand sich in nicht geringer Verlegenheit; er hatte täglich einige Rekruten geknebelt nach Cuzco abzusenden, um den dringenden Anforderungen der Regierung zu entsprechen, und da er natürlich außer einigen altersschwachen Alcalden sich ohne Unterstützung, weder durch Truppen noch Gensdarmen, befand, so kam er oft in unser Quartier, um Schutz gegen die ihm drohenden Nachstellungen zu suchen. Wir leisteten denselben gern, verlangten aber nun gleichfalls berücksichtigt zu werden. Die mit eifrigen Betheuerungen wiederholten Versprechungen beschwichtigten für einige Zeit, aber endlich ließ sich der unruhige Charakter der Golddigger, unter denen sich mehre Subjekte von mehr als zweifelhaftem Rufe befanden, nicht länger hinhalten. Eines Morgens, als ich gerade mit dem Gobernador frühstückte, traten Einige derselben ins Zimmer und ließen ihrer Entrüstung in so zügelloser Weise Lauf, daß mein Wirth, obwohl er von der Sprache Nichts verstand, leichenblaß da saß und nach ihrer Entfernung mich zitternd nach der Bedeutung der Worte fragte. Ich benutzte die Gelegenheit, zu bemerken, daß ich meinerseits völlig von seinem guten Willen überzeugt wäre, indeß durchaus keine Autorität mehr über die aufgeregten Gemüther der Gesellschaft besäße, daß ich ihm den freundschaftlichen Rath gebe, wenn irgend möglich, seiner Verpflichtung nachzukommen, indem Pläne im Werke seien, sich seiner Person zu bemächtigen, das Dorf in Besitz zu nehmen, und sich selbst Recht zu verschaffen. Ohne mehr zu hören, sprang der in seinem abgeschnittenen Winkel völlig Preis gegebene Beamte auf, sandte nach seinen Alcalden und gab mir sein Ehrenwort, daß wir am nächsten Tage versorgt sein sollten. Wirklich wurde uns am Morgen ein Theil der contrahirten Indianer überliefert, die wir beluden und mit der ersten Abtheilung fortschickten; an den folgenden Tagen kamen mehr, die ebenfalls vertheilt und verabschiedet wurden, dann aber trat aufs Neue ein längerer Stillstand ein.

Ich befand mich nur noch mit dem letzten Rest von fünf Yankees zurück; da indeß die erste Kriegslist so gut gelungen war, entwarfen wir eine zweite, und am nächsten Sonnabend wurde dem Gobernador mitgetheilt, daß wir entschlossen seien, im Falle er uns keine Garantie gebe, den Rückstand auf eigene Faust aus den nach dem Dorfe zur Kirche kommenden Indianern zu complementiren. Am andern Morgen maß ernsten Schrittes und sorgenvoll gesenkten Hauptes der Fürst von Marcapata, in seine lange spanische Toga gehüllt, die Plaza seiner Residenz und erwiederte die tiefen Verbeugungen der durch die feierliche Erscheinung ihres Taita bestürzten Indianer mit stummer Würde. Nach dem Gottesdienste versammelte er einen Kreis der Gemeinde um sich und hielt eine lange und eindringliche Rede, die indeß, wie aus den Geberden und Gesticulationen der Zuhörer zu ersehen war, durchaus mit keinem Beifall aufgenommen wurde. Schnell war unser Entschluß gefaßt; mit dem Revolver in den Händen postirten wir uns an den beiden dem Markte zulaufenden Straßen, ließen die Hähne knacken und luden mit möglichstem Geräusch die gefürchteten Rifles. Das wirkte; die schon zum Fortgehen gewandten Indianer traten wiederum zusammen, eine neue, aber nur kurze Debatte folgte, und bald hatten wir die Freude, unser letztes Gepäck wohl hinweggestauet zu finden, und das traurige Marcapata, aus dem die Yankees sicher waren, in wenigen Monaten ein zweites San Francisco erstehen zu lassen, in grauem Nebel auf der Kuppel des Berges verschwinden zu sehen, den wir leichten Sinnes hinunterstiegen. Unser Weg war eng und schmal und führte fast senkrecht bergab, aber mit jedem Schritte, mit dem wir uns dem Thale des in der Tiefe brausenden Stromes näherten, enthüllten sich um uns neue Wunder ungeahnter Schöpfungen. Die letzten civilisirten Ansiedlungen waren bald passirt, und endlich befanden wir uns in dem gerühmten Zauberlande der so viel besprochenen Montaña.

Der Fußpfad, der hier und da zu erkennen war, folgte dem Laufe des breiten und reißenden Marcapata-Flusses und kreuzte denselben an einer Stelle, wo noch die Ueberreste einer im höchsten Zustande des Verfalles befindlichen Brücke vorhanden waren. Dieselbe bestand aus kreuzweis in Vierecken gelegten dünnen Aesten und mußte auf Händen und Füßen unter bedeutendem Schwanken des in einer Art Bogen das Wasser überspannenden Fächerwerkes passirt werden. Unsere Hunde, die mit kläglichem Geheul bei jedem Tritte in die Quadrate hineinfielen, erreichten das andere Ufer nur durch die Unterstützung eines schon dressirten Gefährten, welches gescheidte Thier verschiedene Mal hin- und herlief, um ihnen die nothwendigen Kunstgriffe deutlich zu machen. An der jetzt erreichten Seite des Flusses hatten die demselben in der Regenzeit zuströmenden Gebirgswasser die Felsmassen auf solche Weise zerrissen und ausgehöhlt, daß Nichts übrig blieb, als die perpendikuläre Wand der ersten zu erklimmen, was uns mit Hilfe des Gestrüppes und der Baumwurzeln, sowie gegenseitiger Unterstützung nach einiger Mühe gelang. Von dort bis zur nächsten, die etwa 50 bis 60 Fuß entfernt war, fanden wir Baumstämme, durch die stete Feuchtigkeit fast ganz vermodert, von einer Spitze zur andern

geworfen, und hier war kein Ausweg, als auf dem Leibe hinüberzurutschen. Glücklicher Weise verdeckte der üppige Pflanzenwuchs die Tiefe des unten gähnenden Abgrundes, sonst möchte außer unseren Seeleuten wohl Keiner schwindelfrei genug gewesen sein. Am ängstlichsten war ein kleiner Bursche, den ich in Marcapata gemiethet hatte, indem er im vorigen Jahre mit einem solchen Balken, der seinen Stützpunkt verloren hatte, eingebrochen war und lange zwischen Leben und Tod geschwebt hatte; doch ermannte er sich bald durch das Beispiel der anderen Indianer, die mit staunenswerther Sicherheit, trotz ihrer schweren Lasten, in gleichmäßigem Trabe forteilten. Noch manche andere Schluchten hatten wir auf diese Weise zu passiren, und manchmal war ein frischer Baumstamm durch unsere Vorgänger hinzugefügt, von denen sich auch dann und wann Zettel mit der Notiz über die Zeit ihres dortigen Campirens an den Halteplätzen vorfanden.

Am vierten Nachmittage gelangten wir, in der Nähe einer früher zur Bebauung gelichteten Stelle, jetzt aber schon durch das dichteste Unkraut völlig überwuchert, an das Ufer eines Baches, der durch die in den letzten Tagen gefallenen Regengüsse zu einer solchen Höhe geschwollen war, daß jeder Versuch, ihn zu durchwaten, außer Frage blieb. Eine fast theuer erkaufte Erfahrung in der Montaña von Huanta hatte mich darin vorsichtig gemacht. Die Indianer hatten vergessen, sich mit den nöthigen Vorrichtungen zur Aufstellung einer Maroma, wo der Reisende durch Stricke hinüber gezogen wird, zu versehen; das gewöhnlich zur Verfertigung von Balsas, für die der Strom aber auch ohnedem zu reißend und felsig war, dienende Korkholz war in der Umgegend nicht zu finden, und so blieb kein Ausweg, als selbst Hand ans Werk zu legen. Bald hatten unsere Axtträger ein paar der stolzen Stämme gefällt, und mit ihnen wurde eine durch die in der Mitte des Flusses befindlichen Steine gestützte Brücke improvisirt, auf der wir hinüber zu passiren anfingen. Einige der indianischen Lastträger, sei es aus Mißtrauen in eine für sie neue Erfindung, sei es durch die Glätte des neuen Holzes, verloren in der Mitte der Brücke ihren sonst so sichern Fußtritt und glitschten in den Strom, der sie augenblicklich mit sich fortriß. Nur durch die Anstrengungen der in der Nähe befindlichen Yankees, die kühn der ihnen selbst drohenden Lebensgefahr trotzten, gelang es denselben nach Durchschneidung der die Traglast um ihren Hals befestigenden Taue das Ufer zu erreichen, aber in einem Zustande, der sie zur Fortsetzung der Reise unfähig machte. Der Verlust bestand außer einigen Kleidungsstücken und baarem Gelde besonders in den mitgenommenen Luxusartikeln von Zucker, Reis, Chocolade, Kaffee, Thee, Käse und Biscuit, so daß unsere Nationen von da auf getrocknetes Fleisch und gedörrten Mais oder das beim Frostpunkt eingetrocknete Kartoffelmehl der Indianer beschränkt blieben. Die nächste Nacht kamen neue Regengüsse, die unsere schwache Laubhütte bald durchdrungen hatten, so daß wir uns nicht die Mühe zu nehmen brauchten, die bei dem Brückenbau triefend durchnäßten Kleider zu trocknen.

Die mohammedanischen Pilgerkarawanen und die epidemischen Krankheiten.

Uns Europäern sind die großen und verheerenden Seuchen, welche zu verschiedenen Zeiten das Abendland wie ein Würgengel durchzogen, aus dem Oriente gebracht worden: die Pest, der schwarze Tod, die Blattern und zuletzt die Cholera, welche vor etwa einem halben Jahrhundert ihren verderblichen Weltgang antrat. Sie hat im vorigen Jahre wieder gewaltige Verwüstungen angerichtet und ist bis in das Herz unseres Erdtheils vorgedrungen. Man hat auch diesmal sehr deutlich erkannt, wo sie zuerst auftrat, und ihre Verbreitung ist genau verfolgt worden. Sie kam von den heiligen Städten des Islam. Seit Monaten tagt nun eine europäische Commission in Konstantinopel, um zu berathen, welche wirksamen Mittel zu ergreifen seien, um für die Zukunft der Ausdehnung dieser Seuche, und zwar an ihren Brutstätten im Morgenlande selbst, Schranken zu setzen. Die Aufgabe wird schwierig sein, weil der Fanatismus der Mohammedaner allen durchgreifenden Maßregeln entgegen arbeitet. Schwerlich wird der Zweck erreicht werden, wenn man die Sache in den Händen türkischer Behörden läßt; es ist nothwendig, daß Europa energisch auftrete und die erforderlichen Maßregeln, im Nothfalle durch Druck und Zwang, durchsetze.

Wer mit den Verhältnissen der Pilgerkarawanen näher vertraut ist, weiß sehr wohl, daß sich fast an alle mehr oder weniger Krankheiten verschiedener Art heften und daß dieselben, falls sie ansteckend sind, eben durch diese Pilger über weite Räume hin verschleppt werden. Jetzt, wo es sich um eine brennende Frage handelt, die auch uns Europäer so nahe angeht, wird es angemessen sein, einen Blick auf diese eigenthümlichen Verhältnisse zu werfen. Ein französischer Arzt, Dr. Daguillon, hat in der Januarnummer der „Nouvelles Annales des Voyages“ dieselben eingehend erörtert.

Bekanntlich strömen alljährlich viele tausende von Pilgern aus allen Theilen der mohammedanischen Welt nach Medina und Mekka. Die Zahl schwankt je nach den Umständen. So kamen, wie unser Landsmann Eduard Rüppell aus Frankfurt 1829 angab, in diesem Jahre nur 14 mit Pilgern beladene Schiffe vom Ganges und aus Java, während jetzt die Zahl derselben 30 bis 40 beträgt. Wir wissen aber, daß im untern Bengalen die Cholera endemisch ist. Der bekannte englische Reisende Wellsted beobachtete, daß gerade während der „Pilgerzeit“ die Krankheiten an der arabischen Küste und in Mekka vorzugsweise häufig sind. Der Hafenplatz Dschidda ist ungesund und hat schlechtes Wasser. Die Pilger sind durch die Anstrengungen der Reise ermüdet; dann legen sie, statt ihrer gewöhnlichen Kleider, sobald sie sich der heiligen Stadt nähern, das heilige Gewand, Ihram, an, welches nur aus leichtem Baumwollenzeug besteht. Dysenterie, Fieber und Beingeschwüre sind dann an der Tagesordnung, und dazu kam in diesem Jahre, 1831, noch die Cholera. Vor der Zeit der großen Feste war sie nur vereinzelt aufgetreten; die Araber behaupteten, daß sie durch die Pilger aus

Indien eingeschleppt worden sei. Als dann so viele tausende sich in Mekka zusammen drängten, richtete sie so entsetzliche Verheerungen an, daß etwa die Hälfte der Pilger von ihr hinweggerafft wurde; auch die Statthalter von Mekka und Dschidda und der Pascha, welcher den syrischen Hadsch von Damaskus her nach der heiligen Stadt geleitet hatte, erlagen ihr. Man konnte die Todten nicht einzeln begraben, sondern warf sie zu hunderten in Gruben. Wer fliehen konnte, zog fort und wochenlang war die Straße von Mekka nach Dschidda mit Sterbenden und Todten förmlich besäet. Die Krankheit folgte den Pilgern der Küste entlang und ergriff die Städte Yambo, Suez und Kairo. —

So weit Wellsted. In Aegypten hatte man gar keine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Man müßte im Orient eine strenge Gesundheitspolizei einrichten, von einer solchen haben aber die Leute im Morgenlande keinen Begriff. Nun sind, wie schon gesagt, Mekka und Dschidda an und für sich ungesund, und an beiden Plätzen bleiben Fremde nur ausnahmsweise verschont. Das hat schon Burckhardt hervorgehoben. In Dschidda sind die Faulfieber ansteckend; in Mekka raffte 1815 die Pest den sechsten Theil der Einwohner hinweg. Die Pilger finden zumeist ein schlechtes Unterkommen und eben so schlechte Nahrung; manchmal ist sogar Mangel an Lebensmitteln und man bringt Leichen in die große Moschee, damit dort der Iman ein Gebet über sie spreche. Auch Sterbenskranke trägt man dorthin, weil man meint, daß sie durch den Anblick der Kaaba geheilt werden könnten, oder damit sie doch wenigstens den Trost haben, an jener heiligen Stätte zu verenden.

Nach Abzug der Pilger gleicht Mekka einer großen Miststätte; Schmutz und widerwärtiger Unrath liegen überall umher, und keiner denkt daran, sie zu entfernen. Burckhart fand vor den Thoren eine Menge von verfaulenden Kameelen, und der pestilentialische Gestank war überall in der Stadt zu verspüren, in welcher viele böse Krankheiten herrschten. Manche Thierleichen lagen an den Brunnen, aus denen die Pilger Wasser schöpfen.

Medina wird von Burckhardt gleichfalls für äußerst ungesund erklärt. Erde und Wasser sind salzhaltig; unweit der Stadt liegen Sümpfe mit stehendem Wasser; Fieber sind gewöhnlich epidemisch; als der Reisende sich dort befand, starben 80 Leute in einer Woche am Fieber; Gallenkrankheiten und Gelbsucht sind häufig. —

Die Thieropfer, welche jüngst bei Mekka so verhängnißvoll geworden sind, gehören nun einmal zu den vorgeschriebenen Bräuchen der Pilgerschaft; aber es liegt im Bereiche der Möglichkeit, es dahin zu bringen, daß nicht viele tausende von Schafen auf einmal geschlachtet werden. Die Doctoren des Islam verstehen sich auf das Deuten und Erläutern der Gesetzesvorschriften sehr wohl; man müßte sie dahin bringen, daß sie die Zahl der Schlachtopfer wesentlich verringerten, daß sie befählen, die Eingeweide 2c. müßten verbrannt oder eingegraben werden, daß immer einige Tage verstreichen müßten, bevor neue Pilgerschaaren abermals Opferthiere schlachteten, und daß man gefallene Thiere sofort verscharren solle. Das Alles würde sich in Europa zwar von selbst verstehen, aber im Orient hat man ganz eigenthümliche Ansichten.

Dschidda ganz besonders müßte unter strenge Aufsicht gestellt werden, weil in diesem Hafen von Mekka die Pilger, und zwar oft in sehr großer Menge, längere Zeit verweilen. Das letztere gilt insbesondere von solchen, die ganz ohne alle Mittel sind. Sie wissen nicht, wie sie wieder fortkommen sollen, sie haben kein Geld, um die Schiffsfracht zu bezahlen, und die reichen Pilger sind, wie Rüppell hervorhebt, nur selten freigebig.

Ein Uebelstand liegt auch darin, daß die Behörden sich als Erben jedes Fremden betrachten, der im heiligen Land stirbt und keinen Verwandten bei sich hat. Sie nehmen die Habe des Todten an sich und machen guten Profit.

Allen jenen Uebelständen ließe sich abhelfen; es gibt aber auch andere, gegen welche der Mensch nichts vermag. Dahin gehört der Einfluß des Simum und des Tscherd, jener höchst schädlichen Winde, durch welche, wie schon Niebuhr nachgewiesen hat, die Fäulniß gestorbener Menschen und Thiere ungemein beschleunigt wird. Schlimm ist ferner, daß die meisten Pilger großen Mühseligkeiten und Entbehrungen unterworfen sind, und daß sie an sehr vielen Haltestellen nur brakiges Wasser antreffen; auch sind die Lebensmittel gewöhnlich knapp, weil Jeder seinen Bedarf mit sich führen muß; in der Wüste ist ja nichts zu bekommen. Sodann das Klima. Die Hitze ist ungemein drückend und wirkt abspannend; die Sturmwinde und Platzregen wirken auf die mit dem leichten Ihram bekleideten Menschen höchst nachtheilig.

Der alte Wahn der Muselmänner, dem zufolge in den heiligen Städten keine Seuche entstehen könne, ist längst verflogen. Aber was soll dagegen geschehen? Die Religion verbietet den Bekennern des Islam jede Maßregel der Vorkehrung gegen Alles, was sie als den Willen des Himmels betrachten.

Rüppell erzählt, daß 1831 in Mekka und Medina unmittelbar nach dem Beiramfeste mindestens 50,000 Menschen an der Cholera gestorben seien. Der Reisende befand sich in Suez, als dort ein von der ägyptischen Regierung gesandter europäischer Arzt eintraf, um eine Quarantäne einzurichten. Am 9. Juli langte der aus Moghrebinern (d. h. aus dem nordwestlichen und nördlichen Afrika, namentlich aus der sogenannten Berberei und Marokko stammenden Wallfahrern) bestehende Vortrab der Pilgerschaaren an. Sie sollten zehn Tage an dem vier Stunden von der Stadt entfernten Brunnen campiren, auch wollte man ihr Gepäck lüften. Aber man hatte in Kairo nicht daran gedacht, wovon inzwischen diese Leute und Thiere leben sollten, und daß zehn ägyptische Reiter nicht hinlänglich seien, eine so große Menge Menschen abzusperren. Schon nach zwei Tagen zogen die Moghrebiner ab nach Kairo hin, und gleich nachher lief in Suez ein Schiff ein, welches den Nachlaß vieler, die unterwegs gestorben waren, an Bord hatte. Wenige Wochen später wüthete die Seuche in Aegypten.

Das heilige Land der Muselmänner, Beled el Haram, begreift nicht die ganze Provinz Hedschas, sondern die Küstenregion im Westen des Gebirges, das steinige Land, den niedrigen Ufersaum, das sogenannte Tehama. Dort liegt das oben mehrfach erwähnte Dschidda, wo mindestens zwei Drittel der Pilger landen und sich auch wieder zur Heimreise einschiffen. Die Zahl der Bewohner beträgt 20 bis 25,000 Seelen; in den Monaten Juli und August sind aber manchmal 60,000 Menschen und mehr dort zusammengedrängt. In jenen Monaten steigt die Hitze auf 40° C., und nach dem Simum (Ostnordost) auf 55°! Die weniger heißen Perioden sind noch ungesunder, weil dann Westwind geht, welcher die Ausdünstungen des Schlammes im Hafen und auf der Rhede in die Stadt hinein treibt. Das Trinkwasser ist sehr schlecht und schmeckt bitter; bei vielen Pilgern erzeugt dasselbe Leberkrankheiten, an denen sie sterben. Zwar hat jedes Haus eine eigene

Cisterne, es ist aber vorgekommen, daß der Regen einmal sechs Jahre hintereinander ausblieb. Man mußte sich also mit dem schlechten Brunnenwasser behelfen, das schon nach 24 Stunden von Ungeziefer wimmelte. Die Südwinde sind drückend heiß, feucht und ungesund, namentlich im September und Oktober. Dieser Stadt ist nur zu helfen, wenn der schlammige Vorhafen ausgefüllt wird, wenn man die Sümpfe in der Umgebung austrocknet, streng auf Reinlichkeit achtet und Vorkehrungen trifft, damit die Pilger ein ordentliches Unterkommen finden. Quarantänemaßregeln wären unbedingt nöthig.

Der Hafenplatz Yambo liegt nördlich von Dschidda unter 24° 10′ nördl. Br. Der Ankerplatz ist gut, und hier landen die Pilger, welche nach Medina ziehen. Nach dieser Stadt geht in ruhigen Zeiten aller 14 Tage eine Handelskarawane, welche den 56 Lieues langen Weg in vier Tagen zurücklegt. Diese Stadt hat gleichfalls schlechtes Wasser.

Um wieder auf Mekka zu kommen, so ist es, wie schon bemerkt, ein Gebot für die Pilger, daß sie im Thale Mina einen Widder, eine Kuh, einen Bock oder ein Kameel schlachten. Die großen Feste fallen, nach dem muselmännischen Kalender, in jedem Jahre um zehn Tage später. Im Jahre 1865 begannen sie im Mai, sie werden also eine Reihe von Jahren lang in die Sommermonate fallen, und das kann wieder höchst gefährlich werden.

In Arabien reisen die Pilger gewöhnlich während der Nacht. Die Armen gehen zu Fuße und halten sich zumeist so viel als möglich in der Nähe derer, welche auf Eseln reiten oder sich von Kameelen tragen lassen. Alle haben nur sehr unregelmäßigen Schlaf; sie haben den Turban abgelegt, das Kopfhaar abgeschoren, gehen barfuß und barhaupt und, wie gesagt, nur mit dem Ihram bekleidet. Erst nachdem sie alle Ceremonien verrichtet haben, legen sie ihre gewöhnliche Tracht wieder an.

Uebrigens hat die Dampfschifffahrt einen großen Einfluß auf das Pilgerwesen ausgeübt. Die Zahl der Wallfahrer ist beträchtlicher als in früheren Zeiten; sie werden ungleich rascher befördert als ehemals. Aber jetzt kommen eben in Folge davon Krankheiten in jene Gegenden, die sonst von denselben verschont blieben; denn die Landreise ging langsam von Statten und während derselben starben die Kranken hin; die, welche in ferne Länder heimkehrten, waren gesund geblieben. Im Jahr 1814 zählte man etwa 80,000, Wellsted nahm ungefähr 120,000 für das Jahr 1831 an; gegenwärtig soll die Ziffer bis auf 150,000 gestiegen sein.

Noch immer macht ein großer Theil derselben den Weg zu Lande, z. B. der sogenannte syrische Hadsch. Diese Karawane hat ihren Ausgangspunkt in Konstantinopel, zieht durch Kleinasien und Syrien, unterwegs eine beträchtliche Anzahl kleiner Pilgergruppen aufnehmend, bis nach Damaskus, von wo sie 30 bis 40 Tage gebraucht, um Mekka zu erreichen. Die ägyptische geht von Kairo aus und zieht dem Gestade des Rothen Meeres entlang. Diese Straße ist gefährlich wegen der räuberischen Beduinen, Wasser unterwegs selten und fast immer schlecht; manchmal liegen die Brunnen ein paar Tagereisen von einander entfernt. Viele Pilger schiffen sich aber auch in Suez auf Segelfahrzeugen oder auf Dampfern ein. Die persischen Pilger kommen theils auf dem Landwege; der Sammelplatz ist Bagdad, und von dort ziehen sie durch das Nedsched nach Mekka; theils schiffen sie sich in Basra ein und landen in Mokka oder Dschidda. Die moghrebinische Karawane ist nicht regelmäßig; den Anfangspunkt derselben bildet Marokko; sie zieht dann Nordafrika entlang durch Algerien, Tunesien, Tripolitanien, und weiter nach Aegypten. Sie ist schon an 8000 Köpfe stark gewesen; in der neuern Zeit fahren aber auch viele Moghrebiner zu Schiffe bis Kairo. Eine Pilgerflotte kommt im Mai aus Indien; sie bringt im Durchschnitte 2000 Mann aus Indien, 1800 aus dem indischen Archipelagus, 4000 aus dem Persischen Meerbusen und 3000 aus Südarabien. Die Muselmänner aus Indien, Java, dem Archipelagus und China kommen, wie gesagt, im Mai, zumeist auf englischen Fahrzeugen und fahren im August wieder nach Hause. Gewöhnlich sind diese Schiffe in ganz unverantwortlicher Weise überfüllt, und hier wäre wenigstens eine eben so strenge Aufsicht am Platze, wie sie für die Auswandererschiffe in Europa vorgeschrieben ist. Jedes Schiff, das vom Ganges kommt, ist von vornherein höchst verdächtig, denn dort ist die Cholera endemisch.

Durch die Eisenbahn zwischen Alexandria und Suez und die Fahrten der ägyptischen Dampfer im Rothen Meer sind die Pilgerzüge noch gefährlicher als früher geworden. Wenn man bedenkt, daß die Region, aus welcher Pilger nach und von Mekka strömen, vom Senegal bis in den malayischen Archipelagus und China, und von der türkischen Grenze in Europa bis zum Aequator reicht, dann begreift man sofort, wie weit ansteckende Krankheiten verschleppt werden können, und wie nöthig es bei der Zunahme des Weltverkehrs und der Vermehrung der Verbindungsmittel in unseren Tagen geworden ist, wirksame Vorkehrungen gegen die Verbreitung der Seuchen zu treffen.

Aus allen Erdtheilen.

G. E. Ravensteins Karte der Vereinigten Staaten, Canada, Mexico, Mittelamerika und Westindien.*) (Hildburghausen, im Bibliographischen Institut.) Mit wahrem Genügen und Vergnügen ruht das Auge auf den vier Blättern dieser schönen Karte. Auf einen Blick übersehen wir die weiten Räume der Neuen Welt vom 49° N. bis zum Busen von Panama. Die Terrainzeichnung ist klar, der Stich vortrefflich, und selbst eine kritische Untersuchung wird nichts Wesentliches vermissen. Es ist auch ein Verdienst des Kartographen, daß er nicht im Mindesten überladen hat; dadurch wurde es möglich, ein Haupterforderniß jeder guten Karte, die Uebersichtlichkeit, zu ihrem vollen Rechte zu bringen. Wir haben einmal gelesen, daß viele Leute Alles auf einer Karte finden wollen, „wo möglich auch ihr Billardzimmer und ihre Kegelbahn". Für Solche sollte man überhaupt gar keine Karte entwerfen.

Eine Uebersichtskarte Amerika's kommt gerade zu rechter Zeit. Politisch betrachtet hat der ganze westliche Theil Nordamerika's eine neue Gestalt gewonnen. Vor einem Menschenalter war das weite Gebiet vom Mississippi bis zum Gestade des Großen Oceans zum größten Theil eine Einöde, in welcher nur Indianer, Pelzjäger und Karawanen umherzogen. Die Staaten am rechten Ufer des Mississippi: Louisiana, Arkansas,

*) Aus Meyers Handatlas der neuesten Erdbeschreibung in 100 Karten. Complet (1866) 12½ Thlr.

Texas, Missouri und Iowa waren erst schwach bevölkert, nach Minnesota kaum einige Ansiedler vorgeschoben. Missouri wurde schon zum „fernen Westen" gerechnet und die einzelnen, weit von einander liegenden Forts waren zumeist Handelsposten der Pelzhändler, bei welchen auch die Karawanen rasteten.

Heute sind diese einst am Rande der großen Einöde gelegenen Staaten zu Centralstaaten geworden und der Begriff des fernen Westens hat sich alljährlich weiter gegen Abend gerückt. Zwischen diesen Centralstaaten und der Küste der Südsee entstanden binnen 16 Jahren mehr als ein Dutzend neue Staaten und Gebiete zu beiden Seiten der Sierra Nevada und der Felsengebirge. Diese neuen Regionen haben regelmäßigen Postverkehr, und von Westen, wie von Osten her rückt die große pacifische Eisenbahn immer weiter vor; man hofft, dieselbe im Jahre 1872 vollenden zu können. Diese Staaten und Gebiete zeigen auf Ravensteins Karte eine ganz vortreffliche Terrainzeichnung, auch sind die Handelswege und Poststraßen angegeben. Am Gestade des westlichen Meeres liegen von Norden nach Süden Washington Territory, Oregon und Californien; östlich von ihnen Idaho, Nevada, Utah und Arizona, noch weiter östlich hinter diesen Montana, Dakotah, Colorado und Neu Mexico; und wieder östlich: ein Theil von Dakotah, Nebraska, Kansas und das Indianer-Territorium. So hat sich die „great American desert" der früheren Karten mit Menschen gefüllt und wir lesen die Namen dieser neuen Staaten und Gebiete täglich in den Zeitungen. Sie haben für Handel und Civilisation schon jetzt eine nicht geringe Bedeutung, und an Gold- und Silberreichthum stehen manche von ihnen kaum hinter Californien zurück.

Das Blatt, welches die östliche Abtheilung der Vereinigten Staaten enthält, weist natürlich mehr Städtenamen auf als die noch dünn bevölkerte Westregion, aber die Deutlichkeit ist dadurch keineswegs beeinträchtigt worden, und die verschiedenen Nebenkarten bilden eine sehr willkommene Zugabe (Bevölkerungskarte, Mündungen des Mississippi, Neuyork und Manhattan Island, Ostvirginien und Maryland).

Die beiden anderen Blätter stellen Mexico, Centralamerika und Westindien dar. Wir finden auf denselben als Nebenkarten: die Umgebung der Hauptstadt Mexico, die projektirte Hondurasbahn, die Landenge von Panama, den Hafen von Havana und eine Höhenschichtenkarte von Nord- und Centralamerika. Auch von diesen beiden Blättern können wir nur Gutes sagen. Ravensteins Karte gehört zu den besten, welche wir über Amerika kennen und macht unsrer deutschen Kartographie alle Ehre.

Die Gründe und Veranlassungen zur Auswanderung der Tscherkessen aus dem Kaukasus.

Binnen ein paar Jahren haben nicht weniger als 470,000 Menschen ihre alte Heimat im westlichen Kaukasus verlassen, um nach der Türkei überzusiedeln. Eine Volkswanderung in solchem Umfange kann beispiellos genannt werden, und die Umstände, unter welchen sie vor sich gegangen ist, sind von höchst merkwürdiger und eigenthümlicher Art.

Die Ursassen des Kaukasus haben sich niemals zur Civilisation emporgearbeitet, sondern sind immer in einer allerdings interessanten Halbbarbarei stecken geblieben. Was sie kennzeichnet, ist die Zerklüftung, der Mangel an organischem Zusammenhang. Sie sind nicht über Stamm, Sippe, Clanschaft hinausgekommen, haben es nie bis zur Bildung eines eigentlichen Staates zu bringen vermocht. Sie sind weder durch das Christenthum noch durch den Mohammedanismus zu einer höhern Sittigung gebracht worden.

Die ganze westliche Hälfte des Kaukasus und ein Theil der anliegenden Ebene ist, oder war vielmehr bis vor Kurzem von zwei Völkerstämmen bewohnt, von den Adyche (oder wie man bisher gewöhnlich schrieb Adighe) und den Asega oder Abchasiern. Der eigenthümliche Charakter der Gegend, die Schwierigkeit der Verbindungen, die Zersplitterung der zu Ansiedlungen geeigneten Oertlichkeiten, die hafenarme Ostküste des Schwarzen Meeres, welche nur unsichere Rheden darbietet, wirkte wesentlich ein auf das ganze Leben und Treiben der Bewohner dieser Region. Was wir Ordnung und Gesittung nennen, fehlte ihnen stets.

Die Adyche bilden den großen Volksstamm, welchen wir gewöhnlich als Tscherkessen bezeichnen. Er zerfällt in zehn Volkszweige, von welchen die Nabdschen und Schapsfugen oft genannt worden sind. Die ersteren wohnten am Nordabhange des Gebirges, in den Thälern der Flüsse, welche in den Kuban fallen, und sie zählten 1861, als sie sich den Russen unterwarfen, etwa 100,000 Köpfe; die Schapsfugen zählten 150,000 Seelen; die Natuchaïzen bei Anapa und in dem dortigen Gebirge 40,000; die Kabardiner, in deren Lande der Terek fließt, zählten 1865 nur noch 41,000; die Kopfzahl der übrigen Stämme hat man auf etwa 70,000 veranschlagt. — Die Asega bestehen aus vier Zweigen: den Ssadsen- oder Dschigeten, 11,000; den Abchasen, 80,000; den Sambal oder Zebeldinern, 8000, und sechs kleineren Stämmen, die zusammen nur 5000 Köpfe zählen. Die ersten drei lebten auf der Südseite des Hauptgebirges westlich von Mingrelien, die kleineren am Nordabhange. Am Südabhange lebten auch die 20,000 Ubychen.

Soeben ist ein Werk erschienen, das einen tiefen Einblick in das innere Leben der kaukasischen Bergvölker gewährt und das manche Aufschlüsse über Wesen und Charakter derselben gibt. Wir meinen die „Sagen und Lieder des Tscherkessenvolkes, gesammelt vom Kabardiner Schora Bekmursin Nogmow. Bearbeitet und mit einer Vorrede versehen von Adolf Berge. Leipzig 1866, bei Otto Wigand." Das kleine Werk enthält wichtige Beiträge zur Ethnographie; wir wollen uns aber hier nur mit der Vorrede des Hrn. Berge beschäftigen, weil sie von einem durchaus kundigen Manne herrührt und helle Schlaglichter auf Verhältnisse wirft, die von Wichtigkeit sind, welche aber bisher zumeist einseitig dargestellt worden sind. Wir begreifen nun sehr wohl, wie es kam, daß die große Volkswanderung stattfand. —

Niemals hat irgend eine der tscherkessischen Völkerschaften einen zusammenhängenden politischen Körper gebildet. Jede theilte sich nach ihrer Familienabstammung in eine große Anzahl gesonderter Sippen, und diese Geschlechterbünde zerfielen wieder in gesonderte Familien. Diese bildeten, mit den ihnen unterthänigen Sklaven, das erste Glied der gesellschaftlichen Kette. Regierungsbehörden, Gemeindegewalten oder bürgerliche Verbindungen waren durchaus unbekannt. Man hatte nur Anfänge, Rudimente zu einer Gesellschaft, die aber nicht weiter gingen und keinen andern Inhalt hatten, als daß die Mitglieder eines Familienbundes anderen Verbindungen gegenüber zu gemeinsamer Vertheidigung und Rache verpflichtet sind. Im Stamme wurden, wenn das Bedürfniß vorhanden war, Volksversammlungen einberufen, die einen lediglich berathenden Charakter hatten. Fehden und Streitigkeiten zwischen Völkerschaften, Verbindungen und Privatleuten wurden durch Schiedsgerichte, die für den besondern Fall gewählt waren, ausgetragen. Ständige Richter gab es nicht; den Mullahs, mohammedanischen Geistlichen, legten wohl die Parteien nach gegenseitiger Uebereinkunft einen streitigen Fall vor, „aber das geistliche, durch den Islam eingeführte Gericht gehört nicht zur Zahl der volksthümlichen Institutionen".

Bekanntlich sind die tscherkessischen und abchasischen Völkerschaften in einige Stände getheilt; Aristokratie, eine Art von Mittelstand und abhängige Sklaven. Dazu kommt die wenig zahlreiche Geistlichkeit, welche nicht zu den alten Ständen gehört. Unter den Tscherkessen hatten Fürsten und Edelleute alle Macht verloren, bei den abchasischen dagegen dieselbe bewahrt. Unter den transkubanischen Tscherkessen hatten die Volksklassen der Tschwochetli den Adel aller seiner Vorrechte beraubt.

Ueberall ganz ungezügelte Freiheit und Willkür, daher denn auch immerwährende Fehde. Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts macht sich bei den Bergvölkern türkischer Einfluß bemerkbar, aber nie sind sie den Osmanen völlig unterthan geworden, und diese mußten sich auf die Besitznahme einiger Küstenpunkte (Poti, Suchum Kaleh und Gelendschik) beschränken.

Das Jahr 1783 bildet einen Wendepunkt. Rußland kam in Besitz der Krim, und der Kuban wurde Grenze zwischen dem Reiche des Czars und jenem des Sultans. Die Russen legten zur Sicherung derselben eine Reihe von Kosackendörfern (Stanitzen) an, sie bildeten die „kaukasische Vertheidigungslinie", und von nun an waren sie in unablässiger, und zwar zumeist feindlicher Berührung mit den Bergvölkern. Ueberfälle und Raubzüge kamen an die Tagesordnung. Im adrianopeler Frieden von 1828 entsagten die Türken ihren Ansprüchen auf den westlichen Kaukasus, und von da an baueten die Russen Festungswerke am Nordostufer des Schwarzen Meeres. Aber die Bergvölker blieben nach wie vor mit den Türken in Verbindung, wurden von ihnen mit mancherlei Bedarf versorgt und bezahlten denselben zumeist mit Sklaven, namentlich mit hübschen Mädchen. Allmälig gelang es aber den Russen, „Tauschhöfe" in der Nähe ihrer Burgen zu gründen und mit den Bergvölkern in Handelsverbindung zu kommen; ja, es bildete sich unter den Transkubanern eine Partei, welche Frieden mit den Moskowitern zu halten geneigt war.

Aber vor nun 26 Jahren entstand die fanatisch-mohammedanische Bewegung des Müridismus im Daghestan, also im östlichen Kaukasus; von dort kamen Sendlinge zu den westlichen Völkern und predigten denselben als heilige Pflicht einen religiösen Krieg gegen die Ungläubigen. Schamyl sandte vertraute Männer zu den Transkubanern und machte den Versuch, bei diesen einen fest zusammenhängenden Bund zu bilden. So viel wenigstens hat er erreicht, daß seit 1849 etwas mehr Zusammenhang in die Operationen gegen Rußland kam. Dieses sah sich im Kaukasus während des Krimkrieges gelähmt, denn die Türkei schickte den Bergvölkern auch Soldaten. Nach 1856 aber wurde von Seiten der Russen der Krieg mit größerm Nachdruck als je zuvor wieder aufgenommen; sie unterwarfen den östlichen Kaukasus und 1859 fiel Schamyl als Gefangener in ihre Hände. Sie konnten nun ihre an den Gebirgskrieg gewöhnten Truppen zumeist im westlichen Kaukasus verwenden. Mehre Stämme versprachen Gehorsam, setzten aber ihre Raubzüge fort, durchbrachen die russischen Linien und ließen die, gleichfalls Raubzüge unternehmenden Ubychen und Schapsfugen durch.

Die russische Regierung beschloß dann 1860 eine entscheidende Maaßregel durchzusetzen, und die „durch Emissäre und Abenteurer verschiedener Nationen fortwährend aufgewiegelten Völkerschaften" zur Botmäßigkeit zu zwingen. Die Stämme, welche sich an den Raubzügen betheiligt hatten, sollten aus der Gebirgs- und Uferregion auf die Ebene am linken Ufer des Kuban gedrängt werden, wo sie sich dann der Aufsicht der russischen Behörden um so weniger entziehen konnten, weil die Vorberge und die Eingänge zum Kaukasus durch Kosackenstanitzen bewacht werden sollten.

Herr Berge bemerkt: „Als die russische Regierung an den neuen Kriegsplan ging; hatte sie weder die Ausrottung der Bergvölker durch Waffengewalt, noch deren Verjagung aus dem Gebiete des Kaiserstaates im Auge. Um die zukünftige Lage derselben zu sichern, bestimmte sie zur Niederlassung für sie die ganze Niederung am Kuban, so daß auf jede Seele 6 bis 7 Deßjätinen, also 25 bis 30 Morgen, fruchtbaren Landes kämen." Aber in Folge ganz eigenthümlicher Umstände scheiterte dieser Plan.

Bis zum Ausbruche des Krimkrieges hatten diejenigen Bergbewohner, welche von Rußland abhängig waren, ohne Anstand Erlaubniß zur Reise in die Türkei, nach Mekka oder auch zu Handelszwecken erhalten. Im Durchschnitt verließen jährlich nur etwa 30 Familien das Land. Während des Krieges mit den Osmanen war jene Erlaubniß nicht ertheilt worden; nach dem Frieden verlangten etwa 150 Familien nach der Türkei und Mekka zu gehen, etwa 1500 Köpfe. Die Russen aber wollten eine Auswanderung in die Türkei nach Möglichkeit beschränken und verordneten, daß in jedem Jahre nur 80 Mann entlassen werden sollten. Inzwischen erfuhren die Bergvölker, daß viele Tataren aus der Krim nach der Türkei gezogen seien, und dann liefen Aufrufe um, in welchen die Geistlichen jeden Gläubigen aufforderten, in die Türkei auszuwandern, wo sie angeblich die beste Aufnahme finden und besser leben würden als unter der Herrschaft Ungläubiger. Die Mullahs verbreiteten die Nachricht, daß Rußland die Bergvölker zwingen wolle, ihrem Glauben untreu zu werden.

Man sieht, wie tief das religiöse Element in alle diese Dinge hineinspielt. Im Jahre 1859 wurde der Commandeur des kuban'schen Landstrichs, Jewdokimow, bestürmt, die Wallfahrt nach Mekka zu gestatten. Er gab sie, um eine offene Erhebung zu verhindern, doch so, daß immer nur je 10 Familien abziehen durften. Nun entstand eine beispiellose Bewegung. Man kümmerte sich nicht um dieses Gebot; „die zur Auswanderung Entschlossenen hörten auf, der Wirthschaft obzuliegen, veräußerten Hab und Gut und begannen, nach der Türkei aufzubrechen; schon nicht mehr mit bloß religiösen Zwecken, sondern rein zur Auswanderung, um unter dem hohen Schutze des Beherrschers der Gläubigen zu leben, von dem sie alles Wohl erwarteten. Nicht schwer wäre es gewesen, die Bewegung durch Gewalt aufzuhalten; doch eine solche Maßregel hätte das Land mit Leuten überschwemmt, die durch den Verkauf ihres Besitzes sich der Mittel zum Unterhalte beraubt hatten und wider ihren Willen Räuber geworden wären. Außerdem war es viel vortheilhafter, allen Unzufriedenen freien Ausgang zu geben und im Lande bloß die zu behalten, welche mit ihrer Lage zufrieden waren. Endlich konnte man darauf rechnen, daß die nähere Bekanntschaft mit der Türkei den Nimbus vernichten werde, welchen der Name des Chunkars (Sultan), in Folge der Ränke mohammedanischer Emissäre, auf alle russischen Muselmänner machte."

Im Laufe der Jahre 1858 und 1859 wanderten aus dem kuban'schen Landstrich 30,000 Muselmänner nach der Türkei aus; 1860 stockte die Auswanderung, weil ungünstige Gerüchte über das Schicksal der ausgewanderten nogayischen Tataren viele Leute bedenklich machten.

Dem Kriegsplane der Russen zufolge wurden 1861 neue Kosackenstanitzen im Quellgebiete des Kuban, der Laba und des Chods gebaut, und 1862 gelang es, ungeachtet des verzweifelten Widerstandes der Bergvölker, welche nun fast alle gemeinsame Sache gemacht hatten, alle Vorberge vom Flusse Laba bis zur Belaja durch Kosackenposten zu besetzen. Dadurch wurden alle Gemeinden abchasischen Stammes und alle nach vornehin wohnenden tscherkessischen Völkerschaften in die Nothwendigkeit versetzt, entweder die Forderungen der Russen zu erfüllen, d. h. auf die ihnen angewiesenen Landstrecken überzusiedeln, oder das Land zu verlassen. Etwa 10,000 Kabardiner und einige kleinere Stämme verstanden sich zu ersteren, während andere nach dem Südabhange des Gebirges oder auch zu den Abadsechen fortzogen, aber schon im nächsten Winter nach der Türkei gingen.

Im Jahre 1863 hatte der hartnäckige Widerstand der Bergvölker aufgehört; nach und nach kamen auch Abadsechen und Schapsfugen in die Ebene zu den Russen. Die Stimmung wurde ruhiger, schlug aber sofort um, als wieder einmal Hülfe aus der Fremde in Aussicht gestellt wurde. Die Leichtgläubigen erwarteten eine französische Armee oder eine englische Flotte. Im Herbst kamen 40 europäische Abenteurer mit 4 Kanonen zu den Ubychen und gaben sich für den Vortrab einer großen Hülfsarmee aus. Nun zogen diese Ubychen fort von ihren Feldern und Wohnungen in die Wälder der Hauptkette oder an den Südabhang, litten große Entbehrungen und wurden von den Blattern heimgesucht, die damals am ganzen Ostufer des Schwarzen Meeres wütheten. Inzwischen waren russische Heersäulen ihnen an den Südabhang nachgeschickt und drängten sie alle nach dem Meeresufer hin. Dorthin hatten die Türken Segelschiffe und Dampfer geschickt; auch wurden jetzt wieder Aufrufe erlassen, welche Gastfreundschaft bei den Osmanen versprachen.

Noch bevor die russischen Truppen am Südabhange waren, hatte die Auswanderung schon begonnen; mehr als 60,000 Auswanderer schifften sich ein, und im Frühjahr 1864 war der Andrang noch größer. Herr Berge bemerkt, daß nun die russische Regierung alle möglichen Maßregeln getroffen habe, um die Ueberschiffung nach der Türkei sicher zu stellen; sie habe den Aermsten Geldunterstützungen gegeben, Schiffe gemiethet, auch Kriegsfahrzeuge mit Auswanderern beladen.

Im Laufe der ersten Hälfte des Jahres 1864 betrug, amtlichen Nachrichten zufolge, die Zahl der Auswanderer 318,068 Köpfe. In den Jahren 1858, 1859, 1862 und 1863 etwa 80,000, so daß also an 400,000 „Seelen" nach der Türkei übergesiedelt waren. Seitdem sind noch etwa 50,000 bis 70,000 nachgefolgt.

Aber von denen, welche im westlichen Kaukasus bis zur Grenze der Kabarda und Abchasiens gelebt hatten, sind, bis gegen das Ende des Jahres 1865, doch etwa 100,000 Köpfe zurückgeblieben. Sie wohnen nun in drei Bezirken an den Flüssen Kuban und Laba. Die Kabardiner, Abchasen, Bzedbiner und Samursakaner haben ihre alten Wohnsitze nicht verlassen.

Aber der westliche Kaukasus ist nun zum größten Theil entvölkert. Vom wissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, ist das sehr zu beklagen. „Die Wissenschaft geht nun der Möglichkeit verlustig, diese Völkerschaften der allseitigen Erforschung ihrer charakteristischen Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, Sagen, Ueberlieferungen und Sprachen dort zu unterwerfen, wo sie ihre beständigen Wohnsitze von uralten Zeiten her gehabt und wo sich ihr physiologischer und sittlicher Typus unter dem Einflusse örtlicher geographischer Bedingungen ausbildete."

Der unterseeische Vulkan bei der Insel Santorino.

Diese Insel Santorino oder Thira, eine der Kykladen im griechischen Meere, ist in Bezug auf vulkanische Erscheinungen eine klassische Gegend. Sie hat die Gestalt eines Halbmondes, welcher durch Therasia und Aspronisi zum Theil geschlossen ist; innerhalb des Wasserbeckens erheben sich die kleineren Palaia Kaimeni, Neo Kaimeni und Mikro Kaimeni. Denkt man sich den Boden und die Inseln über das Wasser erhoben, so hat man das Bild eines ovalen, nach allen Seiten allmälig abfallenden Abhanges; die Wände bestehen aus trachytischen Tuffen und Conglomeraten, zwischen welchen Schichten geflossener Laven liegen. Die in der Mitte des Beckens liegenden, ebengenannten Eilande, die „Verbrannten" (Kaimeni) bestehen aus braunem, glasigem Trachyt. Wir wissen, daß 233 vor Christo in Folge

eines Erdbebens die Insel Therasia von Thira abgerissen wurde, und 196 v. Chr. erschien, allem Anschein nach in Folge ganz langsamer Erhebung, die Spitze von Palaio (Alt-) Kaimeni; 19 v. Chr. neben derselben eine neue Insel. Beide vergrößerten sich 726 und 1429 n. Chr. immer mehr, und zwischen 1707 und 1709 bildete sich Neo Kaimeni an einer Stelle, wo bis dahin das Wasser 400 Fuß tief gewesen war. Sie stieg langsam empor, und an dem Gestein fand man die Austern, welche sich auf dem Meeresgrund angebaut hatten. Nahe dabei bildete sich ein Vulkan, und durch dessen Auswürflinge wurde bald eine Verbindung mit dem Meeresgrunde hergestellt, so daß nach einigen Jahren die Insel mit ihrem 330 Fuß hohen Kegel vollendet war. Zwischen Mikro Kaimeni und Santorin erhob sich bisher, wie aus den Lothungen hervorgeht, der Meeresgrund, und schon 1810 sagte man, daß er bald über die Meeresfläche emportreten werde; 1835 hatte er nur noch 12 Fuß Tiefe; 25 Jahre früher aber 8mal so viel.

Nun ist eben jetzt, am 4. Februar 1866, eine neue Insel in der Bay von Thera (Thira oder Santorin) über die Meeresfläche emporgestiegen. Sie erreichte binnen fünf Tagen eine Höhe von 130 bis 150 Fuß, eine Länge von etwa 350 und eine Breite von 100. Ein Berichterstatter der Times (Nr. vom 23. Februar) bemerkt, daß sie zu wachsen fortfahre. Sie besteht aus einer rostschwarzen, metallischen Lava, die sehr schwer ist und halbgeschmolzenen Schlacken gleicht, wie dergleichen aus dem Hochofen kommen. Durch die Masse sind viele kleine, weißliche Partikelchen zerstreut, ähnlich wie Quarz oder Feldspath.

Die oben angedeutete Gestalt von Santorin zeigt, daß die östliche Hälfte ein großer Krater ist, der im Halbkreise sich um eine Bay zieht, in welcher das Meer den Sitz der vulkanischen Thätigkeit überdeckt. Den nordöstlichen Theil bildet die Insel Therasia. Die Bay ist 6 engl. geographische Meilen lang und 4 breit. Im Centrum aber liegen die schon erwähnten 3 Kaimeni.

Der gegenwärtige Ausbruch begann am 31. Januar. Man vernahm ein Geräusch, als ob Geschützsalven abgefeuert würden, aber von einem Erdbeben wurde nichts bemerkt. Am folgenden Tage schlugen Flammen aus dem Meer empor und zwar in dem Theile der Bay, welcher als Vulkanos bezeichnet wird. Dort hat das Wasser allezeit eine eigenthümliche Farbe und ist in Folge vieler unterseeischer Quellen stets mit Schwefel geschwängert. Die Flammen erhoben sich, in Zwischenräumen, bis zu 15 Fuß Höhe und loderten manchmal auch am südwestlichen Theile von Neo Kaimeni auf. Diese Insel wurde durch einen tiefen Spalt zerrissen und ihr südlicher Theil senkte sich beträchtlich.

Am 4. Februar wurden die Ausbrüche heftiger, die See wogte sehr unruhig, Gas brach sich mit großem Getöse aus den Tiefen heraus Bahn, es war, als ob ein Dampfkessel platze, häufig brachen Flammen aus dem Wasser heraus, fortwährend stieg weißer Qualm empor und bildete eine ungeheuere Rauchsäule, welche oben mit dunklen und schweren Wolken gleichsam gekrönt war. Am andern Morgen sah man die neue Insel und konnte deutlich bemerken, wie sie allmälig, im Süden von Neo Kaimeni, sich emporhob.

Sie ist vom Dr. Dekigalla besucht worden. Die Hitze des Seewassers stieg, je mehr er sich der Insel näherte, von 62 auf 122° F. Der ganze Boden der See, um Neo Kaimeni herum, scheint sich gehoben zu haben. An einer Stelle, wo die englische Admiralitätskarte 100 Faden zeigte, findet man jetzt nur 30, an einer andern statt 17 nur 3 Faden. Wahrscheinlich wird sich die neue Insel, wenn sie noch ferner wächst, an Neo Kaimeni anschließen. Im untern Theile hatten die tiefen Spalten eine Hitze von 170° F., der obere Theil der Insel, nachdem er vier Tage über dem Meere gewesen war, 80° F.

Gegenwärtig liegt das Centrum der vulkanischen Kraft tief unter dem Meeresboden, und nur Gase und Qualm arbeiten sich durch die Erdlage hindurch bis zum Wasser hinauf und bringen mit Geräusch, Flammen und Rauch bis an die Oberfläche. Sollte es aber dem Wasser möglich werden, durch einen Spalt im Boden einzuströmen und jenes Feuer zu erreichen, durch welches die geschmolzene Metallmasse der neuen Insel bis über die Meeresfläche emporgehoben worden ist, dann wäre eine Eruption möglich, wie jene, durch welche Pompeji zerstört wurde, nur würde jetzt die Katastrophe noch viel schrecklicher sein.

Der Ausbruch, durch welchen Neo Kaimeni (oder Nea Kaimene) gebildet wurde, begann 1707, und die vulkanische Thätigkeit dauerte, ohne den Bewohnern von Thera Schaden zu bringen, bis 1713. Es ist möglich, daß die gegenwärtige Eruption eben so lange wächst und sich gleichfalls harmlos zeigt. Aber 1650 hat ein schrecklicher Ausbruch einen großen Theil von Thera verwüstet und an dessen Nordostküste eine Insel emporgehoben, die aber bald wieder ins Meer versank, so daß nur eine seichte Stelle zurückgeblieben ist.

Die Stadt Kingston auf Jamaica. Bis vor etwa 30 Jahren war sie eine der blühendsten auf den Antillen. Ein Berichterstatter, welchen die „Times" nach der Insel abgeschickt hat, um die Verhältnisse unparteiisch zu schildern, wie sie sind, schreibt unterm 15. Januar 1865 Folgendes:

„Fuimus!" „Ich bin einmal gewesen!" so lautet das Motto von Kingston. Es existirt nur noch von der Erinnerung an die Tage, da es einen, nun hoffnungslos zerstörten Handel mit dem südamerikanischen Festlande trieb; es denkt an Zucker und Rum, an Kaffee und Pfeffer, welche vormals in Menge erzeugt und ausgeführt wurden. Statt dessen sieht man jetzt Bettelhaftigkeit und leere Fässer. Auf Schritt und Tritt Armuth und Verfall. Die Quais und Schiffsanländen zerbrochen, Läden verlassen, Waarenspeicher zugeschlossen, und man liest nicht einmal, daß irgendwo etwas zu vermiethen sei. Die Besitzer, wenn sie auch vermiethen wollten und sich ein Miether fände, würden doch kein Geld erhalten. Reparaturen sind kostspielig, und statt sie zu unternehmen, läßt man da und dort lieber ein Haus in Trümmer fallen. Die Straßen bilden rechte Winkel; wenn die Häuser besser aussähen, die Wege in ordentlichem Stand erhalten würden und nicht Alles so sehr zerfallen wäre, dann könnte Kingston eine recht hübsche Stadt sein. Vor ein paar Jahren brach mitten in der Stadt eine Feuersbrunst aus; heute noch stehen die Trümmer und dann und wann stürzen sie ein; Niemand denkt daran, die Häuser wieder aufzubauen. Selbst in den Umgebungen sieht Alles traurig aus, und sobald man die Stadt verlassen hat, befindet man sich sofort inmitten unbebauten Landes, welches einst sorgfältig bestellt war und reichen Ertrag brachte, und wo nun Gestrüpp und Wald Alles überwuchert. Diese Wildniß beurkundet eine traurige Geschichte. Freilich hat Kingston Kaufleute und wohlhabende Bürger; diese bewohnen ihre „Pens", d. h. Landhäuser und üben Gastfreundschaft nach besten Kräften. Es ist niederschlagend, wenn man durch die Straßen wandelt und überall die Beweise für den allgemeinen Verfall sieht. Diese drängen sich auch dem oberflächlichsten Beobachter auf. Die Stadt hat eine herrliche Lage, einen Hafen, in welchem die ganze britische Kriegsflotte sicher vor Anker liegen könnte; die Insel Jamaica ist ausgezeichnet durch herrliches Klima, fruchtbaren Boden und eine Fülle werthvoller Pflanzen. Die Europäer wissen, daß, wenn einmal die Engländer die Insel räumen würden, die wildeste Anarchie unausbleiblich wäre. Die Kolonialphilosophie aber lautet: „Unser Glanz ist dahin." —

Wir wollen bemerken, daß diese Schilderung im Wesentlichen mit jener übereinstimmt, welche vor sechs Jahren Anthony Trollope entworfen hat in seinem Werke: The Westindies and the spanish Main. In der von Tauchnitz veranstalteten Ausgabe nehmen die neun Kapitel über Jamaica die ersten 104 Seiten ein. Wir empfehlen dieselbe Allen, welchen es darum zu thun ist, einen Einblick in die Verhältnisse Jamaica's zu gewinnen. Sie werden finden, daß der Beobachter an Ort und Stelle ganz andere Schilderungen entwirft als die baptistischen Missionäre.

Die Völker des östlichen Asiens. Unter diesem Titel wird Adolf Bastian demnächst ein umfangreiches Werk in fünf Bänden erscheinen lassen (Leipzig bei Otto Wigand). Dasselbe soll die Beschreibung der Reisen des Verfassers und „Studien" enthalten. Bastian hat auf seiner neuesten Wanderung sich länger als drei Jahre im südöstlichen Asien aufgehalten und die sogenannten indochinesischen Völker zum ganz besondern Gegenstande seiner Forschungen gemacht. Es ist ihm gelungen, eine Menge von einheimischen Quellen aufzufinden, welche früher den Europäern unbekannt waren, und da er die indochinesischen Sprachen studirt hat, so übersetzte er an Ort und Stelle manche historische Werke der Birmanen, Siamesen und Kambodschaner; auch zeichnete er manche Sagen auf, die sich im Munde des Volkes fortgepflanzt haben und die bisher bei uns völlig unbekannt waren. (— Der „Globus" wird einige derselben mittheilen. —) Bei Beschreibung der Reisen selber wird Bastian vorzugsweise den ethnographischen Gesichtspunkt festhalten; dieser leitete ihn bei seinen Untersuchungen, damit er das Geistesleben der ostasiatischen Völker, insbesondere der buddhistischen, genau und umfassend darstellen konnte. Auch wird er Proben von Märchen, Dichtungen und Erzählungen geben, die nun zum ersten Mal in eine europäische Sprache übersetzt erscheinen. — Wir werden nun durch

ihn eine „Geschichte der Indochinesen", nach den Originaltexten der historischen Bücher zusammengestellt, unter Mitbenutzung mündlicher Sagen erhalten, und sicherlich wird der Gewinn für Ethnographie und Geschichte kein geringer sein. Gerade in Bezug auf jene Regionen ist verhältnißmäßig noch wenig geschehen. In dem Abschnitt über Birma wird Bastian auch die Geschichte von Arrakan behandeln, die Ahom in Assam und die Singpho schildern, die nationalen Ueberlieferungen der Volksstämme mittheilen, die Laosvölker der Thaï erörtern und Tenasserim sammt den südlichen Staaten beschreiben. — Nicht minder eingehend behandelt er Pegu, Siam und Kambodscha. — Der zweite Band enthält die Reisen in Birma 1861 und 1862; der dritte: Aufenthalt in Siam, nebst Reisen in Kambodscha und Cochinchina, 1863; der vierte: Reisen durch den Archipel nach Japan und der Ueberlandweg von Peking durch die Mongolei und Sibirien nach dem Kaukasus, 1864 und 1865; der fünfte handelt über den Buddhismus der Palibücher in vergleichender Zusammenstellung mit Foïsmus und Lamaismus.

Die Verwirrung in Afghanistan. Es hält schwer, eine Uebersicht der Begebenheiten zu gewinnen, welche sich in dem durch und durch zerrütteten und zerklüfteten Afghanenreiche ereignen. Der alte Dost Mohammed hatte etwa 40 Jahre lang eine Centralherrschaft geführt, aber nach seinem Tode ging sofort Alles aus Rand und Band und seine Söhne fielen wie wilde Thiere übereinander her. Die Vorgänge in jenem Lande sind für die centralasiatischen Verhältnisse von Belang und wir werden gelegentlich versuchen, dieselben im Zusammenhange zu schildern. Hier wollen wir einen Bericht geben, welchen die „Times", aus Calcutta vom 8. Januar 1865, mittheilt; man ersieht aus demselben, wie die Verhältnisse gegenwärtig stehen.

Unser (der Engländer) Verbündeter, der Emir Schire Ali Chan, scheint verloren zu sein. Seitdem er in der Schlacht bei Kandahar Sieger geblieben, in derselben jedoch seinen Sohn verloren hatte, verhielt er sich unthätig und seine Unterthanen halten ihn für verrückt. Scherif Chan, einer der beiden Brüder, welchen er jene Niederlage bereitete, erheuchelte Unterwürfigkeit, kam nach Kabul und versprach dem Emir Beistand gegen alle Feinde zu leisten, hat ihn aber dann verrathen. Abd el Rahman Chan, des Emirs Neffe, ist Schwiegersohn des Emirs von Buchara; er, und Asim Chan, welcher des Emirs Schire Ali Bruder ist, standen an der Spitze der sogenannten turkestanischen Armee und lagen in den letzten Wochen des Jahres 1865 unweit von der Stadt Kabul. Sie gingen mit dem Plan um, das von Dost Mohammed vereinigte Afghanenreich zu theilen; der Emir hatte jedoch die darauf bezüglichen Anträge abgelehnt. Dem Plane gemäß soll Afsel Chan, der älteste Bruder des Emirs, Vater Abd el Rahmans, und jetzt als Gefangener in der Burg, dem Balahissar von Kabul, diese Hauptstadt bekommen; der Schah von Persien soll mit einem Theile der Provinz Herat, und eventuell auch mit dieser Hauptstadt abgefunden werden. Der Emir Schire Ali hat eigentlich gar keine Armee, da mit Ausnahme seiner persönlichen Anhänger und jener seines Sohnes Ibrahim Chan und seines Neffen Fattih Mohammed Chan (diese sind überhaupt die einzigen, welche ihn noch unterstützen) Alle sich mit seinen Feinden vereinigt haben. In der Stadt Kabul sind alle Läden geschlossen; die meisten Einwohner sind fortgezogen, nachdem sie ihre werthvolle Habe vergraben hatten. Die Anhänger des Emirs brachten ihre Schätze nach Ghasna in Sicherheit. Alles ist chaotisch. Wenn demnächst Afsel Chan von seinem Kerker aus den Thron besteigt und von seinem tapfern Sohne Abd el Rahman und vom Beherrscher Buchara's unterstützt wird, dann bleiben sicherlich seine anderen Brüder, Asim Chan und Scherif Chan, nicht lange ruhig. Die Niederlage des gegenwärtigen Emirs ist unserer Sache nicht günstig und bedroht den Frieden an der Grenze. Wir hatten ihn als den berechtigten Herrscher anerkannt. Wir werden uns nicht in die afghanischen Wirren mischen, aber Afsel Chan haßt uns. —

Steinkohlen in Neuschottland. Die Gruben zeigen sich ungemein ergiebig, und ein großer Theil der Ausbeute wird nach den Fabrikbezirken von Neuengland verschifft. Die Kohlenformation umfaßt den größten Theil der Counties Cumberland, Colchester, Hants, Pictou, Sydney, Guysboro und die Insel Cap Breton; hier und in Pictou fördert man die besten Sorten; überall zeigen die Lager eine große Mächtigkeit, zum Theil bis zu 40 Fuß! Im Jahre 1827 wurden erst 4000 Chaldrons (zu 36 Scheffeln, Buschels) gefördert, 1850 erst 96,000; dann aber stieg die Produktion und sie hat 1864 schon mehr als eine halbe Million Tonnen betragen.

Kohlenreichthum in Ostindien. In Folge der geognostischen Untersuchungen und Vermessungen, welche seit etwa zehn Jahren unter Oldhams Leitung kaum eine Unterbrechung erfahren haben, sind auch die Kohlenregionen im Pendschab, in Assam, Bengalen und Centralindien genau bekannt. Jene im Pendschab haben keine große Ausdehnung und werden höchstens den Bedarf des nordwestlichen Indiens befriedigen können. Die Assamkohle gehört nicht, wie man früher annahm, dem ältesten kohlenführenden Gesteine, sondern dem tertiären an. Sie lagert nahe dem Brahmaputra und dessen Zuflüssen, hat großen Handelswerth und ähnelt der besten Koakskohle von Newcastle. Man ist nun darüber aus, nach Assam Straßen zu bauen, damit diese Kohle nach Bengalen, insbesondere nach Calcutta gebracht werden könne. Sobald das geschieht, dann braucht man dort keine Kohlenzufuhr aus England mehr. Die ostbengalische Bahn wird einen beträchtlichen Theil dieser Assamkohle befördern. — Die Kohlenregion in Bengalen reicht von Bardwan aus (80 Miles von Calcutta) nach Westen, im Süden der Soane, bis ins Thal der Nerbadda. Sie ist ungemein reichhaltig an fossilen Ueberresten von Pflanzen und Reptilien, welche den jüngst in Australiens Kohlenlagern gefundenen gleichen. Die planmäßige Erforschung der geognostischen Verhältnisse und des Mineralreichthums in Indien befindet sich erst in den Anfängen und hat doch schon wichtige Resultate geliefert. In Calcutta wird ein großes indisches Centralmuseum gegründet.

Vom nördlichen Red-River im britischen Nordamerika. In diesem Gebiete geht das civilisirte Leben in jenes der Wildniß über. Die weißen Ansiedler, zumeist Canadier, englischer oder französischer Abkunft und Mischlinge dieser mit den Indianern, sogenannte Bois brûlé's, betrachten die Büffeljagd als einen ihrer wichtigsten Nahrungs- und Erwerbszweige. Sobald dieselbe ungünstig ausfällt, machen Noth und Mangel sich bemerkbar. Vier Ortschaften: Pembina, St. Joë, White Horse Plain und Portage betheiligen sich vorzugsweise bei dieser Jagd, welche im vorigen Jahre sehr ungünstig ausgefallen ist. Die zu Toronto erscheinenden „Canadian News" geben den Erklärungsgrund dafür. Im Gebiete der Vereinigten Staaten sind viele Sioux-Indianer aus ihren Jagdgründen vertrieben worden und sie sind dann, um ihr Leben zu fristen, in kleinen Gruppen nach jenen Gegenden gezogen, welche bisher als Jagdgründe der Leute vom Red River betrachtet wurden. Dort haben sie nun den Büffel gejagt, ihn weiter nach Norden getrieben, und damit ist eine Erwerbsquelle versiecht. Ohnehin nimmt die Zahl der Büffel merklich ab; diese Klage wird schon seit länger als 20 Jahren erhoben und wird auch nicht eher verstummen, als bis überhaupt die Büffel verschwunden sind. Man richtet ungeheuere Verwüstungen unter den Thieren an, mit Pfeilen, Speeren und Flinten; viele werden den Wölfen zur Beute, viele ertrinken beim Schwimmen durch die Flüsse, und es ist sehr zu beklagen, daß eine beträchtliche Anzahl von den Jägern aus bloßem Zeitvertreib niedergeschossen wird. Nun hat der Jagd- und Prairie-Indianer keine andere Hülfsquelle als den Büffel; diese Quelle wird ihm zerstört; was Wunder, wenn er von tiefem Ingrimm gegen die Weißen erfüllt wird? Sein Land haben sie ihm längst genommen, und seine Nahrungsmittel nehmen sie ihm auch; sie, welche doch so viele Hülfsmittel der Civilisation haben. Zu Lord Milton, der vor zwei Jahren ganz Nordamerika von Osten nach Westen durchwanderte, sprach ein alter Prairie-Indianer Folgendes: „Sag mir nur, weshalb ihr weißen Leute hierher kommt? Ich weiß, daß ihr in euerm Land Ueberfluß an Allem habt, Thee, Salz, Taback und Rum; ihr habt schöne Flinten und Pulver und könnt schießen, was euch beliebt. Nur den Büffel habt ihr nicht und nun kommt ihr zu uns, um ihn zu tödten. Ich bin auch ein Häuptling und ich sage dir: der große Geist hat uns nicht Alle auf gleiche Weise behandelt; euch gab er eine Menge von werthvollen Sachen, uns aber gab er lediglich und allein den Büffel. Weshalb kommt ihr also und vernichtet uns das einzige Gut, welches der große Geist uns gegeben hat? Ihr seid gut, das will ich glauben, ich erlaube euch, auf unserm Gebiet zu jagen und ihr sollt mir immer in meinem Wigwam willkommen sein." Mit dem letzten Büffel wird der letzte Prairie-Indianer verschwinden.

Aus nordamerikanischen Zeitungen.

Die Vereinigten Staaten sind dasjenige Land, welches die höchsten Steuern und Abgaben zu zahlen hat. Die Eingangszölle sind hart an der Grenze der Prohibitivzölle. In Newyork wurden 1865 bis zum 30. November für 171,458,869 Dollars Waaren eingeführt, und dafür mußten an Zoll 82,490,671 Dollars bezahlt werden! Die Ausfuhren betrugen in derselben Zeit 158 Millionen. Baumwollenwaaren müssen 36, Wollenwaaren mehr als 38 Procent vom Werthe zahlen, und die neuengländischen Fabrikanten, welche den hohen Tarif im Congresse durchgesetzt haben, machen einen Reinprofit von 90 bis 110 Procent. Sie haben stets durch hohe Zölle den Süden und den Westen ausgebeutet; jetzt aber fängt der letztere an sich gegen das „Ausplünderungssystem" zu erheben.

Auf den Eisenbahnen in den Straßen von Newyork sind 1865 mehr als 60,000,000 Fahrgäste befördert worden.

Unglücksfälle auf Eisenbahnen sind in den Vereinigten Staaten während des Jahres 1865 nicht weniger als 183 vorgekommen gegen 143 im Vorjahre. In letzterem verloren dabei 404 Menschen das Leben, in ersterem nur 335. Für Todesfälle auf Eisenbahnen haben die Amerikaner das Wort Viatricide in Anwendung gebracht.

Man hört jetzt selten etwas über die Mormonen. Nun verlautet aber, daß sie die Strecke der großen pacifischen Eisenbahn, welche durch ihr Territorium Utah führt, auf eigene Kosten bauen wollen; das allein schon zeugt für ihren großen Wohlstand.

Die zu Newyork erscheinende „World" vom 10. Januar enthält Folgendes: Die Nationalschuld beträgt in runder Summe 3,000,000,000 Dollars. Da wir etwa 30,000,000 Köpfe zählen, so beträgt das auf jeden Einzelnen 100 Dollars. Die Schuld des Staates Newyork beträgt 51,000,000 Dollars; auf 4,000,000 Seelen vertheilt, kommen auf jede etwa 13 Dollars. Die Schulden der Stadt Newyork betragen 41,000,000 Dollars, macht auf den Kopf 41 Dollars. Somit stellt sich heraus, daß jeder Mensch im Staate Newyork mit 154 Dollars für öffentliche Schulden belastet ist. Da aber nur jeder sechste Mensch ein eigentlicher Arbeiter, ein erwerbendes Individuum ist, und Frauen, Kinder, Greise ꝛc. nicht in Anschlag kommen, so stellt sich heraus, daß jeder eigentliche Producent mit ungefähr 1000 Dollars Schulden belastet ist und für diese Zinsen tragen muß. Und dazu kommen die exorbitant hohen Unions-, Staats- und Municipalabgaben! —

Laut der Botschaft des Gouverneurs Andrew von Massachusetts hat dieser Staat für den Unterjochungskrieg, welchen die Abolitionisten hervorgerufen, etwa 56,000,000 Doll. verausgabt. Ein großer Theil derselben ist für Anwerbung „freiwilliger" und auswärtiger Soldknechte verausgabt worden. Manche Massachusettsregimenter bestanden fast ganz aus angeworbenen Irländern und leider auch Deutschen; die Offiziersstellen waren aber mit Yankees besetzt, häufig Advokaten oder auch Pastoren. — Der Gouverneur von Maine veranschlagt für seinen Staat die Kriegsausgaben auf nur 15,000,000 Doll., auch davon entfällt eine erhebliche Summe auf Anwerbeprämien für „Freiwillige" und Stellvertreter. Die letzteren wurden im Staate Rhode Island eine Zeitlang mit 1500 Dollars bezahlt. (Newyork, „Weekly News" vom 13. Januar.)

Aus Ohio und anderen westlichen Staaten sind im Laufe des Winters tausende von Deutschen und Schweizern nach den südlichen Staaten, namentlich Louisiana und Mississippi ausgewandert, um zu versuchen, ob sie dort auf dem Felde arbeiten können. Sie wollen die Stelle der nicht arbeitenden Neger ersetzen.

Auf den westlichen Flüssen fahren nicht weniger als 910 Dampfschiffe; Werth derselben 24½ Millionen Dollars.

Allmälig kommen sehr bezeichnende Ziffern, und zwar amtlich, zum Vorschein über allerlei, was sich auf den Krieg bezieht. Dahin gehört die „Statistik der Gefangenen". Die Zahl derselben, welche „parolirt" wurden, war 329,000, von denen sich etwa 157,000 in den Händen der Conföderirten befanden, deren Armeen doch sechs- bis siebenmal schwächer waren als jene der Nordstaaten. Vom 1. August 1861 bis 29. November 1865 sind, abgerechnet die beträchtliche Anzahl von conföderirten Gefangenen, welche in nördlichen Gefängnissen in Folge barbarischer Behandlung und schlechter Pflege umkamen, nach den Angaben des amerikanischen „Army and Navy Journals" gestorben: zu Washington im Distrikt Columbia: 15,412 Weiße, 6328 Schwarze; — zu Alexandria in Virginien: Weiße 2372, Schwarze 229; — zu Andersonville in Georgia: 12,918; — bei Spottsylvania und Wilderneß: 1500; — in und bei Nashville in Tennessee etwa 32,000; — bei Richmond in Virginien: 60,000. In den Jahren 1863 und 1864 zählten die Armeen der Nordstaaten mehr als 40,000 Offiziere; ein solcher kam auf je 25 Mann. — Amtlichen Berichten des Kriegssekretärs zufolge hat der Norden in dem Kriege gegen den Süden an Truppen aufgeboten vom April 1861 bis Mai 1865: 2,759,040 Mann; davon wurden gestellt: 2,656,553, davon waren Neger 178,975 Mann.

Die Hauptmünzstätte der Vereinigten Staaten befindet sich bekanntlich in Philadelphia. Sie hat im Jahr 1865 geprägt: Gold für 25,105,217 ½-Dollars, Silber für 3,636,308, Bronce und Nickel 1,183,300 Dollars. — In Neuorleans befindet sich eine Zweigmünzstätte seit 1838; sie hat überhaupt seit jener Zeit für 40,318,615 Dollars Gold und 29,890,037 Dollars Silber geprägt. Die Münzstätten zu Charlotte in Nordcarolina und zu Dahlonega in Georgien dürfen nur Gold prägen; sie haben, seitdem sie bestehen, zusammen 11,170,560 Dollars geliefert; durchschnittlich im Jahre für 250,000 Dollars. Zu San Francisco wurde im vorigen Jahre für 19,144,875 Dollars Gold geprägt. Auch zu Denver City in Colorado befindet sich eine Zweigmünze. — In den Vereinigten Staaten sind seit 1793 (bis Ende 1865) geprägt worden: für 419,725,424 Dollars Gold in 52,405,338 Stücken; Silber für 98,740,834 Dollars in 398,931,680 Stücken.

---

st. **Die Aymara-Indianer in Südamerika.** Das ganze Hochland zwischen der Küstencordillera im Westen, den Anden im Osten, bis nach Oruro im Süden und der Lagune von Titicaca im Norden wird von Aymara-Indianern bewohnt, die durch ihre Falschheit und Heimtücke, hervorgerufen von dem Jahrhunderte hindurch genährten unauslöschlichen Haß gegen die weiße Rasse, dem Reisenden sehr hinderlich in den Weg treten. Zudem sind sie von Natur sehr träge und im höchsten Grade schmutzig. Nicht einmal nach seiner Geburt, sagt v. Tschudi in seiner Reise in Südamerika, wird der Aymara-Indianer gewaschen, noch weniger wäscht er sich jemals in seinem übrigen Leben. Es bildet sich daher auf seinem Körper eine Schmutzkruste, die seinem tiefbraunen, oft dunkelschwarzbraunen Colorit eine noch dunklere Nuance verleiht. Der Quichua-Indianer, Bewohner des peruanischen Hochlandes, steht in jeder Beziehung über dem Aymara. Er ist thätiger, offener, weniger intolerant und viel intelligenter.

Zur Statistik der Wollproduktion. In London, dem Hauptwollmarkte, sind 1865 aus den britischen Colonien angebracht worden: 435,222 Ballen Wolle (374,034 in 1864); davon kamen aus Indien 2671, vom Cap der guten Hoffnung 99,991 und von Australien 332,560 Ballen. Die Gesammteinfuhr von Wolle stellte sich auf 467,889 Ballen in London, in Liverpool auf 171,995, in Hull 31,903, in Leith 6843, außerdem erhielten Hartlepool und Grinsby einige tausend Ballen.

Die Gesammteinfuhr betrug 1861: 504,162; 1862: 567,668; 1863: 595,326; 1864: 670,707; 1865: 685,634 Ballen.

Für das letzte Jahr stellen sich, abgesehen von den drei oben genannten Colonien, die Einfuhren aus Deutschland auf 24,696 Ballen, Spanien nur 876, Portugal 12,685, Rußland 37,147, verschiedene Länder z. B. die La Plataregion ꝛc. 123,451.

Tasmanien lieferte 16,082, Neusüdwales und Queensland 79,672, Victoria 135,513, Südaustralien 45,505, Westaustralien 2991, Neuseeland 52,797. In der letztgenannten Colonie nimmt die Schafzucht einen raschen Aufschwung, und die Schafe mit langem Stapel gedeihen dort besser als selbst in Australien. — Die Capcolonie in Südafrika geht auch vorwärts; aus dem Bezirke der Algoabay kamen 85,128, aus Capstadt 8795 und aus Natal 6068 Ballen, zusammen etwa 100,000; außerdem wurden 37,000 Ballen direkt nach Nordamerika verschifft.

Die Einfuhr von Getreide und Hülsenfrüchten in Großbritannien und Irland hat 1865 betragen: 4,728,785 Quarters Weizen; 2,195,738 Q. Gerste; 2,766,672 Q. Hafer; 223,156 Q. Bohnen; 170,534 Q. Erbsen; 47,416 Q. Roggen; 7826 Q. Buchweizen und 1,644,577 Q. Mais.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus dem Haus- und Volksleben in China.

Die Seltsamkeiten der Chinesen. — Die Frauen haben keine Seele. — Stellung der Frauen. — Häusliches Leben; Polygamie. — Die Mädchen und die Verkrüppelung der Füße. — Väterliche Gewalt und kindliche Pietät. — Der Kindermord. — Findelhäuser. — Begräbnisse. — Der Sarg ein Luxusartikel. — Schauspiele und Komödianten.

Für uns Europäer bietet das ganze Leben und Treiben der Chinesen eine Menge auffallender Widersprüche dar; es zeigt eine Menge von Eigenthümlichkeiten auf, die uns sonderbar und abstoßend erscheinen.

Was würde man bei uns von einem Sohne denken, der sich beikommen ließe, als Zeichen kindlicher Liebe und Anhänglichkeit seinem Vater, zum Geburtstag etwa, einen



Chinesischer Sarg. (Nach einer Photographie.)

Sarg zu schenken? Der kranke Erzeuger sieht aber darin einen rührenden Beweis von Theilnahme und ist über dieselbe hocherfreut.

Was sagen wir ferner zum Verkrüppeln der Füße, welches im Blumenreiche der Mitte seit langer Zeit Mode ist? Was zu einem Familienleben, das ganz und gar auf kindlicher Pietät beruht, und in welchem doch die Frauen eine untergeordnete Stellung einnehmen? Wo die Vorfahren eines verdienten Mannes geadelt werden, nicht die Nachkommen? Dieser letztere Brauch ist aber nicht gerade unverständiger, als die Uebertragung des Adels auf die Nachkommen. Wir unsererseits haben weder gegen die eine noch die andere hier etwas einzuwenden.

Abbe Huc hatte auf seinen Wanderungen im Innern China's einen Schriftgelehrten, den Magister Ting, zum Begleiter. Sie kamen nach Lean gschan, wo die zum Christenthum bekehrten Chinesenfrauen die Kapelle besuchten. Der Magister nahm daran Anstoß, er fand das frech und ungehörig, und war erstaunt, als der Missionär ihm sagte: „Diese Frauen besuchen den Gottesdienst, um ihre Seele zu retten." Ting trat einige Schritte zurück, kreuzte die Arme und rief:

„Aber sie haben ja gar keine Seele; Weiber haben keine Seele, und ihr wollt trotzdem Christinnen aus ihnen machen?"

Diese wenigen Worte des Schriftgelehrten geben ein recht schlagendes Beispiel für eine geradezu barbarische Auffassung, die aber in China noch sehr allgemein ist. Der Magister sagte, seine Frau werde nicht wenig erstaunt sein, wenn er ihr sage, ein Europäer hätte behauptet, daß auch sie eine Seele besitze!

Wie verträgt sich diese rohe Barbarei, welche im Weib ein niedrig stehendes Geschöpf erblickt, bei einem in manchen Dingen so verfeinerten Volke mit dem Grundsatze der kindlichen Pietät, deren Ausübung so durchaus das ganze chinesische Leben durchdringt und die so manche in der That erbauliche Seiten darbietet? Von jeher hat man in China das Weib für gar nichts gerechnet; auch die

Reichsgesetze nehmen keine Notiz von den Frauen, außer um ihre Dienstbarkeit recht festzustellen. Der Mann kann seine Frau schlagen, verkaufen, Hungers sterben lassen, oder auch, was in manchen Landestheilen nicht selten vorkommt, auf beliebige Zeit an einen andern vermiethen. Dazu kommt noch die Vielweiberei, welche auch in China so viele Uebelstände im Gefolge hat. Manchmal begeht eine Frau aus Verzweiflung Selbstmord und der Ehegemahl ist darüber sehr betrübt, denn — er muß sich nun eine andere kaufen!

Diese Knechtschaft, Dienstbarkeit und niedrige Stellung im Hause wie im öffentlichen Leben ist dreifach besiegelt: durch die Sitten, die öffentliche Meinung und, wie schon angedeutet, auch durch die Gesetzgebung. Die Geburt eines Mädchens wird als eine Art von Mißgeschick betrachtet; es wird von den Brüdern als Magd behandelt, muß die schwersten und niedrigsten Arbeiten verrichten und darf sich nur wenig außer dem Hause sehen lassen. Sobald es mannbar wird, schlägt der Vater es an den Meistbietenden los, ohne nur zu fragen, ob es heiraten wolle; insgemein hat es auch den Bräutigam nie zuvor gesehen; es ist eben eine Handelswaare, welche man an den Meistbietenden verhandelt. Aber freilich, am Hochzeitstage putzt man dieses Opfer stattlich mit Seide, Gold und allerlei anderem Schmuck heraus und setzt es in einen Tragsessel, damit es wie eine Königin throne. Nachher aber ist es dem Käufer völlig preisgegeben, muß auch in der neuen Familie, in der die junge Frau eine Wildfremde ist, unbedingt gehorchen und ist, wie ein chinesischer Schriftgelehrter sich ausdrückt, lediglich ein Schatten und ein Wiederhall. Sie darf weder mit dem Manne noch mit den Söhnen an demselben Tisch essen, muß sie schweigend bedienen, darf erst etwas genießen, wenn jene sich gesättigt haben und nachdem sie ihnen die Pfeifen angezündet hat.



Verkrüppelte Frauenfüße und Schuhe.

Es ereignet sich, daß Aeltern ihre Kinder verheiraten, bevor dieselben noch das Licht der Welt erblickt haben. Die contrahirenden Theile bekräftigen das Versprechen, indem Jeder ein Stück Zeug von seinem Rock abreißt und es dem Andern einhändigt.

Die Polygamie war in früheren Zeiteren nur den Mandarinen und solchen Männern gestattet, die im Alter von 40 Jahren noch keine Kinder hatten; diese durften einige „kleine Frauen" nehmen. Das alte Gesetzbuch bestimmte: Wer eine Nebenfrau hält, „soll 100 Ruthenstreiche auf die Schultern erhalten". Aber dieser Verfügung wird keine praktische Folge mehr gegeben. Die erste Frau ist gleichsam Gebieterin über die kleinen Frauen, und die Kinder der letzteren erkennen nur die erste als ihre Mutter an. Um ihr eigene, leibliche Mutter legen sie keine Trauer an. Die kleine Frau wird für niedrig stehend erachtet, ist durchaus abhängig von der rechtmäßigen Gattin, der sie jeden Gehorsam leisten muß, und den Hausherrn darf sie nur mit dem Namen anreden, welchen er als Familienvater führt.

Es ist ein Glück, daß in der Praxis viele Frauen sich eine leidlichere Stellung zu erringen wissen, und daß viele chinesische Männer besser denken, als die große Menge. Aber die gleichberechtigte Stellung, welche in Japan den Frauen willig eingeräumt wird, kommt in China niemals vor. Die reichen Männer halten ihre Frauen im Hause, und wenn die Abschließung auch bei weitem nicht so streng ist, wie bei den mohammedanischen Völkern im Harem, so erlaubt doch der Gemahl nur selten, daß die Frau andere Häuser oder ihre Verwandten besuche, und das geschieht dann allemal in Tragsesseln, damit Niemand auf der Straße sie sehen könne. Noch bis heute ist es, selbst in Peking, keinem Europäer gelungen, die Frauen und Töchter seiner chinesischen Bekannten und Freunde zu sehen, und als während des letztverflossenen Kriegs die europäischen Offiziere bis in die Frauengemächer drangen, stellte sich heraus, daß die jungen Frauen in Koffern, oder unter Haufen alter Kleidungsstücke versteckt worden waren. Die Chinesinnen gewöhnten sich aber bald an die Gesichter der abendländischen Soldaten und namentlich fanden sie großen Gefallen an der Militärmusik. Die Frauen der ärmeren Klasse sind einem solchen Zwange schon deshalb nicht unterworfen, weil sie so viele Arbeiten auch im Freien zu verrichten haben. Jene der reichen Männer sind dagegen mit Luxus umgeben und erfreuen sich an allerlei Putz. Sie spielen auch in den Romanen eine sehr hervorragende Rolle; manche sind in der Literatur bewandert, und China hat sogar Dichterinnen, deren Poesien als hübsch bezeichnet werden können.

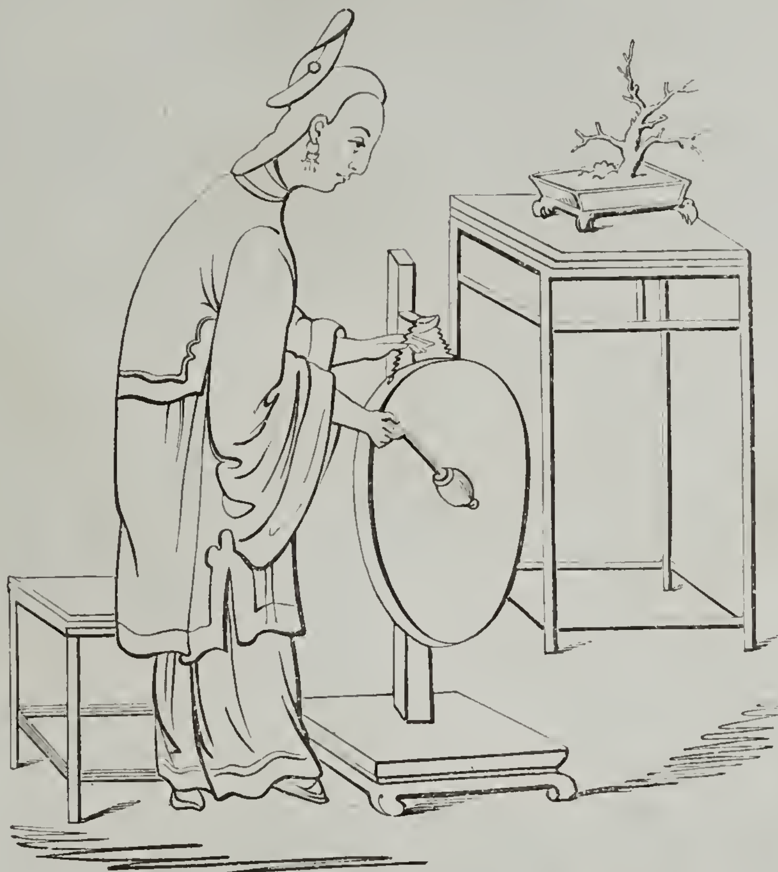
Es ist eine falsche Annahme, der zufolge dem weiblichen Geschlechte die Füße aus Eifersucht verkrüppelt würden, damit die Frauen recht hübsch zu Hause bleiben müßten. Diese Mode reicht schon ins hohe Alterthum hinauf. Die Chinesen selbst erzählen, eine Prinzessin habe außerordentlich kleine Füße gehabt und dadurch die Aufmerksamkeit und den Neid anderer vornehmer Frauen erregt. Und wenn sie selber dieser Schönheit sich nicht rühmen konnten, so sollten doch ihre Töchter derselben theilhaftig sein. So geschah es, und die Mode griff im Fortgange der Zeit immer weiter um sich und heute sind reiche wie arme Frauen kleinfüßig.

Zwischen dem vierzehnten und achtzehnten Monate beginnt die Operation. Die Füße werden mit zwei Leinwandbinden, dem Tschan pu und dem Tschio pu, umwickelt, und zwar so, daß die vier kleinen Zehen unter die

Sohle gebogen werden, die große Zehe aber frei bleibt, ähnlich wie wenn wir eine Hand ballen, aber den Daumen in seiner natürlichen Stellung lassen. Ein Mädchen ohne verkrüppelte Füße findet nicht leicht einen Mann; ihm fehlt ja, nach chinesischen Begriffen, eine Hauptschönheit. Die aber, welchen sie nicht mangelt, können ihre Beinmuskeln nicht üben, bekommen keine Waden, ihre Beine sind wie Stelzen, und der Gang bleibt wackelnd. Das Alles müssen die armen Geschöpfe mit Jahre langer Qual und Pein erkaufen. Aber man gewöhnt sich an Alles und die Chinesinnen laufen, trotz dieser kleinen Füße, sehr rasch und sicher; ja, sie haben ein Bewegungsspiel, bei welchem man einander hölzerne Tellerscheiben oder auch Bälle zuwirft. Bei uns in Europa schleudert man dieselben mit dem Ballholze zurück, die Chinesinnen aber bedienen sich statt desselben der Sohlen ihrer kleinen Schuhe. Uebrigens haben wir mehrfach gelesen, daß in neueren Zeiten die Mode der Verkrüppelung in manchen vornehmen Familien nicht mehr beobachtet wird. Die Mandschufrauen haben den widersinnigen Brauch niemals angenommen, und es ist nun einige Aussicht, daß im Fortgange der Zeit derselbe nach und nach in Abgang kommen werde.

Der Vater hat unbedingte Gewalt über seine Kinder; er kann sie verkaufen, und das Gesetz gibt ihm sogar das Recht, ein Neugebornes auszusetzen. Die zum Kauf ausgebotenen Knaben werden gewöhnlich Diener im Hause von Mandarinen, Kaufleuten oder Handwerkern, häufig aber auch Lastarbeiter. Die Mädchen werden zur Ausschweifung erzogen und methodisch abgerichtet. Neugeborne Kinder wirft man selten ins Wasser, es sei denn, sie kämen mit widerwärtiger Ungestalt ans Tageslicht. Aber bei der großen Armuth, der sich in China mindestens einhundert Millionen Menschen preisgegeben sehen, kommt allerdings sehr oft Kindermord vor, bei welchem übrigens manchmal Aberglaube eine große Rolle spielt, z. B. in der großen Provinz Honan jener an die Seelenwanderung. Aber vielfach werden die Kleinen nur deßhalb getödtet, weil sie den Aeltern Unbequemlichkeit verursachen und doch essen wollen; insbesondere entledigt man sich der Mädchen, weil sie für eine Quelle der Armuth und Dürftigkeit gelten. Dort freilich, wo bei Baumwollenbau und Seidenzucht die Mädchen eine lohnende Beschäftigung finden, fällt wenigstens ein Grund oder Vorwand zum Kindermorde weg. Aber man darf aus jenen Vorkommnissen nicht etwa den Schluß ziehen, daß alle Chinesen taub gegen die Stimme der Natur seien.

Wahr ist, daß man zuweilen an Straßen, auf Flüssen und Seen Kinderleichen ausgesetzt findet. China nämlich kennt keine gemeinschaftlichen Begräbnißstätten; jede Familie begräbt ihre Todten auf eigenem Grund und Boden. Begräbnisse aber sind kostspielig; für die Bestattung von Vater und Mutter bringt man gern große Opfer, auf jene der Kinder dagegen legt man keine Bedeutung und arme Leute wollen dadurch nicht noch ärmer werden. Sie wickeln also die Leiche in eine Matte, setzen sie aus, oder werfen sie ins Wasser. Ausnahmsweise werden allerdings auch wohl lebendige Kinder ausgesetzt, was ja aber auch in Europa geschieht. Uebrigens gilt der Kindermord für ein Verbrechen, und die Behörden haben allezeit gegen einen solchen Mißbrauch der väterlichen Gewalt gewarnt. So z. B. lautet ein Edict aus neuerer Zeit (1848): „Der Criminalrichter der Provinz Kuang tung verbietet auf das Strengste, kleine Mädchen auszusetzen. Dieser abscheuliche Brauch muß aufhören und man muß die Lebenspflichten erfüllen. — Es gibt Anstalten für die Aufnahme von Findelkindern weiblichen Geschlechts; nichts desto weniger dauert jener abscheuliche Brauch fort. Aber er verstößt gegen Sittlichkeit und Gesittung und stört die Harmonie des Himmels. Deshalb erlasse ich die allerstrengsten Verbote und zwar aus nachfolgenden gewichtigen Gründen: — Blicket auf die Insekten, Fische, Vögel und wilden Thiere; sie alle lieben ihre Jungen. Wie könnt ihr nun die ermorden, welche aus euerm Blute gebildet wurden und für euch sind, wie die Haare auf euerm Haupte? Beunruhigt euch nicht eurer Armuth wegen, denn ihr könnt euch durch die Arbeit eurer Hände einige Hilfsquellen verschaffen. Es mag für euch schwer halten, eure Töchter zu verheiraten, aber darin liegt kein Grund, sich ihrer zu entledigen. Die beiden Mächte des Himmels und der Erde verbieten es. — Ich bin ein wohlwollender, gütiger, barmherziger Richter. Jeder, wer eine Tochter hat, muß sie sorgfältig erziehen, oder, wenn er arm ist, sie ins Findelhaus schicken, oder sie einer befreundeten Familie anvertrauen, damit sie von dieser erzogen werde. Wenn ihr sie aber, wie bisher geschehen, verlasset, dann sollt ihr nach den Gesetzen bestraft werden. Ihr seid unnatürlich und entartet und verdient gar keine Nachsicht, wenn ihre eure Kinder ermordet ꝛc."



Eine chinesische Magd schlägt auf den Gong und gibt damit das Zeichen zum Mittagsessen. (Nach einer chinesischen Zeichnung.)

Trisson schildert nach eigener Anschauung die Grüfte oder Thürme, in welche die Kinder begraben werden, welche man nicht anderweitig begraben läßt. Dieselben haben eine Umfassungsmauer von etwa 10 Fuß Höhe, und bis in die Mitte derselben führen Stufen hinab bis zu einer innern Wand. Die Gruft hat 18 bis 30 Fuß Durchmesser und ist etwa 45 Fuß tief. In dieser Grube befindet sich ungelöschter Kalk, und dort hinein wird das Kind geworfen. Die Aeltern wickeln dasselbe in eine Matte und werfen es selbst hinein, oder geben es auf einen Kinderleichenwagen. In Peking fahren täglich vor Sonnenaufgang fünf von Ochsen gezogene Karren durch die fünf

Stadttheile, und wer sich todter oder lebendiger Kinder entledigen will, übergibt dieselben dem Fuhrmann. Die Leichen werden in eine gemeinschaftliche Grube gelegt und mit ungelöschtem Kalk überdeckt; die lebendigen liefert der Fuhrmann im Yü yng lang, d. h. dem Tempel der Neugebornen, ab, in welchem Ammen und Verwalter auf Staatskosten gehalten werden. Solche Aufnahmehäuser für Kinder findet man in allen größeren Städten.

Uebrigens ist im buddhistischen China der Kindermord doch nicht so arg im Schwange wie, laut den Angaben des Coroners Dr. Lankester, in dem christlichen London, der Hauptstadt des frommen Englands. „In China wird kein Geheimniß aus der Sache gemacht; darin liegt der ganze Unterschied.“



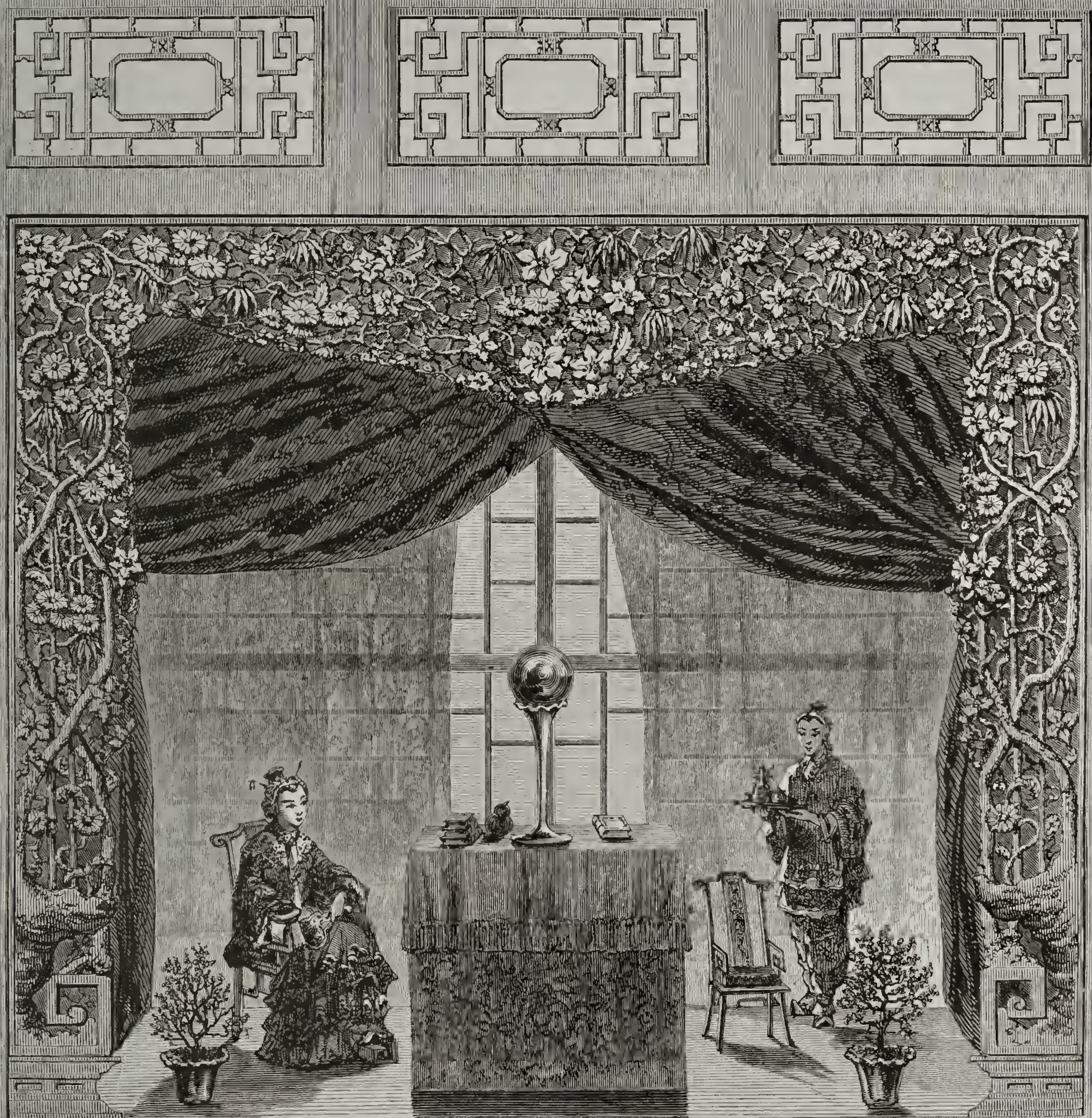
Eine chinesische Dame in Peking. (Nach einer Zeichnung von Bourbonlon.)

Wir erwähnten oben, daß die kindliche Pietät gegen Aeltern ein Hauptcharakterzug des chinesischen Lebens sei. In Europa macht man sich kaum einen Begriff davon, wie hoch dieselbe gesteigert ist. Der Sohn würde niemals wagen, dem Vater zu widersprechen; wenn er seinen Vater irgend wohin begleitet, geht er nicht neben, sondern hinter demselben und ist seiner Befehle stets gewärtig. Aber nach dem Tode des Vaters wird die Mutter dem Sohne unterthan.

Die Kinderliebe reicht bis über das Grab hinaus. Der Chinese glaubt fest, daß seine verstorbenen Aeltern unter einer andern Gestalt des Daseins ihn umgeben und mit ihm in ununterbrochener Gemeinschaft leben. Was man bei uns mit den sehr unbestimmten Begriffen Himmel oder Paradies bezeichnet, ist für ihn ein bestimmter Zustand. Dort behält der Abgeschiedene die Persönlichkeit seiner Seele, einen gewissen Organismus. Aus diesem Glauben erklärt sich der Cultus der Vorfahren, die Achtung vor den Ahnen. Im Haus ist ein Zimmer oder ein Saal diesen Vorfahren der Familie geweiht. Bei hohen Würdenträgern, Mandarinen und überhaupt bei reichen Leuten, welche große Häuser besitzen, findet man eine Hauskapelle, in welcher Tafeln mit den Namen der Ahnen aufgehängt sind, vom Gründer der Familie bis zum Letztverstorbenen. Zuweilen ist aber lediglich die Namenstafel des Gründers aufgehängt worden, der als Repräsentant aller Folgenden gilt. In dieser Kapelle werden von den Mitgliedern der Familie die vorgeschriebenen Gebräuche vollzogen; man verbrennt Weihrauch und Räucherkerzen, bringt Opfer dar und wirft sich voll Ehrfurcht vor der Ahnentafel nieder. Diese Kapelle ist gleichsam eine Hauskirche, welche der Chinese besucht, wenn er

ein wichtiges Unternehmen vorhat, oder ihm etwas Glückliches geschah, oder ein Unglück ihn heimsuchte; er zieht allemal seine Vorfahren in Mitleidenschaft. Der arme Mann stellt die Ahnentafel in seinem Zimmer auf.

jedem Jahre findet eine Gedenkfeier am Grabe der Ahnen statt, bei welcher alle Angehörigen und Abkömmlinge der Familie zugegen sind. Das ist das Tschang fen oder Fest der Todten. Die Gräber werden mit Blumen geschmückt und mit buntem Papier. Man wirft sich an den-



Gesellschaftszimmer einer chinesischen Dame in Tien tsin. (Nach einer Zeichnung von Bourboulon.)

Aus dieser Pietät und diesem Kultus erklärt sich auch, daß die Trauerzeit um Vater oder Mutter volle drei Jahre dauert. Während dieser Zeit kann der Leidtragende kein öffentliches Amt bekleiden, muß zurückgezogen leben und darf keine Besuche abstatten. Wenigstens einmal in

selben nieder, verbrennt wohlriechende Sachen und stellt auf den Rasen oder auf die Leichensteine kleine, mit Speisen angefüllte Gefäße. Dabei nimmt man aber nicht etwa an, daß der Verstorbene noch der Speise oder des Trankes bedürftig sei, sondern will ein Zeugniß ablegen, daß man

den Dahingeschiedenen noch eben so gern dienstwillig sei, wie bei Lebzeiten. Das ist der Sinn. Alle Vorschriften für Begräbnisse, Trauerzeit und Opfer gehen aus dem Principe jener kindlichen Pietät hervor.

Der Chinese bleibt, dem Tode gegenüber, ganz ruhig im Gemüthe; er stirbt mit einer unvergleichlichen Fassung, ohne Seelenkampf und ohne Seelenangst; das Ableben hat für ihn keine Schrecken. Wenn er nicht mehr nach der Tabackspfeife verlangt, dann ist gewiß sein Ende nahe. Der Sarg steht ohnehin schon längst bereit.

Er ist ein Luxusartikel und die wohlhabenden Leute verwenden beträchtliche Summen, damit er ein wahres Kunstwerk sei. Man muß, sagt Huc, viele Jahre in China gelebt haben und Land und Leute kennen, um zu begreifen, daß man wegen eines Sarges sich die größten Complimente sagen kann. Der Chinese hat eben uneuropäische Ansichten vom Sterben und Begraben. In seinen Augen ist der Sarg ein nothwendiges Hausgeräth; für die Leiche ist er nothwendig, für den Lebenden ein Luxusartikel, ein Zierrath, eine Liebhaberei. „Man muß es mit eigenen Augen gesehen haben, wie in den großen Städten die Särge derart aufgestellt werden, daß sie in den Magazinen recht ins Auge fallen, wie sorgfältig man sie bemalt, lackirt und polirt, damit sie blitzblank sind und den Vorübergehenden zur Kauflust anreizen. Wohlhabende Leute versäumen nie, sich schon bei Lebzeiten mit einem hübschen Sarge zu versehen, der ihrem Geschmacke zusagt; er wird als Luxusmöbel aufgestellt, welches dem Hause zum Schmucke gereicht. Bevor man, wie der Ausdruck lautet, die Welt grüßt, muß man ja doch seine letzte Wohnung mit eigenen Augen gesehen haben! Man stellt den Sarg neben das Krankenbett."

Die Leiche behält man lange im Hause und beerdigt sie manchmal erst am Jahrestage des Sterbefalles. Sie bleibt, mit ungelöschtem Kalke bedeckt, in dem dichten Sarge liegen; man will den Todten recht lange ehren und Zeit für ein würdiges Begräbniß gewinnen. Bei diesem spielen Eitelkeit und Prunksucht nicht selten eine große Rolle; man vergendet dabei viel Geld. So lange die Leiche im Hause bleibt, wird zu bestimmten Zeiten ein Weinen veranstaltet, bei welchem unglaubliche Thränenergüsse strömen; bis zur festgesetzten Stunde trinkt man Thee, raucht Taback, lacht und schwatzt; aber auf ein gegebenes Zeichen wird man tief betrübt und das Heulen und Schluchzen und Weinen beginnt. Beim Leichenbegängniß dürfen gemiethete Klageweiber, die im Heulen den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht haben, nicht fehlen, eben so wenig Musikanten. Auch wirft man viele Schwärmer, weil Krachen und Pulvergeruch die bösen Geister vertreiben. Letztere gelten für sehr habsüchtig; deshalb läßt man unterwegs dann und wann ein paar Münzen oder nachgemachte Bankzettel fallen, und damit legt man den bösen Geistern eine Falle; denn während sie dem, vom Luftzug hinweggetriebenen, vermeintlichen Papiergelde nacheilen, nimmt die Seele des Abgeschiedenen die günstige Gelegenheit wahr und kann dem Sarge folgen, ohne durch die bösen Geister behelligt zu werden!

Man hat die Chinesen, welche sich durch so viele Fertigkeiten auszeichnen, auch ein „Volk von Komödianten" genannt. Gewiß ist, daß sie das Schauspiel ganz außerordentlich lieben, sich an theatralischen Vorstellungen gar nicht satt sehen können und daß selbst auf den Schiffen, welche den gewaltigen Blauen Strom befahren, Komödie gespielt wird. Jener heitere Gascogner, Abbé Huc, dem wir ein, auch in deutscher Bearbeitung erschienenes Werk über China (Leipzig 1856) verdanken, welches sich vortrefflich liest, hatte das Vergnügen, solch eine schwimmende Komödie mit anzusehen. Er bemerkt, bei den Chinesen seien Geist und Leib so biegsam und elastisch, daß sie alle möglichen Formen annehmen können und die verschiedenartigsten Leidenschaften sehr anschaulich darzustellen wissen. Es liege in ihrer Natur etwas von Affen, und Würde oder Weisheit finde man, im Allgemeinen genommen, nur in den klassischen Büchern. —

Das himmlische Blumenreich der Mitte gleicht einem ungeheuern Jahrmarkte, wo mitten in unaufhörlichem Zudrang von Käufern und Verkäufern, Trödlern, Müssiggängern und Dieben das Publikum überall Schaugerüste antrifft, Gaukler, Possenreißer und Komödianten in Menge sieht. In allen 18 Provinzen des Reiches, in Städten jeder Klasse, in Flecken und Dörfern will Jeder, reich oder arm, von Leuten solchen Schlages sich ergötzen lassen. Theater sind überall, und in den großen Städten spielen die Komödianten bei Tag und Nacht. Auch das kleinste Dorf hat seine Bühne, gewöhnlich der Pagode gegenüber; oftmals ist sie sogar ein Theil dieses gottesdienstlichen Gebäudes. Dazu kommen dann noch die vielen Bühnen, welche man rasch, je nach Erforderniß, improvisirt und binnen wenigen Stunden aus Bambus herstellt.

Alle diese Theater sind einfach; die Dekorationen, insoweit davon die Rede sein kann, stehen fest, sie werden im Laufe der Vorstellungen nicht gewechselt, und man würde nicht wissen, wann und wo das Stück spielt, wenn nicht der Unternehmer, der zugleich Regisseur ist, dem Publikum das Nöthige mittheilte. Und um die Sache recht klar zu machen, schalten auch die Schauspieler dann und wann Erläuterungen ein. Vorne auf der Bühne selbst befindet sich „die Pforte der Dämonen", eine Klappe, aus welcher die übernatürlichen Personen hervorkommen.

Die Zahl der Theaterstücke ist Legion, und sie sind allesammt in Anlage und Handlung sehr einfach. Der Schauspieler tritt auf und sagt, was für eine Person er darstelle. Uebergänge in den Auftritten kennt man nicht, und unanständige Possenreißereien werden mit ernsthaften Dingen gemischt.

Der Schauspieler hat eine untergeordnete Rolle in der Gesellschaft, gilt für einen Lohnknecht, welchen der Unternehmer gemiethet hat und muß nebenbei ein gewandter Aequilibrist und Seiltänzer sein, denn ohne Kraftstücke kann der Chinese sich keine theatralische Vorstellung denken. Für einen europäischen Zuschauer haben sie kein ästhetisches Interesse, der Inhalt ist zu leer, aber für die Kunde des Lebens und Treibens der Chinesen sind sie nicht minder schätzbar wie die Romane.

An herumziehenden Banden ist kein Mangel. Diese Komödiantentrupps suchen Brot, wo es eben zu finden ist, werden da oder dort hin bestellt und nehmen allen Bühnenbedarf mit sich. Huc vergleicht diese Schauspielerkarawanen mit unseren Zigeunerbanden; sie reisen übrigens gern zu Wasser, was wohlfeiler ist als Wanderungen zu Lande. Der Unternehmer ist ein reicher Privatmann, manchmal auch ein Mandarin; auch tritt wohl eine Art von Actienverein ins Leben, der dann für ein Dorf oder ein gewisses Stadtviertel die Komödianten in Lohn und Brot nimmt.

Komödie muß bei allen möglichen Gelegenheiten gespielt werden. Ein Mandarin wird um eine Stufe höher befördert; — er gibt dem Publikum eine Komödie zum Besten. Die Ernte ist gut ausgefallen, — eine Komödie; eine

drohende Gefahr soll von einer Gegend abgewandt werden, — eine Komödie; ein unglückliches Ereigniß hat sich begeben, — wieder eine Komödie. So darf es dann auch kaum befremden, daß die Chinesen eine Art von Actientheater haben. Wohlhabende Leute und Beamte kommen überein, daß sie an so und so viel Tagen Komödie spielen lassen wollen und vertheilen die Kosten. Dann und wann bestreitet aber irgend ein reicher Mann Alles, weil er dem Publikum gegenüber als freisinnig erscheinen will. Auch kommt es gar nicht selten vor, daß bei Abschluß eines wichtigen Handelsgeschäfts beide Theile sich verpflichten, einige Theatervorstellungen geben zu lassen.

Uebrigens zahlt das Volk kein Eintrittsgeld. Auf den Dörfern und in kleinen Städten nimmt Jeder Platz, wo er ihn gerade findet, auf der Straße, auf Bäumen oder Dächern. Alles schwatzt durcheinander, noch mehr und lauter als in Italien Brauch ist; man raucht, ißt und trinkt; die Knaben, welche Eßwaaren und Leckereien verkaufen, drängen sich durch die Menge und rufen nicht, wie in unseren „Sommertheatern" und „Tivolis", Bier, Wein oder Grog aus, sondern Kürbiskerne, Zuckerrohr zum Auskauen und geröstete Kartoffeln. Pfeifen und Applandiren kennt man nicht, weibliche Rollen werden von Jünglingen gespielt, aber bei Seiltänzern und Kunstreitern arbeiten auch Frauen mit und ihre Kunststücke erregen Verwunderung, wenn man bedenkt, daß sie, nach Landesart, an den Füßen verkrüppelt sind und doch auf gespanntem Seile laufen oder auf dem Rücken der Pferde springen und hüpfen.

Ich finde in einem Werk über China (Etudes sur la Chine contemporaine, par Maurice Irisson, Paris 1866) einige Bemerkungen über das chinesische Theater (S. 170 ff.), die ich hier einschalten will. Lange bevor man in Europa an Personen, welche auf dem Theater singen, auch nur dachte, hatten die Chinesen dergleichen. Sie zuerst haben lyrische Dramen gehabt. Auch haben sie, in der Theorie, sich eine nicht minder erhabene Auffassung vom Zweck und von der Bestimmung der Bühne entworfen, wie die alten Griechen. Das kaiserliche Strafgesetzbuch sagt, dieser Zweck sei: „auf der Bühne Abbilder darzustellen von guten und gerechten Menschen, von keuschen Frauen, von gehorsamen, liebevollen Kindern, so daß die Zuschauer sich dadurch zur Ausübung der Tugend angeregt fühlen". Also eine „moralische Bildungsanstalt"; aber die Praxis bleibt im Blumenreiche der Mitte hinter der schönen Theorie nicht minder weit zurück, wie an Donau und Spree, Elbe oder Seine. China hat die „Café's chantants" gleichfalls viel früher gehabt, als die Länder der „christlich europäischen Civilisation". Unser Bild zeigt, wie eine Bühne in Peking aussieht. Die Zeichnung ist an Ort und Stelle von der, im vorigen Jahre verstorbenen Frau des französischen Gesandten Bourboulon entworfen worden. Der Staatssekretär, Herr Tschung lnen, hatte den europäischen Diplomaten zu einer Vorstellung eingeladen, die am chinesischen Neujahrstage stattfand. Die Bühne stand im Palastgarten des Beamten, der in der sogenannten Tatarenstadt wohnte; dort haben die hohen Mandschubeamten ihre Wohnungen. Die Säulen an den Seiten waren mit Bändern von himmelblauer, goldgelber und scharlachrother Farbe umwickelt; auch waren allerlei sonstige Verzierungen angebracht. Die Bühne ist mehr breit als tief und bildet ein etwa 6 Fuß hohes Gerüst. Hinter der spanischen Wand sind Coulissen, wo die „Künstler" sich ankleiden und schmücken. Dekorationen in unserm Sinne sind, wie schon oben angedeutet wurde, nicht vorhanden; man hat einen Teppich und ein paar Stühle; das ist Alles. Die Zuschauer sitzen unter freiem Himmel; die Seitenlogen waren für die Frauen des Staatssekretärs und die Europäerinnen bestimmt.


Eine chinesische Dame spielt auf einer Theorbe.
(Nach einer chinesischen Zeichnung.)

Die Aufführung bestand in einer großen Haupt- und Staatsaction und spielte in den Zeiten der Mingdynastie; ein bewaffneter Offizier agirte die Hauptrolle. Auf das lange Stück selber wollen wir nicht weiter eingehen und nur bemerken, daß der tapfere Krieger sich mit Gesang anmeldete und vom Orchester begleitet wurde, das aus zwei Flöten, einer Trommel und einer Harfe bestand. Dasselbe hatte schon eine Ouverture zum Besten gegeben. Der Offizier zeigte allerlei Kraftstücke und war namentlich Meister im Balanciren; er stellte seine kurze Hellebarde auf die Nasenspitze, lief damit hin und her und sang gleichzeitig eine schöne Arie. Nachdem diese Action, welche die Eroberung China's durch die Mandschu zum Gegenstand hatte, vorüber vor, kam eine allegorische „Piece", die Vermählung des Meeres mit der Erde.

Irisson hat manche Lustspiele mit angesehen. Es wurde dabei großer Lärm mit Trompeten, kleinen Trommeln, Flöten, Tamtams und Seemuscheln gemacht und viel und laut in einer für Europäer ohrenzerreißenden Weise gesungen. Dann trat ein Mandarin in seiner Amtstracht auf, sprach ernsthafte Worte, legte in sein ganzes Benehmen ungemein viel Würde und dann sprang er, den besten Seiltänzern zum Trotz, auf Stühle und Tische und endlich — zum Fenster hinaus! Darauf begann wieder das, was den Chinesen für Musik gilt. Ein Jüngling, der eine Frau darstellte, sang dann mit Falsettstimme, und die zehn oder zwölf Mandarinen der Komödie waren ganz entzückt über die reizende



Eine Theatervorstellung in Peking. (Nach einer Zeichnung von Bourboulon.)

Dame, welche dann aber auch kräftige Sprünge zum Besten gab. An unzüchtigen Reden und Gebärden fehlt es in den Stücken nicht, und weder Komödianten noch Publikum kümmern sich um die Worte des weisen Mannes Ming fu: „Wer obscöne Stücke schreibt, soll im Aufenthalte der Büßungen streng bestraft werden und seine Pein soll so lange dauern, als diese Stücke auf Erden sind."

Bemerkungen über die Zukunft Algeriens.

Von **Gerhard Rohlfs** aus Bremen.*)

Mursuk in Fessan, im Januar 1866.

Der Kaiser der Franzosen hat sich bitter getäuscht, wenn er geglaubt hat, durch eigene Anschauung vermittelst einer bloßen Triumphreise den Zustand einer Colonie kennen lernen zu können. Schon um civilisirte Völker zu studiren und dann ihren moralischen und materiellen Zustand würdigen und beurtheilen zu können, darf man nicht als großer Herr, viel weniger als Kaiser reisen. Ich erinnere nur an die bekannte Reise der Kaiserin Katharine in Süd-Rußland, der man alle Tage dieselben Leute, dasselbe Vieh entgegen trieb, um sie glauben zu machen, daß die Provinzen gut bevölkert seien. Und sehen wir nicht in Algerien bei der Reise des Kaisers sich etwas Aehnliches wiederholen? Die Duar in der Provinz Oran waren bei der Durchreise des Herrschers nach Sidi Bel-Abbès an die Landstraße gerückt; so erzählen uns die Lokalblätter.

Die Araber gründlich kennen zu lernen ist gar noch schwieriger; das gelingt nur bei langjährigem Aufenthalt unter ihnen, oder wenn man in ihrer Mitte gereist ist und zwar unter der Maske eines Mohammedaners, nicht eines Vornehmen, sondern eines Bedürftigen; denn selbst einem vornehmen Religionsgenossen gegenüber sind die Araber Lügner, Heuchler und Prahler. Unter allen anderen Umständen ist man nur zu geneigt, über den Grundcharakter dieses Volkes in große Irrthümer zu verfallen, wie eben erst der Kaiser und früher der bekannte General Daumas, der so anziehende Bücher über die Araber geschrieben hat, die man jedoch als nichts weiter denn Romane betrachten darf. Denn obgleich General Daumas jahrelang die Bureaux arabes dirigirte, so hatte er doch wohl nie Gelegenheit, mit den Leuten vom kleinen Zelte zu verkehren, sondern frequentirte nur die Leute der cheima kebira; will man aber ein Volk kennen lernen, so muß man sich nicht blos in den höchsten Kreisen desselben bewegen, sondern alle Klassen durchmustern.

Ich nun würde nicht gewagt haben, über einen so delicaten Gegenstand meine Meinung abzugeben, wenn nicht ein langjähriger Aufenthalt in Algerien selbst, dann eine dreijährige Reise durch Marokko und seine Wüste, bei welcher unter anderen ganz Tuat durchforscht wurde (in welche Oase die Franzosen bis jetzt vergebens weder mit Güte noch mit Gewalt haben dringen können), mich derart mit allen Klassen dieses Volkes in Berührung brachte, daß ich glaube, im Interesse Frankreichs, im Interesse Algeriens, meine Meinung nicht verschweigen zu dürfen.

Meine Meinung über die eingebornen Bewohner der Algerie habe ich vor zwei Jahren in mein Tagebuch niedergelegt und dies im Jahre 1865 in den Dr. Petermann'schen Mittheilungen, Th. XI, publicirt; dasselbe enthält folgenden Passus, der sich nun schon wieder durch den frischen Aufstand Si Lalla's bewährt hat:

„Ich glaube, die Franzosen können sich nicht genug in Acht nehmen, wollen sie nicht einen Tag erleben, wie ihn die Engländer in Indien gehabt haben. Bei einer Nation wie die Araber, deren ganzes Wesen, Leben und Treiben sich auf die intoleranteste Religion gründet, die existirt, sind Civilisationsversuche vergeblich. Wie sind die Araber heutzutage nach mehr als 30jährigem Besitze der Franzosen von Algerien? Die in den Städten haben alle schlechten Sitten der Franzosen angenommen und helfen dem französischen Pöbel im Absinthtrinken; daß sie aber dafür auch nur im Geringsten christlich religiöse Grundsätze angenommen hätten, daran ist nicht zu denken. Forscht man tiefer nach, so findet man, so geschmeidig und umgänglich sie äußerlich geworden sind, daß sie innerlich allen Haß und alle Verachtung gegen die Bekenner eines andern Glaubens bewahrt haben. Entfernt man sich nun gar einige Stunden weit von der Stadt, so findet man, daß die Civilisation dahin noch ganz und gar nicht gedrungen ist. Der Araber unter seinem Zelte lebt nach wie vor und haßt die Christen ebenso wie früher, und wenn er sich enthält einen Ungläubigen zu tödten, um dafür das Paradies zu

*) Der muthige Reisende befand sich zu Ende Januars noch in Mursuk, wo er verweilen wollte, bis die nöthigen Effekten, welche er von Tripolis erwartete, angekommen sein würden. Sobald dies geschehen, wollte er nach Wadaï aufbrechen. Die geographische Gesellschaft in London hat ihm ihrerseits einen Beitrag zu den Reisekosten im Belauf von 100 Pfd. Sterling angewiesen.

Was die obigen Bemerkungen anlangt, so sind dieselben durch des Kaisers Napoleon Briefe über Algerien veranlaßt worden. Es ist von Interesse, die Ansichten eines Reisenden kennen zu lernen, der mit Nordafrika so gründlich vertraut ist, wie Herr Rohlfs. Gegen die Schlußfolgerungen und den Rath, welcher dem Beherrscher der Franzosen ertheilt wird, lassen sich indeß viele wohlbegründete Einwendungen erheben. Es ist z. B. niemals einem Eroberer Nordafrika's gelungen, die Araber in die Wüste zurückzudrängen. Die Franzosen hätten es gern gethan, haben aber nichts vermocht. Neben der Handvoll (etwa 200,000) Europäer leben 2,400,000 Eingeborne. Von einer umfassenden Akklimatisirung, von dauernder Eingewöhnung, von einem bodenständig Werden der Europäer in Algerien kann keine Rede sein. So wenigstens lautet das Resultat, welches die Aerzte gewannen, welche lange Jahre in Algerien Beobachtungen angestellt haben, und in der anthropologischen Gesellschaft zu Paris ist von vielen Notabilitäten der Wissenschaft dieselbe Ueberzeugung geltend gemacht worden. Auch werden die Franzosen den Araber ebensowenig verdrängen wie zur Annahme der christlichen Religion und zur europäischen Civilisation bringen können. Ich möchte die Leser bitten, meinen Aufsatz: „Bemerkungen über Algerien" im Globus (VIII, S. 317) mit dem Gegenwärtigen zu vergleichen. Auch ich knüpfte meine Betrachtungen an die Reise Napoleons; sie führen zu einem Ergebnisse, das jenem unsres berühmten Reisenden diametral entgegengesetzt ist. Wir weichen im Resultate toto coelo von einander ab, fast Satz für Satz. A.

erlangen, so geschieht es nur aus Furcht vor dem strengen Gesetze. Die Franzosen hätten längst wie die Engländer in Nordamerika mit den Eingebornen verfahren sollen, nämlich dieselben zurückdrängen, dann wäre Algerien heutzutage ein ruhiges, nur von Europäern bewohntes und kultivirtes Land. Man wird dies vielleicht hart finden und barbarisch und mit den civilisirten Grundsätzen unserer Epoche nicht übereinstimmend. Vom Zimmer aus und von Weitem sind die Dinge jedoch ganz anders anzuschauen, als in der Nähe, und nothwendiger Weise wird es bis zum letzten Tage immer Völker geben, die zum Besten der allgemeinen Menschheit den andern Platz machen müssen rc. rc."

Diese vor zwei Jahren ausgesprochenen Grundsätze sind auch noch heute meine feste innige Ueberzeugung. Wenn dem nothwendigem Gange der Natur nach früher oder später jede Colonie sich vom Mutterlande trennt, sobald sie sich stark genug fühlt, um auf eigenen Füßen stehen zu können, und nothwendiger Weise der Tag heran kommt, wo z. B. Großbritannien auf seine beiden einzigen Inseln wird beschränkt sein — hat Frankreich das Glück gehabt, eine Colonie zu finden, die vor den Thoren des Mutterlandes liegt, ja jetzt durch Dampf und Telegraph Eins mit ihm ist. Diese außergewöhnliche Lage würde es gestatten, die Colonie so mit der Metropole zu verschmelzen, daß für Frankreich an eine spätere gewaltsame Lostrennung, wie das von Alters her immer bei allen Colonien der Fall gewesen ist und sein wird, nicht zu denken wäre.

Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß die Bevölkerung Eine sei. Ich will damit nicht gesagt haben, daß die Franzosen deshalb anderen Europäern die Colonie verschließen sollen; im Gegentheil, selbst jetzt nach blos 30 Jahren sehen wir, daß die aus anderen Ländern Eingewanderten*) und namentlich ihre Abkömmlinge fast gänzlich französische Sitten und Gebräuche angenommen haben und meistens, namentlich die jüngere Generation, auch die französische Sprache. Aber zwei in jeder Beziehung so gänzlich von einander verschiedene Völker, wie Franzosen und Araber es sind, neben einander bestehen lassen oder gar versuchen wollen, sie zu vermischen, ist der höchste Unsinn. Seit undenklichen Zeiten hat das Arabervolk sich nie mit anderen vermischt, weil es mehr noch als die Juden von seiner eigenen Vortrefflichkeit als von Gott auserwähltes Volk überzeugt ist. Seit tausend Jahren in Besitz der Nordküste Afrika's, sehen wir Berber und Araber neben einander bestehen, jedes Volk genau seine Sprache und Sitte beibehaltend. Im äußersten Osten, in der Jupiter-Ammons Oase, am Atlantischen Ocean im Sus-Lande haben die Araber die Berber zu unterwerfen, jedoch nicht sich mit ihnen zu amalgamiren gewußt. Die sogenannten Kulughli, Progenitur der Türken mit Araberweibern, bezeugen keineswegs ein Aufgehen der Araber in Türken oder umgekehrt; überall, wo die Türken die Araber beherrschen, bestehen beide Völker unvermischt neben einander. Und doch verbindet Berber, Araber und Türken Eine Religion.

Wird man je dem Araber seine Wanderlust, seinen Hang zu plündern und sich raubend umherzutreiben nehmen können? Versuche man doch eine Hyäne zu zähmen! Der Araber ist moralisch überzeugt, daß er den französischen Bayonetten nicht widerstehen kann, dennoch wird er bei der geringsten Gelegenheit sich wider Ordnung und Gesetz erheben, und so lange wird Revolution in der Algerie sein, wie noch ein Zelt oder Duar vorhanden ist. Mögen die Gefühlsmenschen sagen, was sie wollen, vom Verdrängen der Indianer durch die Engländer, jeder vernünftige Mensch findet es bewunderungswerth, Nordamerika der Civilisation gewonnen zu sehen. So verabscheuungswerth die modernen französischen Araberlobhudler die Vertreibung der Mauren aus Spanien hinstellen mögen, so ist nicht zu verneinen, daß Spanien dadurch der Civilisation erschlossen wurde; denn wären die Mohammedaner heute noch im Besitze der Halbinsel, so wären sie sicher in keiner Weise weiter in der Civilisation, als es die in den anderen Ländern Wohnenden sind; und wenn die Spanier selbst sich nicht schneller civilisirten und Schritt hielten mit den anderen Völken, so ist die Verarmung des Landes, die Entvölkerung Spaniens nicht im Vertreibungsedikt Ferdinand des Katholischen zu suchen, sondern eher in der enormen Auswanderung nach Amerika, die zu der Periode statt fand.

In der That sehen wir, daß in den Ländern, die sich abgeschlossen von aller christlichen Civilisation halten, die Mohammedaner seit der Periode, wo Mohammed sie zum Islam bekehrte, gar keinen Fortschritt gemacht haben. Und die sogenannten arabischen Glanzperioden unter den Abassiden im Orient, unter den Ommiaden im Occident, sind nur dem christlichen Einflusse zuzuschreiben, weil dort unter beiden Regierungen Christen die Hauptbevölkerung bildeten; aber in den Ländern, wie z. B. Marokko und Arabien, wo die Araber nie mit Christen in Berührung kamen, haben die Araber es nie weiter zu bringen gewußt, als wie ihr Standpunkt war zur Zeit Abrahams.

Möge daher der Kaiser der Franzosen nicht zaudern, und ein Volk, das für die Wüste geboren ist, dahin zurückdrängen, woher es gekommen ist; diejenigen, welche den ernsten Willen haben, sich mit den Europäern zu vereinigen, werden von selbst zurückkommen und müssen die christliche Religion annehmen, die einzige, unter welcher Civilisation möglich ist. Durch das Verdrängen der Araber in Masse in die Wüste hinein wird der Kaiser sich nicht nur den Dank aller Franzosen, sondern auch die Bewunderung der ganzen christlichen Welt erwerben, und möge die Geschichte unsere Nachkommen einst lehren: Die Bourbonen wußten die Algerie zu erobern, die Napoleoniden indeß verstanden es, sie in christlich civilisirtes Land umzuwandeln. —

*) Mit Ausnahme der Spanier, welche in der Provinz Oran angesiedelt sind und die, weil im beständigen Rapport mit ihrem Vaterlande, Sprache, Sitten und Tracht Spaniens treu beibehalten haben.

Eine Wanderung mit Yankees im Goldlande von Peru.

Von **Adolf Bastian.**

II.

Der Basirifluß. — Ein goldgrabender Engländer und dessen Schicksal. — Nach dem Rio Colorado. — Die ersten Chunchus und Verkehr mit denselben. — Tauschhandel. — Wirkung eines Spiegels. — Sitten der wilden Indianer. — Mißlingen des Abenteuers.

Da, wo der Basiri sich mit dem Rio Marcapata vereinigt, gerade in Front des doppelhügeligen Camanti, folgten wir dem ersteren aufwärts und erreichten bald den als Rendezvous bezeichneten Punkt, wo sich aus früherer Zeit noch ein kleines Holzgebäude befand. Unsere Gefährten empfingen uns mit etwas langen Gesichtern. Sie hatten die Zeit ihres Aufenthaltes tüchtig benutzt, um Prospekte an verschiedenen Stellen des Creeks zu machen, aber bis Dato waren die Resultate, wie sie sagten, kläglich. Sie hatten sich jetzt ans Werk gemacht, das Wasser abzudämmen, um im Bette selbst zu arbeiten, und schon einige Vorbereitungen getroffen. Die nächsten Tage gingen mit der Vollendung dieser Arbeiten hin, denen einige junge Leute aus Cuzco und der Umgegend, die, um der Rekrutirung zu entgehen, sich in die Montaña zurückgezogen hatten und mit unserer ersten Partie heraufgekommen waren, als in den ihnen höchst sonderbar vorkommenden Proceedings sehr interessirte Zuschauer dienten. Obwohl sie, um einen Vorwand der Regierung gegenüber zu besitzen, sich den Namen einer compañia minera-agricola beigelegt hatten, bestand ihre ganze Beschäftigung doch nur darin, einem alten, geschwätzigen Franzosen, der ihnen wegen seiner angeblichen neuen Erfindungen in der Goldgewinnung als Mentor mitgegeben war, den Löwenantheil zu bestreiten, den sich derselbe täglich an der Chocolade und den übrigen guten Dingen des Proviants zuzuerkennen pflegte. In Betreff der Ausrüstung besaß ein Jeder zwei große Ledersäcke und je zu Zwei eine etwas antike Schaufel, wovon die ersteren zur Aufbewahrung des auf dem Boden der Montaña umhergestreuten Goldes dienen sollten, während über die eigentliche Bestimmung der letzteren nur sehr vage Begriffe herrschten.

Etwas unterhalb der von uns in Angriff genommenen Stelle befanden sich an beiden Seiten des Creeks ziemlich ausgedehnte Spuren verlassener Diggings, die, wie unser Führer, der selbst Minero war, und ich glaube sogar einen Titel als Eigenthümer des Basiri hatte, uns sagte, von einem Engländer herrührten, der vor fünf Jahren dort mit einer großen Menge Indianer gearbeitet und „mucho oro“ herausgenommen habe. Hinsichtlich speciellerer Bestimmung der Quantität war es schwer, zu einer klaren Ansicht zu kommen, da die Angaben zwischen 1000 und 100,000 Dollars schwankten. Indeß scheint er kaum sehr brillante Resultate gehabt zu haben, da er später den Basiri verließ und sich in der Nähe des Camanti ansiedelte, im Auftrage einer Cascarilla-Compagnie von Arequipa. Dort suchte er, wie uns erzählt wurde, die Freundschaft der Chunchus (wilden Indianer) zu gewinnen und gelangte wirklich zu einem solchen Grade der Vertraulichkeit, daß er nicht nur die Wilden in seinem Hause empfing, sondern auch seinerseits ohne weitere Vorsichtsmaßregeln besuchte. Aber sein Sicherheitsgefühl war voreilig. Ein Chunchu, dem während seiner Abwesenheit der Hausmeister ein ihm für die gebrachte Quantität Cascarilla-Rinde versprochenes Messer verweigerte, versammelte seine Verwandten um sich, klagte ihnen die ihm angethane Schmach und bat um ihre Unterstützung in dem von ihm geschmiedeten Racheplan. Sie begaben sich, wie es oftmals geschah, in der nächsten Woche zu dem Hause des Engländers, machten an der andern Seite des dasselbe umschließenden Baches Halt und baten den Wairi (eine Bezeichnung für Häuptling, die sie auch auf jeden Weißen anwenden) zu ihnen herauszukommen, um die mitgebrachten Geschenke an Fischen und Früchten in Empfang zu nehmen.

Arglos folgte jener ihrer Einladung und belustigte sich während des Genusses der Früchte mit dem Schauspiele, das ihm die Wilden in ihrer Fertigkeit im Schießen ihrer Pfeile gaben. Aber plötzlich suchten diese ein anderes Ziel, sie richteten sie auf seine Brust, und ehe er aufspringen und den Fluß durchschwimmen konnte, war sein Körper von Geschossen bedeckt. Trotzdem erreichte er seine Wohnung, aber in die Thür tretend, sprang ihm sein Hund, ein großes, schönes Thier, wovon uns der Gobernador von Marcapata einen Jungen geschenkt hatte, entgegen und brach durch seine Liebkosungen alle Schafte in den Wunden ab. So war keine Rettung mehr möglich. Die nun zum Blutvergießen geneigten Chunchus begaben sich unverzüglich von dort nach dem Basiri, wo der Partner des Engländers, ein gewisser Alvarez, allein zurückgeblieben war, und ermordeten ihn mit barbarischer Grausamkeit. Hier auf diesem Steine, fügte der Erzähler hinzu, fanden wir seinen verstümmelten Leichnam. Diese beiden Mordthaten verbreiteten einen panischen Schrecken unter den damals wieder ziemlich häufig die Montaña besuchenden Indianern. Alle entflohen, so daß die Cascarilla-Compagnien ihr Geschäft nicht fortsetzen konnten, und nur seitdem im vorigen Jahre ein Häuptling der Chunchus in der Nähe von Marcapata erschossen worden war, hatten sich dieselben wieder jenseits des Basiri zurückgezogen.

Unsere Arbeiten schritten rüstig fort, aber unsere Hoffnungen nahmen von Tag zu Tag ab. Ein Indianer, der in Peru zum Gefängniß verurtheilt, sich in der Montaña verborgen hatte, kam oftmals, unsere Operationen in Augenschein zu nehmen, und ließ, unsere Unzufriedenheit mit dem Erfolge sehend, manche Anspielungen fallen, einen Ort zu wissen, wo Jeder so viel Gold sammeln könne, als ihn gelüste. Den ihn weiter befragenden Neugierigen theilte er mit, daß er einst auf seinen Zügen, als Cascarilla-Sammler, sich verirrt habe und nach vielem Hin- und Herwandern schließlich zu einem Flusse gekommen sei, an dessen Ufern er ermüdet sein Nachtlager aufgeschlagen habe. Nach dem Frühstück am nächsten Morgen, seine Eßschüssel waschend, habe er dieselben überall mit Gold bedeckt gesehen, aber ehe ihm noch Zeit zu weiteren Nachforschungen geblie-

ben wäre, hätte die Erscheinung eines Chunchu-Haufens ihn zur Flucht gezwungen, und seitdem habe er sich nicht wieder dahin gewagt. Der ganzen Lokalität nach zu urtheilen, müsse dies der Rio Colorado gewesen sein, dessen reiche Goldminen eifersüchtig von den Chunchus gehütet würden, welche sonst fürchteten, durch die Einwanderung aus allen ihren Territorien vertrieben zu werden. Er habe sich damals den Weg durch verschiedene Zeichen bemerkt, so daß es leicht sein würde, ihn wieder zu finden, immer aber bleibe es ein höchst gefährliches Unternehmen, zu dem er sich nicht ohne eine große Belohnung entschließen könne. Die Ansichten über diesen Vorschlag waren getheilt, indem selbst die Hitzigsten jetzt etwas ungläubig geworden waren.

Weil indessen unsere Arbeiten am Basiri sich schon als eine vollständige „Failure" erwiesen hatten, schlug ich der Compagnie vor, den Zug nach dem Rio Colorado mit der Hälfte derselben zu machen und dann je nach den dort zu gewinnenden Prospecten ihr Mittheilungen zukommen zu lassen. Der zurückbleibende Rest sollte in der Zwischenzeit theils noch eine andere Stelle des Basiri trocken legen, theils die Wasser des Camanti versuchen. Der Führer wurde angewiesen, sich seine Bezahlung in der von ihm so reich geschilderten Gegend, wo wir ihn gegen Angriffe schützen würden, selbst zu suchen, und nach getroffener Wahl meiner Begleiter brachen wir früh am Tage auf, nur mit einem sehr spärlichen Vorrathe Proviants und den allernothwendigsten Geräthschaften außer unseren Waffen versehen, da weder durch Geld noch durch Gewalt mehr als fünf Lastträger bewogen werden konnten, das gefürchtete Gebiet der Indios Bravos zu betreten. Wir wanderten einige Stunden weit in dem Bette des Basiri, seinem Laufe folgend, und schlugen uns dann links in den dichten Urwald, wo jeder Schritt mit Axt oder Machete erst zu öffnen war. Das Wegräumen der zusammengefallenen Baumstämme, die Entwirrung der jede Pflanze, jeden Ast überziehenden Schlinggewächse, das Aushauen von Treppen in die senkrechten Felsen ließ uns nur sehr langsam vorschreiten, so daß erst gegen Abend die mit mannshohem Schilfe bedeckten Ufer des Marcapata unterhalb des früher von uns berührten Punktes erreicht wurden.

Die ganze Gegend hatte einen andern Ausdruck gewonnen. Die Cerros des Basiri und des Camanti lagen hinter uns, und sie erschienen als die letzten Ausläufer der von der Cordillera sich herabsenkenden Hügelreihe, die hier in weiten, nur sanft gehobenen Ebenen verschwand. Der in seinem Laufe jetzt bedeutend ruhigere Marcapatafluß wand sich majestätisch durch die unendlichen Waldungen hindurch, deren tief dunkles Grün wunderbar an dem klaren, goldschimmernden Horizonte hervortrat. Die balsamische milde Luft, die den Körper umfließt, durchdringt denselben mit einem unbekannten Wonnegefühl, Wohlgerüche schwängern die Atmosphäre, und in tropischer Farbenpracht ihres langgefiederten Schwanzes glänzende Vögel fahren dann und wann aus den durch kein Säuseln bewegten Aesten des wildverschlungenen Dickichts auf. Tausend liebliche Sänger begrüßen die aufgehende Sonne, und die Alles durchströmende Feuchtigkeit läßt auch die glühende Mittagssonne nur in eine sanfte Wärme hinschmelzen. Die Flüsse sind reich an mannigfaltigen Fischarten und ihr Rand ist bedeckt von Wasservögeln, alle Bäume sind belebt von den munteren Affen-Colonien. Von Wild sahen wir reichlich Fußstapfen, die wilden Schweinen anzugehören schienen, oder, wie die Indianer sagten, der gran bestia, aus der sie ein merkwürdiges Fabelwesen, zusammengesetzt aus den Attributen eines Hirsches, Ochsen und Pferdes machen, wahrscheinlich die Anteskuh, Danta (Tapir americanus). Nachts läßt sich das Geheul der Jaguars und wilden Katzen hören, die indeß so wenig, wie die nicht zahlreichen Schlangen, besonders gefährlich sind. Dagegen findet sich eine Wespenart, deren Stiche unverhältnißmäßige Schwellung und einen fast zur Raserei treibenden Schmerz verursachen, was sich indeß Beides glücklicher Weise eben so rasch wieder verliert. Der Regen fällt in der Montaña fast das ganze Jahr, obwohl mit verschiedener Heftigkeit, besonders in den von der Cordillera abfallenden Thälern, wo oft ungeheuere Bergstürze dadurch veranlaßt werden. Die Bestimmung der Jahreszeiten ist in Peru gewissermaßen unmöglich, da auf jeder größern oder geringern Erhebung sich alle Witterungsverhältnisse ändern und so die Bewohner eine andere Rechnung haben.

Wir näherten uns dem zum Nachtlager bestimmten Platze, als der Führer stillstand, vorsichtig sich umsah und seitwärts ging, wo wir hinter einem Busch ein Blätterdach fanden, mit Ueberresten einer Mahlzeit und noch nicht ganz zu Asche gebrannten Kohlen vor denselben. „Chunchus", sagte der Führer mit einer zugleich Verachtung und Schreck ausdrückenden Geberde. Diese gehörten zu den wandernden Stämmen.

In das Abendessen brachten frisch gefangene Fische eine lang entbehrte Abwechselung. Leider aber waren die meisten unserer Angelschnüre zu dünn und zerrissen durch das starke Gewicht. Am nächsten Morgen verließen wir bald wieder die Ufer des Marcapata, um uns auf's Neue durch den undurchdringlichen Wald durchzuarbeiten, und sahen bei Sonnenuntergang ein anderes, unvergleichlich liebliches Thal vor uns, aus dessen grünen Bogenhallen ein krystallener Strom in tausend Windungen hervorglänzte. Der Führer blickte nach uns um, legte bedeutungsvoll seine Hand an den Mund und sagte mit halber Stimme: „Llegando al Rio Lucumayo no se habla", worauf er mit mehr Vorsicht noch, als früher, seinen Weg fortsetzte. An den duftenden Gestaden des Lucumayo errichteten wir unsere leichten Hütten, beendigten das frugale Abendmahl und sanken bald, das leuchtende Kreuz des Südens über unserm Haupte, in erquickenden Schlaf. Wenige Schritte von unserm Lager fanden wir beim Aufbruche des folgenden Tages einen großen Büschel kürzlich gepflückter Bananen und einen zierlich geflochtenen Strohkorb, und zugleich machte uns der Führer auf frische Fußspuren im Grase, so wie Abdrücke der nassen Füße auf den Steinen aufmerksam. Es unterlag keinem Zweifel, daß wir von den Chunchus umgeben und beobachtet waren, und es kam nun darauf an, welchen Plan wir gegen dieselben verfolgen sollten. — In Peru hatte man uns gerathen, jeden Chunchu ohne Weiteres wie ein wildes Thier niederzuschießen, da dieser heimtückischen Rasse auf keine Weise zu trauen wäre und Alle ausgerottet werden müßten. Die gefundenen Gegenstände schienen indeß auf den Wunsch, in freundschaftliche Beziehungen zu treten, hinzudeuten, und da wir durch solche bei der Spärlichkeit unserer Speisevorräthe nur gewinnen konnten, so wurde, zum großen Verdrusse unseres Führers, beschlossen, vorläufig keine feindlichen Maßregeln zu ergreifen.

Nachdem wir den Lucumayo in seinen vielfachen Windungen etwa 20 bis 30 Male durchwatet hatten, betraten wir ein Gehölz, das in seinen lichter stehenden Baumreihen den Einfluß menschlicher Gegenwart nicht verkennen ließ. Hie und da wand sich ein höchst schmaler Fußpfad für eine kurze Strecke fort, oder zeigte die glatte Fläche eines Baumstumpfes künstliche Bearbeitung. Ich war gerade etwas zurück, als ich vor mir plötzlich einen Schuß fallen hörte

und beim Hineilen gerade zeitig genug kam, um an einer offenen Stelle des Waldes einen Wilden an der andern Seite des Dickichts verschwinden zu sehen, während der Führer unter wüthendem Geschrei von Wairi, Wairi, sein Machete (Haumesser) über dem Kopf schwingend, mit einigen Begleitern nach derselben Richtung hinrannte. Erst durch mehrfaches Anrufen zum Stehen gebracht, und um die Bedeutung des Schusses gefragt, ergab sich, daß der Führer, wahrscheinlich um eine alte Rache zu kühlen, Einem unserer Gefährten die dringende Nothwendigkeit zu feuern vorgestellt habe, als zwei Chunchus in der Ferne gesehen wurden, und dieser hatte sich in der Uebereilung fortreißen lassen. Dem ihm von der Gesellschaft nicht vorenthaltenen Tadel wurden eindringliche Ermahnungen an den Führer hinzugefügt, künftig den ihm ertheilten Weisungen gemäß zu handeln. Etwas seitwärts vom Wege fand sich ein im Viereck angelegter Bananen-Garten, von einer Einfassung durch Schlingpflanzen zusammengebundener Planken umgeben. Gegen Mittag gelangten wir aufs Neue an die Ufer des Lucumayo, der sich hier, vereint mit dem Challomayo, gleich einem See in eine weite Wasserfläche ausdehnt, und auf dem entgegengesetzten Strande bemerkten wir einen Haufen der dunkelhäutigen Chunchus, die bei unserer Erscheinung in lebhafte Bewegung geriethen.

Wir lagerten uns gleichfalls, das Weitere zu berathen. Nachdem sich die Yankees mit ihren Flinten, um für vorkommende Fälle fertig zu sein, am Strande aufgestellt hatten, begann ich mit dem Führer das Wasser zu durchwaten, aber als wir etwa zu der Mitte desselben gelangt waren, fingen die Indianer, welche uns bis dahin ruhig zugesehen hatten, auf die wildeste Weise zu gesticuliren an, schlugen sich ihre Seiten und stießen alle Arten unarticulirter Töne aus. Das Einzige, was der Führer erwiederte, und auf dessen Kenntniß, glaube ich, sich auch seine ganze Prätension zu dem Dolmetscher-Titel reducirte, war: Himpa, himpa (Tausch) und siri, siri (Messer). In dem Maße, als wir uns dem Ufer näherten, zogen sich die Wilden weiter von demselben zurück. Als wir daselbst angelangt waren, legten wir zwei Messer auf einen Stein und entfernten uns wieder. Vorsichtig kam nach einiger Zeit ein Knabe heran, nahm die Messer und legte an ihre Stelle einige Bananen, sich dann in eiligen Sprüngen entfernend. Wir kehrten nun zurück, und obwohl unsere Gegenwart einen neuen Sturm erregte und der Führer behauptete, daß der Chunchu gegen die Fortsetzung unserer Reise, auf der wir sein Haus zu passiren hätten, protestire, gab ich den Uebrigen das verabredete Zeichen zu folgen.

Kaum sahen die Chunchus dieselben zum Uebergange sich anschicken, als sie im Nu Alle zerstoben waren. Wir folgten den Windungen des Lucumayo und kamen bald zu einem wenige Meilen entfernten Garten, und demselben gegenüber, auf der andern Seite des Flusses, schaute aus Bananen-Büschen das Schilfdach eines Hauses hervor. Dort beschlossen wir zu campiren, setzten unsere Kessel aufs Feuer und bereiteten das Nachtlager. Es dauerte nicht lange, so zeigte sich vor dem Hause in Front die dunkle Gestalt eines Chunchus, dann kam ein Anderer und zuletzt mochten 80 bis 90 dort versammelt sein, jeden Alters und Geschlechts. Durch unsere Zeichen ermuthigt, wagte sich eines der Kinder herüber, und als es beschenkt zurückkehrte, folgten ihm mehre, und bald waren wir in einem lebhaften Tauschhandel begriffen. Die meisten Chunchus waren schwarz bestrichen mit einer Art von Lehm, der ihnen als Schutz gegen Insekten diente, und zugleich auch als Bekleidung, zu welch letzterer die Frauen noch den Lurus eines Blattes fügten. Ihr Körper ist klein und schmächtig, aber in der Bewegung der Glieder liegt etwas, was an den Thiertypus erinnert, ebenso wie die aus der Kehle schroff hervorgestoßenen Laute ihrer Sprache. Lange, schwarze Haare hängen straff über das flache, breite Gesicht, dessen unstäter Ausdruck sich dem der Idioten nähert. In einigen Physiognomien wollte der Führer Beimischung peruanischen Blutes erkennen. Der Wairi (Häuptling), ein größerer Mann als die Uebrigen, war mit rothen Ringen auf dem schwarzen Grund der Arme und Beine bemalt. Er hatte auf jeder Seite der Oberlippe drei lange Borsten, die in darin gebohrte Löcher durch einen Pfropf, eine Art Korkholz, befestigt waren, und als wir ihm einen Spiegel gaben, amüsirte er sich höchlichst damit, seinen Schnurrbart zurechtzuziehen oder vielmehr zu stecken.

Kaum hatte der Spiegel unter den Chunchus die Runde gemacht, als auch die ganze schöne Welt derselben, die durch eine etwas sorgfältigere Verhüllung ihrer Reize Nichts verloren haben würde, um uns herum war und uns Bananen, Platanos, Yucas, Ananas, Korbgeflechte, Feder-Ornamente, Vogelbälge, ja Alles anboten — für Spiegel. Selbst die sonst so gesuchten Messer wurden jetzt weniger geschätzt.

Wir dachten nun die vielen freundlichen Besuche zu erwiedern und unsererseits den Fluß zu passiren; aber sobald die Chunchus uns dazu Anstalten treffen sahen, liefen sie sämmtlich mit großem Geschrei dem Hause zu. Ich suchte dem Wairi, der uns Alle, naß wie wir aus dem Flusse kamen, ans Herz gedrückt hatte, unsere friedlichen Absichten zu erkennen zu geben, aber er antwortete uns nur abwehrend mit einem erzwungenen Husten und einigen Gebärden, die anzudeuten schienen, daß er fürchte, unsere Gegenwart werde das Haus mit dem, den Wilden nur von den Weißen her bekannten Catarrh inficiren und ihnen eine tödtliche Epidemie bringen. Auch empfing Keiner etwas aus unseren Händen, ohne es vorher abgewaschen zu haben, und nachdem unser Tauschhandel durch den Sonnenuntergang abgebrochen war, sahen wir die ganze Gesellschaft ein Reinigungsbad nehmen, bevor sie ihre Wohnung betraten.

Kaum war der kurzen Dämmerung die Dunkelheit der Nacht gefolgt, als sich plötzlich über dem Walde hinter der Chunchu-Colonie in weitem Umkreise eine dunkle Röthe, als von unzähligen Wachtfeuern herrührend, erhob und wilde Töne und verworrenes Geschrei, worin die Melodie schwer zu erkennen war, sich die ganze Nacht von dort herüber hören ließ. Wir stellten Wachen zu beiden Seiten des Lagers auf, obwohl die Führer in dem Umstande, daß den Frauen ebenfalls mit uns zu handeln erlaubt gewesen sei, ein ausgesprochenes Freundschaftszeichen sahen. Mit dem Frühesten unternahmen wir am andern Morgen den Uebergang über den Fluß, trotz der abwehrenden Zeichen der Chunchus, die dann, ehe wir noch das Ufer erreicht hatten, auf eine Entfernung von etwa 2 Büchsenschüssen flohen und von dort aus unsere Handlungen beobachteten. Das Haus war als Rechteck gebaut mit zwei einander gegenüberstehenden Thüren. Das Innere war äußerst reinlich; an der Wand lief eine Reihe schmaler, kojenartiger Betten hin, und ein breiteres, gleich einem Tische, fand sich in der Mitte, das des Wairi, der, wie uns der Führer erklärte, zwei Frauen habe, während es den Uebrigen nur nach Ermordung eines Weißen erlaubt wäre, mehr als eine Ehe einzugehen. In den Betten fanden sich Pfeifen aus Armadillo-Schalen, Muschelgehänge, Flechtwerke, Federschürzen und Kränze, Lanzen und Pfeile, von welch letzteren die zum Fischfang mit fünf

Spitzen versehenen sehr zierlich gearbeitet waren. Nach dem von uns gefaßten Beschlusse wurde nichts von den vorhandenen Gegenständen angerührt, so wenig wie in dem sehr gut in Ordnung gehaltenen Garten.

Wir wendeten uns von dort einigen Hügelreihen zu, an deren Kamme wir längere Zeit entlang zogen und zur Stillung des Durstes nur das bittere Wasser der Rohrpflanzen finden konnten. Der Führer schien seines Weges nicht gewiß, er stieg vielfach auf Bäume, um die Gegend zu übersehen, bis er plötzlich eine von der bisherigen ganz verschiedene Richtung einschlug und uns nach ziemlich steilem Bergabsteigen zu einem durch ein enges Thal strömenden Flusse brachte, den er den Rio Colorado nannte.

Hier wurden nun die Arbeiten eifrig in Angriff genommen, und im Anfange schienen wirklich einige Anzeichen von Goldgehalt da zu sein, aber dieselben verloren sich bald wieder. Verschiedene Löcher, die auf der Oberfläche eine unbedeutende Quantität gegeben hatten, ließen auch diese beim tiefern Eindringen, noch ehe der „bedrock“ erreicht war, und auf diesem selbst vermissen. Ein Versuch, den Fluß auszutrocknen, zeigte sich ebenfalls erfolglos. Endlich zerstreute sich die Gesellschaft durch den ganzen Fluß, um an möglichst vielen Stellen Beobachtungen anstellen zu können; doch denselben Tag geschah ein allgemeiner Angriff der fast schon vergessenen Chunchus, die sich erst, als sie uns alle im Lager vereinigt sahen, nach einigen Salven zurückzogen, aber seitdem uns beständig umschwärmten und besonders Nachts mit ihren Pfeilen belästigten. Die dadurch verursachten Wunden heilten im Ganzen leicht nach der Ausschneidung.

Als letzten Versuch zwangen wir den Führer, den Viele gern an einen Baum gebunden seinen Freunden, den Chunchus, zurückgelassen hätten, uns unter der Bedeckung der Riflemen an die Stelle zu führen, von wo er drei Unzen aus einer Pfanne wollte gewaschen haben. Er wusch und zeigte uns, aus drei Pfannen, einen Centwerths. Satis est! Wir traten den Rückweg an.

Bei unserer Ankunft an dem Basiri trafen wir die Compagnie in der Auflösung begriffen, welche durch unsere Nachrichten nur beschleunigt wurde.

In der Zwischenzeit war der schon erwähnte Padre, Don Julian Bovo de Revello, von seiner Hacienda in Pancartambo dorthin gekommen, um uns zur Beschiffung des Madre de Dios zu begeistern. Aber die Mittel fehlten; die unsrigen waren in einer phantastischen Chimäre aufgeflogen, der arme Padre hatte über keine Reichthümer zu verfügen, und obwohl die Regierung 10,000 Dollars zu diesem Zwecke schon früher ausgesetzt haben sollte, so war für die mögliche Herbeischaffung derselben in der damaligen Zeit der Revolution doch nicht die mindeste Aussicht.

Das Ende war gekommen. Die Gesellschaft schlug den Rückweg nach der Küste ein, wo ich später die Meisten noch in Callao traf, auf eine Gelegenheit zur Heimkehr und die Geldmittel wartend, oder über neue in Ecuador und Neu-Granada aufgetauchte Goldnachrichten speculirend. Ich blieb, um eine mir auf dem Wege zugezogene Verletzung zu kuriren, mit dem mich mit neuen Plänen über die sein Leben absorbirende Idee unterhaltenden Padre, noch einige Zeit an dem Basiri zurück, von wo derselbe Ausflüge in die Umgebung zur Vervollständigung seiner geographischen Routen machte und seine schon gewonnenen Erfahrungen verarbeitete. Gleich den enthusiastischen Missionären der spanischen Zeit, deren Erfolge in den alle Wände bedeckenden Gemälden des Klosters von Ocopa aufbewahrt sind, wird er bis zum letzten Athemzuge an der Bekehrung der Heiden Südamerika's arbeiten, und die Civilisation der Chunchus, mit deren Sprache er sich speciell beschäftigt hat, könnte allerdings nicht wirksamer befördert werden, als durch die Erforschung des Madre de Dios und die Colonisirung dieser an allen tropischen Erzeugnissen so überschwänglich reichen Gegenden. Die Zeit dazu scheint nicht mehr ferne zu sein, die Schifffahrt auf dem Marañon und die Verwerthung der in seinen weiten Thälern brach liegenden Capitalien hat die Aufmerksamkeit unternehmender Handelsleute erregt, deren Thätigkeit bald zum Ziele führen wird. Der ganze östliche Abhang der Anden ist mit zwingender Nothwendigkeit für seine Ausfuhr auf den Atlantischen Ocean hingewiesen, wohin ihm die herrlichsten Wasserstraßen gegeben sind, während die Verbindung mit dem allerdings weit näheren Pacific durch das Dazwischentreten der Cordillerakette unendlich erschwert wird.

Einblicke in den osmanischen Orient.

Mesopotamien und Bagdad.

I.

Die große mesopotamische Ebene und die alte Karawanenstraße. — Arbela. — Die Dattelhaine bei Bagdad. — Die Stadt der Chalifen. — Mauern, Citadelle. — Leben und Treiben in den Straßen. — Reiter und Rosse. — Die Gärten. — Verwüstungen, welche der Tigris anrichtet. — Die Basare. — Der alte Palast der Chalifen.

Es wird die Zeit kommen, in welcher die kürzeste Straße zwischen Europa und Indien durch Syrien und Mesopotamien ziehen wird. Schon jetzt geht der elektrische Telegraph nach Bombay und Calcutta durch diese Regionen, und vielleicht erlebt noch unser Jahrhundert den Tag, an welchem eine Euphratbahn durch die Heimat des Erzvaters Abraham zieht und Gegenden berührt, in denen die alten Kulturreiche Assyrien und Babylonien blühten, wo der Macedonier Alexander und Kaiser Julian, der geistreiche Apostat, ihre Augen schlossen, wo weise und prachtliebende Chalifen thronten, wo Semiramis und Nebukadnezar mächtig waren. Palmyra und Bagdad werden ihre Bahnhöfe haben.

An die Stelle der hohen Blüthe ist nun allgemeiner Verfall getreten. Natürlich, die Türken herrschen im alten Assyrien und Babylonien, und durch sie hat nichts

gewonnen als die Wüste; diese vergrößerte sich, alles Andere ging zurück. Unter osmanischem Tritte, der ja kein Gras aufkommen läßt, unter einer Mißverwaltung, die lediglich auf Druck und Erpressung steht, darf man einen Aufschwung zum Bessern nicht erwarten.

Aber die Civilisation drängt sich trotz alledem nach und nach in diesen osmanisch-versumpften Orient ein, der Handelsverkehr mit Allem, was er in seinem Gefolge hat, rüttelt ihn auf, so unbequem es ihm auch sein möge. Er muß sich fügen und nachgeben, und seine stupide Trägheit reicht keineswegs aus zu erfolgreichem Widerstande. Mesopotamien und Syrien sind schon in den Tagen des Alterthums wichtige Passageländer gewesen, sie blieben es auch im Mittelalter und gewinnen durch den Umschwung in den Verkehrsverhältnissen jetzt eine gesteigerte Bedeutung. Schon ist der Euphrat bis Bir hinauf von Dampfern befahren worden, und man weiß, daß dieser Strom eine Fahrbahn bis in die Nähe Syriens und Assyriens bilden kann; er mündet, nach seiner Vereinigung mit dem Tigris, als Schat el Arab, in den Persischen Meerbusen, der heute schon zu einer britischen Handelsdomäne geworden ist. Eine Euphratbahn wird Leben anziehen und weit und breit anregend wirken; sie wird dazu beitragen, den türkischen Bann zu brechen. Bis Basra hinauf fahren indische Dampfer aus Karratschi und Bombay, und das untere Mesopotamien sammt einem Theile des benachbarten Persiens sind nun längst mit engen Banden an Ostindien geknüpft. Das ganze Gebiet, insbesondere das Deltaland des Schat el Arab, muß schon wegen seiner ganzen Weltstellung für alle Zeiten von großer Bedeutung bleiben, und gegenwärtig ist Europa auch mit dem fernsten Asien in einer unauflöslichen Verbindung. England hat das längst begriffen und deshalb den Persischen Meerbusen von Korsaren gesäubert, in mehren Städten Handelsfaktoreien begründet und sich Ansehen und Uebergewicht verschafft.

Was Bagdad anlangt, so ist dieses einer der wichtigsten Stapelplätze für den Handel mit dem innern Mesopotamien und auch mit Armenien und Syrien; er vertheilt Güter auch nach Persien und Arabien, theilweise selbst nach Indien. Vieles in der mesopotamischen Region ist Wüstenei geworden, Vieles aber auch fruchtbares Land geblieben. Bagdad sendet im Jahre durchschnittlich an 2000 Kameelladungen Güter nach Erserûm in Armenien, noch viel mehr nach Mossul, Diarbekir und Orfa, und nach Aleppo an 6000 Kameelladungen. Es bezieht Waaren aus Kerman, Yezd, Kaschmir und überhaupt aus dem ganzen Indien, aus Damaskus und Aleppo.

Von der alten Herrlichkeit sind nur noch Trümmer übrig; statt der Tempel, die einst zum Himmel emporragten und dann in Schutt zerfallen sind, sieht man Moscheen und Minarets, und statt der prächtigen Königsburgen schmutzige Karawanserais. Aber die grünen Dattelhaine sind geblieben, große Handelsemporien haben sich durch alle Zeiten erhalten. Von frischem, regem, beweglichem Leben keine Spur!

Die nachfolgenden Schilderungen gewähren einen klaren und tiefen Einblick in die gegenwärtigen Verhältnisse jener in hohem Grade interessanten Region und schildern mit photographischer Treue. Sie rühren von einem Manne her, welcher im Gebiete des osmanischen Reiches lebt. Wir sind nicht ermächtigt, den Namen unseres deutschen Landsmannes zu nennen, können aber sagen, daß derselbe etwa ein Jahrzehnt in den Gegenden gelebt hat, welche er hier so anziehend und umfassend darstellt. Längere Zeit verweilte er in Bagdad, der Stadt der Chalifen, und diese nimmt er zum Ausgangs- und Mittelpunkt; wir glauben mit vollem Rechte, denn dieses Bagdad ist, neben Basra, eine echt mesopotamische Charakterstadt und für den Verkehr von nicht geringem Belang. **A.**

Wenn der Reisende die alte Karawanenstraße verfolgt, welche von Mossul über Kerkuk und Kyffri nach der berühmten Chalifenstadt führt, verläßt er niemals die am linken Tigrisufer sich ausbreitende unermeßliche Ebene des alten Chaldäa. Gleichwohl ist diese Ebene, wie alle anderen der Welt, die nicht von reinen Alluvialbildungen an den Mündungen der Flüsse in das Meer herrühren, keine vollkommene. Sie charakterisirt sich, abgesehen von einzelnen wellenförmigen Partien, namentlich durch schnurgrade von Osten nach Westen hinstreichende Höhenzüge, welche dieselbe durchsetzen und abtheilen. Diese Miniaturgebirge von kaum 100 Fuß relativer Höhe erscheinen nichtsdestoweniger dem unerfahrenen Auge bei der vorherrschenden Luftspiegelung als mächtige Alpenketten, die in nebelhafter Ferne am Horizont aufzutauchen beginnen. Erst wenn man sie zu überschreiten im Begriff steht, erkennt man seinen Irrthum. Zwischen den einzelnen Zügen, deren innere Masse durchgängig aus schwefelsaurem Kalk besteht, breitet sich meist eine horizontale Fläche aus, welche je nach der Bewässerung, die auf ihr zu ermöglichen ist, entweder als Acker- und Gartenland oder Weide benutzt wird, oder wüst und unfruchtbar von einer unerbittlichen Sonne verbrannt, daliegt. In jenen regenarmen Ländern hängt die Kultur nicht nur innig mit der Irrigation zusammen, sondern geradezu von ihr ab. Der nahe, wasserreiche, aber sehr tief eingebettete Tigris trägt dazu so gut wie nichts bei; die Bewohner verdanken vielmehr das lebenerweckende Element den zahlreichen Strömen, die aus den Randgebirgen Irans reichlich hervorquellen. Die wichtigsten auch der Beschiffung zugänglichen zwischen Mossul und Bagdad sind: die Hasa, die große und kleine Saab, das Altyn Su (Goldwasser) und die Djala, Flüsse, welche in Verbindung mit den übrigen Bächen mehr als hinreichend wären, das ganze östliche Chaldäa in einen blühenden Garten zu verwandeln.

Daß dem einst so war zur Zeit der Assyrer, der Perser und Araber, beweisen, redender noch als alle geschichtlichen Ueberlieferungen, die Spuren der großartigen Kanalisation, welche das ganze Gebiet des Euphrat und Tigris bis an den Persischen Golf und weit in die heutige syrisch-arabische Wüste hinein netzartig bedeckte und Millionen thätiger und civilisirter Menschen einen reichlichen Unterhalt bot. Wie ist das so anders geworden unter den Huftritten der Schaaren des „lahmen Eisens", wie noch trauriger unter der türkischen Paschawirthschaft! Alle 8 bis 12 Wegstunden, meist auf Einöden zurückgelegt, stößt man auf ein Dorf oder einen Flecken, in welchem sich einige hundert diebische Türken, Kurden und Araber vom Gartenbau und dem Kleinhandel mit den durchziehenden Karawanen nähren. Dort liegt auch Arwyl (Arbela nach unserer altgriechischen Aussprache), ein Nest wie die anderen, wo der große Alexander nichts als zu siegen wußte.

In dem eigentlichen Mesopotamien sieht es noch elender aus. Dort ist jede Spur von Anbau verschwunden. Auf der ununterbrochenen Steppe schweifen die unabhängigen Stämme der Schammar-Araber und leben von der Viehzucht und der Plünderung ihrer ansässigen Nachbarn. Die Aussicht auf der Reise ist eine gewiß noch beschränktere, als in Holland oder anderen tiefliegenden nordischen Gegenden, wenn die Herbstnebel aufsteigen. Zwar zeigt in Chaldäa das Hygrometer kaum Spuren von

nicht chemisch gebundener Feuchtigkeit in der Atmosphäre, und von Nebeln ist dort selbst im Winter nie etwas entdeckt worden; allein die über dem erhitzten Boden aufquellenden und wallenden Luftschichten verlieren durch die Bewegung und die damit verbundene Spiegelung alle Durchsichtigkeit, so daß sie grauen Dünsten oder besser noch gleißenden wenig entfernten Seen gleichen. Diese Erscheinung ist so lebhaft, daß auf einem ihr günstigen glatten weißen Terrain jede Aussicht über 500 Schritt benommen wird; nur die höher, als diese unmittelbar von der zurückstrahlenden Bodenhitze bewegte Luftschicht gelegenen Gegenstände, ragen inselhaft, oft riesenmäßig aus weiter Entfernung optisch emporgehoben und nahe gerückt, daraus hervor. So erblickt man rechts und links vom Wege die Fächerkronen der schlanken Dattelpalmen geisterhaft nickend über dem Dunste.

Gäbe es hier Pyramiden, Städte, Ruinen, wie in Aegypten oder Sicilien, man würde die ganze Pracht der Fata morgana vor sich aufdämmern und verschwinden sehen, leider aber sind fast alle Zeugen des ehemaligen Glanzes von Assur und der Chalifen vernichtet, oder durch den Staub und den Zerfall zu glatten Hügeln geworden. Erst wenn man Bakuba, ein an dem Ufer der Djala gelegenes Dorf mit seinen Dattelhainen hinter sich hat, und nun sein Roß in eine mit einer Tenne zu vergleichende Ebene von grauem salzhaltigen Alluvialboden lenkt, wo kein Halm sproßt, kein Bach rieselt, wo nur, dem Schnee vergleichbar, Salz und Natronsalpeter stellenweis als feiner Krystall anschießt, gewahrt man 10 Stunden Wegs vor sich die Mauern und Flankenthürme, die Kuppeln und Minarehs einer großen orientalischen Stadt über dem Dunstozean; rechts dagegen Dattelkronen und wieder Dattelkronen.

Jene Stadt ist Bagdad, die Hauptstadt von Irak, der Sitz eines Generalgouverneurs, das Entrepot des Handels für einen großen Theil von Persien, Arabien und Anatolien.

Lange, sehnsüchtig lange muß man mit den stoisch gleichmüthigen Maulthieren durch die brennende Wüste dem willkommenen Ziele entgegenziehen, ehe es sein trügerisches Scheinbild verliert und in den Dünsten untertaucht, um endlich wieder als ein reelles Etwas, materiell und unbeweglich, dicht vor dem erfreuten Wanderer zum Vorschein zu kommen. Kein Wölkchen an dem weiten Firmament. Die Septembersonne sendet ihre glühenden Strahlen aus einer Himmelskuppel von oben blau und am Horizonte bronzefarben angelassenem Stahl und heizt unerbittlich den ungeheueren gelbgrauen Ziegelofen, wie die graue Wüste um denselben. Ein glühender Wind, träg, schwer und stöhnend, wirbelt aus der Wüste stoßweise dichte Staubmassen über die Stadt, und wie leidend schwingen und wiegen sich die Fächer der Palmen, die einzeln und in Gruppen über den Mauern hervorragen, in der entzündeten Atmosphäre. Der Thermometer zeigt 40° R. im Schatten. Wohl dem, der eine solche Temperatur nie wochenlang, geschweige denn auf einer Reise auszuhalten hatte! Man reist gewöhnlich nur in der Nacht, und eine wahrhaft gefährliche Neugierde allein kann den Touristen verlocken, der entsetzlichen Tyrannin des Tages zu trotzen. Orangerien, Springbrunnen, köstliche Früchte und Sorbete, welche die Phantasie hinter jenen Mauern vermuthet, trösten in Anticipation den Dulder für die Leiden des Weges, erweisen sich jedoch gewöhnlich für den Fremden als unerreichbar, was er einsieht, wenn er in der dunklen von Schmutz starrenden Spelunke eines Hauses seine Herberge nehmen muß. Der einen Gastfreund findet, ist natürlich ungleich besser daran.

Der Umfang der Stadt, deren größere Hälfte sich an dem linken Ufer des Tigris hinzieht, ist sehr bedeutend und dürfte nicht weniger als drei deutsche Meilen betragen, wenn man auch den jenseits gelegenen Stadttheil, dessen Mauern jedoch längst in Verfall gerathen sind, mit hinzurechnet. Beide Viertel sind mit einander durch eine erbärmlich construirte Schiffbrücke verbunden. Das linke, rings von Mauern umgürtet, bildet die eigentliche von den Türken noch als Festung betrachtete Stadt und zeigt, mit Ausnahme der den natürlichen Kurven des Stromes folgenden Seite am Ufer, die Form eines Oblongums. Die Befestigung dürfte nach den Begriffen der heutigen Militäringenieure für sehr unzureichend erklärt werden, selbst wenn sie in einem weit besseren Zustand erhalten würde, als sie es wirklich ist. Zur Zeit des Bogens und der Schlendermaschinen mag sie eines dauernden Widerstandes fähig gewesen sein, und noch heute erschwert sie den Beduinenhorden, welche oftmals ihrer unbeschützten Schwesterstadt kostspielige Besuche abstatten, das Eindringen; ihr Hauptwerth indeß besteht in der Erleichterung der Accise. Die Mauer ist sehr solid aus einer doppelten crenelirten Bogenstellung von Ziegelsteinen aufgeführt und oben mit Zinnen versehen; stellenweis angebrachte Treppen führen hinauf. Viereckige Thürme flankiren dieselbe, unter denen sich namentlich der sogenannte Adjemi-Thurm durch seine Größe und den Thatbestand auszeichnet, daß hier die wackeren Mongolen Hulagu's in die gläubige Stadt drangen. An den hervorspringenden Punkten hat man auch in späterer Zeit zur besseren Flankirung Rondele angebracht, welche zur Aufstellung von Geschützen dienten, oder vielmehr noch dienen. Unförmliche Feuerschlünde aller Länder, mit welchen die Osmanen je Krieg geführt — darunter auch venetianische und österreichische — ruhen hier auf zerbröckelten Laffeten und harren mit vollkommener Unschuld auf ihre Metamorphose, die theilweis durch die Orydation vor sich geht, wahrscheinlich aber bald durch Fuad Pascha in irgend einer englischen Münze eine praktische Form gewinnt. Nur mißverstandene Pietät hat bis jetzt das Kabinet am Ruder abgehalten, die Bronzemassen mit 80 Procent Reingewinn in Circulation zu setzen. Die Gräben, ehemals tief und naß, sind gegenwärtig durch den Wüstenstaub und Regeneinschwemmungen zu drei Viertel ausgefüllt und haben ihren Werth als Hindernißmittel total verloren. Das Wasser kann nicht mehr in dieselben eindringen, und nur ein sehr geringer Theil, vor der Citadelle, welche an der Nordseite das Thor und den Fluß beherrscht, ist versumpft, zum großen Nachtheil für die Gesundheit der Einwohner.

Die Citadelle selbst schließt sich der übrigen Mauer an, ist aber auch gegen die Stadt zu vertheidigungsfähig. Sie birgt in ihrem geräumigen Innern Kasernen, Stallungen, Depots und Magazine für einen Theil der Garnison, namentlich der Artillerie und Kavallerie. Auf fortificatorischen Werth darf sie ebenso wenig wie die übrigen Anlagen Anspruch erheben. Auch das Serai des Generalgouverneurs ist sammt den dazu gehörigen Kasernen und Hospitälern von einer Mauer eingefaßt und bildet einen integrirenden Theil der Befestigungen am Strome. Von der Landseite führen nur drei enge Thore in die Stadt, von Süden die Krankapu, von Osten die Adjemkapu und von Norden die Imam Asamkapu. Das letztere ist bei weitem das frequentirtere und deshalb auch interessantere, durch welches alle Karawanen von Anatolien und Persien ihren Weg nehmen.

Mit gespannter Neugierde zieht der europäische Reisende ein. Vielleicht hat er kurz vorher die schönen Märchen der „tausend und eine Nacht“ gelesen und versetzt sich zurück in die Tage Harun al Raschids, Zobeidas und Djiaffars, träumt von Marmorhallen im Style der Alhambra, von üppigen Weibern, welche sich gelangweilt nach Abenteuern sehnen, von kopfabsäbelnden Negersclaven, Zauberern und Genien. Um so schlimmer für ihn, wenn er sich urplötzlich aus seinen Idealen in den realen Schmutz und Staub versetzt sieht, der seine Seh- und Geruchsorgane auf das unangenehmste begrüßt. Nirgends, nirgends Paläste, nirgends Rosen, nirgends Prachtgewänder! Zu beiden Seiten der ungepflasterten Straße paradiren elende, von Ziegelbruchstücken und Schlamm aufgeführte, mit Dattelstämmen und Matten gedeckte, gegen die Witterung durch einen Lehmestrich geschützte Barracken, die theils als Werkstätten für Hufschmiede und Sattler, theils als Getreidemagazine, theils als Kaffeehäuser dienen. So zieht sich diese Avenue einige hundert Schritte bis zu dem Meidan, dem vornehmsten Platz von Bagdad, fort. Hier finden sich dieselben Barracken, hinter denen sich die etwas höheren, aber in keiner Weise eleganteren Privatwohnungen erheben.

Hat sich die Architektur hier auch nur in ihren primitivsten Anfängen gezeigt, so entschädigt uns dafür der Totalanblick des geschäftlichen Volkslebens der Stadt und des Landes. Der liebe Pöbel ist natürlich vorzugsweise vertreten. Gassenjungen, Tagediebe, keifende Weiber und flegelhafte Polizisten und Soldaten fehlen selbst in Arabien nicht. Es wird gekauft und verkauft. Eier, Fleisch, Gemüse, Früchte, Utensilien für Karawanen, Milch — natürlich nur sauere — bieten männliche und weibliche Handelsfirmen, welche ihre Waarenlager provisorisch unter einer Schilfmatte, zum Schutz gegen die Sonnenglut, aufgeschlagen haben, mit betäubendem Geschrei feil. Durch die bunte Menge von Fellahs, Türken, Persern und Negern treiben die Sakkas (Wasserträger) brüllend ihre Esel, forciren Roßtäuscher abgetriebene Gäule, schreiten die vermummten Gestalten der gesitteteren Weiber, reiten Stutzer schellenklappernde schneeweiße Langohren. Hier erwischt man einen armen Teufel, der eine Gurke escamotirt hat, dort fährt eine schwarzbraune 40jährige Tochter der Wüste einem kurdischen Soldaten in die Haare, welcher, nachdem er seine sauere Milch unschuldig verzehrt hat, sich, wie gewöhnlich, ohne Bezahlung aus dem Staube machen will. Der junge Krieger bändigt jedoch die betrogene Wilde, indem er mit frecher Faust sie an den ungeheueren Ringen ihrer Nasenflügel im Zaum hält. Juden werden geprügelt, Gefangene in Ketten zu Zwangsarbeit geführt, Truppenkommandos marschiren aus dem angrenzenden Thor der Citadelle und der Lärm wächst und nimmt ab wie die Ebbe und Flut.

Die durchziehenden Karawanen von Kameelen und Maulthieren beleben jedoch die Scene am höchsten. Vor den Kaffeehäusern, den Tschibuk oder den Nargileh am Munde, ein Kaffeeschälchen in der Hand, sitzen indolente beturbante Gestalten mit großen Bärten, meistentheils Türken, und blicken in behäbiger Verachtung auf die Menge der Beherrschten. Jetzt klingelts und vorbei ziehen in langer Reihe auf hohen Maulthieren sitzend persische Pilger mit spitzen Astrachanmützen und röthlich gefärbten Vollbärten, die Flinte auf der Schulter, die Peitsche in der Hand. Die Beturbanten wechseln grimmige Blicke mit den ketzerischen Ankömmlingen, obschon Bagdad fast ausschließlich denselben einen Rest seiner Handelsbedeutung verdankt. Der Religionshaß herrscht vor. — Andere Marktplätze von minderer Wichtigkeit liegen in dem südlichen Theile der Stadt. Es werden dort meist Getreide, Töpferwaaren, Wolle und Baumwolle in den angrenzenden Magazinen zum Verkaufe ausgeboten.

Eine wüste, sehr große Stelle, welche sich an der östlichen Mauer hin ausdehnt, scheint, ihrer tiefen Lage nach zu urtheilen, eine ehemalige Lehmgrube gewesen zu sein. Sie versumpft im Winter und man kann dort wilde Enten und Gänse schießen; im Sommer tummeln da die Stallknechte, Bereiter und Liebhaber ihre Rosse in einer an die Zeit des Wurfspießes erinnernden Manier. Ein europäischer Pferdekenner und Stallmeister hat gerade keine Ursache, die Art, wie man hier die edelsten Thiere behandelt, besonders zu bewundern. Das Abrichter- und Reitertalent dieser Araber ist geradezu eine romanhafte Erdichtung unaufmerksamer oder unwissender Touristen. Das herrlichste Thier wird in einem Alter von nur anderthalb Jahren schon zu Grunde geritten. Eine äußerst scharfe, eng an die Kinnladen anschließende Kandare, statt der Kinnkette mit einem Bügel und an dem Balken des Gebisses mit einer langen Zunge versehen, zerreißt dem Pferde das Maul, und angstvoll streckt es den Kopf in die Höhe, um der Peinigung auszuweichen. Die beständigen Galoppsprünge, woran man die Thiere gewöhnt, die scharfen Paraden aus den stärksten Gangarten ruiniren die Vorderbeine und den Bug dermaßen, daß man nur selten, selbst unter den edelsten Rassen, Reitpferde findet, welche nicht überköthen und ohne alle Veranlassung stolpern und stürzen. Die arabischen Stutzer indessen lieben diese Dressur, weil sie, ihrer Meinung nach, gut aussieht und es ihnen gefällt, die Angst und den wilden Schmerz des armen Gaules als übersprudelndes Feuer und kaum bezähmbaren kriegerischen Muth auszugeben.

Auf diesem Platze liegt an einer höhern Stelle auch ein Begräbnißort, einige Monumente von Heiligen und ein etwa 50 Fuß hoher von Mauerwerk durchzogener Erdklumpen, auf welchem vormals eine Burg gestanden haben soll. An der Stadtmauer werden hier die größeren Thiere für den Fleischbedarf geschlachtet. Deshalb kreisen in der Nähe beständig Schaaren von hungrigen Falken, Raben und Möwen, mit heiserem, durchdringendem Geschrei sich auf die Abfälle stürzend; ebenso lagern hier die Rudel jener häßlichen, degenerirten Hunde, welche den orientalischen Städten eigenthümlich sind. Der Platz trägt, wie das angrenzende Thor, seinen Namen von einer einsamen Moschee mit kegelförmiger Bedachung und windschiefem Minaret, welche einem der vorzüglicheren mohammedanischen Heiligen, dem Scheich Omer, geweiht ist. Solch ein Ding heißt ein Sijaret und wird an bestimmten Tagen von Wallfahrern, worunter sich die Weiber meist sehr vollzählig einfinden, lebhaft besucht. Es ist immer mit einer Mauer, zuweilen auch mit einem Graben umgeben, um die Schätze, welche die opferfreundige Frömmigkeit dort niederlegt, vor räuberischen Angriffen zu hüten.

Im Süden dehnen sich, wie wir bereits bemerkt haben, mehr oder minder mit Häusern untermischte Gärten aus. Hier wachsen die in Asien so ausschließlich beliebten Gemüse und Früchte aus der Familie der Cucurbitaceen: die Gurken, Kürbisse, Patlischams, Bananen, die Coloquinten, Zucker- und Wassermelonen; hier reifen in dichten schattigen Gebüschen und stattlichen Stämmen Orangen und Granatäpfel, hier rankt sich der Weinstock an den Mauern hin, und über Alles wiegen im heißen Wüstenwinde die Palmen ihre fahlgrauen, schattenarmen Fächer.

In diesem Theile der Stadt trifft man ein durch das Wasser gänzlich zerstörtes Quartier, ein Loos, das Bagdad schon mehr als einmal heimgesucht und zu einer gänzlichen

Veränderung seiner Physiognomie beigetragen haben mag. Gewiß vernichtete der Tigris mehr Denkmäler des Alterthums und richtete größeren Schaden an, als es je die Mongolen und Türken gethan haben. In manchen Jahren schwillt der Strom im Frühjahre, wenn der Schnee in den kurdischen Gebirgen zu plötzlich schmilzt, ungewöhnlich an, zerreißt seine Dämme und setzt die Stadt und die Umgebung ganz oder theilweise unter Wasser. Dann aber stürzen ganze Straßen der schlecht ohne Mörtel aufgeführten Häuser ein.

Der Stolz einer orientalischen Stadt sind ihre Basars oder die Tscharschi, wie es richtiger heißen muß. Die von Bagdad nehmen einen bedeutenden Raum ein und ziehen sich, besonders parallel mit dem Ufer, eine Strecke von einer Viertelmeile und darüber hin. Sie sind meist hoch überwölbt und datiren sich wahrscheinlich aus der alten Glanzepoche her. An den Orten dagegen, wo das Gewölbe eingestürzt ist und wo die Handwerker arbeiten, hat eine ökonomischere Verwaltung die kostspieligen Reparaturen außer Acht gesetzt. Die türkischen Behörden lehrten ihren kunstbeflissenen Unterthanen die praktische Wahrheit, daß Rohrfaschinen von Stangen getragen, mit Schilfmatten und Erde bedeckt, eben so gut Schatten werfen, als die meisterhaft ausgeführten Kunstwerke der Architektur. Zur Rechten und Linken dieser Basarstraßen reihen sich nun Bude an Bude, Magazin an Magazin, Werkstatt an Werkstatt als Verkaufsläden hin, angefüllt mit allen nur denkbaren Artikeln des Morgen- und Abendlandes, für den gewöhnlichen Gebrauch sowohl, als selbst für den Luxus. Die Waaren Englands, Deutschlands und der Schweiz gesellen sich hier zu denen aus Indien, Persien und China, ausgewählt für die Ansprüche des wilden Beduinen und Kurden, wie des gezähmten Städters und des europäischen Ansiedlers. In jedem dieser gewölbten Löcher hockt ein indolenter Türke, ein pfiffiger Armenier, ein schlauer bärtiger Perser mit der Schafpelzmütze, ein verschmitzter Jude, ein lauernder Araber, und Alle harren und hoffen auf Kunden, mit denen sie dann unter fürchterlichen Grimassen, Theatercoups, Gezänke und falschen Anpreisungen einen vortheilhaften Handel abzuschließen versuchen, indem sie gleich von vornherein den vierfachen Werth eines Gegenstandes verlangen. Zu ihren Füßen drängt sich, hin- und herströmend, eine bunte Menge von Käufern, Geschäftigen und Müßigen, worunter auch viele Fremde aus Persien und nicht weniger Landvolk und Beduinen aus dem Innern Arabiens anzutreffen sind.

Die Basars mit ihren schattigen, stets mit Wasser besprengten Gängen, ihrem weichen, gedämpften Lichte, ihrer mannigfachen Ausstellung und dem bunten Verkehrstreiben sind der Lieblingsaufenthalt der Pflastertreter von Bagdad, und es gibt deren nicht wenige. Diese Herren und die Soldaten handeln von Gewölbe zu Gewölbe, ohne etwas zu erstehen, unter dem Vorwande, es sei zu theuer, freuen sich, wenn sie nur sprechen können, und escamotiren auch wohl, was ihnen gerade in die Hände fällt. Auch Café's, Garküchen, Zuckerbäcker, Weinschenken und Schnapskneipen bieten dem Hungrigen und Durstigen, je nach seinem Geschmacke, in primitiver Einfachheit die entsprechenden Erquickungen an. Abends, wenn die Tagesgeschäfte, schon aus Mangel an Licht, aufhören, schließt jeder Eigenthümer sein Magazin mit einem hölzernen, zum Niederklappen eingerichteten Laden, die Menge verliert sich und in den öden, hie und da von Naphthalampen erhellten Gängen wachen die Hunde, den Spätling laut anbellend, schleicht der afghanische Nachtwächter, forscht eine Patrouille nach Dieben.

Für die Waaren en Gros, die Geldwechsler, die Juwelenhändler und Goldschmiede, für die Comptoirs der größeren Kaufleute und die Fremden existiren dicht bei den Basars massiv gebaute, feuerfeste und diebssichere größere und kleinere Chans, meist Werke aus der Chalifenzeit. Sie sind inwendig in klosterähnliche, gewöhnlich zwei Stockwerk übereinander stehende Zellen getheilt, von denen jede ihren eigenen Miethsmann besitzt. Das Vermiethen dieser Chans ist für die Eigenthümer eines der einträglichsten Geschäfte. Für Waaren ist gut genug gesorgt, aber um so weniger für die Unterkunft der Reisenden. Solch ein verlorener Mensch, wenn er keine Empfehlungen an irgend einen Einwohner besitzt, muß in die unerleuchtete, unglaublich schmutzige, von Ungeziefer wimmelnde Zelle eines Chanes mit seinen Effekten kriechen und sich selbst betten, bedienen, beköstigen und bewachen. Ein Gasthof ist ein occidentaler, in der Türkei noch nicht eingebürgerter Luxus. Die Garküchen verarbeiten nur schauderhafte Amalgame von Bockfleisch, Zwiebeln, Knoblauch, Talg und Oel, und können höchstens, indem sie den Appetit verderben, den Hunger stillen.

Außer den Basars und Chans hat Bagdad wenig monumentale Gebäude aufzuweisen. Nur zwei seiner Moscheen verdienen ihrer Größe wegen einige Erwägung. Ihr Unterbau ist ohne Kunstsinn aus behauenen Ziegeln aufgeführt, ihr Inneres ist weiß und kahl, und nur ihre Kuppe von persischer, kappenartiger Form verräth in ihrer Ausschmückung einigen Geschmack. Sie sind mosaikartig aus blauen, gelben, weißen und schwarzen glasirten Ziegeln zusammengesetzt. Dieser Schmuckstein ist kein Fabrikat des Landes, sondern in früheren Zeiten aus China nicht als Luxus, sondern als eine nothwendige Sache eingeführt worden. Die Ziegel von Bagdad nämlich, welche aus sehr salzhaltigem Thone nur ganz leicht gebrannt werden, schwinden geradezu wie zerfressen unter dem Einflusse der Atmosphäre, manche krystallisiren ganz und gar und werden zu Salz und Natronsalpeter, so daß der geringste Regen sie wegwäscht. Ein derartiges Material war zu der äußern Bekleidung der Einwölbungen nicht zu verwenden, wohl aber widersteht der Schmelz des chinesischen Ziegels besser noch als Kupfer, Blei oder Zink allen Unbilden der Witterung.

Leider haben sich nur wenige in dieser Weise geschützte und gezierte Gebäude erhalten. Rings um den Vorhof der mohammedanischen Tempel befinden sich Zellen, wo Softus, Hafis, Imams und andere weise, fromme und faule Anhänger des Islam und Diener der Moschee ein beschauliches Leben führen; doch legt man auch Waaren dort nieder. Der Hof selbst ist mit Ziegelfliesen bedeckt.

Das Serai, der Sitz der Regierung und die Wohnung des Gouverneurs, ist nebst dem Militärhospitale, den Gefängnissen und einer Jägerkaserne durch eine Mauer von der übrigen Stadt abgeschieden. Seine Lage am Flusse ist kühl und angenehm; allein es zeichnet sich mit seinen Nebengebäuden durch nichts, weder an Geschmack, noch Styl, noch Eleganz, noch Größe vor den gewöhnlichen Privatwohnungen aus, ja es ist womöglich noch häßlicher und bildet einen unästhetischen Klumpen von Dreck und Ziegelsteinen, die an einigen Stellen glücklicherweise übertüncht wurden. Seine Höfe sind nackt und unerquicklich, und nur in der Haremsabtheilung des Serai erfreut ein kleiner Garten das Auge. Die Douane ist vielleicht das einzige wohlerhaltene Monument aus der Zeit der Chalifen. Es ist meist aus Quadern, die aus der Ferne hergeschafft wurden, erbaut und trägt an seiner Frontseite, die auf den Fluß blickt, eine arabische, erhaben in den Stein gemeißelte,

lange Inschrift. Dies war der alte Palast der Chalifen. Das Innere zeigt jetzt nur düstere, aller Herrlichkeit entkleidete Gewölbe und ist zur Niederlage von zu verzollenden Waaren geworden. Ein anderer Ueberrest ist ein geschmackvoll aufgeführtes Portal zur Seite einer Gasse des Basars, und endlich wäre noch ein altes thurmähnliches Minaret in der Mitte der Stadt bemerkenswerth, in dessen Brüchen, Rissen und Kornischen nunmehr tausende von wilden Tauben nisten. Mit Ausnahme einiger Festungswerke, Fundamente und Sijarets ist das Angeführte Alles, was an Ruinen der Vorzeit zurückgeblieben ist. Der Grund, warum Bagdad sowohl, als das nicht minder mächtige und reiche Babylon so wenig Spuren hinterließen, liegt, wie wir es bereits zu bemerken Gelegenheit hatten, in den allgemeinen Verwüstungen des Wassers, dem schlechten, fast nur aus salzhaltigen Ziegeln bestehenden Material und der auf das trockene Klima berechneten, höchst unsoliden Bauart.

Die Gibellinenstadt Siena in Mittelitalien, ihre Denkmäler und geschichtlichen Erinnerungen.

II.

Die Universität. — Einzug bolognesischer Studenten. — Incunabeln und Miniaturen. — Die siebenzehn Contrade und ihre Wettrennen. — Aus der Geschichte der Stadt. — Gemeindefreiheit. — Kaiser Friedrich II. — Kämpfe der Guelfen und Gibellinen. — Die Schlacht von Monte Aperti.

Siena hat sich seit Jahrhunderten durch Pflege der Wissenschaften ausgezeichnet, und die Universität erfreute sich eines großen, oftmals wohl verdienten Rufes. Manche nehmen an, daß sie bis ins Jahr 1203 hinaufreiche, weil in demselben Pergamente ausgefertigt wurden, in denen einiger Doctoren und Studenten Erwähnung geschieht. Gewiß ist, daß sie schon 1246 vorhanden war; von da ab hat man ein Verzeichniß der Professoren, das eine ununterbrochene Reihenfolge darbietet. Die junge Lehranstalt erhielt einen werthvollen Zuwachs, als 1321 eine beträchtliche Menge Studenten aus Bologna her einwanderte. Einer ihrer Commilitonen, Jakob von Valenza, war zum Tode verurtheilt worden. Das verdroß sie sehr, und Wilhelm Tolomei, der aus Siena gebürtig war, stellte sich an ihre Spitze. Er war Professor des Rechts in Bologna und zog mit ihnen nach seiner Vaterstadt. Mehre andere Professoren schlossen sich an und die Ankömmlinge wurden von der Republik sehr freundlich aufgenommen. Denn sie gab ihnen nicht nur das Bürgerrecht, sondern zahlte auch 6000 Gulden für die von ihnen in Bologna verpfändeten Bücher. Jeder Professor bekam 300 Gulden Jahresgehalt und für den Anfang auf 16 Monate freie Wohnung. Trotzdem blieben sie aber nicht lange in Siena, weil man in Bologna alles Mögliche aufbot, sie zur Rückkehr zu bewegen. Sie erhielten neue Privilegien und man bat sie wegen alles dessen, was vorgegangen sei, um Entschuldigung. So zogen denn viele Studenten wieder nach Bologna und die Universität Siena war bis 1357 in keinen glänzenden Umständen. Dann aber wurden einige neue Lehrstühle gegründet, und Kaiser Karl IV. ertheilte ihr mehre Privilegien und Immunitäten. Hatten doch die Sienesen die Krone eingelöst, welche er bei den Florentinern als versetztes Pfand zurückgelassen!

Um 1323 gab es kein besonderes Universitätsgebäude; die Professoren hielten ihre Vorlesungen in Privathäusern, und die Republik zahlte die Miethe für die Auditorien. Erst 1408 wurde das Studio im alten Spitale der Misericordia eingerichtet, welches seitdem die stolze Benennung Casa della Sapienza führte. Dasselbe ist dann bis 1816 Universitätsgebäude geblieben, damals aber der Akademie der schönen Künste eingeräumt worden; die Auditorien wurden in das Vigiliuskloster verlegt. Dieses bildet einen großen Palast mit langen Gängen und großen Sälen, in welchen schon im zwölften Jahrhundert ernste Camaldulensermönche auf- und abwandelten. Dort verweilte König Karl VIII. von Frankreich, im Juni 1495, als er aus Süditalien zurückkehrte. Ludovico il Moro von Mailand hatte den fremden Monarchen nach der Apenninenhalbinsel gerufen; derselbe hatte ganz Italien durchzogen, Neapel ohne Schwertstreich erobert, und die Festungen hatten ihre Thore geöffnet, um ihn einreiten zu lassen. Aber der Stern seines Glückes verdüsterte sich, während er in Siena verweilte. Die Neapolitaner wandten sich ihrem frühern Könige wieder zu; derselbe Ludovico il Moro, welcher jenen gerufen, bildete eine Liga gegen ihn und drohte, ihm den Rückzug abzuschneiden. Er mußte sich mit den Waffen einen Weg bahnen und die Schlacht von Fornovo bestehen. Diese bildet gewissermaßen das Vorspiel der vielen blutigen Schlachten, welche unter Karl V. und Franz I. auf Italiens Boden geschlagen wurden. In jenem Kloster hat der obengenannte Karl auch florentinische Gesandte empfangen, welche von ihm die Rückgabe Pisa's forderten, das ein verhaßtes Joch abgeschüttelt hatte. Seit 1406 war sie der mächtigen Nebenbuhlerin unterworfen; da benützte sie die günstige Gelegenheit, um sich zu befreien, und wandte sich mit Bitten an den König, daß er sie beschützen möge. Er überantwortete sie indessen wieder an Florenz, indem er abzog, ohne den Streit zwischen beiden auszumachen. Die zwei Republiken bekämpften einander auf Tod und Leben von 1496 bis 1509; in diesem Jahre blieben die Florentiner definitiv Sieger.

Siena seinerseits war zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von Parteien zerrüttet. Es bat den ausländischen König, er möge eine Besatzung in der Stadt zurücklassen, um die Monte dei Nove, eine der zahlreichen Factionen, besser im Zaume halten zu können. Karl nahm also Siena „unter seinen Schutz“, und der Commandant der französischen Besatzung, Seigneur de Ligny, wurde dann von der Republik zu ihrem Hauptmann erwählt; er erhielt

eine Summe von 20,000 Dukaten, wofür er eine Garde von 300 Mann unterhalten sollte. Aber bald nachher kam die Partei der Nove oben auf und jagte diesen Stellvertreter des Königs von Frankreich aus der Stadt.

Siena hat eine Bibliothek, welche mancherlei Schätze enthält und etwa 50,000 Bände zählt; darunter befinden sich 650 Incunabeln, und die Zahl der Handschriften beträgt nahezu 3000. In der Autographensammlung findet man Schriftzüge von der heiligen Katharina und dem heiligen Bernhard, von Kaiser Karl V. und manchen anderen berühmten Personen. Ein griechischer Evangeliencodex aus dem zehnten Jahrhundert ist 1359 mit mehr als 3000 Gulden bezahlt worden. Bemerkenswerth sind noch: ein Antiphonarium mit Miniaturen von Paolo dal Poggio aus Florenz und ein 1494 illuminirtes Buch der Stunden von Littifredi Corbizi. Der Graf Scipione Borghesi besitzt eine Sammlung von mehr als 3000 Pergamentmanuskripten; unter denselben befindet sich auch das Originaltestament Boccaccio's; es ist lateinisch und aus dem Jahre 1374.

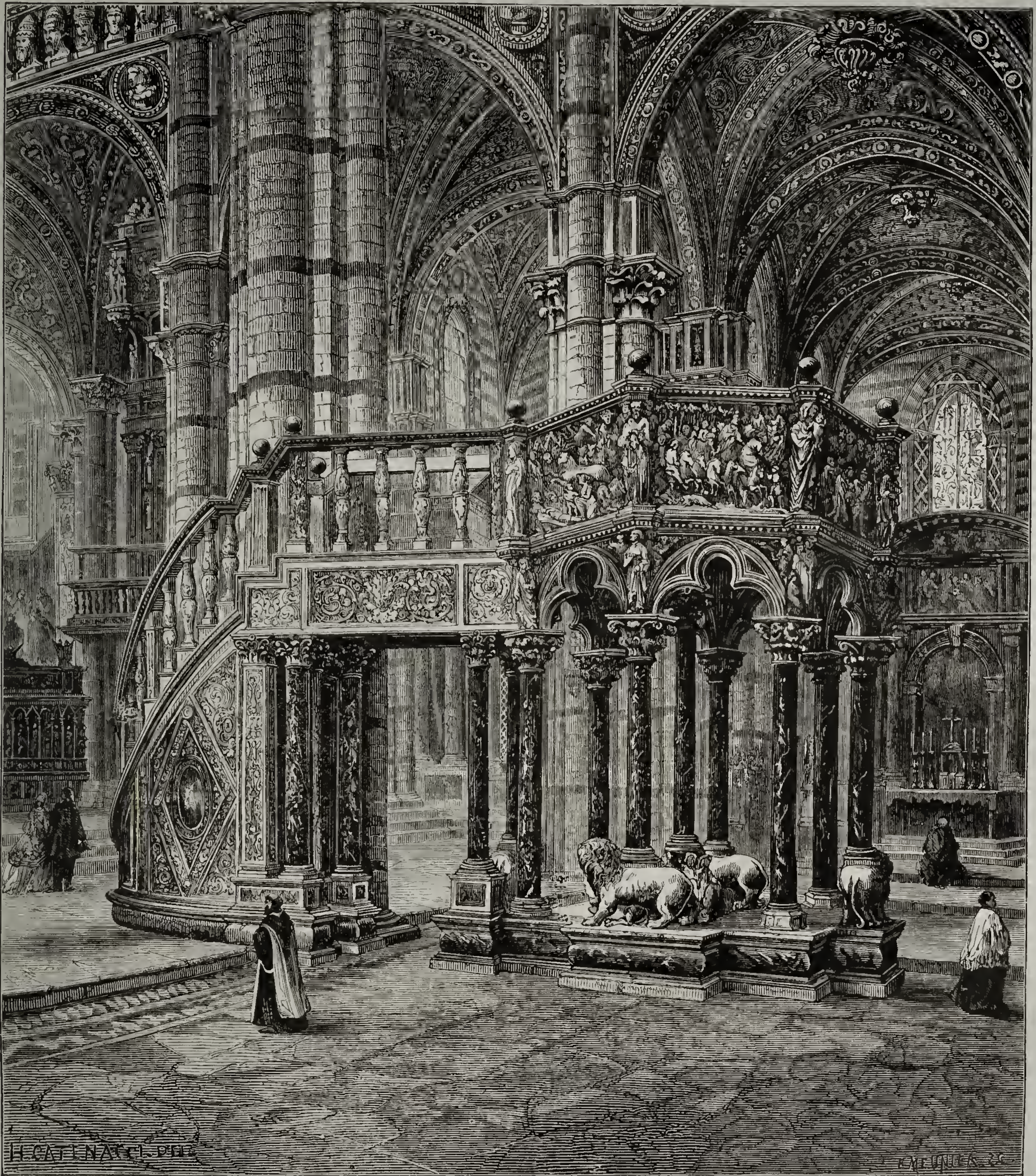
An wohlthätigen Anstalten hat Siena keinen Mangel; ebensowenig an schönen Frauen, welche schon vor langer Zeit der Deutsche Schröder als Deliciae Italiae bezeichnet hat, und man muß ihm darin Recht geben. Ein wahrer Blüthenflor erfreuet das Auge bei den Wettrennen der Contrade. Die Stadt ist amtlich in Viertel und Pfarrsprengel eingetheilt, aber das Volk hält, heute wie in früheren Jahrhunderten, an seinen siebenzehn Contrade fest. Jede dieser städtischen Abtheilungen hat ihre eigene Fahne, ihre Kirche, ihren eigenen Heiligen nicht zu vergessen; sie hat auch ihre eigene Geschichte, ihre Nebenbuhler und Verbündeten. Jeder bildet gleichsam einen kleinen Staat in der Stadt. Jeder Sienese schwärmt für seine Contrada; bei den Wettrennen folgt er mit Leidenschaft und Spannung den Rossen und Reitern seiner Contrada und jubelt himmelauf, wenn sie Sieger bleiben. Dann werden seine Straßen erleuchtet und der glückliche Fantino wird von den Frauen geküßt. Die Glocken werden geläutet, um allen anderen Contraden den Sieg zu verkünden, die Kirchenthore sind weit geöffnet und die Menge strömt ein, um dem Heiligen für den Triumph zu danken. Auch zündet man unzählige Wachskerzen an und der Fantino wird auf den Schultern der freudetrunkenen Menge bis vor den Altar getragen, wohin man nicht selten auch das Roß führt, welches ihn zum Siege getragen hat. Diese Rennen finden am 15. August auf der Piazza del Campo statt und ein Fremder, der dann in Siena verweilt, wird sich über Mangel an Unterhaltung nicht zu beklagen haben. —



Das Stadthaus zu Siena. (Nach einer Photographie.)

Schon im ersten Aufsatze ist darauf hingewiesen worden, daß der Freund der Geschichte in dieser schönen Stadt vollauf sein Genüge findet. Ohnehin hat ja in Italien jede Stadt eine mehr oder weniger bewegte Geschichte, jede war, in kleinerm oder größerm Maßstab, ein politischer Mittelpunkt, eine Kapitale, in gewissem Sinne sogar eine Nation. Ueber ganz Italien hat nur allein Rom geboten,

und dieses ließ den von ihm abhängigen Municipien manche Freiheiten. Dann aber kamen die deutschen Völker und schlugen mit ihren Barden und Schwertern die Krone der Cäsaren in Trümmer. Jede Stadtgemeinde gewann seitdem eine schärfer ausgeprägte Individualität, und wäh-



Kanzel in der Kathedrale zu Siena. (Nach einer Photographie.)

rend der langen Streitigkeiten zwischen Kaisern und Päpsten wuchs die Gemeindefreiheit.

Ueber Siena's Anfänge wissen wir Zuverlässiges nicht, aber sie reichen wahrscheinlich in die Zeiten der alten Etrusker hinauf. Erst Plinius und Tacitus erwähnen der Stadt; sie war zu des Augustus Zeiten eine der damals vorhandenen 28 „Colonien". Durch Anicius Ansanus wurde sie im Jahre 303 zum Christenthume bekehrt; aber ein kaiserlicher Proconsul ließ dem eifrigen Anhänger des Propheten von Nazareth den Kopf abhauen. Unter den Longobarden sprach ein Gastalde Recht in des Königs Namen, unter den Karolingern walteten und schalteten Grafen. Macht und Ansehen derselben wurden allmälig abgeschwächt durch die Bischöfe, welche zu Anfang des zwölften Jahrhunderts großen Einfluß übten. Damals kam auch eine Consularregierung auf; schon 1125 wird eines Consuls erwähnt. Aber die Regierungsform hatte bis dahin noch keine Stetigkeit gewonnen; bald üben die Consuln die oberste Gewalt allein, bald in Gemeinschaft mit den Bischöfen, und manchmal machen beide einem Signore oder Rector Platz, welchem dann, z. B. im Jahre 1150,



Das Taufbecken im Baptisterium zu Siena. (Nach einer Photographie.)

ein Rath zur Seite steht. Nach 1212 ist von Consuln keine Rede mehr.

Während des langdauernden Streites zwischen Päpsten und Kaisern, welcher ganz Italien in zwei gegen einander auf das Höchste erbitterte Parteien theilte, stand Siena fast immer auf Seite der letzteren; es war durch und durch gibellinisch. Und doch hat es sich gefügt, daß gerade die Doctrinen, auf welche die päpstliche Gewalt viele ihrer Ansprüche stützte, in Siena aufgestellt wurden. Der Verfasser des berühmten Decretum Gratiani, welches die Grundlage des canonischen Rechtes bildete, welchem Europa dann Jahrhunderte lang sich unterwarf, — dieser Graziano war ein Mönch von Chiusi. Auch Papst Gregor VII., dieser gewaltige Pontifex, wurde im Sienesischen geboren, und Alexander III. (Roland Bandinelli), das Haupt der lombardischen Liga, von welcher Kaiser Friedrich Rothbart bekämpft wurde, stammte aus einer sienesischen Familie.

Aber Siena lag stets im Kampfe gegen die Guelfen, und eigentlich hat es nur frisches Leben und Bedeutung gehabt, so lange es gibellinisch war und blieb. Als Guelfen die Oberhand in der Stadt gewannen, war diese nicht mehr von erheblicher Bedeutung für die Geschicke Toscana's; sie hörte auf bestimmend einzuwirken und mattete sich durch innere Streitigkeiten ab.

Also die gibellinische Zeit bildet den Glanzpunkt in Siena's Geschichte. In guten wie in schlimmen Tagen hielten die Sienesen dem Kaiser Friedrich II. die Treue; dieser war in Italien geboren und erzogen und liebte vor Allem die Insel Sicilien. Er nannte sich in den „Constitutiones", welche er den Sicilianern verlieh, Italicus; er strebte nach einer Wiederherstellung des römischen Reiches und nach einer Einheit Italiens. Aber er lebte im dreizehnten Jahrhundert, und damals mußte fehlschlagen, was im sechszehnten möglicherweise hätte gelingen können. Der Kaiser war seiner Zeit weit voraus; die Municipalfreiheit galt den Italienern mehr als die Einheit der ganzen Halbinsel.

Es gab Zeiten, in denen ganz Toscana, an der Spitze die Florentiner, sich der kaiserlichen Gewalt entzogen hatte; dann standen nur allein die Sienesen und Pisaner auf gibellinischer Seite. Als im Juli 1258 die Uberti, welche an der Spitze der Gibellinen in Florenz kämpften, aus dieser Stadt verjagt wurden, fanden sie nebst anderen Fuorusciti, Vertriebenen, willige Aufnahme in Siena, das als feste Burg ihrer Partei betrachtet werden konnte. Der Krieg begann zwischen den beiden Städten. Dante, selber ein eifriger Gibelline, hat zwei Führer seiner Partei in Siena, den Provenzano Salvani und Farinata degli Uberti, unsterblich gemacht. Beide waren gleichsam die lebendige Fahne ihrer Partei, aber sie hatten einen schweren Stand gegen die Uebermacht der Guelfen. Deshalb wandten sie sich um Beihülfe an Manfred, König von Neapel, Friedrichs II. Sohn. Sein Antwortschreiben vom 11. August 1259 ist noch heute im Archive zu Siena vorhanden; er verspricht, eine Heeresmacht zu schicken, welche der Sache der Gibellinen wieder aufhelfen könne; aber er sandte nur 100 deutsche Reiter, welche im Dezember eintrafen. Was sollte ein so schwaches Häuflein nützen? Aber Farinata sprach unverzagt: „Wir haben nun die Fahne des Königs, und das genügt." Als dann die Florentiner anrückten und Siena einschlossen, opferte der Italiener die deutschen Hilfstruppen. Er versprach ihnen doppelten Sold, gab ihnen Wein vollauf zu trinken und schickte sie dann als Todesopfer gegen den Feind. Und die deutschen Reiter hieben so tapfer ein, daß die Florentiner geworfen wurden und fast die Belagerung aufgehoben hätten. Aber von Siena aus ließ man jene braven Männer ohne Unterstützung; sie wurden von der ganz unverhältnißmäßigen Uebermacht geradezu erdrückt und Alle entweder gefangen genommen oder getödtet. Die Florentiner erbeuteten Manfreds Fahne und schleiften sie in den Koth.

Das Letztere hatte Farinata gewollt. Manfred, über diesen Schimpf erbittert, sandte im Juli 1260 neue Truppen; diesmal 800 deutsche Reiter unter den Befehlen seines Neffen Giordano Lancia d'Angalone; auch Pisa stellte Truppen, und nach Verlauf einiger Zeit waren in und bei Siena 27,500 gibellinische Streiter versammelt; davon 9000 Reiter, das übrige Fußvolk. Sie belagerten Montalcino, um den Feind dorthin zu locken, aber die Florentiner rührten sich nicht und dadurch wurde die Lage ihrer Feinde täglich schlimmer. Die Sienesen hatten keine Mittel mehr, die deutschen Reiter zu unterhalten, und wenn es nicht bald zu einer Schlacht kam, war Gefahr, daß das ganze Heer sich auflösen werde. Man ersann eine List. Farinata stempelte zwei Mönche; diese mußten insgeheim nach Florenz gehen und der dortigen Regierung die Mähr erzählen, daß sie im Auftrage mißvergnügter Sienesen kämen. Man sei unzufrieden mit Provenzano Salvani, welcher sich die oberste Gewalt anmaße und wolle sich seiner entledigen. Wenn nun die Florentiner, scheinbar um Montalcino Entsatz zu bringen, bei Siena erschienen, dann würde dafür gesorgt werden, daß man ihnen ein Stadtthor öffne.

Die Florentiner gingen in die Falle. Ihr Volk erhob sich in Masse; sie schickten Boten an alle guelfischen Städte nicht nur Toscana's, sondern auch nach Bologna, Perugia und Orvieto. So brachten sie 33,000 Mann zusammen, was für jene Zeit als eine sehr beträchtliche Heereszahl angesehen werden kann. Die Armee zog in der festen Hoffnung auf einen glänzenden Sieg heran und machte am 2. September, unweit von Siena, bei Monte Aperti Halt. Die Stadt wurde nicht nur zur Uebergabe aufgefordert, sondern man verlangte auch, daß sie selber eine Bresche in die Mauer machen solle, durch welche das guelfische Heer seinen Einzug halten könne.

Die Sienesen wandten sich an ihre heilige Jungfrau, hielten Bußübungen und feierliche Umgänge und zogen bei Einbruch der Dunkelheit aus der Stadt gegen Monte Aperti. Am andern Morgen, es war der 4. September 1260, trafen beide Theile aufeinander. Sie wußten, daß Toscana's Schicksal auf dem Spiele stand und kämpften mit äußerster Erbitterung. Lange blieb die Entscheidung ungewiß; da hieb Bocca degli Abati, ein Gibelline, welcher in den Reihen der Guelfen kämpfte, dem Fahnenträger der letzteren, Jacopo de Pazzi, die Hand ab. Die Fahne sank, man ahnte Verrath, die guelfische Reiterei begann zu fliehen und warf sich in wilder Unordnung auf das Fußvolk, das bald in völliger Auflösung war. Dann begann ein Gemetzel, in welchem nahe an 10,000 Guelfen fielen; von den überlebenden wurden die meisten gefangen genommen.

Heute bildet jenes Schlachtfeld von Monte Aperti eine weite Einöde; dort steht kein Haus, wächst kein Baum, keine Aehre, kein Grashalm.

Am 5. September hielten die Gibellinen ihren Siegeseinzug in Siena. Man läutete mit allen Glocken. Der guelfische Herold, welcher die Stadt zur Uebergabe aufgefordert hatte, saß rücklings auf einem Esel und nun wurde die Fahne des florentinischen Volkes durch den Staub geschleift. Während man hier den Sieg feierte, kamen Flüchtlinge nach Florenz und verkündeten die Nachricht von dieser gewaltigen Niederlage. Da eilten viele Bürger nach Lucca, um dort Schutz zu suchen. Diese Stadt war nun



Fonte Branda zu Siena. (Nach einer Photographie.)

die einzige Zuflucht der Guelfen; so rasch hatte sich die Lage der Dinge geändert. Ja, die Gibellinen machten in allem Ernst Anstalt, Florenz zu zerstören, aber Farinata degli Uberti wandte das grause Schicksal ab.

Später hat sich dann das Blatt gewandt und die Gibellinen geriethen abermals in Bedrängniß. Papst Urban IV. rief, gegen seinen Feind Manfred, aus Frankreich Karl von Anjou zu Hilfe, der am 6. Januar 1266 in Rom zum Könige von Sicilien und Apulien gekrönt wurde. Freilich gab der heilige Vater Etwas, das ihm nicht gehörte, aber der Graf von Anjou nahm die Krone eines — Excommunicirten. Kaum sechs Wochen später fiel Manfred, verrathen und verlassen von den Seinigen, am 26. Februar, in der Schlacht bei Benevent, und daraus erfolgte ein Rückschlag auf Toscana. Sechs Jahre nach dem Tage von Monte Aperti mußten die Gibellinen in die Verbannung ziehen, und die Uebermacht der Guelfen war wieder gesichert. Aber Siena blieb der gibellinischen Sache getreu und hielt zu Conradin von Schwaben. Dann sind noch manche Wechselfälle gefolgt, in die wir nicht weiter eingehen wollen. Am 3. Juli 1577 wurde es von dem spanischen Philipp II. an den Florentiner Cosmus von Medicis übergeben und hörte fortan auf, selbstständig zu sein.

Anthropologische Beiträge.

I.

Die Ausrottung wilder Völker durch die civilisirten Leute.

Wir haben den Vorsatz, unter der Ueberschrift „Anthropologische Beiträge", eine Reihe von Aufsätzen zu liefern, in denen Gegenstände aus der „Menschenkunde" behandelt werden. Auf dem Gebiete der Anthropologie wird Aufklärung Vielen nicht unwillkommen sein. Diese Fundamentalwissenschaft bricht sich jetzt mehr und mehr Bahn; sie wird, das unterliegt keinem Zweifel, als Siegerin aus harten Kämpfen hervorgehen, weil am Ende Jedermann Thatsachen gelten lassen muß. Inzwischen hat sie, da sie althergebrachten Vorurtheilen und der Unkunde entgegen tritt, viele Anfechtungen zu bestehen. Sie zählt unter ihren Gegnern die specifisch Gläubigen, welchen Bileams Thier und Jakobs Leiter für unanfechtbar gelten und denen Adam eine geschichtliche Person ist; sodann solche Gelehrte, welche in der Routine des Ueberkommenen stehen bleiben, und denen neue Wahrheiten unbequem sind; endlich auch einen großen Theil der sogenannten Philanthropen, die ihre Ansichten und selbstverfertigten Götzen nicht vom Altar herabstoßen lassen wollen und nicht eingestehen mögen, daß ihr ganzes Behaben einen radikalen Gegensatz zu der wahren Menschenfreundlichkeit und zur praktischen Menschenliebe bilde.

Die pseudophilanthropischen Ansichten beherrschen jetzt noch die bei weitem überwiegende Menge des „gebildeten Publikums" und haben auch großen Anhang unter manchen „Gelehrten". Aber es läßt sich nicht verkennen, daß schon seit einer Reihe von Jahren eine Rückwirkung eingetreten ist, welche die modischen Formeln und die alten Vorurtheile mit den Waffen der Wissenschaft bekämpft. Die Anthropologen kämpfen unverdrossen, wie es Reformatoren geziemt, und lassen sich durch die specifisch Gläubigen oder die philantropischen Tetzel und Eck nicht im Mindesten einschüchtern. Als Dr. Hunt, Präsident der londoner anthropologischen Gesellschaft, in der Versammlung des Vereins für sociale Wissenschaft erschien, zischte man ihn aus, weil er in seinem Buche: „On the Negros Place in Nature" gegen weit verbreitete Vorurtheile mit unleugbaren Thatsachen aufgetreten war. Seit drei Jahren hat die londoner „Anthropological Society" vergeblich beantragt, in der „british Association" eine besondere Abtheilung bilden zu dürfen; man wies sie unter nichtigen Vorwänden, allerdings bevor Jamaica eine so drastische Lehre gegeben hatte, zurück und sagte, sie möge sich bei den Zoologen oder Ethnologen einreihen lassen.

Die Folge war, daß hunderte von vorurtheilsfreien Freunden der Wissenschaft sich zur Aufnahme in den Verein meldeten, der nun in hoher Blüthe steht und viele der besten Köpfe Großbritanniens, vor allen Naturforscher und Reisende ersten Ranges unter seinen Mitgliedern zählt. Anthropologische Vereine haben wir jetzt außer in London auch in Paris, welchem die Priorität gebührt, in Madrid, in Newyork, in St. Petersburg, und die deutsche anthropologische Gesellschaft wird in den nächsten Wochen mit der Veröffentlichung ihres „Archivs" beginnen. Die Bülletins und Memoiren sowohl der pariser wie der londoner Gesellschaft enthalten eine Menge neuer Wahrheiten und Thatsachen, aber die Gegner des Fortschritts und der gesunden menschheitlichen Entwicklung, welche an Phrasen und Formeln haften, hüten sich wohl, denselben eine weitere Verbreitung zu geben.

Jedenfalls wird es unseren Lesern nicht unwillkommen sein, zu erfahren, was auf dem so wichtigen Gebiete der Menschenkunde gährt und treibt, welche Thatsachen in den Vordergrund gestellt werden, wie man dieselben erklärt, welche Schlüsse und Folgerungen aus denselben gezogen werden. Es sind, wie gesagt, nicht geringe Männer, insbesondere Männer der Naturwissenschaft, Reisende und auch Staatsmänner, welche im Interesse der Wissenschaft und der Humanität den Kampf gegen alte Ansichten aufgenommen haben. Sie fassen den Begriff der Anthropologie nicht etwa eng und lediglich anatomisch und physiologisch auf; der psychische Theil des Menschen findet nicht minder Beachtung wie der körperliche. Auch die Alterthümer des Menschengeschlechts gehören in das Bereich anthropologischer Forschung und vor allen Dingen das Rassenelement mit allen seinen Consequenzen.

Wir sind nun längst darüber hinaus, an die Erscheinungen, welche die Menschheit darbietet, einen lediglich, sagen wir der Kürze wegen kaukasischen oder europäischen Maßstab zu legen. Ein solcher ist veraltet und wissen-

schaftlich nicht zu rechtfertigen. Wir leiten die eigenartigen Civilisationen, z. B. China's oder Japans und Altamerika's nicht aus Aegypten oder Assyrien ab; wir sehen den Wanderungstheoretikern scharf auf die Finger und verstehen zu individualisiren. Daß jene Civilisationen eigenartig und vollberechtigt seien, das will dem europäischen Hochmuthsdünkel, welcher ohnehin oftmals nicht über die zum gründlichen Urtheilen erforderlichen Kenntnisse verfügt, keineswegs in den Kopf. Er weiß nicht oder kümmert sich nicht darum, daß jene Civilisationen nicht aus den Elementen der unsrigen hervorgegangen sind, sondern aus ganz anders gearteten, und daß sie auf einer ganz andern ethnischen Grundlage ruhen. Daraus schon folgt mit Nothwendigkeit, daß der Fortgang ihres innern Wachsthums und ihrer Entwicklung sich jener der kaukasischen Menschheit nicht nur nicht assimiliren konnte, sondern von derselben weit abweichen mußte. Alle Versuche, gleichviel ob auf mildem Wege oder auf jenem des Zwangs, werden weder den Chinesen noch den Indianer ꝛc. europäisch ummodeln können; höchstens wird man die Haut ritzen.

Der Anthropolog schwört nicht auf überkommene Lehren oder Formeln, welche von so Vielen im „gebildeten Publikum" ungeprüft als richtig angenommen werden, sondern er geht wissenschaftlich zu Werke, indem er untersucht. Sodann bestrebt er sich, gerecht gegen Alle zu sein, und muthet keiner Menschengruppe mehr und Anderes zu, als sie ihrer ureigenen Begabung gemäß zu leisten vermag. Er prüft das intellectuelle Vermögen, die geistige Anlage und Beschaffenheit, das ganze Morale der Gruppen eben so genau, wie Knochen- und Muskelbau. Er geht in die fernste Vergangenheit, welche bekanntlich nun weit über die historischen Zeiten hinausliegt.

Als eine Hauptaufgabe der angewandten Anthropologie erscheint es, die gegenseitige Stellung der verschiedenen Rassen, die doch nun einmal da sind und nicht hinweggeleugnet werden können, gründlich zu ermitteln. Die Eigenartigkeit der Rassenelemente verdient eine eingehende Würdigung. In praktischer Beziehung hat sich der Neger mit der allerschärfsten Ecke in den Vordergrund gerückt und über ihn wird der Streit fast mit Erbitterung geführt. Der Herausgeber des „Globus" hat seit beinahe fünf Jahren seine Ansichten über diesen Punkt oftmals ausgesprochen; von Seiten Vieler sind sie gebilligt, von Vielen auch getadelt worden. Er will nun seinerseits eine Zeitlang sich selber dieser Frage gegenüber passiv verhalten, könnte es aber bei den Lesern, gleichviel welcher Richtung sie angehören, nicht verantworten, wenn er ihnen vorenthielte, was die Anthropologen und Reisenden in den verschiedenen anthropologischen Gesellschaften über diesen Gegenstand zu sagen haben. Es handelt sich um eine der verhängnißvollsten Fragen dieses Jahrhunderts, und eine Aufklärung muß Jedem willkommen sein, dem an einem Einblick in einen Gegenstand gelegen ist, welcher nach und nach zu einem inhaltschweren staatlichen und „gesellschaftlichen" Problem sich umgestaltet hat. Man blicke nach Nord- und Südamerika und nach Westindien.

Die Anthropologie lehrt uns, daß wir die verschiedenen Menschengruppen nicht allesammt in derselben Weise beurtheilen und behandeln dürfen, wenn wir die Gesittung fördern wollen. Die Geschichte der europäischen Colonien würde weniger dunkle Seiten darbieten, wenn man verstanden hätte zu individualisiren.

Wir wissen, daß in Amerika, Australien, Afrika, auf Neuseeland und auf vielen Eiländern im Großen Ocean Colonisation und Ausrottung der Eingebornen zusammenfallende Begriffe sind. Ueber die Vernichtung der Eingebornen, der „Wilden", haben wir im „Globus" eine Menge von Thatsachen beigebracht; ohnehin ist die Sache selber kein Geheimniß. Aber zumeist hat man die Schuld den Wilden zugewälzt und die Weißen haben sich allemal rein zu waschen gesucht. Aber in mindestens neunzig Fällen unter hundert fällt sie auf die letzteren.

Ein Mann, welcher namentlich in Australien eigene Beobachtungen angestellt hat, erörtert den Gegenstand in folgender Weise (Anthropological Review Nr. 12. 1866): —

In vielen Gegenden haben allerdings Krankheiten und Branntwein viel zur Ausrottung der Eingebornen beigetragen, aber durch sie allein wird das Hinsterben nicht erklärt. Auf vorsätzlichen Mord kommt eine nicht geringe Summe, auf Mord, welchen die weißen Ansiedler verüben. Ich weiß wohl, was ich sage, und daß ich hier ein schweres Verbrechen auf die Schultern unserer eigenen Landsleute werfe. Noch mehr; ich schließe von der Beschuldigung nicht einmal die Frauen aus, welche auf einen Rang in der Gesellschaft Anspruch machen.

Die Geschichte der europäischen Ansiedlungen in Nordamerika ist eine zusammenhängende Kette schauderhafter Barbareien. Viele nun verschwundene Stämme verdanken ihren völligen Untergang jenem unerklärlichen Durste nach Blut, der in geheimnißvoller Weise über den civilisirten Menschen kommt, sobald er in Berührung mit niedriger gearteten Stämmen geräth und sich nicht durch bürgerliche Gesetze eingeengt sieht. Ein Farmer, der viele Jahre in Texas gelebt hat, erzählt, nach dem Bericht eines alten Ansiedlers, das Schicksal des letzten Carankowa-Indianers.

Durch einen Mann dieses Stammes war eine weiße Frau getödtet worden; es wird aber nicht gesagt, ob etwa vorher irgend eine Provocation stattgefunden hatte. Das ist überhaupt ein Punkt, über welchen wir nur selten etwas erfahren. Um jenen Tod zu rächen, machte der Mann der Frau mit einigen Genossen sich auf und erschoß den Häuptling der Carankowas. Dann rief er weit und breit die Ansiedler zusammen, damit sie behülflich seien, den ganzen Stamm auszurotten. Heute erhebt sich die Stadt Matagorda auf der Stelle, wo jene Ansiedler über den Stamm herfielen und mit kaltem Blute Alle, Männer, Weiber und Kinder, niedermachten. Nur drei Indianer entkamen, und der letzte der Carankowas war noch vor wenigen Jahren als Bettler in den Straßen von Matagorda zu sehen.

Aehnliche Geschichten haben in Nordamerika sich in Menge zugetragen, und noch in diesem Augenblicke nimmt das Niedermetzeln der Indianer im Westen ununterbrochen seinen Fortgang. Die Spanier in Südamerika und Westindien haben in ähnlicher Weise gewirthschaftet, die Holländer am Vorgebirge der Guten Hoffnung haben auch eine große Summe von Barbarei auf dem Kerbholz; die Franzosen gleichfalls haben unter einigen Stämmen Neucaledoniens aufgeräumt. Und die Engländer? Man blicke nach Australien und Neuseeland! Man schießt die Eingebornen nieder, als wären sie Fasanen!

Nun sagt man, wie schon angeführt wurde, die Wilden seien zuerst Angreifer gewesen; ich weiß aber bestimmt, daß das sehr häufig nicht der Fall ist. Als Regel steht fest, daß fast ohne Ausnahme die Provokation von den Colonisten ausgeht. Bei genauer Untersuchung stellt sich beinahe immer heraus, daß Mordthaten, welche von den

Eingebornen verübt werden, als Wiedervergeltung erscheinen. Man muß, um die Dinge richtig zu beurtheilen, die Verschiedenheit in der Lage und in den Verhältnissen beider Rassen in Anschlag bringen. Man kann von „Wilden" nicht erwarten, daß sie die Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten der Europäer haben sollen. Es ist auch sehr leicht erklärlich, daß sie diesen gegenüber Mißtrauen zeigen und in manchen Fällen auch die Absichten und Handlungen derselben mißdeuten. Der Weiße seinerseits versteht sich nicht auf die rohen Ideen des Wilden; dieser ist ihm ein Gegenstand des Widerwillens oder des Lächerlichen, und allerdings kennt er keine Art sich zu rächen als eine Weise, bei welcher der Tod die Hauptrolle spielt.

Ganz abscheuliche Dinge gehen eben jetzt in Queensland vor. Die niederträchtigsten Mordthaten, — ich kann mich nicht milder ausdrücken, — sind an der Tagesordnung. Ganze Stämme Eingeborner werden durch die Weißen ausgerottet, und die Regierung ist Mitschuldige an den Verbrechen, weil sie nicht dagegen einschreitet. Was einst auf Vandiemensland vorging, wiederholt sich jetzt in Queensland. Hier kennen die Colonisten nur eine einzige Methode, mit den Schwarzen umzugehen; man schießt sie todt und entfaltet dabei einen Eifer, der einer bessern Sache würdig wäre. Die Landespolizei ist dabei behülflich; man streckt ohne Unterschied Männer, Frauen und Kinder mit der Kugel nieder.

Dieses System ist aber nicht auf Queensland allein beschränkt. Es ging einst auch in Victoria im Schwang, und geht, wenn auch nicht mehr in so weitem Umfange, noch jetzt im westlichen Neusüdwales und im Norden und Westen Südaustraliens. Eine Rechtfertigung für dasselbe liegt aber im Wesen und im Charakter der Eingebornen mit nichten. Sie sind harmlos und im Grunde ganz freundlich gesinnt, nicht kriegerisch wie die Indianer Nordamerika's oder wie die Maoris auf Neuseeland, auch nicht blutdürstig und verrätherisch wie die Malayen im Archipelagus. Die Entdeckungsreisenden Burke und Willis sind von den Stämmen im Innern sehr freundlich behandelt worden und verdankten ihnen manche Wohlthaten.

Auch die Vandiemensländer waren friedlich und noch weit harmloser als die eigentlichen Australier, und doch sind sie zu Grunde gegangen. Es ist in dieser vormaligen Verbrechercolonie ganz schauderhaft und gottlos gewirthschaftet worden.

„Ich habe einst zu Pferd eine Reise durch die Insel gemacht, um mich an ihren landschaftlichen Reizen zu erfreuen und von den Colonisten zu lernen, was zu lernen war. Ich war meilenweit unter Akazien hingetrabt, deren balsamische Blüthendüfte die Luft erfüllten, und kam dann in ein von bewaldeten Höhen begrenztes Thal, durch welches ein klarer Bach fließt. In demselben stand die Wohnung eines Ansiedlers. Der Mann war früher Beamter gewesen und hatte, wie viele andere seinesgleichen, sich auf Kronländereien niedergelassen. Dort wurde ich gastlich empfangen und verweilte einige Tage in der Familie.

„Man erzählte mir Mancherlei, und ich war erstaunt und empört über die Weise, in welcher es geschah. Der Vater war nun alt und kränklich; aber seine Familie war um ihn, und die Tochter, ein nicht mehr junges Frauenzimmer, trug Sorge für die Gäste. Sie gab uns Manches über die Behandlung der Convicts (deportirten Verbrecher) zum Besten, und ihr alter Vater, der einst Friedensrichter gewesen, konnte seinerseits auch manche merkwürdige Geschichte erzählen. Doch am meisten hörten wir über die Eingebornen.

„Die Tochter erinnerte sich noch recht wohl der Zeit, da manche östlichen Stämme in jenem Thale sich einfanden und dort Nahrung suchten. Die sind nun aber, so sagte sie mit großer Gemüthsruhe, alle getödtet worden; was von ihnen noch etwa übrig geblieben sein sollte, ist unter dem Regierungsschutze hingestorben. Sie erzählte, daß es eine Hauptbelustigung (favourite amusement) gewesen, auf die Schwarzen Jagd zu machen. Dabei ging es in folgender Weise zu. Man lud die Ansiedler in der Umgegend mit Weib und Kind zu einem Picknick ein und speiste vor dem Hause unter dem Schatten der Bäume, und Alle waren heiter und guter Dinge. Nach Tische nahmen die Herren ihre Flinten, riefen die Hunde und ein paar Convicts und gingen in den Busch (Wald), um schwarze Leute (black fellows) zu jagen. Manchmal hatten sie nichts erlegt, denn dieses Wild war nicht gerade häufig, zuweilen aber hatten sie eine Frau geschossen, und wenn das Glück gut gewesen war, auch wohl ein Männchen.

„Alle diese Einzelnheiten wurden so kaltblütig erzählt, daß uns der Athem stockte. Wir sahen uns fragend an und jeder dachte, die Erzählungen seien erdichtet oder mindestens übertrieben. Aber leider war Alles und Jedes buchstäblich wahr. Am Scheußlichsten jedoch bleibt, daß Frauen und Töchter bei diesen Menschenjagden zugegen und behilflich waren. Warum auch nicht? Die Colonisten sagten ja: „Wenn man diese Schwarzen nicht todtschießt, dann stehlen sie Hühner aus dem Stalle." —

In Vandiemensland, das heute in das weniger anrüchige Tasmanien umgetauft worden ist, ist der Eingeborne verschwunden und damit auch die Möglichkeit, Jagd auf ihn zu machen. Aber in Queensland wiederholen sich solche Auftritte.

Wir schließen hier einen Brief an, welchen James Benwick zu St. Kilda, Melbourne unterm 25. Oktober 1865 an Dr. Hunt in London gerichtet hat.

„Bischof Pattison von der melanesischen Mission sagte am letzten Sonntag in seiner Predigt, er sähe die Nothwendigkeit, daß der Schwarze gegenüber dem Weißen verschwinde, nicht ein; aber leider sei dieser Untergang ein Resultat des gegenseitigen Verkehrs. Es schmerze ihn, als einen Missionär und Bischof, in tiefster Seele, daß er sähe, wie alle Anstrengungen und Bemühungen auf den Inseln (der Südsee) vergeblich seien. Er sprach dann von der reißend schnellen Abnahme der Bevölkerung auf Neuseeland, wo man vom Christenthum völlig abgefallen sei und sich dem stupiden Aberglauben des Paï Marire wieder zugewandt habe. Uebrigens beklagte er sich über die Art und Weise, wie die Lehrer zu Werke gingen und daß sie oftmals Mangel an Urtheil zeigten; wir hier sollten für unsere Schwarzen gut sorgen; er meinte, sie seien wohl fähig, die christliche Religion zu begreifen. Ich meinerseits muß bekennen, daß ich daran zweifle; ich glaube nicht, daß von der sogenannten Civilisation und vom Christenthum etwas für sie zu hoffen sei. Leider! Wir verbessern ihre Lage nicht und bringen sie nicht zu höherer Gesittung. Hier sind Viele, welche nicht umhin können, die Kraft Ihrer (Hunts) Beweisführung anzuerkennen."

Ein Ausflug in die Gebirge Jamaica's.

Die blutigen Vorgänge auf dieser Insel haben überall Entsetzen erregt und nehmen die Aufmerksamkeit des gebildeten Europa's in Anspruch, das bisher von den dortigen Zuständen nur wenig gewußt hat. Die englische Regierung beeilte sich, eine außerordentliche Untersuchungscommission nach Jamaica zu senden, und einige große londoner Zeitungen schickten Berichterstatter, denen sie strenge Unparteilichkeit zur Pflicht gemacht haben. Es liegt den Engländern offenbar daran, endlich einmal die reine Wahrheit zu erfahren und nicht mehr, wie so lange geschehen ist, einseitige Angaben baptistischer Missionäre zu lesen, die sich besonders auch dadurch charakterisiren, daß sie viele der wichtigsten Dinge verschwiegen und andere einseitig darstellten.

Der Berichterstatter der „Times" hat im Anfange Februars von Kingston aus einen Ausflug in das Gebirge unternommen und schildert, was er gesehen. Er verließ „die Stadt und ihre staubigen Gassen, ihre von Schmutz starrenden Häuser, verfallenen Läden und leeren Magazine", um frische Luft im Hochlande zu schöpfen. Die Gebirge hoben sich scharf vom blauen Himmel ab. Dicht unter dem St. Catherines Pik liegen die Newcastle-Kasernen, die eine durchaus gesunde Militärstation bilden; das Speisezimmer der Offiziere liegt 4500 Fuß über dem Meere, nur 13 Miles von Kingston entfernt. Man hat von dort oben eine entzückend schöne Aussicht.

Unterwegs traf der Reiter „nur allzuviel Busch", d. h. Ländereien, die einst bebaut waren und nun wieder Wildniß sind. Statt der Plantagen sieht man Hütten von Negern. Swatton Field, einst eine Zuckerplantage des von den Negern ermordeten Baron Ketelholdt, ist in kleine Stücke getheilt von je 1 oder 2 Acres, und dort leben etwa 100 bis 150 Schwarze. Ihre Hütten sind im allererbärmlichsten Zustande, die Erdmauern werden nicht ausgebessert und die Dächer sind im kläglichsten Verfall. Der Hüttenbewohner brauchte nur ein paar Stunden Arbeit daran zu wenden, um Alles wieder in leidlichen Zustand zu bringen, und die Sache würde ihn nicht einen Schilling kosten; denn wenn er nur die Hand ausstrecken wollte, so hätte er Bambus und Material zum Decken des Daches in Fülle. Aber der Hüttenneger kümmert sich nur allzuoft nicht um häuslichen Comfort und verwendet seine Mußezeit, welche er in Hülle und Fülle hat, zu anderen Dingen. Wenn man nicht sehr genau zusieht, so findet man, des üppig überwuchernden Busches wegen, seine Hütte nicht einmal. Am Wege bemerkt man keinen Maierhof und keinen Fleck bestellten Feldes, wohl aber zwischen Bananen, Cacaobäumen und Yams, von Blättern fast überdeckt, eine niedrige, armselige Hütte.

Jamaica liefert bekanntlich den Piment (rothen Pfeffer, neue Würze, Jamaica-Pfeffer, All spice der Engländer). Er wächst nur allein auf dieser Insel und dann noch in Yucatan, wo er aber keinen Ausfuhrartikel bildet. Die Versuche, ihn auf St. Domingo und Cuba mit Erfolg zu bauen, sind allemal mißlungen. Die Pimentpflanzung St. Anns liegt 1500 Fuß über dem Meere, etwa 10 Miles von Kingston, und der Weg zu ihr ist steil. Sie hat ungefähr 800 Acres. Dort wachsen und gedeihen Orangen, Citronen, Wein, Brotfrüchte, Pompelmus, Bananen, Kokos- und Kohlpalmen, Zuckerrohr, Kaffee, Yams, Kassave, Arrowroot und Gemüse. Der Pimentbaum ähnelt etwa unserm Apfelbaum an Größe und Art des Wuchses, gehört aber zu den Myrtaceen, hat dichteres Laubwerk und dunkle glänzende Blätter, welche gleich der Frucht aromatisch sind. Der Stamm ist weiß, weil er alljährlich die Rinde abwirft; er blüht zweimal im Jahre, aber nur die eine Blüthe trägt Früchte. Die Beere ist bekannt und in jedem Specereiladen zu finden; sie muß gepflückt werden, wenn sie noch grün ist; sobald sie reif ist, hat sie das Aromatische verloren und wird süß. Man bricht sie mit den Zweigen ab, weil das gut für den Baum sein soll. Die Ernte ist unsicher und schlägt zuweilen einige Jahre hintereinander fehl.

Jamaica hat zwar nahe an 400,000 Bewohner, aber es fehlt an solchen, die Lust zur Arbeit haben. Vor mehren Jahren war große Noth auf Madeira und deshalb wanderten einige hundert Portugiesen mit Weib und Kind nach Jamaica. Ein Theil derselben wurde auf jener Pimentpflanzung angesiedelt. Die Männer sind bei weitem nicht so kräftig gebaut wie die Neger, arbeiten aber sehr fleißig und ausdauernd. Neben dem schwarzen Quaschi (so bezeichnet man den Neger) nahmen sich diese olivengelben, hageren Europäer, leiblich betrachtet, keineswegs vortheilhaft aus; aber die Kinder waren offenbar im besten Gedeihen. Jede Familie hat ihre Hütte und ein Gartenfeld, baut Bananen, Yams und noch vielerlei andere Lebensmittel für ihren Unterhalt, zahlt weder für Haus noch Land irgend welche Pacht, und der Mann erhält 13 Silbergroschen Taglohn, in der Erntezeit aber das Doppelte. Auch Frauen und Kinder helfen arbeiten und erhalten Lohn; das Piment- und Kaffeepflücken erfordert ohnehin keine Mühe. Diese Leute erübrigen etwas und sparen auch ihr Geld sehr sorgsam.

Dem Reisenden wurde erzählt, daß man mit den Chinesen auf Jamaica schlecht gefahren sei; essen und trinken wollten sie wohl auf der Plantage, aber arbeiten nicht; freilich waren sie aus dem Abschaum der chinesischen Städte aufgerafft worden und nicht zu vergleichen mit chinesischen Landleuten. Die meisten starben, andere gingen wieder fort und einige sind als Hausirer und Krämer zurückgeblieben.

Was andere Einwanderer anlangte, so bezeichnet man als Emancipado einen Neger, der aus Cuba nach Jamaica hinüber gekommen ist. Afrikaner sind Schwarze, welche von englischen Kreuzern auf Sklavenschiffen weggenommen wurden; sie müssen drei Jahre lang bei Pflanzern arbeiten; nach Ablauf dieser Zeit können sie über sich selbst verfügen. Ostindische Kulis, die von Haus aus an Feldarbeit gewöhnt sind, machen sich gut; jene, die aus Städten kamen, wollen oder können nicht die ungewohnte Feldarbeit ertragen. Es ist ihnen unverwehrt, in ihr Heimatland zurückzukehren, und der Arbeitgeber hat zu diesem Zweck eine gewisse Summe zu hinterlegen; wenn sie auf Jamaica bleiben, und viele thun das, dann erhalten sie doch dieses Rückfahrtsgeld. Seit langer Zeit findet aber keine Kulieinwanderung statt, und der Pflanzer muß sehen, wie er mit den Negern zurecht kommt. Weder Portugiesen noch Kulis verstehen sich zu Zwischenheiraten mit Negern.

Mein Ausflug in das Gebirge überzeugte mich von der überschwänglichen Fruchtbarkeit dieser Gegend. Hier sahen die Hütten nicht ganz so verkommen aus und die Schwarzen schienen von besserm Schlage zu sein, als jene im Unterlande. Nur wenige Männer arbeiten auf

Plantagen, die meisten bestellen ihr eigenes Feld, das zum Theil gepachtet, aber fast durchgängig freies Eigenthum derselben ist. Ein Neger besaß sogar eine Zuckerrohrpresse und ein Siedehaus. Aber das war eine Ausnahme. Durchgängig begnügt sich der Neger damit, von dem wenigen Zuckerrohr, das zu bauen er sich herbeigelassen hat, den Saft auszupressen und denselben in einem gemietheten oder geborgten Topfe zu kochen. Diesen bringen dann die Frauen nach der Stadt zu Markte, wo sie gesalzene Fische, ein buntes Tuch, Kattun und dergleichen für den Erlös einkaufen. Syrup haben die Schwarzen in Menge und sie verbrauchen viel davon. Jener Neger, der eine Zuckerpresse besitzt, ist, wie mein Begleiter betonte, eine Ausnahme; dieser Mann arbeitet ordentlich und ist auch ein recht guter Zimmermann. Uebrigens hat fast jeder „kleine Eigenthümer" ein Pferd oder Maulthier. Man kann diese Leute an Sonntagen zu Dutzenden zur Kirche reiten sehen. Man hat mir erzählt, daß sie am Black River eine Versammlung hielten, um der Regierung ihre große Noth und Armuth ans Herz zu legen und um Unterstützung zu bitten. Die Pferde aber, auf welchen diese hilfsbedürftigen Schwarzen zur Versammlung geritten kamen, hatten unter Brüdern einen Geldwerth von 3000 Pfund Sterling, sage mehr als 20,000 Thalern!

Ich ritt am Sonntag Nachmittage durch eine Gegend, in welcher viele kleine Eigenthümer wohnen. Ich hörte Singen und ritt zu den Leuten heran. Sie saßen etwa 30 an der Zahl, Männer und Frauen, am obern Ende einer Bergschlucht in der Sonne, strengten ihre Lungen und Kehlen sehr stark an und hielten ein Meeting zur Beförderung der Eintracht. Ein solches veranstalten sie zweimal in jeder Woche und dabei ist allemal ein Instructor zugegen, welcher den Gesang leitet. Europäische Maßstäbe darf man aber an denselben nicht legen. Mein Begleiter äußerte: „Wenn doch diese Leute eben so eifrig arbeiten als singen wollten! Da sehen Sie nur, in welchem Zustand dieses Stück Weges sich hier befindet! Ein Neger ist gemiethet worden, um dasselbe auszubessern; aber er hat noch keine Hand angelegt." Wir kamen dann an eine schadhafte Einzäunung. Der Neger George hatte hoch und theuer versprochen, gegen guten Lohn natürlich, dieselbe auszubessern, aber auch er hatte keine Hand gerührt. Mein Begleiter gibt sich die größte Mühe, in seinem Garten Ordnung zu halten, aber in einem Lande, wo Niemand sich um Ordnung kümmert.

In diesen und anderen von mir besuchten Bezirken kommt man bald dahin, den Erzählungen Glauben beizumessen, welche allgemein über die Ausartung und Verschlechterung der Negerjugend vernommen werden. Das System, demgemäß man so viele „kleine Eigenthümer" hat, führt dahin, daß die Schwarzen sich weit und breit zerstreuen und vereinzeln; sie bleiben fern von den Mittelpunkten der Civilisation, gleichviel wie gering die letzteren hier zu Lande auch sein mögen.

Das junge Volk bleibt ohne alle Erziehung, bekommt nur sehr unvollkommene Begriffe von Religion und ist all und jedem Zwange völlig entrückt. Hier, mitten im Gebirge, kaufen oder pachten die Neger ein kleines Stück Land oder hocken (squatten) ohne Weiteres auf anderer Leute Grund und Boden; ein weißer Mensch weiß nicht einmal, wo sie zu finden sind, oder ahnt nicht einmal etwas von ihrem Dasein. Der Geistliche mag sich alle mögliche Mühe geben, aber sein Sprengel dehnt sich über viele Meilen aus und er kann eine so zerstreute Heerde nicht überwachen. Was wird dabei aus dem Schulbesuch? Und da, wo Neger als Lehrer oder Prediger wirken, sind diese selber oftmals Leute, die weder Erziehung noch Religion haben. Es gibt unter den schwarzen Pastoren gewiß manche brave Männer, aber diese werden am ersten zugestehen, daß unerzogene und ungebildete Menschen, die sich halb als Prediger, halb als Politiker benehmen und nur Unheil anrichten, zu verwerfen seien. Man sagt so oft, daß die Schwarzen in diesen entfernteren Gegenden wieder in die Barbarei zurückfallen, und darin mag eine Uebertreibung liegen; so viel aber kann ich nach Aussage genauer Beobachter wiederholen, daß es mit dem ganzen Treiben der jüngern Generation sich arg verschlechtert, und daß unter den Alten der Obeahismus und der Meyalismus (d. h. die Schlangen- und Fetischanbetung) wieder zu Ehren kommen. (Dasselbe ist auf Haïti der Fall. Rückfall in den Schlangenkultus zeugt aber doch von Barbarei. —)

Wenn ich die geradezu erstaunliche Fruchtbarkeit des Landes bedenke, die Leichtigkeit, mit der Jemand Grundbesitzer werden kann, wie überall Nachfrage nach Arbeit vorhanden ist, dann erscheint es klar, daß der Neger der glücklichste Landmann in der Welt sein könnte.

Ein draller, munterer Bursch von 19 Jahren, der meinen Reisebeutel trug und mir als Führer über einen Paß in den Port Royal Bergen diente, erzählte mir Mancherlei. Er hoffe, sagte er, binnen hier und zwei Jahren ein paar Acker Landes zu kaufen und sie zu bestellen, „wenn er einmal Lust dazu habe". Seine Begriffe über Wohlergehen und Glück des Menschen liefen auf Folgendes hinaus: Ja nicht arbeiten, wenn das irgend möglich ist. Da aber eine solche Glückseligkeit nicht zu erreichen ist, so muß man nur arbeiten, wenn man gerade einmal Lust dazu hat. — Ich glaube gern, daß die Vorstellung dieses Negers vom höchsten Gute wohl auch unter anderem Klima ihre Freunde habe, und ich gestehe, daß schon mein erst kurzer Aufenthalt unter tropischem Himmel mich zur Nachsicht gegen diese Negerphilosophie stimmt. Er erzählte, daß er früher von Morgens 6 bis Abends 6 in Arbeit gestanden und dafür wöchentlich 7 Schilling erhalten habe; er sei damals ein Knabe gewesen; aber jetzt verstehe er es besser; er arbeite gelegentlich auf einer Kaffeeplantage, aber viel lieber trage er Buckra's (d. h. eines Weißen) Reisegepäck, besorge Briefe, sei Fremdenführer und verrichte allerlei sonstige Aufträge. Wenn er 21 Jahr alt sei, wolle er sich, wie gesagt, ein paar Acker Landes kaufen; der Acre koste 4 bis 5 Pfd. Sterling. Dann habe er ein „'tablishement", d. h. eine Hütte und eine Frau dazu. — Ich erzählte ihm, daß viele hunderte von Familien in England mit Frau und Kind von Arbeitslöhnen leben müßten, die nicht beträchtlich höher seien, als das, was er, der Negerbursch, spielend leicht verdiene, daß sie, was Alles in dem warmen Jamaica überflüssig sei, davon auch Kleider, Decken und Kohlen beschaffen müßten. Mein Neger begriff aber nicht, wie ein Buckra für geringen Lohn sich an irgend eine Stätte binde und Tag für Tag arbeiten könne; er lächelte zu dem, was ich ihm sagte, ungläubig und äußerte, er möge in England nicht leben.

Wir befanden uns eben am Fuße der Liguana-Ebene, die einst weit und breit mit Zuckerrohr bestellt war; jetzt ist sie Busch geworden. Wir stiegen dann bergauf durch romantische Thäler und Schluchten und hatten von den Höhen eine Aussicht, die lieblicher nicht gedacht werden kann. Und wie balsamisch und erfrischend war die Luft!

Aus allen Erdtheilen.

Nähere Nachrichten über Baron von der Deckens Ermordung in Berdera. Man hat von einigen Seiten her sich der leider ganz unbegründeten Hoffnung hingegeben, daß Herr von der Decken noch am Leben sei, und klammerte sich dabei an allerlei Scheinvermuthungen. Es traf sich aber, daß schon wenige Tage später der pariser „Moniteur" aus Sansibar ein Schreiben des dortigen französischen Consuls brachte, das alle Zweifel beseitigte. Dazu ist dann noch ein Bericht gekommen, welchen der jetzt eben in London verweilende britische Consul, Oberst Playfair, aus Sansibar erhalten hat. Derselbe wurde in der Sitzung der londoner geographischen Gesellschaft am 12. März vorgelesen, und er bestätigt die Angaben Brinkmanns, welche wir (Globus IX, S. 384) mittheilten. Dieser neueste Bericht lautet dahin, daß Herrn von der Deckens Dampfer auf dem Dschubstrome, oberhalb der Stadt Berdera, am 26. September Schiffbruch litt. Am folgenden Tage begab sich der Baron mit Dr. Link in einem Boote nach Berdera zurück; Lieutenant von Schickh blieb inzwischen in dem Lager unweit vom Wrack. Am 1. Oktober kam eine bewaffnete Bande Somalis von Berdera her und griff das Lager an; dabei fielen zwei Europäer. Herr von Schickh sah, daß dasselbe nicht länger zu halten war und verließ das Wrack, indem er in einem Boote mit seinen noch übrigen Gefährten abfuhr. Er wollte nach Sansibar und von dort Hülfe für den Baron holen, der sich in großer Gefahr befand. Inzwischen war das Boot des Herrn von der Decken gestohlen worden. Er hatte sich am 30. September vergebliche Mühe gegeben, wieder nach dem Wrack zu gelangen; er mußte am 1. Oktober nach Berdera zurückkehren, ließ aber Dr. Link und einen Neger aus Sansibar zurück, um weitere Erkundigungen einzuziehen. Während der Baron eine Besprechung hatte, die zum Schein veranstaltet worden war, lockte man verrätherischer Weise seine schwarzen Diener fort und nahm ihnen ihre Feuergewehre weg. Als er nach seiner Wohnung zurückging, stürzte eine Anzahl Männer über ihn her, sie banden ihm die Arme und führten ihn an den Strom. Dort wurde er getödtet und seine Leiche ins Wasser geworfen. Dr. Link kam am andern Tage von seinem Besuche bei dem verlassenen Wrack zurück und erlitt dasselbe Schicksal. Die schwarzen Begleiter des Barons durften unbelästigt nach Brava (an der Küste) zurückkehren; dort lag ein englisches Kriegsschiff, das zu etwaigen Hilfsleistungen bereit war.

Consul Playfair sprach die gewiß richtige Ansicht aus, daß man schwerlich Genugthuung für diese Mordthat erhalten werde. Ohne Zweifel stecke der Sultan von Berdera dahinter; aber sowohl er, wie die mächtigen Häuptlinge im Innern könnten von dem starken Arme europäischer Seemächte nicht erreicht werden.

Mac Intyre's Expedition zur Auffsuchung Ludwig Leichhardts gescheitert. Die Anfänge dieser Reise ließen sich, wie die Leser des „Globus" wissen, vielversprechend an, und Alles schien einen günstigen Fortgang zu nehmen. Die jüngsten Nachrichten meldeten, daß Mac Intyre an dem, während der letztverflossenen fünf Jahre so viel genannten und auf allen neueren Karten verzeichneten Coopers Creek angekommen sei.

Nun aber bringen Briefe aus Brisbane in Queensland, vom Anfange des Januars 1866, eine sehr betrübende Nachricht. Dr. Murray, welcher sich als Arzt der Expedition angeschlossen hatte, kam nach Willumbillah zurück und meldete dort, daß die Reisegesellschaft sich aufgelöst habe. In der Gegend am Coopers Creek herrschte eine so entsetzliche Dürre (der Fluch, welcher auf dem größten Theil Australiens lastet), daß Alle dem Verenden nahe waren; doch blieb Mac Intyre mit drei Gefährten, darunter einem Indier, noch zurück. Von den 14 Kameelen waren 12 verschmachtet; auch sämmtliche Pferde, 40 an der Zahl, waren umgekommen.

Am 10. Januar kamen zwei andere Mitglieder der Expedition in Dalby an, um nach Brisbane weiter zu gehen. Sie berichteten diesen Verlust an Thieren; nach einem Briefe Murray's an Dr. M. F. Müller in Melbourne wären die Kameele noch am Leben, aber die Pferde nicht mehr.

Wir ersehen aus der zu Melbourne in Victoria erscheinenden „Germania" vom 18. Januar, daß der Frauenverein, welcher dort bisher der Expedition Vorschub geleistet hat, entschlossen war, derselben auch jetzt hilfreich beizustehen und ihr die Mittel zu verschaffen, damit sie bei Eintritt der Regenzeit das in so bedauerlicher Weise unterbrochene Unternehmen wieder aufnehmen könne.

Du Chaillu's westafrikanische Pygmäen. Wir haben früher schon erwähnt, daß der Reisende auf seiner letzten, mißglückten Wanderung vom Fernand Vaz nach dem Innern, in dem Gebirge zwischen 1 und 2 Grad südl. Br. ein „Volk von Pygmäen" gefunden haben will. Als dagegen Zweifel erhoben wurden, veröffentlichte er Folgendes:

„Ich betrachte diese kleinen Leute, die Obongo, gleichsam als die Zigeuner jener Gegenden. Sie ziehen nämlich hin und her und haben ihr zeitweiliges Obdach unter Bäumen. Ihren Lebensunterhalt erwerben sie dadurch, daß sie Thiere in Fallen fangen; das Wild vertauschen sie dann in den Dörfern gegen andere Nahrungsmittel; im Nothfalle stehlen sie auch. Die Bewohner dieser Region sind höher gewachsen als jene an der Küste; diese Obongo haben aber keine so dunkle Hautfarbe und sehr kurzes Haar, das in Büscheln auf dem Kopfe wächst. Dadurch unterscheiden sie sich von den ansässigen Leuten, welche das Haar möglichst aufgethürmt tragen. Sie haben einen wilden, scheuen Ausdruck des Auges, welches aufgeschwollen erscheint. Ich gab manchem Obongo Glasperlen, um ihn zu veranlassen, nicht wegzulaufen; die ansässigen Bewohner führten mich insgeheim zu diesen Leuten, aber alle Männer machten sich sofort aus dem Staube und nur ein Knabe nebst einigen Frauen blieb. Mein Besuch scheint sie mit Besorgniß erfüllt zu haben, denn obwohl ich in dem nächstgelegenen Dorfe eine Woche lang verweilte, ließen sie doch nichts wieder von sich hören und sehen. Meine Messungen ergaben Folgendes an dem einzigen Manne, dem ich beikommen konnte. Er hatte 4′ 6″ englisch. Eine Frau hatte 5′ 1/4″ und diese galt für sehr groß, ich zweifle aber nicht, daß auch Männer diese Höhe erreichen. Von den übrigen Frauen hatte eine 4′ 8″; 4′ 7 1/4″; 4′ 7″, und die kleinste 4′ 1/4″. Wenn ich diese Frauengruppe mit einem Gesammtblick betrachtete, kam es mir vor, als ob die durchschnittliche Höhe 4′ 5″ bis 4′ 6″ betrage. Die kleinste Frau hatte den dicksten Kopf, nämlich 1′ 10 1/5″ im Umfange; der kleinste Kopf hatte 1′ 9″."

Ein Volk, in welchem Individuen mehr als 5′ hoch werden, kann man, wenn auch die Mehrzahl diese Höhe nicht erreicht, kaum als Pygmäen bezeichnen. Man könnte ja dann diese Bezeichnung auch auf viele Eskimos anwenden.

Das Problem in Algerien.

Nachdem wir den S. 41 mitgetheilten Brief unsers Landsmannes Gerhard Rohlfs in die Druckerei gesandt hatten, lasen wir die Erörterungen, welche in den ersten Tagen des März im gesetzgebenden Körper zu Paris über diese „brennende Frage" Algeriens stattfanden. Algerien ist seit nun 36 Jahren im Besitze der Franzosen. Herr v. Lanjuinais erklärte, daß die Lage dieser „Dependenz" (und allerdings kann von einer Colonie keine Rede sein) eine „ruinöse" sei. Durch die Briefe über Algerien, welche der Kaiser an den Marschall Mac Mahon geschrieben, nachdem er eine flüchtige Reise unternommen habe, seien die Ansiedler nicht etwa beruhigt worden.

Aus den Debatten ergab sich, daß unter den Männern, welche sich speciell mit den Angelegenheiten Algeriens beschäftigen, zwei durchaus entgegengesetzte Ansichten herrschen. Die eine findet Alles weise, was der Herrscher geäußert hat; sie glaubt, oder stellt sich wenigstens, als ob sie glaube, an die „Perfectibilität" der Araber, welche fähig seien, nach dem europäischen Muster „civilisirt" zu werden, und daß sie sich auch allmälig zum Christenthum herbeilassen würden, nicht nur im eigentlichen Algerien, sondern auch in der Wüste. Auch seien wohl ihre Herzen nicht unbedingt verschlossen gegen die Gefühle der Brüderlichkeit, als welche zu einer freiwilligen Verschmelzung der Rassen und der Interessen führen werde (!). Der Staatsminister äußerte seinerseits, er könne sich gar nicht vorstellen, daß in unserm Zeitalter der „Civilisation und

des Fortschrittes", die Araber Algeriens, obschon sie Mohammedaner seien, nur ein einziges Gefühl, das des Hasses, hegen sollten gegen eine Bevölkerung (die europäischen Ansiedler), welche weniger kriegerisch aber weit civilisirender sei, als eben jene Araber.

Dieser ganzen Auffassung, welche sich um die Lehren einer zweitausendjährigen Geschichte und um die Ethnologie durchaus nicht bekümmert, trat man von anderer Seite nachdrücklich entgegen. Berryer meinte, es liege gar kein Grund zu der Annahme vor, daß man die Araber europäisch umcivilisiren und noch weniger sie zum Christenthum bekehren könne. Die Erfahrung aller Zeiten spreche dagegen; die ganze Rassenanlage, Religion, Vorurtheile und selbst die Interessen drängten dem Beobachter eine ganz andere Schlußfolgerung auf als jene, zu welcher der Staatsminister gelangt sei. Von Wichtigkeit für Frankreich werde es sein, mit den Kabylen in das beste Einvernehmen zu gelangen. Diese (sie sind bekanntlich berberischen Stammes) seien intelligent und arbeitsam, und in religiöser Hinsicht weniger fanatisch als die Araber. Mit diesen letzteren werde man nichts anfangen können, so lange sie Mohammedaner bleiben, und seinem Glauben werde der Araber niemals entsagen; derselbe sei eng verwachsen mit seinem freien Leben, seinem Hange zum Plündern und mit dem Niedermetzeln seiner Feinde. Nie könne der Araber zum Franzosen werden, nie sich französischen Gesetzen unterwerfen, niemals die Interessen der Europäer zu den seinigen machen. Er werde bleiben, was er stets gewesen, ein unversöhnlicher Feind der Franzosen." Wohl mag er, überlegener Streitmacht gegenüber, eine Weile sich ruhig verhalten, aber allemal wird er eine ihm günstig dünkende Gelegenheit wahrnehmen, um sich zu erheben, und dann sagen: Was habe ich zu fürchten? Mißlingt mein Unternehmen, dann weiche ich in die Wüste zurück, wo ich vollauf Schutz für mein Pferd und für mich selber finde, und bleibe ich Sieger, so dränge ich die Franzosen in die See.

Auf die europäischen Ansiedler scheint es einen schlimmen Eindruck gemacht zu haben, daß Kaiser Napoleon von einem „empire arabe" gesprochen. Deshalb erklärte General Allard, dieser Ausdruck sei lediglich als eine Redensart (une formule de langage) zu betrachten. In Betreff der Auswanderung äußerte der Staatsminister, man werde keine beträchtlichen Summen zur Organisation derselben verwenden, dagegen für das Wohlergehen der schon vorhandenen Ansiedler sorgen. Diese sind, beiläufig bemerkt, sehr schlimm daran, weil die Alles reglementirende, straffe Verwaltung ihnen jede freie Thätigkeit und Beweglichkeit unmöglich macht. Dieses Bevormunden bis in die allerkleinsten Dinge hinein ist auch Schuld, daß es mit dem Anbau der Baumwolle nicht vorwärts geht,

Ein neuer Senatsbeschluß ist von seltsamer Art. Die Bestimmungen desselben sind darauf berechnet, den Scheiks eine größere Gewalt in die Hände zu spielen. Die Eingebornen sollen von nun an „Franzosen" sein, aber nicht „französische Bürger"; sie werden „einverleibt", aber „nicht den französischen Gesetzen unterworfen".

Alles in Allem genommen, ist die Lage Algeriens sehr unbefriedigend. Diese Thatsache wurde auch von keiner Seite her in Abrede gestellt; aber Niemand konnte sagen, wie man den Uebelständen abhelfen könne. Seit länger als einem Vierteljahrhundert ist unablässig experimentirt worden, und die Verhältnisse sind immer schlimmer geworden.

Die Prinz Edwards-Insel, im Süden des St. Lorenzogolfes, ist unter den britischen Colonien Nordamerika's die kleinste, hat aber an Volksmenge und Wohlstand verhältnißmäßig mehr und rascher zugenommen als manche andere. Im Jahre 1842 hatte sie 47,034 Einwohner und 1865 zählte sie deren mehr als 85,000; die Einnahmen stiegen von 13,745 auf 60,000 Pfd. St., statt 121 Schulen sind deren mehr als 300 vorhanden; statt 644,824 Buschels Hafer sind 1865 mehr als dritthalb Millionen geerntet worden.

Handelsverkehr über die nordamerikanischen Prairien. Dieser Karawanenhandel ist sehr bedeutend. Im Jahre 1865 gingen von der kleinen Stadt Atchinson im Staate Kansas (welche in Bezug auf Ausrüstung der Karawanen wichtiger geworden ist als Independence, welches früher vorzugsweise den Ausgangspunkt für dieselben bildete) $21\frac{1}{2}$ Millionen Pfund assortirter Waaren über die Prairien. Die etwa 5000 Frachtwägen wurden von mehr als 7000 Maulthieren und Pferden und 28,000 Ochsen gezogen; die Zahl der Treiber 2c. betrug an 5000. Die Hälfte der Frachten war nach dem neuen goldreichen Staate Colorado bestimmt; das übrige vertheilte sich auf Utah Montana, Nevada, Idaho, Neumexico, Nebraska und das westliche Kansas. Das in diesem Geschäft angelegte Kapital überstieg 6 Millionen Dollars, und 27 Firmen waren bei dem Geschäfte betheiligt. Dieses hat sich gegen 1861 versiebenfacht. Die Ueberlandkutschen, welche 1865 in Atchinson ankamen und von dort abgingen, beförderten mehr als 5000 Fahrgäste, 600 Centner Expreßgüter und 2,400,000 Dollars Baargeld. So bringt reges Leben in Gegenden ein, die noch vor 10 Jahren wüste Einöden waren.

Amerikanische Archäologie. In Bezug auf diese macht sich bis heute der Dilettantismus außerordentlich breit und durch ihn sind viele geradezu widersinnige Ansichten in Umlauf gebracht worden, die gleichsam als gangbare Münze umlaufen. Es ist also sehr erfreulich, daß eine Anzahl englischer und französischer Gelehrten gemeinschaftlich den amerikanischen archäologischen Studien specielle Forschungen widmen. Gleich in der ersten Zusammenkunft der Gelehrten zeigte sich, wie nothwendig dergleichen erschien. Ein Herr Burke rückte mit der Ansicht heraus, daß eine uralte (!) europäische Civilisation wohl beträchtlichen Einfluß auf die Erbauung der gigantischen Mauern in Peru gehabt habe, und ein Herr Mackenzie wies auf die „mögliche Wahrscheinlichkeit" hin, daß die autochthonen Völker Amerika's Einflüsse empfangen hätten aus — Awa (!!) und Polynesien, wo man in Bezug auf Gebräuche und Götterverehrung Manches finde, das an Amerika erinnere! Ein sehr gründlicher Kenner, Bollaert, welcher einen großen Theil seines langen Lebens in der „Neuen Welt" zugebracht und insbesondere ethnologischen Studien obgelegen hat, erklärte entschieden, er sei der ganz willkürlichen Theorie, welche die Menschen aus der alten Welt kommen läßt, durchaus entgegen. Was die alten Peruaner geleistet haben, das schufen sie aus sich selber heraus. „Ich habe jene Denkmäler mit eigenen Augen gesehen und muß durchaus in Abrede stellen, daß sie den Charakter des Entlehnten tragen, daß sie Spuren des fremden Einflusses aufweisen. Auch ist der Mensch der Neuen Welt durchaus sui generis, er ist eine besondere Species." Davon sind wir unsrerseits auch überzeugt.

Thee- und Seidenbau in Japan.

Bekanntlich sind die Japaner unter allen Asiaten die civilisirtesten und uns Europäern in manchen Dingen überlegen. Alle unsere Gärtnerkunst steht weiter hinter jener der Japaner zurück, und in manchen Gewerben haben wir noch viel zu lernen, bevor wir ihnen auch nur nahe kommen. Auch im Ackerbau sind sie ausgezeichnet; das hat uns schon unser Landsmann, der alte Kämpfer, gesagt und alle Neueren geben die Bestätigung. Der Feldbau wurde im Reiche des Sonnenaufgangs längst schon rationell betrieben, als man in Europa noch in bloßer Empirie steckte.

Theebau und Seidenzucht sind für Japan von großer Bedeutung. Man hat überall im Lande, auch auf herrenlosem Boden, an allen Flüssen und Bächen Maulbeerbäume gepflanzt, und der erste beste kann die Blätter nehmen. Man pflanzte sie auch am Rande der bestellten Felder, welche dadurch in eine Menge kleiner Vierecke zerfallen. Man kappt die Bäume, damit sie recht buschig wachsen und die Blätter mit Bequemlichkeit gepflückt werden können. Fast jede Familie züchtet Seidenwürmer, haspelt selber die Cocons ab und bringt die Seide zu Markte. Dieser wird an bestimmten Tagen gehalten und der kleine Producent weiß, daß er Abnehmer findet. Die Seidenzucht und das Abhaspeln wird von Frauen und Kindern besorgt; der Mann behält seine ganze Zeit für andere Arbeiten. Nach der Seidenernte schlägt die Frau den Webstuhl auf und dann gehen aus manchen schlichten Hütten Gewebe hervor, so fein, schön und geschmackvoll, daß europäische Fabrikate dagegen in Schatten treten.

Die „Neuyork Tribune" hat in Kanagawa einen Correspondenten, welcher über den gegenwärtigen Stand des Ackerbaues in Japan berichtet. Wir entlehnen demselben das Folgende über den Theebau. Auch diesen besorgen zumeist die Frauen und Kinder. Man pflanzt den Strauch zur Einfriedigung der Felder, oder in langen Reihen oder auch so, daß er Gebüsche bildet. Die Zwischenräume werden mit Getreide und Feldfrüchten bestellt. Der Theebau gewährt einer großen Anzahl Menschen lohnende Beschäftigung.

Im Bezirk Udschi, der wegen seines ausgezeichnet feinen Blattes berühmt ist, wird der Tag, an welchem die ersten jungen Blätter gepflückt werden, feierlich begangen; an anderen Oert

lichkeiten, wo man Thee ausschließlich für den Kaiser bereitet, gibt das Pflücken der Blätter gleichfalls Anlaß zu Feierlichkeiten. Die Blätter müssen von jungen, noch unentweihten Mädchen gepflückt werden; diese ziehen, jede einzelne gleichsam eine Maikönigin, in Prozession auf das Feld, barfuß, mit neuen Kleidern angethan und neue Körbe tragend, in welche die Blätter gethan werden. Voran gehen Spielleute und machen Musik. In jedem Jahre, mitten im Sommer, zieht auf der großen Landstraße (Tokaido) von Miyako aus eine Prozession, welche als Geschenk des Oberkaisers (des Mikado, welchen man oft unrichtig als „geistlichen" Herrscher bezeichnet, während er doch nur der altlegitime Monarch ist) eine Sendung Thees an den Taïkun (den faktischen Kaiser, der eigentlich eine Art Lehnsträger des legitimen ist) bringt. Dieser Thee befindet sich in einer ganz schlichten, unbemalten Holzkiste, die auf einer Tragbahre steht und mit feinem Zeug überdeckt ist; auf diesem sieht man das kaiserliche Wappen eingewirkt. So wird die Kiste 80 deutsche Meilen weit von Männern getragen; voran schreiten hohe Beamte, und andere Würdenträger schließen den Zug. Auf der ganzen Strecke darf die Tragbahre nicht den Erdboden berühren, überhaupt nicht abgesetzt werden; eine Trägerabtheilung legt sie auf die Schulter der andern, von welcher sie abgelöst wird. In jedem Dorfe, durch welches der Zug kommt, verkündet der Herold, daß die Kiste nahe, und die Leute knieen nieder, wann sie vorüber kommt. Dieser japanische Kaiserthee, bei dessen Zubereitung alle nur denkbare Sorgfalt angewandt wird, läßt an Wohlgeschmack und feinem Duft auch die allerfeinsten chinesischen Sorten weit hinter sich.

Die Kurgane in den südrussischen Steppen.

Ueber diese künstlich aufgeworfenen Erdhügel, welche noch immer in mancher Beziehung räthselhaft erscheinen, haben wir viele Schilderungen, sind jedoch über Zweck, Entstehung und Gründer immer noch nicht im Klaren. Diese Kurgane findet man, und zwar in verschiedenen Gestalten über eine sehr weite Region verbreitet, von den südrussischen Steppen an durch das ganze südliche Sibirien hindurch bis in das Gebiet des Amur hinein. Man unterscheidet Grabkurgane, Erdaufwürfe über Gräbern, und einfache Kurgane, welche letztere immer in einer gewissen Verbindung zwischen den ihnen zunächst liegenden stehen. Man meint nun, daß diese, keine Gräber enthaltenden Kurgane in alten Zeiten errichtet worden seien, um als Wegweiser durch die flachen Steppen zu dienen; es ist wahrscheinlich, daß sie keine religiöse Bedeutung hatten, trotz der Steinfiguren („Baba's", d. h. Mütterchen), welche auf vielen derselben gestanden haben („Globus" V, S. 217 f.).

Vor einiger Zeit hat Alexander Petzholdt (in seiner „Reise im westlichen und südlichen Rußland", Leipzig bei Fries, 1864) den Kurganen besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Sie tragen dazu bei, der Steppe ein eigenthümliches Gepräge zu verleihen, und namentlich in den östlichen Theilen hält es schwer, einen Standpunkt zu finden, von welchem aus man nicht einen oder mehre solcher Kurgane oder Mogils erblickte. Petzholdt konnte nirgends bemerken, daß sie nach irgend einem bestimmten Plan aufgeworfen worden wären; er fand vielmehr die größte Unregelmäßigkeit in Bezug auf Größe und Vertheilung über die Steppe und selbst auf Gestalt. Es gibt kleine und große; durchschnittlich sind sie 15 bis 20 Fuß hoch und haben an ihrer Basis einen entsprechenden Umfang. Im Osten der Steppe kommen sie häufiger vor als im Westen; bald stehen mehre in kleineren Entfernungen von einander, bald treten sie nur sehr vereinzelt auf; auch Doppelkurgane kommen vor, aber nur selten; diese haben in der Mitte eine sattelförmige Einsenkung. Bald stehen sie auf Höhen, bald in den Vertiefungen.

Wir haben nicht den mindesten geschichtlichen Nachweis, von welchem Volke diese Hügel herrühren, und bei keinem Volk hat sich über die Erdaufwürfe irgend eine Tradition erhalten. Auf der Spitze derselben hat man, wie schon angedeutet wurde, aus Stein gehauene Bilder menschlicher Gestalten, meist von übermenschlicher Größe und stets sehr plump angefertigt gefunden. Nicht alle sind weibliche Figuren. Leider hat man diese Babas sehr wenig geschont; man hat sie allerwärts von den Kurganen herabgestürzt, zum größten Theile fortgeschafft, ist auch sonst übel mit ihnen umgegangen und heute kann man bei vielen nur noch mit Mühe die Umrisse der menschlichen Gestalt erkennen. Petzholdt sah hunderte von Kurganen, und kein einziger trug eine Baba. Manche sind nun in der Steppe aufgestellt worden, damit das Vieh sich daran reibe, oder sie dienen als Thürpfosten und Prellsteine; im Gouvernement Jekaterinoslaw hat man mit ihnen die Landstraße eingefaßt oder sie liegen auch zerschlagen auf der Steppe umher. Manche stehen auch noch als eine Art von Zierrath in Gärten, und diese sind am besten erhalten.

Hr. v. Harthausen hat behauptet, sie seien aus einem Steine gehauen, welcher an der Stelle, wo man sie finde, gar nicht vorkomme. Petzholdt erklärt diese oft wiederholte Angabe für durchaus falsch. „Wenigstens habe ich in den östlichen Theilen der europäischen Steppe und überhaupt im Gebiete des podolischen Granitplateaus diese Steinbilder, so oft ich sie genauer untersuchte, stets nur aus Granit oder Gneiß gehauen gefunden, während sie im Bereiche der Kohlenformation aus Kohlensandstein angefertigt waren; davon habe ich mich auf das Bestimmteste überzeugt. Es wird sich wohl bei allen Babas das gleiche Resultat herausstellen, daß nämlich das Material, aus welchem sie gefertigt werden, das nächst anstehende feste Gestein ist, und daß demnach alle jene Hypothesen, welche zu ihrer Stütze und Durchführung eines weiten Herzuschaffens der Babas bedürfen, fallen müssen."

Falsch ist auch die Annahme, der zufolge das Erdreich, aus welchem die Kurgane aufgeschüttet worden seien, aus der Ferne stamme. Petzholdt fand sehr häufig, daß der Kurgan von einer breiten, rinnenartigen Vertiefung umgeben ist, aus welcher die Erbauer wohl das zur Aufschüttung nöthige Erdreich genommen haben. Diese Vertiefungen sind zwar flach, aber sehr breit.

Obdachlose Menschen in London. Ein Herr Thomas Beggs hat viel Zeit und Mühe darauf verwandt, sich mit den Verhältnissen der ärmsten Leute in London näher bekannt zu machen und jüngst in einem öffentlichen Vortrage seine Erfahrungen mitgetheilt. Demgemäß ist der Pauperismus in London sehr bedenklich im Anwachsen. „Man kann sagen, daß ungefähr 100,000 Menschen gar kein Obdach haben." Ein großer Theil derselben besteht aber nicht aus eingebornen Londonern. — Vor einiger Zeit bereiste ein Geistlicher der anglikanischen Kirche, Farrar, einige Grafschaften, um sich über den sittlichen Zustand des Volkes näher zu unterrichten. Er fand, daß an 40,000 Menschen den Namen Gottes nicht kannten, und er hat über seine Beobachtungen in der Anthropologischen Gesellschaft zu London einen Vortrag gehalten. Solchen Verhältnissen gegenüber erscheint es eigenthümlich, daß man in England jährlich etwa 10 Millionen Thaler auf auswärtige Missionen, z. B. auch zur Bekehrung der Juden, der orientalischen Christen &c. verwendet.

Tod durch Unglücksfälle. Der bekannte pariser Statistiker Legoyt hat Tabellen zusammengestellt, aus denen sich ergibt, in welchem Verhältnisse die Zahl der durch unglückliche Ereignisse hervorgerufenen Sterbefälle zu den Gesammtsterbefällen steht. In England ist der Procentsatz am höchsten: 682 auf eine Million; dann folgten Norwegen mit 679 und die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 575; Rußland mit nur 201 nimmt die niedrigste Stelle ein. In England und Nordamerika sind solche Todesfälle zumeist die Folge von Zerquetschen und Verbrühen, in den übrigen Ländern von Ertrinken. In den Sommermonaten ist das Verhältniß ungünstiger als im Winter. In Frankreich hat sich die Ziffer gegen 1825 um beinahe das Doppelte gesteigert.

Rübenzucker im deutschen Zollverein. Die Zuckerindustrie nimmt mehr und mehr einen großartigen und durchaus gesunden Aufschwung und die Zahl der Fabriken steigt. Im Jahre 1865, in welchem 17 neue entstanden waren, stellte die Zuckererzeugung sich auf 3,413,214 Centner, gegen 3,023,600 Centner in 1863. Die Rübenernte von 1865 hat nahe an 43 Millionen Centner betragen. Vor zehn oder zwölf Jahren erklärten die Rohzuckerimporteure in unseren Seehäfen, daß diese Rübenzuckerindustrie „unnatürlich, künstlich und verderblich" sei; sie ließen drucken, daß bei einer Ausdehnung derselben Deutschland ganz unfehlbar „einem gänzlichen Ruin verfallen müsse". Diese Prophezeiung ist nicht eingetroffen; vielmehr exportirt der Zollverein nicht nur sehr beträchtliche Quantitäten Rohzucker aus Rüben nach Frankreich und England, sondern auch nach Bremen, von wo aus dieser Gewerbzweig sehr lebhaft befehdet wurde.

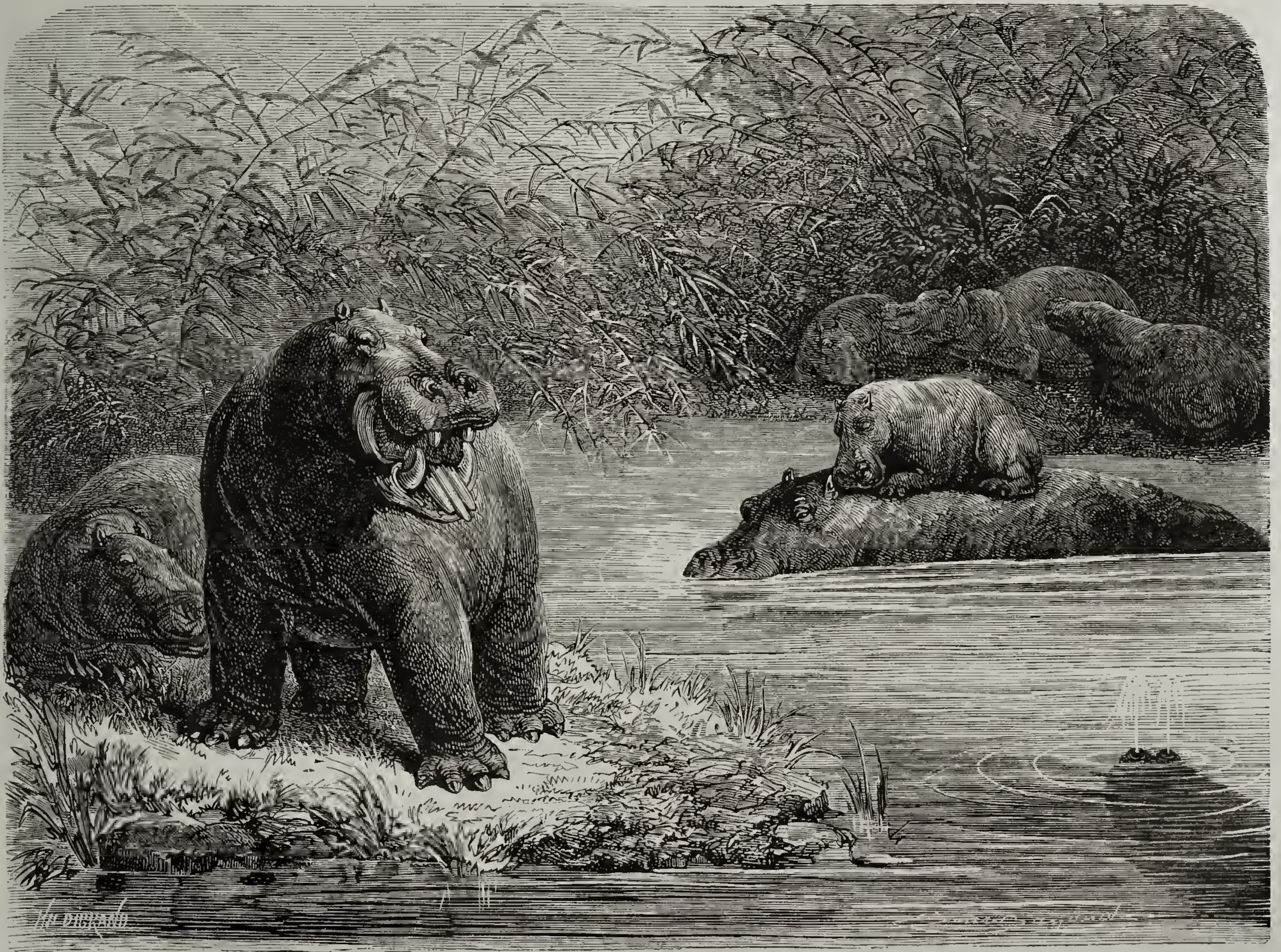
Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Livingstone's südafrikanischen Reisen.

I.

Livingstone's Leistungen und drei großen Expeditionen in Südafrika. — Seine Jugend. — Aufenthalt bei den Bakuene. — Abenteuer mit einem Löwen. — Mission in Kolobeng. — Regenmangel und Dürre. — Hopojagden. — Die Kalahariwüste, ihr Pflanzenwuchs und ihre Bewohner. — Häufiges Zusammentreffen mit Elephanten. — Reichthum des Thierlebens in Südafrika. — Das Hippopotamus im Sambesi.

David Livingstone, dieser muthige, unerschrockene Reisende, den das afrikanische Fieber mehr als vierzigmal heimgesucht hat, läßt sich nicht abschrecken. Er trat im Sommer des vorigen Jahres seine dritte große Expedition an, befand sich, wie wir seiner Zeit gemeldet haben, im Herbste zu Bombay in Ostindien, um die nöthigen Vorbereitungen für seine neue Wanderung zu treffen, und fuhr gegen Ende des Jahres von dort nach der Ostküste von Afrika ab.



Hippopotamus im Sambesi. (Nach Livingstone.)

Man kann gegen manche Urtheile, die Livingstone über Menschen und Dinge fällt, viele wohlbegründete Einwendungen erheben, und sie sind ihm auch nicht erspart geblieben. Er hat manche Hoffnungen geäußert, die in Nebelbilder zerflossen, wie z. B. sein afrikanisches Baumwollenparadies. Auch ist sein Benehmen nicht allezeit klug gewesen; es war nicht umsichtig gehandelt, daß er mit jenen nichtswürdigen portugiesischen Mulatten, die im östlichen Südafrika das schnöde Gewerbe des Sklaven-

raubes und Sklavenhandels in großem Maßstabe treiben, sich bitter verfeindete, denn es lag in ihrer Macht, ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen, und sie haben es gethan. Nicht minder haben seine Vorschläge über Gründung von Missionsstationen einen höchst beklagenswerthen Ausgang gehabt und manchem Europäer das Leben gekostet. Es war auch nicht vorsichtig gehandelt, daß er sich mit den Waffen in die inneren Streitigkeiten der schwarzen Völker einmischte; ohnehin konnte er wissen, daß er dadurch an den Zuständen jener Barbaren nichts ändern würde, und er hätte sein eigenes Leben nicht auf das Spiel setzen sollen.

Also der Mann hat auch seine schwachen Seiten. Aber sie treten zurück hinter seine wahrhaft großartigen Leistungen, seine Aufopferungsfähigkeit, seine geradezu beispiellose Zähigkeit und seinen unbezähmbaren Drang, die noch wenig oder gar nicht bekannten Theile Afrika's im Süden des Aequators zu erforschen und die Wissenschaft der Erdkunde zu bereichern.

Was hat Livingstone bisher geleistet und was ist der Zweck seiner gegenwärtigen Expedition?

Seit 1840 ist er in unermüdlicher Thätigkeit und nur selten hat er sich geringe Zwischenräume der Ruhe gegönnt. Sechszehn Jahre, bis 1856, zog er in Südafrika umher; durch ihn lernten wir das Land der Betschuanas und die Kalahariwüste näher kennen; er entdeckte den Ngami-See, zog 1853 an den obern Sambesi, erforschte damals, theilweise wenigstens, das Stromgebiet seines obern Laufes, verweilte unter den Makololos und den Makalakas, drang nach Nordwesten hin in das große Land der Balondas, ging über die Wasserscheide zwischen dem Indischen und dem Atlantischen Ocean und gelangte glücklich nach San Paulo de Loanda, der portugiesischen Hafenstadt in Angola, am 31. Mai 1854. Hier hatte er den Atlantischen Ocean erreicht; er war durch Regionen gekommen, die vor ihm keines weißen Mannes Fuß betreten hatte; nur Ladislaus Magyar ist durch einen Theil derselben gezogen.

Von Loanda aus brach er dann nach Osten auf, um das Festland Südafrika's in seiner ganzen Breite zu durchmessen. Auch das war vor ihm keinem Europäer gelungen. Auf dieser Reise gelangte er an die wunderbar großartigen Wasserfälle des Sambesi, ging dann stromabwärts bis zu den portugiesischen Niederlassungen Tete und Senna und erreichte, zwar oftmals vom Fieber heimgesucht und dem Grabe nahe, am Ende doch Quilimane am Indischen Ocean, am 20. Mai 1856, und war in der Mitte Dezembers nach langer Abwesenheit wieder in Europa.

Seine Reiseschilderungen erregten allgemeine Aufmerksamkeit und nahmen mit vollem Recht das Interesse der Gelehrten und überhaupt der gebildeten Leute in Anspruch. Sie bereicherten nicht nur in vielseitiger Weise die Wissenschaft und enthüllten uns eine große Region, von welcher zuerst Livingstone den Schleier hinweggezogen, sondern sie spannten auch wie ein fesselnder Roman, denn jedes Kapitel brachte Neues und oft Ueberraschendes. Gewiß bleiben auch in jenen Regionen Afrika's noch manche Probleme zu lösen, z. B. über den Lauf der Flüsse im Innern; indeß Livingstone hat Bahn gebrochen.

Er hätte in der That auf Lorbeeren ruhen können, aber bald nachher entzog er sich der Muße, um seinem Forschungsdrange zu genügen. Schon im Januar 1858 hatte er sich zu einer zweiten großen Expedition gerüstet, über welche erst vor ein paar Monaten in London seine ausführliche Darstellung veröffentlicht worden ist. Wir werden demnächst auf dieselbe eingehen und hier nur bemerken, daß die englische Regierung ihn schon damals zum Consul für die portugiesischen Besitzungen in Afrika ernannte und sein Unternehmen durch eine Geldsumme von 5000 Pfd. Sterling unterstützte. Livingstone wollte einen hoch und gesund liegenden Platz ausfindig machen, um eine europäische Niederlassung zu gründen, von welcher man „Civilisation und Christenthum“ unter den Eingebornen verbreiten könne. Dieser Plan ist gänzlich mißlungen. Am 10. März 1858 segelte er von London ab. Wenige Monate später folgten ihm, durch seine „Hoffnungen“ bewogen, etwa 80 Leute beiderlei Geschlechts, um für Missionszwecke in Südostafrika zu wirken. Es ist ihnen traurig genug ergangen, und nicht wenige derselben sind vom Fieber hinweggerafft worden.

In Bezug auf Länder- und Völkerkunde ist aber auch diese zweite Expedition sehr ergiebig gewesen. Der Reisende erforschte diesmal die Region des untern Sambesi näher; wir erfuhren durch ihn, daß dieser Strom den Schirefluß aufnimmt, welcher seinerseits aus einem großen Binnensee, dem Nyassa, abströmt. Dieser ist der Marawi der alten portugiesischen Karten, und Livingstone hat denselben theilweise befahren können.

Nun hat er seine dritte Reise angetreten und den „Missionär abgestreift“, d. h. er will sich nicht wieder mit Experimenten zur Umwandlung urafrikanischer Zustände befassen. Daran thut er sehr wohl, denn seine früheren Anstrengungen sind fruchtlos gewesen und haben viel Geld und Menschenleben gekostet. Vielmehr tritt er nun in der Gestalt auf, in welcher wir ihn am liebsten sehen, als Geograph und Entdeckungsreisender, um, so viel an ihm liegt, eine große Lücke in Südostafrika auszufüllen. Es kommt ihm darauf an, den nördlichen Theil des Nyassa-Sees genau zu erforschen und dann zu ermitteln, wie es sich mit der Orographie und Hydrographie zwischen diesem Nordende des Nyassa und dem Südende des Tanganyika-Sees verhält, welchen Burton, von Speke begleitet, 1859 entdeckte. Ueber den südlichen Theil desselben wissen wir noch eben so wenig wie über den nördlichen, an dessen Rand Speke in gewissenloser Weise seine, von ihm selbst erdachten, fabelhaften „Mondgebirge“ als Hufeisen einzeichnete. Auch soll von der südostafrikanischen Küstenregion der Theil zwischen den Mündungen des Sambesi und der Insel Sansibar untersucht werden. Wünschen wir, daß Livingstone glücklicher sein möge, als unsere Landsleute Albert Roscher und Karl von der Decken. Zu erforschen ist noch viel in jenen Regionen, und wenn der Leser den Blick auf eine Karte von Südafrika wirft (z. B. jene von E. G. Ravenstein, in Meyers Handatlas), dann kann er nicht blos die früheren Reisen Livingstone's genau verfolgen, sondern auch sehen, welche Lücken zwischen dem 20 und 5° südlicher Breite noch auszufüllen sind.

A.

Wir geben hier, gleichsam als Einleitung und um von vornherein den Mann zu kennzeichnen, einige Schilderungen aus seiner ersten Reise.

David Livingstone ist ein Schotte, dem seine Großmutter gaelische Lieder vorsang. Man schickte den zehnjährigen Knaben als Arbeiter in eine Spinnerei; für einen Theil seines ersten Wochenlohnes kaufte er sich eine lateinische Grammatik, und als er 16 Jahre alt war, konnte er Virgil und Horaz übersetzen, las auch mit Vorliebe Reisebeschreibungen, und dann kam der Fabrikarbeiter, denn das war er immer noch, zu dem Entschlusse, Missionär zu werden und nach China zu gehen. Im 19. Jahre, nachdem

er sich auch mit Geologie beschäftigt hatte, war er Baumwollenspinner in Glasgow. Dort hörte er in den Abendstunden Vorträge über griechische Sprache, über Medicin und Theologie, und trat einige Zeit nachher mit der londoner Missionsgesellschaft in Verbindung. Er studirte emsig weiter, wurde Doctor der Arzneikunde und wollte sich eben nach China einschiffen, als 1839 die Engländer den ersten Opiumkrieg vom Zaune brachen. Dadurch erhielt sein Streben eine andere Richtung; er ging 1840 nach Südafrika, um von der Missionsstation Kuruman oder Lattaku nach Norden zu reisen und sich über die Verhältnisse der dortigen Völkerschaften zu unterrichten. In Begleitung eines andern Missionärs begab er sich in das Land der Bakuene, deren Häuptling Setschele im Dorfe Schokuane verweilte. Drei deutsche Meilen von dem letztern liegt oder lag das Dorf Litubaruba oder Lepelole, wo Livingstone ein halbes Jahr lang, ohne allen Verkehr mit irgend einem Europäer, verweilte, um Sprache und Sitten der Leute, welche zu der großen sogenannten Betschuana-Gruppe oder Familie der „Kaffern" gehören, genau kennen zu lernen. Dann ging er weiter nach Norden hin zu den Bakaa und Bamanguato. Er kam bis zum 22° südl. Br. und kehrte wieder nach Kuruman zurück. Hier war, in Folge von Viehraub, eine blutige Fehde zwischen den Bakuene und den Barolongs ausgebrochen, und an Gründung einer Mission unter solchen Umständen nicht zu denken. Livingstone lernte aber auf Ochsen zu reiten, worauf sich bekanntlich die Kafferustämme meisterhaft verstehen, und begab sich wieder nach Norden, um eine Station in dem fruchtbaren Mabotsethale, (25° 14′ südl. Br., 26° 30′ östl. L.) zu errichten.

Dort bestand er ein Abenteuer, das leicht einen sehr schlimmen Verlauf hätte nehmen können. Man hat an der Wahrheit der nachstehenden Einzelnheiten zweifeln wollen, aber Livingstone hat dieselbe mehrfach ausdrücklich bekräftigt, und wir finden gar keine Ursache, Zweifel in die Versicherung des ehrlichen Mannes zu setzen.

Die Bakatla im Dorfe Nabotsa, so erzählt er wörtlich, wurden in sehr empfindlicher Weise von Löwen belästigt. Nicht nur bei Nacht brachen die wilden Thiere ein, um Kühe zu rauben, sondern auch am hellen lichten Tage fielen sie über das Vieh her. Das Volk vermuthete nun Hexenkünste und meinte, ein benachbarter Stamm habe durch Zauberei die Bakatla in die Gewalt der Löwen gegeben. Die Leute waren zu feig, um sich selber der lästigen Thiere zu entledigen. Nun weiß man, daß die Löwen sich aus einer Gegend fortziehen, sobald einer aus dem Truppe getödtet worden ist. Als nun wieder einmal die Heerde überfallen worden war, zog ich mit meinen Bakatla hinaus, und wir fanden die Löwen auf einem kleinen, mit Bäumen bewachsenen Hügel. Sogleich schlossen wir einen Kreis und gingen auf sie zu. Neben mir stand ein eingeborner Schulmeister, der Mebalue hieß. Er gab Feuer auf einen Löwen, der auf einem Steine saß. Die Kugel schlug auf diesen letztern und der Löwe biß nach ihr, etwa wie ein Hund nach einem Stück Holz oder einem Steine beißt. Dann sprang er auf, brach durch den Kreis und entkam.

Jetzt gewahrten wir aber noch zwei andere Löwen; diese brachen gleichfalls durch, da wir nicht feuern mochten, weil wir möglicherweise einen Menschen hätten treffen können. Nun hätten allerdings nach Landesbrauch die Bakatla ihre Speere gebrauchen müssen; das thaten sie aber nicht; als wir dann unverrichteter Dinge nach dem Dorfe zurückgehen wollten, sah ich wieder einen Löwen. Er saß auf einem Felsen hinter einem kleinen Busche. Ich zielte aus einer Entfernung von etwa 30 Schritt aus beiden Läufen. Die Bakatla riefen, er sei getroffen, und sie wollten hingehen. Ich sah, daß er seinen Schweif in die Höhe streckte und sprach: „Wartet ein wenig, bis ich wieder geladen habe."

Während ich damit beschäftigt war, hörte ich einen lauten Schrei und blickte zur Seite. Eben war der Löwe im Begriff, auf mich einzuspringen. Ich stand auf einer kleinen Anhöhe. Im Sprunge packte er meine Schulter und wir fielen beide zur Erde nieder. Er brüllte mir ins Ohr und schüttelte mich, wie der Terrierhund eine Ratte, und ich wurde dadurch in einer Weise betäubt, wie etwa eine Maus, welche von einer Katze gepackt worden ist. Es war eine Art von Traumzustand, in welchem ich nichts von Schreck oder Schmerz verspürte, obwohl ich recht gut wußte, was mit mir vorging. Es mag mein Zustand ähnlich gewesen sein, wie jener eines chloroformirten Patienten; er sieht die Operation, fühlt aber vom Messer nichts.

Dieser eigenthümliche Zustand war nicht das Resultat eines geistigen Prozesses; die Furcht war durch das Rütteln und Schütteln beseitigt und mich schauderte nicht, als ich die Bestie anblickte. Wahrscheinlich tritt ein solcher Zustand bei allen Thieren ein, welche den Fleischfressern zur Beute werden. Ich drehte mich um, weil der Löwe schwer auf mich drückte; seine eine Tatze lag auf meinem Hinterkopf, und ich sah, wie sein Auge auf Mebalue gerichtet war, der etwa 15 Schritt von uns entfernt stand und eben anschlug. Aber sein Doppelgewehr versagte.

Nun ließ der Löwe mich fahren, um über jenen herzufallen, dem er einen Biß ins Dickbein versetzte. Ein anderer Mann, welchen ich einmal gerettet hatte, als er von einem Büffel niedergerannt worden war, versuchte jetzt den Löwen zu speeren, welcher an Mebalue hing. Das wüthende Thier ließ nun den letztern los und packte jenen Mann an der Schulter. Zum Glücke wirkten gerade in diesem Augenblicke die Kugeln, und der Löwe sank todt zu Boden.

Das Alles war ein Werk nur weniger Augenblicke gewesen. Am andern Tage machten die Bakatla ein großes Freudenfeuer über dem todten Löwen, welchem sie auf solche Weise den Zauber rauben wollten. Ihrer Aussage zufolge war er der größte, welchen sie je gesehen hatten. Er hatte mir einen Knochen zu Splitter zermalmt, und am Oberarme zählte ich elf Wunden, die er mir mit seinen Zähnen versetzte. Sie sahen aus, als wären sie mir durch eine Kugel versetzt worden, eiterten stark und schmerzten auch nach der Heilung periodisch. Ich trug bei jenem Vorfall eine wollene Jacke, in welcher der Geifer von den Zähnen haften blieb, und mir drang nichts davon in Fleisch und Blut. Ich kam mit einem zersplitterten Knochen davon, während meine Gefährten viele Schmerzen litten. Der Mann, welchem der Löwe die Schulter zerrissen, zeigte mir, ein Jahr nachdem er das gefährliche Abenteuer überstanden, seine Wunde, welche genau in demselben Monate wieder aufgebrochen war!

Livingstone befreundete sich mehr und mehr mit den Bakuene, deren Häuptling Setschele damals in Schokuane wohnte. Sie waren sich der leidigen Thatsache, daß auch diese Gegend Afrika's allmälig immer mehr austrocknet, sehr wohl bewußt. Wasser aber ist für ein Volk von Viehzüchtern eine Lebensfrage; sie suchen dasselbe durch Zauber herbei zu ziehen, und Setschele galt auch für einen Regendoctor. Livingstone bekehrte ihn, soweit bei diesen Völkern überhaupt von Bekehrung die Rede sein kann, zum Christen-



Livingstone im Kampfe mit einem Löwen. (Nach Livingstone.)



Eine Hopjagd in Südafrika. (Nach Livingstone.)

thum, und der Häuptling erklärte, nachdem er die Taufe empfangen, nichts sei ihm so schwer geworden, als sich von dem Glauben an Regenzauber freizumachen. Zu jener Zeit hielt die Dürre vier volle Jahre lang an. Zu Kolobeng, Livingstone's späterer Station, etwa 50 deutsche Meilen nördlich von Kuruman (Lattaku), etwa unter 25° südl. Br. verschwand fast alles Wasser aus Fluß und Brunnen. Nähnadeln, die man monatelang unter freiem Himmel liegen ließ, rosteten nicht. Die Hitze stieg manchmal auf 134° Fahrenheit.

Auf Livingstone's Antrieb siedelten sich viele Bakuene in Kolobeng an, und er lehrte diese Afrikaner manche nützliche Dinge, z. B. die Bewässerung der Felder und den Bau eines viereckigen Hauses für den Häuptling. Er hämmerte mit den Schmieden, war Maurer, Zimmermann, Gärtner, Arzt und Prediger, während seine Frau Seife kochte, Lichter zog und Kleider verfertigte.

Aber die Zeit der Trübsal war schwer. Binnen zwei Jahren fielen zusammengenommen noch nicht 10 Zoll Regen, der Kolobeng trocknete völlig aus, die Fische starben ab, und selbst die in ganzen Schaaren herbeiziehenden Hyänen waren nicht im Stande, die faulenden Massen völlig zu verzehren; ein alter Alligator lag unter den Fischen auf dem trockenen Schlamm und starb vor Durst.

Bei solcher Noth ist es für die Bakuene gleichsam ein Geschenk des Himmels, daß sich Büffel, Nashörner, Zebras, Giraffen, Gnu's und eine Menge von Antilopen an den Wasserlöchern versammeln, an welchen sie den brennenden Durst zu stillen vermögen. Dann bauen die Menschen eine besondere Art von Fallen, um der Thiere habhaft zu werden. Sie veranstalten Hopojagden.

Ein Hopo besteht aus zwei Zäunen, welche die Gestalt einer römischen V bilden. Sie sind an den Winkeln sehr stark und dick, laufen aber an der Spitze nicht etwa so zusammen, daß sie schließen, sondern sie bilden einen schmalen, etwa 50 Schritt langen Gang, an dessen Ende sich eine, 5 bis 6 Ellen tiefe und 8 Ellen breite Grube befindet. Vom Gange selbst her kann die Falle aber nicht bemerkt werden, weil Baumstämme über dieselbe weit hingelegt werden und eine Art von Ueberhang bilden. Das Ganze wird mit Binsen und Rohr überdeckt und so gleicht diese Fanggrube einer verborgenen Falle. Manchmal sind diese Zäune eine halbe Wegstunde lang und liegen an ihren äußeren Enden eben so weit auseinander. Vor diesen letzteren bilden dann die Jäger einen Kreis von ein paar Wegstunden Ausdehnung; sie schließen denselben allmälig immer enger, so daß das Wild gleichsam in einen Kessel getrieben wird und in den Hopo läuft, weil ihm kein anderer Ausweg bleibt. Während es dorthin von außen her verfolgt wird, liegen Männer hinter dem spitz zulaufenden Ende des Zaunes. Diese schleudern ihre Speere in die Massen der eingeschüchterten Thiere hinein, welche einander immer weiter vorwärts drängen und endlich in die Grube fallen. „Es ist ein entsetzlicher Anblick, zu sehen, wie dort Alles übereinander stürzt, und wie namentlich die hübschen Antilopen getödtet werden. Vermittelst solcher Hopojagden haben die Bakuene nicht selten im Lauf einer einzigen Woche mehr als 60 Stück Hochwild erlegt. Die Beute wird redlich vertheilt, und man bedenkt dabei eben sowohl die Armen wie die Reichen."

Während der Dürre hatten Livingstone und seine Familie manchmal keine andere Nahrung als Kleienbrot. Setschele, der kraft seiner Häuptlingswürde das Anrecht auf das Bruſtfleisch von jedem Thiere besaß, welches geschlachtet wurde, schickte dem Missionär dann und wann einen Antheil, aber zuweilen mußten doch Heuschrecken die Stelle des Rindfleisches ersetzen. Diese Insekten sind, als Nahrungsmittel betrachtet, eine wahre Wohlthat für jene Gegenden, und der Regenmacher wird hoch belobt, wenn er sie herbeizaubert. Die Heuschrecke nimmt einen vegetabilischen Geschmack von der Pflanze an, die ihr gerade zur Nahrung dient. Man genießt sie gern mit Honig, und geröstet, zu Mehl zerstampft und mit einer Zuthat von Salz hält sie sich monatelang und schmeckt gut; man darf sie aber nicht kochen, dann ist der Geschmack unangenehm. Für Livingstone's Kinder war der Matlametlo, ein großer Frosch, ein wahrer Leckerbissen; dieser Pyxicephalus adspersus erreicht eine Länge von 5 bis 6 Zoll, und gekocht sieht er aus wie ein Küchlein. Diesen Frosch empfiehlt Livingstone den Franzosen, den Italienern dagegen zur Reinigung ihrer von Schmutz starrenden Städte den „Dreckfeger", einen großen Käfer, welcher in Menge vorhanden ist, überall die Unsauberkeiten wegschafft und diese in die Erde vergräbt, nachdem er seine Eier hineingelegt hat.

Wir sagten schon, daß Südafrika ein ungemein reiches Thierleben habe, nicht nur in den Stromthälern und Wäldern, sondern auch auf den Ebenen, welche man gewöhnlich als Wüsten bezeichnet. Livingstone war darüber namentlich in der Kalahariwüste erstaunt. Diese durchzog er, als er mit drei Landsleuten, Oswell, Vardon und Murray sich aufmachte, um bis zum Ngami-See vorzudringen, dessen Lage den Eingebornen wohl bekannt, bis zu welchem aber vor 1849 noch kein Europäer vorgedrungen war.

Man bezeichnet den Landstrich, welcher vom Oranjefluß nach Norden hin bis zum Ngami-See sich ausdehnt (von 20° östlicher Länge nach Westen hin), als Kalahariwüste, weil derselbe ohne Flüsse und Brunnen ist. Aber er hat doch seine, theilweise sogar recht üppige, Vegetation, namentlich saftige Gräser, Kriech- und Knollenpflanzen, beerentragende Reben und an manchen Stellen auch Gesträuche und sogar Bäume. Auch ist er nicht unbewohnt; neben den Buschmännern, den eigentlichen Urbewohnern, leben Bakalahari, ausgewanderte Betschuanas, welche vor langer Zeit in dieser Einöde eine Zuflucht gefunden haben. Die ersteren streifen umher und halten, außer armseligen Hunden, gar kein Vieh; sie leben von dem Wilde, welches sie erjagen, und von Knollengewächsen und Beeren, die von ihren Frauen eingesammelt werden. Die Bakalahari dagegen haben sich die alte Neigung zur Viehzucht und zu einigem Ackerbau ungeschwächt bewahrt, und sehr richtig sagt Livingstone, indem er auf die große Verschiedenheit zwischen Buschmännern und Bakalahari hinweist, welche doch beide unter denselben Einflüssen leben: „Auch hier haben wir einen Beweis, daß die Oertlichkeit, an welcher Völker leben, zur Erklärung eines Rassenunterschiedes nicht ausreicht."

Die Reise von Kolobeng, am Rande der Kalahari hin, bis zum Ngami-See nahm die Zeit vom 1. Juni bis 1. August 1849 in Anspruch. Während derselben wurde es den Reisenden erst recht klar, von welcher Verdörrung jene ganze Region mehr und mehr heimgesucht wird. Viele alte Brunnen sind ausgetrocknet; hin und wieder fand man Wasser in Sandsteinvertiefungen, und solche „Saugeplätze", die man als Serotlis bezeichnet, sind nicht häufig. An den Thieren, welchen dort der Mensch begegnet, kann er abnehmen, wie weit etwa ein Wasserplatz entfernt sei. „Es ist eine Thatsache, daß die Elenantilope monatelang ohne alles Wasser sich behelfen kann; dasselbe ist der Fall mit dem sogenannten Ducker (Cephalopus mer-

gens), mit den Steinböcken (Tragulus rupestris), mit dem sogenannten Gemsbock (Oryx capensis) und dem Stachelschwein (Hystrix cristata). Diese alle können des Wassers entbehren, weil sie Knollen fressen, welche Feuchtigkeit enthalten. Dagegen sieht man andere Thiere nur an solchen Stellen, wo Wasser in der Nähe ist. Rhinoceros, Büffel, Gnu, Giraffe, Zebra und die Pallahantilope entfernen sich immer nur wenige Stunden von demselben.

Am südlichen Ufer des Ngami fanden die Reisenden Elephanten in „erstaunlicher Menge". Sie kommen Nachts zur Tränke, spritzen Wasser umher und schreien vor Wohlbehagen. Den ihnen gelegten Fallen weichen sie vorsichtig aus und gehen deshalb in einer langen Reihe einer hinter dem andern.

Livingstone erzählt eine Menge von Begegnungen, die er mit Elephanten gehabt hat. Wir heben eine derselben heraus, welche am 13. Dezember 1855 am mittlern Sambesi stattfand. In einem Thal mit üppigem Pflanzenwuchs hatte er eben drei Kugeln gegen einen Büffel abgefeuert, als ihm und seinen Begleitern durch mehre Elephanten der Rückzug abgeschnitten wurde. Sie flüchteten sich auf einen ziemlich steilen Felsen und schossen von dort herab einen dieser Elephanten nieder. Am andern Morgen kamen viele Neger herbei und es wurde ein leckeres Mahl gehalten. Livingstone untersuchte eben die geognostische Beschaffenheit einer Felsgruppe und sein Blick schweifte über das reizende Thal hin. Da sah er in einiger Entfernung zwei Elephanten, — ein altes Weibchen, welches mit seinen großen Ohren lebhafte Bewegungen machte, während sein Junges sich vergnügt im Schlamme wälzte. Er sah aber auch, daß beide Thiere von einer Anzahl seiner Gefährten beschlichen wurden. Er stieg etwas höher hinauf, um diese Jagd genauer betrachten zu können.

Das Weibchen ahnte die Nähe der Feinde nicht und das Junge fing an, ruhig zu saugen; es mochte etwa zwei Jahre alt sein. Dann gingen beide an eine Stelle, wo der Bach eine Art von Kessel bildet; sie spielten im Wasser und im Schlamme; das Kleine klappte mit seinen Ohren und warf den Rüssel hin und her, während man der Mutter ansah, daß sie vergnügt und guter Dinge war. Da fingen plötzlich die Jäger zu pfeifen an und dann schrien sie die Thiere laut an: „Wir kommen, um Dich zu tödten; Du und andere, Ihr sollt sterben. Die Götter haben es gesagt!" ꝛc.

Die solchergestalt aufgeschreckten Elephanten gingen nun aus dem Bache weg, während die Jäger nahe kamen und die Verfolgung begannen. Das Junge lief voraus in gerader Linie, fand aber den Ausgang des Thales mit Männern besetzt und kehrte deshalb zur Mutter zurück, welche ihm als deckender Schild diente und ihm mehrmals mit dem Rüssel auf den Rücken schlug, gleichsam um es zu beruhigen. Dann und wann schaute sie sich nach den Feinden um, welche ununterbrochen schrien und nur noch etwa 50 Schritte von ihr entfernt waren. Sie kamen jedoch immer näher. Die Elephanten mußten nun den Bach an einer Stelle durchwaten; diesen Umstand benutzten die Jäger, bis auf 20 Schritte nahe zu kommen und ihre Speere zu werfen. Bald war der große Elephant mit denselben gleichsam bespickt, er blutete aus vielen Wunden und schien sich jetzt nicht mehr um das Junge zu bekümmern. Livingstone hatte seinen Leuten befohlen, das letztere zu verschonen. Es lief so schnell als möglich, aber nicht im Galopp, welchen der Elephant überhaupt nicht kennt. Einige Jäger, denen jener Befehl nicht zugekommen war, überholten das arme Thier und erlegten es. Die Alte fing an, langsam zu gehen, drehte sich um, stöhnte einen Wuthschrei hervor und griff nun die Jäger an, welche ihr gewandt auswichen. Dreimal suchte sie einem Manne beizukommen, der ein Stück hellfarbigen Tuches auf dem Leibe hatte, erhielt dabei noch immer mehr Speerwürfe, verlor eine Menge Blutes, fing dann zu wanken an, sank in die Knie und verendete.

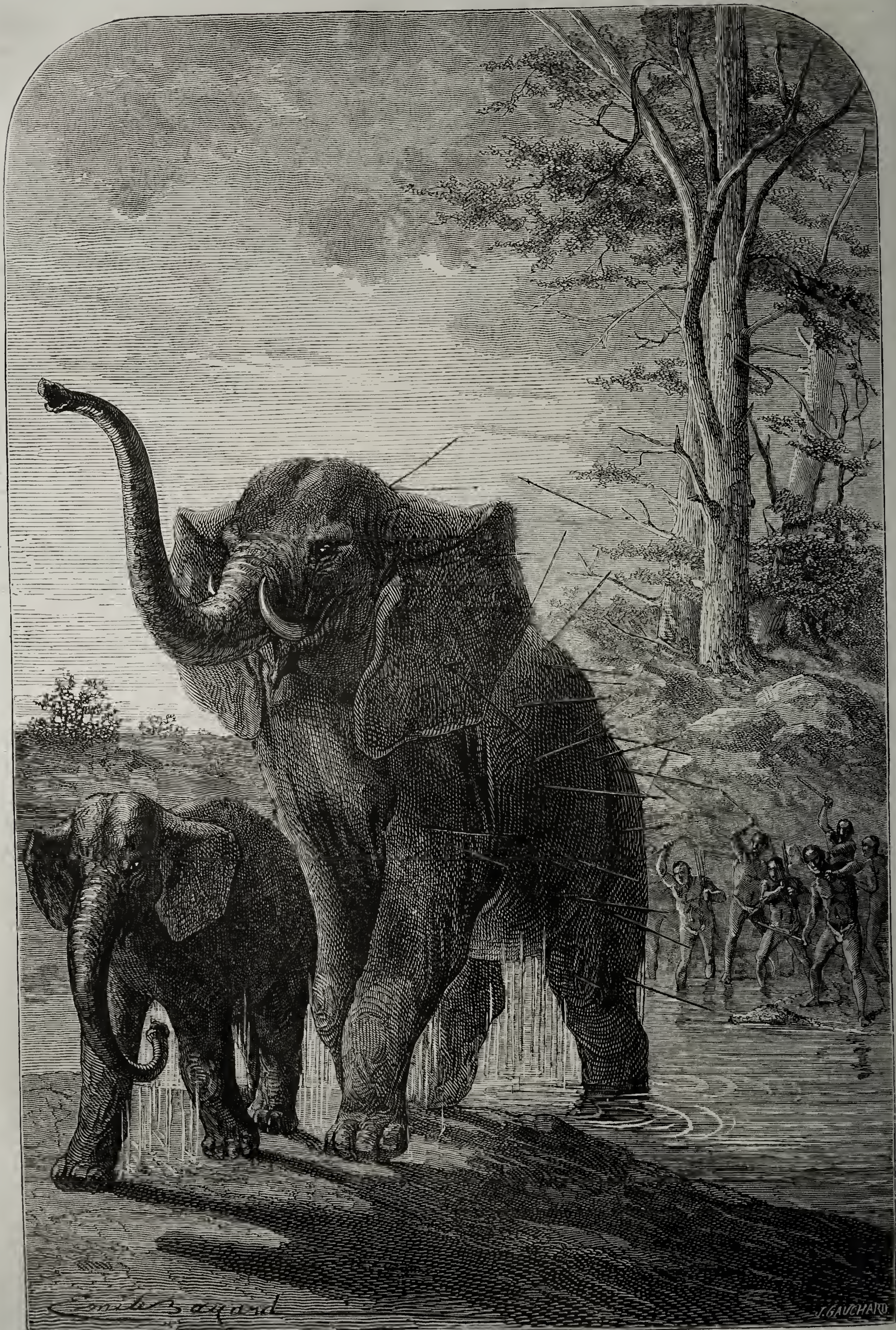
Der Elephant, welchen Livingstone selber am Abend vorher geschossen hatte, war ein gewaltig großes Männchen; auch dieses Weibchen hatte seine völlige Entwicklung erreicht. Der afrikanische Elephant ist bekänntlich vom indischen verschieden; man sieht das gleich auf den ersten Blick, weil jener unvergleichlich größere Ohrlappen hat; sie sind manchmal über zwei Ellen lang und über drei Fuß breit, also um zwei Drittel beträchtlicher als jene des indischen Elephanten. Schon den Völkern des Alterthums ist dieser Unterschied aufgefallen.

Man hat gemeint, daß der afrikanische Elephant sich nicht zähmen und nutzbar verwenden lasse; das ist aber unrichtig. In dem Münzkabinete des verstorbenen Admirals Smyth sind zwei römische Medaillen vorhanden, auf welchen wir afrikanische Elephanten sehen; die gewaltigen Ohrlappen lassen darüber keinen Zweifel. Zwei ziehen einen Wagen und auf jedem sitzt ein Reiter. Man fand die afrikanischen noch gelehriger als die indischen, man lehrte sie z. B. auf einem gespannten Seile gehen. Jene beiden Medaillen sind aus dem Jahre 197 nach Christus; die eine ist von der ältern Faustina, die andere von Septimius Severus. Die Neger haben es nicht verstanden, den Elephanten zu zähmen und nutzbar zu machen. —

Es gibt keinen Reisenden in Südafrika, der sich in seinen Beschreibungen nicht ausführlich auf Jagdgeschichten eingelassen hätte. Jeder ist mehr oder weniger ein Nimrod, nachdem er Stadt oder Dorf verlassen hat. Bald stellt er Thieren nach, um sich Nahrung zu verschaffen, bald schießt er dergleichen, um Elfenbein zu erbeuten, bald erlegt er Löwen und Hyänen oder endlich er schießt, um sich einen Zeitvertreib zu machen und in seinem Tagebuche recht viele Nummern verzeichnen zu können.

Auch Livingstone war zugleich Forschungsreisender, Missionär und Nimrod. Als er auf seinem Zuge nach der Ostküste, ziemlich in der Mitte des Festlandes, sich im Stromthale des Kafue befand, welcher etwa unter 16° südl. Br. sich in den Sambesi ergießt, kam er in eine, zumeist flache Waldregion. Nach Osten hin wurde der Horizont von Bergen begrenzt, an denen sich lange Nebel- oder Wolkenstreifen hinzogen. Am linken Ufer des Kafue fand er ein so überschwänglich reiches Thierleben, daß selbst er, welcher doch Südafrika so genau kannte, darüber in Erstaunen gerieth. In den Lichtungen zählte er hunderte von Zebras und Büffeln und eine Menge von Elephanten, und er bedauerte, daß solch ein Bild sich nicht photographiren lassen kann. Denn sobald Männer mit Feuergewehren bis in jene Gegenden dringen, ist es vorbei mit diesem Jagdparadiese.

Alle jene Thiere sind durchaus nicht schüchtern. Als der Reisende mit seinem Makololo-Gefolge näher kam, blieben die Elephanten ruhig stehen und ließen die Männer bis auf hundert Schritt heran kommen; die mächtigen Eber (Potamochoerus), deren Zahl „ungeheuer" ist, staunten, als sie die Leute sahen und blieben ruhig. „Geradezu wunderbar ist die Menge der Thiere auf jenen Ebenen; es war mir, als fände ich mich in die Zeiten versetzt, in welchen das Megatherium ungestört in den Urwäldern weidete. Als wir durch ein Dickicht zogen, wurden wir von Büffeln angegriffen. Einer meiner Leute



Eine Jagd auf Elephanten. (Nach Livingstone.)



Livingstone's Begleiter werden von Büffeln angegriffen. (Nach Livingstone.)

wurde reichlich dreißig Schritte weit auf den Hörnern eines gewaltigen Bullen fortgeschleppt und dann erst in die Luft geschleudert. Er kam mit einigen Quetschungen davon! Am andern Morgen erlegten unsere Jäger nicht weniger als sechs junge Büffel aus einer unzähligen Heerde, und unzählig war auch die Menge der Antilopen."

Unter solchen Umständen begreift man, daß die Löwen und Hyänen gute Tage haben. Von den Menschen werden diese Raubthiere gar nicht behelligt; ohnehin glauben ja die Eingebornen, daß die Seele ihrer verstorbenen Häuptlinge in denselben wohne; ja sie wähnen auch, ein Häuptling, falls er Lust habe einen andern Menschen zu tödten, könne sich in einen Löwen verwandeln und nachher wieder seine frühere Gestalt annehmen. Deshalb klatschen sie, sobald ein Löwe sich blicken läßt, in die Hände. Das ist nämlich ihr Zeichen des Grußes. Raubthiere sind in solcher Menge vorhanden, daß Wanderer Nachts auf Bäume klettern müssen, weil sie sonst unfehlbar zerrissen würden. Dann und wann sind auch im Walde kleine Zufluchtshütten vorhanden, welche nothdürftigen Schutz gewähren.

Wir müssen zum Schlusse noch eines Thieres erwähnen, das für Afrika charakteristisch ist; wir meinen das so weit verbreitete Hippopotamus. Livingstone fand dasselbe auch am obern Sambesi in wahrhaft überraschender Menge, namentlich auch zwischen Katima-Molelo und Nameto, auf der Strecke, wo der Fluß viele Stromschnellen bildet. In dem tiefen Wasser unterhalb derselben hält sich das Hippopotamus vorzugsweise gern auf. Ueberall am Ufer sieht man die tief eingetretenen Pfade, auf welchen das Thier bei Nacht aus Land geht, um zu weiden. Es findet seinen Weg vermittelst des scharfen Geruches, dieser aber läßt es im Stiche, wenn starker Regen gefallen ist; dann wird es unsicher, findet den Rückweg zum Wasser, in welchem es sicher ist, nicht leicht, und darauf rechnen die Jäger.

Am Tage halten sich die „Flußpferde" fast immer in ruhigem Wasser auf, weil sie dann schlafen können, was bei heftiger Strömung nicht anginge. Das Junge sitzt, so lange es noch klein ist, oft auf dem Rücken der Mutter, welche des Athemholens wegen oft über den Wasserspiegel hervortaucht. Viel Intelligenz hat das Hippopotamus nicht, weiß aber wohl, wo und wann ihm Gefahr droht. Am obern Sambesi, wo man ihm nicht viel nachstellt, kommt es mitten im Strome mit Rücken und Brust auf die Oberfläche; weiter nach Norden hin, in Londa, wo die Neger eifrige Jäger sind, verbirgt es sich unter Wasserpflanzen, streckt nur seine Naslöcher hervor und zieht den Athem ganz leise ein.

Das Tepi, die Umformung der Sprache, auf Tahiti.

Wir finden in einer der neuesten Nummern des „Le Tour du Monde" folgende kurze Notiz:

„Seit Cooks Reisen sind aus der Sprache von Tahiti von den Benennungen der zehn Zahlen fünf verschwunden und durch andere Wörter ersetzt worden. So z. B. hieß zwei früher rua, jetzt piti; aus rima, fünf, ist paé geworden. Wir haben hier ein Beispiel mehr von der Raschheit, mit welcher ungeschriebene Sprachen sich verändern und umbilden."

Die Sache selbst ist von hohem Interesse; es handelt sich hier um die Umformung der Sprache. Max Müller hat den Gegenstand in seinen mehrfach von uns erwähnten „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" (Leipzig 1865) eingehend behandelt und namentlich die Umformung auf Tahiti erörtert.

Die Bewohner, sagt er, haben außer ihren metaphorischen Ausdrücken noch eine andere, ihnen eigene Weise, ihre Ehrfurcht vor ihrem Könige durch einen Gebrauch, den sie Tepi nennen, auszudrücken. Sie enthalten sich nämlich in der gewöhnlichen Sprache des Gebrauchs solcher Wörter, welche den Namen des Königs oder eines seiner nächsten Verwandten im Ganzen oder zum Theil in sich enthalten, und erfinden neue Ausdrücke, welche an die Stelle der verpönten treten. Da alle Eigennamen im Polynesischen bedeutungsvoll sind und ein Häuptling gewöhnlich verschiedene führt, so wird man einsehen, daß dieser Gebrauch eine bedeutende Umwandlung in der Sprache hervorbringen muß. Zwar ist diese Wandlung nur eine zeitweilige, da man beim Tode des Königs oder des Häuptlings das neue Wort wieder fallen läßt und den ursprünglichen Ausdruck wieder aufnimmt; aber es ist kaum anzunehmen, daß man sich nach einer oder zwei Generationen auf die alten Wörter wieder besinnen und sie abermals an die ihnen gebührenden Stellen setzen werde.

Jedenfalls ist es eine Thatsache, daß die Missionäre durch Anwendung vieler der neuen Ausdrücke diesen eine so feste und dauernde Stellung verschaffen, daß sie der ceremoniellen Loyalität der Eingebornen endlich Trotz bieten. Vancouver bemerkt, daß bei der Thronbesteigung Otu's, welche in der Zeit zwischen seinem und Cooks Besuche stattfand, nicht weniger als 40 oder 50 der gewöhnlichsten, im täglichen Verkehr vorkommenden Wörter vollständig verändert oder vertauscht worden waren.

Es ist nicht nothwendig, daß alle die einfachen Wörter, welche bei der Bildung eines zusammengesetzten Wortes mitwirken, ausgetauscht werden. Die Abänderung eines einzigen wird für genügend gehalten. So hat man während der Regierung der Pomare, welches die Nacht, po, des Hustens, mare, bedeutet, nur po fallen lassen und statt dieses Wortes mi in Gebrauch genommen. So ist bei Ai-mata (Augenesser), dem Namen der jetzt regierenden Königin, das ai, essen, in amu verwandelt, aber mata, Auge, beibehalten worden. Bei Te arii na vaha roa, d. h. der Häuptling mit dem großen Munde, ist nur roa mit maoro vertauscht worden. Es ist eben so, wie wenn bei der Thronbesteigung der Königin Victoria entweder das Wort Victory im Ganzen verboten worden wäre, oder nur ein Theil desselben, z. B. tori; so daß es zu Hochverrath würde, während ihrer Regierung von Tories zu sprechen; das Wort müßte mit einem andern vertauscht werden, etwa mit Liberal-Conservative. Der Zweck jener Maßregel war offenbar der,

einen selbst nur zufälligen Gebrauch des Herrschernamens im gewöhnlichen Gespräche zu verhüten, und dieser Zweck ist dadurch erreicht worden, daß es sogar verboten ist, nur einen Theil dieses Namens auszusprechen.

Aber diese Veränderung wirkt nicht nur auf die Wörter selbst, sondern sogar auf Sylben von ähnlichem Klang in anderen Wörtern ein. So wurde, da einer der Könige Tu hieß, nicht nur dieses Wort, welches stehen bedeutet, in tia umgewandelt, sondern im Worte fetu, Stern, wurde mit der letzten Sylbe, obgleich sie, außer im Klange, zu tu, stehen, gar keine Verbindung hat, dennoch dieselbe Umwandlung vorgenommen. Man sagte statt fetu nun fetia; tui, schlagen, wurde zu tiai, und tu pa pau, ein Leichnam, zu tia pa pau. So ist, nachdem ha, vier, in maha übergegangen war, das Wort aha, gespalten, in amaha, und muriha, der Name eines Monats, in Muriaha verwandelt worden.

Es ist offenbar, daß, wenn die Regel nicht bestände, nach welcher die alten Ausdrücke bei dem Tode der Person, durch deren Namen sie verdrängt wurden, wieder aufleben, die Sprache in wenigen Jahrhunderten vollständig umgestaltet sein würde, wenn auch nicht in ihrer Grammatik, so doch gewiß in ihrem Wörterbuche.

Man könnte nun sagen, daß dieses Tepi eine blos zufällige Erscheinung sei, aber in den Kafirsprachen kommt eine sehr ähnliche Eigenthümlichkeit vor. Der Geistliche J. W. Appleyard bemerkt in seinem Werk über die Sprache der Kaffern: „Die Kafirweiber haben viele ihnen eigenthümliche Wörter, gemäß einem Nationalgebrauch, der Ukuhlonipa genannt wird. Dieser verbietet ihnen irgend ein Wort auszusprechen, das zufällig einen Klang enthält, welcher dem in den Namen ihrer nächsten männlichen Verwandten ähnelt. — In der Kafirsprache finden wir deutliche Spuren, daß das, was ursprünglich blos eine Eigenthümlichkeit weiblicher Sprechweise gewesen sein mag, seinen Einfluß weiter ausbreitete. Denn auf dieselbe Weise, wie die Weiber Wörter vermeiden, welche eine den Namen ihrer nächsten männlichen Verwandten ähnlich klingende Sylbe enthalten, hegen auch die Männer gewisser Kafirstämme eine Abneigung gegen den Gebrauch von Wörtern, die im Klange dem Namen eines ihrer früheren Häuptlinge gleichen. So gebrauchen die Amambalu den allgemeinen Ausdruck für Sonne, ilanga, darum nicht, weil ihr erster Häuptling Ulanga hieß; sie sagen dafür isota.

Der Maibaum in Ostfriesland.

Von **Hermann Meier** in Emden.

Upstallsboom! Bei diesem Namen schlägt noch heute jedem Ostfriesen das Herz hoch und laut, denn er erinnert an eine schöne Vergangenheit. Hier kamen in der Pfingstwoche eines jeden Jahres die Abgeordneten des ganzen Landes zusammen, unter Gottes blauem Himmel, beschattet von gewaltigen Eichen, um das Wohl des Vaterlandes zu berathen. Die Ankommenden begrüßten sich mit echt deutschem Handschlag und mit den Worten: Eala fria Fresena (Willkommen freier Friese!). Dann ließen sie sich im Schatten der ehrwürdigen Eichen auf die Rasenbänke nieder, einer der Priester trat in ihre Mitte und sandte ein Gebet für des Vaterlandes Wohl zum Himmel empor. Dann begannen sie Angesichts einer großen Zuhörerschaar ihre Berathungen über Krieg und Frieden, über öffentliche Wohlfahrt und innere Ruhe, sowie über Streitigkeiten der Eingesessenen.

Wann die erste Versammlung bei Upstallsboom (unweit Aurich) abgehalten wurde, ist nicht bekannt, aber schon 1237 werden sie von einem Abte uralt und greis genannt. Die letzte Zusammenkunft fand dort 1327 statt. Noch im Jahre 1600 war eine der gewaltigen Eichen zu sehen. Jetzt erhebt sich dort eine aus Felssteinen aufgebaute und weißangetünchte Pyramide, ein Denkmal für die bei Waterloo gefallenen Söhne des Vaterlandes. —

Wenn dort bei Upstallsboom die ernsten Väter des Landes tagten, dann pflanzte jede Gemeinde am Tage vor Pfingsten sich ihren Maibaum auf. Hoch über alle Bäume und Gebäude des Orts erhob derselbe sein kühnes Haupt, um anzuzeigen, daß der Friese seine Freiheit über Alles setze und ihm nichts höher gehe als dieses Kleinod. Und um anzuzeigen, daß die Freiheit zum Glück und zur Würde erhebe, das Menschliche im Menschen wecke und fördere, streckte der Maibaum seine riesigen Arme nach Osten und Westen aus und war nach beiden Seiten hin mit Kronen und Kränzen reichlich geschmückt.

Ueberhaupt liebte es der Friese, seine so ängstlich gehütete, so tapfer vertheidigte Freiheit unter dem Bilde eines belaubten Baumes darzustellen, und seine Ehrfurcht vor derselben, sowie seine stete Bereitwilligkeit, sie gegen jeden Angriff bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen, versinnlichte ein geharnischter Mann, der im Schatten dieses Baumes mit entblößtem Schwert in der Rechten und mit einem Spieß in der Linken als Wache stand. Alle Berathungen, der großen Körperschaften sowohl wie jene der Gemeinden, wurden unter einem Baum abgehalten, denn im Schatten des Baumes fühlte sich der Friese im Schatten seiner Freiheit.

Einst — so erzählt eine unserer wenigen Sagen, die noch jetzt im Munde des Volkes fortleben — wurde der Kaiser von den Türken hart bedrängt und rief deshalb seine getreuen Friesen zur Hilfe herbei. Mit bedeutender Macht eilten sie gegen den „Erbfeind der Christenheit“. Angesichts der Türken machten sie in einem Tannenwäldchen Halt und die Heerführer geboten, daß jeder Krieger sich einen jungen Baum abhauen und denselben als Schutzwaffe gegen die feindlichen Pfeile vor sich her tragen solle. So geschah es und die Friesen zogen in dichten Reihen dem Feind entgegen. Der Schatten aber, welchen diese abgeschlagenen Bäume warfen, erinnerte sie lebendig an ihre Freiheit daheim, steigerte ihren Muth zur Begeisterung und

ein furchtbares Kriegsgeschrei, das durch die Lüfte schallte, machte ihrem vollen Busen Luft. Im feindlichen Lager war man schon vom Heranrücken der furchtbaren Friesen unterrichtet. Jetzt ging es wie ein Lauffeuer von Gezelt zu Gezelt. „Die Friesen sind da, und ihr gewaltiger Gott geht in Gestalt eines grünen Waldes vor ihnen her!" Diese Nachricht brachte Schrecken und Verwirrung unter das feindliche Heer, bald lösten sich alle Bande der Ordnung und Jeder suchte in wilder verzweifelter Flucht seine Rettung. —

Kein Wunder, daß der Friese die Träger des grünen Laubes doppelt liebte. So lange der Maibaum seine schirmenden und segnenden Arme über einen Ort oder ein Haus ausbreitete, war dort nur Frieden zu finden. Jedes Schwert ruhte in der Scheide, aller Hader hatte ein Ende, aller Zwist, auch der heftigste, war beigelegt und durfte bei schwerer Ahndung nicht erneuert werden, so lange das Palladium aufgerichtet dastand. Friedlich ging der Feind neben dem Feinde einher und die Abgeordneten zum Upstallsboom waren überall sicher, befanden sich überall im Angesicht des Symbols ihres heiligsten Guts und wurden beständig an die hohe Aufgabe ihrer Sendung erinnert, die ja keinen geringern Zweck hatte, als die Freiheit zu erhalten und auszubreiten.

So war es, aber so ist es nicht mehr. Die Friesen sind Hannoveraner geworden, die Eichen am Upstallsboom sind verschwunden, und statt dort tagen jetzt die Deputirten des Landes am 10. Mai eines jeden Jahres auf dem Provinzial-Landtage zu Aurich.

Die alten Sitten und Gebräuche unserer Väter verschwinden wie der Schnee vor der Lenzsonne; nur noch in einigen Gegenden unsres Landes, die auf langsamem Wege von der Kultur beleckt werden, hat sich noch Dies und Jenes aus längstentschwundenen Zeiten erhalten. In dem „aufgeklärten" Krummhöre, einer hinter Emden liegenden Landschaft, ist der Maibaum theils ganz verschwunden, theils wird er nur noch bei besonderen Gelegenheiten aufgerichtet. Wenn im Laufe des Jahres das Dorf einen neuen Geistlichen oder Lehrer erhalten hat oder wenn ein neuer Bauer ins Dorf gezogen ist, dann steht ganz bestimmt an dem erstfolgenden Pfingstmorgen ein geschmückter Maibaum vor seiner Thür, und für solche Ehre muß er mit einem oder einigen Geldstücken sich dankbar erzeigen; dieses Geld wird dann vom „Jungvolk" gemeinschaftlich verjubelt. Wenn Derartiges im Dorfe sich nicht begeben hat, wird auch kein Maibaum aufgerichtet.

Hier ist also das Symbol der Freiheit bereits zum Götzen des Egoismus herabgesunken und hat seine eigentliche Stellung im Volksleben längst verloren.

Ein echtes Fest der jugendlichen Bevölkerung ist das Aufpflanzen des Maibaums noch auf unsrer größten und schönsten Nordseeinsel, auf dem Badeeiland Borkum.

Kaum ist am Abend vor dem Pfingstfeste die Sonne in ihr kaltes Wittwerbett gestiegen, dann wird es ruhig-laut. Die ganze unverheiratete männliche Bevölkerung, soweit solche nicht mehr die Kinderschuhe trägt, beeifert sich, nach Kräften beim Aufrichten und Schmücken des Maibaums behülflich zu sein. Das Holz dazu nimmt man weg, wo man es findet, und Mancher, der noch am Abend Balken und Latten vor seiner Thür liegen hatte, kann diese am andern Morgen hoch oben am Maibaum prangen sehen. Das nimmt indessen Niemand übel, denn so hat mans ja immer getrieben, und wenn man auch die Planken und Latten von den Garteneinfriedigungen losreißt und in die Lüfte schickt, so erzeugt es doch kein einziges saures Gesicht, da man ja bestimmt weiß, daß kein Stück des Eigenthums verloren geht, sondern am Tage nach dem Feste getreulich zurückgeliefert wird.

Das Aufrichten des Maibaums ist also hier Sache der erwachsenen Jugend, Kinder werden nicht dabei geduldet, ihnen gehört erst der Baum, wenn er ganz fertig dasteht. Darum ist denn auch am Pfingstmorgen Alles auf den Beinen, denn Jeder ist neugierig das Werk der Nacht zu schauen, zu mustern und zu bewundern.

Der Maibaum steht hier immer auf demselben Platz in der Mitte des Dorfs, ist mit Blumen und frischem Grün geschmückt und trägt oben einen mächtigen Fliederstrauch. Während der Feiertage umtanzt die heitere Kinderschaar den Baum und singt dabei einige Strophen, die aber so verballhornisirt sind, daß weder Sinn noch Verstand darin zu sein scheint. In der Nacht zwischen dem Pfingstmontage und dem Dinstage wird der Baum wieder abgebrochen und alsdann jedes geliehene Stück getreulich zurückgeliefert. Das Erbauen und Abbrechen geht mit manchem Vergnügen gepaart; die erwachsene und heranwachsende Jugend sehnt sich deshalb schon lange vorher nach dem Maibaum.

Im Sinne der Väter findet die Feier des Maibaums nur noch im Harlingerland, dem nordöstlichsten Theil Ostfrieslands, statt. Dort baut vor den Pfingsttagen nicht nur jede Gemeinde, sondern fast jedes einzelne Gehöft einen Maibaum. In diesen Tagen wäre es mehr als bittere Armuth, keinen solchen Schmuck im Dorf, oder beim Hause zu haben. Auch hier errichtet man denselben vor dem ersten Feiertage und schmückt ihn mit Blumen und jungem Grün. Während die Jünglinge den Baum zimmern und binden, machen die Jungfrauen Kränze und Gewinde in großer Zahl. Eine solche Nacht ist für die Betheiligten schön, wie fast keine zweite, und wenn auch der „liebe" Branntwein eine dabei keineswegs untergeordnete Rolle spielt, so gibt es doch auch edlere Vergnügungen, und Mann und Frau erinnern sich noch lange der unschuldigen Freuden, die sie als Bräutigam und Braut alljährlich beim Bauen und Schmücken des Maibaums genossen.

Sobald derselbe aufgestellt und nach allen Seiten wohl befestigt ist, wird er bewacht, und diese Wache bleibt da, bis er wiederum abgetragen wird. Denn mit den benachbarten Söhnen und Knechten ist kein sichrer Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell. Denn das gehört zu den größten Freuden, aus der Nachbarschaft einen Maibaum zu rauben und denselben als Siegestrophäe neben den ihrigen hinzustellen. Stundenlang liegen sie oft, Wegelagerern gleich, auf der Lauer, um in einem unbewachten Augenblicke, wenn die Hüter vielleicht beim Glase sitzen oder eingenickt sind oder am Fenster ihres Mädchens ihre Pflicht vergessen, die befestigenden Taue abzuschneiden, den Maibaum auszugraben und ihn dann im Galopp mit lautem Hurrah ins eigene Dorf zu bringen. Werden sie aber vor vollbrachter Arbeit von den zurückkehrenden oder erwachten Wächtern überrascht, dann entsteht ein wüthender Kampf, es gilt ja die Ehre des Dorfes. Manches blaue Auge, zuweilen auch nicht unbedeutende Wunden werden aus dem Kampfe mit heimgenommen, und meistens müssen alsdann die Stürmenden ihr Heil in wilder Flucht suchen, verhöhnt und beschimpft von den Bewohnern des Dorfs. Gelingt aber der Raub, so ist des Jubels an der einen, des Aergers an der andern Seite kein Ende, denn mit dem Maibaum hat das Dorf seine Ehre, sein Palladium verloren und ist dem Hohn und Schimpf der ganzen Umgegend anheimgefallen. Darum singt man auch beim Aufstellen

des Baums und indem die liebe Jugend denselben später umtanzt:

Maiboom, Maiboom, hol di fast,
Mörgen koomt de frömmde Gast,
De willt uns de Maiboom nehmen,
Dann mößt wi uns doch wat schämen.

Am nächstfolgenden Sonntag wird der geraubte Baum, welcher bis dahin aufs Schärfste bewacht wurde, da die ursprünglichen Eigenthümer weder List noch Gewalt scheuen, wieder in Besitz desselben zu gelangen, in Begleitung der ganzen männlichen Bevölkerung seinen Eigenthümern zurückgebracht, wofür diese jene in gebührender Weise „traktiren". Die ganze Umgegend ist alsdann auf den Beinen, um der Auslieferung des Gefangenen beizuwohnen und an dem damit verbundenen Gelage Theil zu nehmen.

Wie sehr man sich vor der Schande und dem Hohn fürchtet, sich seinen Maibaum wegholen zu lassen, zeigt folgendes Beispiel recht deutlich. Ein in einem isolirt stehenden Hause wohnender Bauer hatte mit seinen beiden erwachsenen Söhnen sich ebenfalls einen Maibaum vor der Hausthüre aufgepflanzt. Da man aber von gewisser Seite aus Neckerei gedroht hatte, den Baum wegholen zu wollen, leitete der Bauer die denselben befestigenden Taue durch Löcher im Dache und in der Mauer in die Wohnstube, damit man sofort ein Attentat bemerken könne; die Söhne aber hielten mit geladenem Gewehre Wache und wurden dabei von einem in der Umgegend sehr gefürchteten riesigen Hunde unterstützt. Und doch wurden alle vom Schlafe übermannt und der Maibaum stand am nächsten Morgen in einem naheliegenden Dorfe auf dem Kreuzwege.

In den russischen Ostseeprovinzen.

Von Memel nach Riga und Dorpat.

Von **Max Rosen.**

I.

Die einförmige Landschaft in Kurland. — Adel, Edelhöfe, Städte. — Die Bauern und ihre Hütten. — Letten und Lithauer. — Lebensweise des Landvolkes. — Mitau und die kurländische Gesellschaft.

Ich begab mich von Memel aus nach Rußland. Unter dem lustigen Geklingel der Halsglocken rannten nebeneinander gespannt drei russische Pferde mit meinem leichten Wägelchen in das kurische Flachland hinein. Nun sollte man, die Karte des Landes überschauend, wohl glauben, die weiten Seen, Bäche und Flüßchen müßten diesem Landstriche eine angenehme Abwechselung gewähren; aber nein! die Natur ist zu einförmig. Von Haide zu Haide, von Wald in den Wald geht der Blick, und die dazwischenliegenden Felder bieten zu wenig Abwechselung. Auch macht die Eintönigkeit der Färbung und der Mangel an Schattirung in jeder Landschaft das Land uninteressant. Den Hauptton bildet das Schwarzgrün der Tannenwaldung, als Mitteltinte dient das Lichtgrün der Birken und Felder, als Lasirung das Violet der Haide. Auch nur zwei Conturlinien sind vorhanden: die gerade der Feld- und Haidefläche und die leichtgekrümmte des Waldhintergrundes. Wo sich aber je eine Fläche zum Becken einsenkt, steht ein zusammengelaufenes Wasser, dessen Wellen langsam rings im Sande oder Grase verfließen, oft breit und lang, immer aber melancholisch, wie ein grauer Herbsttag. Das sind Kurlands Seen. Und wenn des Wassers zu viel wird, sucht solch ein See sich irgendwo einen Ausweg, entweder zur Ostsee hin, oder nach der Minge, der Aa oder Windau. Das sind Kurlands Flüßchen. Zwar trägt jedes von ihnen einen bestimmten Namen, aber die Kurländer nennen die namenlosen wie die benannten „eine Bäche". Diese Seen, Flüßchen und Bäche sind zwar äußerst fischreich, aber solch unsichtbarer Reichthum ist nur nützlich, schön nicht.



Jude in Kurland.
(Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Die hübschesten Gegenden bieten noch die Uferlande der Düna, der Aa und besonders der Minge. Wirklich reizend, mit Hügeln, Thälern und Laubgehölze ausgestattet, sind die Umgebungen der kleineren Städte; wenn nur diese selbst nicht so abscheulich aussähen! Meistens bestehen sie aus kleinen, hölzernen, einstöckigen Häusern, welche sich um einen unbedeutenden Kirchthurm winden, und durch die schmutzigen, ungepflasterten Straßen schleicht das Elend in Gestalt der Juden oder der Jammer im Gewande zerlumpter Lithauer, Letten und Russen. Selten sieht man einen freien frischen Menschen auf der Straße. Manchmal aber saust die übermüthige Troika (ein Dreigespann) eines kurischen Edelmannes an den niedrigen Häusern vorbei, und demüthig verneigt sich die ganze Einwohnerschaft vor solch einem aristokratischen Gesicht; sehr natürlich, da die Mehrzahl der Stadthäuser Eigenthum der auf diesen Punkt zusammenstoßenden Landgüter des Edelmannes ist, so daß eigentlich keine unabhängige Bürgerschaft existirt. Außerdem dienen sie den im weitern Binnenlande nicht geduldeten Juden zur Zufluchtsstätte. Nur die Seestädte machen davon eine Ausnahme, zum Theil auch Mitau. Das Bürgerthum hat überhaupt in Kurland nie recht gedeihen wollen; dazu war der Adel stets zu mächtig; er ist noch heute neben der Krone Herr aller liegenden Gründe; über Zweidrittel des Landes gehören ihm. Dennoch zeigen seine

Wohnungen äußerlich fast nirgends die alte Feudalpracht, wie wir sie im Westen Europa's zu sehen gewohnt sind und noch mehr gewohnt waren. Gewöhnlich liegen die Edelhöfe inmitten des zu ihnen gehörigen Gebietes, mehr oder weniger frei, fast immer auf lichter Fläche. Meistens ist das Wohnhaus ein langes, einstöckiges Gebäude aus Holz, oft mit einem Frontispiz versehen und mit Dachziegeln gedeckt. Seine Hauptzierde bildet eine lange Zimmerreihe, deren Hälfte stets für Gäste offen steht. Um das Herrenhaus herum liegen die Wirthschaftsgebäude: die Herberge, das Bauernmagazin, die Darrige, d. h. eine Scheuer zum Trocknen des Getreides durch Feuer, das Fahlland (Viehhof) und die unvermeidliche Branntweinbrennerei. Immer zeichnet ein Park oder Baumgarten das Rittergut aus, und die nächste Umgebung bilden die „Hofesfelder".



Bauern auf der Winterwanderung.
(Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Erbärmlich aber sind die Bauernwohnungen; sie bestehen aus Balkenlagen von acht Fuß Höhe und haben nur eine Wohnstube und ein geräumiges Vorhaus. Die Hauptsache in der Wohnstube ist ein ungeheuerer Ofen aus Feldsteinen und Lehm gebaut, der nicht nur die Stelle eines Heiz- und Backofens vertritt, sondern auch als Küche und Getreidedörre dient. Schornsteine sind unbekannt; Fenster selten; gewöhnlich nur Wandlöcher mit einem Schieber, die aufgezogen werden müssen, sobald das Zimmer geheizt wird, bis der Rauch sich verzogen hat und der Ofen selbst geöffnet werden kann. So befinden sich nun die Einwohner solcher Hütten mit den Füßen auf dem kalten Estrichboden, der im Winter überdies noch vom Vieh verunreinigt wird, und mit dem Kopfe nahe an der Stubendecke im Rauch und in unerträglicher Hitze, von Zugwind umgeben. Sobald Thüre und Fenster verschlossen sind, ändert sich die Scene. Der Ofen strahlt seine Hitze aus, wird aber gleichwohl rings von Ruhenden und Schlafenden umgeben, die noch dazu häufig in Schafpelze gewickelt sind, so daß alle sich in einem förmlichen Schwitzbade befinden. Rechnet man hierzu noch den Tabaksqualm der Männer und den Dunst der flammenden Kienholzspäne, so ist das Gemälde vollkommen. Wird es dem Bewohner solcher Hütte zu unbehaglich, dann lustwandelt er so lange im Hofe in Schnee und Eis, bis er hinlänglich abgekühlt ist.



Ein Bettler in Livland.
(Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Die Bevölkerung Kurlands besteht aus Deutschen, Letten und Lithauern; die beiden letzteren Volksstämme haben große Abneigung gegen einander; insbesondere verachtet der Lette den Lithauer als schmutziger und ungesitteter. Die Stammverschiedenheit wird dadurch noch gesteigert, daß die Lithauer im Süden durch die Verbindung mit Polen dem Katholicismus, die Letten im Norden durch die deutsche Herrschaft dem Lutherthum zufielen. Beide, Letten und Lithauer, leben neben- und miteinander und haben entschieden denselben Nationalcharakter, in der Hauptsache auch dieselben Sitten, Trachten und häuslichen Einrichtungen; sie sind Völker ohne welthistorische Energie. Beiden ist es nicht gelungen, ihren Nationaltypus irgend einer andern Nation aufzudrücken; vielmehr haben sie beide bei sich beständig die Herrschaft fremder Eroberer geduldet und sogar da, wo sie selbst als Sieger auftraten, die Sitten der Fremden angenommen und deren Herrschaft ertragen. Auch während der Zeit der politischen Größe des lithauischen Stammes, als viele russische Volksstämme ihm huldigten, nahmen die lithauischen Großen und ihr Hof russische Sitten an, und während der politischen Verbrüderung mit den Polen ging polnisches Wesen auf den Adel der Lithauer so sehr über, daß er mit dem polnischen fast verschmolz.

Nichtsdestoweniger erhielten sich unter dieser nur leicht aufgetragenen fremden Uebertünchung bei dem gemeinen Volke die uralten Sitten in wunderbarer Reinheit, so daß selbst die christliche Religion das Heidenthum nur oberflächlich beseitigte. Auch hierin erinnern die Lithauer und Letten an Indien, dessen Völker von jeher eben so nachgiebig gegen fremde Eroberung waren und fast beständig unter fremder Herrschaft standen, dennoch aber ihren alten Glauben und ihre Sitten mit hartnäckiger Zähigkeit Jahrtausende hindurch festhielten. Da das Christenthum durchaus in die Gemüther des Volkes nicht tief eindrang, so kann wohl noch heute von einem religiösen Naturdienst der Letten die Rede sein. Wir verweisen in Hinsicht der poetischen Darstellung derselben, so wie überhaupt in Bezug auf lettische Dichtkunst auf Herder und Hippel, welche größere Sammlungen, und auf Platen und Chamisso, welche einzelne Lieder aus diesem Kreise mitgetheilt haben. Es wäre auf der einen Seite eine große Verleumdung, wenn man sich die alten Letten als im völligen Fetischdienste versunken dächte, wie es auf der andern Seite eine übertriebene Schmeichelei wäre, wenn man behaupten wollte, daß die

heutigen christlichen Letten einem lautern Christenthume huldigten.

Der Anzug der Bauern besteht bei den Esthen und Lithauern in einem braunen, bei den Letten in einem grauen Rocke, welcher bis weit über die Waden heruntergeht und durch Haken geschlossen wird; er ist für das Klima zweckmäßig, insofern er fast den ganzen Körper bedeckt. Im Sommer trägt der Bauer einen niedrigen schwarzen Hut, im Winter eine Pelzmütze oder wohl auch eine tuchene Kapuze. Der Hals wird nur leicht mit einem Halstuch umwunden; im Sommer bleibt er frei. Eine bis zur Hüfte reichende Tuchweste zeigt schon einen wohlhabenden Bauer an. Die Beinkleider sind von grobem Drillich und reichen bis zum Knie. Das Haar läßt man lang wachsen und scheitelt es. Im Winter zieht man meistens einen Schafpelz über den Rock. Die Fußbekleidung besteht aus Schuhen, entweder aus Linden- oder Weidenbast geflochten, oder aus einem Stück ungegerbten Rindleders ohne Sohlen; sie werden durch Bindfaden befestigt, der um den Fuß bis zum Knie hinauf gewunden ist. Nur Wohlhabende tragen wollene Strümpfe oder hohe lederne Stiefel, die Frauen Sandalen. Ihre Fußbekleidung erinnert an Griechenlands Sitte.



Bauern in Kurland. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Das weibliche Geschlecht trägt außer den gewöhnlichen Röcken und einem verschnürten Leibchen bei den Lettinnen einen braunen, bei den Lithauerinnen einen blauen Tuchrock, im Schnitte dem der Männer fast gleich, nur kürzer. Das Haar wird entweder in zwei Zöpfen geflochten, welche in Form eines Kranzes um den Kopf befestigt werden, oder es hängt wohlgeordnet frei und lang herab. In den Gegenden, wo die erstere Tracht herrscht, bedecken die Mädchen den Kopf nur mit einem weißen Tuche, welches mit zwei Zipfeln unter dem Kinn befestigt wird, während der dritte Zipfel hinten lose herabhängt. Die Weiber hingegen bedecken den Kopf mit einer weißen Haube.



Bauernhütte in der Umgegend von Dorpat. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Reinlichkeit ist wohl die schwächste Seite der Letten und Esthen, trotz der Dampfbäder, die sie täglich brauchen. Die Badestube besteht aus einem kleinen Gemache, in welchem sich ein Ofen ohne Schornstein und eine Anzahl von Feldsteinen zur Erzeugung des Wasserdunstes befinden. Wird der Ofen geheizt, so findet der Rauch keinen andern Ausweg, als durch die Thür; von Fenstern oder Fensterlöchern ist hier keine Spur; es herrscht eine vollkommene Finsterniß. Der größte Theil des Rauches bleibt natürlich in der Stube zurück, so daß uns schon beim Eintritte die Augen thränen.

Die Hauptspeise der Landleute besteht aus Mehl- od. dickem Erbsenbrei, aus Sauerkraut und Kartoffeln. Arme wie Reiche essen Korfbrot, d. h. sie reinigen den ausgedroschenen Roggen nicht von der Spreu, sondern mahlen und backen beides miteinander. Oft ist dies Brot so trocken, daß man es am Feuer anzünden kann. Nur an Festtagen ißt man Weizenbrod oder Kuchen. Von Fleisch genießt man am meisten Schaf- und Schweinefleisch. Der Herbst ist die Zeit des Wohllebens; in ihm finden die meisten Hochzeiten und Feste statt. Ein Lieblingsgericht sind scharf gesalzene Fische, besonders Stinte, deren Wohlgeschmack sich ihnen steigert, wenn erstere bereits zu faulen beginnen. Das Hauptgetränk besteht aus einem Gemisch von Mehl mit etwas gesäuertem Wasser und geronnener Milch, welches man zum sogenannten Thaartrank gähren läßt. Groß aber ist der Verbrauch von Branntwein; schon dem Säugling wird er eingegossen. Kein Geschäft, kein Fest kann ohne ihn abgemacht werden.

Die Feldarbeiten sind mühsam, besonders in sumpfigen Gegenden. Arbeiter, welche weit von dem ihnen angewiesenen Feldplatze wohnen, gehen Abends nicht nach Hause, sondern verbringen die Nacht auf dem morastigen Boden und in dem aus ihm aufsteigenden Nebel. Scheunen sind unbekannt. Das geerntete Getreide wird in großen Haufen zusammengestellt und bleibt so lange den äußeren Witterungseinflüssen ausgesetzt, bis es zum Dreschen kommt,

was oft erst im Winter geschieht; deshalb wird es künstlich getrocknet in den sogenannten „Riegen“.

In einer ebenen, sandigen Gegend an der kurländischen Aa liegt Mitau, lettisch Jelgawa, mit ungefähr 25,000 Einwohnern, ehemalige Residenz der kurländischen Herzöge, meistens deutsch, gegenwärtig fast nur als Anbau vom Edelhofe des Kettlerschen Hauses geltend, nur durch die Bedürfnisse und das Geld des umwohnenden Landadels emporwachsend und niemals eigentlicher Sitz des Bürgerthums; es ist weder schön noch großartig, aber sauber, zierlich, adrett, — kurz kurisch adelig in seiner äußern Erscheinung. Die verhältnißmäßig breiten Straßen, deren Häuser, nicht wie in Deutschland, zu vier Stockwerken sich emporthürmen, weil uns jeder Fuß breit Landes zu theuer dünkt, sind breit und behaglich, sich langhin ausdehnend. Beim Hineinfahren in diese Straßen ist es dem Fremden, als müßte aus jeder Thür einer der schlanken, blonden Kurländer treten und mit stolzer Miene an dem geldgierigen



Esthnische Fuhrleute. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

kühlen Dialekte zwischen beiden hindurch, wie mit ihren glatten kühlen Manieren durch die ganze Welt.

In allen parkettirten Zimmern Europa's hat man sie gern, diese durch und durch eleganten und gewandten Kurländer; auch auf dem noch glättern Eisboden St. Petersburgs wissen sie, ohne auszugleiten, bis zu den sammetbeschlagenen Thronstufen zu steigen. Das kommt daher, weil sie vom Süden und Westen einst gefällige Bildung mit in ihr Land genommen und gesellige Formen; von Osten wehte ein leichter Hauch slavischer Schmiegsamkeit über sie hin; in freiem, munterm Jagdleben wachsen sie auf, und feine Wendung im Reden, wie im Handeln gibt ihnen das Beispiel des Vaters, wie die Lehre der Mutter. So sind sie vielleicht die liebenswürdigsten und vollkommensten Gesellschafter der Welt geworden. Wer mag denn bei so glänzender Aeußerlichkeit auch nach der rechten Innerlichkeit fragen? Im geselligen Leben halten sie stets mit einander; im Sommer gern entfernt vom Rauch und Qualm der



Bauernfuhrwerk in Kurland. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Rennen der Krämerjuden vorbeischreiten, sein unvermeidliches „Fui“ auf den aristokratischen Lippen; denn „Pfui“ können sie nicht sagen und „Fui“ brauchen sie sehr oft; die Doppelconsonanten sind ihnen zu hart, wie die Doppelvocale zu breit; darum sprechen sie sich mit ihrem glatten

Städte, am Liebsten in Seebädern am Strande; darum haben sie auch Mitau nur als Winterquartier in der Mitte ihrer Landgüter aufgeschlagen, um die Gesellschaften der Sommer-Edelhöfe und des Strandes hier fortzusetzen, wenn draußen der Herbst- und Wintersturm wüthet und aus der



Ein litthauischer Friedhof. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Ostsee die Wolken schneiend über das Flachland fliegen. Erst im Spätfrühling, wenn Feld und Gärten blühen, fahren sie dann wieder aus der Stadt; darum hat Mitau zwei ganz verschiedene Perioden: eine belebte, großstädtische des Spätherbstes und Winters und eine öde, kleinstädtische zur Sommerzeit. Zur Stadtentwicklung hat dem Orte nichts verholfen, als seine Lage. Nur weil der Punkt so recht im Centrum Kurlands liegt, haben die Herzöge früher ihr Schloß dorthin gebaut, und weil man mit dem Herzoge verkehren mußte, bauten die Edelleute ihre Häuser daneben; Juden und Krämer aber konnten ihre Waaren dort bequemer absetzen, als von Edelhof zu Edelhof wandernd; darum setzten auch sie ihre Buden (so heißen noch heute alle Kaufmannslokale in Kurland) zwischen die Häuser des Adels. — Auf solche Art ward Mitau Residenz und ist es noch heute; früher war es Herzogsresidenz, jetzt Adels-Winterwohnung. Da tanzen die kurischen Adelsherren mit ihren Schönen und amüsiren sich und bringen alle Eleganz des Auslandes mit hinein, um sie dem Fremden zu zeigen. Nächst dem petersburger Adelscasino kennt man keine elegantere und geschmackvollere Gesellschaft in ganz Rußland, als die in Mitau. Und um zu zeigen, wie dies Casino ein rein aristokratisches Gesellschaftslokal sei, haben sie die Wappen aller eingebornen kurischen Familien streng nach der Folge der Ritterbank an den Wänden rings aufgehängt; sogar die längst ausgestorbenen adeligen Familien leben hier fort.

Erzählungen und Fabeln aus Hinterindien.

Von **Adolf Bastian.**

Die Indochinesen sind reich an Märchen und Erzählungen verschiedener Art, die sich theils in ihrer Literatur geschrieben finden, theils mündlich fortgepflanzt werden. Sie tragen vielfach das Gepräge eines indischen Ursprungs, oder lehnen sich an das Chinesische, andere sind aus dem Malayischen übersetzt, andere wieder aus dem Javanischen, indem sich die verschiedenartigsten Einflüsse auf der hinterindischen Halbinsel gekreuzt haben. Daneben her laufen die historischen Sagen der nationalen Traditionen, und dann findet sich noch ein unerschöpflicher Fabelschatz, der den heiligen Textbüchern entnommen ist, vorzüglich den 550 Vorexistenzen Buddha's, welche die kleineren heißen, im Gegensatz zu den zehn letzten oder großen Wuttu's der Xataka.

Von den hier folgenden Uebersetzungen sind die birmanischen Märchen nach mündlicher Mittheilung aufgezeichnet, die siamesische Erzählung dagegen ist aus einem Buche niedergeschrieben, das ich in Bangkok entlehnte und das den Titel „Sibsonglien" führte. Es enthält einen Kreis von 12 Erzählungen, die, wie in der Einleitung bemerkt wird, auf den 12 (sibsong) Ecken (lien) des Sarkophages eines berühmten Königs (Naosavan genannt) gefunden wurden. Das Buch, welchem das letzte Märchen entnommen ist, heißt „Pisat-Pakaranam" und enthält Gespenstergeschichten in jener in einander gewebten Form, wie sie bei den indischen Fabelsammlungen häufig wiederkehrt.

---

1. Die Wunderharfe.

(Nach dem Birmanischen.)

Auf zwei hohen Bergen lebten einst in grauer Vorzeit zwei Eremiten (Yathay), die das Abkommen getroffen hatten, sich Lichter zu zeigen, um sich gegenseitig Kunde von ihrem Leben zu geben. Eines Nachts konnte der eine Eremit kein Licht auf dem andern Berge bemerken, und er schloß daraus, daß sein Freund das Zeitliche gesegnet habe und in den Stand der Dämonen (Nats) übergegangen sei. Bald darauf erhielt er auch einen Besuch von dessen Gespenst, und da er sich über die wilden Elephanten beklagte, welche ihn vielfach belästigten, eine Harfe zum Geschenk, durch deren Spielen er je nach der Melodie die Elephanten herbeiziehen oder vertreiben könne.

Eines Tages hörte er in der Wildniß das Gejammer eines Kindes, und als er darauf zuging, fand er, trostlos auf einem Baume sitzend, eine Königin mit einem Säugling im Arme. Sich im Hofe ihres Palastes sonnend, war sie durch den herbeischwirrenden Riesenvogel aufgepackt und aus dem Kreise ihrer jammernden Ehrendamen fortgeführt worden, um ihm in seinem Neste zur Speise zu dienen.

Der Eremit verbarg sie in seiner Einsiedelei und vermählte sich mit ihr; den königlichen Sohn, Odinath, adoptirte er, mit der Wunderharfe ihn beschenkend. Einst im Dunkel der Nacht sah der Eremit einen der glänzendsten Sterne am Himmel sich plötzlich verdüstern und erkannte daraus, daß der große König, der Odinath seinen Ursprung gegeben, sein Leben geendet habe, und der Sohn, davon hörend, beschließt in sein väterliches Reich zurückzukehren. Auf hohem Elephanten thronend, begleitet von den sämmtlichen Elephanten des Waldes, langt er vor den Thoren der Hauptstadt an, die er verschlossen findet, und das ganze Volk in Trauer, da dem Lande ein Herrscher fehlt. Durch die Wahrzeichen eines Ringes und Gürtels, welche seine Mutter ihm mitgegeben, wurde er als der Erbprinz erkannt und von den Edelleuten auf den Thron gehoben.

Zu jener Zeit erfüllte die Tochter eines Puna (Brahmanen) mit dem Rufe ihrer Schönheit die Reiche der Erde, und aus allen Gegenden strömten Bewerber um ihre Hand herbei, aber Niemand fand Gnade vor ihren Augen. Der Vater begegnete einst Myatzoa-Phaya (Buddha), und überwältigt von dem göttlichen Glanz seiner Herrlichkeit, dachte er in ihm einen passenden Schwiegersohn zu finden. Er bat ihn, in einem Hause zu warten, da er seine Tochter herbeibringen wollte, aber als er zurückkam, war sein Gast fortgegangen und hatte nur den Abdruck seines Fußes zurückgelassen. Die in der Kenntniß der Veden (Vedas) wohl unterrichtete Tochter erkannte aus den Figuren, daß es die

Fußsohle des Gottes sei, und wurde von unbezwinglicher Sehnsucht ergriffen, sich ihm zu vermählen. Seinen Spuren nachgehend, holte sie Myatzoa-Phaya ein, dieser aber wies ihre Liebe zurück, da er auf dem Wege nach Baranasi (Benares) war, um dort den Thron zu besteigen, und Ueberfluß an Frauen ihn schon erwartete. Die verschmähte Schöne traf im Walde mit Oudinath zusammen, und jetzt weniger wählerisch geworden, erlaubte sie ihm, sie als seine Königin sich zur Seite zu setzen.

Nun geschah es, daß ein benachbarter König, der Oudinaths Zauberinstrument zu besitzen suchte, auf eine List sann, ihn in seine Gewalt zu bekommen. Er läßt die große Figur eines weißen Elephanten aus Holz verfertigen und mit Soldaten gefüllt in den Wald stellen. Als Jäger an Oudinath berichten, ein Thier höchster Vollkommenheit gesehen zu haben, zieht dieser aus, um dasselbe zu fangen. Aber zum ersten Male versagen die Töne der Harfe ihren Dienst. Statt zu folgen entfernt sich der Elephant, und Oudinath, überrascht und verwundert, verfolgt ihn so eifrig auf seinem Pferde, daß er bald von seinem Jagdgefolge getrennt ist. An einer versteckten Stelle des Waldes springen die Soldaten aus dem Bauche des Elephanten hervor und führen Oudinath als Gefangenen zum König. Dieser verlangt die Mittheilung seiner magischen Geheimnisse, kann aber die hartnäckige Verschwiegenheit Oudinaths nicht besiegen, da selbst Todesandrohungen fruchtlos blieben. Zuletzt erbietet er sich, als Bedingung der Freiheit, ein Sklavenmädchen darin zu unterrichten; der König aber substituirt seine eigene Tochter, die er hinter einen Vorhang stellt und ihr sagt, daß sie von einem weisen Manne unterrichtet werden würde, der aber körperlich ein abschreckendes Scheusal und aussätzig sei. Als während des Unterrichtes Oudinath sie ausschilt, weil sie nicht rascher begreife, schmäht sie auf ihn als einen Aussätzigen zurück. In der Lebhaftigkeit des Zankes wird der Vorhang bei Seite geschoben, Beide erblicken sich und verlieben sich sterblich in einander aus Wahlverwandtschaft, da sie schon in einer frühern Existenz Gatte und Gattin gewesen. Sie entwerfen einen Plan und theilen dem Könige mit, daß zur Ausführung der Zauberceremonien Blätter eines fremden Baumes nöthig seien. Darnach ausgeschickt, entläuft die Prinzessin, welche die Wachen des Gefangenen fortgesendet hat, mit ihm nach seinem Reich, und sie wurde ihm als die erste Königin vermählt. Die dadurch eifersüchtige Brahmanin benützt eine Abwesenheit des Königs, um eine zwischen Blumen versteckte Schlange auf den Thron zu stellen und die Königin des Verraths zu beschuldigen. Die Minister, welche die hervorzüngelnde Schlange sehen, erkennen sie für schuldig, und die Brahmanin, der sie zur Hut übergeben ist, verbrennt sie in einem durch Teppiche verhängten Hofe des Palastes.

Als der König bei seiner Rückkehr davon hörte und den Zusammenhang der Sache erfuhr, gerieth er in den größten Zorn. Er läßt das ganze Geschlecht der Pona herbeiholen, sie auf einem Felde eingraben und dann ihre Köpfe abpflügen. Für die Ponatochter selbst aber wird die grausamste Strafe ausgesonnen. In dem obersten Gemache des Palastes eingeschlossen, wird ihr jeden Tag ein kleines Stück ihres Fleisches abgeschnitten, vor ihren Augen in ein Ragout gemischt und ihr zum Essen eingezwängt, um die Pein zu verlängern; aber während dieser ganzen Zeit betet die Ponatochter täglich zu Myatzoa-Phaya, den sie durch ein kleines Loch aus dem Dache ihres Gefängnisses über sich am Firmament umherwandeln sieht. Daß die Ponatochter, obwohl sie so eifrig Myatzoa-Phaya verehrte, diese schmerzliche Strafe ausdulden mußte, war die Folge einer in früherer Existenz begangenen Sünde. Als sie einst aus dem Bade hervorkam, und der Tag etwas kühl war, machte sie sich Feuer an im Walde. Durch die zurückgebliebenen Kohlen entstand nach ihrem Fortgehen ein Waldbrand, und ein heiliger Rochanda, der, in Meditation versunken, im Walde saß, wäre fast verbrannt, wenn er nicht, durch die Fähigkeit zu fliegen, in die Höhe gestiegen und entkommen wäre. —

Diese Erzählung ist in veränderter Form auch in ein Drama verarbeitet, das in Birma oftmals aufgeführt wird.

---

2. Eine birmanische Fabel.

Zu Schin-tai, dem Löwenkönige der Thiere, kamen alle Bewohner des Waldes, um ihre Huldigung darzubringen. Auch die kleine Ameise kam herbei, sich vor ihm zu verneigen, aber die Edelleute trieben sie verächtlich weg. Als der Ameisenkönig davon hörte, gerieth er in Zorn und schickte einen Wurm, sich in das Ohr des Löwen einzuschleichen und ihn zu quälen. Auf das erschreckliche Schmerzgebrüll kamen die Thiere von allen Seiten herbeigelaufen, boten ihre Dienste an und wollten den Feind bekämpfen, wo und wer er auch sei. Aber Keiner konnte Hilfe leisten. Zuletzt, nach vielen demüthigen Botschaften, ließ sich der Ameisenkönig bewegen, einen seiner Unterthanen zu schicken, der in das Ohr hineinkroch und den Wurm herausholte. Seit der Zeit haben die Ameisen das Privilegium, überall und an jedem Platze zu leben, während den anderen Thieren ihre Aufenthaltsorte angewiesen sind.

---

3. Eine siamesische Erzählung.

In alten Zeiten lebte ein mächtiger König, Humajum genannt, der mit großer Macht und Pracht über das Land Batharath herrschte. Als er eines Tages mit seiner Armee marschirte, fühlte er Durst und verlangte nach Wasser, aber obwohl überall darnach gesucht wurde, war in der Gegend keines zu finden. Beim Umherreiten kam der König zu einem Fruchtgarten mit Granatbäumen, und er fragte den alten Hüter, der denselben besorgte, ob er ihm Wasser bringen könne, um seinen Durst zu stillen. Der Gärtner erwiderte: „Wasser gibt es hier nicht, aber Granaten die Fülle; wenn ihr einige zu essen wünscht, bitte, kommt herein und ruhet in diesem Lusthause für ein Weilchen, ich werde gehen und einen Trunk aus frischem Fruchtsaft bereiten."

Nachdem König Humayum eingetreten war und sich in dem Pavillon niedergesetzt hatte, pflückte der Gärtner eine Frucht ab und legte sie auf ein reines, weißes Tuch. Als er sie auszudrücken begann, füllte ihr klarer Saft bis zum Rande den ganzen Becher, den er dann seinem Gaste darreichte; nachdem der König sich daran erquickt hatte, fragte er den alten Gartenhüter, ob diese Fruchtbäume Abgaben zahlten oder nicht. Der Gärtner sagte in Erwiederung: „Diese Fruchtbäume haben früher nie Abgaben bezahlt und sind auch jetzt frei davon, aber es gibt in der Nähe hier Pflanzungen anderer Eigenthümer, die steuerpflichtig sind." Der König fragte weiter, für welchen Preis er die Früchte dieses Gartens zu verkaufen pflege? Der Gärtner erwiderte, daß sie im letzten Jahre 300 Gold-Saläng eingebracht hätten, und daß noch immer außerdem genug wäre, um nach Herzenslust zu essen.

Der König überlegte dann bei sich und dachte in seinem Sinn: „Die Pflanzungen dieses Fruchtgartens sind sehr ausgedehnt; wenn ich diese Gartenbäume besteuern sollte,

so würde ich ein gutes Geschäft machen." Mit diesem Gedanken in seinem Herzen bat er den Gärtner, eine neue Frucht für ihn auszupressen und die Schale noch einmal zu füllen. Der Aufseher brachte eine Frucht, die er abgepflückt hatte, und drückte sie vor den Augen des Königs aus, aber er bedurfte einer zweiten, und noch einer andern, und bis zu zehn, und immer blieb die Schale ungefüllt, so lange er auch preßte.

„Was ist denn das?" fragte der König. „Vorher war der Saft einer einzigen Granate genügend, um die Schale zu füllen, jetzt habt ihr schon zehn Früchte ausgedrückt und sie ist immer noch nicht voll."

Der alte Gärtner schüttelte den Kopf und antwortete: „Sieh, Freund, ich will dir sagen, wie das zugeht. Ohne Zweifel muß Seine Majestät, der große König, der über unser Land herrscht, so eben zu dem Beschlusse gekommen sein, diese Granaten mit Steuern zu belegen. Sobald das der Fall ist, trocknen sie auf und man kann Nichts aus ihnen herauskriegen."

Der König Humayum sagte zu sich selbst: „Als wir beschlossen, die Früchte zu besteuern, vertrocknete ihr Saft, wenn wir nun das Gegentheil beschließen sollten, was wird dann geschehen?" Und alsobald überlegte der königliche Herr bei sich, im Stillen sprechend: „Wir müssen diese Granaten unbesteuert lassen." Dann bat er den Gärtner, hinzugehen, eine neue Frucht zu holen und es noch einmal zu probiren.

Der Greis that so, und als er die abgepflückte Frucht zu drücken anfing, füllte sie nicht nur den Becher bis zum Rande, sondern da war selbst eine große Menge Saft noch außerdem und nebenher.

Da jubelte der alte Mann, der Gartenhüter, und er lachte vor Freude und sagte: „Sieh hier, Freundchen, ich will dir sagen, wie das ist. Ohne Zweifel hat Seine Majestät, der große König, der über unser Land herrscht, gerade jetzt bei sich den Gedanken gefaßt, keine Steuer von diesen Fruchtbäumen zu erheben. Ich habe gehört, daß es als alte Ueberlieferung durch Geschlecht zu Geschlecht von unseren Vorfahren her mitgetheilt ist, daß, wenn der Landherr Taxen auf Fruchtbäume legt, die früher solche nicht bezahlt haben, die Bäume sich verschlechtern, die Früchte ihr Aroma und ihre Süße verlieren, und allmälig zu Grunde gehen. So ist es auch mit den anderen Sachen, auch mit den Steuerpflichtigen, wenn die Abgaben das gewöhnliche Maß überschreiten. Die Bäume fangen dann an zu verdorren, die Bebauung wird vernachlässigt, Gärten und Pflanzungen verkehren sich in eine Wildniß. Wer zu Viel will, erlangt nur Wenig, wer sich mit Wenigem begnügt, wird Viel gewinnen."

Der König fragte nach der Ursache, warum es so sei, und der Gärtner gab ihm dann folgende Erklärung: „Wenn die Summe der zu zahlenden Steuern zu sehr erhöht wird, dann hören die Eigenthümer der Gärten, Felder und Pflanzungen zu arbeiten auf und lassen Alles verfallen. Es wird sich also in dem Steuer-Einkommen ein Abbruch zeigen. Wenn dagegen die Taxen niedrig bleiben, so sind die Leute eifrig dabei, Gärten und Felder zu bebauen und in gutem Stande zu erhalten. Weil sie sehen, daß für sie selbst Gewinn und Vortheil bleibt, so arbeiten sie mit gutem Willen und muntern sich gegenseitig auf. Solche, die früher nur zwei oder drei Bäume zu pflanzen pflegten, werden jetzt hinzufügen und neun Bäume, und zehn Bäume pflanzen, so daß die Steuersumme wachsen und größer sein wird, als vorher."

Der König Humayum erkannte die Wahrheit dieser Bemerkungen. In der Zwischenzeit war sein Gefolge und die Edelleute, die ihn suchten, herangekommen; als sie sich am Lusthause aufstellten, merkte der Gärtner, daß er die ganze Zeit mit des Königs Majestät gesprochen habe, und er war zum Tode erschrocken. Sein Herz zitterte und sein Gesicht war leichenblaß. Der König aber befahl seinen Ministern, dem Greis für seinen Garten Indemnitäts-Papiere ausfertigen zu lassen, und er setzte ihn zum Verwalter des ganzen Distrikts ein, mit voller Macht zu handeln.

Nachdem der König Humayum nach seiner Residenz zurückgekehrt war, erließ er an seine Beamten eine Verordnung folgenden Inhalts: „Gegenstände, die früher keine Taxen bezahlt haben, müssen nicht damit belastet werden, und alle Abgaben in den Zollämtern und Marktplätzen müssen auf ein geringeres Maß als früher erniedrigt werden. Alle Beamten der Verwaltung haben diesen Vorschriften gemäß zu handeln."

Von der Zeit nahmen die Einkünfte in Abgaben und Steuern jährlich zu, und das Volk lebte in glücklicher Zufriedenheit unter der weisen Regierung seines großen Fürsten. —

Diese und die anderen Erzählungen derselben Sammlung scheinen die Siamesen durch Vermittlung der Dscham (Çiampa) erhalten zu haben.

Die Erhebungen und Senkungen der festen Erdrinde in Mittel- und Südeuropa, Nordafrika, Centralasien und Südamerika.

Von Dr. H. Birnbaum.

I.

In eben dem Maße, wie Südeuropa sehr begünstigt ist durch eine reiche Fülle von Contourformen in seinen Gestaden, zeichnet sich dasselbe auch vor allen anderen Ländern aus durch eine wechselvolle Oscillationsthätigkeit in seiner Oberflächen-Rinde. Erinnert nun eine solche Mannigfaltigkeit der horizontalen Küstenentwicklung schon lebhaft an den vielgliedrigen Bau eines in sich belebten Organismus, so thut dies noch viel mehr der Erhebungs- und Senkungsprozeß in den verticalen Oberflächenformen dieser Erdgegend. Wir verfolgen aber diesen Gegenstand, den bekanntlich Carl Ritter geistreich und mit Meisterschaft zum Hauptthema einer geographischen Untersuchung gemacht

hat, nicht weiter, sondern gehen sogleich wieder an die Lösung unserer speciellen Aufgabe, wobei wir, wie in einem früheren Artikel *) stets mehr Gewicht auf Thatsachen, als auf Speculationen legen werden.

Unser Erfahrungswissen hat in den bezeichneten Ländergebieten gerade in Hinsicht der Erhebungstheorie sehr wichtige Schätze eingesammelt, und es ist auch dem denkenden Geiste der Forscher vortrefflich geglückt, das Ganze zu einer übersichtlichen Einheit zu verarbeiten. Man hat Gesetze aufgefunden, wodurch sich die große wechselvolle Erhebungsthätigkeit mit übersichtlicher Leichtigkeit geistig beherrschen läßt. Allerdings stieß man dabei auch auf Abnormitäten, welche die Regelmäßigkeit wieder in Frage stellten, oder doch wenigstens daran erinnerten, daß die Untersuchung noch nicht ihren letzten Abschluß erreicht habe. Und obgleich gerade unser Europa in dieser Hinsicht am gründlichsten erforscht worden ist, so fehlt es doch auch hier nicht an Punkten, bei denen es bis jetzt noch nicht möglich war, eine sichere Spur des Oscillationsprozesses aufzufinden, oder die Grenzen desselben genau festzustellen.

Indeß bei den Ländern, welche das Mittelländische Meer umsäumen, kommen solche Ausnahmen fast gar nicht vor. Es betrifft dies eine zwischen dem 40° und 30° nördl. Br. gelegene Zone, die sich nicht blos auf Europa und Afrika beschränkt, sondern selbst noch die Tatarei mit in sich schließt. Das ist nun aber eine Strecke der Alten Welt, welche am meisten der vulkanischen Thätigkeit unterworfen ist; also fehlt auch dabei der Fingerzeig zur Erklärung des Phänomens nicht. Dann wollen wir im Allgemeinen noch darauf aufmerksam machen, daß eben so wie bei der früher untersuchten nördlichen Zone Skandinavien den Culminationspunkt aller Erhebung ausmachte, für die vorliegende Zone die östliche Hälfte des Mittelländischen Meeres den Centralpunkt aller Senkung bildet, so daß also zwischen diesen beiden großartigen Thätigkeiten der Erde hier eine Art der Polarisation zu bestehen scheint.

Die Gestalt des Mittelländischen Meeres war früher eine ganz andere; sie war besonders im Süden durch Afrika hindurch offen und frei mit dem Atlantischen Ocean verbunden. Von dem Golf von Sidra ging ein Zweig dieses Meeres von durchschnittlich 20 geographischen Meilen Breite durch das Flachland der jetzigen Berberei, bis er sich in der Nähe der Canarischen Inselgruppe mit dem offenen Weltmeere verband. Hierzu haben die von Charles Martins, Escher von der Linth und Desor im Winter 1863 ausgeführten Reisen durch die Wüste Sahara die sicherste Grundlage abgegeben. Auch haben die sachverständigen Untersuchungen von Charles Laurent bestätigt, daß der Sand der vorhin bezeichneten Wüstenstrecke ganz von derselben Art mit dem an den Gestaden des Mittelländischen Meeres sei, und daß beide dieselben Muschelschalen enthalten. So fand sich z. B. Cardium edule überall vor, und nicht blos in den Tiefen, sondern in der Höhe bis zu 700 Fuß hinauf. Die Sahara Algeriens gehört daher der neuen geologischen Erhebungsperiode an. Mehre Niederungen, die zum Theil 270 Fuß unter dem Niveau des Meeres liegen, sind dadurch allmälig von der unmittelbaren Meeresverbindung abgeschlossen worden und bilden jetzt weit ausgedehnte sumpfige Moorlager. Der 15 Meilen lange und 5 Meilen breite, aber doch überall sehr seichte Schiskal el Low Den-See, der Lacus Triconis der Alten, hat sogar erst in unserer historischen Zeit aufgehört, ein zusammenhängender Theil des Meerbusens von Kabes zu sein.

Dies war der letzte Rest des Meerarmes, welcher den afrikanischen Continent von dem Atlasgebirge trennte und diesem nicht blos eine sehr verschiedene äußere Structur, sondern auch eine ganz andere Natur der Pflanzen und Thiere in Vergleich zu Libyen sicherte. Für die wahrscheinliche Existenz eines solchen Meeresarms in Afrika, der jetzt mit Wüstensand, Salz und nackten Felsen erfüllt ist, bringen Escher von der Linth und Lyell auch noch besonders Halt durch ihre Hypothesen über die frühere viel größere Ausdehnung der Gletscher in Europa. Denn es liegt der Gedanke sehr nahe, daß vor der Austrocknung dieses afrikanischen Innenmeeres die darüber hinweggeführten gegen Norden strömenden Luftmassen sich stark mit Feuchtigkeit sättigten und die Gipfel der Alpen fortwährend mit neuen Schneelagern versorgten, während jetzt der gefürchtete Föhn dafür an den Platz getreten ist, welcher auf seinem Wege über Afrika sich zu einem ausgedörrten, Wasser verschluckenden und Schnee verzehrenden Luftstrome umgewandelt hat.

Ferner steht der Möglichkeit nichts entgegen, daß die Schweizeralpen durch die seit der Gletscherperiode stattgehabte übrige Erhebung eine relative Erniedrigung erfahren haben. Auch kann dieselbe Schwankung der Erdrinde, welche den Boden des ehemaligen Libyschen Meeres gehoben und trocken gelegt hat, die Alpen herabgedrückt haben, denn es fehlt uns nicht an Beispielen, wo zur Ausgleichung der Wirkung eine solche entgegengesetzte Thätigkeit wirklich vorgekommen ist.

An den Gestaden des Mittelländischen Meeres zeigen sich die Spuren der Erhebung übrigens auch noch in großer Anzahl. In Guerins Reise nach Tunis, welche hauptsächlich archäologischen Zwecken diente, wird berichtet, daß sich die Häfen der Alten stark verengt und verseichtet haben, daß mehre Buchten ganz ausgefüllt und früher gar nicht gekannte Landspitzen jetzt sichtbar geworden sind, — lauter Beweise für den Erhebungsprozeß Libyens. Eben so kann Sicilien in seiner Verbindung mit Pantellaria und den von Tunis auslaufenden Felsriffen, wodurch das Ganze zu einem theilweise noch submarinen Isthmus geworden ist, als eine vulkanische Aufblähung angesehen werden, welche unserer Hypothese zur Grundlage und zum Beispiel dient. Auf den Höhen, welche die Bucht von Palermo beherrschen, bemerkt man bis zu 166 Fuß hinauf Grotten, deren Aushöhlung vom Meere bewirkt wurde, und in denen Ablagerungen von den noch jetzt existirenden Conchylien aufgefunden worden sind. An der Ostseite dieser Insel hat Gemellaro eine neue Erhebung von nahe 40 Fuß nachgewiesen. Auf Sardinien, nicht weit von Cagliari, so berichtet de Lamarmora, befindet sich in der Höhe von 222 und 394 Fuß ein solches Conchylienlager mit Topfscherben untermischt, wodurch offenbar bestätigt wird, daß diese Plätze so hoch aus dem Meeresgrund emporgehoben worden sind, und zwar zu einer Zeit, wo das Land schon von Menschen bewohnt gewesen ist. Und um die Revue der Hauptthatsachen dieser Erhebung zum Abschluß zu bringen, so müßte man auch noch eine Menge ähnlicher Wahrnehmungen auf den Balearen, die alten Meeresgrotten von Ventimille, Mentone und Nisso am Cap Saint Hospien in einer Höhe von durchschnittlich 36 Fuß mit ihren Conchylienlagern zur Sprache bringen. Es fehlt uns daher durchaus nicht an Belegen, welche unsern Glauben an eine gemeinsame Erhebung dieser Länderstrecke vollkommen rechtfertigen können.

*) Globus, IX, S. 344.

Mehre Geologen däucht es auch noch wahrscheinlich, daß ganz Frankreich sich fortwährend hebe, aber in sehr geringem Maße und wie von einem leichten Beben begleitet, und daß die Hauptaxe dieser Erhebung von dem Golf von Lyon nach der Bretagne gerichtet sei. Wie weit diese Vermuthung auf Wahrheit beruht, müssen wir dahin gestellt sein lassen; so viel scheint indeß gewiß zu sein, daß die Küsten von Poitou, Aunis und Saintonge während der historischen Zeitepoche nicht aufgehört haben, sich mehr und mehr empor zu heben. Die überlieferten Sagen dieser Küstenbewohner sprechen stark für diese Hypothese, denn es gilt dort ganz allgemein „la banche pousse“ für ein wahres Sprüchwort.

Aehnliche Erscheinungen kommen auch in den mehr östlichen Theilen des Mittelländischen Meeres vor. Gerade wie bei Sicilien und den meisten Uferpunkten Italiens und Griechenlands ist eine große Zahl von Inseln wie Malta, Rhodus, Cypern von kreisförmigen Terrassen des früheren Meeresstrandes umgeben, die sich bald mehr, bald weniger über das jetzige Niveau des Meeres erheben und aus Felsen von Kalk und Sandstein der neueren Formation zusammengesetzt sind. Hierauf hat vor allen Albert Gaudry in seiner geologischen Reise hingedeutet.

Das geologische Studium der Küste von Kleinasien hat bewiesen, daß seit der Zeit, wo die Erde von Menschen bewohnt wird, diese Gegend nicht aufgehört hat, sich zu erheben, und zum Theil sogar sehr rasch. Seit der historischen Zeit hat sich hier der Continent auf Kosten des Aegäischen Meeres bedeutend vergrößert; und dies kann weder durch Anschwemmungen von den Flüssen, noch durch die des Meeres zu Stande gekommen sein, denn die Flüsse Anatoliens sind alle klein und von schwacher Strömung, und das Meer, welches die Küsten bespült, hat eine so schroff abfallende Tiefe, daß auch von dieser Seite an ein Ablagern von Meeresboden nicht zu denken ist. Es müssen daher die Ruinen von Troja, Smyrna, Ephesus und Milet durch eine allmälige Erhebung der Erdrinde sich so weit von dem Meeresufer entfernt haben, wie wir sie im Vergleich zu ihrer ursprünglichen Lage jetzt antreffen. Aus eben dem Grunde müssen viele der Inseln, von denen die Alten geredet haben, jetzt zum Continente gekommen sein, da sie als Inseln gar nicht mehr aufzufinden sind und einige Höhen und Hügel des Festlandes mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dafür an den Platz treten. Während der Blüthezeit Griechenlands vereinigten sich die ursprünglich gesonderten Theile Lesbos, Issa und Antissa zu einer zusammenhängenden Festlandsmasse. Und seit jener Zeit ist nun auch die Insel Lade, in deren Nähe die jonische Flotte mit der persischen einen großen Seekampf ausfocht, ein Theil des Continents geworden.

Leben und Treiben im Congresse zu Washington.

Der „Rumpfcongreß“ der Nordstaaten, welcher in Washington tagt, und durch dessen ultraradikale Mehrheit die große Union jetzt wieder einmal in eine gefährliche innere Revolution hineingedrängt wird, bietet einen merkwürdigen Anblick dar. Ein gesitteter Europäer, überhaupt ein Mann von Erziehung, der an Anstand und gutes Betragen gewöhnt ist, kann sich des Erstaunens nicht erwehren, wenn er sieht, wie es bei diesen Vertretern der Republik zugeht. Freilich haben gebildete Amerikaner selbst schon oftmals dieses ganze Treiben für einen „Schimpf und eine Schande“ erklärt, aber damit an der Sache nichts zu ändern vermocht. Das wüste Wesen dauert fort. Wir könnten aus der amerikanischen Presse selbst die schärfsten Urtheile zusammenstellen, ziehen es aber vor, einen europäischen Augenzeugen, welcher sich der Objectivität befleißigt und mit photographischer Genauigkeit schildert, was er seit Monaten täglich vor Augen hat, reden zu lassen. Die ultraradikalen Correspondenten, welche gleichsam ein Monopol erworben haben, unsere politischen Zeitungen in Deutschland mit Berichten aus Nordamerika zu versorgen, und deren Verschweigen von Thatsachen charakteristisch für diese Publicisten der „republikanischen“ Partei ist, erzählen ohnehin nicht gern unliebsame Dinge. Die nachfolgenden Schilderungen sind dem washingtoner Berichterstatter der „Times“ entlehnt und vom 16. Februar 1866 datirt. —

Zuerst wird darauf hingewiesen, daß zwischen der Physiognomie des Parlamentes in Nordamerika und jener der gesetzgebenden Körper in Europa ein großer Unterschied herrsche. Die „Gleichheit“ spiele eine große Rolle. Der Kutscher, welcher vom Bock herabspringt und ins Weiße Haus geht, um auch seinerseits dem Präsidenten die Hand zu schütteln, benimmt sich nicht eben mit Ergebenheit gegen ein einfaches Congreßmitglied. Ohnehin sehen die Wähler in einem Congreßmanne, falls derselbe nicht etwa, ausnahmsweise, durch hervorragende persönliche Eigenschaften sich auszeichnet, eine Person, die eigentlich unter ihnen steht; er gilt für einen bezahlten Diener und muß sich höflich gegen die benehmen, welche ihn angestellt haben; er muß vor allen Dingen ihre Interessen in Obacht nehmen; wenn er das nicht thut, gilt er für nicht des Geldes werth, das er bekommt. Für die einflußreicheren Wähler muß er Aemter und Stellen ausfindig machen; wo nicht, darf er auf keine Wiedererwählung rechnen. Deshalb ist das Capitol allezeit mit freien, unabhängigen Wählern umdrängt, die Sorge dafür getragen haben, daß ihre geheime Abstimmung nicht geheim geblieben ist. Sie sind gekommen, um für ihre Söhne eine Stelle, etwa im Postamte, zu erbitten oder in irgend einem andern Verwaltungszweige.

In keiner andern Stadt Nordamerika's kann man eine buntere und schärfer markirte Sammlung nordamerikanischer Menschentypen beisammen sehen, als gerade in Washington; sowohl in den Straßen wie in den Corridors und „Lobbies“ (Vorzimmern) des Capitols. Da erscheint der typische Amerikaner mit seinem langen, dünnen, knochigen Antlitz, gelb wie Pergament, mit mürrischem und keineswegs angenehmem Gesichtsausdrucke; er hat am Kinn einen Büschel dicken Haars und zwischen Zähnen und Backe ein Priemchen Kautaback. So sehen im Durchschnitte diese Leute aus; daß es auch andere, ansprechendere Erscheinungen gibt, versteht sich natürlich von selbst.

Diese „Gentlemen" haben sehr desultorische Gewohnheiten, sind immer auf den Beinen und streifen umher; für ihre Hauptunterhaltung sorgt der Congreß, und sobald die Thüren des Capitols geöffnet werden, beginnt der Andrang dorthin. Von irgend einem Hinderniß bemerkt man nichts; vielmehr wird der Besuch dieser Gentlemen erwartet; man kann das schon abnehmen aus der unzähligen Menge von Speibecken (Quispeldosjes würde ein Holländer sagen); sie sind aus Gatta pertscha verfertigt und stehen in langen Reihen an den Wänden, sind auch sehr groß; aber gegen 3 oder 4 Uhr Nachmittags ist doch überall der Fußboden naß und schlüpferig von dem gelben Speichel.

Senat und Repräsentantenhaus halten in ganz entgegengesetzten Theilen des Gebäudes ihre Sitzungen, und die Menge wogt von einem Ende zum andern hin und her. Viele bleiben unter der Kuppel stehen, um die Gemälde zu bewundern, welche Auftritte aus der Geschichte Nordamerika's darstellen, oder die oberen Fresken, „ein wundervolles Gemälde"; denn alle möglichen Götter werfen Segensfülle auf die Republik herab. Im alten Senatssaale, welcher zwischen den jetzt benützten „Hallen" liegt, stehen mehre nichts weniger als hübsche Büsten Lincolns und Johnsons, einige Statuen und eine große Gypsfigur, welche die Freiheit darstellen soll. Die Amerikaner bewundern diese Figur und sagen: sie sei ein mächtiges Ding, „a big thing". Man besieht sich auch die Broncethüren, von denen manchmal Stücke gestohlen werden. Man hat das so arg getrieben, daß jüngst der Sprecher des Repräsentantenhauses die Sache zur Sprache brachte und sich über diesen schamlosen, der amerikanischen Bürger keineswegs würdigen Diebstahl bitter beschwerte.

Im Capitolium findet man auch allerlei Gewerbszweige installirt, welche in Europa von den Parlamentsgebäuden ausgeschlossen sind. Da sieht man Hökerstände, wo bestaubte Kuchen, „Citronensoda", Photographien, Marmorstücke und wer weiß was noch sonst feilgeboten werden. Da findet man auch eine komödiantisch herausgeputzte Figur, den in Thierfelle gekleideten „Californischen Jäger", der seinen Stand dicht an der Eingangsthüre hat und allezeit von biederen Landleuten umstanden ist, welche mit offenem Munde den Mann anstarren. Dienerschaft oder Polizei hält sich nur an den Thüren auf. Die „Erfrischungssäle" sind auch dem Publikum zugänglich; geistige Getränke, deren Genuß durch Congreßverordnung hier verboten worden ist, werden nicht verabreicht. Das ganze Gebäude wird durch Röhrenleitung erwärmt, ist aber fast immer unerträglich heiß, und den Sitzungssälen fehlen alle Vorkehrungen zur Ventilation.

In dem sehr geräumigen Saale des Repräsentantenhauses könnten sechsthalbhundert Mitglieder (wenn alle Staaten vertreten sind) statt der 277 Repräsentanten Platz haben, vorausgesetzt, daß die Pulte weggenommen würden. Das Licht fällt von oben herein, und in der Mitte jeder Scheibe befindet sich das Wappen eines Staates. Der Sprecher sitzt dicht an der Mauer unter einer der Gallerien; über ihm sieht man einen großen Adler von Messing und zwei Flaggen. Ihm gegenüber sind im Halbkreise die Pulte der Mitglieder aufgestellt, und rings um die Halle laufen die Gallerien für die Zuhörer; sie können wohl an 1500 Menschen fassen. Die Leute gehen ab und zu, wie es ihnen beliebt, „ohne Unterschied der Rasse oder Farbe"; auf einigen Gallerien dürfen jedoch Männer, welche keine weiblichen Personen bei sich haben, nicht erscheinen. Für den diplomatischen Körper ist allerdings eine besondere Gallerie bestimmt, doch ist die Loge stets von dreimal mehr Frauen besetzt, als überhaupt Diplomaten in Washington sind, meist Gattinnen von Repräsentanten, die erschienen sind, um die Reden ihrer Männer anzuhören und manchmal sehr vernehmlich mit hineinzusprechen.

Auf diesen Gallerien herrscht allezeit mehr oder weniger Geräusch und Confusion, und sehr oft werden die Debatten des Hauses durch Beifallsbezeigungen unterbrochen. Im Senate werden dergleichen sofort unterdrückt, weil es hier ordentlicher und würdiger zugeht. Freilich sind nur etwa 60 Senatoren (wenn sie aus allen Staaten der Union da sind) im Hause und davon oft kaum 20 anwesend, während von den jetzt 191 Repräsentanten insgemein nur wenige fehlen; die 86 Repräsentanten der südlichen Staaten sind bekanntlich noch nicht zugelassen worden; der Congreß ist also nur ein Rumpf.

Die Farbigen bilden den ruhigsten Theil der Zuhörerschaft. Sie finden sich in großer Menge ein und sitzen stundenlang da, ohne daß sie irgend welches Interesse an den Verhandlungen erkennen lassen. Die höheren Klassen der Farbigen gehen am liebsten in den Senat; dort zeigen sich ihre Damen in Purpur und Scharlach mit echten oder nicht echten Spitzen, mit Shawls auf dem Rücken und allen Blumen des Feldes auf den Hüten. Sie bringen Maisbrot mit, weil sie ihr Diner nicht verlieren mögen und gehen nur vom Platze, wenn der Thürsteher den Wink dazu gibt.

Fast so zahlreich wie die Neger sind auch die verabschiedeten Soldaten und dann die Leute jener in Washington sehr zahlreichen Klasse, die weiter nichts zu thun hat, als Gast- und Schenkhäuser zu besuchen. Sie gehen auch gern ins Capitol, um sich dort zu wärmen. Bei gutem Wetter finden sich hunderte von Ladies im Capitol ein; sie nehmen aber keinen lebhaften Antheil an den Verhandlungen, verweilen nur kurze Zeit in dem einen und dem andern Hause, unterhalten sich sehr lebhaft über Dinge, welche nur für Frauen Interesse haben, oder sie häkeln und lesen Romane, während ein Mitglied sich mühsam durch ein dickes Manuskript arbeitet und dem Haus auseinander setzt, wie die Union reconstruirt werden müsse.

Der Sprecher des Hauses, Herr Colfax, hat einen lebendigen Blick und eine gute Stimme. Es ist Brauch, diesen Beamten bei einer neuen Session des Congresses durch Ballot zu erwählen, und das älteste „constructive" Mitglied nimmt ihm den Eid ab. Nachher läßt er dann alle anderen Mitglieder schwören. Er trägt sich ganz bürgerlich, ohne irgend ein Abzeichen; wenn er „den Sessel" verlassen will, schickt er eine Notiz an irgend ein ihm beliebiges Mitglied, welches dann präsidirt. Er bezeichnet sich gewöhnlich als „der Sessel" (the chair) und sagt bei Abstimmungen: „Der Sessel meint, daß, die dafür sind, die Majorität bilden (the chair thinks the ayes have it)." In Bezug auf einen Ordnungsruf hat der Sprecher keine definitive Entscheidung; das zur Ordnung gerufene Mitglied kann Einwendungen dagegen machen und dann kommt die Sache ans Haus, das dann entscheidet; bei Stimmengleichheit hat der Sprecher den Stichentscheid. Er ernennt alle Ausschüsse und übt dadurch einen mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten aus. Insgemein ernennt er mehr Mitglieder seiner eigenen als der Gegenpartei, welche letztere aber auch in den Ausschüssen vertreten sein soll; das wenigstens ist so Herkommen. Im gegenwärtigen Congreß hat Colfax seine Befugniß derart ausgeübt, daß die Radikalen in allen Ausschüssen die Mehrheit bilden. Der Senat dagegen ernennt dieselben durch geheime Abstimmung. Ruhe gebietet der Sprecher,

indem er mit einem Hammer, den er oftmals sehr stark in Bewegung zu setzen hat, auf den Tisch klopft.

Wir gehen in das Technische der verschiedenen Abstimmungsarten hier nicht ein, wollen aber eine Eigenthümlichkeit hervorheben. Es ist herkömmlich im Repräsentantenhause, daß ein Mitglied über eine Bill so oft reden kann, als ihm beliebt; im Senate darf Einer aber an demselben Tage sich an einer Debatte nur zweimal betheiligen, es sei denn, der Senat gäbe Extraerlaubniß. Die Geschäftsordnung wird jedoch nur selten genau beobachtet; meist nur dann, wenn ein Mitglied speciell darauf dringt. Im Hause soll Keiner länger als eine Stunde reden, in der Praxis aber hält man sich daran nicht. Auf eine Stunde hat der Redner also ein Anrecht; es kommt aber vor, daß er nur fünf Minuten sprechen will; ihm gehört aber „the floor", und er verfügt über seine Stunde derart, daß er die überschüssige Zeit unter seine Freunde vertheilt. „Ich trete the floor (eigentlich den Fußboden, die Tenne) auf zehn Minuten an das Mitglied für Maine ab;" oder: „nun gebe ich fünf Minuten dem Mitgliede für Pennsylvanien" und sofort, bis eine Anzahl der Parteigenossen bedient worden ist. Der Sprecher verkündet, wann jedes Redners Zeit abgelaufen sei.

Ein Repräsentant oder ein Senator, welcher zum Hause redet, kann von den Mitgliedern durch Fragen oder Widerspruch unterbrochen werden, wenn er nichts dagegen einzuwenden hat. Diese Freiheit wird vielfach mißbraucht, und es kommt nicht selten vor, daß die älteren Mitglieder ein jüngeres hänseln und in Verwirrung zu bringen suchen. Manchmal dienen solche Unterbrechungen zur Aufklärung der Sache, zumeist aber geschehen sie in muthwilliger Absicht.

In der jüngsten Zeit hat das Repräsentantenhaus großen Gefallen an Soldatenvergötterung gefunden. Sobald ein Generalmajor sich „auf der Flur" blicken läßt, wird er in Beschlag genommen und aufgefordert, eine Rede zu halten. Der erste Unfug dieser Art geschah, als General Sherman ins Haus trat. Raymond aus Newyork sprach gerade über Reconstruction. Die Mitglieder verließen ihre Plätze, umringten den General, und das Händeschütteln nahm lange kein Ende. Die Geschäftsordnung war unterbrochen. Ein Mitglied von Illinois schlug eine Suspendirung derselben „auf fünf Minuten" vor, damit das Haus dem General vorgestellt werden könne. Angenommen. Der Sprecher verließ seinen Sessel, ging durch die Halle, nahm den General beim Arme und führte ihn auf den „Chair". Dort umlagerten ihn dann die Mitglieder, während der grimme Thaddäus Stevens (der wilde, blutgierige Erzfanatiker aus Pennsylvanien) starr und zornig sitzen blieb. Die Gallerien tobten Beifall und das ganze Haus war in Verwirrung. Diese Art von Enthusiasmus hat sich dann mehrfach gegenüber weniger ausgezeichneten Soldaten wiederholt; aber zu viel ist zu viel; das Haus wurde der Soldatenvergötterung müde, und nun hüten sich die paar hundert Generalmajore, von denen es in Washington wimmelt, auf die Flur zu kommen.

Bemerkenswerth ist auch die Nachsicht, mit welcher selbst der allerlangweiligste Redner seine Sachen zum Besten geben darf. Da holt ein Mitglied ein dickes Manuskript hervor und fängt an zu lesen. Er arbeitet sich ab, um bei seinen hochtrabenden Redensarten und Floskeln und seiner faden Deklamation, die er zu Hause mühsam aufs Papier gebracht hat, sich zu steigern und lebendig zu werden. Wenn er dann das Haus mit seinen Blicken mustert und mit den Armen herumfuchtelt, trifft es sich wohl, daß er beim Wiederblicken auf das Manuskript sich nicht zurecht finden kann. Er wiederholt also ein paarmal seine letzten Redensarten, sucht und sucht dabei in seinem Hefte, murmelt etwas Unverständliches vor sich hin, gewinnt endlich den Faden wieder und arbeitet dann fort, bis er zu Ende gekommen ist. Das Haus hört freilich kaum auf das, was er zum Besten gibt, verhält sich aber ruhig.

Diese abgelesenen Redeübungen werden ihrer ganzen Länge nach dem „Congressional Globe" einverleibt, und manchmal füllt die Stylübung eines höchst unbedeutenden Mitgliedes 15 bis 20 eng gedruckte Spalten. Die Druckkosten werden von der Regierung getragen. Neulich bestand eine einzige Tagesnummer des „Globe" aus — 68 Seiten! Alles Redeübungen, aber abgelesene, einer Sitzung; in dieser weiten Wüste von Worten war aber nur wenig Beachtenswerthes zu finden. Es kommt manchmal vor, daß ein Mitglied des Hauses bittet, seine Rede als vorgelesen anzunehmen, und sie wird dann im „Globe" abgedruckt, als ob sie wirklich gehalten worden wäre. Das ganze Verfahren bringt Schlotterigkeit in die Verhandlungen, und es ist gar keine Rede davon, die Mitglieder anzuhalten, daß sie sich mit dem Gegenstande beschäftigen, der gerade auf der Tagesordnung steht. Die Regierung zahlt dem Drucker des „Globe" eine bestimmte Summe für jede Seite, und jedes Mitglied bekommt kostenfrei 25 Exemplare einer jeden Nummer. Das Blatt hat seine eigenen Berichterstatter, und die Debatten werden unverkürzt gegeben. Aber zwei Drittel der Reden, welche vorkommen, werden im Voraus dem Redakteur eingehändigt, der sie drucken läßt, und die „Redner" lesen dann ihre schon gedruckten Reden ab! Man nimmt dabei an, daß Alles, was solch ein Redner zu sagen hat, lediglich für seine speciellen Wähler bestimmt sei; ohnehin liest Niemand Anders sie.

Styl und Charakter dieser rhetorischen Auslassungen sind sehr oft von ganz extraordinärer Beschaffenheit, wenigstens nach europäischen Begriffen. Man citirt Bibelverse, um die Gegner zum Schweigen zu bringen, und während der jetzigen Debatten über den Süden vergehen selten 24 Stunden, ohne daß Pontius Pilatus und Judas Ischarioth weidlich herhalten müssen.*)

Vor etlichen Tagen schloß ein Mitglied im Repräsentantenhaus seine Rede so, daß er den ganzen Gesang: „Wie sie so sanft ruhen, alle die Seligen" (How sleep the brave toho sink to rest) hersagte. Die „Ladies" auf den Gallerien waren davon höchst gerührt und sehr erbaut, aber der Sprecher schrieb inzwischen, und die meisten Mitglieder — schliefen. Bald nachher wurden die Verhandlungen etwas aufgeweckter. Ein Mitglied hatte dem andern gesagt, es habe eine „Unwahrheit" geäußert; worauf die Entgegnung erfolgte, man werde sich nicht hinter die parlamentarische Geschäftsordnung verkriechen; der Freund werde wissen, wo man zu finden sei.

---

*) Der Apostel Paulus spielt bei den biderben Yankees auch eine Rolle. Ich fand in den Berichten über die Senatsverhandlungen vom 10. Januar 1866 Folgendes:

„Senator Howe von Wisconsin reicht einen Beschluß ein: man möge eine provisorische Regierung für die Bevölkerung des Territoriums ernennen, welches vor Kurzem Krieg gegen die Vereinigten Staaten geführt und dadurch alle politischen und sonstigen Rechte verwirkt habe. Seine Rede begann folgendermaßen:

„Als der heilige Paulus auf dem Hügel des Mars stand und proklamirte, daß Gott alle Nationen der Erde von einem Blute machte, spielte der Herr da den Demagogen?" Und so weiter.

A.

Die Verherrlichung der amerikanischen „Institootions" ist in der That, man muß es gestehen, wundervoll und wird allemal mit großem Applaus aufgenommen. Hier eine Probe aus der allerjüngsten Zeit. Der Repräsentant, welcher Folgendes sprach, ist ein Herr Grinnell.

„Nein, Herr Sprecher, wir wollen es der Welt verkündigen und es möge hier gesagt werden, daß, nachdem wir die Rebellion besiegt, nachdem wir die Rebellenarmee unterworfen haben, wir auch vorbereitet sind, dieses Land zu beherrschen und unser Volk frei zu machen. Und wenn jener stolze, alte Vogel der Freiheit durch das Land hin kreischt, in seinem Schnabel das breite Banner des Ruhmes und der Schönheit tragend, dann mögen alle entrollten Sterne desselben der Welt kund thun, — kund thun in einer Sprache, vor welcher alle Throne und Tyranneien bis in ihr Centrum erzittern: — Dies ist die Heimat der Freiheit." (Beifall.)

Die Theorie, daß Könige, Königinnen und Kaiser unabläßig vor dem „besternten Banner" zittern, gilt für eine ausgemachte Wahrheit, und im Congreß wird man nie müde, dieselbe zum Besten zu geben, öfter jedoch im Repräsentantenhaus als im Senate. Humor gehört unter die Seltenheiten; man strebt nicht dahin, ein Lächeln hervorzurufen, Alles ist erschrecklich ernst an diesen Debatten, sarkastische Reden kennt man kaum, und eine lebhafte improvisirte Erörterung ist in dieser Session noch gar nicht vorgekommen. Die meisten Redner betheuern gewöhnlich mit großem Nachdruck, wie aufrichtig und uneigennützig sie seien, und diese Stellen sind auf ihre Wähler berechnet.

Folgende Stylprobe, welche ein Herr Williams aus Pennsylvanien zum Besten gab, läßt gewiß nichts zu wünschen übrig: —

„Und wenn ich hier auf diesem Flur allein stände und es wäre mein letztes Wort, das ich hier spreche — ich halte die Treue und Wahrhaftigkeit, welche Gott mir verliehen hat, gegenüber einem Volke in Nöthen und im Angesicht der düsteren, Unheil verkündenden Vorzeichen, welche den Horizont umwölken und sogar die uns umgebende Atmosphäre erzittern machen. Ich will dem Volke zurufen: Erhebe dich aus deiner falschen Sicherheit oder bereite dich vor auf ein zweites Schlacht- und Brandopfer. Hier habe ich meinen Stand genommen und mit Gottes Hilfe will ich ihn bis an mein Ende behaupten. Andere mögen wanken und schwanken inmitten der großen Heimsuchung, — durch mich aber soll kein Recht verkürzt, kein Privilegium preisgegeben, kein einziges Blatt abgepflückt, kein Juwel gebrochen werden aus der Krone des repräsentativen Körpers."

Aehnliche Blüthen der Congreßrhetorik werden täglich ausgestreut. Ein Herr Newell hat in diesen Tagen auch Einiges geleistet: —

„So wird unser geliebtes Vaterland, von seinen Wunden geheilt und freigeworden von dem Zauberbanne, welcher dasselbe hundert Jahre lang gebunden hielt, in ein neues Dasein springen, um in Großartigkeit und Größe auch die ausschweifendsten Visionen unserer patriotischen Ahnen zu übertreffen, und sein Banner, aufgepflanzt auf den ewigen Hügeln der Wahrheit und Gerechtigkeit, soll zum Leuchtthurm werden für die unterdrückten Kinder der Leute, welche hierherwärts kommen und für sich und ihre Kinder und Kindeskinder eine Zufluchtsstätte und ein Erbtheil finden, bis es keine Zeit mehr gibt!"

Außerhalb des Congresses sind die volksthümlichen Reden von noch ganz anderer Art. In einer Staatsconvention in Mississippi sprach, laut den Zeitungsberichten, ein Mann in folgender Weise: —

„Ich bin dort unten her aus dem Moorbruche, Sir, und stehe heute hier als Vertreter von Jones County. Das Volk sagt, Jones County habe sich vom Staate Mississippi getrennt. Ja, Sir, wir secedirten von der Conföderation, und, Sir, wir bekämpften sie gleich Hunden. Wir schlugen sie todt wie Teufel, wir begruben sie wie Esel. Ja, wie Esel, Sir! Meine Leute dort unten in Jones County secedirten kraft ihrer souveränen Machtvollkommenheit und wurden Moorbruchleute. Wir bekämpften sie, als ob sie Hunde seien und schlugen sie todt wie Höllenhunde; das sage ich, Sir. Ich kam aber nicht hierher, um Gas zu machen, Sir, und ich trete mein Anrecht auf den Flur ab, Sir, will aber noch das eine Gefühl äußern, daß ich mich hier für Jones County im Allgemeinen erhob; ja, Sir, ich bin allezeit für Jones County. In meinem County, das viel gelitten hat, steigt das Wehklagen von 380 zu Wittwen gewordenen Frauen und Kindern mit zerrissenen Hemden empor zum Gotte des Rechts und appellirt in Zähren zu den bestallten Gewalten um Unterstützung."

Bis zu dieser Höhe der Rhetorik versteigt man sich im Congreß nicht gerade oft, aber jener Styl hat dort auch seines Gleichen; man bezeichnet ihn als „Puffer" (blower). Entsetzlich viel Zeit wird mit unnützen Dingen vergeudet, und eines der gelesensten neuyorker Blätter sagte neulich: „Wir hätten eine praktische Gesetzgebung nöthig und statt dessen haben wir in den Debatten eine öde Wüstenei. Uns thut Versöhnung und Großherzigkeit noth, und statt derselben haben wir ein zur Schau tragen von Despotismus und Rachgier, die unter allen Umständen einer gesetzgebenden Versammlung unwürdig sind."

Jedes Mitglied des Repräsentantenhauses bekommt jährlich 2000 Dollars und Reisegeld je nach der Meilenentfernung; es hat Postfreiheit für alle seine Briefe und die gedruckten Berichte, bekommt 25 Exemplare des „Globe" und noch 3 Tagesblätter. Senatoren können nicht wegen Schulden verhaftet werden.

Mage's und Quintins Reise vom Senegal nach Timbuktu.

Seit einem Jahre ist man in St. Louis am Senegal, wie in Europa, ohne alle Kunde von den beiden Reisenden. Unsere Leser erinnern sich, daß wir im Globus das Vordringen derselben bis nach Sego am obern Niger verfolgt haben; wir konnten aber nur vereinzelte Notizen geben, wie wir sie eben fanden. Jetzt bringt die „Revue maritime et coloniale", Februar 1866, eine übersichtliche Darstellung, welcher wir das Nachstehende entlehnen. Ueber Hadsch Omar und dessen Pläne haben wir verschiedene Male ausführlich gesprochen und brauchen also hier nur anzugeben, was zum Verständniß unbedingt nöthig ist.

Im Jahr 1854 wurde von Seiten der Franzosen der Plan entworfen, ihre Besitzungen südlich vom Senegal und bis an den obern Lauf des Stroms auszudehnen. Um dieselbe Zeit predigte ein Toucouleur (d. h. ein Mischling von Fulbe und Neger), der Hadsch Omar, den heiligen Krieg. Sein nächster Zweck war, diejenigen Länder der Schwarzen, welche sich noch nicht zum Mohammedanismus

bekehrt hatten, zu unterjochen, insbesondere Kaarta und Bambarra, selber ein Reich zu gründen und dem Vordringen der Weißen eine Schranke zu setzen. Schon 1855 waren die Agenten dieses Marabut im westlichen Senegal umhergezogen, um alle Mohammedaner in Aufregung zu bringen. Dann brach der Krieg aus, welcher bis 1860 dauerte. Hadsch Omar sah, daß er am Senegal den Franzosen keine Provinz aberobern könne, und wandte sich dann gegen Osten. Im Jahr 1862 war er auf einige Zeit Gebieter der Landschaften Kasso Bambuk, Kaarta, des Fulbereiches Masina, von Sego in Bambarra, und selbst Timbuktu fiel in seine Gewalt. So hatte er ein, allerdings ephemeres Reich am obern Senegal und obern Niger von etwa 20,000 Quadratmeilen Größe.

Den Franzosen am Senegal lag daran, die Lage der Dinge im innern Sudan näher kennen zu lernen, und man beschloß den Schiffslieutenant Mage dorthin zu senden. Derselbe hatte schon 1861/63 eine Reise zu den Duaîsch gemacht, einem berberischen Volk am rechten Ufer des obern Senegal. Eben damals kam der Lieutenant Alinn Sal, dessen Erlebnisse wir im Globus erzählt haben, von seiner Reise (Juli 1860 bis 1862) zurück; er war bis in die Nähe von Timbuktu gekommen.

Mage sollte sich mit Hadsch Omar in direkte Verbindung setzen, als Bevollmächtigter des Gouverneurs auftreten und dem mächtigen Marabut, eventuell dessen Nachfolger, Vorschläge zu einem Handelsvertrage machen. Er wurde mit Geldmitteln reichlich versehen, vollständig ausgerüstet, wählte sich selber zehn schwarze Landsoldaten und Matrosen (Laptots) aus und nahm ein tragbares Boot mit. Sein europäischer Begleiter war ein Arzt, Dr. Quintin.

Wir haben nun auch den Text seiner Instructionen vor uns. Mage sollte die Landstrecke, sagen wir die Linie, näher erforschen, durch welche die am weitesten landein gelegenen Handelsfaktoreien (die zugleich eine Art von Forts bilden), nämlich Bakel und Medine, mit dem obern Niger in Verbindung stehen, namentlich mit Bammaku, das schon an diesem Strome (dem Dschioli ba) liegt. Von dort sollte er nach Bangassi, der Hauptstadt von Fuladugu, gehen. Es ist die Absicht der französischen Regierung, zwischen Medine und Bammaku drei oder vier Handelsfaktoreien anzulegen; die erste in Bafulabe, wo der Bafing, d. h. der eigentliche obere Senegal den Bakhoy aufnimmt. Von dort aus will man den westlichen und centralen Sudan mit europäischen Waaren versehen. Es wurde dem Reisenden freigestellt, nach vollzogenem Auftrage gerades Weges nach St. Louis an der Senegalmündung zurückzugehen, oder den Niger abwärts nach Timbuktu vorzudringen und von dort entweder durch die Wüste nach Algerien oder stromab bis an die Mündung zu gehen und sich auf einem englischen Packetboot einzuschiffen.

Der Reisende hatte ein amtliches Schreiben an Hadsch Omar und blieb während der letzten Monate des Jahres 1863 am obern Senegal, um sich wieder etwas an das Klima zu gewöhnen und die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Ohnehin hätte er während der Regenzeit die Wanderung nicht antreten können. Im Oktober erhielt er eine Meldung vom Gouverneur Faidherbe, des Inhalts: Hadsch Omar sei durch den Scheich El Bakay aus Timbuktu verdrängt worden und laufe Gefahr, auch das von ihm eroberte Masina zu verlieren. Der Gouverneur erwähnte auch, daß er am 4. September 1863 mit einem Schwestersohne El Bakay's, dem Sidi Mohammed ben Sin el Abidin ben el Scheich Sidi Mochtar ein Uebereinkommen wegen gegenseitigen Schutzes abgeschlossen habe. Sidi Mochtar trat als Repräsentant des mächtigen Stammes der Kuntah auf (— dieser ist rein arabischen Blutes und hat sich von aller Vermischung mit Negern fern gehalten —); El Bakay's Familie ist, wie wir aus Heinrich Barths Berichten wissen, in diesem Stamme die angesehenste. Sie übernahm den Schutz der Europäer, welche in den Sudan kommen würden.

Am 24. November 1863 brachen Mage und Quintin von Medine auf, befanden sich am 30. an den Wasserfällen von Gouine und am 10. Dezember in Bafulabe, das schon in dem, Hadsch Omar unterworfenen Gebiete lag. Dort wurden sie von den Behörden sehr gut aufgenommen. Am 6. Januar 1864 hatten sie von Kundian, einem festen Platz am Bafing, 18 Lieues südlich von Bafulabe, einen Brief nach St. Louis geschrieben, wo inzwischen die Nachricht eingetroffen war, daß Hadsch Omar in Hamd Allahi, der Hauptstadt von Masina, belagert worden, und nachdem man ihn gefangen genommen, getödtet worden sei. Es ließ sich voraussehen, daß nun in dem rasch zusammen eroberten Reiche große Verwirrung nicht ausbleiben werde, aber man glaubte annehmen zu können, daß Hadsch Omars Nachfolger, von ihren Feinden hart bedrängt, einen französischen Bevollmächtigten gut aufnehmen würden, um die Zahl ihrer Gegner nicht noch zu vermehren.

Hadsch Omars Tod wurde von seinen Heerführern und Häuptlingen geheim gehalten, und das Volk glaubte noch nicht an sein Ableben.

Am Ende Aprils 1864 meldete der Commandant von Bakel nach St. Louis, daß dort zwei Toucouleurs aus Sego eingetroffen seien. Sie berichteten, Mage und Quintin seien am 28. Februar 1864 in dieser Stadt angelangt und von Ahmedu, einem Sohne Hadsch Omars, der König von Sego geworden ist, gut aufgenommen worden. Im Juni trafen Briefschaften von den Reisenden selbst ein, datirt Sego (oder Segu) 23. April 1864, und sie bestätigten die Angabe der beiden Toucouleurs. Mage schrieb, er habe den Weg über Bangassi in Fuladugu nicht nehmen können, weil es in dieser Provinz sehr unruhig hergehe; deshalb sei er gezwungen gewesen, nach Norden hin abzubiegen und über Diangunte zu gehen; von dort aus gelangte er am 22. Februar nach Nyamina am Niger und am 23. nach Sego. Dort versprach Ahmedu ihn demnächst nach Hamd Allahi (Hamdu Allah) abreisen zu lassen, „wo Hadsch Omar verweile". Man wußte aber in Sego allgemein, daß schon seit drei Vierteljahren, seit der Mitte 1863, die Verbindung mit Masina unterbrochen war. Schon gegen Ende des Jahres 1862 war ein Heer, welches Ahmedu seinem Vater zu Hilfe geschickt hatte, auf dem Wege dorthin völlig aufs Haupt geschlagen worden.

Im August 1864 ging Gouverneur Faidherbe selber nach Medine, konnte aber dort keine näheren Nachrichten über den Stand der Dinge in Sego erhalten. Er traf dort Häuptlinge aus Bambarra, welche früher Herren in Kaarta gewesen waren, mit den Uled Embarek-Mauren im Bunde standen und eben jetzt im Kriege mit solchen Häuptlingen waren, welche Hadsch Omars Partei ergriffen hatten. Jene Bambarrahäuptlinge waren den Franzosen freundlich, weil sie früher während ihres Kampfes gegen Hadsch Omar von denselben manche Begünstigungen erfahren hatten.

Am 28. Oktober 1864 trafen in Bakel zwei Leute aus dem Gefolge Mage's ein, Sidi und Bakary; der letztere war ein Vertrauensmann des Reisenden und brachte eine

Bockshaut, in welcher sich Briefe befanden. Falin, Commandant von Bakel, rieth ihm, diese Bockshaut sofort auf der Post zu deponiren; Bakary erklärte jedoch, er habe strengen Befehl von Mage, dieselbe dem General Faidherbe persönlich zu überreichen und nahm sie mit sich in das Haus, in welchem er Unterkommen gefunden. Am andern Morgen war sie verschwunden und hat auch nicht wieder aufgefunden werden können. Das ist ein empfindlicher Verlust, weil die Briefe ohne Zweifel umfassende Nachrichten über den Stand der Dinge am obern Niger enthielten.

Jene zwei Boten gingen dann nach St. Louis und statteten dem Gouverneur mündlichen Bericht ab. Mage, so erzählten sie, wäre sehr ungeduldig geworden und wolle Sego verlassen. Er habe dem Ahmadu erklärt, daß er wohl oder übel am andern Tage weiter reisen wolle und habe auch schon sein Gepäck in Bereitschaft. Der König aber ließ die Thore der Stadt schließen und erklärte: „Du bist vom Gouverneur beauftragt worden, meinen Vater zu sehen; jener würde auf Dich und auf mich böse werden, wenn Du fortgingst, ohne seinem Willen nachzukommen.“

Faidherbe schickte die beiden Leute zurück mit einem Brief an den König von Sego. Er schrieb demselben, daß er seine beiden Bevollmächtigten heimkehren lassen möge; man werde andere schicken, um den Vertrag abzuschließen. Mit dem Briefe gingen auch Geschenke ab, und Ahmedu erhielt auch das Versprechen, man wolle den Leuten des Königs, welche die Reisenden wohlbehalten auf französisches Gebiet brachten, eine lange Kanone geben; vermittelst derselben könne der König dann Sansanding (eine Stadt am Niger, unterhalb Sego, noch in Bambarra, aber unweit der Grenze von Masina) erobern. Ahmedu belagerte dasselbe seit längerer Zeit vergeblich. Die Boten nahmen auch allerlei Sachen für die Reisenden mit, namentlich Arzneien, denn Quintin hatte in Sego eine große Praxis.

Das waren die letzten direkten Nachrichten. Gegen Ende Dezembers 1864 ging André, Unterlieutenant bei den senegambischen Scharfschützen in Medine, nach Kuniakari in Kaarta und fand dort eine gute Aufnahme. Der Militärhäuptling der Provinz, Terno Musa, war eben aus Sego angekommen; dort habe er die beiden Weißen in bester Gesundheit verlassen. In Bezug auf Hadsch Omar wollte er glauben machen, derselbe sei nicht todt, sondern „an einem Orte, dessen Namen Keiner kenne“!

Am 25. Januar 1865 unternahmen Perraud, Lieutenant bei den Spahis, und der Marinewundarzt Beliard gleichfalls von Medine aus einen Ausflug nach Kaarta und kamen am 10. Februar nach dessen Hauptstadt Nioro. Dort befehligte im Namen Hadsch Omars der Häuptling Mustapha. Sie wurden gut aufgenommen, sahen sich aber unangenehm überrascht, als sie in Nioro die beiden Boten Sidi und Bakary antrafen. Diese konnten nicht weiter, weil die Straßen zwischen Nioro und Sego von den Bambarras und Uled Embarek verlegt waren. Nun wollten Perraud und Beliard selber nach Sego gehen, aber davon mochte Mustapha nichts hören, weil das rein unmöglich sei, wenn man nicht eine ganze Armee habe, und über eine solche verfüge er gegenwärtig nicht. Perraud mußte also unverrichteter Dinge nach Medine zurückgehen. (— Inzwischen melden Nachrichten vom Senegal, Januar 1866, daß jene beiden Boten bis in die Nähe von Sego gekommen seien. Dort habe ein Mann sie getroffen, welcher aus dem Innern her in Bakel angekommen war. —)

Seit März 1865 hat man in St. Louis am Senegal keine direkten Nachrichten mehr aus Sego. Im Oktober 1865 kamen übrigens Schwarze von dort, durch Fuladugu, nach den französischen Handelsposten; sie erzählten, Mage habe, allein und an einer Dysenterie leidend, Sego mit dem König Ahmadu verlassen; man wisse aber nicht, wohin er gegangen sei. Andere Schwarze haben ausgesagt, er sei in guter Gesundheit in der Nähe von Timbuktu gesehen worden. Gelangte er dorthin, so traf er den Scheich el Bakay nicht mehr am Leben. Wir wissen durch Gerhard Rohlfs, von Ghadames aus, daß der ehrwürdige Mann auf einer Expedition von Timbuktu nach Hamd Allahi gestorben ist, in demselben Jahre, in welchem auch sein Freund Heinrich Barth die Augen schloß.

Die Halbinsel Hela.

Von **Friedrich Deutler.**

Von der blauen Flut der Ostsee umrahmt hebt sich an der Nordküste Westpreußens eine fünf Meilen lange Landzunge empor, deren Form und Gestalt wohl wenigen Lesern dieses Blattes bekannt sein mag. Diese abgeschlossene Scholle deutscher Erde besitzt viele Eigenthümlichkeiten; fast könnte man sie einen eigenen Kulturbezirk nennen, welcher fast gar nicht mit der Außenwelt in Berührung tritt und seine primitive Form hinsichtlich der Sitten und Gebräuche beibehielt. Keulenförmig erstreckt sich diese Landzunge — Halbinsel Hela genannt — von Nordwest nach Südost und ist an ihrem Anheftepunkt kaum eine achtel, an ihrem Endpunkt eine halbe Meile breit. Der durch sie gebildete Meerbusen heißt Putziger Wyck.

Längs dem Ostseestrande zieht sich ein vom Festland ausgehender Dünengürtel daher, welcher, einen riesigen Meerdeich bildend, Schutz vor den furchtbaren Sturmfluten gewährt, welche häufig die Landzunge zu durchbrechen drohen und wirklich in früheren Jahren, als die Dünen noch nicht mit Elymus avenarius (Sandrohr, Sandhafer) und Arundo avenaria bepflanzt und befestigt waren, Durchbrüche verursachten, deren (20 bis 30 an der Zahl) Oeffnungen bereits aufwehender Treibsand zuschüttete.

Die Spitze Hela's flacht sich allmälig ab und endet mit einer in der Ostsee verschwindenden Sandbank, welche nur bei niedrigem Wasserstande sichtbar wird.

Nackt und öde, mit Juniperus und Kieferngestrüpp bewachsen, beginnt die Landzunge an ihrem Anheftepunkte mit der Dorfschaft Großendorf, die ihren Namen führt,

weil sie sich so sehr lang hinstreckt. Sie besteht, ebenso wie das nächste Dorf Kathen (Ceynowa), aus elenden, ärmlichen Fischerhütten.

Kußfeld, Putziger- und Danziger-Heisterneft — letzteres ein Kirchdorf und wegen seiner nicht vor zu langer Zeit experimentirten Hexenproben bekannt — folgen auf Ceynowa. Hinter Danziger-Heisterneft beginnt ein, sich bis ans Ende der Landzunge erstreckender Kiefernwald, der vor Hela, einer Stadt, der kleinsten Stadt im preußischen Staat, die Breite einer viertel Meile einnimmt.

Vor Hela stand früher Alt-Hela, ein nicht unbedeutender Ort, welchen eine furchtbare Sturmflut zerstörte. Einzelne Fischerhütten und die Trümmer und Schutthaufen einer zerfallenen Kirche bilden seine Ueberreste. Die Einwohner Alt-Hela's flohen nach der Spitze der Landzunge und erbauten hier auf einer höher gelegenen Stelle die neue Stadt Hela.

Diese zählt 300 Seelen; sie liegt, wie eben mitgetheilt, auf einem natürlichen Erddamm, nach dem Putziger Wyck, also nach dem Festlande gekehrt und besteht aus etwa 60 Häusern, welche in zwei Reihen stehen und nur eine Straße bilden. Sie sind winzig klein, mit Pfannen gedeckt und weiß übertüncht, besitzen einen Flur und zwei kleine Zimmer. Das Vorder- oder „Putzzimmer" liegt nach der Straße, das Arbeitszimmer nach der Hinterseite gekehrt. Im ersten paart sich Sauberkeit mit Aermlichkeit; im Arbeitszimmer, dem gewöhnlichen Aufenthalt der Familie, werden die Fischernetze ausgebessert, Stränge gedreht und überhaupt die häuslichen Geschäfte verrichtet.

Beim Eingange in diese „Stadt" fällt unser Blick auf die Kirche und das Pfarrhaus, vor welchem ein kleiner Garten sich befindet. Diese Kirche war früher eine Kapelle; die Hauptkirche stand in Alt-Hela, durch einen Anbau erhielt sie die jetzige Größe. Die Pfarrstelle gilt für eine Art von Exil; und in der That hat der Pfarrer kein beneidenswerthes Loos. An der Spitze der Stadtverfassung steht ein „Vogt", dessen Wille und Gebot viel gelten.

Von den Sitten und Gebräuchen dieser Stadt, welche mit der übrigen Welt kaum in Verbindung steht, ist eine Eigenthümlichkeit hervorzuheben, die sich auf die Hochzeiten und ihre Vorbereitungen bezieht.

Sonntag Nachmittags vor der Hochzeit besuchen die Brautleute den Herrn Pfarrer zum Kaffee, und nach ihm alle diejenigen, welche zum Feste eingeladen werden sollen, mit anderen Worten: die Brautleute selbst bitten sich ihre Gäste zusammen.

Hinter Hela liegt bis zum Wald eine Mulde, wo die Stadtbewohner ihre Gärten haben, in welchen sie Gemüse und Kartoffeln bauen. Zu den Hauptereignissen gehören Schiffsstrandungen zur Herbst- und Frühjahrszeit. Sobald ein Fahrzeug in Sicht ist, das auf den Strand zu laufen droht, eilt Jung und Alt an die Küste, um bestmöglichst Hilfe zu leisten. Dann wird aus einem dazu eigens construirten Geschütze eine Kugel, woran ein Strick befindlich, auf das Schiff geschossen. Gelingt dieses, dann wird der Strick befestigt und an demselben klettert das Schiffsvolk ans Land, oder setzt ein Boot in die See und benutzt den Strick wie bei einer Fähre als Leitseil, um an die Küste zu gelangen. — Die Helenser sehen eine Strandung nicht ungern, denn sie führt ihnen werthvolle Sachen zu: Talg, Holz, Seife, Spiritus und viele andere Gegenstände, die sich nützlich verwenden lassen.

Eine viertel Meile hinter Hela steht von dunklem Waldesgrün umgeben der Leuchtthurm. Allnächtlich strahlt sein Feuer hinaus auf das Meer, um den Schiffen den Weg in den Danziger Hafen, Neufahrwasser, zu weisen. Früher befand sich das Leuchtfeuer auf dem helaer Kirchthurm, und jene Kirche hat sich durch die daraus fließenden Einkünfte ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben.

Während die Stadt Hela protestantisch und „deutsch" ist, beginnt mit Heisterneft das polnisch slavische Element hervorzutreten, welches den Katholicismus repräsentirt. Dort herrscht Sauberkeit und Reinlichkeit, hier Völlerei, Trunksucht und Schmutz. Unter diesen beiden Nationalitäten ist kein Verkehr, kein Umgang — die Leute kennen sich nicht.

Sämmtliche Bewohner der Landzunge leben von Fischerei. Der Fang auf Lachs, Dorsch, Stöhr und Flunder ist bedeutend; von ihm hängt die ganze Existenz der Helenser ab.

Die Trachten dieser Landzungenbewohner haben längst ihren ursprünglichen Typus eingebüßt und beschränken sich jetzt auf Folgendes: Mädchen tragen ihr freies Haar, Frauen eine weiße Strickmütze, und alte Frauen wickeln um diese weiße Mütze ein schwarzseidenes Tuch, welches auf den Scheitelbeinen zugeknotet wird. Die Männer kleiden sich in Schiffertracht und in weite Leinwandhosen; die Kopfbekleidung besteht aus dem bekannten Südwester.

Aus allen Erdtheilen.

Nähere Nachrichten über den Ausgang der Expedition von der Deckens.

Allmälig laufen Berichte ein, welche nähere Mittheilungen über das tragische Ende unsres muthigen Landsmannes bringen. Ueber den Ausgang der Expedition selbst ist kein Zweifel mehr; über manche einzelne Umstände lauten die Angaben nicht immer zutreffend; das erklärt sich aber aus der geringern Intelligenz der schwarzen Begleiter des Barons. Beim hamburger Senat ist der Bericht des Consulatsverwesers in Sansibar, Herrn Theodor Schultz, eingetroffen und veröffentlicht worden. Der Inhalt ist folgender:

„Im Verfolg meines Schreibens vom 30. Oktober habe ich mit Bedauern die traurige Nachricht von dem Tode des Barons Karl Klaus von der Decken und der Auflösung der ostafrikanischen Expedition zu melden. Herr von Schickh ist inzwischen vom Norden zurückgekehrt, und auch der englische Kriegsdampfer „Vigilant", Commandeur Latham, welcher sofort nach Ankunft zur möglichen Rettung des Barons und des ihn begleitenden Dr. Linck nach Brava geeilt war, hat auf hier zurückkommen müssen, ohne Weiteres zu erreichen als die Constatirung ihres Schicksals.

„Von den Eingebornen, welche die Expedition theils als Diener, theils für den Schiffsdienst an Bord des „Welf" enga-

girt, begleiteten, sind inzwischen 12 hier eingetroffen. Ich habe ihre Aussagen zu Protokoll genommen, sobald sie den Fuß in Sansibar ans Land setzten, um zu verhindern, daß ihr Zeugniß durch andere Personen beeinflußt würde. Inwieweit denselben Glauben zu schenken ist, zeigen die Widersprüche, welche sich in den Aussagen wiederholen. Alle sind Neger, die keinen Unterschied zwischen Wahrheit und Unwahrheit zu machen wissen, und die nur zu leicht das, was sie selbst gesehen, mit dem Gehörten verwechseln.

„Auf den Wunsch des Herrn von Schickh wandte ich mich an Se. Hoh. den Sultan, um durch diesen ein weiteres Verhör veranstalten zu lassen und die durch Widersprüche sich selbst verdächtig Machenden zu bestrafen. Dieses Verhör ist noch nicht beendet, und ich werde nicht verfehlen, das Resultat mitzutheilen. Said-Madschid hat sofort die nöthigen Schritte gethan, um das Eigenthum der Expedition, welches innerhalb seiner Besitzungen am Festland zum Vorschein kommen möchte, auf hier zu bringen, und um die Papiere, namentlich das Tagebuch, welches der Baron von der Decken bei sich führte, zu retten. Hoffentlich wird es den Bemühungen Sr. Hoh. gelingen, des Somalen Abdio-Bu-Abdenor habhaft zu werden, um auszufinden, ob sich derselbe des Verraths am Baron und seinen Begleitern schuldig gemacht hat, oder durch Furcht vor den Berdera-Leuten zurückgehalten und nicht im Stande gewesen, dieselben zu retten. Herr von Schickh und die überlebenden Mitglieder der Expedition werden mit nächster Gelegenheit nach dort (Europa) zurückkehren.

„Die erste Zeugenaussage vom 23. November 1865 ist die des Mabrok vom Stamme Mian, welcher bereits die Speke'sche Expedition nach dem Nil begleitet hatte und vom Baron von der Decken für seine Expedition mit 3 Thlr. per Monat engagirt worden war. Die Aussage lautet: „Als der Baron das Lager und den Dampfer am Jubafluß verließ, nahm er mich mit zum Rudern, sowie Soliman, Mbaruko und Ahmed. Außer dem Baron gingen ins Boot der Arzt (Dr. Linck), der Somali Abdio, Baraka, ein freier Mann und Kero, der Sklave eines Somali (Auwes). Wir gingen früh Morgens fort, des Tags erinnere ich mich nicht, und kamen Mittags in Berdera an. Alles ging ans Land. Mbaruko blieb beim Boot, bis Abdio ihn abrief. Darauf wurde das Boot nach dem gegenüberliegenden Ufer geschafft. Der Baron sandte mich aus, um das Boot zu suchen, doch fand ich es nicht. Unterwegs machte eine Frau mir Zeichen, daß man uns den Hals abschneiden wolle. Ich warnte den Baron, doch sagte mir dieser, ich solle nicht bange sein. Auch die folgenden Tage gingen wir ungehindert in Berdera spazieren. Wir konnten nicht verstehen, was die Somali mit einander sprachen. Mbaruku und Ahmed waren im Haus, wo der Baron übernachtete, um auf die Thür zu passen, als der Baron von Abdio abgerufen wurde, um Schauri (Unterredung) zu halten. Abdio überredete Baraka und Ahmed ebenfalls fortzugehen, da Niemand etwas stehlen würde. Als auch diese fortgingen, wurden die Gewehre aus dem Hause geholt. Als der Baron zurückkam, erkundigte er sich, wo die Gewehre geblieben. Wir erklärten ihm, daß Abdio an Allem schuld sei. Der Baron forderte seine Gewehre zurück, doch hielt man ihn mit Versprechungen hin. Mittags trafen Hamis, Paul Meyer (ein freier Neger), Mbaruk Charles, Juma mit Hamadi in Berdera ein und erzählten von dem Gefecht beim Dampfer im Jubafluß, und daß zwei Europäer getödtet seien. Der Baron bat aufs neue um seine Gewehre. Die Somali willigten scheinbar ein, die Gewehre wieder zu bringen. Die Gewehre wurden geholt, aber im Augenblick, als der Baron sich bückte, um sein Gewehr aufzunehmen, stürzten Somali auf ihn zu und banden ihm die Hände auf den Rücken. Der Doctor wurde nicht gebunden, aber festgehalten. Mich und die anderen Begleiter des Barons überwältigte man ebenfalls. Abdio lief fort, als man den Baron festband. Man hielt uns in der Hütte, doch konnte ich sehen, daß man den Baron und den Arzt nach dem Fluß führte und dort erstach. Den Baron stach man zweimal in die Brust, den Arzt einmal. Beide starben sofort. Ich sah, wie man die Leichname in den Fluß warf, und daß der Strom sie forttrieb. Abdio war nicht dabei, als dieses geschah. Die Mörder waren Somali, aber keine Chefs von Berdera. Das Geld und Alles, was der Baron bei sich führte, wurde ihm weggenommen, nachdem er erstochen war. Nur ein Hemd ließ man dem Leichnam. Man wollte uns als Sklaven behalten, doch bestimmte der Chef, dessen Namens ich mich nicht erinnere, man solle sich mit den Sachen der Europäer begnügen und uns die Freiheit geben; Abdio bekam einen Theil von dem Geld, welches vertheilt wurde. Mit Abdio, drei Somalis und dem Seliman, Hamis, Juma, Ahmed, Hamadi, Baraka, Salemini, Baruko, Mbaruk Charles und Meyer ging ich nach Brava. Später trafen auch Sering und Feretji dort ein. Ich blieb ungefähr zehn Tage in Brava bei Abdio und mußte Arbeiten wie ein Sklave verrichten. Mbaruk Charles und Paul Meyer nahm Abdio ebenfalls zu sich. Ich fand einen Nakoda (Capitän), der mich aus Gutmüthigkeit mit an Bord nahm und nach Lamo brachte. Dort fand ich Capitän von Schickh, wir liefen Mombas an und kamen heute so eben hier an."

„Die zweite Zeugenaussage ist die des freien Negers Paul Meyer; derselbe bestätigte zunächst die heimliche Wegnahme der Gewehre und sagte dann ferner aus: „Der Baron forderte seine Gewehre wieder. Die Somali brachten dieselben und stellten sie gegen die Wand. Der Baron lag auf der Kitanda (Bett), als die Somali ihn ergriffen und die Hände auf den Rücken banden. Der Doctor war nicht dabei (vgl. oben). Wir Anderen waren beim Haus, konnten aber keine Hilfe bringen, da zu viele Somali anwesend waren. Man brachte den Baron nach dem Flußufer und erstach ihn. Ich sah später seine blutigen Beinkleider und den Speer, womit man ihn erstochen. Ich hörte, daß man ihm den Finger abschnitt, um seinen Ring zu bekommen, auch nahm man die silberne Pfeife und Kette fort." Zwei Tage später ist dann Dr. Linck ermordet worden; Zeuge hat zwar nicht gesehen, wie sie ihn todtstachen, hat aber seinen Leichnam durch die Straßen tragen gesehen und gehört, daß er in den Fluß geworfen worden sei."

Das Cameronesgebirge in Westafrika ist bekanntlich vor vier Jahren von Richard Burton erstiegen und in einem sehr lehrreichen Werke ausführlich beschrieben worden. Dadurch hat sich Professor Milne veranlaßt gefunden, dieses äquatoriale westafrikanische Gebirge nun auch in Bezug auf die botanischen Verhältnisse genau zu erforschen. Er hat im Januar seine Expedition begonnen, und dieselbe wird ohne Zweifel der Wissenschaft reiche Früchte eintragen.

Die angeblichen Quellen des Oxus. Vor längerer Zeit veröffentlichte der sehr verdienstvolle Reisende Weninkoff die Denkschrift eines Ungenannten „über das Hochplateau von Pamir und die Quellen des Oxus in Centralasien". Rawlinson hat nun dieselbe einer genauen Prüfung unterworfen und am 26. März in der londoner geographischen Gesellschaft die Ergebnisse mitgetheilt. Man glaubte in Rußland, daß die Angaben des Ungenannten richtig und zuverlässig seien; die amtlichen russischen Karten und dann auch Kiepert in Berlin und Stanford in London benützten dieselben. Nun hat sich aber herausgestellt, daß jene Angaben erfunden sind und gar keine Glaubwürdigkeit verdienen. Anonymus schildert einen thätigen Vulkan, der nördlich von Srinaggar liege; nun ist aber jene Gegend von den Engländern genau durchforscht worden und von einem feuerspeienden Berge auch keine Spur vorhanden. Der Ungenannte will die Reise zwischen Srinaggar und dem Indus, 120 Miles, in 2 Tagen, und jene vom Indus bis Kaschgar in 25 Tagen gemacht haben. Das ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Er will mit einem englischen Offizier, Hervey, zusammengetroffen sein, und ein solcher fehlt in der Liste der ostindischen Compagnie. In Kaschgar will er Armenier gefunden haben, und man weiß, daß dergleichen dort nicht vorhanden sind. Er gibt für manche Punkte Längen- und Breitenangaben ohne jeden weiteren Nachweis über seine Instrumente ꝛc. Er erwähnt nicht des Grunzochsen (Yak) und eben so wenig der wilden Ziegen, will aber wilde Kaninchen von schwarzer Farbe gesehen haben, die überhaupt nicht existiren; endlich will er durch die schwierigsten Gebirgsgegenden auf Kameelen gereist sein. Das Ganze stellt sich als ein Humbug heraus.

Das böse Klima in Hongkong. Diese Insel hat allerdings eine sehr vortheilhafte Handelslage und die Engländer legen Werth auf sie, weil sie von ihr aus einen nicht geringen Theil der südchinesischen Küste auch militärisch controliren können. Aber das Klima ist ungesund und hat namentlich viele Soldaten hinweggerafft. Es kann allerdings auffallend erscheinen, daß die „praktischen" Engländer in den Colonien nicht selten frevelhaft widersinnig in Bezug auf Leben und Gesundheit ihrer Soldaten verfahren. Wir wollen nur an den Krieg in Aschanti an der afrikanischen Westküste erinnern, über den wir seiner Zeit ausführlich gesprochen haben. Den Truppen in Hongkong gegenüber benimmt sich die londoner Regierung eben so strafbar. Dort standen zu Anfang 1861 in der Garnison

1204 europäische Soldaten, welche schwer von Krankheit heimgesucht wurden. Die Stabsoffiziere und Aerzte machten schon im vorigen Jahre dringende Vorstellungen und baten um Erlaubniß, die Leute in ordentlichen Kasernen unterbringen zu dürfen, sie den mörderischen Einflüssen der Malaria zu entziehen und den schweren Dienst in solchen Umgebungen durch asiatische Truppen verrichten zu lassen, welche an das Klima besser gewöhnt seien. In London blieb man taub, man schickte ein Bataillon aus dem gesunden Caplande nach Hongkong, wo es im Mai, also in der ungesundesten Jahreszeit eintraf, und ohne daß die dringend anempfohlenen Vorkehrungen getroffen worden wären. Die Zahl der Ankömmlinge betrug 2079 Köpfe, und sie mußten sofort angestrengten Dienst verrichten. Die Cholera war da, die Leute mußten in ungesunden Räumen schlafen, und nach einigen Monaten waren 4 Offiziere gestorben und 5 invalide geworden; von den Soldaten 95 todt und 202 invalide; von den Frauen 9 todt und 39 invalide; dazu starben 88 Kinder und 38 waren invalid. In Summa: je der vierte Mensch war gestorben oder schwer krank.

Dampfschifffahrt im Stillen Ocean. Die Panama, New Zealand and Australian Royal Mail Company wird in der Mitte des Jahres 1866 ihre Fahrten beginnen; dieselben stehen mit den Royal Westindia Mail Dampfern in Verbindung; einer dieser letzteren geht am 2. Juni von Southampton ab und bringt die Passagiere nach Aspinwall. Von dort werden sie über die Isthmusbahn nach Panama befördert und besteigen hier den pacifischen Dampfer. Die Fahrkosten von Southampton nach Australien betragen 105 Pfd. St. für erste und 65 Pfd. St. für zweite Kajüte.

Australische Notizen. — Die Entdeckung edler Metalle nimmt ihren Fortgang. Man hat nun auch in Tasmanien (Vandiemensland) Gold gefunden. Ein Herr Cox fand dasselbe im Oktober 1864 am Piper River in den sogenannten Dan-Ranges, und bald nachher ein zweites goldhaltiges Quarzriff im Bette des Piper selbst. — In einem Alluvialschachte bei Woods Point, Victoria, ist ein Goldklumpen von 60 Unzen Schwere zu Tage gefördert worden. Im Rapid-Bay-Distrikte, Südaustralien, hat man Silber- und Bleiadern entdeckt.

Der Victoriastrom im australischen Nordterritorium (das einen Zubehör Südaustraliens bildet) sollte, den Angaben der Entdecker und mancher Hirten zufolge, sehr bequem für die Schifffahrt sein. Jetzt ist er näher untersucht worden und es stellt sich heraus, daß er für größere Fahrzeuge praktikabel erst dann sein werde, wenn man auf Stromarbeiten etwa 100,000 Pfd. Sterl. verwandt habe. Am obern Adelaideflusz will man gutes Land mit fließendem Wasser gefunden haben. Die Küstenstrecke vom Carpentariabusen bis zum Victoriaflusse ist jetzt näher untersucht worden.

Einnahmen der Colonien in Australien 1865. Der materielle Fortschritt im „fünften Welttheile" läßt Nichts zu wünschen übrig. Die Einnahmen von Victoria betrugen 2,933,192 Pfd. Sterl.; jene von Südaustralien 1,089,247, was eine Mehreinnahme von 313,410 Pfd. Sterl. über das Vorjahr ergab. Diese Colonie exportirte für 2,754,657 Pfd. Sterl., was auf den Kopf nicht weniger als 17 Pfd. 11 Schill. und 7 Pence ausmacht; die in der Colonie zum Verbrauch gelangten Einfuhrwaaren stellten sich auf 2,252,407 Pfd. Sterl., also einen außerordentlich hohen Betrag, wenn man in Anschlag bringt, daß die Gesammtbevölkerung nur 156,704 Seelen betrug. Im Laufe des Jahres war sie um 9363 Köpfe gestiegen. — In Queensland betrugen die Einnahmen 631,432 Pfd. Sterl. gegen 502,456 Pfd. Sterl. im Jahre 1864. — In Neusüdwales stellten sich die Ausgaben auf 1,738,693 Pfd. Sterl. und sie wurden völlig durch die Einnahmen gedeckt.

Ein Kängeruh als Treibkraft. Einem Gärtner bei Portland in der Colonie Victoria ist es gelungen, ein Kängeruh, das er wild eingefangen, derart abzurichten, daß es ein Mühlrad mit einer halben Pferdekraft treibt. Er hat in sinnreicher Weise eine eigene Art von Tretmühle ersonnen, in welcher das fleißige Thier sich seinen Schweif nicht beschädigen kann. Dasselbe erspart ihm mehre Arbeiter, denn es treibt einen Mühlstein, schneidet Rüben und Stroh, und setzt auch eine Waschmaschine in Bewegung, — Alles zu gleicher Zeit. Außerdem arbeitet es dann und wann an einem Brunnen und bewässert den Garten.

Der Versuch, Lachse und Forellen in Neusüdwales einzubürgern, kann jetzt, Nachrichten aus Melbourne vom Januar zufolge, als gelungen betrachtet werden.

Notizen aus Brasilien. — Im Hafen Rio Grande sind 1865 eingelaufen 284 Fahrzeuge aus fremden Ländern; ihre Tragfähigkeit betrug 51,043 Tonnen; auf die Küstenschifffahrt kommen gleichfalls 284 Schiffe mit 63,282 Tonnen; zusammen 568 Schiffe mit 114,325 Tonnen. Ausgelaufen sind nach überseeischen Häfen 274 Schiffe mit 56,293 Tonnen; nach anderen brasilianischen Häfen 289 Schiffe mit 66,250 Tonnen; im Ganzen 563 Schiffe mit 122,543 Tonnen. — Die deutsche Schifffahrt war bei den eingelaufenen Schiffen mit 48 Fahrzeugen betheiligt; davon waren Oesterreicher 4, Hamburger 3, Hannoveraner 29, Oldenburger 2, Preußen 10. — Unter den Ausfuhren befanden sich 1,840,071 Arroben Xarque (getrocknetes Rindfleisch). Man will in der schönen Provinz Rio Grande do Sul, die so reich an Hornvieh ist, die Fabrikation von Liebigs Fleischextract betreiben, und die erste Anstalt wird wohl nach dem Muster jener von Fray Bentos in Uruguay, in oder bei der Stadt Pelotas in Betrieb gesetzt werden.

Die Erforschung des Flußsystems in der Provinz Minas durch zwei Nordamerikaner, welche zur Expedition des Professors Agassiz gehören, hat sehr gute Resultate gehabt. Sie wandten ihre Aufmerksamkeit den Flüssen zu, welche die Serra do mar durchschneiden, und insbesondere dem sehr wichtigen Rio Doce, und der ganzen Küstenregion von 50 Leguas Länge, von der Mündung des Flusses bis zu jener des Rio Pardo. Den Mittelpunkt dieser Gegend bildet der Hafen von Caravellas, der in einer weit ins Land schneidenden Bay liegt und Schiffe von 10 Fuß Tiefgang aufnehmen kann. Diesem Binnenhafen schließt sich als Außenhafen der Abrolhos-Kanal an; jener erstere steht durch eine fahrbare, tiefe Wasserstraße mit dem Golfe von Viçosa in Verbindung, und derselbe wird schon seit längerer Zeit von Postdampfern befahren. Von Viçosa fahren dieselben 14 Leguas den Peruipe hinauf und holen den Kaffee der Colonie Leopoldina, der nach Rio und nach Bahia exportirt wird. — Ein Nebenfluß des Peruipe, der Paulo Alto, steht in Verbindung mit dem Mucurysinho und mithin mit dem Mucury und kann der Dampfschifffahrt zugänglich gemacht werden. Andererseits kann der Mucury durch Vermittlung des Flüßchens Rendeira mit dem Itaunas verbunden werden, der sich in der Nähe von San Matheus in den Ocean ergießt und 5 Leguas weit für große Schiffe zugänglich ist (bis zum Arraial de Itaunas). Itaunas steht mit San Matheus durch einen vor einiger Zeit eröffneten Kanal in Verbindung. Sobald man erst auf dem Flusse San Matheus ist, kann man von dort den Rio Preto hinaufschiffen, der ein südlicher Nebenfluß desselben ist, wie er, entspringend in der Lagoa Secca, sich in den San Matheus ergießt. Dieser See „Lago Secca" kann durch Verbesserung eines bereits vorhandenen Kanals in direkte Verbindung mit dem Rio Doce gesetzt werden. —

Hieraus geht hervor, daß jene Gegenden eines der wichtigsten hydrographischen Systeme der Küste aufweisen, denn mit Hülfe einiger leicht zu eröffnenden Kanäle kann der Rio Doce von Escadinhas abwärts bis zu seiner Mündung und zum Rio Preto in seiner ganzen Ausdehnung bis zur Mündung in den San Matheus beschifft werden; der San Matheus von den Stromschnellen ab bis zum Itaunas; sodann der Itaunas bis zum Mucury (vermittelst des Rendeira); hiernach der Mucury von Santa Clara vermittelst des Mucurysinho bis zum Peruipe; und endlich der Peruipe von der Colonie Leopoldina von Viçoza an bis Caravellas, wo der Dienst heute bereits von Dampfern besorgt wird. Im Norden von Caravellas ist es ebenfalls leicht, den Rio Caravellas mit dem Rio Alcobaça in der Provinz Bahia durch einen Kanal zu verbinden.

Die Untersuchung dieser an Wasserstraßen so äußerst reichen Gegend durch die amerikanischen Reisenden wird jedenfalls die Aufmerksamkeit der Regierung und der nordamerikanischen Einwanderung auf dieselbe lenken, und bald werden dort Flußdampfer sich kreuzen und den Verkehr heben, was für die Deutschen von Leopoldina und von Mucury von großer Wichtigkeit sein wird.

In den deutschen Colonien von San Leopoldo, Provinz Rio Grande do Sul, befindet sich das Schulwesen im besten Gedeihen. Sie zählen jetzt, allein im Municipium San Leopoldo, 15,855 Seelen; binnen 10 Jahren hat die Be-

völkerung um 40 Procent zugenommen, und doch sind viele Hunderte, wie aus einem Bienenstocke, nach anderen Colonien hingezogen. Im Jahr 1854 zählte man auf 11,344 Seelen 816 Schüler; 1865 aber 1958. Die Colonien von San Leopoldo haben jetzt 56 Schulen mit 49 Lehrern und einer Anzahl von Lehrerinnen. Man fühlt jetzt das Bedürfniß, eine höhere Lehranstalt für Knaben und auch eine solche für Mädchen zu gründen. — Von den obigen 15,855 sind 6795 Katholiken und 9060 Evangelische.

Der Signalcodex für die Schifffahrt aller Nationen. Am 25. Juni 1864 wurde von Seiten Englands und Frankreichs eine Commission zur Abfassung eines solchen niedergesetzt. Ihre Arbeit ist vollendet, und der Signalcodex soll im Laufe des Jahres 1866 allgemein werden. Vermöge der geringen Zahl von nur 18 Flaggen hat man mehr als 78,000 Combinationen zusammengestellt und man glaubt nun mit Zuversicht, daß eine allgemeine Seezeichen-Sprache gewonnen worden sei. Wir wollen beiläufig bemerken, daß der erste praktische Entwurf zu einer solchen von einem Deutschen, Rhode, herrührt.

Die Rettungsanstalten für Schiffbrüchige. Für dieselben zeigt sich jetzt auch in Deutschland eine große Theilnahme, und wir haben bereits eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Rettungsstationen an der Nord- und Ostsee. Im Laufe des Jahres 1866 werden sie noch beträchtlich vermehrt werden. Die britische Royal national Lifeboat Institution hat so eben einen Bericht über ihre Wirksamkeit veröffentlicht, aus dem wir Einiges herausheben. Sie besitzt an den verschiedenen Küsten der britischen Inseln 162 Rettungsboote, für deren Bemannung sich etwa 20,000 Freiwillige haben einschreiben lassen. Früher gingen im Jahr etwa 1000 Menschenleben an jenen Küsten durch Schiffbruch verloren, jetzt höchstens 500. Im Jahr 1865 sind 37 neue Rettungsboote gebaut und manche zweckmäßige Anstalten getroffen worden, um dieselben rasch nach den Punkten zu schaffen, an denen Hilfe nöthig ist. Vermittelst jener 162 Boote sind im Jahr 1865 nicht weniger als 532 Menschen und 20 Schiffe gerettet worden. Die Institution verausgabte 4986 Pfd. An den britischen Küsten fanden 1865 nicht weniger als 1738 Schiffbrüche statt, und dabei verloren 472 Menschen das Leben. Sie besteht seit nun 42 Jahren und hat in dieser Zeit 14,980 Menschen gerettet und 136,881 Pfd. Sterl. verausgabt. Im vorigen Jahre haben nur 6 Rettungsleute ihr Leben verloren. Im Ganzen hat sie 82 goldene und 739 silberne Medaillen vertheilt und 22,140 Pfd. St. verausgabt. Sie hatte im vorigen Jahre eine Einnahme von 28,932 Pfd. Sterl.

Zur Statistik des Königreichs Italien. Die Regierung desselben gibt sich große Mühe, über die statistischen Verhältnisse des Landes ins Klare zu kommen. Die Bildung dieses neuen Staates fällt bekanntlich in das Jahr 1860; die erste Volkszählung wurde am 31. Dezember 1861 vorgenommen und ergab 21,704,000 Seelen; man schätzte sie für den 1. Januar 1866 auf etwa 22,300,000 Seelen. Die Italiener sind bekanntlich in überwiegender Menge mit Ackerbau beschäftigt; die Zahl der eigentlich großen Städte ist nicht beträchtlich. Florenz hatte 114,000, Neapel 417,000, Turin 180,000, Mailand 219,000, Palermo 186,000 Einwohner. Man gibt sich in Italien große Mühe, so viel als möglich vom levantinischen Handel nach den Häfen des Adriatischen Meeres zu ziehen und hofft nach Vollendung der Eisenbahnen durch den Mont Cenis und über den St. Gotthard auch auf sehr lebhaften Verkehr mit dem Norden. Sodann erwartet man viel vom Suezkanal. Haupterzeugnisse sind Oel, Wein, Seide, Reis, Südfrüchte; und auch die Baumwolle gedeiht im Süden. Die Mineralschätze sind bisher sehr mangelhaft ausgebeutet worden, und große Strecken Landes wären durch Bewässerung, andere durch Entwässerung nutzbar zu machen. Die Schattenseite des neuen Staates wird durch die Finanzen gebildet. Die Steuern sind gegen früher mindestens verdreifacht. Das stehende Heer bildet auch dort einen fressenden Krebs. Das Deficit beträgt seit Jahren monatlich 25 Millionen Lire (Francs), in jedem Jahr über 330,000,000! Die Staatsschuld ist auf die für einen solchen Staat schon ganz ungeheure Summe von 1240 Millionen deutschen Thalern angeschwollen und wächst jährlich um 70 Millionen! Dieses finanzielle Chaos könnte nur einigermaßen gelichtet werden, wenn gleichzeitig zwei Maßregeln energisch durchgeführt würden: Verminderung der Armee um die Hälfte und Verdoppelung der ohnehin schon ungemein drückenden Steuern.

Die Ausfuhren Großbritanniens im Jahre 1865. Wir wollen nicht unterlassen, auch für 1865 einige Angaben über die Ausfuhren Großbritanniens zu machen.

Der Werth derselben betrug 1864 schon 160,449,053 Pfd. Sterl. und hat sich 1865 gesteigert auf die ungeheure Summe von 165,862,402 Pfd. Sterl., also auf weit über 1000,000,000 deutsche Thaler. Davon gingen in die britischen Besitzungen und Colonien nur 29 Procent; das Uebrige vertheilt sich auf andere Länder.

Deutschland ist für Großbritannien einer der besten Kunden und steht nur hinter Indien (18,254,570 Pfd. Sterl.) und den Vereinigten Staaten von Nordamerika (21,235,790) zurück; es erhielt nämlich aus England für 17,878,213 Pfd. Sterl. und Frankreich nur für 9,034,883. Die Exporte nach diesem Lande sind also nur etwa halb so beträchtlich wie jene, welche wir von den Engländern erhalten. Es kamen nach den Hansestädten 15,091,373 Pfd. Sterl., Preußen 2,102,714, Hannover 399,933, Schleswig-Holstein 147,313, Mecklenburg 76,993 und Oldenburg 59,887 Pfd. Sterl. Dazu sind aber noch die Exporte zu rechnen, welche aus England über Belgien und Holland zu uns kommen, und außerdem der österreichische Kaiserstaat, welcher direkt, auf dem Seewege, für 877,325 empfing.

Unter den eigentlichen Colonien (denn Indien ist keine solche, sondern nur eine Besitzung) steht Australien in vorderster Reihe mit 13,352,357 Pfd. Sterl.; das britische Nordamerika bezog für 4,705,079; Westindien für nur 1,945,466, weil die Neger nur eine sehr geringe Kaufkraft haben. Hongkong nahm für 1,561,851; die Capcolonie für 1,454,540; Singapore für 1,442,450 Pfd. Sterl.

Nach der rasch aufblühenden Argentinischen Republik gingen für 1,951,048 Pfd. Sterl., nach Brasilien für 5,668,089; dieses Land ist also für die britischen Exporte eben so wichtig wie China, mit 3,609,301, wenn man die Exporte nach Hongkong mit einrechnet. Mit Japan hat sich der Verkehr ungemein gesteigert; 1864 bezog dasselbe für nur 627,383 und 1865 schon für 1,529,195 Pfd. Sterl. Ganz Italien tritt in der Exportliste mit nur 5,376,836 auf; fällt also nicht so schwer ins Gewicht wie Aegypten mit 5,985,087. Rußland steht weit zurück, 2,921,496; auch Spanien hat nur 2,427,861 Pfd. Sterl. aufzuweisen; das viel kleinere Portugal beziffert sich mit fast eben so viel, 2,216,900, steht aber hinter Neu-Granada, 2,372,497 Pfd. Sterl., zurück.

(Aus dem Cityartikel der „Times" v. 22. März 1866.)

Weineinfuhr in Großbritannien. Dieselbe stellte sich 1865 auf 14,269,750 Gallonen; 1864 auf 15,451,594; 1863 auf 14,185,195; 1857 nur erst 9,481,880 Gallonen. — Alte Weine werden in England mit außerordentlich hohen Preisen bezahlt. Zu Mitte des März war in London eine Versteigerung, bei welcher für das Dutzend Flaschen Domecqs Sherry 162 bis 194 Schilling bezahlt wurde; für Portwein von 1827 11 Pfund 15 Schillinge; für Cognac von 1811 für das Liter 28 Schillinge.

Besteuerung des Weins in Paris. Das Hektoliter Wein muß beim Eingang in die Stadt Paris 20 Francs 35 Centimes Abgabe zahlen. Davon bekommt der Staat 8 Frcs. 80 Cent. und die Stadt (von wegen der „Verschönerung") bezieht 11 Frcs. 55 Cent.; also zahlt der Consument mehr Abgaben als der Kaufpreis beträgt! Im Jahre 1863 ergaben diese pariser Weinzölle eine Summe von 38 Millionen für den Staat; 1847 nur 11,800,000 Frcs. Im Ganzen betrug die Einnahme dafür 1847 erst 25 Millionen und 1865 schon 87 Millionen, also die Kleinigkeit von 50 Millionen Francs Zollabgabe vom Weine mehr als damals. Das Kaiserreich ist theuer.

Auf welche Weise nimmt ein Volk die Sprache eines andern Volkes an?

Dieser Gegenstand kam in der anthropologischen Gesellschaft in Paris zur Erörterung. Es war von der Abstammung der Kelten die Rede, und Girard de Rialle behauptete, die alten Ureinwohner aus dem Steinzeitalter seien von den eingewanderten Völkern arischer Abstammung fast ganz ausgerottet wor-

den. Die Hypothese, daß die Ureingebornen nicht verschwunden seien, sondern von den gaëlo-kimrischen Ariern Civilisation und Sprache angenommen hätten, sei unstatthaft. Nie habe ein Volk, das nur irgend zahlreich und mächtig gewesen, auf solche Art seine Sprache gewechselt; diese sei auf das allerinnigste mit dem Wesen desselben verbunden.

Dagegen bemerkte Broca: Diese Bemerkungen könnten sich hören lassen, wenn nachgewiesen wäre, daß die neue Sprache plötzlich und mit einem Schlage an die Stelle der alten getreten wäre. Ein Reisender, der nach 10 Jahren wieder in ein Land käme und dort eine ganz andere Sprache fände, wäre allerdings zu dem Schlusse berechtigt, daß das eroberte Volk ausgerottet worden sei oder sich durch Flucht seinen Drängern entzogen habe. Aber solch einen Verlauf haben die Dinge in Westeuropa nicht genommen, als die Völker kamen, welche die indoeuropäischen Sprachen brachten. Es kommt allerdings nicht selten vor, daß die Sprachen eroberter Völker verschwinden, aber das geschieht nur allmälig. Mit jeder neuen Generation vermindert sich die Zahl derer, welche sich noch der alten Sprache bedienen, und diese erlischt erst nach manchen Generationen oder Jahrhunderten. Anfangs fehlt es dabei allerdings nicht an Gewaltthätigkeiten, nachher macht sich aber Alles gleichsam von selbst. Nachdem Cäsar Gallien erobert hatte, wich die keltische Sprache nicht etwa auf einmal dem Lateinischen. Dieses wurde allerdings amtliche Sprache, aber das Volk sprach noch Jahrhunderte lang Gallisch (celtice). Noch im fünften Jahrhundert, zur Zeit des heiligen Hieronymus, redeten die Trevirer eine Sprache, die große Aehnlichkeit hatte mit jener der Galater, die sich 278 vor Christus in Kleinasien niedergelassen hatten. Aus anderen eben so bestimmten Angaben geht hervor, daß die Sprache der alten Kelten als Patois, wenigstens in einem Theile Galliens, sich bis in das siebente Jahrhundert hinein gehalten hat. Auf ähnliche Art ist, ganz allmälig, die Langue d'oc, welche im Mittelalter blühete, zum Patois geworden; sie verliert jetzt immer mehr Boden und wenn die Dinge so fortgehen, wird sie vielleicht nach vier Generationen ganz verschwunden sein. Die Gelehrten werden ihre literarischen Denkmäler kennen, das Volk selbst, dessen Vorväter diese Sprache redeten, wird von ihr gar nichts mehr wissen. Das Uebergewicht der französischen Sprache in den Gegenden der Langue d'oc ist durchaus nicht das Ergebniß irgend welcher Gewaltthätigkeit. Diese Länder gehören seit manchem Jahrhundert zur französischen Monarchie. Das Französische gewann dort Boden zuerst in den Schlössern, dann in den Städten und jetzt greift es auch auf dem platten Lande um sich. Man kann hier einwenden, die Langue d'oc und die Langue d'oil seien zwei Schwestersprachen, beide Töchter des Lateinischen und hier sei der Uebergang von der einen zur andern nicht gerade schwer; Wurzelwörter und Grammatik seien fast dieselben. Aber um linguistische Sprachverwandtschaft kümmert sich der Bauer nicht; er lernt Französisch, weil das in seinem Interesse liegt und würde aus demselben Grund auch eine andere Sprache sich aneignen. Das würde etwas langsamer gehen, aber es ginge auch. Der elsässische Bauer gibt nach und nach sein allemannisches Patois auf; der Bauer im englischen Cornwallis weiß kein Wort mehr von dem Cornisch, das in seinem Lande bis ins achtzehnte Jahrhundert gesprochen wurde. Die Sprachgrenze zwischen der Bretonisch und der Französisch redenden Bretagne liegt heute viel weiter westlich als im zehnten Jahrhundert, und jetzt, da die Eisenbahnen in das alte Armorica eindringen, kann es nicht ausbleiben, daß die drei keltischen Dialekte der Niederbretagne langsam dem Französischen Platz machen werden. Hier stehen nicht etwa Schwestersprachen einander gegenüber. Und man denke nur an die Aquitanier, welche einst Baskisch oder eine demselben nahe verwandte Sprache geredet haben. Sie sind niemals ausgerottet worden, haben aber diese Sprache verlassen, und darin liegt eine ganz und gar radikale Veränderung. Dionysius von Halikarnassus sagt, daß die Etrusker in Sitte und Sprache mit keinem andern Volke Aehnlichkeit gehabt hätten, und jetzt reden sie längst Italienisch. Manche Völker in Westeuropa haben mehrmals ihre Sprache gewechselt und dennoch ihren alten Typus im Wesentlichen sich bewahrt.

Die Etymologie der Ortsnamen.

st. Diese hat in vielen Fällen Dunkel, theils weil die Namen im Laufe der Zeit bedeutend verstümmelt wurden und nicht mehr den ursprünglichen Lautbestand errathen lassen, theils und vielleicht noch öfter weil die Ortsnamen treuer ihre ursprüngliche Lautbeschaffenheit bewahrt haben, als die anderen Stücke der Sprache. Gerade in den Ortsnamen finden wir Ueberreste einer vorhistorischen Zeit, Denkmäler einer sonst bereits vergangenen Sprachepoche, die um so mehr interessant und bedeutungsvoll sind, als es keine anderen des Alters gibt. So wird endlich die Deutung der Ortsnamen meist dadurch erschwert, daß oft nicht sogleich einleuchtet, ob der Ursprung ein einheimischer oder ein fremder ist. Das letztere ist namentlich bei den keltischen und lithauischen Ortsnamen der Fall, bei denen man sehr oft in Verlegenheit kommt, ob sie aus dem Lettischen oder Lithauischen, oder aber vielleicht aus dem Deutschen, Russischen oder Livischen herzuleiten sind. Wenn dieser Ursprung aufgefunden werden kann, so lassen sich nicht unwichtige Resultate erzielen, nicht allein betreffs der Sprachentwicklung, sondern auch rücksichtlich der Geschichte der Urbewohner dieser Provinzen. Völkerschaften, die untergegangen oder verdrängt, die noch herrschen oder die blos durchgewandert sind, haben alle in den Ortsnamen ihre Spuren dem Grund und Boden aufgedrückt.

Nach Bielenstein, „die lettische Sprache," Berlin 1864, lassen die livischen Ortsnamen in dem ursprünglich sogenannten Kurland, d. h. dem Dreieck zwischen Riga, Libau und Domesneß, schließen auf eine in alter Zeit viel weitere Verbreitung livischer Stämme sogar bis ins Innere des Landes hinein, als heutzutage sich wirklich Reste derselben vorfinden, also auf ein allmäliges Zurückgedrängtwerden der Liven durch die vom Süden heranziehenden lettisch-lithauischen Völker. Ebenso zeugen die livisch-esthnischen Ortsnamen im südwestlichen, jetzt ganz von Letten bewohnten Livland zwischen der Düna und Salis, z. B. Uexküll, Jerküll, Rurmis, Lobdiger und viele andere für die ehemalige Existenz der Liven in diesem ganzen Landstrich.

Die deutschen Ortsnamen haben alle ihren Ursprung aus jüngerer Zeit und finden sich vornehmlich an denjenigen Wohnsitzen, welche von den eingewanderten Deutschen angelegt worden sind.

Eine andere Bewandtniß aber hat es mit den Ortsnamen Kurlands, die nur mit dem Lithauischen sich deuten lassen. Aus denselben darf weder gefolgert werden, daß ursprünglich seßhafte Lithauer aus kurischen Distrikten verdrängt seien, denn die Völkerbewegung ist hier von Südost nach Nordwest und nicht umgekehrt gegangen, noch auch, daß Lithauer später etwa über daselbst wohnhafte Letten herrschend gewesen oder zu ihnen eingewandert wären und aus ihrem Idiom Ortsbezeichnungen geschaffen hätten. Dafür fehlt jeder historische Nachweis. Vielmehr muß man annehmen, daß diese lithauisch scheinenden Namen nur Reste des Altlettischen, das dem Lithauischen näher gestanden hat, sind, oder aber Bildungen, wie sie noch heutzutage in den Grenzdistrikten Kurlands, wo beide Völker zusammenstoßen, vorkommen.

Wir wollen jetzt, nach Bielenstein, Namen von einigen Städten und Flecken innerhalb der Grenzen lettischer Zunge angeben: Rîga, Riga; Jelgawa, Mitau; Lêpâja, Libau (Lindenstadt von lêpa, Linde); Wentaspils, Windau (eigentl. Windausburg, von Wenta, Windaustrom und pi'ls, Burg); Kuldiga, Goldingen (möglicherweise deutschen Ursprungs); Tukkums, Tuckum; Kandawa, Kandau; Zâbile, Zabele; Aisputte, Hasenpoth; Talse, Talsen; Dôbele, Doblen; Ilukste, Illurt; Walmare, Wolmar; Walka, Walk; Limbascha, Lemsal.

Die meisten dieser Namen sind sehr dunkler Herkunft. Ueber den Namen Jelgawa, Mitau, stellt Bielenstein folgende interessante Hypothese auf. Er sagt: Jelgawa ließe sich zur Noth aus dem Lettisch-Lithauischen erklären, = „tief Wasser", dsilsch, tief, und awa, Flußname Aa. Diese Erklärung würde auch ganz gut zu der niedrigen, wasserreichen Lage Mitau's passen. Trotzdem aber ist die unmittelbare Herleitung von dem livischen Worte jälgab, Stadt, viel wahrscheinlicher, da die mitausche Gegend zur Zeit der deutschen Eroberung noch von Liven bewohnt war. Darnach würde der Name von Friedrichstadt an der Düna: Jáun-Jelgawa, eigentlich Neustadt, bedeuten.

Zum Schluß noch einige Städtenamen aus acht lithauischen Gegenden: Klaipêda, Memel; Tilie, Tilsit; Ragaine, Ragnit; Isrutis, Insterburg (von Isrà, N. Inster); Gumbine, Gumbinnen; Labguvà, Labiau; Pilkalnis, Pilkallen (wörtlich Schloßberg, pilis, Schloß und kálnas, Berg); Königsberg heißt: Karaliaucsus (karálius, König).

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Livingstone's südafrikanischen Reisen.

II.

Das Land im Osten der Kalahariwüste. — Linyanti, die Hauptstadt der Makololo. — Hofhalt des Häuptlings Sekeletu. — Naliele im Lande der Barotse. — Der Liambayistrom. — Wasserfälle. — Makalakavölker. — Der Tschobefluß. — Aufenthalt beim Balondahäuptling Schinte. — Die Balonda. — Wasserscheide. — Die großen Katarakten im Sambesi. — Nach Kilimane an der Ostküste. — Tod des Makololo Sekuebu.

Der Landstrich, welcher sich am östlichen Rande der Kalahariwüste hinzieht, ist von Kuruman bis Kolobeng und weiter nach Norden hin bis unter den 21° südl. Br. sehr gesund, sowohl für Eingeborne, wie für Europäer. Aber in jenen Gegenden ist viel Fleischnahrung unbedingt nöthig und ihr Genuß erzeugt nicht etwa, wie in manchen anderen Gegenden, Gallenkrankheiten. Bloße Pflanzenkost hat nachtheilige Folgen. Schon unter dem 20. Grade



Stutzer am Sambesi. (Nach Livingstone.)

ist dagegen das Klima sehr ungesund, und dort wurden Livingstone's sämmtliche Begleiter vom afrikanischen Fieber ergriffen. Der Reisende hat von da an während der ganzen Expedition in ganz Südafrika eigentlich gar keine gesunde Gegend mehr angetroffen; im Grunde genommen hat ihn das Fieber Jahre lang nicht mehr verlassen.

Wir haben schon früher gesagt, daß es sein Plan war, den obern Sambesi zu erforschen, und die Verhältnisse waren günstig, da er mit den Makololo, die von allen Betschuanastämmen am weitesten nach Norden hin leben, im besten Einvernehmen stand. Er ging nach Linyanti (18° 17′ 2″ südl. Br., 23° 50′ 9′ östl. L.), der Hauptstadt der Makololo, wo ihr großer Häuptling Sekeletu Hof hielt. Dieser Ort zählte mehr als 6000 Bewohner, und der weiße Mann wurde vom Herrscher im königlichen Styl empfangen, d. h. man setzte ihm eine Menge von Töpfen vor, die mit Boyaloa, d. h. Bier gefüllt waren. Für die Zustände des Volkes erscheint es bezeichnend, daß jede Frau, welche einen Topf brachte, einen tüchtigen Schluck daraus trank, um den Beweis zu liefern, daß das Bier nicht vergiftet sei.

Sekeletu (— der im Jahr 1865 gestorben ist und die Hoffnungen, welche Livingstone 1853 auf ihn setzte, in der Folge keineswegs erfüllt hat, denn er wurde ein Trinker und konnte den Barbaren nicht verleugnen —) war ein junger Mann von etwa 18 Jahren; seine Haut hatte jene hellbraune Kaffee- und Milchfarbe, auf welche die Makololo sehr stolz sind; sie unterscheiden sich dadurch von den schwarzen Leuten, welche an den Flüssen wohnen. Uebrigens ist die Mehrzahl der eigentlichen echten Makololo, welche vor einigen Generationen als Eroberer bis in diese Gegend vordrangen, vom Fieber hinweggerafft worden. Im Vergleich zu ihren südlich wohnenden Stammverwandten, den Barotse und Banyeti, haben die Makololo ein kränkliches Ansehen. Die Familien dieses herrschenden Volkes sind im ganzen Lande verbreitet, und die verschiedenen, ihnen unterworfenen schwarzen Völkerstämme werden als Makalaka bezeichnet; sie sind in gewisser Beziehung leibeigen, aber das Verhältniß ist sehr mild, und harte Behandlung kommt nur äußerst selten vor. Livingstone betrieb mit Eifer sein Bekehrungswerk und heilte auch Kranke. Aber der Häuptling wollte nichts mit dem „geheimnißvollen Buche" zu thun haben, welches dem Manne gebiete, nur eine einzige Frau zu haben. Schon am siebenten Tage, bei kaltem Ostwinde, erkrankte der Europäer am Fieber; die einheimischen Doctoren wandten bei ihm Räucherbäder an, aber ohne Erfolg; am Ende heilte er sich selber durch nasse Umschläge und ein gelindes Purgirmittel. Aderlaß ist unbedingt schädlich.

Nachdem Livingstone einen Monat zu Linyanti verweilt hatte, brach er nach Seschéke auf (17° 31′ s. Br.), um von dort aus stromauf zu fahren. Von diesem Punkte, nach Norden hin, bis ins Land der Barotse, dessen Hauptstadt Naliele ist (15° 24′ 17″ südl. Br., 23° 5′ 54″ östl. L.), begleitete ihn der Makololohäuptling Sekeletu mit einer Kriegerschaar. In allen Dörfern wurde der Zug von Frauen begrüßt, die mit kreischender Stimme ihm ein „Lullilu" zuriefen und dann laut sprachen: „Großer Löwe, großer Häuptling, schlafe, o Herr!" Von Seschéke ging der Weg nach Norden hin in die Region, welche man als Katongo bezeichnet, und wo Naliele liegt. Der Strom, welcher auf dieser ganzen Strecke das Barotsethal durchfließt, wurde von den Makololo als Liambayi, d. h. der Große Strom oder das Wasser bezeichnet. Er führt in verschiedenen Theilen seines Laufes die Benennungen: Luambedschi, Luambesi, Odschimbesi und Sambesi, je nach den Mundarten, welche in den verschiedenen Gegenden gesprochen werden. Alle bedeuten dasselbe: Großer Strom, welcher den großen Abzugskanal für die Gewässer nach Osten bildet.

In Seschéke wurden Kähne herbeigeschafft; der, welchen Livingstone bestieg, war 34 Fuß lang, aber nur 18 Zoll breit und wurde von 6 Ruderern fortbewegt. Die Makalaka sind auf dem Wasser sehr gewandt. In dieser Gegend war noch nie ein Europäer gewesen. Der Liambayi, d. h. obere Sambesi, floß majestätisch dahin und hatte manchmal eine Breite von einer halben Wegstunde. Die Scenerie ist sehr schön; der Reisende fand, was auffallend genug in einem solchen Klima ist, Dattelpalmen, sodann auch Palmyrapalmen. Der Boden ist fruchtbar und die Banyeti bauen viel Getreide. Weiterhin wird das Flußbett felsig und bildet eine Reihenfolge von Stromschnellen und Katarakten; bei niedrigem Wasserstande ist deshalb die Schifffahrt unterbrochen. Bei vollem Wasser sind die Stromschnellen nicht sichtbar, aber die Fälle von Nambue, Bombue und Kalue sind zu allen Zeiten gefährlich. Dann folgen die 30 Fuß hohen Katarakten von Gonye, und dort wurden die Nachen eine halbe Stunde weit über Land getragen.

Die in dieser Gegend wohnenden Banyeti sind den Makololo tributpflichtig; sie brachten Nahrungsmittel und Thierfelle. Das eigentliche Barotsethal wird alljährlich vom Liambayi überschwemmt und die Dörfer stehen auf Erdhügeln, Wurthen, die durch Menschenhand gemacht sind. Während der Ueberschwemmung gleicht das ganze Thal einem See.

So wurde Naliele erreicht. Der Reisende war nicht wenig überrascht, als ihn dort einige Mambari besuchten. Diese Leute gehören zur großen Stammfamilie der Ambonda, welche das Land im südöstlichen Angola bewohnt und die Bundasprache redet; zu dieser gehören auch die Mundarten der Barotse, Bayeye ꝛc., überhaupt aller jener schwarzen Völker, welche man unter dem Gesammtnamen Makalaka begreift. Die Mambari kommen als Handelsleute tief ins Innere und gehen bis nach Linyanti. Uebrigens ist „in jener ganzen Gegend keine Stelle fieberfrei"; auch nicht Katongo, obwohl dasselbe hoch liegt. Sobald die Ueberschwemmung aufhört und das Wasser zurücktritt, entwickeln sich böse Dünste und selbst die Eingebornen werden schwer vom Fieber heimgesucht.

Der Liambayi floß oberhalb Naliele zwischen niedrigen Ufern bis Libonta, 14° 59′ südl. Br.; etwa 8 bis 10 deutsche Meilen weiter liegt die Mündung des Flusses Londa oder Lunda, der auch Liba und Loïba genannt wird. Livingstone fuhr bis 14° 11′ 3″ südl. Br., wo der Liambayi den Namen Kabompo führt und von Osten her zu kommen scheint. Er ist dort ein schöner Strom, etwa 300 Schritte breit; der Liba etwa 250. Unterhalb des letztern mündet ein kleinerer Fluß, der Luti oder Loeti. In Libonta hielten sich damals Araber aus Sansibar auf; man sieht, wie Handelsleute von der östlichen und der westlichen Küste sich tief im afrikanischen Binnenlande begegnen.

Vor dem Reisenden lag, wie schon gesagt, eine von Europäern niemals besuchte Gegend. Er verweilte vom September bis in die Mitte des Novembers 1853 in Linyanti, wohin er über Seschéke zurückgekehrt war. Dort beschloß er nach Loanda weiter zu wandern. Wir begleiten ihn hier nur eine Strecke weit. Die Makololo, deren Herrschaft jenseits Libonta ein Ende nimmt, beschlossen, ihm 27 Mann als Begleiter mitzugeben und an der Küste

Handelsverbindungen anzuknüpfen. Er war stark durch Fieber abgeschwächt, hatte Gallenbeschwerden und sank vor Mattigkeit oftmals zu Boden. Dessen ungeachtet trat er die Wanderung an. Am 11. November 1853 verließ er Linyanti, das am Flusse Tschobe liegt. Auf diesem fuhr er in den Liambayi, war am 19. in Seschecke und am 17. Dezember wieder in Libonta, der äußersten Ortschaft der Makololo. Von dort bis in das Land Lunda folgt ein Strich unbewohnten Grenzlandes.

Am 27. Dezember befand sich Livingstone an der Mündung des Liba in den Liambayi, 14° 10′ 52″ südl. Br.; der erstere kommt von Norden, der andere von Osten her. Der Reisende fuhr den Liba aufwärts, der in ruhigem Bette strömt. Unterwegs traf er mit Balonda-Männern zusammen, welche noch nie einen Weißen gesehen hatten. In Manenkas Dorf herrschte ein weiblicher Häuptling. Hier verließ der Reisende den Strom, weil diese Häuptlingin Nayamoana ihn bat, ihren Bruder Schinte zu besuchen, der nicht am Wasser wohne; auch habe der Fluß weiter aufwärts einen Katarakt. Auch Manenka, gleichfalls eine Schwester Schinte's, sprach dieselbe Bitte aus. „Sie ist eine vierschrötige Dame von etwa 20 Jahren, ganz mit Zierrath und Zauber behängt; ihr Leib war mit Fett und rothem Oker beschmiert, welche die Bekleidung ersetzen mußten, denn im Uebrigen gehen die Balondafrauen ganz entsetzlich nackt. Sie haben ihre ganz besonderen Ansichten von dem, was sich ziemt und was schmückt."

Die Reise ging eine Strecke weit durch so dichten Wald, daß man sich den Weg mit der Axt bahnen mußte; auch fiel ununterbrochen Regen; die Gegend war äußerst ungesund „und ich wurde das Fieber gar nicht los". Nach einigen Tagen erschienen Boten von Schinte, welche meldeten, daß der hohe Herr gegen die Reise des weißen Mannes nichts einzuwenden habe; er wolle sich freuen, wenn künftig weiße Leute zu ihm kämen; dann könne er ja so viele Schmucksachen kaufen, als ihm beliebe. Diese Botschaft wurde durch Geschenke bekräftigt; sie bestanden in Maniokmehl und Fischen.

Am 16. Januar 1854 erreichte Livingstone die Stadt Kabompo's oder, wie er sich lieber nennen hört, Schinte's (12° 37′ 35″ südl. Br., 22° 47′ östl. L.), zwischen Bananen und blätterreichen Bäumen. Die Straßen sind gerade und bilden einen Gegensatz zu denen der Betschuanadörfer, in denen Alles krumm durcheinander läuft. Hier sah Livingstone zuerst viereckige Hütten mit runden Dächern. Neben Bananen und Zuckerrohr pflanzen die dortigen Balonda auch Taback. Sie sind echte Neger und haben auf dem Kopf und am Körper weit mehr Wollhaar als die Kaffern- und Betschuanastämme. Die meisten sind sehr dunkel gefärbt und haben sehr wulstige Lippen und breitgeplätschte Nasen.

Schinte empfing den Fremden feierlich in großer Audienz; er saß auf einem, mit Leopardenfell bedeckten Throne, trug ein buntes Wamms und einen Hüftenschurz von rother Wolle mit grüner Einfassung; am Halse hingen viele Stränge großer Glasperlen, und an Armen und Beinen hatte er viele dicke Ringe von Kupfer und von Eisen. Der Helm war aus Glasperlen recht hübsch hergestellt und mit Gänsefedern geschmückt. So präsentirt sich ein Potentat im Lande der Balonda. Man begrüßte ihn mit Händeklatschen; Unterwürfigkeit bezeigt man dadurch, daß man sich Arme und Brust mit Asche reibt. Jeder Vorsteher eines Stammes begrüßte den Herrn mit Asche, und die Krieger führten mit gezogenen Schwertern ein Scheingefecht auf. Nachher begannen Spiele, bei denen häufig Luftsprünge gemacht werden. Hinter dem Könige saßen etwa 100 Frauen, welche ihren besten Schmuck, rothwollenes Zeug, angelegt hatten. Die Hauptfrau war eine Zulu-Kafferin, saß vorne an und trug eine Kappe von ganz eigenthümlicher Form. Auch Spielleute fehlten nicht, und dann traten hintereinander neun Redner auf, die sehr viel zum Besten gaben. Auch einige Frauen redeten. Ihr Kopfputz ist von ganz eigenthümlicher Art. Ueberhaupt geben die Neger ungemein viel auf Haarschmuck, und man könnte mit den verschiedenen Arten desselben ein ganzes Modejournal füllen. Bei den Balonda setzen die Stutzer einen Stolz darein, ihren Kopf so herzurichten, daß er dem eines Büffels gleicht; weiter nach Südosten hin, am Sambesi, setzen sie trichterförmige Mützen auf den Kopf.

Die Balondavölker halten sehr viel auf Etikette und Umständlichkeiten; sie genießen z. B. keine Speisen in Gegenwart von Fremden und sind auch im Umgang mit einander sehr peinlich. Jede Hütte hat ihr eigenes Feuer, und man wird Brand oder Flamme niemals von einem Nachbar holen. Vor jedem Dorfe sieht man ein Fetischbild in Gestalt eines Menschenhauptes oder Löwenkopfes oder einen mit Zauber bestrichenen krummen Stecken; manchmal auch steht weiter gar nichts da als ein „Medicintopf" in einer ganz kleinen Hütte auf einer Erhöhung. Abergläubige Furcht und Angst zieht sich durch das ganze Leben und Treiben auch der Balonda-Neger. Da, wo der Wald am dichtesten und recht dunkel ist, sieht man das Bild eines menschlichen Antlitzes in die Baumrinde geschnitzt; den Pfaden entlang sind in die Rinden mancher Bäume Einschnitte gemacht worden, und an den Zweigen hängen Opfergaben von Maniokwurzeln und Maiskolben. Dann und wann liegen, in Zwischenräumen von einer Wegstunde oder mehr, Haufen von kleinen Stäben, und jeder, der vorüber geht, wirft einen Stecken hinzu und liefert seinen Beitrag. Wer solch einen Stecken im Pfade liegen findet, weicht demselben sorgfältig aus; es würde ihm Unglück bringen, wenn er hinüber ginge oder spränge.

Nördlich von Schinte's Stadt liegt eine weite flache Ebene, welche im Januar und Februar zum großen Theil unter Wasser stand, aus dem hohes Gras hervorragte; sie ist ganz wagerecht, ohne Baum- und Waldwuchs, und in der heißen Jahreszeit, nachdem das Wasser verdunstete, ohne Brunnen oder auch nur Wasserlöcher. Dann kam der Reisende, gegen Ende Februars, an ein der Ueberflutung nicht mehr ausgesetztes Gelände, jenseits jener Ebene, die gar keinen Abzug durch Flüsse hat. Sie bildet aber die Wasserscheide zwischen den nach Norden und nach Süden fließenden Gewässern. Livingstone befand sich nun, zum ersten Male, seitdem er Kolobeng verlassen, in einem wirklichen Thalgrunde.

Wir wollen ihm von hier aus, am Kasaï, einem Zuflusse des Zaïre, nicht weiter auf seiner Wanderung nach Westen hin folgen und nur bemerken, daß er am letzten Tage des Maimonats San Paulo de Loanda erreichte. Dort blieb er etwa vier Monate und trat dann seine Rückreise nach Linyanti an, wo er am 22. August 1855 wieder eintraf, mit den Makololo, welche von dort als Begleiter mit ihm an die Küste des Atlantischen Oceans gegangen waren.

Jetzt stellte er sich die Aufgabe, durch den östlichen Theil des Continents bis an die Gestade des Indischen Weltmeers zu wandern. Eine Zeitlang war er ungewiß, ob er, in der Richtung gegen Nordosten hin, den Versuch machen könne, Sansibar zu erreichen, oder ob er in der Region des Sambesi bleiben solle. Er entschloß sich zu letzterm, weil möglicherweise der große Strom, von welchem

man noch so lückenhafte Kunde besaß, ohne Zweifel viel Neues und Wissenswürdiges darbot.

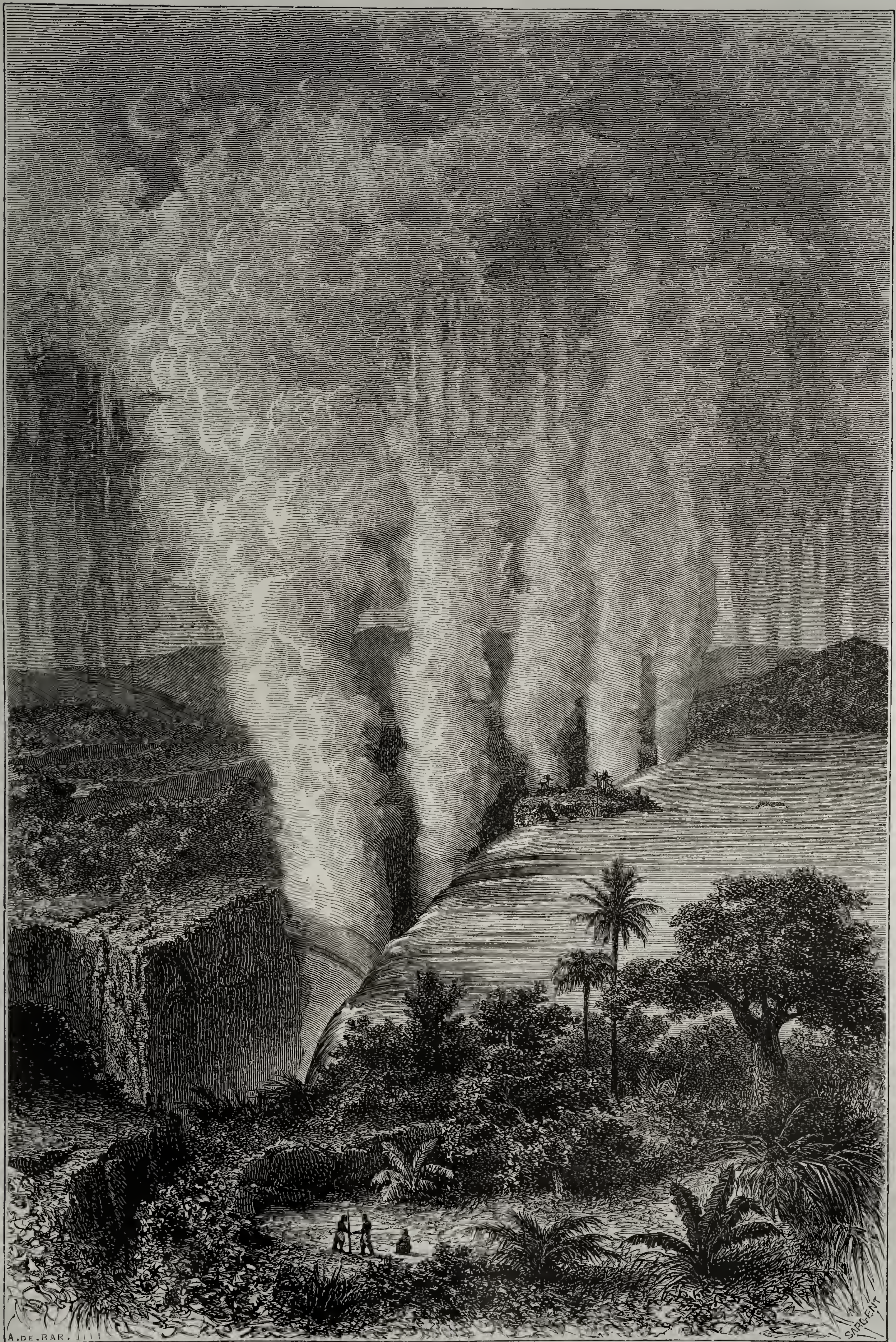
Am 3. November 1855 verließ er abermals das gastliche Linyanti. Er gab den Makololo noch allerlei gute Lehren, z. B. daß sie sich in Zukunft der Feindseligkeiten und Raubzüge gegen ihre Nachbarn enthalten möchten. ihm: „Wenn wir Worte über andere Sachen hören, dann können wir sie behalten. Aber Du erzählst uns wunderbare Dinge, dergleichen wir nie gehört haben; wir wissen nicht, wie es sich damit verhält und sie laufen aus unseren Herzen weg." Der Missionär fügt hinzu: ,Auf die Mehrzahl bringen die Lehren gar keine Wirkung



Hofdamen des Königs Schinte von Balonda. (Nach Livingstone.)

Sie haben aber diesen wohlgemeinten Rath nicht befolgt. In Bezug auf das, was der Missionär ihnen „über Sonnen- und Mondfinsternisse und über jene andere Welt, wo Jesus herrscht" vorpredigte, meinten sie, das seien „seltsame Dinge", und sie äußerten, wie Livingstone selber erzählt: „Wissen wir, wovon er spricht?" Einige sagten hervor; sie wenden nichts gegen die Wahrheit ein, bleiben aber ganz erstaunlich gleichgültig und äußern wohl: Wir wissen davon nichts, oder (— und das glauben wir sehr gern —): Wir verstehen das nicht." —

Livingstone bestand gleich im Anfange gewaltige Regengüsse, Donner und Blitz. Die Makololo hatten ihn mit



Die großen Katarakten im Sambesi. (Nach Livingstone.)

manchen nothwendigen Dingen versorgt und ihm eine Anzahl von Begleitern gegeben, die er mit nach Europa nehmen sollte.

Da, wo der Tschobe in den Sambesi mündet, liegt die Insel Mparia; weiter abwärts hat der letztere Strom wieder mehre Inseln, auf welchen früher schwarze Batoka's lebten, die aber von den Makololo ausgerottet wurden. Etwa dritthalb deutsche Meilen weiter gelangt man an die Insel Rampene, und in der Nähe derselben beginnen die Wasserfälle des Sambesi.

Der Reisende verließ seinen Kahn, ging am Ufer hin, überschritt den Lekone oder Lekuinefluß und erreichte Kalaï, die auch Sekote's Insel heißt. Sekote war der letzte Inselhäuptling der Batoka's. Die Kotla, d. h. der Versammlungsort des Stammes, vor der Hütte des Häuptlings war noch mit Menschenschädeln „geziert“; sie steckten auf hohen Stangen. Das Grab des wilden Häuptlings sah Livingstone mit Elephantenzähnen geschmückt; diese dienten gleichsam als Leichensteine. Man hatte das Ganze nicht angetastet, denn die Makololo glaubten, Sekote habe einen Zaubertopf vergraben, und sobald man diesen öffne, werde Pestilenz über das Land kommen.

Von dieser Insel Kalaï aus besuchte Livingstone den großen Wasserfall des Sambesi. Die Eingebornen bezeichnen denselben als Mosioa tunya, d. h. der Rauch, welcher ein Getöse macht, oder auch als Schongue.

Als er dem Katarakte näher kam und nur noch etwa eine deutsche Meile von demselben entfernt war, sah er Dunst- oder Rauchmassen emporsteigen; das Ganze erschien etwa so, wie wenn große Strecken dürren Grases abgebrannt würden. Bald nachher konnte er fünf Dampfsäulen erkennen, deren Gipfel sich mit den Wolken zu vereinigen schienen; unten waren sie weiß, nach oben hin wurden sie dunkel wie Rauch. Die ganze Scenerie war ungemein schön; Inseln und Stromufer sind mit üppigem Pflanzenwuchse bedeckt, der gewaltige Baobab, dieser Affenbrotbaum, der so massig erscheint, stand neben luftigen Palmen, deren schlanke Blätter sich scharf von dem blauen Himmel abhoben; der silberfarbige Mohonono, welcher an die libanotische Ceder erinnert, sticht anmuthig ab von dem dunkeln Motsurri, der cypressenartigen Wuchs hat und scharlachrothe Beeren trägt; andere Bäume erinnern an unsere Eichen und Ulmen.

Dieses innerafrikanische Naturschauspiel hatte nie zuvor ein weißer Mann gesehen. Livingstone beklagt, daß dort eine Gebirgslandschaft fehle; der Katarakt ist auf drei Seiten von etwa 300 bis 400 Fuß emporsteigenden Höhenzügen umgeben, die bewaldet sind.

Etwa eine Viertelstunde Weges vom Falle verließ der Reisende seinen Nachen und bestieg einen kleinen Kahn. Die Ruderer waren mit den Strömungen genau bekannt und brachten ihn wohlbehalten bis zu einer Insel, die mitten im Strome liegt, am Rande des Abgrundes, in welchen sich die Wassermenge stürzt. Von dort aus gesehen, schien es, als ob dieselbe sich in der Erde verliere; denn der gegenüberliegende Randabfall der Spalte, in welcher es verschwand, war noch etwa 40 Schritt entfernt. Livingstone kroch bis an den Rand und blickte hinab in den tiefen Spalt, welcher über die ganze Breite des Sambesi von einem Ufer bis zum andern reicht.

Nun erkannte er genau, daß ein etwa 3000 Fuß breiter Strom ungefähr 100 Fuß hinabstürzte und dann plötzlich in ein Bett von 50 bis 60 Fuß Breite eingeengt wurde.

Dieser gewaltige Katarakt ist ganz einfach eine Spalte in dem harten Basaltgesteine, welche sich vom rechten Ufer auf das linke hinüberzieht; von diesem letztern aus verlängert sie sich etwa 30 bis 40 englische Meilen weit durch das Hügelland. Wer auf der rechten Seite der Insel in den Spalt hinab blickt, sieht nichts weiter als eine dichte, weiße Wolke, welche eben damals zwei schöne Regenbogen zeigte; aus derselben stieg ein Dampfstrahl mehr als 200 Fuß empor. In dieser Höhe verdichtete er sich, wurde dunkel wie Rauch und fiel wie ein Regenschauer herab, welcher die immer grünen Bäume stets feucht erhält. Auf der linken Seite der Insel kann man bis in die Tiefe hinabblicken; das Wasser bewegt sich dort als eine weiße rollende Masse nach der Verlängerung des Spaltes hin, der am linken Ufer abzweigt. Von der linken Seite der Insel ist ein mächtiges Felsenstück hinabgestürzt und ragt noch aus dem Wasser hervor.

Die Wände dieser gigantischen Erdspalte fallen senkrecht ab und bestehen aus einer gleichartigen Gesteinmasse. Der Rand der Seite, über welche das Wasser hinabstürzt, ist zwei oder drei Fuß abgerieben; einzelne Stücke sind hinuntergefallen und das Ganze sieht etwas gezackt aus. Dagegen ist jener Rand, über welchen das Wasser nicht hinabfällt, ganz gerade, mit alleiniger Ausnahme der linken Ecke, an der man einen Riß erblickt; es hat den Anschein, als ob dort bald eine Felsenmasse hinabstürzen werde.

Im Allgemeinen aber ist das Ganze wohl noch in dem Zustande wie damals, als der Spalt gebildet wurde. Das Gestein ist dunkelbraun bis auf etwa 10 Fuß von unten, denn weiter abwärts gewann es durch das alljährlich eintretende Hochwasser eine andere Färbung. Auf der linken Seite der Insel hat man einen guten Ueberblick der Wassermenge, aus welcher einer der Dampfsäulen emporsteigt; sie springt ganz klar über das Gestein und bildet dann bis unten hinab gleichsam ein dichtes, ununterbrochenes Vließ von schneeiger Weiße; die einzelnen Wasserstücken, wenn dieser allerdings bezeichnende Ausdruck erlaubt ist, fallen sämmtlich in einer und derselben Richtung hinab. Jedes derselben gab verschiedene Strahlen Schaumes von sich, etwa so wie Stahlstäbchen in Oxygengas Funken sprühen. Diese schneeweiße Decke sah aus, wie Myriaden von Kometen, welche sich alle nach einer Richtung hin bewegen und hinter ihrem Kern einen Schaumstreifen zurück lassen.

Die fünf Dampfsäulen werden offenbar durch den Druck gebildet, welchen das Wasser durch seinen eigenen Fall in einem keilförmigen Raum erleidet, der nicht nachgiebt. Die beiden zur rechten Seite und eine auf der linken waren die stärksten. Die Makololo sagten, nach Osten hin sei der Spalt noch viel tiefer und an einer Stelle der Abhang so allmälig, daß sie sitzend hinabrutschen könnten.

An drei Stellen unweit der Katarakten brachten einige Batokahäuptlinge dem Barimo, ihrem höchsten Geist, Opfer an solchen Stellen dar, wo sie das Getöse des Wasserfalles noch vernehmen können. Den Fluß selbst betrachten sie mit heiliger Scheu, und in einem Gesange der Ruderer heißt es: „Der Liambayi! Niemand weiß, woher er kommt und wohin er geht.“ Livingstone ging nach der Insel Kalaï zurück (17° 51′ 54″ südl. Br., 25° 41′ östl. L.), pflanzte Kaffeebohnen, Pfirsich- und Aprikosenkerne und schnitt in die Rinde eines Baumes seinen Namen, nebst der Jahreszahl 1855.

Nachdem er das „Wunderwerk der Natur“ genugsam angestaunt, zog er weiter gegen Osten mit 114 Makololo, welche Elfenbein für Rechnung Sekeletu's nach der Küste

bringen sollten. Er kam glücklich bis zur portugiesischen Niederlassung Tete und dann weiter, den Sambesi abwärts nach Senna. Acht Makololo wollten mit bis nach Kilimane an der Küste, um das östliche Weltmeer zu sehen.

Livingstone erreichte glücklich Kilimane, das auf einer großen Schlammbank steht, und, von Sümpfen umgeben, im höchsten Grad ungesund ist. Jeder vollblütige Mensch verfällt unabwendbar dem Fieber, und die Eingebornen sagen: „Ach, der wird nicht lange leben.“ Eben damals war ein deutsches Fahrzeug aus Hamburg auf der Barre gescheitert; das Schiffsvolk lebte sehr enthalsam, aber auch bei diesen Deutschen wirkte das Fieber wie langsames Gift. „Anfangs fühlten sie sich nur unwohl; dann wurden sie bleich, blutarm, magerten ab, die Schwäche nahm zu und endlich fielen sie, wie Ochsen, die von der giftigen Tsetsefliege gestochen worden sind.“

Nachdem Livingstone sechs Wochen in dem pestilentialischen Kilimane verweilt hatte, warf die englische Kriegsbrigg Frolic vor der Barre Anker. Sie brachte ihm allerlei Vorräthe und Geld zur Rückreise nach Europa.

Der nachfolgende Vorfall ist in anthropologischer Hinsicht sehr interessant; er zeigt, wie Barbaren durch Berührung mit der europäischen Civilisation so leicht das geistige Gleichgewicht und den Verstand verlieren und dann zu Grunde gehen.

Ein getreuer Makololo, Namens Sekuebu, hatte den weißen Mann bis Kilimane begleitet und war, auf seines Häuptlings Sekeletu Befehl, entschlossen, die Reise nach Europa mitzumachen. Livingstone nahm ihn mit nach Mauritius, wo er den Dampfer nach Suez erwartete. Der Wilde wußte sich auf dem Kriegsschiffe, wo Alles neu für ihn war, gar nicht mit sich selber zurecht zu finden; er wunderte sich auf dem Meere, daß er Wasser und immer nur Wasser sehe. Nebenher lernte er einige Brocken Englisch. Auf Mauritius, wo er nun gar eine schöne Stadt sah, hatte sein Erstaunen keine Grenze. Aber diese geistige Anstrengung war zu stark für ihn und er verlor seinen Verstand. Livingstone glaubte, der Wilde habe sich betrunken, aber dem war nicht so. Der arme Makololo sprang in eine Schaluppe und rief, er wolle allein sterben, Livingstone solle ihm nicht folgen. Gewalt mochte man, aus mehr als einem Grunde, gegen ihn nicht anwenden, ans Ufer wollte er nicht zurückkommen. Am Tage hatte er nach einiger Ruhe wieder einen Anfall von Wahnsinn, stach mit seinem Speer nach einem Matrosen und stürzte sich dann in die See. Seine Leiche hat man nicht wieder gefunden.

Antiquitäten- und Raritätensammler in Japan.*)

Die Japaner legen auf Alles hohen Werth, was alt und selten ist. Sie sind ganz entschiedene Raritätenkrämer; sie haben für Dinge, welche unter den Begriff Miscrasji fallen, eine Vorliebe, die sich bei Vielen bis zur Leidenschaft steigert und ein ganz eigenartiges Gepräge trägt. Je älter irgend ein Gegenstand ist, für um so schätzbarer und werthvoller wird er gehalten; kunstreiche Arbeit und werthvolle Zierrathen weiß man allerdings zu schätzen, auch wenn sie neu sind. Die Hauptsache jedoch, welche entscheidet, bleibt das Alter.

Ein Gleiches gilt auch im gesellschaftlichen Verkehr. Der reichste und angesehenste Mann im Lande hält es für seine Pflicht, sich vor dem Greise zu verneigen, so arm und gering dieser auch sein möge, und nie würde ein Jüngerer wagen, die Rede eines alten Mannes zu unterbrechen. Diese Ansichten sind von sehr wohlthätigem Einfluß auf das Familienleben; kindliche Pietät durchdringt dasselbe, und die Söhne bieten Alles auf, um den Eltern eine sorglose Stellung zu bereiten; sie sind ihnen in allen Stücken dienstbeflissen. In der Schule wird den Kindern eingeprägt, daß sie, wenn sie alte Leute sehen, sich an den Ruhm ihrer Vorfahren erinnern sollen; denn durch die Weisheit der Alten sei Glück und Segen über das Land gekommen und das Reich aufgerichtet worden. Unsere Vorfahren, so wird gelehrt, stammten von Göttern, Weisen und Helden ab. Zu ihrer Zeit begaben sich viele Wunder, und die Menschen erreichten eine höhere Lebensdauer als in unseren Tagen. Man muß Denen, welchen man das Dasein verdankt, für dieses Geschenk in jeglicher Weise dankbar sein, ohne sie hätte man das Leben nicht, das ein so hohes Gut ist. Nicht nur die Eltern selbst sind ehrwürdig; auch was sie nach ihrem Tod auf Erden hinterlassen, ist schon deshalb theuer und werth, weil es ihnen gehörte, von ihnen berührt wurde und an sie erinnert. Am fünfzigsten Jahrestage veranstaltet die Familie des Verstorbenen auf dem Grabe desselben eine rührende Todtenfeier.

Während in den europäischen Ländern die Raritätenkammern Merkwürdigkeiten aus allen Erdtheilen enthalten, sehen sich die Japaner vorzugsweise auf ihr eigenes Land angewiesen, oder doch auf die ihnen benachbarten Gegenden des östlichen Asiens. Trotzdem haben sie ungemein reiche Sammlungen von Rococo aller Art. Man begegnet denselben auf Tritt und Schritt. Kein Tempel ist ohne Alterthümer, die häufig gleich am Eingange auffallend ins Auge stechen. Man findet zum Beispiel den Namen des Stifters oder Erbauers auf einer Säule; eine Inschrift besagt, daß er dort eine Tanne gepflanzt oder ein Thor errichtet habe. An den Wänden hängen Gedenktafeln für Priester oder Helden; wer zum erstenmal einen solchen Tempel betritt, läßt sich vor allen Dingen von einem Beamten desselben die Geschichte des Gebäudes erklären, bringt dem Andenken der Stifter seine Huldigung dar und schreibt seinen Namen ein. Alle Budsdotempel gewähren einen sehr ansprechenden Anblick; sie sind mit Bildern und Opfergaben ausgeschmückt, haben schöne Altäre, und die verschiedenen musikalischen Instrumente sind in geschmackvoller Ordnung aufgehängt. Das Alles bietet eine ganz ungemeine Mannigfaltigkeit von Formen

*) Ich entlehne diese Mittheilungen dem Werke: Bydragen tot de kennis van het Japansche Ryk, door J. F. Overmeer Fisscher, Amsterdam 1833. 4°. Das Werk ist theuer und scheint selten zu sein; es ist bisher wenig benützt worden, gibt aber manche interessante Nachrichten über das innere Leben des japanischen Kulturvolkes. A.

dar, und viele Gegenstände sind mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Kunstfertigkeit gearbeitet, vor welcher die nicht selten reiche Verzierung mit edlen Metallen verschwindet. Außerdem hat jeder Tempel noch Reliquien, die nicht offen zur Schau ausgestellt, sondern nur bei feierlichen Gelegenheiten sichtbar werden. Dann tritt der Priester festlich geschmückt vor den Altar; ein Laie fragt, im Namen der Anwesenden, ehrerbietig, ob es erlaubt sei, die Hülle von den Reliquien zu entfernen und sie zu berühren. Die Erlaubniß wird gegeben, und dann erscheinen Bücher, die in das ehrwürdige Alter von zweitausend Jahren hinaufreichen. Overmeer Fisscher erzählt, daß er mehre derselben gesehen und in der Hand gehabt habe; sie waren auf schönes Papier mit kleinen Lettern aber ungemein deutlich geschrieben. Auch goldene Bilder von Göttern oder Heiligen werden in den Tempeln aufbewahrt, Handschriften der Gesetzbücher, Waffen, Flaggen und andere Zierrathen, namentlich Kleider; sodann phantastische Gestalten aus Holz oder Stein, die manchmal so vortrefflich nachgebildet werden, daß man sie für Erzeugnisse der Natur halten könnte.

Die japanische Fabellehre ist ungemein reichhaltig und mannigfaltig, und gewährt der Phantasie wundersame Stoffe in Hülle und Fülle zur Combination von ungeheuerlichen Gestalten, die beim Volk ungemein beliebt sind. Sie meinen ihren Kamis oder Göttern keine größere Ehre erweisen zu können, als wenn sie ihnen recht seltsame Gegenstände zur Opfergabe darbringen. In diese Klasse von Raritäten gehören auch die Seejungfern oder Sirenen, welche 1822 und 1823 zu Paris und London gezeigt wurden, und über welche 1852 wieder viel die Rede gewesen ist, als der berüchtigte Marktschreier Phineas Taylor Barnum in Neuyork eine derartige Sirene ausgestellt hat, die er für ein bei den Fidschi-Inseln gefangenes Wesen ausgab.*) Die Japaner verfertigen dergleichen aus dem Kopf eines Affen und dem Schwanz eines Fisches, welchen die Holländer „Jakob Everts“ nennen; das Fabrikat wird mit einer so außerordentlichen Geschicklichkeit zusammengestellt, daß auch ein scharfes Auge keine Naht gewahren kann. Jene Seejungfer, welche in Neuyork so großes Aufsehen machte, war von den Holländern in Japan erstanden worden. Ein amerikanischer Kapitän kaufte sie 1822 in Batavia und brachte sie nach London, wo sie für Geld gezeigt wurde. Jetzt steht sie im naturwissenschaftlichen Museum zu Boston; es gibt aber auch noch eine Anzahl ähnlicher Exemplare, von denen sich eins im Haag befindet. Um das Publikum zu täuschen, wurde eine Fabel in Umlauf gesetzt. Ein armer Fischer, Namens Simbe, habe die Sirene an der Nordküste von Japan in der Landschaft Katsa im Netze gefangen; sie habe nur kurze Zeit gelebt, aber vor ihrem Tode prophezeit, daß man zehn Jahre hintereinander reiche Ernten hoffen dürfe; dann aber werde eine Seuche das Land heimsuchen, der aber Jeder entgehen könne, welcher im Besitz der Seejungfer selbst oder wenigstens einer Abbildung derselben sei. Diese Mähr fand in Japan vielfach Glauben; die Leute drängten sich herbei, um eine solche Abbildung zu bekommen, und der angebliche Fischer wurde ein reicher Mann. Andere Spekulanten verfertigten andere Wunderthiere, zum Beispiel menschliche Gestalten mit zwei Köpfen, Menschen, welche den Kopf am Bauche hatten, Figuren mit Teufelsköpfen, Drachen mit zwei Köpfen, und dergleichen Ungeheuer mehr.

Vornehme Leute, welche einen Tempel besuchen, lassen dort gewöhnlich irgend eine Rarität als Gabe zurück; Viele schenken Räuchergefäße, alte Münzen, gedruckte Bilder, Waffen oder Naturalien; Andere geben Geld, damit die Priester irgend eine Merkwürdigkeit dafür kaufen. Der Europäer erstaunt über die gewaltige Größe der Glocken, die häufig mit schönen gegossenen Basreliefs verziert sind, sie haben aber keinen Klöppel, sondern werden mit einem Holzstabe horizontal von außen angeschlagen. Der Klang ist gewaltig. Diese Glocken bestehen gleich den Gongs und Tamtams der Chinesen aus einer eigenthümlichen Metallmischung, die zu zerbrechlich ist, als daß man sich bei ihnen der Metallklöppel bedienen dürfte.

Außer den Tempeln sind auch die Paläste reich ausgeschmückt; aber hier sind die Schmucksachen und Zierrathen von einer durchaus andern Beschaffenheit. Vor allen Dingen fehlen niemals Wandschirme mit Gemälden, welche Schlachten und heilige Stätten der Vorfahren darstellen; auch wird auf denselben die Chronologie eines Herrscherstammes oder einer angesehenen Familie verzeichnet; eine Sammlung von Waffen und Harnischen würde kein wohlhabender Mann entbehren mögen, sie bildet den Hauptschmuck des Rittersaales, falls dieser Ausdruck erlaubt ist. In anderen Zimmern ist die Bibliothek aufgestellt, welche insgemein auch Stammbäume edler Familien und deren Geschichte enthält; der Besitzer legt viel Werth darauf, daß dergleichen Manuskripte Meisterwerke der Kalligraphie bilden. In einem besondern Gemache stehen alte lackirte Geräthschaften, die man in jeder Hinsicht für werthvoller hält als dergleichen aus neuerer Zeit, und es ist allerdings richtig, daß die Arbeit an jenen den Fabrikaten der spätern Zeit bei weitem vorzuziehen ist. Bei uns in Europa finden die japanischen Lackarbeiten mit vollem Recht großen Beifall, sie gehören aber fast ohne Ausnahme nur Waaren geringerer Klasse an, während die vorzüglichsten Arbeiten im Lande zurückbleiben. Nur dann und wann haben die Holländer auf der Reise von Nagasaki nach der Hauptstadt lackirte Prachtstücke zum Geschenk erhalten, die sich in der Sammlung des Königs der Niederlande im Haag befinden.

Auf besondere Prunktafeln stellt man metallene Blumenvasen, Räucherbecken und Holzschnitzereien, die gleichfalls allesammt um so höher geschätzt werden, je älter sie sind. In einem solchen Gemach befindet sich kein anderes Stück Hausgeräth. Im Uebrigen sind die Zimmer sehr einfach, und die Liebhaberei zum Sammeln beschränkt sich auf die oben angegebenen Gegenstände, von denen leider Manches durch die im Lande so häufigen Feuersbrünste verloren geht. Man zieht solche Dinge vor, die sich im Nothfalle leicht fortschaffen lassen, zum Beispiel Gemälde und Münzen. Von diesen letzteren wird besonders ein Stück gesucht, welches die Japaner Hanrio nennen, und das sie für ihre älteste Landesmünze halten. Klaproth weist aber aus dem Buch Fookouma Siriak oder „Abhandlung über den Ursprung der Reichthümer in Japan“ nach, daß erst im Jahre 683 unserer Zeitrechnung Kupfermünzen in Japan geprägt worden seien; vor dieser Zeit habe Japan nur Tauschhandel gehabt. Dagegen versicherten die Landeseingebornen Herrn Fisscher, die Hanrios seien neunzehnhundert Jahre alt. Ist das der Fall, so sind sie chinesischer Herkunft. Der Aberglaube legt den alten Kupfermünzen wunderbare Eigenschaften bei; sie sind als Talismane wirksam. Wer solch ein Amulet trägt, kann in der Schlacht nicht verwundet werden und auf See keinen Schiffbruch leiden, auch bewahren sie nicht nur vor Seuchen und Schlangenbiß, sondern sogar gegen Verarmung. Man trägt sie an einer Schnur um den Hals

*) The life of P. T. Barnum, written by himself. Neuyork 1855, S. 233, 599. A.

und bezahlt sie mit hohem Preise, ja nicht selten wiegt man sie mit Gold auf.

Alte Gold- und Silbermünzen sind äußerst selten, vor allen die Obang, von länglich runder Form, die 6 Zoll lang und 4 Zoll breit sind, und somit fast die Größe einer Hand haben. Man kann sie weniger als Münzen, denn als Medaillen betrachten, auch werden sie ausschließlich für den Kaiser geprägt, der sie als Geschenke an solche Männer vertheilt, welche dem Staat wichtige Dienste geleistet haben. In diesem Falle wird von einem dazu besonders ermächtigten Beamten ein besonderes Schriftzeichen auf dem Obang angebracht, das allemal zu erneuern ist, wenn es sich etwa im Fortgange der Zeit abgegriffen hat. Durch Verleihung eines solchen Obang aus den Händen des Kaisers wird nicht nur der Empfänger hoch geehrt, sondern die Auszeichnung wirft auch einen Glanz auf dessen Familie; sie wird ähnlich angesehen wie in Europa die Ertheilung eines Verdienstordens. Bei festlichen Gelegenheiten holt der Inhaber den Obang hervor und zeigt ihn seinen Gästen. Es mag hier bemerkt werden, daß die Japaner numismatische Werke besitzen; eines derselben hat der Fürst von Tamba verfaßt, und er beschreibt in demselben eine von ihm angelegte Sammlung europäischer Münzen. Der Kaiser hat, man kann wohl sagen ganze Magazine, die voll sind von Kostbarkeiten und Raritäten; er läßt die Sachen, nachdem sie einige Zeit für den Hof zur Schau ausgestellt sind, in zierlich gearbeitete Kisten und Kasten verpacken, und sie kommen dann nur ausnahmsweise wieder ans Tageslicht.

Auch seltene Naturalien werden theuer bezahlt, vor allen Dingen Fossilien und überhaupt Dinge, welche man tief aus der Erde hervorgegraben hat. Japan ist ein vulkanisches Reich, es hat mehr als ein Pompeji oder Herculanum; eine Menge von Tempeln sind durch Fluten, vulkanische Ausbrüche oder Erdbeben zu Grunde gegangen und werden gelegentlich, nach Verlauf von Jahrhunderten, wieder entdeckt. Dergleichen Aufgrabungen sind allemal glückliche Ereignisse für die Raritätensammler, welche insbesondere die Antiquitäten aus dem Tempel Kiomisi hochschätzen. Dasselbe ist der Fall mit Ueberresten der vorweltlichen Flora und Fauna. Die Japaner haben Sagen von einer großen Flut. Ihre Chronik enthält sichere Angaben freilich erst über die Zeit nach Sinnu Tenno's Regierung; was sie aber von einer allgemeinen Ueberschwemmung des Landes erzählt, ist sehr wahrscheinlich. Steinen und überhaupt Mineralien, Muscheln, Stücken Holz und überhaupt Gewächsen von eigenthümlicher Gestalt geben sie durch künstliche Nachhilfe gern eine möglichst phantastische Form, und je monströser ein Ding aussieht, um so werthvoller und hübscher erscheint es ihnen. Einen alten kupfernen, mit Beulen bedeckten Theekessel ziehen sie dem werthvollsten und geschmackvollsten Silberservice vor, wenn das letztere neu ist.

Overmeer Fisscher erzählt, daß er sah, wie angesehene Männer Kleider trugen, die über 50 Jahre alt waren. Sie bestanden aus sogenanntem Taffachelas, einem ginghamartigen Leinengewebe, das in Bengalen verfertigt wird, aber ehemals von viel besserer Qualität war als gegenwärtig. Man versicherte ihn, daß in Jeddo noch dergleichen Stoffe aufbewahrt werden, welche die Holländer in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts nach Japan gebracht. Die Japaner kennen den raschen Wechsel der Mode nicht und halten dafür, daß auch bei Kleiderstoffen allemal das Alte weit besser sei als das Neue. In dieser Beziehung kann man ihre Meinung nicht als eine eigensinnige bezeichnen, weil sie seit Jahrhunderten Muster von allen möglichen Gegenständen sorgfältig aufbewahrt haben. Diese vergleichen sie mit den neueren Artikeln, und die Europäer haben deshalb alle mögliche Ursache, auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen; die Japaner kaufen keine schlechte Waare.

Zu den Alterthümern rechnen die Japaner auch das Kameh oder Schildpat und den Matsi oder Tannenbaum. In der Zucht und Pflege dieses letztern haben sie eine bewunderungswürdige Vollkommenheit erreicht; sie haben zum Beispiel in ihren Gärten Tannenbäume, die weit über hundert Jahre alt sind, in Töpfen stehen; während der Stamm verknorrt und verkrüppelt erscheint, ist das Wachsthum der grünen Nadeln ungemein üppig, und doch hat der ganze Baum eine Höhe von nur etwa drei Fuß, und breiter ist auch sein Gezweig nicht. Und im Gegensatz zu diesen verkünstelten Zwergbäumen stehen neben manchen Tempeln Riesentannen von ungeheuerer Größe, die gleichfalls ungemein sorgfältig gepflegt werden. Man bindet von Anfang an die Zweige auf Stangen, die etwa acht Fuß über der Wurzel in horizontaler Richtung laufen; der Baum gewinnt nach und nach an Breite und bildet im Fortgange der Zeit ein schattiges Dach von nicht weniger als dreihundert Fuß Durchmesser. Der Japaner zieht einen verkrüppelten Baum, wenn er nur seltsam und abenteuerlich aussieht, dem schönsten schlanken Stamme vor, und irgend eine Rarität, welche die See ans Land wirft, oder ein ordinärer Stein von abenteuerlicher Form ist ihm lieber als ein werthvoller Edelstein; man versteht, beiläufig bemerkt, das Schleifen der letzteren nicht, und Juwelen werden nur gering geschätzt.

An die Stelle unserer Diamanten und Edelsteine tritt bei den Japanern ein eigenthümliches Kunstwerk, das sie Sjakfdo nennen. Sjakfdo sind kleine Dosen oder verzierte Platten von Gold und Silber. Der Grund ist gewöhnlich schwarz und besteht aus einer Vermischung von Gold mit Kupfer oder Eisen; die Figuren werden aus einem beliebigen Metalle roh eingetrieben oder auch mit großer Sorgfalt gravirt. Die Farben, welche man in Europa durch Emailarbeit hervorbringt, erhält man bei Sjakfdoarbeiten durch die Zusammenstellung verschiedenfarbiger Metalle. Proben dieses Schmucks sind in Genf genau untersucht worden, und die dortigen Sachkenner haben erklärt, daß dieser Industriezweig in Europa noch durchaus unbekannt sei. Die Muster selbst sind in der Regel klein und einfach. Hauptsache ist die geschmackvolle Arbeit. Mit Sjakfdo's legt man den Handgriff oder die Stoßplatte der Säbel ein; man verziert mit ihnen die Schlößchen an den Brieftaschen oder die Gürtelhaken, und je nach dem Alter oder der Güte der Arbeit wird solch ein Kunstwerk mit hunderten und tausenden von Gulden bezahlt. Es gibt übrigens auch nachgemachtes Sjakfdo, das man indessen leicht erkennt, weil bei einer solchen falschen Platte die Figuren gegossen oder getrieben, und im Feuer gefärbt worden sind. Von echter Waare geht selten etwas außer Landes, weil die Japaner selbst höhere Preise dafür bezahlen, als ein Europäer, der an solchen Raritäten keinen Geschmack hat, dafür bewilligen würde. Es ist dasselbe Verhältniß wie mit manchen Gegenständen, die wir mit Gold aufwiegen; während der Japaner, dessen Geschmacksrichtung von der unsern in so vielen Dingen verschieden ist, dafür keinen Thaler geben würde.

Die japanischen Küsten sind reich an Schaalthieren und auch die Perlenauster kommt häufig vor, namentlich in der

Landschaft Omura, deren Fürst Perlen von ganz ungemeiner Größe besitzt. Doch werden alle Perlen hoch im Preise gehalten, entweder weil sie nicht gerade häufig oder die Gewinnungskosten, z. B. Arbeitslohn für die Taucher, zu hoch sind. Der Kaiser hat sich von den Holländern eine Taucherglocke ausgebeten, die ihm auch aus Europa zugeschickt wurde. Kleinere Perlen werden zerstampft und als ein, wie die Japaner glauben, blutreinigendes Arzneimittel angewandt, aber natürlich nur von reichen Leuten; rothe Perlen kommen viel seltener vor als weiße.

Ueberall in Japan gibt es Antiquitätenhändler und Raritätenkrämer, die sehr belangreichen Umsatz machen. Sie verkaufen nicht nur die oben erwähnten Gegenstände, sondern auch lebendige Thiere, namentlich allerlei Vögel, Hunde, Katzen, Grillen, Hirsche, Rehe, junge Bären, weiße Mäuse, Streithähne, Zwerghühner, Enten, Kaninchen, seltene Blumen, Sämereien, Muscheln und Mineralien. Dergleichen Magazine findet man jedoch hauptsächlich nur in den großen Städten mit Allem reichlich versehen, z. B. in Jeddo, Miaco und Osaeca. Meylan sah ein Arzneikästchen von 6 Zoll Höhe, 4 Zoll Breite und 1½ Zoll Tiefe, in welchem ein Tannenbaum, ein Bambus und ein Pflaumenbaum wuchsen. Diese Rarität wurde mit 400 Kobangs, also mit 1200 holländischen Gulden bezahlt.

In den russischen Ostseeprovinzen.

Von Memel nach Riga und Dorpat.

Von **Max Rosen.**

II.

Noch einmal Mitau. — Der Weg nach Riga. — Deutsches Bürgerthum in der alten Hansestadt. — Nach der Universitätsstadt Dorpat.

Man kann es den Kurländern nicht verdenken, wenn sie aus ihrer einförmigen Heimat sich nur zu gern hinaussehnen und nach Deutschland, Frankreich, Italien und Gott weiß wohin reisen; aber gänzlich von der Heimat sich losszureißen vermögen sie nicht; denn alle kennen einander, sind mit einander verschwägert und vervettert und nennen sich darum auch nie mit den Familiennamen, sondern stets mit dem Namen ihrer Besitzungen. Das ganze Land ist wie eine Stadt, deren Häuser nur der Zufall mehr oder weniger auseinander gelegt hat. Das Familien- und Coterieinteresse ist das einzige, welches sich auf den kurischen Flächen so allgemein entwickelt hat, wie die Fichten- und Tannenwälder.

Aber zurück auf Mitau selbst! Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat aber meistens nur hölzerne Häuser. Ueber die Aa führt eine Schiffsbrücke. Der Fluß wimmelt voll schmutziger Lithauer-Kähne, welche anzuschauen sind wie wunderbare riesige Fischleiber. Der Obertheil eines solchen Kahnes ist mit Holz überwölbt, und aus einem Loche dieses ungeschlachten Dinges kriechen schlottrige Menschen hervor



Auf dem Eise der Düna. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

mit schmutzigen blauen Kleidern und holpriger Sprache, Lithauer. Nur selten erscheint ein oberländisches Boot mit seinen grau gekleideten Letten. Noch aus der Leibeigenschaftszeit her haben sie die leidenden Gesichter bewahrt und die furchtsam verstohlenen Gebärden; von noch älterer Zeit her aber die mongolische Gesichtsbildung. Zwischen durch huschen schmutzige Juden, das traurigste Ueberbleibsel polnischen Regiments im Lande, in langen, zerrissenen Röcken, mit ewig gestikulirenden dürren Armen und ewig plapperndem Munde, immer anscheinend beeinträchtigt und immer in Wahrheit betrügend. — Eines der ansehnlichsten Gebäude der Stadt ist das Gymnasium illustre mit einer Bibliothek von 26,000 Bänden und einer Sternwarte. Den regen Sinn der Kurländer für geistige Interessen bezeugt die im Jahre 1816



In einem livländischen Dorfe. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

ließ derselben einen großen Theil ihrer von bedeutenden Männern und Frauen empfangenen Briefe. Jenseits der Aabrücke steht das herzogliche Schloß, bestehend aus einem großen Hauptgebäude und zwei Flügeln. Den Bau desselben begann 1739 der bekannte Biren, welchen die Kurländer 1737 auf seiner Gönnerin, Kaiserin Anna, Geheiß zu ihrem Herzoge gewählt hatten. Jetzt befinden sich in ihm russische Bureaus. Auf der breiten Landstraße, welche der Kaiser dem kurischen und livischen Adel erbaut hat, galoppirt man schnurstracks auf Riga zu. Aber traurig muthet alles Land das fremde Auge im Vorüberfahren an. Zur Rechten Sumpfgelände und Haidegrund, Krüppelfichten und isolirte Tannen, dahinter schwarzgrüner Waldsaum; zur Linken kein Unterschied, nur der Schwarzwald näher; vorwärts



Eine Brücke bei Wolmar in Livland. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

gestiftete kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau, welche in ihrem Provinzial-Museum eine nicht unbedeutende Sammlung von Naturalien, Gemälden, Münzen und Alterthümern besitzt und ihre Schriften durch den Druck bekannt macht. Elise von der Recke hinter-

geht Weg und Blick in ein Waldmeer; rückwärts endet Blick und Pfad, an Sumpf und Haide vorüberstreifend, ebenfalls in dunkle Forste. Das ist das Land der lichten Birken und der blonden Kurländer, der dunkeln Fichten und der grauen Letten. —

Hier schleicht Nachts der Wolf durch die Landschaft; hier trabt noch das riesige Elenn im dichten Tann; hier lauert der Luchs in den Zweigen der Fichte auf Beute und über den Wäldern hin, durch der Bäume Wipfel, schwirrt der schillernde Auerhahn, das stahlblaue Birk- und braune Haselhuhn; Nachts aber ertönt das schaurige Gekrächze des Kranichs und der Rohrdommel, während der schwarze Storch und aschgraue Reiher hoch in den Lüften schweben. Und noch ist es kein Jahrhundert her, da lagerte auch der Bär, brummend und an seinen Tatzen saugend, hier im Dickicht. Aber von all diesem Thierleben gewahrt man natürlich im Vorübersausen nichts; todtenstill und einsam erscheinen Wald und Moor. Nur höchst selten taucht ein kleines Haus oder deren ein Paar, grau wie die Baumstämme und ohne Schornstein, aus den Bäumen hervor, und Menschen sieht man hier meilenweit nicht. Noch viel seltener blickt ein Landhaus hinter einer zwergartigen Obstbaumgruppe hervor, wie der halbvergessene Anbau eines in dieses Waldmeer Verirrten. Sogar die Felder verstecken sich hinter dem wüsten Laude der nächsten Umgebung und selbst die Heerden verbergen sich in das undurchdringliche Dunkel der Waldung. Solche Todteneinsamkeit erblickend, begreift man auch, warum die kleinen Pferde an den kleinen Wagen der kleinen grauen Letten sich alle auf der großen Straße zusammengedrängt haben und so eilig vorüberjagen; sie alle suchen so schnell wie möglich der öden Landeinsamkeit zu entfliehen und wieder unter Menschen zu kommen. Gott aber mag wissen, was in Kur- und Livland diese Letten verführt hat, sich so einzeln und isolirt in der weiten Ebene anzubauen, als fürchte Einer des Andern Berührung. Wenn dann plötzlich einmal die Landstraße lebhaft wird, erwartet man mit Gewißheit, jetzt kommt ein Dorf oder ein Städtchen; aber mit Nichten; immer weiter galoppiren die armen Pferde durch die Wald- und Sumpfeinsamkeit, bis plötzlich die Bäume enden und Riga vor uns liegt. Im sausenden Galopp geht es über die Dünabrücke, deren Geländer durch anliegende Schiffe gebildet wird; fort geht es über das holprige Pflaster, und auf dem Residenzplatze wirbelten eben die Trommeln einen Zapfenstreich, von den wilden Zigeunertönen der Querpfeife begleitet, als ich im Hôtel zur Stadt Petersburg abstieg. Noch später klang von Viertelstunde zu Viertelstunde der lang ausgehaltene melancholische Anruf der Wachtposten von der Hauptwache und von den Wällen und Casematten der Stadt volltönig herüber über die schlafenden Häuser in die weiten Zimmer meines Gasthauses hinein; sonst nicht das mindeste Geräusch; die Stadt hat am Tage zu laut gelebt und muß des Nachts ausruhen.


Livländische Bauern in Wintertracht. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Der Unterschied zwischen Riga und Mitau ist groß, und eben in dieser Verschiedenheit offenbaren beide Städte ihren innersten Charakter. Riga ist Handels- und Kaufmannsstadt, das zeigt die Düna, auf deren Flut finnische Schooner, solide schwedische Kauffahrer und Schiffe fast aller nordeuropäischen Nationen flaggen; dabei ist Riga ursprünglich deutsch, ehemalige Hanseatin, uralt, von bremer Schiffern gegründet (welche auf ihrer Fahrt nach Wisby, auf der Insel Gothland, an die Mündung der Düna verschlagen wurden), durch sich bestehend, eine Bürgerstadt. Die eigentliche Stadt hat daher denn auch ganz das Aussehen einer alterthümlich deutschen Stadt, mit überaus engen Straßen und Nebengäßchen; sie ist von Wällen und Bastionen, mit einer Citadelle umgeben und liegt größtentheils auf dem rechten Ufer der Düna, eine Meile von deren Mündung in den Golf der Ostsee. Das Schloß war ehemals Sitz der livländischen Heermeister des deutschen Ordens und beherbergt jetzt die Gouvernements-Behörden. Vor demselben steht auf einem hübschen Platze eine Granitsäule mit einer vergoldeten Victoria, einem Geschenk Alexanders aus dem Jahre 1814.

Riga hat drei Vorstädte, von denen zwei, die petersburger und moskauer, auf der rechten Seite der Düna hinter der Stadt liegen, während die dritte auf dem linken Ufer erbaut ist; sie nehmen einen größern Raum ein, als die Stadt selbst und sind regelmäßig angelegt. Die anziehendsten Punkte bildet das Dünaufer an der Stadtseite, wo die Schiffe befrachtet und ausgeladen und die Wochenmärkte gehalten werden, nebst der Schiffbrücke, welche in einer Länge von 800 Schritten über den Strom

geschlagen ist; sie gewährt den interessantesten Spaziergang, welchen man in Riga haben kann, insofern unmittelbar längs der Brücke flaggende Schiffe aus allen Weltgegenden in langen Reihen aufgepflanzt sind. Außerhalb der Stadt wird vorzüglich die Esplanade und der schon von Peter dem Großen angelegte „kaiserliche Garten“ viel besucht. Im Ganzen aber ist die Gegend reizlos, flach, ja sandig. Nach der Mündung des Stromes hin erheben sich wahre Sandhügel. Gleichwohl scheuen die wohlhabenden Städter weder Mühe noch Kosten, um ihre Landsitze in der Nähe der Stadt auf das Freundlichste auszustatten.



In der Umgegend von Dorpat. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Der Sinn für Verschönerung und Erheiterung des Lebens ist den baltischen Deutschen eigen; daher fehlt es hier nicht an Gelegenheit zu geselligen Freuden, und Theater und Concerte erfreuen sich eines guten Rufes. Auch hängt damit die hier allgemein herrschende Gastlichkeit zusammen, die dem Deutschen im fremden Lande so wohl thut. Bekannt ist ferner der Wohlthätigkeitssinn der Rigaer; eine Menge von Vereinen und Anstalten legt dafür Zeugniß ab. Von den 65,000 Einwohnern wohnen in der Stadt vorzugsweise Deutsche, in den Vorstädten Russen. Der Handel ist bedeutend. Insbesondere werden Flachs, Hanf, Lein- und Hanfsaat, Holz, Talg und Getreide ausgeführt, welche Rohprodukte aus den oberen Dünagegenden auf flachen Kähnen (Wittinnen), die man nachher zerschlägt und als Holz verkauft, zur Stadt gebracht. Der Werth dieser transportirten Produkte wird jährlich auf mehr als 30 Mill. Rubel angeschlagen.



Reiter auf dem Land in Kurland. (Nach einer Zeichnung von d'Henriet.)

Der Strich Livlands, welcher in nordöstlicher Richtung nach St. Petersburg zu hinläuft, hat im Ganzen die Beschaffenheit des Bodens mit Kurland gemein. Auch ist hier wie dort der Adel, die Geistlichkeit und die Mehrzahl der Stadtbewohner deutschen Stammes, die Zahl der Juden ist gering. Den Haupttheil der Bevölkerung bilden im Norden die Esthen, im Süden die Letten. Der eigentlichen Liven, welche finnischen Ursprungs sind, ist nur noch eine geringe Anzahl.

Bei Hilchenfähr wird die livländische Aa passirt, welche der Größe nach Livlands zweiter Fluß ist. Unfern der kleinen Stadt Wenden liegt die schönste Gegend Livlands, die man wohl stark euphemistisch die „livische Schweiz“ nennt.

In einem etwa 100 Fuß tiefen Bergkessel liegt recht angenehm die freundliche Universitätsstadt Dörpt oder Dorpat (russisch Jurgef) am Embachflüßchen, das in den Peipussee fließt. Diese altersgraue Stadt, die in den Kämpfen zwischen Rußland, Schwertrittern, Polen und Schweden viel u. mehr noch durch zwei Brände im vorigen Jahrhundert gelitten hat, besteht aus der eigentlichen Stadt und zwei Vorstädten. Sehenswerth ist die alte steinerne Brücke über den Fluß, das schöne, große Universitätsgebäude und der Dom auf einer ehemals befestigten Anhöhe, eine zum Theil wiederhergestellte Ruine, in welcher die Universitätsbibliothek eine sehr zweckmäßige Aufstellung gefunden. Dorpat war ehedem auch als Handelsstadt von Bedeutung; sie bildete die Vermittlerin des Handels zwischen dem innern Rußland und der Ostsee und gehörte deshalb mit zur Hansa. Ihre neuere Erhebung datirt aus der Zeit der zweiten Katharina. Noch merkwürdiger als das Schicksal der Stadt ist das ihrer Universität, die ihren Ursprung Gustav Adolf verdankt; ihre gegenwärtige herrliche Ausstattung gab ihr Alexander I. Sie ist zwar zunächst nur für die drei Ostsee-Provinzen bestimmt u. nähert sich daher in ihrer innern Einrichtung unter allen russischen Universitäten noch am meisten den deutschen Vorbildern, allein ihre Bedeutung geht weit über diesen Kreis hinaus. Es studiren nicht allein fortwährend auch Russen hier, sondern es gibt auch unzählige durch sie gebildete Gelehrte und Beamte über alle Theile des großen Reiches zerstreut, welche die Elemente deutscher Bildung weithin verbreiten. Aber auch auf andere Weise bildet Dorpats Universität neben St. Petersburg die Vermittlerin zwischen Deutschland und Rußland. Nächst Moskau ist sie zugleich die frequenteste russische Universität; sie zählt 600 Studirende und über 80 Lehrer. Reich ausgestattet ist das astronomische Observatorium, lange Zeit von Struve dirigirt. Wer hätte nicht von dem Frauenhofer'schen

Riesen-Refractor gehört! Und als besondere Eigenthümlichkeit der Universität muß noch das sogenannte „Professor-Institut" erwähnt werden. Es besteht nämlich die Einrichtung, daß junge Russen, welche Fähigkeiten und Neigung zeigen, auf Kosten der Regierung hier studiren, mit der Bestimmung, einst als Professoren sich da verwenden zu lassen, wo es die Regierung für passend findet. Gewöhnwerden diese sogenannten Kronstudenten zur Vollendung ihrer Ausbildung noch auf auswärtige Universitäten geschickt, namentlich nach Berlin. Die russische Regierung sah sich zu dieser Maßregel dadurch veranlaßt, daß einheimische, wie fremde Gelehrte sich nur ungern im Innern Rußlands, namentlich in den kleineren Provinzialstädten des Reiches anstellen ließen, weshalb an vielen russischen Hochschulen und Gymnasien das Lehrerpersonal unvollständig blieb.

Einblicke in den osmanischen Orient.

Mesopotamien und Bagdad.

II.

Die Häuser und ihre innere Einrichtung. — Kellerwohnungen, Verandahs und der Rossi. — Bauweise der arabischen Maurer. — Die Umgebungen der Stadt; Gärten. — Der Nimrodthurm und die nackte Wüste. — Klimatische Verhältnisse; Hitze und Krankheiten; die Aleppo-Pustel. — Die Tiefländer am Euphrat alter Meeresboden. — Erdpech und türkische Volkswirthschaft. — Datteln und andere Nahrungspflanzen.

Die Straßen von Bagdad sind unregelmäßig und nicht gepflastert. Die Häuser der Privaten, große und kleine, erscheinen dem Ankömmling als wahre Muster von Allem, was die menschliche Einbildungskraft an Unzweckmäßigem und Unbequemlichem erfinden kann. Sie sind offenbar einzig in der Absicht gebaut, sich und seine Familie, namentlich aber die schönere Hälfte des menschlichen Geschlechts, hermetisch von der Außenwelt abzuschließen. Die Christen, welche die mohammedanischen Sitten nicht immer billigen mögen, müssen sich ihnen nichtsdestoweniger aus Furcht vor Aufruhr, Raub und Mord fügen. Solch ein Haus ist eine Art von oben offenem Kasten aus Ziegelsteinen. Die vier äußeren Mauern ragen mit verzweifelter Einförmigkeit an den Nachbarhäusern und auch an den Straßen empor — nichts als gelbgraue Ziegel und Lehm — und zeigen im allgemeinen nirgends Fenster oder auch nur Luftlöcher. Erst in der allerneuesten Zeit, als ein Zeichen der andringenden Civilisation, wagen es einige Freigeister, Fenster und Erker nach Außen anzulegen, eine Einrichtung, die früher nur bei den Selamliks, der Abtheilung für die Dienstboten und zum Empfang männlicher Besucher, in türkischen Häusern bestand. Gewöhnlich ein hölzerner Vorbau im zweiten Stockwerk, breit genug, um eine Ottomane anzubringen. Andere Verschiedenheiten als diese ausnahmsweise Neuerung hat äußerlich kein Gebäude vor dem andern aufzuweisen, es sei denn die Größe und die mehr oder minder sorgfältige Construktion. Wird Einem nun auf Anklopfen die massiv gearbeitete Thür eines Hauses von mittlerm Umfang aufgemacht, so tritt man durch einen düsteren engen Gang in den innern rings von den verschiedenen Piecen umgebenen Hofraum. Dies ist ein viereckiger mit gelben Ziegelplatten belegter ebener Platz, der, wie auch das ganze Haus, Hau'wsch genannt wird. Manchmal ziert ihn in seiner Mitte ein Miniaturgarten, aus dem sich einige duftlose Blumen, ein Orangenstrauch und vielleicht eine kleine Gruppe Dattelpalmen emporheben. Auch überschattet wohl ein einsamer immergrüner Laubholzbaum mit unansehnlichen Steinfrüchten, der Nabuk, das Innere.

Dies sind in der eigentlichen Stadt fast die einzigen Spuren von Gärten; die Einwohner lieben sie selten, weil sie erstens, wegen der Bewässerung durch Zuträger, umständlich und kostspielig sind, und zweitens dadurch das geflügelte Geschmeiß, besonders die Fliegen, Mücken und Wespen, angezogen wird. Der Hof wird unmittelbar durch den Unterbau eingefaßt. Die äußere Bekleidung desselben besteht in den besseren Wohnungen aus glatt behauenen durch Gypsmörtel verbundenen Ziegeln, welche, um graziös zu erscheinen, Nischen im runden und im spitzen Bogenstyl bilden. Hier befinden sich gemeiniglich auf zwei Seiten die Küche, das Bad, verschiedene Gelasse für Vorräthe und ein Appartement für die Dienerschaft, auf den beiden anderen ragen die oberen Theile der Wohnkeller, Serdab genannt, mit ihren von Holzrosten verschlossenen breiten gewölbten Oeffnungen in den Unterbau hinein. Diese Keller, deren jedes Haus einen bis drei besitzt, dienen im Sommer als Aufenthaltsort, weil man es bei der Höllentemperatur von 40° R. im Schatten nicht gut auf der Erdoberfläche aushalten kann. Man steigt 10 bis 20 Stufen unter den Boden hinab; je tiefer um so kühler erscheint das Souterrain, aber es ist auch dann, wie man behauptet, um so ungesunder. Kreuzgewölbe mit Pfeilern oder auch einfache Tonnengewölbe im maurischen Geschmack, so zierlich wie möglich mit Gyps und Backsteinen aufgeführt, decken den Serdab; unten ist er mit Fliesen gepflastert, und in der Seite befinden sich einige kaminähnliche Luftabzüge, welche bis zu der Terrasse hinaufsteigen, dort in Windfängen enden und den Zweck haben, die Ventilation zu unterhalten. Zuweilen leitet man dieselben auch unterhalb des Serdabs über Brunnenwasser oder bedeckt sie oben mit feinem Dorngesträuch, das man beständig anfeuchtet, wodurch man frischern Zugwind erhält. Auch der Brunnen ist im Unterbau angebracht. Das Wasser jedoch, von widerlichem, bittersalzigem Geschmack, ungenießbar, wird lediglich zum Besprengen des Hofes verwendet. Das Wasser zum Waschen, Kochen und Trinken bringen die Sakkas in Schläuchen auf Eseln aus dem Tigris herbei, oder man empfängt es aus den durch Pferdearbeit gespeisten Röhrenleitungen, wofür man dem Wakuf (Moscheengut) jährlich eine bestimmte Summe entrichtet.

Den obern Rand des Unterbaus krönt eine gedrechselte Balustrade; auf seiner obern ebenfalls bepflasterten Fläche bildet er eine mehr oder minder breite Veranda, zu der man durch eine gemauerte Treppe hinaufsteigt. Das über die Zimmer hinausgebaute, von hölzernen Pilastern getragene, unten nach arabischer Weise ausgetäfelte Dach bedeckt dieselbe und endet in Spitzenzierrath.

Von der Veranda, dem Stolz der Bagdader, tritt man in die nebeneinander gereihten Stuben, welche unter sich nicht im Zusammenhang stehen, sondern von denen jede nach dem Hofe zu ihre besonderen Fenster und Thüren hat. In der Mitte von jeder der vier Seiten, aus denen auch das obere Stockwerk besteht, wölbt sich eine offene, mit Nischen und schlechter Arabeskenmalerei ausgeschmückte, meist durch einen großen gesteppten Vorhang verschließbare Halle, der Eiwe genannt, wo der Eingeborne, auf Baumwollenkissen gelagert, seine Frühlings- und Herbsttage hinzuträumen pflegt. Sie erinnert an den Beduinen, der sein Zelt auch im Schooße eines ansässigen Lebens nicht ganz vergessen mochte. Der Rossi ist ein anderes an seiner Front mit Tafelwerk, bunten Gläsern und größeren zum Aufschieben eingerichteten Läden versehenes Gemach; dasselbe wird bei etwas niedrigerer Temperatur als der Eiwe bewohnt. Die eigentlichen Zimmer empfangen Luft und Licht aus zwei Reihen übereinander stehender Fenster ohne Scheiben und Rahmen. Die oberen kleineren sind spitz zugewölbt, die unteren dagegen bilden Rechtecke. Sie sind nach Außen durch ein Gitterwerk aus kleinen in Arabesken zusammengefügten Holzstückchen, nach Innen durch gewöhnliche Läden verschlossen. Statt der letzteren haben die oberen Fenster oft bunte Scheiben. Die Räumlichkeiten sind meist sehr hoch, doch entbehren sie der Zugluft. Nischen, Simse und Cornischen bilden gemeiniglich den einzigen Schmuck der weißgetünchten Wände, dann und wann jedoch trifft man darauf die ungeschickten Fresken eines einheimischen Künstlers und eingemauerte prismatische Spiegel an.

Der Fußboden ist nie gedielt und selten bepflastert, vielmehr aus gestampfter Erde hergestellt. Darüber breitet man zuerst Schilfmatten und dann jene weltberühmten köstlichen persischen Teppiche aus, die, wie es die Sitte des Landes will, aus einem Mittel- und zwei schmäleren Seitenstücken von anderm Dessin zusammengesetzt werden. Dielen würden dem zahlreichen, oft giftigen Ungeziefer Herberge bieten. Glücklicherweise kennt man in Bagdad — wer weiß es nicht zu würdigen! — die Plage der schlafsuchenden Menschheit, die Wanzen, nicht.

Kein Haus besitzt mehr als ein über den Unterbau aufgeführtes Stockwerk. Von hier aus steigt man auf das flache, auswärts durch eine 10 Fuß hohe Randmauer, innen durch eine Balustrade umfaßte Dach. Seine Regendichtigkeit erlangt es durch eine auf Schilfrohr und Matten ausgebreitete mit Häcksel vermischte starke Thonlage, die auch wohl mit Ziegelplatten belegt ist. Diese Terrasse ist ein höchst wichtiger Abschnitt der Wohnung, denn, während man den größten Theil des Tages in den oben beschriebenen Serdabs zubringt, schläft man auf ihr Nachts sechs Monate hindurch unter freiem Himmel. Das obere Stockwerk ist nur bei den Wohlhabenderen mit Mörtel beworfen, geweißt und das Holzwerk gefirnißt oder angestrichen, bei der großen Masse der Bevölkerung findet man nur die rohen, düsteren, durch Thon verbundenen Ziegelwände. Auch besitzen die Armen nicht vier bewohnbare Hausseiten, sondern nur eine, und die übrigen werden durch die Mauern der Nachbarhäuser geschlossen. Türkische Wohnungen haben, wie schon bemerkt, gegen die Straße hin noch einen mehr vernachlässigten Vorbau: den Selamlik. Das Ameublement beschränkt sich durchgehends auf eine an die Fensterbrüstung gelehnte auf dem Boden liegende Ottomane von mehr oder minder reichem Stoff und mit Baumwolle gepolstert. Tische, Stühle, Kommoden und was wir Europäer sonst noch als unentbehrliche Bestandtheile der häuslichen Existenz betrachten, gibt es selten. Nur die Reichen haben sich, den Engländern nachahmend, in der letzten Zeit aus Indien bezogene, sehr solide, aber außerordentlich theure Möbel aus Teakholz angeschafft. Jedes andere Holz, wenn es besonders aus einem europäischen Klima eingeführt wird, springt, zerreißt und verbiegt sich durch die außerordentliche lang anhaltende Hitze und Trockenheit.

Die Küchen- und Wirthschaftsgeräthe bestehen, wo es immer angeht, aus verzinntem Kupfer, wie überall im Orient, wo man die Vorzüge des Eisens und der Faßbinderarbeit noch kaum zu würdigen weiß. Ein broncenes Kohlenbecken von antiker Form vertritt die in unseren rauheren Klimaten gebräuchlichen Oefen und Kamine. Man zieht zur Feuerung die rothgebrannte Kohle der schwarzen vor, da jene weniger Gas entwickelt. Das Wasser wird in größeren unglasirten, trichterförmigen Thongefäßen aufbewahrt. Indem es durch dieselben filtrirt, erhält es sich durch die rasch von Statten gehende Wärme bindende Ausdünstung beständig kühl und klärt sich gleichzeitig. Nur wenn, was zum Glück selten ist, ein mit Dünsten geschwängerter Süd- oder Westwind weht und jenen Prozeß verlangsamt, bleibt das Wasser lau. Den größten Theil des Sommers herrscht der Nordost.

Ein Haus in der Stadt der Märchen aus Tausend und eine Nacht ist bei aller Unzweckmäßigkeit auch eine sehr unsolide, der Gnade eines Regensturzes anheimgestellte Construktion. Die oft an 3 bis 4 Fuß dicken, aber auch an 60 Fuß hohen Mauern werden mit Ausnahme der Gewölbe und einzelner Schichten ohne Mörtel errichtet, und überdies sind die dazu gebräuchlichen Backsteine Fragmente, welche schon im Laufe der Jahrhunderte unzählige Male architektonische Dienste leisten mußten. Neue Ziegel sind aus Mangel an Brennmaterial ziemlich kostspielig. Die Gruben und Oefen liegen an der nördlichen und östlichen Seite der Stadt am Rande der großen Thonwüste, welche Bagdad umgibt. Eine stachelige Natronpflanze, die dort wächst, wird von armen Weibern zusammengelesen und zum Backen der Steine verwendet; da aber die Hitze nicht intensiv genug erzeugt werden kann, fallen sie schlecht aus. Der Mörtel, Traß und Gyps mit Erdpech gebrannt, ist beinahe ein Luxusartikel.

Der arabische Maurer legt nie ein Gerüst an. Er stellt sich auf die Mauer und baut unter seinen Füßen fort, indem er die größeren Steine zur Bekleidung verwendet; mit dem Gerümpel aber, das ihm wie der Schlamm, den er zur Verbindung benutzt, von Knaben auf Leitern zugetragen wird, füllt er das Innere aus. Merkwürdig erscheint, daß er auch die Gewölbe ohne Schablone aus freier Hand von unten nach oben herrichtet, ohne daß die frisch aneinander gekitteten Steine herabstürzen, wozu die Trockenheit der Luft und der Cement natürlich Alles beitragen. Sind Bäume in die Mauern eingelegt und die Ziegel behauen, so halten sie schon besser, aber nicht ausreichend. Wenn es im Winter etwas über die Norm regnet, und auch bei den gewöhnlichen Witterungsverhältnissen stürzen immer eine Menge Häuser ein. Zum Glück bekundet sich die Katastrophe durch Risse, welche sich langsam erweitern. Niemand miethet eine Wohnung, wenn er auch nur die geringsten Sprünge in den Mauern entdeckt, denn er ist gewiß, daß sie ihm bei dem nächsten

Regen über den Kopf zusammenfallen würde. Dagegen ist die Feuersgefahr gering, und bei einem Brande, der sich nur in der Bedachung äußern kann, werden selten mehr als drei Häuser zerstört.

Die große Masse derselben sind elende, für einen civilisirten Menschen vollkommen unbewohnbare Schmutzlöcher; findet man, was schwer hält, eine einigermaßen anständige Wohnung, so muß man sie nicht nur, von 200 Thaler jährlich an, theuer genug bezahlen, sondern, ehe man sie beziehen kann, noch umfassende Reparaturen und Veränderungen vornehmen. Die gesuchtesten Localitäten liegen an dem linken Ufer des Tigris, und ausgezeichnet durch ihre Größe sind die Palais des englischen und des persischen Generalconsuls und der Konak eines pensionirten indischen Nawabs auf der andern Seite des Flusses. Allein auch sie halten keinen Vergleich mit einem mittelmäßigen europäischen Hause aus. Neubauten sind sehr theuer, besonders am Wasser.

Die nächste Umgebung der Stadt ist nur an den Ufern des Stromes pittoresk. Hier liegen zwischen den Dattelgärten, welche ihn zu beiden Seiten mit geringer Unterbrechung besäumen, die Dörfer der Fellahs, dieser Feldarbeiter ohne liegendes Eigenthum, welche mit ihrem Viehstand in elenden Schlammhütten wohnen. Von Strecke zu Strecke stößt man auf eine sogenannte Tolumbe, eine Art Ziehbrunnen, in welchen das Wasser des Tigris zu allen Jahreszeiten tritt, und den man für die Bewässerung der kultivirten Striche benutzt. Hier ziehen Tag und Nacht, in eine zu dem Zweck ausgegrabene Vertiefung hinabdrückend, magere Pferde und Rinder große Schöpfschläuche über eine auf Ständern ruhende Walze empor, und ihre Treiber ergießen dann den Inhalt in die dazu eingerichteten Rinnen, welche mit den Gräben, die netzförmig über Gärten und Felder ausgebreitet sind, in Verbindung stehen. Tag und Nacht hört man diese Rollen knarren und seufzen, als ob sie die Klage der armen, stummen Geschöpfe, welche zu dieser überaus harten Arbeit verdammt sind, wiedergeben wollten. Gemeiniglich mildert eine die Tolumba überschattende Baumgruppe die Glut der Sonnenstrahlen. Die Gärten, welche im Durchschnitt ziemlich verwildert aussehen, sind von Schlammmauern umzogen; sie enthalten Dattel- und Orangenhaine, und vereinzelt sonstige Obstbäume, sodann Rosenhecken, Weingelände, Grünfutter- und Gemüsefelder. Im Frühjahr, dem März und April, wenn der unvergleichliche Duft der Orangenblüthen die Luft mit süßer Würze ausfüllt, wenn die Rosen aufknospen, alle Kräuter sprießen und die Bülbül im Gebüsch zarte Weisen flötet, gewähren die Gärten einen herrlichen Aufenthalt. An Landhäusern fehlt es zwar, aber hie und da findet sich ein Köschk — natürlich kein architektonisch elegantes, sondern eben nur ein Obdach — wo man einige Tage an den Wassern ländlich hinbringen kann. Wohlhabende Leute lassen dann in einem Garten für sich und ihre Familie Zelte aufschlagen und halten ein paar Wochen Villegiatur, bis sie es vor Hitze und Geschmeiß nicht mehr ertragen können.

Längs den Ufern ziehen sich nur für Reiter benutzbare Wege hin. In einem Lande, das flach und fest ist, wie eine Tenne, wo Regenwetter gar nicht in Betracht zu ziehen sind, sind die Wagen seit Jahrtausenden außer Gebrauch gekommen, und es ist auch in der That unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht gut thunlich, sie wieder einzuführen, weil die zahllosen, entweder gar nicht oder höchst unvollkommen überbrückten Gräben den Fuhrwerken kein Fortkommen gestatten. Die Regierung brauchte nur zu befehlen und darauf zu halten, daß die Eigenthümer oder Pächter der Kanäle, wo dieselben die Verkehrstraßen durchschneiden, Brücken anlegen, und wenn sie dann selbst mit einem guten Beispiel bei den größeren Wasserläufen voranginge, so stünde dem weit wohlfeilern Transport durch Wagen nichts weiter im Wege. Leider verausgabt die Pforte für die ihrer Obhut anvertrauten Länder kein nutzenstiftendes Wort, geschweige denn einen Groschen, sondern sucht sie nach Möglichkeit in der blinden Gier des Augenblicks auszubeuten.

Auf dem linken Ufer an der nördlichen Stadtfront führt die Straße aus dem Thor von Imam Asam nach dem eine halbe Stunde entfernt gelegenen Marktflecken gleichen Namens, wo sich eine größere Moschee, das Sijaret desselben Heiligen, befindet. Noch bedeutender an Umfang erhebt sich ihr schräg gegenüber die Moschee des Imam Mussa mit ihrer vergoldeten Kuppel und vier hohen Minarets. Beide enthalten bedeutende Schätze, welche die pilgernden Schia's aus Persien dort niederlegen, doch halten sie keinen Vergleich mit den Reichthümern aus, die in Nedschef und Kerbela in der Nähe des Euphrats dem Chalifen Aali und seinem Sohn Hussein zu Ehren aufgehäuft sind. Die türkische Regierung würde in ihrer permanenten Finanznoth dieselben längst confiscirt haben, wenn sie nicht einen augenblicklichen Aufstand der Bevölkerung und als Zugabe einen Krieg mit Persien fürchtete. Während jene Heiligen einer so kostspieligen Auszeichnung genießen, ist das Grabmal der schönen Zobeïde, der Gemahlin des Chalifen Harun al Raschid, kaum des Bemerkens werth. Kegelförmig erhebt es sich, aus Backsteinen errichtet, einsam in der wenig besuchten Wüste, welche den Stadttheil des rechten Ufers einschließt. Dort erblickt man auch in der Entfernung eine alterthümliche pyramidale Construktion, aus Schilf, Erdpech und an der Sonne getrockneten Ziegeln dennoch solid zusammengesetzt, aus der man nichts Bestimmtes zu deuten weiß. Der Bau heißt im Volke, wie fast alle Ueberbleibsel der chaldäischen Epoche, der Nimrodthurm. Wahrscheinlich diente er vormaleinst als Wartthurm und Wahrzeichen, um den Bewohnern die Annäherung des Feindes oder des Hochwassers zu verkündigen.

Oestlich und westlich von den Gärten und den gelegentlichen Ackerfeldern dehnt sich unabsehbar die nackte thongraue Wüste aus. Sie beginnt unmittelbar an den östlichen Mauern der Stadt. Auf ihrer ebenen kahlen Oberfläche, höchstens von leichten Senkungen, welche alte Kanäle andeuten, durchzogen, gleißen und flimmern, wie nahe Wasserseen, unaufhörlich die seltsamen Erscheinungen der Luftspiegelung und versperren bis auf tausend Schritt die Aussicht. Nur am frühen Morgen bringt sie die Gegenstände näher, und beim Sonnenaufgang gewahrt man zuweilen, sich wolkenhaft am Horizonte abzeichnend, die bläulichen Randgebirge Irans. Diese heutzutage trostlose Einöde ist ein äußerst stickstoffhaltiger, des höchsten Ertrages fähiger Alluvialboden, der im Laufe der Jahrhunderte auch ohne den geringsten Dung nicht zu erschöpfen ist; aber auf ihm ruht die fürchterliche Verwünschung einer schlechten Regierung, und ehe nicht irgend ein mannhafter Ritter die arme Prinzessin Vegetation von dem bösen Zauberer in Constantinopel befreit, wird es immer so bleiben. Vormals bedeckten prachtvolle Gärten und üppige Saaten, von tausenden weit hergeleiteten Kanälen befruchtet, diese Wüsteneien, und dazwischen erstreckten sich die volkreichen Vorstädte Bagdads. Das ist seit vielen Jahren anders geworden, weil der Türke, der fanatische Unmensch, seine Geißel über die von der Natur am reichsten

ausgestatteten Länder Asiens schwingt, wo er kann, zerstört und verzehrt und nichts aufbaut und erhält, als das sinnlose System einer barbarischen Tyrannei. Er haust noch heute wie ein fremder Eroberer im Lande und spricht noch heute seinen Bewohnern jedes zu Recht bestehende Grundeigenthum ab.

Das Klima Bagdads ist afrikanisch, und wenn auch nicht allzu ungesund, doch von störender Einwirkung auf den Fremden. Der Sommer ist wahrhaft furchtbar. Dann steigt der Thermometer bis 41° R. im Schatten und fällt auch Nachts nicht unter 28° herab. Es herrscht hier demnach eine Temperatur, wie sie wahrscheinlich nicht viel höher auf der Erde angetroffen wird. Diese höllische Hitze, unter der die Gläser zerspringen und das Holzwerk weit aufklafft, wird nur dadurch erträglicher, daß bei dem trockenen Zustande der Luft der aus den Poren hervorbrechende Schweiß schnell absorbirt und somit auf der Haut eine gewisse Frische erzeugt wird. Bei feuchtem Winde aber leidet man entsetzlich. Eier kann man im Wasser, wie im Sande an der Sonne sieden und man verbrennt sich mit jenem. Zur Tortur, und Manchem tödtlich, steigt hingegen die Temperatur, wenn der furchtbare Samum über die brennende syrische Wüste wie aus dem Rachen eines Flammenofens herfegt und schwere Wirbel von glühendem Staub und Sand über die Stadt führt. Dann nimmt der Himmel die Farbe des rothglühenden Eisens an und die Sonne verschleiert sich hinter düsteren Wolken, aus denen statt des erfrischenden Regens gleichsam Feuer herabfällt. Zum Glück waltet dieser versengende Wind nur ungefähr sechs Wochen lang im Juli und August vor, wo er dann regelmäßig einigen Menschen, namentlich Reisenden, das Leben raubt; sonst mildern die von den kurdischen Gebirgen herabwehenden Nordwinde wenigstens Nachts die Temperatur und gestatten den Einwohnern den Schlaf auf ihren Terrassen.

Im Winter fällt das Quecksilber bis auf 3° unter Null; es friert, Eis erzeugt sich auf den vom Regen zurückgelassenen Lachen; selbst im Tigris treibt eine vereinzelte Scholle, doch Schneefall ereignet sich vielleicht alle 20 Jahre nur einmal. Die mittlere Temperatur des Jahres dürfte nach einer ungefähren Schätzung 18° R. betragen. Thau schlägt sich im Sommer nicht nieder, weil sie gegen Morgen nie so weit abnimmt, daß die in der Atmosphäre chemisch gebundene Feuchtigkeit sich in genugsamen Quantitäten ausscheiden und niederschlagen könnte. Die Regen beginnen im November und dauern bis zum Mai, fallen aber so spärlich und wenig anhaltend, daß sie mehr für das Wachsthum des Grases auf den Weideplätzen, als für den Ackerbau in Betracht gezogen werden. Ich erinnere mich, daß es vor drei Jahren nur siebenmal im Jahre geregnet hatte; doch ist dies keine Norm, sondern meist findet der Niederschlag häufiger und in bedeutenden Quantitäten statt. Gewitter treten merkwürdigerweise nur im Winter ein, während ein Regen im Sommer, ja nur eine Wolke zu den ganz ungewöhnlichen Phänomenen gehört. Hagelschlag ist ebenfalls äußerst selten.

Wer sich einmal an das Klima gewöhnt hat, findet es zuträglich, obschon viele Krankheiten Menschen hinraffen. Eine Quarantäne besteht zwar, doch beschäftigen sich die löblichen Mitglieder derselben mehr mit der beschaulichen Beobachtung als der Bekämpfung der Seuchen und ihrer Ursachen. Früher grassirte in Bagdad die Pest und raffte die Einwohner massenhaft hin, doch hat sie sich seit ungefähr 20 Jahren nicht mehr blicken lassen, statt ihrer aber stattet ihr Schwesterwürgengel, die Cholera, der Stadt im Herbste alljährlich einen Besuch ab und fordert zahlreiche Opfer. Sie wird ausschließlich von den Persern eingeschleppt und findet namentlich reiche Nahrung in den mephitischen Ausdünstungen der Leichen wohlhabender Leute, welche karawanenweise von jenen frommen Schiiten ohne vorhergegangene Einbalsamirung hunderte von Meilen nach Kerbela und Nedschef transportirt werden, damit ihnen durch ein Begräbniß an heiliger Stätte die Auferstehung gesichert sei. Solch ein persischer Karawanenknecht behauptet in seiner religiösen Begeisterung, der halbverweste Leichnam eines reich verstorbenen Mannes rieche nach Jasmin und Rosenessenzen, und hält es für eine unvergebliche Sünde, demselben der Gesundheit schädliche Einflüsse zuzuschreiben.

Die Quarantäne hat wenigstens, Dank der Verwendung des ihr zugetheilten europäischen Inspectors, so viel erreicht, daß dergleichen Pilgerzüge die Stadt selbst nicht mehr passiren und zum Ruhepunkt wählen dürfen.

Eine eigenthümliche Art Schwindsucht rafft viele Personen beiden Geschlechts hin; gewöhnlich sterben die Kranken im August. Ein gebildeter Arzt schreibt diese Erscheinung dem im Sommer herrschenden Mangel an Sauerstoff zu; eine Annahme, die in einem pflanzenarmen Lande viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Wirksame Mittel gegen dies verbreitete Leiden gibt es nicht. Diarhöen, Dysenterien und Unterleibsbeschwerden sind klimatisch, wie in den meisten heißen Ländern und tragen oft einen chronischen meist immer verderblichen Charakter. Droguen erweisen sich dabei ohne Erfolg, doch eine strenge Diät mit nur Stärke enthaltender Nahrung führt zur Heilung.

Fieber waren in Bagdad früher so gut wie unbekannt, seitdem aber die türkischen Machthaber mit ihrer sprichwörtlichen Indolenz einen Theil des Grabens der Citadelle versumpfen ließen, haben sich auch diese Leiden eingestellt, doch treten sie meist in latenter Form auf. In der ganzen Türkei gibt es überhaupt weit mehr ungesunde, als gesunde Orte, und besonders wird der Reisende von sehr hartnäckigen Wechselfiebern, die oft traurig enden, bedroht. Die Aerzte verwenden zu der Kur derselben — einer wie der andere — schwefelsaueres Chinin, welches sich gegen die Fieber der Sumpflande nicht nur durchgängig unzureichend, sondern auch für den Körper als ein die Leber und die Milz angreifendes Gift erweist. Auch nach der stärksten Dosis kehrt die Krankheit am 13. Tage wieder und jene muß immer erneuert werden, so daß der Patient geradezu nur die Wahl hat, entweder am Fieber oder an Gift zu sterben. Arsenik gar, mit dem zum Glück nur wenige Aerzte experimentiren, ruinirt vollends jeden Rest von Gesundheit. Kurz und gut, Tausende erliegen jährlich, selbst wenn sie sich aus Verzweiflung der Hydropathie in die Arme werfen; aber von wunderbarer Kraft bewährt sich, wie ich an mir und Anderen erfahren, ein anderes selten gekanntes Mittel: das Tanin. Zieht man einen zerstoßenen Gallapfel eine Nacht über in Branntwein aus und nimmt die Flüssigkeit, etwa ein Gläschen voll, ein, so ist man gewiß, wenn man nur wenige Tage in derselben Weise fortfährt, das hartnäckigste Wechselfieber gründlich zu heilen. Ein mir bekannter Mann, der zehn Jahre daran litt, wurde vollkommen wieder hergestellt. Fast sollte man der Vermuthung Raum geben, daß der wirksame Stoff der Chinarinde das in derselben enthaltene Tanin sei. Jedenfalls möchte ich eine an mir selbst durchgemachte Erfahrung zum Besten der leidenden Menschheit der Beachtung derjenigen Heilkünstler empfehlen, welche mit einer wahren Sucht von den Darstellungen der experimentirenden Chemie hoffen, was aller Welt vor Augen liegt.

Eine vielverbreitete Plage ist die epidemisch auftretende ägyptische Augenentzündung, welche von mikroskopischen Geschwüren, die an der innern Fläche des untern Lides entstehen, herrühren soll. Wenige bleiben von diesem sich oft chronisch verlängernden Uebel verschont. Das bewährteste Mittel dagegen ist unstreitbar eine schwache Auflösung von salpetersauerem Silberoxyd, das man zu je einem Tropfen mit Hilfe einer Federspule in die Thränendrüse träufeln läßt. Einige Aerzte wenden auch Kupfer- und Zinksalze an; die Eingebornen aber halten sich, trotz der traurigsten Erfolge, an ihre Charlatans und gebrauchen ein ätzendes Bleipulver. Als Resultat wimmelt es von Blinden und Einäugigen.

Es wäre eine Lücke, von den Tigrislanden zu erzählen und der merkwürdigen Geschwüre, welche dort charakteristisch sind, nicht zu gedenken. In Europa kennt man sie nur unter dem französischen Namen der Aleppo-Pustel, les boutons d'Alep; von den Eingebornen werden sie Churma tschiban, d. h. Dattelgeschwüre genannt. Dieser Name verleitet Manchen zu dem irrigen Glauben, daß sie von dem Genuß der Dattelfrucht herrühren. Daß dies aber nicht der Fall, beweist sowohl das Nichterscheinen derselben in anderen Ländern, wo die Dattel wächst, als auch das Erscheinen in solchen, wo die edle Palmfrucht entweder gar nicht existirt, oder nur zu den ausnahmsweisen Genüssen gehört. Gewiß ist, daß sich seit dem grauen Alterthum die Jünger des Aesculap vergebens den Kopf darüber zerbrochen haben, welcher Ursache jene eigenthümliche Hautkrankheit zuzuschreiben und wie sie in ihrem Ausbruch zu verhindern sei. Alle bis jetzt angewandten Kurversuche haben nur Verschlimmerung herbeigeführt. Meine unmaßgebliche Ansicht ist, da nur solche Gegenden, welche ihr Wasser aus dem überaus stark kupferhaltigen Taurus (Machrab) empfangen, der räthselhaften Heimsuchung unterworfen sind, daß eben die Kupferlösung verändernd auf den Organismus wirkt, bis sich derselbe ohne Beschwerlichkeit an die unzukömmliche Stoffaufnahme gewöhnt hat. Engländer, die dagegen anführen mögen, daß sie während ihres Aufenthalts in Bagdad nie Wasser, sondern nur Pale Ale getrunken hätten, sind offenbar im Irrthum begriffen, denn ihre Speisen sind schwerlich mit Bier zubereitet worden. Die Churma Tschiban greifen fast alle Ansässigen jedes Alters und Geschlechtes, seien sie nun Einheimische oder Fremde, gleich unbarmherzig an und entstellen namentlich die Gesichter der Frauen und der zarten Kinder. Ganze Wangen, Nasen, Augen und andere Gesichtstheile werden zerfressen; doch bei den erwachsenen Europäern läuft das Uebel meist ziemlich gelinde ab. Das Geschwür dauert ein Jahr und darüber; wer davon verschont geblieben, quält sich gewöhnlich mit Drüsenanschwellungen und Auswüchsen.

Kinder von europäischen Eltern bleiben, wenn sie im Lande geboren sind, sehr selten am Leben, ist dagegen die Mutter eine Eingeborne, so gedeihen sie gut.

An leidlichen Aerzten ist kein Mangel, und besonderes Vertrauen verdienen diejenigen türkischen und englischen Doctoren, welche mit den Eigenthümlichkeiten des Klimas durch eine längere Erfahrung bekannt geworden, selbst wenn sie, was allgemeine Gelehrsamkeit anlangt, nicht gerade Sterne erster Größe sind. In den Apotheken und Droguenhandlungen finden sich die gebräuchlichsten Medicamente vor, reich sogar ist die Pharmakopöe des türkischen Militärhospitals.

Werfen wir nun einen Blick auf die drei Reiche der Natur, die dem Menschen vorangegangen, nothwendig um so sehr wie das Klima und die Gestalt des Landes seine ihm eigene Lebensweise zu verdeutlichen, so finden wir zuerst das Mineralreich äußerst schwach vertreten. Ein Stein ist in der ganzen Umgegend nicht zu finden, er sei denn durch Menschenhände oder durch den Strom importirt worden. Der Boden besteht aus einer thonartigen, aus calcinirten Natron-Magnesia- und Boraxsalzen zusammengesetzten Masse. Diese Salze krystallisiren an Stellen, wo sich die Winterfeuchtigkeit länger hält, an der Oberfläche und bedecken einem Schneefeld vergleichbar oft weite, bei Regenwetter sich in Morast verwandelnde Strecken. Es ist klar, daß die Tiefländer des Euphrat und Tigris und die ganze syrische Küste den Boden eines weiten Meeresbeckens bildeten, von dem der jetzt sich mehr und mehr verschlammende Persische Golf der Ueberrest sein mag. Die beständigen Ueberschwemmungen der Flüsse setzten das Geröll der kurdischen und armenischen Hochgebirge in ihren Thalflächen ab, während jenseits des Euphrats in der Wüste die tertiäre Formation zu Tage tritt. Vulkan streitet indeß gewissermaßen mit Neptun um die Ehre, an der Herrschaft des Landes Theil zu haben, denn an vielen Orten, wenn auch nicht in der Nähe Bagdads, befinden sich heiße, namentlich Schwefelquellen, und insbesondere ist das Bitumen stark vertreten. Vielleicht in keinem Lande der Welt gibt es so viele Naphtaquellen und Brunnen. Schon Herodot weiß davon zu erzählen. Beiläufig bemerkt, scheint er in seiner Beschreibung Babyloniens nur vom Hörensagen geleitet worden zu sein, während der kühne Landsknecht Xenophon nach eigener Anschauung ohne Phantasiesprünge berichtete und in jeder Beziehung volles Vertrauen verdient.

Die Naphta, welche jetzt zur Bereitung des luftförmigen, wie des flüssigen Gases sich vorzüglich verwenden läßt und daher einen bedeutenden Exportartikel abgeben könnte, dient gegenwärtig höchstens zur Ernährung schlechter Nachtlampen in den Basars von Bagdad, und das Erdpech wird gebraucht, um gemauerte und hölzerne Behälter wasserdicht auszufüttern. Das Naturprodukt darf nicht exportirt werden; warum wissen die Götter! Der englische Generalconsul, Oberstlieutenant Kinball, hatte einmal dem Statthalter der Provinz lang und breit die Vortheile auseinandergesetzt, welche die Pforte, das Land, ja er selbst einernten könnte, wenn der Handel mit dem Bergöl nach Indien freigegeben würde, weil dadurch die Steinkohle zur Erzeugung von Leuchtgas in Bombay und anderen Städten augenblicklich von dem Markt gedrängt werden müßte. Der biedere Satrap, der natürlich von alledem kein einziges Wort begriffen, antwortete beipflichtend mit Inschallah und Maschallah, dachte sich aber insgeheim, daß der Inglis-Giaur ihm einen Fallstrick legen wolle. Nach längeren Verhandlungen über diesen Gegenstand kam endlich der definitive Bescheid von Konstantinopel, daß Bitumen als ein Mineral zu den verbotenen Ausfuhrartikeln gehöre, weshalb man bedauere, den wohlwollenden Antrag des Consuls nicht weiter berücksichtigen zu dürfen. Die Türken hegen überhaupt eine entsetzliche Besorgniß, daß durch die Entdeckung irgend eines größeren Naturschatzes die Habgier der Franken unwiderstehlich gereizt werde, und wären im Stande, einen etwa entdeckten Goldplacer, so sehr es ihnen auch um das edle Metall zu thun ist, in aller Stille zuzuschütten.

Kalisalpeter findet sich häufig in dem Schutte der

sehr zahlreichen Ruinen der babylonischen Landschaft, doch bis jetzt wurde nur der Boden von Ktesiphon zur Gewinnung desselben bearbeitet. Seine Reinigung ist mit großen Schwierigkeiten wegen der mit ihm reichlich vorhandenen Meersalze verknüpft, und da zudem das Eindampfen an der Sonne, wie in Ostindien, nicht das ganze Jahr hindurch betrieben werden kann, die Feuerung und die Arbeit aber sehr theuer sind, verlohnt sich seine Darstellung nicht der Mühe und wäre er billiger durch den Handel von Bombay zu beziehen.

Sand und Kies ist nur im Flußbett vorhanden, worunter zuweilen ein Saphir oder ein anderer Edelstein gemengt ist. Die Pflanzenwelt stimmt, wie mir ein leidlicher Botaniker versichert, im Allgemeinen so ziemlich mit der der übrigen gemäßigten Zone überein, doch trifft man auch, wie in Aegypten, Uebergänge zu der heißen und selbst wirkliche Tropengewächse, wenn auch nur selten, an. In einigen Gärten stehen Bananenstauden, doch erinnere ich mich nicht, je Früchte an denselben bemerkt zu haben. Olivenbäume sind auffallend selten, und das Baumöl wird zu sehr hohen Preisen, 20 Piaster die Okka, importirt. Daran ist keineswegs das Klima Schuld, denn es existiren mehre Exemplare vortrefflich gedeihender Bäume; man muß also die Vernachlässigung dieser einträglichen Kultur anderen Ursachen beimessen. Wahrscheinlich steckt die weise Regierung selbst, wie bei der jetzt verloren gegangenen Seidenzucht, dahinter. Früher gewann man in Bagdad nicht nur viel Rohseide für den Bedarf der eigenen Webstühle, sondern konnte noch ansehnliche Quantitäten ausführen. Ein Pascha gedachte nun eines Tages an dem Gewinn nach seiner Art zu participiren, und damit ihm durch den Schmuggel keine Abgabe entging, zählte und besteuerte er die Maulbeerbäume statt des Fabrikats und zwar so hoch, daß Angesichts des häufigen Vorkommens des Mißrathens der Würmer an keinen Profit der Arbeiter mehr zu denken war. Die armen Seidenzüchter berathschlagten sich kurz und hieben in einer Nacht ihre Plantagen um. Seitdem bezieht man die Rohseide aus Persien. Die Oliven dürfte ein gleiches Schicksal getroffen haben. An Orangen aller Art fehlt es nicht. Die Bäume erreichen eine stattliche Höhe, auch die Früchte sind von guter Qualität, aber wegen der Hitze halten sie sich den Sommer hindurch, wenn ihr Genuß am wünschenswerthesten, nicht. An guten Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Pfirsichen und Apricosen gebricht es, obschon sie durchaus nicht fehlen; die Weintrauben gerathen leidlich; an Kirschen und Erdbeeren jedoch fehlt es ganz. Zu ungemeiner Größe reifen die Granatäpfel und die Melonen heran.

Bagdads Ruhm, die Lebensessenz seiner Bewohner, sind die Datteln. Es soll von ihnen über 30 Abarten geben, die übrigens nur ein großer Kenner alle genauer von einander zu unterscheiden vermöchte. Im Frühjahr schießen an zähen Stengeln unterhalb der Blätterkrone Blüthendolden hervor und beladen sich an den weiblichen Stämmen im August mit den anfangs grünen, dann aber goldgelb und pflaumenblau an der Sonne gekochten, zuckerreichen Steinfrüchten. Ein Baum trägt 20 Pfund bis über einen Centner. Sie machen die beliebteste Zuspeise der Bevölkerung aus. Einige Gerstenfladen und eine Handvoll Datteln bilden die ausschließliche Nahrung der Armen. Man preßt sie im Winter theils in Schläuchen zusammen; theils bewahrt man sie trocken auf. Kästäne heißt die vorzüglichste Qualität. Aus den schlechteren Sorten kocht man einen beliebten Syrup oder destillirt einen wohlschmeckenden Arak. Von der Ergiebigkeit der Dattelpalmen hängen infolge des allgemeinen Consums eng die Preise des Getreides ab. Der Stamm erreicht gemeiniglich eine Höhe von 50 bis 60 Fuß und wächst gerade oder windschief; er ist nicht weiter als höchstens zur Ueberbrückung eines Grabens zu benutzen, weil er nicht aus Holz, sondern vielmehr aus einem Bündel verflochtener, aber doch vereinzelter Röhrenfasern besteht. Ein Wurm greift ihn bohrend an. Die Blattäste hingegen, welche elastischer und fester Natur sind, werden zu Bettstellen und Käfigen verarbeitet, indem man die stärkeren mit einem Hohleisen von drei zu drei Zoll durchlocht und gitterwerkartig sie hierdurch mit dünneren oder zu dem Zweck gespaltenen Ruthen verbindet. Ein solches Machwerk hält jedoch nicht lange, weil es im grünen Zustande angefertigt werden muß und später unter dem Einfluß der Hitze wackelicht wird und aus allen Fugen geräth.

Unsere Kohlarten, Bohnen, Artischocken, Rüben und Paradiesäpfel kommen vortrefflich fort, und die ersteren erreichen eine in kälteren Landstrichen unbekannte Größe; man verwendet indeß wenig Fleiß auf ihre Zucht; sie sind insgesammt erst seit wenigen Jahren eingeführt worden, weil die Einwohner, wie alle Asiaten, mit ganz besonderer Vorliebe an den Cucurbitaceen, besonders den Gurken und Bamien, hängen. Alle uns bekannte Getreidearten sind in Chaldäa, mit Ausnahme des Hafers und der Erbsen, vertreten; Mais wird nur sehr spärlich und mehr als Leckerbissen angebaut; hingegen erfreut sich der Reis einer sehr ausgedehnten Kultur in allen Bezirken, wo es möglich ist, ihn ohne Kunstmittel unter Wasser zu halten. Das ist namentlich am Euphrat der Fall, doch ist auch die Djalla, ein Nebenfluß des Tigris, ein Gewässer von Belang für die Agrikultur. Der Tigris, weil er nur selten in die Felder tritt und in einem sehr tiefen Bett strömt, genießt bei dem Fellah keines großen Ansehens. Der Reis zeichnet sich, wenn er auch nicht weiß ausfällt, durch einen guten Geschmack und starkes Aufquellen beim Kochen aus und ist namentlich zu der Bereitung des orientalischen Pilaffs geeignet. Von wilden Pflanzen sind sodahaltige Kräuter und ein Ueberfluß von Ricinus bemerkenswerth. Wälder gibt es nicht, doch trifft man am Euphrat auf Tamariskengestrüpp und Dschungles.

Die Erhebungen und Senkungen der festen Erdrinde in Mittel- und Südeuropa, Nordafrika, Centralasien und Südamerika.

Von Dr. H. Birnbaum.

II.

Die Ufer, welche das Schwarze Meer in Europa und Asien begrenzen, tragen ebenfalls sichere Zeichen der allmäligen Erhebung, ja es ist sogar deutlich zu sehen, daß dies in der sogenannten historischen Zeit durchgeführt sein muß. Außer anderen Anzeichen lassen sich die Lager moderner Conchylien aufführen, welche v. Tschichatscheff auf den Höhen Thraciens und Anatoliens aufgefunden hat. Darauf deuten auch die um die Krim gelegenen Salzseen und modernden Sümpfe, welche der Euxinus bei seinem Rücktritt zurückgelassen hat. Und die neueren geologischen Forschungen im asiatischen südlichen Rußland lassen kaum daran zweifeln, daß das Caspische Meer sich von dem Schwarzen Meere durch die Erhebung der Steppen des Don getrennt habe. Daß sogar noch jetzt eine unterirdische Verbindung zwischen den beiden Meeren existire, ist eine Vermuthung, die wir hier blos erwähnen, ohne sie weiter zu verfolgen, da sie nicht eigentlich in unsere Untersuchung paßt. Die gewaltige Depression der caspischen Flachländer, welche bis 80 Fuß unter das Niveau des Meeres hinabsteigt, und nach Halley durch den Zusammenstoß der Erde mit einem Kometen erzeugt sein soll, hat sicher ebenfalls nur in dem Acte der allmäligen Erhebung und Senkung der Erdoberfläche ihren wahren Grund. Derselben unterirdischen Kraft sind auch das Absondern des Aralsees und der vielen kleinen Seestücke, womit die Steppen der Ural- und Altairegion überdeckt sind, zuzuschreiben. Auf diesen Punkt machte besonders Maury, der berühmte amerikanische Seekundige, aufmerksam, als er die asiatische Erhebung mit jener der Anden in Vergleich brachte. Und Alexander v. Humboldt's geistreiche Erforschungen Centralasiens lassen die viel weiter gehende Hypothese gar nicht mehr für zu gewagt erscheinen, daß einst das Schwarze Meer bis zum Obi-Golf gereicht und hier mit dem Eismeer in unmittelbarer Verbindung gestanden habe.

Die neueren mit wissenschaftlicher Gründlichkeit durchgeführten Niveau-Untersuchungen an den Gestaden des Mittelländischen Meeres haben nicht blos eine Bestätigung der allmäligen Erhebung und Senkung dieses Bassins und der anliegenden Länder gegeben, sondern auch die Grenzen der Ausdehnung dieses Prozesses mit großer Wahrscheinlichkeit bestimmt. In Syrien und Palästina wechselten Erhebungen und Senkungen nacheinander ab. Während die Ufer des Golfs von Iskanderia durch die Festlandserhebung fortwährend an Breite und Höhe gewonnen haben, zeigt sich bei Beirut eine Küstenstrecke, welche unaufhörlich dem Senkungsprozesse unterworfen war. Weiter nach Süden ist die Insel Tyrus der Alten zum Continent gekommen, und mehre Stellen dieser jetzigen Halbinsel tragen noch deutliche Spuren ihres früheren submarinen Aufenthaltes an sich. Viele Orte von Palästina sind im Acte des langsamen Hinabsinkens begriffen, wie dies die ehemals über dem Niveau des Meeres und jetzt darunter gelegenen Fortifikationsmerkmale deutlich an den Tag legen. Die Küsten Aegyptens haben sich früher einmal sehr rasch erhoben, denn die Bitterseen und die Ufer des Nils deuten in ihren Ueberbleibseln des Meeres überall darauf hin. Dagegen ist diese Erhebung in unseren Tagen sehr langsam und kaum nachweisbar. Im Gegentheil fehlt in dieser Gegend eine stark ausgeprägte Depression nicht. So sind die Ruinen in der sumpfigen Ebene des seichten Sees Mensaleh den größten Theil des Jahres vom Meere überdeckt; der Boden, auf dem sie ruhen, muß sich also nothwendig gesenkt haben. Ferner hat man noch einen alten Nilarm aufgefunden, dessen Ufer jetzt ganz von dem Wasser des Mittelländischen Meeres überdeckt sind.

Diese wunderbaren Phänomene der Senkung fehlen auch selbst jenseits des Deltas nicht. Die alten Beschreibungen von Alexandrien und seinen Umgebungen würden gar nicht richtig zu verstehen sein, wenn man das erklärende Licht durch die Hypothese der Senkung vernachlässigen wollte. Alte von Menschenhand angelegte Grotten und Katakomben, welche zur Zeit der Ptolemäer sicher oberhalb des Wasserspiegels angelegt worden sind, und die man jetzt sehr unpassend die „Bäder der Cleopatra" nennt, liegen in unseren Tagen auf immer unter dem Niveau des Meeres begraben. An den Ufern des Rothen Meeres, nicht weit von Suez, befinden sich andere in den Kalkstein eingehauene Begräbnißhöhlen, welche ebenfalls durch den allgemeinen Senkungsprozeß unter das Wasser gesunken sind. Die Insel Creta zeigt auf der Westseite eine Erhebung von 24 Fuß Höhe, auf der Ostseite dagegen eine gar nicht unbedeutende Depression. Hier stoßen wir also auf eine ziemlich genau ausgeprägte Grenzlinie zwischen beiden Oscillationen. Man hat daher auch schon angefangen, gerade für diesen geologischen Zweck, die Ostseite des Mittelländischen Meeres, das „Aegyptische Meer der Depression" zu nennen. Nach diesem wichtigen geologischen Erfahrungssatze wäre auch der Isthmus von Suez mit in diesen Senkungsprozeß einbegriffen und man darf daher den beabsichtigten Durchstich desselben für nichts Anderes halten, als für eine Verfrühung eines später gewiß eintretenden Actes der Natur. Der oft aufgeworfene Zweifel, ob dieses seit einigen Jahren in Angriff genommenen Menschenwerk nach seiner Vollendung sich wohl erhalten könne, ob dasselbe nicht doch bald wieder von den beständig dagegen kämpfenden Kräften der Natur vernichtet werden würde, verlöre hierdurch (wie man sehr sanguinisch behaupten will) fast ganz seinen Halt.

Längs dem Ufer des Adriatischen Meers im Norden von Zara und Pesaro haben die Geographen ebenfalls Senkungsphänomene beobachtet, welche den großen Raum der mittelländischen Erhebung im Norden begrenzen. Von Angiolo Eremitano ging schon im 16. Jahrhundert die Behauptung aus, daß die kleinen Inseln Venedigs sich tiefer ins Meer hinabsenkten, und daß diese Versenkung in jedem Jahrhunderte etwa einen Fuß betrage. Diese Hypothese, welche sich auf das Vergleichen des alten

Straßenpflasters mit dem neuen und auf Merkzeichen an den alten Bauwerken dieser berühmten Lagunenstadt stützte, ist seitdem noch vielfach auf andere Weise bestätigt worden. Auf der Insel St. Georg liegen jetzt mehre alte Römerwerke unter dem Niveau des Meeres, welche ursprünglich sicher darüber angelegt worden sind. Das alte Loconca, welches nicht weit von Cattolica an der Mündung des Crustummio lag, ist schon seit einigen Jahrhunderten submarin; bei ruhigem Meere sieht man noch an den Ueberresten zweier seiner Thürme, Giacinto und Collegno, die Spuren der vom Po und anderen Flüssen herabgeführten Anschwemmungen. Auch an den gegenüberliegenden Gestaden Istriens und Dalmatiens fehlen diese Merkzeichen nicht. Bei Triest, Zara und auf Poragnitza sieht man verschiedene Menschenwerke; z. B. Straßen, Mosaike und Sarcophagen unter dem Meere gelegen. Archäologische Sondirungen haben diesen Senkungsact in neuerer Zeit auch bestätigt. Der Boden, den man auf diese Weise unter den Lagern der Anschwemmung vorfand, lag einst über dem Niveau des Meeres.

Den Senkungen im Adriatischen Meere entsprechen ähnliche Wahrnehmungen in den südlichen Zweigen der Nordsee und im Canal. Man hat sogar schon die Vermuthung ausgesprochen, daß beide zu einem Ganzen zu verbinden seien, wodurch dann Centraleuropa einer großartigen allmäligen Depression unterworfen wäre. Wir lassen indeß diese Speculation auf sich beruhen und begeben uns sogleich wieder in das Gebiet der Thatsachen. Auf dem umfangreichen Littoral der Normandie und Bretagne deuten die vielen unter Wasser aufgefundenen Waldungen und Mauerwerke auf den Act der Erdsenkung. Es scheint auch, daß hier, ähnlich wie an den Gestaden Syriens, abwechselnde Oscillationen vorgekommen sind, denn man findet an mehren Orten Lager von Sand und Conchylien des Meeres in einer Höhe von 36 bis 45 Fuß. In einer frühern, aber doch schon den Menschen betreffenden Zeitepoche erhob sich das Thal der Somme, dann senkte sich dasselbe wieder, denn die submarinen Wälder dieser Gegend und auch die vom Meere überdeckten Torflager von Abbeville sind bis in die Bai der Somme zu verfolgen; sie enthalten Ueberreste von den noch lebenden Thieren und Pflanzen des süßen Wassers.

In Flandern und Holland ist die Erdoberflächen-Senkung weniger beträchtlich durch die gemessene Tiefe als durch die schreckliche Wirkung auf das Geschick der Bewohner. Eine ganze Reihe höchst beklagenswerther Ereignisse hat man hier dadurch erleben müssen. Das Land ist ausgezeichnet durch seine Fruchtbarkeit, erhebt sich aber nur wenig über den Spiegel des Meeres und wird daher durch den Act der Depression fortwährend in Gefahr gebracht. Die bloße Aufzählung der Katastrophen dieser Art gibt uns ein beklagenswerthes Bild der Geschichte dieses Landes. Im Laufe des 3. Jahrhunderts soll sich nach glaubwürdigen Sagen die Insel Walcheren von dem Festlande losgerissen haben. Im Jahre 860 hat der Rhein durch Senkung der Erdrinde sein Flußbett verlassen, die naheliegenden Länder verwüstet und seine Mündung zersplittert; die Feste des Caligula blieb von den Fluten umgeben isolirt zurück. Gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts kam der Angriff wieder vom Meere, wodurch der Flevo-See sich in einen Golf umwandelte, welcher sich dann immer mehr und mehr auf Kosten des Landes erweiterte, bis er 1225 zu dem Zuyder-See heranwuchs. Im Jahre 1231 fing der Haarlemer-See an, sich durch seine sinkenden Grenzen zu vergrößern; er verschluckte allmälig immer mehr Land, bis er im 16. Jahrhundert zu einem förmlichen Mittelmeere wurde; seine Oberfläche überdeckte 33,000 Morgen des fruchtbarsten Bodens und es ist leider die Aussicht da, daß diese Verwüstung noch lange nicht ihr Ende erreicht habe. In den Jahren 1277 und 1421 vergrößerten sich plötzlich zwei Golfe, der Dollart und Biesbosch, durch das Sinken des Bodens, wobei tausende von Menschen nicht blos ihre Habe, sondern auch das Leben verloren. Die künstlich dem Meere abgewonnenen Länder, die sogenannten Polder, zeigen nach Emil de Laveleye noch jetzt deutliche Spuren des fortgesetzten Hinabsinkens. Wie eine überladene Flöße, sagt er, allmälig tiefer und tiefer in das specifisch leichtere Element sinkt, bis sie zuletzt ganz davon verschluckt wird, ebenso werde auch Holland langsam, aber unvermeidlich dem vernichtenden Abgrund verfallen; der Kampf der Bewohner gegen diesen Angriff der Natur ist ein verzweifelter, sie haben sich aber dennoch dazu entschlossen, und man muß ihren Muth bewundern. Mit gewaltigen Dämmen suchen sie ihre Wiesen, Triften und Felder, ihre Städte und Dörfer vor dem verschlingenden Meere zu schützen, auch haben sie weder Arbeit noch Kosten gescheut, die fortwährend nöthige Entwässerung siegreich durchzuführen.

Einige Gelehrten, an deren Spitze der Geologe Starling steht, sind der Meinung, daß das allmälige Sinken dieser eingedämmten Länder seinen alleinigen Grund in der beständig vergrößerten Anhäufung des angeschwemmten Bodens und in dem niederdrückenden Gewichte der ungeheueren Dämme und Straßen habe. Dagegen spricht aber nicht blos die Erfahrung, sondern hauptsächlich auch das statische Gesetz der Ausgleichung der Wirkung, wonach die weniger belasteten Polderflächen sich in eben dem Maße mehr heben müßten, als die Umsäumung stärker auf den Untergrund drückte. Indeß was auch die Ursache des ganzen Naturereignisses sein möge, so steht doch thatsächlich fest, daß seit einem Zeitraum von fünfzehn Jahrhunderten das Hinabsinken der Erdrinde hier ununterbrochen fortgedauert habe. Es fehlt uns daher jeder Grund, diese von Elie de Beaumont zuerst aufgestellte geistreiche Hypothese des allmäligen Hinabsinkens der Erdrinde hier in Zweifel zu ziehen.

Alle benachbarten Küsten Südenglands, Hannovers und Schleswigs liefern die Beweise einer ganz ähnlichen Thätigkeit des Erdinnern; es fehlen hier auch die submarinen Torflager, Waldungen und Bauten nicht. Die westlichen Meeresufer Schleswigs sind in der bezeichneten Periode um wenigstens 12 Fuß erniedrigt worden, und Forchhammer hat in der Nähe von Bornholm sogar eine Senkung von 24 Fuß nachgewiesen. Auch scheint ganz Pommern und Ostpreußen an dieser Depression Theil genommen zu haben, denn an vielen Punkten der Gestade hat man hier versunkene Wälder entdeckt, welche mehre Fuß tief unter dem Niveau des Meeres gelegen sind. Der englische Canal und die damit verbundenen Südtheile der Nordsee und der Ostsee können daher als eine Furche der allgemeinen Depression, als ein Thal der Senkung der Erdrinde angesehen werden, wodurch die im ersten Artikel besprochenen Erhebungen Nordeuropa's sich charakteristisch absondern.

Wir lenken nun unsere Aufmerksamkeit auch einmal auf die Neue Welt, auf diesen Doppelcontinent, dessen geographischer Bau sich so hervorragend durch Einfachheit auszeichnet, daß ihn Karl Ritter die schlanke Palme nennt, während er die Continentalvereinigung der Alten Welt mit einer alten deutschen Eiche in Vergleich bringt. Diese Einfachheit der Gesammtform herrscht auch in der ganzen

Natur Amerika's vor, und sie fehlt auch selbst in der Oscillationsthätigkeit seiner Erdrinde nicht. Daher wird sich unsere Untersuchung hier leicht durchführen lassen. Zuerst war es Darwin, welcher durch eine eben so andauernde als gründliche Beobachtung herausgefunden hat, daß ein großer Theil Südamerika's in einem ununterbrochenen Erhebungsprozesse begriffen sei. Und alle übrigen Gelehrten und Reisenden, welche seitdem ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt haben, konnten die von ihm aufgefundenen Resultate nur bestätigen oder ganz in seinem Geiste erweitern.

Zunächst sind es die Küsten von Chile, welche die Spuren einer allgemeinen Erhebung fest eingegraben an sich tragen. An der Oberfläche eines jeden Gestadevorsprungs, an den Ausgängen fast aller Thäler, an den compakten Felsmassen findet man die Zeichen des alten Meeresstrandes, Lager von den Conchylien der Gegenwart, ganz ähnlich den jetzt in dem benachbarten Meere lebenden Schalthieren. Diese Gestadeüberreste, welche die schroffen Felswände und Böschungen von einander sondern, gleichen den Stufen einer gigantischen Treppe. Bei genauer Betrachtung stellt sich auch sogleich heraus, daß sie nicht in demselben Niveau gelegen sind, also muß ihre Erhebung eine ungleiche gewesen sein; ebenso erkennt man unter ihnen eine gewisse Zusammengehörigkeit und schließt daraus auf gesonderte Zeitepochen ihres Entstehens. Auf den Hügeln der Insel Chiloe fand Darwin einige auf früheren Meeresgrund deutende Conchylienlager in einer Höhe von 320 Fuß; nördlich von Concepcion entdeckte er Niveaueinschnitte von früherem Meeresstande in 600 bis 1000 Fuß Höhe, und nahe bei Valparaiso zeigten sich diese Erhebungsmerkmale sogar 1200 Fuß über dem Niveau des jetzigen Meeres.

An Bolivia's Küste erreichen diese Einschnitte indeß nur die Höhe von 180 bis 225 Fuß. Aehnliche Wahrnehmungen hat man überall in dieser Gegend gemacht und daraus geschlossen, daß selbst die hier vorkommenden Andes-Gipfel, wie der Aconcagua, Maypu und Tupungato daran Theil genommen haben. Man kann daher die Gipfel dieser Berge als die Centralpunkte ansehen, worauf die unterirdische hebende Kraft am mächtigsten eingewirkt und sogar die Oberfläche der Erde durchbrochen habe. Und in der That zeigen die chilenischen Niveaueinschnitte, gerade wie die norwegischen, eine geneigte Lage, so daß sie sich dem Meere zu hinab und dem Gebirge zu hinauf neigen. Die Kraft der Hebung war daher in den chilenischen Anden viel intensiver als in den benachbarten Ländern. Und da diese Kraft noch immer in Thätigkeit ist, so muß auch die Höhe der höchsten Gipfel dieser Bergriesen im fortwährenden Wachsen begriffen sein.

Die während einer langen Reihe von Jahren durchgeführten trigonometrischen Messungen werden später Gelegenheit geben, dies eben erwähnte wahrscheinliche Steigen der Gebirgshöhen durch Maß und Zahl festzustellen, besonders mit Hilfe der Schneegrenze. In Bezug auf die untere Hebung hat man schon jetzt sehr interessante entscheidende Resultate erlangt. Darwin hat gefunden, daß sie in einem Zeitraum von 17 Jahren (1817 bis 1834) $9,_6$ Fuß betrug, daß also der Durchschnittswerth für jedes Jahr 0,56 Fuß ausmachte. Dieser jetzigen Periode der überraschend schnellen Erhebung ging aber eine andere der relativen Ruhe voran, denn in den zwei Jahrhunderten von 1617 bis 1817 betrug die Gesammtsteigung nur $5,_4$ Fuß. Zu Coquimbo, Concepcion und auf der Insel Chiloe ist noch jetzt die Erhebung eben so unmerklich und langsam. Jedenfalls gibt aber diese unterirdische Thätigkeit die sichere Aussicht, daß die Formation der gesammten Westküste Amerika's mit der Zeit noch großen Aenderungen unterworfen sein werde. Schon jetzt sind alte einst viel besuchte Hafenplätze dadurch unzugänglich geworden, ja einige sind so trocken gelegt, daß sie gar nicht mehr an ihre ursprüngliche Bestimmung erinnern. Die zahlreichen Inseln, welche den indischen Namen Huapi trugen, stehen jetzt mit dem Festlande in compakter Verbindung, sie sind durch die Bodenerhebung zu Vorgebirgen geworden.

Der Nordrand von Berma und der neue Handelsweg nach dem Innern von China.

Von **Emil Schlagintweit.**

Seitdem die Engländer durch die erfolgreichen Kriege in den Jahren 1824 bis 1826 und 1851 bis 1853 das Reich Berma von der See abschlossen und das ganze Küstengebiet ihren Besitzungen einverleibten, haben sie sich mit Eifer der Erforschung der topographischen und commerciellen Verhältnisse des bermesischen Reiches zugewandt.*) Die Frage der Eröffnung eines lebhaften Handelsverkehrs mit Berma, und in zweiter Linie die Erlangung des Zutritts zu den chinesischen Märkten an der bermesischen Grenze war seit Langem das Ziel ihrer Bemühungen. Jetzt endlich scheinen auch Garantien gegeben für die Ausführung dieses Plans; der Weg nach China durch Berma liegt jetzt in genauer Beschreibung vor und kann schon in nächster Zeit einen großen Tauschverkehr zwischen chinesischen und europäischen Manufakturen zur Folge haben. Es wird nicht unpassend sein, die in den Berichten der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta und in den „Annales de la propagation de la foi" zerstreuten Nachrichten hier in Kürze einem größern Publikum vorzuführen.*)

*) Gewöhnlich schreibt man Birma oder auch Barma; die Engländer, diese unverbesserlichen Kakographen und Kakephonen, schreiben Burmah; man sagt und schreibt Barmanen, Birmanen, Birmesen, Burmanen; oben im Texte lesen wir nun Berma und Bermesen. Was ist richtig? Wahrscheinlich Berma. Es gehört zu den Verdiensten der Gebrüder Schlagintweit, daß sie in ihrem großen Prachtwerke über Indien und auf ihren Karten die indischen Namen phonetisch mittheilen. A.

*) Die wichtigsten Abhandlungen der einschlägigen Literatur sind: Memorandum on the Countries between Thibet, Yunan and Burmah. By the Reverend Thomined 'Mazure, Vicar apostolic of Thibet; communicated by Dr. Col. Phayre, with

Der Nordrand von Berma. Die untere Grenze des tibetischen Gebietes und des Einflusses der chinesischen Behörden fällt östlich vom 95. Längengrade von Greenw., und endet nahezu am 28. Breitengrade. Von da an theilen unsere Karten das Land Berma zu, und nicht ganz mit Unrecht, da die Völker dieser Gegenden zu Berma die meisten Beziehungen haben und vorübergehend auch vollkommene Unterthanen dieses früher viel bedeutendern Reiches waren. Gegenwärtig jedoch erfreuen sich diese Gegenden einer ziemlich vollständigen Unabhängigkeit, ja durch ihre Raublust sind sie sogar sehr unbequeme Nachbarn geworden, sowohl der Bermesen als der Engländer, die von Assam aus nicht blos gegen den Himalaya zu, sondern auch gegen die südlich vom Brahmaputra liegenden Hügel-Regionen hin ihr Gebiet erweitern. Die Ränder dieser Hügel-Regionen sind bereits mehrfach untersucht worden, auch mein Bruder Hermann kam vielfach in Berührung mit Angehörigen der Stämme der Abors, Mischmis und Sing-phos am rechten Brahmaputra-Ufer, mit Nagas, Karens, Khamtis vom linken Ufer. Weniger bekannt sind die inneren Theile der südlichen Hügel-Ketten; die neuesten Daten erhalten wir in den bereits angegebenen Abhandlungen.

Diese Hügel-Region füllt das ganze Nordgebiet von Berma, vom 24. bis 28. Breitengrade und dem 95. bis 98.° 30′ östl. Länge von Greenw. Ihre Grenzen fallen nahezu zusammen mit den Linien dieser Grade, nur an der Westgrenze reicht das englische Gebiet bereits über den 96. Grad herein. Einen allgemeinen Namen für dieses Terrain kennen nur die Tibeter, sie nennen es „Lokatra", mit der Bedeutung „Land der feindlichen Völker mit tättowirten Lippen"; ich vermuthe eine Schreibart lho-kha-(lpags-dra), wörtlich: (Völker des) Süden mit Lippen-Gittern, d. h. mit gitterartigen Verzierungen auf den Lippen. Die Bermesen nennen das Land nach den zwei wichtigsten Stämmen bald „Land der Schans", bald „Land der Kakhyens". Die Bevölkerung wird zu etwas über 3 Millionen angegeben; sie ist in zahlreiche kleine Stämme zerspalten, längs der Grenze gegen Tibet allein werden an 20 verschiedene Völkerschaften genannt, und Bigandet sagt von den Theilen um den 26. Breitengrad: jedes Dorf habe seinen Chef, der sich rühmt, ein selbstständiger Herrscher zu sein. Die zwei großen Gruppen der Schan und Kakhyen charakterisiren sich durch Sprache und Aeußeres als zwei der Abstammung nach verschiedene Völkerschaften.

Die Schans bewohnen die nordöstlichen Theile, nämlich die an Yun-nan angrenzenden Distrikte, ferner das Thal des Taping-Flusses, der sich bei Bhan-mo (24° 16′ nördl. Br. und 96° 57′ östl. L. von Greenw.) in den Iravadi ergießt, und das Thal des Schue-li-Flusses, der ungefähr unter 23½° mit dem Iravadi sich vereinigt. Sie bilden acht Staaten, die je unter einem erblichen Chef, Tsaubva genannt, stehen; sie sind benannt nach den Hauptorten; ihre Namen sind, wenn wir im Norden beginnen: Mainti, Sanda, Maingla, Lassa, Hotha, Movun, Maingmo und Naungsun oder Kaingma. Nach der Karte von Williams ist Folgendes die Breite und Länge der Hauptorte:

	nördl. Br.	östl. L. v. Greenw.
Mainti	24° 49′	98° 22′
Sanda	24° 41′	97° 57′
Maingla	24° 37′	98° 6′
Lassa	24° 28′	97° 56′
Hotha	24° 24′	98° 4′
Movun	24° 17½′	98° 7′
Maingmo	23° 49′	98° 5′
Naungsun	23° 42′	97° 34′.

Die bedeutendsten Orte sind Sanda, Movun und Maingmo. Ihre Unabhängigkeit erlangten diese Staaten im Jahre 1769 unter der Regierung Königs Shingpyn Shing von Berma. In engerem Verbande stehen noch die in Bhan-mo und nördlich am Iravadi wohnenden Stämme; in Bhan-mo, auch Bhamo, Bamo gesprochen, sind sie die vorherrschende Bevölkerung. Die Ortsnamen sind meist Schan-Worte; so bedeutet Bhan-mo „Stadt der Irdenwaaren", weil die Thonwaaren-Fabrikation hier in sehr vollkommener Weise ausgeübt wird.

Diese selbstständigen Reiche entfalteten niemals große Macht, ein steter Fehdekrieg hindert ihre Entwicklung und ihre Vereinigung zu einem großen Reiche. Neuerdings gelangten einzelne der Fürsten zu großem Ansehen in der chinesischen Provinz Yun-nan unter der Regierung der mussalmanischen Pansis, welche dort in den letzten acht Jahren hauptsächlich mit Hilfe von Truppen der Schans und Kakhyens die chinesische Gewalt unterdrückt und ein bisher noch sehr grausames Regiment an dessen Stelle gesetzt haben. Die erfolgreichen Eroberer sind Mussalmanns und nennen sich Pansis; Glaubensbedrückung gab Anlaß zu einem allgemeinen Aufstande der mussalmannischen Bevölkerung, die, obgleich nur an 20,000 Mann stark, ihr Heer doch durch Zuzug von Abenteurern aus Yunnan und den südlichen Staaten bis zu angeblich 300,000 Mann vermehrte und Jahre hindurch Sieger gegen die Chinesen blieb. Die Chinesen im Osten durch die Taiping, die aber mit den Pansis in keiner Beziehung stehen, noch gefahrvoller bedrängt, als in Yun-nan, vermochten den Pansis keine neuen Truppen entgegen zu senden, und so konnten diese, wie die neuesten Nachrichten melden, eine vollkommen organisirte Regierung an die Stelle der chinesischen Herrschaft setzen. Der König der Pansis nennt sich Tuvinsen, seine Residenz schlägt er in Tali auf (22° 0′ nördl. Br. und 98° 3′ östl. L. von Greenw.), der zweitgrößten Stadt Yun-nans. Der Pansi-König zeigt sich den Fremden günstig, und wenn auch Yun-nan noch gegenwärtig arg verheert ist, so scheint doch diese Revolution für die europäischen Verbindungen günstige Folgen zu haben.

Die Schans zeigen ihre Stammeszusammengehörigkeit besonders in der Sprache; sie ist bei Allen dieselbe, einige dialektische Formen und Worte abgerechnet. Von dem Bermesischen unterscheidet sie sich nur in der Aussprache und durch die Aufnahme mancher Ausdrücke aus der Sprache der sie umgebenden Völkerstämme; das Bermesische verstehen alle Schans, auch bedienen sie sich der bermesischen Schrift. Die Schans haben kein Alphabet. Die Verwandtschaft zwischen den beiden Sprachen, sowie mit dem Siamesischen, ist so groß, daß die Schans und die Bewohner von Berma und Siam als zu derselben Familie gehörend sich darstellen; die Tibeter vermögen Schans und Bermesen nicht zu unterscheiden, wohl aber diese von den Kakhyens. Den Europäern sind die Schans im Allgemeinen nicht abgeneigt, besonders ist dies in den Assam benachbarten Gebieten der Fall, von wo aus bereits Viele in britisches Gebiet übersiedelten, zum Theil durch Bedrückungen der Bermesen veranlaßt. Aber auch die viel größere Gelegenheit zum Ver-

notes et a comment by Dr. Col. Yule. With a Map of the N. E. Frontier. Asiatic Journ. 1861. Memorandum on the Question of British trade with western China viâ Burmah. By Dr. C. Williams. Mit 2 werthvollen Karten. Asiatic Journ. 1864. Trip to Bhamo (Winter 1864) by Dr. C. Williams. Mit 1 Plane. Asiatic Journ. 1864. Religion etc. among the Karens. By Rev. F. Mason, Asiatic Journ. 1865. The Karen Apostle. London. Religious tract society, Bigandet. Vicariat apostolique de la Birmanie. Nach Briefen des Vic. apost. für Berma in: Annales de la propagation 1866. Viel hierher Gehörendes findet sich bei Yule Mission to Ava, 1857.

dienste mag sie angezogen haben, da die Märkte am Iravadi in den letzten Jahren der Unruhen in Yun-nan wegen nur wenig mehr von auswärtigen Käufern besucht zu werden pflegten. Die Schans der „acht Reiche" dagegen sind weniger sichere Freunde des Fremden; theils sind sie für ihre Selbstständigkeit besorgt, theils hat die Theilnahme an den Plünderungszügen der Pansis sie an ein Raubritterthum gewöhnt, dem Einzelne wohl erst nach ernstlicher Züchtigung entsagen werden.

Die Schans werden übrigens als sehr industriell und arbeitsam gerühmt, ihre Manufakturwaaren sind besser ausgeführt als die der übrigen Stämme. Dicht bevölkert sind die acht Reiche; gegen den Iravadi hin sitzen sie gemischt mit Singphostämmen. Sie sind in eine Menge kleinerer Völkerschaften gespalten, die sich mit eigenem Namen nennen; die der Palung gegen Westen und die Pon und Kaduns im Innern dieser Reiche sind sehr industriell.

Die Kakhyens. Dieser Name wird von den Bermesen denjenigen Stämmen gegeben, welche zu beiden Seiten des Iravadi bis an Assam und Tibet hin wohnen, gegen Osten sind sie durch die Reiche der Schans begrenzt. Sie selbst haben keinen gemeinsamen Namen; sie sind in eine große Zahl von kleineren Stämmen zerfallen je mit besonderen Namen; mit den Maren, Lapai, Nakum, Kauri, Karen sind die Europäer in Berührung gekommen. Ihrer physischen Gestalt nach sind die Kakhyens ein Zweig der Sing-phos am Südrande von Assam, mit welchen sie auch in Anzug und Gebräuchen vollkommen übereinstimmen; sie sind demnach den Aboriginer-Rassen Indiens zuzurechnen, mit denen sie auch in Sprache große Aehnlichkeit zeigen, während sie darin von den Schans und Bermesen ganz verschieden sind. Ein Alphabet haben sie nicht; die Karens haben darüber folgende Legende: Das höchste Wesen, welches sie Ta-ywa nennen, habe einst alle Völker zusammengerufen, um sie lesen zu lehren; alle folgten dem Rufe und hörten eifrig zu, nur die Karens vermochten nicht ruhig sitzen zu bleiben, wie die Weißen, die Chinesen und Bermesen, sondern gingen ab und zu, durch Belustigungen und Neckereien der Anderen sich zerstreuend. Nach einiger Zeit entließ das höchste Wesen die Völker in ihre Heimaten, alle hatten Lesen gelernt, nur die Karens nicht. Doch gab ihnen Gott, wie den Uebrigen, das geschriebene Alphabet mit, sie aber ließen es aus Unachtsamkeit ins Feuer fallen; erst als das Feuer die Buchstaben in Asche verwandelt hatte, erkannten sie ihre Nachlässigkeit; sie zeichneten die Figuren der Asche aufmerksam nach; aber die Schrift war verwischt. Lesen konnten sie dieselbe nicht mehr, sie übertrugen aber die geretteten Formen auf Gewänder, und daraus entstanden die Muster der Stickereien, in welchen sie bald die übrigen Völker übertrafen. So die Legende; die Reisenden rühmen die Schönheit der Farbenmuster auf den Geweben.

Ihre Religion ist eine Mischung buddhistischer Moralsätze mit dem alt-heidnischen Kultus der Naturkräfte und bösen Geister. Glück hienieden zu erlangen ist Zweck ihrer Religionsübung, während es bekanntlich Fundamentalsatz der Buddha-Lehre ist, daß Befolgung ihrer Vorschriften Glück bringe im zukünftigen Leben, wo den ganz Tugendhaften ein Zustand völliger Lösung von allen Banden der Existenz erschafft wird. Auf die Religion der orthodoxen Buddhisten sehen sie mit Verachtung herab. „Gotama ist trunken, Hilfe kann er nicht gewähren", ist ein auf den Stifter des Buddhismus gesungenes, aber auf die sehr unmäßigen Buddha-Priester abzielendes Spottlied. Vor den Pagoden, den Reliquienbehältern, (Dagopa auf Ceylon, Stupa in Indien genannt) der südlichen Bermesen bezeigen sie keine Verehrung, nicht selten plündern sie dieselben; auch wissen sie ein artiges Stückchen zu erzählen, wie sie einst den Berma-König überlistet hatten. Ein junger Karen, Namens Sanken, habe einst eine Ratte gefangen und wollte sie umbringen; sie bat ihn um ihr Leben unter dem Versprechen, ihm dafür die Hand der Tochter des Königs zu verschaffen. Der Fänger ließ die Ratte los; sie ging in den Tempel, kroch in die Figur, welche die Vorderseite der Pagode schmückte, und wartete auf den König. Dieser warf sich vor der Pagode nieder und wandte sich an die Gottheit mit der Bitte, Macht und Ruhm ihm zuzuwenden. Da antwortete ihm die Ratte, es werde geschehen, wenn er seine Tochter dem Sanken zur Gemahlin gebe; der König dachte, die Figur in der Pagode habe gesprochen und brachte seinem Ruhmesverlangen das große Opfer. Die Karens lachen aber über seinen Unverstand, da er den Ton einer Ratte für die Stimme des Gottes genommen habe.

Alles Unheil geht von den bösen Geistern aus, die sie Rhâts nennen; sie ergreifen Besitz vom Menschen, Magenaffektion gilt als Zeichen ihrer Anwesenheit. Man stellt sie von menschlichem Antlitz dar; eine Abbildung, die Williams gibt im „Trip to Bhamo", zeigt einen rohen aus Holz geschnitzten Kopf auf einer glatten Holzsäule von 5 bis 6 Fuß Höhe, die Ohren hängen bis auf die Schultern herab, die Ohrläppchen sind gespalten, um Ohrgehänge einzuhängen, die von den Eingebornen bis zu einer Schwere von einem halben Pfund getragen werden; eine spitze Mütze bedeckt den Kopf; Augen sowohl als Nasen sind vertieft. Die Figur steht in einer Art Bethaus, einem in Form unseren Schilderhäusern ähnlichen Holzgebäude, ein roher Tisch auf Pfosten von 1 Fuß Höhe ist bedeckt mit Thongefäßen, Lampen, Blumen &c. Die größeren Opfer sind blutige, selbst Büffel werden ihnen gelegentlich geschlachtet, gewöhnlich werden aber Reis, Gemüse und Hühner dargereicht. Das Opfern ist ein wichtiges Amt, jedes Dorf hat seinen Burno oder Oberhaupt der Rhats (Mumo heißt es auf Tibetisch). Wie bei allen Völkern, die in solch abergläubischen Vorstellungen befangen sind, gilt der Burno allein im Besitze der Fähigkeit, mit dem Rhât zu verkehren, er allein kann das Opfer in erfolgreicher Weise vollziehen, ein wesentlicher Theil der Opfergabe fällt ihm zu als Belohnung. Es gilt für höchst gefährlich, den Rhât-Bildern nicht in Ehrfurcht sich zu nahen, oder nicht ihrer bei Gelagen &c. zu gedenken. Bei Todesfällen legt man dem Todten Geld in den Mund, damit er auf der weiten Reise sich Nahrung kaufen könne.

Seinem Charakter nach ist der Kakhyen gutmüthig; die Europäer fanden sie stets willig gegen Bezahlung Dienste als Träger und Führer zu leisten. Dabei haben sie aber einen großen Freiheitssinn; gegen die Bermesen sind sie feindselig gesinnt, hauptsächlich aus Furcht vor Unterdrückung ihrer Selbstständigkeit. Die geringste Kränkung gibt Veranlassung zu Raubzügen in die Ebenen, die denn auch durch diese schlimme Nachbarschaft wesentlich in ihrer Entwicklung gehindert sind. Der Chef jedes Stammes heißt Tsobona; die Würde ist erblich, und selbst der noch im Kindesalter stehende Sohn des verstorbenen Fürsten wird als Oberhaupt anerkannt. Zur Vergleichung mag an das System incarnirter Würdenträger bei den Tibetern erinnert werden, die ebenfalls Kindern göttliche Verehrung bezeigen, wenn nach dem Tode des bisherigen kirchlichen Oberhauptes in einem Kinde Zeichen sich kund geben, daß in ihm der Gott wieder ein neues Erdenwallen begonnen habe. Steuern werden nicht erhoben, die Ländereien des Fürsten werden durch Frohnden bestellt; dafür hat er aber

wieder große Gelage zu geben, welche an die Vergütungen erinnern, die im deutschen Mittelalter den Zinsbauern bei Abgabe des Zinses und Zehnten gegeben wurden. Im Allgemeinen sind die Tsabonas sehr wohlhabend.

Sklaverei ist ein großes wirthschaftliches Uebel der Kakhyens sowohl als der Schans. Entstehungsgrund ist Kriegsgefangenschaft und Insolvenz des Schuldners. Wenn die Kakhyens Sklaven bedürfen, fallen sie bei den Schans oder Bermesen ein und rauben Leute; im Verkaufsverkehre wechselt der Preis eines Sklaven von 1 bis zu 4 Pfd. St. Die Sklaven sind im Allgemeinen gut gehalten; die Sklaverei wegen Schulden hört auf, sobald die Schuld durch Arbeitsdienste abgetragen ist.

Die Kakhyens gehen stets bewaffnet; ihre Waffen sind ein kurzes Schwert, eine Lanze aus Bambusrohr mit eiserner Spitze und eine Luntenflinte. Sie verfertigen sich die Waffen selbst, die Güte des Stahles und der Arbeit wird gerühmt. Das interessanteste Stück ist das Schwert, besonders auch der Art des Tragens wegen. Die Klinge ist gerade und flach, die Scheide ist nur halb von Holz, Querbänder aus Calamus rotang *Linn.* geflochten schützen vor dem Herausfallen. Das Schwert hängt nicht zur Seite des Fußes, etwa um die Hüfte befestigt, sondern es liegt unter dem linken Arme, und zwar wird es getragen an einem Reife aus Calamus rotang. Es ist merkwürdig, daß wir diese eigenthümliche Art das Schwert zu tragen nur bei den Sing-pho- und Abor-Stämmen finden, Stämmen, die wie bereits bemerkt, auch in Körperconstitution viele Aehnlichkeiten mit den Kakhyens haben. — Der Anzug ist äußerst einfach; Kinder gehen ganz nackt, Männer haben ein langes Stück Zeug um die Lenden geschlungen, Reichere tragen noch eine kurze seidene Jacke, das Haupt ist mit einem Turban bedeckt. Die Frauen haben eine kurze bis unter die Brüste reichende Jacke, welche die Brüste bedeckt und den Rücken freiläßt, ferner ein Tuch um die Lenden und einen Turban, wenn sie verheiratet sind. Tand aller Art umhängt den Nacken und ist in die bei Frauen meist aufgelösten Haare gebunden; ungemein entstellt das ohnehin nicht schöne Gesicht die Sitte, den halben Vorderkopf zu rasiren. Der Schmuck ist meist buntes Glas und Aehnliches, Reichere haben aber auch ganze Reife schweren Silbers, und nie fehlen ihnen große Ohrgehänge. In der ethnographischen Sammlung meiner Brüder befinden sich Ohrschmucke von den Sing-phos, den Stammesbrüdern der Kakhyens, von einem Durchmesser von 1 bis 2''; das Ohrläppchen wird durch schmerzhaftes Eintreiben von Calamusrohr, das gespalten und durch Keile auseinander getrieben wird, allmälig zur Aufnahme eines Loches von so großem Umfange erweitert. Die gleiche Sitte muß in früherer Zeit auch in Indien bestanden haben, denn die ältesten Abbildungen des Buddha zeigen ihn schon mit langgeschlitzten, bis auf die Schultern herabreichenden Ohrläppchen. Die Kleider werden von den Frauen gewebt, die Farben sind grell, die Muster geschmackvoll.

Die Häuser sind aus Bambus gefertigt, sie ruhen auf Pfosten, die Diele befindet sich an 4' über der Erde, das konische Dach reicht aber herab bis an den Boden. Dieser das eigentliche Wohnhaus einschließende Raum dient als Speicher, Tenne, Hühnerstall rc. Im Allgemeinen hat nicht jede Familie ihr eigenes Haus, bis zu 10 Familien wurden in einem Hause gezählt. Die innere Einrichtung ist weniger einfach als man erwarten möchte; ein langer Corridor theilt das Ganze in zwei Theile, rechts und links sind durch Querwände abgetheilte Gemächer, der Herd ist am Ende des Corridor. In der Höhe dieser Zimmer läuft um das ganze Haus eine Altane, meist der Aufenthaltsplatz der müssigen Männer, die hier ihre Waffen putzen und die Köpfe der erschlagenen wilden Thiere zur Schau ausstellen.

Der Ackerbau fällt den Männern zu, die gewerblichen Arbeiten sowie alle Hausgeschäfte besorgen die Frauen. Die Bestellung des Feldes ist eine sehr einfache. Zunächst wird das Terrain von allem Unkraute gereinigt durch Niederbrennen des überall sehr üppig emporschießenden Gestrüppes; kurz vor dem Anfang der Regenzeit, im Monat Juni, wird die Erde mit einem rohen Pfluge aufgefurcht und der Same eingestreut. Gemüse, Reis, Indigo und Baumwolle sind die Haupterzeugnisse. Daneben bauen sie noch etwas Mohn zur Opiumgewinnung, den größern Theil des Bedarfes beziehen sie aber aus China. Dem Laster des Opiumrauchens sind leider Männer und selbst Frauen in hohem Grade ergeben; überdies berauschen sie sich gerne in einem schlechten Reisarak, besonders geschieht dies vor dem Angriffe, und die Missionäre schreiben die Grausamkeiten, welche dabei verübt werden, der Wirkung der geistigen Getränke zu.

Der neue Handelsweg nach China. Diese Völkerstämme und ihre Gewohnheiten waren etwas ausführlich zu schildern, weil in neuester Zeit versucht wird, durch ihr Gebiet einen neuen Handelsweg nach China zu erschließen. Die Erfahrungen, welche seit Jahrzehnten, ja fast Jahrhunderten in den chinesischen Seehäfen gemacht wurden, haben gezeigt, daß alle Handelsvortheile, welche die chinesische Regierung auf dem Papiere zugesteht, die so sehnlichst erstrebte Erschließung des Innern doch nicht zur Folge hatten; denn wenn europäische Reisende auch in das Innere gelangten, so hatten sie stets die größten Bedrückungen zu erdulden. Deshalb war schon vor Jahren gleich nach den Erfolgen der Engländer gegen die Bermesen, 1824 bis 1826, von dem Engländer Sprye auf die Nothwendigkeit hingewiesen worden, von Berma aus einen Zugang zu den inneren Provinzen von China zu erhalten; was er jedoch zur Ausführung vorschlug, war nicht geeignet, den damals in ungemein enthusiastischer Weise aufgenommenen Plan zu verwirklichen. Sprye ging von der Ansicht aus, Esmok, von den Eingebornen Mangla genannt und unterm 21° 55' n. Br. u. 101° 40' östl. L. v. Greenw. gelegen, sei der von den Europäern anzustrebende Marktplatz; Esmok, an der Grenze von China, und sehr nahe dem siamesischen Reiche, war von seinen Berichterstattern als ein großes Handelsemporium gepriesen worden, der Zugang dazu durch Berma galt als leicht. Die politischen Beziehungen zu Berma hinderten aber die Ausführung, und die in den letzten Jahren mit großer Gründlichkeit gepflogenen Erkundigungen wiesen auch so bedeutende Terrainschwierigkeiten nach, daß von diesem Projekte abgesehen werden muß; denn Esmok liegt überdies zu weit ab vom Yantse kiang, dieser großen Handelsader des chinesischen Reiches, und die nördlich von Esmok liegende chinesische Provinz Kiangsi gilt als wenig wichtig.

Ungleich günstiger liegen aber gegenwärtig die Verhältnisse auf der von Dr. C. Williams gründlich erforschten Route von Rangun den Iravadi aufwärts mit Dampfern bis Savadi bei Bhau-mo (24° 16' n. Br., 96° 57' östl. L. v. Greenw.), von da über das Kakhyengebirge in nordöstlicher Richtung nach Sanda (24° 41' n. Br., 97° 57' östl. L. v. Greenw.), dem Grenzorte gegen China; die Entfernung von Savadi nach Sanda beträgt an 80 engl. Meilen — Bigandet rechnet nur 3 Tagmärsche —, das Gebirge ist wenig hoch (2000'), und nach allen Richtungen hin sind leicht

Karrenwege anzulegen. Größere Schwierigkeiten würde allerdings ein Schienenweg machen, doch ist dazu vorerst noch kein Bedürfniß.

Ein wesentlich günstiger Umstand ist vor Allem dieser, daß das englische Reich dem ganzen Küstenrande entlang bis zum 10. Breitengrade sich erstreckt; Berma wurde dadurch ein Binnenstaat und kommt in jährlich sich steigernde Abhängigkeit von den Engländern, die auch von Assam aus gegen seine Nordgrenze hin vordrängen. Ferner ist wichtig, daß bis Ava, der frühern Hauptstadt von Berma, bereits seit Jahren britische Dampfer fahren; im Jahre 1862 bis 1863 wurden europäische Waaren im Betrage von über 18 Lakhs Rupies (1 R. = 20 Sgr., 1 L. = 100,000) auf die bermesischen Märkte gebracht, Zwischenhändler bringen die europäischen Kattune bereits jetzt bis zu den Schans und Kakhyens. Eine wichtige Frage war, ob der Iravadi auch noch aufwärts von Ava befahren werden könne. Williams fuhr in einem Boote bis nach Savudi und fand überall, auch an den ungünstigsten Stellen, Tiefgang für Schiffe von 5 bis 6'; er bemerkt dabei, daß die große Veränderung des Flußbettes durch die stets wechselnden Formen der Sandbänke, sowie drei Stromschnellen allerdings Schwierigkeit bieten, aber mit einem Steuermann „with an eye for water“ sei nirgends Gefahr. Wenn wir dabei bedenken, daß auf dem Brahmaputra unter gleichen Umständen jetzt Dampfer gehen bis Dibrugarh, so wird auch auf dem Iravadi die Schifffahrt bis Savudi zur Ausführung kommen. Dann ist noch das Gebirge zu übersteigen; aber wie bereits bemerkt, ist es weder hoch, noch sind die Thäler steil, während dagegen der den Anbau sehr lohnende Thalboden den Karawanen den nöthigen Bedarf an Cerealien bietet. Die das Gebirge bewohnenden Völkerschaften sind zwar nicht ganz ergeben, doch werden die Engländer schon Ordnung und Achtung vor europäischer Energie herbeizuführen wissen. Für die Communication mit Britisch-Indien kann leicht durch Anlegung einer Telegraphenlinie gesorgt werden; sie ginge von Calcutta durch Assam bis Manipur, von da auf bermesischem Gebiete bis Bhan-mo, von wo sie längs des Iravadi leicht bis an die Küste fortgesetzt werden kann.

Die politischen und topographischen Verhältnisse sind demnach auf dieser Route sehr günstig; betrachten wir jetzt auch die commerciellen Chancen. Berma, das Durchzugsland, ist reich an guten Ackergründen, die Bevölkerung der ebeneren Theile, etwa 4 Mill., wird sich bei geordneten Verhältnissen vermehren und noch mehr als bisher an europäischen Produkten consumiren. Die Gebirge sind reich an Mineralien; Eisen-, Blei- und Silberminen werden bereits jetzt an vielen Orten ausgebeutet, Kohlenlager sind an verschiedenen Punkten aufgefunden worden. Yun-nan, die nächste chinesische Grenzprovinz, zählt an 10 Mill., und 21 große Städte; Thee ist der wichtigste Artikel, seine Güte wird als die beste gerühmt, der kaiserliche Hof soll damit versorgt werden. Hinter Yun-nan liegt Su-tschuen, eine Provinz von an 30 Millionen Einwohnern. Seide kann von hier in größter Güte bezogen werden, der Theebau bringt ebenfalls sehr vorzügliches Produkt. Außer Seide und Thee kann Moschus, Rhabarber, Honig, dann aus dem Mineralreiche Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Quecksilber, Arsenik, Blei und Kohle auf den Markt gebracht werden, Alles Artikel, die den Verkehr mit diesen Gegenden wünschenswerth machen.

In Calcutta hat die Nachricht von dieser neuen Handelsroute große Hoffnungen erregt; schon die nächsten Jahre werden lehren, ob die Erwartungen sich erfüllen. Nachrichten darüber, ob Dampfer versuchsweise bereits bis Savudi gingen, sowie ob die Route bereits von Europäern benützt werde, sind bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

Eine Fahrt nach Belgrad in Serbien.

Von **Wilhelm Gottschild.**

Die historischen Bewegungen auf der Balkanhalbinsel. — Terra incognita. — Donau abwärts nach Semlin. — Belgrad, die weiße Stadt. — Aus der vornehmen Welt Serbiens. — Charakter der Stadtbazare. — Die Türkenstadt. — Die Umgebungen. — Oeffentliche Anstalten. — Milosch und der schwarze Georg.

In „das Land der Märchen und der Wunder“ will ich den Leser führen, denn so muß ich wohl das Land nennen, dessen Inneres bei weitem weniger erforscht ist, als z. B. die Nordküste Afrika's, obwohl die Karte des civilisirten Europa es unter ihren Ländercomplex verzeichnet. Der Name Europa's ist bei der Mehrzahl seiner Bewohner verklungen, und begriffslos wird unser abendländischer Wohnort in eine nebelige Ferne des Nordens gerückt, „wo die Welt aufhört“. Für den Bekenner Mohammeds existirt nur der Süden, wo das Grab des Propheten, der Osten, wo die Sonne auf-, und der Westen, wo sie untergeht.

Wohl kein Land der Erde hat seine Bewohner so vielfach gewechselt, als das türkische, und immer unter vernichtenden Kriegen, die nicht selten mit Ausrottung der früheren Bewohner endigten; die unzähmbare Begier nach Wohnsitzen in dem sonnigen Süden führte die wilden Slavenvölker herüber über den Ister und warf die Bollwerke des oströmischen Kaiserreichs in Trümmer; die Gothen, Völker germanischen Stammes, mußten ihnen nachgeben, an der rohen scythischen Kraft erlahmte ihre Stärke, und was endlich der Trieb nach leiblicher Existenz nicht verändern konnte, das veränderte zuletzt christlicher und mohammedanischer Fanatismus.

Lauter Momente, die den Reisenden zu einem Besuche des merkwürdigen Landes anspornen, wenn nicht noch hinzukäme, daß in dem Innern der Türkei da, wo die Morawa ihre Wasser nach Norden sendet und der schnellfließende Vardar, der Axios der Griechen, seine Fluten durch des enge Defilé von Vader zwängt, in einem langen Zeitraume die Fäden der römischen Politik gesponnen wurden. Eine Reihe von Kriegsherren geht aus jenem Lande hervor, — es ist die illyrische Provinz — welche die Regierung, nachdem die Staatskraft der ewigen Stadt vollkommen verbraucht war, an sich nehmen. Im

Lager hatte sich eine illyrische Schule oder Partei gebildet, welche ganz dazu angethan war, das Uebergewicht über die fremden Elemente zu behaupten. Sollte es da nicht möglich sein, noch Traditionen unter der Bevölkerung aufzufinden, oder Bauüberreste, welche manchen dunkeln Punkt in der vielverschlungenen Geschichte, namentlich des byzantinischen Reiches, aufhellen könnten? Dazu kommt noch die Betrachtung der Lebensweise, der Sitten, der Anschauungen, welche oft diametral den abendländischen entgegengesetzt sind. Doch selbst abgesehen hiervon muß jedem Ethnographen schon die Beobachtung der bunten Menge von Völkern, welche die Balkanhalbinsel bewohnen, von denen die einen, die Serben und Bulgaren, berufen zu sein scheinen, eine große politische Zukunft zu erlangen, die anderen, die Osmanli, im Aussterben begriffen sind, einen bedeutenden Impuls geben, diese Völker einmal in der Nähe in ihrem Leben und Streben zu beobachten.

So unternehme ich, in einer Reihe von Aufsätzen dem Leser meine Erfahrungen, welche ich in dem Jahre von 1858 auf 1859 durch die Türkei und zwar von Belgrad nach Salonik als Sekretär des k. k. österreichischen Consuls für das östliche Griechenland Dr. v. Hahn machte, in möglichst anschaulicher Weise mitzutheilen. Dazu bemerke ich noch, daß diese Aufsätze einer Reihe von Vorträgen entspringen, die ich in den geographischen Vereinen zu Frankfurt a. M. und Darmstadt gehalten habe. —

Es war in den ersten Tagen des August 1858, als ich von Herrn v. Hahn eingeladen wurde, ihn auf einer Reise in den Orient zu begleiten. Ich nahm das Anerbieten sofort an, und kaum waren die letzten Festklänge von dem dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Jena, an welcher ich bisher studirt hatte, verhallt, als ich nach Wien eilte. Hier erfuhr ich, daß Herrn v. Hahn von der k. k. österreichischen Akademie der Wissenschaften die Aufgabe gestellt worden sei, jene terra incognita südlich von dem jetzigen Serbien und dem Jastrebaß zu erforschen, wo Kiepert auf seiner großen Karte der Türkei von 1858 einen weißen Fleck gelassen hat. Hier mußte die Heimat der alten Dardaner sein.

Doch welches war die geographische Beschaffenheit des Landes? Wer mochte jetzt dort wohnen? Wir konnten nicht annehmen, daß dieses große Terrain ganz unbewohnt sei, da schon Ami Boué in seinem trefflichen Reisewerke über die Türkei davon andeutend berichtet. Herr v. Hahn vermuthete, daß dort Albanesen sitzen müßten, und allerdings haben wir dort Albanesen sehr zahlreich gefunden, die in immer weiterm Vorschreiten nach Osten und Süden begriffen sind.

Mit guten Kapeller'schen Barometern und einem Aneroid versehen, fuhren wir am 11. September genannten Jahres von Wien die Donau stromabwärts und erreichten am 13. September, nachdem wir einen Tag in Pesth Halt gemacht hatten, Semlin. Nur von unserer Aufgabe erfüllt, schenkten wir den Ufern der Donau wenig Aufmerksamkeit. Wir eilten vorüber an Preßburg und seinem Krönungshügel, vorüber an dem in dem ungarischen Kriege so heldenmüthig vertheidigten Komorn und der Insel Schütt mit ihren mächtigen Wäldern, vorüber an Gran mit seiner weißen Kathedrale, welche majestätisch einen aus der Sohle der Donau aufspringenden Felsen krönt, vorüber an des Corvinus Burg, von deren einstiger Größe noch die weiten Trümmer zeugen. Die Donau wird breiter und breiter, genährt von den mächtigen Strömen, die sie nach und nach aufnimmt, in zahlreichen Armen wälzt sie ihre Wasser dahin; endlich bespült sie die drohenden Wälle von Peterwardein. Noch wenige Stunden und wir sind in Semlin, dem letzten Vorposten des Abendlandes. Noch einmal heimelt uns das Vaterland an, wir sehen in Semlin noch einmal das treue Abbild einer sächsischen Landstadt; daß aber unser Traum nicht zu lange währe, dafür sorgt das auf der Höhe gegenüberliegende Belgrad mit seiner Festung, deren Werke sich bis herunter an den Donauspiegel ziehen, mit seinen in der Sonne glänzenden Minareten und der in reicher Vergoldung prangenden Kuppel des Thurmes der griechischen Kirche. Noch von dem Savastrom genährt, breitet sich hier die Donau weithin aus. Doch wir halten uns nicht auf, ein kleines Dampfboot vermittelt unsern Eintritt in die „Levante". Wir sind in Belgrad, der weißen Stadt, der Hauptstadt des Fürstenthums Serbien, welches jetzt freilich nur einen geringen Bruchtheil des einstigen serbischen Reiches ausmacht und welches schon Herodot kennt, der zwar das Land nicht nennt, aber seine Hauptflüsse beschreibt, den Angros und Brongos, d. h. die bulgarische und serbische Morava.

Belgrad liegt zum Theil ziemlich hoch über dem Donauspiegel und scheidet sich in zwei Haupttheile, in die Ober- und in die Unterstadt. Ein ziemlich beschwerlicher Weg führt von dem Landungsplatze steil aufwärts in die Oberstadt, an welche sich die Festung schließt, die aber vollkommen abgesperrt ist. In der Festung liegt die türkische Besatzung, denn Belgrad gehört zu denjenigen serbischen Städten, in welchen die Pforte noch Garnisonen hält; in der Festung wohnt auch der Pascha. An sie stößt dann die Türkenstadt. Kein Türke darf in dem serbischen Theile Belgrads wohnen, nur auf dem Bazar hat er sein Verkaufslokal. Wir quartierten uns in dem Hotel „zur serbischen Krone" ein, dem einzigen Gasthofe, wo man anständig logiren kann, obgleich es auch in ihm an dem gewöhnlichen orientalischen Schmutze nicht fehlt. Ein herrlicher Abend war einem heißen Tage gefolgt. Die Luft wehte mild und der Mond goß sein Silberlicht über die Moscheen, deren Minarete mit ihren metallbeschlagenen Spitzen hell leuchteten. Tiefe Ruhe lag über der Stadt. Ich stand an dem geöffneten Fenster und sah auf den vor dem Gasthofe sich ausbreitenden großen ungepflasterten Platz, der, von unregelmäßigen Gebäuden umgeben, mir als Marktplatz bezeichnet wurde. Ich dachte an die unheimliche Gestalt Soliman Pascha's, der hier im letzten Kriege auf einmal 150 Serben enthaupten und ihre Köpfe auf den Festungsthoren aufstecken ließ, als plötzlich ein wüster Lärm aus dem untern Stockwerke des Gasthofs herauftönte und mich aus meinem Denken herausriß. Der Kellner, den ich nach der Ursache befragte, sagte, es sei große Gesellschaft im Salon. Ich bestellte das Abendessen dorthin und war erfreut, gleich am ersten Abend in Belgrad mit der „guten Gesellschaft" bekannt zu werden, denn gewöhnliche Leute konnten es wohl nicht sein, die in dem ziemlich theuern Hotel verkehrten. Als ich in den Salon, der allen Ansprüchen auf Comfort entsprach, eingetreten war, sah ich, daß sich hier eine bunte Menge von Herren und Damen durcheinander bewegte. Man hatte sich zum Theil um kleine runde Tische gruppirt und war fröhlich nach Herzenslust. Ich traf einige obere Mauthbeamte, deren Bekanntschaft ich schon am Nachmittage gemacht hatte und die mir über die verschiedenen Persönlichkeiten Aufschluß gaben.

Sofort fiel mir auf, daß die Herren ganz europäisch gekleidet waren, während die Damen meist die serbische Nationaltracht trugen, ein zierlich um den Kopf geschlungenes Tuch, welches aber noch das dunkle in üppige Flechten geflochtene Haar sehen ließ, und eine mit Pelz schön verbrämte Jacke. Ich habe überhaupt auf der ganzen Halb-

insel die Bemerkung gemacht, daß dort völlig im Gegensatz zu uns die Frauen in Beziehung auf die Mode das conservative Element bilden; nur ungern geben sie ihre allerdings malerische Nationaltracht auf. Besonders fiel mir hier an den Frauen noch der prächtige Teint auf, allein ich kam bald dahinter, daß das Schminktöpfchen gehörig in Anspruch genommen worden war. Die Haare färben sie, und nicht leicht trifft man eine Serbin in grauem Haar. Mitten unter der Menge hatten serbische Offiziere Platz genommen, unter ihnen der Schwager des Fürsten Alexander. Eine Flasche Champagner um die andere wurde geleert. Um den Lärm vollständig zu machen, stellte sich eine ungarische Kapelle um das Billard herum und spielte in ohrzerreißenden Tönen Nationalmusik und straußische Walzer. Auf einmal wurde der Marseillermarsch angestimmt, und als er geendet, wurde er stürmisch noch einmal verlangt; namentlich schien sich der fürstliche Schwager sehr daran zu belustigen. Kaum hatte man ihn aber zum zweiten Male durchgespielt, als sich auch seine revolutionäre Kraft äußerte. Ein außer Dienst gekommener Kellner hatte sich eingeschmuggelt und seinen Wein umsonst trinken wollen; über diese der haute volée angethane Beleidigung erbittert, erhob sich die ganze Gesellschaft, Damen und Herren, und warf den Kellner zur Thür hinaus.

Nach dieser Expedition zog ich mich in mein Zimmer zurück; ich hatte einstweilen genug von der serbischen haute volée. Der Lärm dauerte noch lange bis nach Mitternacht fort. Es frappirte mich, daß ich viel Deutsch sprechen hörte, wollte ich aber selbst Deutsch sprechen, so sprach man Serbisch oder Französisch. Ueberhaupt gab man sorgfältig auf mein ganzes Benehmen Acht; wie jeder Orientale ist auch der Serbe gegen den Fremden vorsichtig, und es dauert lange, bis man seine Freundschaft gewinnt. Die Vorsicht zeigt sich auch in dem Blicke, der dem sonst männlich schönen Gesichte nicht zum Vortheil gereicht. So sehr sich auch die Serben gegen das Eindringen abendländischer Cultur stemmen, so können sie dieselbe doch nicht aufhalten; nur pflücken sie nicht immer die guten Früchte von ihr, die Auswüchse derselben sind ihnen, wie allen Orientalen, oft genehmer. Es ist nicht selten, daß reiche junge Serben nach Paris gehen; mit der französischen Sprache bringen sie aber auch französische Unsitten mit.

Am andern Tage besah ich mir die Stadt. Sie breitet sich ziemlich weit auf einer Hochebene aus. Die Häuser sind meist klein, die Straßen unregelmäßig und nicht oder nur zum Theil gepflastert. Unter den Vorstädten zeichnet sich die Savavorstadt aus mit ihren Waarenmagazinen und zum Theil stattlichen Gebäuden; ehemals standen hier kleine Fischerbaracken. Milosch wollte aber seine Mauthgebäude dort anlegen, die Baracken wurden niedergebrannt und die Fischer obdachlos. Kein Heller Entschädigung wurde gezahlt. Ein schönes Gebäude ist die Metropolitankirche, in byzantinischem Style gebaut, während der Konak (Wohnung) des Fürsten ein sehr einfacher Bau ist. Unter den Consulatsgebäuden zeichnet sich das österreichische aus. Der Bazar ist verfallen, doch lebhaft. Mit einem deutschen immerwährenden Jahrmarkt könnte man am treffendsten einen solchen Bazar vergleichen, nur daß in den Buden nicht blos verkauft, sondern auch vor Aller Augen gearbeitet wird. Bei untergehender Sonne begiebt sich der Kaufmann oder Handwerker in seine Wohnung, die er im Innern der Stadt hat.

Ein wichtiger Handelsartikel ist für Belgrad der Taback; hier und in Konstantinopel erhält man die feinsten Sorten; mehre Karawanen versorgen alljährlich den Markt aus dem Süden der Türkei, namentlich aus Jenischeh. Der Preis für die Occa (etwas über 2 Pfund) beträgt 15 bis 20 Zwanziger. Eine große Annehmlichkeit für Belgrad sind die türkischen Bäder; die Bedienung ist äußerst reinlich und die Behandlung des Körpers, das Reiben und Kneten wohlthuend, bis der Badediener sein Opfer aufrecht setzt, ihm das Knie in den Rücken stemmt um die Ellenbogen zusammenzuklappen. Bei dieser letzten Procedur glaubt man den Geist aufgeben zu müssen.

Der Festungskommandant Ismail Pascha war früher Admiral gewesen. Er wohnt in der Festung. Wir folgten einer Einladung, ihn zu besuchen. Der Empfang war freundlich. Die Wände seines Audienzzimmers waren ganz kahl, ringsherum liefen Divane, den Boden bedeckten prächtige smyrniotische Teppiche. Nachdem wir uns gegenseitig begrüßt, nahmen wir stumm auf den Divanen Platz. Plötzlich traten drei Neger herein, jeder mit einem langen Tschibuk (Tabakspfeife) bewaffnet, — es waren prächtige Jasminröhre mit großen Bernsteinspitzen. — Soldatenmäßig traten die Tschibuktschi an und wie auf Kommando führten sie uns die Spitzen zum Munde. Noch durfte nicht gesprochen werden, nur mächtige Rauchwolken stieß Einer um den Andern aus. So verlangt es das orientalische Ceremoniell; die deutsche Art, in kleinen Zügen zu rauchen, kennt man dort nicht. Damit die Teppiche nicht beim Rauchen verletzt werden, stehen bekanntlich unter jedem Pfeifenkopfe metallene Schüsselchen, in denen er ruht. Endlich kam der Kaffee in sehr kleinen Tassen, die auf silbernen Untersetzern ruhten. Der Pascha trank nach orientalischem Brauche zuerst. Wir folgten nach und begrüßten uns gegenseitig nochmals, indem wir die Hand auf Herz und Mund legten. Hierauf begann die Unterhaltung. Der Pascha erkundigte sich nach europäischen Verhältnissen und ließ dann eine Menge von Karten bringen, in denen er eifrig zu studiren schien. Plötzlich überraschte er uns mit der Frage, ob wir uns nicht fürchteten, jetzt eine Reise zu unternehmen, da ein Komet am Himmel stände und sicher ein Krieg ausbrechen werde. Nun, er konnte leicht aus dem Erscheinen des Kometen einen Krieg vermuthen, da die Engländer kurze Zeit vorher Djedda bombardirt hatten, eine Thatsache, die jeder gemeine türkische Soldat kannte; Rache dafür zu nehmen war jeder in jedem Augenblicke bereit. Man hatte kurz vor unserer Ankunft in Belgrad auf den englischen Generalconsul geschossen.

Ungehindert konnten wir in der Festung herumgehen. Sie steigt von dem Donauspiegel terrassenförmig in die Höhe. Die äußeren Werke sind zum Theil sehr verfallen, laffetenlos liegen die Kanonen auf den Mauern, als solle nie mehr ein Schuß aus ihnen gethan werden. Die Soldaten hocken, kurze Tschibuks rauchend, auf den größeren Plätzen umher und lassen sich von der Masse Hunde beschnobbern, welche in der Festung die Straßenpolizei bilden. Die türkischen Truppen sehen den serbischen gegenüber sehr dürftig aus. Ihre blauen, rothpaspelirten Uniformen waren meistens abgerissen. Die Subalternoffiziere, oft ungebildete Menschen, unterschieden sich nur wenig von den gemeinen Soldaten.

Einen guten Eindruck machten die serbischen Truppen. Es waren meist schöne Leute in grünem Waffenrock mit rothen Aufschlägen. Sie liegen in der Serbenstadt. Ihre Offiziere wählen sie sich selbst; nur die Artillerie hat Offiziere, welche in der Militärakademie zu Belgrad gebildet sind und sich in Bezug auf militärische Bildung getrost mit europäischen Offizieren messen können. Namentlich haben sich die Professoren der polytechnischen Schule in Paris,

wohin viele noch zu weiterer Ausbildung gehen, sehr anerkennend über sie ausgesprochen.

Als Sehenswürdigkeit betrachtet man in der Türkenstadt den in Trümmern liegenden Palast Prinz Eugens, die Serbenstadt dagegen hat noch ein von Laudon erbautes Thor.

Der Beobachter des Kulturfortschritts wird noch die Akademie besuchen, in welcher Philosophie, Geschichte, Staatswissenschaften gelehrt werden, und die öffentliche Bibliothek. Rühmend muß man es bei den serbischen Gelehrten anerkennen, daß sie außerordentlichen Fleiß aufbieten, um ihr Volk heranzubilden, damit es Theil nehmen könne an den geistigen Schöpfungen der westlichen Völker. Außerdem vermittelt noch eine Art geistigen Verkehr die Staatszeitung, damals von Dr. Gaj geschickt redigirt.

Die Umgegend von Belgrad ist schön. Namentlich führt ein herrlicher Weg nach dem Lustschlosse des Fürsten, nach Toptschider, einem reizenden Fleckchen Erde südlich von Belgrad. Rechts hat man die Sava, links bewaldete Höhen. Das Lustschloß ist eine einfache Villa. Der Fürst Alexander war gerade anwesend, ein freundlicher bejahrter Herr. Seine Haltung war gebeugt und sein Antlitz zeigte keine Spur von der den Serben eigenen Energie. Er trug einen blauen Oberrock mit einem Stern auf der Brust. Er bewirthete uns mit Slatko, eingemachten Früchten, einer Delikatesse, welche mit einem Glase Wasser genossen wird und im Sommer angenehm kühlt. Mitten auf einer grünen Matte steht der Villa gegenüber der Kiosk von Milosch. Er ist ganz in türkischem Style gebaut. In dem obern Saale, der schön mit Schnitzwerk geziert ist, hingen Copien von Bildern aus der niederländischen Schule. Von dem Saale führt eine enge geheime Treppe herunter, an deren Ausgang manches Opfer tyrannischer Willkür geblutet haben soll. Milosch wird sehr verschieden beurtheilt. Die Einen nennen ihn einen hochsinnigen Fürsten, Andere verdammen ihn. Die Stimmen unter den Serben waren getheilt. Jedenfalls muß es mit seiner Gewissensruhe eigenthümlich ausgesehen haben, wenn er, wie Cyprien Robert in seinem bekannten Werke über „die Slaven der Türkei" erzählt und was nicht in Abrede gestellt wurde, jede Nacht in seiner Antichambre zwei Momken (Leibwächter) mit geladenen Karabinern als Wache hatte und außerdem an seinem Bette der treue Major Anastasius wachen mußte. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln soll er oft, von einem panischen Schrecken ergriffen, plötzlich aus dem Schlafe aufgefahren sein und um Hilfe gerufen haben. Es dürfte zu weit führen, auf das Leben des Fürsten Milosch näher einzugehen.

In der Nähe von Toptschider ist die Strafanstalt. In ihr besteht die merkwürdige Einrichtung, daß die Sträflinge im Sommer auf einige Wochen während der Ernte die Erlaubniß bekommen, nach Hause zu gehen und die Ihrigen in der Feldarbeit zu unterstützen. Pünktlich nach abgelaufener Frist kehren sie zurück und es ist noch kein Fall vorgekommen, daß ein Sträfling zurückgeblieben wäre. Der Grund liegt darin, daß die Sträflinge nur nach der Türkei oder nach Oesterreich entweichen können; die Türkei hassen sie aber und von Oesterreich werden sie ausgeliefert.

Nicht weit von der Strafanstalt befindet sich die Ackerbauschule, in welcher junge Serben in der rationellen Feldwirthschaft unterrichtet werden. Die Zöglinge sind ganz militärisch geordnet und uniformirt, namentlich wunderte ich mich über die Reinlichkeit, die im ganzen Gebäude und besonders in den Schlafsälen herrschte.

Geht man weiter an der Sava stromaufwärts, so kommt man an den Platz, wo Kara Georg, der schwarze Georg, von seiner schwarzen Mütze so benannt, Serbiens Befreier, seinen Vater niederschoß. Als 1787 die Oesterreicher einzufallen drohten, nahm er an dem Aufstande seines Volkes gegen die Türken Theil. Er muß fliehen, den greisen Vater und seine ganze bewegliche Habe nimmt er mit sich. Sie kommen näher und näher an die Sava, der Alte will nicht flüchtigen Fußes seine Heimat verlassen, er räth zur Rückkehr; demüthige sich Georg, so werde ihm gewiß verziehen werden. Sie sind an der Sava. Georg bleibt standhaft; da sagt der Vater endlich: so ziehe allein, ich bleibe in meinem Vaterlande. Georg ist innig bewegt, noch einmal stellt er ihm die ganze Gefahr vor, die ihm von den Türken droht. „So soll ich erleben, daß die Türken dich langsam zu Tode martern? Besser ist's, du stirbst von meiner Hand." Die Pistole blitzt und der Alte liegt zuckend am Boden; ein Diener gibt ihm noch den Gnadenstoß. Georg fordert die Bewohner des nächsten Dorfes auf, den Alten da draußen zu begraben und für seine Seele „ein Todtenmahl zu trinken". Er verschenkt sein Vieh und überschreitet den Fluß. Nun ist er abwechselnd österreichischer Feldwebel, Haiduck, d. h. Räuber, in seinen heimatlichen Bergen, zuletzt Waldhüter in einem Kloster. Die Bewegungen seiner Heimat rissen ihn wieder aus diesem Leben heraus und er begann die hervorragende Rolle eines Führers seines Volkes zu spielen.

Aus allen Erdtheilen.

Die Aufsuchung der Spuren Leichhardts. Wir finden darüber in der „Germania" vom 22. Februar folgende Angaben:

Nach einem Berichte aus Brisbane in Queensland befand sich Mac Intyre mit zwei Begleitern am 12. Januar am Thompson River; er wollte von dort nach dem 120 Miles entfernten Aramac Creek reisen. Es war Regen gefallen und die noch vorhandenen Pferde und Kameele hatten sich etwas erholt. Der Reisende war durch das bisherige Mißgeschick keineswegs entmuthigt und wollte seine Wanderung zur Aufsuchung der Spuren Leichhardts fortsetzen. In Adelaide beabsichtigte man, eine Anzahl Männer mit 10 Kameelen an den Coopers Creek nachzusenden, falls die Regierung von Victoria zu den Kosten beisteuere.

Dr. F. Müller hat folgende Nachricht von einem Herrn Sutherland in Betreff des verschollenen Dr. Ludwig Leichhardt erhalten. Ein dritter, mit einem 18 Zoll langen und 14 Zoll breiten L gemarkter Buchsbaum ist am linken Ufer des Flinders-River, ungefähr 25 bis 30 Meilen unterhalb der Mündung des O'Connells Creek gefunden worden, welches unzweifelhaft zeigt, daß Leichhardt am Flinders-River hinabgegangen ist. Ein gewisser Kir hat den Baum ge-

sehen, als er sich nach einem Weideplatz umsah. Der Baum wurde zuerst von einem der Arbeiter des Herrn Hays gefunden. Weitere Spuren eines Lagers fanden sich bei demselben nicht vor.

Australische Notizen. Die melbourner „Germania" vom 26. Februar, deren Zusendung wir hiermit bescheinigen, führt Klage darüber, daß die Colonie Victoria, welche jetzt 626,530 Seelen zähle, nicht genug Getreide für den eigenen Bedarf erzeuge. Man freue sich allemal, wenn die Ankunft eines mit Korn und Mehl beladenen Schiffes aus Chile oder Californien gemeldet werde, weil dann der Theuerung zeilweilig abgeholfen werde. Die Sache, meinen wir, erklärt sich leicht, wenn man in Erwägung zieht, daß die Goldgräberei eine so große Menge von Arbeitskräften in Anspruch nimmt und die bisherige Gesetzgebung über Grund und Boden sehr mangelhaft war.

Die Gesammteinnahme der Colonie Victoria hat nach dem Berichte des Finanzministers im Jahre 1865 die Summe von 3,060,265 Pfd. Sterl. betragen, im Vorjahre nur 2,954,538 Pfd. Sterl.

Aus Neusüdwales werden die Klagen wegen des Ueberhandnehmens der Buschklepperei immer lauter. Der Unfug ist dort so tief eingerissen, daß man vorerst daran verzweifelt, ihn ausrotten zu können. Die Polizei ist jedoch in unermüdlicher Thätigkeit, und die Regierung von Sydney hat auf die Ergreifung des Buschrangers Clarke, welcher das Handwerk ins Große treibt, eine Belohnung von 200 Pfd. Sterl. ausgesetzt.

In Sydney baut man jetzt auch Dampfer; im Januar ließ die australische „Steamship Company" einen Dampfer mit doppelter Schraube vom Stapel. Man will in Bezug auf den Schiffsbau nicht länger von England abhängig sein.

In dem anfangs so viel gerühmten Nord-Territorium, welches bekanntlich, bis auf Weiteres, einen Theil der Colonie Südaustralien bildet, ist nun der Oberstlieutenant Finniß, der sich so viele Mißgriffe zu Schulden kommen ließ, definitiv abberufen worden. Er kam am 14. Februar von der Adamsbay in Port Adelaide an. Nun ist der bekannte Forschungsreisende Mac Kinlay im Nordgebiete, wo man wieder einmal einen „herrlichen Strich Landes" aufgefunden haben will. Die neue Hauptstadt soll etwas südlich von den Escape Cliffs angelegt werden.

In der Umgegend von Nairne, Südaustralien, ist Gold gefunden worden.

Von den Neuen Hebriden in der Südsee. Diese Inseln wurden bisher als ein sehr günstiger Boden für die Einführung des Christenthums unter den Heiden geschildert. Die Presbyterianer hatten dort Missionen gegründet, namentlich auf der Insel Tanna. Doch entsprach der Erfolg keineswegs den Erwartungen, und die Häuptlinge waren schwer zu behandeln. Nun meldet die „Australian Gazette" in einer Februarnummer, daß die Sendboten verjagt, die eingebornen Lehrer verfolgt, die Vorräthe geraubt worden sind. Gleichzeitig ist auf der Insel Erromango der Missionär Gordon sammt seiner Frau getödtet worden; die ganze Missionsanstalt wurde von den Eingebornen dem Boden gleich gemacht. Die Missionsfreunde zu Sydney in Neusüdwales veranlaßten den Gouverneur Young, ein Schiff nach den Neuen Hebriden zu schicken, um die Dinge näher zu untersuchen. Also ging Commodore Seymour nach Tanna, und dort versprachen die Häuptlinge, fernerhin keine britischen Unterthanen mehr ums Leben zu bringen, auch wollten sie die Missionäre beschützen. Sie hielten aber nicht Wort, sondern warfen die neuangekommenen Missionäre mit Steinen und trachteten ihnen sogar nach dem Leben; die Häuser der einzelnen Christen wurden niedergebrannt. Die Sendboten Paton und Mathieson konnten nur mit genauer Noth ihr Leben retten. Die Häuptlinge feuerten sogar auf englische Fahrzeuge, als diese Matrosen ans Land setzen wollten. Auf Erromango haben die Leute desselben Stammes, welche den Missionär Gordon getödtet, einige zwanzig Personen, welche auf der Insel Sandelholz einkaufen wollten, todtgeschlagen und aufgefressen. Als diese Vorgänge in Neusüdwales bekannt wurden, ging das Schiff „Curaçao", vom Commodore Wisemann befehligt, nach Aniteum (Anitom) um zu sehen, wie es dort stehe, und die Auslieferung von Missethätern und Menschenfressern zu verlangen. Dessen weigerten sich die Häuptlinge; sie zeigten Lust, es mit dem „großen Schiffe" aufzunehmen. Nun aber bombardirte Wisemann die Dörfer des Häuptlings Navka, der Schuld an der Ermordung eines britischen Unterthans auf Tanna gewesen war. Auch ließ er Truppen ans Land setzen, um die Schiffe und Dörfer der Eingebornen zu zerstören. Die Insulaner feuerten wacker, und ein Engländer blieb todt auf dem Platze, während jene sich in die Wälder zurückzogen, wo man ihnen nichts anhaben konnte. Dann fuhr der Commodore nach Erromango, schoß zwei Dörfer in Brand und berührte auf der Rückfahrt noch einmal Tanna, wo die Häuptlinge abermals das Beste versprachen; der Missionär Paton möge nur wiederkommen; es solle Alles gut gehen. Die „Australian Gazette" hebt hervor, daß die Missionäre Vorläufer für den Kaufmann seien und stellt die Moral auf: — „Wir haben ein Recht, Gewalt gegen wilde Stämme anzuwenden, mit denen wir in Berührung kommen." Aber man ist doch von den Wilden nicht gerufen worden. Unser Aufsatz über die Ausrottung der eingebornen Völker durch die civilisirten Nationen (X, 57) gibt einen Commentar zu den obigen Mittheilungen.

Aus der Capcolonie. Bekanntlich leidet ein nicht geringer Theil der südlichen Halbkugel, namentlich in Australien und Südafrika, oftmals an lang anhaltender Dürre und diese bildet auch in der Capregion einen sehr empfindlichen Uebelstand. Jene von 1865 hat großen Schaden angerichtet, doch trat endlich im Januar Regen ein. Die Colonie schreitet indessen in gesunder Weise vorwärts. Die Einfuhren betrugen 1865 den Geldwerth von 2,125,332 Pfd. St., gegen 2,471,339 Pfd. St., die Ausfuhren respective 2,145,234 und 2,395,673 Pfd. St.

Das Romansland, welches seit einigen Jahren weiße Ansiedler erhält und über das wir früher im „Globus" ausführliche Mittheilungen gegeben haben, ist mit der Colonie Natal vereinigt worden. Die Engländer bezeichnen jetzt das Romansland als — Alfredea. Also ein geschmackloser Name mehr.

Der Krieg zwischen den Basutos und den holländischen Bauern des Freistaates dauert fort, scheint aber unblutig geworden zu sein, und der Viehraub ist nun Hauptsache bei beiden Theilen.

Nachrichten aus China. Wir erwähnten vor einiger Zeit, daß der Seeraub in den chinesischen Gewässern während des Jahres 1865 größere Dimensionen als je zuvor angenommen habe. Jetzt meldet der pariser „Moniteur" aus Canton vom 1. Februar 1866, daß der Unfug wo möglich noch ärger geworden sei. Eine Menge von Seeräuberdschonken werden im Flusse von Canton ausgerüstet, und ihre Keckheit ist unvergleichlich. Allein in der zweiten Hälfte des Januars hatten sie auf der Höhe von Puty, bei Tautu und an der Küste von Formosa drei europäische Fahrzeuge ausgeplündert. Die Kanonenboote der Engländer vernichten allwöchentlich ein paar Piratenfahrzeuge; aber der Hydra wachsen die Köpfe immer wieder nach.

Was die Rebellion betrifft, so glauben die Engländer, daß nach Hinrichtung des Königs der Taïping die Ruhe wiederkehren und die Autorität des Kaisers fortan unangefochten bleiben werde. Die Leser des „Globus" werden sich erinnern, daß wir diese Hoffnung nicht theilten, und wir entwickelten seiner Zeit die Gründe für unsere Ansicht. In der That ist die große Rebellion nicht zu Boden geschlagen, vielmehr sind die Aufständischen, welche seit etwa anderthalb Jahren als Nien feï auftreten, nicht blos Gebieter in mehren großen Binnenprovinzen, sondern nun auch in die Südprovinzen, namentlich in Kuang tung (Canton) eingerückt und verbreiten weit und breit Schrecken. Der Kaiser hat nicht Truppen genug, um ihnen wirksam die Spitze bieten zu können, er hat auch keine tüchtigen Feldherren. Uebrigens soll die Zahl der Nien feï nicht beträchtlich sein; wir wissen darüber jedoch nichts Näheres. Jedenfalls stören sie den Handel in empfindlicher Weise, und die Zufuhren nach den Seehäfen aus dem Innern her sind unbeträchtlich; namentlich leidet Canton sehr. In dieser Stadt haben die Franzosen eine Kathedrale erbaut.

Die Engländer wollen auf den ihnen eingeräumten „Concessions-Reserven", d. h. einer gewissen Bodenfläche, welche ihnen zu ihrem speciellen Gebrauch angewiesen worden ist, zunächst in Schang haï, dann auch in Japan Gebäude errichten, welche zu Marinezwecken dienen sollen.

Ein Deutscher, Dr. Legge, der sich um die Kunde des südlichen China entschiedene Verdienste erworben, hat jüngst den dritten Band seiner Ausgabe der chinesischen Klassiker veröffentlicht. Er gibt dem kritisch bearbeiteten Text erläuternde

Anmerkungen bei, die von großer Wichtigkeit sind. Der Berichterstatter des „Moniteur" sagt, daß Legge für die Geschichte China's etwa dasselbe sei, was Niebuhr für die römische Geschichte gewesen. Er habe die Fabeln und Sagen vom Geschichtlichen gesondert, und ihm zufolge beginnt das historische Zeitalter in China um 1700 vor Christi Geburt. Alles, was über diese Zeit hinaus liegt, ist ungewiß und fabelhaft.

Der höchste Berg im britischen Birma. Indische Blätter berichten, daß derselbe vom Oberstlieutenant Graham erstiegen worden sei. Der Berg gehört zu einer Kette, welche etwa 12 deutsche Meilen von der Stadt Tungu entfernt liegt; in diesem Gebirge liegen die Quellen des Yunsalin, welcher in den Saluen fließt. Den höchsten Gipfel bezeichneten die Birmanen als Nat Tung, die Wohnung des Nat, der für einen sehr mächtigen Geist (Gott) gilt, oder auch Tung Chung to, kahles Haupt. Die Karens bezeichnen ihn als Tan tieh; dieses Wort bedeutet Kamm. Aus der Ferne gesehen ist der Gipfel allerdings ausgezackt; die Sage erzählt, der Berg sei einst von einer gewaltigen Flut bedeckt worden, nur allein auf der allerhöchsten Spitze sei ein kleiner Raum von der Größe eines Kammes trocken geblieben. Der Culminationspunkt des Nat Tung befindet sich nicht auf der Kammhöhe des Gebirges, sondern auf einem südöstlichen Vorsprunge, von welchem der Yunsalin herabkommt; seine Höhe beträgt 7500 engl. Fuß. Man hat von ihm einen prächtigen Blick auf die ausgedehnte Ebene von Pegu; dann und wann wird zwischen Wäldern der Silberstreifen des Sittangflusses sichtbar, und jenseits der Ebene steigt die Yomakette empor. Hinter dieser liegen die Gebirge, welche Pegu von Arrakan scheiden. In den Legenden der Karens spielt der Nat Tung eine große Rolle. Das Volk hat sich früher einmal auf diesen Berg geflüchtet, um ungestört seinen Gott verehren zu können, und es meint, dieser Gott werde künftig einmal erscheinen, um es zu befreien.

Der sibirisch-amerikanische Telegraph. Die Untersuchungen des Obersten Buseli ergaben, daß im hohen Norden wesentliche Hindernisse nicht vorhanden sind. Der Meeresboden sowohl in der Behringsstraße wie im Busen von Anadyr ist eben und sandig; auch sind die Strecken, auf welchen hier der Draht submarin gelegt wird, nur kurz. Die gegen Norden ziehende Strömung lenkt die Eisberge von der Behringsstraße ab und die Nordwinde üben Einfluß nur auf die Oberfläche des Meeres. Die Pfähle stehen in dem gefrornen Boden so fest, als wären sie eingemauert; sie sind stark genug, um den Windstürmen zu widerstehen, und in jenen waldlosen Gegenden ist keine Gefahr, daß sie durch umstürzende Bäume niedergerissen werden. Die Strandbewohner sind friedliche Leute. Der Bericht, welchen die verschiedenen Untersuchungskommissionen veröffentlichen wollen, wird ohne Zweifel sehr interessant sein und die Wissenschaft bereichern.

Der Mörderverein der Capoeiros in Brasilien.

Wir finden in dem soeben (bei Brockhaus in Leipzig) erschienenen ersten Bande der „Reisen durch Südamerika von Johann Jakob von Tschudi" folgende Mittheilung:

„Ich will des Capoeiragem erwähnen, den ich noch in keinem über Brasilien handelnden Werke besprochen finde, und theile mit, was ich darüber von Polizeibeamten und anderen wohlunterrichteten Männern erfahren habe. Capoeiro heißt im Portugiesischen eigentlich Geflügeldieb.

Die Capoeiros, deren scheußliches Treiben Capoeiragem genannt wird, sind entweder Mulatten, freie Neger oder Sklaven und bilden einen Mörderverein der eigenthümlichsten Art. Manche Anzeichen lassen vermuthen, daß ihre Verbindung nach gewissen geheimen, wenn auch höchst einfachen Statuten organisirt und geleitet ist. Ich habe indessen darüber keine Gewißheit erlangen können.

Die Capoeiros fangen ihre Laufbahn als Kopfborer an. (Bekanntlich versetzt der Neger seinem Gegner nicht Faustschläge, wie das Leute anderer Rassen thun, sondern er rennt mit dem Kopfe gegen ihn an, wie ein Widder, und das thut einem Schädel, auf welchem man Backsteine zerschlagen kann, ebenkeinen Schaden.) Sie rennen mit den Schädeln gegen einander, weichen ab, greifen wieder an und kämpfen stoßend oft so heftig, daß der Eine oder Andere todt auf dem Platze liegen bleibt.

An Sonn- und Festtagen, am meisten aber bei großen Prozessionen, vereinigen sie sich, beginnen bei passender Gelegenheit mit Kopffechten, montiren sich dabei, bis sie in eine Art blinde, thierische Wuth gerathen und durchziehen dann wie Besessene die Straßen, um einen unbezwinglichen Mordtrieb zu befriedigen. Treffen sie dabei einen Sklaven, der schlecht bei ihnen angeschrieben steht, weil er entweder ihrer Verbindung nicht beitreten wollte, oder den sie als Verräther betrachten, so ist er unrettbar dem Tode geweiht. Es beginnt nun eine wüthende, tolle Jagd. Der Bedrohte sucht zu entfliehen, die Capoeiros verfolgen ihn, verwunden ihn, jagen ihn wieder auf, verwunden ihn wieder, ohne ihm den Todesstoß zu geben und treiben dieses grausame Spiel so lange fort, bis der Unglückliche, förmlich zu Tode gehetzt, leblos zusammenstürzt. Kommt ihnen kein feindlicher Sklave vor, so morden sie den ersten besten, der ihnen gelegentlich in den Weg tritt, sei er Farbiger, oder Weißer, Brasilianer oder Fremder; morden müssen sie. Sie führen weder Messer noch Dolche, sondern lange Nadeln und Pfriemen, welche sie dem Todgeweihten zwischen die Rippen stoßen. Nachdem einige Opfer gefallen sind, verschwinden die Capoeiros spurlos, und oft bedient ein solcher Mörder, wenige Minuten nachdem er sein Verbrechen begangen hat, seinen Herrn mit der unschuldigsten Miene von der Welt, als hätte er den ganzen Tag das Haus nicht verlassen.

Ich sah einst an einem schönen, mondhellen Sonntagabend an der Ecke der Rua de Santo Amaro, in Rio de Janeiro, eine Anzahl Neger sich versammeln, und bald waren sie unter Gelächter und Lärm im heftigsten Kopfboxen begriffen. Die Stöße waren so heftig, daß man weit weg das Anprallen der Schädel hörte. Ich hielt es nicht für gerathen, bei diesem mir neuen Schauspiele lange zu verweilen, und eilte, meine Wohnung zu erreichen. Am folgenden Dinstage las ich in der Zeitung, daß zwei Tage früher die Capoeiros zwei Sklaven und einen Freien ermordet hatten.

Raub und Diebstahl wirft man den Capoeiros nicht vor. Den größten Anstrengungen der Polizei gelang es noch nicht, diese furchtbare Mörderbande auszurotten. Der Capoeiro, welcher als Mörder ergriffen wird, erleidet Todesstrafe; er erhält, falls ihm ein Mord nicht nachgewiesen werden kann, die schärfsten körperlichen Züchtigungen, und mancher hat schon in Folge davon den Geist aufgegeben. Selbst der Vermittlung der angesehensten Standespersonen gelingt es nur sehr selten, einen Lieblingssklaven von der so sehr verdienten Prügelstrafe zu befreien; denn gewöhnlich hat er dieselbe nach summarischem Verfahren schon erhalten, ehe sein Besitzer in Kenntniß davon gesetzt wird, daß er sich in den Händen der Polizei befinde.

Die Capoeiros sollen unverbesserlich sein und wenn auch wiederholt hart abgestraft, der Verbindung dennoch nicht entsagen, sondern das Kopffechten und nachfolgende Mordbrennen als Ehrensache betrachten.

Der Capoeiragem scheint mit der Einfuhr von Sklaven gewisser afrikanischer Stämme auf brasilianischen Boden verpflanzt worden zu sein. Es erinnert lebhaft an den Todtenlauf (Amock) auf mehren Sundainseln (das aber doch mit einer geheimen Verbindung nichts zu thun hat, sondern lediglich individuell ist), und es dürfte ihm ursprünglich eine religiöse Bedeutung zu Grunde gelegen haben."

Nordamerikanische Finanzen. Unter der Ueberschrift: „Was wir binnen zwei Jahren zu zahlen haben? schreibt eine newyorker Zeitung vom 7. April Folgendes:

Aus den Debatten über die Anleihebill im Hause ergibt sich nach den pflichtmäßigen Angaben des Finanzcomités, daß die Gesammtschuld der Bundesregierung am 1. März d. J. 2,711,850,000 Doll. betrug, von welcher Summe mehr als die Hälfte nicht fundirt ist. Im Laufe der nächsten drei Jahre sind 1,600,000,000 Doll. zur Heimzahlung verfallen und werden die Noten bei dem Finanzministerium producirt werden. Die Zahlung muß unter allen Bedingungen prompt geleistet werden, denn wenn einmal protestirt, ist unser Credit verloren!

Doch sehen wir die offizielle Tafel an, auf der die einzelnen verfallenden Schuldposten aufgezeichnet stehen, welche binnen zwei Jahren gedeckt werden müssen. Wo Zahlen so deutlich sprechen, ist jede weitere Erklärung überflüssig.

Am Anfang März wäre ein zeitweiliges Anlehen zum Betrage von 119,335,194 Doll. 50 C. zu bezahlen gewesen; die Gläubiger können jeden Augenblick mit ihren Forderungen kommen, und zehn Tage nach Producirung der Noten muß die Zahlung stattfinden. Es wird angenommen, daß innerhalb der nächsten Monate diese Summe eingefordert werden wird.

Außer diesem verfallenen Posten von 119,335,195 Doll. 50 C. verfallen am 30. Juni d. J. 138,674,874 Doll. 82 C.

und bis zum 31. Dezember 1866 müssen weitere 47,665,000 Doll. bezahlt werden. In den ersten 6 Monaten 1867 verfallen 8,471,000 Doll. und bis Ende Dezember 1867 weitere 350,000,000 Doll. Sodann verfallen am 30. Juni 1868 369,415,000 Doll. und in der andern Hälfte des Jahres bis Dezember 1868 28,504,482 Doll., so daß zwischen dieser und der nächsten Congreßsitzung baar 1,201,890,607 Doll. 62 C. abgetragen werden müssen.

Dabei versteht es sich von selbst, daß hierunter die laufenen Ausgaben, welche das Gouvernement nöthig hat und die sich jährlich auf etwa 5 bis 600 Millionen belaufen, nicht inbegriffen sind.

Die Pflanze des kalten Fiebers. Wir lesen in einem newyorker Blatte folgende Notiz, die wir mittheilen, wie wir sie finden.

Es wurde jüngst die Fieberpflanze entdeckt und zwar nicht jene, welche Fieber curirt, sondern welche Fieber verursacht. — Dr. J. H. Salisbury von Cleveland, Ohio, kündigt im „Am. Journal of Medical Sciences" an, daß das kalte (Wechsel-) Fieber durch eine mikroskopische Pflanze verursacht werde, welche man findet, wo faules, stillstehendes Wasser eben vertrocknet ist. Die Sporen oder der Fortpflanzungsstaub dieser kleinen Pflanze werden durch die feuchten Nachtnebel verbreitet, und in den Organismus durch das Athmen aufgenommen, verursachen sie jene weitverbreitete Krankheit der Wechselfieber. Die Wirkungen dieser kleinen Pflanzen kommen vollständig mit dem überein, was früher unter dem Vorkommen von Miasmen vermuthet wurde, und daß sie die wirkliche Ursache desselben seien, wurde bewiesen, indem man Kästen mit Erde, welche sie enthielt, an Ort und Stelle brachte, wo das Wechselfieber nie, so viel man wußte, vorgekommen war. In ungefähr zwei Wochen, nachdem die Fieberpflanze dorthin gebracht worden war, traten ganz scharf ausgeprägte Fälle dieser Krankheit auf. Diese Entdeckung erweitert bis jetzt nicht unsere Kenntniß der Mittel, uns davon zu befreien, allein es wird wahrscheinlich noch dieses Resultat erreicht werden; und selbst derjenige, welcher nun begreift, wie er sich so ein Fieber zugezogen, hält sich schon für halb geheilt. Die Sporen erheben sich blos in der Nacht und dann zu einer Höhe, die nach der Lokalität verschieden ist, 30 bis 100 Fuß. Dieses erklärt die Thatsache, warum die Nachtluft uns Fieber bringt und warum höhere Lagen frei davon sind. Nachdem der Fiebersame in den Organismus aufgenommen, pflanzt sich das Gewächs dort fort und der Patient wird eine Art thierisches Treibhaus.

Die Pfahlbauten bei Robenhausen. Zu den „Sehenswürdigkeiten" der Schweiz sind jetzt auch die Pfahlbauten gekommen, und viele Reisenden machen gern einen kleinen Umweg, um diese interessanten Ueberreste von Menschen aus vorgeschichtlicher Zeit mit eigenen Augen zu betrachten. Dann und wann trifft es sich, daß ein Tourist gerade zu rechter Zeit kommt, um zu sehen, wie einzelne Theile von Pfahlbauten wieder ans Tageslicht gezogen werden. Franz Leibing, der jüngst recht fließend und verständig geschriebene Reiseskizzen herausgegeben („Natur, Kunst und Menschen in Oberitalien und der Schweiz", Leipzig 1866, Verlag von A. Fritsch) machte von Zürich aus einen Abstecher nach Wetzikon und ging von dort nach dem Dorfe Robenhausen am See von Pfäffikon. Dort befinden sich die vielgenannten, dem Schulpfleger Messikomer gehörenden Pfahlbauten.

„Nach wenigen Schritten holte uns ein Mann ein, den ich erst für einen aufdringlichen Führer hielt, bis er sich als Messikomer selbst zu erkennen gab; er hatte einige Herren vom züricher Polytechnikum vergeblich erwartet. Er erzählte, daß er vor acht Jahren eine Schrift von Keller in die Hände bekommen habe, welche die Pfahlbauten des Züricher Sees behandelt. In Folge dessen begann er im Teiche seines Dorfes, der früher ein Theil des Pfäffikon-Sees gewesen, seine Untersuchungen. Unterwegs trafen wir in einem Bauernhause die Herren aus Zürich und begaben uns mit ihnen auf die Fundstätte; sie liegt dicht am Linthkanal, der hier durch Nagelfluh gegraben ist. Das umliegende Gebiet bildete früher einen Theil des Seebeckens, der sich um ein Viertel bis Fünftel seiner jetzigen Länge weiter ausdehnte. In der Mitte der alten Pfahlbauten-Niederlassung hat Messikomer auf einem Raume von etwa 500 Quadratfuß den Torf bis zur Tiefe von 6 Fuß herausgehoben und so den Unterbau der Anlage bloß gelegt. Eben jetzt war er an drei Stellen mit Nachgrabungen beschäftigt.

Diese wunderbaren Reste urältester europäischer Gesittung haben allerdings auf den ersten Blick nichts Bestechendes. Man erblickt nur einige mit trüber Sumpflache gefüllten Gruben von etwa 5 Quadratfuß, aus denen einige dünne Pfähle hervorragen. Diese traten in größerer Zahl zu Tage, als man das Wasser herausgeschöpft hatte. Ihre quadratische Stellung schien den Umkreis einer Hütte zu bezeichnen, deren Boden durch einige im Mittelpunkte stehende Pfähle noch besonders gestützt war. Diese bestanden meistens aus Nadelholz und maßen 5 bis 7 Zoll im Durchmesser. Das Holz war von breiartiger Weichheit, wurde jedoch an der Luft bald hart. Nur an einer Stelle fand sich Eichenholz. Aus einer Tiefe von etwa 3 Fuß mußte ein schwarzer Schlamm hervorgehoben werden, der vielfach mit Lehm untermischt war; dieser hatte den Boden der Hütte gebildet. Bei näherm Nachsuchen entdeckte man hier alle die Bestandtheile, welche von der Kultur der ältesten Bewohner dieser Gegend Zeugniß ablegen. Jeder Schaufelstich förderte Reste von Nahrungsmitteln zu Tage, z. B. Getreidekörner, gedörrte Aepfel, Himbeersamen, Haselnüsse, Brotstücke und zerbrochene Knochen von Jagd- und Hausthieren. An manchen Stellen fanden sich Massen von Steinen, welche die Spuren von Bearbeitung und Benützung an sich trugen. Mehre große Sandsteine lagen um die Fundgrube und zeigten durch ihre ausgehöhlten Flächen, daß auf ihnen andere Steine, wahrscheinlich Steinbeile, geschliffen worden waren.

Nach mehrstündiger Arbeit fanden wir selbst ein schönes kleines Steinbeil aus grünem Serpentin, verschiedene Steine, die zum Zerquetschen des Kornes gedient zu haben scheinen, einige Rippenknochen von Thieren, deren Kanten zum Schneiden künstlich geschärft worden waren, viele Bruchstücke von Thongeschirren und mannigfache bearbeitete Steine, deren Zweck sich nicht sofort mit Sicherheit angeben ließ.

An einer Stelle am Ufer des Kanales lagen im Querdurchschnitte die Bodenschichten besonders lehrreich vor Augen. Unter der Erdschicht befand sich der alte Lehmboden in einer Dicke von 5 bis 6 Zoll. Dieser ruhte auf einem wagerechten Holzboden, der aus übereinander gelegten dünnen Stämmchen von Tannenholz bestand, welche ihrerseits, bevor sie beim Zerfallen der Hütte in die Tiefe gesunken waren, auf den oben beschriebenen Pfählen geruht hatten.

Messikomer hatte in seiner Wohnung ein buntes Chaos der verschiedensten Gegenstände aus seinen Fundstätten aufgehäuft, gegen welche die Sammlung in Zürich selbst arm zu nennen ist, — darunter in Hirschhorn gefaßte Steinwaffen, und als das Merkwürdigste von Allem eine Anzahl von Geweben und Geflechten aus Flachs, deren Textur deutlich zu erkennen war. Auch hatte sich eine Anzahl der aus Thon verfertigten Gewichte des Webstuhls vorgefunden.

Messikomer ist ein Mann von schlichter Ehrlichkeit, unermüdlich im Erklären gegenüber dem Fremden, welcher seine Fundstätte besucht, und bescheiden in seinen Forderungen für Gegenstände, welche man etwa zu erwerben wünscht."

Melville Bells System der sichtbaren Rede. Wenn dasselbe sich bewährt, dann ist für die Linguistik und für die geistige Verständigung überhaupt unendlich viel gewonnen; die „Pasigraphie", nach welcher unser Philosoph Krause so eifrig suchte, wäre gefunden. Im Kunstverein zu London legte in der Mitte des März der Erfinder Proben ab. Sein Alphabet besteht aus nur 30 Zeichen; vermittelst derselben und einer Anzahl verschiedener Combinationen kann Bell jeden Ton bezeichnen, welchen die menschliche Stimme hervorbringt. Der Philosoph Ellis erkärte das System für praktisch und bewundernswürdig, und betonte, daß das Alphabet sehr leicht zu begreifen sei. Dann trat Bell auf. Eine Anzahl Männer sagten ihm eine große Menge von Sätzen aus sehr verschiedenen Sprachen vor: Arabisch, Chinesisch, Hottentotisch, verschiedene europäische Dialekte 2c. Diese schrieb er in seinem Alphabete nieder. Es kamen dabei manche Töne vor, die er zuvor nie gehört hatte. Dann wurde sein Sohn herbeigeholt und las Alles mit staunenswerther Genauigkeit vom Papier ab, selbst die Schnalztöne der Hottentotten, Nasentöne, die langgezogenen Töne verschiedener Provinzialdialekte, kurz er gab Alles mit den betreffenden Feinheiten und Eigenthümlichkeiten wieder. Alle Anwesenden waren von der praktischen Anwendung überzeugt. Bell zeigte dann sein Alphabet vor; er will sein System demnächst „unter der Autorität einer gelehrten Körperschaft" veröffentlichen, und er erklärt es für anwendbar auf die Telegraphie. Es ist ein phonetisches System.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Von Cadiz über Jerez und Arcos de la Frontera nach Sevilla.

Das alte und neue Cadiz. — Die schönen Gaditanerinnen. — Confiterias. — Cigarreras und Marineros. — Jerez de la Frontera und die Jerezanos. — Majos und Aficionados. — Die Plaza und der Toro del Aguardiente. — Der Wein von Jerez, die Pressen und Keller. — Arcos de la Frontera und dessen Brücke. — Der Manzanillawein. — Palos und Christoph Columbus. — Ein Herradero. — Fahrt auf dem Guadalquivir nach Sevilla.

Cadiz ist eine der ältesten Städte Europa's. Sie hatte schon eine hohe Handelsblüthe erreicht, bevor Rom erbaut



Kirche in Arcos de la Frontera. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

wurde. Die Phönizier legten auf der heutigen Insel Leon eine Colonie an, welche sie mit Mauern umgaben und Gadir nannten, d. h. die umhägte, eingezäunte. Von dort aus unterhielten sie den Verkehr sowohl nach den Küsten Afrika's, wie nach den europäischen Gegenden am Mittelmeer und am Atlantischen Ocean. Im Fortgange der Zeit gelangte sie in den Besitz der Karthager, nach dem zweiten punischen Kriege in jenen der Römer, von welchen

sie große Gunst erfuhr. Keine andere Stadt des Reiches, Rom und Padua allein ausgenommen, war so volkreich als Gades, wo allgemeiner Wohlstand und großer Luxus herrschte. Diese Stadt an den Säulen des Herkules hat sich durch alle Jahrhunderte hindurch ihre Bedeutung zu erhalten gewußt; in der That ist auch die günstige Lage „unverwüstlich".

Die beiden Reisenden Davillier und Doré besuchten auf ihren Streifzügen durch Andalusien auch Cadiz. Die Spanier sagen, wenn man dasselbe aus der Ferne betrachte, gleiche es einer taza de plata en el mar, also einer auf das Meer gelegten Schüssel. Die Häuser sind hoch, hellfarbig angestrichen und gewähren bei dem lichten Sonnenschein und dem tiefblauen Himmel einen sehr angenehmen Anblick. Die meisten haben sechs bis sieben Stockwerke, denn da die Stadt von Festungswerken umschlossen ist, so kann sie sich nicht ausdehnen und man muß in die Höhe bauen. Jedes hat statt des Daches eine Azotea, d. h. ein offenes Belvedere, oder auch einen kleinen viereckigen Thurm, auf welchem ein Flaggenstock nicht fehlt. Die Fensterläden sind grün und das gibt der ganzen Stadt etwas Freundliches; im ersten Stock findet man allemal einen Mirador, Söller, Balkon, der mit Glasfenstern geschlossen werden kann.

Von den marmornen Prachtbauten aus dem Alterthum ist nichts übrig geblieben; die Monumente aus den letztverflossenen Jahrhunderten sind ohne künstlerische Bedeutung.

Das ganze Leben und Treiben in Cadiz ist angeregt und angenehm, und wer Abends auf der Alameda lustwandelt, überzeugt sich bald, daß Cadiz noch heute, wie in den Tagen des Dichters Martialis, eine „lebensheitere" Stadt ist, jocosa Gades. Und wenn man im Alterthum die Damen wegen ihrer Schönheit und freundlichen Gesprächigkeit rühmte, so gilt auch das jetzt noch in vollem Umfange von den Gaditanerinnen. Martial freilich nennt sie improbae gaditanae; sie waren berühmt als Tänzerinnen, sie ließen die baetica crusmata erschallen, d. h. sie klapperten schon mit Castagnetten, und wer weiß, ob nicht der berühmte Ole gaditano schon in den Zeiten der Karthager oder Römer dort getanzt wurde? Lord Byron sagt in seinem Childe Harold: „Das stolze Sevilla ist schön, aber Cadiz ist doch noch anziehender."

Auf der Alameda wachsen Palmen, aber sie sind dem Seewind allzusehr ausgesetzt und bieten keinen freundlichen Anblick dar. Man richtet das Auge lieber auf das bunte Menschengewühl, denn gerade in Cadiz hat man die beste Gelegenheit, sich das heitere, lachende, lebhaft-rege Andalusien zu betrachten; dort findet man „meneo, sal und sandunga, d. h. jene Anmuth, das Reizende, den ungezwungenen Anstand, die ein Privilegium der Andalusier, insbesondere aber in hohem Grade der Gaditanerinnen sind. Ihr Augengefunkel, das „ojear" (das man im nördlichen Deutschland als „glimmern" bezeichnet, und wofür der Franzose sagt: lancer des oeillades, oder auch oeillader), ist unvergleichlich. Die alte spanische Tracht ist verschwunden, nur die Mantilla, welche so kleidsam erscheint, erhält sich für und für.

In keiner andern Stadt findet man verhältnißmäßig so viele Confiterias, in denen eine merkwürdige Menge von Zuckersachen feilgeboten werden. Da hat man cabellos de angel, ein Confect, das lange Fasern bildet, wie das blonde Haar eines Engels; da sind esponjados und azucarillos, langgebackenes, schwammiges Biscuit, mit welchem man das Trinkwasser zuckert. Der Andalusier liebt die Süßigkeiten. —

Es wird Abend; die Tagesarbeit ist vollendet. Nun erscheinen auf der Alameda die Cigarreras, zumeist junge Mädchen, welche in der Tabacksfabrik beschäftigt werden. Diese ist immerhin belangreich, wenn auch nicht so bedeutend wie jene in Sevilla, in welcher mehre tausend Frauenzimmer Arbeit finden. Die andalusische Cigarrera ist ein andalusischer Charaktertypus, und wir werden mehr von demselben sagen, wenn wir Sevilla schildern. Sie spielt selbst in Romanen eine Rolle.

Der Hafen ist sehr belebt und in ihm wehen die Flaggen aller Handelsvölker. Der Marinero von Cadiz erscheint uns als eine interessante Figur. Zwar kommt er in den Salonromanzen nicht vor, gleich dem in diesen ungemein idealisirten Gondolier von Venedig oder dem neapolitanischen Barcajuolo, aber seine besonderen Romanzen hat auch er. Man bezeichnet sie in Andalusien als Playeras, Gesänge vom Strande, und sie werden mit der Guitarre oder Bandurria gesungen. Der Curro, Currito oder Curriyo fehlt in denselben niemals; mit diesen Ausdrücken bezeichnet die Maya ihren Querido, das Mädchen den Geliebten. Hier eine Probe aus einer solchen Playera.

„Ich sehe die Vorzeichen, welche Sturm verkünden, so spricht die Querida zu ihrem Curro; aber wenn ich bei Dir bin, fürchte ich mich nicht; ich helfe Dir rudern. Laß uns beide rudern, Curro, und verfehle den Weg nicht. Rudere rascher, Curro mio; ich fühle, daß mein Herz mir enteilt." —

Die Reisenden verließen Cadiz an einem frischen Morgen in einer Barke mit langen lateinischen Segeln. Diese Fahrzeuge heißen Faluas und sind nicht selten, gleich einer sicilianischen Speromare, vorne mit zwei großen, rothfarbigen Augen bemalt. Die Barke steuerte rasch durch die Wellen der Bay von Cadiz nach dem nur etwa 3 Stunden entfernten Puerto. Zur Seite lag Rota, wo vortrefflicher Wein wächst.

Puerto Santa Maria liegt an der Mündung des Guadalete, und von hier aus werden die Jerezweine verschifft. Die Stadt nimmt sich aus wie ein Diminutivum von Cadiz; seine Plaza de Toros ist unter den Aficionados weit und breit berühmt und in mehr als einem Gesange verherrlicht worden.

Von Puerto nach Jerez fuhren die Reisenden in einer andalusischen Calesa, welche dem neapolitanischen Corricolo gleicht. Sie stammte sicherlich aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, hatte außerordentlich hohe Räder, und der Sitzkasten war mit rosenrothen Amoretten auf seegrünem Grunde geschmückt.

Der Calesero gab sich als einen Sohn der Stadt Jerez zu erkennen und war in der That das wahre Urbild eines redseligen, schwatzhaften und aufschneiderischen Andalusiers. Seine Zunge war ununterbrochen in Thätigkeit und er wußte wahre Wunderdinge über die Großthaten zu erzählen, die er verübt haben wollte. „Als ich jung war, fürchtete ich mich vor einem ganzen Regimente Soldaten nicht. Kein anderer Mann hat sich jemals so gut darauf verstanden, den Spielern ihren Barato abzunehmen; die allerwildesten Majos wurden weicher als Syrup, wenn sie mich nur aus der Ferne sahen, und wenn ich Abends zu meiner Chica ging, die mich an der Reja ihres Fensters erwartete, dann hätte es kein Mozo gewagt, sich in der Straße zu zeigen!"

Die Jerezanos gelten unter allen Andalusiern für die zungenfertigsten und schwatzhaftesten, und dieser Calesero war in seiner Art ein vollendetes Exemplar. Es muß übrigens bemerkt werden, daß die Andalusier selber ein-

gestehen, daß sie die ärgsten Schwätzer in ganz Spanien seien, und sie thun es mit Unbefangenheit, Anstand und Gutmüthigkeit.

Jerez heißt de la Frontera, weil es in Estremadura eine kleine Stadt Jerez de los Caballeros gibt; es liegt unfern der portugiesischen Grenze. Ehemals schrieb man Xeres, nun aber ist durch die neuere spanische Orthographie das J vielfach an die Stelle des X, des G und in manchen Fällen selbst an jene des S getreten.

lusische Tracht und verstehen mit der Navaja vortrefflich umzugehen; es ist mit ihnen nicht zu spaßen.

Die Plaza von Jerez gehört zu den größten und schönsten in Spanien, und auf derselben werden die Stiergefechte gehalten. Das berühmteste fällt allemal auf Johanni und zieht von weit und breit eine große Menschenmenge an. Als die Reisenden einem solchen Gefechte beiwohnten, wurden acht Stiere getödtet, und dazu kam noch der Branntweinstier, der Toro del aguardiente, mit



Ein Majo und Bauern aus der Umgegend von Jerez. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Die Stadt macht in angenehmer Weise den Eindruck des Wohlstandes, der Behäbigkeit, ja des Reichthums. Sie ist auch reinlicher, als fast alle anderen spanischen Städte, und während des letztverflossenen Vierteljahrhunderts hat sich die Einwohnerzahl verdoppelt. Man rechnet jetzt etwa 50,000 Seelen.

Die Jerezanos haben weit und breit einen Namen als Majos, als Toreros und auch als Contrabandistas. Auch sind sie ausgezeichnete Tänzer, und der Jaléo de Jerez ist weltbekannt. Die Stutzer (Majos) kleiden sich in anda-

welchem es folgende Bewandtniß hat. Man bezeichnet so einen Stier, welcher dem gemeinen Volke, das diesen Kämpfen leidenschaftlich ergeben ist, überliefert wird. Man übergibt ihm denselben in der Morgenstunde, wenn die Leute ihr Gläschen Branntwein, copita d'aguardiente, trinken; sie nennen das: den Morgen zu sich nehmen, tomar la mañana. Der Branntweinstier wird insgemein von Leuten bekämpft, die mehr hitzigen Eifer als Erfahrung haben, und so kommt es denn zuweilen, daß solch ein leidenschaftlicher Aficionado todt auf dem Platze bleibt

oder doch schwere Wunden davon trägt. Bei der Corrida, welche Davillier und Doré mit ansahen, wurden 8 Stiere und 29 Pferde todt aus dem Redondel hinweggeschleppt, ungerechnet die Gäule, welche man außerhalb niederstechen mußte. Ein kühner Banderillero erhielt einen scharfen Denkzettel an der Schulter, seine mit Silberfranzen bestickte apfelgrüne Jacke triefte von Blut. Aber Alles in Allem genommen war das Ganze eine „sehr gute Corrida".

Man besucht in Jerez die Cartuja, Karthause, die jetzt verlassen dasteht, ehemals aber eines der berühmtesten Klöster in Spanien war. Auch die schönen Gemälde sind nicht mehr da. In der Nähe, unweit von den Ufern des Guadalete, dehnen sich die Weingärten aus, welche die berühmten Xereswe ine liefern. Ihr Adelstitel, sagt Davillier, ist freilich nicht so alt als jener des Malvasiers oder des Madeira; man kannte sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kaum, und erst seit etwa 80 Jahren spielen sie im Handel eine Rolle.*)

*) Ich will aber doch anmerken, daß schon bei den alten Römern der Wein von Asta regia, d. h. dem heutigen Jerez, allgemein bekannt und sehr geschätzt war. A.

Die Wingerte von Jerez nehmen einen Flächenraum von etwa 12,000 Aranzados ein, also etwa 6000 Hektaren, und liefern, ein Jahr ins andere gerechnet, etwa 5000 Botas oder 15,000 Barricas Wein. Das macht etwa dritthalb Millionen Liter. Der größte Theil der Weinberge befindet sich im Besitze der reichen Weinhändler, die zugleich Weinbauer und Fabrikanten sind und in ihren großen Werkstätten auch die Fässer bereiten lassen. Einige beschäftigen überhaupt bis nahe an eintausend Arbeiter, z. B. die Häuser Domecq und Gordon. Dem erstern gehört der berühmte Macharnudoweinberg, der an 500 Morgen groß ist und in jener Gegend eine ähnliche Bedeutung hat, wie etwa der Johannisberg am Rhein.

In der Nähe der Weinberge stehen große Gebäude, in welchen ein beträchtlicher Theil der Arbeiter theils das ganze Jahr hindurch, theils nur zur Zeit des Herbstens Unterkommen finden. Insgemein sind diese Häuser von hohen Bäumen überschattet, welche erquickende Kühle spenden. In denselben befinden sich auch die Pressen, los lagares, und ein großer Keller, bodega, in welchem der eben gekelterte Wein einige Tage lang aufbewahrt wird. Ein Saal



Winzer bei Jerez de la Frontera. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Arcos de la Frontera. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

dient als Speise- und Schlafzimmer; in den Wintermonaten flackert auf einem gewaltigen Kamin ein lustiges Feuer, dessen Flammen ein unsicheres Licht auf die verschiedenen umherlagernden Gruppen werfen.

Der Fremde betrachtet mit Interesse eine solche Tertulia der Arbeiter. Da ist Alles so heiter und malerisch. Das knisternde Feuer wurde mit Rebenholz unterhalten, während ein dicker Eichenklotz mitten auf den Heerd geworfen wurde. Gleich nachher kam aus der Rinde desselben eine Legion großer Ameisen, welche sämmtlich dem Flammentode verfielen. Hier saßen etwa zwanzig stark gebräunte Andalusier in ihrer malerischen Tracht um den Heerd und rauchten ihre Cigarretten, während ein vierschrötiger Bursch langsam und näselnd Verse aus dem Tango americano, einem sehr beliebten Volksgesange, zum Besten gab. Der Virtuose verarbeitete seine Guitarre mit gymnastischer Kunst; die Zuhörer schlugen oder traten den Takt, klatschten auch dann und wann in die Hände, und am Schlusse jeder Copla wurde der Vers wiederholt verlangt. Dabei flogen Andaluzadas herüber und hinüber, das heißt Scherz- und Witzworte, gleichsam wie Schwärmer und Raketen. Während der guten Jahreszeit versammeln die Arbeiter sich unter den großen Bäumen und dort halten sie dann auch ihre Ruhestunden.

Das Haus, welches die Reisenden besuchten, enthielt auch die Wohnung des Eigenthümers, eine Kapelle für die Arbeiter und eine große Küche. Hier standen vier große kupferne Kessel auf dem Feuer; sie waren angefüllt mit Rindfleisch, Speck, Kichererbsen (Garvansen), Piment und Paradiesäpfeln, und der Geruch hätte Appetit erregen können, wenn nicht der Duft von ranzigem Oele sich in unangenehmer Weise bemerkbar gemacht hätte. In gewaltigen Näpfen von grober Fayence mit grünen Verzierungen, — sie werden in Sevilla verfertigt, — schwamm Gazpacho, eine kalte erquickende Suppe, welche das Volk gern ißt; die weißen Alcarrazas aus Andujar enthielten Wasser, das in diesen porösen Geschirren immer frisch ist.

Die Wingerte bei Jerez werden mit großer Sorgfalt gepflegt, und sobald die Zeit des Herbstens gekommen ist, theilen sich die Arbeiter in Rotten, Cuadrillas, von je 10 Personen. Jede derselbe steht unter einem beaufsichtigenden Obmann, Capataz, geht an die Arbeit, und die Vendimia, das Lesen, beginnt. Der Wingertsmann hat in Andalusien nicht etwa leichte Arbeit; für Frauen wäre sie zu beschwerlich. Aber die Männer, kräftige Gestalten, arbeiten den lieben langen Tag unter einer wahrhaft afrikanischen Sonne. Den Kopf beschattet ein alter Hut, ein Sombrero calañes, und manchmal nur ein Tuch, dessen Zipfelseiten über den Hals herabhängen. Sie haben ein kleines Rebmesser und eine hölzerne Tragkufe, welche nach unten hin verjüngt zuläuft; Körbe sind beim Traubensammeln nicht zweckmäßig, weil Traubensaft durchsickern würde, und der Wein theilweise so gut ist, daß das Liter schon an Ort und Stelle einen Thaler werth ist. Die Winzer durchstöbern den ganzen Weinberg oftmals und nach allen Richtungen hin, weil es darauf ankommt, Auslese zu halten, das heißt, allemal nur die vollreifen Perkel herauszupflücken und die übrigen noch sitzen zu lassen. Was gelesen worden ist, legt man auf große Binsenmatten, esteras de esparto, und zwar so, daß sie von der Sonne beschienen werden. Während der Nacht deckt man sie zu, damit kein Thau auf sie falle, und nachher wendet man die Trauben um, damit sie, der Verdunstung halber, gleichmäßige Sommerwärme erhalten.

Erst nachdem sie „trocken" sind, bringt man sie in die Pressen, lagares, und dann geben sie zuerst den mosto, süßen Most, der auf Fässer gefüllt wird und gähren muß. So bleiben sie bis etwa in den Januar hinein liegen, und dann ist der Mosto zu Wein geworden, der nun abgefüllt und weiter behandelt wird.

Die Weine von Jerez werden vor der Versendung allemal geschönt, gewöhnlich mit Eiweiß und einer kreideartigen Erde, welche in der Umgegend gefunden wird. Nach dem Schönen wird etwas Mutterwein, vino madre, hinzugethan, und hinterher noch Branntwein, der für unbedingt nothwendig gehalten wird, insbesondere für die Sorten, welche nach England exportirt werden. Angeblich wird zu je 60 Liter Wein nur 1 Liter Branntwein hinzugethan, in der That ist aber der Zusatz weit beträchtlicher.

Man bezeichnet die Weine von Jerez als trockene, secos, und süße, dulces. Unter den ersteren stehen der eigentliche Jerez seco und der Jerez amontillado voran. Beide kommen von derselben Traube und demselben mosto, manchmal sogar aus einer und derselben Presse, und doch haben sie weder dieselbe Farbe, noch dieselbe Blume oder auch nur denselben Geschmack. Das liegt aber lediglich an der Behandlung.

Der Jerez seco hat einen ganz eigenthümlichen eigenartigen Parfum, der weit schärfer hervortritt, als jener des Amontillado; man unterscheidet drei Sorten: paja, oro und oscuro, d. h. strohgelb, goldgelb und dunkel; Leute mit feiner Zunge rühmen ihn sehr. Der Jerez oscuro ist beinahe dunkelbraun und wird zumeist, nachdem er sehr stark mit Branntwein versetzt worden ist, nach England ausgeführt, wo er als brown Sherry sehr gesucht ist.

Der Amontillado ist mehr oder weniger dunkel strohgelb; die Kenner wollen an ihm einen nußartigen Geschmack finden; gewiß ist, daß er voller schmeckt, als der Seco, auch wird er theurer bezahlt. Amontillado heißt er, weil sein Geschmack an den Wein von Montilla in der Provinz Cordova erinnert.

Süße Weine von Jerez sind der Pajarete, der im Handel auch als Pacaret, gewöhnlich aber als Pedro-Jimenez vorkommt, und der Moscatel. Der erstere wird aus einer Traube gekeltert, welche man 10 bis 14 Tage der Sonnenwärme aussetzt; sie ist, wenn man sie dann unter die Presse bringt, beinahe schon zur Rosine geworden und stark zuckerhaltig.

Die Jerezweine halten sich sehr lange; die Reisenden tranken an Ort und Stelle einige Sorten, die über 80 Jahr alt waren. Fremde werden sehr freundlich aufgenommen und man zeigt ihnen gern die Pressen und die zum Theil großartigen Kellerräume. Diese letzteren, Bodegas, sind massenhafte Gebäude, die von Außen gesehen nichts Malerisches darbieten, dagegen sind sie für den Geruchssinn höchst angenehm, denn ringsum duftet Alles nach Weinblume, und wenn der Solano weht, ist die ganze Stadt mit Wohlgeruch aus den Bodegas geschwängert.

Das Innere derselben hat, gleich jenen der Chair in Bordeaux, etwas „Erhebendes", denn dort liegen Fässer verschiedener Größe in langen Reihen vier bis sechsfach übereinander, und die Lüftung ist so zweckmäßig, daß in den Kellern stets eine angemessene Temperatur unterhalten werden kann. Im Durchschnitt lagern in einer Bodega vier bis fünf Ernten, denn der Wein wird vor dem fünften Jahre nicht verkauft. Eine besondere Abtheilung enthält solche Weine, die auf dem Lager recht alt werden sollen, vinos añejos, und dann die Mutterweine. Gewöhnlich enthält ein Keller 5000 Botas, je von 30 Arrobas (zu 15 bis 16 Liter), aber in Domecqs Keller sind nicht weniger als 15,000 Gebinde vorhanden. Die Reisenden

fanden in denselben wahre „Alleen von Fässern“ und kosteten vom besten Weine, welche der Capataz mit einem Heber aus dem Fasse hob und in Cañas laufen ließ. Diese Cañas de Jerez, lang und hoch, etwa wie ein in der Mitte durchschnittener Lampencylinder, spielen in den Volksgesängen der Andalusier eine Rolle neben den Cigarros, Trabucos, der Sandunga und anderen cosas de Andalucia. Zum Beispiel:

Tu sandunga y un cigarro
Y una caña de Jerez;
Mi jamelgo y un trabuco,
Que mas gloria puede haver?

Der andalusische Stutzer (Mayo) sagt also zu seiner Geliebten: „Deine Anmuth und eine Cigarre, und ein Glas Jerezwein; dazu mein Roß und meine Büchse, was kann es Schöneres auf der Welt geben?“ —

Auch die Böttcherei ist großartig; hunderte von Arbeitern sind ununterbrochen thätig, um das sogenannte holländische Stabholz zu Fässern zu verarbeiten.

Die Reisenden verließen angeheiterten Sinnes das schöne Jerez; vorher besuchten sie einen Hügel am Guadalete, an welchem einst viel Blut geflossen ist. Dort nämlich wurde Roderich, der letzte König der Westgothen, von den Arabern aufs Haupt geschlagen, welche dann fast achthundert Jahre lang auf der pyrenäischen Halbinsel festen Fuß behielten.

Arcos de la Frontera liegt unweit von der Eisenbahn, die von Cadiz nach Sevilla führt, befindet sich aber nicht inmitten des lebhaften Verkehrs und hat sich deshalb seinen alten andalusischen Charakter bewahrt. Vom Guadaletefluß führt eine lange Straße, die steil und abscheulich gepflastert ist, zur Höhe hinauf. Die Wände sind, nach maurischer Weise, mit Kalk angestrichen, die platten Dächer mit großen Ziegeln gedeckt, vor jedem Fenster sind Eisengitter (rejas), und so nimmt sich diese Hauptstraße ganz pittoresk aus. Ganz oben stehen neben der Kirche maurische Thürme, und von dort herab hat man eine herrliche Rundschau. Da liegen Hügel, die mit Oelbäumen bepflanzt sind, der Guadalete zieht sich als Silberband durch eine sorgfältig bebauete Ebene, und in der Ferne ragt die Serrania de Ronda empor.

Die Brücke von Arcos ist sprichwörtlich geworden, wie in Frankreich die von Avignon. Wenn Jemand etwas anfängt und nicht zu Ende führt, dann vergleicht man ihn mit jener Brücke, zu der wohl Steine und Mörtel herbeigeschafft wurden, mit der man aber nie zu Ende kam.

Cono á la puente de Arcos
Te ha de suceder;
Que trajeron cal y canto,
Y se quedó por hacer.

Oder: Wer zu hoch sich erheben will, fällt tief hinab, wie die Brücke von Arcos.

San Lucar de Barrameda ist nicht weit entfernt. Die Stadt hat weit und breit guten Ruf wegen der dort verfertigten thönernen Wasserkrüge, wegen des trefflichen Weizens und der hübschen Mädchen (para alcarrazas, para trigo, y para niñas bonitas). Sie liegt am linken Ufer des Guadalquivir, unweit von der Mündung, die zuletzt sehr breit wird. Das Klima ähnelt dem von Malaga, und Palmen gedeihen sehr wohl. Der Weinhandel ist schwunghaft; was von Manzanilla kommt, wird hier verschifft. Dieser Manzanilla ist ein vortrefflicher Wein, hellfarbiger als der Jerez und er steigt weniger zu Kopfe; deshalb ist er bei den Spaniern sehr beliebt.

Die Küste Andalusiens ist im Norden der Mündung des Guadalquivir fast überall flach und sandig und der Pflanzenwuchs dürftig. Nicht weit von der portugiesischen Grenze liegt der kleine Hafenplatz Palos, welcher durch Christoph Columbus einen so großen Namen gewonnen hat. Dort schiffte sich der kühne Seemann im April 1492 ein, fuhr mit drei kleinen Caravellen ins Atlantische Meer hinaus und entdeckte die „Neue Welt“.

Doré und Davillier wollten den Guadalquivir von der Mündung bis nach Sevilla hinauffahren und gingen von San Lucar nach Bonanza. Dort halten die Fahrzeuge an, welche täglich zwischen Cadiz und Sevilla den Verkehr unterhalten. Hier befindet sich auch ein Zollhaus. Der Name bedeutet: „Ruhe“ oder „Stille“, und paßt recht gut, denn die Stadt liegt da, wo von der Seeseite her der Strom beginnt und das Wasser ruhig wird. Etwas weiter abwärts, wo das gelbe Wasser des alten Baetis sich mit den blauen Wellen des Oceans vermischt, liegt die berüchtigte Barre des Guadalquivir, wo starker Wogendrang vorhanden ist.

Das Wort Guadalquivir (Uad al Kebir) bedeutet großer Strom, und das ist auch der Sinn von Len Baro, womit die Zigeuner ihn bezeichnen; er ist der Baetis der Alten, und nach ihm wurde die Landschaft Baetica genannt.

Das Schiff segelte nur langsam stroman. Oberhalb Trebujena wird der Strom schmäler und ist nicht breiter als die Seine bei Paris; die Ufer sind flach. Bald nachher bildet der Strom einige Inseln.

Auf den ausgedehnten Wiesen an beiden Ufern weiden Pferde und ganze Heerden von Hornvieh, das die Opfer für die Stiergefechte liefert. Auf diesen Wiesen, dehesas, steht dann und wann eine Choza, d. h. eine aus Schilf verfertigte Hütte; von einem Baume keine Spur. Manchmal kamen einige Bullen ans Ufer, gingen bis an die Knie ins Wasser und stierten mit wildem Blicke das Schiff an. Der berühmte Picador Calderon (welcher den Lesern aus früheren Schilderungen bekannt ist und der mit am Bord war) betrachtete diese Stiere mit Kennerauge und stellte jedem einzelnen ein Prognostikon für die Zukunft.

Die Toreros tragen auch auf Reisen andalusische Kleidung. Calderons Jacke war mit Silberschmuck förmlich überdeckt, und der ganze Mann sah malerisch genug aus. Die Reisenden tranken mit ihm Manzanillawein; der Torero war ein Lebemann, un hombre de rumbo y trueno, und leerte manches Glas. Sein Lieblingsgedanke ging darauf hinaus, die Stiergefechte mit aller ihrer Glorie den Parisern vorzuführen. Er lud die beiden Franzosen ein, mit ihm in der Posada de Toreros zu Sevilla abzusteigen, und versprach, sie mit zu einem Herradero zu nehmen. Das letztere nahmen sie gern an, denn es handelte sich dabei um ein interessantes Schauspiel.

Herradero bedeutet das Zeichnen des Jungviehs, insbesondere der Novillos, d. h. jungen Stiere, mit einem glühenden Eisen, und auch den Ort, wo dieses geschieht. Man scheidet dann auch die Bullen, welche als tauglich für Stiergefechte erscheinen, von jenen, welche Ochsen werden und als Zugvieh dienen sollen.

Wir fuhren, so schreibt Davillier, früh Morgens in einer Calesa nach einer Hacienda (Meierhof), die etwas oberhalb Coria unweit vom Guadalquivir liegt. Nun gilt ein Herradero in Andalusien für ein wahres Volksfest, Aficionados (Liebhaber und Kenner) aus Stadt und Land finden sich in großer Menge ein; manche kamen in Calesas, andere auf prächtigen andalusischen Rappen, aber auch Bauern, die in plumpen, hochräderigen, von Ochsen gezogenen Carros saßen, fehlten nicht.



Stiergefecht in einem andalusischen Dorfe. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Ein Herradero am Guadalquivir. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Der eingehägte Platz, auf welchem das Brennen vorgenommen wurde, nahm sich sehr primitiv aus; keine Spur von Mauern oder Wänden. Da lagen Fässer und Bretter, da waren Seile gezogen, da standen Karren, Karreten und andere Gefährte; da und dort war auch ein Leinwanddach ausgespannt und gewährte Schutz vor den Sonnenstrahlen. Das Fest begann. Zuerst wurde ein Novillo herbeigeführt und vom Tentadero gemustert; dieser prüft sorgfältig und als gewiegter Sachkenner, ob der junge Bulle alle jene Eigenschaften besitze, die man von einem Toro de muerte verlangt. Dann kommt der Herradero und drückt sein Eisen ein. Auch die Aficionados sind mit ganzer Seele bei der Sache. Sie mustern den Bullen und sehen zunächst, ob er guten pelo, glattes Haar, habe, und dann die pinta del toro; d. h. sein Aussehen im Allgemeinen, ob er also einen richtigen und günstigen Eindruck mache. Auch bekümmern sie sich um las libras, sein Schwergewicht; denn ein Kampfbulle darf nicht zu schwer sein, nicht aplomado, also nicht zu viel „Blei" haben, weil er dann zu leicht müde würde.

Auch Augen und Blick des Thieres kommen in Betracht; jene, bei welchen in dieser Hinsicht nicht Alles so ist, wie es sein sollte, sind burriciegos; und mit den tuertos, den schielenden, läßt man sich auch weiter nicht ein; ohnehin sind sie beim Kampfe zu gefährlich, weil ihr Blick unberechenbar ist. Sodann prüft man auch Zähne und Hörner; die ersteren sind im dritten Jahre alle vorhanden und bleiben bis zum sechsten weiß, späterhin werden sie gelb. Die Hörner heißen las astas, Spieße, und nach ihnen kann man das Alter mit Sicherheit abschätzen.

Calderon war entzückt von einem novillo de buen trapio, welchen er als einen Prachtbullen laut rühmte. „Sehen Sie," rief er, „das weiche, dichte, glänzende Haar, die nervigen, dürren Beine, die schöne Muskulatur! Die Hörner stark, nicht zu groß, gleichmäßig, schwarz, Schweif lang, fein, gut behaart, Augen lebhaft, Ohren behaart und beweglich, — der hat alle guten Eigenschaften!"

Inzwischen waren mehre Aficionados in den Ring gesprungen, um capear le novillo, vor dem Stier mit einem Stücke Zeug allerlei Schwenkungen zu machen; einige Bauern bedienten sich dazu ihrer Manta. Calderon hatte als Kenner geurtheilt; das Thier war voll Kraft und Muth, und man brachte es nur mit Mühe zu Boden, wo es dann rasch von einem Bauer an der Schulter gebrandmarkt wurde. Der Novillo brüllte vor Schmerz und streckte die Zunge weit aus dem Maul hervor. Aber gleich nachher sprang er auf, man ließ ihn laufen und er rannte auf die Wiese hinaus. Jeder Bulle, der zum Stiergefecht tauglich erachtet wird, bekommt einen Namen, welchen ihm gewöhnlich die anwesenden Damen beilegen; z. B. Judio (Jude); Sastre (Schneider); Brujo (Hexenmeister; oder auch Moreno (der Braune), der Löwe ꝛc.

Die Kenner täuschen sich nur selten über die Tüchtigkeit eines Bullen, klagen aber, daß jetzt nicht mehr so sorgfältig wie ehemals auf reine Rasse gehalten werde. Beiläufig mag noch bemerkt werden, daß in Andalusien fast jedes Dorf seine lokalen Stiergefechte veranstaltet, denn die Bauern sind eben so leidenschaftliche Aficionados wie die Städter.

Doch zurück auf den Guadalquivir. Oberhalb der Isla menor wird der Strom noch enger; sein gelbes Wasser gemahnt an die Tiber. Man kommt, wie schon bemerkt, am Coria vorüber, wo ungeheuere große tinajas und jarras, wasserkühlende Gefäße, verfertigt werden; man sucht San Juan de Alfarache, das durch Mateo Alemans herrlichen Sittenroman: „Der Erzschelm (picaro) Don Guzman von Alfarache" berühmt geworden ist, und kommt dann bald in Sicht von Sevilla, über dessen Häuser die Giralda emporragt.

Robert Hartmanns Skizzen der Nilländer.

Dr. Hartmann war bekanntlich mit dem Freiherrn Adalbert von Barnim, der zu Roseres starb, als ärztlicher Begleiter in der Nilregion, welche er bis in das Gebiet der Berta-Neger hinauf kennen gelernt hat. Dem Titel zufolge soll das Buch eine „naturgeschichtlich-medicinische Skizze" sein (Berlin 1866. Verlag von Friedr. Schulze); es ist aber viel mehr. Denn es enthält nicht blos eine sehr eingehende, mit preiswürdigem Fleiß und großer Einsicht abgefaßte Geographie und „Naturgeschichte" der Nilländer und einen anthropologisch-medicinischen Versuch über dieselben, sondern es gibt eine reiche Fülle geschichtlicher Thatsachen und wirft interessante Streiflichter auf die Kultur- oder vielmehr Unkulturzustände dieser Regionen. Was wir bis jetzt über dieselben, vom Delta an, bis zu den Gebirgen Abyssiniens einerseits und bis zum Nyanza andererseits wissen, das ist von Herrn Hartmann sorgfältig zusammengestellt worden, und sein Werk erscheint als ein fortan unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch, in welchem wir eine große Menge sonst nur zerstreut vorkommender Nachrichten und Angaben sorgfältig angeführt und übersichtlich gruppirt finden. Wir wollen insbesondere auf die Beschreibung der Flüsse hinweisen, die sehr klar ist; daß der Fachmann den botanischen und zoologischen Theil gründlich bearbeitet habe, dürfen wir bei einem so gewissenhaften Gelehrten als sich von selbst verstehend annehmen. Ganz vortrefflich ist der anthropologisch-ethnologische Abschnitt, und wenn wir auch gegen einige von Herrn Hartmann ausgesprochenen Ansichten Zweifel haben, so erscheinen diese ganz unerheblich gegen die Vorzüge, welche dieser gründlichen Abhandlung (S. 209 bis 313) nachzurühmen sind.

Wir stimmen überein mit der ethnologischen Auffassung Hartmanns, daß die Völker der Nilregion (wir würden nicht sagen alle und „ganz", sondern) wesentlich unverändert geblieben sind im Laufe der Jahrtausende, daß sie (nicht „ganz" aber) im Wesentlichen noch so sind, wie in den Zeiten der Pharaonen. „Die alten Gemälde in Theben erinnern, was den Habitus, die Tracht, das Geräth und die Sitte der daselbst abgebildeten Menschen anlangt, noch durchaus an die heutigen Bewohner des obern Nil. Wie wenig hat sich da im langen Laufe der Zeiten geändert. Sogar die Namen vieler

Stämme sind seit Aufstellung der Völkerlisten zu Karnak rc. bis auf unsere Tage dieselben geblieben. Nun sind aber nicht wenige dieser Nationen nach und nach Umwälzungen unterworfen gewesen. Ein Stamm hat den andern besiegt, aus seiner ursprünglichen Heimat verdrängt, hat ihn unterjocht, die Unterdrückten öfters zu einer Art von Helotenthum gezwungen, ihnen seine specielle Sitte, sein Recht aufgenöthigt oder auch seinerseits Sitte und Recht der Unterworfenen für sich angenommen. Zwischen Siegern und Besiegten, zwischen Nachbarn und Fremden sind durch häufige Kreuzungen gewisse schroffere Stammesgegensätze mehr und mehr verwischt. Allein es konnten durch solche Kreuzungen nicht ganze Völkertypen ausgelöscht oder vernichtet werden. Wohl haben in geschichtlicher Zeit Einwanderungen fremder Völker, besonders asiatischer (Hyksos, Perser, arabische Nomaden, Türken rc.) in Nordostafrika stattgefunden, indeß vermochten auch solche Einwanderungen die physische Beschaffenheit der Nordostafrikaner durch Kreuzung rc. nicht dergestalt umzustimmen, daß durch sie gewissermaßen neue Völkertypen an die Stelle älterer, schon vorhandener gesetzt worden wären. Man hat jedenfalls die Bedeutung dieser Einwanderungen überschätzt, wenn man annahm, die heutige Bevölkerung von Abyssinien, Sennar, Nubien rc. verdanke ihren Ursprung zum nicht geringen Theil arabischen Einwanderungen; wenn man meint, letztere bildeten, in unvermischter Reinheit, noch gegenwärtig eine große Anzahl der dortigen Bewohner. Vielmehr glauben wir, anerkennen zu müssen, daß die in Nordafrika eingewanderten Stämme (— mehr oder weniger —) aufgegangen seien in der unendlich vorwiegenden Masse einer autochthonen Bevölkerung, deren große Lebenskraft wohl dazu geeignet war, heterogene Elemente zu assimiliren." Herr Hartmann meint: „auch gänzlich zu verschlingen"; was vielleicht zu viel gesagt ist; eben so wenn es heißt, daß der Nordafrikaner „auch in moralischer Hinsicht so tüchtig sei". Gegen diese Annahme spricht der ganze Inhalt der Buches selber. —

Wir wollen uns, da wir so Vieles loben können, auch einige kleinere Ausstellungen erlauben. Die eine bezieht sich auf das Aeußere. Ein solches Werk, das recht eigentlich als ein Hand- und Nachschlagebuch betrachtet werden kann, sollte nothwendig ein Register haben, dazu auch Columnentitel, oder zum allermindesten eine sehr specielle Inhaltsangabe. Das Alles fehlt hier gänzlich. Ueberhaupt reißt die Unart und Unhöflichkeit, welche dem Leser, insbesondere aber dem Gelehrten, diese nothwendigen Beigaben wissenschaftlicher Werke entzieht, leider immer mehr ein. Solch ein Buch aber, wie das vorliegende, ist keine ephemere Flugschrift. Wir unsererseits haben uns das Register jetzt mit großem Zeitaufwand, um künftigen zu ersparen, selber machen müssen.

Anstoß nehmen wir ferner an der Schreibart arabischer und afrikanischer Namen, die uns pedantisch, unpraktisch und unnütz vorkommt. Es mag sein, daß die orthographische Umschreibung die im Sudan übliche Aussprache arabischer Wörter annähernd genau wiedergibt; es hätte aber vollauf hingereicht, wenn die Schreibart der am häufigsten vorkommenden Namen in einem Anhange nach H.s Methode „orthographisch umschrieben" worden wäre. Jene Aussprache ist doch nur mehr oder weniger lokal; wohin würden wir kommen, wenn die Reisenden in jeder Landschaft, wo man Arabisch spricht oder arabische Namen hat, dieselben in ähnlicher Weise „orthographiren" wollten? Ohnehin wird Herr H. mit seiner Schreibweise nicht durchdringen. Wir werden auch fernerhin nicht Hyq'sos schreiben, sondern, was in der ganzen Welt geschieht, bei Hyksos bleiben; nicht Qamár oder Qomr, sondern Kamar und Komr; nicht Qualabât, sondern Galabat; nicht Quench und gar Quçer, sondern Kenneh und Koseïr; nicht Moqátham, sondern Mokatham; nicht Qobeh, sondern Kobeh, und am allerwenigsten Mohammed-'Alî-Báschâ, sondern nach wie vor Mehemed Ali.

Gleich auf der ersten Seite des Werkes ist Hartmann in dem Glauben befangen, daß die „aus den althindostanischen Puranas von Lieutenant Wilford veröffentlichte Karte des Nilquellsees Amara, als westlich vom Schandristhan oder Mondlande" entworfene Karte echt sei. Speke hat dieselbe wieder veröffentlicht und Phantasien daran geknüpft. Nun war freilich Speke ein sehr kühner Reisender, aber schwach in der Wissenschaft und ohnehin kein kritischer Kopf. Er hätte aber wissen können, denn es war bekannt genug, daß Wilford von den Brahminen zum Besten gehalten wurde, und daß er selber sich davon überzeugte. Jene Karte ist, wie wie unsererseits im Globus schon vor längerer Zeit erwähnten, ein reines Phantasiegebilde.

Dasselbe gilt von Speke's Mondgebirge, das angeblich um das Nordende des Tanganyika-Sees sich herumzieht. Schon Burton hat nachgewiesen, daß Speke gewissenlos genug war, dasselbe auf seiner Karte einzutragen, obwohl er wußte, daß dasselbe gar nicht vorhanden sei, und sein Reisegefährte Grant hat nicht umhin gekonnt, Speke's Leichtfertigkeit zuzugeben. Diese „Mondgebirge" sind allerdings ein Humbug und, um mit H. zu reden, ein „unverzeihlicher".

Doch die kleinen Ausstellungen, welche wir hier machen, thun dem großen Werthe des Buches nicht den mindesten Abbruch. Um zu zeigen, wie gut Hartmann ethnologische Charakterbilder entwirft, wollen wir seine Schilderung der Kopten mittheilen.

„Die Kopten sind ebenfalls direkte Nachkommen der Retu, der Altägypter. Der arabische Nationalname Qubthi, Qibthi, d. h. Kopte, hängt nach Brugsch' Darstellung mit Αἰγυπτος, dies mit dem alten Worte Ha-ka-ptah („Haus der Verehrung des Ptah" nach Brugsch), Bezeichnung für Memphis und den Oberlauf des kanopischen Nilarmes, zusammen. Der Name Ha-ka-ptah ward von den Griechen, unter Verstümmelung in Αἰγυπτος, dem ganzen Lande beigelegt und ist daraus „Qubthi" gebildet worden, das die Abyssinier wieder in Gibtzi umgestalteten und auch als Collektivnamen für alle nicht abyssinischen Christen gebrauchen. Die Kopten werden von Türken und ägyptischen Städtern verächtlicherweise Nas-e'-Firaun oder Ahl-Firaun, Pharaosvolk, genannt, eine Bezeichnung, welche unter ersteren übrigens auch auf die Fellahhin Anwendung findet.

Die Kopten sind von allen Aegyptern die reinsten Nachkömmlinge der Retu. Sie haben den Typus derselben leichter bewahrt, als Fellahhin und Stadtbewohner. Die zum Christenthume übergetretenen Altägypter nämlich nahmen nach Eroberung des Landes durch Amru-Ibn-el-Asi entweder den Islam an, oder sie blieben der Religion des Heilandes getreu und bewahrten ihren Glauben mit unerschütterlicher Zähigkeit, trotz der über sie durch Jahrhunderte verhängten, blutigen Verfolgungen. Letztere nun sind die Kopten. Während sich aber die ersteren nach ihrer Mohammedanisirung auch mit eingedrungenen Arabern vermischten, hielten dagegen die christlich gebliebenen Kopten

durch einseitige Heiraten strenge untereinander zusammen, sie waren daher einer Kreuzung mit mohammedanischen Eindringlingen nur wenig ausgesetzt. In vielen koptischen Gemeinden herrscht daher noch große Stammesreinheit. Der Typus vieler dieser Leute ruft den der monumentalen Retu in häufig höchst überraschender Weise ins Gedächtniß zurück. Man findet unter jenen feine, schlanke Gestalten mit den angenehmen, intelligenten Zügen der Rhamses-Statuen. Ausnahmen, Leute mit plumpen Formen und breiten, eckigen Zügen, finden sich hier, wie ja unter Individuen jeder auch in sich abgeschlossenen Nationalität. Im Allgemeinen sind die Kopten hellfarbiger und weniger muskulös als die Fellahhin, indem erstere nicht so häufig Landbauern, als letztere, daher auch den Einflüssen der Witterung und harten Arbeit nicht in gleichem Maße unterliegen.

Die Kopten schließen sich in Tracht, Sitten und Gebräuchen genau den Neuägyptern an. Die Männer halten, einem ihnen zu Anfang des Jahres 1000 n. Chr. von den Chalifen auferlegten Gebote gemäß, noch viel auf schwarzen Kaftan und schwarzen Turban, oder sie tragen beides dunkelblau. Uebrigens aber erlauben sie sich in dieser Beziehung unter den gemilderten Verhältnissen der Gegenwart mancherlei Abweichungen. Ihre Sprache, die unmittelbare Abkömmlingin der altägyptischen, wird bekanntlich mit modificirten griechischen Buchstaben von links nach rechts geschrieben; sie ist im Volke verloren gegangen und durch die arabische ersetzt worden. Die koptische Sprache existirt nur noch in den liturgischen Büchern, und die Priester bedienen sich beim Ablesen der koptisch geschriebenen Gebete zugleich einer arabischen Uebersetzung.

Das Volk theilt sich in monophysitische (jacobitische) und melekitische, katholische Christen. Beide Parteien pflanzen den religiösen Hader, in welchen sie schon unter Byzanz verfallen, noch heute gegeneinander fort. Der Kopte ist ein erbitterter Gegner der anderen christlichen Confessionen; er haßt z. B. die Europäer weit mehr, als die mit ihm durch Heimat, Sprache und Sitte verbundenen Mohammedaner. Der Glaubenseifer der Kopten ist sehr groß. Er hat diese Leute dazu gestählt, Jahrhunderte hindurch die schwersten Bedrückungen zu ertragen und trotz derselben ihrer Religion mit Festigkeit anzuhängen. Dennoch ist die Religiosität der Kopten keine innige, sie beschränkt sich nur mehr auf leidigen Formelkram, auf ein recht ostensibles Zurschautragen gewisser christlicher Gebräuche, deren Symbolik von den rohen, ungebildeten Anhängern der koptischen Kirche nicht im Mindesten verstanden zu werden pflegt. Die Priester haben auf ihre Diöcesane großen Einfluß. Leider aber sind sie keine wahren Priester im Herrn, sondern eine schlimme Rotte geistig verkommener, unwissender, hochmüthiger, der Völlerei ergebener Menschen.

Wie bemerkt, sind die Kopten, seit Amru's Einfall, den schwersten Bedrückungen, den grausamsten Verfolgungen preisgegeben gewesen. Das hat sich nun seit des großen Mohammed Ali erleuchteter Herrschaft sehr wesentlich geändert. Die Kopten sind freier geworden, der religiöse Druck hat, namentlich seit Veröffentlichung des Tanzimat, so gut wie aufgehört. Sa id-Pascha und Isma il-Pascha haben sehr Vieles gethan, das politische und gesellschaftliche Loos dieses armen, böse heimgesuchten Geschlechtes gründlich zu bessern.

Der lange, schwere Druck hat übrigens den traurigsten Einfluß auf den Charakter der Kopten ausgeübt. Diese Menschen zeigen sich finsteren Sinnes, mißtrauisch, versteckt, heuchlerisch, kriechender, demüthiger, als die Fellahhin und stets tückisch berechnend. Ihr geistiges Vermögen ist nicht unbedeutend, äußert sich aber leider nur in jener Geriebenheit, welche zum Geschäft des Maklers, Rechnungsbeamten, des Wechslers gehört, daher denn auch solche Erwerbsquellen von den Kopten in den Nillanden als eine Art Monopol ausgebeutet werden. Die ägyptische Regierung recrutirt ihre Sekretäre, Schreiber und Revisoren fast ausschließlich unter Kopten. Letztere vollführen ihre Obliegenheiten mit Geschick, bewähren sich jedoch immer als gierige Geldmenschen, sie üben gern Erpressung und Schwindelei. Derartige Charakterfehler treten bei der humanen Behandlung, welche die Regierung ihnen gegenüber in unseren Tagen obwalten läßt, um so leichter zum Vorschein. Im mohammedanischen Volke Aegyptens herrscht zwar noch mancher Widerwille gegen die christlichen Kopten; letztere werden vom Fellah immer noch ungern gesehen, und wenn man sie auch durchaus nicht verfolgt, so befinden sie sich dennoch, gegenüber vielen Landleuten, unter einem gewissen passiven Drucke, welcher sich leicht in den Schmähtiteln Nasrani — Christ — Kafir — Ungläubiger — u. dgl. Luft macht. In manchen oberägyptischen Gemeinden gemischter Religion dagegen ist auch dieser Mißstand als so gut wie beseitigt anzusehen. Hier besuchen schon christliche Frauen in Gemeinschaft mit Mohammedanerinnen die Gräber gegenseitiger Anverwandten, schmücken dieselben und verkehren überhaupt untereinander in freundlicher, ungezwungener Weise. Im Sudan gar erfreut sich der koptische Regierungsbeamte eines ebenso großen Ansehens, wie der mohammedanische.

Die Kopten sind unsauber, dem Trunk und geschlechtlichen Ausschweifungen ergeben. Obgleich die Männer ihre Frauen anscheinend strenge überwachen, sie gleich den Bekennerinnen Mohammeds tief verschleiert einhergehen lassen, so arten Koptinnen dennoch leicht in grobe Wollust aus und geben ein bedeutendes Kontingent für die feilen Weiber der Nilländer ab. Koptische Mütter bieten ihre Töchter für baare Münze an Bekenner jeglicher Religion dar. In Cairo genießt in dieser Beziehung das sogenannte „Koptenviertel" eines sehr üblen Rufes. Viele koptische Männer führen als Mönche ein Leben voll der lüderlichsten Faullenzerei und bilden vielleicht die faulste, bettelhafteste, verkommenste Gesellschaft des Landes.

Anthropologische Beiträge.

II.

Fernere Betrachtungen über die Ausrottung uncivilisirter Völker.

Die Andeutungen, welche in einer frühern Nummer (S. 57 ff.) über diesen, für unser Jahrhundert kennzeichnenden Gegenstand gegeben worden sind, bezogen sich im Allgemeinen nur auf die eine Seite dieser Angelegenheit. Es wurde gezeigt, welche Schuld die weißen Leute tragen, indem sie den „Wilden" planmäßig ausrotten, ihn, wie die Nordamerikaner auf den Prairien und im weiten Westen, als „Ungeziefer" betrachten.

Es gibt aber andere Einflüsse, die weitgreifender wirken, als Mord und Branntwein. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß auf einer Insel der Südsee die Mannschaft eines Walfischfahrers ans Land ging. Alle Leute waren gesund, auch unter den Eingebornen herrschte keinerlei Art von Krankheit. Aber ein paar Monate, nachdem der Walfischfahrer jenes Eiland besucht hatte, brach unter den letzteren eine bis dahin unbekannte Seuche aus, von welcher viele braune Menschen hinweggerafft wurden. Hier waren Einflüsse wirksam, die wir noch nicht näher nachweisen können, aber die Thatsache steht fest.

Ich habe schon vor Jahren die Wirkungen, welche der gegenseitige Contact zwischen Weißen und Braunen und auch schwarzen Leuten im Großen Ocean ausübt, stark betont.

„Die Berührung mit den Europäern wird für alle Eingebornen Australiens und Polynesiens geradezu verhängnißvoll. Sie alle sind, mehr oder weniger, bei sehr verschiedener Anlage und Begabung, im Vergleich zum Weißen, ein passiver Menschenschlag. Der Weiße tritt überall, wohin er auch komme, als Gebieter auf, und aus hundert Ursachen und Gründen fällt ihm die Herrschaft von selbst zu. Der Braune oder Schwarze mag anfangs noch so heftigen Widerstand leisten, — am Ende fügt er sich doch und gehorcht dem höher civilisirten Menschen, der dann seine ethnische und geschichtliche Ueberlegenheit im Guten wie im Schlimmen geltend macht."

Ich bezweifelte stark, daß die von den Missionären und Philanthropen so sehr gerühmte „Civilisation" der Südsee-Insulaner mehr als ein „Anflug" sei, und folgende Ansichten sind durch die Ereignisse der letztverflossenen Jahre nur allzusehr bestätigt worden:

„Auf Neuseeland erfolgen immerfort Rückschläge in die alte Barbarei, und das alte wilde Wesen tritt gerade am schärfsten bei solchen Häuptlingen hervor, welche man für die eifrigsten Bekehrten gehalten und deren Christenthum und kirchlichen Eifer man als so erbaulich und der Nachahmung würdig gepriesen hatte." Schon 1858 äußerte ein Arzt in New Plymouth, indem er sich verpflichtet fühlte, das „getäuschte, aber gläubige Publikum" in England über den wahren Sachverhalt aufzuklären, Folgendes:

„Die Maoris verachten uns und unsere Gesetze. Mit ihrer ganzen vielgerühmten Civilisation ist es nichts; was man darüber sagt, ist eitel Wind und Aufschneiderei. Sie nehmen unsere Kleidung, unseren Pflug und manches Andere an, weil sie Vortheil davon haben, aber Wilde sind und bleiben sie trotzdem, denn die Barbarei steckt ihnen im Blute. Unsere Missionäre haben seit einem Vierteljahrhundert unter ihnen gearbeitet und sich großer Erfolge gerühmt; sie müssen aber jetzt mit Betrübniß gestehen, daß die vermeintlich Bekehrten nicht nur wieder verwildern, sondern daß sie weit schlimmer sind, als in der Zeit, da sie noch Heiden waren." So der neuseeländische Arzt.

Bekanntlich waren es bekehrte Maoris, welche 1865 den Missionär Völkner barbarisch ermordeten, und tausende haben sich als „Hauhaus" dem wilden fanatischen Aberglauben des Paï Marire zugewandt, über welchen die Leser des Globus in den früheren Bänden unserer Zeitschrift eingehende Nachrichten finden. Ich sagte ferner:

„In Polynesien hat der Andrang der Weißen kaum erst begonnen und doch tritt schon jetzt klar zu Tage, daß alle diese Polynesier rettungslos dem Untergange geweiht sind. Das Verhängniß will seine Erfüllung haben und läßt sich nicht abwenden; alle Bemühungen, dem Verlaufe der Dinge Stillstand zu gebieten, werden vergeblich sein.".

„Diese Polynesier mit ihrer halben oder völligen Barbarei sind durch die Europäer und Nordamerikaner aus dem Gleichgewichte geworfen worden. Das Alte ist unwiederbringlich dahin, und das Neue vermögen sie, ihrer ganzen Beschaffenheit und Anlage zufolge, nicht zu bewältigen. Sie nehmen es an und auf, aber es bleibt ihnen innerlich theils ganz fremd, theils nur bis zu einem gewissen Grade verständlich. Ein schlimmerer Feind als die Blattern sind die geistigen Getränke." —

„Aus dem Zusammenleben der verschiedenen Rassen entsteht eine Mischung, welche mit allen Mängeln der Halbschlächtigkeit behaftet ist. Die Natur hat dergleichen Blendlinge überall nur ungern und vervielfältigt dieselben aus ihnen selber heraus zuerst mit Widerwillen, bis sie ihnen endlich, meist schon in der vierten Generation, die Zeugungs- und Säugungsfähigkeit entzieht. Mischlinge aus grundverschiedenen Rassen, welche fortbestehen wollen, müssen sich stets Zuschuß an Blut aus den reinen, nicht aus den hybriden Schlägen holen."

„In der Südsee nehmen die Dinge einen solchen Verlauf, daß diese Blendlinge vor den weißen Menschen verschwinden; er zersetzt und vernichtet auch sie. Das braune Menschengeschlecht der Polynesier also, der Mischling, wie der Urtypus, ist im Abzuge, und wenn noch nicht unser Jahrhundert, so doch sicher eines der nächsten, wird den Tag sehen, an welchem der letzte ureingeborne Polynesier verschwindet. Gleich den braunen Menschen werden auch die schwarzen Stämme untergehen, vielleicht in weniger friedlicher Weise. Aber verenden werden sie alle an der ihnen zugebrachten europäischen Civilisation."*)

*) „Das Erwachen der Südsee" in „Geographische Wanderungen von Karl Andree", Dresden 1859. II. S. 318 ff. Der Aufsatz war 1858 geschrieben worden und erschien zuerst in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung".

Die oben ausgesprochenen Ansichten sind seit jener Zeit vielfach auch von Anderen geäußert und in den verschiedenen anthropologischen Vereinen durch manche neue Thatsachen umfassend begründet worden. Auch die jüngst erschienene Nummer 13 der „Anthropological Review" kommt auf den Gegenstand zurück. Sie hebt hervor, daß eine planmäßige Ausrottung eingeborner Völker von Seiten der „civilisirten" Weißen allerdings nicht in Abrede gestellt werden könne, daß aber die Vernichtung vorzugsweise durch ganz andere Wirkungen beschleunigt werde, so z. B. auf den Sandwich-Inseln und auf Tahiti, durch böse Krankheiten und starke Getränke. Die ersteren zählten vor einem Jahrhundert, zu Cooks Zeit, mehr als 200,000 Einwohner, jetzt kaum 60,000. Sie sind, so sagt der Reviewer, seit langer Zeit dem Namen nach christianisirt worden, d. h. ihre alten heidnischen Vorstellungen und Gebräuche sind in Abgang gekommen, und die amerikanischen Missionäre lehrten das Christenthum. Mit Einführung desselben wurde die Eilandgruppe von der Civilisation heimgesucht, die auch hier Fluch und Segen im Gefolge hatte. Auf Tahiti haben die Dinge einen ähnlichen Verlauf genommen. Männer und Frauen sind in Schrecken erregender Weise dem Trunk ergeben, die letzteren zum größten Theil der Prostitution verfallen und sie bleiben ohne Nachkommenschaft. Diese wird nur noch von solchen Frauen erzielt, welche mit den protestantischen und katholischen Missionen in engster Verbindung stehen, denn nur solche führen ein regelmäßiges Leben. Die übrigen sterben fast ohne Ausnahme kinderlos. Was die Krankheiten anlangt, so richtet eine böse, von den Matrosen in die Südsee verschleppte, welche wir nicht näher bezeichnen wollen, große Verheerungen an; dazu kommen dann noch die Blattern und die Influenza. Was hier von den beiden genannten Inselgruppen gesagt wird, gilt in gleichem Maße auch für Rarotonga, die Hauptinsel der Harvey-Gruppe.

Auf den Samoa-Eilanden (den Navigatoren) ist bis jetzt noch keine eigentliche Abnahme zu verspüren, weil die 30,000 Insulaner den Genuß starker Getränke vermeiden; auch ist die Prostitution nur auf den Hafenstrand von Astia beschränkt, und dieser bildet, zum Glück für die Eingebornen, den einzigen Punkt, wo europäische Fahrzeuge sicher anlegen können. Auf den Tonga-Inseln dagegen geht das Laster des Trunkes Hand in Hand mit anderen Ausschweifungen. Die Volksmenge übersteigt auf diesen Freundschafts-Eilanden 20,000 Köpfe nicht. Uebrigens bemüht sich dort König Georg Tubou dem Weitergreifen der beiden Laster einen Riegel vorzuschieben. Jede Uebertretung wird scharf geahndet und der Angeber wie der Urtheil sprechende Richter erhalten einen Antheil von den Strafgebühren. Alle Tonga-Insulaner sind Christen geworden.

Auf den Fidschi-Inseln wüthen Branntwein und Prostitution; doch ist die Gruppe nur erst theilweise von beiden heimgesucht worden. Bis 1859 war der Verkehr der Weißen mit den Eingebornen auf den unmittelbaren Waarenaustausch beschränkt; beide Theile trauten einander nicht; der Weiße hatte, während man handelte, die geladene Büchse, der Schwarze seinen Streitkolben in der Hand. Seit jener Zeit ist aber der Verkehr ungehemmt, auch Sicherheit für Person und Eigenthum vorhanden, und nun greifen jene Laster an allen Hafenplätzen rasch um sich. Man bezahlt die Landesprodukte mit Branntwein! Auf den Fidschi-Inseln wohnen jetzt noch etwa 250,000 Menschen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß fortan die Dinge bei ihnen denselben Verlauf nehmen werden, wie auf den Sandwich-Inseln und auf Tahiti. Sie werden hinwegsterben durch des weißen Mannes Civilisation, ohne daß ein Plan zur Ausrottung vorläge. „Es liegt aber im Charakter dieser Insulaner ein Zug, der Beachtung verdient. Wenn sie einst auf die Hälfte ihrer gegenwärtigen Zahl zusammengeschmolzen sind, dann werden sie, toll und wild gemacht durch des weißen Mannes Branntwein und irre geworden durch dessen Civilisation, über die Eindringlinge herfallen, in dem allerdings eiteln Wahne, daß sie sich derselben würden entledigen und ihrer eigenen Vernichtung entgehen können."

W. J. Pritchard (denn dieser gründliche Kenner der Südsee stellt jene Betrachtungen an) sagt weiter: „Nirgends wo im Großen Ocean der weiße Mann, angetrieben durch aggressiven christlichen Eifer oder durch die unabwendbare Nothwendigkeit der Civilisation, sich niedergelassen und seinen Einfluß begründet hat, läßt sich eine Zunahme der Bevölkerung nachweisen, die als ein Resultat des Contactes und des Nebeneinanderlebens beider Rassen zu betrachten wäre. Das Christenthum hat insofern wunderbaren Erfolg gehabt, als es die Insulaner bewog, auf das Heidenthum und den Aberglauben ihrer Väter zu verzichten, die blutigen Fehden einzustellen, sich friedlich zu verhalten und die Sicherheit sowohl der Person wie des Eigenthums zu achten. Aber als Ergebniß dieser neuen Ordnung der Dinge, des Uebergangs vom Heidenthum zum Christenthum, von der Barbarei zur Civilisation, von der frühern Vereinsamung zur Berührung mit dem Weltverkehr, — als Resultat dieser neuen Ordnung, sage ich, liegt die Thatsache vor, daß die Insulaner nirgends an Menge wie an Gesundheit zugenommen haben. Genau in dem Verhältnisse, in welchem der weiße Mann mit alle dem, was sich in seinem Gefolge befindet, bei den Insulanern wirksam ist, verschwinden diese allmälig aber sicher."

„Eine von den Neuerungen, welche durch die Missionäre des äußern Anstandes halber, durch die Handelsleute des Gewinns wegen eingeführt worden ist, wirkt, zusammen mit den oben namhaft gemachten Ursachen, wesentlich mit zur Vernichtung. Die Eingebornen sind an eine sehr leichte Bekleidung gewöhnt, welche in dem tropischen Klima ihrer Gesundheit zuträglich ist. Nun müssen sie, als Christen, bei Tage Rock und Hosen tragen und bei Nacht sich wollener Decken bedienen. Nun schafft aber den Südsee-Insulaner nichts so sicher und gewiß aus der Welt als Röcke, Hosen und Decken. Er trägt sich, wenn er zur Kirche oder zu einer Prozession geht, vorschriftsmäßig; er sitzt längere Zeit in einem sehr heißen Raume, und wenn dann das Amen gesprochen worden ist, eilt er, von Schweiß triefend, aus der Kirche, wirft all und jede Bekleidung, auch das Hemd, ab, wirft sich mitten im Luftzug auf eine Matte hin, der Schweiß tritt zurück und eine Erkältung bleibt nicht aus. Bald nachher kommt er zum Missionär, denn er hat einen kleinen Husten und bittet um Arznei. Diese hilft ihm nichts. Nach einigen Monaten gleicht der Hosen tragende Südseemensch einem Geripp und bald nachher verendet er an der Lungenschwindsucht. Für ihn paßt nur ein leichter Ueberwurf, der bis an die Knie reicht, und vermittelst desselben ist ohnehin der äußere Anstand hinlänglich gewahrt. Wer ihm Kleider aufhängt, die er doch, ungewarnt durch Zusprache oder Erfahrung an Anderen, allemal wieder abwirft, sobald das irgend angeht, der jagt ihn ganz einfach einem frühzeitigen Grabe zu."

Hier drängen sich weitere Betrachtungen auf:

Die Berührung, und zwar die massenhafte Berührung, und ein ununterbrochener Verkehr zwischen Menschen aus allen verschiedenen großen Stammgruppen ist eine Erscheinung, die erst in Folge des großen Welthandels, der Umschiffung der Erde, der Gründung von Faktoreien und Colonien in allen Erdtheilen und unter allen Klimaten ins Leben trat. Sie ist eine Folge der Activität des weißen Menschenschlages.

Das Alterthum kannte derartige Erscheinungen kaum oder gar nicht, und im Mittelalter waren sie lediglich vorübergehend, z. B. die Mongolenstürme. Erst während der letztverflossenen Jahrhunderte sind Kanonen und Musketen, Büchse und Bomerang direkt einander gegenüber getreten. Im Alterthum gab es, von den hochgebildeten Kulturvölkern angefangen, außerhalb des Kreises, den diese inne hatten, eine Art von Abschattirung in der Barbarei bis hinunter zu den Ichthyophagen, Akridophagen und Anthropophagen. Der Römer wußte wenig vom Mongolen, er kannte den Neger nur außerhalb der Heimat dieses westlichen Aethiopiers; von der westlichen Erdhalbe, von den Inseln im Großen Ocean, von dem, was im Süden des Aequators lag, hatte er keine Ahnung. Die geographische wie die ethnische Kunde war bis auf Pigafettas Zeit sehr beschränkt.

Nun aber lehrt uns heute die Erfahrung, daß auch unter den Menschenrassen ein „Kampf um das Dasein" stattfindet, in welchem die Schwächeren unterliegen und zu Grunde gehen. Es scheint, als ob hier eine finstere Nothwendigkeit, ein düsteres Geschick sich erfüllen solle, als ob ein Drang stattfinde, gegen den keine Abwehr, kein noch so redlich gemeintes Wohlwollen etwas auszurichten vermöge.

Weiter oben wurde gezeigt, daß mit der Ankunft des weißen civilisirten Mannes das Todesurtheil für die weniger zähen Menschenschläge, gegen alle Wilden und viele Halbwilden besiegelt wird. Dieses Hinschwinden, das theils durch abscheuliche Ursachen, theils durch geheimnißvoll wirkende Kräfte, die wir speciell nicht nachweisen können, bedingt wird, bietet allerdings im Anfang und Fortgang einen höchst melancholisches Schauspiel dar. Es liegt etwas furchtbar Tragisches darin, zu sehen, wie ganze Völkerschaften, denen man „Civilisation" bringt, durch dieselbe zu Grunde gerichtet werden und hinwegsterben.

Man sieht, die Annahme von einer Einerleiheit und von der Gleichheit aller großen Menschengruppen hält den Thatsachen gegenüber nirgends Stich. Eine Thatsache ist und bleibt es, daß z. B. der wilde Jagdnomade sich nicht civilisiren lasse, und daß er, wenn man ihm Civilisation aufzwingt, eher zu Grunde geht, als sie in sich verarbeitet und an- und aufnimmt. Er ist dazu unfähig.

Gibt es also Urstämme, Rassen, Gruppen, Typen, welche durch Körperbau, immanente Begabung und ihre ganze Anlage lediglich auf solche Zustände und Lebensbedingungen angewiesen sind, die wir als „Wilde" bezeichnen, die an Geist, Gemüth, Temperament eigenthümlich geartet sind und nicht anders werden können, als wie sie einmal sind, und welche durch keine Bemühung und Fürsorge sich umwandeln lassen? Die Erfahrung spricht ein Ja! Wie es Thiere gibt, die sich nicht zähmen, nicht in Hausthiere umschaffen lassen, so finden wir auch Menschengruppen, welche sich nicht zur „Civilisation" herbeilassen, weil sie eben nicht können. Sie sind für ihre eigenen Zustände und Verhältnisse geschaffen worden, und zwingt man sie aus denselben hinaus, dann hören sie auf zu sein. Sie müssen auf der Steppe oder im Wald oder am Meeresstrande leben, nicht auf dem Ackerfeld oder in der Stadt. Sie können kein anderes Medium vertragen, als das, auf welches der Schöpfer selber sie einmal angewiesen hat.

Die vergleichende Anatomie hat noch wichtige Aufgaben zu lösen. Wir wissen sehr wohl, daß die Schädelbildung der verschiedenen großen Menschengruppen sehr verschieden ist, wie das Volumen des Gehirns auch; wir kennen außerdem manche andere Abweichungen in Bezug auf Eingeweide, Knochen, Muskeln, Blut und Haut. Aber sind nicht auch die Körperverrichtungen bei Jägern, Nomaden und Ackerbauern verschieden, besonders wenn dieselben nicht einer und derselben große Stammgruppe angehören? Die Rassenverschiedenheit beschränkt sich nicht allein auf die äußeren Formen und auf die Hautfarbe oder auf das Haar, sondern auch auf den innern Bau, die körperlichen Verrichtungen und die Geistes- und Gemüthsanlage. Wenn man also dem Wilden etwas aufdrängt, das er nicht annehmen oder vertragen kann, dann bringt man ihn in eine unnatürliche Lage, für welche seine ganze Organisation nicht paßt. Man darf sich also nicht über das Resultat wundern, und alle sentimentalen Klagen sind übel angebracht.

Man will, unbedingt in wohlwollender Absicht, Heiden bekehren und Civilisation verbreiten. „Aber die Civilisation ist häufig nur eine Schlachtbank (Popular Magazin of Anthropology, Nr. II, S. 51). Man tauft die Heiden und weihet sie zugleich dem Untergange. Die Missionen unter uncivilisirten Völkern sind ein Versuch in großem Maßstabe, durch welchen ermittelt werden soll, ob es möglich sei, die Ideen und Anschauungen einer großen Menschenrasse auch auf andere Rassen zu verbreiten und in diesen zu bewurzeln."

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß dergleichen bedingt und innerhalb gewisser Grenzen sich thun läßt; andrerseits gibt es aber auch so breite ethnische Demarcationslinien, daß eine Ueberschreitung derselben unter die Unmöglichkeiten gehört. Allerdings ist der Buddhismus, ein Erzeugniß arischen Geistes, zu den ansässigen und nomadischen Völkern mongolischer Abstammung gelangt; der Islam eroberte sich einen großen Theil auch der schwarzen Afrikaner. Aber eigentlich wilde Völkerschaften sind auch diesen beiden Religionen unzugänglich geblieben; der Mohammedanismus, welchen die Malayen willig annahmen, vermochte nichts über die oceanischen Schwarzen, und die Fischernomaden mongolischen Stammes blieben dem Schamanismus getreu."

Das ganze Leben und Denken der Wilden verdient eine recht gründliche Forschung. Mit den bisher beliebten Allgemeinheiten erreicht man Nichts und erklärt man Nichts. Durchaus irrationell ist die Annahme, daß der Wilde lediglich eine unkultivirte Art des civilisirten Menschen sei, den man aber durch Erziehung und Unterricht in einen civilisirten Menschen umschaffen könne. Alle Erfahrung spricht dagegen. Wie viele Versuche zur „Zähmung" sind nicht schon gemacht worden? Hin und wieder ist ein Experiment, nach großer Mühe und Anstrengung, scheinbar gelungen, aber durch die Ausnahme ist nur die Regel bestätigt worden. Der Büffel der Prairie läßt sich nicht in eine zahme Kuh verwandeln, und der Prairie-Indianer Nordamerika's hat aller Anstrengungen, ihn seßhaft zu machen, gespottet.

Aus dem Haus- und Volksleben in China.

II.

Das Leben in den Palästen. — Einrichtung derselben. — Allerlei Hausrath. — Höflichkeitsbesuche und Förmlichkeiten. — Visitenkarten. — Die Weisen des Alterthums und ihre Lehren. — Confucius und Mencius.

Wir schilderten neulich (X. S. 33 ff.) manche Eigenthümlichkeiten des Lebens und Treibens in China; heute wollen wir zunächst einen Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse werfen.

Viele reiche Leute besitzen Wohnräume, die wir, versteht sich in ihrer Art, als Prachtpaläste, Fu, bezeichnen können. Bei solchen besteht ein großer Theil aus Gärten, Baumgängen und Höfen; manche haben auch Weiher oder Teiche mit Goldfischen, große Volieren, in denen Pfauen, Goldfasanen und Hühner gehalten werden. Große Porzellan-Gefäße fehlen nicht; man benützt sie als Blumentöpfe für Jasmin und andere Blumen, und Kletter- und Schlingpflanzen werden in Menge gezogen.

Der große Saal im Erdgeschoß hat seine Thüren auf der Gartenseite; ein Gitter trennt ihn von dem Wohnzimmer u. vom Schlafgemache des Herrn. Zu ebener Erde liegen auch der Speisesaal, die Küche und manchmal auch ein Badezimmer. Im obern Stocke, Leu, falls ein solches vorhanden ist, sind die Kammern und Magazine. Das Eintrittzimmer ist allemal den Ahnen und den Genien der Familie geweiht. Jeder Raum hat einen Kang, der zugleich als Bett, Sopha oder Stuhl dient; der Fußboden ist mit Matten belegt. Von Möbeln in unserm europäischen Sinne ist nicht viel vorhanden; indessen hat man Stühle und Tabourets von hartem Holze, die mit Kissen belegt werden; kleine, rothlackirte Tische; große, kostbare Vasen zum Verbrennen wohlriechender Sachen und bronzene Leuchter, beide von recht ansprechender Gestalt und manchmal, wie unsere Abbildungen zeigen, sehr hübsch gearbeitet. Dazu kommen dann noch allerlei Körbe und Körbchen, auch für Blumen, Gemälde auf Reispapier, und endlich die unvermeidliche Tafel, auf welcher ein Anruf an die Ahnen oder irgend eine moralische Ermahnung geschrieben steht. Eigentliche Fenster sind nicht vorhanden, sondern viereckige Oeffnungen von verschiedener Art, die allemal mit festem Gitterwerk versehen sind.



Weihrauchgefäß von vergoldeter Bronce

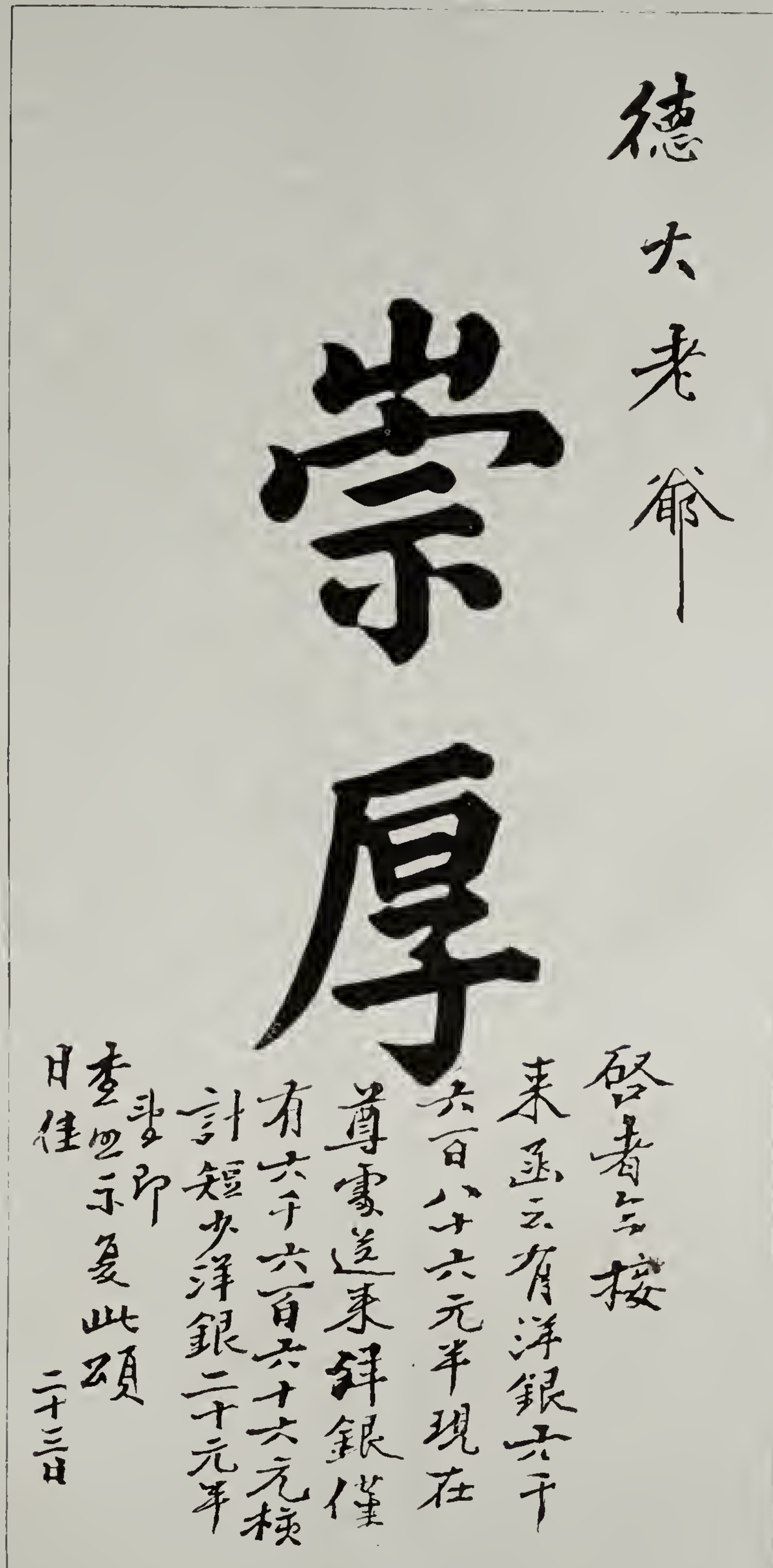
In derartigen Gemächern liegen die reichen Leute der Trägheit ob. Europäer haben in diese Heiligthümer nur selten Zutritt erhalten; denn so mittheilsam und zuthunlich auch der Chinese im geschäftlichen Verkehr ist, oder bei Festlichkeiten, oder bei Besuchen, so zurückhaltend benimmt er sich, sobald es sich um das Innere seines häuslichen Lebens handelt. Im Allgemeinen gibt es kein arbeitsameres Volk als eben die Chinesen, aber vornehme Leute suchen etwas darin, die Faulheit auf den höchsten Grad zu treiben; es gilt kaum für anständig, seine Beine zum Gehen zu gebrauchen. Sie begreifen gar nicht, weshalb ein Europäer spazieren geht und sich körperliche Bewegung macht; sie finden einen Hochgenuß darin, wie angebannt sitzen zu bleiben, Taback zu rauchen und den Fächer zu entfalten. Dabei werfen sie einen verächtlichen Blick auf die Europäer, welche lustwandeln und das für zuträglich halten. Wer zu Fuß einen Besuch macht, muß sich entschuldigen, daß er nicht zu Roß oder im Tragsessel gekommen sei. Ein höflicher Chinese wird aber überhaupt einen Mann von Rang und Stand niemals zu Fuße besuchen, sondern sich allemal des Palankins bedienen, der namentlich in Peking eine große Rolle spielt. Er ersetzt unsere Droschken, und es gibt große Leihanstalten, in welchen man zu jeder Tagesstunde Tragsessel miethen kann. Zumeist sind sie vorne und hinten offen, haben an den Seiten eine viereckige Oeffnung, und den Sitz bildet eine Querbank.

Schwerlich gibt es ein höflicheres, oder sagen wir lieber ceremoniöseres Volk als die Chinesen. Wer so recht einen Einblick in ihr Höflichkeitstreiben gewinnen will, muß chinesische Romane lesen. Man lernt dann die Formeln desselben mit allen ihren, wir möchten sagen Chikanen kennen; es ist sehr viel Raffinement darin, obgleich die Formen

und Redensarten im Allgemeinen unwandelbar fest stehen und etwa so erlernt werden können, wie das Einmaleins. Aber Jeder, der auf Stand und Erziehung Anspruch macht, will sich nicht mit dem üblichen Dialoge begnügen, sondern möchte seine gute Lebensart in vortheilhaftes Licht stellen, möchte zeigen, daß er im Stande sei, Stylproben der Höflichkeitssprache anzubringen.

Im Allgemeinen hat aber die chinesische Convenienz große Aehnlichkeit mit unserer europäischen. Allerdings ist sie umständlicher, darin liegt aber auch allein der wesentliche Unterschied, denn im Uebrigen ist sie eben so fade, oberflächlich, dem Scheine dienend und auf Unwahrhaftigkeit beruhend, wie bei unserer „guten" Gesellschaft. Complimentirbücher sind in China älter als in Europa. Besuchern gegenüber, die unwillkommen oder unbequem wären, läßt man sich plattweg verleugnen; der Diener nimmt die Visitenkarte an und fragt auch wohl, zum Ueberfluß, nach der Wohnung, damit sein Herr den Besuch in den nächsten Tagen erwiedern könne.

Wer einen Besuch abstatten will, sendet, vielleicht wenige Stunden vorher, durch einen Diener seine Karte und läßt anfragen, ob er den Herrn zu Hause antreffen werde, und ob der Besuch angenommen werden könne. Diese Anfrage gilt als Beweis von Achtung für den, welchen man in seinem Hause zu sprechen wünscht. Die Visitenkarte besteht in einem Bogen rothen Papieres und ist je nach Rang und Würde und dem Respecte, welchen man bezeigen will, mehr oder weniger groß. Diesen Rücksichten gemäß wird sie so oder so viele Male doppelt gefaltet, und auf die zweite Seite schreibt man nur wenige Zeilen, z. B.:



Chinesische Visitenkarte.

„Dein Schüler (oder: Dein jüngerer Bruder) N. N. ist gekommen, um sein Haupt vor Dir bis auf die Erde zu neigen und Dir seine Achtung zu beweisen." Diese Redensart wird mit großen Schriftzügen hingemalt, wenn in die Höflichkeitsbezeigung noch etwas Besonderes hineingelegt werden soll. Die Karte wird dem Thürsteher überreicht. Ein Herr, welcher den Besuch annehmen will, entgegnet: „Ich bitte Herrn N. N., zu kommen; es wird mir Vergnügen machen." Andernfalls, wenn er in der That verhindert ist, den Besuch anzunehmen, oder falls er ihn überhaupt nicht empfangen will, spricht er: „Ich bin Herrn N. N. sehr verbunden und danke ihm für die Mühe, welche er sich geben wollte." Einem im Range höher Gestellten gegenüber heißt es: „Der gnädige Herr erweist mir eine Ehre, auf welche zu hoffen ich nicht gewagt hatte."

Wer empfängt, muß einen gewählten Anzug tragen und den Besuchenden, sobald dieser aus dem Palankin steigt, an der Hausthür empfangen. Dann spricht er: „Ich bitte Dich, einzutreten." Beide Flügel der Mittelthür werden weit geöffnet; Ein- und Austreten durch eine Seitenthür wären der Höflichkeit nicht angemessen. Hohe Würdenträger lassen sich durch ihren Palankin bis an die Haustreppe tragen, oder reiten bis dorthin. Der Hausherr tritt zuerst auf die rechte Seite des Besuchenden; nach dem Empfange geht er zur Linken und sagt: „Ich bitte Dich, vorauszugehen."

Der französische Sinolog Abel Remusat hat viele chinesische Complimentirbücher und Romane studirt und ausführlich über den Gegenstand geschrieben. Er bemerkt, daß im Empfangsaale die Sitze in zwei geraden Reihen stehen müssen. Wer eintritt, macht eine Verneigung an der Seite des zu Besuchenden, aber etwa einen Schritt hinter ihm, und zwar so tief, daß die in einander gelegten Hände den Boden berühren. In den Südprovinzen ist die Südseite die Respectsseite, im Norden ist das Umgekehrte der Fall; man gibt dem Besuchenden die Ehrenseite je nach Sitte der Provinz. Der letztere stellt sich manchmal, als wolle er die „niedrige Seite" einnehmen, aber der Hausherr gibt das nicht zu und spricht entschuldigend: „Ich würde es nicht wagen", stellt sich vor seinen Gast, sieht ihn an, vermeidet sorgfältig, ihm den Rücken zuzukehren, und tritt wieder etwas zurück an die geeignete Stelle. Dann machen beide sofort gegeneinander Reverenz. Die Verbeugungen werden so viele Mal wiederholt, als Personen zu begrüßen sind. — Das Alles muß entsetzlich langweilig sein. Aber wissen wir, wie ein Chinese über unsere Etikette und unsere Salonmanieren mit obligaten Schwatzredensarten urtheilen würde?

Der Hausherr ladet ein Platz zu nehmen. Natürlich macht man „Umstände", weigert sich, den ersten Sessel einzunehmen, will sich auf den zweiten oder dritten setzen, aber das wird beileibe nicht zugegeben. Der Hausherr thut, als wische er den Stuhl mit seinem Rockzipfel ab, und dasselbe muß der Besuchende an dem Stuhle practiziren, welchen der Hausbesitzer einnehmen soll. Es dauert eine Weile, ehe man überhaupt Platz nimmt, und bevor es endlich geschieht, macht man noch eine Verbeugung vor dem Stuhle.

Nun sind alle Vorschriften ordnungsgemäß erfüllt, man hat erschöpft, was Höflichkeit und gute Erziehung gebieten; man zeigt sich als gebildeter Mensch. Die Diener bringen Thee; die Tassen stehen auf einem lackirten Brette; eine Büchse mit Thee darf nicht sichtbar werden; die gehörige Quantität liegt schon in den Köppchen und es wird heißes Wasser darauf gegossen. Der Hausherr erhebt sich, tritt zu dem Gast oder den Gästen heran, berührt das Theebrett und spricht: „Tsing tscha", d. h. ich lade Euch zum Thee ein. Jeder tritt vor und nimmt eine Tasse. Den am Rang zu höchst stehenden unter den Gästen aber überreicht der Hausherr mit beiden Händen eine Tasse; sie wird gleichfalls mit zwei Händen angenommen und Alle Anderen thun so, als wollten sie insgesammt nur gleichzeitig die Tassen ergreifen und in demselben Nu trinken. Sie fordern einander durch Zeichen auf, den Anfang zu machen. Bevor das geschieht, verneigen sich Alle vom Stuhl aus so tief, daß die Tasse den Boden berührt; dabei darf aber kein Tropfen verschüttet werden, weil darin eine beleidigende Unhöflichkeit liegen würde. Die Gäste trinken langsam, in mehren Zügen aber allemal gleichzeitig, stellen auch in demselben Augenblick die Tasse wieder auf das Brett. Nachdem dieses geschehen, ergreift der Hausherr, auch das mit beiden Händen zugleich, seinen Fächer und sagt zu seinen Gästen: „Tsing schen"; ich lade Sie ein, die Fächer hervor zu langen. Das geschieht dann auch, denn jeder Chinese trägt den Fächer bei sich.

Zwei Stunden lang, so gebietet es die feine, höfliche Lebensart, redet man von ganz gleichgültigen Dingen, und erst vor dem Aufbruche kommt der Besuchende auf den Gegenstand, welcher ihn hergeführt hat. Er erhebt sich und spricht: „Ich habe Dich schon sehr beträchtlich gelangweilt," verneigt sich, wie beim Eintreten, wird vom Hausherrn begleitet, der sich etwas hinter ihm auf der linken Seite hält, und es wird ihm ein „Tsing leao", Lebewohl, nachgerufen. Diese Worte erwiedert er von seinem Tragsessel aus und der Besuch hat ein Ende. —

Eine Visitenkarte muß zierlich geschrieben sein; jeder gebildete Mann hat ja einen „eleganten Pinsel". Man malt die Schriftzeichen in senkrechter Reihe von oben nach unten und von der Rechten zur Linken. Es kommt sehr viel darauf an, wie man sie stellt. So muß z. B. der Name des Kaisers mit zwei Buchstaben, oder sagen wir richtiger Schriftzeichen oder Schriftbildern geschrieben werden, die größer sind, als andere. —

Wir wollen noch darauf hinweisen, daß in China der Lehrer zugleich Erzieher ist. Er unterweist seine Zöglinge in den Vorschriften der Höflichkeit, lehrt sie alle Gebräuche des Ceremoniels kennen, zeigt ihnen die verschiedenen Arten der Begrüßung, schärft ihnen die Haltung ein, welche sie ihren Eltern gegenüber zu beobachten haben und wie sie gegen Vorgesetzte sich benehmen müssen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Höflichkeit einen Bestandtheil des chinesischen Nationalcharakters bildet. Der Sinn für Artigkeit und das, was sich ziemt, war schon im hohen Alterthum vorhanden; schon damals schärften die Philosophen, die weisen Lehrer, dem Volke genaue Beobachtung der Wohlanständigkeit in allen gesellschaftlichen Verhältnissen ein. Confucius bezeichnet die Ceremonien als ein Abbild der Tugenden, welche bestimmt seien, diese letzteren zu erhalten, sie in Erinnerung zu bringen und in manchen Fällen als Ersatz an deren Stelle zu treten. Selbst die Bauern in China verkehren miteinander in einer so höflichen Art und Weise, wie sie unter den handarbeitenden Klassen in Europa nicht gefunden wird.

Nun sahen wir oben, wie steif, schwülstig, voll von Formelkram und lächerlicher Etikette der amtliche und ceremonielle Verkehr ist. Uebertrieben und unwahr sind auch die Betheuerungen von Hochachtung und Zuneigung Leuten gegenüber, die man haßt, abgeschmackt die Einladungen zum Mittagessen, die nicht angenommen werden dürfen. Dergleichen tadelte schon Confucius; man solle, sagt er, sehr sparsam mit Ceremonien umgehen, namentlich wenn man nichts dabei fühle.

Aber im gewöhnlichen Umgangsverkehr herrscht in China ein durchaus zwangloser Anstand. Sobald der Chinese seine Atlasstiefel, sein Amtskleid und die Amtsmütze abgelegt hat, gehört er ohne alle lästige Formalität der Gesellschaft, wirft die Fesseln der Etikette von sich und führt eine lebhafte, heitere Unterhaltung. Die Freunde kommen zusammen, trinken Glühwein und Thee, rauchen duftigen Taback und führen eine mehr oder weniger witzige oder geistvolle Unterhaltung.

Wir sagten weiter oben, daß die Gebote der Höflichkeit schon von den „Weisen des Alterthums" eingeschärft worden seien. Wenn Philosophen ein Volk tugendhaft machen könnten, so müßte jeder Chinese ein Ausbund von Tugend sein. Aber mit jedem einzelnen Menschen werden die Leidenschaften neu geboren und fast jeder wird nur durch eigene Erfahrung klug, selten durch jene, welche Andere gemacht haben.

Wenn auch, wie wir in unsrer vorigen Nummer ausgeführt haben, nach Dr. Legges Ermittelungen das historische Zeitalter in China nicht höher als etwa 1700 v. Chr. hinaufreicht, so ist doch die chinesische Civilisation selber gewiß viel älter, und schon in den Tagen, als die ersten Dynastien in Aegypten herrschten, war im Wesentlichen ihr dasselbe Gepräge aufgedrückt, welches sie noch heute trägt. Der wesentliche Inhalt des „Buches der Bücher", des Schu king, soll bis 2600 v. Chr. hinaufreichen; gewiß ist, daß Confucius denselben in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, also ungefähr nach 2000 Jahren, ordnete. Aus demselben spricht eine hohe Vernunft und ein eminent moralischer Sinn. Kaum in einem andern Buche sind die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Könige und der Völker auf eine erhabenere und vernunftgemäßere Weise gelehrt worden.

Die Chinesen haben unbeschränkte Hochachtung vor ihren alten Lehrern der Weisheit, namentlich vor Kung-fu-tsön und Meng-tsön. Für den erstern, Confucius und dessen positive Moralphilosophie schwärmen auch viele Europäer, z. B. der große Sinologe Pauthier (vergl. das Werk: Confucius und Mencius. Die vier Bücher der Moral- und Staatsphilosophie China's. Aus dem Chinesischen nach der französischen Uebersetzung des Herrn M. G. Pauthier, herausgegeben von Johann Cramer, Crefeld 1844. Einleitung, S. 5 u. ff.): „Niemals ist die menschliche Vernunft würdiger repräsentirt worden. Man ist wahrhaft erstaunt, in C.'s Schriften den Ausdruck einer so hohen und so tugendhaften Einsicht wiederzufinden neben

einer so weit geförderten Civilisation. Man darf sich nicht darüber wundern, daß die Missionäre, durch welche Europa mit diesen Schriften bekannt wurde, für den Urheber derselben eine gleiche Begeisterung hegten, wie die Chinesen selber. Er sprach zu seinen Schülern: Meine Lehre ist schlicht und leicht zu fassen, und einer derselben sagte: Die Lehre unsers Meisters besteht einzig darin, ein rechtschaffenes Herz zu besitzen und seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst." —

Diese Lehre gab Confucius nicht als eine neue, sondern als ein überliefertes Gut der Weisen des Alterthums, welches er auf die Nachwelt bringen wollte. Das sei seine Sendung. Pauthier äußert, er habe die Mission eines Lehrers des Menschengeschlechtes in ihrem ganzen Umfang und weit anders erfüllt als irgend ein Philosoph des klassischen Alterthums. Seine Philosophie war durchaus praktisch und erstreckte sich über alle Verhältnisse des Lebens. Ihr Zweck ist die Vervollkommnung des eigenen Menschen und anderer Menschen. Je höher Jemand gestellt ist, um so größere Verpflichtung hat er, sich selber zu vervollkommnen. Wer die Menschen regiert, hat ein Mandat vom Himmel, dem er streng folgen soll; er darf seine Macht nicht mißbrauchen. Er schärft den Fürsten ihre Pflichten ein und sagt, wie sie das Volk beglücken sollen. Nur durch Verwirklichung der moralischen und politischen Gesetze kann die Wohlfahrt der Menschen im Staate gesichert werden. Die Regierung wird erklärt „als das, was gerecht und aufrichtig ist". Eine Geheimlehre hatte Confucius nicht.

Bei den Chinesen nimmt nach ihm den ersten Rang unter den Weisen Meng-tsëu, Mencius, ein. Das vierte der klassischen Bücher trägt nach ihm den Namen. Er erläuterte die Lehren des großen Meisters, dem Keiner zu vergleichen sei, seitdem es Menschen gegeben. Meng-tsëu trat entschiedener und kühner auf als Kung-fu-tsëu und er strebte dahin, ganz China der Herrschaft seiner Principien zu unterwerfen. Er besaß eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, eine große Schmiegsamkeit des Talentes; gegen Willkür der Fürsten und Mißbräuche der Beamten tritt er mit der größten Schärfe auf. „Seine Art zu philosophiren ist die des Sokrates und des Plato, hat aber mehr Kraft und geistreiche Gedanken. Er nimmt seinen Gegner Mann gegen Mann, geht von einer Deduction zur andern, von Folgerung zu Folgerung und führt ihn zur Absurdität. Vielleicht bietet kein orientalischer Schriftsteller einem europäischen Leser mehr Reize dar als gerade Meng-tsëu, schon wegen der Lebhaftigkeit seines Geistes. Auch handhabt er vortrefflich die Ironie, und diese Waffe ist in seinen Händen gefährlicher als in denen des weisen Sokrates."



Der Weise Meng-tsëu (auf dem Titelblatte der pekinger amtlichen Zeitung.)

Meng-tsëu's Styl ist nicht so erhaben und gedrängt wie jener des Confucius, aber eben so edel und blühender, zierlicher, die Form seines Dialoges ist mannichfaltiger. Confucius ist immer ernst, oft streng und von dem Lasterhaften redet er nur mit kalter Verachtung. Meng-tsëu zeigt gegen das Laster mehr Abscheu und verschmähet nicht, dasselbe wie dem Tadel, so auch der Lächerlichkeit preiszugeben. Er schont auch die Großen seiner Zeit nicht, die ihn übrigens oftmals zu Rathe zogen. Seine Lebhaftigkeit ist oft mit einer beißenden Schärfe gepaart.

Die beiden großen chinesischen Weisen gehören ohne Zweifel zu den seltenen Geistern, und sie haben bis auf diesen Tag eine tief und weit greifende Wirksamkeit auf ihr Volk geübt; ein nicht geringer Theil des geistigen Gepräges der Chinesen rührt von ihnen her.

Des Meng-tsëu Bild steht auf dem Titelblatte der pekinger amtlichen Zeitung, und darin allein schon liegt ein Beweis, wie hoch seine praktischen Weisungen auch von Seiten der Regierung geschätzt werden. Daß man sie so wenig befolgte, das ist eben eine ganz andere Sache, und der Weise ist dafür nicht verantwortlich.

Beobachtung über die Wirkungen des Haschisch.

Von **Gerhard Rohlfs** aus Bremen.

Mursuk in Fessan, Ende Januars 1866.

Unter Haschisch verstehen die Araber im weitern Sinne jedes Kraut, näher jedoch bezeichnen sie damit den indianischen Hanf, cannabis indica (nach Linné in die Klasse Dioecia pentandria gehörend), weil an Vorzüglichkeit jedes andere Kraut gegen dieses in den Hintergrund tritt. Von Tripolitanien an nennen die Eingebornen diese Pflanze Tekruri, und diesen Namen führt sie auch in der Türkei, Aegypten, Syrien, Arabien und Persien vorzugsweise.

Graf d'Escayrac de Lauture sagt über die Pflanze Folgendes:

„Die Haschischa ist die cannabis indica; man findet sie in Afrika, und wahrscheinlich ist dieser Hanf aus dem Sudan nach Tunis und Tripoli eingeführt worden. In letzteren nennt man ihn Tekruri, also mit demselben Namen, den man in Mekka den von Sudan kommenden Pilgern gibt, um damit ihre Herkunft anzudeuten. Vielleicht bedeutet Tekruri auch, wie einige Geographen meinen, irgend eine Provinz in Sudan, vielleicht auch ist es nichts weiter, als die Ableitung von irgend einer arabischen Sprachwurzel, welche die Wirkung „verbessern, vollkommener machen" bezeichnet. Die Haschisch verdankt ihre Wirkung einem eigenthümlichen Stoffe, den Herr Gastinel, Pharmaceut in Aegypten, ausgezogen und bestimmt, und dem er den Namen Haschischin gegeben hat. Dieser Stoff, Harz, ist von einer schönen grünen Farbe, die jedoch nicht vom Chlorophyll herrührt, kleberig-zäh und von einem eigenartigen unangenehmen Geschmack."

Ich füge hier hinzu, daß die Cannabis indica wohl weiter nichts ist als die verwilderte oder wilde Cannabis sativa, und eher eine Pflanze der gemäßigten Zone als der heißen ist, denn je weiter man nach Süden vordringt, je seltener und krüppelhafter gedeiht dieselbe. Während man z. B. äußerst schöne Exemplare in den gemäßigten Bergregionen des Kleinen Atlas der Algerie und Marokko's findet, die eine Höhe von manchmal 1½ Meter erreichen, gedeiht in den heißen Oasen Tafilet, Tuat und Fessan die Pflanze nur kümmerlich, obgleich die Bewohner alle Sorgfalt auf ihren Anbau anwenden, und von Norden wird dieselbe nach Süden exportirt.

Die Eingebornen bedienen sich derselben auf verschiedene Weise: Entweder sie zerschneiden die getrockneten Blätter und Blüthen sehr klein und rauchen sie entweder rein oder mit Taback vermischt aus kleinen Pfeifen oder Cigarretten, oder sie vermischen dieselben mit Tumbak (Taback) und rauchen so dies Kraut aus der Nargile, oder, wie in Syrien, sie bereiten wie Thee eine Art Infusion und trinken den Aufguß mit Zucker versüßt, oder endlich man pulverisirt Blätter und Blüthen, und schluckt dies Pulver rein oder mit Zuckerstaub vermischt herunter, oder auch mit Honig und Gewürzen zu einer Art Backwerk verarbeitet; so bereiten sie aus denselben kleine Kuchen, die unter dem Namen Majoun verkauft werden.

Mag man nun Haschisch nehmen unter welcher Form man wolle, immer übt dasselbe einen starken Rausch aus. Europäer jedoch, welche Beobachtungen darüber anstellen wollen, können dies nur, entweder indem sie eine Infusion trinken, oder das Haschisch-Pulver essen, denn um eine Wirkung vom Rausche zu haben, muß man den Rauch so tief einziehen, was Araber, Perser und Türken zwar auch beim Taback- und Opiumrauchen thun, daß der Dampf, in die Lungen eingesogen, unmittelbar mit dem Blute in Berührung kommt. Zwei Theelöffel voll Haschisch genügen, um einen kräftigen Rausch bei einem Neuling hervorzubringen.

Eindruck, den auf mich die Cannabis machte.

In Mursuk, 25. Januar 1866, Abends 6 Uhr.

Ich trinke Thee in Gesellschaft Mohammed Besserkis, Enkel des Sultans Mohammed el Hakem von Fessan. Mein Bewußtsein ist vollkommen klar. Ich nehme zwei Theelöffel voll Haschischkraut, welches in einer Kaffeeröste etwas gedörrt, dann pulverisirt und mit Zuckerstaub gemischt worden war. Mein Puls war im Moment des Nehmens 90 (wie immer).

Nach einer viertel Stunde gar kein Erfolg. Wir essen zu Abend: Kameelfleisch mit rothen Rüben, Kameelfrikadellen, weiße gebackene Rüben, Bohnensalat; Salat aus Zwiebeln, Tomaten, Knoblauch und Radieschen bestehend; Brod, Butter und Käse.

Besserki sagt mir, daß die Wirkung nach dem Essen kommen werde, ich indeß, — es ist jetzt 7 Uhr, — merke gar nichts. Wir trinken eine Tasse schwarzen Kaffee ohne Zucker.

7 Uhr 10 Minuten. Mein Puls hat nur 70; ich friere, obgleich eine Pfanne mit Kohlen vor mir steht. Besserki sagt, er spüre stark die Wirkung und befiehlt meinem Diener, einige Datteln zu bringen, um, wie er sagt, die Wirkung zu beschleunigen; auch ich esse zwei Datteln.

7 Uhr 20 Minuten. Mein Puls 120 oder mehr. Bin ich in einem Schiffe? Die Stube schaukelt, mein Bewußtsein ist indeß vollkommen frei, blos scheint mir Besserki sehr langsam zu sprechen und ich vergesse oft den Anfang vom Satze, da er spricht. Auch wenn ich jetzt denke, vergesse ich, womit ich angefangen.

7 Uhr 45 Minuten. Mein Herz schlägt so, daß ich jeden Schlag höre, Puls zählen unmöglich.

Besserki sagt, er will fortgehen, mein Diener geht mit; ein anderer zündet mir eine Nargile an. Ich rauche und fliege, obgleich ich mit den Händen fühle, daß ich liege.

Ich denke ungeheuer schnell und glaube, daß ich beim Schreiben dieser Zeilen Stunden zubringe.

8 Uhr. Mein Blut schlägt Wellen, und einzelne Theile fallen von meinem Körper, obgleich ich mich dumm*) niederschreibe, denn ich habe vollkommen

*) Ich dachte wahrscheinlich, daß ich dummes Zeug niederschrieb, denn zu lesen war mir unmöglich.

freies Bewußtsein, daß ich alle Glieder besitze. Ich denke, ich will ausgehen.

8 Uhr 20 Minuten. Ich träumte, ich ginge aus, die Straßen der Stadt verlängerten sich und waren mir ganz unbekannt, die Häuser sehr hoch; ich glaube, ich war in der Polizeiveranda, wo ein Mann war, um zu petitioniren und zu mir mit einem Gesuch kam; ich ging dann zurück und setzte mich vor mein Haus.

Ich bin ohne allen Willen; die Wand gegenüber meinem Hause war schön tapezirt, auch hörte ich von fern schöne Musik und jetzt schreibe ich und sehe, daß Alles erlogen ist.

Ich will mich legen, aber bin ich wirklich verrückt?

Ich liege jetzt (8 Uhr 30 Minuten), mein Wille ist ganz weg und in mir großer Sturm. Das Licht brennt seit Stunden und ich kann es nicht ausblasen, aber ich schreibe, und da ich denke, so bin ich doch wohl nicht gelähmt.

Bin ich wirklich hier? Mein Hinterkopf ist sehr angefüllt. Ich bin ungemein leicht, und wenn ich nicht schriebe, würde ich in der Luft schweben.

26. Januar Morgens.

Bis so weit hatte ich gestern Vermögen gehabt, während des Rausches zu schreiben; ich verfiel dann in einen festen Schlaf, aus dem ich heute Morgen um 9 Uhr erwachte. Nachdem ich die im Rausche niedergeschriebenen Empfindungen gelesen, war meine erste Frage, ob ich wirklich nach der Polizeiveranda gegangen sei, oder dies blos geträumt habe? Es fand sich denn, daß ich wirklich dagewesen sei, ganz vernünftig gesprochen habe, überhaupt Niemand auch nur die leiseste Ahnung hatte, daß ich im Tekrurizustande mich befände.

Nachträglich kann ich nun noch constatiren, daß

1) man sich ungemein leicht glaubt und oft zu schweben meint.

2) Daß der Puls, im Anfange vermindert, im vollen Stadium des Rausches eine solche Geschwindigkeit erreicht, daß es für den im Rausche Befindlichen unmöglich ist, ihn zu zählen.

3) Starker Blutandrang nach dem Hinterkopfe.

4) Auffallende Lähmung der Willenskraft.

5) Das Gedächtniß verliert seine Regeln, naheliegende Dinge werden vergessen, andere aus längst vergangenen Zeiten werden aufgefrischt.

6) Alles erscheint in den schönsten Farben und in vollkommener Harmonie.

7) Manchmal lichte Augenblicke, verbunden mit schrecklicher Angst, daß dieser Zustand immer dauern möge.

8) Endlich der ganze Rausch sui generis, und eher ein Verrücktsein, als das, was wir Europäer unter Rausch verstehen, zu nennen.

Heute Morgen indeß befinde ich mich vollkommen wohl und verspüre auch nicht im Mindesten einen sogenannten Katzenjammer.

Wir sind erfreut, unseren Lesern diesen Bericht des berühmten Reisenden, der im Februar seine gefährliche Reise nach Wadaï angetreten hat, mittheilen zu können. Es handelt sich um einen in vieler Beziehung interessanten Gegenstand, um ein Reizmittel, dessen viele Millionen Asiaten und Afrikaner nicht entbehren können.

Herr Rohlfs erwähnt der Mittheilungen, welche Graf d'Escayrac de Lauture über das Haschisch gegeben hat. Dieselben stehen in dessen: Le Désert de le Soudan, Paris 1853. Ich fand das Werk so lehrreich und so vortrefflich geschrieben, daß ich eine deutsche Bearbeitung mit wahrem Vergnügen unternahm („Die afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil. Leipzig, Lorck, 1855). Es wird angemessen sein, einige Auszüge beizufügen, weil Rohlfs vorzugsweise nur seine eigenen Beobachtungen über den Haschischrausch gibt und keine Veranlassung fand, über das Haschisch im Allgemeinen Bemerkungen zu machen. Seinem Schlusse, daß die Haschischpflanze ursprünglich wohl eher der gemäßigten Zone angehöre, als der heißen, wird man nicht beizupflichten haben. Sie gedeiht gerade im heißen Bengalen vorzugsweise, und der botanische Name Cannabis indica deutet auf die Herkunft.

Doch zu Graf d'Escayrac, der mir einst in Dresden persönlich Aufschlüsse über die Wirkungen des Haschischrausches gegeben hat, die er an sich selber beobachtet. Ich erinnere mich, daß sie viel Uebereinstimmendes mit den Wahrnehmungen hatten, welche Rohlfs so vortrefflich schildert. Graf d'Escayrac äußerte, daß die Wirkungen bei den schwarzen Sudanesen von ganz eigenthümlicher Art seien, was sich wohl auch aus der Rassenverschiedenheit erklärt.

Er schreibt: — „Ich wüßte nichts, womit ich diese eigenthümliche Substanz vergleichen könnte. Die Orientalen bereiten ihr Haschisch in anderer Weise; sie benützen Stengel und Blüthen des Hanfes, und sind der Meinung, daß jeder Theil der Pflanze seine besonderen Eigenschaften habe. Das Haschisch von Buchara wird am meisten geschätzt, weil es angeblich die allerschönsten Gesichte hervorbringt; jenes von Tunis soll viele erotische Visionen erzeugen; das in Aegypten, Persien, der Türkei, dem Hedschas und in Syrien bereitete steht jenen beiden nach. Man trocknet die Pflanze und stößt sie zu Pulver, das graugrün ist und als Zuthat bei Zuckerwerk und anderen Süßigkeiten dient. Sehr einfach ist die Bereitung des Dawamesk; man kocht den Staub mit etwas Wasser und setzt, je nachdem dieses verdünstet, frische Butter hinzu, fügt etwas Honig bei, rührt Alles wohl durcheinander, bis es einen gleichartigen Teig bildet, und nimmt diesen vom Feuer weg. Man kann ihn gleich gebrauchen oder aufbewahren, da er sich einige Monate hindurch gut hält. Das Dawamesk hat die Farbe des Hanfstaubes. Man nimmt davon auf einmal nur so viel, wie etwa eine Nuß an Umfang hat; die Liebhaber genießen täglich vier bis fünf solcher Stückchen. Die Wirkung stellt sich, je nachdem die Gabe größer oder kleiner war, in dreiviertel bis anderthalb Stunden ein. Die Hindu bereiten den Haschischextrakt weit sinnreicher; sie thun das Pulver in ein Säckchen, das sie über siedendes Wasser hängen; dann dringt der Dampf hinein und befeuchtet den Staub, den man durchseihet. So gewinnt man einen grünen Saft, der schnell trocknet. Das ist der echte Haschischextrakt, der überall im Orient sehr gesucht und unter dem Namen Bengali bekannt ist.

Das Haschisch wird auch in anderer Weise zubereitet und manchmal mit anderen Substanzen versetzt. Zu Pillen nimmt man Zimmt 3 Drachmen, Rosenknospen 3, Gewürznelken 2, Opium 1, Haschisch 1 und Safran 3 Drachmen. Dazu thut man Rosenwasser und Zucker nach Verhältniß, schlägt Eigelb hinzu und theilt die Masse in fünfzig Pillen. Die Orientalen preisen auch eine andere an Opium reichhaltige Mischung, das Theriak, von

welchem die Aerzte früher Gebrauch machten; jetzt ist es in Vergessenheit gerathen. Man feuchtet auch wohl den Haschischstaub an, läßt ihn langsam warm werden und knetet ihn zu kleinen runden Stücken oder länglichen Walzen; an der Form sieht man, wo er verfertigt wurde. Wer das Haschisch rauchen will, schneidet von dieser Masse ein Stück von etwa Nagels Größe und zerbricht es in zwei oder drei Theile; diese werden auf den Kopf des Bury gelegt, — d. h. der Nargile, an welcher der Wasserbehälter, Schischeh, durch eine Kokosnuß ersetzt wird, und an der sich statt des gewöhnlichen Schwungrohrs, Leya (Schwanz), ein Rohr von Rosen-Jasmin- oder Kirschholz befindet, — auf den Tumbak und unter die glühenden Kohlen, durch welche es in Brand geräth. Diese Kohlen für die Nargile werden aus gepulverter mit Salpeter versetzter Holzkohle bereitet, welche man durch etwas Honig wieder verbindet.

Das Haschisch geräth leicht in Brand, beschleunigt auch die Verbrennung des Tumbaks oder Tabacks, auf welchen man es gelegt hat. Der Rauch ist scharf, reizt den Schlund und bringt Husten hervor; er ist voll und sehr weiß, der Geruch ist jener der Pflanze überhaupt. Die Wirkung stellt sich rasch ein, gewöhnlich schon nach dem ersten oder zweiten Bury; die Anzahl der Burys, welche ein Raucher vertragen kann, hängt ganz von seinem Temperament und seiner Gewohnheit ab. Das Haschisch kann, wenn in sehr starken Gaben genossen, Bewußtlosigkeit erzeugen; dann erfolgt ein Duseln, nicht ein gesunder Schlaf, aber geradezu gefährliche Anfälle stellen sich schwerlich ein. Nur ein fortgesetzter Gebrauch ist sehr nachtheilig, aber weit mehr für die Geisteskräfte, als für den Körper. Die Haschasch, so nennt man die Liebhaber des Haschisch, ziehen das Rauchen vor und essen jenes nur, wenn sie ihrer Umgebung einen Genuß verbergen wollen, der sie dem Gespötte preisgibt. Man erkennt sie aber leicht; ich wenigstens habe bei meinen Wanderungen durch die Bazare zu Kairo und Damaskus allemal auf den ersten Blick gesehen, welche Kaufleute zu den Haschasch gehören. Der Hanfraucher ist im gewöhnlichen Leben mürrisch, träumt vor sich hin, ist jeder Bewegung abhold, wiewohl nicht in dem Maße wie der Opiumraucher; er ist auch nicht so schweigsam wie dieser, redet aber doch nicht gern. Aber beide haben gesenkte, halbgeöffnete Augen, wackeln mit dem Kopfe und lassen ihn vorne überhängen; doch wenn sie rauchen, werfen sie ihn nach hinten, schlagen die Augen gen Himmel, als wären sie in Verzückung, blasen die Nasenlöcher weit auf und lassen aus ihnen die weißen Rauchwolken hervorquellen. Nach dem Genusse des Haschisch hat der Kaffee eine sehr aufregende Wirkung; er verändert das Wesen der Trunkenheit, ohne sie doch merkbar zu steigern, falls er nicht mit Zucker versetzt ist. Denn dieser letztere ist ein mächtiger Hilfsgenosse des Haschisch. Nur Limonade ohne Zucker arbeitet den Wirkungen des Haschisch entgegen. Die echten Haschasch genießen fast nur gezuckerte Sachen. Das sicherste Mittel, die Wirkungen zu schwächen oder ganz zu beseitigen, besteht darin, daß man Eis oder kaltes Wasser auf den Kopf legt. Ich glaube, daß auch schon ein schwaches Brechmittel dasselbe leisten würde. Ich selber habe freilich damit keinen Versuch gemacht. Die schleunige Beförderung des Blutumlaufs hat einen Andrang nach dem Gehirn im Gefolge, welcher die Bewegung und die Verstandeskräfte lähmt; dann folgt Irrereden und Delirium, später stellt sich Betäubung und Schläfrigkeit ein. Bei schwachen Gaben sind auch die Wirkungen schwach. Das Haschisch hat noch eine andere Wirkung, nämlich auf die Blase; es entsteht Drang zum Harnlassen und Priapismus. Sicherlich ist das Haschisch ein Aphrodisiacum, aber in der Weise der narkotischen Mittel, des Opiums und der geistigen Getränke. Shakespeare hat gesagt, daß der Wein die Liebe entfessele und zurückhalte. Viele Orientalen sind gerade deshalb dem Opium und Haschisch ergeben, und deshalb rauchen die gemeinen Chinesen das Opium, und manchmal in erschrecklich starken Gaben, vorzugsweise in den schlechten Häusern.

Der sehr scharfe Rauch des Haschisch übt auf die Luftröhre und Brust einen äußerst starken Reiz und bringt zuweilen Krankheiten an diesen Organen hervor. Manche Europäer haben an sich selbst Versuche mit dem Genuß des Haschisch gemacht und darüber ausführlichen Bericht gegeben; alle behaupten, daß die Wirkungen weit stärker seien, als jene des Opiums. Dabei übertreiben sie gewiß nicht; ich glaube aber, daß die kräftigere Leibesbeschaffenheit und das mehr sanguinische Temperament der Europäer wohl erklärt, weshalb in den Folgen des Genusses einer und derselben Substanz ein so großer Unterschied zwischen ihnen und den Orientalen stattfindet. Auch haben jene Beobachter das Haschisch nicht in der Art und Weise genossen, wie die Morgenländer; das reine Harz, wie die Apotheken es verkaufen, hat keineswegs dieselben Eigenschaften, als das Pulver, die Kuchen und das Dawamesk, wie sie im Orient bereitet werden. Auch nehmen die Morgenländer Opium oder Haschisch nur, wenn sie sich zuvor in eigenthümliche psychologische Stimmungen versetzt haben; sie weihen sich, wenn man so sagen darf, erst für den Genuß ein. Unsere ganze Art und Weise ist eine ganz andere. Der alte Philosoph sagte, wer recht genießen wolle, müsse vorher entbehren. Die Haschasch sagen, daß ohne Fasten ihr wahres Glück und der höchste Genuß nicht zu erreichen sei. Sie essen also längere Zeit gar kein Fleisch, genießen überhaupt nur sehr wenig und zwar nur Gemüse, leichtes Gebäck, völlig reifes Obst und Zuckersachen, rauchen wenig Taback, trinken nie Wein oder Branntwein. Vermittelst einer solchen Weihe befähigen sie den Körper dahin, daß das Nervensystem die Wirkungen des Haschisch in seinem ganzen Maße empfindet; dadurch bauen sie ferner allzustarkem Blutandrang nach dem Gehirn vor, der sich nach einer reichlichen Mahlzeit oder nach übermäßigem Genusse von geistigen Getränken immer einstellt.

Der Haschasch bereitet sich demnach zu einem vollen Hochgenusse methodisch vor, indem er einige Tage vorher fastet und nach und nach die Gaben von Haschisch steigert. An dem festgesetzten Tage steht er früh auf, raucht bis Mittag mehre starke Burys, genießt einige Zuckersachen, trinkt viel Kaffee und raucht abermals. Dann schwimmt er in einem Meere von Wonne. Um recht ungestört zu sein, hat er sein innerstes Gemach aufgesucht. Nun sind alle Sorgen verscheucht. Manchmal läßt er zwei bis drei Tage lang Musik machen und schaut dem Tanze der Almehs oder seiner Sklavinnen zu. Ein entzückendes Gesicht folgt dem andern; was er auch gewahre, Alles ruft in ihm anmuthige Empfindungen und verlockende Täuschungen hervor, die Wonne wird zur Verzückung, dann folgt Müdigkeit, endlich ein Schlaf, der einige Stunden währt. Nach dem Erwachen ist der Haschasch wieder im vollen Besitze der Vernunft, er fühlt sich nur ein wenig abgespannt und hat manchmal Kopfschmerz. Die Bektaschis halten Zusammenkünfte, in welchen sie Haschisch rauchen. Wahrscheinlich haben die Anhänger des Alten vom Berge auch Hanf geraucht. Gegenwärtig genießen die gemeinen Leute das Haschisch in besonderen Kaffeehäusern, die Mehschasch

genannt werden. In manchen muselmännischen Ländern duldet jedoch die Polizei solche Häuser nicht; in Aegypten ist sogar der Anbau des indischen Hanfes und überhaupt der Verkauf desselben verboten. Aber es fällt der Regierung wohl außerordentlich schwer, einem Unfuge zu steuern, der seit Jahrhunderten eingewurzelt ist, und die Aegypter halten mit Zähigkeit an demselben fest.

Am Ende zeigt der fortgesetzte Genuß des Haschisch Verrücktheit oder Geistesschwäche. Die Leute kosten ihn anfänglich aus Neugier, gewinnen nach und nach Geschmack daran und geben sich dem Genusse häufiger hin, immer mit dem Vorsatze, bei Zeiten wieder aufzuhören. Aber bald sehen sie sich dermaßen verstrickt, daß sie sich nicht mehr losmachen können. Auf zeitweiliges Irrereden folgt Narrheit und fixe Idee. Noch vor einigen Jahren sah man im Muristan zu Kairo zwei Wahnsinnige, die in Folge übermäßigen Haschischgenusses in dieses Irrenhaus gekommen waren. Der eine hielt sich für den Propheten und der andere für Gott. Der eine rief den Leuten zu: Ich bin der Prophet, Gott hat mich zu euch gesendet! Der andere fiel ihm in die Rede und sprach mit äußerster Gelassenheit: Dieser Mensch ist ein Betrüger, denn ich bin Gott und habe ihn nicht gesendet. — Es ist bemerkenswerth, daß der Haschischwahnsinn so oft eine religiöse Färbung hat; der Hanf regt den Glauben an und steigert den Enthusiasmus. Die meisten Haschasch sind bekehrungssüchtig und suchen Andere für ihre religiösen Theorien zu gewinnen. Da ihnen das nicht oft gelingt, so überreden sie Jeden, mit dem sie verkehren, zum Genusse des Haschisch; sie nehmen nicht ohne Grund an, daß sie ihn zu sich herüberziehen, wenn er den Lockungen nicht widersteht.

Einer dieser Leute entwickelte mir sein System in folgender Weise: Alles Vorhandene hat zwei Pole; der eine Pol am Menschen ist ein Nerv, der oben auf dem Gehirn liegt; das ist der geistige Pol, durch welchen der Mensch sich mit der göttlichen Sonne in Verbindung setzt. Der fleischliche oder leibliche Pol wird durch die Zeugungsorgane gebildet; dadurch setzt er sich in Verbindung mit der Materie. Die Vereinigung beider Pole findet vermittelst der Liebe statt, deren Sitz im Herzen ist. Die Annäherung der Pole ist das Weltgesetz. Deswegen muß das Abendland, als das männliche und schaffende Princip, als Pol sich dem Orient annähern, denn er ist das weibliche Princip und bildet als solches den zweiten Pol der Menschheit. Die Annäherung und Vereinigung geschieht vermittelst eines Volkes, das zwischen Orient und Occident, demnach zwischen die beiden Pole, gestellt ist. Aus derselben muß nothwendig ein Volk von Riesen und Göttern entstehen, das dem Tode unzugängig ist. Die Vereinigung und Zeugung findet binnen kurzem statt, denn der Prophet, vermittelst dessen sie geschehen soll, ist bereits erschienen. Mein Philosoph war natürlich in eigener Person dieser Prophet. Er hat außerdem eine Entdeckung gemacht, durch welche die ganze Welt eine völlige Umgestaltung erfährt. Wie nämlich der Diamant die Sonne wiederspiegelt, so bildet das Haschisch, wenn es einmal das Gehirn erreicht hat, die Seele zu einem Spiegel um, in welchem die Sonne der Gottheit in ihrem vollen Glanze wiederstrahlt. Durch die Annäherung der Pole wird der ganze Mensch erfüllt von Liebe zur Wahrheit und zum Vergnügen; er wird dann immer jünger und der Tod verschwindet vor ihm. Der Tod ist fort, der Mensch wird wirklich und gewiß unsterblich, und im Laufe von Jahrtausenden erfährt sein Körper weiter keine Umwandelung, als daß er stets jünger und schöner wird. Insbesondere verjüngt sich der Mensch durch die Liebe, weil Alles, was schön und gut auf Erden ist, in Folge der Vereinigung beider Pole entsteht. Das Haschisch ist die Frucht, welche Eva aß, das Manna des Moses, das Lebenswasser, von welchem Jesus zur Samaritanerin sprach, der Quell, aus welchem Mohammed alle seine Eingebungen schöpfte. Der Koran, sagte mein Prophet weiter, sei in gereimter Prosa geschrieben, und schon daraus könne man die Einwirkungen des Haschisch erkennen. Dieses ganze System hat der Entdecker niedergeschrieben, um es bekannt zu machen.

Der Haschasch macht drei Stufen durch: erst redet er irre; dann folgt die Illusion, die schon einen häufigern Genuß voraussetzt; endlich tritt düsterer Wahnsinn oder Tollwuth ein, Dilirium, Manie, Erotismus und Geistesschwäche; diese bilden den letzten Grad. Jeder intelligente kecke Mensch von mystischer Gemüthsanlage wird sich, wenn er die zweite Stufe nicht überschreitet, für einen Propheten halten.

Die Türken ziehen das Opium vor, die Araber sind mehr dem Haschisch ergeben.

Ein siamesisches Märchen.

Von **Adolf Bastian.**

Es war einmal in alter Zeit ein König, Matkharat genannt, der in der königlichen Residenzstadt des Landes Mattakharat regierte. Er hatte einen Sohn, einen jugendlichen Prinzen, der in dem Alter von 16 Jahren Abschied nahm von seinen Aeltern und in die Fremde hinauszog, um die magischen Wissenschaften in der Stadt Takkasinla zu erlernen. Sein königlicher Vater versah ihn mit Gold bis zu dem Werthe von 10,000 Krasaph, und als ein günstiger Tag gekommen war, verließen der Prinz und sein Milchbruder, begleitet von den Segenswünschen des Königs, die Stadt Mattakharat und schlugen ihren Weg nach Norden ein. Nun begab es sich, daß zu derselben Zeit in der Stadt Hemaratha-Nakhon (die Stadt des Schneelandes) ein reicher Kaufmann lebte, Udon-Setthi genannt, der große Reichthümer besaß bis zu dem Betrage von 80 Kot. Sein Sohn, im Alter von 16 Jahren, erhielt von seinen Aeltern Gold bis zu dem Werthe von 10,000 Krasaph und sagte ihnen Lebewohl, um mit seinem Milchbruder hinauszureisen nach der Stadt Takkasinla und dort die magischen Wissenschaften (Sinlaprasat) zu studiren.

Als des reichen Mannes Sohn mit seinem Milchbruder des Weges entlang zog, begegneten sie dem Prinzen, der

sie anredete und fragte: „Welcher Nation seid Ihr und von wo?“ Der Jüngling, zur Antwort auf die Ansprache des Prinzen, entgegnete: „Ich bin der Sohn eines Kaufmanns, der in der Stadt Hemaratha-Nakhon lebt, und ich bin auf der Reise nach Takkasinla, um dort die magischen Wissenschaften zu studiren.“ Dann stellte er seinerseits Fragen über Wohnort und Abkunft. Der Prinz erwiederte: „Wir sind der Sohn des Königs Matkharat, der in der großen Residenzstadt Mattakharat Hof hält. Wir haben die Absicht, uns dem Studium der magischen Wissenschaften zu widmen.“ Der Jüngling sagte darauf: „Eure Gnaden ziehen dieselbe Straße, die wir ziehen. Laßt uns zusammen gehen und Gefährten sein.“ So thaten sich der edle Prinz und des reichen Mannes Sohn und die zwei Milchbrüder zusammen, und diese vier Personen reisten in Gesellschaft und unterstützten einander, bis sie die weitberühmte Stadt Takkasinla erreichten. Dort traten sie ein und verbeugten sich ehrerbietig vor dem gelehrten Thittasapamok, der sie befragte, sprach: „Willkommen, Ihr Prinzen, Ihr Vier! von wo des Wegs?“ Da erzählten sie ihm Alles, wie es ihnen ergangen und machten es klar und deutlich für das Verständniß des gelehrten Thittasapamok und sagten: „Eure ergebenen Diener kamen hierher mit dem Wunsche, die Sinlaprasat zu studiren, unter der anleitenden Aufsicht unsers Vaters und Wohlthäters.“ Der Thittasapamok gab seine Zustimmung, und die edlen Jünglinge legten die mitgebrachten Gelder in die Hände ihres Lehrers nieder, mit dem sie zusammenlebten, und der sie in der Sinlaprasat unterrichtete, in den versiegelten Geheimnissen und in den Zauberformeln der acht Arten von Magie. Nach einem Aufenthalte von drei Jahren hatten sie den Kursus der Wissenschaften beendet und verabschiedeten sich von dem gelehrten Professor, um in die Städte ihrer Heimat zurückzukehren. Der Thittasapamok gab ihnen dann seinen letzten Rath mit auf den Weg und sagte: „Wenn Ihr Vier im Laufe eurer Reise an eine Stelle kommen solltet, wo drei Straßen sich kreuzen, so folgt der Straße, die gerade ausläuft, da sie Euch in Eure Heimat führen wird. Hütet Euch aber vor der krummen Straße, die abbiegt.“ Die Jünglinge brachen auf und nach einiger Zeit geschah es, daß sie an einen Kreuzweg kamen. Der Prinz überlegte bei sich und dachte: „Unser Lehrer hat uns vor dem Seitenwege gewarnt. Wie mag es damit sein?“ Dann sich zu seinem Begleiter wendend zeigte er ihm die gerade Straße und sagte: „Dies ist die Straße, der Ihr folgen müßt, um in Eurer Heimat anzukommen. Wir werden hier diese Seitenstraße wählen. Lebt wohl.“

So wich der Prinz mit seinem Milchbruder von der großen Heerstraße ab. Sie kamen nach einiger Zeit zu einem Wegehause,*) das dort für die vorüberziehenden Reisenden unter einem Baume aufgerichtet war, und da sie sich ermüdet fühlten, setzten sie sich dort nieder, um auszuruhen. Nun begab es sich, daß die Wildniß dort von einem Dämon (Asura) bewohnt war, der den Namen Satsarat führte. Als er den Prinzen und seinen Milchbruder erblickte, sagte er zu sich selbst: „Diese beiden Prinzen da haben die Grenzen meines Gebietes überschritten. Sehr wohl, ich werde sie fressen.“ So überlegt habend, schrie der Oger (Naksaka) mit fürchterlicher Stimme und sagte: „Heda, Ihr zwei Gesellen, Ihr seid in mein Gebiet eingetreten. Ich beabsichtige, Euch als mein Frühstück zu verzehren.“ Mit diesen Worten packte der Oger den Prinzen. Der Prinz aber setzte sich zur Wehr, und da sein Milchbruder zur Hilfe herbeikam, dauerte das Gefecht eine lange Zeit, bis die Stärke des Ogers nachzugeben anfing. Der Prinz sprang dann auf seinen Körper, und ihn mit den Füßen niederstampfend, schwang er sein königliches Schwert hoch in der Luft, um den Kopf des Großteufels abzuhauen. Der Großteufel begann kläglich zu wimmern und bat und flehte um sein Leben; er sagte: „Wenn Ihr mir mein Leben schenken wollt, so werde ich Euch eine Zauberformel mittheilen, mittelst welcher Ihr im Stande sein werdet, die Seele aus dem Herzen heraufzubeschwören und von dem Körper zu trennen, so daß Ihr ohne denselben umherwandeln könnt, bis es Euch gefällt, sie wieder zu vereinigen. Der Prinz sagte dann: „Sprichst Du wirklich die Wahrheit, Großteufel?“ Der Oger erwiederte: „Es ist wahrhaftig und aufrichtig so.“ Der Prinz ließ ihn darauf frei, und nachdem er die versprochene Beschwörungsformel gelernt hatte, setzte er mit seinem Milchbruder die Reise fort.

Nach sieben Tagen kamen sie zu einer großen Stadt, Phirai-Nakhon (Siegesstadt) genannt, wo der mächtige König Phitsarumaharat herrschte. Dieser hatte eine 16jährige Tochter, die mit den fünf Merkmalen der Schönheit begabt war, aber seit frühester Kindheit von dem Unglück betroffen worden war, ihre Sprache zu verlieren. Der König sandte nach den Hora Pra Nohit (den Astrologen), um das zukünftige Loos der Prinzessin zu erforschen. Die Astrologen prophezeiten, daß sie ihre Sprache wieder erlangen würde, sobald sie einem Gatten angetraut sein würde. Der König ließ dann in dem Palaste einen hohen Thurm mit sieben Stockwerken erbauen und sandte dorthin eine große Anzahl von Musikanten mit Trommeln, Gongs und Blasinstrumenten, sowie die königlichen Hofdamen, um im herrlichen Pomp und Pracht die Prinzessin zu bedienen, die das oberste Stockwerk bewohnte. Und der König ließ alle diese Diener und Wächter einen heiligen Eid schwören, daß sie, sobald die Prinzessin die Sprache wieder erhalten haben würde, ihre Musikinstrumente aufstreichen und lustig darauf spielen sollten. Der König machte dann eine Uebereinkunft mit allen Großen und Edelleuten; er befahl ihnen, daß sie ihre Söhne schmücken und zur Unterhaltung mit der Prinzessin hinaufsenden sollten, Einen nach dem Andern, Nacht für Nacht. Wenn es Jemand gelingen sollte, die Prinzessin zum Sprechen zu bringen, würde er ihr als Gemahl angetraut werden, aber wer in seinem Versuche fehlschlüge, hätte den Tod zu erleiden. Demgemäß bereiteten die Minister und Edelleute ihre Söhne vor und sandten sie, Ein bei Ein, zu der Prinzessin, Nacht für Nacht. Aber Keinem glückte sein Unternehmen. Einer nach dem Andern wurde hingerichtet, und eine große Menge war schon so zu Grunde gegangen. Die Aeltern pflegten dann am nächsten Morgen vor dem Thurme zu erscheinen und erhielten die Leiche ihres Sohnes ausgeliefert, um sie zu verbrennen in feierlicher Bestattung. Und so ging es fort für eine lange Zeit.

Nun begab es sich eines Tages, daß die Reihe, die Prinzessin zu besuchen, an den Sohn eines reichen Mannes (Setthi) gekommen war. Und die Aeltern hatten in tiefer Bekümmerniß große Vorbereitungen getroffen für die Trauer-Ceremonie, und sie hielten Leichenspiele und Grabesfeierlichkeiten, klagend und weinend um das bevorstehende Geschick ihres geliebten Sohnes, und das ganze Haus war mit Stöhnen und Jammern gefüllt. Zu der Zeit geschah es, daß der Prinz mit seinem Milchbruder

*) Banna-Sala sind kleine Hallen, die, um ein verdienstliches Werk zu thun, für die Reisenden längs des Weges aufgerichtet werden. Sie bestehen gewöhnlich nur aus einigen auf Pfählen gelegten Planken oder Bambusstäben, die von einem Blätterdach beschattet werden.

dort ankam. Und er fragte die Leute in des reichen Mannes Hause, sich an die Diener wendend, und sagte: „Was ist die Ursache alles dieses Weinens und Klagens, und warum ist da ein solches Gejammer?“ Einer der Männer erwiederte verwundert: „Was fragst Du nach der Ursache, als ob Du es nicht wüßtest.“ Der Prinz antwortete: „Wir kommen aus weiter Ferne und wissen Nichts.“ Da drängten sich die Leute um ihn und erzählten ihm, daß der König des Landes eine 16jährige Tochter besäße, die ausnehmend schön aber stumm sei, daß er alle die Großen seines Reiches verpflichtet habe, ihre Söhne herzusenden, um sich mit der Prinzessin zu unterhalten, daß derjenige, der sie zum Sprechen bringen könne, ihre Hand erhalten würde, aber daß auf einen fehlgeschlagenen Versuch der Tod folgen müsse, und daß schon Viele so ihr Leben verloren hätten. „Und jetzt“, fügten sie hinzu, hat das Loos, die Prinzessin zu besuchen, den Sohn dieses Kaufmanns getroffen. Und da kann kein Zweifel sein, daß es ihm so ergehen wird, wie den Uebrigen, und daß der König ihn morgen früh wird tödten lassen. Und darum hat sein Vater, von tiefem Schmerz erfüllt, alle Vorbereitungen für die Leichen-Ceremonien getroffen und begeht die Bestattung seines geliebten Sohnes. Deshalb ist nun das Haus gefüllt mit Jammer und Klagen und hallt wieder vom beständigen Weinen.“ Als der Prinz diese Erklärung vernommen hatte, begann er die Leute zu befragen und sagte: „Ich bitte Euch, horcht auf meine Worte. Im Falle sich Jemand erbieten sollte, den Platz des Sohnes von diesem reichen Mann zu übernehmen und an seine Stelle hinzugehen, würde es ihm erlaubt werden?“ Der Mann erwiederte: „Deine Worte scheinen trefflich und gut. Warte hier ein wenig, ich werde hineingehen und darüber sprechen.“ Dann ging er in das Innere des Hauses, und sich an die beiden Aeltern des Kaufmannssohnes wendend sprach er so: „Da draußen stehen zwei Jünglinge, die ihrer Erscheinung nach gar edler Abkunft sind. Sie sind bereit, den Platz Eures Sohnes zu übernehmen, um an seiner Stelle die Prinzessin zu besuchen. Würde Euch das recht sein oder nicht? Theilt mir eure Ansicht mit und entscheidet darüber.“

Als die betagten Aeltern diese Worte hörten, fühlten sie sich von Freude erfüllt, und sie sandten rasch den Diener hinaus, diese zwei Fremdlinge einzuladen, in das Haus hereinzutreten. Der Kaufmann befragte sie dann und sagte: „Seid Ihr die beiden Edelleute, die bereit sind, an unsers Sohnes Statt die Prinzessin zu besuchen und ihn von der Hand des Todes zu erlösen?“ Der Prinz erwiederte: „Laß deine Trauer fahren und fürchte Nichts.“ Der reiche Mann war außer sich vor Freude und sagte jubelnd: „Wenn Eure Gnaden meinen Sohn ersetzen wollen, so wird Euer Sklav all sein Gold und Silber, all seine Besitzungen mit Euch theilen und außerdem seine Tochter Euch zur Ehe geben.“ Er ließ dann den Prinzen baden und in reiche Gewänder kleiden und beging Festlichkeiten und feierliche Ceremonien zu seiner Ehre. Dann als die Nacht gekommen war, ging der Prinz zu dem Thurm, und die Wächter, nachdem sie die Erlaubniß des Königs eingeholt hatten, ließen ihn eintreten, und der Prinz nahm seinen Milchbruder mit sich.

Nun war es höchst merkwürdig, wie der Milchbruder seine Seele heraufbeschwor und sie in einen Wasser-Eimer fahren ließ, der dort stand, um die Füße zu waschen. Als der Prinz bei dem Eimer vorbeiging, rief der Eimer ihn an und begrüßte ihn, sprechend: „Ich lade Eure Hoheit demüthigst ein, o fürstlicher Herr, Eurer Hoheit verehrungswürdige Füße in mir zu waschen. Dann mag Eure Hoheit weitergehen und eingehen zu Eurer Hoheit jüngerer Schwester,*) der Prinzessin, die schon lange in ungeduldiger Erwartung der Ankunft Eurer Hoheit sehnsuchtsvoll entgegensieht.“ Und der Eimer rief die weiblichen Dienstboten und die Zwerge an und schrie ihnen zu: „Warum kommt ihr nicht hierher, die Füße des fürstlichen Herrn, eures ältern Bruders, zu waschen?“ Und der Prinz sagte: „Wie kann, mein Bruder, der Eimer die Gedanken meines Herzens kennen?“ Dann erwiederte der Eimer und rief mit lauter Stimme: „Ich bin der Sklave meines fürstlichen Herrn, und ich bin hierhergestellt, um seinem Gebrauche zu dienen.“ „Sei ruhig,“ antwortete der Prinz, „und belästige nicht die Dienerinnen und die Zwerge. Ich habe meinen Milchbruder bei mir, der mir meine Füße waschen wird.“ Dann ließ der Milchbruder seine Seele aus dem Eimer zurückkehren und, nachdem er seinen Körper wieder belebt hatte, wusch er die Füße des Prinzen. Nun gingen sie weiter, um zu dem Erker empor zu steigen. Und da ereignete sich noch etwas sehr Merkwürdiges. Der Milchbruder beschwor seine Seele herauf und ließ sie in den Teppich fahren, der den Prinzen demüthigst anredete und um seine Gunst bittend, sagte: „Eurer Hoheit Sklavin hier ist die Madame Decke. Ich lade demüthigst den fürstlichen Herrn ein, auf mich zu treten und emporzusteigen, da die Prinzessin schon lange ungeduldig und sehnsuchtsvoll der Ankunft Eurer Hoheit wartet.“ Als der Prinz mit seinem Milchbruder weiter gegangen und zu der Thür gekommen war, beschwor der Milchbruder seine Seele und ließ sie in die Thüre fahren, wo sie mit lauter Stimme auszurufen anfing und den Prinzen anredend, sprach: „Eurer Hoheit Sklavin ist die Frau Thür. Ich lade demüthigst den fürstlichen Herrn ein, hineinzutreten. Die Prinzessin hat sich gerade niedergelegt und sie sieht erwartungsvoll Eurer Hoheit Ankunft entgegen.“

Als die Prinzessin alle diese verschiedenen Gespräche hörte, kam es ihr höchst sonderbar vor, und sie dachte bei sich selbst: „Wer mag da kommen, und was ist alles dies Sprechen und Einladen? Wunderbare und überraschende Dinge sind es in der That, die sich heute ereignen.“ Dann war es, daß der Prinz eintrat und sich dem Ruheplatz der Prinzessin näherte. Was aber die Prinzessin betrifft, so lag sie im Bette, ohne den Eintretenden eines Blickes oder irgend welcher Aufmerksamkeit zu würdigen.

Nachdem das Stillschweigen für einige Zeit angedauert hatte, knüpfte der Prinz mit seinem Milchbruder ein Gespräch an und sagte: „Wir sind hierher gekommen, um bei der königlichen Prinzessin zu wachen. Wenn wir aber schweigend sitzen, fürchte ich, daß wir einschlafen möchten, und das würde sehr unpassend sein.“ Und dann fügte der Prinz hinzu, mit seinem Milchbruder weiter redend: „Weißt Du Geschichten zu erzählen? — Laß uns hören! Erzähle. Ich will zuhören. Oder wenn Du willst, lege Du Dich zuerst nieder, da Du ermüdet scheinst.“ Der Milchbruder erwiederte: „Eure Hoheit wird besser beginnen, eine Geschichte zu erzählen. Ich würde mit Eurer Hoheit Erlaubniß vorziehen, zuzuhören.“ Der Prinz erwiederte darauf: „Sehr wohl, wir wollen Geschichten erzählen, der Reihe nach, und Jeder muß versuchen, die Bedeutung derselben zu enträthseln.“ Der Milchbruder beschwor dann seine Seele und ließ sie in den Vorhang fahren, der über das Bett der Prinzessin ausgebreitet war. Und der Vorhang begann auszurufen und sagte mit lauter

*) Aelterer Bruder und jüngerer Bruder, oder ältere Schwester und jüngere Schwester sind zärtliche Anreden, die auch ohne verwandtschaftliche Verhältnisse gebraucht werden.

Stimme: „Hier bin ich, Madame der Vorhang. Ich bin die beständige Begleiterin der Prinzessin und ich kann jedes Räthsel lösen. Haben Eure Hoheit nur die Güte anzufangen und zu erzählen. Laßt mich hören, wie es ist.“ Der Prinz sagte dann zur Antwort: „Ei, ei, haben Sie die Absicht, sich mit mir zu unterreden, Madame der Vorhang? Wollen Sie in der That?“ Und der Vorhang gab ehrerbietig seine Erwiederung, indem er sprach: „Euer Gnaden Sklave ist der beständige Begleiter und unzertrennliche Gefährte Ihrer Hoheit der Prinzessin. Da ist Nichts, was Ihre Hoheit thut und denkt, worüber sie sich nicht zuvor mit Ihrer jüngeren Schwester, Madame dem Vorhange, berathen würde. Ihre Hoheit zieht mich stets in allen ihren Angelegenheiten zu Rathe und überlegt die Sache mit mir. Sie unternimmt Nichts, was ich nicht billige, und handelt stets nach meinem Vorschlage. Was den Milchbruder Eurer Gnaden angeht, so wird es besser sein, ihn sich niederlegen zu lassen, da er ermüdet scheint. Wolle mein fürstlicher Herr zunächst irgend eine Liebesgeschichte erzählen. Ich werde dann später dasselbe thun.“ Der Prinz sprach dann in der folgenden Weise:

Zwölfte Erzählung.

In alten Zeiten da lebten einst vier reiche Kaufleute, die mit einander befreundet waren und in dem Lande Kabinla-Nararapchum ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Sie hatten vier Söhne, die mit einander umherreisten, um nach Frauen zu suchen, und auf ihrem Wege nach dem Dorfe Chantakham kamen. In diesem Dorfe nun wohnten vier reiche Landbesitzer mit vier heiratsfähigen Töchtern, die entschlossen waren, nur einen durch Klugheit und Scharfsinn ausgezeichneten Mann für ihren Gatten zu nehmen. Die beiden Parteien trafen sich auf dem Wege, und sobald die Jünglinge die Mädchen sahen, entbrannten sie in Liebe, gingen zu ihnen hin und fragten sie, wo sie lebten. Die Damen antworteten in einem Räthsel. Eine derselben strich mit der Hand über das Hauptshaar, die andere strich ihre Augenbrauen, die dritte strich ihre Brust und die vierte strich ihre Kleider. Dann sagten sie: „Kommt zu unserem Dorf“, und gingen fort. Als der Abend gekommen war, gingen die Jünglinge zu dem Dorfe Chantakham, um nach ihren Geliebten zu suchen, aber sie konnten dieselben nirgends sehen noch finden und waren in großer Verlegenheit, was sie thun sollten. Sie standen auf der Straße und beriethen sich zusammen in der Nähe eines Verbrechers, der dort an demselben Tage gepfählt, aber noch nicht gestorben war. Der Räuber rief sie an und fragte: „Ihr vier Herren spaziert hier umher und geht hierhin und dorthin, und dann steht ihr still und steckt Eure Köpfe zusammen; was bedeutet Alles dieses?“ Die vier Burschen theilten dem Räuber ihre Lage mit und erzählten ihm Alles, was vorgefallen war. Der Räuber erwiederte: „Bringt mir ein wenig Wasser. Wenn ich getrunken habe, werde ich Euch die Sache auslegen und Euch andeuten, wo Ihr die Damen finden könnt.“ Die jungen Leute gingen um Wasser zu holen und gaben es dem Räuber, der, nachdem er getrunken hatte, in folgender Weise sprach: „Vor dem Hause des Mädchens, das ihr Haar mit der Hand strich, steht eine Oelpresse, vor dem Hause des Mädchens, das ihre Augenbrauen*) strich, steht eine Bohnenpflanzung, vor dem Hause des Mädchens, das ihre Brüste strich, wachsen Kürbisse,*) und vor dem Hause des Mädchens, das ihre Kleider strich, steht ein Webestuhl. So verhält es sich mit diesen pantomimischen Hieroglyphen.“ Die Jünglinge folgten dann der ihnen von dem Räuber gegebenen Anleitung und fanden richtig die Mädchen, wie es ihnen gesagt worden war. Die vier Damen befragten sie darauf und sagten: „War es Euer eigener Scharfsinn, der dieses Räthsel löste, oder wurdet Ihr durch Jemand Anders darin unterstützt?“ Die Jünglinge erwiederten: „Wir suchten nach Euch eine lange Zeit, aber vergebens und ohne Erfolg, bis wir zuletzt glücklicherweise den Räuberhauptmann trafen, der dort für seine Verbrechen aufgepfählt ist. Er gab uns den Schlüssel zu dem Räthsel, und so fanden wir Euch.“ Die vier Damen erwiederten: „Wir glaubten, es wäre Euer eigener Scharfsinn gewesen, und wir wußten nicht, daß Ihr eines andern Mannes Hilfe bedurftet, um Euch zu erleuchten.“ Und dann fügten sie hinzu: „Kommt und laßt uns erst den Räuber aufsuchen, wir mögen nachher hierher zurückkommen.“ Als die Damen von den vier Jünglingen zu dem Räuber geleitet worden waren, wandten sie sich an ihre Begleiter und sagten: „Eure Gnaden, Ihr Vier, seid ziemlich traurig versehen, was den Verstand anbetrifft. Wir laden Euch deshalb ein, abzumarschiren und zu verdunsten.“ Die vier Mädchen gingen dann eifrig daran, den Räuber von dem Pfahle abzunehmen, an dem er aufgesteckt war, und sich gegenseitig unterstützend, trugen sie ihn fort und brachten ihn nach ihrem Hause. Dort legten sie ihn nieder und beschäftigten sich eifrigst, seine Wunden zu heilen. Eines der Mädchen unternahm es, Wasser zu holen, das Essen zu kochen und alles Nöthige vorzubereiten. Ein anderes holte die Medicinen und bereitete sie. Die Dritte reichte ihm, was er bedurfte, und die Vierte war damit beauftragt, ihn zu unterstützen, wenn er aufsaß, oder ihn niederzulegen. Als der Räuber durch ihre gemeinsamen Bemühungen genesen war, erhob sich ein Streit unter den vier Damen, da Alle ihn als ihren Gatten in Anspruch nahmen und Jede ein Recht auf ihn zu besitzen glaubte. Wessen Recht ist nun das beste und wem sollte er als Gatte zuerkannt werden? „Wohlauf, Madame der Vorhang, lassen Sie uns hören, wie Sie diese Streitfragen entscheiden würden!“ Und der Vorhang ohne Zaudern rief frisch und fröhlich aus und schrie mit lauter Stimme: „Das ist leicht und einfach genug. Ich werde das sogleich auf das Richtigste entscheiden, ohne daß ein Zweifel übrig bleibt. Die Dame, die den Reis kochte und ihm zu essen gab, das ist sie, die muß ihn kriegen.“ Der Prinz erwiederte lächelnd: „Ei, ei, meine liebe Madame der Vorhang, Sie thaten anfänglich etwas dick und prahlten, die unzertrennliche Gefährtin Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzessin, zu sein und alle die Gedanken und Ansichten Höchstderoselben zu kennen. Aber würden Sie dann Räthsel in solcher Weise lösen und so verkehrtes Zeug schwatzen? Sie sind vollständig auf dem Holzwege, und es ist in der That ein Schimpf und eine Schande für Ihre Hoheit, die Prinzessin, meine Cousine in fürstlichen Gnaden.“ Als die Prinzessin diesen jämmerlichen Schnitzer hörte, den der Vorhang in der Ausdeutung der Erzählung gemacht hatte, schwoll ihr Herz in Zorn, und sich emporhebend, zerriß sie den Vorhang in tausend Stücke. Dann sagte sie: „Da ist weder Sinn noch Verstand in diesem Vorhang. Wie kannst Du erbärmlicher Schlucker von Vorhang solch stupiden Unsinn hervorbringen? Diejenige Dame, die ihn unterstützte im Aufsitzen und die ihn niederlegte, und die beständig

*) Khiu heißen die Augenbrauen (im Siamesischen) und Thua Peb Khiu ist die Bohnenpflanze.

*) Nam-Tao ist ein Kürbis und Phra-Tao ist der Busen (im Siamesischen).

um ihn war, die muß seine Frau werden. Das ist der richtige und angemessene Weg." Als die Soldaten und Wärter, die in den Thurm als Wächter für die Nacht gesetzt waren, die Prinzessin sprechen hörten, fingen sie an, ihre Musik aufzuspielen, und alle Instrumente brachen los unter dem Rühren der Trommeln und dem Blasen der Trompeten, und als König Phitsarnmaharat die Instrumental-Musik vernahm, horchte er freudig auf und dachte bei sich: „Ob die Prinzessin gesprochen haben sollte?"

Als die zweite Nachtwache kam, wandte sich der Prinz an seinen Milchbruder und sagte: „Die erste Wache ist vorbei. Unser guter Vorhang hat sich traurig genug blamirt im Räthselerrathen und hat seine gerechte Strafe empfangen. Wenn wir nun eine andere Geschichte erzählten, wer würde es unternehmen, dieselbe zu deuten?" Der Milchbruder beschwor dann seine Seele und ließ sie in die Nachtlampe fahren, die alsogleich munter und lustig ihre Antwort hervorschrie: „Was versteht der Vorhang von solchen Dingen. Ich bin es, ich allein, der die Ehre hat in beständiger Begleitung Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzessin, zu verweilen. Wollen Eure Gnaden gefälligst beginnen und Ihre Geschichte erzählen. Ich werde sogleich das Richtige errathen." Der Prinz sagte dann: „Sehr wohl, wir werden unsere Geschichte der Lampe erzählen. Aber der Sinn muß richtig und fehlerlos errathen werden." Die Lampe erwiederte: „Fürchtet Nichts! Alles nur richtig und echt. Möge der Prinz nur beginnen. Meine Geduld ist auf das Höchste gespannt, zu lauschen. Ich errathe stets sogleich das Richtige, ohne jemals Fehler zu machen." Der Prinz erzählte dann in der folgenden Weise:

Dreizehnte Erzählung.

Es waren einmal vier Jünglinge, die einen Freundschaftsbund geschlossen hatten. Der Eine derselben war ein geschickter Holzglätter, der Zweite wußte auf die vorbereitete Tafel die Figur eines hübschen Mädchens zu zeichnen, der Dritte verstand sie einzugraben und der Vierte zu beleben. Als nun das Mädchen sich erhob, war sie von reizender Form und verführerisch anzuschauen. Es entstand deshalb ein Streit unter den Jünglingen über ihren Besitz und wem würde sie von rechtswegen als Gattin zuzusprechen sein? Laßt uns hören, Madame Nachtlampe, wie Sie diesen Fall entscheiden würden?" Die Nachtlampe erwiederte: „Oh, das ist klar und deutlich, sie gehört dem, der sie belebte." Der Prinz lächelte und sagte: „Die Nachtlampe rühmte sich vorher, Alles zu wissen und die beständige Begleiterin Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzessin, zu sein. Aber wie könnte sie dann sich so versehen und eine solche falsche Ausdeutung eines Räthsels geben?" Als die Prinzessin diese Worte hörte, riß ihr die Geduld und sie sagte ärgerlich: „Fi über Dich, Du Lampe, wie kannst Du solchen Blödsinn schwatzen? Der berechtigte Eigenthümer des Mädchens ist derjenige, der sie in das Holz eingegraben hat, denn er hat sie berührt und ihren Körper in seinen Händen gehabt. Seine Frau muß sie werden." Dann in ihrem Zorn stieß die Prinzessin die Lampe mit ihrem Fuß, daß sie über und über purzelte. Als die Leute, die in dem Thurm wachten, die Stimme der Prinzessin und die gepflogene Unterhaltung hörten, ließen sie die Musik erschallen. Sie stießen in die Posaunen, rührten die Trommeln und bliesen die Trompeten. Und als Seine Majestät der König die festlichen Töne hörte, fühlte er sein Herz von Freude erfüllt.

Als die Nacht bis zur dritten Wacht fortgerückt war, fing der Prinz aufs Neue an, sich mit seinem Milchbruder zu unterhalten und sagte: „Die Lampe war unfähig mein Räthsel zu lösen und ist gezüchtigt worden, wie es sich gehört. Im Falle ich eine andere Geschichte erzählte, wer würde bereit sein, die Ausdeutung zu unternehmen?" Der Milchbruder beschwor seine Seele und ließ sie in den goldenen Spucknapf fahren. Alsobald begann der Spucknapf auszurufen und sagte: „Ich, mein hoher Herr, bin wohl bewandert in allen Ränken und Schlichen. Da ist Nichts so verwickelt und so fein, daß ich es nicht zu entwirren und zu lösen wüßte. Ich bin die Sklavin Ihrer königlichen Hoheit und ich bitte um die Erlaubniß, Eure Räthsel errathen zu dürfen." Der Prinz erzählte dann dem Spucknapf die folgende Geschichte:

Vierzehnte Erzählung.

Es waren einst unter den großen Brahmanen vier Männer, die sich zusammen auf einem Fahrzeuge einschifften um eine Seereise zu unternehmen. Der eine Brahmane war ein Hora (Astrolog) und konnte zukünftige Ereignisse vorhersagen. Der zweite Brahmane war erfahren in der Kunst des Bogenschießens und stets sicher zu treffen. Der Dritte war ein Taucher, der unter dem Wasser verbleiben konnte. Der Vierte verstand lebendig zu machen.*) Als eines Tages die vier Brahmanen in dem Vordertheil des Schiffes beisammensaßen, fragten im Laufe des Gesprächs seine drei Gefährten den vierten Brahmanen, der in der Wahrsagerkunst erfahren war, ob er etwas Merkwürdiges voraussehe, was sich in der nächsten Zeit ereignen würde. Der Astrolog stellte seine Berechnungen an und sagte dann: „Am heutigen Tage wird der Vogel Insi **) seine Erscheinung machen und über dem Schiff vorbeifliegen, mit einer Jungfrau in seinem Schnabel. Er wird uns heute mit Einbruch des Abends begegnen, aber die Jungfrau wird schon gestorben sein." Da sagte der Brahmane, der im Bogenschießen geschickt war: „Wenn der Insivogel mit der Jungfrau in seinem Schnabel hier vorüberkommt, so werde ich mit meinem Bogen nach ihm schießen und ihn durch einen Pfeil herunterbringen." Der im Tauchen geübte Brahmane sagte: „Sobald die Jungfrau in das Wasser gefallen ist, werde ich nach ihr tauchen und sie auf die Oberfläche bringen," und der Brahmane, welcher verstand, das Leben zu infiltriren, fügte hinzu, daß er ihre leblose Form wieder lebendig machen werde. Während die Brahmanen noch da standen und sich unterhielten, flog der Raubvogel vorüber mit einer Jungfrau in seinem Schnabel. Und dann geschah es, wie sie ausgemacht hatten. Der Bogenschütze schoß den Vogel an, der im Schmerze die Jungfrau fallen ließ. Der Taucher sprang in das Wasser, ergriff sie mit seinen Armen und brachte sie an Bord des Schiffes. Sie war todt, aber der in den magischen Künsten erfahrene Brahmane durchgoß ihre starre Form mit neuem Leben und sie erhob sich in voller Jugendblüthe. Da die Jungfrau ausnehmend schön und reizend war, so stritten sich die Brahmanen um ihren Besitz, weil ein Jeder sie für sich als Gattin verlangte. Der Prinz

*) Eine der magischen Operationen, die in der Sinlaprasat zu Tarila gelehrt wurde, und sich vielfach in den Palibüchern erwähnt findet, ist die im Siamesischen „rub" genannte. Sie besteht darin, sei es durch Besprengung mit Wasser, sei es (nach Medea's Art) durch Feuer und Kochen in einem Kessel, bald Gestorbene aufs Neue zu beleben, bald die Formen von Thieren in Menschen, oder die von Menschen in Thiere zu verwandeln.

**) Der fabelhafte Vogel des Orients, der Menschen zum Fraße raubt und oft ganze Städte und Länder verwüstet.

richtete dann seine Frage an den Spucknapf und sagte: „Nun, Frau Spucknapf, was ist Ihre Ansicht von der Sache? Welcher der Brahmanen hat das beste Recht auf dieses Mädchen und wem sollte sie als Gattin angehören? Lassen Sie mich hören, wie Sie diesen Punkt entscheiden würden.“ Der Spucknapf, ohne langes Bedenken, rief aus: „Die Dame war gestorben und ohne Leben. Derjenige, der ihr das Leben zurückgab, ist ihr rechtmäßiger Besitzer und ihm sollte sie, als Gattin, übergeben werden.“ Lächelnd erwiederte der Prinz: „Sie, Frau Spucknapf, haben die Ehre, die unzertrennliche Gefährtin Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin zu sein, und sich stets nahe am Munde meiner liebenswürdigen Cousine zu befinden, und jetzt kommen Sie hierher und machen solchen Plunder im Räthselrathen? Was soll ich davon denken?“ Die Prinzessin aber, als sie diese Worte hörte, sagte in großem Zorne: „Was für ein dummer Spucknapf das ist! Mit deiner Weisheit ist es in der That beklagenswerth bestellt. Du solltest lieber schweigen, als solches Zeug zu faseln und dich so mit deinen Erklärungen lächerlich zu machen.“ Und die Prinzessin ergriff den Spucknapf, und zerrte ihn hervor und warf ihn von sich und stieß mit ihrem Fuß noch dahinter her, während sie sagte: „Das Richtige ist, daß die Jungfrau dem Manne zur Frau gegeben werde, der niedertauchte und sie aus dem Wasser holte, denn er hat sie in seinen Armen gehalten und ihren Körper mit seinen Händen berührt.“ Als die Wächter, welche in dem Thurme aufgestellt waren, die Prinzessin reden hörten, ließen sie die Musikanten ihre Instrumente spielen und rührten die Trommeln und bliesen die Trompeten. Und der König, als er es hörte, war ausnehmend froh.

Als die vierte Nachtwache gekommen war, sprach der Prinz zu seinem Milchbruder und sagte: „Dem Spucknapf ist es nicht gelungen, mein Räthsel zu lösen, und er ist dafür bestraft worden, wie er es verdiente. Wenn ich nun noch eine Geschichte erzählen sollte, wer würde sich anbieten die Deutung zu unternehmen?“ Der Milchbruder beschwor darauf seine Seele und ließ sie in das mit Goldstickereien verzierte Kopfkissen fahren. Und das Kopfkissen rief aus zur Erwiederung und sagte: „Hier bin ich, ich, das Kopfkissen Ihrer Hoheit der Prinzessin. Ich werde jedes Räthsel lösen. Wollen Euer Gnaden gefälligst nur beginnen!“ Der Prinz sprach dann folgendermaßen:

Fünfzehnte Erzählung.

Da lebten einst in früherer Zeit vier Damen von äußerst zarter Constitution. Der ersten Dame schwollen ihre Hände, wenn sie Jemand Anderes Reis stoßen*) sah. Die Zweite fühlte ihre Brust wie zerschlagen, wenn sie Jemand Anderes die Trommel rühren sah. Die Dritte hatte ein Gefühl von Müdigkeit in dem Handgelenk, wenn sie Jemand Anderes Wasser holen sah, und die Vierte war am ganzen Körper wie gequetscht, wenn die Mondstrahlen auf sie fielen. Welche von den vier Damen nun war die am meisten sensitive und am zartesten organisirt?“ Das Kissen rief sogleich: „Ich durchschaue das deutlich genug, das weichste und empfindlichste Fleisch war das derjenigen Dame, deren Handgelenke ermüdeten, wenn sie Jemand Anderes Wasser tragen sah.“ Hierauf lächelte der Prinz und sagte dann: „Wie, Madame Kissen, Sie, die mit einem Platz im Innern des Bettes beehrt werden, Sie, die beständige Begleiterin, so dicht und nahe zu den Ohren und Augen Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin, Sie können keine bessere Erklärung geben? Sie sollten sich schämen!“ Die Prinzessin aber, als sie hörte, wie stümperhaft das Kissen den Sinn der Erzählung ausgedeutet hatte, entbrannte in grimmigem Zorn. Sie erhob sich, und das Kissen hervorreißend, sagte sie mit ärgerlicher Stimme: „Du verschrobenes Ding von einem Kissen, kannst Du Nichts Besseres ausdenken als solche Faseleien?“ Und sie nahm das Kissen und zerrte es umher und zerfetzte es in lauter kleine Stücke, die sie Handvoll umherschleuderte und so weit wie möglich von sich warf. Dann sagte sie: „Die empfindlichste Dame ist diejenige, deren Körper sich durch die Mondstrahlen zerschlagen fühlte. Sie übertraf an Feinheit des Gefühls bei Weitem die drei Anderen.“ Als die zur Wache aufgestellten Diener die Prinzessin sprechen hörten, ließen sie fröhliche Melodien erschallen. Sie stießen in die Posaunen, sie bliesen und pfiffen und trommelten, wie sie in den früheren Nachtwachen gethan hatten.

*) Zum Enthülsen des Paddy in hölzernen Mörsern, ein tägliches Hausgeschäft in den Reis essenden Ländern Indiens.

Mit der ersten Dämmerung des nächsten Morgens verließen der Prinz und sein Milchbruder das Schloß und kehrten nach des reichen Mannes Haus zurück. Dieser war äußerst erstaunt, als er sie kommen sah und sagte: „Von all den Leuten, die in jenes Schloß eingetreten sind, ist noch Keiner zurückgekehrt. Und es sind ihrer Viele, die dort umkamen. Wie ist es denn mit Euch? Seid Ihr nicht hineingegangen und habt Euch so gerettet?“ Der Prinz erwiederte: „Wir waren dort und haben unsere Wache richtig gehalten.“

Als Seine Majestät der König in der Audienz der Großen und Edlen des Hofes saß, fragte er sie und sagte: „An wem war in voriger Nacht die Reihe in dem Schlosse zu wachen?“ Die Edlen gaben respektvoll und ehrerbietigst zur Erwiederung: „Die Reihe war an dem Sohn des reichen Mannes.“ „Sendet Einen hin und bringt ihn hierher,“ befahl der König. Die Großen gingen nach dem Haus des reichen Mannes und sagten: „Die königliche Majestät geruht Euer Wohlgeboren zu befehlen, am Hofe zu erscheinen.“ Der reiche Mann erschrak und fühlte große Furcht, doch mußte er Folge leisten und ging, den Prinzen mit sich nehmend, zum Palaste. Nachdem er seine demüthigste Huldigung bezeigt hatte, wurde das königliche Wort an ihn gerichtet: „War diese Nacht die Reihe an des Kaufmanns Sohn in dem Schlosse Wache zu halten?“ Der reiche Mann, nachdem er seine schuldige Ehrerbietung bezeigt hatte, flehte und bat: „So hatte das Loos getroffen, aber dieser Jüngling hier erbot sich, die Wache zu übernehmen.“ Dann war da ein königliches Gebot, also sprechend: „Wer bist Du und wessen Sohn und wo ist Dein Volk und von wannen kommst Du? Gib klaren und deutlichen Bericht und Alles der Wahrheit gemäß.“ Der Prinz flehte*) und bat und sagte: „Euer Sklave ist der Sohn des Königs, der in der Stadt Makharat herrscht. Ich verließ meine Heimat, um in der Stadt Takkasinla die Wissenschaften zu studiren. Ich verabschiedete mich dann von meinem Lehrer, um nach Hause zurückzukehren, und auf dem Wege dahin bin ich durch diese Stadt gekommen.“ Als König Phitsarumaharat diesen Bericht hörte, bezeigte er große Freude. Er erhob den Prinzen über alle seine Großen und traute ihm die Prinzessin als Ehegemahl an. Als dieser später bei dem Tode des Königs den Thron bestieg, überschüttete er seinen Milchbruder mit Ehren und erhob

*) Nach dem orientalischen Hofceremoniell ist jedes Wort, das an den König gerichtet ist, ein flehendes, und wird auch in den Büchern stets mit einem solchen Ausdruck bezeichnet, wogegen alle durch den König gesprochenen Worte in der Form eines Befehles gegeben werden.

ihn schließlich zu dem Range des zweiten Königs (Upa-rath), und herrschte mit ihm in der Stadt Phirai-Nakhon.

Diese bis dahin lesbare Erzählung endet leider in einer Weise, daß sie höchstens lateinisch wiedergegeben werden könnte, und deshalb breche ich vorläufig ab. Sie ist einer Märchensammlung entnommen, die aus dem Sanskrit über-setzt scheint und gleich dem Pantschatantra und ähnlichen Büchern aus einer Reihe in einander geflochtener Erzäh-lungen besteht. Die Erzählungen sind in den Mund der Prinzessin Kankras gelegt, die, um ihren Vater vom Tode zu retten, den König von Pataliput (Palibrotha), mit Märchen unterhält. Von solchen Sammlungen enthält die gegenwärtige zwischen 80 bis 90 verschiedene Erzäh-lungen.

Bei den Verwandlungen, welche der König gewordene Prinz in der Folge erfährt, findet er sich durch unvor-sichtige Anwendung seiner Kunst für längere Zeit in Thier-leiber eingeschlossen und hat, seines Thrones beraubt, ähnliche Schicksale zu leiden, wie sie in den indischen Mär-chen über den wahren und falschen Vikramaditya in Um-lauf sind.

Aus allen Erdtheilen.

Brenners Mittheilungen über den Ausgang der Expe-dition von der Deckens. Herr Brenner war bei derselben als Jäger und Privatsekretär des Reisenden betheiligt. Er ist glück-lich heimgekommen und hat zu Leipzig im geographischen Verein Mittheilungen über die beklagenswerthen Vorgänge bei Berbera gegeben. Der wesentliche Inhalt ist folgender:

Zur Zeit als der Baron seine Reise ins Innere auf dem Flusse Juba (Dschub) antrat, war dieser bereits stark im Fallen, was die Fahrt bedeutend erschwerte und Anlaß zu dem spätern Unglücke gab. Das zur Fahrt benutzte Dampfschiff „Welf", mit 5 Geschützen armirt und mit einer Niederdruckmaschine von 45 Pferdekraft, ging zwar nur $2\frac{1}{2}$ Fuß tief, war aber durch seine unverhältnißmäßige Länge (119 Fuß gegen 15 Fuß Breite) fortwährend in einer bedenklichen Schwankung nach hinten und vorn. Ueberdies war das Schiff, nach der Aussage des Herrn Brenner, aus sehr schlechtem Eisen gebaut. An dem Schiffe befestigt waren zwei Boote und eine Jolle; ein kleineres Dampf-boot, „Passepartout", ging schon Ende Juli vor der Einfahrt in dem Juba unter, wobei der Ingenieur Hitzmann aus Han-nover seinen Tod fand. Die Reisegesellschaft bestand jetzt aus 9 Europäern: dem Baron von der Decken, Marinelieutenant von Schickh, Dr. med. Link, Maler Trenn (aus Breslau), Maschinenmeister Kanter, Sekretär Brenner (aus Merseburg), Oberfeuerwerker Deppe, Zimmermann Brinkmann und Koch Theis; ferner aus den eingeborenen Begleitern: Abdio (als Dol-metscher fungirend, ein feiger, heuchlerischer, schlauer Mensch), Barraka I. und II., Kero, Tschakua, Abdin ben Nur, Assalon und etwa 20 Negern. Die Folge hat erwiesen, daß diese schwarzen Begleiter nicht eben Freunde der Expedition waren; ihnen ist sicher auch die Vergiftung der sämmtlichen Hunde zu-zuschreiben, die der Baron mit sich führte.

Am 19. September 1865 erreichte man die Somali-Stadt Berbera, ca. 350 (?) englische Meilen von der Küste. Die Stadt lag zu beiden Ufern des hier sehr breiten Flusses; doch füllten die ärmlichen Hütten der Bewohner kaum den sechsten Theil des von der Stadtmauer umgebenen Platzes aus; große Trümmerhaufen waren Zeugen der Verwüstung, welche vor 15 Jahren die feindlichen Gallas hier angerichtet hatten. Der Sultan des Ortes, Hadscheali, war zwar freundlich, gab aber den Fremden deutlich genug zu verstehen, daß sie ihm nicht angenehm seien und suchte die Weiterreise durch allerlei War-nungen zu verhindern. Trotzdem ging die Expedition strom-aufwärts; ein Wasserfall, den die Berberaleute angekündigt hatten, erwies sich nur als eine Stromschnelle, die sicher leicht zu passiren gewesen wäre, wenn der Fluß höheres Wasser ge-habt hätte und der „Welf" nicht in so schlechtem Zustand gewesen wäre. Das Anstoßen auf ein paar Steine genügte, um ein Leck zu erzeugen, so daß der ganze Inhalt des Schiffes schleunig ans Land gerettet und hier ein Lager bezogen werden mußte.

Das war am 26. September, eine halbe Tagereise von Berbera. Am 28. September Morgens 6 Uhr verließ der Baron mit Dr. Link, Abdio, Baracko, Kero und 4 Negern das Lager, um mit einem Boote nach Berbera zurückzufahren, von da aus nach Gumana vorzudringen und sich über die Nütz-lichkeit der Fortsetzung der Reise ohne Dampfboot — denn dies hatte er ganz aufgegeben — zu unterrichten. „Leben Sie wohl, in acht Tagen sehen wir uns wieder", das waren die letzten Worte an die Zurückgebliebenen, die sich nun mit der weitern Einrichtung des Lagers und der Dichtung des Schiffsleckes beschäftigten. Herr von Schickh, der interimistische Führer der im Lager Zurückgebliebenen, ließ seine Leute am 1. Oktober, einem Sonntag, ruhen. Vom Baron war noch keine Nachricht aus Berbera eingetroffen. Da sah der Maler Trenn, es war Mittags $1\frac{1}{2}$ Uhr, am andern (linken) Ufer des Juba eine größere Anzahl Neger; Schickh in der Meinung, Abgesandte des Barons mit Proviant vor sich zu haben, sandte das letzte Boot mit 9 Mann hinüber, die indeß von den Schwarzen keine Auskunft über den Baron erhielten, sondern aufgefordert wur-den, das Lager nach dem andern Ufer zu verlegen. Als die Berberaleute sahen, daß ihrem Ansinnen keine Folge geleistet wurde, ruderten ihrer Mehre nach einer Sandbank im Fluß und verlangten übergesetzt zu werden; kaum aber hatte Schickh hierzu die Erlaubniß gegeben, als ein Hornsignal gegeben wurde und plötzlich von der rechten Seite des Ufers 20 bis 30 Neger, die sich hinter dem Lager versteckt hatten, mit geschwungenen Lanzen in dieses eindrangen. Trenn, waffenlos überrascht, erhielt einen Lanzenstich mitten durch die Brust und sank todt nieder; Kanter, vom Lager aufgesprungen, that nur zwei Schüsse und wurde niedergemacht. Nur Brenner, Theis und Deppe konnten länger feuern — der Mörder Trenns fiel durch eine Kugel Brenners, der im Ganzen etwa 6 Schwarze niederschoß. Darauf zogen sich die Angreifer zurück; der ganze Kampf hatte kaum 8 Minuten gewährt.

Jetzt war keine Zeit zu verlieren, da die Schwarzen sich nur hinter das Buschwerk zurückgezogen hatten. Mit einer kleinen Jolle, die noch am „Welf" befestigt war, wurde zunächst das Boot vom linken Ufer gerettet; dann ging Brenner, von den Uebrigen vom Boote aus mit den Gewehren gedeckt, auf den Lagerplatz, überzeugte sich, daß Trenn und Kanter vollstän-dig leblos waren und rettete von der Munition so viel als möglich. Vom Bord des „Welf", der nun im Stich gelassen werden mußte, nahm man die Papiere und Werthsachen des Barons mit und versenkte die überflüssigen Gewehre.

Nach reiflicher Erwägung blieb den Verunglückten nichts Anderes übrig, als den Platz zu verlassen und stromabwärts zu fahren. Es geschah dies Nachmittags 5 Uhr. Nachts passirten sie Berbera, das still und ruhig da lag. Den 6. Okt. 2 Uhr Nachts kamen sie an der Mündung des Juba an, von wo sie zu Fuß und später mit Hilfe von Negerbooten am 24. Okt. in Sansibar eintrafen. Schließlich sei noch erwähnt, daß Herr Brenner die Möglichkeit, daß der Baron von der Decken und Dr. Link noch am Leben seien, nicht ganz verloren gibt, wiewohl es eher wahrscheinlich ist, daß sie in Berbera ermordet wurden, und daß die Angreifer des Lagers nur abge-schickt waren, um auch die übrigen Mitglieder der Expedition zu vernichten.

Weiße Leute als Gefangene unter den Somali in Ostafrika.

Das ganze „östliche Horn“ Ostafrika's, d. h. die Region, welche bei Seila am Busen von Aden beginnt und dessen Küste an demselben gen Osten bis zum Cap Guardafui läuft und dann in zumeist südwestlicher Richtung bis zum Aequator vom Indischen Ocean bespült wird, ist Gebiet der Somali, welche jüngst wieder durch den tragischen Ausgang der Expedition des Herrn von der Decken notorisch geworden sind. Die westliche Grenze ihres Gebietes bildet der Dschubstrom, über dessen obern Lauf wir immer noch in Unkunde sind; jenseit, nach dem Innern hin und gen Norden, bis tief nach Abyssinien hinein, wohnen Gallavölker; im Süden des Dschub aber an der Küste die Suaheli, Mischlinge von Arabern und schwarzen Eingebornen. Was an Städten und Gesittung an dieser Küste gefunden wird, ist nicht einheimisch afrikanisch sondern arabisch. Araber sind es, welche die Küstenplätze und die größeren Ortschaften auf den Inseln inne haben; z. B. von Norden nach Süden gerechnet: Magadoscho, welches Vasco da Gama besuchte, Brawa, Patta, Lamu und Pemba.

Von europäischen Fahrzeugen wird diese Küste nicht oft besucht, aber der arabische Verkehr ist nicht ohne Belang.

Durch von der Deckens Schicksal ist, wie gesagt, die Aufmerksamkeit auf diese Gegenden gerichtet worden, und es scheint kaum einem Zweifel unterworfen, daß manche weiße Männer von den Somali in der Gefangenschaft gehalten werden. In der „Times“ vom 19. April (welche Herrn von der Decken zu einem „belgischen“ Baron stempelt) finden wir darüber Angaben, die wir im Wesentlichen mittheilen wollen.

Im Juni 1855 scheiterte das von London nach Bombay bestimmte Schiff „St. Abbs“ an der Insel San Juan de Nuova vor der nordafrikanischen Küste; nur der Kapitän mit zwei Matrosen retteten sich in einem Boot ans Land; dann schwammen auch noch ein Passagier und zwei andere Matrosen heran. Das übrige Schiffsvolk, 26 Köpfe, blieb an Bord des entmasteten Schiffes, das nach zwei Tagen auseinander brach; so sagten die Ueberlebenden. Es ergab sich aber später, daß der Rumpf der „St. Abbs“ nicht in Stücke gegangen, sondern durch die Meeresströmung bis in die Nähe von Magadoscho getrieben worden sei. Die Eingebornen nahmen Alles, was sie auf dem Wrack fanden, und Manches davon kam nach Sansibar zum Verkaufe, z. B. musikalische Blasinstrumente, chirurgische Instrumente, Bücherkisten, Billardkugeln ꝛc.; alle diese Gegenstände waren mit dem Regierungsstempel bezeichnet. Der Schiffbruch fand in der Jahreszeit statt, in welcher die Schiffe an der ostafrikanischen Küste nach Norden fahren und so kam es, daß manche von den Sachen, die auf der „St. Abbs“ gefunden waren, auch nach dem Persischen und nach dem Arabischen Meerbusen gelangten und dort theilweise und zufällig in die Hände von Europäern geriethen.

Man hielt die Mannschaft der „St. Abbs“ für verloren, bis vier Jahre später auf Mauritius und auch auf Ceylon sich die Nachricht verbreitete, daß eine Anzahl Engländer irgendwo an der afrikanischen Küste in Gefangenschaft zurückgehalten würden. Darauf hin stellte der damalige Consul in Sansibar, Oberst Rigby, Nachforschungen an. Sie ergaben, daß der Rumpf des Schiffes bei Magadoscho ans Land getrieben worden sei; das Schiffsvolk sei von den Abghal-Somali ins Innere abgeführt worden. Oberst Rigby erfuhr außerdem, daß eine Pilgerkarawane, die von Magadoscho nach Mekka zog, irgendwo einige weiße Gefangene gesehen habe. Als die Pilger in Dschiddah eintrafen, erfuhren sie, daß dort alle Europäer und auch der britische Consul ermordet worden seien. Sie erzählten aber die Sache mehren Pilgern aus Mauritius und Ceylon, und so kam sie zur Kunde der englischen Behörden.

Sofort erließ der Gouverneur von Mauritius eine Bekanntmachung in mehren Sprachen und bot Jedem, der einen weißen Gefangenen befreie, 100 Pfd. Sterl. Belohnung. Ein Mann aus Magadoscho, der selber am Bord des Wrackes gewesen war, wollte darauf hin ins Innere gehen, wurde aber in Lamu festgehalten und an der Ausführung seines Vorsatzes verhindert, wie man meint durch Somali; doch ist hier Ungewißheit.

Aus den Berichten, welche Consul Rigby in Sansibar erhielt, glaubte man folgern zu dürfen, daß die Gefangenen zwei Abtheilungen gebildet haben; die eine derselben wurde weit ins Innere gebracht; die andere, aus drei Personen bestehende, wurde von den Abghal Somali unweit von Magadoscho festgehalten. Von dieser Stadt kam vor einiger Zeit eine Ladung Rindshäute nach Sansibar; diese hatte man von einer Somali-Karawane gekauft, welche eben aus dem Innern nach Magadoscho gekommen war. Auf einer dieser Rindshäute fand man einige lateinische Buchstaben eingekratzt. Der Käufer legte diese Haut bei Seite und brachte sie nach seiner Ankunft in Sansibar sogleich zum hamburger Kaufmann Oswald. Dieser übergab sie dem damaligen Consul Playfair. Jener Kaufmann aus Magadoscho wollte noch mehre Häute mit solchen Buchstaben gesehen haben. Alles in Allem wohl erwogen, scheint es allerdings ausgemacht zu sein, daß weiße Leute von den Somali als Gefangene zurückbehalten werden. —

In einer folgenden Nummer der „Times“ (vom 23. April) berichtet ein mit den Verhältnissen der ostafrikanischen Küste bekannter Mann, Henry C. G. Angelo, daß einige Jahre früher als die „St. Abbs“ scheiterte, ein amerikanisches Walfischboot, das von seinem Schiff hinweg ins Weite verschlagen worden war, unweit Magadoscho landete. Die Matrosen wurden von den Somali gefangen genommen und ins Innere abgeführt, dann aber von einem Araber aus Brawa, Namens Derah, losgekauft; er zahlte für drei Leute 50 Thaler; die übrigen blieben zurück oder waren inzwischen gestorben.

Angelo erzählt, er sei einst zum Besuche bei einem Häuptlinge der südlichen Galla gewesen. Bei diesem habe er auf Kürbisschalen zum Trinken Figuren eingeschnitten gefunden, namentlich von europäischen Kirchen und Häusern. Auf seine Nachfrage stellte sich heraus, daß Leute gleich ihm, d. h. Weiße, auf diese und noch auf andere Kürbisse die Figuren eingeschnitten hätten. Diese Männer lebten irgendwo drei Tagereisen südlich von Härrär.

Angelo meint weiter, Herr von der Decken und „der Doctor“ könnten doch wohl noch am Leben sein. Es liege, sagt er, nicht in den Gebräuchen der Somali, weiße Männer zu ermorden. (Er hat vergessen, daß sie auf Burton, Speke und Stroyan allerdings Mordangriffe machten, und daß der letztere getödtet wurde. Wir haben die Katastrophe im Globus IX, S. 372 ausführlich geschildert.) Er meint weiter: „Die erschrockenen Suaheli-Diener des Barons haben nicht mit eigenen Augen gesehen, daß dieser und der Doctor getödtet wurden. Ohne Zweifel liefen sie von ihrem Herrn weg, als sie merkten, daß zwischen ihm und den Eingebornen ein Streit entstehen würde; um sich des Entlaufens wegen zu entschuldigen, gaben sie dann vor, der Baron sei getödtet worden. Ein Streit war allerdings vorhanden, und vielleicht ist der Baron im Handgemenge verwundet worden; dadurch ist jedoch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er doch noch am Leben sei. Und weshalb sollten die Somali den Doctor erschlagen haben, der erst zwei Tage später nach der angeblichen Ermordung des Barons nach Berderah kam und mit dessen letzter Streitigkeit nichts zu schaffen gehabt hatte? Man darf wohl annehmen, daß ihr Rachedurst nach der Ermordung des Barons hätte gestillt sein können. Eine genaue Ausforschung der Diener würde gewiß viele Ungenauigkeiten in ihren Angaben herausgestellt haben. Auf Glaubwürdigkeit darf man bei Eingebornen gar nicht rechnen, namentlich nicht in vorliegendem Falle, wo sie gewiß einen Theil ihrer Angaben selbst verfertigten, um sich vor wohlverdientem Tadel zu sichern. Ich selber bin, nach Behauptungen und Aussagen der Eingebornen, in Ostafrika mehrmals getödtet worden.“ —

Wir müssen dahin gestellt sein lassen, wie Vieles an diesen Ansichten richtig ist und können nur auf die jüngst im Globus (S. 62 und 92 ff.) mitgetheilten Dokumente verweisen.

Angelo fügt hinzu, daß zwischen Sansibar und der Somaliküste kein lebhafter Verkehr herrsche; ein solcher werde nur mit den Arabern in Brawa und auch nur während des Nordost-Monsuns unterhalten. Nördlich von Lamu (4° südl. Br.) hat der Sultan von Sansibar keine eigentliche Gewalt mehr. Ein Europäer, welcher über Deckens Schicksal Zuverlässiges erfahren wolle, müsse nach Brawa gehen, von dort aus sich mit den Häuptlingen der Bara-Direh-Somali in Einvernehmen setzen und durch deren Vermittlung in Verbindung mit den am Dschub wohnenden Somali treten. Dieser Strom könne von Booten mit geringem Tiefgang befahren werden.

„Wäre ich an der Küste, so wollte ich dafür stehen, daß ich mit Beihilfe von höchstens zwei bewaffneten Booten den Dschub hinauffahren und jede erforderliche Auskunft über Herrn von der Decken erhalten wollte.“

Derselbe Angelo bemerkt weiter, er glaube, daß das Wrack der „St. Abbs“ nicht bei Magadoscho, sondern beim Ras el Chail (er schreibt Khyle!) an die Küste getrieben worden sei. Die drei arabischen Städte Brawa, Merika und Magadoscho stehen mit einander fortwährend in Verbindung. „Wäre nun die „St. Abbs“ bei der letztern Stadt angekommen, so würde man ohne Zweifel in Brawa etwas davon erfahren, dort auch Waaren von dem Wrack erhalten haben. Alle die genannten

Plätze besitzen keine Häfen und selbst die Ankerplätze können nur während des Nordost-Monsuns benützt werden." Man solle übrigens auch von Aden aus zu Seila und Berbera und überhaupt auf den verschiedenen Marktplätzen Erkundigungen einziehen lassen, was keine erheblichen Schwierigkeiten habe.

Die europäischen Gefangenen in Abyssinien vom König Theodor freigelassen.

In der Sitzung des Oberhauses vom 23. April verlas Graf Clarendon ein Schreiben des politischen Residenten in Aden, Oberst Merewether vom 28. März 1866, welcher jene erfreuliche Nachricht meldet. Er hatte von Herrn Rassam, der bekanntlich nach Abyssinien gegangen war, um die Befreiung der Gefangenen auszuwirken, einen Brief aus Adschan Muder im südwestlichen Abyssinien vom 7. Februar. Rassam meldet, daß er bei Theodor eine ganz ausgezeichnete Aufnahme gefunden habe; wenige Stunden nach seiner ersten Besprechung mit dem Monarchen habe dieser die Freilassung aller gefangenen Europäer anbefohlen; Rassam könne dieselben mit außer Landes nehmen, was wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Märzmonats geschehen sein wird. Theodor schickte sofort einen Kammerherrn nach Magdala und ließ ihnen die Ketten abnehmen; derselbe sollte sie nach Debra Tabor bringen, wohin Rassam mit dem Hofhalte des Königs gehen wollte, der sich damals in Godscham befand. Weiter wird gemeldet, daß Theodor einen äußerst höflichen Brief an die Königin Victoria geschrieben und Herrn Rassam sehr hübsche Geschenke gemacht habe. —

Die Gefangenen sind also endlich von ihren Qualen erlöst worden. Sie hätten dieselben wahrscheinlich nie erlitten, wenn nicht von Seiten Englands eine große diplomatische Unschicklichkeit stattgefunden hätte, welche den Zorn eines rachsüchtigen Halbbarbaren nothwendig reizen mußte. Wir wollen die Thatsachen, welche wir früher, je nachdem sich die Gelegenheit darbot, im Globus erwähnt haben, in Erinnerung bringen. Die Engländer hatten sich, aus Rivalität gegen die Franzosen, seit Jahren in Abyssinien viel zu schaffen gemacht. Theodor wurde 1855 Herr im Lande; die Engländer hatten einen Vertrag geschlossen, demzufolge jeder der contrahirenden Theile das Recht hat, Gesandte bei dem andern zu beglaubigen. Als Diplomat von britischer Seite trat Consul Plowden aus Massawa bei Theodor auf, gewann bei diesem große Gunst, half ihm Krieg führen, wurde aber 1860 ermordet. Sein Nachfolger war Consul Cameron, der 1862 eintraf. König Theodor äußerte, es sei sein Wunsch, den Vertrag in Vollzug treten zu lassen; demgemäß schrieb er gegen Ende des Jahres 1862 eigenhändig einen Brief an die Königin Victoria; dieser aber blieb unbeantwortet.

Sicherlich fühlte sich der stolze Halbbarbar durch diese Nichtbeachtung verletzt; ein europäischer Hof würde dasselbe gethan haben, und dann rächte er sich eben wie ein Barbar. Zunächst mußten die Missionäre Stern rc. seinen Unwillen fühlen. Nachher nahm er dann auch den Consul Cameron gefangen. Hatte die Königin von England seinen höflichen Brief, in welchem er seinen Wunsch ausdrückte, mit ihr und ihren Unterthanen in freundschaftlichstem Verkehr zu stehen, unbeantwortet gelassen, so brauchte er auch, seiner Meinung nach, den Bevollmächtigten einer so unhöflichen europäischen Monarchin nicht weiter zu respectiren. Er ließ Herrn Cameron mit einem abyssinischen Soldaten an einer und derselben Kette befestigen. Sehr wohl wußte er, daß die Engländer ihm in seinem Lande durch Waffengewalt nichts würden anhaben können. Auf Unterhandlungen ließ er sich nicht ein. Zuletzt kam Rassam und hatte Erfolg, nachdem Theodor wahrscheinlich es müde war, die Missionäre und den Consul noch länger in Gewahrsam zu halten. Jetzt tritt er als großmüthiger Mann auf und schreibt wieder einen höflichen Brief. So beantwortet er die Unschicklichkeit, welche der englischen Regierung zur Last fällt.

Bewegung gegen die Polygamie in Indien. Diese gewinnt unter den höheren Ständen zunächst in Bengalen eine immer größere Ausdehnung. Gelehrte (Panditen), reiche Lehnsherren und selbst viele orthodoxe Braminen haben sich derselben angeschlossen. Nicht weniger als 21,000 derselben unterzeichneten eine Eingabe an die Regierung, in welcher sie bitten, daß dieselbe energische Schritte thun möge. Schon 1856, nachdem kurz vorher das Gesetz über die Wiederverheiratung der Wittwen erlassen worden war, sollte auch ein Edikt in Betreff der Polygamie erscheinen; dann aber brach die große Meuterei aus. Vor drei Jahren legte ein angesehener Mann in Benares, Radscha Deo Naram Singh, dem damaligen Generalstatthalter Lord Elgin einen Gesetzentwurf darüber vor; man nahm aber damals Anstand, dieses heiße Eisen anzugreifen. Das soll nun allerdings geschehen, weil alle intelligenten Hindus sich damit einverstanden erklären. Man wird die Polygamie nicht unbedingt verbieten; so weit darf man jetzt noch nicht vorgehen, man will aber viele Mißbräuche derselben beseitigen. Einer derselben wird in einer Correspondenz aus Calcutta vom 23. März hervorgehoben. In fünf weitverzweigten Brahminenfamilien, die unter dem Namen der Kulins bekannt sind, heiraten die denselben angehörigen Männer jeder an 20 bis 120 Frauen. Abergläubige Aeltern sehen ein Glück und einen göttlichen Segen darin, wenn ihre Töchter mit so heiligen Männern eine Verbindung schließen. Diese Frauen bekommen ihren Mann selten zu sehen, müssen aber nach Kräften dazu beitragen, ihn zu ernähren und Mittel für seinen Luxus herbeischaffen. Der Correspondent kennt einen solchen Kulin, der alle weiblichen Glieder einer reichen Familie zumal geheiratet hat; alte und junge, Töchter, Tanten, Schwestern und Basen. Jene 21,000 Bittsteller bringen nun darauf, daß derartigen Abscheulichkeiten von Gesetzes wegen ein Ende gemacht werde, und da viele angesehene Braminen derselben Ansicht sind, so wird sich die Sache wohl ausführen lassen.

Nordamerikanische Temperanzgesetze. Bekanntlich werden in manchen Staaten die sogenannten Temperanzgesetze ungemein streng gehandhabt, insbesondere zum Mißvergnügen der Deutschen. Die Beschwerden dagegen helfen aber wenig in solchen Staaten, wo die radikalrepublikanische Partei das Ruder führt, wie z. B. in Indiana. Ein Deutscher, der sich schwer beeinträchtigt fühlt, schreibt an den „Indianopolis Telegraph" folgenden Brief, der einen Einblick in die Dinge gibt:

„Ich wünsche den Lesern einen Begriff davon zu geben, in welcher Weise hier in Randolph County die Gerechtigkeit den Bürgern gegenüber gehandhabt wird. Ich wurde vor der Grand Jury dieses County's angeklagt, im vorigen September Bier beim Quart verkauft zu haben. Nun hatte ich zwar eine Gouvernementslicenz, die mir den Verkauf bewilligt, unter der Bedingung, daß die Getränke von dem Käufer nicht auf meinem Geschäftsplatz getrunken werden; ferner schwor der Staatszeuge, daß ich zu verschiedenen Zeiten je zwei Quart Bier verkauft und ihn jedesmal angewiesen hatte, es außerhalb meines Hauses zu trinken, und daß er über 40 Schritte von meinem Hause sich entfernte, um es zu trinken. Dennoch wurde ich der Gesetzverletzung schuldig befunden und demgemäß bestraft. —

Ein anderer Mann wurde ebenfalls sehr schwer gestraft wegen desselben Vergehens, trotzdem das Zeugenverhör nachwies, daß der Liquor nicht einmal verkauft, sondern geradezu weggeschenkt worden war. Der Mann hatte für einen einzigen Fall 50 Dollars und Kosten zu bezahlen. Auf solche Weise wird in einem freien Lande mit dem, was man Recht und Gesetz heißt, Unfug getrieben."

Wir finden außerdem folgende Notiz: — In Westchester, Staat Pennsylvanien, verwarf Richter Butler das Gutachten von Experten aus keinem andern Grund, als, weil dieselben bei ihrem Geschäfte Wein getrunken hatten. Der Richter fügte bei, er glaube nicht, daß die Erfrischung ihr Gutachten beeinflußt habe; aber er habe einmal die Regel aufgestellt, kein Gutachten anzunehmen, bei dessen Zustandekommen etwas Stärkeres als Wasser getrunken worden sei. Nun, da könnte man sich ja mit „Mannheimer Wasser" oder „Kirschwasser" helfen. Uebrigens dürfte ein Richter zu einem so willkürlichen Verfahren kaum befugt sein. —

Um sogleich ein Nebenstück zu geben, fügen wir das Nachstehende bei. Für Anglo-Amerikaner scheinen Temperanzgesetze nicht gerade überflüssig zu sein. Den Stadtvätern Newyorks wird Manches nachgesagt; in der „loyalen" Stadt Chicago scheint es aber mit den edlen Aldermen auch nicht übel zu stehen, wenn man nämlich folgender Mittheilung des in Cincinnati erscheinenden „Volksfreund" Glauben beimessen will:

„Der Stadtrath von Chicago ist eine saubere Sippschaft. Bei seiner letzten Sitzung waren die Mitglieder so total besoffen, daß der Präsident sie sammt und sonders nach Hause schicken mußte, auf daß sie ihre Schnappsräusche ausschlafen sollten."

Im Capitolium zu Washington. Wir gaben neulich einen Aufsatz aus der „Times" über das Leben und Treiben im Congresse zu Washington (X, 86 ff.), der unseren Lesern noch in Erinnerung sein wird. Jetzt lesen wir in demselben Blatte,

daß jener Aufsatz eine gute Wirkung gehabt habe. Die Buden der Victualienhändler und Marktschreier sind aus den Corridors entfernt worden, der californische Jäger mit seinen Pelzkleidern und allerlei indianischem Aufputz ist mit allen seinen Siebensachen hinausgewiesen worden, nur die abscheulich schlecht gearbeitete Statue der Freiheit, und die Büsten der Präsidenten Lincoln und Johnson, sammt den unvermeidlichen Speibecken, sind an Ort und Stelle geblieben. Im Senat sind an vielen Stellen Plakate aufgehängt worden, welche jedem Fremden, der gegen die Hausordnung verstoße und sich Beifallsbezeigungen erlaube, sofortige Ausweisung androht. Auch wird jetzt im Hause selbst etwas mehr Ordnung gehalten.

Ein wohlerhaltenes Mammuth, vollständig mit Haut und Haar, ist 1864 von einem Samojeden im arktischen Sibirien aufgefunden worden, und zwar in der Nähe der Taz-Bay, im östlichen Theile des Obi-Golfes. Karl Ernst von Baer in St. Petersburg hat darüber einige vorläufige Mittheilungen bekannt gemacht. An der Newa erhielt man erst gegen Ende des Jahres 1865 Nachricht von diesem wichtigen Funde. Man hofft, daß inzwischen das Mammuth nicht etwa durch Bären oder Füchse beschädigt sein werde, sondern daß es wohlerhalten sei; es ist nämlich nicht völlig bloßgelegt worden, sondern steckt zum großen Theil noch im Eise oder im gefrornen Boden. Die petersburger Akademie hat den bekannten sibirischen Reisenden und Paläontologen Dr. Schmidt nach dem Obi-Golfe geschickt, um das Mammuth an Ort und Stelle zu studiren, eine genaue Zeichnung zu entwerfen und namentlich auch den Inhalt des Magens zu prüfen. — Wir wollen hier daran erinnern, daß auch auf dem sogenannten neusibirischen Archipelagus vor den Mündungen der Lena Mammuthe in Menge liegen, und daß dort einst ein Jakute ein noch wohlerhaltenes Exemplar aufgefunden hat.

Schmidts Zeichnung des Thieres wird auch in archäologischer Beziehung von Erheblichkeit sein. In einer der Höhlen des Perigord hat Lartet ein Stück Elfenbein gefunden, auf welches ein alter Höhlenbewohner die Gestalt eines Mammuth eingegraben hat. Man wird also das sibirische und das französische Mammuth vergleichen können.

Ueberreste aus vorgeschichtlicher Zeit in Schottland. Manche Leute sehen es recht ungern, daß so viele Uralterthümer des Menschengeschlechts zu Tage kommen; sie wähnen, daß dadurch der „Glaube" gefährdet werde. Als ob nicht jeder Klumpen Steinkohle mindestens 9 Millionen Jahre alt wäre? Jetzt ist großer Jubel nicht in Israel sondern in England. Bei Caithneß in Schottland fand Laing in Erdhügeln (Mounds) Menschenknochen, Steingeräthe u. dgl. Berühmte Autoritäten der Wissenschaft, wie Huxley und Owen, wurden zu Rathe gezogen; die Mounds wurden mit der größten Genauigkeit beschrieben; das Geripp eines erwachsenen Mannes zeige affenähnliche Besonderheiten, und in Bezug auf die Kinnlade eines Kindes erklärte Owen, sie deute auf den Kannibalismus hin. In der anthropologischen und in der ethnologischen Gesellschaft wurde viel hin und her erörtert; beide sind bekanntlich einander spinnefeind. In der jüngsten Versammlung der ethnologischen Gesellschaft wurde von mehren Mitgliedern behauptet, daß Alles, was über den vorgeschichtlichen Charakter dieser Caithneß-Alterthümer gesagt worden sei, lediglich auf Schwindel hinauslaufe. Der Mound im Hafen bestehe lediglich aus Tellermuscheln (Patella) und jener auf dem Friedhof aus Strandmondschnecken (Turbo littoreus). Der Hasenhügel enthalte eine Weberscheere und sei nichts weiter als eine landesübliche Getreidedarre. Die Steingeräthe wiesen sich als ganz gewöhnliche Steinabsprünge und Abfälle aus, dergleichen man ohne Mühe in jeder beliebigen Menge, ganze Wagen voll, herbeischaffen könne. Die Birklehügel seien nicht etwa eine Stätte zum Opfern und zur Götterverehrung gewesen, sondern Dünen, natürliche Erhöhungen, wohin das Volk der Umgegend ging, wenn ein Wrack in Sicht war. Das affenähnliche Geripp sei das Skelett eines dänischen Matrosen und der Kannibalenkinnbacken des Kindes stamme aus dem nahen Friedhofe. Unter den angeblich naturhistorischen Ueberresten seien Münzen aus der Zeit König Wilhelms III. gefunden worden. So verhalte es sich mit den „Mounds bei Keiss." „Die Wissenschaft wird trauern, die Orthodoxie wird jubeln über so himmelweit verschiedene Erklärungen desselben Gegenstandes." So sagt ein englischer Berichterstatter; wir sehen aber nicht ab, was dabei zu trauern ist, wenn hervorragende Männer der Wissenschaft irren; das ist schon oft vorgekommen. Die Orthodoxen haben auch keinen Grund Triumph zu schreien, denn daß das Menschengeschlecht älter ist als die Erschaffung der Welt nach der Jüden Rechnung, das müssen doch auch sie gelten lassen.

Die Steinkohlen-Noth.

Es scheint, als ob ein panischer Schreck in die europäische Menschheit gefahren sei, nachdem ihr unwiderlegbar nachgewiesen worden ist, daß und wann unsere Steinkohlenvorräthe erschöpft sein werden. Unsere Generation freilich wird noch Brennstoff genug haben, aber man denkt doch mit Schaudern daran, was aus der Gewerbsamkeit, dem Handel, dem Ackerbau, kurz aus dem ganzen Erwerbs- und Gesellschaftsleben, aus unserer so hoch gesteigerten Civilisation werden soll, wenn einmal die Kohle ausgegangen sein wird. Dann kann allerdings eine ganz radikale Umwandlung aller Verhältnisse gar nicht ausbleiben. Was soll z. B. mit den Lokomotiven und mit den Eisenbahnen geschehen? Ueber Holznoth klagt man ohnehin schon längst. Mit dem „Füllen der Sonnenwärme auf Bouteillen" wird schwerlich viel auszurichten sein.

In Folge des Aufsatzes über Steinkohlen und Sonnenwärme (Globus IX, S. 242 ff.), haben wir einige Zuschriften erhalten, in denen verschiedene Surrogate vorgeschlagen werden, z. B. „Luft", oder „Wasser", oder — „Steine"! In den folgenden Sätzen, die uns aus einer südlichen Provinz Deutsch-Oesterreichs zukamen, wird auf Ebbe und Flut hingewiesen; leider sind aber Orkane, Sturmfluten und viele andere Umstände, welche der Anwohner der See und der Strommündungen sehr wohl kennt, nicht in Betracht gezogen worden. Und wenn auch Ebbe und Flut Ersatz bieten könnten, so würden doch z. B. Mittelmeer, Ostsee und viele andere Wasserbecken, welchen die Gezeiten fehlen, leer ausgehen.

Es heißt in jener Zuschrift: — „Wenn es auch eine Unmöglichkeit ist, „die ganze Fabrikation für den Weltbedarf," wie es in jenem Aufsatze heißt, an den Ufern des Niagara zusammenzudrängen, um dessen Kraft unmittelbar oder mittelbar zu benützen, so wäre eine Verlegung eines guten Theils unserer Kraft und Brennstoff absorbirenden Fabriken an die Küsten des Meeres nicht undenkbar. Auf welche Art und Weise nun die Ebbe und Flut des Meeres als bewegende Kraft nutzbar gemacht werden könnte, soll hier nicht untersucht werden (— das wäre aber doch die Hauptsache —); derlei Arten und Wege gibt es wohl manche. Daß es hierbei weniger als bei unseren jetzigen Maschinen auf einen möglichst geringen Kraftverlust ankäme, ist klar, wenn man die unendliche Kraftfülle, welche hier umsonst zu Gebote steht, berücksichtigt. Bei den meisten unserer jetzigen Maschinen kostet jeder Grad Wärme oder jedes Fußpfund, was auf dasselbe hinausläuft, Geld, und wird um so kostspieliger, je näher die Möglichkeit einer Erschöpfung des Kohlenvorraths rückt. An unseren Küsten werden täglich mit einer Sicherheit und Regelmäßigkeit, die weit über die Kraft des Windes oder die der fließenden Gewässer geht, Millionen von Centnern gehoben und uns gratis zur Disposition gestellt."

In England findet man die Aussichten auch bedenklich und eifert mit Recht gegen die ganz unvernünftige Vergeudung von Brennstoffen. So in diesen Tagen die „Railway News". Es ist berechnet worden, daß die Dampfkraft, welche im Vereinigten Königreiche jetzt verwandt wird, die Kraft von nicht weniger als 400,000,000 Menschen ersetze. Das ist doppelt so viel, als erwachsene Männer auf dem Erdball leben. Die Verbrennung von 2 Pfund Kohle gibt Kraft genug, um einen Menschen vom Meeresspiegel bis zur Gipfelhöhe des Montblanc zu erheben. Bei zweckmäßig gebauten Maschinen müßte 1 Pfund Kohle 1,000,000 Pfund einen Fuß hoch heben können. Die Dinge liegen aber so, daß nicht ein Drittel von der in der Kohle befindlichen Kraft zur wirklichen Benützung kommt, und daß 30 Mal mehr Kohle unnütz vergeudet wird. Auch in den Hüttenwerken ist die widersinnige Verschwendung himmelschreiend; sie beträgt in vielen Fällen zwei Drittel. In den Wohnhäusern sieht es noch viel schlimmer aus. In Großbritannien und Irland werden im häuslichen Gebrauch etwa 30,000,000 Tons Kohle verwandt, also mehr als 20 Centner auf jeden Kopf. Bei zweckmäßigen Feuerungsapparaten würde ein Viertel dieses Quantums dieselben Dienste leisten. —

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Livingstone's Reisen am Sambesi, auf dem Nyassa-See und dem Rofuma-Strome.*)

I.

Hydrographischer Charakter des Sambesi-Stroms. — Allgemeine Zerklüftung und Barbarei. — Die Mündungsgegend, das Delta und dessen Verzweigung. — Der Kongone. — Die Region des Mangrovegebüsches. — Sandbänke und Fieber. — Der Sklavenräuber Mariano und dessen Fehde mit den Portugiesen. — Kein Handel auf dem Strome. — Mutu. — Die Sulu-Kaffern. — Bei Schupanga und Schamoara. — In Sena. — Freundliche Portugiesen. — Ein Stamm von Hippopotamusjägern. — Die Lupata-Schlucht. — In Tete. — Verschiedene Arten von Doctoren. — Feierlichkeit bei Hochzeiten. — Hüttenbau. — Schmiede am obern Sambesi.

Man hatte lange Zeit die Ansicht festgehalten, daß der Sambesi eine bequeme Fahrstraße bis tief ins Innere



von Südostafrika bilde. Livingstone behauptet das auch heute noch, obwohl seine eigenen Untersuchungen den Beleg dafür liefern, daß dieser Strom nicht als eine solche betrachtet werden könne. Es verhält sich damit ähnlich wie mit den meisten anderen afrikanischen Flüssen. Der Nil, welcher am äußersten Ostrande strömt, macht in gewisser

*) Narrative of an expedition to the Zambesi and its tributaries; and of the discovery of the lakes Shirwa and Nyassa. By David and Charles Livingstone, with Map and Illustrations. London 1865. XVI und 608 Seiten. Etwa ein

Beziehung eine Ausnahme; auch er hat Katarakten und Stromschnellen, ist aber jenseits derselben auf sehr weite Strecken hin schiffbar. Den Senegal kann man bis zu den Wasserfällen von Guina befahren; der Zaïre-Congo eignet sich noch nicht zu einer Handelsstraße; die Ströme der gesammten Capregion sind nicht schiffbar, der Rofuma ist seicht, und die übrigen ostafrikanischen Ströme, z. B. Dana, Dschub rc. haben nicht genügende Wasserfülle oder nicht die erforderliche Tiefe. Bleibt der Niger, welchen wir seit zehn Jahren näher kennen, und er ist für die Schifffahrt besser geeignet als der Sambesi. Doch sind auch auf ihm europäische Fahrzeuge nur bis Bussa gekommen; 400 Meilen seines Laufes liegen beinahe todt und doch ist an ihm ein ganz anderes Leben als am Sambesi; dort finden wir wenigstens Staaten und Herrscher und eine gewisse Kultur, wenn auch eine sehr tiefstehende, wie das bei Negervölkern nicht anders sein kann. Aber der Mohammedanismus hat eine gewisse Ordnung geschaffen, auch sind in der Nigerregion Städte vorhanden und die Handelsverbindungen sehr ausgedehnt.

Das Alles fehlt der Region des Sambesi. Hier finden wir überall die nackte afrikanische Barbarei. Am rechten Ufer des Stromes ziehen Sulu-Kaffern umher; sie treiben Raub und Viehzucht. Am Strome selbst, der ein verwickeltes Delta hat, liegen einige portugiesische Ansiedlungen, sämmtlich im Verfall; weiter hinauf leben Negerstämme, in viele kleine Theile zersplittert, selbst ohne den Instinkt des Zusammenhaltens; weiter aufwärts, nach Osten und Nordosten hin, sind vom Süden her die Makololo, ein Stamm der Betschuanas, bis über den Tschobe und an den Lyambaï (obern Sambesi) vorgedrungen und haben einer Anzahl von Negerstämmen, welche mit dem Gesammtnamen der Makalaka bezeichnet werden, ihr Joch auferlegt. Von Staat und Städten ist auch bei ihnen keine Rede; sie haben einen Häuptling und ihre „Capitalen" Sescheke oder Linyanti, große Dörfer, in welchen zeitweilig 4000 bis 6000 Menschen versammelt sind. Am Nyassa- und am Schirwa-See, dann auch am Schireflusse ist nicht minder Alles in kleine Horden und Stämme zerklüftet; dort hausen zumeist splitternackte Neger, deren einzige Bekleidung ein Holzklotz in den Lippen ist. Im Vergleiche zu diesen Urbarbaren im vermeintlichen Missions- und Baumwollenparadiese sind die äquatorialen Länder Uganda, Ugogo und Karagueh, welche Speke näher geschildert, wahre Kulturgegenden, so wild und grauenhaft es auch in ihnen hergeht; sie haben wenigstens Herrscher und eine gewisse Ordnung. In den von Livingstone durchwanderten Gegenden ist aber Alles, wir können sagen ein Urbrei, ein Chaos von unentwirrbarer Anarchie bei den Negerstämmen und von Wildheit bei Sulus und Makololo.

So sind die Zustände, wenn man sie mit der Prosa des gesunden Menschenverstandes ansieht. Aber sie bieten in anthropologischer Hinsicht manches Bemerkenswerthe dar, und wir freuen uns, südostafrikanische Gegenden, auf welchen so lange ein Schleier lag, näher kennen zu lernen.

Livingstone's Expedition, an welcher Dr. Kirk, R. Thornton und des Reisenden Bruder, Charles Livingstone („welcher den Anbau der Baumwolle aufmuntern sollte") Theil nahmen, segelte am 10. März 1858 im Dampfer „Pearl" von England ab, nahm in Capstadt den Hydrographen Skead an Bord und erreichte im Mai die Ostküste von Afrika. Sie wollten den Sambesi, dessen Mündungen und Zuflüsse erforschen und sehen, ob dieselben nicht als „Hochstraßen für Handel und Christenthum" für den Bezug von Rohbaumwolle und den Absatz englischer Fabrikate benützt werden könnten. Der Sambesi hat ein weites Delta; als die „Pearl" noch etwa eine deutsche Meile von der Küste entfernt war, trat an die Stelle des gelblich-grünen Seewassers eine schlammige Flut; die Küste ist niedrig und mit Mangrovegebüsch bestanden; hin und wieder sieht man sandige Stellen und dort wuchern Schlingpflanzen, auch wachsen dort niedrige Palmen. Der Eingang in das Delta ist schwer zu finden. Die „Pearl" steuerte zuerst in den Luaueh (Luawe); sie hatte 9 Fuß 7 Zoll Tiefgang. Man setzte einen kleinen Dampfer, dessen einzelne Theile man aus England mitgebracht hatte, zusammen, und mit diesem kleinen Schiffe, „Ma Robert" genannt, wurde die specielle Untersuchung begonnen. Der Hafen ist tief, aber von Mangrovegebüsch eingefaßt; einige Miles aufwärts ist das Wasser süß, der Luaueh aber doch nur ein Gezeitenstrom, der etwa 70 Miles von seiner Mündung in Sümpfen und Morästen ein Ende hat. Er ist bisher als West-Luaueh bezeichnet worden und man hielt ihn für einen Arm des Sambesi, dessen Hauptstrom Luabo oder Ost-Luabo genannt wird. Nach diesem wandten sich nun die beiden Dampfer.

Der Sambesi ergießt sich mit vier Mündungen ins Meer; diese sind: der Milambo, welcher am weitesten nach Westen liegt, der Kongone, der Luabo und der Timbueh, welcher auch Muselo heißt. In der Zeit, da der Strom über seine Ufer tritt, läuft ein natürlicher Kanal parallel mit der Küste, windet sich durch Sumpfland und bildet eine Fahrstraße, auf welcher Sklaven von Kilimane nach den Bayen von Messangano und Nameara oder an den Sambesi selbst geschafft werden. Der Kuakua oder Fluß von Kilimane liegt etwa 60 Miles von den Mündungen des Sambesi entfernt; er ist lange Zeit für die eigentliche Einfahrt zu diesem letztern ausgegeben worden; Livingstone meint, damit die englischen Kreuzer, welche den Sklavenschiffen auflauerten, irre geleitet würden. Wir ersehen aber, daß er schon in älteren Geographien und auf älteren Karten als Hauptmündung dargestellt worden ist, und zwar in einer Zeit, da die Engländer selber einen sehr ausgedehnten Sklavenhandel trieben und ihre Stadt Liverpool „aus Negerschädeln ausbauten", wie sich einst, ich glaube Wilberforce selber, ausgedrückt hat. Es gab damals noch keine englischen Kreuzer. Das zu sagen hat der fromme Mann Livingstone — vergessen!

Skead untersuchte drei Mündungen und überzeugte sich, daß der Kongone die beste Einfahrt gewähre. Der

---

Drittel des Buches ist werthvoll, der Rest dagegen breit, langweilig, voll von müssigem Geschwätz und die Beschränktheit und Urtheilslosigkeit des Reisenden in einer nicht selten bedauernswürdigen Weise dokumentirend. Die von Seiten anderer Missionäre erhobenen Anklagen über den Leichtsinn, mit welchem er in England viele Leute bewog, nach Südafrika, in das angebliche Missions- und Baumwollenparadies, zu gehen, sind unwiderlegt geblieben. Sie zogen in die angeblich gesunden Gegenden und fanden „klimatische Pestlöcher"; wo sie hinwegstarben „wie die Fliegen". Aus der Baumwolle ist so wenig etwas geworden, wie aus den Missionen; trotzdem darf Livingstone es wagen, auch in diesem Buche seine alten, windigen Spiegelfechtereien zum Besten zu geben, und daß er sich bemüht habe, Innerafrika den „civilizing influences der Religion und des Handels" zu öffnen. Er hat schon früher in England selbst die schärfste Kritik erfahren, und wir verweisen in dieser Beziehung auf die ausführlichen Mittheilungen, welche wir Globus III, S. 185 ff.) gegeben haben. In den obigen Mittheilungen halten wir uns natürlich nur an das, was sich auf Länder- und Völkerkunde bezieht, als geographischer Entdecker verdient der Mann alle Achtung. Damit sollte er zufrieden sein und die Baumwollen- rc. Donquixoterien bei Seite lassen.

A.

Sambesi schwemmt eine ungeheuere Menge Sand aus dem Innern herab. Dieser hat im Laufe der Zeit eine Art von Vorgebirge gebildet, gegen welches der Wogendrang des Indischen Oceans anprallt. So haben sich Stromriegel (Barren) gebildet, welche dem Abfluß der Deltawasser im Wege liegen und wohl die Ursache sind, daß sich Seitenausgänge gebildet haben. Von diesen ist der Kongone einer und zwar der am wenigsten unsichere; auf der Barre befinden sich bei tiefer Ebbe nahezu 2 Faden (also nicht über 12 Fuß) Wasser; dieses ist bei Springfluten 12 bis 14 Fuß höher. Die Barre ist schmal, die Fahrbahn schneidet fast gerade hindurch und wenn auf Pearl Island ein Leuchtfeuer wäre, könnten Dampfer sicher einfahren (doch nur kleine und auch diese bei Ost- und Südostwind nur mit Gefahr; — man sieht, der Kongone ist, was unsere deutschen Seeleute als ein „faules Wasser" bezeichnen). Der Ost-Luabo hat eine gute aber lange Barre, der man sich aber nur bei Nordost- oder Ostwind nähern darf; man bezeichnet sie gewöhnlich als Barra Catrina. Portugiesen findet man erst 80 Miles von den Mündungen des Sambesi entfernt. Die Namen, mit welchen die einzelnen Ströme von den Eingebornen bezeichnet werden, beziehen sich mehr auf das Land als auf die Ströme. So heißt z. B. die eine Seite des Kongone Nyamisenga und die andere Nyangalule; das Wort Kongone ist der Name eines Fisches und bezieht sich auf die Seite des natürlichen Kanales, welche in den eigentlichen Sambesi führt. Der Kongone liegt 5 Miles östlich vom Milambe oder dem Westarme des Delta's, 7 Miles westlich vom Ost-Luabo, der seinerseits 5 Miles vom Timbue entfernt ist. In jener Gegend waren nur sehr wenig Menschen zu erblicken, und diese verließen beim Anblicke der Weißen ihre Nachen, um ins Mangrovedickicht zu flüchten. Dieses letztere reicht wohl 20 Miles stromauf. Dann erscheinen große Farne, Palmengebüsche, wilde Dattelbäume und die Milola, ein Hibiscus mit großen gelblichen Blumen, aus dessen Rinde Seile bereitet werden, die man namentlich bei den Harpunen zur Hippopotamusjagd verwendet. Auch der Pandanus tritt auf, und dann und wann eine Guyava und ein wilder Citronenbaum. Vom hohen Gezweig herab läßt der gestreifte Halcyon seinen hellen Ruf ertönen; der prächtige Fischadler, Halietus vocifer, sitzt hoch oben auf einem Baumast und verdauet seine Mahlzeit. Auch der Ibis fehlt nicht.

Auf jene Flora des Mangrovegebüsches folgen ausgedehnte Ebenen mit schwarzem, fruchtbarem Boden. Hier wächst das Gras über mannshoch, und von Jagd kann in demselben keine Rede sein. Im Juli ist es trocken und wird dann von den Eingebornen in Brand gesteckt. Dadurch wird natürlich ein gesunder Baumwuchs unmöglich, und nur einige wenige Baumarten, z. B. die Fächerpalme und der Guayak widerstehen da und dort dem Feuermeer, das alljährlich über diese Ebene hinwogt.

Nun gewahrt man auch einige Hütten am rechten Ufer; sie liegen zwischen Bananen und unter Kokospalmen und stehen auf Pfählen, weil der Boden sehr feucht ist; an jeder befindet sich eine Leiter. Hier gedeihen Reis, Bataten, Kürbisse, Tomaten, Kohl, Schalottenzwiebeln, Erbsen, „ein wenig Baumwolle" und etwas Zuckerrohr. Livingstone meint, daß sich die ganze Gegend vom Kongonekanal bis jenseit Mazaro, 80 Miles lang und 50 breit, für den Anbau des Zuckers vortrefflich eigne, „und wäre sie im Besitz unserer Freunde vom Kap, so würde sie ganz Europa mit Zucker versorgen." Dergleichen leichtsinnige Behauptungen kommen in dem Buche nicht selten vor. Jene Gegend ist nämlich so ungesund, daß dort kein weißer Mensch dauernd leben kann, und da sie selbst mit Eingebornen so schwach bevölkert ist, so würde es schwer sein, von dort „ganz Europa" mit Zucker zu versorgen. Woher sollten die Arbeiter genommen werden? „Das Land," so sagt der Phantast selber, „ist nur äußerst spärlich bewohnt. Die Leute schienen gut genährt zu sein, doch machte sich bei ihnen ein schreckbarer Mangel an Bekleidung bemerkbar (there was a shivering dearth of clothing among them, d. h. sie hatten rein gar Nichts auf dem Leibe); sie sind meist sogenannte Colonos, Leibeigne der Portugiesen, fürchteten sich vor den Weißen nicht und staunten die Dampfer an. Sie sind auf Handel erpicht; einige brachten Honig und Wachs, die in den Mangrovewäldern gesammelt werden."

Die fahrbare Stromrinne des Sambesi ist vielfach gekrümmt und im Vergleich zu der Breite des Stroms sehr schmal; das ganze Flußbett scheint eine Reihenfolge ungeheuerer Sandbänke zu sein, die bei niedrigem Wasserstande mit nur 1 bis 4 Fuß Wasser bedeckt sind. Der Hauptkanal läuft eine Strecke weit zwischen der Sandbank und dem Ufer und hat in der trockenen Jahreszeit eine Tiefe von 5 bis 15 Fuß bei einer Strömung von 2 Knoten in der Stunde.

Dieser Hauptkanal wird als Kuete bezeichnet. Von ihm geht bei der Insel Simbo an der rechten Seite ein Arm ab, welcher Doto heißt und in den Kongone fließt; ein anderer, Tschinde genannt, geht zur Linken. Bei der Insel Simbo mußte der Dampfer „Pearl" liegen bleiben, weil das Wasser zu seicht wurde. Man lud alle der Expedition gehörenden Güter aus und barg dieselben, 40 Miles von der Mündung, auf einem grasbewachsenen Eilande. Der Dampfer fuhr nach dem Kap zurück. Man brachte dann die Güter stromauf (v. 18. Juni bis 13. August) bis Schupanga und Sena. „Das Land war durch Fehden zerrüttet, unser Gepäck in Gefahr, und mehre unserer Leute waren, weil sie keine Beschäftigung hatten (!), von der bösen Luft des Delta's krank geworden. Einige lernten hier zuerst afrikanisches Leben und afrikanisches Fieber kennen. Verschont blieben nur jene, die unablässig auf dem Schiffe arbeiteten; sie wußten, in welcher gefährlichen Lage ihre Gefährten sich befanden und waren eifrig beschäftigt, bald fertig zu werden, um dieselben zu erlösen."

Masaro ist ein Punkt in dem Sambesi, wo ein schmaler Fluß mündet, der zur Ueberschwemmungszeit mit dem Kilimane in Verbindung steht. Dort waren die Portugiesen im Kriege mit einem Mulatten, Namens Mariano, oder wie die Eingebornen ihn nannten, Matakenyia, d. h. welcher zittert, wie die Bäume beim Wehen des Windes. Dieser Mulatte war ein Sklavenjäger und hatte eine Anzahl von Leuten im Solde, die mit Flinten bewaffnet waren. Sie unternahmen Raubzüge gegen die Stämme im Nordosten und führten ihre Beute nach Kilimane. Dort ließ Mariano die Sklaven durch seinen Schwager Cruz Coimbra verkaufen, und zwar an die Franzosen; von diesen wurden sie als „freie Arbeiter" nach der Insel Réunion gebracht. Mariano's Leute vergriffen sich auch an portugiesischen Unterthanen und selbst an jenen im Dorfe Senna. Er selber wurde vom Gouverneur als Bandit und Mörder bezeichnet und galt allgemein für ein wahres Ungeheuer.

Livingstone bemerkt hier: „Wie kommt es doch, daß die Mulatten viel grausamer sind als die Portugiesen? Die Thatsache steht fest, aber sie ist unerklärlich." Unerklärlich allerdings für Jemand, der von Anthropologie nichts versteht und nicht unbefangen beobachtet, sondern von der Wahnvorstellung ausgeht, daß alle Menschen „gleich" seien.



Kriegstanz der Sulu-Kaffern zu Sena am Sambesi. (Nach Livingstone.)



Tanz der Sulu=Kaffern (Landins) bei Schupanga. (Nach Livingstone.)

Mariano ging nach Kilimane, um sich mit dem Gouverneur auseinander zu setzen, wurde aber verhaftet und zum Aburtheilen nach Mosambik gebracht. Inzwischen befehligte sein Bruder Bonga die Bande, und die Fehde hatte nun schon ein halbes Jahr lang gedauert. Als die Expedition in Masaro ankam, hatten die Sklavenräuber sich dort gelagert. Livingstone erzählt, daß sie ihn sehr freundlich begrüßten; nachdem er ihnen den Zweck der Reise erzählt und ihnen auseinander gesetzt habe, daß er dem Sklavenhandel ein Ende machen wolle, hätten sie ihren Beifall geäußert (they warmly approved our objects), indem sie sehr wohl gewußt, wie die englische Nation über die Sklavenfrage denke. Also höchst humane Sklavenräuber im Dienst eines Ungeheuers, — wenn die Sache sich in der That so verhält.

Bald nachher fand ein Gefecht bei Masaro statt. Livingstone begab sich nach Beendigung desselben auf die Wahlstatt und traf dort einige ihm von früher her bekannte Portugiesen; die Leichen der Gefallenen lagen umher und verbreiteten übeln Geruch. Man bat ihn, den arg vom Fieber heimgesuchten Gouverneur im Dampfer mit nach Schupanga zu nehmen und das sollte eben geschehen, als die Rebellen von Neuem angriffen; die Kugeln flogen nach allen Richtungen umher. Mit genauer Noth schleppte man den Gouverneur, der zum Gehen zu schwach war, an Bord; die weißen portugiesischen Soldaten fochten sehr tapfer; als manche der mit ihnen kämpfenden Schwarzen (natürlich alles Sklaven, wie überhaupt in jenen Gegenden Afrika's, wo der Begriff eines freiwilligen Dienens und Helfens ein absolut unbekannter Begriff ist) ins Wasser flüchteten, jagten sie auch ihnen Kugeln in den Leib. Die Rebellen zogen sich zurück und die Portugiesen faßten Posto auf einer Insel im Sambesi. Beide Parteien lagen dann einander wochenlang unthätig gegenüber, weil die letzteren ihre ganze Munition verschossen hatten und auf neue Zufuhr warteten. Als diese angelangt war, griffen sie wieder an, verbrannten Mariano's Verschanzung und Bonga machte Frieden.

Von der Grenze der oben erwähnten Mangroveregion bis nach Masaro, etwa 60 bis 70 Miles, liegt zu beiden Seiten des Flusses eine weite mit hohem Grase bewachsene Einöde; sie ist unbewohnt und Bäume treten höchst selten und spärlich auf. In der Nähe von Masaro wird die Gegend etwas besser; zur Linken erhebt sich der bewaldete Kamm des Schupanga und weiterhin steigen blaue Berge empor.

Von Masaro bis zur Mündung findet auf dem Sambesi gar kein Handelsverkehr statt. Alle Waaren, welche von den weiter stromaufwärts liegenden portugiesischen Niederlassungen Sena und Tete herabkommen, werden in großen Kähnen bis nach Masaro gebracht und dann 6 Miles über Land auf den Köpfen der Schwarzen getragen bis zu einer Stelle an einem Flusse, der in den Kuakua, d. h. den Kilimane, mündet, welchen man demnach nicht im strengen Sinne des Wortes zum Delta des Sambesi rechnen kann. Aber dann und wann bei höchstem Wasserstande können allerdings Kähne aus dem Sambesi in den Kilimane vermittelst des schmalen natürlichen Kanales Mutu gelangen. (Bei Hochflut ist also doch der Kilimane zum Delta des Sambesi zu rechnen, und wenn die alten Karten jenen Strom zu dem letztern rechneten, so haben sie wenigstens nicht vorsätzlich „gelogen". Haben wir doch erst in der neuesten Zeit jene südostafrikanischen Gegenden einigermaßen näher kennen gelernt.)

Das Wort Masaro bedeutet Mündung des Baches; die Umgegend heißt Maruru und die Bewohner derselben stehen weit und breit in übelm Ruf als kecke und höchst unverschämte Diebe, sie sind aber brauchbare Schiffer und



Auf dem Sambesi. (Nach Livingstone.)

werden als Matrosen auf den Kähnen benützt, welche zwischen Masaro, Sena und Tete fahren.

Die Landins, d.h. die Sulu-Kaffern sind Herren und Gebieter in dem Gebiet am rechten Ufer des Sambesi, und die Portugiesen zahlen diesem kriegerischen Volk einen Tribut. Regelmäßig in jedem Jahre erscheint eine bewaffnete Menge in Schupanga und in Sena, um Kriegstänze aufzuführen und um die Gabe abzuholen, und die wohlhabenden Kaufleute klagten über die schwere Last. Sie müssen nämlich den Sulus 200 Stücke Baumwollenzeuges, jedes von 60 Yards Länge, geben; dazu noch Draht und Glasperlen. Sie stehen sich aber dabei immer noch besser, als wenn sie mit diesen Barbaren Krieg zu führen hätten. Je weiter man den Ackerbau ausdehnen wollte, um so höher würde der Tribut sein müssen.

In Schupanga befindet sich ein steinernes Wohnhaus und dieses besteht lediglich aus dem Erdgeschoß; es hat aber eine sehr hübsche Lage am Flusse, der hier mehre grüne Inseln bildet. Nach Norden hin sieht man bestellte Aecker, weiterhin stehen Palmen und andere tropische Bäume, aus weißem Gewölk steigt das Mosambalagebirg empor und in weiter Ferne gewahrt man noch andere Höhenzüge. In jenem steinernen Hause starb 1826 Kirkpatrik, der Begleiter Capitän Owens, am Fieber und auch Livingstone's Gemahlin ist in demselben gestorben.

Die Expedition wurde in Schupanga von den Portugiesen ungemein freundlich aufgenommen, und sie können doch wohl nicht so verworfen sein, wie sie von Livingstone an mehren Stellen seines Buches geschildert werden. Gesteht er doch selbst, daß sie allesammt ihre Bereitwilligkeit ausdrückten, den Reisenden in jeder Beziehung förderlich zu sein. Ja sie ließen durch ihre Leute, Sklaven natürlich, Holz fällen, damit es dem Dampfer nicht an Brennstoff fehle und halfen beim Umladen der Güter. Keiner von ihnen kannte die Kongonemündung des Sambesi.

Dr. Kirk hat einen kleinen See erforscht, der 20 Miles südsüdwestlich von Schupanga liegt.

Der Kessel des Dampfers wurde mit Ebenholz und Guayakholz geheizt; das letztere wird im Stamme so dick, daß der Durchmesser nicht selten 4 Fuß beträgt. Gewächse, welche Kautschuck geben, sind in der Umgegend in Menge vorhanden, und der Indigo wächst wild oder vielmehr verwildert, denn früher ist er aus dieser Gegend exportirt worden.

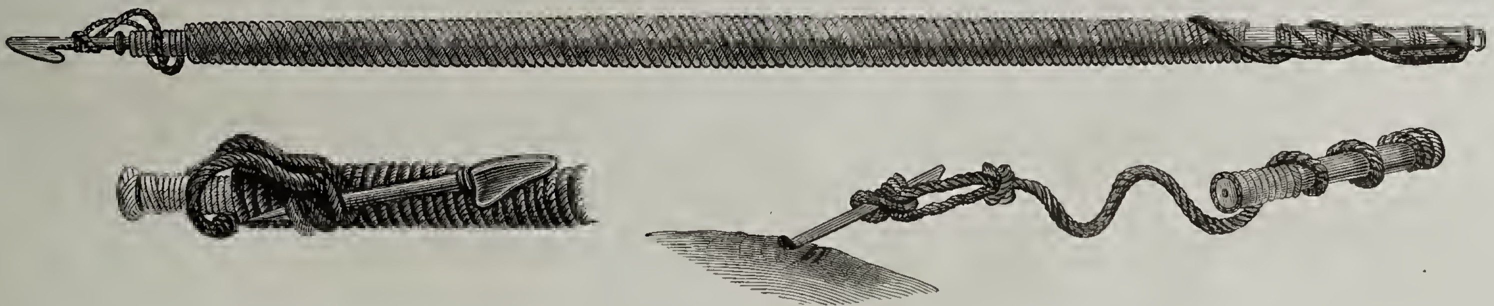
Am 17. August 1858 trat Livingstone die Fahrt von Schupanga stromauf nach Tete oder Tette an; sie war aber sehr beschwerlich, weil der Sambesi bis Sena hinauf sehr breit und voll von Inseln ist. Der schwarze Pilot gerieth oftmals in unrichtiges Fahrwasser, und wenn er darüber hart angelassen wurde, drohte er mit Fortlaufen. Wenn Sklaven zu den Landins entrinnen, werden sie nicht ausgeliefert; diese Sulu-Kaffern behalten solche Waare selbst.

Der Dampfer war in jeder Beziehung schlecht und mangelhaft; man mußte vier Stunden lang heizen, ehe er Dampf gab, und obendrein verzehrte er ungemein viel Holz. Die großen Kähne der Eingebornen konnten, obwohl schwer beladen, so rasch aus der Stelle kommen wie die „Ma Robert", und die kleineren gewannen bald einen beträchtlichen Vorsprung.

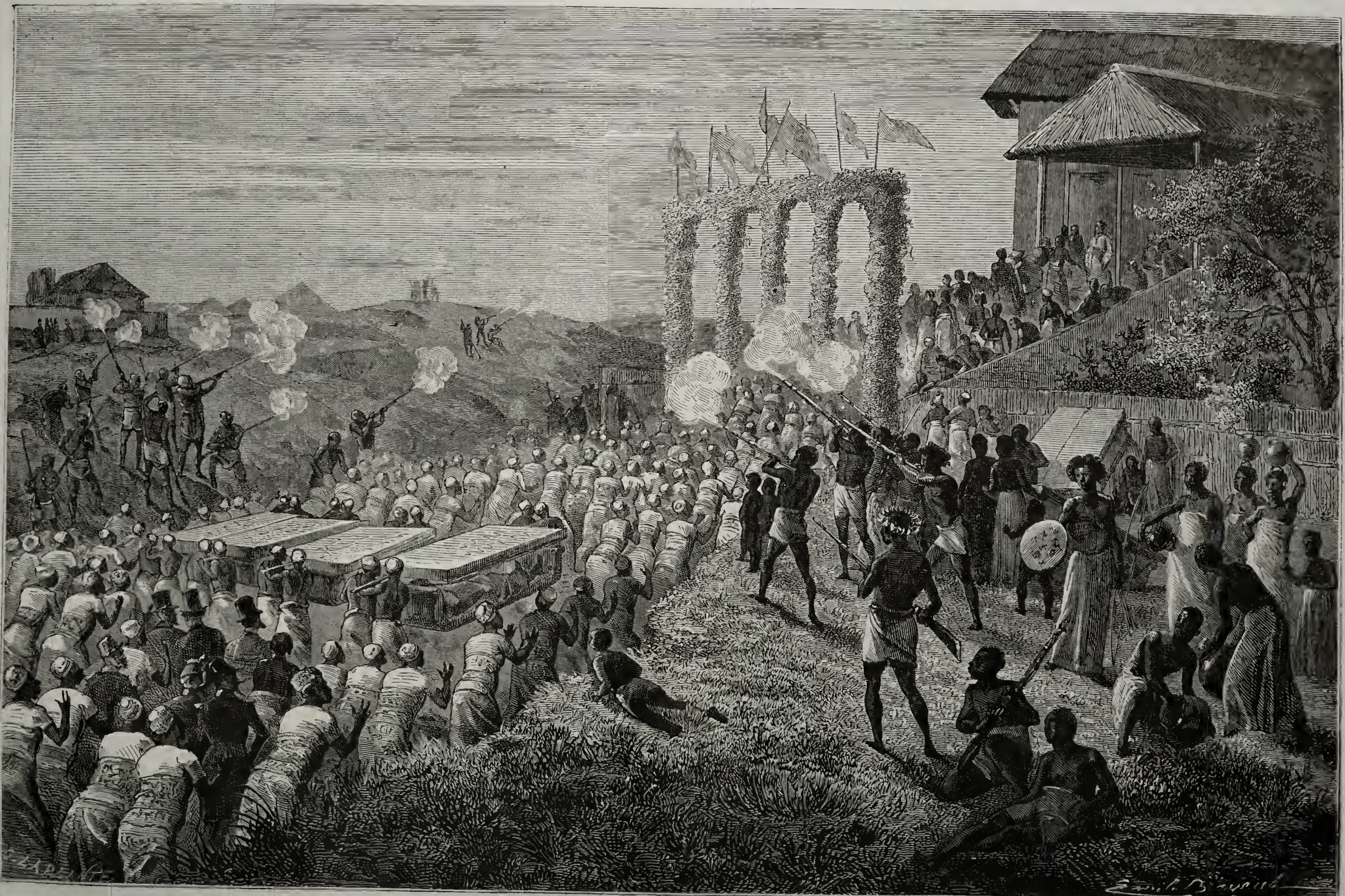
Dicht unterhalb der Mündung des Schire in den Sambesi liegt Schamoara und dort wurde gerastet, weil man Holz fällen mußte. Die Quarzberge sind mit hohem Gras und Bäumen bewachsen. Mariano's Bruder, der schon oben erwähnte Bonga, machte hier den Reisenden einen Besuch, benahm sich sehr gut und versprach, daß er der Expedition keinerlei Hindernisse in den Weg legen werde. Er gab ihr Reis, Hämmel und Holz zum Geschenk.

Die „Ma Robert" konnte nicht nach Sena fahren, weil dieser Ort an einem nicht tiefen Arme des Stromes liegt, und mußte vor dem Weiler Nyaruka Anker werfen. Von dort gingen die Reisenden 6 Miles weit zu Fuße nach Sena und zwar im Gänsemarsch, aber bei frischer kühler Luft. Ihnen begegneten viele Männer, die mit Lanzen oder alten englischen Musketen bewaffnet waren, und Frauen, die kurzstielige Hacken trugen, um auf dem Felde zu arbeiten. Alle grüßten höflich, die Männer, indem sie sich die Lenden rieben, die Frauen, indem sie Knixe machten. „A curtsey from bare legs is startling!" ruft Livingstone aus.

Sena oder Senna liegt in einer niedrigen Fläche am rechten Ufer und ist mit einem Zaun von lebendigen Bäumen umgeben, welcher als Schutz gegen die unruhigen Nachbarn dienen soll. Neben einigen größeren Häusern liegen andere in Trümmern; man sieht auch ein Kreuz, das durch die Zeit gelitten hat; neben demselben hat vor Zeiten einmal eine Kirche gestanden; auf einem Hügel erhob sich ein Kloster, das nun auch verschwunden ist, und das Fort am Fluß befindet sich in einem so verwahrlosten Zustande, daß das Vieh auf den Mauertrümmern grast. Wenn ein Feind erscheint, bleibt die schwarze Garnison ruhig im Ort und die Kaufleute mögen sehen, wie sie sich mit demselben abfinden.


Harpunen zum Fangen des Hippopotamus.

Eigentlichen Handel hat Sena gar nicht; die Kaufleute schicken von ihren Sklaven diejenigen, auf welche sie sich verlassen können, ins innere Land auf die Jagd und zum Einkaufen von Elfenbein. Der Ort ist in hohem Grad ungesund; wer sich am ersten Tage seines Verweilens dort das Fieber noch nicht zugezogen hat, bekommt es am zweiten ganz gewiß. Livingstone fand dort einen vortrefflichen Mann, Senhor H. A. Ferrao, dessen Gastfreundlichkeit, Güte und Wohlwollen gegen Jedermann des höchsten Lobes würdig sind. Bei ihm unterhielt sich der Reisende mit den angesehensten Bewohnern Sena's; diese seien der Ansicht, daß die freien Arbeiter Baumwolle in Menge bauen würden, wenn sie nur Käufer finden könnten (Käufer für Rohbaumwolle sind bekanntlich in Menge vorhanden, und die Ostafrikaner würden an den Engländern Abnehmer finden; sie liefern aber keine Baumwolle). Die Männer



Hochzeitsfeier in Tete am Sambesi. (Nach Livingstone.)

von Sena hatten ferner gesagt: „Auf ihrem eigenen Grund und Boden arbeiten die Eingebornen gern und treiben auch Handel, vorausgesetzt, daß dies Vortheil abwirft; wenn die Schwarzen ihr Interesse dabei finden, arbeiten sie hart." Livingstone vergißt zu sagen, daß neun Zehntel aller wirklichen Arbeit von den Frauen der Schwarzen geleistet werden muß. Die freien Ostafrikaner würden gewiß Vortheil dabei finden, wenn sie Produkte auf die Märkte brächten, das thun sie aber mit nichten, und so bleiben die Expectorationen des Reisenden ganz müssig.

Ein anderer Portugiese, Major Sicard, erbot sich großmüthig, die Expedition nach Kräften zu unterstützen und ihr ganzes Gepäck nach Tete hinaufzuschaffen, sobald wieder Frieden im Lande sei. Der Mann hat Wort gehalten.

Sena gegenüber, am linken Ufer, steigt eine malerische Hügelreihe empor, welche sich fast parallel mit dem Flusse weit gen Norden hinzieht. Dort traf Livingstone die erste beschäftigt; einige flochten große Körbe, in welchen Getreide aufbewahrt wird. Der Häuptling ließ zuvorkommend eine Matte ausspannen, unter welcher die Reisenden Schutz gegen die Sonne fanden, und dann zeigte er ihnen die Waffe, mit welcher das Flußpferd erlegt wird. Sie besteht in einer kurzen, eisernen Harpune, an welcher eine lange Stange befestigt ist; um diese ist ein sehr festgedrehtes Seil aus Pandanusfasern gewickelt. Zwei Jäger besteigen einen leichten Kahn und rudern leise an das schlafende Thier hinan. Während der eine die Harpune schleudert, bewegt der andere mit seinem Ruder und so rasch als möglich den Kahn nach rückwärts. Sobald die Harpune ins Fleisch eindringt, löst sie sich vom Schaft ab und das Seil rollt sich ab. Manchmal ist an derselben eine Blase befestigt, welche anzeigt, wo das Flußpferd sich befindet.

Diese Hippopotamusjäger bilden einen ganz separaten Stamm. Sie heißen Akombui oder Mapodso und



Frauen am Sambesi bei der Feldarbeit. (Nach Livingstone.)

Kudu-Antilope (A. strepsiceros). Die Flußinsel Pita hat eine zahlreiche, wohlgenährte Bevölkerung. Ein Mulatte, welcher sich für das Oberhaupt ausgab, erschien am Bord und überreichte einige grüne Maiskolben als Segnati. Ein solches ist kein Geschenk in gewöhnlichem Sinne, sondern eine geringe Gabe, für welche der Empfänger mindestens den doppelten Werth als Gegengeschenk überreichen muß. Wenn ein Eingeborner ein zähes, mageres Huhn hat, das unverkäuflich ist, weil man für zwei Yards Kattun ein Dutzend der besten Hühner bekommen kann, so bestimmt er jenes zähe Huhn zu einem Segnati und verwerthet dasselbe. Er wird jede Bezahlung ablehnen, denn er spekulirt auf das Doppelte.

Oberhalb Pita liegt die Insel Nyamotobsi. Dort lebt ein kleiner Stamm, der von einer größern Insel vertrieben worden ist und beschäftigt sich vorzugsweise mit der Jagd auf den Hippopotamus. Die Leute waren gerade sehr verheiraten sich selten, die Weiber niemals, mit Leuten eines andern Stammes. Die Entfremdung zwischen verschiedenen Stämmen hat ihren Grund darin, daß manche gegen den Genuß des Fleisches vom Hippopotamus einen eben so großen Widerwillen haben, wie die Mohammedaner gegen das Schweinefleisch. Der schwarze Pilot der Expedition gehörte zu den Antihippopotamusessern; er hätte um Alles in der Welt keine Speise genossen, die in einem Topfe gekocht war, in welchem einmal Fleisch vom Flußpferd gewesen ist; aber er hatte keinerlei Abneigung, mit Hippopotamuszähnen zu handeln und das Fleisch vom Marabutvogel zu genießen, der sich von den widerwärtigsten Unreinigkeiten nährt.

Die Hippopotamusjäger machen oft weite Reisen; sie laden dann Frauen, Kinder, Kochtöpfe und Matten in den Nachen, fahren ab und bauen an Stellen, wo sie gute Aussicht auf Beute haben, leichte Hütten am Ufer. Das

Fleisch trocknen sie in der Sonne. Sie sind wohlgestaltet, haben eine feine, sehr schwarze Haut und entstellen sich nicht durch die abscheulichen „Zierrathen", welche bei anderen Völkern vorkommen.

Im August stieg die Hitze auf einen hohen Grad. Wilde Thiere ließen sich nun in größerer Menge blicken, namentlich Zebras, Pallahantilopen und Schweine. Am rechten Ufer lag ein Ort, Schiramba Dembo, ganz verödet; ein paar alte eiserne Kanonen zeigten die Stelle an, wo einst die Rebellen eine Verschanzung oder ein Pfahlwerk gehabt haben. Etwas weiter aufwärts steht ein ganz gewaltiger Baobab; der Stamm ist hohl und gleicht im Innern einer nicht unbeträchtlichen Hütte. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten dieses Baumes, daß er sowohl auf der Außenseite, wie im Innern neue Rinde ansetzt und ausbildet, nachdem man ihm die alte abgezogen hat.

Nun folgen die flachen und sumpfigen Ufergegenden Schigogo und Schipanga; dann und wann sieht man Gruppen von Palmen und einige stachelige Akazien und der Strom gewinnt eine Breite von 3 bis 4 Miles. Die Schifffahrt wird wegen der vielen Inseln sehr schwierig, wenn nicht gerade der Wasserstand sehr hoch ist. Weiterhin wird der Sambesi durch eine von Nordost herstreichende Kette hoher Hügel in einen engen und tiefen Kanal zusammengedrängt. Das ist die Lupata-Schlucht; der Dampfer kam hierdurch, weil er günstigen Wind zum Aufspannen der Segel hatte und die Strömung nur 3 Knoten in der Stunde betrug; schwer beladene Kähne haben ein paar Tage nöthig, um diese Schlucht zu passiren. An den kleinen Felsenvorsprüngen Tschifura und Kangomba bildet der Fluß gefährliche Wirbel; man muß dort die plumpen Nachen der Eingebornen vermittelst starker Taue fortbewegen, damit sie nicht scheitern. An diesen Felsen opfern die Schiffer den Geistern, welche dort walten, etwas Mehl, eingeborne Portugiesen nehmen den Hut ab und beobachten ein feierliches Schweigen; sobald die gefährlichen Stellen überwunden sind, feuern sie Schüsse ab und geben der Mannschaft stärkendes Getränk. In dieser Gegend sind Elephanten und Büffel in Menge vorhanden, nicht minder die Tsetse-Fliege. Oberhalb der Lupata-Schlucht ist die Strömung heftiger als unterhalb, die Gegend wird hübscher und ist auch besser bevölkert. In der Nähe von Tete sah Livingstone manche steinerne Häuser in Trümmer liegen; sie waren vor einigen Jahren von feindlichen Eingebornen zerstört worden. Als der Dampfer sich dem Dorfe (Tete nämlich) näherte, strömten die Schwarzen herbei und staunten das qualmende Wunder an.

Der Dampfer erreichte Tete am 8. September 1858. Dort traf Livingstone die Makololo, welche ihn auf seiner ersten Reise begleitet hatten und die hier zurückgeblieben waren, um seine Wiederkunft abzuwarten. Es war eine seiner Aufgaben, diese Leute wieder in ihre Heimat zu bringen. Sie empfingen ihn mit Jubel.

Tete liegt am rechten Ufer auf niedrigem Sandsteinhügel; der Fluß hat 960 Yards Breite. Parallel mit demselben laufen niedrige Schluchten durch die Hügel, auf welchen die Häuser stehen; diese Schluchten bilden zugleich die Straßen und diese waren, einen schmalen Pfad abgerechnet, mit verwildertem Indigo bewachsen. Dieser wuchert hier ebenso wohl als Unkraut, wie die Senna, der Stechapfel und eine Art Cassia. Das Regierungsgebäude, in welchem die Expedition Unterkommen fand, ist einstöckig, steinern und mit Rohr bedacht; die Fensteröffnungen haben statt des Glases Kattun und der Fußboden besteht aus gestampfter Erde. Der innere Theil des Dorfes, in welchem die Portugiesen und die, welche für solche gelten wollen, ihre Wohnungen haben, ist mit einer Stein- und Erdmauer umzogen; die Schwarzen wohnen außerhalb derselben. Fort und Kirche stehen unweit vom Strome. Die weiße Bevölkerung ist nur gering an Zahl und besteht zumeist aus hierher verbannten „unverbesserlichen" Soldaten. Sie bekommen nur geringen Sold, nehmen schwarze Frauen und lassen diese, nach Landesart, für sich arbeiten. In Tete wird die Schlange verehrt, was auch echtafrikanisch ist; auch an der fernen Westküste spielt dieses Thier eine göttliche Rolle. In Tete werden an jeder Hütte, in welcher ein Kranker liegt, Schlangenbilder angebracht, die gewöhnlich recht grausig aussehen. Widersinniger Aberglaube, namentlich der Wahn über Hexerei, ist allgemein; wer sich das Haar schneidet, verbrennt dasselbe oder vergräbt es an einer abgelegenen Stelle, damit es nicht in die Hände eines Zauberers falle oder in jene eines Menschen mit bösem Blicke, der dann Kopfschmerz herbeiheren könne. Kein Schwarzer wird einen Mangobaum pflanzen, weil das, wie er glaubt, unfehlbar seinen Tod zur Folge haben würde. Wer einen Kaffeebaum pflanzt, kann auf dieser Erde nie wieder Glück haben; Kaffeetrinken schadet aber nicht.

Sklaverei ist begreiflicherweise auch in dieser Gegend allgemein und eine Hauptinstitution der Gesellschaft. Es kommt nicht selten vor, daß Menschen in diesem überschwänglich fruchtbaren Lande aus Trägheit in die äußerste Dürftigkeit gerathen. Dann gehen sie zu einem beliebigen Manne, zerbrechen vor diesem ihre Lanze und geben damit symbolisch zu verstehen, daß sie fortan seine Sklaven sein wollen. Es wäre widersinnig, anzunehmen, daß der Urafrikaner mit dem, was ein Europäer als Sklaverei bezeichnet, denselben Begriff verbände, wie wir. Er hat ganz andere Vorstellungen, Begriffe und Bedürfnisse als der weiße Mensch, und Livingstone stellt oftmals luftige Behauptungen auf und phantastische Betrachtungen an, weil er diese Thatsache unbeachtet läßt; ihm sind alle „Kinder Adams" gleich.

Auch in Tete zeigen die Schwarzen einen lebhaften Schachergeist, „mehr aus Liebe zur Sache, als des Gewinns halber". Das Schachern erfordert bekanntlich keine Anstrengung und ist keine Arbeit. Der Neger hat vom Werthe der Zeit keine Ahnung; was Zeitersparniß ist und bedeutet, weiß er nicht; deshalb vertrödelt er mit dem Verkauf eines Elephantenzahns manchen Tag, bietet dem portugiesischen Kaufmanne die Waare an, trägt sie wieder fort und zieht das Geschäft recht in die Länge, „weil die Schmeicheleien, welche der Käufer ihm sagt, ihm in seinen eigenen Augen eine größere Wichtigkeit verleihen."

In Tete leben mancherlei wunderliche Doctoren. Da ist der Elephantendoctor, der eine besondere Medicin verfertigt; wer diese nicht kauft, ist außer Stande, ein Thier zu erlegen. Der Krokodildoctor verkauft ein Specificum, welches den Inhaber gegen jegliche Gefahr von Seiten des Flußungeheuers sicher stellt. Der Würfeldoctor ist eine sehr wichtige Person, denn er gehört zur löblichen Polizei und kundschaftet die Diebe aus. Er begiebt sich an den Ort, wo etwas gestohlen worden ist, wirft die Würfel und gibt nach Verlauf einiger Tage den Dieb an. Nur selten greift er fehl, weil er viele geheime Helfershelfer hat, die ihm jede Kleinigkeit hinterbringen. Auch Musketendoctoren fehlen nicht; ihr Talisman macht den Inhaber zu einem guten Schützen. Daß Regendoctoren vorhanden sind, versteht sich von selbst.

„Vortreffliche Baumwolle wird von den Eingebornen gepflanzt, aber nur in ungemein geringer Quantität; sie verfertigen sich ein sehr grobes Zeug aus derselben; ein Stamm in der Nähe pflanzt ein klein wenig Zuckerrohr."

Magneteisen und Steinkohlen sind in der Umgegend von Tete sehr häufig; die letztere hatte an einem Ausbiß am Stromufer eine Mächtigkeit von 25 Fuß und brannte vortrefflich. Zwei Tagereisen entfernt sammelt man Gold; die Goldgegenden sind stets im Besitz unabhängiger Stämme gewesen.

Die Portugiesen in Tete lieben den Trunk dermaßen und sind auch anderen Lastern so sehr ergeben, daß man sich wundert, wie sie überhaupt am Leben bleiben und nicht alle vom Fieber hinweggerafft werden. (Dasselbe bemerkt

Bei Hochzeiten geht es lustig her. Die Neuvermählten werden mit feierlichem Aufzug in Machillas getragen, d. h. in Hangmatten, die an Stangen ausgespannt sind. Die Sklavinnen sind festlich aufgeputzt und rufen dem jungen Paare Glück zu; die Sklaven feuern Musketen ab. Hinter den Machillas gehen die näheren Freunde, und sie nehmen sich im schwarzen Frack und Cylinderhut seltsam genug aus. So zieht man ins Haus und erquickt sich mit Speise und Trank.

Es ist am Sambesi, wie auch in anderen Gegenden Afrika's Brauch, daß der Hüttenbau eine Aufgabe der Frauen ist, die Männer bemühen sich dabei nicht. Man stellt eine Anzahl Pfähle so, daß sie einen Kreis bilden, flicht Rohr hindurch, bildet auf diese Art eine Wand und hat einen



Schmiede bei Simaringo am Sambesi. (Nach Livingstone.)

Richard Burton mehr als einmal in seinem vortrefflichen Werke über Westafrika und Livingstone sagt, seine Makololos hätten sich vor den Trinkgelagen der Portugiesen entsetzt.) Gewiß bleibt, daß Tete keine Kulturstadt ist, denn es hat „keine Journale und keine Buchhandlung", was wir unsrerseits sehr wohl begreifen, da es ein Dorf ist, in welchem kein Dutzend ungemischte Weiße wohnen. Livingstone's Klage ist also sehr übel angebracht. Mit Salbung ruft er aus: „Wenn wir in einer solchen Umgebung geboren wären! Man zittert schon, wenn man nur daran denkt." Er fand aber bei diesen Portugiesen eine sehr freundliche und gastliche Aufnahme, die er auch nach Gebühr rühmt. Zu bedauern bleibt allerdings, daß in Tete „kaum ein Schulmeister vorhanden ist".

Thurm von 9 bis 10 Fuß Höhe. Zur Herstellung des Fußbodens wird die feste Erdmasse benützt, aus welcher die Termitenameisen ihre Hügel bilden, und diese knetet man mit Kuhmist. So erhält man eine gleichmäßige Fläche, die keine Sprünge hat. Darauf muß wohl geachtet werden, weil sich in den Ritzen giftige Thiere einnisten könnten, namentlich Tampaus, deren Stich schmerzhaft ist und Fieber bringt.

Sobald dieser Thurm, welcher das Wohngemach bildet, vollendet dasteht, beginnt man mit dem Oberbau, der einen viel größern Durchmesser hat und eine auf Pfählen ruhende, aus Rohr geflochtene Dachbedeckung bildet; unten läuft dann noch eine gleichfalls aus Rohr hergestellte Verkleidung umher; sie hat etwas über halbe Mannshöhe. Die Eingangsöffnung zur innern Hütte ist sehr unbequem.

Livingstone maß eine solche und fand, daß sie am Boden 20, oben aber nur 12 Zoll hatte. Eine andere Oeffnung ist nicht vorhanden und weder Luft noch Licht dringt ein. Welche Atmosphäre!

Gleichfalls am obern Sambesi bei Simaringo fand Livingstone ein paar Schmiede bei der Arbeit. Gewöhnlich verfertigen die Neger ihren Blasbalg aus zwei Ziegenhäuten; hier bestand aber derselbe aus zwei kleinen runden Holzkisten, deren oberer Theil mit schlaffem Leder überspannt ist. In jeder Trommel oder Kiste steckt eine Röhre, welche inmitten der Lederbekleidung steht. Diese letztere wird vermittelst eines Stabes auf- und abbewegt, so entsteht ein Luftzug. Die Schmiede in jener Gegend verarbeiten nicht blos Eisen in ihrer rohen Weise, sondern auch Zinn, welches sie vom Norden her aus dem Lande der Marendis erhalten.

Die Kämpen zwischen Nogat und Weichsel.

Von Friedrich Dentler.

Wenn unser Auge über die Winterlandschaft der Kämpen zwischen Nogat und Weichsel schweift und die ganze Natur in ein Schneegewand gekleidet vor uns liegt, dann ist weiter nichts sichtbar als eine große Ebene, die nördlich von den bewaldeten Dünen der Frischen Nehrung, südlich von der Elbinger Höhe und westlich durch ein blaues, im Horizont verschwimmendes Band, die Danziger Höhe, eingefaßt wird. Hier ragen gigantische Stammweiden empor, dort schlängelt sich eine entlaubte Weidetrift von Gehöft zu Gehöft, dessen elegante, Wohlstand verrathende Wohnhäuser und strohgedeckte Scheunen ein gefälliges, einladendes Aussehen gewähren.

Die Weichsel hat bei ihren Einmündungen ins Frische Haff fast ähnlich wie der Nil bei seinem Ausfluß ins Meer wohl 20 Wasserarme und 2 Hauptausströmungen: die Elbinger Weichsel und die Nogat.

Viele dieser Arme sind nicht mehr schiffbar, andere versandeten zu einem breiten Graben und noch andere verschwanden bis auf eine geringe Andeutung. Zwischen diesen Stromarmen, Ruinen genannt, liegen niedrige, mit einem kleinen Erdwall umgebene Inseln oder Kämpen, welche erst neuerdings bebaut und kultur- und ertragsfähig geworden sind. Alle diese Arme und Kämpen namentlich aufzuführen wäre zeitraubend und uninteressant, deshalb überspringen wir diesen Punkt und verweisen auf ein spezielles geographisches Handbuch.

Im Monat März, mitunter auch im April, schmilzt der Schnee und nun erst gewinnt man eine Uebersicht über diese Kämpen, welche jetzt deutlich hervortreten. Damit beginnt auch ein Naturereigniß, dem der Bewohner dieser Landstriche mit bangem Herzen entgegenschaut. Dieses ist der Eisgang.

Allmälig wächst das Wasser und steigt bis zum kleinen Erdwall empor. Droht es über denselben und auf den Acker zu laufen, dann werden sogenannte Düngerkasten*) gelegt. Oft hilft Alles nichts — mit donnerähnlichem Gekrach berstet die längst emporgehobene Eisdecke auseinander, neue Fluten brausen, große Eisschollen mit sich führend, heran und überschwemmen gar häufig 3 bis 8 Fuß hoch diese Eilande. Da bleibt dem Kämpenbewohner nur die Flucht in sein höher gelegenes Gehöft übrig, woselbst er schleunigst sein Vieh in Sicherheit, d. h. auf die Bodenräume der Wirthschaftsgebäude bringt. Ist das Haff eisfrei, dann läuft das Wasser schnell ab; wenn aber eine dicke Eiskruste auf demselben liegt, dann steigt die Flut mehr und mehr und alle Kämpen gleichen einem riesigen Landsee, aus welchem die einzelnen Gehöfte wie Inseln hervorragen. Entsteht irgendwohin eine Strömung und führt diese Eisschollen mit sich, so wird manches Gebäude fortgerissen, manche schöne Besitzung versandet und zertrümmert. — Verschwindet das Wasser, wozu eine Menge Schnecken*) auf den Kämpen errichtet werden, welche das Wasser ausmahlen, und tritt die Alles belebende Frühlingssonne hervor, dann kleidet sich die Landschaft schnell in ein grünes Sommergewand. Hier belebt sich das Rohr und der Calmus, welcher an den Ufern der Flüsse emporkeimt, dort schießt die Saat auf, der Roggen wirft seine riesige fruchtreiche Aehre und die üppigen Oelfrüchte bilden ihre Knospen; wenn die volle Vegetation hervorgetreten ist, gleicht die ganze Landschaft einem blühenden Garten, der von silberstreifigen Flüssen und Gräben durchzogen ist.

Im Röhrigt kreischt die Rohrdommel, der ängstliche Kibitz flattert umher und auf anderen Stellen rauben sich die Strandmöven und Fischreiher riesige Fische, die sie gierig verschlingen, oder mit sich nehmen, um sie ihrer jungen Brut zuzuführen. Noch andere Vögel werden schaarenweise sichtbar, namentlich auf den, unmittelbar am Haff gelegenen Kämpen, wo sie umherflattern und in die Fluten ihr buntes Gefieder tauchen, z. B. wilde Enten und Gänse, wilde Schwäne 2c.

Ganz nach den örtlichen Verhältnissen haben sich die Stände auf diesen Kämpen herangebildet und mit diesen ausschließlich: Bauern, Jäger, Fischer, Schiffer.

Dem Kämpenbauer fehlt nicht der ihm fast angeborne Stolz, welcher sich mit dem zunehmenden Reichthum steigert, allein immer noch eine große Portion Gutmüthigkeit zurückläßt. Entweder beschäftigt er sich ausschließlich mit Viehzucht, Käse- und Butterbereitung, oder mit Landwirthschaft, namentlich mit Rips- und Rapsbau.

Das wachsende und fallende Wasser bildet auch während des Sommers den Kernpunkt der Unterhaltung, denn nicht selten kommt kurz vor der Ernte durch Anwachsen des Weichselstromes eine zweite Ueberschwemmung, welche die ganze Ernte zerstört. Man bezeichnet diese Ueberschwem-

*) Aus zwei, ein Fuß auseinander stehenden Brettern gemacht, welche vermittelst einiger Pfosten zusammengehalten und mit Dünger gefüllt werden.

*) Wasserschnecken in Windmühlenform.

mung als Dominikwasser, nach dem Dominikusmarkte, welcher um diese Zeit in Danzig abgehalten wird.

Viele Kämpenbewohner leben von der Jagd und sind nur Sonntags und dann zu Hause anzutreffen, wenn sie schlafen, oder der Ruhe pflegen; ihre ganze Ausdrucksweise ist mit Jagdausdrücken gemischt.

Schiffer und Fischer bilden fast einen Stand. Im Sommer treiben die Leute zu Wasser Handel, im Winter fischen sie.

Die Kämpenbewohner sind kräftig und muskelstark, mittelgroß, fast immer blond. Mädchen und Frauen haben regelmäßige schöne Gesichtszüge; bei Allen zeigt sich Neigung zur Fettleibigkeit, die fast immer im 40. Lebensjahre beginnt und sich mit vorschreitendem Alter mehr und mehr entwickelt. Trotz der hier vielfach herrschenden Wechselfieber erreichen viele dieser Menschen die hohen Siebenziger.

Confessionell scheiden sich die Bewohner dieses Insellandes in Mennoniten und Protestanten.

Johann Jakob von Tschudi's Reisen durch Südamerika.

Von diesem ausgezeichneten Werke ist so eben, bei F. A. Brockhaus in Leipzig, der erste Band erschienen, reichlich mit Holzschnitten ausgestattet, sehr sauber, aber leider mit manchen Druckfehlern, auch mit lateinischen Buchstaben und ohne Columnentitel, die in hohem Grade willkommen gewesen wären. Hoffentlich wird am Schlusse des vierten Bandes ein sorgfältiges Register beigefügt, denn es handelt sich hier um ein Buch, das lange gelten und auch nach vielen Jahren mit ungeschwächtem Interesse gelesen werden wird.

Herr von Tschudi ist einer unserer ausgezeichnetsten Reisenden. Vor einem Vierteljahrhundert erwarb er sich durch sein Buch über Peru einen hochgeachteten Namen auf beiden Erdhalben; er hat dann später, gemeinschaftlich mit Ribeiro, das von allen Gelehrten sehr geschätzte Werk über die peruanischen Alterthümer herausgegeben und eine Anzahl werthvoller Monographien veröffentlicht. Ueberall dieselbe Gediegenheit und ansprechende Darstellung.

Die beiden ersten Bände sind einer Beschreibung der Reise durch die brasilianische Provinz Minas geraes gewidmet; der dritte soll sich vorzugsweise mit den deutschen Colonien in den Provinzen Espirito santo, San Paulo, Santa Catharina und San Pedro do Sul beschäftigen; der vierte wird die Wanderung von Buenos Ayres, quer durch Südamerika, nach Cobija, dem bolivianischen Hafen am Stillen Ocean, einen Besuch in Chile und die Reise im peru-bolivianischen Hochland enthalten.

Der erste Band hat uns dermaßen gefesselt, daß wir uns gedrungen sahen, ihn ohne Unterbrechung bis ans Ende durchzustudiren. Hier liegt über das vielgeschmähte und vielgerühmte Brasilien eine Arbeit vor, die in jeder Beziehung als mustergiltig angesehen werden kann. Wir sagen damit nicht zu viel. Herr von Tschudi ist als Reisender so erfahren, wie nur irgend einer; er hat einen offenen, scharfen Blick, er ist ein durchaus praktischer Mann, der alle Lebensverhältnisse kennt und sie zu nehmen weiß, wie sie für seine Absichten und Zwecke genommen werden müssen. Dazu kommt seine gründliche und tüchtige Gelehrsamkeit, welche er fruchtbringend zu machen versteht. Alle seine Schilderungen sind klar, sein Styl ist gut; er ermüdet nie, sagt Alles so kurz wie möglich und versteht es, auf geringem Raume eine große Menge interessanten Stoffes zu verarbeiten. Wir sind in diesem Band auch nicht auf eine einzige Stelle gestoßen, die von irgend einem Vorurtheile zeugte; wir fühlen überall heraus, daß es dem Mann ein heiliger Ernst ist, die volle Wahrheit zu sagen; er befleißigt sich in ehrenhafter Weise einer gleichvertheilenden Gerechtigkeit; er spendet Licht oder Schatten nach Gebühr und wir dürfen ihm glauben. So flößen die Urtheile, welche von einem so erfahrenen Beobachter ausgehen, volles Vertrauen ein, auch da, wo es sich um politische Angelegenheiten handelt, oder um Interessen des Verkehrs, um Zustände der Volkswirthschaft, oder um anthropologische Dinge.

Herr von Tschudi verließ Hamburg im Oktober 1857, besuchte Pernambuco und Bahia und fuhr nach Rio de Janeiro. Von dort begab er sich nach längerm Aufenthalte über die Colonie Petropolis nach Ouro Preto, der Hauptstadt der Provinz Minas geraes. So weit reicht der erste Band.

Die Hauptstadt Brasiliens ist oftmals und sehr ausführlich geschildert worden; wir kennen ihre Reize, ihren Schmutz, ihr Klima, ihre gemischte Bevölkerung und ihren Handelsverkehr. Aber man liest die Darstellungen Tschudi's trotzdem mit Genuß und mit Gewinn, weil er überall den Erscheinungen eine interessante und namentlich auch eine praktische Seite abzugewinnen versteht. Er schätzt die Zahl der Einwohner von Rio de Janeiro auf etwas mehr als 300,000; bekanntlich ist sie die größte Stadt von Südamerika, der Hafen ist sicher, die Bay unvergleichlich schön, der Handelsverkehr auf etwa 325 Millionen Francs gestiegen. Das ganze Leben und Treiben regsam, das Hinterland produktenreich, ein Streben nach geistiger Entwicklung nicht zu verkennen, materielle Verbesserung sichtbar. Aber dem Ganzen haftet doch immerhin noch viel Unfertiges an, und einem germanischen Menschen ist der romanisch-afrikanisch-indianische Schmutz von ganzer Seele zuwider. Selbst der St. Annaplatz, auf welchen vier Hauptstraßen einmünden und der im Mittelpunkte der Residenz liegt, hat durchaus das Ansehen eines Schindangers.

Und wie in der Hauptstadt, so in der Provinz. Wir lesen darüber ergötzliche Schilderungen. In der Stadt Parahybuna kehrte Tschudi im Gasthof einer Mulattin ein, die ihm eine unverschämt hohe Rechnung machte. In derselben Herberge mußte ein Brasilianer für ein Huhn, einen Teller Bohnen und Reis die Summe von — 50 Frs. zahlen!

Im Dorfe Chapeo d'Uvas, wo, von Osten her, die Attaleapalme zuerst auftritt, lag eine Herberge mit der Aufschrift: Casa de pasto; Hôtel provincial. „In meinem Zimmer, wenn überhaupt die offenen Gelasse, in denen

Betten für die Reisenden stehen, auf diesen Namen Anspruch machen dürfen, traf ich zum ersten Male seit meiner Abreise von Petropolis einen Tisch. Zwar ragte seine Höhe über das gewöhnliche Maß hinaus, ich konnte aber immerhin stehend daran schreiben. Gewöhnlich findet man in den Herbergen nur in dem Eßzimmer einen Tisch, in den Gemächern für die Reisenden nur Betten, aber immer so viele, als nur Raum darin haben."

Bei einem Fazendeiro (Gutsbesitzer), in dessen Hause der Reisende ein Unterkommen suchen mußte, wies man ihn barsch in den Cuarto. „Rechts vom Eingangsthor war nämlich ein langes, niedriges Lehmgebäude in eine Anzahl Cuartos, d. h. Löcher ohne Fenster, ohne Dielen und ohne Decke abgetheilt. Ich stieg ab, und eine Negerin brachte den Schlüssel zu Cuarto Nr. 1, wohl dem besten von allen. Ich trat ein und fand zwischen den vier Lehmwänden absolut nichts als ein namenlos ekelhaftes Geschirr und einen unerträglichen übeln Geruch. Unter freiem Himmel konnte ich leider nicht schlafen, da es heftig regnete. — In dem neben anstoßenden Cuarto brannte ein Feuer. Sobald ich meine Thür schloß, war mein Gemach mit einem erstickenden Rauch angefüllt; wenn ich sie offen ließ, wurde ich von einer Heerde hungriger Schweine überfallen, die ich nur mit Mühe von meinem Lager fern halten konnte. Ich zog aber doch diesmal den Rauch den Schweinen vor und schloß die Thür; doch war vorerst an Schlafen nicht zu denken. Aus dem neben anstoßenden Cuarto drang ein gräßliches Stöhnen, Winseln und Jammern zu mir herüber. Ich war über dessen Ursprung nicht im Unklaren; denn mein Camerada hatte mir gesagt, daß dort eine krummgeschlossene Negerin liege; der Aufseher habe eben noch Holz hineingetragen und die Stricke fester angezogen. Was nützten alle die traurigen Reflexionen, welche die entsetzlichen Klagetöne des unglücklichen Weibes in mir hervorriefen? Helfen konnte ich nicht. Der Fazendeiro hatte sich schon längst schlafen gelegt, ich konnte kein gutes Wort für die Gefangene einlegen und war gezwungen, den ununterbrochenen Ausdruck eines qualvollen Schmerzes anzuhören. Wäre der Regen nicht in Strömen heruntergestürzt, — ich wäre keine Minute länger in dem Gemache geblieben.

Endlich siegte die Müdigkeit. Aber nach kurzem Schlummer wurde ich durch ein unangenehmes Kratzen im Gesichte aufgeweckt; auch hörte ich ein lebhaftes Rasseln. Bald war eine Wachskerze aus der bereit liegenden Satteltasche hervorgezogen und angezündet. Das plötzliche Licht erschreckte für den Augenblick ein paar Dutzend riesenhafter Ratten, welche sich das Gemach zu ihrem nächtlichen Tummelplatz ausgewählt hatten. Einige glotzten mich verdutzt an, andere rannten gegen das Licht, wieder andere suchten sich in verschiedenen Richtungen zu verstecken, und es gab einen Augenblick lang ein heilloses Durcheinander. Nur zu bald kamen diese Eindringlinge wieder zur Besinnung; sie fanden es wahrscheinlich zweckmäßiger, sich durch das schwache Licht nicht beirren zu lassen und in ihrem Zerstörungswerke fortzufahren. An zweien meiner Lederkoffer hatten sie schon die Ecken angefressen, auch das Riemenzeug meines Sattels und Zaumes an verschiedenen Stellen angegriffen. Das war mir doch zu bunt und ich fühlte mich veranlaßt, die Offensive zu ergreifen. Ich rollte mein Bett zusammen, setzte je zwei Koffer aufeinander, postirte mich, mit einer langen Hetzpeitsche versehen, auf das eine Paar derselben und wehrte nun die unverschämten Angriffe ab. Es war halb zwei Uhr; natürlich mußte auf den Schlaf Verzicht geleistet werden. Meine Vorkehrungen hatten zum Theil die gewünschte Wirkung, die Koffer wenigstens wurden verschont. Zwar fehlte es nicht an kecken Versuchen, sich ihnen zu nähern, aber die Peitsche flößte doch meinen impertinenten Gegnern einigen Respekt ein. Wenn ich die eine oder andere Ratte durch einen wohlgezielten Hieb traf, so schnaubte und pfiff sie ganz empört; ja einige sprangen mit gesträubten Haaren nach der Peitsche. Einige verloren sich, während wieder andere mit wunderbarer Behendigkeit längs der Dachbalken hinunter rannten. Diese bewegte Scene wurde fortwährend von dem herzzerreißenden Winseln der gefesselten Sklavin begleitet. Nach zwei langen Stunden gab ich meinem Camarada das Zeichen, die Thiere von der Weide zu holen, und bei Tagesanbruch verließen wir das traurige Nachtquartier."

Mit Verstand, Einsicht und Billigkeit schildert Herr von Tschudi die Charakterzüge der Bevölkerung Brasiliens, und ganz richtig betont er, daß von einem Nationaltypus bei den Brasilianern nicht die Rede sein könne. „Denn eine seit Jahrhunderten andauernde Rassenmischung einer schon gemischten Rasse, wie die Portugiesen es sind, mit Indianern und Negern in allen nur denkbaren Kreuzungen, hat begreiflicherweise einen einheitlichen physischen Typus nicht entstehen lassen, und wo ein solcher fehlt, ist natürlich ein nationaler Charakter eines Volkes auch nicht denkbar. Die brasilianische Nation ist eine Vereinigung von Menschen, die blos durch eine bestimmte Regierungsform mit einander verbunden sind, nicht aber, wie die europäischen Nationen, außer dieser auch noch durch gemeinsame Abstammung und, durch diese bedingt, einen in gewissen Grundzügen übereinstimmenden Charakter. — In Brasilien sehen wir nur eine gemischte Abstammung über das ganze Land verbreitet. Allerdings haben die Bewohner von Rio grande do Sul, die Paulistas, die Fluminenses (d. h. Bewohner von Rio de Janeiro), die Mineiros, die Pernambucanos &c. einen gewissen Anstrich von Nationalität, der auf gewissen Lokalverhältnissen fußt und hauptsächlich Sonderinteressen seinen Ursprung verdankt; aber er tritt zuweilen scharf hervor, und es drängt sich die Ueberzeugung auf, daß nur diese unheilvolle, so tief durchgreifende Rassenmischung einer gesunden, kräftigen Entwicklung der Nationalität entgegentritt. Bei den Völkern Europa's herrscht die Nationalität vor, in Brasilien die Individualität, ähnlich wie im europäischen Walde die Gattung vorherrscht und Bestände bildet, im brasilianischen Urwald aber die Arten, zur bunten botanischen Musterkarte vereint."

Unter dem Ausdrucke Brasilianer versteht Herr von Tschudi nicht die Gesammtheit der Nation, sondern den intelligentern Theil mit vorherrschend weißer Abstammung. „Ich kann nicht, wenn ich vom geistigen, gesellschaftlichen und staatlichen Leben der Brasilianer spreche, den apathischen Indianer, den faulen Caboclo, den rohen freigelassenen Neger und den leichtfertigen Mulatten mit dem höher civilisirten Eingebornen vorzüglich von romanischer Abstammung zusammenwerfen. Von einem Nationalcharakter kann man nicht sprechen, weil er nicht existirt."

Grade in unseren Tagen, nachdem die Frage über die Stellung der farbigen Menschen zu den Weißen eine so inhaltschwere Tragweite gewonnen hat, ist es von hohem Interesse, zu hören, wie ein so erfahrener Anthropolog wie Herr von Tschudi sich ausspricht.

Die farbige Bevölkerung ist aus der Mischung von

Weißen, Indianern und Negern hervorgegangen. Nach brasilianischer Nomenclatur heißen die Abkömmlinge von Weißen und Indianern: Mamelucos; von Weißen mit Negern: Mulatos; von Indianern mit Negern: Cafusos; von Indianern mit Cafusos: Xibaros. Diese Mischungen kreuzen sich unter den verschiedensten Verhältnissen mit einander und mit den reinen Rassen. Das geübte Auge des Brasilianers findet auch da noch Mischungsverhältnisse heraus, wo der europäische Anthropolog durchaus nicht mehr im Stand ist, dieselben zu bestimmen. Ein Mulatte, dessen Vater ein Weißer, dessen Mutter eine Negerin ist, unterscheidet sich für den Rassenkenner deutlich von einem Mulatten, dessen Vater ein Neger, die Mutter aber eine Weiße ist, und das Nämliche gilt für die Mamelucos und Cafusos.

Manche „Farbigen" sind übrigens von den brasilianischen Vollblut-Portugiesen kaum zu unterscheiden, namentlich jene mit indianischer Mischung. Es ist wiederholt behauptet worden, daß neun Zehntel der Brasilianer von gemischter Abstammung seien, und gewiß sind nahezu vier Fünftel in diese Kategorie einzureihen.

Die ersten Portugiesen brachten wenige Frauen aus Europa mit und nahmen zumeist Indianerinnen. So entstand eine beträchliche Menge von Mamelucos; und dann kam durch die Neger „ein böses Element zur Rassenmischung" nach Brasilien. „Die Erfahrung hat in allen Ländern, in denen Sklaverei bestand oder noch besteht, unwiderlegbar nachgewiesen, daß jede Rassen-Vermischung mit Negern einen bedeutenden Rückschritt einschließt. Man hat sogar behauptet, daß die gemischten Abkömmlinge von Negern noch weit unter diesen selbst ständen. Diese Angabe scheint mir nur zum Theil begründet zu sein. Es steht wohl fest, daß die Kinder, welche durch die Vermischung zwischen Negern und Individuen einer begabten Rasse entstanden sind, an intellectuellen Fähigkeiten ihren schwarzen Aeltern im Allgemeinen bedeutend überlegen sind; weniger in rein mechanischen Fertigkeiten; der Charakter der Mischlinge aber ist durchschnittlich weit schlechter, als jener der Neger. Es gibt vielleicht auf der Welt keine verworfenere Menschenklasse, als die Mischlinge von Negern und Indianern, diese Cafusos, oder Zambos, wie sie im spanischen Südamerika genannt werden. Sie sind um so schlechter, je tiefer der Indianerstamm steht, welchem der Vater oder die Mutter angehörte."

Etwas besser sind die Mulatten. Es gibt unter ihnen sogar ausgezeichnete Männer von hoher geistiger Begabung, einem ausgezeichneten Wissen und einer vielseitigen gründlichen Bildung, Männer, die als Politiker, Schriftsteller, Künstler oder Feldherrn sich großen Ruhm erworben haben. Das sind aber doch immer nur seltene Ausnahmen. Im Allgemeinen ist der Mulatte äußerst sinnlich, leichtfertig, leichtsinnig, meist arbeitsscheu, dem Spiel und Trunk ergeben, rachsüchtig, hinterlistig und verschlagen. Er ist zu Allem zu gebrauchen und liefert auf die Anklagebank der Schwurgerichte, in die Gefängnisse und das Zuchthaus das größte Contingent. — Auch im Gesichte der schönsten Mulattin ist keine Spur von edler Form zu entdecken. Die Nase ist immer breit, die Lippen sind mehr oder weniger wulstig aufgeworfen, der Blick ist ohne Geist, wohl aber feurig, sinnlich-herausfordernd, der Teint gelbbraun und die Hautausdünstung von specifisch ekelhaftem Geruche. Sie allein ist schon hinreichend, jede Illusion recht gründlich zu zerstören. Unbegrenzte Eitelkeit und wollüstige Sinnlichkeit sind die Grundzüge des Charakters der Mulattenweiber. Viele sind, wie dies bei Bastarden so gewöhnlich ist, unfruchtbar.

Einen Grad höher, als die Mulatten, stehen die Mamelucos (im spanischen Amerika Mestizos geheißen). Sie sind numerisch stark vertreten, besonders aber Mischlinge von ihnen und Weißen, und diese sind für ein ungeübtes Auge, wie schon bemerkt, manchmal nicht vom Portugiesen zu unterscheiden. In Bezug auf den Charakter sind die Mamelucos den Mulatten vorzuziehen, trotzdem bei ihnen die Rassenfehler der Indianer scharf genug hervortreten. Indolenz und Trägheit herrschen bei ihnen vor, besonders unter Verhältnissen, in denen es ihnen an jeder geistigen Anregung fehlt. —

Wir gehen heute auf Tschudi's Schilderung der Neger und der Sklavereiverhältnisse, über welche er sehr verständige Betrachtungen anstellt, nicht ein, wollen aber zum Schluß die Beobachtung einer Naturerscheinung erwähnen, welche der Reisende in der Provinz Minas geraes anstellen konnte.

Es handelte sich um Irrlichter. Herr von Tschudi stand bei einbrechender Nacht, Abends 8 Uhr, mit dem ihn bewirthenden Fazendeiro vor der Hausthür. Ein paar hundert Schritt entfernt floß der Parahyba, dessen jenseitiges Ufer stark bewaldet war. Die Luft, + 22° R., war schwül; der Regen hatte den ganzen Tag angehalten und dauerte noch fort. Plötzlich zog ein Licht, uns gerade gegenüber im Walde, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der Fazendeiro rief sämmtliche Hausbewohner zusammen. Die Lichterscheinung bildete einen intensiv rothen, runden Feuerkern oder eine Feuerkugel (nicht ein längliches, bläuliches Flämmchen, wie die Irrlichter gewöhnlich geschildert werden), in der Farbe einer entfernt brennenden Pechfackel ähnlich. Dieser Feuerkern schwankte auf beschränktem Raume bald nach rechts, bald nach links, bald stieg er etwas in die Höhe, bald senkte er sich wieder. Plötzlich erschienen rechts von ihm 3 andere, aber schwächere und etwas weiter zurückstehende sternartige Lichter; sie näherten sich dem erstern, verschwanden für Momente, kamen dann links zum Vorschein und erloschen bald darauf gänzlich. Kaum eine Minute später erschienen rechts 2, links 5 und bald darauf vereinigten sich alle auf der linken Seite des Centralkerns. Dann kamen sie hinter demselben nach rechts zum Vorschein; einige erloschen, andere tauchten wieder auf, so daß ich zugleich 15, außer dem Hauptkerne, zählte; dieser blieb am ruhigsten, aber auch am glänzendsten. Das ganze Spiel dauerte 18 bis 20 Minuten; ich konnte es also mit der größten Ruhe betrachten. Der Fazendeiro erzählte schauerliche Geschichten, wie ihn diese Lichter schon oft erschreckt und verfolgt hätten. Seit einem Monate hatte man sie nun schon viermal gesehen, immer zur nämlichen Stunde. An dem Orte, wo sie erschienen, befindet sich im Wald ein schwer zugänglicher Sumpf. Ich halte diese Erscheinung für sogenannte Irrlichter. —

Theatralisches aus Tibet.

Von **Emil Schlagintweit.**

Theater und Kirche, scheinbar zu einander im größten Gegensatze, berühren sich doch unerwartet nahe. Um ein Beispiel aus der Gegenwart zu nennen, sei der Passionsspiele in Oberammergau gedacht, wo die ganze Leidensgeschichte Christi dargestellt wird von Landleuten, die als handelnde Personen auftreten und zum Theile wirklich Vollendetes leisten; in ähnlicher Weise werden in Tyrol Gegenstände der heiligen Geschichte theatralisch behandelt. Wenden wir uns nun dem Mittelalter zu, so begegnen wir in den „Mystères" und „Moralités" demselben Bestreben der Kirche, ihren Anhängern die Lehren ihrer Religion in einer ihrer Fassungsgabe entsprechenden Form zu bieten; für Kurzweil war gesorgt und die Bevölkerung strömte zu diesen Darstellungen zahlreich hinzu.

In ähnlicher Weise ist in Tibet die unter fröhlichen Tänzen vorgeführte Belehrung eine sehr wirksame; die Laienwelt steht ohnehin noch auf einer Stufe der Civilisation, wie sie in Deutschland, schon im neunten Jahrhundert, nur noch in einzelnen Gegenden vorhanden war.

Zur folgenden Schilderung dieser Schauspiele benütze ich die Mittheilungen meines Bruders, Hermann v. Schlagintweit, der einem solchen beiwohnte, ferner den von Kapitän Godwin Austen jüngst im Journal der calcutta-asiatischen Gesellschaft veröffentlichten Bericht, und außerdem noch Angaben, die sich in tibetischen Werken finden. Auch liegen mir die Originalmasken und Gewänder vor (in der ethnographischen Sammlung meiner Brüder).

Als Bühne dient der Hofraum eines buddhistischen Klosters. Aus dem Innern strömen Musiker heraus, in langen wallenden Gewändern von Seide in verschiedenen grellen Farben; auf dem Kopfe sitzt ein Filzhut mit breiter Krempe, oben mit einer leierartigen Metallverzierung. Ihre Instrumente sind Trommeln und Blasinstrumente. Die Trommeln sind in Form und Handhabe verschieden von den unserigen; die „Handtrommeln" haben 6 bis 10 Zoll Durchmesser, das Fell ist über einen Holzkasten gespannt und bildet zwei Halbkugeln, welche da, wo sie sich berühren, von einem Stricke umschlungen sind, der als Handhabe dient und zugleich zur Befestigung der Trommelschlägel; dies sind zwei Lederballen, die an Schnüren hängen; bei heftiger Schüttlung des Instrumentes schlagen sie beide an je ein Fell, so daß der Ton ein sehr lauter wird. Verschieden davon sind die großen Trommeln, unsere „Pauken"; das Fell hat einen Durchmesser von 3 Fuß, der Trommelkasten ist an einen Stock befestigt, und das Fell wird mit einem elastischen gebogenen Bambusrohre geschlagen, was einen sanften, an Stärke sich allmälig vermindernden Ton hervorbringt.

Noch origineller erscheinen die Blasinstrumente; es sind dies meist Markröhren menschlicher Knochen, außen mit Metall verziert, durch welche getutet wird. Unseren Hautbois an Ton nicht unähnlich sind lange Metallrohre von 6 bis 8 Fuß Länge, die beim Gehen auf den Schultern von Knaben ruhen, ähnlich wie dies bei uns im Mittelalter der Brauch war. Diese Gruppe von Musikern zieht im Gänsemarsche in Procession herum und läßt sich dann an der Mauer nieder. Nach einigen Stückchen öffnet sich die Klosterpforte wieder und ein Haufen Tänzer kommt heraus; er spaltet sich in zwei Gruppen, die ebenfalls, eine der andern folgend, unter der Leitung eines Vortänzers in Schlangenwindungen sich bewegen, anfangs langsam, dann schließlich unter immer heftiger werdenden Gestikulationen fast laufend; etwas erhitzt stellen sie sich endlich rechts und links von den Musikern auf. Eine Pause entsteht, wenn sie plötzlich in der Bewegung innehalten und gravitätisch Verneigungen und gewisse Zeichen machen.

Das Costüm ist sehr eigenthümlich; besonders fallen die Masken auf; über lebensgroße Gesichter mit lachenden, grinsenden Zügen; sie haben rothe Hautfarbe. Auf dem Gewande, einem langen Talar, der bis an die Knöchel reicht, ist in der Höhe der Brust ein Todtenkopf gemalt, in der Höhe der Schenkel ein dunkler Kopf mit einer Krone von Todtenschädeln. Die Todtenschädel bedeuten stets solche erschlagene böse Geister, und die muntere Weise des Tanzes drückt Freude und Dank aus an die Gottheit für erfolgreichen Schutz gegen diese Quälgeister der Menschen. Diese Gruppe von Tänzern stellt gütige Gottheiten dar; sie heißen mächtige Götter, „Lhatschen".

Nun folgt allgemeines Gerassel aller Instrumente, das einen sehr unharmonischen Lärm hervorbringt; dann plötzliche Stille, nachher heftiges Einfallen aller Paukinstrumente. Langsamen gemessenen Schrittes treten in würdevoller Haltung mehre Personen hervor. Alle tragen ungeheuere Masken, von 2- bis 3maliger Lebensgröße; der größten Maske wird deutlich von den Uebrigen Ehrerbietung bewiesen; sie trägt stets den Namen einer Gottheit, doch man wechselt in der Wahl, so daß der allgemeine Name dafür „gelbe Maske" ist, nach der Farbe derselben. Das Gefolge, Lhatung, „Göttersöhne" genannt, ist sehr zahlreich; es stellt sich mit den bereits früher Herausgetretenen rechts und links auf. Noch während dieses geschieht, treten Spaßmacher auf und die Witze dieser Leute sind erheiternd, wenn auch ihre Späße sehr roh. Ihnen folgen die der Spirituosen-Trankopfer Darbringenden. Tanz und Bewegung im Gänsemarsch wie früher; sie stellen gewöhnliche Menschen dar, die durch Trankopfer die bösen Geister besänftigen wollen. Ihnen auf dem Fuße folgt eine Gruppe ganz monströser Figuren; bald sind die Kleider bemalt wie Skelette, bald sieht man Gottheiten mit langen verfilzten Haaren und wirklich erschreckenden Zügen; es sind dies die Repräsentanten der Dämonenwelt.

Nun ist das Personal vollständig und das eigentliche Schauspiel beginnt. Ein gewöhnlicher Mann tritt hervor aus der Reihe der Trankopfer-Spendenden, ein Dämon folgt ihm, der den Anderen zu einer schlechten That überreden will, wie z. B. zu Todtschlag. Der zu Verführende schaudert anfänglich davor zurück, doch der Böse winkt sich einen Collegen zum Beistande her, der Mensch gibt endlich nach und eben wollen sie abgehen, um die That zu vollbringen.

Da ertönt plötzlich gellendes Pfeifen, — das wie bei unserm Landvolke durch Einlegen der Finger in den Mund bewirkt wird, — es geht dies von der Seite der gelben

Maske aus. Diese Gruppe hat nämlich aufmerksam den ganzen Vorgang beobachtet und mischt sich jetzt ein zur Verhinderung der That. Auf das Pfeifen stürzt der ganze Haufen vor, langt aus dem faltenreichen Gewande einen dicken Knüppel hervor und wirft sich mit Ungestüm auf die Repräsentanten der Dämonenwelt, ganz derb dreinhauend; doch sind die Angegriffenen durch dicke Wattirung geschützt. Aber dennoch nimmt die Prügelei bald den Charakter einer ganz ernstlichen Rauferei an; denn bei den großen Masken verschiebt sich der Ausschnitt für die Augen sehr leicht durch die heftige Bewegung, und es kommt sehr häufig vor, daß ein guter Gott einen seiner Klasse trifft, statt eines Feindes; ein Zwischenfall, der beim Publikum stets große Heiterkeit erregt. Ueberhaupt dauert das in die Flucht Treiben der bösen Geister sehr lange; es endet an einem vorher bestimmten Orte. Da tritt Stille ein, choralähnliche Lieder werden angestimmt und die ganze Menge der Schauspieler — Alles Priester — nähert sich in andächtigem Gange den Zuschauern, Lobgesänge an die gütigen Götter absingend und ihre Allmacht und große Stärke preisend.

Eine solche Verherrlichung der hohen Fürsorge der guten Götter über die bösen Götter bildet stets den Gegenstand der Darstellungen. Sie finden zweimal des Jahres statt: am zehnten Tage eines Frühjahrs- und eines Herbstmonats.

Bezeichnend ist der Name, welchen die Tibeter für diese Schauspiele haben; sie nennen sie: Tambin schi, „Segen der Unterweisung," weil sie den Sieg der Gottheit über die bösen Geister versinnbildlichen.

Ein Beitrag zur Kunde der Inselbildungen.

Von Dr. Ernst Boll in Neu-Brandenburg.

In den Zeitschriften macht jetzt ein Bericht über ein merkwürdiges naturgeschichtliches Ereigniß die Runde, welches sich vor wenigen Wochen im griechischen Archipelagus zugetragen hat, nämlich die durch vulkanische Kräfte herbeigeführte Entstehung einer neuen Insel in der Nähe von Santorin, worüber auch der Globus (Bd. X, S. 29) schon eine Mittheilung gebracht hat. Aus den Schriften des ältern Plinius, des Seneca, Strabo und anderer späterer Autoren wissen wir, daß ähnliche Vorgänge an jener Stelle seit dem Jahre 236 v. Chr. schon mehrfach beobachtet worden sind, und dürften wir die alte griechische Mythe von der Entstehung der Insel Delos, — welche Poseidon als Zufluchtsort für die auf Erden herumirrende Latona mit seinem Dreizack aus dem Meeresgrunde hervorgezogen haben soll, — naturgeschichtlich deuten, so könnten wir die Aeußerungen vulkanischer Thätigkeit in jenem Archipel vielleicht noch um mehr als tausend Jahre weiter in die Vergangenheit zurück verfolgen.

Es ist dies aber bekanntlich nicht die einzige Stelle im Becken des Mittelmeeres, wo innerhalb geschichtlicher Zeit durch ähnliche Kräfte Inseln entstanden oder verschwunden sind, denn im Jahre 1831 ereignete sich auch zwischen Sicilien und der afrikanischen Küste ein solcher Fall, indem dort an einer Stelle, wo man wenige Jahre zuvor bei Sondirungen eine Meerestiefe von 600 Fuß gefunden hatte, plötzlich eine Insel emportauchte, über deren Namen man sich eben so wenig einigen konnte (man taufte sie Ferdinandea, Grahams-Insel, Nerita u. s. w.), als über den Besitz derselben, über welchen letztern zwischen den Engländern und Franzosen wahrscheinlich ernstliche Mißhelligkeiten entstanden wären, wenn nicht das Streitobjekt selbst nach kurzem Dasein sich den Blicken jener beiden habgierigen Mächte wieder entzogen hätte.

Im Ostseebecken dagegen sind noch niemals, so weit geschichtliche Kunde zurückreicht, ähnliche Vorgänge beobachtet worden, — wohl aber hat man in den Binnengewässern der baltischen Länder mehrfach kleine Inseln entstehen und verschwinden sehen, die aber nicht, wie im Mittelmeere aus vulkanischen Gesteinen, sondern aus Torfmasse gebildet waren und schon dadurch darauf hinweisen, daß wir es hier mit einem Vorgange zu thun haben, bei welchem ganz andere, als vulkanische Kräfte im Spiele gewesen sind. Eine genauere Schilderung aller zu meiner Kenntniß gelangten Beispiele solcher Inselbildungen wird das überzeugend darthun, und ich erlaube mir daher ein über dieselben handelndes Kapitel, welches späterhin in der Fortsetzung meiner „Beiträge zur Geognosie Mecklenburgs" seine Stelle finden wird, hier vorläufig mitzutheilen, — natürlich ohne den Ballast der gelehrten Citate, welcher für die Leser des Globus kein Interesse haben kann.

Unter den in Norddeutschland beobachteten Beispielen von Torf-Inselbildung ist zwar ein mecklenburgisches der Zeit nach das älteste, aber die darüber vorhandenen Nachrichten sind so mangelhaft, daß uns die Genesis dieser Insel völlig unklar bleiben würde, wenn sich nicht später in Holstein ein ganz ähnlicher Fall ereignet hätte, über welchen genauere Angaben vorliegen, die es uns möglich machen nicht allein jenen mecklenburgischen, sondern auch noch zwei andere in der Mark Brandenburg vorgekommene richtig zu deuten. Wir stellen daher die holsteinischen Beobachtungen (nach Bruhns, Meyer und Schmidt) voran.

Am 16. August 1803 bemerkte man zu Beel, unweit Plön, etwa 1000 Fuß vom Ufer der dem Dorfe gegenüber liegenden Wiesen entfernt, auf dem Beeler (nicht Eleveezer!) See einen großen schwarzen Flecken, den man alsbald als eine neu entstandene Insel erkannte. Sie ragte drei Fuß über den Wasserspiegel hervor und bestand aus einzelnen Torfstücken, die aber unter dem Wasser Zusammenhang hatten und nur durch die Gewalt, mit welcher die ganze Masse gehoben war, so zerspaltet worden waren. Zwischen den Stücken bemerkte man kleine, nur einige Fuß tiefe Wasserrinnen, in der Mitte der Insel aber ein Loch von einer Elle Durchmesser und darin war das Wasser fünf Klafter tief, während der See dort früher nur eine Tiefe von zwei Klaftern gehabt hatte. Was über dem

Wasser lag, hatte etwa 80 Fuß im Umfange, aber das war nur der kleinste Theil des Gehobenen, denn dies erstreckte sich ringsum mit allmäliger Senkung nach allen Seiten hin noch etwa 100 Fuß unter dem Wasserspiegel fort, so daß der Umfang des gehobenen Bodens gegen 1000 Fuß betragen mochte.

Nach einiger Zeit verschwand diese Insel, ließ sich jedoch im Jahre 1819 an derselben Stelle eine kurze Zeit lang blicken; darauf erschien sie zum dritten Male am 2. Oktober 1852, und endlich nochmals am 15. August 1853.

In allen diesen Fällen war das den Seeboden bedeckende 16 bis 20 Fuß mächtige Torflager in backofenförmiger Gestalt aus der Tiefe des Sees blasenförmig gehoben worden, platzte oben in der Mitte, so daß die ringsum aufstrebenden Stücke einen von radialen Spalten zerrissenen Kegelmantel bildeten, — einem kleinen Erhebungskrater ähnlich, — und senkte sich nach und nach wieder, indem die über dem Wasser liegenden Stücke vom Wellenschlage fortgerissen wurden, der Rest aber in das ehemalige Niveau des Seebodens zurücktrat.

Die Stelle, wo diese Insel sich zeigte, ihre Größe, Gestalt und Erhebung über dem Wasserspiegel scheint in allen Fällen fast gleich gewesen zu sein. Der Torf, aus welchem sie bestand, war von zahlreichen, meist parallel geschichteten Baum- und Gesträuchwurzeln von geringer Dicke durchzogen, welche meist im Innern ausgehöhlt erschienen. Große Spalten in dem Lager sollen schon längere Zeit vor der dritten Erhebung der Insel zur Winterszeit bei glattem Eise auf dem Seeboden gesehen worden sein, sich aber vor diesem Ereigniß allmälig geschlossen haben. Ein Ausströmen von Gasblasen, die sich etwa in der Torfmasse selbst entwickelt hätten, ist von keinem Beobachter wahrgenommen worden.

Mit Hilfe der vorstehenden Angaben werden wir nun auch im Stande sein, die Lücken in den mecklenburgischen und märkischen Beobachtungen einigermaßen auszufüllen. Aus Mecklenburg wird uns nämlich berichtet, daß in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in dem Krümmelschen Arme der Müritz plötzlich eine kleine Insel „von der Größe einer Stube" emporgetaucht sei; in der Mitte derselben zeigte sich eine Spalte, die so tief in den Boden einschnitt, daß man mit einer langen Stange nicht darin gründen konnte; diese Stange brachte bei dem Sondiren einige „Mergelerde" aus der Tiefe mit herauf; nach einiger Zeit versank die Insel wieder.

Auch die Hauptmasse dieser Insel wird wahrscheinlich aus Torf bestanden haben, da dieser wohl die einzige unserer Bodenschichten ist, welche stehenbleibende Spalten (zumal im Wasser) zu bilden vermag; in diesem Falle ist auch die Mergelerde nicht schwer zu deuten; es war Wiesenkalk, der nicht selten unter Torflagern auftritt. Diese Vermuthung, welche Dr. Mayer zuerst über die Müritz-Insel ausgesprochen hat, wird dadurch fast zur Gewißheit, daß in neuester Zeit wenigstens an einer Stelle dieses großen Landsees ein auf Wiesenkalk ruhendes mächtiges Torflager aufgefunden worden ist.

Ein dritter Fall von der Entstehung einer neuen Insel ereignete sich im Dreetzer See, unweit Neustadt an der Dosse in der Mark Brandenburg. Die Tiefe desselben beträgt etwa 11 Fuß, am obern Theile aber, wo der Rhin hineinfällt, hatte sich ein sogenannter Kolk von 14 Fuß Tiefe gebildet. Am Abende des 25. April 1832 konnten die Fischer mit ihren Rudern den Grund dieses Kolkes nicht erreichen, in der folgenden Nacht aber war dort eine Insel entstanden, von 5 Ruthen Länge und 2⅓ Ruthen Breite, und mehr als 2 Fuß über den damals sehr niedrigen Wasserspiegel emporragend. Das Erdreich bestand aus Moor (Torf?) mit Sand gemengt (bedeckt?) und war anfänglich so weich, daß man ohne einzusinken nicht darauf treten konnte; später aber erhärtete es so, daß letzteres möglich wurde. Als hernach das Wasser des Sees stieg, ward die Insel kleiner, noch mehr aber wurde sie durch den Wellenschlag benagt, dem die heftigen Stürme jenes Sommers eine ungewöhnliche Stärke verliehen hatten. Im Juni war nur noch ein kleiner Theil über dem Wasser sichtbar, und im August existirte sie nur noch als Untiefe. (Klöden.)

Der vierte hierher gehörige Fall ereignete sich auch in der Mark, und zwar nicht in einem Landsee, sondern in der Havel unweit Spandau. Dort erhob sich am 17. Mai 1807 zwischen Pichelsdorf und dem Pichelsdorfer Werder in dem Flusse plötzlich eine 50 Schritte lange und 12 bis 15 Schritte breite Insel, deren Oberfläche anfangs elastisch war und durch Stampfen erschüttert wurde. Sie zeigte keine Spur von Vegetation, sondern war mit Sand, Muscheln, Gewürme u. dgl. bedeckt, und es lagen starke Floßhölzer darauf, die mit gehoben worden waren. Diese Insel verschwand nicht wieder, sondern war, als Klöden im Jahre 1837 über sie berichtete, noch vorhanden und damals mit Graswuchs bedeckt.

Wenn auch von einem Torfboden dieser Insel Nichts gesagt wird, so deutet doch die erwähnte Elasticität des Bodens (wie Dr. Mayer hervorhebt) auf das Vorhandensein eines solchen unter der Sanddecke hin. Daß die Insel nicht wieder versank, erklärt derselbe Forscher wohl ganz richtig daher, daß die Spalten und Höhlungen dieser blasenartig emporgetriebenen Insel durch den Treibsand des Flusses sogleich ausgefüllt worden wären.

Ueber die eigentliche Ursache dieser merkwürdigen Blasenbildung des Torfes fehlt es aber in allen diesen norddeutschen Beispielen an direkten Beobachtungen, und wir würden uns mit bloßen Vermuthungen darüber zu begnügen haben, wenn nicht zwei andere ähnliche Ereignisse, die weit abwärts von diesem Gebiete stattgefunden haben, auch über diesen Gegenstand einiges Licht verbreiteten.

In Livland befindet sich im Ilsing-See bei dem Dorfe Festen (so berichtet Wangenheim v. Qualen im Jahre 1850) eine merkwürdige Insel, welche seit undenklichen Zeiten in den Sommermonaten Juli oder August auf der Oberfläche des Sees erscheint und bei dem ersten Froste wieder untersinkt. Sie kommt regelmäßig an derselben Stelle zum Vorschein, ungefähr 60 Faden vom Ufer, und besteht aus einem torfartigen moorigen Unterboden, auf diesem befindet sich eine Lage thonartigen Schlammes, welchen sie alle Jahre vom Boden des Sees mit heraufbringt. Dieser Schlamm trocknet in den warmen Sommermonaten zu einer festen Rinde, bedeckt sich spärlich mit einigen Gräsern, und man kann dann trockenen Fußes auf der Insel umherzehen, welche in verschiedenen Jahren, je nachdem sich mehr oder weniger Schlamm auf derselben befindet, auch größer oder kleiner erscheint, und als Maximum eine Länge von 10 bis 12 und eine Breite von 3 bis 4 Faden haben kann.

Im August 1850 erhielten Wangenheim v. Qualen und der Chemiker Neese von dem naturforschenden Vereine in Riga den Auftrag, diese Insel näher zu untersuchen. Beide reiseten dorthin, und ersterer berichtet nun über das Resultat der Besichtigung Folgendes: „Die Insel war dies Jahr schon am 9. Juli auf der Oberfläche des Wassers erschienen; als wir uns derselben näherten, wurden wir

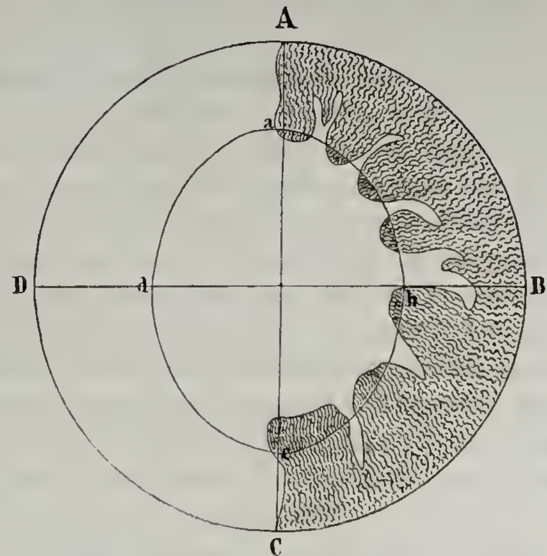
überrascht durch eine schwarzgraue wollige Substanz, welche unter der Insel hervorschimmerte und den Untergrund derselben bildete. Wir untersuchten dieselbe und fanden, daß sie aus einer Art von Torf, oder aus halb verfaulten Pflanzenfasern bestand, die wie ein ziemlich festhaltender Filz durcheinander geflochten waren. Dieser Pflanzenfilz von etwa 6 Fuß Dicke senkte sich auf der einen Seite der Insel mit einer halben Wölbung allmälig bis zu dem 2 Faden tiefen Boden des Sees hinab, mit welchem der Filz, wie wir sehr deutlich erkannten, in fester zusammenhängender Verbindung stand, wodurch das vielleicht schon seit einem Jahrhunderte bestehende stative Verhältniß der Insel an einer und derselben Stelle erklärt wird. Beim Sondiren dieses Pflanzenfilzes mit einer langen Stange wurden wir überrascht durch eine außerordentliche Menge von Kohlenwasserstoffgas, welches sich aus demselben entwickelte; wir sammelten in kurzer Zeit eine Menge desselben, welches mit einer bläulichen Flamme brannte. Auf der andern Seite der Insel war die dicke Schicht des Filzes nicht mit dem Boden verbunden, sondern hatte sich von demselben abgelöst und trug als Untergrund die Insel, so daß man unter dieser letztern in der Höhlung mit einer Stange frei sondiren konnte, aber auch hier waren Millionen kleiner Gasbläschen überall im Filze vertheilt. Dieser Untergrund der Insel hat ganz das Ansehen einer halbgeöffneten großen Blase, die mit der einen Seite am Boden befestigt ist; sie schwimmt unter der Oberfläche des Wassers, tritt aber nicht über dieselbe hervor, nur die auf ihr lagernde 8 bis 12 Zoll dicke Rinde schlammartiger Erde ragt hervor und bildet die eigentliche Insel. Dies Jahr war die Schicht Erde wegen der herrschenden starken Winde schon größtentheils von den Wellen hinweggewaschen, und daher war die eigentliche Insel, als wir sie untersuchten, nur noch 5 Faden lang, aber doch schon mit einigen Gräsern und Wasserpflanzen bedeckt.

Ungefähr 20 Faden von dieser größern Insel entfernt war in diesem warmen Jahre noch eine andere ähnliche, aber sehr kleine Insel erschienen, die von den Landleuten bereits einmal vor 20 Jahren in einem gleichfalls sehr warmen Sommer beobachtet worden war."

„Das ganze Causalverhältniß dieser eigenthümlichen Bildung liegt demnach klar vor Augen. Der See war früher eine Sumpf- oder Moorgegend, auf deren Boden sich eine mächtige Torflage bildete; der Abfluß aus diesem Torflager aber, welcher noch jetzt zu erkennen ist, verstopfte sich mit der Zeit und bildete einen See mit jenem torfartigen Filz als Unterboden. Nun entwickelte sich vor langen Jahren, wahrscheinlich in einem sehr warmen Sommer, in diesen faulenden vegetabilischen Stoffen das leichte Kohlenwasserstoffgas in Millionen kleiner Bläschen, zerriß die Filzdecke an der einen Seite, hob sie mit der darauf liegenden Erde und dem Schlamm zur Oberfläche des Sees empor und bildete die Insel, welche nun alle Jahre, sobald sich das Seewasser erwärmt, wieder erscheint. Bei eintretender Kälte aber verschwinden Fäulniß und Gasentwicklung, das vorhandene, die Decke tragende Gas entweicht allmälig, die halb offene Blase wird schwer, klappt zu und senkt sich wieder auf den Boden des Sees hinab."

In dem Ilsing-See war also nur die Hälfte der durchrissenen Torfblase zum Vorschein gekommen, oder wenn sie auch ursprünglich ganz gehoben sein mochte, war doch die eine Hälfte sogleich wieder versunken, so daß Wangenheim v. Qualen nichts mehr von derselben erblicken konnte. Ein Gleiches war im Dezember 1852 mit der Torfblase im Beeler See der Fall gewesen. — Daß der erstern die radialen Spalten fehlten, welche die letztere zeigte, erklärt sich in diesem, wie auch in den anderen Fällen, wo keine Spalten erwähnt werden, ganz einfach aus der elastischen Beschaffenheit der filzigen Torfmasse, welche, ohne zu zerbersten, einer beträchtlichen Ausdehnung fähig war, — eine Eigenschaft, welche der fester zusammengefügte Torf im Beeler See nicht besaß. Von der Insel in diesem letztern See, wie er sich im Jahre 1852 zeigte, hat Bruhns nachstehende, an Ort und Stelle entworfene Darstellung gegeben, in welcher durch die Linie A B C D

Fig. 1.



der Umfang der ganzen Blase bezeichnet wird, von der aber nur der schraffirte Theil A B C in gehobener Stellung verblieben ist, und von welchem nur die durch die Linie a b c abgegrenzten Stücke aus dem Wasser hervorragten und die eigentliche Insel bildeten.

Die Insel im Ilsing See dagegen wird etwa folgende Gestalt (Fig. 2) gezeigt haben, der wir auch zugleich in

Fig. 2.

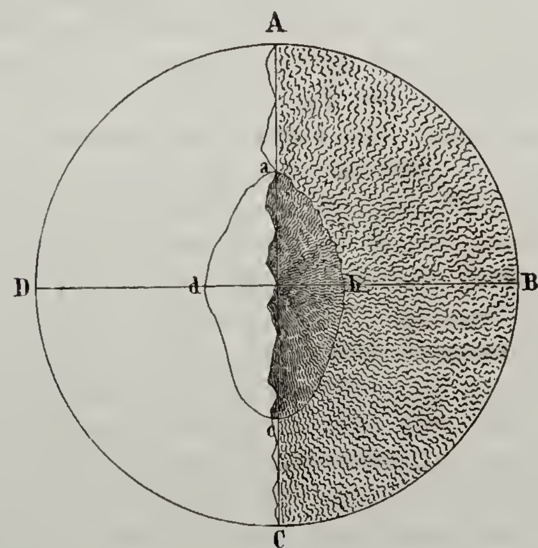
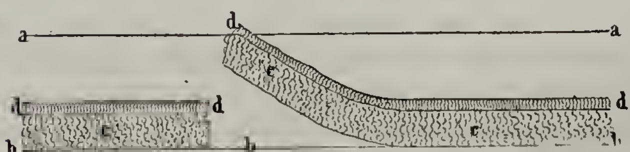


Fig. 3 eine Ansicht des ideellen Durchschnitts hinzufügen:

Fig. 3.



a. Seespiegel. b. Seeboden. c. Pflanzenfilz. d. Schlammartige Erde.

Auf die Idee, daß die Hebung durch Gasentwicklung bewirkt werde, die in dem Innern des Torflagers selbst vor sich gehe, war schon im Jahre 1810 Heinrich Steffens verfallen, er irrte aber darin, daß er das Gas

als Schwefelwasserstoffgas bezeichnete. Wenige Jahre später aber gaben in Bezug auf eine in England gelegentlich auftauchende Insel Otley und Dalton schon eine Erklärung, welche in allen wesentlichen Stücken mit W. v. Qualens Auffassung dieses Phänomens übereinstimmt. Mit dieser englischen Insel verhält es sich nämlich folgendermaßen:

Im Derwent-See, unweit Keswick, steigt ab und an eine etwa 6 Fuß dicke Erdschicht vom Boden des Sees bis zu dessen Oberfläche empor, bleibt aber mit jenem durch allmälig abfallende Seitengehänge in Verbindung, so daß ein viel größeres Stück Erdreich gehoben ist, als an der Oberfläche sichtbar wird. Die Stelle, wo diese Hebung erfolgt, liegt in dem südöstlichen Winkel des Sees etwa 450 Fuß vom Ufer entfernt, wo das Wasser gewöhnlich nur 3 bis 6 Fuß tief ist. Die Zeit, wann die Insel erscheint, ist sehr unregelmäßig; bald hat sie sich in zwei aufeinander folgenden Jahren blicken lassen, bald aber auch nur in längeren Zwischenräumen von 7 und mehr Jahren, und zwar, wie es scheint, meistens gegen den Schluß einer lange dauernden warmen und trockenen Witterung. Ihre Gestalt und Größe sind veränderlich: mitunter ist sie schon etwa einen Morgen Landes groß gewesen, zu anderen Zeiten aber auch nur wenige Quadratruthen. Ruhet die Insel auf dem Boden des Sees, so macht sie sich dort in keiner Weise bemerklich. — Abweichend von den anderen oben beschriebenen Inseln ist diese gänzlich mit Vegetation bedeckt, besonders mit Isoëtes lacustris, zwischen welche sich die zierliche Lobelia Dortmanna und andere in diesem, wie in den benachbarten Seen gemeine Wasserpflanzen mischen. Die Oberfläche der Insel besteht bis zur Tiefe von einigen Zoll aus einer im Wasser abgelagerten Thonschicht, die übrige Masse der Insel aber aus einer Art von Torf, der nur unvollkommen ausgebildet ist, und in dem man noch manche der ihn zusammensetzenden Pflanzenarten erkennen kann. Letztere sind Arten, die jetzt nicht mehr in dem See wachsen, vormals aber, als der Wasserstand noch niedriger war, dort vegetirten, — wie denn auch die Wurzeln ansehnlicher Eichen und anderer Bäume, die man an verschiedenen Stellen im See 4 Fuß unter Wasser antrifft, darauf hindeuten, daß hier in den Bodenverhältnissen beträchtliche Veränderungen vorgegangen sein müssen. Die Dicke des Inselbodens ist etwa 6 Fuß, und er zerreißt durch die Spannung, die er bei der Hebung erleidet, so daß man durch die dabei entstandenen Spalten auch das noch unter der Insel befindliche Wasser sondiren kann. Die Tiefe desselben entspricht der Höhe, bis zu welcher die Insel emporgestiegen ist, und auf dem Boden dieses Wassers bemerkt man eine feine weiße Substanz (Wiesenkalk?), welche in ihrem Aussehen der Torfasche sehr ähnlich ist.

Nachdem die Insel sich acht Jahre lang nicht hatte blicken lassen, erhob sie sich am 20. Juli 1808 und nahm dann einige Tage an Größe zu, bis sie etwa 160 Fuß lang war, und verblieb in diesem Zustande einige Wochen. Obgleich der Wasserstand des Sees sich während dieser Zeit änderte, behielt die Insel doch immer dieselbe Höhe über dem Seespiegel, nämlich etwa 1 Fuß; dann senkte sie sich allmälig, bis zu Anfang Oktober eine Flut sie bedeckte. — Sie kam erst am 7. September 1813 wieder zum Vorschein, blieb aber nur klein und erhob sich nur 7 bis 8 Zoll über dem Wasserspiegel, — aber obgleich das Wasser im See 3 Fuß stieg, blieb ein Theil der Insel doch sichtbar, bis sie sodann gegen Ende des Oktober wieder gänzlich versank. — Im September des Jahres 1825 begann sie abermals zu steigen; am 7. war sie noch einen Fuß unter Wasser, am 10. aber tauchte sie in ansehnlichem Umfange aus demselben hervor, und schon am 23. September sank sie wieder unter. In manchen Jahren, wie z. B. 1815, kommt sie zwar dem Wasserspiegel nahe; aber sie taucht nicht aus demselben auf, so daß also die Hebungen noch viel häufiger zu sein scheinen, als die Inselbildungen. — Schon bei seinem ersten Besuche dieser Insel fiel es Otley auf, daß durch die ganze Masse derselben eine Menge von brennbarem Gase vertheilt sei. Im Jahre 1815 gelang es ihm und Dalton, eine Quantität desselben zu sammeln, indem sie vom Boote aus die unter Wasser stehende Insel mit einer Pike anbohrten, worauf das Gas jedesmal in großen Luftblasen aus dem Wasser emporblubberte. Sie fingen dasselbe in einer Flasche auf und unterwarfen es einer chemischen Analyse, welche ergab, daß dies Gas zu gleichen Theilen aus Kohlenwasserstoff und Stickstoff, nebst etwa 6 Procent Kohlensäure bestand. Dasselbe Resultat erhielt man, als man im Jahre 1825 abermals das der Insel entquellende Gas auffing. — Dalton ist der Meinung, daß sich dies Gas bei der Zersetzung von Pflanzenstoffen im Wasser gebildet habe; zwei Atome Kohle zersetzten zwei Atome Wasser und erzeugten ein Atom Kohlenwasserstoffgas und ein Atom Kohlensäure; letztere sei sodann größtentheils durch das Wasser absorbirt und dadurch zerstreut worden, das andere Gas aber habe sich in kleinen Bläschen in der schwammigen Masse des Torfbodens angehäuft; der Stickstoff endlich sei wahrscheinlich aus der Atmosphäre in das Wasser gekommen. Dalton stimmt daher Otley's Ansicht vollständig bei, daß diese Gasentwicklung die einzige plausible Ursache sei, die man für das Steigen und Sinken der Insel annehmen könne. Die Erzeugung und zeitweise Adhäsion einer so großen Gasmenge müsse einen bedeutenden Einfluß auf das specifische Gewicht eines jeden Körpers haben, wenn aber derselbe, wie dies hier der Fall ist, an und für sich schon fast dasselbe specifische Gewicht besitzt, wie das Wasser, in welchem er eingetaucht ist, so muß er schwimmen oder sinken, je nachdem die Gasmenge größer oder geringer wird.

Um hier gleich alle Beispiele solcher Inseln, welche mir bekannt geworden sind, zusammen zu fassen, will ich schließlich noch erwähnen, daß man schon seit langen Zeiten auch in Schweden, und zwar im Ralängen-See (im Jonköpings-Lähn belegen), eine periodisch auftauchende Insel kennt. Sie war sichtbar in den Jahren 1696, 1727, 1733, 1743, 1750, 1757, 1758, 1766 ꝛc. Nur zweimal tauchte sie im August auf (aber nie vor dem 13.), sechsmal im September und zweimal erst zu Anfang des Oktobers; sie versank wieder im September, Oktober und zuweilen auch erst im Anfang des Novembers, nachdem sie in einzelnen Fällen (wie z. B. 1758) nicht länger als 6 Tage sichtbar gewesen war. Im Jahre 1747 blieb sie dagegen vom 17. August bis zum 21. Oktober über dem Wasser, — also 64 Tage, und dies ist auch die längste Dauer derselben, die man zwischen den Jahren 1696 und 1766 beobachtet hat; sie trug 60 alte Baumstubben, von denen man damals 26 wegnahm. Im Jahre 1766, den Tag nachher, nachdem sie gesunken war, also am 4. November, stand sie 3 bis 3½ Ellen unter Wasser. — Diese Insel war 50 Ellen lang und 20 bis 30 Ellen breit, und kam immer an derselben Stelle zum Vorschein, um welche herum es sehr tief war. Der Wind schien keinen beträchtlichen Einfluß auf sie auszuüben, denn im Jahre 1757 kam sie am 3. Oktober bei einem starken Winde empor und sank am 19. mit demselben Winde wieder. — Mehr Nachrichten über diese Insel, welche Rödholm genannt wird, stehen mir leider nicht zu Gebote, dieselben genügen indeß, um zu

beweisen, daß auch sie in die Klasse der vorhin geschilderten Inseln gehöre. Für Schweden ist sie aber wahrscheinlich kein Unicum, denn wenn ich nicht sehr irre, so äußerte der in der schwedischen Bodenkunde so gründlich bewanderte Professor Angelin in Stockholm, als ich im vorigen Sommer Gelegenheit hatte, ihn zu sprechen, daß derartige Inseln mehrfach auf der skandinavischen Halbinsel vorkämen.

Selbst bei Torf- und Moorlagern, die nicht von Wasser bedeckt sind, hat man schon ähnliche Gasentwicklungen, wie die vorstehend erwähnten, wahrgenommen. Denn nicht allein hat man in den Torfmooren in der Nähe jenes oben genannten holsteinischen Dorfes Beel selbst die Bemerkung gemacht, daß zuweilen Gruben, die man des Abends ausgestochen hatte, am folgenden Tage wieder durch von unten her aufgequollenen Torf sich gefüllt zeigten, sondern Dr. Mayer berichtet auch, daß in dem weichen flüssigen Moorbrei, der in den holsteinschen Marschen unter einer impermeablen Thondecke liege, Kohlenwasserstoffgas sich in solcher Menge bilde und ansammele, daß es beim Graben und Bohren von Brunnen zuweilen mit Gewalt hervorbreche, und angezündet längere Zeit in einem Flammenstrome fortbrenne.

Den schlagendsten Fall aber, welcher meiner Ansicht nach die ganze Streitfrage über die Entstehung der Torfinseln endgültig erledigt, berichtet im Jahr 1857 Herr v. d. Borne aus Hinterpommern. Dort wird nämlich auf der Domäne Carolinenhorst unweit Stargard ein bis 14 Fuß mächtiges und über etwa 4000 Morgen ausgebreitetes Torflager in aufeinander folgenden Abstichen von je 4 Fuß ausgebeutet. Wenn an den mächtigeren Stellen der zweite Abstich herabgenommen ist, so wird häufig ein Aufblähen der untern Torfmasse beobachtet; dieselbe platzt unter Explosion, Torfstücke werden bis 15 Schritte weit umhergeschleudert und es erfolgt ein heftiges Ausströmen von Gasen, welche zwischen dem Torf und dem darunter liegenden Sande ihren Sitz haben. Das Gas brennt, wie das Sumpfgas, mit schwachleuchtender Flamme, und ist von den Arbeitern, nachdem sie durch Einstechen von Löchern ein allmäliges Ausströmen bewirkt, sogar schon zum Kochen benutzt worden. Innerhalb der Torfmasse selbst hat man aber dort noch keine bedeutende Gasansammlung gefunden.

Ich glaube, daß die voraufgehend zusammengestellten Beobachtungen, — namentlich die im Derwent- und Ilsing-See, und diese letzten in den holsteinischen Marschen und in Pommern gemachten, — nun endlich jeden Zweifel an der Erklärung des merkwürdigen Phänomens der Torfinselbildung beseitigen werden. Es ist das Emporsteigen der Inseln nicht etwa (wie Dr. Mayer annimmt) die Wirkung eines zufällig auf ihren Boden hingerichteten, den Tiefen des Erdballs entquellenden Stromes von Kohlensäure, sondern die Torfmasse der Insel selbst ist das Laboratorium, in welchem das Gas, — und zwar nicht die schwere Kohlensäure, sondern das so sehr leichte Kohlenwasserstoffgas, — erzeugt wird. Wenn nun bei unseren norddeutschen Inseln von dem Dasein dieses Gases auch noch nichts bemerkt worden ist, so mag entweder Unaufmerksamkeit der Beobachter daran Schuld sein, indem sie diesen wichtigen Umstand ganz außer Acht ließen, oder auch (was mir in manchen dieser Fälle noch wahrscheinlicher ist) eine verschiedenartige Beschaffenheit der Inselmasse, welche ihrer größern Mächtigkeit wegen schwieriger zu heben war, so daß sie erst, nachdem eine sehr bedeutende Menge Gas in ihren unteren Schichten sich angesammelt hatte, plötzlich der sie empordrängenden Kraft nachgab und bei diesem gewaltsamen Emporsteigen wie durch eine Explosion zerrissen wurde, wobei dann alles Gas, welches sich in der Nähe der Spalten befand, sogleich in die Atmosphäre entwich. Was dann noch an Gas zurückblieb, mochte so versteckt liegen, daß es selbst einem aufmerksamen Beobachter verborgen bleiben konnte. Die größere Masse und das größere Gewicht der aus einer 16 bis 20 Fuß mächtigen Torfschicht bestehenden Insel im Beeler See erklären es auch, warum dieselbe sich so selten blicken läßt, während die nur 6 Fuß dicken und aus leichterem Stoffe bestehenden Inseln im Ilsing- und Derwent-See so viel häufiger in Bewegung sind, wobei sie auch nicht so ruckweise, wie jene, gleichsam plötzlich emporschnellen, sondern in langsamer und stetiger Bewegung auftauchen und untersinken.

Zwar zeigt der Derwent-See auch noch eine andere merkwürdige Eigenthümlichkeit, die auf den ersten Blick für Dr. Mayers Ansicht, daß die obigen Inseln gewaltigen Ausströmungen von Kohlensäure ihren Ursprung verdankten, zu sprechen scheinen könnte. Das Wasser dieses Sees geräth nämlich von Zeit zu Zeit aus „unbekannten Gründen" in eine lebhaft wallende Bewegung, — ein Phänomen, welches man dort mit dem Namen „Grund-Wind" (bottom-wind) bezeichnet. — Dieser See steht aber mit dieser Erscheinung nicht allein da, sondern auch noch einige andere theilen diese Eigenthümlichkeit. So berichtet z. B. Klöden von dem Kressinschen See in der Mark, daß er bisweilen seltsame Aufwallungen zeige, die selbst bei heiterem Himmel und stillem Wetter so heftig werden könnten, daß die Fischer dann in eiliger Flucht das Ufer zu erreichen strebten. Auch der Arnsee in der Altmark soll Luftausströmungen und Wallungen zeigen, desgleichen der kleine See am Fuße des Segeberger Gypsstockes.

Daß die Ursache dieser Bewegungen Ausströmungen von Kohlensäure seien, wie Dr. Mayer annimmt, ist eine bloße Hypothese, denn eine chemische Analyse der aufsteigenden Luftblasen ist in keinem dieser Fälle vorgenommen worden. In den ersten beiden ist es mir viel wahrscheinlicher, daß es sich auch hier wieder um Entwicklung von Kohlenwasserstoffgas handelt, da wir in dem Derwent-See wenigstens an einer Stelle schon eine massenhafte Erzeugung desselben kennen gelernt haben, und nach dem, was oben über die Beschaffenheit seines Bodens im Allgemeinen gesagt ist, auch an anderen Stellen die Bedingungen dazu nicht fehlen werden. Aehnlich verhält es sich mit dem Kressinschen See, dessen Boden so sehr mit Moder bedeckt ist, daß derselbe beim Fischen beschwerlich fällt und bei niedrigem Wasserstand sogar in der Mitte des Sees an der Oberfläche des Wassers zum Vorschein kommt, — wenn anders diese letztere Thatsache richtig beobachtet ist und hier nicht etwa auch eine periodisch auftauchende Insel vorliegt. — Sollten sich also die Wallungen in diesen beiden Seen nicht ganz genügend aus dem Zerplatzen mit Gas imprägnirter Torfmassen auf dem Seeboden erklären, — also gleichsam Symptome verunglückter Inselbildungen sein?

Während die Localverhältnisse jener beiden Seen mir die eben gegebene Erklärung sehr wahrscheinlich machen, scheinen mir die Localverhältnisse des Arnsees und des Segeberger Sees, — die ich bei einer andern Gelegenheit ausführlicher zu besprechen denke, — wirklich mehr auf Exhalationen von Kohlensäure hinzudeuten, denn daß solche auch im norddeutschen Flachlande, z. B. in Brunnen, gelegentlich vorkommen, ist hinreichend bekannt.

Es möchte daher rathsam sein, diese merkwürdigen wallenden und sprudelnden Bewegungen der Seegewässer noch nicht so gleichsam in einen Topf zusammen zu werfen, indem man sie alle aus einer einzigen Ursache ableitet,

sondern vorläufig die Thatbestände selbst noch recht sorgfältig zu beobachten, wobei es sich denn wahrscheinlich immer überzeugender herausstellen wird, daß trotz der ähnlichen Symptome die wirkenden Ursachen doch sehr verschiedener Natur sind.

Schließlich muß ich noch die Ueberzeugung aussprechen, daß beide Phänomene, — die Inselbildung und das Aufwallen der Seegewässer, — viel häufiger sind, als es nach meiner obigen Darstellung scheinen möchte. Aber da dies keine großartigen, den Blicken sich gleichsam aufdrängenden Vorgänge sind, so gehen leider die meisten Menschen achtlos daran vorüber. Eine Sammlung zahlreicherer Beispiele und ein noch sorgfältigeres Studium derselben wären jedenfalls von Interesse, und daher erlaube ich mir die Blicke der zahlreichen Leser des Globus auf diesen Gegenstand zu lenken, — vielleicht ist einer derselben im Stande und auch gewillt, noch einige Mittheilungen über die bezeichneten Phänomene zu geben.

Das posener Land jetzt und früher.

Von **Edwart Kattner.**

I.

1. Die Schlachzitzen und Bedienten.

Es sind nun schon einige Wochen her, daß mich eine Geschäftsreise wieder einmal mitten durch die Provinz Posen führte. Der Anblick und die Bilder, welche sich da meinem Auge darboten, waren nicht neu; aber sie gaben mir doch Beweise für die weitere Entwicklung des Landes, wie ich sie erwarte, eine Entwicklung zum Besseren. Und dieses Bessere betrifft auch das Volksthum; das Land wird immer mehr germanisirt. Man mißverstehe mich nicht: ich gehöre nicht zu denjenigen, welche fortwährend mit vollen Backen die Ausbreitung des Deutschthums daselbst verkünden, aber mit Thatsachen und Zahlen ihre Aufstellungen selten zu belegen vermögen. Ich gebe im Gegentheil zu, daß die Vermehrung der Zahl der Deutschen im Vergleich zu der Zahl der Polen in der Provinz seit 10 Jahren keineswegs sehr erheblich ist. Ich komme darauf zurück. Eben so wenig ist bei den Polen eine bewußte Hinneigung zum Deutschthum auch nur im Keimen begriffen. Seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, bis wohin zwischen beiden Völkern ein leidliches Einvernehmen herrschte und in dem polnischen Statthalter, Fürsten Radziwil, seinen Ausdruck fand, wuchs die gegenseitige Abneigung in beiden von Jahr zu Jahr, bis sie 1848 zum vollständigen Haß wurde und in einem wahren Volkskriege ausbrach.

Seitdem besteht eine feste Scheidewand zwischen beiden Stämmen. Dennoch aber sage ich, daß das Deutschthum Fortschritte und zwar bei den Polen selbst macht. Die Leute merken es größtentheils gar nicht, daß ihnen von ihrer heißgeliebten „Nationalität" immer ein Stück nach dem andern abhanden kommt; sehr wenige sind im Stande, alle diese Verluste seit der Zeit der Theilungen nachzurechnen; die allerwenigsten besitzen so viel ruhiges Urtheil, um auch nur sich selbst ganz im Geheimen zuzugestehen, wie viel wohlhabender, freier (natürlich, was das ganze Volk, nicht etwa blos den Edelmann angeht), kultivirter, glücklicher die preußischen Polen seitdem geworden sind. Daß aber irgend einer von ihnen öffentlich aufträte, sich zu dieser Ansicht bekennte und sie gegen die eigenen Landsleute vertheidigte, eine solche Mannesthat ist bei einem Volke eine Unmöglichkeit, bei dem die Nationalität zum Gegenstande des Fanatismus geworden ist.

Dennoch werden die Polen in Preußen unaufhaltsam mehr und mehr germanisirt, während sie unverändert fest an ihre Sprache und die katholische Kirche geklammert bleiben. Meine Meinung ist, daß, wenn bei dem jetzigen System fest beharrt wird, wonach sie von der Regierung immer eine Nachgiebigkeit für ihre nationalen Prätentionen zu erwarten haben, während kleine persönliche Scherereien und Verfolgungen gegen sie ganz aufhören, so wird selbst das leicht aufflammende Slawenblut zuletzt seinen Hoffnungen entsagen und sich mit der Zeit immer williger neuen, besseren Zuständen und dem Deutschthum sammt Sprache fügen.

Das allmälige Absterben einer altpolnischen Einrichtung und eines altnationalen Standes machte sich mir auf der Reise dadurch bemerklich, daß ich auf Post und Eisenbahn gewissen Männern in verschiedenem Alter, von 20 bis 60 Jahren, noch seltner begegnete, als sonst. Das Reisegepäck solcher Leute ist leicht und befindet sich am liebsten in einer Jagdtasche. Ihre Kleidung besteht aus langen Stiefeln, kurzen Hosen, dem bekannten polnischen Schnurrock und in Zeiten nationaler Hoffnungen unfehlbar aus der viereckigen Mütze. Sind diese Hoffnungen aber wieder einmal niedergeschlagen worden, wie jetzt eben, so wird dieselbe etwas seltner und wechselt mit modischen Mützen, auch wohl mit kleinen Hüten ab. Nur den echten Cylinder sieht man niemals auf diesen Häuptern. Die Kopfbedeckung wird immer zierlich auf einem Ohr getragen. Ein amarantrothes Halstuch ist in mannigfachen Verschlingungen um den Hals, zum Theil auch um die Brust gelegt. Die Leibwäsche entzieht sich entweder ganz den neugierigen Blicken des Beschauers, oder sie besteht aus einem Oberhemd, welches mit reichlichen Knöpfen nebst Brustnadeln aus böhmischen Fabriken verziert ist, und welches dadurch und durch seine Feinheit uns dermaßen imponirt, daß wir mit dem Besitzer über den Punkt der Reinlichkeit mit Recht hinwegsehen. Auch an den Fingern erblicken wir geschmackvolle Ringe, welche mit dem Goldschmied Nichts zu thun haben. Von ähnlichem glänzend gelbem Metall besteht die Uhrkette, wenn sie eine Veranlassung hat, vorhanden zu sein. Der Bart des Mannes ist mannigfaltig zugeschnitten, zeichnet sich aber jedenfalls durch einen möglichst langen Schnurrbart aus. Der Körper ist schlank, aber sehnig, seine Haltung nur etwas gebeugt. Aus seinen Gesichtszügen spricht Geistlosigkeit

und Gutmüthigkeit; und man möchte es für unmöglich halten, daß diese geschwätzigen und Zärtlichkeiten an einander verschwendenden Leute gerade die Hauptträger aller polnischen Aufstände sind und sich dabei durch Wuth und Grausamkeit hervorthun. Im letzten gingen aus ihrer Mitte namentlich die scheußlichen Hängegensdarmen hervor. Aber welchem Barbaren sieht man seine Wildheit an, wenn man ihn mitten im Frieden in seiner Hütte besucht? Gutmüthigkeit und thierische Wuth liegen in seinem Gemüth immer unvermittelt neben einander.

Der Leser merkt es schon, wir haben es hier mit den besitzlosen Edelleuten zu thun, welche keinen Erwerbszweig und keinen Beruf haben, wenn nicht das Glücksritterthum und der Patriotismus dafür gilt. Sie sind oft zu Hauf bei Vettern eingelagert, welche noch etwas besitzen, und helfen denen den Rest ihrer Habe verzehren; oder sie versehen die Stellen von Landwirthschafts-Inspektoren oder Jägern oder Dienern verschiedener Art. Es dauert aber überall nicht lange; eine innere Unruhe treibt sie weiter; sie müssen immer wieder anderweitig ihr Glück versuchen. Zur Zeit der freien polnischen Republik war das Leben dieser „Schlachzitzen" freilich ein viel fröhlicheres. Da führte noch jeder allzeit seinen Säbel an der Seite. In größeren oder kleineren Trupps durchzogen sie das Land, lagerten sich ein, wo es ihnen gefiel, am liebsten bei Juden oder Ketzern, schlimmstenfalls auch bei Bauern, ließen sich geben, was ihnen gefiel und was ihre Wirthe besaßen; zur Bezahlung wendeten sie kein Geld an, dagegen wurde das nationale Werkzeug des Kantschu oft in Thätigkeit gesetzt; aber das Gefühl, welches sie beim Weiterziehen hinterließen, war Freude. Daß das Leben dieser fahrenden Ritter einen leisen Uebergang zum Räuberthum bildete, liegt auf der Hand. Aber wenn sie auch wirkliche Räuber wurden, so blieben sie doch immer stolze Bürger der freiesten Republik. Ein zeitweilig gesichertes Dasein fanden sie im Dienste der Magnaten, deren Gewaltthätigkeiten sie nach deren Befehle zur Ausführung brachten.

Das waren die Schlachzitzen von 1772. Man sieht, daß mit ihnen seitdem eine große Veränderung vorgegangen ist, und diese Veränderung setzt sich immer weiter fort, bis sie zuletzt ganz verschwunden sein werden. Statistisch läßt sich darüber wohl Nichts feststellen, aber aufmerksame Beobachtung gibt darüber Aufschluß.

Ein anderer verwandter Stand ist zwar nicht an sich, aber durch die große Zahl seiner Mitglieder eine polnische Eigenthümlichkeit, es ist der Stand der niederen Bedienten. Jeder etwas wohlhabende Gutsbesitzer hat einen Koch, einen Gärtner (manchmal ohne Garten) und eine größere oder geringere Anzahl anderer persönlicher Bedienten, seine Frau einen ganzen Hof von Zofen. Die männlichen Bedienten verstehen von einer Menge von häuslichen und landwirthschaftlichen Verrichtungen ein wenig, aber sie haben doch Nichts gründlich erlernt und verdienen ihr Brod nicht. Bei der Steigerung der Steuern, auch wohl der Anforderungen der Leute an ihre Herren, wird diese Dienerschaft immer kostspieliger, und es macht sich allmälig von selbst, daß dieselbe verringert wird. Mir ist es denn auch so vorgekommen, als wenn in der Stadt Posen jetzt nicht mehr eine so große Menge brodloser Dienstsuchenden dieser Art das Pflaster gewisser Straßen beengte, wie in früheren Jahren. Auch dieser ganze Stand eines geschäftigen, dienstfertigen Müssigganges scheint sich zu verringern und in andere überzugehen, welche durch ihre Thätigkeit wirkliche Werthe schaffen. Das wäre also auch ein Fortschritt zum Bessern, ein Fortschritt der Germanisirung unter den Polen selbst.

Ich könnte dieselbe noch in mancher andern Beziehung nachweisen und behalte es mir auch noch vor. Heute aber will ich ausschließlich die Ergebnisse meiner neuesten Reisebeobachtungen mittheilen.

Die Saaten boten bei dem milden Winterwetter einen lachenden Anblick dar, die Felder waren gut bestellt, die Gebäude in gutem baulichem Zustande, das ganze Land erfreute Auge und Herz, namentlich wenn man es im Geiste mit vergangenen Zeiten, erlebten und unerlebten, verglich; überall sah man die ordnende, pflegende, betriebsame, schaffende Hand des Menschen.

Erstaunen ergreift uns, wenn wir diesen Anblick vor uns haben, diesen Segen, der aus der preußischen Besitznahme dieser Provinz allen ihren Bewohnern erwachsen ist, daß der Besitz noch immer angefochten wird, daß es noch Menschen gibt, welche verlangen, daß sie aus dem preußischen Staatsverbande wieder ausgeschieden und den Polen zum Aufbau eines sogenannten nationalen Staates überliefert werde, d. h. zu einem anarchischen Uebergange zur Russenherrschaft, die nicht lange auf sich warten ließe. Daß die Polen selbst solche Gelüste tragen, kann nicht in Betracht kommen; ihre geschichtliche Entwicklung hält sie in Verblendung gefesselt. Aber Deutsche! Aber Jakob Venedey!

Möge er mir das nicht übel nehmen, wenn ihm diese Blätter zu Gesicht kommen — ich bin im Uebrigen ein großer Verehrer von ihm — aber das ist baarer Unverstand. Lassen wir uns diese seine Forderung, wie er sie vor einiger Zeit in der Flugschrift „Die Polenfrage im preußischen Abgeordnetenhause" aussprach, zum Anhalt weiterer ethnographischer Erörterungen und Schilderungen der Provinz dienen.

---

2. Die Städte.

Jakob Venedey vergleicht in der angezogenen Flugschrift Posen mit Westpreußen, spricht jenes den Polen, dieses den Deutschen zu, weil dieses „von unseren Vorfahren der Barbarei entrissen" sei, seine „Städte von unseren Vätern erbaut", seine „Felder von ihnen urbar gemacht" seien, sein „Volk in der großen Mehrzahl deutsch war und geblieben ist"; was alles mit Posen nicht der Fall sei. In dem Folgenden werde ich zeigen, daß wir genau denselben „Urrechtstitel" auch auf Posen besitzen.

Was zunächst die Städte betrifft, so will ich hier weniger Gewicht darauf legen, daß dieselben in ganz Polen schon einmal im Mittelalter von Deutschen gegründet worden sind, daß damals eine Stadt gleichbedeutend war mit Ansiedlung deutscher Bürger bis zum Bug und Dniester. Für unsere Provinz hat das unwiderleglich durch Sammlung und Abdruck der Gründungsurkunden Heinr. Wuttke in seinem „Städtebuch des Landes Posen" (Leipzig in Commission bei H. Fries) nachgewiesen.

Viel wichtiger erscheint mir, daß diese Städte von uns zum zweiten Mal erbaut worden sind, nämlich seit der preußischen Besitznahme im vorigen Jahrhundert. In der That wurden sie durch das überhand nehmende Junkerthum und Pfaffenthum in ganz Polen wieder zu Grunde gerichtet; die trotzigen Mauern verfielen, die stattlichen Wohnhäuser wurden Ruinen, die Gewerbthätigkeit hörte auf, als Nahrungsquelle trat an ihre Stelle ein kümmerlicher Ackerbau, der deutsche Laut verhallte, den Platz des arbeitsamen, freiheitsstolzen Bürgers nahm der träge, unterwürfige Bauer, der stumpfsinnige Mönch und verschlagene Schacherjude ein. Nur in dem südlichen und westlichen Grenzstrich

erhielt sich in einer geschlossenen deutschen Bevölkerung unter schweren Leiden und Drangsalen eine Reihe von kleinen und Mittelstädten.

Noch jetzt findet man zuweilen unter altem Schutt Münzen mit der Inschrift: Solidus (Schilling), civitatis Szremensis (Schrimm), Inowladislawiensis (Inowratzlaw), Gnesnensis (Gnesen), Bydgotii (Bromberg) &c. Aber als die Preußen diese „civitates" in Besitz nahmen, da war von Münzstätten dort keine Spur. Im Jahre 1800, als sich das Land schon mehre Jahre erholt hatte, zählte man in Pleschen 1692 (jetzt im Jahre 1861 — 6182), in Koschmin 691 (jetzt im Jahre 1861 — 3348), in Wongrowitz 809 (jetzt 3366), in Schrimm 381 (jetzt 5301) Einwohner. Bromberg war 1772 nur ein Fischer- und Räuberneſt mit 400 Einwohnern; jetzt zählt es deren 24,000, und das Fischer- und Räubergewerbe ist hier ganz in Vergessenheit gerathen.

Friedrich der Große gibt selbst über den Zustand, in welchem er die Städte der 1772 erworbenen Provinzen vorgefunden, eine charakteristische Schilderung: „Die Städte waren dort in dem traurigsten Zustande. Kulm hatte gute Mauern, große Kirchen; aber anstatt der Straßen sah man nur die Keller der Häuser, welche früher vorhanden gewesen waren. 40 Häuser bildeten den Marktplatz, davon 28 ohne Thüren, ohne Fenster, ohne Dach, ohne Besitzer. Bromberg befand sich in demselben Zustande. Man wird es kaum glauben, daß ein Schneider in diesen unglücklichen Gegenden ein seltner Mensch war; man mußte welche in allen Städten ansetzen, ebenso Apotheker, Wagner, Tischler und Maurer. Die Städte wurden wieder aufgebaut und bevölkert."

Nicht anders sah es 1793 in Südpreußen aus.

Noch einmal zog nach dem schweren Falle der preußischen Monarchie im Jahre 1806 die Gegenflut der slawischen wüsten Wirthschaft über das Land; alle die thätigen preußischen Beamten kamen um Amt und Brod; sehr viele eingewanderte deutsche Bürger verloren Hab und Gut; so mancher preußische Vaterlandsfreund mußte seine Treue mit dem Tode büßen; auf das Bitterste wurde die deutsche Sprache verfolgt. Aber nicht lange dauerte das verderbliche Treiben; schon nach sechs Jahren nahte die Befreiung.

Was wir seitdem, seit 1815, aus den verkommenen Städten gemacht haben, ist für denjenigen, welcher mit den Vorstellungen der alten deutschen Provinzen über das wilde Polen nach dem Posenschen kommt, wahrhaft überraschend. Die Menge freundlicher, sauberer Städtchen ist hier größer, als in mancher anderen deutschen Landschaft. Alterthümliche Bauwerke kommen allerdings selten vor und bestehen dann fast immer nur aus kirchlichen Gebäuden. Hier ist Alles frisch und neu; die Wohnhäuser sind nach den Ansprüchen der Neuzeit bequem und geräumig eingerichtet, überwiegend massiv mit Ziegeldach, oft in einem geschmackvollen Style erbaut. Dazwischen stehen schattige Linden oder doch Birken, Ahornbäume oder Pappeln, oft schon von stattlicher Höhe. Freundliche Ziergärten sind vor der Thüre angelegt. Auffallend durch Umfang, Größe und edle Formen ragen aus der Mitte außer der Kirche auch das Gerichtsgebäude, das Rathhaus oder die Schule hervor. Obst- und Gemüsegärten umkränzen das Ganze. Im Südwesten des Landes prangen noch oft als herrlichste Zierden Weinberge oder Hopfenpflanzungen. Dort, vorzugsweise in Neutomischl, ist bekanntlich einer der bedeutendsten Hopfenmärkte Europa's.

Eine hervorragende Stellung in der äußern Erscheinung nimmt natürlich die Hauptstadt Posen ein; sie ist mit ihren geräumigen Straßen, weiten Plätzen, schattigen Baumgängen, stolzen öffentlichen Gebäuden und Palästen, mit den riesigen und dennoch das Auge erfreuenden Festungswerken, mit dem breiten, schiffbelebten Strome eine der schönsten Städte Preußens. Das Rathhaus, aus dem 15. Jahrhundert stammend, ist eins der wenigen alterthümlichen, nicht kirchlichen Gebäude der Provinz.

Bromberg, obgleich noch nicht die Hälfte der Bewohnerzahl von Posen (54,000) erreichend, macht ihm dennoch in einigen Beziehungen des bürgerlichen und geistigen Lebens den Vorrang streitig. Es zeichnet sich durch die große Ausdehnung seiner Gärten und alten Baumpflanzungen, besonders durch die schönen, schattigen Spaziergänge am Bromberger Kanal, durch die großartigen Mühlenanlagen der Seehandlung und das prächtige Bahnhofsgebäude, endlich durch die Bildsäule Friedrichs des Großen aus. Es gibt aber noch alte Leute dort, welche sich der Zeit am Anfange dieses Jahrhunderts erinnern, wo der beliebteste oder gar einzige Vergnügungsort der Umgebung in einem Garten mitten in einer kahlen Sandfläche bestand. Der Reiz des Gartens bestand in einfachen Sauerkirschbäumen, unter deren unzulänglichem Schatten man Kaffee trank. Es gab aber eben damals noch keine schattigeren Bäume. Die jetzigen Riesen am Kanal, welche ursprünglich gepflanzt worden sind, um den Sand, welcher immer vom Winde in denselben hineingetrieben wurde, zum Stehen zu bringen, waren damals noch zu klein. Sechszig Jahre verändern eine Landschaft.

Es würde zu weit führen, wollte ich auch andere Städte, wenn auch nur kurz, einzeln beschreiben. Das Gesagte genügt aber wohl zuverlässig, um meine Behauptung zu rechtfertigen, daß Alles, was wir Preußen bei der Besitznahme des Landes in und an den Städten vorgefunden haben, für Nichts zu schätzen ist gegen das, was wir daraus gemacht haben, und daß wir uns also mit Fug als neue Gründer derselben betrachten dürfen.

Indem ich mir vorbehalte, in einem andern Artikel den Aufschwung des inneren, besonders des Gewerbslebens zu schildern, füge ich noch hinzu, daß alle vorhandenen Realschulen der Provinz — es gibt deren fünf — von den betreffenden Städten gestiftet sind und unterhalten werden, also als freie Werke des deutschen Bürgerstandes anzusehen sind. Dasselbe gilt von den Gymnasien zu Gnesen, Inowratzlaw und Lissa, den Progymnasien zu Rogasen, Schneidemühl und Schrimm, auch von dem Pädagogium zu Filehen bei Ostrowo, einem Privatunternehmen.

Anthropologische Beiträge.

III.

Das deutsche Archiv für Anthropologie.

Vor nun beinahe fünf Jahren, im September 1861, hielten mehre deutsche Anthropologen eine Zusammenkunft zum Zweck „gemeinsamer Besprechungen“. Bald nachher erschien (bei Leopold Voß in Leipzig) ein vortrefflicher Bericht über dieselben; derselbe ist von K. E. von Baer und dem nun verstorbenen Rudolph Wagner erstattet worden. Der Inhalt ist reich, die wichtigsten anthropologischen Probleme wurden angedeutet und viele „Fragepunkte“ zur künftigen Beantwortung aufgestellt.

Der Altmeister von Baer schließt den Bericht mit folgenden Worten:

„Die höchsten Kleinodien des Wissens suche ich gar nicht in dem physischen Theile der vergleichenden Anthropologie, sondern im psychischen. Wenn erst die allgemeine (sogenannte) Civilisation die (sogenannten) Naturvölker vertilgt oder in sich aufgenommen haben wird, dann wird man ohne Zweifel das Wenige, was sich über die socialen Verhältnisse und das innere geistige Leben solcher Völker noch auffinden läßt, für die köstlichsten Schätze des Wissens halten. Dann wird man nicht begreifen können, wie in unserer Zeit so viele Männer der Wissenschaft ihr Leben und ihr Mühen, die Regierungen bedeutende Summen Geldes verwandt haben, um Thiere und Pflanzen in fernen Gegenden zu suchen, Bergspitzen zu messen und die Magnetnadel schwingen zu lassen, — so wenige aber, um das innere Leben entlegener Volksstämme vollständig zu erkennen und für die Nachwelt darzustellen. Indessen auch in dieser Beziehung ist ein neuer Tag angebrochen. Die Missionäre fangen an, die Christen über die Unchristen zu belehren, und ich zweifle nicht, daß auch Andere, von mehr unparteiischem Standpunkt aus, sich ihnen bald in großer Zahl anschließen werden. Aber die physische Anthropologie wird mit mehr ausgebildeter Methode der psychischen voranschreiten müssen. Zeigt sich erst die wissenschaftliche Bestrebung in diesen Richtungen allgemeiner, so werden auch die Regierungen, die jetzt zufrieden sind, wenn eine von ihnen ausgerüstete Expedition ein paar Dutzend neue Pflanzen und eben so viele Käfer mitbringt, nicht mehr verwundert sein, wenn man reisen will, nur um Völker zu studiren, ohne sie erobern oder sonst benützen zu wollen.“

Herr von Baer geht in einer seiner Behauptungen zu weit. An Stoff zur Beurtheilung auch der wilden Völker ist kein Mangel; auch ist derselbe schon früher mehr oder weniger planmäßig bearbeitet worden; ich will hier nur an: „Die Sitten der Wilden, zur Aufklärung des Ursprungs und Aufnahme der Menschheit, von Jens Kraft, Kopenhagen 1766,“ erinnern. Dieser verlangte, daß man jenen „ansehnlichen Theil des menschlichen Geschlechts gründlich studiren solle, um die Geschichte des Menschen überhaupt aufzuklären; er kennt auch schon eine vergleichende Art und Weise der Erörterung und legt Gewicht darauf, daß er gesucht habe „den Menschen aus dem Menschen selbst zu erklären,“ — er will „die Dinge erklären aus dem, was in ihnen selbst vorkommt“. Dieser Weg erscheine ihm als der nächste und beste, aber meistentheils noch sehr ungebahnt; keine andere Sache sei unserer Bemühung würdiger.

Darin stimmt der alte Kraft mit Herrn von Baer überein, und er hat recht. Dem Letztern muß man auch darin beipflichten, daß bei anthropologischen Forschungen mit wissenschaftlicher Methode zu Werke gegangen werden solle.

Auch in dem kolossalen Gebiete, welches diese noch so junge und neue Wissenschaft umfaßt, wird, allerdings erst seit kurzer Zeit, methodisch umfassend und in wissenschaftlichem Zusammenhang gearbeitet. Und das geschieht mit einem preiswürdigen Enthusiasmus, mit einer erquickenden Wärme, mit einer Hingebung, Ausdauer und Vielseitigkeit, welche Achtung einflößen. Sodann gewährt es einen nicht geringen Reiz, die Polemik zu verfolgen, welche gerade bei anthropologischen Untersuchungen nicht ausbleiben kann. Das Alte wehrt sich gegen das Eindringen des Neuen, es fühlt sich aufgerüttelt; aber gerade die neuen Ideen sind ihres Sieges gewiß, weil sie auf Thatsachen fußen und die besten Köpfe anziehen.

Man kann von der Anthropologie dasselbe sagen wie von Columbus; — auch sie hat eine neue Welt entdeckt, die uralt ist. Schon jetzt stellt sich heraus, daß sie nicht nur die Hauptgrundlage einer künftigen allgemeinen Kulturwissenschaft sein, sondern sich zu dieser selbst heraufentwickeln werde. Sie hat mit dem Menschen in dessen allseitiger Thätigkeit zu schaffen; sie zieht den Schleier hinweg von so Vielem, was zeither dunkel und unerklärt geblieben ist. Sie ist recht eigentlich eine Wissenschaft des Fortschrittes, und sie arbeitet durchaus im Interesse der wahren Humanität und der gleichvertheilenden Gerechtigkeit.

Wir in Deutschland streiten nicht (wie das in England geschieht) über den Namen Anthropologie; dieser ist uns schon seit Immanuel Kant geläufig und schon vor länger als 50 Jahren hat J. Fr. Fries seiner Logik eine „anthropologische Einleitung“ vorausgeschickt. Gegenstand der Anthropologie ist die Natur des Menschen. „Sie bildet, wie von Baer hervorhebt (je nachdem man seine Richtung nimmt) den Gipfelpunkt oder den Ausgangspunkt sehr verschiedener Wissenschaften: der Zoologie, der vergleichenden Anatomie und Physiologie, der Weltgeschichte, der Philologie, der Staatswissenschaften und Rechtsphilosophie; sie enthält die Psychologie ganz. Die Philosophie überhaupt ist ja nur ein Ausdruck der verschiedenen Weisen, wie der Mensch die Welt zu begreifen gestrebt hat.“ —

Was sich auf die Völker als solche bezieht, auf ihre ethnische Art und Weise, das verweisen wir in die Ethnologie. Wir bringen aber diese nicht, was komischer Weise in England geschieht, in einen feindlichen Gegensatz zur Anthropologie, sondern fassen sie als einen Bestandtheil und Zubehör der letztern. Ein Volk besteht eben aus Menschen.

Man ist übereingekommen, den weitschichtigen Stoff, welcher den Gegenstand anthropologischer Forschungen und Untersuchungen bildet, in Gruppen zu zerlegen. Die erste umfaßt die historische Anthropologie und zu ihr gehören zu nicht geringem Theile die sogenannten Alterthümer

des Menschengeschlechts, über welche wir in unseren Tagen so viele merkwürdige Aufschlüsse erhalten. Die zweite bezeichnet man als beschreibende Anthropologie, die dritte als die vergleichende.

Zu methodischen Forschungen auf dem Gebiete der Anthropologie ist der Anstoß von Deutschland aus gegeben worden, aber in der Bildung anthropologischer Vereine sind uns Paris und London vorangegangen. Das erklärt sich leicht; Frankreich und England haben an und in ihren Hauptstädten große Brennpunkte, nicht blos in staatlicher, sondern auch in wissenschaftlicher Beziehung, und die meisten hervorragenden Männer jener Länder wohnen in diesen Centren. Sie haben dadurch den großen Vortheil nicht nur, daß ihnen reiche wissenschaftliche Sammlungen jeden Augenblick zu Gebote stehen, sondern sie können sich, so oft es ihnen gefällt, zu einem gemeinsamen Zwecke versammeln. Dadurch wird ein rascher und lebendiger Gedankenaustausch möglich, und die sechs Bände, welche bis jetzt von dem Bulletin der pariser Gesellschaft erschienen sind und sämmtliche Nummern der londoner „Anthropological Review" liefern den Beweis, wie anregend und fruchtbringend solche Erörterungen wirken. Nach dem Muster jener beiden Gesellschaften haben sich anthropologische Vereine dann auch in Madrid, Neuyork und Moskau gebildet.

Wir in Deutschland haben keine tonangebende Hauptstadt, und das ist, Alles in Allem erwogen, ein nicht geringer Segen, namentlich so weit die Wissenschaft in Frage kommt. Diese hat bei uns eine große Menge von Centren, deren jedes einen Heerd der Intelligenz bildet. Auch in der Wissenschaft, wie im Staatswesen, entspricht das föderative Element dem germanischen, insbesondere auch dem deutschen Wesen weit mehr als die Centralisation. Jenes hat allerdings seine Unbequemlichkeiten, und die Gelehrten in Paris und London können, wie gesagt, ihre Gedanken rascher und leichter austauschen, als die unserigen. Aber theilweise werden die Mängel durch Wanderversammlungen ausgeglichen und jene der Naturforscher liefern den Beweis, wie anregend auch solche Zusammenkünfte wirken.

Jetzt eben haben auch die deutschen Anthropologen sich ein Organ geschaffen, in welchem sie ihre Forschungen niederlegen wollen.*) Diese zehn Männer, welche dasselbe herausgeben, sind Gelehrte ersten Ranges und mehr als einer von ihnen hat einen wohlerworbenen Weltruf. Hier ist von vorne herein die Bürgschaft für Gediegenes gegeben und allermindestens Ebenbürtigkeit in Bestrebungen und Leistungen mit jenen des Auslandes.

Der vorliegende Band zeigt indeß eine nicht geringe Einförmigkeit in Betreff der behandelten Stoffe. Nicht weniger als vier Abhandlungen sind der Kephalographie gewidmet.*) Gewiß erscheinen kraniologische Untersuchungen von um so größerer Wichtigkeit, da die Männer, welchen man Specialität in Betreff derselben zuerkennen muß, und welche auf dieselben für und für große Mühe, Sorgfalt, Ausdauer und Scharfsinn verwenden, im Grunde genommen, bis jetzt zu sehr wenig Resultaten gekommen sind. Sie widerlegen einander mit großer Wärme, werfen die gegenseitigen Erfahrungen, Beobachtungen oder Bestimmungen über den Haufen, und da es ihnen, wie sich das bei Männern der Wissenschaft von selbst versteht, um Wahrheit und nicht um Eigensinn zu thun ist, so widerlegen sie auch manchmal sich selber, wenn sie durch weitere Forschung dahin gekommen sind, das für unrichtig und unhaltbar anzusehen, was ihnen früher für positiv galt. H. Welcker sagt (S. 89): „Es liegt im Interesse der sich entwickelnden Wissenschaft, das Richtige, von welcher Seite es auch angefochten sei, zu halten, zur Verwerfung des Unhaltbaren aber durch offene Erklärung selber das Signal zu geben." Auch W. His gesteht (S. 67), daß er jetzt eine andere Art von Typenscheidung im Gegensatze zu früheren Aufstellungen annehme, nicht einen einzelnen Charakter, sondern einen ganzen Charaktercomplex als bezeichnend anerkenne.

Retzius in Stockholm hatte behauptet und mit großem Scharfsinn erörtert, daß die ältesten Bewohner Europa's kurzköpfig gewesen seien; His sagt (S. 70), daß zwar diese Ansicht allgemein geglaubt werde, aber durch keine einzige Thatsache bewiesen sei. Auch über die Methode der Schädeltypenbestimmung sind unsere Gelehrten gar nicht einig, und drei von den vier unten namhaft gemachten Abhandlungen sind auch in der Beziehung sehr belehrend, daß wir einen Einblick in den Stand der großen Ungewißheit erhalten, in welchem sich die Kraniographie befindet. Nicht blos in Deutschland.

Retzius hatte weiter behauptet, die Kelten seien langköpfig gewesen; Thurnam weist nach, daß er viele kurzköpfige Keltenschädel gemessen habe und daß Retzius völlig im Irrthum sei (Anthropological Review, Nr. 13. April 1866, S. 201). Bonté in Paris polemisirt scharf gegen W. His und sagt diesem entgegen: der vielbesprochene Hohbergschädel sei nicht romanisch, der Disentisschädel sei kein Disentisschädeltypus, und beide Klassifikationen seien irrig. His selber halte ihn jetzt nicht mehr für romanisch, sondern für allemannisch; er stehe damit im Gegensatze zu von Baer und Retzius ꝛc. (Bulletins de la société d'Anthropologie, VI. S. 696.)

Wir deuten diese Dinge nur an, um zu zeigen, wie hier so zu sagen noch so Vieles schwimmt, und wie wenig fester Boden gewonnen worden ist. Die Kraniologen, so verdienstlich ihre Arbeiten sind, werden noch viele Jahre lang untersuchen, messen und beobachten, bevor sie über viele wichtige Punkte zu einer Uebereinstimmung gelangen und sagen können: Das und das steht bodenfest und ist nicht mehr anzuzweifeln.

Uns interessiren viel mehr die beiden Abhandlungen, welche in das Gebiet der geschichtlichen Anthropologie ein-

*) Archiv für Anthropologie. Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen. Herausgegeben von C. E. von Baer in St. Petersburg, E. Desor in Neuenburg, A. Ecker in Freiburg, W. His in Basel, L. Lindenschmit in Mainz, G. Lucae in Frankfurt a. M., L. Rütimeyer in Basel, H. Schaffhausen in Bonn, C. Vogt in Genf und H. Welcker in Halle. Unter der Redaktion von A. Ecker und L. Lindenschmit. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1866. Erster Band, 160 S. Mit zahlreichen Holzschnitten und lithographirten Tafeln. — Das Werk ist vortrefflich gedruckt und die Holzschnitte sind sehr klar; leider ist das Format unbequem und die Typen sind lateinisch. Das Archiv soll auch den Zweck erfüllen „die Resultate der Forschung in weiteren Kreisen zu verbreiten"; nun lebrt aber die Erfahrung, daß in „weiteren Kreisen" eine große Abneigung herrscht, Quartbände, die obendrein nicht mit deutschen Buchstaben gedruckt sind, zu lesen. Die londoner und die pariser Gesellschaft geben ihre Verhandlungen und Denkschriften in handlichem Format heraus, und bei uns hätte man ein Gleiches thun sollen und können. Wir sagen das nicht aus Kleinigkeitskrämerei, sondern aus aufrichtiger Theilnahme für das Archiv, dessen Erscheinen wir mit wahrer Freude begrüßen.

*) W. His: Beschreibung einiger Schädel altschweizerischer Bevölkerung, nebst Bemerkungen über die Aufstellung von Schädeltypen. — A. Ecker: Skelet eines Makrokephalus von einem fränkischen Todtenfelde. — Derselbe: Ueber eine charakteristische Eigenthümlichkeit in der Form des weiblichen Schädels und der Bedeutung für die vergleichende Anthropologie. — H. Welcker: Kraniologische Mittheilungen. Diese vier Aufsätze nehmen zwei Drittel des ganzen Bandes in Anspruch.

schlagen; hier haben wir es mit Gegenständen zu thun, die ein nicht speciell-anatomisches, sondern ein kulturwissenschaftliches Interesse in Anspruch nehmen. L. Lindenschmit beginnt eine Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Alterthumsforschung, er wirft zunächst einen Blick auf die bisherige Entwicklung derselben und erörtert den interessanten Gegenstand mit jener Sicherheit, Klarheit und umfassenden Gelehrsamkeit, die wir von einem solchen Forscher erwarten durften; außerdem hat er schon oft gezeigt, daß er auch die Gabe ansprechender Darstellung besitze.

Eine wahre Perle ist auch die Abhandlung von Karl Vogt in Genf: „Ein Blick auf die Urzeiten des Menschengeschlechts". Jeder Satz kennzeichnet den Meister. Vogt behandelt seinen Gegenstand nüchtern, ruhig, sicher, ohne alle Systemmacherei, ohne irgendwelche Voreingenommenheit, mit scharfer und besonnener Kritik; er weiß vortrefflich das Wichtige hervorzuheben, gibt die Resultate, zu welchen bis jetzt die Forschung gelangt ist, in übersichtlicher Weise, und wie sich bei ihm von selber versteht, sehr gut stylisirt. Durch die ganze Abhandlung zieht ein durchaus frischer Hauch.

Karl Vogt schließt seine Betrachtungen mit der Periode ab, welche schon im Zusammenhange mit der überlieferten Geschichte steht, mit dem sogenannten Broncezeitalter. Er behandelt zunächst die Periode, in welcher man Werkzeuge nur aus Stein, Knochen und Holz verfertigte.

Manche Forscher haben zwischen den verschiedenen Perioden: Stein, Bronce oder Kupfer, Eisen, einen scharfen Unterschied machen wollen. Es ist aber gar nicht anzunehmen, daß mit Einführung eines neuen Elementes der Kultur die bislang vorhandenen Zustände sofort über den Haufen geworfen wurden. Gewiß hat die Bronce sich nur langsam Bahn gebrochen, und Instrumente von Steinen und Knochen sind noch lange im Gebrauch gewesen, auch nachdem die Bronce schon eine allgemeinere Verbreitung gewonnen hatte. Eine Epoche ragt in die andere hinüber.*)

Es ist eine Urperiode vorhanden gewesen mit einem Kulturzustande, welcher keine Spur davon verräth, daß die während derselben vorhandenen Menschen die Bearbeitung und den Gebrauch der Metalle gekannt hätten, und man kann selbst in dieser Periode verschiedene Entwicklungsmomente unterscheiden. Sehr richtig wird Folgendes hervorgehoben: „So gewiß als Stein-, Bronce- und Eisenzeit nur relative Abschnitte bilden, die sich in einander fortsetzen, so gewiß kann auch nicht angenommen werden, daß ähnliche Kulturepochen, wenn sie auch in derselben Reihenfolge sich entwickelten, auf verschiedenen Punkten der Erdoberfläche zu gleicher Zeit sich abwickeln mußten. Es konnten selbst auf dem beschränkten Raum Europa's längs den Küsten und den Flüssen Völker existiren, welche in der Civilisation einen Schritt weiter gekommen waren, welche das Metall kannten und zu benützen verstanden, während im Innern des Landes Stämme, vielleicht noch Jahrhunderte lang, fortexistirten, welche von dieser Kenntniß durchaus keine Ahnung hatten. Wissen wir doch, daß bis in die jüngste Zeit zahlreiche, inselbewohnende Wilde vorhanden waren, welche sich noch mit Steinwaffen kümmerlich behalfen, ehe Europa ihnen Eisen, Blei und Pulver zuführte. Es erscheint deshalb unthunlich, die Funde aus verschiedenen Ländern, welche bei dem Mangel von Communicationen in der Vorzeit himmelweit auseinander liegen mußten, unmittelbar zusammenzustellen, statt dieselben vergleichungsweise zu behandeln und erst aus all den umgebenden Erscheinungen wenigstens annähernd die Zeit zu bestimmen, in welcher eine gegebene Kulturepoche sich entwickelte."

Bei der Untersuchung der Höhlen und ihrer Einschlüsse verfährt man jetzt mit methodischer Sorgfalt, so daß die einzelnen Ereignisse in ihrer Reihenfolge aufgefaßt und zusammengestellt werden können. Beim Beurtheilen der Ausfüllung einer Höhle unterscheidet man zwischen den aus natürlichen Ursachen entstandenen und auf einander folgenden Absätzen und zwischen den in verschiedenen Zeitepochen durch den Menschen eingeführten Veränderungen. In manchen Höhlen lassen sich auf einander folgende Absatzperioden nachweisen, welche durch besondere Einschlüsse charakterisirt sind; viele dienten als Begräbnißstätten, als Zufluchtsörter während unruhiger Zeiten für Jäger und Hirten und nicht selten sind sie auch längere Zeit hindurch als Wohnstätten benützt worden. Der Boden wurde umgewühlt, um die Leichname zu versenken, die Lebenden hinterließen in den Zufluchtsstätten die Spuren ihrer Feuerstellen, ihrer Mahlzeiten, Geräthschaften und Werkzeuge, welche sich mit den Zeugnissen älterer Epochen in verwirrender Weise mengten. Kleinere und größere Raubthiere wühlten selbst zuweilen den Boden auf oder wählten die Höhle als Schlupfwinkel, in welche sie zur Fütterung ihrer Jungen Stücke von den bewältigten Thieren brachten. So gibt es denn Höhlen, welche eine wahre Musterkarte von Erzeugnissen vorgeschichtlicher und geschichtlicher Epochen bilden und die leicht dazu verführen können, Ergebnisse anderweitiger Forschungen zu verdächtigen und in ihrer Beweiskraft zu schwächen. Wo aber die natürlichen Ablagerungen sich in ihrer ganzen Reinheit und Vollständigkeit darstellen, wo die Decken von Kalksinter, welche gewöhnlich die einzelnen Ablagerungen von einander trennen, vollständig erhalten sind und keine Spur von später bewerkstelligten Durchbrüchen erkennen lassen, — da darf man auch annehmen, daß die Fundergebnisse unverfälscht und die darauf gebauten Schlüsse durchschlagend sind, zumal wenn die Ergebnisse sich derart herausstellen, daß sie einen deutlichen Unterschied in den verschiedenen Epochen der Ablagerung nachweisen.

Wir können hier nicht in eine genauere Analyse der musterhaften Abhandlung eingehen. Mit Umsicht und gründlicher Sachkenntniß erörtert Karl Vogt die geologische und paläontologische Bedeutung der verschiedenen Schichten des Schwemmlandes (des Diluvium); er bespricht jene der Torfmoore, die alten Grabstätten, welche eine wichtige Quelle unserer Kenntniß über die vorgeschichtlichen Epochen bilden, betont in dieser Beziehung mit Recht „die Frage der Zeit" und geht auf die geologischen, paläontologischen und anthropologischen Merkmale und Kennzeichen ein, ohne deren sorgfältige Erwägung man zu Irrthümern verleitet wird. Auch dem „industriellen Charakter" der alten Funde wendet er seine Aufmerksamkeit zu und schildert dann die Ergebnisse, welche in allen den angegebenen Beziehungen bis auf den heutigen Tag gewonnen worden sind.

*) Das „Archiv" selbst gibt (S. 75) dafür einen Beleg. Bei Niederollm in der hessischen Rheinprovinz fand man ein Geripp in einem Grabe; aus den Gegenständen, welche man bei dem Skelette fand, ergibt sich, daß diese Leichenbeigaben ins sechste bis achte Jahrhundert n. Chr. gehören. Neben der linken Hand lag ein kleines Messer von Eisen, auf der Brust ein kleines Messer von Feuerstein; in der Gegend des Gürtels ein Ring von Eisen und ein anderer von Erz; an einem Fingerknochen befand sich ein Ring von Erz mit eingravirtem Kreuz. — Hier haben wir Stein, Bronce und Eisen beisammen.

Aus allen Erdtheilen.

Der Freistaat der holländischen Bauern am Oranjefluß in Südafrika führt im Staatswappen einen Baum, an dessen Fuß eine Rinderheerde und ein Löwe ruhen. Die Umschrift ist holländisch und besagt erstens: Geduld und Muth, — ein Motto, das allerdings für die obwaltenden Verhältnisse sehr gut paßt, sodann: Freiheit und Einwanderung. Auch eine Zeitung fehlt nicht; sie erscheint in der Hauptstadt Bloemfontein und heißt: The friend of the Free State. Aus dem Titel sollte man schließen, daß sie in englischer Sprache geschrieben werde; das ist jedoch nicht der Fall, denn die überwiegende Menge des Textes ist Holländisch. An der Spitze steht als Wahlspruch: „Die Freiheit der Presse ist nothwendig für das Wesen eines Freistaates." Einen beträchtlichen Raum der Nummern nehmen die Fehden mit den Basutos in Anspruch, jenen Halbwilden, unter welchen die französisch-protestantische Kirche eine Anzahl von Missionen gegründet hat. Die Missionäre berichten nicht viel Gutes über die holländischen Bauern, gestehen aber doch ein (wie wir schon einige Male im „Globus" aus dem „Journal des Missions évangeliques" nachgewiesen haben), daß die Basutos unverbesserliche Viehdiebe seien. Um Viehdiebstahl dreht sich bei den Kaffervölkern fast Alles, und die Zeitung der Bauern ermangelt nicht, die lange Reihe von Missethaten der „Wilden" aufzuzählen; auch schildert sie die Wiedervergeltung, welche unter solchen Umständen nicht ausbleiben kann.

Aus dem Romansland in Südafrika. Wir meldeten schon neulich, daß diese Region der Colonie Natal einverleibt worden sei. Die Zeitung „Cape and Natal News" stellt darüber Betrachtungen an und fragt sich, wann wohl die Zeit kommen werde, in welcher die angelsächsische Rasse in Südafrika ihr Ziel erreicht habe. Sie verlangt die Ostküste weit über Natal nach Norden hinauf. In früheren Zeiten bildete der Keïfluß die Nordgrenze der Capcolonie; 1836 wurde dieselbe in Folge eines Vertrages mit den Kaffern bis zum Großen Fischfluß hinausgerückt; 1844 wurde dann der Keï abermals Grenzfluß und das zwischen ihm und dem Keiskamma (Großen Fischflusse) liegende Gebiet zur selbstständigen Colonie Britisch-Kaffraria erhoben. Andererseits ist die Colonie Natal, welche den Unsiculu zur Grenze hatte, nun ausgedehnt worden, weil seit 13. September 1865 das Romansland ihr einverleibt ist bis zum Umtamtuma. Das Land zwischen diesem Flusse und dem Großen Keï ist etwa 50 Wegstunden lang und 140 breit und bildet das unabhängige Kaffernland. Dasselbe hatte 1850 etwa 120,000 Eingeborne, von welchen ungefähr 47,000 auf das Volk der Amapondas gerechnet wurden. Seitdem sollen diese letzteren, weil die Bevölkerung angeblich stark zugenommen hat, 25,000 Krieger ins Feld stellen können. Auch die Zahl der Amagalekas, welche am Nordufer des Keï wohnen und jetzt unter dem Häuptling Kreli stehen, soll 40,000 bis 50,000 Seelen stark sein. Einige Fremde sind dort eingewandert, namentlich wohnen jetzt mehre Familien Basutos östlich vom Flusse Euchanecha oder Jurinera unter einem Häuptlinge, welcher Sohn des vielgenannten Basutochefs Moscheſch ist, desselben, welcher jetzt mit den holländischen Bauern des Freistaates in Fehde liegt. Dieser Sohn heißt Nehemia und wird als „ein braver civilisirter Wilder" geschildert, welcher in der Capstadt erzogen worden sei, sich eine hübsche Wohnung gebaut und eine werthvolle Büchersammlung angeschafft habe. In demjenigen Theile von Romansland, welcher unmittelbar südlich an Natal grenzt, haben sich Griquas unter ihrem Häuptling Adam Kock niedergelassen. Da sie von holländischen Vätern und Hottentotenfrauen abstammen, bezeichnet man sie im Land oft auch als Basters; sie zählen hier nur etwa 250 Familien, besitzen ungefähr 600 Ochsenwagen und beträchtliche Heerden. Jüngst ist zwischen Adam Kocks Griquas und den Basutos des Nehemia ein Krieg ausgebrochen. Die letzteren (gleich den übrigen, von den französischen reformirten Missionären vielfach aber nutzlos zur Ehrlichkeit ermahnten Basutos im eigentlichen Lessutolande unter Moscheſch) sind unverbesserliche Viehräuber. Sie raubten den Griquas Ochsen und Kühe, und die Griquas haben dann des „braven, civilisirten Wilden" Nehemia Haus und Bibliothek zerstört.

Aus der Cap-Colonie wird gemeldet, daß einige hundert schwarzer Familien sich an die Regierung gewandt haben, um von ihr Ländereien zu erbitten, die zwischen den Quellen des Tsoms und des Indue liegen. Diese Leute hielten sich bisher in den Bezirken Queenstown, Cradock und Colesberg auf, wo sie bei holländischen Landwirthen rechtschaffen gearbeitet und sich zu einigem Wohlstand emporgebracht haben. Ihre Väter waren Sklaven. Die Regierung ist geneigt, ihren Wunsch zu erfüllen und sie als eine Art von Grenzwächtern gegen die räuberischen Kafferstämme, namentlich die Fingos und die Tambukis, aufzustellen.

Der große Brand zu Port au Prince auf Haiti. Darüber äußert sich ein Brief aus jener Stadt vom 25. März, der allem Anschein nach von einem deutschen Kaufmann geschrieben ist und den wir im „Neuyorker Journal" vom 14. April finden, in folgender Weise:

Am 10. und 20. März fand hier ein Feuer statt, welches mit Ausnahme weniger Häuser die ganze Stadt in Asche legte und tausend Familien obdachlos und elend machte. Es ist unmöglich, mit der Feder ein treues Bild der Schreckensscenen zu liefern, die sich allenthalben dem Auge darboten. Von Löschanstalten und Rettungsversuchen war nirgends die Rede.

Das Feuer entstand in dem Quartiere, wo die weißen Engros-Handlungshäuser ihre Niederlage haben. Da erst vor einem Jahre das Stadtviertel niederbrannte, in dem die Kleinhändler wohnen, und man den Haß, die Feindschaft und Rachsucht der Schwarzen gegen die Weißen kennt, so liegt der Verdacht sehr nahe, daß das Feuer das Werk von Brandstiftern war. Dies wird durch die Thatsache noch bestätigt, daß in den Schreckenstagen der wiederholte Versuch gemacht wurde, die von dem Feuer im vorigen Jahre verschonten Häuser der Kleinhändler ebenfalls anzuzünden. Die Neger machten nicht die geringsten Anstalten, dem Feuer Einhalt zu thun, und selbst die Regierung war völlig rath- und thatlos.

Unter den traurigen Scenen, die sich bei diesem Unglücke zutrugen, zeigte sich so recht der Charakter der schwarzen Rasse. Arbeitsscheu und Vergnügungssucht sind die hervorragendsten Kennzeichen dieser Menschen. Dabei sind sie herzlos und leichtsinnig. Als die Flammen am fürchterlichsten rasten, ganze Häuserreihen ein Feuermeer bildeten, die Bewohner, Frauen, Männer und Kinder um Hülfe und Rettung rufend, umherrannten, sah man die eingebornen Herren dutzendweise um ein Clavier in Spiel, Sang und Tanz versammelt, das man aus dem Feuer gerettet hatte. An einem andern Platze hatten sie sich um gestohlene Champagnerflaschen gelagert, schmauchten ihre Cigarren und sangen und johlten dazu. Während dem plünderten die Anderen die Häuser aus und unter dem Vorgeben, bewegliche Habe aller Art zu retten, eigneten sie sich dieselbe als herrenloses Gut an.

Eine Feuerwehr existirt nicht, und da das Volk nicht arbeitet, wer sollte helfende Hand anlegen? Der Präsident verließ seinen Palast und sah dem Schauspiel eine Zeitlang zu, zog sich aber bald wieder zurück, weil er wahrnahm, daß er mißliebig ist, und er ohnehin eine neue Revolution fürchtet.

In Folge des Brandes liegen alle Geschäfte nieder. In dem Platze besteht kein Markt, keine Bäckerei und Fleischerei mehr. Die Schwarzen essen ihre Bananen, Orangen rc. und lagern unter dem freien Himmel oder dem Schatten der Magnolien.

Die Weißen helfen sich, so gut es geht. Es sind der Hilfsbedürftigen aber zu viele, um Allen gerecht werden zu können. Die Noth und das Elend ist daher grenzenlos. Jetzt erst sieht man, daß nur die Weißen allein dem Interesse des Landes Opfer brachten und ihnen Alles zu verdanken ist, was es hat.

Der Neger arbeitet nicht, schafft nicht, treibt keinen Handel; er ist frei und kann faullenzen; seine Bedürfnisse liefert ihm die Natur, und das ist ihm genug. Wozu sollte er andere Interessen haben? Das ist seine Civilisation.

Neue Erwerbungen Frankreichs in Senegambien. Der gegenwärtige Gouverneur Pinet=Laprade (Nachfolger des ausgezeichneten Generals Faidherbe) hat zu Anfang des Jahres 1866 mit den schwarzen Häuptlingen am Rio Nuñez und am Rio Pongo Verträge abgeschlossen, denen zufolge alles von beiden Strömen bewässerte Land der Oberherrschaft Frankreichs unterworfen wird. Bei Debokeh ist ein befestigter Posten angelegt worden; dort ist auch ein Dampfer stationirt, um die Handelsinteressen zu beschützen und den Räubern an der Küste, gegen welche die einheimischen Häuptlinge ohnmächtig waren, gelegentlich einen blutigen Denkzettel zu geben.

Weitere Nachrichten über Leichhardts Expedition. Wir finden in der melbourner „Germania" vom 22. März folgenden Bericht aus der Colonie Queensland:

Lieutenant Uhr, Commandant des Detaschements berittener eingeborner Polizisten zu Rockingham, berichtet, daß zwei eingeborne Frauenzimmer, welche nahe bei Logan=Creek früher gefangen genommen wurden, und von denen eine gegenwärtig an einen Polizisten des genannten Detaschements verheiratet ist, erklärt haben, sie könnten den Ort zeigen, wo die Ueberreste von einigen Mitgliedern von Leichhardt's Abtheilung befindlich wären. Sie erzählen, daß vor ungefähr achtzehn Jahren eine Abtheilung weißer Leute (die ersten, welche ihr Stamm jemals gesehen habe) nach der Gegend gekommen sei, wo sie sich in Gefangenschaft befunden. Die Weißen hatten eingeborne Knaben, so wie Pferde und Hornvieh mit sich, schlugen, weil die Umgegend damals überschwemmt gewesen, in jener Gegend ein Lager auf und errichteten Vieheinzäunungen, um dort zu verweilen. Sie wurden aber zur Nachtzeit von den Eingebornen überfallen und ermordet. Die Frau erklärt, daß, wenn sie nach dem Distrikt gebracht würde, sie die Ueberreste aufzufinden hoffe, wisse aber nicht, wie viele Köpfe die Gesellschaft stark gewesen sei Lieutenant Uhr erinnert sich der Gegend, wo jene gefangen genommen wurde, und daß er dort einen mit einem L gemarkten Baum gesehen. Er hält es für sehr wahrscheinlich, daß diese Ueberreste, wenn sie aufgefunden werden sollten, was allerdings nach so langer Zeit zu bezweifeln sei, von dem so lange verschollenen Erforscher herrühren.

Abermals, bisher unbekannte, Dolmen in Indien entdeckt. Vor einigen Jahren gründete die englische Episkopalkirche eine Mission zu Demagedin (Duma gudien) am obern Godavery, im Lande der Koïs, einer bisher wenig beachteten Völkerschaft. Im vorigen Spätjahr hat nun der Missionär F. W. N. Alexander von Ellora aus Demagedin besucht und ist von dort nach Werrangel gegangen. Diese alte Hauptstadt des ehemaligen Telingana=Reiches liegt jetzt im Gebiete des Nisams von Haïderabad. Die Mai=Nummer des „Church Missionary Intelligencer" bringt einen Bericht über diese Reise und wir entnehmen demselben Folgendes:

„Alexander kam durch die nicht unbeträchtliche Stadt Megampetta und fand dort „sehr bemerkenswerthe Grabmäler". Das Volk, sagt er, bezeichnet dieselben als die Gräber der Rakasulu, d. h. Riesen. Ihr Ursprung und die Zeit des Aufbaues sind durchaus unbekannt, aber sie sind von ungeheuerer Größe und Mächtigkeit, haben allen Einwirkungen der Zeit Trotz geboten und deshalb bezeichnet man übernatürliche Wesen als ihre Erbauer. Sie sind den Cromlechs oder sogenannten druidischen Denkmälern ähnlich, haben 4 Seiten, ragen $2\frac{1}{2}$ Fuß über den Boden empor und sind 4 bis 5 Fuß breit. Die Seitenwand besteht in den meisten Fällen aus einem einzigen großen Steine, der tief in den Boden hineingeht, und das Ganze ist mit einer einzigen ungeheuern Steinplatte überdeckt. Man fragt sich verwundert, wie die Erbauer es angefangen haben, so kolossale Steinplatten überhaupt zu bewegen; das Volk, welches jetzt im Lande wohnt, wüßte dergleichen gar nicht anzustellen. Einige Gräber haben keine Steinplatte, wohl aber einen dicken Ueberzug von Tschunam, der aber auch heute noch von der Zeit nicht gelitten hat und Sprünge zeigt. Jedes Grab hat an einer Seite eine kleine, etwa 1 Quadratfuß große Oeffnung.

Kapitän Glassford hat diese Gräber geöffnet. In jedem fand er ein trogartiges Gefäß und in demselben menschliche Ueberreste; in mehren Fällen waren auch zwei solcher Gefäße vorhanden. Münzen oder andere Ueberbleibsel sind bis jetzt nicht zum Vorschein gekommen. Auf allen diesen Gräbern kommen niedrige Steinkreuze vor; jedes ist etwa 1 Elle hoch und aus einem einzigen Felsstücke gearbeitet. Daß das Zeichen des Kreuzes nicht etwas specifisch Christliches sei, haben wir vor einiger Zeit im Globus nachgewiesen; dieses sehr einfache und natürliche Zeichen kommt in allen Jahrtausenden und in allen Erdtheilen vor." — „Die Zahl der Gräber bei Mangampetta ist sehr groß; sie laufen in einer Reihe bis tief in den Wald; man kann ihrer tausende zählen. Ganz dieselbe Art von Gräbern (Dolmen) findet man auch in der Umgegend von Werrangel und noch an anderen Oertlichkeiten und überall gleichen sie sich."

Der „Gänsemarsch" im alten Indien.

E. S. Der „Gänsemarsch" ist, wie wir jetzt durch Erforschung der altindischen Liedersammlungen, der Vedas, wissen, als ein uralter Brauch der Indo=Germanen nachgewiesen worden. Derselbe reicht weit über die christliche Zeitrechnung hinaus, in jene Jahrhunderte, da die alten Arier, welche sich später in Indier, Griechen, Germanen ꝛc. spalteten, noch ein einziges zusammenhängendes Volk bildeten. In den Vedas wird häufig der Gebrauch des „Hinterdrein=Anfassens" erwähnt. Aus den Ritualbüchern geht hervor, daß dabei die Ansicht herrscht, der Anfassende bilde dadurch gleichsam eine Person mit dem Vorhergehenden; der Gott tritt dadurch in innigste Beziehung zu den Menschen, und das Opfer, welches dieser ihm darbringt, gelangt so am sichersten an die rechte Person. Als die alte Sitte, das Opfer selbst zu verrichten, in Abgang kam und man dasselbe einem eigenen Stande überließ, wurde es dann Brauch, daß der das Opfer Veranstaltende den Priester anfaßt; aber auch die Priester unter einander thun dies, wenn mehre das Opfer administriren, und es bildet sich dadurch eine förmliche Kette.

Die Indier sagen von einer solchen, gelegentlich sich auch bewegenden Kette, sie gehe nach „Ameisenart", unserem Gänsemarsche entsprechend, also in ältester Zeit ein Ameisenmarsch. Man ersieht daraus, daß diese Sitte, gleich noch so manchen anderen Gebräuchen, auf religiösen Anschauungen beruht. Von Interesse ist dabei noch, daß man beim Todtenopfer dem Gestorbenen den Schwanz der ihm zu Ehren geopferten Kuh in die Hand gibt, damit er, an diesem sich festhaltend, über den indischen Styx (Vaitarani) hinwegkomme. Nun ist in indischen Texten auch eine Erzählung überliefert, der zufolge ein buddhistischer Bettelmönch einst den Schwanz der himmlischen Kuh erfaßt habe und an diesem in den Himmel hinauf gelangt sei; auf gleiche Weise gelangte er wieder zur Erde herunter. Er habe seinen Mitbrüdern Himmelsbrod gereicht, wodurch bei Allen ein heftiger Wunsch entstanden sei, die Reise ebenfalls zu machen. Man berieth sich und es wurde beschlossen, daß der bereits oben Gewesene in der nächsten Nacht, wenn die Himmelskuh auf die Erde zur Aesung sich herablasse, ihren Schwanz erfassen solle, ein Zweiter würde sich an ihn hängen, ein Dritter an den Zweiten u. s. w. So geschah es denn auch; als sie aber schon hoch über der Erde schwebten, da stellte ein „Dummian", wie es heißt, die Frage: wie groß denn die Himmelskuchen da oben seien? Da sie etwa eine Armsspanne groß waren, ließ der Vorderste los und rief, die Arme ausspreizend, aus: „So groß!" Nun fielen aber Alle wieder zu Boden.

Bekanntlich haben wir einen fast gleichlautenden Lalenburger Schwank. Die Tiefe eines Brunnens soll in der Art erkundet werden, daß der Bürgermeister sich als der oberste an den Brunnenrand hängt, ein Zweiter faßt seine Füße, ein Dritter hängt sich an den Zweiten u. s. w.; aber der Bürgermeister, der Last nicht gewachsen, läßt los und Alle fallen in die Tiefe. Wie die indische Form dieser uralten Erzählung zeigt, liegt deren mythologischer Fassung ebenfalls ein ritueller Gebrauch zu Grunde, wie sich dies bei unserm Gänsemarsch zeigt.

Aus Nordamerika. Zu Jamestown in Illinois bohrte man einen artesischen Brunnen und stieß etwa 200 Fuß unter der Erdoberfläche auf ein sehr mächtiges Steinkohlenlager.

In den Anzeigespalten der pittsburger Blätter macht eine „Lady", die von sich sagt, daß sie 18 Jahre alt „und von reizender Anziehungskraft" sei, bekannt, daß sie „gegen eine angemessene Vergütung" öffentlich ihre große Fertigkeit im Schwimmen zeigen werde. „Ohne Zweifel", so fügt sie hinzu, „wird man das im Publikum für eine ausschweifende Idee erklären, aber ich verstehe mich auf mein Geschäft."

In der ersten Hälfte des Aprilmonats war das Eis auf der Nordseite des Huron=Sees noch drittehalb Fuß dick und mit Schnee von fast einer Elle hoch bedeckt.

Wir haben dann und wann Stylproben aus politischen Reden gegeben, welche von Bombast strotzen. Auf manchen Kanzeln herrscht nicht minder eine im höchsten Grade widersinnige Uebertreibung und manche Geistliche überbieten sich in Schwulst. Die Ausartung des guten Geschmacks hat immer weiter um sich gegriffen. Am 18. April sprach der puritanische Pastor Garnet, der ein Doctor der Theologie ist, zu einer Versammlung von Negern und lobte die radikalsten der Mitglieder des Rumpfcongresses, während Präsident Johnson arg getadelt wurde. „Die Senatoren Sumner, Wade, Wilson, Fessenden und 27 andere bilden eine wahre Milchstraße intellectueller Erleuchtung, von Patriotismus und legislativer Geschicklichkeit. Diese herrliche Milchstraße zieht die Bewunderung eines Jeden, welcher in der aufgeklärten Welt die Freiheit liebt, auf sich. Und nun blickt auf das Haus der Repräsentanten! Dort steht ein staatsmännischer Veteran und führt eine Schaar an, welche niemals eine Schlappe erlitt. Dort steht er, gekrönt mit Ehren und Jahren; dort steht er scharfsinnig, ruhig, erfüllt mit Weisheit und Muth. Er ist bewaffnet mit Pfeilen, welche eingetaucht sind in die Flammen der lebendigen Wahrheit, und er schwingt diese Pfeile mit der Schnelligkeit und der Gewalt des Blitzes, der vom Himmel kommt. Ja, dort steht Thaddeus Stevens! Gedankt sei Gott! Er lebt, er bewegt sich, er hat Wesen und Seele. Gedankt sei auch Gott dafür, daß die ehrenwerthen William D. Kolly und Wilson von Jowa, und Julian, und Bingham und Grinnell und die ruhmreichen und erleuchteten 141 noch leben und den Kampf kämpfen an den Thermopylen republikanischer Freiheit für ihres Landes Leben und Ehre." (Neuyork Tribune vom 20. April.) Wir wollen bemerken, daß diese Verherrlichung den fanatischsten unter jenen Ultraradikalen gilt, welche tagtäglich die Axt an die alte nordamerikanische Verfassung legen und denen Georg Washington als „ein unreines Wesen" erscheint, und die Bundesconstitution als ein „Vertrag mit der Hölle". — Jener Stevens aus Pennsylvanien sagte im Repräsentantenhause wörtlich: „Das Geschwätz, daß wir die Union, wie sie war, mit der Bundesverfassung wieder herstellen müssen, ist eine von jenen Absurditäten, die oft wiederholt werden und die mich anekeln." (Neuyork Daybook, 21. April.)

Im Staate Massachusetts ist am 15. April sämmtlichen Apothekern von Seiten der Staatspolizei das Gebot eingeschärft worden, am Sonntag gar Nichts zu verkaufen, gleichviel was es auch sei, falls nicht ein ausdrückliches schriftliches Recept eines Arztes vorgewiesen wird. Wenn also Jemand, und wäre es auch nur Glaubersalz oder Brustsyrup 2c. aus der Apotheke holen will, so muß er zuvor einen Arzt aufsuchen und diesem 1 bis 5 Dollars für das Niederschreiben von: „1 Unze Glaubersalz" zahlen. So weit haben es die puritanischen Temperanzleute in Massachusetts gebracht, wie sie sagen der christlichen Frömmigkeit und der Heilighaltung des Sabbaths wegen.

Eine Bande von Ungeheuern.

Unter dieser Ueberschrift bringt der zu Toronto in Westcanada erscheinende „Globe" folgende Mittheilung aus einem nordamerikanischen Blatte:

„Die Einwohner der Gemeinde Owyhu, im Territorium Idaho, haben in einer Versammlung folgende Beschlüsse gefaßt:

Drei Männer sollen beauftragt werden, 25 Leute auszuwählen, welche auf die Indianerjagd ziehen.

Jeder, der sich auf eigene Kosten für diese Jagd ausrüstet, soll eine bestimmte Summe für jeden Skalp erhalten, welchen er einbringt.

Solche, denen die eigenen Mittel fehlen, sollen vom Comité ausgerüstet werden; die Ausrüstungskosten werden dann aber von der Prämie, welche für die abgelieferten Skalpe zu zahlen ist, abgezogen.

Für jeden Bockskalp (buck scalp, d. h. männlichen Indianer) werden 100 Dollars bezahlt, für jeden Squawskalp 50, für Skalpe von Kindern unter zehn Jahren (der englische Text lautet bezeichnend: for everything in the shape of an Indian under ten years) 25 Dollars.

An jedem einzelnen Skalp muß noch die Haarlocke befindlich sein und jeder Träger muß eidlich bekräftigen, daß der Skalp von Seiten eines Mitgliedes der Compagnie einem Indianer abgezogen worden ist."

Hier haben wir also wieder einen Commentar zu unseren Betrachtungen über die Ausrottung uncivilisirter Völker; es handelt sich in diesem Falle um planmäßige Vernichtung. Wir finden obige Beschlüsse der weißen Kannibalen, deren Ortschaft mit Recht den Namen Owaihu führt, auch in neuyorker Blättern vom 7. April; diese melden ferner, daß der Senatsausschuß für Indianerangelegenheiten demnächst Dokumente veröffentlichen werde, welche haarsträubende Dinge über Betrügereien und Barbareien enthielten, die an den Rothhäuten verübt worden sind.

Die Sache selbst ist weder neu noch überraschend. Seit dritthalbhundert Jahren sind in Nordamerika mehr als 70 eingeborne Völker und Stämme verschwunden, lediglich in Folge der Berührung mit weißen Leuten. Auf dem ganzen westlichen Continente sind, nördlich vom Rio Gila und dem Mexicanischen Meerbusen, überhaupt von der Südgrenze der Vereinigten Staaten nach Norden hin bis zum Eismeer, kaum noch 350,000 Eingeborne übrig.

Gregg schildert in seinem vortrefflichen Werk über den Handel der Prairien an vielen Stellen die wanton crueltis der Weißen, welche mit Vorbedacht und mit kaltem Blute jeden Indianer niederschießen, der ihnen in den Weg komme.

Julius Fröbel sagt: „Es ist eine Thatsache, daß der Versuch, ganze Indianerstämme zu vergiften, von weißen Leuten gemacht worden ist, und ich selbst habe mehrmals die Frage, wie das am besten zu machen sei, discutiren hören." (Aus Amerika; Erfahrungen, Reisen und Studien; Leipzig 1858, Theil 2. S. 109). — Wir könnten noch eine Menge anderer Belegstellen beibringen; die obigen werden indeß genügen.

Eine interessante Naturerscheinung. Neuorleans wurde in der Nacht vom 5. zum 6. April von einem Gewitter heimgesucht, wie es in solcher Heftigkeit daselbst noch nie erlebt worden ist. Den ersten Donnerschlägen folgte kein Regen, sondern ein wahrer Wolkenbruch, der Neuorleans binnen 10 Minuten in einen See verwandelte.

Die Neuorleans „Deutsche Zeitung" berichtet bei dieser Gelegenheit über ein von ihrer Office aus beobachtetes, höchst merkwürdiges Phänomen, wie folgt:

„Eine besonders interessante Erscheinung wurde während der gestrigen mehre Stunden lang anhaltenden Gewitterstürme von unserer Office aus in Campstr. an den Telegraphendrähten in St. Charlesstr., nahe der City Hall, beobachtet. Es war gegen 5 Uhr Morgens, als ein Blitzstrahl, dem ein erschütternder Donner folgte, an dem einen Telegraphendraht entlang fuhr und sich dann nach allen übrigen in Gestalt von blauen Flämmchen ausbreitete, welche an den Drähten fortliefen und nach der Stadt zu verschwanden. Das elektrische Feuer war so stark, daß man es genau durch den heftigsten Regen bemerkte. Die ganze Erscheinung dauerte nur einige Sekunden. Von der großen elektrischen Strömung, die über die Stadt sich ergoß, kann man sich einen Begriff machen, wenn man vernimmt, daß die Feueralarmglocken während der Nacht einige Male von selbst ertönten, ohne angeschlagen zu werden."

Zustände in Mexico. Der größte Theil des Landes ist fortwährend in Verwirrung; kaiserliche und republikanische Guerillas liegen in unaufhörlicher Fehde. In der Hauptstadt erscheint das Blatt „La Sombia", welches nach amtlichen Nachrichten meldet, daß in den Monaten vom Juni bis Dezember 1864, also von der Zeit an, da Kaiser Maximilian ins Land kam, nicht weniger als 172 Treffen zwischen Franzosen und Mexicanern stattfanden; in denselben wurden etwa 1300 Mann getödtet und 3277 verwundet. Für das Jahr 1865 sind 322 Treffen verzeichnet worden mit 1279 Todten und 5674 Verwundeten; total 8951 Verwundete und 2579 Todte. Auf den ersten Zeitabschnitt von 7 Monaten kommen also in jedem Monat durchschnittlich 17 Treffen oder Gefechte, auf das Jahr 1865 entfällt aber fast auf jeden Tag ein solches, der Dezember ist mit nicht weniger als 34 verzeichnet.

Die Provinz St. Catharina in Brasilien ist dem Flächenraume nach größer, als das Königreich Bayern, während sie noch nicht einmal so viel Einwohner wie München zählt. Bayern hat 1383 Geviertmeilen oder ca. 1550 Quadratlegoas, wogegen der Flächenraum der Provinz St. Catharina auf 2200 Quadratlegoas geschätzt wird. Nach der statistischen Zusammenstellung

vom Jahre 1863 hat diese Provinz 133,738 Einwohner, unter denen sich 16,320 Sklaven befinden. Die Sklavenbevölkerung erreicht hier sonach durchschnittlich nur 12²/₁₀ Procent der Gesammteinwohnerschaft. Sie ist aber in den südlichen Theilen stärker, als in den nördlichen vertreten. Die beiden nördlichen Munizipien, S. Francisco und Itajahy, mit den beiden deutschen Colonien Donna Francisca und Blumenau, welche gleich bei ihrer Gründung das gesetzliche Vorrecht erlangten, daß in ihnen keine Sklaven gehalten werden dürfen, zählen zusammen 24,301 Einwohner, worunter 2788, also nur ca. 11 Procent, Sklaven inbegriffen sind. Die in der Provinz wohnenden Deutschen belaufen sich auf ungefähr 12,000 Seelen. Der bei weitem größte Theil der Bevölkerung wohnt an der Meeresküste und hat sich nur längs der Flüsse und der wenigen Landstraßen weiter in das Innere hineingezogen. Das hintere, am Fuße der Serra sich hinstreckende Küstenland, sowie das Hochland der Provinz besteht zum größten Theile aus urwäldlichen Staatsländereien, die der Colonisation noch ein weites Feld bieten. (Colonie-Zeitung von Joinville.)

Die wissenschaftliche Erforschung des Amazonenstromgebietes von Silva Coutinho.

Sehr interessant ist folgende Mittheilung, die ich einem Briefe des brasilianischen Geologen Dr. Silva Coutinho entnehme, welcher bekanntlich den Naturforscher Agassiz auf seiner Erforschung des Amazonenstromes begleitet:

„Vom obern Theile des Purus sind uns einige Fossilien zugegangen, die alle den Charakter der Kreideformation haben. Im Jahre 1861 hatte ich Gelegenheit einige Zähne zu untersuchen, und kam zu der Ueberzeugung, daß eine der Fossilien ein Mesosaurus Camperi, ein großes See-Reptil, sei. Professor Agassiz hat diese meine Meinung jetzt, bezüglich der Klassifikation, bestätigt. Hierdurch wird also auch die Annahme von dem frühern Vorhandensein eines vollen amazonischen Meeres bis zum Fuße der Anden bestätigt, welches derselben Epoche angehört haben wird, in welcher das „Kreidemeer" vorhanden war, welches einen so bedeutenden Theil, auch Europa's, bedeckt hat.

Daß der Ocean früher das Land bespült hatte, welches am ersten Wasserfall des Tapajoz liegt, wußte ich bereits seit 1863, denn in diesem Jahre fand ich Meermuscheln in den Kalkschichten von Itactuba. Jetzt habe ich an den Quellen des Mané-assú dieselbe Kalkformation entdeckt, auch glaube ich, daß sie sich nach Westen bis zum Flusse Canuman ausdehne, so daß sie sämmtliche Flüsse umfaßt, die in den Paraná-Mirim und Jupinombá-Ranas münden. Am Madeira hört diese Formation auf. Nach Osten hin verlängert sich wahrscheinlich die Kalkformation ebenfalls. Können Sie mir vielleicht mittheilen, ob diese Formation auch am Tocantins existirt? Ziehen Sie darüber Erkundigungen ein, womit Sie mir einen Dienst leisten werden; ich bin mit der Aufnahme einer geologischen Karte beschäftigt."

Soweit Coutinho in einem Briefe, den das „Jornal de Amazonas" veröffentlicht hat. Die Tragweite dieser Entdeckung für die Geologie liegt auf der Hand und sie ist der größten Beachtung würdig.

Noch füge ich hinzu, daß Agassiz leider in Manés an dem dort herrschenden klimatischen Fieber erkrankt und deshalb nach Para (resp. Belem) zurückgekehrt ist, wo er behandelt wird. Hoffentlich wird er kein Opfer dieses Fiebers. Seine Erforschung des Amazonenstromes ist von größter Wichtigkeit für die Wissenschaft. Auch in anthropologischer und ethnographischer Beziehung soll er wichtige Beobachtungen über die Indianerstämme im Gebiete des Amazonenstromes gemacht haben.

Porto Alegre, 10. März 1866.

Karl v. Koseritz.

Wir schließen dieser Mittheilung folgende Notiz aus einer Märznummer der „Deutschen Zeitung" von Porto Alegre an:

Der nordamerikanische Reisende St. John in Brasilien. In der Hauptstadt der Provinz Maranham, San Louis, ist der Naturforscher Orestes St. John, Begleiter des Professors Agassiz, angekommen; derselbe hat, auf Weisung des letztern, die Reise von Rio nach Minas (über Ouro Preto) bis Quaycuy gemacht; von dort ist er den San Francisco hinaufgeschifft bis zur Villa da Barra, hat den Serton von Bahia durchreist, und durch das Thal des Rio Burgueia in der Provinz Piauhy ist er nach dem Poty, Theresina und Carias gegangen. Er kam in Maranham krank an, ist jedoch schon wieder hergestellt. St. John machte eine Reise von 750 Meilen und hat eine reiche Ausbeute an naturwissenschaftlichen Gegenständen geborgen; unter Anderm brachte er mehr als 200 neue Vogel-, und mehr als 80 neue Binnenfischarten mit. Besonders reich soll seine Ausbeute an Mineralien gewesen sein. Orestes St. John brauchte 7 Monate zu dieser Reise und soll von der Gastfreundschaft bezaubert sein, mit der er überall aufgenommen wurde, trotz seiner geringen Kenntniß der Landessprache.

Ueber Ausartung der englischen Sprache.

Das Englische ist die am weitesten verbreitete Weltsprache. Ueberall bleibt ihr Grundbau derselbe, sie behält ihr wesentliches und eigenthümliches Gepräge bei, aber in Einzelnheiten stellen sich auch nach und nach manche Abänderungen ein. In einem neuen Lande, in Colonien, wird jede Sprache allerlei neue Zusätze und Abänderungen erleiden; manche Wörter erhalten neben ihrer alten Bedeutung auch noch eine neue, durch welche wohl auch jene, im Fortgange der Zeit, völlig verdrängt wird. Namentlich das Englische erhält in fremden Erdtheilen nach und nach gewisse dialektische Eigenthümlichkeiten, welche gewöhnlich bezeichnend für das Land sind, in welchem sie entstanden, so z. B. für Nordamerika und Australien.

Man kann solche Eigenthümlichkeiten als natürliche betrachten, weil sie sich gleichsam von selbst machen. Unnatürlich dagegen sind jene, welche durch die Mode, durch Narrethei und Geckerei aufs Tapet gebracht werden. Viele Engländer leisten in dieser Beziehung das Menschenmögliche. Manches Wort wird in verschiedenen Jahren ganz verschieden ausgesprochen, und eine Aussprache, die bislang als fashionabel und richtig galt, wird dann von fashionabeln Gecken in Abgang decretirt und durch eine andere ersetzt. Diese Tyrannei der Albernheit läßt man sich gefallen." Nichts ist zugleich ergötzlicher und kläglicher, als wenn zwei biedere Insulaner in heftigen Wortwechsel über die Aussprache gerathen und wenn dann gar als Dritter ein Nordamerikaner sich einmischt, um eine dritte Aussprache als die allein richtige hinzustellen. Bei uns in Deutschland werden in den Schulen Knaben und Mädchen gemartert, damit sie das Englische ja „richtig" aussprechen lernen, und nicht selten kommt es vor, daß in einer Schulanstalt der aus England verschriebene Sprachmeister ein Wort ganz anders ausspricht, als der Lehrer einer zweiten Anstalt in derselben Stadt, welcher auch ein, wo möglich aus London herbeigerufener „Gelehrter" ist, — seiner Angabe nach natürlich in Orford oder Cambridge gebildet und im Besitz der „allerbesten, neuesten, fashionabelsten" Aussprache!

Die verständigen Leute in England sind mit Recht bös über die Mißhandlung der Sprache und den Unfug, welcher mit ihr getrieben wird. Ein Geistlicher, Dr. H. Alford, hat in einem Buch: „A plea for the Queens English" seinen Landsleuten derbe Wahrheiten gesagt, und er weist eine ganze Reihenfolge von Sprachverderberei nach; er verwirft die „Vulgarismen", die sich für modisch und vornehm ausgeben möchten. Zunächst eifert er gegen den falschen Gebrauch der Aspiraten, namentlich des h. In London herrschte die Cholera, und man sprach über die Ursachen der Krankheit: The cholera is in the hair (Haar), äußerte Jemand; er wollte sagen air, Luft; er meine, fügte er hinzu the hair in the hatmosphere! — Das h wird aber auch fortgelassen und zwar da, wo es ausgesprochen werden sollte. Alford hörte einen Kaufmann sagen: my ed (head, Kopf) thut mir weh! Sehr häufig hört man 'ospital statt hospital, und 'umble für humble, und zwar im Parlament, in Gerichten und auf der Kanzel.

Ein Schüler hatte einen venetianischen Palast gezeichnet und darunter den Namen der Stadt Vennice geschrieben. Der Zeichenlehrer strich das eine überflüssige n und sagte: there is but one hen (Huhn, statt n) in Venice. Der Schüler antwortete: Dann sind gewiß in Venedig die Eier sehr rar!

Bei manchen Wörtern, die mit a oder an endigen, spricht man statt dessen arr; selbst im Parlamente hört man lawrr statt law, oder idear statt ideas. Im Volke spricht man statt Amelia Ann nicht selten Amelia ran. Andererseits läßt man den Buchstaben r weg, wo er nöthig ist. Man fragte in London, wodurch der bekannte deutsche Kaufmann Astor in Neuyork so reich geworden sei. Antwort: Durch den Pelzhandel: by the fur trade; aber das r in fur wurde nicht ausgesprochen und so blieb der Satz unverständlich, denn was fä bedeuten sollte, wußte Niemand. Endlich kam Einer hinter die Sache und erläuterte das fä dadurch, daß er das fur als furrr mit heftigem Schnarren aussprach.

Dr. Alford rügt auch den falschen Gebrauch von Wörtern

der in England nun in der Presse und selbst in Büchern mehr und mehr eingerissen ist. Er tadelt das Wort talented, für begabt; ein Oesterreicher würde nichts dagegen einzuwenden haben; ich hörte z. B. in Wien von sonst wohl erzogenen Leuten sagen: „N. N. ist sehr ein talentirter Mann." Das heißt Deutsch verderben. Es gibt kein Zeitwort to talent, man kann also kein Participium davon bilden. Ob gifted, also unser deutsches „begabt" zu tadeln sei, möge dahingestellt bleiben. Abscheulich aber ist, wenn ein Vater sagt: My boy is an uncommonly faculticd child.

Die Hilfszeitwörter shall und will werden sehr häufig ganz falsch gebraucht.

Sehr schlimm ist, daß Schwulst im Styl immer häufiger wird; in der kleinen londoner Presse und in Provinzialblättern wird er nicht selten geradezu unausstehlich. Es ist, als ob die Leute verlernt hätten, sich klar und einfach auszudrücken. Man sagt nicht mehr a man, a woman, a child, sondern: an individual, a person, oder a party; statt woman wird gesetzt a female, und wenn das weibliche Weisen unverheiratet ist, a young person; ein Kind, child, ist ein juvenile und eine Anzahl von Kindern ist the rising generation. Solch ein Zeitungsschreiber geht (goes) nicht etwa da oder dorthin, sondern he proceeds. Ein Mann, der nach Hause geht (is going home), is proceeding to his residence.

Eat, essen, wird für ganz gemein geachtet; der Englischverderber sagt und schreibt statt dessen partake. Er verschmähet das Wort place und sagt locality. Nichts ist placed, sondern Alles located. Für „die meisten Leute im Orte" sagt er nicht: most of the people of the place, sondern „viel fashionabler": the majority of the residents in the locality. Er wohnt nicht mehr in rooms, sondern, wieder sehr vornehm, in apartments, und statt good lodgings hat er eligible apartments zu vermiethen. Auch shows, zeigt, er nicht mehr good feelings, sondern er evinces sie, weist sie aus, legt den Beweis dafür dar! Er fordert, asks, nicht, sondern er evinces a desire; er evinces auch a sense of suffering, wenn ihn etwa der Finger schmerzt; er dankt, thanks, auch nicht, sondern evinces gratitude.

Das Wort beginnen, to begin, anfangen, gilt ihm für gemein, er commences. Ein Blatt in Taunton erzählte, daß ein Pferd hinten ausgeschlagen habe und drückt das so aus: the horse commenced kicking. Doch ist auch commence Manchem noch nicht fashionabel genug, und wer die Sache recht hübsch geschmacklos und vornehm machen will, sagt statt anfangen: die Initiative ergreifen, take the initiative. Schrecklich ist auch das Wort eventuate (das ich übrigens in dem vortrefflichen englisch-deutschen Lexicon von N. J. Lucas, Bremen, 1854, als einen Americanismus verzeichnet finde). Der fashionable Englischverderber will andeuten, ein Mann habe sich durch Verschwendung zu Grunde gerichtet und sagt: his unprecedented extravange eventuated in the total dispersion of his property. Das ist so erhaben wie jene Stelle, in welcher berichtet wird, daß ein Schuster vom Blitz erschlagen worden sei: while pursuing his avocation, the electric fluid penetrated the unhappy man's person, also: Während er seinem Berufe folgte, drang das elektrische Fluidum durch des unglücklichen Mannes Person. In der That schön und erhaben! Avocation für Beruf, Geschäft, ist eine mißbräuchliche Anwendung; das Wort bedeutet: Abhaltung, Abberufung.

Ein spade, Spaten, ist a well known oblong instrument of manual industry; und solche Geschmacklosigkeiten kommen alltäglich vor. Mit Recht eifert Dr. Alford gegen dieselben.

Sitten und Gebräuche der Szekler.

W. H. Bei Taufen. Zu den Tauffesten bringen Anverwandte und Eingeladene meist Geschenke an Eßwaaren und Getränke mit. Baares Geld, goldene oder silberne Zierrathen bekommt hier so leicht kein Täufling zum Geschenk, da in den einsamen Gebirgsdörfern des Szeklerlandes, von welchen wir hier zunächst sprechen — derartige Dinge sehr selten sind. Die zur Taufe dargebrachten Geschenke nennen sie — Kobina. So arm diese Dörfler oft sind, und so wenig Verkehr sie mit der gebildeten Welt unterhalten, so besitzen sie doch einen gewissen Takt, eine Art stolzen Selbstgefühls. Die Gesandten, welche die Einladungen zu solch wichtigen Familienfesten besorgen, treten mit aller Feierlichkeit auf und entledigen sich ihres Auftrages mit diplomatischer Gewandtheit. Namentlich die Pathinnen bewegen sich mit aller Würde. Am Tauftage vertreten sie ohnehin die Stelle der Hausmutter. Mit Eifer wachen sie darüber, daß unter ihrer Leitung Alles nett und sauber sei und es den erwarteten Gästen an Nichts fehle. Für den Herrn Pfarrer wird wohl ein besonderer Stuhl herbeigeschafft und sorglich abgeputzt. Die weniger distinguirten Gäste müssen mit der Holzbank vorliebnehmen. Die Gerichte sind freilich auch so einfach, daß schon ein sehr unverwöhnter Gaumen dazu gehört, um an ihnen Behagen zu finden. Die Getränke sind meist nichts Anderes als destillirter Kornschnaps. Bei solchen Gelegenheiten wird derselbe oft mit Honig versüßt. In neuerer Zeit haben aber auch diese einfachen Dörfler den fein raffinirten Hutzucker mehr und mehr kennen und schätzen gelernt. Es ist ein Akt schmeichelhafter Galanterie, wenn man seiner hübschen Tischnachbarin noch ein gutes Stück Zucker in ihr Glas wirft. Der Nachbar links will auch nicht sich an Galanterie übertreffen lassen, und schüttet der Schönen das Glas überlaufend voll. Die älteren Gäste besprechen mit ernster Kennermiene Aussehen, Größe und Gewicht des Täuflings, welcher dabei oft die Runde um den ganzen Tisch von Hand zu Hand machen muß. Endlich wird er wieder der Hebamme übergeben, wobei, nebst einer gutgemeinten Ermahnung, auf das Kind gut zu achten, auch ein kleines Geschenk in die Hand der Hebamme gleitet. Freilich muß die gütige Mutter Natur das Meiste für die kleinen Sprößlinge thun, denn die Hebammen bei diesen Leuten sind zumeist nichts weniger als kunstmäßig für ihr Fach gebildet, sondern einfach alte Weiber, welche eine gewisse Praxis erlangt haben und nun als Orakel verehrt werden. An einigen Orten erhält auch die Wöchnerin Geschenke an grober, selbstgemachter Hausleinwand, Wachslichter u. s. w. Die Pathen haben übrigens noch die specielle Verpflichtung, eine sogenannte Kolatschen — ein zopfartig geflochtenes Weißgebäck — zu liefern, welche jedenfalls die Länge des Täuflings um das Doppelte überragen muß.

An poetischem Gefühl mangelt es auch den Szeklern nicht; so herrscht unter der Jugend der Gebrauch des sogen. Koszorukapás (heißt eigentlich Kranz-bekommen). Es erscheint nämlich jedes Mädchen beim Tanze mit einem Blumensträuße im Haare. Nähert sich ein Verehrer, welcher dem Mädchen nicht angenehm ist, und sucht er schmeichelnd den Blumenstrauß aus den Haaren zu lösen, so weiß sie mit gewandter Koketterie ihm stets so auszuweichen, daß ihm dies, ohne ungalant zu werden, nicht gelingt. Erscheint aber der stille Erwählte ihres Herzens, so muß sie sich natürlich der Form wegen auch hier etwas zieren, indeß hat er doch bald das duftende Sträußchen einfacher Wiesenblumen erobert, und triumphirend beginnt er mit seinem Mädchen den Tanz. Daß natürlich bei diesem Gebrauch eifersüchtige Regungen oft zum Ausbruch kommen; ist bei dem leicht erregbaren Gemüthe der Szekler sehr begreiflich, und mancher Begünstigte geht mit blauem Rücken nach Hause.

Ein recht lobenswerther Gebrauch unter dem Szeklervolke ist die sogenannte Kaláka, das Zusammentreten Mehrer zur Bestellung einer Arbeit für den Einzelnen. Namentlich bei der Landwirthschaft kommen Fälle genug vor, wo die Hilfe der Nachbarn nicht zu entbehren ist. Besonders beim Fruchtschneiden, Heueinführen u. s. w. kann hier der Landwirth oft nicht schnell genug sein. Rasch hereinbrechende Naturereignisse setzen die hiesigen Gebirgsbewohner oft in arge Verlegenheit. Heute strahlt noch heller Sonnenschein auf die wogenden Halme, morgen braust eins der hier so furchtbaren Hagelwetter nieder, und Alles liegt zerschmettert am Boden und ist kaum zum Viehfutter tauglich. Auf den fetten Flußniederungen des Altflusses stehen oft zahllose Heuschober, welche später zum Theil in die entfernte Stadt gefahren werden sollen. Da geht in den oberen unermeßlichen Waldgebirgen ein Wolkenbruch nieder, und in einigen Stunden steht, so weit das Auge reicht, die Ebene unter Wasser, und das schöne Heu schwimmt fort, oder mit Schlamm verunreinigt wird es vom Vieh verschmäht. Da eilen denn alle Nachbarn herbei, und schleppen auf ihren mit langgehörnten Ochsen bespannten Wagen Alles in die sicheren Scheuern, ehe noch der Schaden sich ereignet. Mit erleichtertem Herzen tischt aber dann der Hausherr den Nachbarn auf, was er vermag. Es ist freilich nichts Anderes, als was sie auch bei sich zu Hause hätten haben können; aber wo anders schmeckt es nun einmal immer besser. Die Alten gestatten sich dann wohl auch einige Maß leichten inländischen Weines, der auf den weitentfernten Hügeln an der Márosch oder Kossel gewachsen ist, während sich draußen vor der Hausthüre, oder bei Regenwetter in der offenen Scheune, das junge Volk im Keringö oder Csardas dreht.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Livingstone's Reisen am Sambesi, auf dem Nyassa-See und dem Rofuma-Strome.

II.

Die Kebrabasa-Katarakten im Sambesi. — Die Schiffbarkeit des letztern. — Sage von einem Zwergvolke. — Jahreszeiten und Hochwasser. — Das Fieber. — Freiwillige Sklaverei. — Steinkohlen und Gold. — Aufbruch nach dem Lande der Makololo. — Zur Charakteristik dieses Volkes. — Die Regionen und Völker am obern Sambesi. — Vertheilung von Elephantenfleisch. — Die Pondoros als Löwenmenschen. — Die Tschikova-Ebene. — Angebliche politische Raisonnements der Schwarzen. — Zumbo. — Der Affe ein geheiligtes Thier. — Die Mündungen des Loangua und Kafue. — Die Batongas. — Unbekleidete Schwarze. — In Sescheke. — Die Reisen am Schire und der Schirwa-See. — Die Mangandschas. — Ihre Häuptlinge und Baolos. — Der Pelele oder Lippenring. — Entdeckung des Nyassa-Sees. — Zwei Expeditionen nach dem Rofuma. — Sklavenraub.

Wir ersehen aus Livingstone's Schilderungen, daß der Sambesi von seinen Mündungen bis nach Tete hinauf eine durchaus nicht bequeme Wasserstraße bildet. Etwas oberhalb dieses großen Dorfes hört die Schifffahrt so gut wie ganz auf, namentlich in der Zeit des niedrigen Wasserstandes. Wo ist nun die vielgerühmte „Bahn, welche als ein Civilisationspfad bis in das innerste Herz von Afrika betrachtet werden kann"?



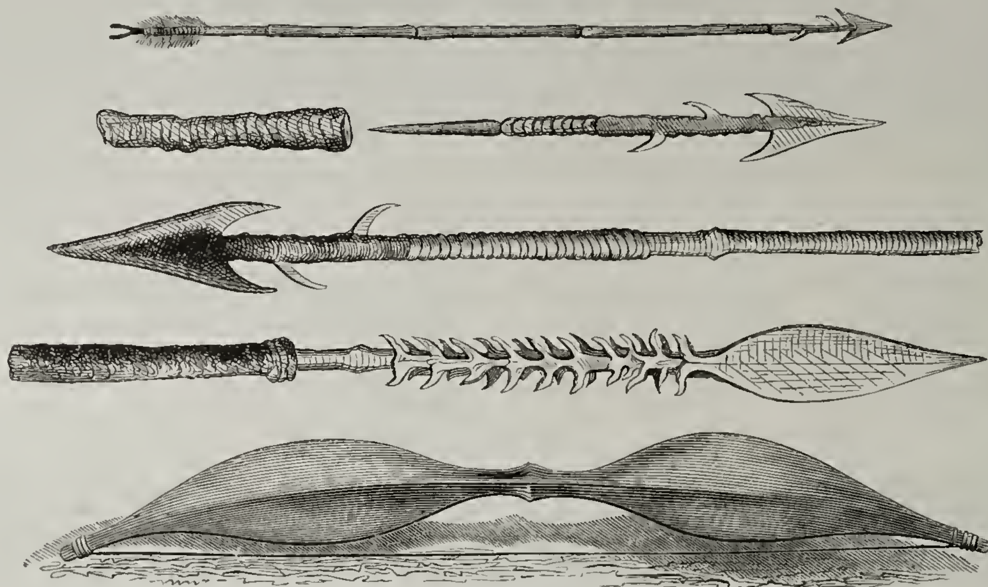
Falle für den Hippopotamus. (Nach Livingstone.)

Am 9. November 1858 fuhr der Reisende von Tete stroman, um die Kebrabasa-Katarakten zu untersuchen, von welchen man ihm viel erzählt hatte. Bei Panda Mokna war die Schifffahrt zu Ende; dieser Punkt liegt etwa 2 Miles oberhalb der Wasserfälle zwischen bewaldeten Bergen. Dort standen Baobabs von wahrhaft kolossaler Größe; manchmal haben sie bis zu 74 Fuß Umfang, ja in der Nähe der Katarakten maß Livingstone einen solchen Affenbrotbaum von 84 Fuß Umfang.

Die hohe Kette des Kebrabasagebirges besteht zum großen Theil aus Kegelbergen; der Sambesi bahnt sich einen Weg durch dasselbe und bildet eine Schlucht von etwa 400 Yards Breite. Zur Zeit des Hochwassers ist dieselbe ausgefüllt; dann verschwinden die wirr durch einander liegenden gewaltigen Felsmassen unter den Wogen. Oberhalb der Fälle hat der Fluß wieder eine Breite von einer halben Mile. Die 30 Fuß hohen Maste der Schiffe reichten

bei Panda Mokua nicht bis an die Marke des höchsten Wasserstandes und das Loth bekam bei 60 Fuß noch keinen Grund.

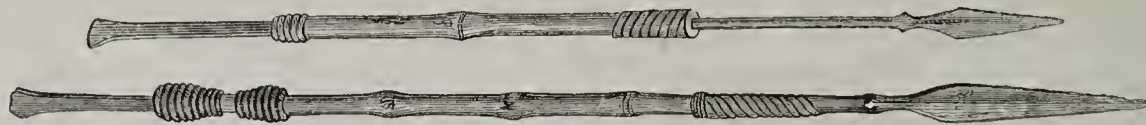
Livingstone ließ sich von afrikanischen „Portugiesen" erzählen, also von Leuten, die nie zuvor ein Dampfschiff gesehen hatten, mit einem Dampfer könne man wohl recht gut durch die Schlucht fahren, obwohl sie für die Nachen der Eingebornen sehr gefährlich sei; wenn man einige der drei oder vier über das Wasser hervorragenden Felsen hinwegsprengen wolle, dann könne man „ohne Schwierigkeit" hindurch. Der Reisende hütete sich aber wohl, mit seinem eigenen Dampfer den angeblich ungefährlichen Versuch zu machen; er untersuchte 10 bis 12 Miles dieser Stromschnellen und ging dann an Bord zurück, wie er sagt von der Ueberzeugung durchdrungen, daß schon eine einfache Untersuchung dieser Katarakten mehr Mühe u. Arbeit erfordere, als „unsere Freunde, nämlich jene Portugiesen, für erforderlich hielten, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen". Deshalb kehrte er am 22. Nov. um und fuhr nach Tete zurück.



Bogen und vergiftete Pfeile der Schwarzen am obern Schire.

Unterwegs erzählte ein Sklave aus Tete, daß er auf seinen weiten Reisen irgendwo im Innern ganz seltsame Menschen angetroffen habe. Sie sind, so berichtete er, nur 3 Fuß hoch, wohnen in großen Städten, besitzen Nahrungsmittel aller Art in großer Fülle und haben Hörner auf dem Kopfe. Wir sehen, daß die Sage von einem Zwergvolke (Donko's, wie man dasselbe in anderen Theilen Afrika's nennt) über den ganzen Continent verbreitet ist.

Die Kebrabasa-Katarakten nehmen offenbar eine beträchtliche Länge ein; gleich oberhalb derselben fand Livingstone noch mehre gewaltige Wasserfälle. An einer Stelle war deutlich zu bemerken, daß das Wasser zur Zeit der Hochflut volle 80 Fuß über den niedrigsten Stand sich erhebt. Am Fuße des steilen Berges Tschipereschua sagten einige Eingeborne, weiter oberhalb sei der Strom frei für die Schifffahrt, aber gleich nachher äußerten zwei andere, dort läge der Morombua-Katarakt. Und so war es. Bei diesem verengt sich das Strombett auf 300 Schritt; von dieser Schlucht aus steigen die Berge senkrecht mehr als 3000 Fuß hoch empor, sie sind mit dornigem Gestrüpp überdeckt. —



Lanzen der Mangandschas.

Wir geben hier diese Notizen alle, weil die irrigen Behauptungen Livingstone's, daß der Sambesi einen ganz prächtigen Handels- und Civilisationsweg nach dem innern Afrika bilde, Glauben gefunden haben und auch schon in Hand- und Lehrbücher übergegangen sind. Als richtig steht fest, daß dieses Wasser ein wahrer Kataraktenstrom ist. — Auf der Rückreise nach Tete wurde Livingstone eines Abends von einer Bande schwarzer Musikanten begrüßt; sie spielten auf dem bekannten Instrumente, das über einen großen Theil von Afrika verbreitet ist, auf der Marimba. Inzwischen war das Wasser des Stroms gestiegen, wie das abergläubige Volk meinte, weil die Engländer da seien. Dr. Kirk theilt das Jahr dort in drei Perioden: eine kalte, eine heiße und eine Regenzeit. Die erstere umfaßt die Monate Mai, Juni und Juli; die heiße den August, September und Oktober; dann folgt der Regen, welcher aber nicht in beträchtlicher Menge fällt; in manchen Jahren beträgt die Regenmenge nur 19 Zoll, in anderen aber bis zu 35 Zoll. Der Thermometer steigt bis zu 103° F.

Zweimal im Jahre hat der Sambesi Hochwasser; die erste Flut ist nur eine partielle u. hat ihren höchsten Stand Ende Dezembers oder zu Anfang des Januars; die zweite tritt ein, wenn der Strom die Ufer überschwemmt hat, ähnlich wie der Nil, und erreicht Tete im März. Hier steigt sie, gewöhnlich allemal im vierten Jahre, bis zu 30 Fuß Höhe.

In geographischen Handbüchern lesen wir, daß Tete ein „sehr gesunder Ort" sei. Das Gegentheil ist der Fall. Livingstone, der in Bezug auf afrikanische Krankheiten sich großer Erfahrungen rühmen kann, weist nach, daß im März und April das Fieber erscheint. „Der Anfall dauert nicht lange, reißt aber den Menschen rasch nieder. Wer längere Zeit an einer und derselben Stelle sich aufhält und eine sitzende Lebensweise führt, leidet mehr vom Fieber, als die, welche körperlich und geistig beschäftigt sind und oftmals den Aufenthalt wechseln. Gleichviel aber, welches auch die Ursache des Fiebers sein möge, wir fanden, daß manchmal Alle gleichzeitig von demselben ergriffen wurden, namentlich bei Nordwind. Zuweilen packte es die, welche Quinin genommen hatten und verschonte solche, welche dasselbe verschmäheten. Es war ganz einerlei, ob wir dasselbe monatelang nahmen oder nicht; das Fieber zeigte sich unparteiisch und wir ließen das „Vorbeugungsmittel" zuletzt ganz weg. Als das beste Prophylacticum erschien mir viel Arbeit und reichliche gute Kost. Wer in Tete gut wohnt und gut gekleidet ist, hat vom Fieber nicht viel mehr zu besorgen wie bei uns Jemand in Folge einer Erkältung; wer aber unthätig bleibt, Ausschweifungen begeht oder mit dürftiger Nahrung sich behelfen muß, läuft große Gefahr. In Tete hat freilich das Fieber allerdings einen mildern Charakter als in Kilimane und an der Küste. In Afrika ist man dem Fieber etwa so unterworfen, wie in England einem Rheumatismus. Jeder Fremde thut wohl, so rasch als möglich sich

in höher liegende Gegenden zu verfügen, denn hier ist das Fieber nicht ganz so gefährlich. Als Vorbeugungsmittel haben wir das Quinin nicht bewährt gefunden, außer daß es vielleicht die Wirkungen der Malaria abschwächt, aber beim Kuriren der Krankheit selbst ist es unschätzbar." Die von Burton empfohlenen warburgischen Tropfen helfen, Livingstone's Behauptung zufolge, nicht.

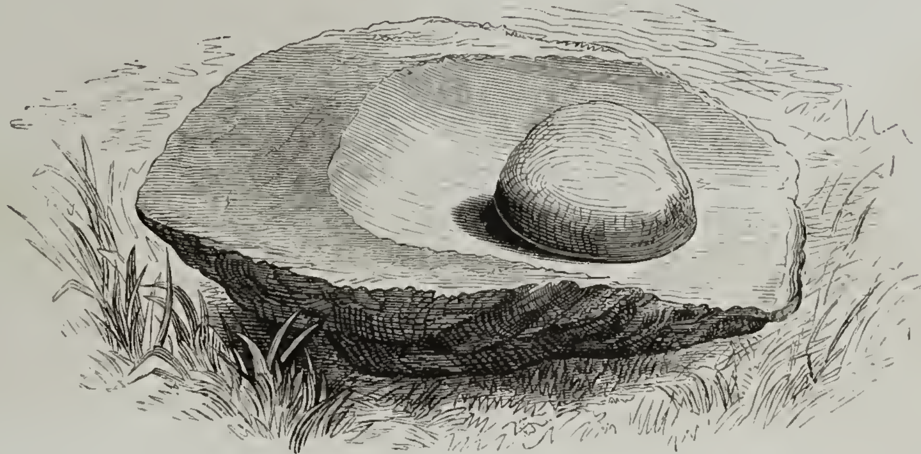
Der nachstehende Vorfall ist kennzeichnend für die afrikanischen Sitten und Anschauungen:

Unser Pilot, Namens Tschibanti, ein „intelligenter und activer" junger Schwarzer, sagte mir, daß er sich freiwillig in die Sklaverei verkauft habe. Als ich ihn fragte, weshalb er das gethan, erhielt ich zur Antwort, er stehe allein und habe Niemand, der ihm, wenn er krank sei, Wasser, und wenn er hungrig sei, Brot gebe. (An Verdienen und an Fleiß dachte der „intelligente und active" Pilot nicht.) So verkaufte er sich an einen gütigen Herrn, den Major Sicard, „dessen Sklaven fast nichts zu arbeiten und vollauf zu essen hatten."

Wie viel hast Du für Dich bekommen? fragte ich ihn.

„Drei Stück Baumwollenzeug, jedes von 30 Yards. Dafür kaufte ich mir sogleich einen Sklaven, eine Sklavin und ein Kind; die haben aber nur zwei Stück gekostet, das dritte Stück Zeug konnte ich noch für mich selber behalten."

Livingstone, der das ganz naiv erzählt, bemerkt dazu: „Das zeugte auf jeden Fall für seinen kühlen, calculirenden Geist; er (der „active, intelligente" Schwarze) kaufte späterhin noch mehr Sklaven und hatte nach zwei Jahren deren so viele, daß er mit ihnen einen großen Nachen bemannen konnte. Sein Herr verwandte ihn dann zum Transportiren von Elfenbein nach Kilimane und gab ihm Zeug, um dafür Leute zu miethen; er (der „active, intelligente" Schwarze) verwandte aber zum Transport seine eigenen Sklaven und machte auf diese Weise ein gutes Geschäft. Auch war er völlig überzeugt, daß er eine vortreffliche Spekulation gemacht habe, als er sich verkaufte; nun war er Sklave, und wenn er krank wurde, mußte sein Herr ihn erhalten."



Steine zum Zerquetschen des Getreides.

Es kommt gar nicht selten vor, daß ein freier Schwarzer sich freiwillig zum Sklaven macht; er tritt dann vor den Mann hin, welchen er zu seinem Herrn machen will und zerbricht einen Speer. Wir haben dieses Brauchs schon S. 170 erwähnt.

Einige Miles nördlich von Tete liegen Steinkohlen, namentlich an den Bächen, welche in den Revoabue münden; die Lager haben von 5 bis zu 25 Fuß Mächtigkeit. Südlich von Tete findet man in den Flüssen Gold.

Auf seiner frühern Expedition hatte Livingstone in Tete eine Anzahl seiner afrikanischen Begleiter zurückgelassen, sogenannte Makololo; diese wollte er jetzt in ihre Heimat zurückbringen. Die Makololo, ein Betschuanastamm, sind vom Süden herauf bis etwa zum 17° S. Br. vorgedrungen und haben in jener Region am obern Sambesi (dem Lyambaï) und am Tschobe eine Anzahl schwarzer Völker unterjocht, die mit dem Gesammtnamen Makalaka bezeichnet werden. Unter Livingstone's sogenannten Makololo gehörte aber nur ein einziger dem Herrschervolk an, die übrigen waren Neger von den Stämmen der Batoka, Boschubia und anderen.*)

Er belohnte sie reichlich und trat am 15. Mai 1860 seinen Zug nach dem obern Sambesi an. Die Nächte waren frisch, bald stellten sich Fieber ein und fast an jedem Tage nahm eine Anzahl seiner Begleiter Reißaus; als er bei den nahen Kebrabasa=Katarakten anlangte, waren schon etwa dreißig, ein Drittel der ganzen Schaar, fortgelaufen. Im Dorfe Defneh zeichnen sich die schwarzen Einwohner das Gesicht in eigenthümlicher Weise; sie schneiden sich tiefe Narben quer über das Antlitz, von einem Ohr zum andern, sowohl über die Nase hinweg wie über die ganze Breite der Stirne hin. Die Begrüßung besteht darin, daß man in die Hände klatscht. Im anmuthigen Thale Sibah, im Dorfe des Häuptlings Sandia, wurde der Fieberkranken wegen einige Tage lang Rast gehalten. Die Bewohner sind Bademas und bauen Sorgo, Taback, Baumwolle und Hanf; die Männer besorgen das Weben und Spinnen, die anstrengendere Feldarbeit bleibt den Frauen überlassen.

Die Makololo schossen ein Elephantenweibchen. Von einer solchen Jagdbeute gehört die Hälfte allemal dem Häuptlinge des Gebietes, auf welchem das erlegte Thier fällt.

Die Zerlegung eines Elephanten bietet ein eigenthümliches Schauspiel dar. Die Männer stellen sich um denselben herum, beobachten längere Zeit ein tiefes Schweigen und dann tritt Einer vor, um zu erklären, daß nach altem Herkommen der Kopf und das rechte Vorderbein dem gehöre, welcher dem Thiere die erste Wunde beigebracht habe. Das linke Vorder=

---

*) Livingstone hat in seinem frühern Reisewerke diese Makololo sehr idealisirt, und auf seine Angaben hin figuriren sie nun in unseren Handbüchern als ausgezeichnete Leute. Selbst der vortreffliche G. A. v. Klöden spricht in seinem Handbuch der Erdkunde, Bd. III, S. 517, von dem Dorfe Linyanti als der „Hauptstadt der stolzen, edelen und muthigen Makololo, deren Häuptling Sebituane diese ganze Gegend mit seinem Kriegsruhm erfüllt hat". Livingstone hatte die Welt glauben machen wollen, daß diese, seine geliebten Barbaren, ungemein civilisationsfähig seien; sie würden, meinte er, ihr Viehraub= und Mordgewerbe einstellen, sie versprachen ihm auch Alles, was er von ihnen verlangte und als er dann fort war, trieben sie ihr Unwesen nach wie vor. Andersson, The Okavango River, London 1861. S. 194, bezeichnet die Makololo als eine Pest und Plage (a scourge) für das centrale Südafrika. Der schwedische Reisende fand, daß sie im Lande der Ovaquangari arg gewüthet und alles Vieh geraubt hatten. Livingstone's ethnographische Irrthümer und Phantasmen sind, wie bemerkt, auch in Hand= und Lehrbücher übergegangen. Damit man ihm gegenüber vorsichtiger sei, setzen wir die Bemerkungen Anderssons wörtlich hierher. Nachdem er geschildert, wie die Makololoräuber es getrieben, fährt er fort: This was then the result of all Dr. Livingstones earnest endeavours to dissuade these people from committing depredations on their neighbours. All their fine promises to that noble explorer, with their professions of peaceful dispositions, were, as we here see, mere delusions, to use the lightest

bein erhält der, welcher den Elephanten, sobald dieser am Boden liegt, zuerst berührt hat; das Stück, welches um die Augen herum ausgeschnitten wird, bekam diesmal der Anführer der Makololo, und gewisse Stücke werden an die Obmänner des Feuers vertheilt, d. h. an die verschiedenen Gruppen, aus welchen das Lager besteht. Fett und Eingeweide werden vorerst bei Seite gelegt, um später vertheilt zu werden.

Sobald jener Mann seine Rede gehalten hatte, stürzten die Schwarzen mit wildem Geschrei über den Elephanten her, zerfetzten ihn mit ihren Lanzen und schwangen dieselben in der Luft umher. Dabei regten sie sich immer mehr auf und geberdeten sich wie besessen, sobald das Gas mit Geräusch aus dem durchlöcherten Riesencadaver hervorströmte. Einige stürzten sich förmlich in den blutigen Elephantenleib hinein, wälzten sich in demselben umher und waren gierig darüber aus, sich die leckersten Fettstücke anzueignen. Andere schnitten große Stücken Fleisches ab, gingen blutbedeckt damit eine Stelle weit weg, warfen es auf das Gras, kamen wieder, um eine zweite Ladung zu holen, und schrieen und heulten dabei entsetzlich durcheinander. Nicht selten geriethen Mehre in Streit um ein Stück, das jeder von ihnen allein haben wollte; ein Mann, dem ein anderer einen Lanzenstich versetzt hatte, sprang aus der Eingeweide- und Fettmasse des Elephantencadavers hervor, packte den, welcher ihn verwundet hatte, und um Schlimmeres zu vermeiden, wurde er mit einem Stücke Baumwollenzeug besänftigt. Inzwischen ging die Zerstückelung rasch vorwärts. Der Häuptling Sandia war herbeigekommen, ein bejahrter Mann, der eine aus Ife- (Sanseveria) Fasern verfertigte Perrücke trug; die Pflanze gehört zur Familie der Aloes und die Faser nimmt leicht Farbe an. Die Ifeperrücken werden in jenen Gegenden Afrika's nicht selten getragen. Livingstone vergißt nicht, zu bemerken, daß sie dort vielleicht nicht so häufig vorkämen, als Haarperrücken in England. Bei jenen Leuten, welche in der eben geschilderten Weise den Elephanten zerfleischen, findet er in Worten und Gebräuchen Vieles, das ihn an die biblischen Patriarchen erinnert!!!

Er besah sich noch einmal die Kebrabasa-Katarakten und meint, es sei wohl wahrscheinlich, daß ein Dampfer über sie hinwegkommen könne, wenn das Wasser 80 Fuß höher gestiegen sei als bei niedrigem Wasserstande; dann werde er vielleicht den obern Sambesi gewinnen!



Ein Taback rauchender Weber am Sambesi. (Nach Livingstone.)

Weit verbreitet ist in jenen Gegenden der Glaube, daß es Menschen gebe, welche sich in Thiere verwandeln. Livingstone traf einen solchen bei einem Dorf an den Kebrabasa-Katarakten, der vorgeblich die Gestalt eines Löwen annehmen konnte. Als ein Gewehr abgefeuert wurde, ging er auf die Seite, um das Pulver nicht zu riechen und zitterte dabei sehr stark, offenbar jedoch künstlich. Die Makololo meinten, er sei ein Pondoro, der sich nach Belieben verwandeln könne und allemal zittere, sobald er Pulver wittere. Wir sagten den Makololo, sie möchten ihn auffordern, daß er sich sofort in einen Löwen verwandeln solle; er werde zur Belohnung ein Stück Zeug bekommen. Das wollten sie aber nicht, weil er dann uns im Schlaf überfallen und erwürgen könne! In ihrem Lande herrscht der Verwandlungsglaube auch. Von dem Pon-

---

word, on both sides. I very much fear that this tribe have two faces for Livingstone. — — After all, a missionary, be he ever so practical a man, or ever so much esteemed, is never likely to know the secrets of a savage community. That such is the case, has been abundantly proved in almost all countries, where missions have been established. My own experience tells the same tale. Der Schwede sagt hier nur, was wahr ist und was andere unbefangene Beobachter bestätigen. A.

doro, welcher bei uns erschien, wurde erzählt, daß er nicht selten als Löwe tagelang in den Wäldern umherstreife und manchmal sogar von einem Vollmonde bis zum andern fort bleibe. Seine Frau hat ihm im Dickicht eine Hütte gebaut, in welche sie Speise und Bier für ihren verwandelten Herrn und Gemahl trägt; denn den menschlichen Appetit behält der Mensch-Löwe. Niemand würde wagen, diese Hütte zu betreten, und ein Fremder darf nicht einmal ein Gewehr an den neben ihn stehenden Baobab lehnen. Manchmal kommt das Wild, welches der Pondoro erjagt, der ganzen Dorfschaft zu gute. Die Frau wittert ihren Löwengemahl, legt eine gewisse Medicin (ein Zaubermittel) hin und eilt rasch von dannen, weil sonst sie sogar Gefahr liefe, von ihm zerrissen zu werden. Der Löwe nimmt die Medicin und wird durch dieselbe wieder in einen Menschen umgestaltet; dann kehrt er ins Dorf zurück und sagt, wo die von ihm erlegten Thiere zu finden seien. Gewöhnlich handelt es sich dabei um Büffel oder Antilopen. Manchmal putzt der Pondoro sich mit allerlei Zauberschmuck heraus. Uebrigens glaubt man auch, daß verstorbene Häuptlinge sich in Löwen verwandeln können. Einst hatten wir am Kafuefluß einen Büffel erlegt; da kam ein Löwe, welcher Blut gewittert hatte, bis dicht in die Nähe unsers Lagerplatzes und brüllte fürchterlich. Der Makololo Tuba Mukoro hielt ihn für einen Geist und redete ihn an, wenn der Löwe im Brüllen eine Pause machte. „Du willst ein Häuptling sein? Du ein Häuptling, und kommst in der Dunkelheit herangeschlichen, um uns unsere Büffel zu stehlen? Schämst Du Dich denn gar nicht? Du bist mir ein schöner Häuptling! Du bist ja wie ein Mistkäfer und denkst nur an Dich! Wenn Du beherzt wie ein Häuptling wärest, dann würdest Du Dir selber einen Büffel holen." Der Löwe war unempfindlich gegen dieses Schelten und brüllte fort. Dann trat ein anderer Mann vor und suchte dem wilden Thiere mit Güte beizukommen. Er sprach: „Siehe, wir sind friedliche Reisende, tödten keine Menschen und haben auch nicht gestohlen. Das Büffelfleisch gehört uns und nicht Dir. Paßt es sich nun wohl für einen Häuptling, wie eine Hyäne herumzuschleichen und Fremden Fleisch wegnehmen zu wollen? Das solltest Du bleiben lassen. Gehe lieber selbst in den Wald auf die Jagd, an Wild fehlt es dort nicht. — Als auch diese friedliche Apostrophe dem Gebrüll kein Ende machte, wurden die Leute ärgerlich und schossen nach dem Löwen, der dann abtrollte."



Schmiede bei den Mangandschas. (Nach Livingstone.)

Am 7. Juli 1860 erreichte Livingstone die Tschikova-Ebene, in welcher der Sambesi wieder so breit ist wie bei Tete; auch dort liegen Steinkohlen. Die Nächte waren hell; die Hauptgestirne führen bei vielen Völkern jener afrikanischen Region dieselben Namen. Venus z. B. heißt als Abendstern Ntanda, d. h. der ältere, und als Morgenstern Nandschika oder Erstgeborner des Morgens; Sirius heißt Kuehua Usiko, d. h. der die Nacht hinter sich herzieht. Der Mond hat in dieser Gegend keinen bösartigen Einfluß, während in Tete fünf von des Reisenden Begleitern mondblind wurden.

Livingstone läßt seine Schwarzen ungefähr so über „Politik“ raisonniren wie Engländer und überträgt in völlig ungeeigneter Weise Begriffe und Vorstellungen auf die wilden Urafrikaner, welche bei diesen Leuten durchaus nicht gang und gebe sein können. Ein unerschöpfliches Thema ihrer Unterhaltung sei die schlechte Verwaltung der Häuptlinge gewesen. „Wenn wir uns selbst regieren könnten, dann wären wir besser daran. Wozu haben wir Häuptlinge, wozu brauchen wir dergleichen? Gewöhnlich faullenzt der Häuptling und wird doch fett dabei. Er hat viele Frauen, und wir, die alle schwere Arbeit für ihn thun müssen, haben nur eine Frau, manchmal auch gar keine. Das ist schlecht, das ist eine Ungerechtigkeit, das taugt nichts.“ — Bei solchen Worten riefen dann Alle ein Ehe! was etwa mit unserm: Hört! hört! gleichbedeutend ist.“

Der Kundige sieht auf den ersten Blick, wie ungenau und voll von idealisirender Schönfärberei diese Worte sind, welche hier den Schwarzen in den Mund gelegt werden. Sie haben ja in ihrer Sprache gar keine Ausdrücke für Selbstregierung, Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, und was den Wunsch nach mehren Frauen anlangt, so erklärt derselbe sich sehr einfach: ein Mann, der Frauen hat, besitzt an denselben eben so viele Sklavinnen und diese müssen für ihn arbeiten; er kann es dann selber so gut haben, wie der von ihm beneidete Häuptling. Es leuchtet ein, was er sich unter der angeblichen „Selbstverwaltung“ denkt.

Die Tschikova-Ebenen sind sehr fruchtbar: „Baumwolle wächst in allen verlassenen Gärten; es haben nämlich die Kriege der Barbaren untereinander viele Menschen gekostet. Für den Schwarzen, welcher noch nie einen Weißen gesehen hat, müsse, so meint Livingstone, der Anblick eines solchen etwas Furchtbares haben. Er erzählt ganz naiv und ernsthaft, wenn er in ein Dorf eingezogen sei, hätten sogar die Hennen ihre Küchlein verlassen und seien kreischend auf das Dach geflogen. Man habe sich stets erst dann beruhigt, nachdem die Makololo erklärt hätten, diese Weißen seien keine Menschenfresser!

Dabei wird folgende alberne Bemerkung hinzugefügt: „Manche unserer modischen Herren würden vielleicht die hohe Meinung, welche sie von sich selber haben, herabstimmen, wenn sie sähen, daß alle hübschen Mädchen vor ihnen, wie vor scheußlichen Kannibalen fortliefen; oder wenn sie hörten, daß Mama zu ihrem Kleinen sagt: Sei artig, oder ich rufe den weißen Mann, daß er dich beiße.“ Das Alles, so schreibt er weiter, müsse entsetzlich sein für den unverfälschten (unsophisticated) Eingebornen Afrika's; sogar die Hunde liefen weg; das sonst so friedliche Dorf verwandle sich in einen Schauplatz der Verwirrung. Uebrigens hätten die zwei Esel, welche die drei weißen Männer bei sich hatten, die Bewunderung der harmlosen Naturkinder nicht weniger auf sich gezogen wie die letzteren selber, und als ein Langohr seine liebliche Stimme erhob, seien die schwarzen Leute in ärgere Angst gerathen, als wenn ein brüllender Löwe neben ihnen sich erhoben hätte; nachher aber lachten sie „und benahmen sich etwa wie die Londoner, als diese zuerst das berühmte Hippopotamus sahen“. Auslassungen solcher Art enthält das Werk in geradezu gesuchter Weise eine große Menge; es ist Absichtlichkeit dabei und durchgängig eine sehr geistlose.

Von den Tschikova-Ebenen zog Livingstone immer am linken Ufer des Stromes zunächst bis dorthin, wo die Ruinen von Zumbo liegen. Hier war der äußerste Punkt, wohin die Portugiesen einst vorgedrungen sind. Wir heben einige Reisebemerkungen aus. An der Mündung des Flusses Sindschere oder Nyamatarara, bis wohin die Tschikova-Ebenen reichen, zieht sich ein Basaltriegel durch den Sambesi, der aber zwei tiefe Durchfahrten, jede von 60 bis 80 Fuß Breite hat. In der Nähe kam ein sehr großer, äußerst wohlgenährter Affe aus einem Garten. Der Affe ist in jener Gegend ein geheiligtes Thier, das weder beunruhigt noch getödtet wird; die Eingebornen glauben nämlich, daß die Seelen ihrer Vorfahren in Affenleibern wohnen.

Oberhalb Senga liegt am Strom eine dorflose Einöde, in der kein Vogel, nicht einmal ein Insekt sich hören ließ; die Karawane zog mühsam über die brennend heiße Ebene bis zum Dorfe des Häuptlings Pangola. Dort war ein gewaltiger Feigenbaum ganz mit Amuletten behängt, damit kein Dieb die in den Aesten angebrachten Bienenkörbe hole. Der Häuptling selber scheint nicht zu den „unverdorbenen Naturkindern“ gehört zu haben, denn er war schwer betrunken und verlangte sehr zudringlich eine Doppelflinte. „Die weißen und die schwarzen Schurken sind Brüder,“ äußert Livingstone nebenher. Die Schwarzen tragen in jener Gegend einige Bekleidung aus Zeugen, welche sie selber spinnen und weben.

Bei Zumbo gingen die Reisenden auf das rechte Ufer des Sambesi hinüber. Neben den Trümmern einer Kirche liegt noch eine alte Glocke, am linken Ufer des Loangua, der von Norden her kommt und hier in den großen Strom mündet. Die Stelle, auf welcher die Portugiesen ihre Niederlassung angelegt hatten, war prächtig gewählt für den Handel auf beiden Flüssen und für jenen mit dem Lande Maniea, das reich an Gold und Elfenbein ist. Jetzt liegt Alles in Ruinen.

Von dort zog Livingstone weiter bis an die Mündung des Kafue; dort liegt auf einer Insel das Dorf des Häuptlings Kambodso, es heißt Nyampungo oder Nyangalule. Dort machten die Schwarzen Musik, lagen dem Trinken ob und freuten sich, daß sie zum ersten Mal ächte weiße Leute sähen. In beiden Strömen wimmelt es von Hippopotamen. Am rechten Ufer des Sambesi wohnen Batengis oder Batongas, d. h. unabhängig; sie bauen viel Sorgho. Vom Kafue an aufwärts lebt am linken Ufer des Sambesi und auf den Inseln eine zahlreiche Bevölkerung, während das rechte Ufer verödet erscheint. Die Stromschnellen von Kankasalo sind unbedeutend. In dieser Gegend lebt der Volksstamm der Baenda Pezi; die Leute gehen ganz und gar unbekleidet. Um diese Barbaren in einem idealen Licht erscheinen zu lassen, macht Livingstone wieder eine abgeschmackte Bemerkung: „Im Allgemeinen ist ein ganz nackter Mensch ein sehr häßliches Thier. Wenn wir die degradirten Leute unserer niederen Klassen (in England) in demselben nackten Zustande sehen könnten, und ohne die schwarze Haut, welche doch wie irgend eine Art von Bekleidung aussieht, dann würde die Sache wahrscheinlich noch schlimmer sich ausnehmen.“

Am 9. August war der Reisende an den großen Wasserfällen des Sambesi. Wir haben schon früher (S. 102) eine Beschreibung und Abbildung derselben mitgetheilt. Diese Wasserfälle werden von den Makololo als „Rauch, der Geräusch macht“ bezeichnet, Mosi oa tunyia; sie heißen auch Seongo oder Songueh, d. h. die Stelle des Regenbogens.

Einige Tage später wurde die Mündung des Tschobe erreicht und am 18. August befand sich Livingstone in Seschéke, dem Hauptdorfe der Makololo, welches er in der Beschreibung seiner ersten Reise sehr ausführlich geschildert hat. Jetzt war das Dorf, oder wie Livingstone

sagt, die Stadt fast ganz verfallen; nachdem der Gouverneur Moriantsane hingerichtet worden war, weil er im Verdacht stand, den Häuptling bezaubert zu haben, zogen die Bewohner fort und bauten sich, auch auf dem linken Ufer, in einiger Entfernung an. Livingstone's Lieblingsbarbar, der Häuptling Sekeletu, hielt sich in provisorischen Hütten am rechten Ufer auf; er hatte den Aussatz und zeigte sich seinem Volke nicht mehr. Da wir früher schon oftmals über die Makololo gesprochen haben, so gehen wir auf Livingstone's Schilderungen jetzt nicht weiter ein; sie enthalten ohnehin nichts Neues. Uebrigens konnte selbst ein so befangener Mann sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß er mit seinem frühern Predigen und seinen Civilisationsversuchen durchaus gar nichts ausgerichtet habe. Nachdem er seine Reisebegleiter abgeliefert, verließ er Sescheke am 17. September und war am 23. November wieder in Tete.

Von Wichtigkeit sind Livingstone's Expeditionen auf dem Schire, dem Schirwa- und dem Nyassa-See.

Nach dem Schire hatte er schon im Januar 1859 eine Reise unternommen. Der Strom mündet in den untern Sambesi zwischen Senna und Schupanga und ist ein Abzug des Nyassa-Sees. Als L. den Fluß befuhr, war derselbe mit einer ganz ungeheuern Menge Wasserlinsen bedeckt, die aus einem nach Westen hin liegenden Morast herbeischwammen. Die Eingebornen waren mit Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnet und liefen in großer Menge herbei; einige verbargen sich hinter den Bäumen, lauerten und hielten ihre Waffen bereit. Beim Dorfe Tingane hatten sich wenigstens 500 Krieger versammelt und den Reisenden wurde Halt geboten; Livingstone ging ans Ufer und erklärte, daß er in friedlicher Absicht gekommen sei, daß seine Landsleute erscheinen würden, um Baumwolle und Elfenbein zu kaufen, aber keine Sklaven. Dann nahm Alles einen glatten Verlauf. Der Reisende will wissen, daß diese Schwarzen an ein höchstes Wesen glauben, welches alle Dinge geschaffen habe und lenke; sie glauben auch, so behauptet er weiter, an ein Leben jenseit des Grabes.

Man darf aber solchen Behauptungen gar keinen Werth beilegen, denn sobald es sich um „überirdische Dinge" handelt, wird Livingstone gewöhnlich Phantast und legt den Barbaren christliche Spekulationsbegriffe unter, welche ihnen völlig fremd sind. Hier bemerkt er selber: „Es ist allerdings sehr schwer, ihnen begreiflich zu machen, daß sie in verwandtschaftlicher Beziehung zum Schöpfer stehen, und daß das höchste Wesen sich für sie interessire. Aber, wie bei unseren Landsleuten der niedrigen Klassen, werden Unterricht und gute Beispiele sie schon auf das gehörige moralische Niveau bringen!" Es gibt freilich kein Beispiel, daß dergleichen geschehen wäre; Livingstone selbst wenigstens ist mit allen seinen Bestrebungen gründlich gescheitert.

Die Anwohner des Schire reden Mundarten, welche mit jenen der Leute von Senna und Tete viel Aehnliches haben. Der Fluß hat in seinem untern Laufe mindestens 2 Faden, also 12 Fuß Tiefe; weiter aufwärts zweigen sich viele Arme von ihm ab und vermindern seine Wassermenge; aber er hat keine Sandbänke und deshalb kann er theilweise ohne Schwierigkeit befahren werden. Unter 10° 55′ südl. Br. liegen prächtige Wasserfälle; Livingstone hat sie, seinem geographischen Protektor zu Ehren, Murchison-Katarakten benannt; bei den Eingebornen heißen sie Mamvira und so sollten wir sie billig auch nennen. Ueber diese Stromhindernisse konnte der kleine Dampfer nicht hinweg und eine Weiterreise zu Lande war jetzt nicht thunlich, weil die Eingebornen sich sehr mißtrauisch zeigten und Tag und Nacht auf der Hut waren. Livingstone kehrte deshalb nach Tete zurück.

Dann ging er im März des folgenden Jahres wieder an den Schire und wurde nun von den Anwohnern freundlicher empfangen; sie verkauften ihm Getreide und Hühner, und die Reisenden konnten mit dem Häuptling Tschibisa in Verkehr treten. Sein Dorf liegt etwa 10 Miles unterhalb der Katarakten; dieser Mann war weit und breit der intelligenteste Häuptling. Bei ihm ließ Livingstone seinen Dampfer und ging mit Dr. Kirk landein nach Norden hin, um an den Schirwa-See zu gelangen. Der Weg führte durch ein gebirgiges Land; die Eingebornen zeigten sich nicht freundlich, die Führer waren treulos, doch am 18. April 1859 stand er am Ufer dieses beträchtlichen Binnenbeckens, das von den anwohnenden Mangandschas als Nyandscha Mukutu, d. h. der große See, bezeichnet wird. Er hat „bitteres Wasser," in welchem Blutegel, Fische, Krokodile und Hippopotamen leben. Wahrscheinlich ist er ohne Abfluß und deshalb das Wasser etwas brakig; er scheint tief zu sein; an manchen Stellen hat er Inseln."

Livingstone hatte eine Aussicht auf den Wasserspiegel an der Südsüdwestseite vom Berge Pirimiti oder Mopô pô aus. Im Osten erhoben sich Hügelreihen; im Westen ragt der Berg Tschikala empor, welcher mit der großen Gebirgsmasse Zomba in Verbindung zu stehen scheint. Am Ufer wachsen Binsen und Papyrus. Die Eingebornen erzählten, dieser See könne in Bezug auf seine Größe gar keinen Vergleich aushalten mit einem andern, der nach Norden hin liege und von diesem Schirwa nur durch eine Sandbank getrennt sei. Dieser letztere ist wahrscheinlich 60 bis 80 Miles lang und 20 Miles breit; sein Spiegel liegt 1800 Fuß über dem Meere (so sagt Livingstone S. 82, auf der englischen Karte ist dieselbe Höhe angegeben). Das Wasser schmeckt wie eine schwache Auflösung von Glaubersalz. Die Landschaft ist hübsch, der Pflanzenwuchs üppig, und die Berge an der Ostküste scheinen bis zu 8000 Fuß hoch zu sein; sie bilden die Milandsche-Kette; im Westen ragt, wie schon angedeutet, die 7000 Fuß hohe Gebirgsmasse Zomba empor.

Die dritte Expedition auf dem Schire wurde im August 1859 unternommen; Livingstone wollte mit den Anwohnern in Verbindung treten und Näheres über den großen See erfahren. Die Gegend am Fluß ist niedrig, aber fruchtbar; ein wenig landeinwärts ziehen sich Berg- und Hügelketten hin; der 4 Miles lange Morambala hat eine Höhe von 4000 Fuß. Etwas aufwärts von demselben windet sich der Schire durch einen ausgedehnten Morast; weiterhin steigt der kuppelförmige Magandscha- oder Tschikandaberg empor. Die Schwarzen pflanzen Taback, Mais ꝛc. in dem zur Regenzeit überschwemmten Tieflande und ernten auch Lotos, welchen sie als Nayika bezeichnen. Die Wurzel wird geröstet oder gesotten und schmeckt dann wie süße Kastanie; sie wird in vielen Gegenden Afrika's gern genossen. Beim Dorfe Mboma 16° 56′ 30″ südl. Br. wird in großer Ausdehnung Reis gebaut; in dieser Gegend liegen auch Steinkohlen. Sehr häufig sieht man Fallen aufgestellt, in welchen der Hippopotamus sich fängt; das Wasserthier hat seine gewissen Pfade, auf denen es bei Nacht geht, um am Lande zu äsen. Die Schwarzen richten die Falle so ein, daß ein in der Höhe angebrachtes scharfes Werkzeug dem



Sklaventransport. (Nach Livingstone.)

Thier von oben herab in den Rücken fährt und dasselbe tödtet. Unsere Abbildung (S. 193) zeigt eine solche Hippopotamusfalle.

Einige Miles oberhalb Mboma liegt das Dorf des Häuptlings Tingane. Dieser ließ bei Ankunft des Fremden sofort die Kriegstrommel rühren, und bald nachher waren einige hundert Bogenschützen versammelt. Von diesem Dorf aus war der majestätische Berg Pirone in Sicht, den Livingstone Mount Clarendon genannt wissen will; wir unsrerseits ziehen den einheimischen Namen vor. Noch weiter gen Nordwesten hin bildet die große Milandsche-Kette die Gestalt einer Sphinx; in ihr soll die Quelle des Ruho liegen, der gen Südwest läuft und oberhalb Tingane in den Schire mündet. Etwas jenseits vom Ruho beginnt der Nyandscha Mukutu, d. h. der große Elephantenmorast, an welchem Livingstone einmal mehr als 800 Elephanten beisammen sah. Sie sind in diesem Moraste gegen jede Verfolgung sicher; dorthin kann ihnen kein Jäger folgen. Jenseits des Morastes gewinnen die Schwarzen Salz durch ein sehr einfaches Verfahren aus der salzhaltigen Erde; wo der Boden mit Salz geschwängert ist, hat die Baumwolle allemal einen feinen und langen Stapel. Mais wächst das ganze Jahr hindurch.

Am 25. August erreichte der Reisende Dakanamoyo, eine Insel, welche Tschibisa's Dorfe gegenüber liegt. Der Häuptling hatte indeß, nach dem in jenen Gegenden herrschenden Brauch, seine Residenz geräumt und war mit der Mehrzahl seiner Leute irgend wohin an den Sambesi gezogen. Von denen, welche zurückgeblieben, waren einige mit dem Verweben der Baumwolle beschäftigt. Unser Bild zeigt, wie der einfache Webstuhl aussieht.

Am 28. August 1859 verließ Livingstone seinen Dampfer, über dessen höchst schlechte Bauart und Einrichtung er oftmals sehr wohlbegründete Klage führt, um den großen See zu entdecken. Der Reisezug bestand aus 42 Männern; davon waren 4 Weiße, 36 Makololo und 2 Führer; der Weg ging nach Nordwesten über das Mangandschagebirge nach Tschitimpa's Dorfe, das, wie alle Dörfer der Mangandschas, mit einer dichten Einzäunung von giftigen Euphorbien umgeben war. Man breitete für die Weißen einige Matten aus; der Häuptling brachte ein Seguati, das in einer kleinen Ziege und einem Korbe mit Mehl bestand, und erhielt dagegen etwas Kattun. Frauen und Mädchen stampften Getreide, oder vielmehr sie zerrieben die Körner in einer großen Steinschüssel mit einem andern, länglich runden Steine.*) Die Luft war hier nicht mehr schwül und am andern Tage fand man auf dem Wege zur höchsten, etwa 3000 Fuß über dem Meere liegenden Terrasse eine Menge von Dörfern, alle in reizender Lage. Dieses Plateau zieht von den Milandschebergen nach Westen hin und fällt gegen Nordwesten nach dem Schirwa-See hin ab. Livingstone zog eine Woche lang gegen Norden und stieg ins Stromthal des Schire hinab, das 1200 Fuß über dem Meere liegt und gut bevölkert ist.

Hier wohnen Mangandscha's in einem sehr reich bewässerten Lande; die Reisenden überschritten einmal nicht weniger als 7 Bäche in einer Stunde. Jedes Dorf hat seinen eigenen Häuptling, der, wie Livingstone idealisirend sich ausdrückt, sämmtliche Bewohner als seine „Kinder" betrachte. Die kleineren Häuptlinge anerkennen die Oberherrlichkeit eines großen Häuptlings, den sie als Rondo oder Rundo bezeichnen; als Tribut erhält er einen Zahn von jedem Elephanten; seinerseits liegt ihm die Verpflichtung ob, die übrigen Häuptlinge gegen jeden Feind zu beschützen.


Der Lippenschmuck (Pelele) der Frauen am Schire.
(Nach Livingstone.)

Die Dörfer liegen an passend ausgewählten Stellen und jedes Dorf hat einen Boalo, eine Art von Dorfwirthshaus. (Dergleichen kommen in ganz Ostafrika weit nach Norden hin vor; Richard Burton fand sie in den von ihm durchwanderten Gegenden überall, u. er hat diese „Iwansas" und das Leben und Treiben der Schwarzen in denselben vortrefflich und wahrheitsgetreu dargestellt). Ein solches ist eine 80 bis 100 Fuß lange Scheune, welche von Bäumen beschattet wird. Dort halten sich die Männer den lieben langen Tag auf, rauchen Taback u. Hanf, trinken Bier bis tief in die Nacht u. sobald die Sonne untergegangen ist, wird gespielt und getanzt.

Livingstone sagt, die Männer brächten ihre „Arbeit" mit ins Wirthshaus. Er stellt die Mangandschas als eine „active und arbeitsame Rasse" hin, weil sie etwas Eisen und Baumwolle verarbeiten, Körbe und Matten zu flechten verstehen und „mit Hitze" auf dem Felde arbeiten, Weiber und Kinder mit eingeschlossen. In ihrem fruchtbaren Lande bauen sie Reis, Mais, Durra, Bohnen, Hirse, Erdmandeln, Maniok, Gurken, süße Kartoffeln, Hanf und Taback. Im südlichen Theile dieser „Hochlande" werden viele und gute Hacken, Lanzen, eiserne Pfeile und Arm- oder Beinringe verfertigt, die sehr wohlfeil geliefert werden. Livingstone muthet uns zu, wir sollen ihm glauben, jedes Dorf habe seinen — „Hohofen". Daß Kohlen-

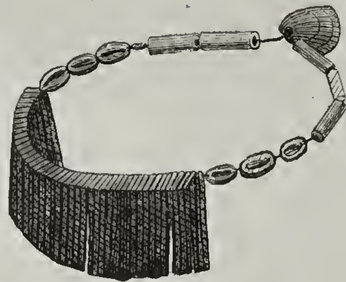
*) Folgende Aeußerung Livingstone's ist kennzeichnend für das Urtheilsvermögen dieses Mannes. In den beiden rohen Steinen findet er „die Urmühle", welche der Handmühle der Orientalen vorausgegangen sei; dann sagt er voll Salbung: „Vielleicht hat Sarah sich solcher Steine bedient, als sie die Engel bewirthete!"

brennereien und Schmieden, letztere in der einfachen, rohen Weise wie unser Bild sie zeigte, vorhanden seien, wollen wir nicht in Abrede stellen. Als Beweis von „Industrie" wird auch angeführt, daß die Leute am Schirwa Thongefäße verfertigen; sie kennen aber die Töpferscheibe nicht; auch können sie Näpfe verfertigen und Netze werden aus Pflanzenfasern bereitet. Der Handel besteht im Austausch von Taback, Salz, getrockneten Fischen, Häuten und Eisen.

„Viele Männer sehen höchst intelligent aus, haben sehr wohlgestaltete Schädel, angenehme Gesichtszüge und hohe Stirnen. Wir vergaßen bald, daß sie dunkelfarbig seien, und häufig sahen wir Gesichter, welche denen weißer Menschen glichen, die wir in England gekannt hatten, und an die wir nun hier sehr lebhaft erinnert wurden." Diese Stelle Livingstone's ist in England selbst für eine Unwahrheit erklärt worden; gewiß ist, daß unter allen Individuen, welche Livingstone gezeichnet hat, sich kein einziges befindet, das auch nur annähernd kaukasisch aussähe.

Die Männer sind in hohem Grade putzsüchtig und gebrauchen viel Zeit, um sich ihren Haarschmuck zurecht zu machen; dabei behängen sie den ganzen Körper mit allerlei Dingen, welche ihnen für Zierrath gelten, und an Fingern und Daumen, Hand- und Fußknöcheln, Armen und Lenden dürfen Ringe von Messing, Kupfer oder Eisen nicht fehlen.

Schwarze Damen, welche ihn an Engländerinnen erinnert hätten, scheint der Reisende nicht gesehen zu haben. Jene schmücken sich in ganz eigener Art mit dem Pelele, einem Ringe, der, wie unsre Abbildung zeigt, in der Oberlippe befestigt wird. Man durchbohrt die letztere schon den kleinen Mädchen und steckt eine hölzerne Nadel in das Loch unweit vom Nasenknorpel. Diese Nadel wird dann in geeigneten Zwischenräumen durch immer größere Stifte ersetzt und solchergestalt die Oeffnung erweitert, bis sie so umfangreich geworden ist, daß man einen Reifen hineinbringen kann, der 2 Zoll im Durchmesser hält. Alle „Hochlandsfrauen" tragen den Pelele, der aber auch am obern und untern Schire vorkommt. Keine Frau läßt sich ohne Pelele blicken, außer wenn sie um einen Todten trauert. Durch diesen Nasenring wird das Antlitz in der allerabscheulichsten Weise entstellt. Bei einer alten „Lady" hing derselbe bis auf das Kinn herab. Auf die Einwendungen des Europäers, daß dieser Nasenring sehr häßlich mache, entgegnete man ihm, er sei Kodi, d. h. Mode; die Frauen trügen ihn, weil sie keine Bärte hätten.


Gürtel der Frauen am Schire.

In der Nähe des Nyassa wird der Schire breit und tief, strömt aber sehr langsam; an einer Stelle bildet er eine seeartige Erweiterung, den Pamalombe, von 10 bis 12 Miles Länge und 6 Miles Breite. Eine Tagreise vom großen See entfernt wohnt der Häuptling Muana Moesi, der aber vom Vorhandensein eines Sees gar nichts gehört haben wollte und die Behauptung aufstellte, der Schire komme weit, weit her, aus steilen Bergen, die bis in den Himmel reichen. Livingstone ließ sich natürlich durch ihn nicht irre führen, zog weiter und entdeckte am 16. September 1859 den Nyassa-See, dessen Südspitze er in 14° 25′ südl. Br. 33° 10′ östl. L. legt. Er verweilte aus guten Gründen nur kurze Zeit an dem See, den er später wieder besuchte. Wir kommen gelegentlich darauf zurück und wollen heute nur noch seiner beiden Expeditionen nach dem Rofuma erwähnen.

Für Ostafrika ist der Raub von Sklaven, welcher bei den verschiedenen Völkern seit uralter Zeit im Schwange geht, eine wahre Calamität. Durch die Portugiesen hat dieser Unfug eine große Ausdehnung gewonnen, aber nicht minder durch die Araber, welche seit alten Zeiten weit und breit Menschen aufkaufen. Die Dinge liegen im afrikanischen Wesen und sind schlimm und arg genug, aber Livingstone behandelt sie mit der größten Einseitigkeit und mit einer Absichtlichkeit, die nicht selten höchst verstimmend wirkt.

Am Schire, beim Dorfe des Häuptlings Mbame, begegnete ihm ein Zug Sklaven, welche nach Tete gebracht werden sollten. Männer, Weiber und Kinder waren in einer langen Reihe hinter einander befestigt worden, und bei manchen steckte der Hals in einer hölzernen Gabel. Die Agenten der Portugiesen sind schwarze Männer; sie bliesen lustig auf Hörnern, während die Gefangenen fürbaß zogen. Diese waren zumeist Kriegsgefangene. Livingstone erzählt, am Tage vorher seien zwei Frauen getödtet worden, weil sie sich ihrer Bandriemen hätten entledigen wollen; dem Kind einer Mutter habe man eine Kugel vor den Kopf geschossen, weil sie sich geweigert, eine schwere Last zu tragen. Livingstone befreite 80 Sklaven an einem Tage, hinterher nahm er den Treibern noch mehre weg. Da die Afrikaner nicht begriffen, was für eine Befugniß ein fremder Mann habe, ihnen ihr Eigenthum zu rauben, wurden sie feindlich gegen ihn und verursachten ihm später viele Ungelegenheiten.

Wir wollen hier bemerken, daß Richard Burton in seinem berühmten Reisewerke: The lake regions of Central Africa, einige Kapitel über das Leben und Treiben der Ostafrikaner gibt; seine Schilderungen sind nicht sentimentale Stimmungsbilder, sondern photographisch-getreue Aufnahmen. Er schreibt: „Verhältnißmäßig ist die Barbarei beim Transportiren der Sklaven nur gering. Allerdings werden in solchen Gegenden, wo Gefahr ist, daß der Sklave geraubt werde oder entlaufen könne, die Unglücklichen an einander gebunden, aber durchgängig ist die Behandlung mild und gute Worte müssen das Beste thun. Oft liegt der träge Sklave gemächlich im Schatten, während sein Herr sich in Sonne und Wind abmüht; er wird gut genährt und hat wenig zu thun. Das Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven erscheint wie die Stellung eines Beschützers zum Schutzbefohlenen. Allerdings kommen als Ausnahme scheußliche Dinge vor; das läßt sich aber nicht anders erwarten bei Leuten, die gar keine Achtung vor dem menschlichen Leben haben." Burton mußte mit ansehen, daß einer seiner Führer einer Sklavin, die wegen beschädigter Füße nicht rasch genug gehen konnte, den Kopf abschlug, damit sie nicht eines Andern Eigenthum werde! —

Der Rofuma oder Rovuma ist von Livingstone zweimal besucht worden. Dieser Strom mündet an der ostafrikanischen Küste zwischen dem 10. und 11. Grade südl. Br., etwas nördlich vom Vorgebirge Delgado. Die früher mehrfach ausgesprochene Vermuthung, daß er einen Abfluß des Nyanza bilde, ist ohne alle Wahrscheinlichkeit, seitdem man weiß, daß derselbe seinen Abzug vermittelst des Schire nach Süden hin hat.

Im Januar 1861 war am Sambesi ein neuer Dampfer aus England eingetroffen, der „Pioneer", welcher am 25. Febr. vor der Mündung des Rofuma ankerte. Dieser hat keine Barre, sondern eine ungehinderte Einfahrt. Am 11. März fuhr das Schiff stroman und fand, daß die Mangrovegebüsche nur etwa 8 Miles aufwärts reichen;

dann beginnt zu beiden Seiten ein reizendes Hügelland. Das Wasser war niedrig und oft kaum so tief, daß das Fahrzeug weiter dampfen konnte. Nachdem dasselbe etwa 30 Miles zurückgelegt hatte, mußte es umkehren.

Bei einem zweiten Versuche, der im September gemacht wurde, fand Livingstone zwar auch noch sehr tiefen Wasserstand, kam aber doch etwas weiter. Das Strombett ist sehr unregelmäßig und wird an vielen Stellen durch herabgeschwemmte Baumstämme nahezu versperrt. Rindvieh kann wegen der giftigen Tsetsefliege in diesen Gegenden nicht leben. Livingstone meint, acht Monate im Jahre könne der Rofuma wohl beschifft werden, doch werden für diese Ansicht keine Beweise beigebracht. Etwa unter dem 11. Grade kam der Strom von Westsüdwesten her; im Uferlande liegen Kohlen. Im Ganzen konnte das Schiff 156 Miles aufwärts fahren bis zur Insel Nyamatolo, 11° 53′ südl. Br. 38° 36′ östl. L.; dort liegen Felsen mit Stromschnellen; weiter oben im Gebirge sollen Katarakten zu finden sein.

Auf dem nördlichen Ufer wohnen die Makonda; sie leben mit den am rechten Ufer hausenden Mabcha und Makoa in Frieden. Die letzteren haben als Abzeichen ihres Stammes eine große Schnittnarbe in Gestalt des Neumondes, aber mit den Hörnern nach unten vor der Stirn; dieser Stamm beherrscht westlich von Mosambik das Land weit und breit; die Autorität der Portugiesen reicht kaum ein paar Meilen landeinwärts.

Der Rofuma kommt aus einer nordnordwestlichen Gegend. Etwa 30 Miles oberhalb der Stelle, wo Livingstone umkehrte, mündet in ihn der Liende, welcher von Südwesten herströmt und in den Bergen an der Ostseite des Nyassa entspringt.

Allerlei Aberglauben bei verschiedenen Völkern im russischen Reiche.

Von **C. v. Gerstenberg.**

Wir haben im „Globus" (IX, S. 331) einen Artikel über den Volksaberglauben in Bessarabien gebracht und gezeigt, wie derselbe unter dem dort lebenden Mischvolke von Kleinrussen, Rußniaken, Moldauern und Armeniern sich eingebürgert hat und fortlebt.

Wie unter den Bewohnern des Südens, so hat sich auch unter jenen des Nordens der Glaube an eine Menge von Wundern, Märchen 2c. bis auf die heutige Zeit erhalten. Wenn ein Lappe fischt, darf weder ein Weib noch ein Hund in seiner Nähe sein, da diese beiden Unglück bringen.

Gleich den Bessarabiern haben auch die Lappen sogenannte weise Frauen und weise Männer, welche wahrsagen und dieses Geschäft auf folgende Art treiben. Der Wahrsager zieht mit einer Trommel (Gobodes), auf welche allerlei mystische Figuren gemalt sind, umher und bietet seine Dienste an. Dem, welcher seine Zukunft enthüllt haben will, wirft der Gaukler einen Ring auf das Trommelfell, läßt den Betreffenden mit einem Rennthierhorn auf dasselbe schlagen, daß der Ring hüpft und prophezeiht aus der Lage desselben und der Figur, welche er berührt, die Zukunft, natürlich gegen Lohn. Diese weisen Leute stehen auch in dem Rufe mit Geistern reden, Insekten vertreiben und allerlei Krankheiten heilen zu können; dazu bedienen sie sich gewisser geheimer Sprüche und Formeln, werden aber auch zur Strafe für diesen „Eingriff in die Rechte Gottes" beständig vom Donner verfolgt. Auch der Glaube an einen leibhaftigen Peiko (Teufel) und eine Menge Moahin (Unterteufel) hat sich erhalten. (Hier ist alt überkommener Schamanismus unverkennbar.)

Auch bei den Finnen pflanzen viele altväterische Gebräuche und Meinungen sich wie heilige Erbstücke von Familie zu Familie fort. Der merkwürdigste Tag ist Allerheiligen, Kikri genannt; Jeder, der es irgend möglich machen kann, schlachtet den Heiligen zu Ehren ein Schaf und erfleht bei Verspeisung desselben den Schutz der Geehrten für seinen Viehstand. Auch der diesem wichtigen Tage vorhergehende Abend hat sein bedeutungsvolles Wenn und Aber. In vielen Familien setzt man in der gereinigten Stube zwei Gefäße, eines mit warmem und eines mit kaltem Wasser gefüllt, zurecht, stellt auf den Tisch allerlei Speisen und betet viel und laut. Hierauf begibt sich der sauber gekleidete Hausherr mit entblößtem Haupte an die Hofthür und öffnet, sobald es dunkel geworden, dieselbe mit all der Höflichkeit, als ob er einen hohen Fremden einließe; er öffnet auch die Stube, in welcher die Gefäße mit Wasser und die Speisen stehen, und verschließt sie wieder. Nach Verlauf einer Viertelstunde wird die Thür wieder geöffnet und der vermuthete Heilige mit eben so viel Höflichkeit als vorher hinausbegleitet und das Hofthor geschlossen; dann setzt sich die Familie zu Tisch, genießt von den geweihten Speisen und berauscht sich in Branntwein. Die Ueberbleibsel der Speisen dürfen weder Hunden noch anderen Thieren gegeben werden, sonst würde der Heilige zürnen; deshalb vergräbt man die Reste sehr sorgfältig und läßt es dabei auch an Gebeten nicht fehlen.

Hie und da findet man unter den Finnen auch noch den Glauben an das Fortleben der Bärenseelen. Früher und selbst im ersten Viertel unsres Jahrhunderts war dieser Glaube noch allgemein und jede Bärenjagd wurde mit einer Menge von Ceremonien begonnen und beendet; man hatte sogenannte Bärenlieder, welche der unsterblichen Seele eines erlegten Thieres zu Ehren gesungen werden mußten. Diese Bärenlieder sind abgekommen, aber der Glaube an die Fortdauer der Bärenseele ist geblieben.

Montag und Freitag sind bei den Finnen zwei Tage, die ohne Gedeihen und Segen sein sollen; am Weihnachtstage darf das Vieh den Stall nicht verlassen, weil es sonst während des nächsten Jahres beständig kränkeln würde; am Stephanstage muß aus gleicher Vorsicht den Pferden ein Silberstück in ihren Trinkeimer gelegt werden; am Georgentage darf nicht gelärmt werden, weil sonst der Blitz in das Haus einschlagen würde. Am Tage der Hauptfasten darf weder Licht noch Feuer in einem Hause angezündet werden, sonst würde dieses ein Raub der Flammen werden.

Die Ingrier (Ischorzi) graben jährlich zweimal Speisen auf den Gräbern ihrer Angehörigen ein, da sie sich das Leben nach dem Tode ebenso vorstellen als es vorher war und ist; ähnlich verfahren sie mit dem Gelde. Ein weißer Hahn spielt bei ihnen, wie in Südrußland ein schwarzer, bei dem Wahrsagen eine große Rolle und wird nicht gegessen, da dieses leicht eine Verzauberung mit sich bringen könnte.

Die Tscheremissen, welche ebenfalls zum finnischen Volksstamm gehören, geben ihren Todten einige Kopeken, einen Stock und einige Rosenzweige mit ins Grab. Auf eine Frage über den Zweck dieser Dinge erklärte man mir ganz aufrichtig: „Das Geld zum Leben, den Stock, um die Hunde fortzutreiben und die Rosenstöcke, um den bösen Geist zu versöhnen."

Außer seinem Priester hat jedes Dorf noch Traumdeuter und Wahrsager aufzuweisen, die alle in großen Ehren stehen; auch hat fast jede Gemeinde einen Kart, d. h. einen alten klugen Mann, der in die Zukunft sehen und rathen kann. Die Unglücksstunde jeden Tages ist 11 bis 12 Uhr Mittags; man hütet sich deshalb während dieser Zeit etwas zu beginnen, das mißglücken oder von Bedeutung sein könnte.

Die Tschuwaschen kommen in ihrem Aberglauben so ziemlich mit den Tscheremissen überein, doch haben erstere noch die eigenthümliche Gewohnheit, daß sie an dem Tage des Festes aller Todten einen Napf mit gekochter Grütze füllen und diesen nebst einem brennenden Lichte zur Ehre ihrer Verstorbenen auf den Hof stellen, weil im Unterlassungsfalle die Ruhe der Ihrigen im Grabe leiden würde.

Die Wotjaken lassen sich durch ihren Geistlichen bei jeder Hochzeit im Himmel Kinder, Brod und Branntwein bestellen, und geben ihren Todten ein Messer mit ins Grab, dem sie die Spitze abbrechen. Die für ihre Geschäfte unglücklichen Tage sind der Mittwoch und Freitag. Schlägt der Blitz in einen Baum, so ist jedesmal ein Teufel erschlagen worden; jeder schwarze quer über den Weg fliegende Vogel zeigt dem Betreffenden Tod oder zum mindesten Krankheit an; ein Wotjake, der über einen Fluß oder See fährt, wirft eine Handvoll Gras in das Wasser, macht ein Kreuz und spricht: Ero Kul monae (Halte mich nicht). Wie bei den Tscheremissen ist auch bei ihnen die Mittagsstunde eine Unglückszeit, hier aber nur während der Monate Juni bis August. Wenn ein Kranker von einer ansteckenden Krankheit befallen wird, dann schießt man einen Hund und schleift ihn an den Hinterfüßen durch das Dorf, wobei man fortwährend den Namen des Kranken ausruft und damit Ansteckung zu verhüten glaubt. Dieser Glaube ist in der Neuzeit etwas in Verfall gekommen, tritt aber doch hie und da noch einmal auf.

Die Ostiaken stecken sich, bevor sie auf die Jagd gehen, Amulette ꝛc., welche sie von den Toteba (Priestern) gegen Bezahlung erhalten, in die Stiefeln; sie haben Traumdeuter, Teufelsbanner und weise Männer, welche durch Zauberformeln Krankheiten heilen und verbeten.

Auch die Baschkurten (Baschkiren) haben Teufelsbanner, die sie Schaitam Kurjäszia nennen. Glaubt z. B. ein Baschkire, daß er von einem Teufel verfolgt oder krank gemacht worden sei, dann beauftragt er einen Banner, ihn von dem Geiste zu befreien. Jener läßt sich dann in einen Kampf mit dem Bösen ein, versetzt demselben Schüsse, Säbel- und Stockhiebe, verfolgt ihn in den Morast oder ins Wasser, jagt, verwundet oder tödtet ihn. An den Bienenhäusern hängen Pferdeköpfe, damit die Bezauberung verhindert werde. Nicht selten tragen sie Lederstückchen am Halse, welche sie von ihren Priestern als Schutzmittel gegen Krankheiten erhalten haben.

Wenn die Kirgisen an dem Grabe eines Freundes vorüberreiten, reden sie den Verstorbenen an, steigen ab und legen einige Haare aus der Mähne des Pferdes auf das Grab; sie meinen, daß der Beerdigte sie dann in Ruhe lassen und nicht so bald abrufen werde. Ihre „weisen" Männer und Frauen sagen aus den Constellationen des Himmels die glücklichen und unglücklichen Tage voraus, rufen Regen durch Gebete, vertreiben Ungeziefer, machen Frauen und Thiere fruchtbar, weissagen aus den Rissen, welche die Knochen der Schafe im Feuer bekommen, entdecken Untreue und Diebstähle ꝛc. Aehnliche Gebräuche finden sich auch bei den Tschulymschen Tataren. Gleich den Kirgisen nehmen sie an, daß die abgeschiedene Seele eines Verwandten oder Freundes sie abrufen könne und springen, sobald der Todte beerdigt, über ein in der Nähe des Grabes angezündetes Feuer, indem sie glauben, daß ihnen dann der Geist des Verstorbenen nicht weiter folgen dürfe.

Die Jakuten halten, wie die Bessarabier, die Angsteier der Hühner für Teufelseier (s. Globus IX, S. 332) und sehen auch in allen Mißgeburten von Menschen und Vieh böse Geister, deren sie sich mit größter Angst zu entledigen suchen. Wenn sich Freunde oder Verwandte trennen, schneiden sie gewöhnlich von einem gesegneten Baume mehre Aeste ab und schließen aus den neu hervorbrechenden Trieben auf eine glückliche Wiederkehr oder ein gänzliches Ausbleiben des Getrennten.

Die Tungusen geben ihren Gestorbenen gewöhnlich eine Tabackspfeife mit ins Grab und legen hohen Werth auf die Deutung ihrer Träume; das Gleiche finden wir auch bei den Kamtschadalen, bei denen die Todtengräber, um den Tod an der Verfolgung zu hindern, zweimal durch einen geflochtenen Ring kriechen.

Die Bratskis oder Buräten haben Priester, welche ihnen aus den Ringen lebender Schlangen die Zukunft voraussagen, glauben an eine Zuschickung der Krankheiten durch Geister und an ein beständiges Umschwärmtsein der Todten von Teufeln. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts galt der Brauch, daß sie das Reitpferd eines Verstorbenen an dessen Grabe erschlugen und mit ihm begruben.

Kein Mongole geht auf die Jagd, bevor er nicht ein kleines aus Holz geschnitztes Pflöckchen in einen Baum geschlagen und dabei die Hilfe gewisser Christen beansprucht hat. Beschwörer, Zauberer, Wahrsager und Traumdeuter, Witterungspropheten, Regenbeter und Insektenbanner fehlen nicht.

Die Astrachaner Kalmücken verschmähen das Fleisch der Vögel, da nach ihrem Glauben viele Menschenseelen in die Vögel übergehen. Rothe Kühe werden gewöhnlich sehr geehrt, da eine rothe Kuh das erste von Gott erschaffene Thier gewesen sein soll; bei Wasserfahrten singen sie gewöhnlich, wodurch nach ihrer Meinung ein Unglück verhütet werden kann. Reiche Leute thun Gelübde z. B. längere Zeit Einsiedler zu werden, ehelos zu bleiben, eine große Reise zu unternehmen, ärmlich zu leben ꝛc. und lassen diese Gelübde durch Andere erfüllen, die dafür bezahlt werden.

Unter den Großrussen sind viele abergläubische Gebräuche während der letzten Jahrzehnte in Verfall gekommen, da die Menge der eingewanderten, mehr civilisirten Fremden einen wohlthätigen Einfluß äußerte.

Anthropologische Beiträge.

IV.

Ueber den Ursprung des Menschengeschlechts.

Von **Dr. F. Epp.**

Es ist jetzt ein Vierteljahrhundert verflossen, seitdem ich meine Ansicht über den Ursprung des Menschengeschlechts in dem Werke: „Schilderungen aus Ostindiens Archipel" veröffentlicht habe; elf Jahre später suchte ich diese Ansicht näher zu begründen, in einer vermehrten Auflage dieses Werkes, und in Nr. 10 des Auslandes, Jahrgang 1860, kam ich noch einmal auf den Gegenstand in einem Aufsatze: „Ueber die Pluralität der Menschenrassen" zurück. Damals erhielt ich zuerst Kenntniß von Darwins System von der Zuchtwahl. So geistreich dieser Naturforscher den Gegenstand auffaßt und so verführerisch seine Ansicht auch sein mag, so beruhen seine Schlüsse und Consequenzen doch auf falschen Prämissen und es muß Befremden erregen, wie deutsche Naturforscher dieser Ansicht so unbedingt beistimmen und sie als die wahre anerkennen mögen. Agassiz war fast der Einzige, welcher ihr mit Erfolg entgegentrat. Auch ich widerspreche ihr.

Es sei mir deshalb erlaubt, meine Ansicht, welche sich auf vieljährige Beobachtungen an Menschen aus den verschiedenen Welttheilen und von den verschiedensten Rassen stützt, hier näher zu begründen.

Schon Cuvier hat die Ansicht ausgesprochen, daß der Ursprung des Menschengeschlechts auf „drei Gebirge" sich zurückführen lasse. Wenn auch drei Gebirge nicht als die ursprüngliche Wiege des Menschen sich nachweisen lassen, so hat doch der große Naturforscher die Thatsache richtig geahnt und erkannt, daß der Mensch an allen jenen Punkten des Erdkreises erschaffen worden sein mag, wo die Bedingungen zu seiner Existenz gegeben waren, wo Boden, Klima, Luft, Licht, Feuchtigkeit zu seiner Entwicklung und zu seinem Gedeihen günstig waren, und diese Punkte konnten nur Gebirge sein, welche ein durch größere Erdwärme begünstigtes Klima hatten, als heutzutage. Das Tiefland war zu jener Zeit wegen häufiger Erderschütterungen noch zu sehr den Ueberströmungen und Veränderungen durch Hebung und Senkung der Erdoberfläche ausgesetzt, als daß der Mensch in demselben eine gedeihliche Entwicklung hätte finden können. Zwar auch die Gebirge waren diesen Umwälzungen und Erderschütterungen unterworfen; allein dieselben bedingten nicht die gänzliche Vernichtung der auf ihnen existirenden Organismen, und stehen gebliebene Reste derselben konnten bei eingetretener Ruhe wieder einer gedeihlichen Fortentwicklung sich erfreuen. Solcher Ereignisse liegen uns zwei vor Augen: die Gletscherbildung und Eisperiode auf der nördlichen Hemisphäre — und die Zertrümmerung eines großen Continents auf der südlichen, wovon der indische Archipel und die australischen Inseln die stehengebliebenen Reste sein mögen. Der Boden dieser Inselwelt ist noch jetzt in fortwährender Hebung und Senkung begriffen.

Der indische Archipel gewährt noch heute den Beweis einer dreifachen Menschenbildung, nämlich der Negriten (negerähnlichen Rasse), der Oceanier (Malayen) und der Bergrasse (Batta auf Sumatra, Dajak auf Borneo, Alfuren in den Molukken und der in ihrer Körper- und Geistesbildung der indoeuropäischen Rasse ähnlichen Polynesier herrschenden Stammes.)

Die Negriten sind die dem Neger Afrika's ähnlichen Menschen der großen Inselgruppe des Südens, welche durch die Malayen von dem Ocean zurückgedrängt in vielen Inseln ganz ausgerottet, heute noch auf Neu-Guinea und einigen oceanischen Ländern als Papuas ꝛc. bezeichnet und angetroffen werden. Sie sind meist kleiner als die Neger Afrika's und haben dieselbe Physiognomie, der ein jüdischer Gesichtsausdruck eigenthümlich ist. Ihr Blick ist unstät und mißtrauisch, ihre Gemüthsart rachsüchtig und hinterlistig, vielleicht eine Folge des alten Hasses, welcher aus tausendjähriger Unterdrückung und Verfolgung entsprang, welche sie sowohl von den einheimischen Bergvölkern, als auch von den von der See her andringenden malayischen Stämmen erdulden mußten. Die Negriten zeichnen sich wie die Neger Afrika's durch die geringere Empfänglichkeit für das Malariafieber, dagegen durch größere Neigung zu Herz- und Lungenkrankheiten, besonders Tuberkulose aus. Ihr Schädel ist vortheilhafter gebaut als der der Neger Afrika's. Sie sind einer höhern Intelligenz als diese fähig.

Die Kennzeichen der malayischen Rasse sind bekannt, ebenso ihre späte Auswanderung aus dem Innern Sumatra's nach Singapur und den benachbarten Ländern im 12. Jahrhundert. Seitdem sind sie abenteuernde, handel- und seeraubtreibende Seefahrer geworden. Sie haben eine Geschichte und Poesie. Ihre Schrift ist eine Tochter der arabischen. Die Meisten bekennen sich heute zu dem Islam.

Die Bergvölker des indischen Archipels gleichen in ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften mehr der indoeuropäischen Rasse. Einige von ihnen erfreuten sich früher eines höhern Grades von Kultur als heutzutage, wie die Battas, was deren Schrift beweist. Durch innere Kriege sanken sie bis zur Anthropophagie herab. Der Menschenmord (das Köpfeschnellen bei Dajak und Alfuren) ist bei ihnen noch im Schwange. Sie sind sehr bildungsfähig.

Diese drei Menschenrassen leben seit Jahrtausenden auf einem und demselben Boden, ohne daß durch die tellurischen und kosmischen Einflüsse ihre Charaktereigenthümlichkeiten sich verwischt hätten, eine in die andre übergegangen wäre. Ja, auf diesem Boden ist auch der „Waldmensch" (orang utan) zu Hause, welcher neben dem Tschimpanse (Simia troglodytes) und dem Gorilla Afrika's die meiste Aehnlichkeit mit dem (äußern) Menschen hat, ohne daß nach bis jetzt gemachten Erfahrungen eine Bastardbildung, Vermischung des Orangutan mit einem homo sapiens, aus der Befruchtung oder Kreuzung möglich wäre, obgleich der Orgasmus venereus vorhanden ist. Diese Affen sind aber Vierhänder. Die große Zehe ihres Fußes ist ein wirklich gegenüberstehender Daumen. Die vergleichende Anatomie weist die übrigen Verschiedenheiten ihres organischen Baues vor dem des Menschen nach. Der geistige Unterschied ist noch bedeutender als der leibliche. Es fehlt die Sprache und das Vermögen der Perfectibilität.

Unrichtig ist die Annahme, als ob häßliche Völker durch Uebersiedeln in ein anderes Land mit milderem Klima schöner würden, wie die Türken und Ungarn. Wenn diese Völker schöner geworden sind, als ihre Urahnen, so ist die Kreuzung daran Schuld. Es ist auch bekannt, daß sie als Eroberer die Weiber der Ueberwundenen (schöner gebildeten Völker) sich zueigneten. Bei der herrschenden Sitte der Vielweiberei werden sie lieber mit schöngebildeten Frauen, als mit ihren häßlichen Stammesweibern Kinder erzeugt haben, wodurch ihre Rasse veredelt wurde.

Wo, wann und wie oft die genesis spontanea des Menschen auf der Erde stattgefunden hat, können wir bis heute noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Nur sprechen die neuerlich aufgefundenen fossilen Knochen und Schädel des Menschen dafür, daß seine Schöpfung auf Erden viel weiter zurückdatirt, als man bis daher annahm. Aber die Schöpfung des Menschen scheint nicht nur an verschiedenen Orten, sondern auch zu verschiedenen Zeiten unsres Planeten stattgefunden zu haben. Offenbar war der Lappe des Steinzeitalters ein älterer und weniger geistig entwickelter Mensch als der Kelte und Germane, welche ihn aus seinen Ursitzen verdrängt haben. Die großen Fluten, welchen die Erdoberfläche wiederholt ausgesetzt war, haben ganze Generationen und Rassen von der Erde vertilgt, aber das Genus homo blieb fortbestehen. Daß dieses eine viel größere Periode zu seiner geistigen Fortentwicklung und Ausbildung nöthig hatte, als Geschichte und Sage lehrt, beweist uns der Entwicklungsgang in den verschiedenen Zeitaltern. Die ganze Menschheit ist aber berufen zur geistigen Entwicklung und unter den verschiedenen Rassen ist es die kaukasische oder indoeuropäische, welche auf die höchste geistige Entwicklungsstufe gelangt ist. Dennoch ist auch sie von dem Zustande geistiger Vollkommenheit noch weit entfernt aber stetig im Fortschritt begriffen.

Man verlegt die Schöpfung des Menschen in jene Zeit, als nach Erstarrung der Erdrinde, nach Bildung und Erneuerung der Urgesteine das Diluvium abgelagert wurde. Bevor der Mensch erschien, hatte die Erde schon lange bestanden und viele Entwicklungsperioden durchgemacht. Nach den neuesten Berechnungen kann man zu dem Alter der Menschheit wohl an die gewöhnliche Zahl noch eine oder mehre Nullen zufügen. Unsere geschichtlichen Nachrichten gehen mit einiger Sicherheit kaum 2000 Jahre über die christliche Zeitrechnung hinauf. Dürfen wir einen Schluß ziehen von dem Alter der Menschheit auf das Alter eines Volkes, von dem Alter eines Volkes auf das des Menschen, und umgekehrt, so befinden wir uns jedenfalls noch in der Jugendzeit der Menschheit und dürfen noch viele Entwicklungsperioden für dieselbe voraussetzen, wenn sie, wie alle organische Wesen, zu der Fortdauer unsres Planeten in einem gewissen Verhältniß steht. Gegenwärtig leben wir aber in einer Periode, in welcher es uns nicht mehr genügt, uns einen Deus ex machina hinter dem Menschen zu denken, der ihm über alle Schwierigkeiten seiner Entwicklung hinweghilft — und ihn gleich mit einer Sprache und Schrift zum Ausdruck seiner Gedanken und zur Aufzeichnung seiner Geschichte beschenkt hat. Die orthodoxen Sprachforscher haben in sprachlicher Hinsicht die Lehre von einem Urpaar zu retten geglaubt, aber nicht bedacht, daß gleiche Organisation der Stimmorgane auch gleiche phonetische Ausdrücke zur Folge haben konnte. Uebrigens hat sich die Hypothese von einer gemeinsamen Ursprache als eine irrige erwiesen. Es bildeten sich gewiß so viele Ursprachen, als Urpaare geschaffen wurden, welche zu Stämmen, Völkern und Rassen sich entwickelt haben.

Wie an dem Knochengerüste von einzelnen Punkten die Knochenbildung weiterschreitet, wie auf dem Felle eines Säugethieres solche Punkte sind, von denen nach dem Gesetz der Spirale die Haare sich verbreiten, welches wir auch auf dem Scheitel des Menschenkopfes beobachten können, so haben sich die Urmenschen von den Schöpfungspunkten aus im Umkreis verbreitet.

Wenn wir uns die Geschichte von der Entwicklung des Menschen als auf natürlichem Wege vor sich gegangen denken, können wir begreifen, ein wie großer Zeitraum vorübergegangen sein muß, bevor er jenen Standpunkt der Bildung erreichte, auf dem wir uns heute befinden. Es bleiben uns noch Räthsel genug zu lösen, die Ursachen aufzufinden, welche nach dem Erlöschen so vieler Thier- und Pflanzengeschlechter seine Schöpfung bedingten, die Schöpfung organischer Wesen überhaupt zu erklären und nachzuweisen, warum diese Schöpfung in jener Weise nicht mehr fortdauert, sondern mit Erschaffung des Menschen aufgehört hat.

Ein nicht minder irriges Bemühen, wie mit der Annahme einer gemeinsamen Ursprache, war das einer einzigen Urrasse. Man läßt bald die Aegypter, bald die Chinesen unsere Urväter sein; beides gleich irrig. Die ägyptische Kultur und Civilisation entwickelte sich auf dem natürlichen Wege des Laufes seines diese Kultur bedingenden Stromes, des Nil; ihre Uranfänge kamen nicht aus Asien, sondern aus Innerafrika. Die Reiche der Aethiopier waren schon vorhanden, bevor ein Staat im Deltaland sich bildete. Bei den Chinesen war der Begriff der Menschheit allerdings allgemeiner als bei den bornirten Aegyptern, bei denen sich das Exclusivsystem ausbildete, welches den Juden ihren Hochmuth des Vorzugs, das auserwählte Volk Gottes zu sein, eingeimpft hat. Die geschichtlichen Daten beider großen Völker aber gehen nach den neuesten Forschungen weit über unsre Zeitrechnung hinauf.

Die Ansicht neuerer Anthropologen, daß die Bildung und Civilisation den Rassentypus der Menschen verschmelze und veredle, ist ebenso irrig. Wo keine Kreuzung stattfindet, verändert sich dieser Typus nicht, und was die Schönheit des Menschen betrifft, so zeigen die Skulpturen und Alterthümer bei den Indiern, Aegyptern, Syrern, Persern und Griechen, daß körperliche Schönheit ein Vorzug jugendlicher Völker ist. Wir finden auch an jenen alten Skulpturen und Denkmälern den Typus der verschiedenen Rassen schärfer und bestimmter ausgeprägt, weil die Völker in ihrer Verbindung von der Kreuzung mit anderen Rassen sich rein zu halten suchten. Selbst auf Java zeigen uns die alten Skulptnren, daß die Hindueinwanderer dort eine Menschenrasse antrafen, welche sie Reksas nannten und die der Negritenrasse entspricht. Diese Ureinwohner findet man dargestellt als sogenannte Tempel- oder Palastwächter mit einem Krauskopf, dem platten Gesichtsausdruck und mit sogenannten Hundszähnen, um anzudeuten, daß sie Carnivoren, ja Menschenfresser gewesen sind, während die Hindu als Pflanzenesser die schönsten indoeuropäischen Physiognomien zeigen, welche heute dort ausgestorben zu sein scheinen und nicht mehr angetroffen werden, obgleich das kaiserliche Haus von Solo von Wischnu und später von einem eingewanderten arabischen Fanatiker abzustammen heute noch vorgibt.

Man hat ferner behauptet, die amerikanische Rasse stamme aus Asien. Es ist wohl möglich, daß einzelne Individuen aus der alten Welt schon in der ältesten Zeit in die neue sich verirrt haben; daß aber von diesen die amerikanische Menschenrasse abstamme, ist irrig. Aegypter, Indier, Chinesen und Phönicier sollen die Stammältern

sein, weil in den Sitten und Kunsterzeugnissen der amerikanischen Völker, selbst in der Sprache Aehnlichkeiten mit denen genannter Völker sich finden. Es gehört aber kein großer Scharfsinn dazu, um zu entdecken, daß die amerikanische Rasse eine von der äthiopischen, mongolischen oder der indoeuropäischen Rasse grundverschiedene sei. Selbst die Pyramiden der centralamerikanischen Völker, die man zum Beweis anführte, waren zu einem ganz andern Zweck errichtet, als die ägyptischen, und weder die peruanischen, noch die mexikanischen oder centralamerikanischen Alterthümer stimmen in ihrer Ausbildung mit denen der alten Welt überein. Sie zeigen im Gegentheil etwas dem Lande und dem Volke, das sie geschaffen — Eigenthümliches, Specifisch-Amerikanisches. Die neue Welt war vollkommen genug gebildet, um auf ihr auch Menschen hervorzubringen.

Was den prätendirten Ursprung einer Rasse aus der andern betrifft, so ist die Annahme einer solchen so parador, daß man nicht begreifen kann, wie vorurtheilsfreie Beobachter derselben huldigen mochten. Noch nie und nirgends ist erwiesen, daß ein Lappe ein Germane, dieser ein Neger, dieser ein Mongole, und umgekehrt, geworden sei. Wo auch solche Uebergänge prätendirt werden, da hat Kreuzung stattgefunden. Aber selbst die Mischlinge, wenn sie sich in fortdauernder Reihenfolge ohne Kreuzung gatten, finden ein Ziel wie der Maulesel und das Maulthier. Die Blendlinge, wenn sie sich nicht mehr kreuzen, gehen in der vierten und fünften Generation zu Grunde, wie man in den Tropenländern die Erfahrung gemacht hat. Ob ihr Samen, wie der der Bastarde von Pferd und Esel keine Spermatozoen mehr enthält, muß die physiologisch-chemische Analyse noch nachweisen.

Wir suchen den Unterschied der Rassen nicht im Bau des Schädels und Knochengerüstes, in der Farbe der Haut, in specifischen Se- und Excretionen allein, sondern in den physischen und psychischen Eigenschaften des Menschen überhaupt, deren Studium der Lösung dieser Frage zu Grunde gelegt werden muß.

Von der Hauptstadt der Mormonen nach Virginia City in Montana.

Es erscheint von nicht geringem Interesse, zu beobachten, in welcher Weise sich im weiten Westen Nordamerika's die neuen Gebiete und Staaten bilden. Die Verhältnisse in jenen zumeist gebirgigen Gegenden sind von sehr eigenthümlicher Art, und die ganze Art und Weise der Besiedlung trägt einen ganz andern Charakter, als einst im atlantischen Osten oder heute noch im Stromthale des Mississippi. Hier war und ist es der Ackerbau, welcher Einwanderer anzieht, und die Besiedlung nimmt in Folge davon aller Orten einen ziemlich gleichartigen Verlauf. In jenen Einöden zwischen der californischen Sierra Nevada und den Felsengebirgen ist aber nicht der Ackerbauer zuerst aufgetreten, sondern der Jägersmann, der Biberfänger, der Fallensteller, der Bärenbezwinger; ihm sind dann die Gold- und Silbersucher gefolgt, und diesen zog der Krämer nach. Dann findet sich auch der in Nordamerika unvermeidliche Methodisten- oder Baptistenprediger ein und gibt seine Kraftpredigten zum Besten. Der Ackerbauer erscheint hier spärlich und zuletzt, und nicht selten ist er ein Mann, welchem beim „Diggen" das Glück nicht hold gewesen. Auch eignet sich jene ausgedehnte Region nicht für eine umfangreiche Agricultur, die Bodenverhältnisse erscheinen einer solchen nicht günstig. Es kann somit nicht ausbleiben, daß diese neuen Gebiete und Staaten im westlichen Binnenlande in ihrem ganzen Wesen sich eigenartig entwickeln und einen Gegensatz zu allen anderen bilden.

Wie dem aber auch sein möge, schon jetzt herrscht Leben in der ehemaligen Einöde, und diese wird nach allen Hauptrichtungen hin von Postwägen durchfahren. Wir wollen einen Reisenden begleiten, der im Herbste des vorigen Jahres die Strecke vom Missouri bis zu den Gestaden des Großen Weltmeers zurückgelegt und seine Beobachtungen in der „Newyork Tribune" veröffentlicht hat.

In der Mormonenstadt Great Salt-Lake City, wo ein lebhafter Fremdenverkehr herrscht, findet der Reisende alle Bequemlichkeiten. Weiterhin aber muß er sich auf eine Menge von Entbehrungen gefaßt machen. Die Strecke vom Salzsee bis Virginia, der Hauptstadt von Montana, welche nach Norden hin liegt, beträgt 475 Miles, also etwa 100 deutsche Meilen, der Weg nach Boisé, der Hauptstadt von Idaho, in nordwestlicher Richtung 450 Miles. Die Straße gleicht einem lateinischen Y; bei Bear River, 80 Miles von der Mormonenstadt, theilt sie sich; von dort geht der rechte Flügel nach Montana, der linke nach Idaho. Auf beiden fahren jetzt, dreimal in jeder Woche, Holladays Postkutschen, und der Reisende hat 100 Dollars zu zahlen, außerdem für die Beköstigung täglich 1¼ Dollar.

Die altmodischen Postwägen sind noch im Gebrauch westlich vom Missouri bis Denver City in Colorado einerseits, und von Californien aus gen Osten andererseits bis Austin in Nevada. Aber auf der zwischen beiden Punkten mitten inneliegenden Strecke der „großen Centralroute" und ihren Nebenwegen bedient man sich des altbekannten „Concord Hack". Dieses Gefährt ist mit Leinwand überspannt, und der Kutscher sitzt vorne, etwas höher als die Fahrgäste. Da auf solch einem Wagen der obere Theil nicht mit Gepäck beladen werden kann, sondern der Schwerpunkt unten liegt, so kommt er ganz leidlich durch die Schlamm- und Schlaglöcher. Diese Wägen aus Neu-Hampshire sind ungemein stark gebaut und merkwürdig dauerhaft. Man hat in manchen Städten sich große Mühe gegeben, sie so gut als möglich nachzuahmen, aber der Concord Hack ist noch heute allen Nachahmungen vorzuziehen.

Ich steige, so schreibt der Reisende, in den Wagen und hülle mich in zwei Büffelpelze, denn es ist Oktobermonat (1865) und der gestrenge König Winter macht sich schon in empfindlicher Weise fühlbar. Schnee wirbelt um die Berge, welche auf die Mormonenstadt herabschauen. Ich habe auch ein anderes unbedingt nothwendiges Requisit nicht vergessen, ein Federkissen. Man hat versucht, dasselbe durch Fabrikate von Gutta pertscha zu verdrängen, aber diese letzteren sind durchaus unpraktisch und werden eine

Qual für den Insassen des Concord Hack. Man kann nämlich im Wagen nur in sitzender Stellung schlafen. In der ersten Nacht findet man das höchst angreifend, unbequem und ermüdend, aber bald gewöhnt man sich daran und das Federkissen leistet vortreffliche Dienste. Wenn man nach einer nur selten unterbrochenen Fahrt von 20 Tagen und Nächten ein Bad genommen und sich umgekleidet hat, dann fühlt man sich so frisch, als ob man während einer Nacht die Erquickung eines vortrefflichen Schlafes genossen habe, und dünkt sich kräftiger, als man beim Beginn der Reise gewesen. Ich begreife nun sehr wohl, weshalb die Eskimos und einige andere Völker im Sitzen schlafen. Es gibt freilich Leute, welche dieses anhaltende Fahren und Sitzen im Postwagen durchaus nicht vertragen können; manche bekommen den „Kutschen-Wahnsinn", und es hat sich ereignet, daß sie in einem solchen Delirium in die Einöde gelaufen und dort elendiglich umgekommen sind.

Der Wagen rollt stundenlang am Nordgestade des großen Salzsees hin. Dieser liegt da wie ein gewaltiger Spiegel, die Berge auf seinen Inseln sind wie von Purpur umflossen, weiterhin steigen violette Gipfel hoch empor, und hinter diesen heben schneeweiße Wolken sich von einem tiefblauen Himmel ab. Dann und wann fährt man durch ein Dorf; man sieht, daß die Mormonen in bestem Wohlstande leben. Die braunen, aus Luftziegeln aufgeführten Häuser sind von Obstgärten umgeben und von Baumwollenpappeln beschattet; durch die Straßen hat man Bewässerungskanäle geführt, und auf den Feldern sind die Getreidegarben in großen Massen hoch aufgehäuft. Die große Menge blondköpfiger Kinder liefert den Beweis, daß die Polygamie ihre Früchte trägt. Ich sah auch manche Männer, die mit Musketen bewaffnet waren, denn am andern Tage sollte in der Stadt eine große Musterung vorgenommen werden.

Die Post geht durch Morrisville. Dieses Dorf ist von den Anhängern des Fanatikers Morris gegründet worden. Er war ein noch viel strengerer Mormone als Brigham Young selber. Er verkündete, daß die ganze Menschheit untergehen werde, ihn und seine Anhänger allein ausgenommen; er predigte ferner, daß es ein gottgefälliges Werk sei, den Nachbarn Pferde, Rindvieh und Getreide wegzunehmen; denn Alles, was die Erde hervorbringe, komme von Rechtswegen den wahren Heiligen zu, und den Auserwählten des Herrn. Diese Sätze gehörten zur „Religion" des heiligen Morris, gefielen aber den übrigen Mormonen nicht. Diese zogen im Herbst 1862 mit einer ganzen Armee gegen die Schismatiker aus, fanden aber hartnäckigen Widerstand. Doch half es dem Propheten Morris so viel wie gar nichts, daß er zu den Auserwählten gehörte. Eine Kugel zerschmetterte ihm den Schädel, und manche seiner Anhänger, selbst Frauen und Kinder blieben auf der Wahlstatt. Die Ueberlebenden stoben auseinander. Auch dem Mormonenthum sind Spaltungen, schon von vorne herein, nicht erspart geblieben.

Die überlebenden Morrisoniten geriethen in eine verzweifelte Lage, aus welcher sie nicht von ihren ehemaligen Glaubensbrüdern, sondern von einem „Heiden" errettet wurden, nämlich vom Befehlshaber der Vereinigten Staaten-Truppen, dem General Conner. Dieser gab ihnen Nahrung und Obdach bis zum nächsten Frühjahr und ließ sie dann nach Soda Springs in Montana bringen, wo sie nun hausen. Dort werden sie es wohl bleiben lassen, ihren Nachbarn Pferde zu stehlen, denn diese Nachbarn sind Indianer, welche in Bezug auf dieses Handwerk jedem Morrisoniten etwas zu rathen aufgeben können. Jener General Conner versteht übrigens trefflich mit diesen Söhnen der Wildniß umzugehen, ohne sich der Grausamkeit und Barbarei schuldig zu machen. Er steht als eine ehrenvolle Ausnahme da, denn er läßt keine friedlichen Menschen abschlachten und entschuldigt den Indianermord nicht; er will nichts hören von Hinwürgen, Skalpiren und Verstümmeln der Weiber und Kinder, dergleichen bei der berüchtigten Massaere am Sand Creek in Colorado vorgekommen ist von Seiten der Vereinigten Staaten-Soldaten.

Von dem Felsengebirge bis zum Gestade des Großen Oceans spricht fast Jedermann zu Gunsten einer Ausrottung der Indianer. Jede Gemeinde weiß etwas zu erzählen von gestohlenem Vieh, von Männern, die erschossen, oder skalpirt, oder zu Tode verbrannt worden sind, und von Frauen, welchen man Gewalt angethan. Aber im Allgemeinen ist das Verfahren der Bundesregierung höchst unverständig gewesen und ungerecht obendrein. Oftmals sind Unschuldige bestraft worden, nicht selten hat man Schuldige belohnt, indem man ihnen wollene Decken schenkte und Jahrgelder zubilligte. Dann aber ernannte man Regierungsagenten, welche mit musterhafter Unparteilichkeit sowohl die Indianer als die Regierung — bestahlen!

Was sollte geschehen und wie zeigt sich ein praktischer Ausweg? Man weise den Indianern sogenannte Reservationen an, d. h. gewisse Landstrecken, innerhalb deren sie sich zu halten und zu bewegen haben; — diese dürfen dann von keinem Weißen betreten werden. Man sorge für den Unterricht ihrer Kinder. Man bestrafe unnachsichtlich jeden Weißen, welcher friedliche Indianer mißhandelt. Gegen feindselige Wilde soll man mit der größten Energie kämpfen, bis sie sich fügen. Jedes Verbrechen muß gezüchtigt werden; Stämme, die sich gut und friedlich betragen, soll man belohnen, — mit einem Worte: man sollte endlich zugleich gerecht und barmherzig gegen die Indianer sein. Darin liegt das einzige Mittel, diesen bisher unablässigen Fehden ein Ende zu machen. Mit den Komantsches, Keiowäs und Snakes (d. h. Schoschonis, Schlangenindianern) wird man freilich allzeit die liebe Noth haben; aber bei den Weyandottes, Delawaren, Schahnis, Pottawatomis, Kickapus, Tschoktas, Tschirokis, Kayuses und einigen anderen ist das Experiment doch ganz leidlich ausgeschlagen, und Leben sowohl als Eigenthum sind unter ihnen mindestens eben so sicher, wie in den Ansiedlungen der Weißen am Rande der Wildniß. —

In der ersten, sehr finstern Nacht stürzte ein Pferd und die übrigen stürzten über dasselbe hin. Aber nach Verlauf einer halben Stunde war Alles wieder in gehöriger Ordnung und bei Tagesanbruch frühstückten wir zu Bear River, wo wir bereits zwei Kutschenladungen Passagiere trafen. Die eine kam aus Idaho, die andere aus Montana. Hier bekamen wir einen andern Wagen, denn selbst ein Concord Hack muß sich ausruhen und wird allemal nur auf einer Strecke von 100 Miles benutzt. Der Weg ging durch grasbewachsene Thäler und enge Schluchten, manchmal an kleinen Flüssen hin, deren Ufer mit strauchartigen Cedern bestanden sind. Der Wagen mußte durch Dick und Dünn, denn Brücken kommen erst mit der Civilisation. Uebrigens begegneten uns manche beladene Wägen, und die sonnenverbrannten Ochsentreiber zogen langsam neben denselben einher. Wenn die Gänse südwärts ziehen, dann „muvet" der Grenzmann heim nach den „Staaten". Von Wohngebäuden hier in dieser ganzen Gegend keine Spur;

nur einige Poststationen, sind vorhanden und diese hat man aus Luftziegeln aufgeführt.

Wir überschreiten eine niedrige kahle Wasserscheide, und nun liegt Utah hinter uns. Jetzt sind wir in Idaho und sehen Gewässer, welche ihren Ablauf nach dem Stillen Weltmeer haben. In der Nacht steckt unser Wagen in einem Schlammloch und fällt dann um. Ich, der einzige Fahrgast im Innern, komme sogar ohne ein blaues Auge davon, aber ein Passagier, der neben dem Kutscher sitzt, verrenkt sich den Arm. Die Stationshütte war allerdings in der Nähe, hatte aber kein Wohnzimmer, sondern nur einen Stall, mit einer Abtheilung, in welcher der Postillon schlafen kann. Dort sitze ich auf einer Kiste, habe eine andere vor mir, auf dieser finde ich eine Stalllaterne und so benütze ich die Stunde, während welcher man den Wagen aus dem Schlamme zieht, um diese Zeilen zu schreiben.

Auf einer der nächsten Stationen nehmen wir einen Fahrgast ein, eine junge rothhaarige Engländerin, die ein keineswegs elegantes Kattunkleid trug und sich anstellte, als könne sie den Buchstaben H nicht aussprechen. Der Himmel mag wissen, wie sie in diese Einöde gekommen ist; jetzt wollte sie zu ihrem Manne, der zu Virginia City in einem „Hurdy-gurdy Haus" Zither spielte.

Wir befanden uns nun im Port Neuf Cañon, einer 30 Miles langen, berüchtigten Schlucht; dort war im Juli 1865 die Post zwei Mal von Räubern überfallen worden. Am 13. jenes Monats hatten die aus Montana kommenden Passagiere alle Ursache, auf ihrer Hut zu sein, weil ein verdächtig aussehender Reiter den Wagen sehr aufmerksam beobachtet hatte. Sie setzten deshalb ihre Revolver in gehörigen Stand, und sie thaten wohl daran. Bald erschienen sechs oder sieben Männer mit geschwärzten Gesichtern; sie hatten sich im Weidengebüsch verborgen. Auf beiden Seiten wurde fast gleichzeitig Feuer gegeben; ein Räuber wurde verwundet, ist aber entkommen, von den Fahrgästen blieben vier todt und ein Fünfter, der von Kugeln durchlöchert war, ist wie durch ein Wunder geheilt worden. Damals haben die Räuber 60,000 Dollars Werth in Goldstaub erbeutet und man ist ihrer nicht habhaft geworden, obwohl die Vigilanzmänner in Montana sich alle mögliche Mühe gaben und große Prämien aussetzten.

Am folgenden Tage fuhren wir auf einer Strecke von 22 Miles an dem klaren Snake River entlang; seine Ufer sind spärlich mit Weiden und Baumwollenpappeln eingefaßt. Dieser große Strom, den man als eine vielfach gekrümmte Schlagader der großen westlichen Einöde bezeichnen kann, bildet bekanntlich einen der beiden Hauptarme des Columbia, und mit Recht bezeichnen die Indianer ihn als den Scho scho ni, d. h. den gewundenen Fluß. Die Post setzt bei Middle Ferry auf einer Fähre hinüber; der weiße Mann, welchem dieselbe gehörte, hat sich eine leidlich hübsche Indianerin zur Frau genommen. Sie saß eben beim Blockhaus auf dem Rasen und verfertigte Mokassins. Bei Ceder Point befindet sich abermals eine Fähre; dort zieht man die Ponte an einem Seil über den Fluß.

Jetzt noch in weiter Entfernung steigen drei hohe Berge aus der Ebene empor; und sie bieten in der Abendbeleuchtung einen zauberischen Anblick dar. In der Nacht wurde es bitter kalt, und es war uns sehr erwünscht, daß wir auf einer Station ein mit Wermuthgestrüpp unterhaltenes Flackerfeuer fanden. Dort wärmten wir uns einige Stunden lang, während die Maulthiere grasen konnten. Wir kamen über den Kammas Creek, der ziemlich breit war und ungemein klares Wasser hat; einige Miles weiter abwärts versinkt er unter der Erde. Nun kamen jene Berggipfel, die drei Tetons, näher in Sicht; wir fuhren durch das begraste Pleasant Valley und kamen bei Sternenschimmer über die Wasserscheide, aus Idaho und der pacifischen Abdachung nach Montana in das Stromgebiet des Missouri.

Die Sonne ging hinter einem kahlen, braunen Berg auf, und bald nachher kamen wir durch die tiefe Schlucht des Graßhopper Creek nach der Stadt Bannack, die nach einem Indianerstamme benannt worden ist. Dort ist, im August 1861, die erste Ansiedlung in Montana gegründet worden. Damals erwarben manche Diggers in einem Tage 50 Dollars, aber die „Gulch Mines" waren bald erschöpft und das Goldwaschen lohnte nicht mehr. Im Jahr 1862 zählte Bannock mehr als 2000 Einwohner, jetzt hat es kaum noch 300, und ich sah viele leere Blockhütten. Der Galgen steht noch, hat also manche von denen überlebt, welche ihn einst geziert. Die Zahl der unordentlichen Leute ist damals nicht gering gewesen, und die Vigilanzmänner hatten vollauf zu thun, um Ordnung zu schaffen. Selbst der Sheriff des County's, welcher jenen Galgen aufgerichtet hatte, mußte an demselben baumeln, denn es ergab sich, daß dieser würdige Beamte sich nicht blos des Straßenraubes, sondern auch des Mordes schuldig gemacht hatte. Gegenwärtig errichtet man in der Umgegend Pochwerke zum Zerstampfen des Quarzes, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß manche Goldadern sehr ergiebig sind; freilich haben andere den Erwartungen nicht entsprochen, und mit dem Verkaufe von „Claims" ist großer Schwindel getrieben worden.

Unser Wagen rollt über weite Flächen, die mit Cactus bestanden sind, aber der Graswuchs ist nun üppiger, als ich ihn in Colorado, Idaho oder Nevada gefunden. Zur Linken liegt Montana City auf einer breiten, hübschen Hochebene; eine „vielversprechende Stadt", denn sie zählte jetzt (Oktober 1865) schon sechs Häuser und ein Pochwerk, an welchem eben gebaut wurde. Auf den umliegenden Bergen wachsen hochstämmige Fichten, die schon jetzt mit Schnee bedeckt waren. Ich kam dann über den Rattlesnake Creek und über den Beaverhead River; dieser heißt so, weil ein Fels an seinem Ufer große Aehnlichkeit mit einem Biberkopfe hat. Noch ein anderer Zufluß des Missouri führt einen nicht wohlklingenden Namen; er heißt Stinking Water. Aber ich mache mir daraus nichts, denn gleich nachher bin ich in Virginia City, Montana, das ich von Salt Lake City aus binnen 5 Tagen und 4 Nächten einer ununterbrochenen Reise glücklich erreicht habe. —

Wir werden gelegentlich weitere Mittheilungen desselben Reisenden über die neuen Staaten und Gebiete im fernen Westen Nordamerika's folgen lassen.

Das posener Land jetzt und früher.

Von **Edwart Kattner.**

II.

3. Polen und Deutsche nach der Zahl.

Wenn ich die Städte im Lande Posen geschichtlich, staatsrechtlich und gesellschaftlich als deutsche Einrichtungen ansehe, so erweisen sie sich als solche unwidersprechlich auch in sprachlicher Beziehung. Sie sind die wahren Brennpunkte des Deutschthums; von ihnen strömt unaufhörlich deutsches Blut, deutsches Wort, deutsche Sitte, deutsches Kapital, deutsches Wesen aller Art über das Land; die slavische Rückströmung dagegen wird hier zersetzt und umgewandelt. Die Kinder von Polen, welche nach der Stadt gezogen sind, sprechen in der Regel mindestens ebenso gut Deutsch als Polnisch; führt sie ihr Geschick in einen rein deutschen Ort, so werden sie oder doch jedenfalls ihre Kinder vollständig deutsch. Umgekehrt werden jedoch viele Deutsche, welche aus der Stadt auf das Land ziehen, wenn nicht selbst, so doch im zweiten Geschlecht polnisch, namentlich wenn sie Katholiken sind oder wenn sie Mischehen eingehen. In den gebildeten und bemittelten Ständen kommt das jetzt allerdings nur höchst selten vor, häufiger bei den niederen. Vor 40, 30, selbst noch vor 20 Jahren fanden auch bei jenen, sogar in der Stadt seltsame Polonisirungen statt. Seitdem ist der Deutsche ernüchtert; das Feurige, Leidenschaftliche, Uebereinstimmende, Selbstvergessene in dem Volksgeist der Polen blendet ihn nicht mehr, er sieht darin nun eher Unbesonnenheit und Unselbstständigkeit, manchmal auch Spiegelfechterei und selbst Unwahrhaftigkeit. Nur Fremde, welche mit den noch seit den dreißiger Jahren in Deutschland und sonst herrschenden überschwänglichen Vorstellungen von polnischer „Hochherzigkeit" nach polnischen Landen kommen, werden durch die ersten Eindrücke in denselben noch mehr bestärkt. So kann der eidgenössische Oberstlieutenant v. Erlach, welcher im Jahre 1863 bei den aufständischen Polen deren Kriegführung studirte, in seinem der Oeffentlichkeit übergebenen Bericht darüber nicht warm genug die Uebereinstimmung seiner Gefühle mit ihnen betonen. Obgleich er viel Leichtfertigkeit bis zur Gewissenlosigkeit, viel kindische Eitelkeit und Windbeutelei, besonders bei jungen Edelleuten, bemerkte, so wurde er doch durch deren „ritterlichen Anstand" in der äußern Erscheinung, durch „die Gabe, über öffentliche Angelegenheiten zu sprechen", und durch „die Selbstständigkeit des weiblichen Geschlechts" ganz bezaubert.

Doch wir kehren zu den posener Städten zurück. Welche Veränderung in sprachlicher Beziehung mit denselben seit 50 Jahren vorgegangen ist, dafür liefert folgende mir von einem alten jüdischen Gelehrten gemachte Mittheilung einen Beleg. Derselbe stammt aus dem Städtchen Scherkow nahe an der russisch-polnischen Grenze. In seiner Knabenzeit vor 1820 befand sich daselbst nur ein einziger Mensch, welcher Deutsch sprechen und lesen konnte; er hatte beides beim preußischen Militär gelernt. Wenn an den Magistrat von einer Behörde ein deutsches Schreiben kam, so wurde dieser Mann gerufen, um dasselbe zu verdolmetschen. Jetzt befinden sich in dem Städtchen nicht nur viele Deutsche, sondern die dortigen Juden haben indeß Hochdeutsch gelernt und auch die meisten Polen sprechen es. Von den Erwachsenen jeder Abstammung wird wenigstens ein Drittel deutsche Briefe lesen können und verstehen.

Es ist zu bedauern, daß bei den Veröffentlichungen über die statistischen Erhebungen die Sprachverhältnisse in den Städten nicht von denen des platten Landes gesondert werden. Es würde sich dann wohl ein erheblicher Unterschied zeigen, und zwar würde sich die etwaige Vermehrung der Deutschsprechenden wahrscheinlich als hauptsächlich auf die Städte fallend erweisen.

Diese Vermehrung im Verhältniß zu den Polnisch-Sprechenden scheint in der Provinz im Allgemeinen jetzt einen Stillstand zu nehmen, wenigstens ist sie von der Volkszählung im Jahre 1861 bis zu derjenigen des Jahres 1864, wie es scheint, durchaus nicht eingetreten, während sie in den früheren Zählungsperioden immer mehr oder weniger ansehnlich war. Im Jahre 1815 zählte die Provinz 775,000 Einwohner, wovon etwa 160,000 Deutsche, so daß also auf 100 Polen etwa 25 Deutsche kamen. Das beruht aber nur auf ungefährer Schätzung; amtlich gezählt hat man erst seit den fünfziger Jahren. Dabei fand man im Jahre:

		Einw.	Polen	Deutsche		Deutsche		Polen
1858	unter	1,403,638	783,692	619,936	=	79	auf	100
1861	„	1,467,604	801,521	666,083	=	83	„	100
1864	„	1,523,729	ca. 870,000	650,000	=	74¾	„	100

Vom berliner statistischen Bureau sind die Zahlen vom Jahre 1864 noch nicht veröffentlicht; ich benütze hier eine Notiz im Staatsanzeiger, welche aus amtlicher Quelle geschöpft zu sein scheint.

Sonach haben sich, wenn die Zahlen vom Jahre 1864 richtig sind, die Deutschen von 1861 bis 1864 nicht unerheblich, aber bedeutend im Verhältniß zu den Polen vermindert. Wenn wir nach den Gründen dieser Erscheinung suchen, so ist zunächst zu bemerken, daß die Bevölkerung der Provinz in dieser Periode sich überhaupt wenig vermehrt hat. Während diejenige des ganzen Staates von 18,491,220 auf 19,252,363, also um 4,12 % stieg, vermehrte sich diejenige von Posen nur um 3,83. Dasselbe gehört sonach zu den Provinzen mit der geringsten Vermehrung, während Brandenburg und Preußen, welche daran grenzen, die größte, nämlich um 5,92 % und 5,15 % hatten.

Ich schreibe diesen Umstand der besonders starken Auswanderung aus der Provinz zu. Auch die hierauf bezüglichen Tabellen von 1862 bis 1864 sind vom statistischen Bureau noch nicht ausgegeben. Aber in den 3 Jahren von 1859 bis 1861 wanderten aus Posen mit Paß in das Ausland mehr aus, als ein, 2815 Personen oder 0,19 % der Bevölkerung des Jahres 1861, aus dem ganzen Staate dagegen 30,984 Personen oder gegen 0,17 %. Also hat Posen etwa $^1/_{50}$ % der Bevölkerung durch genehmigte

Auswanderung mehr verloren, als der ganze Staat. Allem Anscheine nach ist dieses Verhältniß 1862 bis 1864 für Posen noch weit ungünstiger. Ueberdies kommt dazu noch die Auswanderung ohne Paß und aus dieser Provinz in andere, welche von den Behörden nicht berechnet wird.

Alle drei Arten von Auswanderung fallen aber fast ganz auf den deutschsprechenden Theil der Bevölkerung. Der Pole wandert nicht aus; es fehlt ihm dazu an Lebhaftigkeit des Strebens, seine äußere Lage zu verbessern, an Unternehmungsgeist und an Umsicht. Auch hindert ihn daran, daß er keine Weltsprache spricht. Dagegen wird der Deutsche von jenen Eigenschaften, welche ihn in dieses Land gebracht haben, z. Th. auch wieder fortgeführt. Das Ziel der Auswanderung ist sehr verschieden. Nach Rußland und Polen ziehen besonders Landwirthe, Müller (in Polen müssen die Mühlen selten andere Besitzer haben, als Deutsche), Techniker aller Art, Gärtner, Handwerker und ländliche Arbeiter. Nach England hat mehr den Hang außer dem Techniker der junge Kaufmann, auch der Handwerker. Nach Amerika wandern dieselben Volksklassen, wie aus anderen deutschen Ländern, namentlich Landleute mit einem kleinen Kapital — und wenn dasselbe auch nur zur Bestreitung der Ueberfahrt ausreicht. In noch größerer Anzahl als die eigentlichen Deutschen wandern die Juden aus. Auch an ihnen erleidet die deutsche Sprache in der Provinz Verlust. Doch diesen Volksstamm behandle ich in einem besondern Artikel. Wie dem nun auch sei, es kann nicht bestritten werden, daß die Deutschen — als solche diejenigen gerechnet, welche sich in ihrer Familie der deutschen Sprache bedienen — im Lande Posen sich erheblich in der Minderheit befinden und auch noch lange darin verbleiben werden. Wer also blos zählt und nicht wägt, der muß Posen als ein überwiegend polnisches Land ansehen.

Keineswegs in demselben Maße steht den Polen nebst ihren deutschen Fürsprechern ein anderes Moment für diese Ansicht zur Seite, nämlich die Geschichte. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß sie die älteren Besitzer des Gebietes sind oder vielmehr waren — die Zeit vor der Völkerwanderung außer Acht gelassen — so ist es doch eine reine Willkür, die Geschichte des letzten ganzen oder auch nur halben Jahrhunderts gleichsam als nicht vorhanden zu betrachten. Sie aber spricht uns Deutschen das Land zu — und es ist über unsern Besitz schon Gras gewachsen. Andere Gründe für ihre ausschließlichen und überwiegenden Rechte können sie nicht anführen.

Jener eine stärkste Grund ist aber dennoch hinfällig; denn, wie gesagt, die Mitglieder beider Stämme müssen gewogen und nicht blos gezählt werden.

---

4. Polen und Deutsche nach Gewicht und Bedeutung.

Wenn wir die beiden Völker, welche die Provinz Posen bewohnen, in ihrer gesellschaftlichen Stellung und kulturlichen Bedeutung gegen einander abwägen wollen, so finden wir, indem wir zuerst die Polen auf die Wagschale legen, daß dieselben hauptsächlich aus fünf Ständen bestehen: dem grundbesitzenden Adel, der katholischen Geistlichkeit, dem Bauernstande nebst dem ländlichen Arbeiter ohne Besitz, dem Kleinbürgerstande und dem Gesinde. In allen haben sie an den Deutschen Mitbewerber in der Provinz selbst, welche ihnen durch überlegene Bildung und Tüchtigkeit gefährlich werden, selbst als katholische Priester. Von der Nebenbuhlerschaft der ganz deutschen, protestantischen Geistlichkeit will ich geschweigen; sie gehört, wie sich durch die vor etwa Jahresfrist in der Schenkelschen Angelegenheit abgegebene öffentliche Erklärung erwiesen hat, ungetheilt der neuen, starkgläubigen Schule an, und in dieser Richtung wird sie es den katholischen „Amtsbrüdern" doch niemals gleich thun und ihnen in keiner Weise gefährlich werden.

Dagegen ist die deutsche Mitbewerbung um den bäuerlichen Grundbesitz wichtig für das Polenthum; denn in dem Bauernstande ruht seine physische Kraft. In welchem Verhältniß dieser kleinere Grundbesitz zwischen beiden Volksstämmen vertheilt ist, darüber kann ich Genaues nicht angeben, weil darüber keine statistischen Aufnahmen stattfinden; doch glaube ich nicht, daß die Deutschen den Polen darin schon die Wage halten. Ziemlich geschlossen liegen die deutschen Dörfer in einem mehr oder weniger breiten Streifen an den Grenzen von Schlesien, Brandenburg und Westpreußen; vereinzelte ganz oder überwiegend deutsche Landgemeinden in der ganzen Provinz zerstreut, werden aber gegen Osten allmälig seltner. Ob die deutschen Bauern den polnischen gegenüber im Allgemeinen Boden gewinnen, kann ich gleichfalls nicht durch Zahlen nachweisen; nach meinen persönlichen Beobachtungen glaube ich es allerdings, obgleich es seit etwa 10 Jahren, nämlich seitdem durch die Einwirkung der Jesuiten der polnische Bauer weniger dem Trunk ergeben ist, viel langsamer damit geht, als früher. Eine national-polnische Gesinnung sucht man bei dem letztern vergebens; er befindet sich unter preußischem Scepter wohl und weiß aus der Ueberlieferung der Väter noch ganz gut, in welchem Druck und Elend er in der freien „Republik" schmachtete. Er ist deswegen auch ein abgesagter Feind aller Verschwörungen und Aufstände und geht darin vollkommen mit seinen Standesgenossen jenseits der russischen Grenze Hand in Hand. Während dort 1863 die von russischen Truppen versprengten Reste der unglücklichen, thörigten, verführten Milchbärte, welche Mieroslawski aus Preußen in das Feuer geführt und dann verlassen hatte, von ihren eigenen Landsleuten mit Knitteln todt geschlagen wurden, beschenkten die polnischen Bauern der Umgegend von Inowratzlaw die dorthin versprengten russischen Soldaten mit Cigarren und Trinkgeldern. Da rede man noch von einem polnischen Volkskriege gegen die Russen!

Von noch größerer Wichtigkeit für das polnische Volksthum ist die Mitbewerbung der Deutschen um den großen Grundbesitz. Wenn es ihnen gelingt, den polnischen Adel von seinen Gütern, seiner „Hintermauer", wie er sie nennt, zu verdrängen, so ist jenem die Lebensader unterbunden; denn im Adel hat das volksthümliche Streben seine entschiedensten, eifrigsten und ausdauerndsten Vertreter, während die Geistlichkeit darin wohl meistentheils mit ihm Hand in Hand geht, aber eigentlich hauptsächlich eine finstere Priesterherrschaft als Ziel vor Augen hat, und aus den anderen Ständen nur die unerfahrne, phantasievolle Jugend für die „Nationalität" schwärmt und nur vereinzelte Männer mit einer gewissen Halbbildung bis in reifere Jahre für sie Theilnahme bewahren. Die bei den Polen allerdings sehr einflußreichen Frauen ereifern sich nur darum für dieselbe, weil sie in ihrer Unklarheit sie mit der katholischen Religion verwechseln. Beim polnischen Kleinbürger, der es im Hasse gegen die Deutschen ziemlich am weitesten bringt, ist dazu an sich nicht der Sinn für die Nationalität der Grund, sondern sein Unterliegen im gewerblichen Wettkampf mit ihnen. Er wird von ihnen aus den größeren in die kleinen Städte, von der Selbstständigkeit zur Gehilfen- und Arbeiter-Stellung gedrängt.

Also im Adel hat der polnische Nationalgeist seinen Hauptsitz. Wenn derselbe aber den Grundbesitz verliert, so büßt er damit seine stoffliche Unterlage, seinen Einfluß, seine Bedeutung, sein ganzes Wesen ein, er geht zu Grunde und mit ihm der polnische Nationalgeist. Nun die Gefahr ist nicht blos da, sondern der Kampf wird seit einigen Jahrzehnten von polnischer Seite mit der größten Anstrengung, dennoch aber unter fortwährenden Verlusten geführt, wogegen bei den Deutschen in ihrer Gesammtheit nationale Ideen gar nicht in das Spiel kommen, ihnen Plan und Absicht fern liegen, sie sich eines Kampfes kaum bewußt werden, und im Grunde auch nicht sie selbst, sondern nur ihr überlegenes Kapital für sie kämpft und Siege erficht.

In der That, seitdem die preußische Staatsregierung zu der Einsicht gelangt ist, daß sie einen Selbstmord begeht, wenn sie den polnischen Adel im Besitz seiner Güter erhält, was sie nach althohenzollerschen, adelsfreundlichen Grundsätzen bis in die dreißiger und selbst vierziger Jahre dieses Jahrhunderts that, seitdem ist das Bestreben desselben, sich aus eigenen Kräften darin zu erhalten, hoffnungslos geworden. Wir können dieses gemeinsame Streben und Kämpfen nicht ohne ein Gefühl der Achtung betrachten, wie jedes willenskräftige Einstehen Aller für Einen und Eines für Alle; aber die Erreichung des Zieles ist unmöglich; die Uebermacht auf der andern Seite ist zu groß. Die Geschichte, die Zeit, der Geist stehen den Polen entgegen. Sie nehmen wesentlich blos Theil an dem großen Wettkampf des Adels gegen das Bürgerthum, des Feudalwesens gegen die Industrie, des Mittelalters gegen die Neuzeit — und dieses auf einem besonders ausgesetzten Posten. Auch anderwärts muß der Groß-Grundbesitz allmälig ganz in die Hände des Bürgerstandes fallen; nur spricht letzterer sonst meistens dieselbe Sprache mit dem verfallenden Adel; der Uebergang einzelner Glieder von einem zum andern und das Neuleben einzelner Familien des letztern ist deswegen leichter. Hier aber gehört der Bürgerstand einem oder vielmehr zwei ganz anderen Stämmen an, nämlich dem deutschen und jüdischen; er ist zugleich Vertreter eines politisch siegreichen Volkes und wird mit den großen Mitteln des Staates unterstützt, welche sonst meistens auf der andern Seite stehen.

Immerhin bewirkt der kräftige Widerstand doch, daß der unabwendbare Entwicklungsgang mehr oder weniger aufgehalten wird. Amtlichen Quellen entnehme ich folgende statistische Aufstellung aus dem November vor. J.: „Im Jahre 1859 wurde nachgewiesen, daß sich damals 884 Ritter- und andere größere Güter in den Händen polnischer, 786 solche Güter in den Händen deutscher Besitzer befanden. Aus den neuesten statistischen Nachweisungen ergibt sich, daß inzwischen das Verhältniß für die Deutschen noch günstiger geworden ist. Deutschen Gutsbesitzern gehören gegenwärtig 2,529,559 Morgen, den polnischen 2,863,514 Morgen u. s. w. Daß die Zahlen von gleicher Bedeutung zur Vergleichung vermieden werden, daraus ist zu schließen, daß die Vermehrung des deutschen Besitzes von 1859 bis 1861 nicht erheblich ist. Es wird indeß noch versichert, daß „die Zahl der deutschen Besitzer diejenige der polnischen schon überwiege". Wir glauben das nun zwar recht gern, aber wir möchten doch die Zahlen selbst zur Ueberzeugung erfahren. Jedenfalls ist der Fortschritt des Deutschthums seit der preußischen Besitznahme des Landes, zu welcher Zeit es doch so gut als gar keine deutschen Rittergutsbesitzer gab, sehr bedeutend. Wenn derselbe augenblicklich auch langsamer ist, so kann und wird er vielleicht schon bald wieder beschleunigt werden, z. B. wenn der ausdrücklich zur Erhaltung des Grundbesitzes in Posen in den Händen der Polen gegründete Verein „Tellus" sich wieder auflöst, was ich für wahrscheinlich erachte. Daß seit Kurzem drei polnische Magnaten, darunter der Fürst Sulkowski, ihre ausgedehnten Herrschaften an Deutsche verkauft haben, ist ein Beweis, daß wenigstens der „Schurke" (laidak), welchen der verstorbene Graf Dzialynski auf diese Verletzung der Nationalinteressen setzte, nicht mehr beachtet wird und kein Hinderniß ist.

Zeigen sich sonach die Deutschen in denjenigen Volksklassen, welche den Kern und die Blüthe des Polenthums umfassen, auf dessen eigenstem Felde als gefährliche Nebenbuhler der Polen, so besitzen sie ein großes, wichtiges, ja für das Volksleben das wichtigste Feld, auf dem sie ganz uneingeschränkt herrschen, unbehelligt durch irgend eine polnische Mitbewerbung; sie nehmen ausschließlich den höhern Bürgerstand ein. Dadurch sind sie Herren über den Handel, die Gewerbe, besonders die Großindustrie, das Kapital, sie haben ausschließlich alle Zweige der Staatsverwaltung, die Kunst, die Wissenschaft, den geistigen Fortschritt in ihren Händen, mit einem Worte — sie sind die Träger der Kultur.*)

Einen Beweis für diese Sachlage würden die Steuerlisten, nach dem Volksthum der Steuernden geordnet, abgeben. Ich bin jedoch nur in der Lage, eine derartige Statistik von der Hauptstadt der Provinz vorführen zu können. Hier bildeten damals die Polen der Zahl nach noch ein starkes Drittel der Bewohner, aber in diesem Verhältniß trugen sie bei weitem nicht zu der Steuerlast bei. Es wurden dort im Jahre 1862: 21,556 Thlr. an Gewerbesteuer aufgebracht, davon trugen 1788 deutsche (hier wie immer einschließlich der jüdischen) Kaufleute und Gewerbtreibende 17,887, 553 polnische 3669 Thlr. Das Einkommen der einkommenpflichtigen 569 Deutschen wurde auf 1,613,902 Thlr. abgeschätzt, dasjenige der 75 Polen auf 268,983 Thlr.; erstere zahlten nach Abzug des auf die Mahl- und Schlachtsteuer berechneten Betrages 19,678, letztere 2752, zusammen 22,430 Thlr. Einkommensteuer. Von den städtischen Grundstücken wurde ein Reinertrag von 535,868 Thlr. berechnet, wovon auf 883 Deutsche 441,463, auf 333 Polen 94,405 Thlr. kamen; erstere zahlten demgemäß 11,003, letztere 2867 Thlr. Grundsteuer. In entsprechendem Verhältniß zu diesen Steuerkräften stand auch die Zahl der Wahlmänner bei der letzten Landtagswahl, es gab deren nämlich in diesem Wahlkreise 135 deutsche und 35 polnische.

So ungünstig die Polen nach Ausweis dieser Zahlen in der Stadt Posen auch gestellt sind, so werden sie in den übrigen 35 Städten der Provinz, welche über 3000 Einwohner haben, durchschnittlich doch noch ungünstiger stehen. In 15 derselben, und darunter den nächstgrößten: Bromberg mit 26,059, Rawitsch mit 9591, Lissa mit 10,898 Einwohnern, sind entweder gar keine oder nur unerheblich wenige Polen.

Bei der Gelegenheit will ich versuchen, eine Erklärung der auffallenden Erscheinung zu geben, daß der Pole so selten einen tüchtigen Kaufmann abgibt. Der Kaufmann muß Stetigkeit, Ordnungsliebe und scharfen Verstand besitzen, und das sind drei Eigenschaften, in denen der Pole vorzugsweise schwach ist, namentlich in der letztern. Von Kindheit an wird er dazu angehalten, und es wird als die erste Tugend angerechnet, nur immer ohne Prüfung, ohne

*) Es darf auch nicht übergangen werden, daß sie die Vertreter des Protestantismus gegenüber dem polnischen Katholicismus sind.

eigenes Nachdenken zu glauben: die wunderlichsten Heiligengeschichten, die abgeschmacktesten Märchen über polnische Geschichte und über politische Vorkommnisse der Gegenwart. Versucht der junge Pole nur im Geringsten den Maßstab der Vernunft an die seltsamsten kirchlichen Glaubenssätze anzulegen oder gegenüber den unbegrenzten Ansprüchen seiner Nationalität auf seine Kräfte und sein Lebensglück mit wirklichen Größen zu rechnen, so trifft ihn sogleich das Schreckenswort: du bist kein Katholik, oder: du bist kein Patriot. Da er beides aber doch sein will und muß und von dem Prüfen und Nachdenken nur Nachtheil erfährt, so läßt er das lieber ganz sein, ergibt sich einer dämmerigen Geistesträgheit, einer träumerischen Vertiefung über den Werth des Dinges „polnische Nationalität", welches kaum mehr als ein Gespenst ist, und nimmt nur für seine eigenen, nicht sehr gewissenhaften Erzählungen denselben prüfungslosen Glauben in Anspruch, den er selbst schenkt. Soll nun eine solche Natur als Kaufmann unaufhörlich rechnen, grübeln, prüfen und sich prüfen lassen — ja dann geht das eben nicht.

Nichts würde die Kraft und Bedeutung des Deutschthums in der Provinz so schlagend beweisen, so hell an das Licht bringen, als eine möglichst vollständige Statistik des Vereinslebens im Vergleich mit anderen, besonders den benachbarten Provinzen; denn diese friedlichen, bürgerlichen Vereine sind nicht blos von den Deutschen eingeführt, sondern werden auch fortdauernd überwiegend von ihnen gehalten. Mir liegt leider in der Beziehung gar zu wenig Stoff zur Hand; doch will ich davon Alles zusammenstellen, was ich vermag.

Wir hatten in Posen im Jahre 1864 bei 1,523,729 Einwohnern 24 landwirthschaftliche Vereine, an welchen fast nur deutsche Mitglieder betheiligt sind. Die Polen halten sich von denselben fern, weil ihre besonderen Vereine, als bloße Aushängeschilder zu Verschwörungen gegen den Staat, aufgelöst wurden und weil wenigstens in dem drei Viertel der Polen umfassenden Regierungsbezirk Posen nur solche gestattet werden, welche den Oberpräsidenten als ihren obersten Vorsteher anerkennen. Es kam demnach im Ganzen auf 61,900 Seelen ein Verein. In den Provinzen:

		Einw.		Vereine		Verein		Einw.
Preußen	kommt bei	3,014,505	und	110	=	1	auf	27,405
Brandenburg	„ „	2,616,583	„	57	=	1	„	45,905
Pommern	„ „	1,437,375	„	36	=	1	„	39,927
Schlesien	„ „	3,510,706	„	72	=	1	„	48,760

Sonach steht Posen seinen Nachbarprovinzen in der Zahl der landwirthschaftlichen Vereine verhältnißmäßig bedeutend nach, wenn dieselben auf die ganze Einwohnerzahl gerechnet werden. Anders gestaltet sich die Sache, wenn wir blos die 650,000 deutschen Einwohner in Rechnung setzen, aus deren Mitte sie eben nur ihre Mitglieder erhalten; dann fällt ein Verein auf 27,083 Einwohner. Alsdann geht Posen allen Nachbarprovinzen voran, auch der Provinz Preußen, wo dieses Vereinswesen seit einigen Jahren einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat.

Es gibt ferner in der Provinz Posen jetzt 27 Männer-Turnvereine. Dieselben können wir ohne Weiteres nur auf die deutschen Bewohner rechnen, da an denselben durchaus kein Pole theilnimmt; dann fällt einer auf 23,333 Seelen und bei 1623 Mitgliedern eines auf 400 Seelen. In Preußen sind deren 41, also einer auf 73,526 Seelen und 4020 Mitglieder, also eines auf 749 Seelen. In Pommern sind 61 Vereine, also einer auf 23,568 Seelen, und 4931 Mitglieder, also eines auf 292 Seelen. In Schlesien sind 89 Vereine, also einer auf 39,446 Seelen, und 7127 Mitglieder, also eins auf 492 Seelen. Brandenburg schließe ich von der Vergleichung aus, weil die in dieser Provinz gelegene Hauptstadt des Staates die Vergleichsbedingungen verändert. So ergibt sich, daß Posen nur von Pommern und zwar allein in der Zahl der Turner übertroffen wird.

Der „Deutsche Nationalverein" alsdann zählte im Jahre 1862 in der Provinz Posen 341 Mitglieder, also nach der damaligen Volkszahl ein Mitglied auf 4383 Seelen und eines auf 1818 deutsche Einwohner, während sich in Preußen 1107 Mitglieder, also eines auf 2591 Seelen, in Pommern 385 Mitglieder, also eines auf 3868 Seelen, in Schlesien 293 Mitglieder, also eines auf 11,573 Seelen, befanden. Indem Brandenburg aus demselben Grunde, wie oben, vom Vergleich ausgeschlossen wird, ergibt sich auch hier wieder ein siegreiches Wettwerben Posens mit den Nachbarprovinzen in der Theilnahme für öffentliches Leben. Außerdem zählte damals und zählt wohl noch jetzt der „Verein zur Wahrung der deutschen Interessen" über 200 Mitglieder.

Man wende nicht ein, daß auch Preußen und Schlesien große Massen von slavischer Bevölkerung umschließen, welche bei Vergleichungen mit Posen gleichfalls in Abzug gebracht werden müßten. Damit gibt man mir nur blos Wasser auf meine Mühle; ich bin ganz zufrieden, wenn man mir einräumt, daß die Deutschen hier dieselbe Stellung zu den Slaven einnehmen, wie dort.

Vergleiche zu ziehen bin ich bei folgenden Vereinen der Provinz Posen nicht in den Stand gesetzt: 2 deutsche und 2 polnische Bodenkredit-Vereine, 1 Feuerversicherungs-Verein, 5 Freimaurer-Logen, 3 bis 4 ärztliche Vereine, 2 Lehrerwittwenkassen-Vereine, 2 Pestalozzi-Vereine, alle ganz oder überwiegend deutsch, wenn es nicht anders bemerkt ist. Sänger-Vereine, Schützen-Vereine, erstere nur deutsch, letztere z. Th. gemischt, wie z. B. in der Stadt Posen, gibt es in jeder Stadt von wenigstens 3000 Einwohnern, auch in vielen kleineren. Dazu kommen mehre Handwerker-Vereine, ganz deutsch, Schützen-Genossenschaften, technische Vereine, 1 Kunst-Verein u. s. w.

Die litauische Sprachfamilie.

Von Rudolf Rost.

Vom Ganges bis zum Westende der pyrenäischen Halbinsel, von Sicilien bis zum Nordcap treffen wir eine lange Kette verwandter Sprachen, deren gemeinsame Abstammung von einer indoeuropäischen Stammmutter eine Vergleichung der ältesten Formen der den einzelnen Sprachfamilien zu Grunde liegenden Sprachen beweist. Das Ursprüngliche, das Erbgut der Mutter, ist jedoch höchst ungleich unter diese Töchter vertheilt, denn je weiter wir nach Osten gehen, desto mehr finden wir von jenem Erbtheile, am meisten also in der Sanskritsprache, je weiter nach Westen, desto weniger, daher sich denn auch die westlichste Sprache, die keltische, am meisten vom reinen Typus entfernt hat. Es erklärt sich diese Erscheinung aus der größern oder geringern Entfernung der Sitze dieser Völker von dem als Ursitz der Indoeuropäer anzunehmenden, westlich von dem Gebirgsrücken des Mustag und Belurtag gelegenen Hochland. Es mögen sich wohl die westlichsten Völker am frühesten auf die Wanderschaft begeben und daher auch ihre ursprünglichen Sprachen am meisten und ehesten verändert haben, während die am spätesten vom Ursitze herabgestiegenen Perser und Inder gleichsam als der Rest jener indoeuropäischen Urbevölkerung betrachtet werden müssen. In Indien können wir jene Ursitze des Muttervolkes aber um deswillen nicht suchen, weil die arische Bevölkerung Indiens deutlich als eine eingewanderte erkannt wird, durch welche schon vorhandene Aboriginer (Ureingeborne) zurückgedrängt wurden.

Der indoeuropäische Sprachstamm zerfällt in acht Sprachfamilien: die indische, persische, griechische, lateinische, keltische, slavische, germanische und litauische.

Ehe wir zur nähern Betrachtung der letzten dieser Sprachgruppen übergehen, ist es nöthig, wenigstens in etwas das Verhältniß des Litauischen zur slavischen Sprachfamilie, welcher es am nächsten verwandt ist, anzudeuten. Die von Letten und Litauern bewohnten Landstriche sind ursprünglich fast ringsum von slavischen Völkerschaften umgeben gewesen. Als die nächsten Nachbarn erschienen später im Westen die Germanen. Indem wir die augenfällige Verwandtschaft des Wortschatzes im Litauischen und Slavischen bei Seite stellen, weil sie sich weit über die Grenzen dieser beiden Sprachfamilien hinaus erstreckt, nämlich bis über alle indoeuropäischen Sprachen, die im Wesentlichen dieselben Grundwurzeln haben, wollen wir einige Hauptpunkte aus der Formenlehre kurz namhaft machen. Gemeinsam sind der litauischen und slavischen Sprachfamilie rücksichtlich der Formenlehre der Mangel eigentlicher Passivformen; die Anfügung des Pronomen reflexivum an alle Activformen behufs Bildung eines Mediums, das im Litauischen echte Medialbedeutung, im Slavischen oft auch Passivbedeutung hat; der Mangel von Perfectreduplication und Augment. Von den Verschiedenheiten beider Familien, die größer sind, als die zwischen den einzelnen Gliedern der germanischen Familie, mögen folgende erwähnt werden: Im Nachtheil gegen die slavischen Sprachen und in einen sonderbaren Gegensatz gegen alle übrigen Glieder des indoeuropäischen Sprachstammes stehen die litauischen Idiome durch Entbehrung aller Aspiraten; der Litauer bewahrt ursprüngliches s, wo der Slave es in den Kehllaut verwandelt; das Slavische duldet nur vocalischen Wortauslaut, hat also unendlich oft Consonanten am Ende des Wortes verloren, die das Litauische bewahrt; das Litauische hat die alte Futurbildung mittelst s bewahrt, im Slavischen ist dieselbe untergegangen; das Litauische kennt nicht den slavischen Unterschied momentaner und durativer Verba; überhaupt ist im Verbum das Slavische alterthümlicher und ausgebildeter, im Nomen dagegen das Litauische.

Zur litauischen Sprachfamilie gehört nun zuerst jene Sprache, welche unter allen Idiomen Europa's am nächsten verwandt mit dem Sanskrit ist, nämlich die litauische (im engern Sinne). Die beiden Schwestersprachen desselben, die preußische und die lettische, stehen in Rücksicht auf ihren Umfang und Wortreichthum zwar auf einer Stufe, nur hat das Lettische viele deutsche Elemente in sich aufgenommen und ist auch das jüngere Idiom. In grammatischer Beziehung sind jedoch beide Sprachen weit verschieden von einander. Denn während das Litauische, durch seine abgeschlossene Lage geschützt, mit wunderbarer Treue die ursprünglichen Formen erhalten und, mehr dem Wohlklang, als einer logischen Genauigkeit folgend und eine freiere und kühnere Construction der Perioden annehmend, selbst eine vollständigere Entwicklung erhalten hat, so ist dagegen das Lettische so mangelhaft an Flexionen geworden, wie das Persische, Englische oder Deutsche. Das Preußische, welches zwischen dem Litauischen und dem Lettischen gewissermaßen in der Mitte steht, wurde einst gesprochen in dem Küstenstrich zwischen Weichsel und Niemen, ist aber bereits ausgestorben und vom Deutschen verdrängt.

Das Litauische wird gegenwärtig vom Volke noch gesprochen in dem nördlichen Theile Ostpreußens und in weiterer Ausdehnung in den angrenzenden Theilen Rußlands, in dem westlichen und nordwestlichen Theile des Großherzogthums Litauen. Eine Linie von Labiau am Kurischen Haffe, sagt Schleicher in seinem ausgezeichneten Handbuche der litauischen Sprache, in östlicher Richtung bis Grodno, von hier mit einer kleinen Ausbiegung nach Osten nordwärts bis in die Nähe von Dünaburg und von da westwärts zurück an die See (etwa nach Libau) dürfte nach den bisherigen Angaben das Gebiet der litauischen Sprache im Ganzen und Großen umschreiben. Im preußischen Litauen ist die litauische Sprache und Nationalität schon tief herabgedrückt und fast ausnahmlos auf die niederste Volksschicht beschränkt. Besonders im Süden des Sprachgebietes ist das Litauische in ziemlich raschem Aussterben begriffen; so sind die Kreise Labiau, Insterburg, Gumbinnen, Goldapp zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch fast durchaus litauisch, nunmehr bereits fast gänzlich deutsch geworden; in den Kreisen Pilkallen, Stallupönen, Tilsit, Ragnit, Niderung sind ebenfalls sogar auf dem Lande die wohlhabenderen Leute und die Bewohner der Pfarrdörfer meist deutsch, die Bevölkerung im Ganzen ist jedoch vorherrschend litauisch; in den Kreisen Heidekrug und vor allem im Kreise Memel ist das litauische Element am stärksten vertreten. Die Städte sind durchaus deutsch. Die in

Rußland erscheinenden Werke und der Kalender in litauischer Sprache beweisen, daß dort die litauische Sprache mehr noch auch den wohlhabenderen und theilweise gebildeten Theil der Bevölkerung umfaßt.

Sowohl auf dem preußischen, als auch auf dem russischen Gebiete theilt sich das Litauische in verschiedene Mundarten, die sich jedoch sämmtlich unter zwei Hauptmundarten bringen lassen: Hochlitauisch und Niederlitauisch, oder Litauisch im engern Sinne und Schamaitisch. Die letztere Mundart herrscht im Norden des preußischen und russischen Litauens. Im Preußischen kann etwa der Memelstrom als Grenze beider Mundarten gelten. Denkt man sich die Linie verlängert, so scheidet diese Verlängerung auch in Rußland die beiden Mundarten. Der Unterschied zwischen ihnen kommt dem zwischen Hoch- und Niederdeutsch, dem zwischen äolisch-dorisch- und attisch-ionisch-Griechisch ungefähr gleich. Der Uebergang vom Hochlitauischen zum Niederlitauischen ist ein ganz allmäliger und nimmt in der Richtung von Süden nach Norden zu.

Ein näheres Eingehen auf die herrlichen Formen dieser leider im Aussterben begriffenen Sprache werden wir bei der Betrachtung des Lettischen und zwar in Vergleichung mit demselben vornehmen.

Das Lettische verhält sich zum Litauischen, wenn man die Entwicklungsepochen berücksichtigt, wie das Mittelhochdeutsche zum Althochdeutschen, oder wie die jüngere Schwester zur älteren. Es ist in seinen grammatischen Formen bedeutend abgeschwächter als das Litauische. Die Letten nennen sich selbst, sagt Bielenstein in seinem trefflichen Werke, „die lettische Sprache nach ihren Lauten und Formen", das wir der folgenden Ausführung zu Grunde legen, Latwe-ischi. Das Lettische wird gegenwärtig gesprochen in der ganzen Provinz Kurland mit Ausnahme des schmalen Küstenstrichs 56 Werst vom Vorgebirge Domesneß westlich und 12 Werst von eben da südöstlich, wo noch finnische Liven wohnen, in dem südlichen Theile Livlands, den man Lettland nennt, in dem südwestlichen Theil des Gouvernements Witepsk, in einigen verhältnißmäßig kleinen Theilen von Litauen, an der Südgrenze von Kurland, und in Preußen auf der Kurischen Nehrung, wohin sich bei dem früher lebhafteren Verkehr zur See wahrscheinlich lettische Ansiedler (Fischerbauern) vor Zeiten begeben haben. Die Größe des von etwas über eine Million Letten bewohnten Gebietes beläuft sich auf gegen 1000 Quadratmeilen.

Fast eben so hoch dürfte die Zahl der Litauer und die Größe des von ihnen bewohnten Ländergebietes anzunehmen sein. Während aber, wie wir bereits gezeigt haben, der Umfang des litauischen Volkes, wenigstens in Preußen, durch Germanisirung von Jahr zu Jahr allmälig abnimmt und seine Südwestgrenze bereits von der Weichsel bis an das Kurische Haff und fast bis an den Memelstrom hat zurückziehen müssen, bewahrt das lettische Volk seine Nationalität bis heute noch ungestört und unverändert fort. Das Lettische ist noch nirgends ausgestorben, höchstens ist es in den Städten und deren Nähe durch das Deutsche oder an den äußersten Ostgrenzen durch das Russische oder Polnische ein wenig verändert. Bemerkenswerth aber ist es für die geistige Ausbildung der Sprache und die Entwicklung der Literatur, daß das Lettische nebst dem Litauischen durch die eingewanderten geistig und politisch herrschenden Deutschen in Kurland und Preußen, durch die Polen in Litauen und im Witepskischen auf die Ackerbaubevölkerung des Landes oder den Dienstbotenstand der Städte zurückgedrängt und beschränkt ist, daß der Bürger und Handwerker, der Industrielle und der Kaufmann, der Literat und der Beamte, der Geistliche und der Gutsbesitzer in diesen Landstrichen entweder niemals Lette oder Litauer, sondern Deutscher, Russe oder Pole seiner Herkunft nach gewesen ist, oder aber seine lettisch-litauische Nationalität längst aufgegeben hat, um die der herrschenden Volksklasse und damit die sonst fehlende geistige oder politische Ebenbürtigkeit sich anzueignen.

Der lettische Zweig des lettisch-litauischen Sprachstammes zerfällt in zwei Hauptmundarten, die hochlettische oder oberländische und die niederlettische, welche letztere sich wieder in die nordwestkurische und mittlere Mundart spaltet.

Die hochlettische oder oberländische Mundart wird im östlichen und südöstlichen Theil des lettischen Sprachgebietes gesprochen, nördlich von der Düna: in den lettischen Distrikten des witepskischen Gouvernements und in einem angrenzenden Strich des Gouvernements Livland; südlich von der Düna: in Kurland in verschiedenen Abstufungen, in der ganzen selburgschen Oberhauptmannschaft, namentlich aber im illukstschen Kreise. Im östlichsten Zipfel Kurlands, im oberlauzschen Kirchspiel, ist das Lettische vielfach mit russischen und polnischen Elementen gemischt.

Die nordwestkurische Mundart wird auf beiden Seiten des Windaustromes gesprochen, in dem Landstriche, den ehemals nach den ältesten vorhandenen Nachrichten die wahrscheinlich lettischen Wenden auf dem linken Windauufer und die finnischen Kuren auf dem rechten Windauufer bewohnten.

Die dritte Mundart herrscht in dem dritten überwiegend größten Theil des lettischen Gebietes, von Goldingen an der Windau bis Friedrichstadt in Semgallen und von Niederbartau unweit der preußischen Grenze bis Wolmar an der Aa. Mit Recht heißt diese Mundart die „mittlere," sowohl wegen der geographischen Lage, als auch wegen ihres Wesens, das zwischen oberländischer Starrheit und Härte und nordwestkurischer Zerflossenheit und Weichheit eine mittlere Linie einhält und deshalb ebenso zur allgemein giltigen Schriftsprache sich erhoben hat, als das attische Griechisch zwischen dem Dorischen und Ionischen.

Aus der geographischen Lage der lettischen sowohl, wie der litauischen Mundarten lassen sich bedeutungsvolle Schlüsse ziehen in Bezug auf die Urgeschichte dieses Volksstammes, insbesondere auf die Richtung, in welcher er aus Asien hergewandert ist. Es sind nämlich die Volksschichten, die räumlichen Verhältnisse der auf einander folgenden Volkslagerungen, wenn man diesen Ausdruck in dem Sinne nimmt, wie man von Gesteinlagerungen im Schooße der Erde spricht, höchst auffallend. Sie folgen auf einander in der Richtung von Nordwest nach Südost in schmalen Streifen, deren Längenausdehnung genau von Nordost nach Südwest sich erstreckt. Vorne im äußersten Nordwesten liegen die Tahmen (Nordwestkuren) von Dondangen bis gegen Libau. Zunächst dahinter, von Wolmar ab bis zur Mündung des Memelstroms, der Hauptstamm der Letten und daneben die Schamaiten (mittlere lettische Mundart und schamaitische oder niederlitauische Mundart), dahinter endlich als Nachtrab die lettischen und litauischen Oberländer von den Grenzen des pleskowschen Gouvernements bis nach Labiau am Kurischen Haff, ehemals bei Königsberg und noch weiter südlich (hochlettische und hochlitauische Mundart).

Zur Betrachtung der lettischen Sprache selbst im Vergleich mit der litauischen übergehend, beschränken wir uns natürlich nur auf einige Hauptpunkte.

Was zuerst die Betonung der Wörter betrifft, so ist

das Princip der Silbenbetonung im Lettischen ein wesentlich logisches. Es liegt demnach auf derjenigen Silbe der stärkere Nachdruck, welche die wichtigste für den Sinn des Wortes ist. Das Betonungsprincip im Lettischen ist im Allgemeinen genau entsprechend demjenigen im Germanischen und, was sehr beachtenswerth ist, ganz abweichend von demjenigen im noch verschwisterten Litauischen. Hier ist der Accent nicht an die Wurzelsilbe gebunden, wie im Lettischen; er ist nicht von der Endsilbe oder von der Quantität abhängig, wie im Griechischen; er haftet auch nicht an gewissen grammatischen, seien es Ableitungs-, seien es Beugungssilben. Er springt vielmehr scheinbar unregelmäßig und doch nicht ohne Gesetz von langen auf kurze, von Wurzel- auf Neben-, ja Endsilben und umgekehrt. Dieses höchst eigenthümliche litauische Accentuationssystem hat nach Bopp die meiste Aehnlichkeit mit dem sanskritischen. Wahrscheinlich ist es nun, daß ursprünglich im Lettischen diese alterthümlichere litauische Accentuation geherrscht, und daß erst in späterer Zeit das logische Princip in der Betonung zur Geltung gekommen ist. Sollte nun die Abweichung der lettischen Betonungsweise von der litauischen ihren Grund haben in den Einflüssen anderer Völker, so liegt es näher, diese Einflüsse bei den Liven und Esthen zu suchen, als bei den Germanen. Bei den finnischen Völkern liegt der Hauptton jedes Wortes auf der ersten Silbe und hat außerdem noch durch die Ordnung der Nebentöne oder die Vocalharmonie der Sprach-Rhythmus durchaus einen trochäischen Charakter.

In der ganzen lettisch-litauischen Sprachfamilie sind eigentlich nur zwei Geschlechter, Masculinum und Femininum, vertreten. Vom Neutrum finden sich höchstens geringe Reste beim Fürwort und beim Eigenschaftswort. Das Litauische bewahrt drei Numeri, Singular, Plural und Dual noch heute, während im Lettischen vom letzteren kaum Spuren aufzufinden sind. Das Lettische hat wie das Litauische im Singular sieben Casus, nämlich: Nominativ, Vocativ, Accusativ, Locativ, Genitiv, Dativ und Instrumentalis. Der Plural hat nur sechs Casusendungen, da der Vocativ keine besondere Form hat, sondern der Nominativ zugleich als Vocativ gilt. Dativ und Instrumentalis sind im Lettischen vielfach mit einander verschmolzen und gelten heutzutage, doch nicht ganz mit Recht, als ein einziger Casus. Der Dual im Litauischen hat nur zwei Endungen, eine für Nominativ, Accusativ, Vocativ, die zweite für den Dativ und Instrumentalis. Als Genitiv des Duals wird die entsprechende Form des Plurals gebraucht. Im größten Theile Litauens, südlich vom Memelstrome, ist der Dual gar nicht mehr gebräuchlich, selbst nicht in Verbindung mit der stets im Dual stehenden Cardinalzahl du.

Die Zahlen, welche im Litauischen bis mit 10, im Lettischen nur bis mit 9 Adjectiva mit beiden Geschlechtern und vollständiger Flexion sind, heißen im Litauischen: Wënas, du, trys, keturi, penki, szeszi, septyni, asztůni, dewyni, deszimtis; und im Lettischen: Wins, diwi, trís, tschetri, pisi, seschi, septíni, astůni, dewíni, desmit.

Im Litauischen gibt es auch beim Verbum Singular, Plural und Dual; im Singular werden die drei Personen, wie in anderen Sprachen, durch die Personalendungen geschieden, der Plural und Dual aber kennt nur die Endungen der ersten und zweiten Person, während die dritte Person des Singular auch als dritte Person Pluralis und Dualis gebraucht wird, eine Eigenthümlichkeit, die sich schon in den ältesten Drucken und im nahe verwandten Preußischen findet, demnach also sehr alt ist. Das Litauische kennt nur ein Aktiv und ein durch Zusammensetzung des Aktivs mit dem Reflexivpronomen si gebildetes Medium, denn das Passiv wird, wie in vielen anderen Sprachen, umschrieben; es hat ferner ein Präsens, ein Präteritum, ein Futurum und ein Imperfectum, sämmtlich nur im Indicativ. Der Optativ und der Imperativ gehören ihrer Beziehung, nicht aber aber ihrer Form nach zum Präsens. Die Conjugationsformen der lettischen Sprache haben verhältnißmäßig nicht mehr diejenige Vollständigkeit, die den Declinationsformen eigen ist. Wenn auch bei letzteren das Neutrum und der Dual fehlt, so haben Masculinum und Femininum, Singular und Plural jedoch ihren streng geschiedenen Charakter, und die Sprache reicht damit aus. Ja in den Casusformen zeigt sich sogar eine reichere Fülle und eine größere Ursprünglichkeit als in manchen verwandten Sprachen. Beim Verbum dagegen sind die Personalendungen nur für die erste und zweite Person gut erhalten. Ein eigentliches Passivum gibt es gar nicht, außer geringen, und noch dazu sehr zweifelhaften Spuren. Von Modis existirt außer dem Indicativ nur ein Conditional und dieser nur im Präsens. Der Imperativ ist eigentlich nicht zu rechnen, da er mit Formen des Indicativs zusammenfällt. Von Temporibus haben nur das Präsens, das Präteritum und das Futurum im Indicativ nicht umschriebene Formen; die beiden ersteren sind einfach, das dritte ist zusammengesetzt. Alle übrigen Tempora und Modi fehlen. — Betrachten wir noch in Vergleichung mit dem Litauischen und Preußischen das Präsens des Hilfszeitwortes „sein". Dasselbe lautet im Lettischen:

Sing.: esmu, ich bin; essi, du bist; ir, iraid, er ist.
Plur.: essam, wir sind; essat, ihr seid; ir, iraid, sie sind.

im Litauischen:

Sing.: esmi, ich bin; essi, du bist; esti, est, er ist.
Plur.: esme, essam, wir sind; este, essat, ihr seid; esti, est, sie sind.
Dual: esva, wir beide sind; esta, ihr beide seid; esti, sie beide sind.

im Preußischen:

Sing.: asmai, asmu, ich bin; assai, assei, du bist; ast, er ist.
Plur.: asmai, wir sind; astai, astei, assei, ihr seid; ast, sie sind.

Von den drei Gliedern der litauischen Sprachengruppe ist das eine, die Sprache der alten Preußen, einst gesprochen in dem Küstenstrich zwischen Weichsel und Niemen, bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ausgestorben und vom Deutschen verdrängt. Wenige literarische Denkmäler derselben, eine Uebersetzung des lutherischen Katechismus, sind uns erhalten und diese zeigen die Sprache in einer Gestalt, welche in ihrem grammatischen Bau eine eigenthümliche Mischung von neuen und alten Formen aufweist. Während das preußische Declinationssystem im Ganzen minder vollständig, als das des Litauischen und Lettischen ist, indem der Dual, der Instrumentalis und Locativ fehlen, so finden sich von den geretteten Casus jedoch Formen, die durch treuere Bewahrung des ursprünglichen Gepräges das Litauische und Lettische, sowie auch die sämmtlichen slavischen Sprachen übertreffen.

Bei den Zeitwörtern findet man eine regelmäßige Conjugation. In der Conjugation des Hilfszeitwortes „sein", die wir bereits oben mit anführten, kommt das Preußische der Vollkommenheit des Sanskrit nahe, ja es wird sogar, wenn man das Wegfallen des Duals abrechnet, der dem Preußischen überhaupt abgeht, wegen der

Beibehaltung des Wurzelvocals noch regelmäßiger conjugirt, als selbst das Indische, welches im Sanskrit mit Hinweglassung des Duals folgendermaßen lautet:

Sing.: asmi, ich bin; asi (statt assi), du bist; asti, er ist.
Plur.: smas (statt asmas), wir sind; stha (statt astha), ihr seid; santi (statt asanti), sie sind.

Das Indische ist ja überhaupt ein Maßstab der Vergleichung, der die Stelle nachweist, welche die verschiedenen Völker in der großen Wanderung des Menschengeschlechts eingenommen haben. Es ergänzt die Lücken der Geschichte, indem es die Fortschritte jedes Zeitraumes bezeichnet, weniger noch durch seine literarischen Ueberlieferungen, in welchen die Einbildungskraft in tausend Farben spielt, als durch die Gesammtheit seines Wörterbuchs, welches ein treuer Erklärer unserer europäischen Sprachen ist. Noch in unseren Tagen hat jedes Volk an ihm ebenso innig Antheil, als am Griechischen und Lateinischen; und wenn ein wichtiger und feierlicher Gedanke würdig dargestellt werden soll, kann die Muse des Ganges sich getrost zu der am Tiberstrom gesellen.

Was aber die Sprache betrifft, über welche wir einen kurzen Ueberblick gegeben haben, so bietet ihr Studium dem Sprachforscher einen höchst anziehenden Stoff zur Vergleichung mit anderen Idiomen deshalb, weil in ihnen sich Formen vorfinden, die auf eine nähere Verwandtschaft mit dem Indischen hindeuten, als es bei den anderen Familien des indoeuropäischen Sprachstammes der Fall ist.

Stadt Steyer.

Studie von Dr. Friedrich Brinkmann.

I.

Am Dreieck, von der grauen Enns gezogen
Und von der Steyer grünem Wellenbande,
Im Thale tief, am laubgeschmückten Rande
Der Höhen, die niederschaun im engen Bogen:
So hab ich ganz dein Bild in mich gesogen,
Ein herrlich Bild im schönen Vaterlande.
Oft schaut ich dich in deinem Schmuckgewande
Und höher fühlt' ich stets die Pulse wogen.
K. Kaltenbrunner.

Wer von Oberösterreich nur das Salzkammergut gesehen, und auf der großen breitgetretenen Heerstraße der Vergnügungsreisenden über Salzburg hinein- und über Linz wieder herausgereist ist, oder diesen Weg in umgekehrter Richtung gemacht hat, wird immer mit der Meinung das Land verlassen, daß Linz die schönste Stadt von ganz Oberösterreich sei, und es auch in dieser Beziehung verdiene die Hauptstadt des ganzen Landes zu sein. Es gibt jedoch in dem östlich von der Traun gelegenen, sehr wenig bereisten und wenig gekannten Lande, das mit dem Salzkammergut den Traunkreis Oberösterreichs ausmacht und mit diesem weder an Anmuth noch an Großartigkeit der Landschaften zu wetteifern vermag, ein Städtchen, das dem mit so vielen eigenthümlichen Reizen ausgestatteten Linz die Palme der Schönheit wenigstens streitig machen kann und von dem unbefangenen Beurtheiler, der beide Städte kennt, in der Regel den Vorzug erhalten wird. Diese halb verborgene Perle aller oberösterreichischen Städte ist der alte Fürstensitz der Ottokare, Stadt Steyer.

Was den Ort, wo Steyer erbaut ist, so auszeichnet und ihm selbst vor Linz den Vorrang gibt, ist theils die Lage am Vereinigungspunkte der Enns mit der Steyer, theils die beträchtlich größere Nähe der Alpen. Die Entfernung von hier nach Linz beträgt etwa sechs Meilen und um ebenso viel ist Steyer den Alpen näher gerückt. Die äußersten Ausläufer derselben erstrecken sich fast bis an die Thore der Stadt, ja der hügelige Landrücken, auf welchem diese liegt, kann noch als ein solcher Ausläufer der Alpen betrachtet werden. Er hat die Gestalt einer lang gestreckten Landzunge, in welche die Wasserscheide beider Flüsse endigt. An seiner östlichen Seite kommt graden Laufes, in imposanter Breite und vollem, raschem Strome die grauliche Enns aus den Bergen, die sie kaum verlassen, hervorgeflossen, an seiner westlichen nähert sich dieser in einem scharfen Winkel die vielgewundene, kleinere und friedlichere Steyer, und nachdem sie ihre vor der Stadt durch Kunst in zwei Arme getheilten grünlichen Gewässer wieder vereint hat, ergießt sie dieselben in die grauen der Enns, zwischen denen diese noch weithin als ein langer grüner Streifen sichtbar bleiben.

Rings um die auf dieser Halbinsel angesiedelte Stadt haben sich nun Vorstädte angebaut, im Ganzen neun (Ennsdorf, Schönau, Reichenschwall, Vogelsang, Ort, Steyerdorf, bei der Steyer, Wiesenfeld, Aichet), von denen das jenseits der Enns gelegene Ennsdorf und das jenseits der Steyer gelegene Steyerdorf am größten sind, dieses sogar soweit die Steyer hinauf sich erstreckt (fast eine halbe Stunde lang), daß es für sich allein größer ist als die Stadt selbst.

Um die Schönheit der Lage zu vollenden, wird dies reizend gegliederte lebensvolle Ganze von ansehnlichen Hügelketten auf allen Seiten umzogen, welche die Blicke überall wohlthuend abschließen, die Landschaft mit dem dahinter sich erhebenden Gebirge vermitteln und selbst wieder die besten Uebersichtspunkte gewähren, um das so originelle, aus so mannigfaltigen Elementen bestehende Bild von Stadt und Landschaft von allen Seiten zu genießen.

Unter diesen Orten der Umgegend ist keiner geeigneter, die ganze Pracht der Lage von Steyer in Einem Blicke erkennen zu lassen, als der sogen. Taborberg (oder, wie das Volk sagt, das Tabor), der sich gerade dem Vereinigungspunkte beider Flüsse gegenüber erhebt und das Ende der Hügelkette ist, welche das linke Ufer der Steyer begleitet. Die Aussicht von hier aus ist darum so überaus fesselnd, weil es nicht ein einzelner Punkt ist, der sie gewährt, und es nicht Ein Bild ist, daß uns immer beschäftigt, sondern die ganze Höhe in der vollen Breite, wie sie sich Steyer

gegenüber lagert, dem auf ihr von dem einen zum andern Ende wandernden Zuschauer eine ununterbrochene Reihe stetig wechselnder und in einander überfließender Bilder aufrollt, von denen nur der Hintergrund der Berge unverändert bleibt.

Fangen wir am östlichen, dem Zusammenflusse beider Ströme zunächst gelegenen Ende, wo ein alter Wachtthurm steht, unsere Wanderung an, so erblicken wir zu unsrer Linken im Vordergrunde jenseits der Enns das dicht zusammengebaute Ennsdorf, gerade vor uns die daran vorbeifließende, aus dem Mittelgrunde hervorkommende Enns, deren graulichés Gewässer in vollem und immer breiter werdendem Strom an uns vorbeiflutet und von hier aus besonders imposant sich ausnimmt. Darüber spannt sich eine Brücke, die Ennsdorf mit Steyer verbindet. Von diesem ist aber außer den Thürmen der Pfarrkirche und des Rathhauses nur wenig zu sehen. Denn die ganz im Vordergrunde tief zu unseren Füßen liegende, aber mit ihren beiden Kuppelthürmen hoch aufragende Michaelikirche verdeckt uns das Meiste von dem zu unsrer Rechten liegenden Steyer, ebenso wie von Steyerdorf, dessen Hauptkirche sie ist. Aus der Ferne schauen aber noch die Thürme des eine halbe Stunde entfernten Klosters Garsten herüber.

Das Alles denke man sich belebt durch die röthlichen Strahlen der zu unsrer Rechten untergehenden Sonne, durch den blauen aus den Häusern aufsteigenden Rauch der Abendfeuer, durch das sehr vernehmliche Rauschen der rasch dahin schießenden Enns, durch ein Pochen und Hämmern, das von allen Seiten, besonders von Steyerdorf her sich vernehmen läßt, und durch den Verkehr auf der Enns, wo mehre Flöße herabschwimmen und eine große Zahl von Zillen (eine eigene, landesübliche Art großer Kähne) festgebunden liegt, die Eisen aus den Bergen hieher gebracht haben. Den Hintergrund bilden die mannigfaltig über einander emporgethürmten Berge des Ennsthales, deren Linien sich malerisch verschlingen und deren dick bewaldete Abhänge durch das abendliche Licht ein reizend sich abstufendes Dunkel erhalten. Von der zwischen ihnen und der Stadt liegenden Landschaft tritt besonders der hinter Ennsdorf jenseits der Enns liegende Theil hervor, ein aus Wiesen, Feld und Baumgruppen bestehendes Gelände, das sich in allmäliger Erhebung gegen die Berge zieht und hie und da mit einem aus Buschwerk hervorschauenden Häuschen geschmückt ist.

Geht man nun mehr nach rechts gegen die ihrem Untergange nahende Sonne, so tritt Ennsdorf sehr rasch hinter die Michaelikirche zurück und nur ein kleiner Theil schimmert noch zu unsrer Linken herüber; in gleicher Weise die Enns. Dafür erscheint nun die freundliche, grüne Steyer und die große an ihrem linken Ufer erbaute Vorstadt Steyerdorf, eine lang hin gestreckte, fast unabsehbare Häusermasse, der wir auf die Dächer schauen. Von der gerade uns gegenüber liegenden Stadt selbst tritt uns hier aber besonders das alte, vielfenstrige Schloß entgegen. Es ist ein lang ausgedehnter, imposanter Bau, der sich in der Nähe des Vereinigungspunktes beider Flüsse, der Spitze der Landzunge, erhebt. Aus seiner Mitte ragt ein niedriger, aber breiter viereckiger Thurm hervor, der noch aus den Römerzeiten stammen soll, rings aber ist es von Bäumen und üppigem Buschwerk umquollen, das sich von der Höhe, worauf es steht, bis zum Ufer hinab- und weit den Fluß hinaufzieht. Es bildet den Mittelpunkt des Bildes. Zur Rechten kann der Blick den Lauf der muntern Steyer, die hier ein so reiches Leben geweckt hat und immer nährt, weit verfolgen, wie sie sich schon in der Ferne durch Häusermassen schlängelt, unter zwei Brücken durchfließt, dann ihre beiden künstlich geschaffenen Arme wieder vereint und so gleichsam eine große Insel umschließt, dann brausend und schäumend sich über zwei Wehre stürzt und endlich an dem Schlosse vorüberfließt, um sich bald darauf mit der Enns zu verbinden. —

Je mehr wir unsern Weg gegen Westen fortsetzen, um so mehr entwickelt sich Steyerdorf vor unseren Blicken, während Ennsdorf jetzt ganz verschwindet, und um so mehr tritt das frische mannigfaltige Grün des Hügels zwischen der Enns und Steyer, worauf die eigentliche Stadt liegt, hervor, da diese zum bei weitem größten Theile an dem entgegengesetzten, von der Enns bespülten Abhange erbaut ist. Daher sieht man von dieser nichts mehr als das Schloß, den Thurm der Pfarrkirche mit den Spitzen einiger anderen Thürme und einige wenige Häuser, und darum macht das fast allein sichtbare Steyerdorf hier einen so imposanten Eindruck, daß der hieher geführte Fremde glauben muß, er sehe Steyer selbst. Das ganze jetzt vor uns liegende Bild athmet aber eine Frische und Anmuth, wie wir sie an keinem der früheren Punkte gefunden haben, da unter den mannigfaltigen Bestandtheilen, die sich hier in reizender Harmonie durchdringen und gegenseitig heben, doch das unendlich nuancirte Grün der Natur in dem Buschwerke, den Baumgruppen, den Waldmassen, den Feldern und Wiesen, den fernen Bergzügen und in dem nahen Flusse weit alles Andere überwiegt.

Am Ende dieses einzig schönen Spazierganges steht eine dicke Linde, und eine darunter angebrachte Bank ladet zu einer kurzen Ruhe ein, um noch einmal die Gegend zu überschauen und sich einzuprägen. Jetzt ist von der Stadt Alles verschwunden mit Ausnahme des Thurmes der Pfarrkirche. Wir erblicken nichts als das hämmernde und pochende Steyerdorf und ringsherum ergießt sich die liebliche grüne Landschaft. —

Stehen wir auf und wenden uns rückwärts, so fällt uns in geringer Entfernung ein Thorweg mit eisernem Gitterthore auf. Wir treten näher und lesen unter einem Wappen der Stadt eine lateinische und eine deutsche Inschrift, die uns mit der Anzeige überrascht, daß wir vor dem Kirchhofe von Steyer stehen.

Die lateinische lautet:

„Haec loca corporibus defunctis Styra paravit
Aeterni at domini est fertilis illa seges;
Somnum, non mortem spectas in morte piorum
Inque deo salvi, qui moriuntur, erunt.“

Die deutsche:

„Tausend fünfhundert achtzig vier
Baut' die Steyerstadt das Schlafhaus hier.“

Wir nehmen die Gelegenheit wahr und treten ein. Mir ist kein Kirchhof bekannt, der einen so wohlthuenden Eindruck auf das Gefühl machte wie dieser. Er ist in ähnlicher Weise angelegt wie der berühmte von St. Peter in Salzburg, aber bei weitem einfacher und anspruchsloser. Er zerfällt in zwei Theile, einen ältern und einen neuern, deren jeder ein Quadrat bildet. In dem ältern ziehen sich rings an den Seiten unter einem gedeckten und gemauerten Gange die Familienbegräbnisse umher. In der Mitte steht eine kleine Kapelle. Die meisten Gräber sind nur mit eisernen Kreuzen bezeichnet, viele aber auch mit einfachen Grabsteinen versehen. Unter den lateinischen Inschriften, die sich nicht selten auf diesen finden, fiel mir folgende auf als Zeugniß alten Geschmackes: „Nostros non amittimus sed praemittimus, non moriuntur sed oriuntur, praecedunt non recedunt, non obitus sed abitus est, et eorum migratio est vitae iteratio.“ Der ganze Friedhof ist aber über-

wachsen von Gras- und Feldblumen, aus denen sich eine Trauerweide und eine Akazie erheben.

Im schroffen Gegensatze zu dem Kirchhofe von St. Peter in Salzburg, wo sich ein ungeheuerer Prunk in Grabmonumenten und allem möglichen Schmucke breit macht, wo der Blick nur über ein großes Steinfeld schweift, und wenn er sich erhebt, auf nackte Felsenwände stößt, ist dieser Gottesacker bei aller Schönheit so einfach, er athmet einen so tiefen Frieden, und die große Natur, die wir da draußen bewundert haben, hat auch über dieses Todtenfeld ein so reizendes grünes Gewand geworfen, Alles ist so licht, so frei, so heiter und ruhig, daß Einen unwillkürlich der Wunsch beschleicht: Ja, hier möchte auch ich wohl ruhen. Und gleich, so wie wir aus dem Kirchhofe heraustreten, stehen wir wieder im Angesichte der herrlichen Natur und jetzt fühlen wir lebhaft, daß die Heiterkeit unsres Geistes, womit wir sie vorher genossen, durch den Besuch des Friedhofes eher vertieft als getrübt worden ist. —

Aehnliche günstige Punkte, um die Gegend zu überschauen, liegen auf den übrigen Hügelzügen, welche das Thal von Steyer einschließen. Besonders viele und abwechselnde bietet derjenige, welcher das rechte Ufer der Enns begleitet, der sog. Tamberg, in den verschiedensten Höhen, von der sog. niedern Ennsleiten*) an, d. h. dem untersten Saume bis zur obern Ennsleiten und weiter bis zur Höhe, in deren Nähe eine Kapelle, die Laurentiuskapelle, steht, die sich des Rufes erfreut, von allen Punkten um Steyer die umfassendste Aussicht zu gewähren.

Der besuchteste Ort der Umgegend ist aber das sog. „Christkindel", das gerade im Westen der Stadt am rechten Ufer der Steyer liegt und so mit den beiden vorhergenannten ein Dreieck um die Stadt bildet, das diese von allen Seiten sehen läßt. Die Aussicht von hier kann sich zwar an Pracht und Leben mit der vom Taborberge nicht messen, und namentlich fehlt hier der Blick auf die beiden Flüsse. Dagegen gewinnt das Bild der Gegend, wie es sich hier darstellt, eine größere Innigkeit und es heimelt uns mehr an, da die einzelnen Theile, die sich auf dem Taborberge alle getrennt neben einander vor unseren Augen entwickelten, daß wir nicht wußten, nach welcher Richtung wir besonders schauen sollten, hier sich zu einem eng geschlossenen Ganzen zusammendrängen, einem einzigen, grünen, mit großen Massen von Buschwerk geschmückten, von den Wasseradern der Steyer durchzogenen Thale, aus dessen Mitte sich die als Eine Masse erscheinende Stadt in sehr zierlicher Weise heraushebt. Es ist, als ob wir hier ein Miniaturbild von dieser erhielten.

Der Punkt, von dem man diese Aussicht genießt, ist eine hübsche, hoch über dem Thale gelegene Gartenwirthschaft, die man von Steyer aus bequem in einer Stunde erreicht. Er ist der beliebteste Vergnügungsort der Steyrer, und daher findet man an heiteren Nachmittagen und Abenden immer Gesellschaft hier. Sehr Viele indessen, die dorthin wandern, kommen nicht blos der schönen Aussicht und der Erholung wegen, sondern zum Besuche der kleinen, aber sehr berühmten Wallfahrtskirche, die dicht dabei liegt und von welcher der Ort den Namen „Christkindel" erhalten hat. Das Christkindel gehört aber so wesentlich zum Charakter von Steyer wie das Schloß und die Pfarrkirche, und darum können wir nicht umhin, die Sage, welche sich daran knüpft, hier kurz mitzutheilen.

In Steyer lebte gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein Thürmermeister und Chorregent, Namens Seidel, der an der fallenden Sucht litt. Nachdem er lange alle möglichen Mittel gegen dieses Uebel vergebens gebraucht hatte, versuchte er auf den Rath der Aerzte, ob ihm nicht der anhaltende Aufenthalt in frischer Luft, besonders in Waldluft, helfen könne, und ging täglich in den Wald, der auf dem hohen rechten Ufer der Steyer gegen Westen sich erstreckt. Da er bei seiner frommen Gemüthsart auf diesen Spaziergängen das Bedürfniß zu beten fühlte, so ließ er sich von den Nonnen in Steyer, den Cölestinerinnen, eine Nachbildung eines Jesukindes, das im Rufe stand, Wunder zu wirken, in Wachs geben und stellte sie an einem seiner Lieblingsplätze im Walde, in einer hohlen Tanne auf. Vor diesem „Christkindel" pflegte er nun seine Andacht zu verrichten und nach einiger Zeit ereignete sich das Wunder, daß er, nachdem er vor demselben gekniet hatte, gesund aufstand. Es soll im Jahre 1695 geschehen sein. Als dies ruchbar wurde, kamen von allen Seiten Kranke her, und auch an ihnen bewährte sich die Wunderkraft des Christkindes.

So entstand denn bald in der Gegend der Wunsch, demselben an dieser Stelle eine Wallfahrtskirche zu erbauen, und wurde im Jahre 1709 erfüllt. Die kleine Kirche, in welcher man zu allen Zeiten trostbedürftige Menschen vor dem über dem Altare schwebenden Christkindlein knieen und beten sieht, ist eine Rotunde, die oben durch eine Kuppel abgeschlossen und, wie man sagt, nach dem Vorbilde der Maria rotonda in Rom erbaut ist. Inwendig ist sie reich ausgeschmückt, und an der Stelle, wo früher die alte Tanne empor ragte, steht der Altar mit dem alten, wunderthätigen Christkindlein. Ueber dem Eingange sind die Worte zu lesen: „Nolite peccare in puerum" (Wollet Euch nicht versündigen an dem Kinde).

Doch wie kommen solche von einer frommen Sage geweihte Orte mit dem Leben und Treiben der Gegenwart ins Gedränge! Selbst auf dem Christkindel werden die Glockentöne, die von der Kirche aufsteigen, fast übertäubt von dem Pochen der Hämmer und dem unaufhörlichen Geklapper der Schneide-, Papier- und Korn-Mühlen, die gerade hier sich recht zahlreich der Steyer entlang angesiedelt haben, die lebenvolle Staffage des Vordergrundes, auf den wir von der Wirthschaft zum Christkindel hinabschauen.

Zum Schlusse dieser Uebersicht über die Gegend sei hier noch des Klosters Garsten gedacht. Wie das Christkindel gegen Westen, der Taborberg gegen Norden, der Tamberg gegen Osten, so lockt dieses alte Kloster mit seinen anmuthigen Umgebungen gegen Süden die Steyrer zu einem Spaziergange hinaus. Es wurde 1082 gegründet, 1787 aufgehoben und wird jetzt als Strafanstalt benützt. Die Anhöhen, welche die sehr stattlichen Gebäude des Stiftes umgeben, sollen ebenfalls hübsche Blicke auf Steyer bieten.

*) Leiten, nicht selten in österreichischen Ortsnamen, bedeutet eine gegen einen Fluß sich abdachende Wiese, Weide oder Feldflur.

Die Erhebungen und Senkungen der festen Erdrinde in Amerika, in dem Stillen, Indischen und Atlantischen Oceane, in Südasien und Afrika.

Von Dr. H. Birnbaum.

I.

Unmittelbar anknüpfend an den Schluß unsres zweiten Artikels (Globus X, S. 116) bemerken wir zunächst, daß an der wüsten Westküste Bolivia's der Boden überall mit Conchylienlagern und allerlei Salzinkrustirungen überdeckt ist, als wenn ihn das Meer erst vor kurzer Zeit verlassen hätte. Ueber Cobija und andere alte Küstenplätze dieser Gegend hinaus hat sich, ähnlich wie bei Coquimbo, eine neue Gestadecontour gebildet, da der Boden, welcher früher vom Ocean überdeckt war, jetzt daraus hervorgehoben ist. In einem Zeitraum von ungefähr vierzig Jahren hat sich das Meer von dem Hafenorte Arica um 450 Fuß entfernt, wodurch hier der Seeverkehr sehr erschwert worden ist.

Das interessanteste Beispiel der Erhebung findet man jedoch vor dem Hafen Callao von Lima, an einem Uferabhange der Insel San Lorenzo. In einer Höhe von 78 Fuß über dem Meere entdeckte Darwin hier ein Lager moderner Conchylien auf einem mit Algenwurzeln, Vogelknochen, Maisähren und Rohrgeflechten untermischten Boden, zwischen denen sogar das Ueberbleibsel eines aus Baumwolle gesponnenen Fadens sich befand, welches sehr schwer vor dem Zerfallen in Staub geschützt werden konnte. Diese Reste der menschlichen Thätigkeit gleichen genau denen, welche man in den Begräbnißplätzen der alten Peruaner aufgefunden hat. Es läßt sich daher kaum bezweifeln, daß seit der Zeit, als diese Gegend noch ausschließlich von den rothen Indianern bewohnt war, die Insel San Lorenzo sich um 78 Fuß emporgehoben habe. Aber eben so wahrscheinlich ist auch eine jetzt thätige Depression dieser Gegend, denn im Hafen Callao liegen schon mehre Punkte unter dem Wasserspiegel, welche sich früher darüber befanden. Jedoch scheint dies nur lokal und rasch vorübergehend zu sein, denn an vielen Küstenpunkten Columbiens ist seit der Ankunft der Europäer das ununterbrochene Heben des Bodens ganz außer Zweifel gestellt. Will man daher die Senkung von Callao mit in das Bereich des allgemeinen Phänomens ziehen, so wäre hier ein Grenzpunkt der großen Erhebung, welche in Chile ihre Culmination erreicht hat, und eine Länge von mehr denn 500 geogr. Meilen in sich schließt, eine Distanz, die ungefähr mit dem Abstande Paris von Tobolsk zu vergleichen ist.

Die Ostküste Südamerika's ist in Hinsicht der Erhebungsmerkmale viel weniger genau bekannt als die eben besprochene Westküste. Ob der Grund hiervon in der viel größern Contourlänge und dem verhältnißmäßig mehr abgeflachten Relief liege, wie von mehren Seiten behauptet wird, ist noch nicht entschieden. Die Untersuchungen der geologischen Thatsachen führen indeß zu der fast allgemein beglaubigten Annahme, daß sich hier die Erdrinde in einer Periode, die von der Herrschaft der Riesensäugethiere, des vorweltlichen Faulthiers Megatherium, des eben solchen Elephanten Mastodon u. s. w. reicht, wirklich erhoben habe. Die baumlosen Pampas der La Plataregion haben noch jetzt die einförmige Oberflächenform des Meers, unter dem sie früher begraben lagen, und alle ihre Seen, Bäche und Brunnen deuten durch ihren starken Salzgehalt auf maritimen Ursprung. Man kann in einer Landstrecke von 100 Meilen Länge kaum einen Hügel, kaum eine Höhendifferenz von 10 Fuß auffinden, und die Meeresgrenze bewahrt hier seit Jahrhunderten unabänderlich dieselbe Gestalt. Indem sich nun früher diese ganze Continentalmasse mit majestätischer Ruhe langsam erhoben hat, scheint eben jetzt eine entgegengesetzte Oscillation eingetreten zu sein, so daß sich dieselbe nach dem Atlantischen Oceane hin ebenso unmerklich wieder hinabsenkt.

Am Fuße des hohen Gestades von Patagonien ist das Meer jetzt unabläßig thätig, sich auf Kosten des Continents zu vergrößern, und obgleich die Brandung nicht Kraft genug besitzt, das Felsufer höher als bis zu 12 bis 15 Fuß hinauf zu untergraben, so läßt sich dieser vieljährige beharrlich fortgesetzte Angriff doch weit ins Meer in allmäliger Senkung verfolgen, und in dem Maße wie man sich von dem jetzigen Ufer nach dem Meere hin entfernt, trifft man auch neue Spuren des alten Gestades an. Die Bodenfläche des Meeres hat sich also gesenkt und in demselben Maße auch die ganze Continentalmasse, welche in der Epoche der riesigen Mammiferen eine so großartige gemeinsame Erhebung erfahren hat. An der Küste von Brasilien, namentlich in der Provinz Bahia, scheinen mehre neue Depressionsmerkmale darauf hinzudeuten, daß sich die Oberfläche dieses Continentaltheils ebenfalls allmälig hinabsenke. Indeß ist hier die Zahl unbezweifelter Thatsachen noch nicht groß genug, daß wir eine so wichtige Hypothese zur Wahrheit stempeln könnten.

Für die Wissenschaft ist übrigens das mit Sicherheit gewonnene Resultat der Erhebung an der Westküste Südamerika's von der Insel Chiloë bis zum Häfen Callao, sowie das der Senkung in Patagonien von großer Bedeutung; und eben so viel Werth legt sie auf die Thatsache, daß Columbien in der einen Hälfte gerade so viel an Erhebung gewonnen, als in der andern durch Senkung verloren hat.

In Nordamerika hat man die Wahrzeichen einer Oscillation der Erdrinde nicht in dem Umfange wie bei dem Südcontinente auffinden können, aber durch die Resultate mancher Betrachtungen wird die Hypothese einer allgemeinen Erhebung, wonach die eine der parallelen Axen mit der Richtung der Rocky Mountains zusammenfällt, sehr wahrscheinlich. Die Gestade von Tamaulipas und Texas wachsen rasch in die Breite und dies nicht allein durch das Anschwemmen von Meeressand, welches der hier fast beständig herrschende Südwind sehr begünstigt, sondern hauptsächlich auch noch durch den Erhebungsprozeß der Erde. Während der 18 Jahre von 1845 bis 1863 sind die Ufer der Bai von Matagorda um 1 bis 2 Fuß höher gehoben, welches die weit vom Meere entfernt auf-

gefundenen reichen Conchylienlager bestätigen, auch hat man gerade aus diesem Grunde den Hafen von Indianola fast um eine ganze Meile südlicher nach Powderhorn vorrücken müssen.

Die Halbinsel Florida und der Archipel der Bahama's sind Erzeugnisse der Erhebungsthätigkeit, wie sich deutlich aus den zurückgebliebenen Spuren des frühern Meeresstrandes erkennen läßt. Jene mysteriösen Hügel, welche unter dem Namen Mud-Lumps die Mündung des Mississippi umgeben und deren Entstehen der französische Reisende Thomassy dem unterirdischen Wasserdrucke zuschreiben will, sind sicher auch nur Beweise für die allgemeine Erhebung der Erdrinde. Selbst die Richtung, welche der Mississippi verfolgt, macht es sehr wahrscheinlich, daß Nordamerika's Erhebungsaxe mit der des Felsengebirges zusammenfällt, denn statt seine Ufer auf der rechten Seite anzugreifen, wie dies nach der Einwirkung der Rotation der Erde geschehen sollte, untergräbt er vorzugsweise die Hügel der linken Seite seines Flußbettes; und in dem Flachlande seines Deltas schlägt er sogar einen nach Südost gerichteten Lauf ein, parallel mit der ebenfalls hier vorkommenden Beugung der Rocky Mountains und parallel mit den kleinen Flüssen in Texas. Man darf also annehmen, daß alles Flachland Nordamerika's in der Richtung nach Westen emporgehoben wird, weil alle Ströme, welche dasselbe gen Süden durchströmen, ein Streben nach östlicher Ablenkung an den Tag legen.

Der Osten Nordamerika's unterliegt keinem so einfachen Erhebungsprozesse wie der Westen. Labrador und Neufundland steigen empor, während die übrigen Küstenländer sich erniedrigen. Lyell hat in seiner zweiten Reise nach den Vereinigten Staaten bestätigt gefunden, daß die Küsten der Staaten Georgia und Südcarolina jetzt einer gemeinschaftlichen Depression unterworfen sind. Dasselbe gilt auch von dem Littoral, welches in der Bay von Neuyork das Centrum und in Cap Cod und Cap Hatteras die nördlichste und südlichste Grenze besitzt; diese ganze Uferstrecke ist in einem sehr langsamen aber ununterbrochenen Hinabsinken unter den Spiegel des Atlantischen Oceans begriffen, wenigstens ist dies bei den Küsten des Staates Neujersey durch wiederholte Messungen scharf bewahrheitet. Eine im Jahre 1649 noch zwei Quadratmeilen Oberfläche enthaltende Insel ist gegenwärtig schon so weit in die Tiefe gesunken, daß sie kaum noch den zwanzigsten Theil ihrer frühern Größe über Wasser zeigt, ja bei Springflut liegt dieselbe zuweilen schon ganz unter See. Die Geometer, welche mit der Ausmessung der Küste beauftragt waren, haben berechnet, daß die Ufer der Delawarebay seit ihrer ersten Feststellung im Durchschnitt um 7 Fuß verringert worden sind. Seit der Colonisation dieser Länder beträgt ihre Depression für jedes Jahrhundert $1,_8$ Fuß.

In Grönland, welches wir als einen Theil Nordamerika's betrachten, scheint der Act der allmäligen Senkung noch rascher vor sich zu gehen. Die Eskimo's kennen dies Phänomen schon lange, und auf der Ostseite haben die Dänen dasselbe an einer Küstenstrecke von 125 geogr. Meilen seit Anfang des vorigen Jahrhunderts durch wirkliches Ausmessen bewahrheitet. Daraus folgt also im Allgemeinen die Wahrscheinlichkeit, daß sich Nordamerika in seiner polaren Zone eben so senke, wie Nordeuropa und Nordasien sich hebe.

Auf ähnliche Weise, wie man aus den Erhebungs- und Senkungsmerkmalen der Küsten mit großer Wahrscheinlichkeit auf diese Thätigkeit der zugehörigen Continente zurückschloß, suchte man auch aus der Oscillation der Inseln den Rückschluß auf die Erhebung und Senkung der submarinen Erdoberfläche zu machen, und es ist zu bekunden, wie man gerade in dieser Hinsicht zu sehr befriedigenden Resultaten gelangte. Die von dem veränderten Meeresstande bewirkten Aushöhlungen, parallelen Terrassenformen, Conchylienablagerungen, welche sich fast ohne Ausnahme bei allen Inseln des Großen Oceans eben so deutlich zu erkennen geben, wie an den Gestaden der Alten und Neuen Welt, lassen es kaum bezweifeln, daß der Grund dieses Weltmeeres dem allgemeinen Wechsel der Höhe der Erdrinde mit unterworfen ist. Alle diese Thatsachen, welche größtentheils durch die Werke der Polypen erst in das Reich unsrer Erfahrung gelangt sind, besitzen eine hohe Bedeutung für das Studium der Geographie, und wir dürfen es nicht übersehen, daß wir dieselben ganz vorzugsweise dem Scharfsinne Darwins zu danken haben. Durch das sorgfältige Vergleichen seiner Beobachtungen mit denen seiner Vorgänger hat dieser berühmte Geolog Resultate erzielt, die uns die Erhebungs- und Senkungsprozesse dieser submarinen Erdrinde so klar vor Augen stellen, als ob wir sie direkt hätten beobachten können.

Alle Reisenden, welche den Großen Ocean durchstreiften, waren erstaunt über die Menge und die Größe der Korallenriffe, die mitten im Weltmeere an vielen Stellen über die Oberfläche hervorragen. Einige dieser Riffe umlagern die Inseln und selbst Inselgruppen wie Festungsmauern, welche den Zugang sehr erschweren oder gar unmöglich machen. Anderen fehlt jede Insel und Landesnähe, sie tragen aber selbst eine dünne Erdschichte auf den hervorragenden Spitzen, in welcher der Pflanzenwuchs vortrefflich gedeihet; diese führen den Namen Atolls, und sie ruhen unmittelbar auf dem Grunde des Meeres. Da wo die Gebäude der Polypen und Madreporen noch nicht bis zu der Oberfläche des Meeres emporgeführt worden sind, erkennt man doch in den darüber hinwegstreichenden Wogen eine schäumende Brandung, ein Warnungszeichen für den Seemann. Andere noch weniger herauf ragende Korallengebilde erfreuen das Auge oft sehr durch ihre blendend weißen und schönen rothen Farben. Einige dieser Korallenriffe ragen hoch aus dem Wasser hervor und sehen aus wie „Druidensteine", welche im offenen Meere von Riesen aufgebaut sind. Auf einigen Atolls wachsen schlanke Palmen einzeln oder auch in kleinen und größeren Hainen. Diese Atolls nehmen vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; ihre Gestalt gleicht meistens einem Ringe, der von oben gesehen sich zu einem auf dem Meere schwimmenden Riesenkranze aus Palmblättern gestalten würde.

Woher die meist ringförmige Gestalt der Atolls? Man konnte nur Hypothesen aufstellen und mußte sich einfach mit der Annahme begnügen, daß diese Form eine „Thatsache der Natur" sei, deren Ursache sich eben so wenig auffinden lasse, als der Grund, warum der Stamm eines Baumes rund ist und warum das Nest einer Schwalbe die charakteristische Form eines Schwalbennestes hat. Diese ganze Untersuchung hat nur so viel ergeben, daß die Korallenbänke überall eine felsige Hervorragung im Untergrunde des Meeres zur Grundlage haben, daß aber die Ringform, womit sie sich über das Meer erheben, ganz unabhängig sei von der jener submarinen Hervorragung.

Es ist nun leicht, den Erhebungsprozeß des Meeresgrundes an den über das Niveau hinausragenden Inseln zu constatiren, da die Zeichen des frühern Wasserstandes in den von den Polypen aufgebauten Kalksteinufern sichtbar

zurückbleiben. Sind solche Inseln der Erhebung nicht unterworfen gewesen, so werden sie gewöhnlich von den ringförmigen Korallenriffen umgeben, aus deren wachsender Entfernung von den Gestaden der Insel ein Rückschluß auf die Senkung des Untergrundes möglich ist; läßt sich dabei gar kein Wechsel auffinden, so nimmt man an, daß auch der Untergrund keiner Veränderung unterworfen gewesen sei. Bei dieser Art der Untersuchung hat man gefunden, daß die Korallenthiere in einer Meerestiefe von 100 bis 150 Fuß leben und bauen können. Zuweilen steigen die kalkhaltigen Sandsteinfelsen, welche die gewöhnliche Umhüllung der Korallenriffe bilden, zu noch viel größerer Tiefe hinab, woraus denn klar hervorgeht, daß sich hier der Meeresgrund gesenkt habe. Manchmal haben die Korallenthiere ihre Bauten nur wenige Fuß unter dem Niveau begonnen, und wenn dann der Meeresgrund dem Sinken unterworfen ist, so bauen sie in eben dem Maße empor, um in dem Bereiche des Lichtes zu bleiben, welches zu ihrem Leben nöthig ist. Man sieht, wie sehr verwickelt hier die Umstände sind, aus denen der Forscher seine Thatsachen für die Oscillation der Erdrinde zu holen hat; um so mehr ist es daher anzuerkennen, daß man in dem Streben nach befriedigendem Aufschlusse nie erkaltete, sondern muthig bis zum glücklichen Siege vorschritt.

Aus allen Erdtheilen.

Begrüßung eines Europäers in China. Dem Chinesen fällt es schwer, irgend eine europäische Sprache zu erlernen und noch schwerer, dieselbe zu sprechen. Er kann es nicht, ihm fehlen dafür die Organe. Er hat z. B. kein R, und muß statt dieses Konsonanten eine andere Liquida nehmen, das L; ans Ende vieler Wörter hängt dann der Chinese noch ein **i**. Das Bedürfniß des Handelsverkehrs hat aber auch im Blumenreiche der Mitte, oder genauer ausgedrückt, in den Hafenplätzen desselben eine Geschäftssprache geschaffen, die allerdings nur etwa ein halbes Tausend Wörter zählt und für den Umgang ausreicht; sie ist aus englischen und chinesischen Ausdrücken in wunderlichster Weise zusammengesetzt und wird gewöhnlich als Pitschén-Englisch bezeichnet. Das englische Wort für „Geschäft" business, kann der Chinese nicht aussprechen, er hat dasselbe in Pitschen umgewandelt. Wenn er sprechen will: „Du sagst eine Unwahrheit," so drückt er das so aus: „Ju meke lai pitschen (you make lie pitchen), d. h. Du machst ein Lügengeschäft. Er spricht auch von Liebesgeschäften, von Götteranbetungsgeschäften 2c. (love pitchen; tschin tschin joss pitchen). Wer in die Wohnung eines Europäers tritt, fragt den Diener: Herr So und So hab got? d. h. ist er zu Hause? Die Antwort wird lauten: Hab got topside, oder inside oder downside, der Herr ist oben, oder im Zimmer, oder unten.

Im Anfange des Jahres 1866 kam ein angesehener Mann, der seit Jahren in Canton wohnt, nach längerm Aufenthalt in Deutschland, nach China zurück. Er wurde von seinen weizengelben Freunden begrüßt und sie redeten mit ihm in der elegantesten Pitschensprache. Wir entnehmen einem Privatbriefe Folgendes:

Catchee littie chilo? (Ein kleines Kind gekriegt?) Das war die erste Frage. Die Gemahlin des betreffenden Herrn ist nämlich aus klimatischen Rücksichten nach Europa zurückgekehrt.

Antwort des Europäers: No catchee. (Keins gekriegt.)

Weitere Frage: Whatfore no catchee he? (Weshalb keins gekriegt?)

Antwort: This belong joss pitchen, he no pay me. (Das ist Gottes Geschäft; er hat mir keins gezahlt, d. h. gegeben.)

Gegenfrage an einen Chinesen: Catchee how muchee chilo? (Wie viele Kinder haben Sie?)

Antwort: Fouli. (Vier.)

Frage: How muchee boys?

Antwort: Allo bull chilo; cow chilo no maki count of. (Nur Bullenkinderknaben; Kuhkinder, d. h. Mädchen, zähle ich gar nicht.)

Unsere Leser erinnern sich, was wir neulich in unseren Aufsätzen über das Haus- und Volksleben der Chinesen in Bezug auf die Geringschätzung gesagt haben, in welcher das weibliche Geschlecht bei den Männern des Blumenreiches der Mitte steht.

Ein Wirthshausschild in der Capcolonie. Bei Gelegenheit des Pitschen-Englisch fällt uns ein, daß wir einmal eine merkwürdige Wirthshausreklame gelesen haben. In Ländern, in welchen verschiedene Nationalitäten leben, sind die Aushängeschilder mehrsprachig, das ist bekannt; doch pflegen die Gastwirthe bei uns in Europa sich wenigstens nicht mit lateinischen Federn zu schmücken und von Poesie oder Versemachen ist ohnehin bei ihnen nichts zu verspüren; höchstens enthalten die schauderhaften Rechnungen Worte, die sich schlecht reimen, etwa: bougie und logis; oder dejeuner und diner; denn ein „vornehmer Hôtelier", der nie ein Gastwirth sein will (was er ohnehin auch nicht ist, noch weniger ein Herbergsvater der guten alten Zeit) wird doch nicht so „ungebildet" sein, dem Menschen, welcher bei ihm geschlafen und gegessen hat, das Fell deutsch über die Ohren zu ziehen; er thut es „vornehm", französisch. Doch das beiläufig.

In der Capcolonie leben Holländer und Engländer, welche Wirthshäuser besuchen; Kaffern und Hottentoten besuchen noch kein „Hôtel", werden es aber thun, wenn erst die „allgemeine Civilisation" bis zu ihnen gedrungen sein wird, d. h. am St. Nimmermehrstage. Nun erzählt Consul Lyons McLeod in seinen „Travels in Eastern Africa", London 1860. I. S. 95, er sei von Capstadt nach Simons Town gefahren. Etwa eine Stunde von diesem Ort entfernt, hielt er vor einem Gasthause. Dasselbe hieß:

Zum sanften Schäfer der Salisbury-Ebene.

An einer weit aus dem Giebel hervorragenden Stange hing ein großes Brett mit folgender Inschrift:

Multum in parvo! Pro bono publico!
Entertainment for man and beast all of a row.
Lekker kost as much as you please
Excellent beds without any fleas.
Nos patriam fugimus: now we are here,
Vivimus, let us live by selling beer.
On dit, à boire et à manger ici;
Come in and try it, whoever you be.

Also ein viersprachiges Wirthshausschild.

Die Schuldenlast in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Wir finden in der neuyorker „Tribune", einem Blatte, das zu den am meisten verbreiteten in der Union gehört und die Ansichten der extremsten Ultraradikalen vertritt, folgende amtliche und unerbittliche Ziffern.

Seit 1791, so schreibt die „Tribune", ist die Nationalschuld nur zwei Mal bis unter 1 Mill. Doll. gesunken; das war 1835 und 1836.

Vor 1860 hatte sie den höchsten Stand nach dem Kriege von 1812. Damals betrug sie 127 Mill. Diese wurde in den nächstfolgenden 13 Jahren fast ganz abbezahlt. Im Jahre 1849 war sie wieder auf 64 Mill. gestiegen.

Vom Anbeginn des Krieges gegen den Süden ist sie nicht

in arithmetischer, sondern man kann sagen in geometrischer Progression gestiegen. Hier die Zahlen. Die Staatsschuld betrug:

4. März 1861	.	64,769,703	Doll.
1. Juli 1861	.	90,867,828	"
1. Juli 1862	.	514,211,371	"
1. Juli 1863	.	1,098,793,181	"
1. Juli 1864	.	1,740,690,489	"
1. Juli 1865	.	2,682,593,026	"

Also während des ersten Finanzjahres wurde, zur Kriegszeit, die Nationalschuld um 420 Mill. vermehrt, im zweiten um 584, im dritten um 642, und im vierten um 942 Mill. Doll.

In den vier Jahren: bis 1. Juli 1861 und bis dahin 1865 betrugen die Einnahmen der Bundesregierung — exclusive von Anleihen und Schatznoten — 762,964,386 Doll. und zwar so, daß auf das erste Jahr noch nicht 52 Mill., auf das letztere aber schon 33,714,605 entfallen. Das Volk mußte gegen früher das Achtfache an Zöllen, Steuern 2c. für die „Union" aufbringen.

Zieht man von jenen 2,682,593,026 Doll. die Schuld ab, welche vor dem Ausbruche des Krieges vorhanden war und rechnet man die dafür erforderlichen Zinsen hinzu (zusammen etwa 80 Mill.), so bleiben 2,601,593,026 Doll.; hinzurechnen muß man die Einnahme aus allen Quellen, abgesehen von Schatznoten und Anleihen; also 762,964,386 Doll.

Somit kommen auf die vier Kriegsjahre 3,364,557,014 Doll. Doch ist nicht diese ganze Summe für Kriegskosten verausgabt worden; für die sämmtlichen Civilausgaben entfallen 146,011,575 Doll. Auch diese Ausgaben stiegen; während sie sich 1862 mit $24\frac{1}{2}$ Mill. bezifferten, betrugen sie 1865 schon mehr als 59 Mill. Im Jahre 1862 zahlte die Union an Pensionen nur 879,583 Doll., aber drei Jahre später waren dieselben auf 9,291,610 Doll. gestiegen und von 1866 an betragen sie reichlich 13 Mill. Doll.

Bis zum 1. Juli 1865 sind unmittelbar für Kriegszwecke verausgabt worden 3,293,206,086 Doll. Rechnet man, was gering veranschlagt ist, noch 250 Mill. für Militärausgaben seit dem 1. Juli 1865 hinzu, so stellen sich die Summen, welche der Krieg erfordert hat, auf $3\frac{1}{2}$ Milliarden Doll., demnach reichlich auf 6000 Mill. deutscher Thaler oder 24,000,000,000 Francs!

So viel betrugen lediglich die Ausgaben des Bundes.

Die einzelnen Unions-Staaten hatten ihrerseits kolossale Ausgaben, die man noch nicht genau beziffern kann; einem Bericht an den Congreß zufolge sind sie auf etwa 467,954,364 Mill. Doll. veranschlagt worden.

Ferner muß man in Anschlag bringen die sehr belangreichen Ausgaben der einzelnen Ortschaften, die insbesondere für den Ankauf von Rekruten und Soldknechten hohe Anwerbeprämien zahlten, die z. B. im Staate Rhode Island bis auf 1500 Doll. für jeden „Patrioten" stieg, welcher die südlichen „Rebellen" bekämpfen sollte.

Die „Tribune" veranschlagt die Gesammtschulden des Bundes, der Einzelnstaaten und der Municipalitäten auf mehr als 4,500,000,000 Doll. Damit entfallen für jeden Tag der Kriegszeit, von dem Angriff auf Fort Sumter bis zum Fall von Petersburg, 3,100,000 Doll. —

Aus anderen Blättern ersehen wir, daß die Staats- und Countysteuern im Staate von Neuyork 1864 nur 7,057,266 Doll. betrugen, was auf jeden eingeschriebenen Wähler 35 Doll. 78 Cents betrug; im Jahre 1865 waren sie auf 13,740,465 Doll. gestiegen, also auf 70 Doll. 15 Cents für jeden Wähler. Die Steuern hatten sich also allein für Staat und Comtis verdoppelt.

Den Gesammtverlust, welchen die Südstaaten durch den Krieg, insbesondere durch die von den Nordarmeen angerichteten Verheerungen erlitten haben, schätzt Hauptmann Maury, der berühmte Hydrograph, auf 7000 Mill. Doll.

Die Bundesausgaben werden nicht beträchtlich sinken, weil die Geldvergeudung fortdauert. Der Rumpfcongreß hat für das Jahr 1865 für Neger, welche nicht arbeiten, 11,584,500 Doll. bewilligt. Darunter befinden sich als Ausgabeposten: Bekleidung für Neger 1,750,000 Doll., Rationen und Speise für Neger 4,106,450 Doll., Eisenbahnbeförderung für die Neger 1,980,000 Doll. Für arme Weiße im Süden ist kein Pfennig bewilligt worden, und das ist „Philanthropie" der Puritaner.

Die Colonie Cananea in der brasilianischen Provinz San Paulo. Die zu Joinville erscheinende deutsche „Colonie-Zeitung" (ein sehr verständig redigirtes Blatt) enthält Folgendes:

„Die seltsame Erscheinung, daß die Insel, auf welcher die Villa Cananea kurz nach der Entdeckung Brasiliens von den Portugiesen vor 325 Jahren erbaut wurde, seit jener Zeit nur zu demselben Zwecke, zum Reisanbau, benutzt wurde und damit einen Abschluß jeder weitern Entwicklung gefunden zu haben schien, hat das angrenzende Festland Jahrhunderte lang der Wildniß überlassen. Indianer und Thiere des Waldes hausten hier ungestört bis in die neueste Zeit. Erst seit die Dampfschifffahrt den Verkehr beschleunigt und die Villa Cananea mit berührt hat, kam der Gedanke auf, auch dieses vom Meer begrenzte unbewohnte Festland der Bevölkerung zugänglich zu machen. Die Entdeckung, daß Land und Klima gleich gut und zur Kultur empfehlenswerth seien, führte zu Vermessungen. Der Distrikt Cananea gehört zwar noch zur Provinz San Paulo, zeigt aber das Charakteristische der Provinz Parana, an deren Grenze er liegt, und hat ein Klima, wie es Aerzte ihren Reconvalescenten nicht besser empfehlen können.

Als nun der außerordentliche Gesandte der schweizer Eidgenossenschaft, Herr v. Tschudi, für eine Anzahl seiner, als Parcerie-Colonisten in der Provinz San Paulo lebenden Landsleute die Regierung um einen geeigneten Platz ersuchte, um diese letzteren selbstständig darauf anzusiedeln, wurde ein, $3\frac{3}{4}$ Legoas von der Villa belegenes Quadrat, 2 Legoas Länge und 2 Legoas Breite, vermessen und dazu angewiesen. So entstand vor ungefähr drei Jahren die Colonie Cananea. Wie in D. Francisca die meisten ersten Colonisten nicht die geeignetsten waren, ganz so ist es auch hier. Es war ein langsames Dahinvegetiren. Jetzt erscheint mit einem Male eine Wendung. Die Einwanderung der Nordamerikaner aus den Südstaaten, sowie die einiger Polen lenkte den Blick auf diese herrlichen, noch unbewohnten Landstriche und damit eröffnete sich zu gleicher Zeit die Aussicht auf Verwirklichung des längst beabsichtigten Planes, eine Eisenbahn von der Meeresküste an durch den Distrikt Cananea bis ins Innere, bis nach der Serra Araquara herzustellen. Der berühmte Afrikareisende Kapitän Burton, gegenwärtig englischer Consul in Santos, wurde von einer Gesellschaft Unternehmer zu dem Zwecke erkoren, um eine Prüfung des Terrains zu unternehmen, die bereits geschehen und im Urtheile äußerst günstig und befürwortend ausgefallen ist, so daß an dem Zustandekommen des Unternehmens nicht mehr zu zweifeln sein dürfte.

Fast gleichzeitig mit Kapitän Burton erschienen mehre Amerikaner. So der Pfarrer Ballard S. Dunn, Abgeordneter einer Gemeinde von 160 Familien, aus dem Süden von Nordamerika; desgleichen zwei andere Abgeordnete einer Gemeinde von 100 Familien; der Eine, Bowen, war Oberst in der aufgelösten Südarmee, der Andere, Malton, war Major in derselben. — Drei andere Amerikaner wollen eine Schneidemühle anlegen. Die unleugbaren Vortheile der nahen Meeresküste bestimmten die Ersteren, besonders nachdem sie sich von der Fruchtbarkeit des Landes überzeugt hatten, die Regierung um geeignete Ländereien in unmittelbarem Anschlusse an die Colonie Cananea zu ersuchen. Die drei Unternehmer haben schon die Maschinentheile für zwei Schneidemühlen mit dem Dampfer der Intermediar-Linie, auf dem sie von Santos gekommen, nach der Villa mitgebracht. Bereits sind mit Hilfe des Directors, Herrn Schmidt, zwei Wasserfälle besichtigt, und es fand sich, daß dem Unternehmen kein Hinderniß mehr im Wege steht.

So wird denn mit einem Male ein bis jetzt unbenutzter Erdenwinkel, wo Tausende Platz finden können, in seinen Uranfängen bemerkbar, und wenn derselbe, vom Meere ab progressiv fortschreitend, in einem eigenen Hafen seinen Anfangspunkt, und in einer Bahn nach dem Innern seine Verkehrsader hat, so wird auch drüben in Deutschland die Ueberzeugung sich Bahn brechen, daß man hier, wohlfeil und gewiß, seinen Herd zu bauen Gelegenheit hat.

Einwohnerzahl Brasiliens. Nach den neuesten Berichten (1866) der Provinzpräsidenten beträgt die Einwohnerzahl von Brasilien gegenwärtig etwa 9,106,000.

Davon kommen auf die Provinz Amazonas 70,000, Para 250,000, Maranhon 400,000, Piauhy 175,000, Ceara 486,000, Rio Grande do Norte 210,000, Parahyba 260,000, Pernambuco 1,180,000, Allagoas 250,000, Sergipe 250,000, Bahia 1,200,000, Espirito Santo 55,000, Rio de Janeiro 850,000, Stadt Rio de Janeiro (Municipio neutro) 400,000, St. Paulo 800,000, Parana 100,000, St. Catharina 120,000, Rio Grande do Sul 420,000, Minas Geraes 1,350,000, Goyaz 200,000 und Matto Grosso 80,000.

---

v. K. **Export der brasilianischen Provinz Ceará.** Im Monat November hat die Provinz Ceará exportirt:

Kaffee	30,834	Arrobas (32 Pfd.)	im	Werthe	von	193,227	Milreis
Baumwolle . . .	9,258	„	„	„	„	154,362	„
Zucker	16,165	„	„	„	„	29,077	„
Trockene Häute . .	3,815	„	„	„	„	19,075	„
Caoutschouk . . .	396	„	„	„	„	3,564	„
Violete.	420	„	„	„	„	143	„
Carrapicho (Drogue)	64	„	„	„	„	56	„
Carnauba-Wachs	102	„	„	„	„	614	„
Talg	67	„	„	„	„	214	„
					Total	400,332	Milreis

Gibt es Pfahlbauten in Mecklenburg? Wir finden in den „Blättern von der Saale" (vom 1. Mai 1866) folgendes Schreiben aus Rostock vom 23. April, das wir ganz einfach mittheilen:

„Der Entdecker der Pfahlbauten in Mecklenburg, Sergeant Büsch aus Wismar, ist mit 28,000 Thlr. flüchtig geworden und auf dem Wege nach Amerika. Ein mecklenburgischer Polizeisergeant und ein hamburger Polizeischreiber sind dem Flüchtigen, der einen Vorsprung von drei Tagen hat, nachgesandt, um ihn von Neuyork zurück zu bringen. Dieser Vorfall hat hier großes Aufsehen gemacht und in der Presse eine eifrige Diskussion der Frage angeregt, ob nicht die Entdeckung von Pfahlbauten in hiesigem Lande auf einem Schwindel beruhe und die Sache nicht vielmehr allein der ingeniösen Erfindungsgabe und Selbstfabrikation des Herrn Büsch zu verdanken sei. Gewiß ist, daß hier schon manche Zweifel rücksichtlich der Richtigkeit der Entdeckung lautbar geworden sind, und hat bereits der im vorigen Sommer hier anwesende Professor Morlot, ein bedeutender Kenner der Pfahlbauten, den ganzen schweriner Pfahlbau für unrichtig erklärt. Es wäre nicht das erste Mal, daß die Herren Alterthümler getäuscht sind. Ward doch vor Kurzem von einem französischen Gelehrten (dem Abbé Domenech) auf Kosten der französischen Akademie das angebliche Tagebuch eines Ur-Indianers im Facsimile herausgegeben und mit gelehrten Anmerkungen begleitet, welches sich später, wie durch einen deutschen Gelehrten dargethan, als das Exercitienheft eines deutschen hinterwäldlerischen Jungen herausgestellt hat. Hier passirte im vorigen Sommer der Fall, daß nicht weit vom Schweriner See in Gegenwart unsers gelehrten Archivrathes Dr. Lisch und verschiedener hochgestellter Personen ein angeblich neu entdecktes Hünengrab aufgegraben ward, in welchem man einen großen Stein fand mit der darauf eingegrabenen mysteriösen Inschrift: Palum Snepus. Man glaubte schon eine neue Ursprache entdeckt zu haben und war entzückt über den Fund, bis man schließlich erkannte, daß man in grausamer Weise mystificirt worden sei, denn die räthselhaften Worte, rückwärts gelesen, lauteten plattdeutsch: Mulâp sûp êns, d. h. Maulaffe, saufe mal."

Die Schulbildung in Mecklenburg. Wir sind in der erfreulichen Lage, aus diesem Lande etwas Angenehmes mittheilen zu können. Vor etwa drei Vierteljahren fanden wir (wenn wir uns nach so langer Zeit noch recht erinnern in einem hamburger Blatte) einen Aufsatz über die Vernachlässigung des Volksschulwesens in jenem Großherzogthume. Derselbe theilte, angeblich, amtliche Ziffern mit und da man gewohnt ist, aus jener Region der Ostsee manches Eigenthümliche zu vernehmen, so fanden wir keine Veranlassung, Zweifel in jene Mittheilungen zu setzen. Wir entlehnten ihr einige wenige Zeilen. In Bezug auf diese erhalten wir erst jetzt folgende Berichtigung, welche unbedingten Glauben verdient, da sie vom statistischen Bureau in Schwerin herrührt:

„Der Artikel über die Schulbildung in Mecklenburg, welcher sich in der 10. Lieferung des VIII. Bandes des „Globus" S. 320 befindet, enthält unter Bezugnahme auf eine Arbeit des großherzoglich mecklenburgischen statistischen Bureaus Zahlenangaben, die, wie der Einblick in die betreffende Arbeit sofort ergibt, ohne Ausnahme völlig unrichtig sind.

Es ist z. B. gesagt, daß in der Ritterschaft 39 Procent der eingestellten Rekruten weder lesen, noch schreiben, noch rechnen konnten. In der Arbeit des statistischen Bureaus findet sich für diese Zahl gar kein Anhalt. Wohl aber ist darin nachgewiesen, daß im Durchschnitt der Jahre 1858 bis 1862 in der Ritterschaft eine zureichende Fertigkeit hatten: im Lesen 81 Proc., im Schreiben 46 Proc., im Rechnen 68 Proc. Für das Land im Ganzen stellen sich die Verhältnißzahlen auf 87 Proc., 63 Proc. und 81 Proc.

Es ist weiter gesagt, daß Schulbildung hatten: im ganzen Lande 15, eine mangelhafte 59 und gar keine 26 Proc. Dieser grundlosen Angabe ist die vom statistischen Bureau nachgewiesene Thatsache gegenüberzustellen, daß von je 100 geprüften Rekruten 33 beim Lesen von Gedrucktem das Prädikat „gut" erhielten, und daß nach der normirenden Instruktion die Leistung nur dann mit dem Prädikate „gut" bezeichnet wird, „wenn der zu Prüfende einen längeren, mit deutschen oder lateinischen Schriftzeichen gedruckten Satz deutlich und fließend vorlesen kann, wie es von einem Gebildeten verlangt wird". Wie viele Rekruten gar keine Schulbildung haben, geht aus den vom statistischen Bureau mitgetheilten Zahlen überhaupt nicht hervor. Wohl aber ersieht man aus denselben, daß unter je 1000 Rekruten sich in dem Zeitraume von 1858 bis 1862 nur 2 fanden, die zur Zeit ihrer Einstellung in das Militär gar nicht lesen konnten; daß dagegen unter je 1000 sich 68 fanden, die gar nicht schreiben, und daß unter 1000 Rekruten 194 waren, die gar nicht mit geschriebenen Zahlen rechnen konnten, d. h. nach der Instruktion nicht wenigstens für einige von den vier Species in ganzen Zahlen die gestellten Aufgaben fehlerfrei zu lösen verstanden.

Um den Lesern eine wahrheitsgetreue Uebersicht des Bildungsstandes der Rekruten und zugleich des Einflusses zu geben, welchen die Ertheilung von Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen während der zweijährigen Militärdienstzeit hat, entnehmen wir der Arbeit des statistischen Bureaus folgende Resultate.

Von 1000 Geprüften konnten bei den Prüfungen

		der Rekruten von 1858 bis 1861	der Großbeurlaubten von 1860 bis 1863
1) Gedrucktes lesen:	gut	322	544
	etwas . . .	544	422
	buchstabiren .	131	34
	gar nicht . .	3	—
2) Geschriebenes lesen:	gut	171	335
	etwas . . .	393	471
	buchstabiren .	335	175
	gar nicht . .	101	19
3) Schreiben:	gut	131	253
	etwas . . .	491	606
	Buchstaben .	303	134
	gar nicht . .	75	7
4) Rechnen:	gut	58	100
	ziemlich gut .	217	336
	etwas . . .	525	552
	gar nicht . .	200	12

W. H. **Mineralwässer in Siebenbürgen.** Wenige Länder der Erde sind an trinkbaren Mineralwässern so reich als Siebenbürgen. Die meisten und besten Quellen finden sich indeß hier nur im nordöstlichen und östlichen Theile des Landes, da hier allein die Trachytgebirge in massenhafter Entwicklung auftreten. In den rauhen Hochthälern des Hargittagebirges, umgeben von dunklen Tannenforsten, entspringen der geheimnißvollen Erdtiefe Mineralquellen von bedeutender Reichhaltigkeit und dem besten Geschmack. Trotz der Abgelegenheit und der wenig komfortablen Einrichtung sind solche Quellenfundorte als Bäder viel besucht. Namentlich aus der benachbarten Walachei und Moldau kommen alljährlich zahlreiche Bojarenfamilien in die siebenbürgischen Waldbäder, besonders nach Borzék, Elöpatak oder Tusnad, um Heilung für wirkliche oder eingebildete Krankheiten zu suchen. Uebrigens ist auch der Export von Mineralwässern schon sehr bedeutend. Nach amtlichen Ausweisen betrug im Jahre 1864 der Export dieser Mineralwässer 9598 Zollcentner. Freilich überragte Böhmen mit seiner Ausfuhr diese Masse noch bedeutend, da hier der Export die namhafte Ziffer von 24,016 Zentner erreichte. Dieses Uebergewicht hat jenes Kronland wohl zunächst nur seiner bessern geographischen Lage und den volkreicheren Nachbarländern zu verdanken; die vorzüglicheren siebenbürgischen Wässer dürften den böhmischen wohl nicht nachstehen an Qualität. Wenn einst die längst gewünschte Eisenbahn Siebenbürgen mit den entfernteren Ländern in billige Verbindung setzen wird, so ist unzweifelhaft, daß der Export von Mineralwässern selbst den Böhmens weit überragen wird. —

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Sevilla, die Königin von Andalusien.

Das alte Hispalis. — Herkules der Gründer. — Italica. — Jahrmarkt von Santi Ponce. — Alcala de Guadaira. — Wasserleitung und Mühlen. — Osuna. — Die Straßen von Sevilla. — Die Sevillanerinnen und ihre Tracht. — Spanisches Postwesen. — Frauennamen. — Wappen und Wahlspruch der Stadt. — Murillo, die Inquisition, Tenorio-Don Juan. — Das Stadtviertel Macarena. — Die öffentlichen Plätze und Spaziergänge. — Die Giralda und die Kathedrale.

„Die schöne Stadt des Weins und der Gesänge" liegt im Herzen Niederandalusiens und bildet einen wahren Schmuck der iberischen Halbinsel; es ist südliches Kulturleben dort.

Die Sevillaner sind stolz auf das hohe Alterthum dieser „Perle Spaniens"; kein geringerer Heros als der gewaltige Herakles habe die Stadt in eigener Person gegründet, und die Lokalchronologen wissen, wie sie meinen, ganz genau, daß der Halbgott das erste Haus 2228 „nach Erschaffung der Welt" gebaut habe. Andere freilich wollen einen phönicischen König Hispal kennen, nach welchem die Stadt Hispalis benannt worden sei; daraus hätten später die Araber Isbilia gemacht und aus diesem Namen sei allmälig Sevilla geworden. Gewiß ist, daß der Ort in die phönicischen Zeiten hinaufreicht.

Auf der Puerta de la Carne steht eine Inschrift, der zufolge Herkules der Gründer, Julius Cäsar der Wiederhersteller war und König Ferdinand, der Held, das Christenthum wieder einführte.



Ruinen von Italica. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Condidit Alcides, renovavit Julius urbem,
Restituit Christo Fernandus tertius heros.

Der alte Heros spielt überhaupt eine wichtige Rolle in der Fabelgeschichte Spaniens, und in Sevilla heißt einer der Spaziergänge Alameda de Hercules.

Wir haben die unseren Lesern so lieben und befreundeten Reisenden Doré und Davillier früher (Globus X, S. 129) von Cadiz nach Sevilla begleitet und wollen ihnen auf einigen Ausflügen folgen, welche sie in der Umgegend der letztern machten.

Als Julius Cäsar 45 Jahre vor unserer Zeitrechnung Hispalis einnahm, gab er ihr den Namen Julia Romula. Im Jahre 411 wurden die Römer von den Vandalen vertrieben, diesen folgten die Westgothen und im Anfange des achten Jahrhunderts erschienen die Araber. Sevilla gehörte dann längere Zeit den Chalifen von Cordova, deren Reich im elften Jahrhundert in mehre Theile zerfiel. Länger als 100 Jahre hatte die Stadt ihre eigenen unabhängigen Fürsten, wurde dann den almoravidischen und almohadischen Herrschern unterthan und war seit 1236 eine Zeitlang maurische Republik. Diese mußte jedoch schon im November 1248 nach einer fünfzehnmonatlichen Belagerung dem castilianischen Könige Ferdinand III. die Thore öffnen. Sie war 536 Jahre im Besitze der Mohammedaner gewesen; aber den Christen sagte sie in so hohem Grade zu, daß Alfons der Gelehrte und Peter der Grausame sie zu ihrer Hauptstadt erhoben. Sie blühte unter Ferdinand und Isabella, besonders aber nach der Entdeckung Amerika's. Als die Bourbons in Spanien herrschten, erhielt von ihnen Cadiz den Vorzug und Sevilla's Handelsblüthe sank; aber seit einem halben Jahrhundert hat die Stadt sich wieder mächtig gehoben.

Unweit von Sevilla, an der Straße nach Badajoz, liegt das Dorf Santi Ponce auf der Stelle des alten berühmten Italica, oder Divi Trajani Civitas, denn Trajan war dort geboren; ebenso der Kaiser Hadrian, der Dichter Silius Italicus und der sogenannte große Theodosius. Gründer war Scipio Africanus, welcher Veteranen aus römischen Legionen dorthin verpflanzte. Die Stadt gedieh trotz der Nähe von Hispalis unter den Römern wie unter den Westgothen; die Araber indeß zogen Sevilla vor und nach und nach sank jenes in Ruinen. Unsere von Doré an Ort und Stelle aufgenommene Zeichnung gibt wieder, was von denselben noch übrig geblieben ist. Vor etwa 60 Jahren fand man unter denselben eine römische Mosaik, welche ein Wettrennen römischer Wagen darstellte; dann grub man auch einige Marmorsachen aus. Die römischen Skulpturen in Spanien haben im Allgemeinen einen geringen Kunstwerth.

Der Jahrmarkt in Santi Ponce wird stark besucht und bietet allerlei andalusische Ergötzlichkeiten dar. Wer von dort aus am Guadalquivir hingeht, kommt in der Nähe der Cartuja vorüber, eines alten Karthäuserklosters, in welchem jetzt ein Engländer in großartiger Weise die Fayencefabrikation betreibt.

In der Umgegend Sevilla's sind manche Ortschaften bemerkenswerth, z. B. Alcalá de Guadaira. Der Name Alcalá, welcher so häufig in Spanien vorkommt, bedeutet im Arabischen ein befestigtes Schloß. Die hier erwähnte Stadt heißt auch Alcalá de los Panaderos, d. h. Schloß der Bäcker, weil von dort aus die Hogazas, Roscas und andere milchweiße Gebäcke kommen, welche in allen Straßen Sevilla's feilgeboten werden.

Die arabische Burg bietet einen großartigen und malerischen Anblick dar; sie muß mit ihren starken Mauern und vielen viereckigen Thürmen eine sehr feste Position gebildet haben und wurde von den Mauren nicht mit Unrecht als der Schlüssel zu Sevilla betrachtet. Bei Alcalá beginnt auch die große Wasserleitung. Vielleicht ist keine andere Stadt so reich an Quellen als diese; sie dringen überall hervor und bilden einen Bach, der in ein großes gewölbtes Becken läuft; dieser ist in einen offenen Kanal geleitet, welcher viele Mühlen treibt, und dann in einen langen Aquäduct von mehr als 400 Bogen, die bis an die Thore Sevilla's reichen. Man bezeichnet diese Wasserleitung als Caños de Carmona, weil sie eine Strecke weit dem Weg entlang läuft, welcher nach Carmona führt. Das Wasser ist krystallklar und durch die ganze Stadt vertheilt.

Wir wollen hier bemerken, daß man die von Pferden oder Maulthieren getriebenen Mühlen als Tahonas oder Atahonas bezeichnet, als Molinas dagegen alle, welche durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt werden. Merkwürdig ist die Molina de la Mina, die Quellenmühle, welche aus mehren großen, aus den Felsen gehauenen Gemächern besteht; die Wölbung wird von gemauerten Pfeilern und aus dem Gestein übrig gebliebenen massiven Stützen getragen. In diesen großen Höhlen wohnen mehre Familien; das Licht fällt von oben herab durch enge Spalten und gibt dem ganzen Leben und Treiben in diesen unterirdischen Räumen etwas Phantastisches. Der Weg von Alcalá nach Moron ist mit Aloepflanzen eingefaßt, die hier bis zu einer mächtigen Größe wachsen und lange, sehr spitze Stacheln haben. Der Bauer bezeichnet diese als des Teufels Zahnstocher, Mundadientes del Diablo; sie haben aber den großen Nutzen, daß sie undurchdringliche Hecken bilden und das Vieh von Gärten und Feldern abhalten. Moron war früher als Räubernest berüchtigt. In einem Volksliede heißt es sehr hübsch: „Gensdarmen zogen aus Moron um Räuber zu suchen; diese Räuber, liebe Kleine, sind deine Augen.“ Ursprung und Veranlassung eines in Spanien weit verbreiteten Sprüchworts kennen wir nicht; dasselbe lautet: „Der Hahn von Moron hat weder Schnabel noch Federn und kräht doch fortwährend.“

Einige Stunden von Moron liegt Osuna, von welchem eine berühmte spanische Grandenfamilie den Namen führt. Pedro Giron, Herzog von Osuna, spielte unter König Philipp III. eine wichtige politische Rolle; es fehlte nicht an genealogischen Schmeichlern, welche ihm beweisen wollten, daß er von jenem alten Riesen Geryon abstamme, der seine Rinder mit Menschenfleisch fütterte, und welchen Hercules erschlug.

Utrera, das nach Westen hin liegt, ist eine der hübschesten Städte in Andalusien und berühmt, weil es treffliche Kampfstiere züchtet. Jetzt ist dort eine Station der Eisenbahn, welche von Sevilla nach Jerez und Cadiz führt. Dieselbe berührt Venta de las Alcantarillas und Venta de las Cabezas de San Juan und sodann Lebrija, eine hübsche Stadt, die auf einem Hügel, etwa eine Stunde vom Guadalquivir entfernt steht.

Die Reisenden waren zu Sevilla in der Fonda de Europa abgestiegen und hatten Zimmer im Erdgeschosse, deren Thüren auf einen großen Patio hinausgingen, einen Hofraum mit einem Porticus von Marmorsäulen mit maurischen Kapitälen. In der Mitte trieb ein Springbrunnen Wassergarben hoch empor und bewässerte einen Garten, dessen Pflanzenwuchs ein durchaus südliches Gepräge hatte. Da standen Bananen, Orangen und Citronenbäume gleichzeitig mit Blüthen und Früchten und die Dama de noche, eine hübsche Pflanze mit gelber Blume; diese bleibt den Tag über geschlossen, öffnet sich am Abend und verbreitet bei Nacht einen herrlichen Wohlgeruch.

Die Calle de las Sierpes liegt so recht im Herzen von Sevilla, unweit vom Constitutionsplatze, dem Stadt-

hause, der Kathedrale und den neuen Spaziergängen, welche man als Alameda del Duque bezeichnet. In jener Straße kann sich der Fremde das Leben und Treiben der Sevillaner in aller Muße betrachten. Wagen können dort nicht fahren, die Fußgänger sind also durchaus unbelästigt. Namentlich gegen Abend findet sich eine große Menschenmenge ein und das ganze Treiben gemahnt an jenes auf dem pariser Boulevard des Italiens. Die Männer kleiden sich nach französischer Mode, aber viele Frauen haben die alte nationale Tracht beibehalten; sie ziehen natürliche Blumen, welche das ganze Jahr hindurch nicht fehlen, den künstlichen vor und tragen die Spitzenmantille mit einer entzückenden Anmuth. Man sieht es ihnen an, daß sie stolz darauf sind, sich Sevillanerinnen nennen zu können. Die Sevillanerin, so sagt ein Sprüchwort, hat in ihrer Mantille zwei Worte und diese sagen: Es lebe Sevilla!

Tiene la Sevillana
En su mantilla
Un letrero que dice:
Viva Sevilla!

Die Mantilla de tira, welche in den spanischen Volksliedern so oft vorkommt, unterscheidet sich von der gewöhnlichen Mantilla, indem der seidene oder wollene Stoff einen breiten Streifen am Rande hat, eine tira, die ausgezackt ist. Zumeist wird sie von den Stutzerinnen (Majos) und den Cigarreras allemal mit einer unnachahmlichen Zwanglosigkeit, mit ächt andalusischer „soltura“ getragen. Im Volksliede sagt eine Maja: „Mit einem groben Stoffe aus Malaga mache ich in Sevilla größern Eindruck als eine vornehme Dame mit ihrem Hut. Wenn ich mit meiner Mantilla de tira durch die Straßen gehe, bewundert mich jedes Auge und kein Herz kann mir widerstehen; und wenn mir ein Franchute (Franzose), dessen Herz ich entflammt habe, nahe kommt, dann verdrehe ich ihm den Kopf und er muß Litaneien singen.“

In der Calle de las Sierpes sind die elegantesten Läden; in ihr treiben sich auch die „ambulanten Industriellen“ umher, und gerade diese bieten oft einen höchst malerischen Anblick dar. Der Florero, Blumenverkäufer, preist seine Dahlien, Nelken und Rosen an, und der von einem zerlumpten Knaben geleitete Blinde ruft das große Lotterieloos aus und bietet es Jedem an, der es haben will. El premio gordo! Quien se lo lleva?

An einer Ecke der Straße liegt der Correo, das heißt die Poste-restante Post. Das Postwesen Spaniens weicht in einigen Dingen von jenem im übrigen Europa ab. Jeder Brief muß frankirt werden, sonst befördert man ihn nicht und er bleibt im Bureau liegen. An den Wänden der großen Hausflur hängen die Listas del Correo, auf welcher die Adressen der abzuholenden Briefe stehen. Die Eintheilung ist zweckmäßig, denn Soldaten, Fremde, weibliche Personen &c. haben besondere Tabellen; dergleichen gibt es auch für verspätete und unfrankirt aufgegebene Briefe. Jeder Name ist mit einer Nummer bezeichnet und die Auslieferung geht rasch von statten. Merkwürdig ist, daß diese Listen nicht nach alphabetischer Reihenfolge mit dem Familiennamen bezeichnet werden, sondern nach den Taufnamen.

Jene der Frauen sind überall in Spanien, ganz besonders aber in Andalusien, mystischen oder religiösen Dingen entlehnt. Wir wollen einige anführen: Carmen, vom Berge Carmel; Dolores, nach Unsrer Lieben Frau der sieben Schmerzen; Trinidad, Dreieinigkeit; Concepcion und Encarnacion, Empfängniß und Fleischwerdung; Rosario, nach Unserer Lieben Frau vom Rosenkranz; Pilar, nach Unserer Lieben Frau vom Pfeiler in Saragossa; Belem, Bethlehem; Reyes, nach den drei Königen aus Mohrenland; Asuncion; Amparo, nach Unserer Lieben Frau von der guten Hilfe; Alegria &c.

Andere Frauennamen sind dem Martyrologium entlehnt: Pepa, Pepita oder Pepiya, Josephine; Inês, Agnes; Rafaela; Ramona; Paca oder Paquita, Franziska; Angela; Hermenegilda; Rita, Margaretha.

Die Vornamen der Männer sind theilweise auch eigenthümlich, z. B. Vargas, Ramirez, Rodriguez, Macias, Machuca. Bei den Zigeunern ist Cristóbal, Christoph, sehr beliebt; dann auch Lazarus, Juan de Dios, Angel, Ignacio &c., es soll aber nicht gesagt sein, daß sie trotz dieser Heiligennamen gute Christen wären. Taufen lassen sie sich allerdings, denn das ist Vorschrift. Manche Zigeunerinnen heißen: Rocio, nach der Virgen del Rocio, zu welcher in Sevilla viel gewallfahrtet wird; Soledad, Einöde; Salud, Gesundheit; Candelaria; Aurora; Milagres, Wunder; Geltrudis &c.

Die eine Seite des Constitutionsplatzes nimmt das Ayuntamiento ein, das Stadthaus, welches in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gebaut wurde, aber nicht ganz vollendet ist. Doch steht es da als eines der schönsten Muster jenes Renaissancestyls, den man in Spanien als plateresco bezeichnet; der Ausdruck ist der Goldschmiedekunst entlehnt, und in der That haben die reichen Einzelnheiten der Ornamentirung fast die Feinheit von Ciselirungen an Gold oder Silber. Sie sind ganz im Geschmacke der italienischen Renaissance, und wir wissen, daß im 16. Jahrhundert manche italienische Künstler sich in Sevilla aufhielten, während Spanier nach Italien gingen, um sich dort in der Schule Michel Angelo's zu bilden.

Wappen und Wahlspruch von Sevilla sind an diesem Stadthause mit Geschmack und Verständniß restaurirt worden. Sie stammen aus dem Jahre 1311. Der heilige Ferdinand sitzt auf seinem Throne; in der rechten Hand hält er ein großes Schwert; neben ihm stehen die beiden Schutzpatrone der Stadt: die Heiligen Isidor und Leander. Die Inschrift lautet:

Sello de la muy noble ciudad de Sevilla,

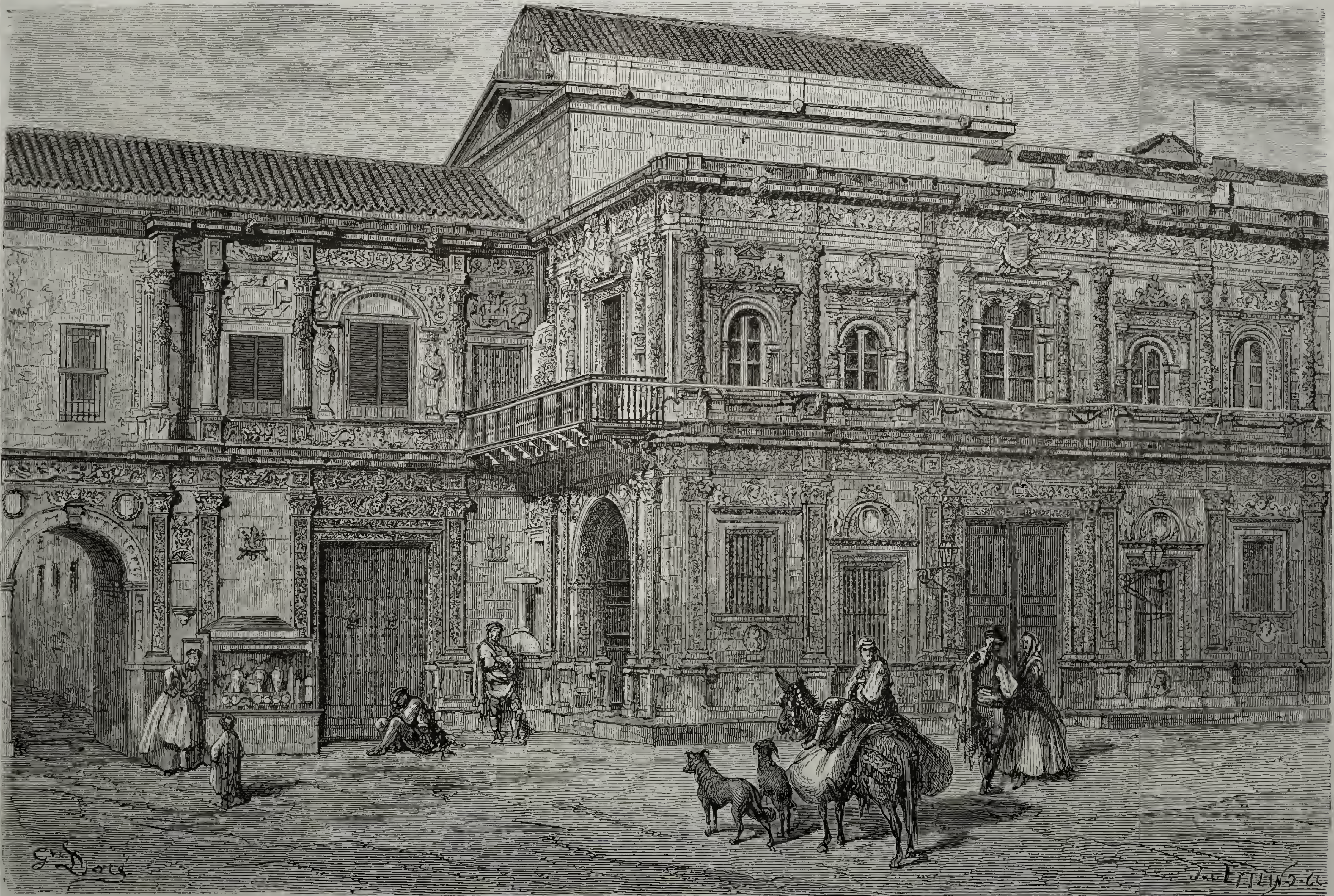
Darunter steht:

NO 8 DO.

Die Spanier bezeichnen eine solche Devise als Empresa, und die obige findet man in Sevilla an allen öffentlichen Gebäuden; sie bildet eine Art von Rebus und es verhält sich mit ihr in folgender Weise:

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts wurde Alfons der Gelehrte durch seinen Sohn Don Sancho vom Throne gestoßen und viele Städte empörten sich gegen ihn. Sevilla aber blieb treu und erhielt zum Danke dafür vom Könige diese Empresa, welche man als den Knoten, nodo, bezeichnet. Zwischen den beiden Sylben dieses Wortes befindet sich eine 8, also die Gestalt eines Knotens, im Altspanischen madexa; wenn man dieses Wort in die Mitte denkt, so erhält man no madexa do, oder no m'ha dexado, was buchstäblich sagen will: sie hat mich nicht verlassen. Außerdem dient der Knoten, einzeln genommen, als Sinnbild und spielt an auf das Band der Treue, durch welches Sevilla an seinen König geknüpft war.

Auch die Devise von Ferdinand und Isabella kommt in Sevilla sehr oft vor. Diese Empresa oder Emblema findet man gewöhnlich in zwei Wappenschildern oder Feldern. Der eine Theil zeigt ein Bündel Pfeile, flechas, der andere ein Joch, yugo. Unter den Pfeilen steht ein gothisches F, zugleich Anfangsbuchstabe von



Das Stadthaus in Sevilla. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



In der Kathedrale zu Sevilla. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Fernando und flechas; im andern ein Y als Initiale von Yugo und Ysabel.

Zur Zeit der beiden katholischen Herrscher wurden die Buchstaben F und Y sehr häufig nicht nur bei der Ornamentirung von öffentlichen Bauwerken angebracht, sondern auch auf mancherlei Gegenständen des täglichen Gebrauches, z. B. auf Waffen und hispano-moreskischen Fayencen. Unter dem eben erwähnten Joche stehen die Worte: TANTO MONTA, und diese erklärt man auf verschiedene Weise; am wahrscheinlichsten ist, daß sie bedeuten: Tanto monta Fernando como Isabel, d. h. die beiden Fürsten stiegen einer so hoch als der andere und übten gleiche Gewalt, Autorität. Derartige Rebus waren einst in Spanien sehr beliebt. So brandmarkte man z. B. die Sklaven mit einem S und clavo, Nagel, und stellte so das Wort esclavo her! —

Sehr besuchte Straßen sind die Calle de Dados und die Calle de Francos; in ihnen sind die Läden, wo Kleiderstoffe, Hüte und fertige Anzüge feil geboten werden. Fast in jeder einzelnen Straße findet man die Gewerbtreibenden oder Handelsleute einer bestimmten Klasse beisammen; so wohnen die meisten Bücherhändler in der Calle de Genoa, die Goldschmiede in der Calle de Chicarreros und die Verkäufer andalusischer Fußbekleidung in der Calle de Mar. Manche Straßen sind reich an geschichtlichen Erinnerungen oder Legenden, und an einige knüpft der Volksmund allerlei beißende Bemerkungen, z. B. daß in der Straße der Aebte Jeder nur Onkel und keinen Vater habe.

En la calle de los Abades
Todos han tios, ningunos padres.
Los Canonigos no tienen hijos:
Los que tienen in casa, son sobricinos.

In der Straße del Candilejo steht eine Büste König Peters des Grausamen in einer Mauernische. Dort erdolchte dieser Herrscher den Mann einer Frau, die ihm gefiel, und nachdem er dieses Verbrechen begangen, verurtheilte er sich selber, hingerichtet zu werden, — aber nur in effigie!

In der nach Murillo benannten Straße zeigt man das Haus, in welchem der große Maler wohnte; in der Calle de los Taveras hielt das „heilige Tribunal“ seine Sitzungen, die scheußliche Glaubensinquisition. Sevilla's Geschichtsschreiber nehmen für ihre Stadt „die Ehre und den Ruhm in Anspruch, daß in ihr die Wiege dieser Einrichtung gestanden habe“: esta Santa Inquisicion obo su comienzo en Sevilla. Der Quemadero, d. h. die Stätte, auf welcher man verbrennt, lag vor dem Thor auf der Wiese des heiligen Sebastian, und dort haben bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts noch Auto's da fe, Ketzerverbrennungen, stattgefunden. Die heilige Inquisition ist erst 1820 durch einen Beschluß der Cortes abgeschafft worden.

Sevilla ist auch die Vaterstadt des durch Mozarts herrliche Musik unsterblich gewordenen Don Juan. Sein Haus stand in der Calle de San Leandro; sein Familienname war Tenorio. Die Familie hatte im Franziskanerkloster eine eigene Kapelle, und in dieser ist, wie die Sage erzählt, der Komthur begraben worden, welchen der Wüstling Don Juan ermordete. — In der Marktstraße, Calle de la Feria, wurden manche Erstlingsarbeiten Murillo's feilgeboten; sie gingen zumeist nach Amerika und werden in der Kunstgeschichte als „Ferias“ bezeichnet, eben weil sie auf dem Markte verkauft waren. Gegenwärtig treibt man in derselben Straße auch Handel mit allerlei alterthümlichen Sachen, und die Aufkäufer von Antiquitäten haben dort manchen guten Fund gethan, an welchem sie hundertfachen Profit machten. Am Donnerstage gewährt der Platz der Feria einen sehr malerischen Anblick und Doré hat dort prächtige Bauernfiguren gezeichnet. Die Landleute bringen Kaninchen und anderes Wild, auch Wurzeln von der Zwergpalme, die beim Volke beliebte Nahrungsmittel sind. Bei den Bücherhändlern fanden unsere Reisenden, welche vergeblich nach der 1603 gedruckten spanischen Ausgabe des Don Quixote suchten, weiter nichts als werthlose theologische Schriften und langweilige Andachtsbücher.

In dem Stadtviertel de la Macarena wohnen fast nur „Leute aus dem Volke“, welche mit denen aus anderen Quartieren nicht in häufige Berührung kommen und altandalusische Trachten und Sitten beibehalten haben. Deshalb sagt man von einem jungen Mädchen der unteren Stände, das sich diese Eigenthümlichkeiten bewahrt hat, es sei una moza oder una jembra Macarena. Ein Gang durch die pittoresken Straßen dieses Quartiers ist lohnend; die Bewohner halten sich zumeist außerhalb der Thüren auf. Eines Tages, sagt Davillier, traten wir in eine Tahona, d. h. eine von Maulthieren in Bewegung gesetzte Mühle, deren ganze Einrichtung so arabisch war, wie der Name auch. Der Tahonero nahm uns freundlich auf und stellte, mit der in ganz Spanien allgemeinen Redensart, sein Haus zu unserer Verfügung. Um sein Haupt hatte er ein Tuch geschlungen, wie das andalusischer Brauch ist, und während wir zeichneten, rauchte er seine Cigarrette. Die Tahorena, ein junges Weib von etwa 20 Jahren, stand neben ihm und hielt einen zweijährigen Knaben im linken Arme. Sie war, wie wir sie dort sahen, ein prächtiger Vorwurf für den Künstler, ein ächter und rechter Typus einer hübschen Sevillanerin. —

Im Quartier der Macarena unweit von den alten arabischen Mauern liegt das berühmte Spital del Sangre (des Blutes); man bezeichnet es auch als jenes de las cinco Llagas, wegen der fünf Wunden Jesu, welche an der Vorderseite in Stein ausgehauen sich präsentiren. Das schöne, sehr geräumige Gebäude stammt aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, hat einen recht ansprechenden Styl und manche hübsche Skulpturen.

Unter den öffentlichen Plätzen ist jener der Magdalena am belebtesten. Dort stehen Puestos de agua, kleine mit blau und weiß gestreifter Leinwand überspannte Buden, welche an jene der Acquajuoli in Neapel erinnern; man findet in ihnen allerlei erfrischende, mit Schnee gekühlte Getränke: agraz, almibar, cidra, naranja, orchata de almendra, malvabisco und wie sie weiter heißen. Sie sind für jenes warme Klima ein wahres Labsal und geradezu unentbehrlich.

Auf dem Mercado kann man sich von der üppigen Fruchtbarkeit Andalusiens überzeugen. Dort liegen Melonen von riesenhafter Größe, alle möglichen Südfrüchte, Paradiesäpfel, gewaltige Zwiebeln, rother Pfeffer und mächtige Weintrauben; dort versteht man auch das Sprüchwort: Wen Gott lieb hat, den läßt er in Sevilla leben: a quien Dios quiere bien, en Sevilla le da de comer.

Auf der Alameda de Hercules befindet sich ein Standbild des alten Heros auf einer hohen Säule; dort sieht man auch eine Statue des Julius Cäsar; ein anderer Spaziergang, die Alameda de las Delicias, reicht bis an den Guadalquivir. Dieser Spaziergang heißt auch la Cristina und unweit von demselben ragt die weltberühmte Giralda empor.

Die Giralda, Sevilla's Stolz, verdient ihren hohen Ruf in vollem Maße. Dieser hohe gewaltige Thurm steht in seiner Art einzig da; höchstens könnte man den Campanile bei der Marcuskirche in Venedig mit ihm vergleichen. Die enthusiastischen Sevillaner stellen ihn den ägyptischen Pyramiden zur Seite und nennen ihn das achte Wunder der Welt:

Tu, maravilla octava, maravillas
A las pasadas siete maravillas.

Ein Schriftsteller sagt: „Das schönste Land in Spanien ist jenes, welches der Baetis (Guadalquivir) bespült, und von denen, welche er durchzieht, ist am schönsten dasjenige, auf welches die Giralda herabschaut.“

La mejor tierra de España
Aquella que el Betis baña.
De la que el Betis rodea
La que la Giralda ojea.

Den Fremden erzählt man gern folgende Anekdote: Ein Engländer oder Franzose, welcher den Prachtbau zum ersten Male sah, konnte der Bewunderung und des Rühmens kein Ende finden. Da sagte ihm ein andalusischer Mann aus dem Volke in sevillanischer Mundart: „Puez zeno, no crea uzté que la han traido de Pariz ni de Londrez, que tal cual uzté la vé, la hemoz hecho acá en Zeviga!“ (Wohlan, Herr, glauben Sie ja nicht, daß man ihn aus Paris oder London hergebracht hat; wir haben ihn, so wie Sie ihn sehen, hier in Sevilla gemacht.)

Der Ueberlieferung zufolge wäre der Baumeister ein Araber, den man Dscheber oder Géber nennt; er soll derselbe sein, welchen man für den Erfinder der Algebra ausgeben möchte; andere bezeichnen als den Architekten einen Abu Yussuf Jakub, der gegen Ende des 12. Jahrhunderts gelebt haben soll. Gewiß ist, daß die Giralda als ein zugleich gewaltiges, imponirendes und anmuthendes Monument dasteht. Die Backsteine des Thurmes spielen ins Rosa und haben bei Sonnenschein einen herrlichen Farbenton. Der Thurm ist viereckig; die Mauern sind ungemein stark; das Innere besteht gleichfalls aus mächtigem, viereckigem Mauerwerk von 23 Fuß Dicke, und dieser kolossale Mauerpfeiler reicht bis zur ganzen Höhe des alten arabischen Bauwerkes hinan, 250 Fuß! Zwischen dieser Masse und den vier äußeren Mauern befinden sich kleine Fensteröffnungen mit Doppelbögen in Hufeisenform, ajimeces, die in der Mitte kleine Säulchen haben. Innerhalb des leeren Raumes steigt eine Rampe oder vielmehr geneigte Ebene so sanft an, daß man bequem bis oben hinauf reiten könnte.

Der arabische Baumeister hatte die Giralda mit vier gewaltigen Metallkugeln gekrönt. Sie waren vergoldet und wenn sie im Sonnenglanze strahlten, konnte man sie aus einer Entfernung von acht spanischen Meilen sehen. Diese Kugeln stürzten 1395 bei einem Erdbeben herab. Im Jahr 1568 erhöhte Hernan Ruiz aus Burgos den Bau um etwa 100 Fuß und setzte, im Geschmack jener Zeit, einen Glockenthurm darauf. Das Ganze macht eine recht hübsche Wirkung. Da wo dieser zweite Bau anfängt, steht mit gewaltigen Lettern eine Stelle aus den Sprüchwörtern Salomonis:

Nomen Domini fortissima turris,

also: der Name des Herrn ist der stärkste Thurm. — Auf dem Glockenthurm steht ein Bild von Erz, welches den „Glauben“ vorstellen soll; es ist 1570 von Bartolomé Morel gegossen worden. Die Statue hat ganz kolossale Verhältnisse, dreht sich aber bei dem geringsten Luftzuge; daher die Bezeichnung Giralda, von girar, sich im Kreise herum drehen. Man übertrug den Namen auf den Thurm selbst, und die Statue hieß dann Giraldilla oder Giraldillo, Wetterfahne. Eine wunderliche Bezeichnung für ein Standbild, welches den Glauben darstellen soll, welchen man doch als ein für allemal fest und unveränderlich hinstellen will.

Cervantes kannte Sevilla sehr wohl; er spricht im Don Quixote auch von der Giralda. Von dieser herab hat man einen Blick auf ein geradezu prachtvolles Panorama. Der Guadalquivir schlängelt sich durch üppige Fluren, im Hintergrunde blaue ausgezackte Gebirgszüge. Berühmt ist auch das Geläute dieses Thurmes, in welchem 24 Glocken hängen; sie führen allesammt Heiligennamen. In Spanien legt man auf die Kunst des Glockenläutens großen Werth, und die Campaneros in Sevilla bemühten sich, das Menschenmögliche in derselben zu leisten. Sie geben allerlei gymnastische Kraftstücke zum Besten, um die Glocke in Bewegung zu setzen; sie hängen sich an Seile und lassen sich hoch hinauf schleudern; sie schlagen an a badajadas oder auch a golpe de badajo, d. h. sie berühren die Glocke langsam oder rasch, leiser oder stärker, mit dem dicken Seile, um den gerade erforderlichen Klang herauszubringen.

Unter der Giralda liegt der Orangenhof, Patio de los Naranjos. Die Bäume sind ohne Zweifel mehre hundert Jahre alt, und in der Mitte sprudelt eine arabische Fontäne, welche gleichzeitig ist mit der Moschee, auf deren Stelle man die Kathedrale erbaut hat. Der Orangenhof ist von maurischen Bauwerken eingefaßt; mehre derselben haben zur Zeit der Renaissance Umänderungen erfahren, doch sind die Thüren noch mit bronzenen Aldabones geschmückt, die aus dem 13. Jahrhundert stammen. In der Nähe steht die Lonja, Börse.

Auf den Stufen, gradas, welche um die Kathedrale herum sich erheben, hat man die Säulen aus den Trümmern des alten Hispalis aufgestellt. Unter den verschiedenen Eingangsthüren wird eine als Puerta de Lagarto bezeichnet, d. h. der Eidechse, weil über dem Eingang ein großes hölzernes Krokodil hängt. Es ist dem Thiere nachgebildet worden, welches der Sultan von Aegypten, als er um die Hand der Tochter Alonzo des Gelehrten sich bewerben ließ, dem Könige schenkte.

Die Kathedrale macht einen geradezu überwältigenden Eindruck. Schwerlich gibt es eine zweite gothische Kirche, die so groß ist und sich so imposant ausnimmt. Der Annalist Zuñiga erzählt, daß man im Jahre 1401 den Plan faßte, die allerschönste Kirche zu bauen, welche die Christenheit aufzuweisen habe. Ein Canonicus rief: „Wir wollen eine Kirche herstellen, die so groß ist, daß die, welche sie vollendet sehen, uns für toll halten müssen.“ (Fagamos une Iglesea tan grande, que los que la vieren acabada nos tengan por locos!)

Die fünf Schiffe sind so geräumig und so hoch, daß Einen schwindelt, wenn man einige Zeit aufwärts blickt. Die Pfeiler, welche das Gewölbe stützen, sind in der Wirklichkeit kolossal und sehen doch nur dünn aus; das Chor inmitten des Hauptschiffes hat die Dimensionen einer gewöhnlichen Kirche. Das Monumento, ein hölzerner Tempel, den man in der heiligen Woche in der Kathedrale aufbaut und in welchem das heilige Sakrament ausgestellt wird, ist nicht weniger als 130 Fuß hoch. Bemerkenswerth erscheint auch die Custodia, vielleicht das größte Stück Silberarbeit in der Welt. Sie ist ein Werk des berühmten Goldschmiedes Juan de Arfe y Villafrañe, welcher dasselbe in einem 1589 zu Sevilla gedruckten Buch ausführlich beschrieben hat. Die Osterkerze, cirio passual, ist 20 Fuß hoch, wiegt 2000 Pfund und gleicht

nicht einer Wachskerze, sondern einer Säule. Alles in diesem Dom ist kolossal, auch der heilige Christoph, welchen ein italienischer Künstler, den die Spanier Mateo Perez de Alesio nennen, im 16. Jahrhundert an eine Wand gemalt hat. Der Heilige ist 32 Fuß hoch und hat einen gewaltigen Baum in der Hand, das Jesuskind, welches er auf der Schulter trägt, ist ein wahrer Riese. Dieses Bild ist 1584 vollendet worden. Ein spanischer Künstler hatte nung im Schwange, wie sich aus ein paar holperigen Versen ergibt:

Christophori sancti speciem quicunque tuetur,
Ista nempe die non morte mala morietur.

Sevilla's Eroberer, der heilige Ferdinand (wer und was wäre in Spanien nicht „heilig“?) ruhet in der großen Kapelle in einem silbernen Sarge; sein Sohn, der gelehrte Alphons, hat ihm in nicht weniger als vier Sprachen die



Müller und Müllerin im Stadtviertel Macarena in Sevilla. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

damals einen Adam und eine Eva gemalt; Perez de Alesio war über Adams Bein so entzückt, daß er ausrief: „Vale piu la tua gamba che tutto il mio Cristoforo!“ „Dein Bein ist mehr werth als mein ganzer Christoph!“ Dieser Maler war ohne Künstlerneid.

Wer das Bild des heiligen Christoph sieht, dem kann an demselben Tage keine Krankheit etwas anhaben. So glaubt das Volk, und schon im Mittelalter ging diese Mei- Grabschrift verfertigt. In derselben Kapelle ruhet auch Maria Padilla, des grausamen Peters Geliebte. In der großen Sakristei und der Sala capitular hängen schöne Gemälde von Murillo. Unter den Werken dieses Meisters ist der heilige Antonius von Padua mit Recht berühmt. Die Glasmalereien der Kathedrale sind aus der Zeit des Verfalls und rühren zumeist von französischen und flämischen Arbeitern her.

Die Erhebungen und Senkungen der festen Erdrinde in Amerika, in dem Stillen, Indischen und Atlantischen Oceane, in Südasien und Afrika.

Von Dr. H. Birnbaum.

II.

Wir wollen hier Andeutungen von den Hauptergebnissen dieser schwierigen Forschungen über die Koralleninseln geben. Während die Gruppe der Sandwich-Inseln sich beständig emporhebt, als stände sie unter demselben unterirdischen Einflusse, welcher die Westküste ganz Amerika's noch fortwährend höher hebt, zeigt sich mehr südlich in demselben Weltmeere ein starkes Sinken bei einer ganzen Reihe von Inselgruppen, nämlich bei den Niedrigen Inseln, Gesellschafts-Inseln, bei den nach Gilbert und Marschall benannten Inseln, bei den Carolinen, — mit einem Worte bei der ganzen sogenannten „Milchstraße der Inseln des Stillen Oceans", welche sich in einer Länge von mehr als 1600 geographischen Meilen und einer Breite von 250 geographischen Meilen wie eine große Diagonale quer durch diese Welt des Wassers zieht. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß dieses Heer von Inseln die Ueberbleibsel eines frühern Continents der Erde bildet, der unter dem schon Jahrtausende andauernden Act der Depression allmälig unter Wasser gesunken ist und all seine üppige Pflanzennatur, seine Fülle von Thieren und Menschen mit sich hinabriß in das Grab des Stillen Oceans. Seit der Zeit, wo dies Weltmeer zuerst von den Europäern befahren worden ist, sind schon manche Inseln unter das Niveau hinabgesunken, während andere, wie z. B. die Whitesunday, sehr stark an Umfang und Erhebung eingebüßt haben.

Parallel mit diesem großen Depressionsraume, der mehr als zwei und ein halb mal die Ausdehnung von ganz Europa in sich schließt, tritt im Südwesten des Stillen Oceans wieder eine bedeutende Erhebungswoge der Erdrinde auf, welche in Form eines von Vulkanen umgebenen Halbkreises sich daran legt. Neu-Seeland, die südlichste Grenze dieser gehobenen Strecke, bildet einen Heerd unterirdischen Feuers und ist so sehr dem Erhebungsprozesse unterworfen, daß die eingewanderten englischen Colonisten nicht blos das Vergrößern der Vorgebirge, sondern auch das Vernichten der Häfen durch Hervortreten der Klippen aus dem Meere haben erleben müssen. Die Berge dieser Inselgruppe erreichten ursprünglich nur eine Durchschnittshöhe von 4000 Fuß; dies kann man an der Ablagerung der erratischen Blöcke erkennen, welche von schwimmenden und an den Felsufern zertrümmerten Eisbergen herbeigeführt wurden. Seitdem sind sie aber beträchtlich gehoben worden, denn man zählt jetzt nicht weniger denn zehn übereinander liegende Stufen jener eingewanderten Felsenfremdlinge. Selbst in unseren Tagen setzt sich diese Erhebung noch stark wahrnehmbar fort. In einem Zeitraume von 10 Jahren haben sich die Gestade von Lyttleton um 3 Fuß gehoben. Die Neuen Hebriden, die Salomons-Inseln, die nördlichen und östlichen Küsten von Neu-Guinea, die Landstrecken, welche die Sunda-Inseln bilden, deren Thiere darauf hindeuten, daß sie einst mit Asien in continentaler Verbindung standen, sind jetzt alle wieder im Erhebungsprozesse begriffen, obgleich sie mit großer Wahrscheinlichkeit eine starke Depression durchgemacht haben.

An der südlichsten Continentalspitze Asiens zerlegt sich die eben betrachtete Erhebung in zwei Spalten, wovon der eine Arm das südliche Chinesische Meer durchläuft, dessen Küsten in Cochinchina und Tonkin aber einer allmäligen Depression unterworfen sind. Im Norden wendet sich dieser Zweig über die Philippinen, über Formosa, über die Inselgruppen Lieu-Kieu, Japans, Sachalin, durch die Küstenstriche des Amur, Kamtschatka und dann hinüber nach Amerika; es ist dies die Außengrenze der Vulkane des Stillen Oceans. Der andere Arm geht längs der Nordostgrenze Sumatra's nördlich und durchläuft den ganzen Bengalischen Meerbusen. Die Archipele der Nicobaren und Andamanen haben vielfach Gelegenheit zum Ausmessen der allmäligen Erhebung gegeben. Eben so ist auch die Insel Ceylon dieser Oscillation der Erde unterworfen; sie bildet wahrscheinlich das submarine Band, welches dieselbe mit Hindostan verbindet, und woraus die Legende die Triumphbrücke für die Armee des Affen Hanuman gebildet hat; früher oder später wird diese Brücke zu einem wirklichen Isthmus werden. Es scheint auch, daß der untere Theil des Ganges mit in diesen Zweig der Erhebung zu zählen ist, und daß seine Grenzländer im Norden und Süden einer Art Schwingung unterworfen sind, denn die häufig eintretenden Ueberschwemmungen des unteren Ganges, — Cousy, Mahanaddy und Soane —, verändern fortwährend diese Mündungen. In dem kurzen Zeitraume von 24 Jahren beträgt diese der Erhebung der Erdrinde vorzugsweise zuzuschreibende Ablenkung des Ganges-Deltas schon eine englische Meile. Nach Ferguson liegt die westliche Grenze dieses großen Erhebungssystems, welches in Neu-Seeland seinen östlichen Anfang nimmt, genau an der Mündung des Gogra in den Ganges, so daß die Länge desselben ebenfalls 1600 geographische Meilen betrüge, wie das vorhin besprochene große Depressionssystem im Stillen Oceane.

Was nun Australien und den Indischen Ocean betrifft, so herrscht hier wieder eine allgemeine Depression vor, wie im Centralbassin des Großen Oceans. Während Neu-Guinea, Sumatra und die Philippinen fortwährend mehr an Land gewinnen durch den ununterbrochenen Act der Erhebung der Erdrinde, zeigt Australien, diese Welt einer ganz besonderen Pflanzen- und Thiernatur, sammt seinen Inseln ein beständiges tieferes Hinabsinken unter das Niveau des Meeres. Das sind ein paar dicht nebeneinander liegende Gegensätze der Erdoscillation. Bis auf den heutigen Tag kennt man hier nur einen einzigen Punkt, der einer allmäligen Hebung der Erdoberfläche unterworfen ist, nämlich in der Hobsons-Bay nahe bei Melbourne; hier hat Becker eine Erhebung von ungefähr 3 Zoll jährlich aufgefunden. Sollte dabei kein Irrthum obwalten, so bildet dies eine ganz

alleinstehende Ausnahme, denn daß der übrige Continent einer fortwährenden Senkung unterworfen ist, leidet keinen Zweifel, da alle ihn umgebenden Corallenbauten eine verjüngte obere Spitze zeigen, die nur durch das Hinabsinken des Meeresgrundes veranlaßt sein kann.

Westlich von Australien fehlen dem Indischen Oceane fast alle Inseln. Auf einer Strecke von 750 geographischen Meilen trifft man nur Atolls an, welche durch den ununterbrochenen Act der Depression auch schon längst von den Wogen des Meeres verschluckt worden wären, wenn die unermüdeten Arbeiten der Polypen diesen Untergang nicht durch beständiges Höherbauen verhütet hätten. Bei dem berühmten Atoll der Keelinginsel hat Darwin Studien ausgeführt, für welche ihm die Wissenschaft auf immer zu Danke verpflichtet sein wird; und eben so auch bei der Male-Diven Gruppe, dieser Doppelkette von submarinen Gebirgen, wovon jede Spitze mit einer Korallenkrone geschmückt sich aus dem Niveau des Meeres erhebt. Alles spricht hier für einen noch immer fortgesetzten Act der Depression.

Nach der soeben durchgeführten Betrachtung haben wir also in einer Strecke, welche von der Ostgrenze Amerika's bis zur Westgrenze des Indischen Meeres zwei Drittheil des ganzen Erdumfangs in sich schließt, zwei großartige Systeme der Erhebung und zwei ebensolche der Senkung kennen gelernt, die sich, successiv an einander schließend, von Ost nach West verfolgen lassen. Auf den sich langsam erhebenden Continent Amerika's folgen die niedrigen Inseln des Großen Oceans, welche durch den Act der Senkung dem Blicke schon längst verschwunden wären, wenn die emsigen Arbeiten der Polypen sie nicht fortwährend wieder über den Spiegel des Meeres gebracht hätten; daran schließt sich in Form eines großes Halbkreises das große Vulkanengebiet des Oceans, in welchem der Prozeß der Erhebung der Erdrinde thätig ist, und zuletzt herrscht im ganzen Indischen Oceane dieselbe Depression vor, wie in dem Centralgebiete des Stillen Meeres.

Was Afrika betrifft, so ist die Erforschung seiner Oberflächen-Oscillation kaum erst in Angriff genommen worden, wir wissen davon nur Einzelnes. Es fehlen jedoch glaubwürdige Beobachtungen nicht, die uns den Schluß gestatten, daß Ostafrika und die damit verbundenen Länder eine zu Amerika und den Sunda-Inseln passende dritte Erhebungswoge bilden. Die Korallenbänke, welche die Inseln Mauritius und Bourbon (der Maskarenengruppe), welche Madagaskar und das Festland im Canal von Mozambique umlagern, tragen alle die deutlichsten Spuren einer submarinen Erhebung der Erdoberfläche. Auch hat die Beobachtung ergeben, daß die Gestade des südlichen Rothen Meeres diesem Erhebungsprozesse noch fortwährend unterworfen sind; denn in verschiedenen Höhen wurden an den Felsufern die Merkzeichen des frühern Niveaustandes frisch eingegraben aufgefunden. Die meisten Reisenden, welche diese Gegend besucht haben, erstaunten über die jetzt sichtbar gewordenen Felsriffe und die mit Seesalz überdeckten weißen Gestade; sie berichten, daß mehre Buchten durch das Zurücktreten des Meeres ganz verschwunden und und manche Häfen seicht geworden sind. Davon erzählen uns namentlich Ferret und Gallinier in ihrer Reise in Abyssinien; sie bestätigen, was vor ihnen schon Rüppel, Salt und Valencia gefunden haben. Und Lejean hat in unseren Tagen diese Wahrzeichen als Beweise für den Erhebungsprozeß der Erdrinde erkannt, auch fand er, daß der Hafen von Dschidda, den in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Niebuhr noch für flachgehende Schiffe zugänglich gefunden hatte, jetzt ganz vom Meere abgeschlossen und in eine Meerlache umgewandelt sei. Die Bewohner dieser Küsten wissen auch aus Erfahrung, daß die Tiefe des Meeres und die Form der Gestade sich so rasch ändern, daß sie nach einem Zeitraume von zwanzig Jahren kaum wieder zu erkennen seien.

Mehr gegen Norden hört diese allmälige Erhebung auf und verwandelt sich bei dem Isthmus von Suez in die schon früher besprochene Depression. Die Grenze zwischen beiden Thätigkeiten des Erdinnern ist noch nicht genau bestimmt. Im Westen hat Afrika wahrscheinlich einst eine starke Depression erlebt, durch welche die Canarischen Inseln und selbst St. Helena von dem Continente getrennt worden sind. Es fehlt den Forschern nicht an Andeutungszeichen, welche diese Vermuthung zulassen. Die Untersuchungen, welche Heer über die Flora der Inseln des Atlantischen Oceans angestellt hat, rechtfertigen seine Hypothese, daß einst noch ein Continent zwischen Europa und den Antillen bestanden haben müsse, der durch allmälige Depression des Atlantischen Meeresgrundes verschwunden sei.

Alle bis jetzt bekannten Thatsachen berechtigen uns daher zu der allgemeinen Annahme, daß in der Nähe des Aequators rund um die Erde herum drei große Erhebungs- und drei eben solche Depressionswogen in der sogenannten festen Erdrinde vorgekommen sind. Das Centrum einer jeden Depression fällt jedesmal gerade in die Mitte eines der drei großen Oceane; der Hauptsitz der drei Erhebungen liegt einmal in dem großen Archipel der Sundainseln, dann in den Continentalmassen von Amerika und Afrika. Man erkennt daraus, daß die Oscillationen der Erdrinde einem allgemeinen Gesetze unterworfen sind, welches allerdings noch nicht mit wissenschaftlicher Schärfe zu präcisiren ist, dessen Vorhandensein man aber kaum in Abrede stellen kann. Läßt man sich hierbei nicht durch lokale zufällige Aenderungen, dergleichen durch Erdbeben und Ausbrüche von Vulkanen hervorgebracht werden, irre machen, so gelangt man sicher zu der Ueberzeugung, daß dem ganzen Erdball eine Kraft inne wohnen müsse, wodurch seine gesammte Oberfläche beständig der Erhebung und Senkung unterworfen sei.

Damit wollen und können wir eine gewisse Aehnlichkeit, ja sogar eine wahrscheinliche Zusammengehörigkeit beider Phänomene durchaus nicht in Abrede stellen; es ist recht gut denkbar, daß bei der planetarischen Oscillation dieselben Ursachen, nur in einem viel vergrößerten Maßstabe und von einem viel tiefer gelegenen Punkte aus, thätig sind. Dagegen müssen wir die Annahme, daß dabei eine noch ganz unbekannte Kraft vorkomme, die ähnlich wie die Erdschwere, allgemeine Gravitation, oder der Erdmagnetismus auf den ganzen Planeten wirke und die Oberflächenoscillation hervorbrächte, ganz von der Hand weisen. Das würde sich weder im Allgemeinen mit dem Stande aller Wissenschaften, noch mit der Astronomie allein in Einklang bringen lassen. Doch lassen wir die Sachen ruhen, welche über die Grenzen der Thatsachen hinausliegen.

Ueber die Oscillationen der Erdrinde an den Polen wissen wir noch gar nichts, und das nicht blos, weil es dem Menschen bis jetzt noch nicht möglich gewesen ist, dahin zu gelangen, sondern hauptsachlich aus dem Grunde, daß die Thatsachen, welche die Schlüsse zur Wahrscheinlichkeit gestalten, in eben dem Maße seltener und unzuverlässiger werden, als sie sich auf höhere Breitengrade beziehen. Wir

dürfen indeß diese Lücke unseres Wissens bei weitem nicht so viel beklagen, als die vieler anderen Punkte, wobei die Ueberwindung der Hindernisse viel eher möglich gewesen wäre. Und genau genommen haben wir viel mehr Ursache über das bereits gewonnene Resultat uns zu freuen, als über das noch Fehlende zu jammern. Die Zeit der Erforschung der Erdoberflächenschwankungen durch Thatsachen zählt kaum erst ein halbes Jahrhundert, und damit verglichen ist das wirklich schon Erreichte bewundernswürdig groß. Es betrifft dies das Erforschen des ganzen Erdballs. Welche Mühe hat es den scharfsinnigsten Männern der Wissenschaft gekostet, über die Bewegungen der Erde, über ihre Gestalt und Größe, über ihre Schwere und Dichtigkeit, über die Vertheilung ihrer Wärme, über ihren Magnetismus, über die Störungen in ihrer Atmosphäre und ihren Gewässern, auf dem Wege der Erfahrung wirkliche Gewißheit zu erlangen! — Und wie viele Punkte dieser Eigenschaften der Erde, über welchen die Forschung manches Jahrhundert lang sich abmühte, sind noch nicht bis zu ihrem letzten Abschluß gelangt! —

Ganz ebenso steht es mit unserem Wissen über die Schwankungen der Erdrinde. Wir haben einen guten Anfang und die sichere Hoffnung zur allmäligen Weiterführung und Vervollkommnung. Vielleicht wird es einst möglich sein, über jeden Punkt der Oberfläche der Erde das Gesetz der Erhebung und Senkung so genau zu kennen, daß sie sich so scharf berechnen lassen, wie das Vorausbestimmen einer Mond- und Sonnenfinsterniß, oder auch nur einer Ebbe und Flut, obgleich die Wahrscheinlichkeit zu diesem Vielleicht vor der Hand noch sehr gering ist. Und wenn es auch nur möglich wäre, die Oscillationen der Erdrinde ebenso durch Linien darzustellen, wie den Durchschnittsgang der Wärme und des Magnetismus durch Isothermen, Isogonen und Isodinen, so würden wir mit einem solchen Ergebniß schon sehr zufrieden sein können. Das sind Zielpunkte, nach denen wir streben müssen, selbst wenn die Aussicht auf Erfolg noch in weiter Ferne liegt.

So viel dürfen wir aber, bei aller übrigen Ungewißheit, für eine unbestrittene Wahrheit annehmen, daß die sogenannte feste Erdrinde einer fortwährenden Undulation unterworfen ist. Die Continentmassen erheben sich in einer nach Jahrhunderten gemessenen Zeitepoche und sinken dann eben so langsam wieder herab. In dem Gange dieser großartigen Oscillation herrscht aber eine majestätische Ruhe, ein so allmälig und unmerklich durchgeführter Wechsel, daß derselbe unmittelbar gar nicht zu erkennen ist. Skandinavien steht jetzt unter dem Einflusse einer langsamen Erhebung, hat aber in der europäischen Gletscherperiode eine eben solche Depression durchgemacht, und seine Bewohner haben in dieser Zeit die Thäler verlassen müssen, weil sie durch den Act der Senkung in Fjords umgewandelt wurden. Ebenso haben die Alpen von Chile und die Berge von Neu-Seeland früher erst eine Depression von 7000 und 4000 Fuß erfahren müssen, ehe sie in den Zustand der allmäligen Erhebung gelangen konnten, worin sie sich jetzt befinden. Und von einer Menge anderer Punkte, in Peru, Aegypten und Nordamerika fallen ähnliche Umformungen sogar in unsere historische Zeit, ohne daß man dieselben einer plötzlich durchgeführten unterirdischen Revolution zuschreiben könnte.

Die Continente heben und senken sich wie der Brustkasten beim Athemholen, nur unendlich viel langsamer. Dieser von Elisee Reclus herrührende bildliche Ausdruck erinnert lebhaft an einen ganz ähnlichen von Kepler, als derselbe bemüht war, das Phänomen der Ebbe und Flut zu erklären.

Himmel und Erde sind also dem beständigen Wechsel der Bewegung unterworfen. Nirgends ist absolute Ruhe, und Darwin hat Recht, wenn er sagt: „Es wird die Zeit kommen, wo die Geologen die Ruhe der Erdrinde in jeder Epoche ihrer Geschichte für eben so unwahrscheinlich halten werden, wie die Unbeweglichkeit der Atmosphäre in irgend einem Zeitmomente.“

Landschaftsbilder an der Bay von Rio de Janeiro.

Die wunderbaren Reize dieser herrlichen Meeresbucht, welche eines der schönsten Landschaftsbilder der Erde darbietet, sind hundertmal gepriesen worden. Wer sie erblickt, geräth in Entzücken über den stets wechselnden, immer anziehenden Charakter des Gestades; sein Blick schweift über die zahlreichen, mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckten Eilande und weidet sich an der seltsamen Gestaltung der vielen aus dem Wasser hervorragenden Felsen.

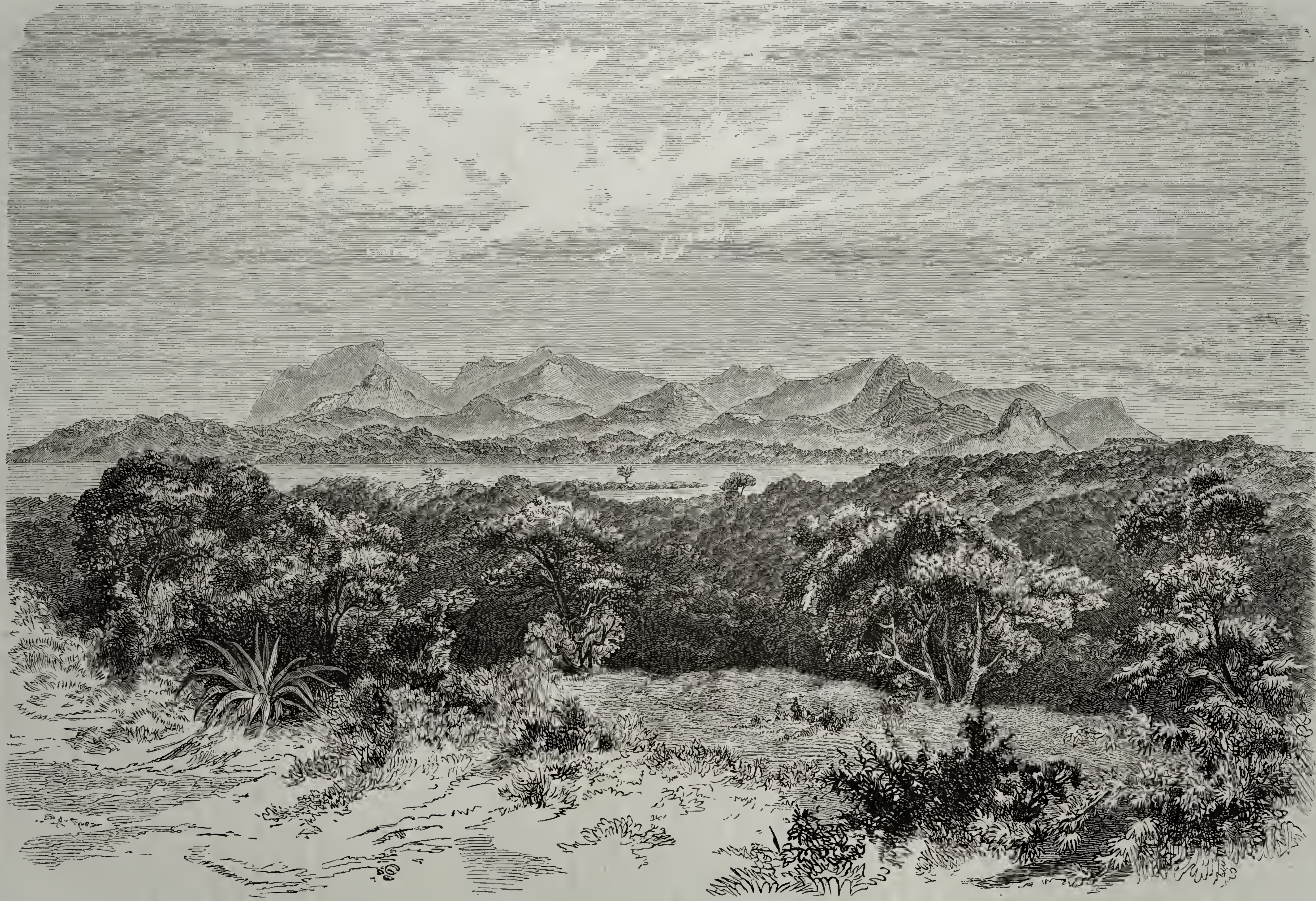
Diese Bay ist sicher und bildet vortreffliche Häfen; nur selten und immer nur bei wild wüthenden Orkanen strandet ein Schiff. In ihr wehen die Flaggen aller seefahrenden Nationen, und die auswärtigen Schiffe vermitteln einen Handelsverkehr, welcher im Jahre wohl an 100 Millionen Thaler beträgt. Es kann nicht fehlen, daß Rio de Janeiro zu immer größerer Blüthe emporsteigt; schon jetzt zählt es zwischen zwei bis dreimalhundert tausend Einwohner.

Nichts ist lohnender als eine Fahrt durch diese Bay, zu welcher der Eingang vom Ocean her nur etwa drei Viertelstunden Weges breit ist. Aber sobald man in dieselbe gelangt, entfaltet sich ein geradezu wunderbares Panorama. Das innere Becken hat eine Breite von etwa drei, eine Länge von zehn deutschen Meilen und bietet eine große Auswahl vortrefflicher Ankerplätze dar. Von den Höhen herab fallen kleine Flüsse in Menge zur Bucht hinab, und sehr beträchtlich ist die Zahl der kleineren Bayen; sie geben den Umrissen des Gestades eine große Mannigfaltigkeit. Einzelne Berge dienen als Landmarken, so gleich am Eingange zur Bay der jäh aufsteigende Zuckerhut (Pao de Azucar), welcher nach Westen hin sich weniger jäh absenkt und die schöne Bay von Bota fogo überragt. Dieser Ort bildet eine der Vorstädte von Rio de Janeiro. Nicht minder anmuthend ist auch die Aussicht von Itaipu aus, von wo man einen Ueberblick des Orgelgebirges hat.

Durch die Provinz Rio de Janeiro zieht sich von Westen nach Osten die sogenannte Küstenkette (Serra do Mar), und diese erhebt sich im Norden der Hauptstadt bis zu



Die Bay von Botafogo und das Orgelgebirge bei Rio de Janeiro (Originalzeichnung von O. C. F. Grashof.)



Blick von Itaipu auf das Orgelgebirge bei Rio de Janeiro. (Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

etwa 1270 Fuß in dem sogenannten Orgelgebirge, dessen eigenthümliche Gestaltung auf unserm Bilde sich deutlich zeigt.

Die schöne Bay von Rio wurde am 1. Januar 1531 von dem Portugiesen Alfons de Souza entdeckt. Er hielt sie für die Ausmündung eines Riesenstromes und nannte sie deshalb den Januarsfluß, Rio de Janeiro. Schon ihm fiel das zugleich Großartige und Elegante der Landschaft auf: die Eigenthümlichkeit der Umrisse des Zuckerhutes, der beiden Brüder, des Gavia, des Corcovado (d. h. der Buckelige) und anderer Berge, welche in ihrer phantastischen Zusammenstellung eine eigenthümliche Wirkung auf den Beschauer üben. Dazu kommt in diesem tropischen Klima die Tiefe und Schönheit der Luftfärbung; Purpurroth und Goldgelb, rosenfarbige Tinten und tiefer Azur wechseln mit einander ab, oder berühren sich und verschwimmen in einander. Man hat gesagt, daß kein Feenland diese Landschaft an Pracht und Schöne übertreffen könne; wer sie erblicke, werde von Staunen gefesselt. — Die Bay wird von Dampfern befahren und ist allezeit von Schiffen belebt. Unter den vielen Eilanden ist die hügelige Isla do Governador, die größte, überall am Strande mit einem wahren Kranze von Häusern und Hütten umgeben. Dergleichen stehen auch auf den kleineren Inseln; manchmal ist solch ein Fleck, der über das Wasser emporragt, nur wenige Morgen groß und auf ihm liegt nur ein einziges Wohnhaus. Ein solches ist dann allemal umgeben von einem Bananengarten, einem mit Mais und Mandioca bepflanzten Stückchen Feld, und wird beschattet von Orangenbäumen und von den luftigen Kronen schlanker Palmen, welche sich aus dem niedrigen Gestrüpp emporheben. Häufig ragt aber auch ein unbewohnbarer, seltsam gestalteter Felsen über die sanftgekräuselte Wellenfläche empor. In jedem Augenblicke weidet sich das Auge an neuen Bildern, deren eins anziehender ist als das andere.

Enthüllungen über die Schutzanstalten für die Neger in Nordamerika.

Nach Abschaffung der Sklaverei im ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten setzte der washingtoner Congreß, welcher nur die nördlichen und westlichen Staaten vertritt, eine große Anzahl von „Freedmens Bureaus" ein; diese sollten für die Freigelassenen Sorge tragen, die Stellung derselben zu den Arbeitgebern regeln und darüber wachen, daß die abgeschlossenen Verträge von beiden Theilen richtig befolgt würden. Diese Negerversorgungsanstalten erhielten sehr ausgedehnte Befugnisse; sie übten zugleich eine richterliche und vollziehende Gewalt, die von den Vorstehern sehr häufig in einer rücksichtslosen Weise geltend gemacht wurde. Fast überall kamen sie in schwere Conflicte, nicht nur mit den Behörden der Einzelstaaten, deren Verordnungen und Gesetze von ihnen ganz unbeachtet blieben, sondern auch mit den Befehlshabern der Unionstruppen.

Die Erfahrung lehrte, daß diese Anstalten ihren Zweck nicht erfüllten; sie waren aber eine Lieblingsanstalt des ultra-abolitionistischen Congresses und dieser suchte ihnen eine noch größere Ausdehnung zu geben. Präsident Johnson beseitigte das darauf bezügliche Gesetz durch sein Veto, und es zeigt sich, daß er gute und vollwichtige Gründe dafür gehabt hat. Von allen Seiten waren Klagen laut geworden über das willkürliche und unverantwortliche Verfahren der Bureaubeamten, namentlich hatten auch die Neger selbst sich über arge Bedrückungen beschwert. Es ist für das ganze Verhältniß von entschiedener Wichtigkeit, hervorzuheben, daß diese Beamten, welche man nach dem Süden schickte, fast ohne Ausnahme politische Stellenjäger aus den eigentlichen Yankeestaaten, aus Neuengland und zumeist aus dem Staate Massachusetts kommen. Nicht wenige unter ihnen sind puritanische und methodistische Geistliche, die gerade keine Gemeinden hatten und ein Unterkommen bei jenen Bureaux fanden. Gerade gegen diese Pastoren wurden die lautesten Beschwerden erhoben; man klagte über ihre Herbigkeit, Härte, Habsucht und fanatische Unduldsamkeit. Die radikalen Blätter schwiegen darüber oder erklärten kurzweg, daß ein planmäßiges Complott von der demokratischen Partei geschmiedet worden sei, um „die wahren Väter und Vormünder unserer Mitbürger von afrikanischer Abkunft zu verleumden und die öffentliche Meinung gegen sie aufzureizen."

Aber die Klagen gegen die Schutzanstalten wurden nur immer lauter, und die Regierung konnte ihnen nicht länger das Ohr verschließen. Im April gingen, im Auftrage des Kriegsministeriums, die beiden Generale Fullerton und Stedman als Commissarien nach dem Süden, um den Stand der Dinge näher zu ermitteln. Sie besuchten zunächst die Staaten Virginien und Nordcarolina und über diese liegt ihr amtlicher Bericht vor. Aus demselben ergibt sich, daß Alles, was man von der Barbarei und Betrügerei mancher Beamten, namentlich der geistlichen, schon gehört hatte, weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Wir unsrerseits haben mehrfach behauptet, daß die armen Neger unter der Fürsorge der Abolitionisten weit schlimmer daran sein würden als unter den Sklavenhaltern, und nun finden wir die thatsächlichen Beweise in dem Berichte der beiden Commissarien.

Es stellt sich heraus, daß manche Beamten sich Plantagen aneigneten, auf welchen sie hunderte von Negern arbeiten ließen; sie gaben denselben Bedarf an Speisen aus den Magazinen der Bundesregierung, welche jetzt 11 bis 15 Millionen Dollars jährlich für diese Bureaux verausgabt! Diese Betrügereien können aber Keinen überraschen; dergleichen sind so sehr an der Tagesordnung, daß sie von den amerikanischen Blättern zumeist nur kurz registrirt werden; Commentare hält man für überflüssig.

Aber es ist von philanthropischem Interesse, das Verfahren der puritanischen Derwische und Bonzen zu verfolgen, die wie ein Schwarm Heuschrecken von Massachusetts und Connecticut aus sich über den Süden verbreitet haben.

Die Commissarien berichten Folgendes: In Nordcarolina, NeuBern gegenüber, befindet sich ein „Settlement" von etwa 4000 „Freedmen" (also eine Oertlichkeit, wo diese freien Neger campiren) in wahrhaft jammervollen

Umständen. Die Leute wohnen in kleinen Hütten, welche sie sich selber zurecht gemacht haben; jede Hütte besteht aus einem einzigen Gemache, in welchem gewöhnlich mehre zahlreiche Familien leben. Vor kurzem hatten die Pocken unter den Bewohnern, die höchst kläglich daran sind, große Verheerungen angerichtet. Die Kranken, Schwachen und Hilflosen erhalten Unterstützung von der Bundesregierung, die Uebrigen suchen ihren ärmlichen Unterhalt durch allerlei kleine Nebenarbeiten zu gewinnen; Manche fangen Fische.

Aufseher und Leiter ist Hochehrwürden Fitz, früher Kaplan in der Armee. Er führt den Amtstitel eines „Assistant Superintendent des Bureaus für das Trent River Settlement".

„Dieser Agent hat die allerwillkürlichste, im höchsten Grade despotische Gewalt sich zu Schulden kommen lassen. Er hat gegen die seiner Obhut anvertrauten Neger unerhörte Grausamkeiten verübt. Das abscheuliche Verfahren dieses Mannes wurde unserer Aufmerksamkeit empfohlen durch eine Deputation von Freedmen; sie berichteten uns Thatsachen, die wir kaum glauben konnten. Wir besuchten dann das Settlement, zogen bei den Negern nähere Erkundigungen ein, untersuchten die Beschwerden und Anklagen und gelangten zu der Ueberzeugung, daß er sich noch weit ärgere Missethaten hat zu Schulden kommen lassen als jene, wegen welcher er anfangs verklagt wurde. Wir haben aber nicht blos die Freedmen abgehört, sondern auch vier intelligente Frauen aus dem Norden, welche Schullehrerinnen im Settlement sind."

„Unter vielen anderen Barbareien und Grausamkeiten, welcher der Superintendent Hochehrwürden Fitz verübt hat, wurde von uns ermittelt, daß er in zwei Fällen Negern Seile um die Handknöchel band und sie dann derart aufhängte, daß ihre Füße den Boden nicht berühren konnten. In solcher schwebenden Stellung ließ Hochehrwürden den einen Neger vier, den andern sechs Stunden."

„Es wurde ferner ermittelt, daß er einen Freedman auf drei Monate ins Gefängniß warf, weil derselbe mit seiner Frau einen Wortwechsel gehabt hatte."

„Reverend Fitz hielt einen andern Mann, der wegen Schulden verhaftet worden war, monatelang in einem Blockhause gefangen; während dieser Zeit blieben dessen Frau und Kinder in der allerkläglichsten Verlassenheit und starben an den Pocken. Hochehrwürden Fitz ließ dann den Gefangenen, unter Bedeckung, aus dem Kerker führen und zwang ihn, sein Kind in der Wiege zu begraben, in welcher es todt lag."

„Ein Wächter hinterbrachte dem Hochehrwürden Fitz, daß eine farbige Frau sich über ihn nicht hochachtungsvoll ausgedrückt habe. Ohne zu untersuchen, was die Frau etwa gesagt, ließ er sie bis zum andern Morgen 9 Uhr einsperren, dann solle sie vor ihn geführt werden, um sich wegen ihres Benehmens zu verantworten."

„Einst kerkerte Hochwürden Fitz sechs Kinder auf zehn Tage lang ein, weil sie am Sabbath auf der Straße gespielt hatten."

„Einen hochbetagten Neger belegte Hochwürden Fitz mit einer Geldbuße von 60 Dollars, weil derselbe einem andern Neger gesagt habe, Fitz werde diesen wohl einsperren. Dieser arme Mann wurde eingekerkert, weil er jene 60 Dollars nicht hatte. Sein Sohn bezahlte dieselben, mußte aber noch 3 Dollars Kerkergeld für eine Nacht erlegen."

Nachdem die Generale solche Proben von abolitionistischer Philanthropie berichtet haben, schildern sie den hochwürdigen Pfarrer in seiner Eigenschaft als „Finanzmann".

„Der Grund und Boden, auf welchem die Hütten stehen, gehört gewissen Erben in Nordcarolina, ist aber vom Bureau als sog. verlassenes Eigenthum in Besitz genommen worden. Jeder Inhaber einer Hütte muß einen Zins entrichten, welcher, der Behauptung des Superintendenten Fitz zufolge, zur Unterhaltung des Bureaus verwandt wird. Wer die Taxe nicht auf Tag und Stunde an ihn bezahlt, wird von ihm auf die Straße geworfen oder eingekerkert; in einigen Fällen hat er auch die Hütten niederreißen lassen. Von Allem, was die Leute arbeiten und verdienen, erhebt Reverend Fitz eine Abgabe, seiner Angabe zufolge, gleichfalls für das Bureau. Von jedem kleinen Laden treibt er allmonatlich 5 Dollars Licenzgelder ein, von jedem Fischerboote 2, von jedem Pferd und Karren 5 Dollars, u. s. f."

Jedem, der ihm diese Taxen nicht zur Stunde bezahlt, confiscirt er sofort das Eigenthum. Wir waren nicht in der Lage zu ermitteln, wie viel Geld Hochehrwürden Fitz auf diese Art erhoben hat oder wohin dasselbe gekommen ist. Da er seine Bücher in höchst unordentlicher Weise geführt, so wäre eine langwierige und in alle Einzelnheiten eingehende Prüfung nöthig gewesen, um auch nur annähernd zu ermitteln, wie viel Geld er eingenommen hat. Wir fragten ihn, wie er es rechtfertigen wolle, daß er den Negern so ungemein drückende Lasten aufgebürdet habe, und erhielten zur Antwort: Kapitän Seely (der Superintendent des östlichen Distrikts von Nordcarolina und gleichfalls der Gaunerei und des Betrugs schuldig) habe ihm gesagt: „Ich muß tausend Dollars in jedem Monat aus diesem Settlement herausschlagen."

Solche Dinge stehen nicht etwa als vereinzelte Ausnahmen da; der Bericht enthält, allein aus Nordcarolina, manche andere Enthüllungen. In Goldsborough ist ein anderer puritanischer Geistlicher, Hochehrwürden G. O. Glavis, Superintendent der Freedmen. Dieser sitzt tief in Plantagenspekulationen und mißbrauchte die Neger zu seinem und seiner Spekulationsgenossen Privatvortheil. Nachdem sie zwei Monate auf den Plantagen gearbeitet, gingen sie fort, weil Glavis und Genossen ihnen die contractliche Zusage nicht erfüllten. Sie erhielten fast gar kein Geld, und man gab ihnen einen Kittel, ein Beinkleid und ein paar Schuhe, welches Alles Hochehrwürden lieferte. Wir ermittelten bei den Auctionatoren Vorham und Ballard in Goldsborough, daß sie für Kaplan Glavis 40 wollene Decken versteigerten, welche alle das Zeichen U. S. (Vereinigte Staaten) trugen; dann verkauften sie auch für seine Rechnung eine Quantität Kleidungsstücke, welche aus Rochester im Staate Neuyork nach Goldsborough geschickt worden waren, damit das Bureau dieselben gratis an die hilfsbedürftigen Neger austheile. Der hochehrwürdige Kaplan konnte nicht in Abrede stellen, daß er aus solchen Fällen 260 Dollars gemacht habe, späterhin wollte er behaupten, es seien nur 126 Dollars 50 Cents gewesen. Dieser Beamte hat gar keine Bücher gehalten und nicht einmal Notizen über Einnahmen oder Ausgaben niedergeschrieben.

Der Bericht setzt dann auseinander, in welcher Weise die abolitionistischen Puritaner aus Massachusetts, in ihrer Eigenschaft als Nährväter und Obhüter der befreiten Neger, ein System barbarischer Sklaverei eingeführt haben, das alle Phantasien, die im „Onkel Tom" zum Besten gegeben werden, hinter sich zurückläßt. Fitz hing Neger an den Handgelenken auf, das ist schon oben gesagt worden.

Major Wickersham war als Spekulant bei einer Reisplantage betheiligt. Er bekam den vierten Theil des Ernteertrags dafür, daß er die Neger zwang, auf der Pflanzung zu arbeiten. Er gestand ohne Weiteres ein, daß er sie mit Ketten und Kugeln belastet und so zur Arbeit angehalten habe. Er war den Contract eingegangen, 40 Arbeiter für die Plantagen zu stellen. Der Bericht sagt, daß er sie wie überführte Verbrecher behandelt habe. Ein anderer Beamter des Bureaus, Colonel Whittlesey und noch andere Unteragenten betheiligten sich gleichfalls bei Spekulationen, indem sie die ihrer philanthropischen Obhut untergebenen Schwarzen zwangen, für den allerniedrigsten Lohnsatz zu arbeiten und sie höchst streng behandelten. „Die Agenten und Beamten des Bureaus verfuhren durchaus willkürlich. Sie dictirten Geldbußen und andere Strafen und kümmerten sich gar nicht um die Gesetze. Viele gestanden ein, daß sie vom Gesetz gar nichts wüßten oder verständen; es sei ihnen unbekannt, was ein Criminal- und was ein Civilfall sei.“ —

Wir fanden diesen Bericht in den „New York Weekly News“ vom 19. Mai 1866. Es ist bezeichnend, daß die radikalen Abolitionistenblätter (so weit sie uns vorliegen), zwar des Berichtes erwähnen, der als ein „Angriff“ gegen das Freedmens Bureau geschildert wird, aber das Dokument selbst nicht abdrucken. Die N. Y. Tribune, in der Nummer vom 17. Mai, gesteht aber ein: man habe gemeint, daß das Bureau ehrlich, pflichteifrig und wohlwollend geleitet worden sei; nun zeige sich freilich, daß pflichtvergessene Beamten Schweinefleisch, Kleider, Schuhe, Zucker rc. gestohlen hätten, daß einer, der hochwürdige James, sogar der Ermordung eines Negers beschuldigt sei, und daß wenigstens in Nordcarolina die Leitung des Bureaus in den Händen von „Schwindlern und Dieben“ sich befunden habe.

Seitdem die Neger Freedmen sind, hat der Tod in grauenhafter Weise unter diesen armen Leuten aufgeräumt. Darin stimmen die Berichte aus allen südlichen Staaten überein, aber am bedauerlichsten lauten jene aus dem Staate Mississippi. Der dortige Bundesrichter Sharkey und der Profoßmarschall haben amtliche Ziffern veröffentlicht. Seitdem man die Neger bewaffnet und in die Nordarmee eingestellt hatte, blieben 2997 farbige Soldaten in den Gefechten todt oder starben an den dort erhaltenen Wunden, während 26,031 schwarze Soldaten von Krankheiten in den Spitälern hinweggerafft wurden, ein Verhältniß wie 1 von 8 oder gar 7; denn im Ganzen hatte man etwa 180,000 Neger bewaffnet. Von den weißen Nordsoldaten starben an solchen Krankheiten durchschnittlich 1 von 15. Aber auf je 1 schwarzen Soldaten, der an Krankheiten starb, kommen im Durchschnitt nicht weniger als 5 schwer erkrankte.

Im Washington wurde dem Reconstructionsausschusse des Congresses dargethan, daß der Staat Mississippi 1860 etwa 436,000 Neger gezählt habe. Richter Sharkey sprach aus, daß von diesen seit jener Zeit mindestens 200,000 gestorben seien.

Die Sagen vom Nachtjäger in Schlesien.

Von Dr. Rudolf Drescher.*)

I.

Mit dem Ende des Oktobermonats, des eigentlichen**) Kirmesmonats der Schlesier, und wie das Volk gern bezüglich sagt: „Nôch d·r Kerms“ beginnt zugleich die dunkelste Zeit, beginnen die längsten Nächte des Jahres. So anregend dieselben, wie überall unter den deutschen Bauern, auf die Geselligkeit der schlesischen Dorfbewohner einwirken, so ist doch ein großer Uebelstand mit ihnen verbunden, wenigstens nach der Meinung der Landleute. Die angegebene Zeit, welche bis zum Neujahr gerechnet wird, ist nämlich auch die unheimlichste des ganzen Jahres. Während derselben versieht sich das Landvolk in Schlesien des ärgsten Gespensterspuks, und nicht selten hört man jetzt unter ihm um Goldberg und Hainau zur Nachtzeit die Aeußerung: „Mach m·r och, daß m·r fortkumma.*) Siste ni? ·S kimmt a Unhêmlich.“**) Alljährlich von Allerheiligen an bis Weihnachten treiben es „d· Unhêmliche“ in den Nächten am tollsten und ist kein Mensch vor ihnen sicher. Am grausigsten aber toben sie in der Christnacht und das besonders an gewissen berüchtigten Stellen, z. B. im „Minnichswâld“ (Mönchswald zwischen Goldberg und Hainau) und in dem Propsthainer Spitzberg

*) Der Herr Verfasser, welcher an einem ausführlichen Werk über Schlesiens Land und Leute arbeitet, hat uns diesen Aufsatz eingesandt, der auch deshalb von Interesse erscheint, weil er zeigt, wie sich in unserm deutschen Osten die Spuren des germanischen Heidenthums erhalten und gestaltet haben. Auch ist, so viel wir unsrerseits wissen, bisher keine zusammenhängende Arbeit über den wilden Jäger in Schlesien erschienen. (Wir erinnern an die Mittheilungen, welche wir früher aus der „Bavaria“ über Wuotan und das wilde Heer in der Oberpfalz mitgetheilt haben.) Ein Anzahl von Verweisungen des Herrn Verfassers auf wissenschaftliche Autoritäten haben wir, als hier unerhebliche Citate, weggelassen. Daß die Arbeit gründlich sei, leuchtet ohnehin ein. A.

**) Die Kirmessen werden in neuerer Zeit in Folge einer Regierungsverordnung wenigstens im preußischen Schlesien an vielen Orten erst während des Novembers abgehalten.

*) Die mundartliche Schreibart ist hier, um falschen Lesungen vorzubeugen, so gewählt, daß nur geschrieben wird, was gehört wird. Jeder einfach geschriebene Vokal ist kurz zu lesen. Der Punkt über der Zeile bezeichnet das stumme e in den Fällen, wo es in der Mitte eines Wortes oder als Abkürzung auftritt z. B. Vuât·r, d· statt Vater, die. Bei dem Doppellaut uâ ist das u nur ein leichter Vorschlag und nur das â zu betonen.

**) So habe ich die Aeußerung wörtlich nach dem Volksmunde in jener Gegend niedergeschrieben (Leisersdorf, Gröditz, Pilgramsdorf, Neukirch). Das noch allgemein (in der gedachten Gegend) geläufige Wort würde hochdeutsch „Unheimling“ lauten; es ist gebildet wie das gläzische Bechtlich. Vergl. Weinhold. W. 8. In demselben Sinne gebraucht man in Nordböhmen das Uhêmlich.

(bei Schönau). Natürlich steckt nach der Volksmeinung hinter all dem Spuk Niemand anders, denn der leibhaftige Teufel selber. Dem Volksglauben nach zeigt er sich aber um diese Zeit seltener in seiner wahren, sondern vorzugsweise in einer ganz bestimmten andern und besonders grausigen Gestalt in Begleitung noch vieler schaurigen Nebenumstände, nämlich als den sogen. Nachtjäger.

Der Nachtjäger, so heißt im deutschen Schlesien dieselbe Gespenstererscheinung, die man in anderen deutschen Ländern mit dem Namen: „Der wilde Jäger" oder „das wüthende Heer" u. s. w. bezeichnet. Man stellt sich ihn auf verschiedene Weise vor.

Schon Prätorius in seiner Daemonologia Rubinzalis Silesii 1662. II. 134 bis 136 erzählt u. A.: „Die Einwohner des Riesengebirges hören bei nächtlichen Zeiten oft Jägerruf, Hornblasen und Geräusch von wilden Thieren; dann sagen sie: „„Der Nachtjäger jagt."" Kleine Kinder fürchten sich davor und werden geschweiget, wenn man ihnen zuruft: „„Sei still, hörest du nicht den Nachtjäger."" Ganz so ist es noch heute wohl überall unter dem schlesischen deutschen Landvolke und darin herrscht kein Unterschied; an diesen hörbaren Merkmalen erkennt man noch überall das Nahen der gespenstischen Erscheinung. Nur in Bezug auf seine äußere Erscheinung herrschen verschiedene Meinungen. Im nordwestlichen Schlesien stellt man sich ihn nämlich als Reiter vor, in den übrigen Landestheilen anscheinend zum größten Theil als Fußgänger.

In den Dörfern um Goldberg, Schönau und Lähn (z. B. Pilgramsdorf, Leisersdorf, Gröditz, Neukirch, Süßenbach) denkt man sich ihn als „pferdefüßigen Reiter ohne Kopf auf einem schnaubenden Rosse mit drei Köpfen, und um ihn herum eine unaufhörlich klaffende Meute von zwölf Hunden mit feurigen Zungen" (so wörtlich). Besonders oft hat man ihn in dem finstern „Minnichswåld" (Mönchswald) erblickt, der auch durch anderweitigen Gespensterspuk berüchtigt ist. Um den gewaltigen Propsthainer Spitzberg sah man ihn um die oben angegebene Jahreszeit mit furchtbarem Getöse seine klaffende Meute hinter sich bei nächtlicher Weile ringsumreiten, früher alljährlich, jedoch seit der Franzosenzeit seltener (Süßenbach). Einst ging ein Mann zu später Nachtzeit von Armeruh nach Süßenbach. Da vernahm er plötzlich einen schrecklichen Lärm hinter sich von gellendem Pfeifen, Peischenknallen, Tuten, Blasen und überlautem Hundegebell, daß ihm Hören und Sehen verging. Und so sehr er auch rannte, der Nachtjäger — denn der war es — holte ihn dennoch ein und er fühlte deutlich, daß ihm ein Pferd seinen Kopf über die eine Schulter legte, und das Schnauben der Nüstern. Doch kam er mit dem bloßen Schreck davon.

„Bei den drei Aspen" im sogen. „Schätzelloche" in den Bergen bei Peterswalde unweit Reichenbach befindet sich ein Grenzstein, der selbst diesen Namen führt und die Jahreszahl 1770 trägt. Unter diesem Stein liegen der Sage nach viele böse Geister verbannt, die um die Mitternachtsstunde hervorkommen und ein schauerliches Wesen treiben. „Geister mit klaffenden Wunden oder den Kopf unter dem Arm, nach Ruhe ächzend, durchjagen zu Roß und zu Fuß, umgeben von feuerspeiendem Gethier, den Berg." Das ist Niemand anders, denn der Nachtjäger mit seinem Gefolge und Hunden. Wir werden noch mancherlei ähnliche Züge von ihm berichten.

Eine Reisegesellschaft begegnete im Jahre 1835 spät in der Nacht im Steinbusche unweit Kaufungen bei Schönau einem herrenlos herumjagenden Pferde, vor dem die Kutschenpferde heftig scheuten. „Das ist das Pferd des Nachtjägers," sagte der entsetzte Kutscher. (Mündlich von meinem Freunde Th. Oelsner in Breslau, dem der Vorfall selbst mit begegnet ist.)

Im Eulengebirge und im eigentlichen Riesengebirge schildert man den Nachtjäger als Fußgänger. Er zieht als gespenstischer grüner Jägersmann ohne Kopf, hinter sich eine Koppel klaffender scheckiger Hunde (das bestätigt auch Weinhold in dem schles. Prov.-Bl. 1862. 194), entweder durch die Lüfte oder über Felder und Wälder, in der Regel zur Nachtzeit, zuweilen aber auch bei Tage. Genau so stellt sich auch (nach mündlichen Aussagen, die gleich mir auch von Hrn. Rector Dr. Luchs gemacht wurden) das Volk im Riesengebirge noch heute den berühmten Berggeist Rübezahl vor und erklärt ausdrücklich: „Der Nachtjäger ist der Rübezahl." Dazu stimmen denn auch die am besten beglaubigten älteren Ueberlieferungen, in denen der gedachte Geist mehrfach als grüner Jägersmann auftritt. Wie man dem Nachtjäger in anderen schlesischen Gegenden bestimmte Berge oder Gebirgszüge als Jagdrevier zuweist, z. B. den Mönchswald, den Probsthainer Spitzberg, das Eulengebirge und wohl noch andere, so weist man ihm in diesem Falle das Riesengebirge zu. Der Name Rübezahl thut hier Nichts zur Sache. Wie der Nachtjäger zu demselben gekommen, das ist freilich eine Frage für sich.

Schon aus weiter Ferne, so berichten zahlreiche Sagen aus dem Riesen- und Eulengebirge, vernimmt man das Kläffen, Winseln und Heulen der ihn begleitenden Hunde, und Mancher vernahm deren Schnauben schon dicht hinter seinen Fersen. „Diese Hunde sind manchmal nur ganz kleine sogen. „Pimm·rla", die leicht hinter dem voranziehenden Nachtjäger zurückbleiben, weil sie über einen Graben nicht hinwegkönnen. Dann winseln sie ganz erbärmlich, und wer sich ihrer erbarmte und ihnen darüber half, erhielt vom Nachtjäger zum Dank einen Thaler."

Auf die Menschen, die ihm nicht aus dem Wege gehen, schießt er und wohin er trifft, da entsteht bald eine schwere Entzündung. So ging es z. B. dem verstorbenen „âla Varwrigschaffer" (alten Vorwerksschaffer) zu Schlegel bei Neurode. Der hörte auf einmal in der Nacht auf freiem Felde das Bellen und Heulen der Meute und das Halloh und Knallen des Nachtjägers in nächster Nähe, und noch ehe er sich sammeln konnte, knallte es mit einem Male dicht hinter ihm und hörte er eine Kugel pfeifen (sic!). Gleich darauf fühlte er einen Schmerz im einen Beine. Da hatte ihn der Nachtjäger hingetroffen und es dauerte lange, bis die davon herrührende Wunde zugeheilt war.

Manch einsamer Wanderer im Eulengebirge hat auch schon den Nachtjäger mit grausiger Stimme rufen hören: „Hast du nicht einen Hasen gesehen?" Ein Bauer in der Gegend von Neurode war einst so keck, dem in der Luft vorüberziehenden Nachtjäger aus seinem offenen Fenster zuzurufen, er solle auch für ihn Wild schießen: „Nachtjäger känntst mer â wuâs mite schißa!" Die Mitternacht darauf fiel ein ganzes Menschenviertel durch den Schornstein auf seinen Küchenheerd.*) Der Bauer vergrub das Viertheil augenblicklich in seinem Garten; aber in der darauf folgenden Mitternacht fiel es von Neuem durch den Schornstein. Er vergrub es nochmals, doch es kam zum dritten Mal wieder. Da endlich ging er zum Geistlichen des

*) Nach einer andern Mittheilung derselben Sage ein geschossener Hase.

Ortes und bat diesen, zugegen zu sein, wenn er das grausige Geschenk zum dritten Mal vergrübe. Das half denn auch endlich.

Durch diese letzte Sage erfahren wir, was der Nachtjäger eigentlich jagt. Nicht nur Hasen und sonstiges Jagdgethier, er jagt auch Menschen, aber nicht gewöhnliche Menschen, sondern gespenstische gleich ihm selbst, sogen. „elbische Wesen", deren Namen uns wieder aus anderen Sagen bekannt sind. Dem Volksglauben nach werden nämlich die Wälder des ganzen schlesischen Gebirges von den sogen. „Pûschweiblan" bewohnt. Das sind nach ausdrücklicher Ueberlieferung kleine mit Moos bedeckte Weiblein, die außerdem noch „Holzweib·l" oder „Rütt·lweib·l" und in anderen deutschen Ländern „Moosweiblein, wilde Frauen" u. s. w. genannt werden. In einer verwandten Sage aus der Gegend von Saalfeld in Thüringen heißt es auch ausdrücklich, daß in dem oben erzählten Falle die Lende eines Moosweibleins auf den Heerd niedergefallen sei.

So muß man auch bei uns früher die Sache angesehen haben; denn Sagen des Riesen- und Rabengebirges berichten ausdrücklich, daß der Nachtjäger die „Pûschweibla" ohn' Unterlaß verfolge und ängstige, und daß diese vor ihm nur auf dem Stamm eines Baumes Ruhe fänden, bei dessen Fall ein Holzhauer gesagt hätte: „Gôt wâls", nicht aber: „Wâls Gôt."*) Die Naturerscheinung, welche diesem Mythus zu Grunde liegt, ergibt sich klar aus nachfolgendem Brauch der Bewohner unsres Rabengebirges; diese sagen nämlich, wenn der Wind die Wolken am Gebirge zerreißt: „Nû zîn de Pûschweiblan hêm."

Vom Gefolge des Nachtjägers ist auch bei uns die Annahme verbreitet, daß es aus den armen Seelen unselig Gestorbener bestehe. Die Schilderung: Geister mit klaffenden Wunden oder den Kopf unter dem Arm, nach Ruhe ächzend, umgeben von Hunden mit feurigen Zungen u. s. w., entspricht völlig den oft haarsträubenden Erzählungen vom wüthenden Heere aus anderen mitteldeutschen Ländern.**) Die bei uns verbreitete Vorstellung jedoch, daß die Hunde des Nachtjägers diese armen Seelen seien, beruht auf einer Abschwächung der erst erwähnten Vorstellung. „Gelangt eine solche arme Seele bei den Umzügen des Nachtjägers über einen Baumstamm, in dessen Rinde ein Holzhauer, während er fiel, geschwind drei Kreuze eingehauen hat, so ist sie erlöst."***) In norddeutschen Sagen wiederholt sich vielfach die Erzählung, daß einer dieser Hunde in der Weihnachtszeit einmal durch die geöffnete Thür in ein Haus eingedrungen sei und dort ein ganzes Jahr ruhig unter dem Heerde gelegen habe u. s. w.†) Mit diesen Erzählungen stimmt auch folgende schlesische Sage dem Hauptinhalte nach überein, nur ist der Bezug auf den Nachtjäger verloren gegangen, der ihr ursprünglich gewiß ebenfalls eigen war.

Auf dem Kanthurhofe zu Poditau bei Glaz erschien einst Abends um 9 Uhr ein schwarzer Pudel in der Gesindestube, legte sich lautlos auf die Bank am warmen Ofen und schlief dort ruhig die ganze Nacht. Doch am Morgen war er verschwunden. Am nächsten Abend aber kam er um dieselbe Stunde und legte sich wieder auf denselben Platz. Das trieb er längere Zeit täglich so fort, alle Hausbewohner gewöhnten sich an ihn und keiner wagte ihn zu belästigen. Da kam eines Abends spät ein Knecht betrunken in die Stube, stieß und schlug den Hund und jagte ihn von der Bank herunter. Doch nun fletschte der Pudel mit einem Male die Zähne und schnappte in so unheimlicher Weise nach dem Knechte, daß diesem Angst wurde und er schnell in den nahen Stall hinter die Pferde flüchtete, der Pudel hinter ihm her. Da hörte er den Pudel deutlich sagen:

Wärschte ne zwisch·r Stôl on Aisa,
Wöll îch d·r wuâs and·rsch b·waisa.

Die Hufeisen der Pferde und die Eisenbeschläge an den „Ständen" ließen den Pudel nicht zu ihm heran.*) Darauf verließ das Ungethüm den Stall, zerriß draußen noch den Kettenhund und fort war es.

In nicht schlesischen deutschen und außerdem in nordischen Sagen verlautet es, daß der wilde Jäger unter anderm Gethier auch gespenstische Rinder verfolge.**) Auf dieselbe, nur inzwischen bei uns verloren gegangene, Anschauung scheint denn auch folgende schlesische Sage Bezug zu haben: „Zu Mölten, unweit Glaz, saß einst spät an einem Winterabende das Gesinde in der herrschaftlichen Gesindestube gemüthlich plaudernd beisammen um den warmen Ofen und die Mägde spannen dazu fleißig. Da plötzlich ging ein Fenster auf und man sah einen Ochsen seinen Kopf in die Stube hereinstrecken, nach einer Weile aber wieder zurückziehen. Der Ochs sah einem sehr ähnlich, der im Stalle stand. Darum ging eine Magd hinaus, um ihn anzubinden; denn alle meinten, er habe sich losgerissen. Wie sie aber in den Stall trat, sah sie den gesuchten Ochsen ganz ruhig und wohl angekettet auf seinem Platze stehen, und kaum war sie mit ihrem Erstaunen wieder in die Gesindestube eingetreten, da stieß schon wieder ein Windstoß das Fenster auf und steckte derselbe geheimnißvolle Ochs seinen Kopf in die Stube herein. Nun merkten auch die Anderen, daß sie es mit einem Gespenst zu thun hatten."

In den meisten der bisher mitgetheilten Sagen war mit dem gespenstischen Jäger der Teufel gemeint, aber Nachtjäger genannt; in den nachfolgenden wird ganz dieselbe Persönlichkeit gemeint, diesmal aber Teufel genannt. In ihnen hat der Nachtjäger wieder die Eigenschaft des Reiters.

---

*) Grimm, Deutsche Sagen. Nr. 270. Noch heute sagen unsere Holzhauer und Feldarbeiter jeden Morgen, wenn sie an die Arbeit gehen: „Wâls Gôt!"

**) Vergl. Grimm, Myth. 887.

***) Aus dem Gläzischen. Um Saalfeld in Thüringen gilt dasselbe ausdrücklich von den Moosweiblein, sobald sie sich auf einen solchen Stamm niedersetzen. Grimm, Deutsche Sagen, S. 59.

†) Simrock, 225. Aus dieser Vorstellung auf einen Ofen übertragen stammt wohl das allgemein verbreitete auch aus Schlesien von früherher bezeugte Sprüchwort: „Er hat nicht einen todten Hund aus dem Ofen zu locken." Siehe Stief, Schles. Histor. Labyrinth. 1737. 264.

*) Man vergleiche hierzu die oben geschilderte, auch außerhalb Schlesiens heimische Sitte, Hufeisen, „weil glückbringend", auf die Thürschwellen zu nageln. Der Aberglauben, daß Eisen vor bösen unheimlichen Gewalten schützt, ist noch heute unter der Stadt- und Landbevölkerung Schlesiens sehr verbreitet, und wir werden ihm weiter unten noch häufig begegnen. Man hegt ihn auch außerhalb Schlesiens (Grimm, Aberglauben, LXXXV. LXXXVIII. XCI. XCV. XCVIII. CV. CVII.) im Erzgebirge, um Saalfeld in Thüringen, um Pforzheim in Schwaben, um Osterode im Harz, im Ausbachischen in Franken, in Westphalen, in Schweden u. s. w. (Grimm, Myth. 952.)

**) Simrock, Myth. 224. In Unterfranken ward ein Mann zur Adventszeit Nachts durch die Erscheinung eines feurigen Kalbes ohne Kopf erschreckt, das ihn mit menschlicher Stimme anschrie. Es konnte ihm nichts anhaben, weil er Brot bei sich trug. Münchner Sonntagsblatt, 1865. S. 350. Von einem „gespenstischen Ochsen aus dem wüthenden Heere, der Nachts in die Häuser eindringt", erzählt auch eine bayrische Sage bei Panzer, Beitrag z. d. M. II. 67.

zwar führt er diesen Namen nicht mehr. Trotzdem aber ist er es.

In einer stürmischen Nacht wurde einst der Schmied zu Eckersdorf plötzlich aus dem Schlafe geweckt. Es war ein unheimlich aussehender fremder Mann da, der sein Pferd frisch beschlagen lassen wollte. Auch das Pferd kam dem Schmied ganz unheimlich vor, es sah gar nicht aus, wie andere Pferde und obendrein hörte er bei der Arbeit ein fortwährendes Wimmern und Wehklagen, ohne daß er sich zu erklären vermochte, woher das kam. Als er fertig war, belohnte ihn der Fremde überreichlich mit vielem Gelde und kaum saß er auf dem Pferde, hui war er fort. Zugleich verstummte auch das grausenerregende Wimmern und Wehklagen. Erst am andern Morgen erfuhr der Schmied, daß dieselbe Nacht ein Nachbar von ihm unselig gestorben war, und nun wurde ihm mit Schrecken klar, daß er dem Teufel sein Roß beschlagen hatte. Das Roß aber war des Nachbars arme Seele gewesen, die der Teufel zur Hölle geritten hatte. Der Schmied war ein frommer Mann, er rührte das Teufelsgeld nicht an, sondern übergab es ungetheilt einem Steinmetzen, der ihm ein steinernes Kreuz dafür machte. Das stellte er vor seinem Hause auf, und da ist es heute noch zu sehen.

Aehnlich aber noch schlimmer erging es dem Schmiede zu Buchau bei Neurode. Zu dem kam auch einst mitten in der Nacht ein vermummter Reiter und ließ sein Pferd beschlagen, und auch er hörte dabei ein fortwährendes Wimmern. Da auf einmal beim dritten Eisen hört er das Pferd deutlich und mit bekannter Stimme sagen: „O wîh G·votter!" Es war die Seele seines Gevatters, des Müllers, den der Teufel in derselben Nacht geholt hatte. Der Schmied soll ihm wenige Tage darauf nachgefolgt sein.*)

Wie im ganzen übrigen Deutschland besitzen wir aber auch in Schlesien eine Reihe von Sagen mit einem historischen Hintergrunde, die mit den Sagen vom Nachtjäger scheinbar nichts zu thun haben, dennoch aber auf derselben mythischen Grundlage beruhen.

In Grunau bei Striegau lebte einst ein sehr böser gottloser Herr, gen. „d·r âle Schernhaus (Tschirnhaus)", der kein größeres Vergnügen kannte als die Jagd und das Reiten. Außerdem war er hart und grausam gegen seine Unterthanen in Grunau. Diese hatten Jahraus, Jahrein keine Ruhe vor den harten Frohndiensten, fast unerschwinglichen Abgaben, endlosen Botengängen und ganz besonders wegen der Treiberdienste bei seinen fortwährenden Jagden in dem nahe gelegenen Eichenwalde gen. „der Huân" d. i. der Hain. Wer sich nur den geringsten Einwand gegen seine Wünsche erlaubte, wurde stets auf das Grausamste körperlich gezüchtigt oder kam in den finstern Thurm, der noch heute gezeigt wird. So betete denn auch für ihn keine Lippe, als das Gerücht ging, er läge auf dem Todtenbette; und als er todt war, zweifelte kein Mensch daran, daß ihn der Teufel geholt habe. Er fand keine Ruhe im Grabe. Oft sah man ihn auf seinem schneeweißen Schimmel durch den „Huân" jagen, wie bei seinen Lebzeiten, wenn er einen Hirsch oder einen Hasen verfolgte. Oft kam er auch bei Tage und bei Nacht aus dem „Huân" in rasendem Galopp heraus in das Dorf und in den Herrenhof herein, ganz wie früher, als er noch lebte; und jeder Mann zog sich scheu vor ihm in sein Haus zurück, und, wer katholisch war, schlug ein Kreuz. Der hochbetagte Greis, von dem ich mir die Geschichte als Kind oftmals erzählen ließ, betheuerte jedesmal, daß seine Mutter, welche in ihrer Jugend auf dem Herrenhofe als Magd gedient hatte, ihn einst etwa um das Jahr 1760 am hellen lichten Tage mit allen übrigen Leuten des Hofes habe plötzlich erscheinen sehen. Sein Anblick scheuchte sofort jedes lebende Wesen aus dem Hofe in das alte Schloß, das Gesindehaus, die Ställe, die Scheunen, so daß Niemandem ein Leid widerfuhr. Meine Mutter aber stand auf dem „Sîmse" am Gesindehause und beobachtete ihn durch ein Astloch. Er that aber Nichts, als daß er etwa drei Mal den Schimmel rings um den Hof herum trieb und dann plötzlich zum obern Hofthore hinausjagte in das Dorf. Das ging lange Zeit so fort, bis endlich ein kluger Mann*) herbeigeholt wurde, der Geister zu bannen verstand. Dieser machte sich mit seinen Künsten an das Gespenst, das ihm zu entgehen sich vergeblich in die verschiedensten Thiergestalten verwandelte. Endlich wie es gerade eine Hummel geworden war, fing es der Mann und sperrte es in einen Sack. In dem machte sich aber die Hummel schrecklich schwer. Doch wurde der Sack mit vieler Anstrengung in die herrschaftliche Karosse gehoben und der Geisterbanner setzte sich mit hinein neben ihn. Wie sehr aber auch die vorgespannten Pferde anzogen, die Kutsche bewegte sich nicht von der Stelle. Da spannte man sämmtliche 12 Pferde und eben so viel Ochsen aus den Hofställen vor und nun ging es mit vieler Mühe zum Hofe hinaus in den nahen Eichenwald und zwar in den Theil, welcher der „Öb·rhuân" (Oberhain) genannt wird. Hier ward das Gespenst in eine große Dornhecke hinein gebannt, in deren Nähe es seitdem bis zum heutigen Tage „spukt" und besonders gern Vorübergehenden aufhockt. Noch heute wird auf dem grunauer Herrenhofe ein steinernes Bildniß gezeigt, das aus den Ruinen des alten Schlosses der Tschirnhause stammt und in ganzer Figur und beinahe in Lebensgröße einen langbärtigen Greis in der ritterlichen Tracht, etwa des 15. Jahrhunderts, als Halbrelief erkennen läßt. Diese Figur stellt nach dem Volksglauben „da âla Schernhaus" dar, von dem die Sage erzählt wird. Sie ist aber schon längst arg verstümmelt; denn wohl seit mehr als einem Jahrhundert schon, und noch bis zum heutigen Tage, werfen die Dorf- und Hofkinder zu Grunau im Angedenken an die Sage unermüdlich mit Steinen nach ihr, indem sie sagen: „Na wort ok du âl·r Schernhaus."

Nachweislich gehörte Grunau in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zweien Brüdern aus der adeligen Familie v. Tschirnhaus. Das alte Schloß brannten erst die Preußen nieder in den schlesischen Kriegen. Aehnliches erzählt man sich in der Gegend von Schönau, wo die freiherrliche Familie v. Zedlitz-Neukirch seit fünf Jahrhunderten schon reich begütert und noch heute ansässig ist.

Zu Tief-Hartmannsdorf, so geht die Sage, lebte vor vielen vielen Jahren einmal ein Herr v. Z. von überaus böswilliger Gemüthsart, der seine armen Unterthanen über alle Begriffe plagte und bei den geringsten Vergehungen hart und unbarmherzig strafte. Am meisten aber hatten sie von seiner Jagdliebhaberei zu leiden, die schier unersättlich war. Er hatte in seinem Leben so viel Böses gethan, daß er auch keine Ruhe im Grabe fand, sondern verdammt war, nach dem Tode ruhelos zu reiten und zu jagen und in Feld und Wald umherzustreifen. Schon als er begraben werden sollte, konnte der Sarg nicht getragen werden, sondern Pferde mußten ihn mit großer Anstrengung nach dem Kirchhofe fahren, und als man vom Leichenbegängniß in der Dunkelheit zurückkehrte, fand man das Zimmer des

*) Fast wörtlich denselben Inhalt hat eine Sage aus Rastenburg in Ostpreußen in Grimms d. S. S. 284.

*) Ausdrücklich hier nur „ein kluger Mann", kein Geistlicher!

Verstorbenen im Schlosse erleuchtet, obwohl Niemand darin war. Im nächsten Jahr an seinem Begräbnißtage Nachts um 12 Uhr entstand aber plötzlich in allen Ställen des Herrenhofes eine unerklärliche Unruhe. Die Rinder brüllten, Schafe, Schwarz- und Flügelvieh gaben ängstliche Töne von sich, die Hunde heulten, und vor Allem die Pferde schlugen in ihren Ständen aus und wollten sich losreißen. Zugleich entstand ein plötzlicher Sturmwind und „d·r äle Z." kam auf seinem „schneeweißen Schimmel", den er auch bei Lebzeiten geritten hatte, zum Hofe hereingejagt, stieg ab, und bald wurde es in seinem Zimmer licht. Um 1 Uhr erschien er wieder unten, stieg auf und jagte davon. So geschah es alljährlich lange Zeit, bis man sich endlich an einen Geistlichen in Liegnitz wandte, der als Teufels- und Geisterbanner großen Ruf genoß. Dieser kam denn auch, auf seinen Rath wurde der Todte wieder ausgegraben und in eine nahegelegene finstere Waldschlucht, genannt „der tiefe Grund" gefahren und dort von Neuem begraben. Nach der einen Erzählung trieb man einen eisernen Pfahl in das neue Grab hinein, nach der andern wurde dem Todten von dem Geistlichen aufgegeben, so lange den nächtlichen Spuk zu lassen, „bis er einen Teich im finsteren Grunde mit einer Kanne ausgeschöpft haben würde, die keinen Boden hatte".

Nun geschah es aber lange Jahre nachher, daß in einem heißen Sommer der Teich von selbst austrocknete. Sogleich begann auch der Todte wieder seine nächtlichen Ritte, und das alte Unwesen mit ihm fing wieder von vorne an. Da berief man zum zweiten Male einen Geisterbanner. Auch dieser fing das Gespenst ein. Wieder mußte man es mit vieler Anstrengung nach dem tiefen Grunde fahren, und jetzt stellte ihm der Geisterbanner die Aufgabe, sich so lange ruhig zu verhalten, „bis es eine große alte Eiche mit einem hölzernen Messer durchschnitten haben würde". Seitdem kam der Todte nicht mehr wieder. — Der alte Mann, welcher mir das unter Anderem erzählte, behauptete, als Knabe noch den Kutscher gekannt zu haben, der in dem Rufe gestanden hatte, den Todten das zweite Mal nach dem tiefen Grunde gefahren zu haben.*)

Von einem einstigen Burgherrn auf Burg Lähnhaus, Konrad, auch aus dem Geschlechte der Zedlitze, der selbst den geschichtlichen Nachrichten zufolge sich allerdings durch Härte und ein schonungsloses Verfahren gegen seine Untergebenen hervorgethan zu haben scheint, geht eine ähnliche Sage noch heute unter dem Landvolke in der lähner Gegend. „Er fand keine Ruhe im Grabe und muß zur Strafe für seine Grausamkeiten bis zum jüngsten Tage als Gespenst umherreiten." Viele wollen ihn gesehen haben, die Nachts von Mitternacht her aus Märzdorf gekommen und über den Hellaberg bis zur Hagenschenke gewandert, wie er den Kopf unter dem Arm auf feuerschnaubendem Rappen plötzlich vom Burgberge herabgesprengt und gegen das Städtlein zugeritten sei.**)

*) Theils nach selbst gesammelten mündlichen Berichten, theils nach einer aus Kaufungen stammenden Aufzeichnung meines Freundes Oelsner.

**) Knoblich, Lähn 1863. S. 156.

Stadt Steyer.

Studie von Dr. **Friedrich Brinkmann.**

II.

Nachdem wir uns so mit der Lage der Stadt und ihrer Umgebung bekannt gemacht haben, treten wir in sie ein und betrachten sie uns von innen. Die Bauart ist diejenige, welche man allgemein in den Städten und großen Marktflecken Oberösterreichs antrifft, und womit die große Masse der Reisenden vorzüglich in Linz bekannt wird. Das besonders Charakteristische derselben, das eigenthümlich flache Dach, in welches die hohen und breiten Façaden der Häuser auslaufen, findet man hier sogar noch häufiger als in Linz. Dazu kommt der sehr helle, meist weiße oder mattgelbe Anstrich, der sehr lang gestreckte viereckige Marktplatz mit zwei schönen Brunnen und zwei als Schmuck derselben angebrachten Standbildern des heiligen Leopold und der Maria, und der unvermeidliche Zopfstyl der Kirchen mit ihren doppeltgekuppelten Thürmen.

Was aber die Häuser von Steyer vor denen von Linz und aller anderen österreichischen Städte auszeichnet, das ist die Ausschmückung der Façaden mit Freskogemälden, die beim Durchwandern der Straßen uns so häufig vorkommt, daß wir dadurch lebhaft an Tyrol und das bayrische Hochland erinnert werden, und diese Eigenthümlichkeit möchte sich wohl dadurch erklären, daß Steyer die älteste Stadt des Landes, die alte Hauptstadt der Steyermark ist, und das alterthümliche Aeußere sich treuer bewahrt hat als die anderen Städte. Unter diesen Bildern fällt uns besonders die große Zahl von Nachbildungen der lieblichen Madonna Mariahilf von Kranach auf (siehe meine „Studien und Bilder" II, S. 101 bis 114), dann aber eine merkwürdige Darstellung der Dreieinigkeit, eine der ältesten, welche die Kunstgeschichte kennt, dadurch charakterisirt, daß über dem am Kreuze hangenden Christus Gott Vater mit einer dreifachen Krone auf dem Haupte die Arme ausbreitet und so die Enden der Kreuzesarme festhält, unter dem Sohne aber, in der Gegend der Hüften, der heilige Geist in Gestalt einer Taube schwebt. (Die alten Meister haben häufig in dieser Weise die Dreieinigkeit dargestellt, z. B. Amberger, Schüler Hanns Holbein des Aeltern, siehe in der alten Pinakothek zu München, Kabinet VII, Nr. 121.)*)

Die Straßen sind trotz der vielen Feuersbrünste, welche die Stadt erlebt hat, so enge, wie man es in unseren

*) Ein Haus auf der Hauptstraße (in der Enge) ist durch eine goldene Inschrift als die Geburtsstätte des durch die Travestie der Aeneide berühmt gewordenen Dichters Blumauer ausgezeichnet, der hier 1755 geboren wurde und 1798 in Wien starb.

ältesten Städten nur antreffen kann. Man scheint eben bei allen Erneuerungen immer die alten Straßen beibehalten zu haben. Auf den meisten, selbst den lebhaftesten, können zwei sich begegnende Wagen nur mit Mühe einander ausweichen. Das Pflaster aber ist durchschnittlich so schauderhaft schlecht, daß man glauben möchte, es sei nur für das so zahlreich, weit und breit aus der Umgegend hieher zusammenströmende Landvolk berechnet, und der Fremde, der nach Steyer kommt, thut sehr wohl daran, seine doppelsohligen, nägelbeschlagenen Bergschuhe wieder hervorzusuchen.

Die schönsten Häuser stehen an dem langen Marktplatze zusammen, und unter ihnen erhebt sich in der Mitte einer Langseite das stattliche Rathhaus. In einer Ecke liegt die alte, im Jahre 1472 erbaute Dominikanerkirche, die an Wochentagen ebenso wohl wie an Sonntagen eines außerordentlichen Besuches sich erfreut und die Lieblingskirche der Steyrer ist, ein seltsamer, überall sich wiederfindender Zug des Volkes, daß es die kleinen Kirchen, besonders frühere oder noch als solche bestehende Klosterkirchen den großen Domen vorzieht.

Vom Markte ziehen sich die Häuser den Abhang hinan und oben auf dem Hügel steht die alte, ehrwürdige Pfarrkirche, die zwischen all den anderen, im Renaissancestyl gebauten Kirchen Oberösterreichs uns wie eine Oase in der Wüste erscheint, denn sie ist rein gothischen Styles. Das entgegengesetzte Ende der eigentlichen Stadt und zugleich der Mittelpunkt des aus dieser und den Vorstädten bestehenden Ganzen wird durch das Schloß markirt, das, wie wir schon sahen, ganz nahe am Vereinigungspunkte beider Flüsse liegt.

Wir wollen uns jetzt diese drei merkwürdigsten Gebäude Steyers, die zugleich hervorstechende Züge seiner Physiognomie ausmachen, das Rathhaus, die Pfarrkirche und das Schloß etwas genauer ansehen.

Das Rathhaus ist jüngern Ursprungs, als man von einer so alten Stadt erwarten sollte, entspricht aber darum um so besser dem Charakter der ganzen Stadt, da in Folge der vielen Feuersbrünste nur sehr wenige alte Häuser sich erhalten haben. Es wurde in den Jahren 1765 bis 78 erbaut. Es ist drei Stockwerke hoch, vom ersten springt ein Altan vor und oben zieht sich um das flache Dach ein steinernes, mit Statuen geschmücktes Geländer. Darüber erhebt sich aber ein sehr zierlicher, golden strahlender Kuppelthurm.

Im Innern werden noch manche Andenken an die alte Zeit aufbewahrt: die Bildnisse des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol und seiner Gemahlin Philippine Welser, der schönen Bürgerstochter von Augsburg; das Bild Kaiser Karls VI., in dessen Perrücke sich ein gewisser Philipp Pachter als der „Reiß- und Schreibekunst Liebhaber" verewigt hat, indem er das Lob der Weisheit aus der Bibel hineinschrieb; sechs zinnerne Krüge von alterthümlicher Form, aus denen man in früheren Zeiten, wo bei den Hochzeiten der wohlhabenden Bürger der erste Tanz auf dem Rathhause gemacht wurde, den Ehrentrunk zu nehmen pflegte, u. a. m. Am interessantesten möchten unter diesen Dingen aber wohl die im Archive aufbewahrten Symbole der richterlichen Gewalt sein, welche die Stadt vermöge eines besondern Privilegiums früher besaß: das große Schwert, welches dem jedesmaligen neugewählten Stadtrichter nach der Bestätigung durch den Landesherrn übergeben und bei der Verkündigung der Urtheile vor ihm hergetragen wurde, und der alte Blutrichterstab mit einem silbernen durchbrochenen Griffe, den dieser bei der Verkündigung der Bluturtheile in der Hand hielt. Es erinnern uns diese beiden Zeugen der alten Zeit an die sehr unabhängige, den freien Reichsstädten fast gleiche Stellung, welche Steyer in Bezug auf die Gerechtigkeitspflege den Landesherren gegenüber einnahm. Schon durch das große Privilegium Albrechts I. v. J. 1287 erhielten die Bürger das Recht, sich ihren Stadtrichter selbst zu wählen und die Exemption von dem Landrichter. Der Blutbann, d. h. die Criminaljustiz über todeswürdige Verbrechen wurde damals ausgenommen. Aber auch diesen bekam die Stadt im Jahre 1523, und damit war denn die Exemption vollständig und unterschied sich nur dadurch von derjenigen der Reichsstädte, daß der gewählte Stadtrichter der landesherrlichen Bestätigung bedurfte. Unter Joseph II. (1786) kam die Beschränkung hinzu, daß nur ein geprüfter Jurist wählbar war. —

Die Pfarrkirche wurde in den Jahren 1443 bis 1522 erbaut und zwar nach dem Vorbilde der Stephanskirche in Wien. Sie litt dann aber gleich nach ihrer Vollendung bedeutend durch eine Feuersbrunst und wurde erst 1630 ganz wiederhergestellt. Das Innere ist 120 Fuß lang, 70 Fuß hoch und durch acht Paare von Säulen, die oben an der Decke in ein Netzwerk von Aesten auslaufen, in drei Schiffe getheilt. Die sieben Altäre gehörten bis in die neueste Zeit dem Zopfstyle an. Man hat aber jetzt angefangen, sie nach und nach durch gothische zu ersetzen. Der neue Hauptaltar steht schon seit einer Reihe von Jahren da. Er ist von Guggenberger in München angefertigt und macht dem Meister alle Ehre. Es ist ein Aufbau von Thürmchen und Pfeilern mit Figuren. Doch sind jene mehr als zu Grunde gelegtes Schema, als Hintergrund und Abschluß des Ganzen verwandt, der Hauptraum ist von Figuren erfüllt. Ein gekreuzigter Christus mit Maria und Johannes steht in der mittlern, größten Nische, zu jeder Seite ein Heiliger in einer Nebennische; darunter zwei betende Engel, darüber Peter und Paul, und ganz zu oberst Gott Vater. Von besonders wohlthuender Wirkung sind die angewandten matten Farben, Braun, Mattblau, Mattroth mit Gold.

Zu diesem Hauptaltare sind im J. 1864 zwei gothische Nebenaltäre gekommen, die sich jedoch mit ihm an Kunstwerth nicht messen können und von einem steyrer Tischler herrühren. Sie stehen auf beiden Seiten des Hochaltars und wurden gerade an dem Tage, als ich die Kirche besichtigte, aufgestellt. Am folgenden Morgen sollten unter großen Ceremonien die reich aufgeputzten, mit Gold und Perlen ganz bedeckten Reliquien der Schutzheiligen Columba, die seit dem Jahre 1688 hier ruhen, in ihrem neu angefertigten, dem gothischen Style entsprechenden gläsernen Schreine an dem einen der Nebenaltäre aufgestellt werden.

Auch die Kanzel ist im gothischen Style. Von den Fenstern sind die sieben dem Hochaltare zunächst liegenden mit Glasmalereien bedeckt und fünf davon rühren noch aus alter Zeit her. Sehenswerth ist auch der in einer besondern, dem heiligen Sebastian geweihten Kapelle stehende Taufstein aus Gußeisen, 8 Fuß hoch, im Durchmesser 5 Fuß breit, und über 15 Centner schwer (im J. 1569 gegossen). Er hat die Gestalt einer Vase und ist reich mit Basreliefs geschmückt.

Der Thurm paßt leider nicht zur Kirche. Er hat eine Kuppel, wie sie alle Kirchthürme Oberösterreichs tragen.

Im J. 1545 wurde dieser Dom für den protestantischen Gottesdienst eingerichtet, also ungefähr um dieselbe Zeit, wo seine Brüder in Nürnberg, die Lorenzo-

und die Sebalduskirche, das gleiche Schicksal erfuhren. Die Neuerung dauerte aber hier nur bis zum Jahre 1621.*) Jetzt bringt wieder Tag für Tag der Priester in weißem Gewande das Meßopfer dar, der Weihrauch dampft, und das Volk beugt seine Knie vor den Gebeinen der heiligen Columba, als ob nie etwas Anderes hier bestanden hätte. Das Andenken an die protestantische Zeit ist bis auf die letzte Spur im Volke verschwunden. Vivat Ferdinandus! Du hast gesiegt, großer — „Reformator"!!

Dieser Gedanke mit all' den anderen, die sich daran ketten, ist es, der uns den Genuß dieses alten gothischen Baudenkmales verbittert. Verstimmt und verdüstert kehren wir ihm den Rücken.

Im Vorbeigehen werfen wir nur noch einen Blick auf die kleinere, dicht bei der Kirche stehende Margarethenkapelle, die in rein gothischem Style gebaut ist und auch ein zierliches gothisches Thürmchen trägt, indessen jetzt ungebraucht dasteht, und steigen dann wieder zur Stadt hinab, um das Schloß uns anzusehen. —

Wie das Schloß der Mittelpunkt der ganzen Stadt ist, so war es auch der Anfang derselben. Wenn es wahr ist, daß die Römer schon hier angesiedelt waren, wofür allerdings einige Thatsachen zu sprechen scheinen, so werden sie auch an der Stelle, wo jetzt das Schloß steht, als der strategisch wichtigsten ein Kastell gehabt haben, und Viele halten in der That den breiten, viereckigen Thurm, der über das Schloß hervorragt, für ein Werk der Römer. Gegründet wurde dieses von den Ottokaren und war immer ihre Residenz. Nach der Vereinigung von Steyer und der Steyermark mit Oesterreich wurde es der Sitz der von den österreichischen Herzogen als Vertreter hergeschickten Burggrafen. Die letzten waren die Grafen von Lamberg. Im J. 1666 erwarben sie durch Kauf das Schloß als Eigenthum und sind von da an im Besitze desselben geblieben bis zur Gegenwart. Im J. 1707 wurde das Haus in den Fürstenstand erhoben und gehört seitdem zu den ersten Fürstenhäusern Oesterreichs.

Im Uebrigen ist das Schloß historisch noch dadurch merkwürdig, daß Herzog Johann Friedrich von Sachsen, der besonders durch seinen Antheil an den Grumbach'schen Händeln bekannt ist, hier am 9. Mai 1595 starb, nachdem er 28 Jahre theils in Dresden, theils in Wien, theils in Wienerisch-Neustadt als Gefangener und Geächteter gelebt hatte. Der Grund, warum er nach Steyer gebracht wurde, war der Türkenkrieg. Er starb aber noch in demselben Jahre, in welchem das dortige Schloß sein Gefängniß geworden war.

Von jenem Schlosse des 16. Jahrhunderts ist aber mit Ausnahme des dicken Thurms kaum etwas übrig, da es zu verschiedenen Malen von Feuersbrünsten zerstört wurde, zuletzt im Jahre 1824.

Von außen betrachtet hat der vielfenstrige, ein langgestrecktes Dreieck bildende Bau wenig Ansprechendes. Das Innere verdient aber eine nähere Kenntnißnahme und möchte vielleicht Manchem das Interessanteste sein, was in Steyer zu sehen ist.

Es findet sich hier nämlich eine Hirsch-, Reh- und Gemsgeweihsammlung von einer solchen Größe und Vollständigkeit, daß man der Behauptung Glauben schenken darf, es sei die größte in ganz Europa. Der letzte, vor einigen Jahren verstorbene Fürst war ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber und hat über dreißig Jahre lang mit den bedeutenden Geldmitteln, die ihm zu Gebote standen, an dem Zustandebringen dieser Sammlung gearbeitet. Die Hirschgeweihe füllen nicht weniger als zehn große Säle und mehre Gänge. Sie sind theils auf Hirschköpfen an den Wänden in unzähligen Massen angeheftet, theils sind daraus allerlei Möbel, Stühle, Ruhebänke, Sessel, Tische und Kronleuchter verfertigt. Die größten, schönsten, prachtvollsten Geweihe, die je auf der Stirn eines Hirsches gewachsen, sind hier zu sehen, und daneben wieder die seltsamsten Anomalien und Mißbildungen, die allein einen ganzen Saal füllen. Dazu kommen dann noch die Säle mit Rehgeweihen, unter denen viele die Größe von Hirschgeweihen haben, und Gemshörnern, mit einzelnen Exemplaren von Steinbock-, Elennthier-, Antilopen- und Rennthierhörnern.

Mitten unter diesen Jagdtrophäen wird das schlichte Jagdgewand des Fürsten, eine graue Joppe, und das seines Freundes, des Fürsten von Schwarzenberg, in gläsernen Schreinen aufbewahrt.

Der Fürst war einer der reichsten und angesehensten Aristokraten des österreichischen Staates, und doch war er wohl kein glücklicher Mann. Dort hängt sein Bild in einem der Prunksäle, welche dem Fremden nach der Besichtigung der Geweihsammlung gezeigt werden. Es stellt ihn in Lebensgröße dar, im Jagdanzuge, mitten in einer Hochgebirgslandschaft. Es ist von einem der ersten Künstler der Hauptstadt angefertigt und von entschiedenem Kunstwerthe. Je länger man die Person anschaut, um so lebendiger wird sie, um so plastischer hebt sie sich aus dem Rahmen heraus und endlich ist es, als ob sie wirklich aus dem Rahmen hervorträte, und lebte und athmete. Ueber was mag er sinnen? Schweift sein Geist in die Vergangenheit, denkt er vielleicht an seine Aeltern, deren Bild ihm gerade gegenüber hängt und wirklich ein Bild des Glückes ist, häuslichen Glückes? Oder denkt er an die Zukunft seines Geschlechtes? — Was mag der Grund des Leidens sein, das sich so deutlich in seinem Gesichte, seiner Haltung, und besonders in der so meisterhaft gemalten, über sein Knie herabhangenden Hand ausspricht?

Er starb früh in der Blüthe seiner Jahre, und kaum hatte er die Augen geschlossen, so brach zwischen seinen Söhnen und zwischen diesen und den Agnaten ein leidenschaftlicher Prozeß über die Erbfolge aus, der seinen Grund in den eigenthümlichen Familienverhältnissen des Fürsten hat und wegen der schwierigen Rechtsfragen, die dabei zu entscheiden sind, und des kolossalen fideikommissarischen Vermögens, welches das Streitobject bildet, ein langes Leben fristen wird. —

Zur Physiognomie unserer alten Städte gehören bekanntlich in der Regel auch mehr oder weniger gut erhaltene Stadtmauern mit Wall und Graben und Stadtthore, und so wollen wir denn nach Besprechung der öffentlichen Gebäude Steyers auch dieses Punktes kurz gedenken. Früher war die Stadt stark befestigt und mußte es sein, um alle die Belagerungen und Angriffe auszuhalten, die ihr böser Stern über sie brachte. Die erhaltenen Reste dieser Befestigungen sind jedoch unansehnlicher, als wir es erwarten durften. Nur einzelne wenige Spuren sind geblieben: ein Theil des alten Stadtgrabens, der uns auffällt, wenn wir vom Schlosse durch den ausgedehnten, im französischen Geschmacke angelegten Schloßgarten nach der Stadt zurückkehren, von hier bis zum Gilgenthore (wodurch man nach Garsten geht) sich zieht und zur Anlage von schönen Gärten benützt ist; der Name Tabor für den nördlich von der Stadt liegenden Berg, da er von den böhmischen Söldnern des Georg von Stein, zeitweiligen Besitzers von Steyer, herrührt, die hier oben Schanzen aufwarfen (im 15. Jahrh.), und Tabor im Böhmischen soviel

wie Schanze bedeutet; und dann besonders die Stadtthore, deren es jetzt noch fünf gibt, während früher, da Ennsdorf und Steyerdorf noch jedes besonders befestigt waren, ihre Zahl sich auf zehn bis zwölf belief. Auf ihnen findet sich noch immer das alte Wappen der Stadt abgebildet, dasselbe, welches früher die alten Herzoge von Steyer, die Ottokare, führten, ein weißer, aufrecht stehender Panther in grünem Felde, der aus dem Rachen und den Ohren Feuer sprüht, letzteres vielleicht eine Anspielung auf die Feueressen der mannigfaltigen Werke der Eisenindustrie, die seit den ältesten Zeiten in Steyer und der Steyermark blühten.

Ein Besuch auf der Eilandgruppe der Marianen.

Wir erhalten nur dann und wann spärliche Kunde über diese oceanischen Inseln, welche in langer Reihe sich zwischen dem 13. und 24. Grad nördl. Br. von Norden nach Süden hinziehen. Jetzt liegt der Bericht des spanischen Corvettenkapitäns Eugenio Sanchez y Zayas vor, welcher im Auftrage seiner Regierung die verschiedenen Inseln der Gruppe im Jahre 1864 besucht hat.

In unseren geographischen Handbüchern lesen wir: „Die Inseln bestehen hauptsächlich aus Korallenkalk; nur auf Guajan finden sich alte vulkanische Gesteine.“ Dagegen sagt Sanchez y Zayas, daß alle Inseln vulkanischen Ursprungs zu sein scheinen, und daß man auf der Mehrzahl derselben noch jetzt thätige Vulkane finde.

Er theilt die Eilande in drei Gruppen. Die südliche wird gebildet durch die Inseln: Guajan (man schrieb früher gewöhnlich Guam oder Guaham), Rota, Aguigan, Tinian und Saypan. Sie sind wohl sämmtlich von älterer geologischer Bildung, die größten unter allen, von mittlerer Höhe, am wenigsten gebirgig und gegenwärtig die allein bewohnten. Die mittlere Gruppe besteht aus: Farallon de Medinilla, Anatajan, Sarignan, Guguan, Alamagnan, Pagan und Agrigan; sie ist ein Durcheinander von Felsen und Vulkanen, die theils erloschen, theils noch in Thätigkeit sind. Früher haben sie Bewohner gehabt. Die nördliche Gruppe wird gebildet aus den Inseln: Asuncion, Uracas und Pajaros; alle drei haben vulkanische Kegel; der auf der erstern ist erloschen, der Krater auf der zweiten ist eingestürzt und jener auf der dritten in voller Thätigkeit.

Die Marianen sind am 6. März 1521 von Ferdinand Magellan entdeckt worden; er nannte sie Ladronen oder Diebsinseln; eigentlichen Besitz ergriffen die Spanier erst 1668.

Man erzählt so viel von den Grausamkeiten, welche von Seiten der christlichen Eroberer in Meriko und Peru, überhaupt in Amerika verübt worden sind; aber so entsetzlich diese Gräuel auch gewesen sind, sie werden weit übertroffen von den auf den Marianen verübten. Die Inseln hatten eine zahlreiche Bevölkerung, die zwischen mindestens 40,000 und höchstens 100,000 Köpfe betrug. Der Pater Sanvitores, von welchem 1690 ein Werk über diese Eilande erschien, will in einem einzigen Jahre an 50,000 Seelen getauft haben; er bemerkt, daß allein auf Guajan 180 Dörfer vorhanden gewesen seien. Diese sind alle verschwunden, aber die Namen der Oertlichkeiten kennt man jetzt noch. „Ich selber habe viele Punkte besucht, an denen laut der Ueberlieferung einst Indianerhütten im Schatten von Kokospalmen standen; jetzt sind sie mit Gestrüpp überwuchert. Die Berichte der Missionäre sind vielleicht übertrieben, aber die vielen Ruinen von Gräbern, welche man auf Schritt und Tritt findet und zwar nicht bloß auf Guajan, sondern auf allen anderen Inseln, und die mit Menschenschädeln angefüllten Grotten, die sehr häufig sind und für die Eingebornen ein Gegenstand des Kultus waren, zeugen für eine einst zahlreiche Bevölkerung. Auch die Kokosbäume sprechen dafür, daß die Inseln bewohnt waren, denn diese Palme ist allemal ein Beweis für die Anwesenheit von Menschen; sie bezeichnet den Gang, welchen die Wanderungen einst genommen haben.“

Die Spanier gingen gleich nach der Besitznahme auf Bekehrung aus. Die Geistlichen wurden in freundlichster Weise von den Eingebornen empfangen, das gute Einvernehmen nahm aber sehr bald durch die Schuld der Mönche ein Ende. Pater Sanvitores erzählt den Hergang. Die Insulaner begriffen natürlicherweise nicht im entferntesten, was man ihnen von Himmel und Hölle, Dreieinigkeit, Teufel und Engeln u. dergl. mehr vorpredigte. Sie widersetzten sich, als der Pater ihre Kinder mit Gewalt taufen wollte, denn sie wähnten, das Taufwasser sei vergiftet und ihre Kinder würden davon sterben. Der Irrthum war erklärlich; von Seiten der Missionäre waren, aus christlichem Eifer, viele Menschen auf dem Sterbelager und auch Kinder getauft worden, welche schwächlich zur Welt kamen oder unheilbar krank waren. Die geistig unentwickelten „Wilden“ konnten sich durchaus keine Vorstellung davon machen, was ein Benetzen mit Wasser und das Hersprechen von Gebetformeln unter Anwendung von Salz und Oel bedeuten solle; sie hatten nur das, was bald nach der Vornahme einer solchen Handlung erfolgte, im Auge und glaubten, ihre Angehörigen würden dadurch dem Tode geweiht. Verständige Menschen hätten sich Mühe gegeben, diesen Insulanern erst einige nothwendige Begriffe beizubringen und sie vorzubereiten; die Mönche waren aber nicht verständig und wandten Gewalt an. Die Eingebornen wehrten sich, und Pater Sanvitores wurde todtgeschlagen, während er die Taufhandlung vornahm; man sah in ihm einen Vergifter; andere Mönche erlitten dasselbe Schicksal und die übrigen Spanier, deren allerdings nur eine geringe Anzahl auf den Inseln sich befand, geriethen in die äußerste Noth. Aus dieser wurden sie erlöst, als ein paar Schiffe, die aus Acapulco in Meriko nach den Philippinen bestimmt waren, vor der Insel Umata ankerten, und als sie den Stand der Dinge erfuhren, eine Anzahl Soldaten aus Land setzten.

Die Marianen erhielten dann einen Gouverneur. Sanchez y Zayas schämt sich, den Namen dieses Wütherichs zu nennen, schildert aber die Art und Weise, in welcher derselbe „Ruhe und Ordnung“ wieder herstellte. „Er würgte die Indianer, plünderte ihre Hütten aus, verbrannte die Ernten. Statt den Wilden Zeit zu gönnen und sie durch Ueberredung zu leiten, wüthete er mit Eisen und Feuer, und den Aufstand, welcher durch den übertriebenen blinden Eifer der Geistlichen hervorgerufen worden

war, erstickte er mit dem Blute der Armen. Die, welche nicht ermordet wurden, flohen von Guajan, wurden aber durch den ganzen Archipelagus von einer Insel zur andern verfolgt. Nachdem, sehr begreiflich, eine entsetzliche Hungersnoth sich eingestellt hatte, brach eine verheerende Seuche aus. Die Ruhe war nun allerdings hergestellt, aber Menschen waren nicht mehr vorhanden!"

Man nahm 1710 eine Zählung der noch übrigen vor und fand, daß nur 3539 dem Eisen, dem Feuer, den Seuchen und dem Hunger entgangen waren. Im Jahre 1722 zählte man abermals und fand nur noch 1936 Seelen! Von da an ist die Bevölkerung wieder angewachsen, aber ungemein langsam; sie betrug 1800 erst 4060 Köpfe, 1818 schon 5406 und 1840 war sie auf 8609 gestiegen; 1856 auf etwa 9500; dann aber wurden Viele von den Blattern hinweggerafft, so daß auf dem ganzen Archipelagus nur 4556 übrig blieben. Doch hat man 1864 schon 5610 Köpfe gezählt.

Man bezeichnet die eingebornen Insulaner als Chamorros. Sie haben große Aehnlichkeit mit den Tagalen und den Visayos auf den Philippinen, sind aber von kräftigerem Körperbau, dagegen noch träger als jene, während die von den Karolineninseln stammenden von Natur arbeitsamer sind. Sie leben mäßig und haben friedliche Neigungen; ihre Bedürfnisse sind gering, die gütige Natur liefert ihnen Alles, worauf sie Werth legen; sie sind, gleich so vielen anderen Wilden, wie große Kinder.

Bemerkenswerth sind die Alterthümer auf den Marianen, namentlich jene auf Tinian. Als Lord Anson in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts diese Inseln besuchte, fand er sie verlassen und auch jetzt ist die Bewohnerzahl gering. Er erwähnt der Denkmäler, welche unbekannten Ursprungs sind, und jetzt hat der spanische Corvettencapitän sie geschildert. Sie sind in ihrer Art einzig und lassen sich mit anderen nicht vergleichen.

Unweit von dem Ankerplatze Sunharon stehen in zwei Reihen zwölf viereckige Säulen einander gegenüber; sie haben die Gestalt von abgestumpften Pyramiden, die Basis ist aber nicht bei allen die gleiche. Die Höhe beträgt ungefähr 4 Meter 2 Centimeter, die größte Breite an der Basis 1 Meter 22 Centimeter an der größten und 1 Meter 1 Centimeter an der kleinsten Säule. Auf jeder ruhet eine massive Halbkugel von etwa 2 Meter Durchmesser und zwar so, daß die platte Oberfläche oben ist. Die Säulen bestehen aus einem aus Sand und Kalk verfertigten Mörtel, der aber so fest und hart ist, daß man ihn beim ersten Blicke für Gestein hält. Jede Säule besteht aus einem einzigen Stücke, während die Halbkugeln aus mehren Theilen desselben Mörtels gebildet und vermittelst derselben Masse an einander gefügt worden sind.

Auf jeder Seite stehen, wie schon bemerkt, sechs solcher Säulen und zwar so regelmäßig, daß sie eine Art von Straße bilden. Sieben stehen jetzt noch aufrecht, fünf dagegen sind umgefallen; es zeugt aber für die Festigkeit der Construktion, daß keine einzige zerbrochen ist, nur bei zweien hat sich die Halbkugel von der Säule abgelöst.

Freycinet hat auf seiner bekannten Fahrt auch Tinian besucht; er meinte, diese Säulen hätten als Träger für die Wohnungen angesehener Insulaner gedient. Darin irrt er ohne allen Zweifel. Die Eingebornen bezeichnen diese Ruinen als Haus der Alten. Sie meinen aber damit nicht die Wohnung, in welcher jene gelebt hätten, sondern die, in welcher sie begraben wurden. Einer Ueberlieferung der Insulaner zufolge befände sich in diesen Säulen von Sunharon das Grab der Tochter des Taga, der einst König von Tinian gewesen sei, aber lange, lange Zeit vor der Entdeckung der Inseln durch die Spanier gelebt habe. Die Leiche der Prinzessin sei in Reismehl gebettet und dann beigesetzt worden. Der jetzige Gouverneur der Marianen, Philipp de la Corte, untersuchte die Säulen; er fand alle Halbkugeln mit Mörtel ausgefüllt, bis auf eine. In dieser fand er eine Aushöhlung von 1 Meter 4 Centimeter Länge und 6 Centimeter Breite; sie war mit Erde gefüllt, aus welcher ein Baum heraus wuchs. Er ließ denselben fortschaffen und nachgraben. Zu Tage kamen ein Kinnbacken und zwei Fingerknochen; sie scheinen einer erwachsenen Person angehört zu haben.

Man findet Alterthümer auch auf den Inseln Rota, Guajan, Saypan und auch noch andere auf Tinian selbst; sie sind aber nicht so hoch und jene bei Sunharon die einzigen, welche aus Mörtel aufgeführt wurden. Alle anderen sind aus Stein und zumeist niedrig, nur bis zu 1 Meter und 1 bis 4 Centimeter hoch. Auf Agaña findet man deren bei Asan nicht weniger als sechs. Bei einigen hat man Menschengerippe in sitzender, zusammengekauerter Stellung gefunden. Diese Art, Todte zu bestatten, ist nicht blos in Japan und Peru, sondern auch in vielen anderen Ländern verschiedener Erdtheile gebräuchlich gewesen und sehr häufig vorgekommen. Man darf aus ihr nicht voreilige Schlüsse auf Völkerverwandtschaften ziehen wollen.

Die Monumente auf den Marianen sind höchst wahrscheinlich oder vielmehr ganz gewiß Grabdenkmäler eines Menschenschlages, welcher lange Zeit vor der Entdeckung auf diesen Inseln wohnte und bevor die Insulaner, welche Magellan auf denselben antraf, dort lebten.

Vor etwa 20 Jahren kamen nach der Insel Agaña einige Leute von den Carolinen. Sie erzählten, daß ihre Heimatinsel unter Wasserfluten begraben worden sei; ein großer Theil der Bewohner habe das Leben verloren, sie selber hätten sich flüchten können und bäten nun um Aufnahme. Die Karolinen sind alle, mit alleiniger Ausnahme von Jap, niedrige Eilande. Man schickte jene Flüchtlinge nach Saypan, wo sie sich angesiedelt haben. Anfangs lebten sie in Höhlen, nachher baueten sie das Dorf Garapan, welches der spanische Corvettenkapitän besucht hat; der Gouverneur und der apostolische Vicar schlossen sich ihm an.

Die Insulaner, über so hohen Besuch erfreut, läuteten mit einer Glocke, welche einen Sprung hatte; aber das Läuten war doch gut gemeint. Garapan zählte 424 Leute von den Carolinen und 9 Chamorros; einer von diesen letzteren war Alcalde, also Dorfschulze, welchem die Verwaltung sehr leicht wurde, denn die Unterthanen sind sanften und friedfertigen Gemüths. Sie haben große Ehrfurcht vor dem Alter; alle Zwistigkeiten, welche etwa vorkommen, werden den bejahrten Männern zur Entscheidung vorgelegt und ihrem Ausspruche fügt sich ein Jeder. Menschenblut wird nicht vergossen; kein einziger Mensch hatte auch nur eine Wunde. Alle zeigen sich fügsam und gelehrig; ein Chamorro fungirt als Lehrer und wird sehr hoch gehalten. Sie haben eine beträchtliche Strecke Landes urbar gemacht, und in ganz Garapan herrscht Ordnung und Sauberkeit.

Die weißen Männer wurden glänzend empfangen und mußten sich die landesübliche Begrüßung, nämlich das bei den braunen Menschen Oceaniens übliche Aneinanderreiben der Nasen, gefallen lassen; in das Händegeben konnten sich die Insulaner nicht gut finden. Es war ein großer Tag; der Alcalde hatte sogar einen Rock und weiße Beinkleider angezogen, ja noch mehr, er trug Schuhe. Am andern Tage gestand er aber offenherzig, daß er sehr froh gewesen sei, als er sich dieses Anzugs habe entledigen können.

Das posener Land jetzt und früher.

Von **Edwart Kattner.**

III.

5. Die Juden früher.

Bisher habe ich die Juden immer zu den Deutschen gerechnet und werde das auch ferner thun. Es ist jedoch Zeit, darauf aufmerksam zu machen, daß sie mit denen von germanischer Abstammung keineswegs verwechselt werden dürfen.

Dieser Volksstamm, seit dem frühen Mittelalter überall verfolgt und ausgetrieben, war in Polen verhältnißmäßig wohlgelitten. Zwar die städtischen Bürger lebten mit ihnen immerwährend im Hader. Diese erwirkten sich von den Königen das Privilegium, sie von ihren Mauern auszuschließen oder wenigstens auf enge Judenviertel einzuschränken, während jene wieder durch ihr Geld Gegenprivilegien erwarben. Wuttke (Städtebuch des Landes Posen, Leipzig bei Herm. Fries) meint, daß die deutschen Bürger durch diese Zwistigkeiten wesentlich zur Schwächung und zum Untergange der alten Städte in Polen beigetragen hätten. Zwar war der Jude jeder Mißhandlung bis zur Beraubung des Lebens von Seiten des Edelmannes ausgesetzt; er wußte der Gefahr jedoch meistens durch Schlauheit zu entgehen, und die Mißhandlung geschah auch nicht aus Haß, sondern aus einem Hange zu Spaß. Derselbe Beweggrund lag auch überwiegend vor, als noch unter König Sobieski die wissenschaftbeflissene edle Jugend der Hochschule zu Krakau einmal das dortige Judenviertel plünderte, anzündete und ein Paar Hundert von dessen Bewohnern umbrachte. Es war ein zeitgemäßer Ulk, etwa wie ihn heidelberger Musensöhne vor einigen Jahren auch mit zeitgemäßen Abänderungen in Neckargemünd ausführten. Im Ganzen liebte der Edelmann den Juden. Derselbe war gegen ihn jederzeit unterwürfig, dienstwillig und zu Allem zu gebrauchen, wo es auf Verschlagenheit ankam, er schaffte ihm in seinen beständigen Geldnöthen immer Rath und konnte ihm durch Einforderung von Kapital und Wucherzinsen doch niemals gefährlich werden. War die Schuld gar zu groß, so machte der Edelmann einen Strich durch die Rechnung. Klagen konnte der Jude immerhin, aber Recht bekommen — gegen einen Edelmann, und den Rechtsspruch zur Vollstreckung bringen — ein Jude gegen einen Edelmann — nein, das war keine Möglichkeit; da wäre ja der Himmel über der freien Republik zusammengestürzt. Das wußte der Jude auch, und es fiel ihm niemals ein, den Rechtsweg zu beschreiten; er wußte sich auf Umwegen durch Vorsicht und Schlauheit zu helfen. Es fand zwischen den beiden Ständen ein fortwährender Kampf von List und Gewalt statt, welcher allerdings sogleich für den bisher schwächern Theil eine günstigere Wendung nahm, als nach den Theilungen durch die Fremden eine mehr oder weniger feste Rechtsordnung eingeführt wurde.

Dennoch dauert auch jetzt noch das Verhältniß der gegenseitigen Anziehung zwischen beiden fort; der polnische Gutsbesitzer braucht den Juden, und dieser zieht ihn dem deutschen bei Weitem vor, weil er an ihm viel mehr „verdienen" kann; er respektirt den letztern viel weniger, weil er sparsam ist, auf äußern Glanz nicht so viel Gewicht legt und viel mehr selbst, ohne Vermittlung eines Juden thut (z. B. Steuern abführt), als der polnische; das kommt ihm für einen „solchen Herrn" unanständig vor; die Anrede „gnädiger Herr" (jegomoscz oder wietmozny pan) wendet er deswegen auch nicht in derselben Ausdehnung bei diesem, wie bei jenem an.

Doch wir stehen noch in der Zeit der polnischen „Freiheit". Es ist noch die Frage, ob der Jude bei der Masse des Volkes, bei den Bauern, verhaßt war; und die muß ich mit „Nein" beantworten. Er that ihm ja nichts zu Leide, warum sollte er ihn hassen? Daß er ihn betrog, wußte er kaum; auch kam er bei ihm immer noch besser ab, als beim Edelmann (dem Schlachzitzen). Der nahm ihm fort, was ihm beliebte, ohne alle Entschädigung; der Jude gab ihm dafür doch Etwas, wenn auch Wenig; und vor Allem erlangte er durch ihn jenes Feuerwasser, das Labsal des Sklaven, welches ihm in der Bewußtlosigkeit vorübergehendes Vergessen seines Elends verschafft. Ueberdies trugen beide an dem gemeinsamen großen Joch. Gleiches trübes Schicksal verbindet die einzelnen Menschen wie die Stände. Dieses gute Einvernehmen dauert auch jetzt im Wesentlichen fort. Nur bei dem besitzlosen ländlichen Arbeiter äußert sich in Zeiten der Aufregung manchmal Raubsucht im Verein mit Fanatismus in gefährlichen Wuthausbrüchen.

Unter solchen Umständen erklärt es sich, daß die Juden im alten Polen in größerer Menge wohnten und noch heute in den früheren Gebieten desselben in größerer Anzahl zu finden sind, als in jedem anderen Lande Europa's und der übrigen Erdtheile.

Als Friedrich der Große 1772 Westpreußen und den Netzdistrikt in Besitz nahm, fand er dort zwar sehr wenig Juden, weil ihnen da Landesprivilegien die Niederlassung verwehrten, aber desto mehr hier. Er glaubte sehr weise zu handeln, als er 4000 derselben, weil sie „bettelnd umherzogen oder die Bauern betrogen", über die neue polnische Grenze trieb! Und nach dem damaligen Standpunkte der Staatskunst konnte er auch nicht gut anders verfahren. Daß ein Mensch, ein Volksstamm, wenn wir von den durch die Natur auf eine sehr niedrige Geistesstufe gestellten Rassen absehen, nur das ist, wozu er durch seine Erziehung, durch seine Stellung in der Gesellschaft, durch das ihm ertheilte Recht gemacht wird, diese Einsicht ist erst eine Errungenschaft der französischen Revolution; und einen nicht unerheblichen Beleg dafür liefern eben die Juden in Posen seit der preußischen Besitznahme.

Die Juden sind in ihren natürlichen Anlagen nicht nur nicht niedrig gestellt, sondern sie sind in ihrer Art höher begabt, als irgend ein anderer Volksstamm; an Verstand, namentlich an Scharfsinn kommt ihnen keiner gleich. Wenn oder wo sie dabei nicht nützliche Staats- und Gesellschaftsglieder sind, so liegt das nicht an ihnen, sondern

an der Einrichtung des Staats, der Gesellschaft. Der Staat muß der menschlichen Natur, aber nicht die menschliche Natur dem Staate angepaßt werden. Daß die Juden ihre geistige Ueberlegenheit nicht dazu anwenden wollen, um rechtlos oder doch unter eingeschränkten Rechten die Knechte („Kammerknechte") eines andern, von ihnen geistig übersehenen Stamms zu sein, nicht, damit dieser den Vortheil davon genieße, ist ihnen nicht zu verübeln. Volle Freiheit, volles Bürgerrecht heben ihre niederen Eigenschaften auf und machen sie zu sehr nützlichen und achtungswerthen Staatsbürgern, wenn auch nicht zu Idealen. Doch das sind für den Gebildeten schon längst Gemeinplätze, welche durch den Erfolg der bürgerlichen Gleichstellung der Juden in Frankreich, Nordamerika und anderwärts ihre thatsächliche Erhärtung finden.

Als Preußen das posener Land 1815 zum zweiten Mal in Besitz nahm, befand sich die jüdische Bevölkerung desselben sittlich und materiell noch in einem traurigen Zustande. Im Ganzen war sie trotz ihres Erwerbseifers noch immer sehr arm, der Schacher konnte so viele damit Beschäftigte nicht nähren, und andere Erwerbsquellen waren ihnen meistens verschlossen. Es war kein Wunder, daß sich seit dem Anfange des Jahrhunderts in den großen kriegerischen Bewegungen und Unruhen ein namhafter Theil derselben an eine umherstreichende Lebensweise gewöhnt hatte. Zahlreiche Juden zogen den verschiedenen Heeren nach, um von der Zerstörung der Habe der friedlichen Landesbewohner Vortheil zu ziehen, indem sie sich theils durch Kauf, theils unmittelbar in den Besitz der Trümmer setzten, auch gefallene Soldaten ausplünderten &c. Der Uebergang zu einem regelmäßigen Gaunerthum war leicht. Dasselbe wurde in einem ausgedehnten Maße durch ganz Nord- und einen Theil von Süddeutschland betrieben. Es waren Tausende dabei beschäftigt; alle standen unter einander im Zusammenhange; das jüdische Rothwälsch diente ihnen als Geheimsprache. Die Anschläge wurden mit einer Keckheit und Verschlagenheit ausgeführt, daß die Sicherheitsbehörden rath- und machtlos davor standen und keine Abhülfe schaffen konnten. Endlich im Jahre 1831 gelang es der Polizei bei einem gewaltsamen Einbruch in Berlin der Bande auf die Spur zu kommen und sich einer großen Anzahl derselben zu bemächtigen. Es zeigte sich, daß dieselbe ausschließlich aus Juden bestand, und daß sie zwar in ganz Norddeutschland ihre Helfershelfer, aber in den kleinen Städten von Posen ihren eigentlichen Sitz, ihre Schlupfwinkel hatte, daß daselbst theilweise sogar der Ortsvorstand mit ihr unter einer Decke steckte. Es entstand nun eine Verfolgung im größesten Maßstabe; 520 Verdächtige wurden gefänglich eingebracht, 197 zur Untersuchung gezogen und 190 davon im Jahre 1835 verurtheilt, zu Zuchthaus bis zu 30 Jahren und zu Stockschlägen, 7 freigesprochen, nachdem das Verfahren gegen 6 Jahre gedauert hatte. Das war der Riesenprozeß gegen Löwenthal und Genossen, welcher seiner Zeit ungeheueres Aufsehen erregte.

---

6. Die Juden jetzt.

Der Prozeß wider Löwenthal und Genossen war ein Schlag gegen das jüdische Gaunerwesen, welchem kein ähnlicher folgen durfte; denn es hat sich seitdem, in der bisherigen Ausdehnung wenigstens, ganz verloren. Die Erlernung und der Betrieb von Handwerken fanden bei den Juden der Provinz Posen immer mehr Eingang, während die Neigung zu jeder Art von Handelsgeschäften bei ihnen allerdings vorwiegend blieb.

Der Handel der Provinz ist daher auch zum größeren Theile in ihren Händen, während sie auch in anderen Gewerben, namentlich im Fabrikbetriebe neben den Deutschen, im großen Grundbesitz neben den Polen ihren Platz einnehmen. Da das Bank- und Wechselgeschäft fast ausschließlich von ihnen betrieben wird, so erwerben sie damit sehr viel Güterpfandscheine. Man kann annehmen, daß ein Viertel des größeren Grundbesitzes in Posen theils ihnen verpfändet ist, theils ihnen eigenthümlich gehört. Im letztern Falle haben sie die Güter meistentheils in der nothwendigen Versteigerung erstanden, um sich ihre darauf stehenden Kapitalien zu erhalten. Oft auch kaufen sie dieselben aus freier Hand von Polen, indem diese, wenn sie sich nicht mehr halten können, immer lieber an sie, als an Deutsche verkaufen. Sehr selten behalten die Juden die Güter, um sie selbst zu bewirthschaften; sie sind zu gute Rechner, um nicht zu wissen, daß ihnen das auf dieselben verwendete Kapital verhältnißmäßig nur geringe Zinsen abwirft; auch haben sie als Landwirthe nicht Glück oder vielmehr nicht Geschick; dieser Beruf sagt ihrer Eigenart nicht zu. So behalten sie denn die Güter in der Regel nur so lange, bis sie dieselben mit möglichstem Vortheil wieder verkaufen können, was meistens an Deutsche geschieht. Auf diese Weise werden sie dann die Vermittler zum Vorschreiten des deutschen Elements. Indeß gibt es auch nicht wenig jüdische Familien, welche schöne ländliche Besitzungen fest in ihren Händen bewahren.

Die jüdische Bevölkerung Posens ist in beständiger Bewegung, indem sie aus kleinen Ortschaften in immer größere und größere übersiedelt. Wenn der Jude durch Schank und Kram sich auf dem Dorfe tausend Thaler oder mehr erworben hat, dann zieht er nach einer kleinen Stadt. Aus dem Schank wird dort eine „Destillation", aus dem Kram ein „Schnittwaarengeschäft", oder er handelt mit „Produkten", d. h. mit Getreide, Spiritus, Wolle und dergleichen ländlichen Roherzeugnissen. Daneben betreibt er noch Alles, „wobei Etwas zu verdienen ist". Hat er sich zu 10,000 Thalern aufgeschwungen, dann zieht er nach Posen oder Bromberg und dehnt die Geschäfte noch weiter aus. Ueberschreitet sein Vermögen 100,000 Thaler, dann wird er in Berlin Großhändler, oder setzt sich dort zur Ruhe und treibt nur zu seiner Zerstreuung etwas Geldgeschäfte, die ihm natürlich viel mehr einbringen, als einem andern Sterblichen Unternehmungen, an die er seine ganze Kraft setzt.

Aber auch jüngere und unbemitteltere Juden suchen und finden in anderen Gegenden und Ländern, wo ihnen der Erwerb weniger durch die Mitbewerbung ihrer Stammgenossen erschwert wird, ein leichteres Fortkommen. Alljährlich wandert eine große Anzahl nach Amerika, unter ihnen auch nicht wenige Flüchtlinge vor ihren Gläubigern, noch mehr aber solche junge Männer, welche der Einziehung zum Militär aus dem Wege gehen. Unter den Hunderten von Aushebungsflüchtigen, welche durch die Amtsblätter alljährlich vor Gericht geladen werden, sind etwa ein Drittel Juden, ein zweites Deutsche und der Rest Polen. Jene sitzen dann schon längst jenseits des Weltmeers. Es ist nicht Feigheit, welche sie dorthin treibt, wie denn der preußische Soldat ein halbes Jahrhundert hindurch nicht größeren Gefahren ausgesetzt war, als jeder andere Stand. Es ist die straffe Zucht, in welche sich ihr bewegliches, unruhiges Temperament nicht finden kann, in noch viel höherem Maße aber der wirthschaftliche Nachtheil, welchen sie bei dem kargen Sold und bei dem Mangel an anderem

Verdienst tragen müssen. Mir ist ein Beispiel bekannt, daß ein jüdischer Aushebungsflüchtling jenseits des Oceans, wo Soldaten gut bezahlt werden, gegen die Südstaaten die Waffen getragen hat.

Von den Auswanderern kehren viele, wenn sie sich Vermögen erworben haben, wieder nach Preußen zurück und zwar theilweise nach dem Posenschen, theilweise nach Berlin. Das ist jedenfalls ein hinlänglicher Beweis dafür, daß der Jude Anhänglichkeit an das Vaterland besitzt, welche ihm von der Rückschrittspartei abgesprochen wird. Es sind gewiß bedeutende Summen, welche dem Volksvermögen dadurch alljährlich zugeführt werden. Das nachweislich von den Auswanderern mitgenommene Vermögen wird zwar, wie im ganzen Staate, so auch in Posen, immer von demjenigen bedeutend überstiegen, welches Einwanderer mitbringen; in dem Jahre 1859 ist dieses Verhältniß aber ganz besonders auffallend. Damals nahmen 113 Auswanderer aus Posen nachgewiesen 44,473 Thaler mit; dagegen brachten 195 Einwanderer 2,047,300 Thaler herein. Ich vermuthe, daß sich unter diesen 195 Personen neben fremden Gutskäufern auch viele zurückgewanderte Juden befinden. Auch durch die Unterstützungen, welche ausgewanderte Juden in treuer Anhänglichkeit ihren Aeltern und anderen Verwandten über Land und Meer zuschicken, kommen dem gesammten Volke ansehnliche Summen zu.

Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß die Zahl der Juden sich in der Provinz nicht bedeutend vermehrt, daß sie sich in einzelnen Orten sogar vermindert hat. Nach Zedlitz, „die Staatskräfte Preußens", befanden sich im Posenschen im Jahre 1828 etwa 67,000. Die Volkszählung im Jahre 1826 hatte im Ganzen 1,039,930 Seelen ergeben. Nehmen wir darunter etwa 64,000 Juden an, so müßten im Jahre 1861 unter einer Gesammtbevölkerung von 1,485,550 Seelen, hier wie dort das Militär mitgerechnet, sich etwa 91,400 Juden befunden haben, wenn sie sich gleichmäßig wie die Christen vermehrt hätten. Es wurden deren aber nur 74,172 gezählt.

Auch im ganzen Staate hat die Vermehrung der Juden nicht gleichen Schritt gehalten mit derjenigen der übrigen Bevölkerung. Im Jahre 1826 wurden in demselben 12¼ Mill. Seelen und darunter etwa 170,000 Juden gezählt. Bei gleicher Vermehrung müßten sich 1861 unter einer Gesammteinwohnerzahl von 18½ Mill. 256,700 Juden befunden haben; es gab aber deren nur 253,457. Die Besorgniß älterer Staatsmänner vor zu großer Vermehrung der mit Abneigung betrachteten Juden hat sich also nicht gerechtfertigt. Und sie würde sich noch weniger rechtfertigen bei voller politischer und religiöser Freiheit, an welcher dieselben gleichmäßig theilnähmen.

Was aber noch viel wichtiger und bedeutsamer ist: es zeigt sich immer mehr und mehr, daß die Juden gute, nützliche, sehr werthvolle Staatsbürger sind, obgleich ihnen noch heute manche Rechte vorenthalten werden und bis 1848 deren noch mehr vorenthalten worden sind. Ich beschränke mich zum Beweise dessen auf Posen und stelle sie den Polen gegenüber.

Was haben diese, in ihrem Adel und ihrer Priesterschaft so lange von der Regierung mit Zugeständnissen versehen und geliebkost, seit 1815 zum Wohle des Ganzen geleistet? Welche Nahrungsquellen haben sie neu eröffnet? Welche Zweige der Industrie haben sie gehoben? Auf welche Weise haben sie auf materiellem oder noch mehr auf geistigem Gebiet den Fortschritt, die Aufklärung, die Freiheit gefördert? Welches sind die Künstler, die Gelehrten, die aus ihrer Mitte hervorgingen? Welches sind die menschheitbeglückenden Ideen, die sich aus ihrem Geistesleben entwickelt haben?

Auf alle diese Fragen dürften die Antworten so ziemlich auf „Nichts" hinauslaufen. Einen einzigen Großfabrikanten gibt es unter ihnen; die Gründung der Bibliothek in der Hauptstadt durch den Grafen Raczinski ist meines Wissens die einzige Stiftung, welche der wissenschaftlichen Bildung zu Gute kommt. Von allgemeinen Ideen haben sie blos eine einzige aufgefaßt, diejenige der Nationalität, sie brüten und nagen daran unaufhörlich, aber sie können sie nicht verdauen. Unter dieser mißverstandenen Triebfeder hat ihre hervorstechendste Thätigkeit, ihr ewiges Beschwerdeführen, Krakehlen, Plänkeln, haben ihre Verschwörungen und Aufstände dem Wohlstande der Provinz unermeßlichen Schaden zugefügt, den Credit beeinträchtigt, den Zufluß der Kapitalien gestört, das Glück zahlloser Familien zerrüttet, Tausenden Leben und Gesundheit geraubt, dem Staate große Geldopfer verursacht, seine Macht und seinen Einfluß nach Außen geschwächt. Durch die Hemmung der deutschen Einwanderung haben sie zugleich das Vorschreiten der Kultur gehemmt; durch ihre enge Verbindung mit Jesuiten und Pfaffenthum haben sie die Finsterniß und den geistigen Stillstand befördert. Es versteht sich von selbst, daß sie bei Allem selbst am meisten gelitten haben und zurückgeblieben sind.

Und was haben die Juden indeß gethan? Auch sie besitzen eine „Nationalität" einschließlich Nationalreligion und halten an derselben mit noch mehr Zähigkeit fest, als selbst die Polen. Aber von Beeinträchtigung derselben durch Staat und Regierung ist nicht die Rede. Noch nie ist ein Nothschrei darüber durch die Lüfte gedrungen. Warum? Weil die „Nationalität" eigentlich ihnen so wenig wie jedem andern Volke genommen werden kann. Der Hauptbeschwerdepunkt der Polen, der nämlich, daß sie Deutsch lernen sollen, wird von den Juden mit klugem Bedacht als eine Gunst betrachtet, weil es, als eine Weltsprache, ihnen zu ihrem Fortkommen förderlich ist, und sie haben von derselben mit solchem Eifer Gebrauch gemacht, daß jetzt jeder Hochdeutsch spricht, während wenigstens der gemeine Jude daneben nach wie vor sich in seiner Familie der „nationalen Sprache", des jüdischen Rothwälsch bedient, woran er durch die Regierung nicht gehindert wird. Nur eines andern, von den Polen für sehr wichtig gehaltenen Bestandtheils ihrer Nationalität, der „Nationaltracht", des schwarzen Kaftans und der Pfropfenzieher-Locken, haben sie sich freiwillig ganz entledigt — mit ebenso klugem Bedacht: sie zog ihnen Spott und Neckereien zu und brachte ihnen also nur Nachtheil. Dagegen haben sie in neuerer Zeit entdeckt, daß sie nicht weniger als die Polen, Tschechen, Magyaren, Slovenen eine „glorreiche Vergangenheit" besitzen, und halten an deren Erinnerung fest, woran gleichfalls Niemand sie hindert. Warum auch?

Während sie also ihrer „Nationalität" und Religion treu blieben, waren sie weit davon entfernt, ihre Thätigkeit mit dieser Beschäftigung zu erschöpfen. Dieselbe war vielmehr hauptsächlich auf ihr materielles Vorwärtskommen gerichtet. Und dieses Ziel haben sie denn auch im Ganzen in einem hohen Grade erreicht; zugleich aber haben sie dadurch das materielle Gemeinwohl bedeutend gefördert. Wer so viel volkswirthschaftliche Einsicht besitzt, daß er weiß, wie die Erzeugnisse der Arbeit erst durch den Handel ihren Werth erhalten, der kann auch die Bedeutung der Juden für den Wohlstand der Provinz ermessen, denn sie haben denselben ganz überwiegend in ihren Händen. Daß sie dabei immer den meisten Vortheil für sich zu erringen suchen, daß sie auch

die Verlegenheiten der Verkäufer für denselben bestens ausbeuten, liegt in der Natur des Handels überhaupt, dessen Grundlage und Triebfeder ja eben darin besteht, möglichst billig einzukaufen und möglichst theuer zu verkaufen. Die Gehässigkeit, welche deswegen von „Christen" auf sie geworfen wird, beruht hauptsächlich auf der Empfindlichkeit darüber, daß sie klüger sind, als diese. Wer immerwährend schlechte Handelsgeschäfte macht, dadurch in seinen Vermögensverhältnissen zurückkommt und schließlich zu Grunde geht, ist daran selbst Schuld und nicht der Jude, der „Betrüger", der „Wucherer".

Ueberdies beschränkt sich die gewerbliche Thätigkeit der Juden keineswegs auf den Handel. Ein großer Theil der Industrie der Provinz ist ihr Verdienst. Ich erwähne hier die Einführung des Droschkenfuhrwerks in den beiden Bezirkshauptstädten und der Dampfschifffahrt auf der Weichsel und Brahe. Von Fabriken werden nicht wenige von ihnen betrieben.

Was aber hat der Staat dabei gethan? Haben ihm die Juden auch große Opfer gekostet, große Schwierigkeiten und Verlegenheiten bereitet, ein immerwährendes großes Rüstzeug von Militär und Polizei erfordert?

Alles das nicht. Auch an eine Unterstützung aus der Staatskasse, wie die 200,000 Thaler zur Gründung der polnischen Landschaft, kein Gedanke — eben so wenig an eine Bevorzugung oder auch nur Förderung durch die Regierung. Die Juden zahlten ihre Abgaben und trugen durch die Gewerbesteuer erheblich zum Steuerertrag der Provinz bei. Im Uebrigen wurden sie durch die Staatsgewalt nur zurückgesetzt und gehemmt, theils aus religiösem und Stammesvorurtheil, theils durch die verkehrte Handels- und Gewerbegesetzgebung.

Den Juden allgemein eigenthümlich und durch ihren scharfen Verstand erklärlich ist der Werth, den sie auf den Schulunterricht legen. Der Aermste gibt seinen letzten Groschen, um seinen Sohn möglichst Viel lernen zu lassen; und auch der Knabe begreift schon früh den Werth desselben, er braucht vom Lehrer keineswegs angetrieben zu werden, sondern gehört regelmäßig zu den besten Schülern; besonders zeichnet er sich im Rechnen aus. Zwar erstreckt sich der Eifer des Lernens hauptsächlich auf Kenntnisse, welche sich im praktischen Leben verwerthen lassen, die anderen gehen aber doch mit, und alle bilden den Geist aus und legen in empfänglichen Naturen die Grundlage zu höherer wissenschaftlicher Bildung. So sind denn aus der Mitte der posener Juden eine große Menge von tüchtigen Aerzten, Juristen und Tagesschriftstellern hervorgegangen. Ueberall bewährt sich ihr eigenartiger Scharfsinn und macht sie zu ausgezeichneten Kritikern. Auffallend ist die große Reihe von Gelehrten, welche die posener Judenschaft hervorgebracht hat. Professor Wuttke zählt von ihnen in seinem Städtebuch (S. 236) folgende auf: „Das kleine, arme Scherkowo stellte zwei Gelehrte ersten Ranges: Fürst in Leipzig und Grätz in Breslau. Der Reformer Holdheim ist aus Kurnik, Hitzig aus Lissa, der getaufte Bisenthal in Breslau aus Lobsens; Stern in Frankfurt a. M., Jolowitsch in Königsberg ꝛc., vielleicht der größere Theil der jüdischen Gelehrten stammt aus dem Posenschen." Ich füge noch hinzu: Caro, den Fortsetzer der Röpellschen Geschichte Polens und Jaffé, den Herausgeber der „Regesta Pontificum".*)

Aber auch diejenigen Juden, welche keine wissenschaftliche Bedeutung erlangt haben, stehen, wenn sie in Wohlstand gekommen sind, besonders aber in dem Geschlecht, welches darin aufgewachsen ist, weder an Ehrenhaftigkeit, noch an Bildung oder Gemeinsinn den Christen nach. Und das Alles hat die Befreiung von dem Druck und der Rechtlosigkeit, die auf dem Volke in polnischer Zeit lastete, bewirkt. Beweis genug, wenn es daran anderweitig fehlte, daß eine vollständige Rechtsgleichheit und Freiheit noch viel förderlicher auf Geist und Sittlichkeit der Juden wirken würde.

*) Nicht zu vergessen unsern ausgezeichneten Philosophen und Völkerpsychologen M. Lazarus aus Filehne, jüngst noch Rector der Universität Bern, jetzt nach Berlin zurückgekehrt. A.

Die mohammedanischen Rebellen und die Tung kia tse im westlichen China.

Ueber den Stand der Dinge in jenen Theilen des großen Reiches, welches noch immer einer allgemeinen Zerrüttung preisgegeben ist, erhalten wir dann und wann Nachrichten durch die katholischen Missionäre, z. B. durch Pater Faurie. Dieser ist apostolischer Vicar für die große Provinz Kui-Tschön, und er hat es verstanden, sich bei den Mandarinen großes Ansehen zu verschaffen. Sie behandeln ihn mit Auszeichnung, und es ist ihm gelungen, ihnen manchen erheblichen Dienst zu leisten.

Die folgenden Mittheilungen, welche wir den Briefen dieses energischen Mannes entlehnen, gewähren einen Einblick in die Verhältnisse. Sie beziehen sich auf die Monate Juli bis September 1864; das letzte Schreiben ist vom 10. Oktober 1865.

Ueberall in der Provinz herrschte Unruhe, und die mohammedanischen Rebellen machten erhebliche Fortschritte. Der Missionär erhielt als Bedeckung 50 Mann kaiserliche Soldaten, welche er lieber heimgeschickt hätte. Er wollte nach der Stadt Yün nin, aber schon auf halbem Wege liefen die würdigen Krieger voraus und plünderten mehre Dörfer aus; nachher, als sie mit Beute beladen waren, fanden sie sich wieder ein. Der Missionär wollte aber nichts mehr von ihnen wissen, erklärte ihnen, sie seien strafbares Raubgesindel und zog ohne sie in Tung kua lin ein, wo eben Markt war. Das nahmen sie übel; sie fingen an zu meutern, stießen mit ihren Lanzen auf die Erde und schrieen: „Wir wollen den Markt plündern, wollen alles Gepäck wegnehmen!" Dabei vergriffen sie sich an den Dienstleuten Faurie's und versetzten denselben flache Säbelhiebe. Da ließ der Missionär die Meuterer vortreten, redete sie zornig an, drohte ihnen mit empfindlicher Strafe und sofort fielen sie auf die Knie. Nachdem sie um Verzeihung gebeten und Besserung angelobt hatten, gab Faurie ihnen ein Trinkgeld und dann zogen sie ab.

Er gelangte ohne Anfechtung nach Yün nin, 25° 45′ nördl. Br., wo der Mandarin ihn feierlich empfing und

ihm offen mittheilte, daß er vom Vicekönige strengen Befehl habe, ihn äußerlich mit Auszeichnung zu behandeln, dagegen Alles aufzubieten, daß er mit seinem Bekehrungswerke scheitere.

Am 20. August gerieth die ganze Stadt in Aufregung. Es hieß, die Rebellen seien im Anzuge und schon ganz in der Nähe bei Mu tu se. Sofort wurde die Lärmkanone gelöst, das Volk versammelte sich und während der ganzen Nacht wurde hin und her berathen, was zu thun sei. Faurie gab den Rath, Kundschafter auszusenden, damit man wisse, wo eigentlich der Feind stehe; er selber schickte zwei Boten an den Insurgentenanführer und ließ demselben Friedensvorschläge machen.

Aber dieser Mann, Ma ho tu, wollte von denselben Nichts wissen. Er entgegnete: „Auf beiden Seiten ist der Haß zu tief eingewurzelt. Ich weiß übrigens recht wohl, daß Bischof Faurie es gut meint. Wenn er zu uns kommen und seine Lehre verkündigen will, so werde ich ihn an der Grenze begrüßen und er wird ganz sicher sein. Wir unsrerseits haben uns erhoben, um Gerechtigkeit zu üben und ich vollstrecke nur die Gebote der Vorsehung. Den Thron von China wollen wir nicht usurpiren, wohl aber das verfluchte Volk (er meinte wohl die Mandschu), durch welches das Land unglücklich geworden ist. Wer ihm den Gnadenstoß gibt, den wollen wir für unsern Herrn erkennen. Die Tage der Tsing-Dynastie sind gezählt." Damit spielte er auf den Volksglauben an, demgemäß der Herrscherstamm der Tsing, welcher 1644 ans Ruder kam, nicht viel über 200 Jahre die Obergewalt behalten werde.

Dieser Ma ho tu war früher Kaufmann und wurde Rebell, um sich den Erpressungen und Verfolgungen eines Mandarinen zu entziehen. Er führt den Titel Oberfeldherr, doch die höchste Gewalt bei den mohammedanischen Insurgenten übt der Oberpriester Kin A'hung, der gleichsam für den Patriarchen aller Muselmänner im Blumenreiche der Mitte gilt. Diesen Mann hatte die kaiserliche Regierung aus der Provinz Yün nan, seiner Heimat, nach Kui Tschen gesandt, um seine Religionsgenossen zur Unterwerfung zu ermahnen, er that aber das Gegentheil und stellte sich an ihre Spitze. Nun wohnt er in Tsin tschen; auch dorthin hatte schon früher Faurie einen Boten mit einem Schreiben gesandt, aber eine ablehnende Antwort erhalten.

Die Zahl der Muselmänner in Kui Tschen ist nicht beträchtlich, aber man zittert und bebt vor ihnen, weil sie kein Quartier geben. Es liegt in ihrem Plane, wo möglich alle angesehenen und einflußreichen Männer aus dem Wege zu schaffen. In den westlichen, namentlich südwestlichen Provinzen bilden die eigentlichen Chinesen nur einen geringen Bruchtheil der Bevölkerung; sie sind dort bisher eigentlich nur der Herrscherstamm gewesen und im Lande sehr unbeliebt. So kommt es, daß die mohammedanischen Rebellen willige Hilfs- und Bundesgenossen an den He Miao oder schwarzen Miao tse finden, wilden, sehr tapferen Leuten, welche mit barbarischer Grausamkeit ohne Unterschied Kinder, Weiber und Männer nieder machen. —

Auf der Reise nach Tschen nin tschen traf Faurie mit nichtmohammedanischen Rebellen zusammen, den Tung kia tse. Diese sind ein eingeborner, nichtchinesischer Stamm, und sie hatten sich dem Aufstand angeschlossen, weil sie von den Mandarinen arg mißhandelt und ausgesogen wurden. Niemand konnte in einem Proceß, welchen er gegen einen Chinesen anstrengte, Recht bekommen. Nach und nach hatten sich in alle Dörfer Chinesen eingedrängt, die mit Nichts gekommen waren und doch allmälig allen Grund und Boden in ihre Hände zu spielen wußten. Das war möglich, weil die Mandarinen, welche Nichts umsonst thun, mit ihnen unter einer Decke spielten und ihnen Alles zusprachen. Daraus erklärt sich, daß sie bei der ersten günstigen Gelegenheit rebellirten. Die Chinesen boten ihnen den Frieden, welcher auch von ihnen angenommen und von den Mandarinen beschworen wurde; trotzdem ließen aber diese mehre Dörfer überfallen und die gesammte Einwohnerschaft ermorden. Natürlich griffen die Tung kia tse wieder zu den Waffen.

Faurie konnte mit ihnen in Unterhandlung treten, weil seit einiger Zeit in mehren Dörfern die eingebornen Christen gute Aufnahme gefunden hatten. Man wandte sich an ihn, damit er einen ehrlichen, dauerhaften Frieden vermitteln möge. So wandte er sich an den Mandarinen von Tschen nin tschen und hielt diesem vor, daß es unklug sei, wenn er ferner darauf ausgehe, sich der eingebornen Häuptlinge zu bemächtigen und sie umzubringen. Er, Faurie, wolle sich für die Ruhe der Tung kia tse verbürgen, wenn der Vicekönig einen Generalpardon bewillige; ohne diesen sei der Friede gar nicht möglich.

Dann zog er ab, um sein Friedenswerk unter den „Barbaren", wie die Chinesen sich ausdrücken, zu beginnen. Die Fama eilte ihm voraus, und überall empfing man ihn mit Musik und Geschützsalven. Sobald er in ein Dorf einzog, schlachtete man ein Schwein; er aß allein an einem Tisch und die angesehensten Männer der Gemeinde bedienten ihn, während die Musikanten spielten. Die Unterhandlungen gingen gut von statten, und der Vicekönig bewilligte Generalpardon und verpflichtete sich, fernerhin Mißhandlungen nicht mehr zu dulden.

Wir erhalten durch Faurie über jene bisher noch von keinem Europäer geschilderte Gegend und über das Volk manche Nachrichten. Er sah während seiner Reise nach Tschen nin tschen sehr viele steile Kegelberge. Auf manchen derselben waren verschanzte Lagerplätze gebaut worden, die einen sichern Zufluchtsort bildeten. Der Bischof bestieg einen dieser Berge. Der enge Pfad schlängelte sich an den Felsen hinauf und war für Pferde nur mit Mühe zu begehen. In Zwischenräumen waren Schanzen in solcher Weise angelegt worden, daß wenige Männer einem ganzen Heer das weitere Vordringen streitig machen konnten. Die kaiserlichen Truppen haben keine einzige von diesen Felsenburgen einnehmen können. Auf dem Gipfel liegen die Dörfer und die Getreidespeicher, und niemals fehlt ein Brunnen, der reichlich Wasser liefert.

Ueberhaupt sind die Dörfer der Tung kia tse an Hügeln oder Bergen gebaut. Das Erdgeschoß wird aus Steinen aufgeführt und dasselbe bildet den Viehstall für Pferde, Rindvieh, Ziegen, Schweine, Hühner, Enten ꝛc. Das obere Geschoß ist von Holz und bildet einen Saal ohne innere Abtheilungen. In der Mitte hat man einen Heerd angebracht; Rauchfänge sind unbekannt.

Alle Männer haben seit längerer Zeit chinesische Kleidung angenommen, die Frauen sind bei der alten landesüblichen Kleidung geblieben; sie tragen ein Schnürleibchen und einen weiten Rock mit vielen Falten. Verstümmelung der Füße kommt nicht vor.

Die Sprache der Tung kia tse hat Verwandtschaft mit der siamesischen, und es wäre von erheblichem Interesse, dieselbe näher zu ermitteln. Sie wird nicht geschrieben und die Ueberlieferungen des Volkes reichen nicht weit. Die Männer verstehen Chinesisch und können es auch sprechen, die Frauen reden nur die Landessprache.

Bei den Tung kia tse kommen weder Tempel noch Götzenbilder vor. Sie fürchten einen bösen Geist und ihr Kultus besteht darin, ihn zu besänftigen. In Krankheiten

nehmen sie wenig Arznei und halten Amulette für wirksamer. Auch wird wohl ein Zauberer herbeigerufen, der einen Hund opfert und denselben nachher, gemeinschaftlich mit der Familie des Kranken, verzehrt. Ein Hund gilt für den höchsten Leckerbissen; auch Bischof Faurie findet, daß er vortrefflich schmecke und das Fleisch sehr nahrhaft sei.

„Einige Stämme ehren das Kreuz; sie stellen ein solches am Eingange der Dörfer auf und bringen ihm zu gewissen Zeiten Opfer. Manche nähen auf ihre Kleider ein Kreuz von farbigem Zeuge. Ich kann diese Tradition nicht verfolgen und weiß nicht, wie alt der Gebrauch sein mag, kann aber versichern, daß er christlichen Ursprungs ist. Sie machen ihren Todten ein Aschenkreuz auf die Stirn und bezeichnen das Kreuz als den „großen Urältervater, Heiland oder Beschützer."*)

Faurie hatte nach einiger Zeit eine Unterredung mit dem Vicekönige, der ihn dafür lobte, daß er binnen ein paar Wochen eine Gegend beruhigt habe, an welcher sich die Mandarinen so schwer versündigt.

*) Wir müssen dahin gestellt sein lassen, ob die Behauptung Faurie's, das Zeichen des Kreuzes bei den Tung kia tse sei christlichen Ursprungs, richtig ist. Es möchte sich aber schwer nachweisen lassen, auf welchem Wege dasselbe durch christliche Einflüsse zu ihnen gekommen sein sollte. Wir unsrerseits möchten hier vielmehr buddhistische Einflüsse aus Siam und Kambodscha annehmen, also von sprach- oder stammverwandten Völkern her. Das Kreuz ist in buddhistischen Tempeln häufig und in diesen zuverlässig nicht den Christen entlehnt; es hat in jenen eine ganz andere Bedeutung als bei diesen. Wir wollen eine Stelle anführen. Adolf Bastian fand es bei seiner Erforschung des mehrfach von uns im Globus besprochenen Nakhon Wat (Ongkor Wat) und anderer Denkmäler in Kambodscha. Er sagt: (A visit to the ruined Cities and buildings of Cambodia, London 1866, S. 7). A four faced deity is worked out in gigantic proportions on the large gate of Nakhon luang and there called Phrohm (Brama), signifying the protection given by the all seeing god, which was afterwards transferred by the Buddhists to the four Pala. As this direction to the four points of the horizon naturally forms a cross, the Siamese call a crossing „phrahm, and the Prasat, the distinguishing feature of these exotic stone monuments of Cambodia forms always a cross, with the corridors dissecting each other at right angles. The cross is the distinctive character for the doctors of reason in the pristine Buddhism of Kasyapa." A.

Aus allen Erdtheilen.

Vom Senegal. Mit der Post, welche am 16. Mai 1866 von St. Louis abging, ist die Nachricht angelangt, daß die von uns oftmals erwähnten Reisenden Mage und Quintin noch am Leben seien. Ein Schwarzer, der vom obern Niger her in Bakel eingetroffen war, hatte sie im Januar selber gesehen und sie befanden sich körperlich ganz wohl. Sie hätten, sagte er, früher einem Boten Briefe anvertraut gehabt; dieser sei jedoch unterwegs krank geworden und habe sich von den Briefschaften nicht trennen wollen. Die Reisenden sind in der That Gefangene bei einem Sohne des Hadsch Omar, werden aber gut behandelt. Es ist nicht gesagt, an welchem Orte der Schwarze sie gesehen hat. Sie sind am 12. Juli in Paris eingetroffen.

r. **Ein madagassischer Kalender.** Seit 1864 erscheint zu Tananarivo ein madagassischer Kalender, der die intelligente Bevölkerung der Insel über Auf- und Untergang der Sonne, die Mondphasen, die Finsternisse und andere Thatsachen und Entdeckungen aufklären soll, welche geeignet sind, Interesse zu erregen und die „Civilisation" weiter zu führen.

Die Stadt Yarkend im chinesischen Turkestan. Die Lage derselben war bisher nicht genau bestimmt; jetzt ist sie ermittelt worden; nördliche Breite 38° 19′ 46″; östliche Länge von Greenwich 77° 30′. Kapitän Montgomerie, der bei der Triangulirung in Indien seit langer Zeit beschäftigt ist und einige Zeit auch in Kaschmir und Klein-Tibet verweilte, verfolgte den Plan, die nördlich des Mustag und des Karakorumgebirges liegenden Gegenden, in welche schon einer der Gebrüder Schlagintweit vorgedrungen war, näher erforschen zu lassen. Er trat mit einem Munschi, d. h. einem nach orientalischer Art wissenschaftlich gebildeten Schreiber, in Verbindung. Dieser Mohammed i Hamid verstand sich dazu, die mathematischen Instrumente nach Yarkend zu schaffen und dort Beobachtungen anzustellen, außerdem wollte er über die Straße zwischen jener Stadt und Ladakh genaue Erkundigung einziehen. Im Sommer 1863 machte er sich auf den Weg, gelangte unangefochten nach Yarkend, blieb den Winter über dort, benutzte die hellen Nächte, um seine Beobachtungen anzustellen und verließ im Frühjahr eilig die Stadt, weil die chinesischen Behörden ihn mit allerlei Unannehmlichkeiten behelligten. Unterwegs starb er unweit von einer der am weitesten vorgeschobenen trigonometrischen Stationen, aber alle seine Papiere sind in Montgomerie's Hände gelangt. Ihnen zufolge liegt Yarkend etwa 1200 Meter über der Meeresfläche. Die Reise durch das Gebirge bis zu der Wasserscheide zwischen Hindostan und Turkestan nahm 51 Tage in Anspruch; davon kommen 25 Tage auf eine Wanderung in Gegenden, die nirgends eine Höhe von weniger als 14,000 Fuß hatten. Der Winter war in Yarkend sehr streng, der Thermometer fiel bis auf 20°, vom 19. bis 26. Januar war Schneefall; im Allgemeinen war aber der Himmel klar. Die Umgegend ist fruchtbar. Ein chinesischer Gouverneur verwaltet die Provinz; in der Stadt liegt eine chinesische Besatzung, aber die überwiegende Mehrzahl der Bewohner besteht aus Mohammedanern, die ihr Stadtoberhaupt selber wählen.

Australien. Die Volkszählung in Südaustralien im Mai 1866 hat 164,165 Seelen ergeben; eine Zunahme von 37,335 seit 1861.

Im Nordterritorium hatte ein Colonist, Namens Auld, einen Eingebornen muthwillig erschossen. Er ist dafür vor das Kriminalgericht gestellt worden, man hat ihn aber bis zum Tage der Aburtheilung gegen 4000 Pfd. St. auf freiem Fuße gelassen. Es scheint also, als ob endlich die Ermordung schwarzer Menschen in Australien als Kapitalverbrechen behandelt werden solle. Es war auch hohe Zeit.

Auf der Känguruhinsel ist ein sehr ergiebiges Zinnlager entdeckt worden.

Eine Republik auf den Gesellschafts-Inseln. Der „Deutschen Abendpost", welche zu San Francisco in Californien erscheint, wird unterm 2. Februar aus Tahiti gemeldet, daß auf jener Eilandgruppe große Verwirrung herrsche. „Auf den Leeward-Inseln haben mehre heftige Gefechte zwischen den Rebellen und den königlichen Truppen stattgefunden. Die königliche Armee wurde total geschlagen und sahen sich König Tomatan, Prinz Ariifaite, der Gemahl der Königin Pomare, der Staatsminister und die ganze europäische Einwohnerschaft genöthigt, sich unter den Schutz des Vereinigten Staaten-Konsuls zu stellen. Die Rebellen haben einstweilen die Republik proklamirt."

Deutsches Element am La Plata. Daß in den La Platastaaten eine deutsche Zeitung (zu Buenos Ayres) erscheint, ist schon früher von uns mitgetheilt worden. Jüngst hat man einen weitern „Fortschritt" gemacht, indem man in jener Hauptstadt eine Lagerbierbrauerei auf Aktien gründete. Das ist gewiß „erquickend"; wir gönnen unseren Landsleuten auf der südlichen Erdhälfte einen heimatlichen Labetrank; indessen interessirt uns doch eine andere Erscheinung weit mehr. Vom Herrn Hans von Frankenberg, dem Direktor des deutschen Collegiums (höhere Lehranstalt) in Montevideo ist nämlich das erste am La Plata gedruckte deutsche Buch erschienen, und aus der „deutschen Druckerei zu Buenos Ayres" hervorgegangen. Es führt den Titel: „Versuch einer Darstellung der politischen Verhältnisse der La Platastaaten, mit Rücksicht auf Colonisation." In dem Prospektus wird gesagt:

„Das deutsche Element am La Plata, stark schon in numerischer Hinsicht, hat sich, durch seine Intelligenz, durch seine Arbeitskraft und Thätigkeit, sowie durch das Kapital, welches es vertritt, eine so große Achtung erworben, wie kaum eine andere fremde Nation. Die Handelsbeziehungen, von unseren deutschen Häusern mit der Heimat unterhalten, dehnen sich von Tage zu Tage mehr aus, und mit vermehrtem Interesse beschäftigt man sich seit einiger Zeit in Deutschland mit den Verhältnissen dieser Länder. Dazu kommt, daß wenn auch jetzt noch die deutsche Einwanderung nach dem La Plata gegenüber der von Franzosen, Engländern, Italienern und Spaniern verhältnißmäßig schwach ist, dennoch unfehlbar über kurz oder lang sich ein Theil des Auswandererstroms nach hier wenden wird. Wie also für die deutschen Bewohner des La Plata, so ist namentlich auch für die Heimat eine Aufklärung über die politischen Verhältnisse dieser Länder von hoher Wichtigkeit, und an unseren hiesigen Landsleuten ist es, diese Aufklärung nach Kräften zu fördern und so das Interesse und den Kredit für dieselben zu erhöhen. Dazu soll das oben angezeigte Buch dienen.

Der Verfasser, seit längeren Jahren am La Plata ansässig, hat aus eigener Anschauung und gegründet auf das Studium vorhandener Quellen eine klare und vom Standpunkte des Fremden objective Darstellung der politischen Verhältnisse der La Platastaaten geschrieben, die hauptsächlich auch in Bezug auf Colonisation derselben von großem Werthe ist."

Zur Statistik der Unglücksfälle und Geldverluste in Nordamerika.

Amerikanische Blätter nehmen, gewiß nicht ohne einige Uebertreibung, als ausgemacht an, daß allein in den Vereinigten Staaten mehr Mordthaten und Unglücksfälle sich ereignen, als in ganz Europa. Die Zahl der letzteren ist allerdings ungemein beträchtlich; hier ist kein Zweifel gestattet, weil amtliche Nachrichten vorliegen.

In die drei Monate Oktober, November und Dezember 1865 fallen 110 große Feuersbrünste; Verlust 20 Mill. Dollars.

Auf den Staat Neuyork kommen für 1865 nicht weniger als 75 Schadenfeuer; Verlust 8 Millionen. In der Stadt Lima (Staat Neuyork) brannten 25 große Häuser auf einmal nieder, in Belfast über 100. Binnen 9 Jahren sind in solchen Feuersbrünsten, bei welchen der Verlust mehr als 20,000 Doll. betrug, reichlich 72 Mill. Doll. verloren gegangen.

In den vier ersten Monaten des Jahres 1866 sind 38 große Schadenfeuer angemeldet worden; Verlust 10,670,000 Doll.; die kleineren, bei welchen der Schaden unter 1 Mill. Doll. betrug, sind nicht gerechnet. Petroleum und Baumwolle bilden dabei ein nicht unerhebliches Item.

Auf den Eisenbahnen fanden vom September 1865 bis Januar 1866 nicht weniger als 76 „Accidents" statt, und im Durchschnitt gingen bei jedem dieser Unglücksfälle 2 Menschenleben verloren. In 8 Fällen ereignete sich Unglück durch unsinnig schnelles Fahren, in anderen 8 sprangen die Kessel, in 3 brachen Brücken zusammen, in 4 waren die Weichen falsch gestellt worden. Auf mehr als einer Eisenbahn sind 3 und auch 4 Lokomotiven binnen 24 Stunden zu Grunde gegangen. Auf die Bahnen im Staate Neuyork entfallen allein 20 solcher „Accidents", und für sämmtliche Staaten im Jahr 1865 mehr als 200. In den acht Monaten vor dem 1. April betrug die Zahl der Unglücksfälle nahe an 200; davon kommen 11 auf Zusammenstöße und 10 auf Explosionen.

„Explosionen" spielen überhaupt eine große Rolle. In den Monaten September bis Januar zählte man deren 31; davon kamen 8 auf Eisenbahnen, 10 auf Dampfer, 8 in Fabriken und Magazinen, 4 durch Pulver, 1 durch Nitroglycerin. Auf die Zeit vom Januar bis März entfallen 28, zumeist durch Springen der Kessel auf Dampfschiffen. Bei jenen auf den Dampfern „Miami", „Missouri" und „Carter", welche auf dem Ohio und dem Mississippi in die Luft flogen, verloren mehr als 400 Menschen das Leben. Die durch Nitroglycerin verursachten Explosionen, bis jetzt 3 an der Zahl, haben nahe an 100 Leuten das Leben geraubt. Bei den 56 Explosionen, die binnen acht Monaten vorkamen, sind mehr als 1000 Menschen verloren gegangen.

Was die Dampfer betrifft, so sind in fünf Monaten 70 verloren gegangen, zumeist auf den westlichen Gewässern; davon 13 durch Zusammenstoßen, 10 durch Explosionen, 7 verbrannten, 9 gingen unter, weil sie leck waren, 12 wurden durch Eis zerdrückt ꝛc. Im Ganzen betrug hier der Verlust mehr als 300 Köpfe. — In den folgenden drei Monaten gingen 42 Dampfer verloren; im Ganzen während einer Zeit von acht Monaten 112 oder specieller gerechnet, 117 Dampfer verloren. Dazu kommen im letzten Vierteljahr 1865 noch 75 Unglücksfälle auf See; Menschenverlust 259 Köpfe; — vom Januar bis 1. Mai 48 mit 170 Köpfen; überhaupt auf das Halbjahr 123 Unglücksfälle auf See.

Die „Tribune", gibt eine Recapitulation und sagt: „Wir hatten also binnen sechs Monaten 217 „Accidents" auf Eisenbahnen und Dampfern, dazu 56 Explosionen und 123 Schiffbrüche auf See."

Wettlauf eines Indianers in Nebraska auf Tod und Leben. Ein Herr Hardisty, der längere Zeit im Fort Benton und am obern Missouri gelebt hat und namentlich mit den Sitten der Schwarzfußindianer bekannt ist, erzählt als Augenzeuge Folgendes:

Eines Tages erschien ein einsamer und verwegener Cri zu Fuß im Fort. Kurz nach seiner Ankunft traf eine Schaar berittener Schwarzfüße ein, und da sie sahen, daß ein Mann des feindlichen Stammes anwesend war, forderten sie mit großem Geschrei die Auslieferung desselben. Der im Fort befehligende Handelsmann hätte dem Cri gerne das Leben gerettet, fürchtete sich indeß, die Auslieferung zu verweigern, denn die Schwarzfüße waren zahlreich und gut bewaffnet und überdies in die Pallisaden-Verschanzung zugelassen worden. Nach vielem Hin- und Herreden kam ein Compromiß zu Stande, welches den Weißen verpflichtete, den Cri einen Monat lang in sicherer Obhut zu behalten; nach Verlauf dieser Zeit sollten die Schwarzfüße ins Fort zurückkehren, und der Gefangene dann losgelassen werden mit einem Vorsprung von 100 Yards vor seinen Verfolgern, letztere nur zu Fuß und ohne alle anderen Waffen, als ihre Messer, Jagd auf denselben zu machen.

Die Schwarzfüße zogen ab und der Cri ward sogleich in harte Vorübung genommen. Er wurde mit frischem Büffelfleisch, so viel er essen konnte, genährt und mußte zweimal eine Stunde täglich im schnellsten Lauf um die Umfassungsmauer des Forts rennen.

Nach Verfluß des festgesetzten Monats kamen die Schwarzfüße, der Uebereinkunft gemäß, ans Fort. Ihre Pferde wurden innerhalb der Mauern angebunden, alle ihre Waffen, mit Ausnahme der Messer, ihnen abgenommen, und dann ward das Opfer vom gesammten Stab der Niederlassung an den Abgangsplatz geleitet. Sämmtliche Weiße begaben sich zu Pferd aus dem Fort, um darauf zu sehen, daß redlich Spiel gespielt werde. Der Cri wurde an seinen Posten gestellt, 100 Yards vor seinen blutdürstigen Feinden, welchen wie Wölfe nach ihrer Beute gelüstete. Das Schlagwort ward gegeben, und weg schoß der gejagte Indianer, und hinter ihm drein die Rotte seiner Verfolger.

Anfänglich kamen ihm die Schwarzfüße rasch näher, denn Schrecken schien die Glieder des unglücklichen Cri zu lähmen und sein Entkommen schien hoffnungslos. Als aber seine Feinde bis auf wenige Yards an ihn gelangt waren, gewann er seine Geistesgegenwart wieder, raffte sich zusammen, seine Abrichtung und seine schöne Körperbeschaffenheit fingen an, sich merkbar zu machen, und zu ihrem Erstaunen und Verdruß entfernte er sich mit jedem Schritt mehr von ihnen. In einer zweiten englischen Meile war er weit voraus, blieb einen Augenblick stehen, warf triumphirend den verblüfften Verfolgern seine Faust entgegen, rannte davon und kam ihnen rasch aus den Augen.

In der That gelang es ihm, wohlbehalten seine Stammesgenossen zu erreichen.

Gold in Siebenbürgen. Kronstadt im Mai 1866. Siebenbürgen ist als ein Goldland seit lange bekannt. Indeß ist die Gesammtmasse des erbeuteten Goldes keineswegs so groß, wie Mancher diesem Renommé nach glauben möchte. Die Gewinnung desselben durch regelmäßigen Bergbau aus dem Muttergestein, sowie die Auswaschung aus dem Flußsande und dem sogen. Goldseifengebirge ist mit großen Kosten verbunden, die an einigen Orten selbst den Werth des gewonnenen Goldes übertreffen. Nirgends findet sich das Gold hier mehr in sehr bedeutender Masse, oder noch mehr in den oberen Gesteinslagen. In den Bergwerksdistrikten bei Offenbanya, Verespatak u. s. w. sind die leichter abzubauenden Berge schon von den Römern so durchwühlt worden, daß den späten Nachkömmlingen eben nicht viel mehr übrig geblieben ist.

In der genannten Gegend wird jetzt das Meiste in bedeutenderer Tiefe aus einem harten Grünsteintrachyt gewonnen, welcher den vorherrschenden Glimmerschiefer durchbrochen hat. Hier findet man das Gold auch als sogen. Schrifttellure, eine Verbindung von meist 10 Proc. Tellursilber mit 30 Proc. Gold. Roth- und Schwarzgülligerz, Kupferkies und Bleiglanz finden sich nur in schmäleren, wenig mächtigen Gängen, Bändern und Schnüren im Gestein. Der häufig vorkommende Schwefelkies ist indeß in der Regel auch goldhaltig.

In früheren Jahren wurde an mehren Orten aus dem Sande der Flüsse Gold gewaschen, so namentlich bei Oláhpian. Jetzt aber lohnt sich auch dies nicht mehr. Die so wenig bedürfenden Zigeuner, welche dieses Geschäft früher ausschließlich betrieben, wenden sich nach und nach anderen einträglicheren Arbeiten zu. Da sie jetzt nicht mehr leibeigen sind, so kann sie auch kein Fürst oder Grundherr mehr zwingen, diese Arbeit zu verrichten, wie es früher meist der Fall war. So war es namentlich in der benachbarten Moldau, wo das gewaschene Gold zum Nadelgelde der jeweiligen Fürstin gehörte und durch den sogen. Armaschmare für dieselbe eingesammelt und verrechnet wurde; dabei verfuhr der Armasch stets mit solcher Geschicklichkeit, daß der Nachtheil nie auf seiner Seite war.

Voraussichtlich ist in Siebenbürgen das schon seit Jahrhunderten ausgebeutete Waschterrain erschöpft, und die reicheren und besseren Lagen und Bänke sind alle geleert. Nun es kommt wohl nichts mehr nach, und so muß natürlich der Ertrag immer geringer werden und die Wäscherei auf ein Minimum zusammenschrumpfen. Proben im sogen. Goldseifengebirge ergaben ein sehr wenig aufmunterndes Resultat. Um hier großartig zu arbeiten ist der Gehalt zu gering, da in 1000 Centnern des Gesteins oft nur ½ bis 1½ Loth Gold enthalten sind. Auch hier würden die Aufbereitungskosten natürlich den Gewinn verschlingen, da man Pochwerke und Schlemmheerde erbauen müßte, um durch Amalgamation das Gold zu gewinnen.

Alle größeren Flüsse des Landes führen in ihren Sand- und Schotterlagen mehr oder weniger Goldpartikelchen mit; indeß wurde bis jetzt noch kein Terrain erkundet, welches reichhaltig genug wäre, um Gold mit Nutzen gewinnen zu können. Uebrigens ist das siebenbürgische Waschgold von sehr guter Beschaffenheit, findet sich aber auch hier niemals ganz rein, sondern enthält immer einige Procent Silber beigemischt. Bei Oláhpian gewonnenes sahen wir in sehr schönen Blättchen und abgerundeten Kügelchen. Aeußerst selten findet man es krystallisirt.

Nach authentischen Quellen erlauben wir uns schließlich, Folgendes über die Menge des in Siebenbürgen gewonnenen Goldes zu geben.

Die jährliche Goldproduktion schwankte innerhalb der Jahre 1823 bis 1861 zwischen einem Minimum von 2338 Mark im Jahre 1824 und einem Maximum von 4087 Mark im Jahre 1846. Sie betrug in runden Zahlen im Mittel für die Jahre:

1823 bis 1832	. . .	2650 Mark
1833 „ 1842	. . .	3500 „
1843 „ 1847	. . .	3850 „
1850 „ 1854	. . .	3500 „
1855 „ 1858	. . .	3250 „

In den letzten Jahren scheint sich die Goldproduktion wieder etwas gehoben zu haben; denn für das Jahr 1861 fanden wir die Erzeugung mit 2032 Münzpfund, gleich 3619 Mark angegeben.

Ein Glück, daß der Reichthum und Wohlstand eines Landes sich nicht nur nach seiner Goldproduktion berechnen läßt; indeß wäre bei unseren metallarmen (?) Zeiten wohl zu wünschen, daß auch hier neue und ergiebige Lagerstätten des edlen Goldes entdeckt werden möchten, was bei noch genauerer geognostischer Durchforschung des Landes nicht unmöglich sein dürfte.

W. Hausmann.

---

r. **Ein neues Steinsalzlager in Deutschland.** Die von dem preußischen Staate betriebene Tiefbohrung in der Gegend von Schönebeck bei Magdeburg hat nach Meldung des „Staats-Anzeigers" im Februar 1866 zum Aufschlusse eines Steinsalzlagers in der Tiefe von 1091 Fuß unter der Erdoberfläche geführt. Man wird das Bohrloch im Steinsalz zunächst bis zu einer Tiefe von 150 bis 200 Fuß fortsetzen, um sich von der Beschaffenheit des Salzes zu überzeugen und für die spätere Ausbeutung mittelst Zuführung süßen Wassers, welches nach der Sättigung mit Salz empor gepumpt wird, die genügenden Flächen zum Angriffe zu erhalten. Es ist angeordnet, in kurzen Entfernungen Kernstücke aus dem Steinsalze auszubohren und zu Tage zu bringen, um an den festen Stücken die Beschaffenheit sowie das Streichen und Fallen der Schichten zu beobachten. Ganz besonders wichtig ist hierbei, festzustellen, ob dieses Steinsalzlager eine ähnliche Zusammensetzung wie das von Staßfurt habe, dessen obere Schichten aus einer Reihenfolge von kalihaltigen Salzen bestehen, deren Ausbeutung für die Industrie und Landwirthschaft von sehr großer Bedeutung ist. Aber auch in dem Falle, wenn die kalihaltigen Salzschichten fehlen sollten, wird der neue Aufschluß des Steinsalzes in der Nähe der Elbe und der Siedehäuser der Saline zu Schönebeck große technische Vortheile bei der Salzfabrikation gewähren.

Die Kriegsmarine des Königreichs Italien. Dieselbe besteht, amtlichen Vorlagen zufolge, aus folgenden Schiffen:

Panzerschiffe. 6 Fregatten ersten Ranges; davon waren am 1. Januar 3 noch im Bau, sind aber der Vollendung nahe. 7 Fregatten zweiten Ranges; 2 Corvetten ersten Ranges; 6 Kanonenboote; 2 schwimmende Batterien, — zusammen 23 Panzerschiffe mit 8248 Pferdekraft und 448 Kanonen und 3738 Mann.

Schraubendampfer. 8 Fregatten ersten, 1 zweiten Ranges; 5 Corvetten, 5 Kanonenboote, — zusammen 19 von 6780 Pferdekraft, mit 544 Kanonen und 7155 Mann.

Raddampfer. 14 Corvetten und 11 Avisos, — zusammen 25 von 6050 Pferdekraft mit 118 Kanonen, 3381 Mann.

Segelschiffe. 4, mit 42 Kanonen und 632 Mann.

Schraubentransportschiffe. 12 von 2550 Pferdekraft, mit 24 Kanonen und 1092 Mann.

Dazu kommen noch 14 andere Transportschiffe.

Die italienische Kriegsflotte besteht aus 71 Fahrzeugen von 25,820 Pferdekraft, mit 1197 Kanonen und 20,627 Mann; das Transportgeschwader aus 26 Fahrzeugen mit 4390 Pferdekraft und 3320 Mann.

Das Gebiet der Jakuten in Sibirien. Nach amtlichen Berichten betrug die Einwohnerzahl desselben 1864 nur 226,652 Köpfe. Davon waren 9887 Russen, 200,149 Jakuten, 10,690 Tungusen, 1521 Yukaren (Jukagiren), 268 Tschuwaschen und 1990 Lawruten. Dazu kamen noch 3 „Fremde" und 2144 Individuen verschiedener anderer Nationalitäten. Unter den Russen befanden sich 50 Erbadelige und 461, welche den persönlichen Adel hatten; 510 Geistliche, 5102 Bauern. Am wenigsten dünn ist die Bevölkerung an den Ufern der Lena und des Aldan. Im ganzen Nordostsibirien sind nur 78 aus Stein aufgeführte Gebäude vorhanden und 773 Holzhäuser nach europäischer Art. Die Zählung des Viehstandes ergab 430,380 Häupter; davon Pferde 124,376, Rindvieh 276,027 und nur 615 Schweine und 349 Schafe; Rennthiere dagegen 26,439 und Hunde, welche als Zugthiere verwandt werden, 3126. Auf den Jahrmarkt der Stadt Jakutsk kamen 1864 für 841,999 Rubel Waaren, davon für 218,204 Rubel Pelzwerk; an Baumwollenwaaren wurde für 109,290 Rubel abgesetzt; an chinesischen Waaren für 63,569, und an Seidenwaaren für 15,933 Rubel.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Eine Wanderung im vordern Kleinasien; von Nicäa nach Ephesus.*)

Von Nicäa nach Brussa. — Die Hauptstadt von Bithynien. — Erdbeben. — Die ersten Sultane der Osmanen, Osman und Orchan. — Der Hafenplatz Mudania. — Eine Besteigung des Olympos. — Ulabad; Ruinen von Cyzicus; der Fluß Rhyndacus. — Die nomadischen Yuruks. — Harmandschik. — Die Ruinen von Aizani. — Die Handelsstadt Uschack. — Kula im verbrannten Phrygien. — Räuber. — Die Brüderschaft der Zeibeks am Tmolusgebirge. — Die Ruinen von Sardes. — Ein Ausflug nach Ephesus.

Der Weg von Nicäa nach Brussa führt über Yeni scheher. Graf Monstier, welchen wir schon auf einem frühern Ausfluge begleitet haben, schildert diesen Ort als ein Durcheinander von Erdhütten, und selbst der große Einkehrstall, der Konak, ist in argem Verfalle. Der vornehme Europäer fand von Seiten der türkischen Behörden eine sehr freundliche Aufnahme und bemerkte unter den Notabeln einen mehr als hundertjährigen Greis. Das Klima ist gesund, auch der Boden fruchtbar, die Vegetation bis nach Brussa hin sehr üppig, und an der Landstraße erheben sich prächtige Kastanienbäume. Bald kam der Berg Olympos in Sicht, an dessen unterem Abhang das schöne Brussa liegt, welches der Wanderer spät Abends erreichte. Es ist keine Kleinigkeit, bei Nacht in eine türkische Stadt einzureiten und sich zurecht zu finden. In den engen und krummen Gassen brennt kein Licht; die Läden sind geschlossen, aus den Häusermauern springen Ecken hervor, in der Straße liegen Steine umher, sind tiefe Gossen, und die aus ihrem Schlaf geweckten Hunde bellen. Man muß die abgemüdeten Pferde gewähren lassen und, gleich einem Schiffbrüchigen, seine Seele dem lieben Gott empfehlen.



Die Mauern von Ulabad, dem alten Lupadium. (Nach A. von Monstier.)

Aber Brussa hat einen Gasthof nach europäischer Art, und das ist ein großer Vorzug. Außerdem findet man in ganz Kleinasien nur noch in Smyrna ein „Hôtel"; alle übrigen Städte entbehren einer solchen Bequemlichkeit!

Brussa, die Hauptstadt Bithyniens, liegt nur 5 Wegstunden von dem kleinen Hafen Mudania, welcher durch Dampfer mit Konstantinopel in Verbindung steht, und jetzt hat man eine gute fahrbare Straße bis zum Meeresufer hergestellt. Monstier fand im „Hôtel de l'Olympe" Alles gut und sauber; er hatte sich eben behaglich aufs Lager geworfen und war eingeschlummert, als er durch Geschrei aufgeweckt wurde. Er sprang auf und sah, wie eine ganze Bande unheimlichen Gesindels Fackeln schwenkten und auf den Gasthof zu rannten. Die Sache schien bedenklich zu werden; vor ein paar Monaten war bei einem Volkstumult das Haus eines Christen in Brand gesteckt worden. Aber die Sache nahm einen guten Verlauf, die Fackelträger zogen vorüber, und es stellte sich heraus, daß es sich um eine Feierlichkeit bei einem jüdischen Begräbnisse handelte.

Brussa ist die „Perle von Anatolien". Gegen Süden ist es durch den bewaldeten Olymp beschützt, der Wasser in Fülle in das üppig fruchtbare Thal hinabsendet. Im Sommer wird die Hitze durch See- und Gebirgswinde gemäßigt, und der Baumwuchs kann an saftiger Pracht nicht übertroffen werden. Da stehen Cypressen, Platanen und Pappeln, Kastanien und Maulbeerbäume in ungezählter Menge und spenden erquickenden Schatten; die Moscheen

*) Vergl. Globus IX, S. 353.

und Minarets sind von Grün umgeben, und der Anblick hat etwas zugleich Anmuthendes und Fesselndes.

Aber Brussa steht auf verrätherischem Boden und hat oftmals unter verheerenden Erdbeben gelitten; auch von entsetzlich verwüstenden Feuersbrünsten wurde es nicht selten heimgesucht und ist namentlich in den Jahren 1490, 1804 und am 19. Sept. 1863 zum großen Theil in Asche gelegt worden.

Die Stadt hieß im Alterthum Prusa ad Olympum, nach ihrem Erbauer, dem Könige Prusias; Bithynien hat mehre Herrscher dieses Namens gehabt, und wir wissen nicht, welcher von ihnen der Gründer war, ob einer, der schon in den Tagen des Krösus lebte, oder ein anderer, bei welchem Hannibal gastliche Aufnahme fand. Im Alterthum spielte es keine Rolle; dagegen war es im Mittelalter von großer Bedeutung. Die vornehmen Byzantiner verweilten dort gern wegen der warmen Quellen. Als die Mohammedaner Kleinasien überflutheten, zeigte sich bald, wie wichtig die strategische Lage dieser Stadt war. Schon im Anfange des 10. Jahrhunderts waren die Saracenen bis an den Olymp vorgedrungen. Sie eroberten die Stadt, welche von den byzantinischen Kaisern wieder erobert und bald abermals verloren wurde. Dann kamen die Kreuzfahrer, und während die Franken in Konstantinopel ein Kaiserthum gründeten, thaten die aus Byzanz vertriebenen Herrscher ein Gleiches in Kleinasien. Theodor Laskaris umgab Brussa mit sehr starken Mauern, und sie war gegen alle Angriffe der Lateiner gesichert.


Altphrygisches Felsengrab zwischen Harmandschik und Tauschanli.
(Nach A. von Moustier.)

Kleinasien bot um jene Zeit einen merkwürdigen Anblick dar. Weder die christlichen Kaiser, noch die seldschuckischen Sultane hatten Kraft genug, die Provinzen Anatoliens in Unterwürfigkeit zu erhalten. Nach und nach waren eine Anzahl von Feudalfürstenthümern entstanden, welche im Besitz griechischer Despoten oder muselmännischer Begs waren. Die Grenzen dieser Besitzungen durchkreuzten sich vielfach, und die Fürsten verschiedenen Glaubens waren heute gute Freunde und morgen erbitterte Feinde.

Die Uebermacht der Mohammedaner wurde allmälig immer größer, namentlich unter Osman, Erthogruls Sohne, der als Bey, und nominell abhängig vom Sultan zu Ikonium, einen Theil Bithyniens beherrschte. Nach dem Tode dieses Sultans wurde er selbst Gebieter, und sein Sohn Orchan belagerte Brussa, das erst nach einer zehnjährigen Belagerung in seine Hände fiel und nun eine vorzugsweise muselmännische Stadt wurde.

In den Wäldern und Höhlen des Olympos hauseten viele christliche Anachoreten. Einst waren die Heiden von den Christen bedrängt und verfolgt worden; jetzt kam eine Wiedervergeltung, indem sie ihrerseits den Druck der Mohammedaner empfanden. Die christlichen Einsiedler mußten den Santons Platz machen, und einer dieser Heiligen, Güökli Baba, d. h. Vater der Hirsche, hat viele Wunder gethan. Die wilden Thiere, unter denen er lebte, folgten seinen Worten, und als einst, während der Belagerung, die Christen von Brussa aus einen Ausfall gegen die Türken unternahmen, erschien er plötzlich an der Seite Orchans, auf einem Hirsche reitend und einen gewaltigen Säbel schwingend. Man sieht, die Heiligen der verschiedenen Religionen verrichten ähnliche Thaten; die Legenden haben viel Uebereinstimmendes.

Die Türken nahmen endlich Brussa ein; Osman lag auf dem Sterbebette, als ihm die Uebergabe gemeldet wurde. Das war im Jahr 1326. Er hielt seinen Einzug im Sarge; der erste Sultan der Osmanen ließ sich in der Schloßkapelle begraben, die er in eine Moschee umwandelte. Aehnliches hatten einst die Christen mit den Tempeln der Heiden gethan. Orchan war seines Vaters Nachfolger. Brussa wurde die Hauptstadt des neuen Reiches und erhob sich zu großem Glanz. Aber gleich im Anfange des 15. Jahrhunderts brach ein schweres Verhängniß über dieselbe herein. Tamerlan hatte den Sultan Bajasid bei Angöra besiegt und plünderte die Stadt, von welcher ein großer Theil eine Beute der Flammen wurde, u. späterhin wirkten innerliche Kriege verderblich. Doch seit der Mitte jenes Jahrhunderts waren ihr ruhigere Tage beschieden. Konstantinopel wurde Hauptstadt der Osmanen, 1453, aber Brussa gilt bei ihnen bis auf diesen Tag für eine heilige Stadt. In ihr ruhen die irdischen Ueberreste ihrer ersten Sultane, ihrer tapfersten Krieger und vieler heiligen Männer; man zählt mehr als 600 Gräber berühmter Leute, und die Zahl der Moscheen, Leichenkapellen (Türbe's) und Klöster (Tekieh) soll mehr betragen, als das Jahr Tage hat. Sehr viele dieser Denkmäler stammen aus dem 15. Jahrhundert; die Mehrzahl derselben fällt in Trümmer, aber sie tragen wesentlich dazu bei, der Stadt einen eigenthümlichen Charakter zu geben. Diese erhebt sich in der Ausdehnung von mehr als einer Wegstunde auf Hügeln, die sich an den Olymp lehnen; auf dem höchsten derselben steht die Citadelle und die Altstadt, welche klein ist und von Türken alten Schlages bewohnt wird. Alles Uebrige ist Neustadt. Die Uludschami, große Moschee, ist eines der größten Gebäude im Orient; sie hat in dem heftigen Erdbeben von 1856 verhältnißmäßig wenig gelitten. Der Bäder haben wir schon erwähnt.

Von Brussa aus unternahm Moustier eine Besteigung des Berges Olympos, nachdem er zuvor über die Industrie der Bewohner Erkundigung eingezogen. Am bedeutendsten ist die Seidenzucht, welche von den Bauern der Umgegend betrieben wird. Die Spinnereien sind in den Händen von Ausländern, namentlich Deutschen,

Schweizern, Italienern und Franzosen; sie liegen in der Stadt selbst und beschäftigen etwa 5000 Arbeiter beiderlei Geschlechts; die Gesammterzeugung soll sich auf 15 bis 20 Millionen Francs belaufen. Die leichten Seidengewebe von Brussa haben ihren alten Ruf verloren; es sind höchstens ein paar hundert Webstühle vorhanden.

Der Name Olympos wurde im Alterthum nicht weniger als 14 Bergen beigelegt; unter ihnen war der thessalische am berühmtesten, nach ihm jener in Kleinasien. Am galatischen Olympos schlug Consul Manlius die Galater aufs Haupt.

Wer den bithynischen Olymp ersteigen will (er wird wohl auch der mysische genannt), übernachtet gewöhnlich auf halber Höhe unter einem Zelte der Nomaden, welche auf den Hochebenen ihre Heerden weiden lassen. Mit guten Pferden kann man jedoch die ganze Partie in einem Tage machen; sie bietet keine außergewöhnlichen Schwierigkeiten dar. Herr von Moustier brach, von zwei mohammedanischen Dienern begleitet, am 3. Okt. 1862 Morgens halb 7 Uhr auf und ritt den westlichen Abhang hinan. Der untere Saum des Berges war mit Kastanienwäldern bedeckt; weiter aufwärts folgten Buchen. Die Aussicht auf die Stadt und bis zum Golf von Mudania war ganz prächtig. Nach etwa anderthalb Stunden nimmt man die Richtung nach Osten hin; der Pfad ist mit allerlei Gestein übersäet und etwas schwierig zu passiren, auch führt er an einem tiefen Abgrund hin; Glimmerschiefer und Gneiß folgen auf den Sand- und den Kalkstein, welche auf der Seite nach Brussa hin die Unterlage bilden.

Dann folgt die Region der Fichten. Dort zog der Reisende durch eine niedergebrannte Waldstrecke. In der Türkei wirthschaftet man geradezu gottlos mit dem Feuer; der erste beste zündet den Wald an und macht sich damit einen Spaß; ja die Bauern sehen in einem Waldbrande das bequemste Mittel, sich Kohlen zu verschaffen. Für einen Europäer, welcher den Werth des Holzes zu würdigen weiß, ist ein solcher Anblick traurig und geradezu empörend. Mitten unter den Fichten lagen mächtige Granitblöcke, aber die Pferde kletterten darüber hinweg wie Ziegen. Dann folgt eine steinige Ebene, die wohl eine Stunde lang und mit Wachholdersträuchen bewachsen ist; die Granitblöcke werden weiter aufwärts immer zahlreicher und größer; von allen Seiten her kommen Bergwasser herab. Endlich gelangt man an eine gewaltige Mauer von weißem krystallinischen Marmor, durch welche mehre Granitbänke sich emporgehoben haben; sie liegt am Südabhange des Plateau's und bildet den Kamm des Olympos. Der Gipfel ist von der Nordostseite her zugänglich auf einem steilen Abhange, der mit Marmorfragmenten bedeckt ist.

Herr von Moustier befand sich schon halb 11 Uhr Morgens am Fuße desselben und erstieg ihn in einer guten halben Stunde. Dann war er oben und hatte einen weiten Rundblick über ein wildes Land; überall wellenförmiger Boden, Berghöhen und unendliche Wälder, in denen einige Seen als Lichtpunkte schimmerten. Von menschlicher Thätigkeit ist keine Spur zu erblicken, weil die angebauten Thäler durch die bewaldeten Höhen verdeckt werden. Nach Norden und Westen hin sieht man das Meer. Alte Denkmäler hat Moustier auf dem Gipfel des Olympos nicht gefunden, wohl aber einige Steinhaufen zu Ehren mohammedanischer Heiligen. Von ewigem Schnee kann keine Rede sein; er schmilzt im Juli und nur an einzelnen Stellen bleibt er länger liegen. Man hat sich durch den Glanz des weißen Marmors täuschen lassen. Der Gipfel liegt nur 2200 Meter über dem Meere, die untere Schneegrenze aber reicht unter dieser Breite bis 3300 Meter hinauf. In den Wäldern des obern Plateau's hausen Bären, weiter abwärts kommen Hirsche und auch wilde Schweine in großer Menge vor. Dann und wann wird ein Panther erlegt. Abends halb 7 Uhr war Herr von Moustier wieder in Brussa.



Ein türkisches Haus in Harmandschik. (Nach A. von Moustier.)

Von Brussa nach Ulabad sind es nur 10 Reisestunden. Unterwegs wurde ein Ausflug gemacht nach Abutiont, dem alten Apollonia ad Rhyndacum. Der Ort liegt auf einem von Wasser umgebenen Hügel und wird zumeist von Christen bewohnt. Der See ist fischreich; von seinen

malerisch eingezackten Ufern hat man einen Blick nicht blos auf den Olymp, sondern auch auf den Ida. Abends ein Waldbrand, dann über den Rhyndacus nach Ulabad, wo Moustier bei einem Papas, christlichen Geistlichen, Unterkommen fand. Der Mann war zugleich Landwirth und Viehzüchter, und ging am andern Tage mit auf die Jagd. Die Bauern waren eben mit der Aussaat des Winterkornes beschäftigt und bedienten sich eines sehr einfachen Pfluges; statt der Egge hatten sie einen jungen Baum, an welchem sich noch die Aeste befanden; diesen schleiften sie über das Feld.

Die Mauern von Ulabad sind vom Kaiser Alexius Comnenus gebaut worden; überhaupt ist „Lupadium" keine alte Stadt; sie hat aber viele Gefechte und Angriffe erlebt; 1330 fiel sie in die Gewalt des Sultans Orchan. Die Dorfkirche war 1856 durch das große Erdbeben zertrümmert worden. Einen Theil der Aecker des Papas hatten Tscherkessen in Besitz genommen.

Weiterhin läßt man das alte Miletopolis zur Rechten und hat einen Blick auf die etwa 2 Stunden von der Straße entfernten Ruinen von Cyzicus. Auch diese Stadt ist schwer von Erdbeben heimgesucht, und die Säulen ihrer Tempel sind zum Bau der Sophienkirche in Konstantinopel benutzt worden.

Am Rhyndacus entlang wächst in Menge die langblätterige Eiche, Quercus Aegylops; sie ist eine dem Orient eigene Varietät, und ihre große Frucht steckt in einem behaarten Kelche wie in einem Büschel Wolle. Sie liefert die von den Gerbern sehr gesuchte levantische Vallonea, welche eines der Hauptausfuhrerzeugnisse Kleinasiens bildet. Unter solchen Eichen hatten einige Yuruks, türkische Nomaden von der Horde des schwarzen Schöpses, ihren Lagerplatz. Manche türkische Stämme haben bekanntlich bis auf den heutigen Tag das seßhafte Leben verschmäht; so die Turkomanen, welche in Kleinasien vorzugsweise in den



Ein Türkenhaus in Uschack. (Nach A. von Moustier.)

südlichen Gegenden umherziehen, namentlich am Taurus. Aber sie sind nur Halbnomaden, haben Dörfer, bestellen den Acker und ziehen blos während der Sommermonate mit ihren Heerden umher. Die Yuruks dagegen leben nur unter Zelten und verweilen nie lange an derselben Stelle, sondern wandern zwischen dem Tmolusgebirge und dem Schwarzen Meere hin und her; der Olymp kann als ihr Hauptquartier und Centrum betrachtet werden. Im Sommer verweilen sie im Hochgebirge; während ihre Kameele, Kühe, Schafe und Ziegen auf den Ebenen oder in den Wäldern weiden, sammeln sie Harz ein. Gegen den Winter ziehen sie ins Unterland und weben grobe Teppiche, die sogenannten Kilins.

Diese Yuruks zerfallen in Assirets, deren jede aus hundert und mehr, manchmal auch bis eintausend Familien besteht; es sollen im Ganzen 36 solcher Assirets vorhanden sein. An der Spitze jeder einzelnen steht ein Bey, welcher großes Ansehen hat und den Stamm gegenüber der Pforte vertritt. Dieser hat es viel Mühe gekostet, bei jenen Nomaden mit patriarchalischen Sitten die Rekrutirung durchzusetzen; sie erhebt eine gewisse Jahresabgabe dafür, daß die Yuruks Staatsländereien benützen.

Moustier fand auf dem Wege nach Harmandschik im ganzen Thale des Rhyndacus eine Menge von Wachtfeuern der Yuruks; nach Einbruch der Dunkelheit war der Anblick in hohem Grade malerisch. Der Konack in dem eben genannten Orte war ein rechtes Musterbild eines wohleingerichteten Türkenhauses. Es sah, wie unsere Abbildung zeigt, förmlich elegant aus und enthielt mehre reinliche, mit hübschen Teppichen belegte Säle.



Säulen vom Tempel der Cybele in den Ruinen von Sardes. (Nach A. von Moustier.)

Am andern Tage stieg Moustier wieder von dem Plateau zum Rhyndacus hinab; den Abhang des erstern bilden seltsam gestaltete Felsen, die von vulkanischer Wirkung zeugen. Ein schöner Tuffblock hat die Form eines Giebels; in dem untern Theil ist eine Vertiefung eingegraben worden, welche zu einer innern Kammer führt. Diese

Grabkammer stammt aus altphrygischen Zeiten; man hat dergleichen mehrfach in Kleinasien gefunden, namentlich in der Umgegend von Uschack und Kara hissar.

Das Thal von Tauschanly, d. h. Hasenfeld, war vortrefflich angebaut; weiterhin gelangt man zu den Ruinen von Aizani, die erst seit etwa 40 Jahren bekannt geworden sind. Man sieht noch das Theater, das Stadium, die Brücke über den Rhyndaeus, die Uferbauten und sehr schöne jonische Säulen von einem Jupitertempel. Auf den Mauern liest man griechische und lateinische Inschriften aus den Zeiten des Kaisers Hadrian.

Das Landvolk in diesem Theil Anatoliens befindet sich in leidlichen Verhältnissen, weil der Boden fruchtbar und die Bevölkerung nur dünn ist; dazu kommt, daß diese Leute nur sehr geringe Bedürfnisse haben. Die Türken, als Masse genommen und abgesehen von denen, welche in den großen Städten sich dem Luxus ergeben, schöpfen aus ihrem Glauben eine große Seelenruhe und eine fatalistische Entsagung. Sie arbeiten mäßig, rauchen ihren Tschibuk, trinken Kaffee und sind in ihrer Weise glücklich. Von europäischer Ruhelosigkeit und von dem, was man als Civilisation oder Fortschritt rühmt, kann bei ihnen keine Rede sein. Aber sie sind gastfrei und auf ihr Wort kann man sich verlassen. Dazu kommt, daß ihre äußere Haltung etwas Würdiges hat und im Wesen der Türken viel Selbstachtung liegt. Selbst bei Leuten aus dem niedrigen Volke kommen Schimpfwörter selten vor; dagegen ist freilich der Andersgläubige „ein Hund". Aber wo der Glaube ins Spiel kommt, hört ja überall nicht selten die Humanität auf.

In diesem Theile des alten Phrygiens bäckt man das Mehl zu sehr dünnen Kuchen, die zugleich als Teller dienen und an denen der Orientale sich die Finger abwischt. Auch verspeist man den Weizen wie wir den Reis, und vor jedem Hause steht ein steinerner Mörser, in welchem die Körner, bevor sie in die Küche gelangen, halb zerstampft werden.

Ein von tiefen Rissen und Spalten durchzogenes Plateau verbindet die Bergketten des Dindymenes und des Temnus, die im Alterthum Hauptstätten für den Kultus der Cybele waren. Beide zweigen sich von dieser Hochebene ab; das eine Gebirge verlängert sich in der Richtung nach Cappadocien hin, das andre zieht nach dem Aegäischen Meere zu, und solchergestalt wird Kleinasien in zwei Abdachungen getheilt, in eine nordwestliche zum Pontus Euxinus und zur Propontis hin und in eine westliche zum Mittelländischen Meere. Auf jenem Plateau sah Herr von Moustier die Quellpunkte des Rhyndaeus und des Hermus, deren Gewässer nach verschiedenen Meeren hin abfließen. Das Thal des letztgenannten Flusses ist recht gut angebaut. In demselben liegt Uschack, das nicht ohne commercielle Wichtigkeit ist, denn es vermittelt den Verkehr zwischen den Agrikulturgegenden Phrygiens und der Küste. Allwöchentlich ziehen Kameelkarawanen mit Getreide, Tabak, Opium und Knoppern nach Smyrna. Auch werden in dieser Stadt die sogenannten Smyrnateppiche verfertigt, und mit dieser Industrie sind wenigstens 800 Webstühle beschäftigt. Die Bevölkerung beträgt etwa 15,000 Seelen, wovon ungefähr ein Drittel Christen sind. Gewerbe und Handel befinden sich fast ganz in den Händen der letzteren. Es ist nicht ausgemacht, ob Uschack auf der Stelle des alten Akmonia oder des alten Cucarpia steht; gewiß ist, daß man viele Marmorskulpturen findet; sie scheinen alten Gräbern angehört zu haben und bilden nun eine Zierde der Springbrunnen. Unsere Abbildung (nach einer Photographie von Herrn von Moustier) zeigt ein Haus, das aus Trümmern alter Leichenmonumente aufgeführt worden ist. (S. 260.)

Von Uschack zog der Reisende über eine öde, mit Steinen übersäete Hochebene weiter nach Smyrna. Er übernachtete in dem armseligen Dorfe Takmak und fand unterwegs nur wenige Zeltlager der Yuruks. Aber von einigen Höhen herab hatte er bei Sonnenuntergang einen herrlichen Blick über einen großen Theil des westlichen Kleinasiens bis zum Ida. Durch ein wahres Felsenlabyrinth gelangte er nach Kula, welches in dem „verbrannten Phrygien" (der Katakekaumena) eine Art von Centrum bildet. Der Ort liegt am Fuße des „schwarzen Tintenfasses" (Kara Develit), d. h. eines großen, längst erloschenen Vulkanes, aus dessen Krater jedoch in geschichtlichen Zeiten lange Ströme von Lava abgeflossen sind, welche die ganze Umgegend von Kula bedecken und bis dicht an die Stadt reichen. Sie gleichen den plötzlich erstarrten Meereswogen. Kula ist nicht ganz so stark bevölkert wie Uschack, aber Gewerbsamkeit und Handel sind dort nicht minder beträchtlich.

In diesen Gebirgen, welche an und für sich einen unheimlichen Anblick darbieten, ist es auch sonst nicht geheuer. Dem Europäer schlossen sich zwei griechische Kaufleute an, die allerlei böse Dinge zu erzählen wußten. Es ist in jenen Gegenden heute wie bei uns im Mittelalter. Die Kaufleute müssen, wenn sie einigermaßen sicher sein wollen, in möglichst großer Anzahl reisen, gut bewaffnet sein und den Tag der Abreise sorgfältig verheimlichen. Gewöhnlich nehmen sie auch dann noch eine dem Reiseziel entgegengesetzte Richtung und allemal thun sie wohl daran, mit den Straßenräubern ein gütliches Abkommen zu treffen. Die Türken halten, wie schon bemerkt, ihr Wort und wer sich mit ihnen verständigt hat, kann sicher reisen. An Mittelsleuten fehlt es nicht, und Herr von Moustier machte mit einem solchen Räubermäkler Bekanntschaft. Mitten in der Einöde steht eine alte Barracke, welche den stolzen Namen „Kaffeehaus" führt. Dort langte der Reisende Nachts 11 Uhr an. Die griechischen Kaufleute sprangen sofort vom Pferde und wurden von einem hohen, vierschrötigen Manne begrüßt, der gut gekleidet und nicht minder gut bewaffnet war. Als dieser sich einen Augenblick entfernte, äußerten die Griechen leise, man müsse ihm die Tasse Kaffee recht gut bezahlen; er sei einst ein weit und breit gefürchteter Räuber gewesen, jetzt aber ein durchaus rechtschaffener Mann geworden, welcher den Handelsleuten nützliche Dienste erweise. Als Moustier bezahlte, nahm dieser rechtschaffene Wirth das Geld, ohne dasselbe eines Blickes zu würdigen und unterhielt sich ganz unbefangen weiter mit seinen Freunden. Man sah wohl, daß er sich seiner Wichtigkeit bewußt war.

Etwas weiter hin, im Tmolus, an dessen Fuß der Reisende am nächsten Abend sein Lager aufzuschlagen gedachte, hausen Leute, deren bloßer Name in der ganzen Gegend von Aïdin nach Kula und bis nach Smyrna hin Schrecken erregt, — die Zeibecks, d. h. die Unabhängigen. Sie gehörten wohl ursprünglich zu einem Stamme, der lange Zeit seine Selbstständigkeit behauptete; gegenwärtig bestehen sie aus sehr gemischten Bestandtheilen und man findet sogar Neger unter ihnen. Alle verzweifelten Bursche und Leute, welche mit den Gerichten auf schlechtem Fuße leben, schließen sich dieser Brüderschaft an. Sie nimmt große Privilegien für sich in Anspruch, namentlich das Vorrecht, auf Kosten anderer Menschen zu leben. Im Allgemeinen sind sie indeß ziemlich bescheiden und weit weniger schlecht als z. B. die italienischen Briganten. Sie halten den Reisenden an und sind insgemein zufrieden, wenn sie ein Goldstück, Lebensmittel oder Tabak erhalten. Da sie von der

Ueberzeugung durchdrungen sind, daß sie ein Recht zu existiren haben, so verbergen sie sich auch nicht, sondern tragen Sorge dafür, daß man sie sofort an ihrer Kleidung erkenne.

Vor etwa 30 Jahren wollte ein Pascha den Zeibecks das Handwerk legen und verbot ihnen zunächst das Tragen ihrer eigenthümlichen Kleidung bei schwerer Strafe. Auch schickte er regelmäßige Truppen gegen sie ins Feld, und auf beiden Seiten ist damals viel Blut geflossen. Die Zeibecks blieben jedoch, wie sie immer gewesen waren. Im Jahr 1861 schlug die Pforte einen andern Weg ein. Damals führte der Sultan Krieg mit den Montenegrinern; der Pascha von Smyrna bekam Auftrag, unter den Zeibecks zu rekrutiren, und stellte ihnen reiche Beute in Aussicht. Etwa 3000 Mann ließen sich anwerben und kamen nach Smyrna, wo es gerade an Kohlen für die Dampfer fehlte. Drei Tage lang blieben sie in Smyrna, das einer mit Sturm eroberten Stadt glich. Ein Zeibeck war so unbesonnen, sich an einem Engländer zu vergreifen. Sofort traten die europäischen Consuln gemeinschaftlich mit großem Nachdruck auf, und noch an demselben Abend wurden die Zeibecks eingeschifft. In Montenegro schickte man sie immer zuerst ins Feuer, und von jenen dreitausend haben nur wenige den Tmolus wieder gesehen. Die Art selber ist aber darum doch nicht ausgegangen.

In den meisten Gegenden Anatoliens findet man Quellen, welche auf Kosten frommer Muselmänner zur Erquickung der Reisenden mit Mauerwerk eingefaßt worden sind und Ruhepunkte darbieten. Auf dem Plateau jenseits Kula sind aber keine Quellen vorhanden, jedoch barmherzige Mohammedaner sorgen dafür, daß dem Wanderer ein Labsal nicht fehle; sie hatten große, mit frischem Wasser gefüllte Krüge in den Schatten der Bäume stellen lassen.

Bald kam die imposante Kette des Tmolus ganz und voll in Sicht, und am Abend bot das kleine Dorf Salikli einen willkommenen Ruhepunkt. Von dort aus unternahm Moustier einen Ausflug nach den nur anderthalb Wegstunden entfernten Ruinen von Sardes. Er war nun auf lydischem Boden, in dem Lande, welches der einst goldreiche Pactolus und der Mäander und der Hermus durchströmen, auf altberühmter Erde. Ueberall tauchen dort große Erinnerungen auf. Aber von der einst blühenden Hauptstadt Sardes sind nur noch Trümmer übrig; sie ist oftmals erstürmt und eingeäschert worden; sieben Mal hat sie Plünderung erlitten durch die Skythen, Perser, Griechen, Gothen und Saracenen. Dazu kamen die Verwüstungen, welche das große Erdbeben zur Zeit des Kaisers Tiberius in ganz Kleinasien anrichtete; aber das schwerste Schicksal erlitt sie, als 1402 die Soldaten Tamerlans Alles in Grund und Boden verheerten. Von diesem harten Schlage hat sie sich nie wieder erholt, und seitdem stehen Zelte der Yuruks auf den Trümmern der Stadt des Königs Krösus. Mit Ausnahme von zwei prächtigen Säulen, welche zu einem Tempel der Cybele gehörten, stammen alle anderen Ruinen, namentlich jene des Theaters, des Stadiums, des Gymnasiums und der Kirchen aus der nachchristlichen Zeit. Sie bieten in ihrer Gesammtheit einen imponirenden Anblick dar, weil sie einem breiten Thal entlang auf den letzten Abhängen des Tmolus sich erheben. Der Hügel, auf welchem die Königsburg stand, ist in Folge eines Erdschlipfes bis nahe an das Theater hinabgerutscht.



Die Ruinen von Ephesus, vom Berge Prion aus gesehen. (Nach A. von Moustier.)

Es träumt sich schön im Anblick dieser Ruinen von Sardes. Man denkt an Solon und Krösus, an König Midas, an Herkules, der zu den Füßen der Omphale saß, an Gyges und Kandaules und die reizenden Schilderungen im ersten Buch des Herodot. In Sardes zog Xerxes sein gewaltiges Heer zusammen, 480, bevor er seinen Zug nach Hellas antrat; hier organisirte der jüngere Cyrus den Zug, 401, welchen Xenophon verherrlicht hat; hier hielt, 334, der macedonische Alexander seinen Einzug nach der Schlacht am Granicus, und hier war, 190, Scipio nach der Schlacht von Magnesia. Auch Kaiser Friedrich Rothbart ist in Sardes gewesen, 1190; bald nachher fand er seinen Tod in den kalten Wellen des Cydnus.

So kann man träumen, wenn man unter dem Schatten riesiger Platanen in einem türkischen Kaffeehause sitzt, dessen Dach von alten Säulen getragen wird. Vor demselben fließt der Pactolus vorüber.

Sechs Stunden von Sardes entfernt, jenseit des Hermus liegen rasenbedeckte Hügel. Diese Tumuli erheben sich über den Gräbern der alten lydischen Könige, am Rande des Sees Gyges. Sie sind so zahlreich, daß sie bei den Türken Ben Tepe, die tausend Hügel, heißen. Den höchsten derselben hat schon Herodot als das Grabmal des Alyattes beschrieben, und sein Umfang beträgt mehr als 3000 Fuß. Man hat in demselben Nachgrabungen angestellt, die aber kein wichtiges Ergebniß lieferten.

In der Nähe liegt die kleine Handelsstadt Kassaba. Von dort zog Moustier durch das Gebirgsthal zwischen dem Tmolus und dem Sypilus; jenseit des letztern liegt Magnesia, wo Scipio Asiaticus den König Antiochus den Großen aufs Haupt schlug. Hier macht sich schon die Nähe der großen Hafenstadt Smyrna bemerkbar, die Gegend wird belebter und lange Züge beladener Kameele sieht man häufig.

Von Smyrna aus unternahm Herr von Moustier einen Ausflug nach den Ruinen von Ephesus. Früher waren zwei Tagereisen zu Pferde dafür erforderlich; jetzt kann man die bis Aïdin führende Eisenbahn benützen. Die Provinz Aïdin umfaßt das ganze Flußgebiet des Mäander und liefert Getreide, Rosinen, Feigen und Tabak. Die buntscheckige Menge der Fahrgäste gewährt Unterhaltung; sie reden in sehr verschiedenen Zungen und man glaubt sich beim Thurmbau von Babel zu befinden. Die Bahn führt über den Kaïster, unweit der Station Aya Sluk. Diese Gegend ist ungesund, weil der Fluß und der alte Hafen von Ephesus durch Anschwemmungen verschlämmt worden sind; aus den Sümpfen steigt böse Luft auf, und deshalb ist die muselmännische Stadt Aya Sluk, welche die alte Stätte von Ephesus einnahm, verlassen worden. Man sieht von der Bahnstation aus die Ruinen: einen großen Aquäduct, eine mittelalterliche Burg auf dem Berge Yalessus, eine Moschee aus dem 16. Jahrhundert und vier Granitsäulen, welche einst zum Tempel der Diana gehörten. Dazu kommt noch mancherlei anderes Getrümmer.

Etwa eine halbe Stunde von Aya Sluk erhebt sich ein einzeln stehender Hügel, der Berg Prion; von ihm aus hat man einen guten Gesammtüberblick der Ruinen von Ephesus. Auch diese Stadt ist seit den Tagen der Amazonen nicht weniger als sieben Mal zerstört worden, der berühmte Tempel der Diana zwei Mal. Herostratus ist durch die Einäscherung desselben unsterblich geworden!

Psychische Seuchen und Tanzwuth bei verschiedenen Völkern.

Im Völkerleben treten seltsame Erscheinungen auf, für welche die Wissenschaft bis jetzt keine genügenden Erklärungen fand. Ein geheimnißvolles Etwas packt urplötzlich viele Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt; sie werden völlig aus dem Gleichgewichte geworfen und verlieren alle und jede Kraft zur Selbstbestimmung. Manchmal bemächtigt sich ihrer eine gewaltige Unruhe und sie müssen wandern; oder irgend ein religiöser oder politischer Fanatismus durchdringt die Massen und wirkt ansteckend wie eine körperliche Seuche, oder sie verfallen in Tanzwuth, Geißelwuth (Flagellanten) und Tarantismus.

Ueber derartige Vorgänge hat vor mehr als dreißig Jahren Professor Hecker in Berlin ein vortreffliches Werk geschrieben, das in der jüngst erschienenen neuen Auflage, welche Hirsch veranstaltete, noch wesentlich gewonnen hat. In Frankreich wendet ein sehr gediegener Gelehrter, Boudin, diesen krankhaften Lebensäußerungen seine Aufmerksamkeit zu. Wir unsererseits haben im Globus dieselben keineswegs vernachlässigt, und insbesondere jene, welche in unseren Tagen hervortreten, eingehend erörtert. Wir erinnern hier an unsere Aufsätze über die Ramenanzas auf Madagaskar und die Hauhau's mit dem Pai-Marireglauben auf Neuseeland.

Ueber die Krankheitserscheinungen auf Madagaskar, welche man dort als Ramanindschana oder auch als Ramina be bezeichnet, hat auch ein katholischer Missionär (Annales de la propagation de la foi, Bd. 26, S. 402) Beobachtungen angestellt. Er hätte beinahe sein Leben eingebüßt, weil er schwarze Kleider trug. Gegen Alles, was schwarz aussah, hatten die von der geistigen Seuche Ergriffenen eine Abneigung, die sich bis zur Wuth steigerte. Der Geistliche hielt die letztere anfangs für erkünstelt, weil er nicht wußte, daß bei ähnlichen krankhaften Erscheinungen der Widerwille gegen gewisse Farben gleichsam typisch ist. Die im 14. Jahrhundert in Deutschland und den Niederlanden von der Tanzwuth Ergriffenen bekamen Zuckungen, sobald sie etwas Rothes sahen, während diese Farbe bei den mit Tarantismus behafteten Italienern so beliebt war, daß sie am liebsten rothe Kleider trugen, oder während des Tanzes wenigstens ein Stück rothen Tuches zwischen den Zähnen hielten. Andere hatten Vorliebe für Grün, Schwarz oder Gelb. Es gab also sympathische und antipathische Farben; während jene den Ergriffenen in frohe Stimmung versetzten, brachten diese die heftigsten nervösen Zuckungen hervor.

Ueber den Ramanindschana können wir uns hier kurz fassen, weil wir schon früher den Gegenstand eingehend besprochen haben. Dem eben erwähnten Missionär zufolge kamen die ersten Kranken vom Süden her, um dem Könige Radama allerlei Botschaft von seiner verstorbenen Mutter zu bringen. Die einzelnen Banden machten nur kurze Tagereisen, übernachteten in Dörfern und unterwegs erhielten sie großen Zulauf. Einige Tage vor Palmsonntag 1863 traten sie zuerst in der Hauptstadt Antananarive auf; es mochten ihrer etwa 2000 sein. Als einige Tage später bei Sonnerana eine Heerschau abgehalten und die Trommel gerührt wurde, verließen urplötzlich mehr als tausend Soldaten das Glied und tanzten den Ramanindschana! Die Offiziere waren machtlos und die Heerschau hatte ein Ende. Die Kranken wurden wie durch Zauber von Kopfschmerz ergriffen, bald nachher that ihnen der Nacken weh, alsdann der Magen und nach Verlauf einer kurzen Zeit fingen die Zuckungen an. Während derselben „traten die Lebendigen in Verbindung mit den Abgeschiedenen“; sie sahen die verstorbene Königin Ranovalona, den König Radama I. und andere einst wichtige Personen, von welchen sie dann Aufträge für Lebende, zumeist an König Radama II. bekamen. Dieser wurde vor

allen Neuerungen gewarnt; er solle nicht mehr beten lassen, die Weißen von der Insel Madagaskar entfernen, keine Schweine in der heiligen Stadt dulden u. dergl. mehr. Wo nicht, solle großes Unheil über ihn kommen. Merkwürdig ist auch, daß alle Ergriffenen in dem Wahne standen, daß sie schwere Lasten auf dem Kopfe hätten und diese hinter den Todten hertrügen. Dabei gingen sie niemals im Schritte, sondern nachdem sie einmal ihre Aufträge von jenseit des Grabes erhalten hatten, fingen sie an zu trippeln, zu schreien und um Gnade zu flehen; sie bewegten unter Zuckungen Kopf und Arme und schüttelten das Ende des Mantels (der landesüblichen Lamba), oder überhaupt des Kleides, welches sie gerade trugen. Oftmals sprangen sie in die Höhe, tanzten und schrieen Ehata und Isakaï mikia, das heißt: Wir sind gedrückt!

Zumeist wurden Sklaven von der Krankheit gepackt, aber die Heimsuchung erstreckte sich keineswegs auf diese allein, sondern ergriff Leute aus allen Ständen. Sie zogen dann aus der Stadt auf das Land hinaus, tanzten auf den Gräbern und opferten ein Stück Geld. Nach Verlauf einiger Tage kam eine neue Manie hinzu. Sie zogen in den untern Theil der Stadt, schnitten Zuckerrohr ab, trugen dasselbe wie im Triumph auf den Schultern und legten es dann auf den geweihten Opferstein von Mahasie zu Ehren der verstorbenen Königin Ranovalona. Dabei tanzten, liefen und sprangen sie ohne Unterbrechung. Manche trugen eine Flasche mit Wasser auf dem Kopfe, um gelegentlich zu trinken oder sich zu benetzen. Es ist zu bemerken, daß sie trotz aller Zuckungen und allen Tanzens die Flasche im Gleichgewicht zu halten wußten; es sah aus, als ob dieselbe auf dem Kopfe gleichsam angenagelt gewesen wäre.

Bald nachher wieder eine neue Form des Wahnwitzes! Die Besessenen verspürten einen unwiderstehlichen Drang, alle Vorübergehenden anzuhalten und von ihnen eine Begrüßung zu verlangen. Wer eine solche verweigerte, wurde mißhandelt. Einen katholischen Geistlichen wollten sie zwingen, den schwarzen Rock abzulegen, weil die Farbe desselben ihnen Anstoß gebe.

Die Zuckungen kamen ruck- und stoßweise. Mehre tanzten eine Weile vor dem geheiligten Stein (auf welchen der Thronerbe steigen muß, um vor allem Volke zu erscheinen), stürzten sich dann ins Wasser und waren nach dem Bade eine Zeitlang ganz ruhig und ordentlich, bis dann abermals eine Krisis eintrat. Andere fielen vor Erschöpfung auf den Straßen oder Plätzen nieder, schliefen lange und wachten geheilt auf. Manche waren aber noch ein paar Tage krank, ehe der normale Zustand wieder eintrat. Bei manchen hat die Krankheit ein paar Wochen gedauert. Während der Zuckungen erkennt der Besessene Niemand, antwortet auch auf keine Frage und erinnert sich hinterher kaum an Etwas, das mit ihm geschehen ist. So lange die Anfälle dauern, sind Hände und Füße eiskalt, während der übrige Körper von Schweiß bedeckt und der Kopf heiß wie Feuer ist.

Vielfach wurden Leute von ihnen mit Füßen getreten und mit Fäusten geschlagen; sie drangen in manche Häuser und zertrümmerten Alles, was sie fanden. —

Wir lassen nun einige Bemerkungen über den Taranteltanz in Italien folgen. Am Rhein und in den Niederlanden hatte 1374 der St. Veitstanz großes Unheil angerichtet. Er trat im 15. Jahrhundert auch in Italien auf, wo man wähnte, er werde durch die Stiche der Tarantel hervorgerufen. Diese, so sagte man, sei früher in Italien nicht vorgekommen, nun aber in Apulien vorhanden. Das Volk war der Meinung, daß ein Gebissener dem Tode verfallen sei, oder wenn er doch das Leben behalte, bis an sein Ende geistesschwach bleibe. Bei Manchen litten Gehör und Gesicht, Andere verloren die Sprache, Alle blieben gewöhnlichen Reizmitteln gegenüber unempfindlich. Zuweilen fühlten sie Erleichterung, wenn sie Flöten- und Guitarrenspiel hörten; dann öffneten sie, gleichsam als ob sie aus einem Zauberschlaf erwachten, die Augen, bewegten sich anfangs nur langsam und im Takte, dreheten sich aber bald rascher und tanzten leidenschaftlich. Es war auffallend, daß Landleute ohne alle Erziehung und ohne musikalische Kenntnisse bei diesen Tänzen eine außerordentliche Gewandtheit zeigten und sich fein oder anmuthig bewegten. Matthioli, der als Augenzeuge redet, war ganz erstaunt über die Wirkungen der Musik. Kranke, welche von Schmerzen geplagt und an ihrer Heilung verzweifelnd im Bette lagen, sprangen wie begeistert auf, sobald sie die ersten Töne vernahmen; sie tanzten stundenlang nach dem Takt, ohne sich ermüdet zu fühlen. Wenn sie dann völlig in Schweiß gebadet waren, stellte sich Mattigkeit ein, die ihnen auf einige Zeit, manchmal fast ein Jahr lang, Erleichterung gewährte. Kein Musikant konnte es mit den Tänzern aushalten; wenn er einmal eine Pause machen mußte, hielten jene inne, fielen auf die Erde nieder und erhoben sich erst wieder, wenn die Musik abermals aufgespielt wurde. Manche lachten, tanzten und sangen, Andere verfielen in eine Art von Erstarrung, die Meisten wurden von Anwandlungen des Ekels und von Erbrechen heimgesucht und Andere zitterten unaufhörlich, Manche bekamen Wuthanfälle, namentlich beim Anblicke von Farben, die ihnen antipathisch waren. Im 15. Jahrhundert sahen die St. Johannistänzer den ganzen Himmel offen und in demselben die Prozessionen aller Heiligen; in ähnlicher Weise waren die Taranteltänzer gleichsam auf das blaue Meer versessen und starrten dasselbe stundenlang sprachlos an. Sie wurden schon aufgeregt, wenn sie vom Meere nur sprechen hörten; Viele stürzten sich mit blinder Furie in die Wogen, ähnlich wie es die St. Veitstänzer am Rhein gemacht hatten, und Manche empfanden beim Anblick eines mit Wasser gefüllten Glases eine unaussprechliche Freude. Während des Tanzes trugen sie mit Wasser gefüllte Gläser in der Hand und zeigten allerlei wunderliche Bewegungen; es machte ihnen Freude, wenn auf dem Platze, wo sie tanzten, große Wassergefäße standen, und wenn diese mit Gesträuch oder Wasserpflanzen umgeben waren. Dann steckten sie Kopf und Arme in Wasser und Pflanzen und hatten dabei wollüstige Empfindungen. Andere wälzten sich auf der Erde und ließen sich bis an den Hals eingraben; dadurch bekamen sie Erleichterung.

Der Taranteltanz hat im 17. Jahrhundert in Italien seinen Höhepunkt erreicht. Die Kranken verspürten Eiseskälte, und nur langanhaltendes Tanzen konnte ihnen Erleichterung gewähren. Manche verloren die Stimme, Andere weinten unaufhörlich, noch Andere ließen sich die Fußsohlen peitschen, weil sie sonst das fürchterliche Jucken an denselben nicht hätten aushalten können.

Mit dem Taranteltanz hat der sogenannte Tigretier in Abyssinien eine große Aehnlichkeit. Er ist zu verschiedenen Zeiten in der Landschaft Tigre beobachtet worden, und Hecker meint, er sei ein und dieselbe Krankheit mit der sogenannten äthiopischen Astaragaza. Der Engländer Pearce, welcher 9 Jahre, von 1810 bis 1819, in Habesch verweilte, erzählt, daß die Frauen öfter ergriffen würden als die Männer. Zuerst zeigt sich ein heftiges Fieber, das in ein schleichendes Fieber übergeht; dabei magert der Körper

ungemein ab, und der Kranke stirbt, wenn nicht rechtzeitig Gegenmittel angewandt werden. Wer befallen ist, murmelt unverständliche Worte, welche nur von Unglücksgenossen gedeutet werden können. Der Doktor, eine Art Priester, liest dem Kranken aus dem Evangelium Johannis vor und besprengt ihn eine Woche lang mit kaltem Wasser. Das hilft aber nichts, denn insgemein erfolgt der Tod. Eine wirksamere Behandlung erfordert größere Kosten. Die Angehörigen miethen eine Musikbande, und alle jungen Leute des Dorfes finden sich vor dem Hause des Kranken ein, um ein Fest zu feiern. Ich wurde, sagt Pearce, von einem Nachbar gerufen, dessen junge Frau krank geworden war. Sie nahm die Arzneien, welche ich ihr gab, doch besserte sich ihr Zustand nicht. Von dem, was sie sprach, konnten wir nichts verstehen; sobald ein Priester sich blicken ließ, zeigte sie vor demselben einen großen Widerwillen und weinte Thränen mit Blut untermischt. In diesem Zustande befand sie sich drei Monate lang, und während dieser ganzen Zeit hatte sie so wenig Nahrung zu sich genommen, daß wir nicht begriffen, wie sie überhaupt das Leben hatte fristen können. Jetzt endlich entschloß sich der Mann, ein landesübliches Mittel anzuwenden; er borgte bei allen Nachbarn auf, was dieselben an Silberschmuck besaßen und putzte damit die Kranke heraus.

Am Abende des Festes stellte ich mich in die Nähe der Kranken, um Alles, was vorging, genau zu beobachten. Die Trompeten begannen zu schmettern und etwa zwei Minuten darauf bemerkte ich, daß sie die Schulter bewegte, bald nachher Kopf und Brust, und nach Verlauf einer Viertelstunde saß sie im Bett aufrecht. Dann und wann lächelte sie; dazwischen warf sie aber auch wilde Blicke um sich; deshalb trat ich einige Schritte zurück, war aber nicht wenig erstaunt, daß eine bis auf die Knochen abgemagerte Kranke sich mit so viel Kraft bewegen konnte. Kopf, Hals, Schultern, Hände und Füße, kurzum der ganze Leib bewegte sich im Takte nach der Musik und endlich stand sie aufrecht mitten unter uns da. Ein seltsamer Anblick fürwahr! Sie fing an zu tanzen, machte in Zwischenräumen allerlei Sprünge, hüpfte hin und her, und je lauter Musik und Gesang der Anwesenden wurde, um so höher sprang sie, manchmal bis über 3 Fuß empor. Sobald die Musik eine Weile aufhörte, wurde sie von peinigender Angst ergriffen, sobald jene wieder begann, fing sie an zu lächeln und schien zufrieden. Während des Tanzens war an ihr auch nicht eine Spur von Ermüdung zu bemerken, selbst dann nicht, wenn die Musikanten erschöpft waren und sich ausruhen mußten. Das Letztere war ihr allemal in hohem Grade mißfällig.

Am andern Tage wurde sie, dem landesüblichen Brauche gemäß, auf den Marktplatz geführt. Dort begann sofort die Musik und die Kranke tanzte; sie nahm dabei die wunderlichsten Stellungen an. Dieser Tanz dauerte den ganzen Tag über. Gegen Abend nahm sie nach einander von Hals, Armen und Beinen alle silbernen Schmuckstücke ab, und das geschah in einer Zeit von etwa drei Stunden; ein Verwandter nahm dieselben auf und gab sie den Eigenthümern zurück. Bei Sonnenuntergang lief dann die Kranke mit einer so großen Schnelligkeit, daß auch der beste Läufer sie schwerlich eingeholt haben würde. Plötzlich stürzte sie zu Boden. Ein junger Mann eilte hinzu, feuerte in ihrer Nähe eine Luntenflinte ab, schlug ihr mit der flachen Seite des Dolches auf den Rücken und fragte sie um ihren Namen. Sie nannte unverzüglich denselben, und das gilt für ein sichres Zeichen der Heilung, weil während der ganzen Dauer der Krankheit auf die Frage nach dem Taufnamen keine Antwort erfolgt. Jetzt wurde sie nach Hause gebracht, wo schon ein Priester bereit stand, um sie zu taufen; denn sie ist gleichsam neugeboren und muß erst wieder in die Kirche aufgenommen werden.

Bei manchen Kranken muß der Tanz auf dem Markte mehre Tage lang wiederholt werden; bei anderen bleibt er ohne alle Wirkung. Ich habe gesehen, daß sie die seltsamsten Körperverrenkungen anstellten, namentlich daß sie eine Flasche mit Wasser auf dem Kopfe trugen und daß auch nicht ein Tropfen verschüttet wurde. (Also wie auf Madagaskar und beim Tarantelltanze!) Ich würde von dieser Krankheit nicht geredet und auch an das Vorhandensein derselben nicht geglaubt haben, wäre ich nicht Augenzeuge und wäre meine eigene Frau nicht von derselben ergriffen gewesen. Ich glaubte (so erzählt Pearce weiter) daß die Karbatsche wohl das beste Heilmittel sein werde, und ich versetzte ihr täglich einige leichte Hiebe; meinte ich doch, daß das bekannte weibliche Naturell hier eine Rolle spiele. Aber wie groß war mein Erstaunen, als sie wie todt zu Boden stürzte! Alle Glieder, selbst die Finger wurden steif und unbeweglich; ich meinte, ihre letzte Stunde sei gekommen. Meinen Leuten sagte ich, sie habe das Bewußtsein verloren, verhehlte ihnen aber, wie die Sache eigentlich lag. Sie hatten jedoch das Richtige schon geahnt und Musiker bestellt, von denen ich bis dahin nichts hatte wissen wollen. Als diese zu spielen begannen, kam meine Frau sogleich wieder zum Bewußtsein. Von da an überließ ich ihren abyssinischen Verwandten das Weitere, und sie verfuhren mit ihr in landesüblicher Weise. Die Krankheit dauerte lange und verursachte viele Kosten. Einst als sie tanzte, näherte ich mich und mischte mich so unter die zuschauende Menge, daß sie mich nicht bemerken konnte. Als ich sah, daß sie sich mehr wie eine wilde Bestie benahm, denn als eine menschliche Creatur, sagte ich erstaunt zu meinem Begleiter: Das ist meine Frau nicht. Sie aber fing darüber dermaßen zu lachen an, daß sie noch nicht aufhören konnte, als man sie nach Hause gebracht hatte. —

Boudin giebt einen Bericht über die Tanzwuth bei den Negern an der Westküste von Afrika. Bekanntlich ist keine Menschengruppe so leidenschaftlich dem Tanz ergeben, als jene der Neger. Durch den Tanz wollen sie sich in innigere Verbindung mit den Naturgewalten bringen; sie machen eine lärmende Trauermusik, und diese religiösen, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Tänze spielen eine große Rolle bei der Schlangenverehrung, namentlich auch bei den westindischen Negern in dem Kultus des Wodu.

Der Missionär Gaume hat 1864 seine Wahrnehmungen veröffentlicht, welche er 1850 persönlich gemacht hat, und zwar an der Westküste von Afrika: —

Das Zeichen wird gegeben mit Schlägen auf eine Art von Tamtam. Sofort beginnt ein wahrhaft infernalisches Geschrei; dieses ist die Einleitung zum Opfer. Es ist herkömmlicher Gebrauch, daß das zum Opfer auserkorene Geschöpf lebendig und gliedweis geschunden und zerstückelt werden muß. Zuerst schneidet man dem Menschen die einzelnen Glieder des Daumens und dann so weiter die Finger der Hand ab. Dann geschieht dasselbe mit dem linken, nachher mit dem rechten Fuße, mit dem Ellbogen, den Knien, den Schultern, den Schenkeln, hinüber und herüber, so daß am Ende nur der Rumpf mit dem Kopfe übrig bleibt. Die abgeschnittenen Glieder werden einzeln in einen Kessel gethan, in welchem das Wasser siedet. Zuletzt schneidet man den Kopf ab, der auf den Platz hin geworfen wird.

Und nun beginnt eine Scene, die sich gar nicht schildern

läßt. Die Anwesenden werden von einer wahrhaft diabolischen Wuth gepackt. Bei den Tönen eines scheußlichen Geschreis von Negerstimmen und einer gräßlichen Musik fangen Weiber und Männer zu tanzen an, d. h. sie winden sich in erschrecklichen Zuckungen. Jeder in der höllischen Runde versetzt dem Kopfe des Geopferten einen Fußtritt und schleudert ihn weit weg. Dann rennt er zum Kessel, fischt ein Stück Menschenfleisch heraus und frißt das Fleisch mit der Wuth eines Tigers. Damit, so wähnt der Schwarze, wird der Zorn der bösen Naturgewalten begütigt!

Die Sagen vom Nachtjäger in Schlesien.

Von Dr. Rudolf Drescher.

II.

Auch in der Grafschaft Glaz weiß man von einem gespenstischen Schimmelreiter, der aber gleich dem Nachtjäger auch ausdrücklich kopflos geschildert wird. Auch er hat in stürmischen Nächten schon manchen einsamen Wanderer durch sein Erscheinen erschreckt. Der Sage nach ist es ein ehemaliger Priester, der zur Zeit „der Schwedenkriege" sich eines Abends betrunken hatte, bevor er zu einem Sterbenden gerufen ward, und auf dem Wege zu diesem den heiligen Leib verlor, so daß der Kranke ohne geistliche Tröstung sterben mußte. „Dafür wurde der Priester verwünscht, in Ewigkeit als ruheloses Gespenst zu reiten und umherzujagen, bis seine Schuld gebüßt sein wird."*)

Auch zu Eckersdorf bei Glaz erzählt man von einem gespenstischen Reiter ohne Kopf, der zur Nachtzeit oftmals die Leute erschreckt hat.

Diese gespenstischen kopflosen Reiter, wie auch der Schimmelreiter der Festeszeiten und endlich der Nachtjäger sind, wie längst erwiesen ist, nur verschiedene Formen, in denen sich die Erinnerung an Wuotan, den göttlichen Schimmelreiter des Heidenthums, noch bis zum heutigen Tage im Gedächtniß des schlesischen Landvolkes erhalten hat. Den mitgetheilten Mythen liegt bald die eine Eigenschaft des Gottes als von Haus zu Haus ziehenden und Segen spendenden Wohlthäters des Menschengeschlechts, bald die andere als Beherrschers der Stürme und als Anführer der Schaaren von gefallenen Helden zu täglichen Jagd- und Kampfspielfreuden zu Grunde.

„Der Engel Urhel bliß in sey Hurn,
Ha pfiff, ha stürmte mit grußem Zurn,
Do zanten de Tannen, do zanten de Echen,
Swasser hette eme mügen de Knie errechen."**)

Diesen schlesischen Zauberspruch, der offenbar gegen das Toben des im nächtlichen Sturmesbrausen einherfahrenden göttlichen Nachtjägers gerichtet ist und wider ihn Schutz gewähren soll, hat uns Andreas Gryphius aufbewahrt. Er bringt ihn zweimal, nämlich in seiner „Geliebten Dornrose" und in dem „Horribili scribrifax" zur Anwendung und legt ihn beide Male einer alten abergläubischen Frau in den Mund. Für Wuotan ist, wie in fast allen erhalten gebliebenen Zaubersprüchen, ein christlicher Name gesetzt. Alles Uebrige ist der Hauptsache nach geblieben, was es ursprünglich war. Nur die für die Alliteration eingeführten Endreime liefern den Beweis, daß wir nicht mehr die anfängliche, sondern eine spätere Fassung des Spruches vor uns haben. Er harmonirt völlig mit den sonst bekannten und veröffentlichten Zaubersprüchen,*) und ich bin der Ansicht, daß Gryphius seinen Wortlaut wohl unverändert aus dem Volksmunde aufgenommen hat. Es werden auch aus anderen deutschen Ländern Beschwörungsformeln gegen das wüthende Heer erwähnt.

Die Vorstellung von den armen Seelen, welche eben sowohl in den schlesischen, wie in den verwandten Sagen der übrigen deutschen Länder als das Gefolge des Nachtjägers angegeben werden, entstand nachweislich aus der heidnischen, daß die Seelen der im Kampf gefallenen Helden unter Anführung Wuotans täglich zu Jagd- und Kampfspiel auszögen. Der Glaube an diesen Vorgang konnte auch nach der Bekehrung zum Christenthum nicht ausgerottet werden; doch hatte diese wenigstens zur Folge, daß man die alte Vorstellung auf die nach des Volkes Ansicht zur Unseligkeit Verdammten anwandte. So wurden die Seelen der vermeintlichen Unseligen nach dem schlesischen Volksglauben, in welchem, wie wir oben sahen, selbst diese christlich umgestaltete Vorstellung theilweise wieder abgeschwächt ward, schließlich in die Hunde des Nachtjägers und in die Pferde des Teufels hinein versetzt.

Zu diesen Unseligen gehörten aber auch nach einem alten und allgemeinen Volksglauben die Seelen der ungetauften Kinder, welche zufolge einer mildern ebenfalls neuern Anschauung in manchen außerschlesischen Sagen nicht hinter dem höllischen Jäger, sondern hinter einer holderen Persönlichkeit, nämlich der Göttin Holda (auch Berchta genannt) herziehend geschildert werden. Diese mildere Wendung findet sich auch bei uns in Schlesien. Folgendes Märchen hat sich in einem Volksliede zu Grabig bei Glogau erhalten.**)

Es kam von einer Neustadt her
Ein Wittfrau schwer betrübet
Ihr war gestorben ihr liebes Kind
Das sie von Herzen geliebet.

Sie ging einmal ins Feld hinaus
Ihr Traurigkeit zu lindern,
Da kam das liebe Jesulein
Mit so viel weißen Kindern.

Mit Himmelskleidern angethan
Mit Himmelsglanz verehret
Mit einer schönen Ehrenkron
Warn diese Kinder gezieret.

---

*) Glazische Sagen. Kypselos, Breslau. 1838.

**) A. Gryphius. Geliebte Dornrose. Bresl. 1855. 591.

*) Vergl. Grimm. Myth. 1173 bis 1197. Desgl. 871.

**) Hoffmann und Richter. Schles. Volkslieder. Nr. 341.

Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Vergesset euer Sehnen,
Hier hab ich einen sehr großen Krug
Muß sammeln eure Thränen,

Habt ihr zu weinen aufgehört,
Gemildert eure Schmerzen,
So fänd ich Ruhe in der Erd,
Und freute mich von Herzen.*)

Die Mischung heidnischer und christlicher Anschauungen hat in dieser Fassung den seltsamen Widerspruch zu Wege gebracht, daß der Heiland selbst zum gespenstischen Anführer einer offenbar als unselig gedachten, weil nach dem Tode ruhelosen, Seelenschaar geworden und durch die Nacht einherziehend geschildert wird, daß man den Christengott eine heidnische Gottheit direkt ersetzen ließ. Die Vorstellung, daß diese unseligen Kinder ungetaufte waren, ist hier zwar nicht erwähnt, aber unzweifelhaft vorausgesetzt.

In Süddeutschland will man in der Adventszeit hoch in den Lüften eine wunderbare tausendstimmige Musik vernehmen. Tausende von Geistern ziehen einher und lassen einen wunderbar schönen Gesang hören. Das ist vom Wuotesheere — so nennen sie es. Zu Ottobeuren vernahm man diese geheimnißvollen Töne aus einer Stube heraus in einem Hause auf der Frohngasse. Damit stimmt in der Hauptsache überein, was in Breslau von dem soeben abgebrochenen uralten Hause „zum grünen Rautenkranz"**) auf der Nicolaigasse bis jetzt erzählt wurde. Jedes Jahr um die Adventszeit vernahmen die Bewohner dieses Hauses einen wunderbaren tausendstimmigen Gesang, der aus der Tiefe heraustönte. Alsdann wagte sich Niemand in die Kellerräume hinab, die sich unter dem Hause in hohen Wölbungen hinzogen; denn es ging die Rede, das Haus sei vor vielen hundert Jahren einmal ein Kloster gewesen und „das waren die Stimmen von allen den längst gestorbenen Nonnen, die einst in dem Kloster gelebt hatten, welche jetzt aus dem Keller heraufdrangen; die Nonnen hielten dann ihren alljährlichen Umzug und sangen dazu die alten Lieder, die sie bei Lebzeiten zu solchen Veranlassungen gesungen hatten". Ein anderes uraltes Haus hinter der St. Maria Magdalenen-Kirche auf der Altbüßergasse zu Breslau hat von einer ähnlichen Sage seinen noch heutigen Namen: „Zur stillen Musik" empfangen. Auch hier vernahmen — aber nur in früheren Zeiten — die Bewohner alljährlich zu gewisser Zeit eine eigenthümliche geisterhafte Musik, die aus den Kellern zu kommen schien. Man forschte nach, indem man hinabstieg. Aber die Musik verstummte nicht, nur klang sie zum Keller aus noch größerer unergründlicher Tiefe herauf, bis sie später von selbst aufhörte. Ich zweifle nicht im Geringsten an der ursprünglichen Uebereinstimmung dieser beiden breslauer Sagen. Beide bilden nur ein Glied in der großen Kette von Sagen, welche sämmtlich ihren Ursprung haben in dem von unseren heidnischen Vorfahren gehegten Glauben an feierliche Umzüge der Götter während der finstersten Jahreszeit.

In all den mitgetheilten schlesischen Sagen zeigt sich die offenbarste Verwandtschaft mit solchen aus anderen deutschen Gegenden, nicht nur in den Hauptzügen, nein auch in nebensächlichen: „Wer des Nachtjägers spottet, den bestraft er durch einen zum Schornstein ins Haus hineingeworfenen Thier- oder Menschenschenkel; der von ihm zurückgelassene Hund wird erst gefährlich, wenn man seine Ruhe stört; Stahl und Eisen schützen vor seinem Hunde, wie sie in anderen deutschen Sagen vor ihm selbst schützen; ein freundliches graues Männlein endlich warnt und schützt vor ihm, wie das der getreue Eckhardt in anderen Sagen thut. Es begegnen dabei aber auch freundlichere, noch aus dem Heidenthum vererbte Züge: „Geringe Dienste werden vom Nachtjäger reichlich belohnt; wer sich ihm freundlich zeigte, dem schenkt er scheinbar geringe Sachen, die sich nachher in Gold verwandeln; wer seinen Hunden forthilft, erhält ein reichliches Geldgeschenk; Hufeisen wiegt er mit Gold auf u. s. w."

Auch von der Verwandlung des Nachtjägers in eine Schlange und in einen Kukuk erzählen Sagen des Eulengebirges, gleichwie dies nordische Sagen vom großen Wuotan berichten.*)

Noch bis zum heutigen Tage hat sich auch eine von Menschen veranstaltete Nachbildung der wilden Jagd des Nachtjägers bei uns erhalten gleich der von Jakob Grimm dafür ausgelegten sogenannten Posterlijagd im schweizerischen Entlibuch.**) Fast genau ebenso wie dort pflegen nämlich bei uns in deutschen Gegenden Oberschlesiens (z. B. Piltsch bei Troppau) die Hirten einen lärmenden Umzug folgender Art abzuhalten, nur nicht schon am Donnerstage vor Weihnachten, sondern erst am Weihnachtsabend selbst. Sie nehmen den Rindern und Schafen die Schellen ab und hängen sie sich selbst um. Wer keine Schelle hat, nimmt eine Kette, oder sonst einen klirrenden Gegenstand. Manche haben alte Trompeten, Kuhhörner oder Hirtenflöten. Alle erregen mit diesen originellen Instrumenten durch das ganze Dorf einen betäubenden Lärm, ähnlich dem einer modernen Katzenmusik. Sie gehen in jeden Hof, erhalten von der Bäuerin Kuchen und Bier, und erst mit dem Glockenschlage 10 hört das tolle Treiben auf.***) Dieser echt heidnische Lärm verdankt seine Erhaltung bis zur Gegenwart nur dem glücklichen Umstande, daß man ihn, wie zahlreiche andere heidnische Bräuche, christlich ausgelegt hat als eine Erinnerung an die laute Freude der Hirten, da ihnen auf dem Felde die Geburt des Heilandes verkündet wurde.

---

*) Vergl. Grimm. Hausmärchen, 109.

**) Diese meine Aufzeichnung geschah getreulichst nach der Aussage einer noch lebenden Frau, die mit den bisherigen Eigenthümern des „Rautenkranzes" nahe verwandt von Jugend auf in diesem Hause aus- und eingegangen.

*) Weinhold. Schles. Prov.-Bl. 1862, 191. Simrock. Myth. 485.

**) Grimm. Myth. 886. Simrock. Myth. 558.

***) Rößler in Schles. Prov.-Bl. 1864, 9.

Die indochinesischen oder hinterindischen Sprachen.*)

Von Rudolf Rost.

Die hier zu behandelnden Sprachen sind, nach Steinthal, die unentwickeltsten, formlosesten von allen. Sie bilden gleichsam die Grenzen der menschlichen Rede und nähern sich der Stummheit der Geberdensprache. Sie bestehen aus lauter einsilbigen Wurzeln, ihr Satzband ist ein Abbild des niedrigsten mechanischen Vorganges, des Falles, denn ein Wort fällt auf das andere.

Bei dem Namen indochinesisch darf man nicht denken, daß sie etwa als ein verbindendes Mittelglied zwischen Chinesisch und Indisch zu betrachten seien, sondern nur daran, daß sie seit undenklicher Zeit in einem Lande geredet werden, das gewissermaßen zwischen Vorderindien und Südchina sich ausdehnt. Wie groß die Zahl dieser Sprachen sei, kann noch nicht genau bestimmt werden, ja es ist bis jetzt sogar noch ungewiß, wie viele unter sich verschiedene Familien sie bilden mögen, da wir von den meisten nur sehr dürftige, von mehren fast gar keine Kunde haben. Die bis jetzt bekannter gewordenen kommen allerdings ihrem Charakter nach dem Chinesischen nahe, viel näher, als irgend eine bekannte Sprache außerhalb Hinterindiens; daneben zeigen sie fast alle starke Beimischung sanskritischer Wörter, ohne daß jedoch dadurch der Selbstständigkeit ihres Wesens irgend Eintrag gethan würde.

Sprache, Schrift und Literatur der Chinesen haben namentlich auf drei Nachbarvölker einen starken und bleibenden Einfluß ausgeübt. Japanesen, Koreaner und Annamiten verdanken China ihre geistige Bildung, die jedoch nur den beiden ersten ein Antrieb zu eigenen literarischen Leistungen wurde, während die Annamiten jeder eigenen Literatur verlustig gehen sollen; die Schöpfungen der chinesischen Denker sind in Annam nur Gegenstände des ehrerbietigen Erlernens, nicht Muster zur Belebung eigener Thätigkeit. — Die Gelehrten in Japan und Korea schreiben manches umfangreiche Werk in rein chinesischer Sprache und Schrift; aber für ihre Landessprachen besitzen sie daneben eigene Schriftarten, die denselben viel angemessener sind. Japan gebraucht eine gewisse Anzahl von Zeichen der chinesischen Wort- oder Begriffsschrift als Silbenzeichen, Korea aber bedient sich mehrer Buchstaben, die keineswegs den Charakter chinesischer Abkunft tragen.

Denken wir also bei dem Namen indochinesisch an die geographische Lage und vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte einerseits an geistige Verwandtschaft mit dem Chinesischen, andererseits an jene starke Versetzung mit sanskritischen Wörtern, so verbinden wir mit diesem Ausdrucke den allein richtigen Begriff und brauchen ihn für jetzt noch nicht abzuschaffen.

Von lexikalischem Einflusse aus Vorderindien frei geblieben ist vielleicht nur die Sprache der Annamiten, zu denen alle Gesittung aus China gekommen ist. Dagegen verkündet der Wörterschatz der annamitischen Sprache überall starke Einwirkung des Chinesischen. Die Annamiten unterscheiden sich außerdem von allen Völkern Hinterindiens noch darin, daß sie ihre Sprache mit einer Wortschrift schreiben, die der chinesischen im Wesentlichen gleich ist, während die übrigen Hinterindier, so weit sie überhaupt von der Schrift Kunde haben, wahre Alphabete von vorderindischer Abkunft besitzen.

Bei der nähern Betrachtung der indochinesischen Sprachen folgen wir dem auf diesem Gebiete berühmten Gelehrten Wilhelm Schott.

Unter allen Sprachen Hinterindiens sind uns bis jetzt nur drei näher bekannt: die barmanische (die Sprache der Birmanen oder richtiger nach W. v. Humboldt, Barmanen, die sich selbst „Mranma" oder „Mramma" nennen, was „Byamma" ausgesprochen wird), die bereits erwähnte annamitische und die siamische. Die beiden letzteren stehen ihrem Charakter nach sehr nahe; in etymologischer Hinsicht aber scheinen alle drei so weit auseinander zu gehen, daß sie bis jetzt drei verschiedene Familien darstellen.

Das Annamitische und Siamische können mit ganz gleichem Rechte wie das Chinesische einsilbige Sprachen heißen; nicht so das Barmanische. Bei den einsilbigen Sprachen gilt das Princip, daß durch den Laut blos die Bedeutung und zwar einheitlich ausgedrückt wird, die Beziehung aber der Stellung jener Laute, vorzüglich dem Accent überlassen bleibt. Dabei ist es durchaus nicht als eine Abweichung vom Princip anzusehen, daß sich Spuren von Zusammensetzung zweier solcher Laute finden, von denen dann einer die Beziehung ausdrückt. Denn bei einer solchen Verknüpfung zweier Worte ist der die Bezeichnung ausdrückende Laut als ein ursprünglicher Bedeutungslaut aufzufassen. Da nun die Bedeutungslaute wohl aller Sprachen einsilbig sind, so müssen deshalb auch Sprachen, welche nur die Bedeutung lautlich ausdrücken, einsilbig sein. Was die einsilbigen Sprachen vorzugsweise noch kennzeichnet, ist der Umstand, daß die angedeutete Zusammenstellung zweier Laute niemals, oder doch nur sehr ausnahmsweise grammatische Bedeutung hat, d. h. zu einer Art von Wortbildung sich erhebt. Bestimmte Wörterklassen entbehren jeder Bezeichnung; höchstens bemerkt man nur zerstreute Versuche zur Erreichung dieses Zweckes. Ganz anders ist es schon im Barmanischen, wenn man auch im Uebrigen gestehen muß, daß keine Sprache dem einsilbigen Charakter näher kommt, aber es unterscheidet gewisse Wörterklassen mittelst oft wiederkehrender, an sich bedeutungslos gewordener Zusätze.*)

Das Siamische wird im Reiche Siam gesprochen. Man kennt jetzt wenigstens vier in schwesterlichem Verhältniß zu einander stehende Siam-Sprachen: T'ai, Ahom (S'jan), Lao und K'am-ti, die auf einer sehr ansehnlichen Landstrecke, nordwärts bis zum Quellengebiete des Iravaddi, leben. Das T'ai wird im eigentlichen Siam gesprochen; gewöhnlich nennt man es p'âsâ t'ai, Sprache

*) Die Anmerkungen zu diesem Aufsatze sind von Herrn Georg von der Gabelentz, einem ausgezeichneten Linguisten und würdigen Nacheiferer seines berühmten Vaters Hans Conon von der Gabelentz. A.

*) Lexikalisch dürfte nach meinen Untersuchungen das Barmanische dem Tibetischen am nächsten stehen. Huckhang, die Sprache von Arracan oder Yakiain, ist ein scheinbar etwas älterer Dialekt des Barmanischen. G.

der Freien, oder Sajâma p'âsâ, Siam-Sprache. T'ai ist ein heimisches Wort für „frei"; p'âsâ ist ein Pali-Wort für „Sprache", aus der Sanskritwurzel b'âs (sprechen) stammend. Sajâma (woher Siam) soll s'jâma, niger, sein; ältere Namen kennt Niemand, und doch kann selbst dieser erst aus der Periode nach Einführung des Buddhismus (um die Mitte des 6. Jahrhunderts) stammen.

Ein kurzes Lehrbuch dieses Idioms (in der Reihe das zweite) erschien 1850 zu Bangkok, verfaßt von dem hochwürdigsten Bischof und apostolischen Vicare J. B. Pallegoix. Seine „Grammatica linguae T'ai" ist einigermaßen encyklopädisch, denn in ihr befindet sich nicht blos eine Anweisung zur Verskunst und eine Art Chrestomathie in Prosa und Versen, sondern auch ein Kapitel über Maße und Gewichte, eines über Geldsorten, eine chronologische Uebersicht der Schicksale des Volkes und seiner Fürsten, ein Verzeichniß der vornehmsten Städte, eines dergleichen der heiligen buddhistischen Bücher und endlich eine ausführliche Darstellung des Buddhismus. Ein Wörterbuch dieser Sprache von demselben Verfasser hat Napoleon III. im Jahre 1854 drucken lassen.*)

Das T'ai zerfällt in eine gemeine und eine höhere oder Hofsprache, besser, in einen niedern und höhern Styl. Gleiche Erscheinungen bieten namentlich die malayischen Sprachen; so zerfällt z. B. die javanische Sprache in drei Mundarten, die Volkssprache oder niedere Sprache (Nyoko), die höfliche ceremonielle Mundart, das Hochjavanische (Kromo) und endlich die alte mystische Sprache, (das Kawi). Der höhere Styl des T'ai hat viele besondere Redensarten, auch stärkere Beimischung von Wörtern aus der Camboja-Sprache und dem Malayischen, wie es auf Malakka gesprochen wird. Auch in der Volkssprache gibt es bis in die Partikeln hinein eine bedeutende Anzahl sanskritischer Wörter. Manches mehrsilbige Fremdwort erhält schon in der Schrift einsilbige Form und wird beim mündlichen Gebrauche am Ausgang so abgeschliffen, daß nicht blos mehre verschiedene Wörter gleichlauten, sondern obendrein mit irgend einem Stammworte der Landessprache zusammenklingen.

Viele von den Grundwörtern haben, wie bei den Annamiten, einen derbern, grobkörnigern Charakter als im Chinesischen. Sie können mit zwei Consonanten anlauten, doch muß alsdann der zweite, wie im Annamitischen, l oder r sein. (Im Chinesischen kann bekanntlich nur ein Konsonant ein Wort beginnen). Hinsichtlich der Grammatik ist zuvörderst zu bemerken, daß im Siamischen und auch im Annamitischen abweichend vom Chinesischen das Substantiv seinem Adjektive und im Genitivverhältnisse das regierende Wort dem regierten vorhergeht. Partikeln, welche zum Ausdruck grammatischer Verhältnisse dienen, gibt es im Siamischen, wie auch im Annamitischen weniger als im Chinesischen, auch zeugt der Satzbau von größerer Unfreiheit und der Kreis der Begriffe ist viel enger begrenzt. Diese drei letztgenannten Erscheinungen erklären sich wohl aus der unleugbar tiefern geistigen Stellung bei den Völkern, wenn man sie mit den Chinesen zusammenhält und aus dem Umstand, daß sie, wie die Hinterindier überhaupt, bis jetzt noch keine wahrhaft selbstständige Literatur besitzen. —

Eine nähere Verwandtschaft hinterindischer Sprachen unter einander und mit der chinesischen nachzuweisen, wird, wenn überhaupt, so doch dann erst möglich sein, wenn wir sie alle zu beherrschen vermögen. Höchst sonderbar ist dabei die Erscheinung, daß gerade die Sprache von Annam, welche doch so starke und anhaltende Einwirkung des Chinesischen erfahren, einer Vergleichung ihres eigenen Wörtervorrathes mit dem der Chinesen vorzugsweise hartnäckig widerstrebt. Dieser Umstand läßt sich wohl daraus erklären, daß es den eingewanderten Fremdwörtern aus China nirgends gelang, einheimische Ausdrücke zu verdrängen; es behauptet das nichtverwandte annamitische Wort immer seinen Platz neben dem gleichbedeutenden chinesischen, und wo es ja vermischt werden sollte, da darf man mit Sicherheit annehmen, daß die geistesarme Sprache niemals in seinem Besitze war.

Da für Vergleichungen die Zahlwörter die größte Bedeutung haben, so betrachten wir die Kardinalzahlwörter von 3 bis 10 im Siamischen und die entsprechenden chinesischen, und zwar die südchinesischen Formen und die aus dem Kuan-hoa, dem sogenannten Mandarinendialekt oder der gewöhnlichen Umgangssprache.

	Siam	Südchina	Kuan-hoa
3	sâm	sam	san
4	sî	shy, shi, su	shy, sh'
5	hà	ngù, ngou	ngù, ù, wù
6	hok	lok	lu
7	s̓et	č̓it, çät	ç̓î
8	p̓êt	pat, bât	pâ
9	kào	kiu, gàu	kièu
10	sip	sip, sap	s̓ĭ

So unverkennbare Verwandtschaft diese Zahlen zeigen, so unvergleichbar sind die Wörter für 1, 2, 100 und 1000.

	Siam	China
1	hnüng	yat, äk, it, ĭ
2	song	yi, ñi, s̀i, órl
100	rai	bäk, pek, pĕ
1000	pan	ç̓in, č̓ ien, ç̓ ian

Zur Vergleichung in größerem Maßstabe sind sehr brauchbar die reichhaltigen Zusammenstellungen von Zahlwörtern und Fürwörtern aus vielen, großentheils sehr wenig erforschten Sprachen des Himalaya und Indiens, welche Max Müller seinem Werke „on turanian languages" beigegeben hat. Obgleich nun das Zahlwort der Annamiten nicht mit aufgenommen worden, so läßt sich aus jenen Tabellen doch der Schluß ziehen, daß die Sprache Annams im Fürworte wie im Zahlworte nicht blos von der chinesischen abweicht, sondern auch unter den Idiomen Hinterindiens fast einzig dasteht. Dagegen zeigt merkwürdiger Weise eine gute Hälfte ihrer Zahlwörter eine auffallende Uebereinstimmung mit entsprechenden des Volkes Munda in Vorderindien.

	Annam	Munda
1	môt	miad, mid
2	hai	nai
3	ba	pia
4	bôn	ponia
7	bai	aja

Auch die Sprachen der Kiranti's (am Fuße des Himalaya) und des Gebietes Arracan liefern Beiträge, jede aber nur einen. Sieben heißt in ersterer Sprache

---

*) Eine andere kurze Grammatik dieser Sprache ist von Low verfaßt. G.

b'âgja, wozu sich das bai der Annamer und aja der Mundasprache als starke Erweichungen verhalten. Sechs heißt in Arracan sauk, welche Form fast identisch ist mit dem sáu der Annamer.

Vergleichen wir noch das Fürwort von Annam mit dem der siamischen, der chinesischen und der Mundasprache.

	Annam	Munda	Siam	China
ich	tôi			
du	mâi	umma, um, am		
er	nó	uni, ini	nan, non (jener)	na, jener
dieser	nâi	ni, ini	ni	
	kĕ		k'ao (jener)	k'i, jener
jener	âi	ai, aja (er)		

Das *Annamitische* wird mit Charakteren geschrieben, die theils ohne Veränderung den Chinesen abgeborgt, theils selbst gemacht worden sind; in letzteren ist aber nur die *eigenthümliche Verbindung* das Werk der Annamiten; kein einfaches Bild oder symbolisches Zeichen hat in Annam Dasein erhalten, ihrer Bestimmung nach ist die Schrift hier wie bei den Chinesen immer eine *Wortschrift*, welche ganze Grundwörter, keine Lautelemente darstellt.

Die Sprache der Annamiten bedurfte aber auch einer *Wortschrift*, da sie ganz in demselben Grade wie die der Chinesen das Gepräge der Erstarrung und Unbildsamkeit trägt.

Das Lautsystem des Annamitischen ist sogar namentlich im Vokalismus reicher entwickelt, als das des Chinesischen, auch finden sich mehr Accente vor. Die Grundwörter enthalten zum großen Theil mehr Konsonanten, als die des Chinesischen im Norden, während die Häufigkeit der konsonantischen Auslante das Annamitische den Mundarten des südlichen China's am ähnlichsten macht. Obgleich nun Annam das nächste Nachbarland im Südwesten China's ist, so findet dennoch durchaus keine Verwandtschaft zwischen beiden Sprachen statt. Denn bietet auch das Wörterbuch der Annamiten auf jeder Seite echt chinesische Wörter dar, deren oft sehr bedeutende Lautveränderung sie als annamitische könnte erscheinen lassen, so gibt es doch immer noch ganz verschiedene Wörter der Landessprache, mit denen jene oft um den Vorrang zu kämpfen scheinen. Vor allen aber sind die Grundzahlen, die Fürwörter, sowie die meisten Partikeln und Ausdrücke für die Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens echt annamitisch und haben mit den entsprechenden der chinesischen Sprache nichts gemein, als die Einsilbigkeit.

Nach den dürftigen Hilfsmitteln, auf die wir beim Studium der annamitischen Sprache angewiesen sind, zu urtheilen, muß dieselbe an Zeichen zum Ausdrucke grammatischer Verhältnisse noch ärmer sein als die chinesische. Wenn wir Ostasien aus rein sprachlichem Gesichtspunkte betrachten, so offenbart sich uns vom Annamitischen und Chinesischen ab eine stufenweise Entwicklung des grammatischen Bewußtseins über Siam, das Reich der Barmanen und Tibet bis zum großen tatarischen Sprachstamm. —

Wie im Chinesischen, so kann auch im Annamitischen durch Vereinigung zweier Grundwörter ein neuer Begriff gebildet oder ein schon vorhandener verdeutlicht werden. Die verdeutlichenden Ausdrücke werden vorangestellt, was im Chinesischen umgekehrt ist. — Wir führen jetzt einige christliche Verse jedoch nur in alphabetischer Umschreibung der Wörter an, um einen ungefähren Begriff vom Annamitischen zu geben.

Dôi-ön ć uá-ca ba-ngôi,
gratias-ago domino supremo trino,
dyng nên muôn vât ćo tôi hyöng dùng.
creavit omnes res ad nostros usus,
Ć uá là vô t'ĭ vô ć ung,
dominus est sine principio, sine fine,
t'yöng siñ t'yöng vyöng k'ông cùng k'ông sai.
semper vivus semper rex omnipotens.

Noch etwas über den Namen *Annam*. Der chinesische Name *An-nam* oder *Nyan-nan* (*ruhiger Süden*), welcher in Canton On-nam, im Lande selbst An-nam ausgesprochen wird, umfaßt alle drei Provinzen eines schmalen aber sehr in die Länge sich ziehenden Staates, der ursprünglich drei besondere Staaten bildete. Das herrschende Volk, welches die annamitische Sprache redet, wohnt in der nördlichen und mittlern dieser Provinzen, von denen die erstere *Tung-king* (auch *Tong-king*), die andere aber *C'en-ćing* (*Tschen-tsching*) heißt. Diese beiden Namen sind ebenfalls chinesisch, und zwar bedeutet Tung-king „*östliche Residenz*" und im zweiten Worte ist ć ing so viel als „*feste Stadt*", während die Silbe ć en der Name eines Ortes war. Dem sinnlosen, von Europäern erfundenen Namen *Cochinchina* liegt jenes ć en-ćing nach nordchinesischer Aussprache zum Grunde. Die vorangestellte Silbe, welche aber im Chinesischen stets hinter dem Worte steht, bedeutet: *Reich*.

Eine noch hierhergehörige Sprache ist die des kleinen Bergvolkes der *Kassia*, welches ein auf 3500 englische Quadratmeilen abgeschätztes Gebiet bewohnt, das im Norden von Assam, im Westen von den Garrowbergen, im Osten von Cachar und im Süden von dem bengalischen Distrikte Silhet begrenzt wird. Von den früheren Schicksalen dieses Volkes ist wohl nichts bekannt, auch scheint es niemals eine Schrift besessen zu haben.

Die Kassia-Sprache bezeichnet Hans *Conon von der Gabelentz*, welcher eine sehr sorgfältige und vortreffliche grammatische Bearbeitung dieses Idioms geliefert hat, zwar als einsilbig und unveränderlich; doch ist sie beides nicht etwa in dem Sinne wie das Siamische, Annamitische oder Chinesische. Denn diese drei wissen nichts von lautlicher Anähnlichung, nichts von Verdrängung gewisser Laute durch einen oder den andern Nachbarn, auch haben sie, abgesehen von den sogenannten Accenten, keine Spur bedeutsamer Lautveränderung aufzuweisen. Die sogenannten zusammengesetzten Wörter sind es in jenen drei Sprachen nur scheinbar, da ja jeder Bestandtheil seinen Accent bewahrt. Zwar widersetzt sich auch das Kassia einer Veränderung der Grundwörter, mögen sie nun ihre selbstständige Bedeutung behaupten oder als bloße Zeichen grammatischer Beziehung Dienste thun, doch gibt es in diesem Idiom auch sehr bemerkenswerthe Ausnahmen.

Ohne auf die Eigenthümlichkeiten in der Lautlehre des Kassia näher einzugehen, wollen wir nur das *Fürwort* als den merkwürdigsten Redetheil dieser Sprache etwas näher betrachten. Das persönliche Fürwort ist beinahe alleiniges Merkzeichen des Geschlechts der Hauptwörter, da man in dieser Sprache die Geschlechtsbezeichnung durchaus nicht durch Endungen oder überhaupt durch Zusätze ausdrücken kann und nur ausnahmsweise ganz verschiedene Wörter zur Unterscheidung des Geschlechts hat, als pâ, Vater; mî, Mutter; tei, Weib; s'in-rang, Mann. Für die Einheit des persönlichen Fürwortes zweiter und dritter Person jedoch gibt es für beide Geschlechter zwei besondere Wörter, die zu Hauptwörtern jeder Art passen. Daher ist dieses Fürwort in der zweiten und dritten Person das

wahre Geschlechtswort des Kassia, wozu noch kommt, daß die Formen der dritten Person als Artikel und zwar im weitesten Sinne dienen, z. B. kûn, Kind; u kûn, er Kind, d. h. der Sohn; ka kûn, sie Kind, d. h. die Tochter. Wie anderwärts wird aber auch im Kassia ein Unterschied der Geschlechter da angenommen, wo Geschlechtsorgane ganz undenkbar sind. Daraus sieht man also, daß selbst vergleichsweise formlosen Sprachen die Neigung innewohnt, ihre getrennten Geschlechtswörter in demselben Umfange zu verwenden, wie formreiche Sprachen thun, sofern sie überhaupt durch Endungen oder am Artikel ein Geschlecht unterscheiden. In dieser einen Beziehung nur kommt das Kassia, freilich auf seiner eigenen Bahn, dem semitischen und dem indoeuropäischen Sprachstamme geistig näher als manche weit vollkommnere Sprache und würde sich demnach ein mit diesem Idiome Aufgewachsener in unserm grammatischen Geschlechte schneller zurecht finden, als ein unvorbereiteter Türke, Finne oder Ungar.

Eine andere Sprache des innern Asiens, welche jedem Ding sein Geschlecht anweist und die sonst nicht eben viel weiter als das Kassia über Formlosigkeit sich erhoben hat, ist die tibetanische. Hier werden die Geschlechter allerdings nicht durch das Fürwort unterschieden, sondern es werden zu diesem Zwecke zwei einfache Wörtchen für Vater und Mutter verwendet. Da sie dem betreffenden Substantiv gewöhnlich nachgeschickt werden, so konnten sie mit der Zeit Geschlechtsendungen werden. Diese Wörtchen sind im Tibetanischen po oder vo, zuweilen pa für das männliche und mo oder ma für das weibliche Geschlecht. Wenn daher rta Pferd bedeutet, so ist rta-po oder po-rta Hengst und rta-mo oder mo-rta Stute.

Diese tibetanischen Geschlechtswörter übernehmen nun ebenfalls das Amt von Artikeln, wie die persönlichen Fürwörter in der Kassia-Sprache. Dieselben finden im Kassia schon wegen der Verschiedenheit ihrer Aemter viel häufigere Anwendung als irgend sonst wo; dazu kommt aber noch, daß sie einmal alle übrigen Fürwörter begleiten und daß sie auf jedem Schritte daran erinnern müssen, welches Wort Subjekt oder Objekt dieses oder jenes Verbums ist, z. B. nga ruh ngan kylli ja pi ka wei ka ktin (ich auch ich werde fragen euch das eine das Wort).

Zu den heutigen Völkern Hinterindiens gehören endlich auch die im Barmanenreiche und in Siam zerstreut lebenden Karenen, die man als eingewandertes Volk zu betrachten hat. Sie haben ihre eigenthümlichen Sitten, ihren Glauben und ihre Sprache bewahrt. Ihre Sprache ist einsilbig und wird nicht geschrieben (?). Sie besitzt Accente wie das Chinesische, Annamitische und Siamische. Viele ihrer Wörter sollen mit barmanischen und siamischen übereinkommen. Ob aber Verwandtschaft mit irgend einer indochinesischen Sprache besteht, ist dadurch noch nicht ausgemacht, da ja die Verwandtschaft aller dieser Sprachen unter sich noch zu beweisen ist.*)

*) Das Karen ist in zweien seiner Dialekte Sgau und Pgo, welche unter sich verschiedene, aber der barmanischen und der Laoschrift verwandte Alphabete haben, neuerdings vielfach und wie es scheint, sehr gründlich bearbeitet worden, wahrscheinlich, weil das Volk, das sie redet, dem Christenthum zugänglicher ist, als seine Nachbarn.

Zu den indochinesischen Sprachen darf man nach der geographischen Lage und nach dem, freilich dürftigen Material, das uns vorliegt, noch rechnen: das Peguanische (Môn, Talaing), die Noga-(Fluki-)Dialekte, ferner Leptscha, Garro, Abor, Ahom, Midir, Mischmi, Dophla u. A. m.

Hält man die geringe Zahl der grammatisch und lexikalisch bearbeiteten monosyllabischen Idiome mit den 40 bis 50 dorthin gehörigen Sprachen und Dialekten zusammen, die uns theilweise nur dem Namen nach und höchstens in mageren Wörtersammlungen bekannt sind, so mag man ahnen, welch weites Feld sich hier der linguistischen Forschung bietet. G.

Das posener Land jetzt und früher.

Von **Edwart Kattner.**

IV.

7. Barbarei und Kultur.

Herrn Jakob Venedey ist es unbekannt, daß Posen durch das deutsche Volk „der Barbarei entrissen", daß schon durch „unsere Vorfahren" im Mittelalter nicht nur das Christenthum, die Quelle jeder höhern Geistesentwicklung, sondern auch jeder andere Kulturzweig, welcher damals in Blüthe stand, dahin gebracht worden ist, daß ganz Polen nahe daran war, germanisirt zu werden, daß dort das Slaventhum am Anfang des 14. Jahrhunderts nur durch die widerstrebende Priesterschaft gerettet, mit ihm aber die Barbarei wiederhergestellt worden ist und da, wo nicht Deutsche Herren des Landes geworden sind, noch bis zum heutigen Tage herrscht. Wenn das ein Geschichtsschreiber des deutschen Volkes nicht weiß,*) so wird es dem großen Publikum noch sicher unbekannt sein. Es wird daher wohl von Interesse sein, wenn ich hier mit Uebergehung des Mittelalters zunächst zeitgenössische Zeugen über die gesellschaftlichen Zustände in Polen aus der Zeit der Theilungen vorführe und als Gegenbild zu den vorangehenden Darstellungen der Gegenwart in Posen noch einige andere hinzufüge. In einem amtlichen Berichte vom Jahre 1773, welcher sich in den Akten der Regierung zu Bromberg befindet, heißt es:

„Das von Preußen in Besitz genommene Land war wüst und leer. Die alten Schlösser lagen in Schutt und Trümmern, so nicht minder die meisten Städte und Dörfer; was an Wohnungen vorhanden war, schien kaum geeignet, menschlichen Wesen zum Aufenthalt zu dienen. Die roheste Kunst, der ungebildetste Geschmack, die ärmlichsten Mittel hatten aus Lehm und Stroh elende Hütten zusammengestellt. Durch unaufhörliche Kriege und Fehden der vergangenen Jahrhunderte, durch Feuersbrünste und Seuchen, durch die

*) Herrn Jakob Venedey kann seine Unkunde nicht hoch angerechnet werden, er ist Dilettant und ein idealistischer. A.

mangelhafteste Verwaltung war das Land entvölkert und entsittlicht. Wald und Sumpf nahmen die Stätten ein, wo vordem, nach den noch jetzt vorhandenen umfangreichen altgermanischen Begräbnißstätten zu urtheilen, eine zahlreiche Bevölkerung Platz gefunden hatte. Jeder Verkehr fehlte."

Eine lebhafte Schilderung des damaligen Kulturzustandes von Polen gibt uns unser Georg Forster in einem Briefe an Lichtenberg vom 18. Juni 1786. Er sagt:

„Oft habe ich mir schon in vollem Ernste Ihren Blick und die vortreffliche Art die Sitten zu malen gewünscht. Sie würden an diesem Mischmasch von sarmatischer oder fast neuseeländischer Rohheit und französischer Superfeinheit, an diesem ganz geschmacklosen, unwissenden und dennoch in Luxus, Spielsucht, Moden und äußeres Clinquant so versunkenen Volke reichlichen Stoff zum Lachen finden, — oder vielmehr auch nicht: denn man lacht nur über Menschen, deren Schuld es ist, daß sie lächerlich sind, nicht über solche, die durch Regierungsform, Auffütterung (so sollte hier die Erziehung heißen), Beispiel, Pfaffen, Despotismus der mächtigen Nachbarn und ein Heer französischer Vagabonden und italienischer Taugenichtse schon von Jugend auf verhunzt worden sind und keine Aussicht zur künftigen Besserung vor sich haben. Das eigentliche Volk, ich meine jene Millionen Lastvieh in Menschengestalt, die hier schlechterdings von allen Vorrechten der Menschheit ausgeschlossen sind und nicht zur Nation gerechnet werden, ohnerachtet sie den größten Haufen ausmachen, — das Volk ist nunmehr wirklich durch die langgewohnte Sklaverei zu einem Grad der Thierheit und Fühllosigkeit, der unbeschreiblichsten Faulheit und stockdummen Unwissenheit herabgesunken, von welchem es vielleicht in einem Jahrhundert nicht wieder zur gleichen Stufe mit anderem europäischen Pöbel hinaufsteigen würde, wenn man auch desfalls die weisesten Maßregeln ergriffe, wozu bis jetzt auch nicht der mindeste Anschein ist. Die niedrige Klasse des Adels, dessen äußerste Armuth ihn abhängig macht und zu den verächtlichsten Handarbeiten verdammt, ist fast in der nämlichen Lage, was Dummheit und Faulheit betrifft, und in Ansehung der kriechenden Niederträchtigkeit und des zertretenden Mißbrauchs seiner etwa bei Gelegenheit ihm zufallenden Macht ist er noch viel verworfener. Der reichere und höhere Adel bis hinauf zum Throne ist, im Ganzen genommen, nur eine Schattirung der vorhergehenden Klassen mit mehr Gewalt. Jeder Magnat ist ein Despot und läßt Alles um sich her fühlen, daß er es sei; denn nichts ist über ihm, und selbst die größten Verbrechen büßt er höchstens mit einer Geldstrafe oder einem Verhaft von etlichen Wochen, wobei er ein Palais zum Gefängniß hat und die ganze Zeit mit seinen Freunden in Schmausen und Lustbarkeiten aller Art zubringt."

„Eine tüchtige Magd in Deutschland arbeitet mehr, als drei polnische Kerle zu gleicher Zeit, sie trägt dreimal größere Last, sie geht dreimal geschwinder, und ich glaube gar, sie schlüge auch drei solche elende Wichte, die wie matte Fliegen herumkriechen, zu Boden. Zwischen den hiesigen Weibern der Volksklasse und den deutschen findet durchaus kein Vergleich statt; ich kenne nichts Elenderes und Häßlicheres in allen den Kupfern zu Cooks Reise, — daher hat hier auch fast jedes Geschäft seinen eigenen Bedienten, und wenn ich, wie meine Kollegen alle, Pferde hielte, so müßte ich, wie sie, fünf Dienstleute halten. Mein Ofenheizer und Holzhacker ist ein Adliger, der des Jahrs hindurch seine Kost und acht Thaler Lohn nebst einem Schafpelz und ein Paar Stiefeln bekommt und dem man bei jedem dritten Wort mit Prügeln droht oder Branntwein zum Lohne verspricht."

Zerboni, damals südpreußischer Beamter, gibt im Jahre 1800 in seinem Buche: „Einige Gedanken über das Bildungsgeschäft in Südpreußen", ebenfalls manchen Beitrag zur Beurtheilung der damaligen Polen. Er sagt von den Bauern, sie seien „zum Thiere herabgewürdigt", nennt die Edelleute ihre „Treiber und Peiniger", behauptet, daß die Geistlichkeit „an der Verewigung der Unmündigkeit beider arbeite". Bezeichnend ist folgendes Stückchen, das er, selbst Katholik, von dieser mittheilt: „An verschiedenen Orten gehört die Schankgerechtigkeit zu den Parochial-Einkünften, und Völlerei wird ein Glaubensartikel oder eine Bedingung der Absolution u. s. w."

Mit diesen zeitgenössischen Zeugnissen, welche noch beliebig vermehrt werden können, will ich mich begnügen; ich halte sie für hinreichend, um meine Behauptung zu begründen, daß in dem selbstständigen Polen Barbarei geherrscht habe. Sie zu heben, gingen unsere Vorfahren seit den Besitznahmen von 1772, 1793 und 1795 mit Eifer und Kraft an das Werk. Das Hauptverdienst für die von ihm besetzten Provinzen fällt natürlich auf Friedrich den Großen; er konnte schon 1773 an Voltaire schreiben:

„In Westpreußen habe ich die Sklaverei abgeschafft, barbarische Gesetze reformirt, vernünftigere in Gang gebracht, einen Kanal eröffnet, welcher die Weichsel und Oder verbindet, Städte wieder aufgebaut, welche seit der Pest von 1709 zerstört waren, 20 Meilen Morast trocken gelegt und eine Polizei eingeführt, welche diesem Lande, selbst dem Namen nach, unbekannt war."

Diese Angaben treffen eben so gut Posen, als Westpreußen; denn bekanntlich gehört der Netzedistrikt, welcher von Friedrich erworben wurde, jetzt zu der erstern Provinz.

Aber auch andere Mitglieder des deutschen Volks haben sich um das „Bildungsgeschäft" in den polnischen Provinzen Verdienste erworben. Bis auf die letzten Jahrzehnte müssen vorzugsweise die Beamten aus Friedrichs Schule genannt werden, welche jetzt freilich ausgestorben sind. Da wurde außer einer geordneten Verwaltung ein Rechtsbuch eingeführt, der früher ganz zersplitterte Rechtsweg vereinfacht, Jedermann Rechtsschutz gewährt. Mit Staunen und Schrecken vernahmen die polnischen Junker, daß einer von ihnen hingerichtet worden sei, blos weil er einen Bauern todt geschlagen hatte. Da hörte die alleinige Anwartschaft von katholischen Adligen auf Richterstellen auf; da verschwanden die „Geistlichen Gerichte"; da durfte kein Ketzer mehr gehetzt werden; sondern „Jeder konnte nach seiner Façon selig werden". Da wurden Schulen eingerichtet; da wurde die Gewerbthätigkeit, das Fabrikwesen, der Handel durch ausgesetzte Preise aufgemuntert. Auch der Angelpunkt aller Kultur der Neuzeit, Mannigfaltigkeit der Steuern, blieb nicht aus.

Es darf natürlich nicht mit Stillschweigen übergangen werden, was seit 1815 für das Land, nämlich Posen, geschehen ist.

Die Thätigkeit der Regierung war im Ganzen im Vergleich zu derjenigen während des frühern Besitzes merklich geringer, doch war sie keineswegs unerheblich. Die beiden ersten Könige ließen sich persönlich besonders die Gründung neuer protestantischer Kirchengemeinden und die Erbauung protestantischer Kirchen angelegen sein, wodurch sie zur Förderung des Deutschthums allerdings nicht unwesentlich beitrugen. Weniger von ihnen persönlich ging die Errichtung von Schulen aus. Darin wurde Bedeutendes geleistet. Im Jahre 1815

fanden sich in der ganzen Provinz im Ganzen 543 Elementarschulen vor, darunter 273 evangelische, 157 katholische. Die Zahl solcher Schulen ist gegenwärtig auf 2096 gestiegen, darunter 877 evangelische, 1207 katholische und 12 gemischte. Während die Provinz 1815 von höheren Schulen nur 2 Gymnasien besaß, sind gegenwärtig 17 höhere Schulen vorhanden, nämlich 6 vollständige, 5 unvollständige Gymnasien, 1 höhere Erziehungs- und Unterrichtsanstalt in Ostrau und 5 Realschulen. Von Schullehrer-Pflanzschulen hatte die Provinz 1815 nur 1, gegenwärtig 5, nämlich 3 katholische und 2 evangelische.

Es ist hauptsächlich das Verdienst der Regierung, daß die Provinz jetzt von vier Eisenbahnen durchschnitten wird, und daß sie an Kunststraßen einigen benachbarten kaum nachsteht, Preußen sogar übertrifft. Im Jahre 1862 hatte

			Fläche		Chaussee
Posen . .	279 M.,	ergibt bei	536	Q.-M. auf 1 Q.-M.	0,52 M.
Preußen .	452 „	„ „	1178	„ „ 1 „	0,38 „
Brandenb.	407 „	„ „	738	„ „ 1 „	0,55 „
Pommern .	310 „	„ „	576¾	„ „ 1 „	0,54 „
Dagegen Schlesien .	524 „	„ „	741¾	„ „ 1 „	0,70 „
und gar Rheinland	789 „	„ „	487	„ „ 1 „	1,62 „
der ganze Staat . .	3791 „	„ „	5104	„ „ 1 „	0,75 „

Im Jahre 1815 gab es in Posen nicht eine Meile Chaussee! Die Post, das Telegraphenwesen ist hier dasselbe, wie im ganzen Staate. Was von der erstern in der freien Republik vorhanden gewesen, kann man sich vorstellen. Die Telegraphie ist bekanntlich erst eine neue Erfindung und zwar durchaus keine polnische.

Für den Handel hat die preußische Regierung schlecht gesorgt, indem sie für alles herzliche Einvernehmen mit Rußland für das Land nicht einmal Aufhebung der Grenzsperre auswirkte. Nur die Gründung des Zollvereins kam auch Posen zu gut.

Neue Ansiedlungen hat sie wenige angelegt und bei denselben auf das Volksthum der Ansiedler keine Rücksicht genommen. Dagegen sind die sehr umfangreichen Meliorationsanlagen hauptsächlich ihr zum Verdienst anzurechnen. Sie gründete gewöhnlich Genossenschaften der betheiligten Grundbesitzer, welche nach Verhältniß die Kosten aufbrachten, während sie meistens ein mehr oder weniger bedeutendes, unverzinsliches Darlehn aus Staatsmitteln dazu gab; die Ausführung übernahm sie, die weitere Unterhaltung der Anlagen dagegen legte sie der Genossenschaft auf. Im Bezirk Bromberg wurden solche Arbeiten besonders an der obern Netze und deren Gebiete, im Regierungsbezirk Posen an der Obra, Warthe, Prosna und Bartsch vorgenommen. Im letztern Bezirk wurden dadurch allein gegen 250,000 magdeb. Morgen, d. i. beinahe 4 vom 100 der ganzen pflanzentragenden Fläche der Landwirthschaft gewonnen, wobei ungefähr eben so viel Thaler Staatsgelder verwendet wurden. Auch im Uebrigen wurde die Landschaft von der Regierung, wie im ganzen Staate, so auch hier vielfältig gefördert.

In immer steigendem Verhältniß ist jedoch die freie Betriebsamkeit, der Unternehmungsgeist und die Intelligenz der deutschen Bevölkerung selbstständig schaffend eingetreten. Allerdings steht die Provinz in der Großindustrie gegen die anderen z. Th. noch bedeutend zurück. Es fehlen zu größerm Umfang derselben auch noch zu viel Vorbedingungen, namentlich Ueberfülle an Kapitalien, welche einträgliche Anlage suchen, Reichthum an Rohstoffen, welche die Erdrinde liefert, namentlich aber fehlen Steinkohlen, ferner geübte Hände und Ueberfluß an Arbeitskräften. Immerhin jedoch ist der Fortschritt aus dem beinahe vollständigen Nichts ein sehr erheblicher. Im Jahre 1815 wurde zwar eine umfangreiche Tuchfabrikation in der Provinz vorgefunden, welche hauptsächlich durch die russische Grenzsperre zu Grunde ging; sie hatte aber auch erst seit dem ersten preußischen Besitz des Landes ihren Aufschwung genommen. Große Fabriken, welche über 50 Arbeiter beschäftigen, waren jedoch noch gar nicht vorhanden. Im Jahre 1858 gab es von ihnen doch schon 10, während Pommern 27, Preußen 31, Rheinland dagegen 635 besaß. Im Jahre 1861 hatte sich diese Zahl bereits auf 17 mit 1852 Arbeitern erhoben, während Preußen 38 mit 3679 Arbeitern und der ganze Staat 2069 mit 330,057 Arbeitern besaß.

Größere und kleinere Fabriken mit Einschluß der Mühlen und dergleichen besaß Posen 1861 5773 Anstalten mit 1962 Personen an Direktions- und Aufsichts-Personal, 4064 Meistern (Weber und Müller), 9738 männlichen und weiblichen Arbeitern, dazu 3217 Gehülfen und Lehrlingen (Weber und Müller), zusammen 18,981 Personen. Ich erwähne von Fabriken: 3 Wollspinnereien mit 593 Arbeitern, 2 Fabriken von Baumwollenzeugen mit 286, 10 Maschinenfabriken mit 391, 6 Eisengießereien mit 165, 12 Glashütten mit 514, 1 Steingutfabrik mit 86, 3 Möbelfabriken mit 99 Arbeitern. Der ganze Staat besaß in demselben Jahre 82,290 Fabrikanstalten mit zusammen 766,180 dabei beschäftigten Personen. Von letzteren treffen auf

Preußen .	29,256	Personen bei	2,866,866	Einwohnern
Posen . .	18,981	„ „	1,485,550	„
Brandenb. .	117,015	„ „	2,467,759	„
Pommern .	23,267	„ „	1,389,739	„
Schlesien .	152,216	„ „	3,390,605	„
Sachsen .	99,814	„ „	1,976,417	„
Westphal. .	94,801	„ „	1,619,015	„
Rheinland .	227,889 }	„ „	3,280,459	„
Hohenzoll. .	2,941 }			
Zusammen	766,180	„ „	18,476,410	„

Aus diesen Zahlen ist am besten der Rang zu bestimmen, den Posen in der Industrie unter den Provinzen Preußens einnimmt; es ist im Verhältniß zur Einwohnerzahl nicht der letzte.

Unter den 17 Großfabrikanten befindet sich ein Pole. Dasselbe Verhältniß des Volksthums der Eigenthümer dürfte auch ungefähr bei den 5756 kleineren Fabriken und gewerblichen Anlagen stattfinden. Polnische Handwerker gibt es zwar im Innern und im Osten der Provinz noch eine ziemlich bedeutende Anzahl; zu größerm Umfange des Geschäfts, zum Fabrikbetriebe erheben sie sich aber höchst selten. Jedenfalls sind alle die Gewerbszweige von Deutschen früher oder später eingeführt worden.

Wenn das Feuerversicherungskapital als ein Maßstab der Wohlhabenheit und der Intelligenz eines Landes betrachtet werden kann, so nimmt Posen unter den Nachbarprovinzen, wenigstens was unbewegliche Güter betrifft, den letzten Rang ein. Es betrug nämlich 1862:

in Posen . .	75,244,000	Rthlr.
„ Preußen .	118,384,000	„
„ Pommern .	98,591,000	„
„ Schlesien .	128,690,000	„

An Anstalten für den literarischen Verkehr steht die Provinz kaum einer andern nach mit Ausschluß von Brandenburg mit der Hauptstadt Berlin. Sie besaß 1858: 36 Buchdruckereien, 19 lithographische Anstalten, 42 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen, 4 Antiquare, 49 Leihbibliotheken; es erscheinen jetzt in ihr 5 politische Tageblätter, darunter 1 polnisches, 2 landwirthschaft-

liche Zeitschriften und eine bedeutende Anzahl anderer kleiner Blätter, darunter auch nur ein Bruchtheil polnische. Zur Zeit des Polenreiches wird hier wohl kaum eine einzige polnische Druckerei, vielleicht 1 oder 2 deutsche in Lissa oder anderen alten deutschen Städten im Südwesten vorhanden gewesen sein; ähnlich verhielt es sich wahrscheinlich mit den Buchhandlungen, Leihbibliotheken und Wochenblättern, von Zeitungen zu geschweigen. Erwähnt mag hier noch werden, daß die Schaubühne, hauptsächlich durch zwei Schauspielergesellschaften vertreten, ausschließlich deutsch ist. Ebenso steht es mit den Personen, welche die Musik und andere Künste ausüben.

Wer verlangt noch mehr Beweise, daß Posen in die Reihe der Kulturländer eingetreten, daß dieses das Verdienst der deutschen Regierung, wie des deutschen Volkes, und daß das letztere im Bunde mit den Juden, welche mit Verstand zuerst und vorzugsweise davon den Vortheil zogen, noch immer der Träger der fortschreitenden Kultur ist?

Wenn ich noch mit wenig Worten meinen Ausspruch rechtfertigen soll, daß in denjenigen Theilen des alten Polenreiches, welche nicht in deutschen Besitz gekommen sind, noch heutzutage die Barbarei herrsche, so erinnere ich nur an das Jahr 1863, an die Schreckensherrschaft der unterirdischen Nationalregierung, an die von ihr ohne Zweifel genehmigten Mordanfälle nicht nur auf andere russische Gewalthaber, sondern auch auf den wohlwollenden und nachsichtigen Großfürsten Constantin, an die Scheußlichkeiten der Hängegensdarmen, an die Plünderung, Mißhandlung und Ermordung vieler friedlichen Deutschen, blos weil sie Deutsche waren; dann andrerseits an die Schreckensherrschaft Murawieffs, an die von russischen Soldaten an Polen begangenen Grausamkeiten, an den Mord, den Brand, die Plünderung, welche Bauern ungestraft, ja sogar aufgemuntert und belohnt, an polnischen Edelleuten nach ihrem stierköpfigen Gutdünken vollziehen konnten, an das Fortschleppen von Tausenden, alt und jung, vornehm und gering, schuldig und unschuldig, nach Sibirien oder anderen angenehmen Landschaften des Czaren, an die gewaltsame Austreibung von polnischen Familien aus ihren angestammten Besitzungen jetzt noch, nachdem die Ruhe längst hergestellt ist, u. dgl. m. Das ist doch wohl die blanke ungeschminkte Barbarei auf beiden Seiten.

Aus der Serrania de Ronda in Andalusien.

Die alte Stadt Ronda und ihre Toreros. — Der Capitän der Bandoleros und seine Thaten. — Spanische Romanzen und Volksbücher. — Räubergeschichten.

Die unseren Lesern wohlbekannten Reisenden Doré und Davillier verweilten auf ihren Streifzügen durch Andalusien einige Zeit in Ronda, dem Arunda der Römer. Diese Stadt gilt für das rechte und echte Hauptquartier der Toreros, der Majos und der Contrabandistas. Scenen aus dem Leben und Treiben der letzteren haben wir schon früher geschildert.

Ronda liegt wie ein Adlernest auf dem Gipfel eines hohen Felsens. Altstadt und Neustadt sind durch eine tiefe Schlucht, el Tajo genannt, von einander getrennt. Unten fließt der Guadalvin, über welchen eine Brücke führt, die von den Römern gebaut worden ist. Die Stadt selbst aber trägt einen durchaus maurischen Charakter, und noch zeigt man das Haus des Königs Al Motahed, welcher die Schädel der von ihm Enthaupteten in Silber fassen ließ und als Trinkbecher benützte.

Der Platz für die Stiergefechte ist in ganz Andalusien berühmt und in der That einer Stadt würdig, welche stets für den klassischen Boden der Tauromachie gegolten hat. Die jungen Rondeños spielen Stier, wie bei uns die Kinder Soldaten spielen. Als die beiden Reisenden die Mina de Ronda, eine steile Felsentreppe, welche zu den arabischen Mühlen führt, hinabgestiegen waren, sahen sie eine Familienscene, über welche Doré entzückt war. Der Vater lag auf den Knien, mit gebücktem Kopfe, in der Stellung eines Stiers, der gegen seinen Feind einrennen will. Vor ihm stand ein achtjähriger Knabe in der Haltung eines Matador, genau so, wie unser Bild zeigt; ein anderer Junge saß auf dem Nacken eines ältern Bruders rittlings und war stolz darauf, einen Picador zu spielen. Die Nachbarn sahen wohlgefällig und mit Kennerblick diesem Schauspiel zu, das als sehr charakteristisch für Land und Leute auch den beiden Fremden großes Vergnügen verursachte.

Die Unterhaltung der Leute in Ronda dreht sich entweder um Stiergefechte oder um Räubergeschichten. Ist doch die Serrania de Ronda ganz in der Nähe und gerade sie spielt eine große Rolle in der Historie der Banditen! In dem wilden Gebirge haben viele Banden Schlupfwinkel gefunden und allen Verfolgungen Trotz geboten, und erst in unseren Tagen ist das Räuberwesen mehr und mehr in Abgang gekommen.

Als Hauptmann einer Bande (einer Partida), figurirte nicht selten ein junger Mann, welcher etwa aus Eifersucht einen Mord begangen hatte und ins Gebirge geflüchtet war. Manchmal war er weiter nichts als ein Ratero, ein vereinzelt sich umhertreibender Räuber, der unbewaffnete Reisende überfiel und sich wohl hütete, mit Alguaciles, Miqueletes und anderen Dienern der Gerechtigkeit in nahe Berührung zu kommen. Auf die Dauer wird das Alleinsein langweilig; der Ratero fand einige Genossen unter anderen Leuten de vida airada, d. h. solchen, welche sich gleichfalls mit der Gesellschaft überworfen hatten. Dann ward er Capitan und sie wurden seine Bandoleros, seine Vasallen gleichsam, und nun konnte er sein Handwerk in größerem Maßstabe treiben.

Unter einem Capitan de Bandoleros hat man sich durchschnittlich einen von der Sonne gebräunten, flinken und rüstigen Mann vorzustellen. Er ist allemal bien empatillado, nämlich mit einem starken Backenbarte versehen; das sehr kurz geschorene Kopfhaar bedeckt er mit einem grellfarbigen bunten Seidentuche, von dem zwei Zipfel auf den Nacken hinabfallen; darüber stülpt er den andalusischen Hut, den Sombrero calañes. Die Jacke war von gelbbraunem Leder (Marsille remendado), mit allerlei Stickereien geziert und mit Knöpfen von Silberfiligran (botanadura de plata) dicht besetzt; diese rasselten oder

klapperten bei jeder Bewegung. Ein eng anliegendes Beinkleid fiel bis über die Wade hinab; bis zu dieser reichten schwarze Lederstiefeln; um den Gürtel trug der Capitan eine seidene Schärpe und in dieser nicht nur geladene Pistolen, sondern auch ein Puñal und etliche Dolche, — das ganze eine Theaterfigur, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Der berühmte Jose Maria pflegte auf seinen Stutzen zu klopfen und seinen Kameraden zu sagen: „Wer würde es wohl wagen, mir einen Paß abzufordern?"

Das Kraft- und Kernstück des Capitans bestand im Ueberfallen des Postwagens. Die Partida versperrte den Weg und spannte die Pferde aus; die Reisenden mußten aussteigen und sich mit dem Bauche platt auf die Erde



Römische Brücke zu Ronda in Andalusien. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Ein Bandolero von echtem Schrot und Korn war beritten. Sein Gaul war ein starkknochiger Potro von andalusischem Schlage, dessen lange Mähne mit seidenen Bändern durchflochten wurde; ein Gleiches geschah mit dem Schweif, und die Satteldecke mußte so buntfarbig sein, wie der Regenbogen. Es versteht sich von selbst, daß der unvermeidliche Trabuco Malagueño, jener Stutzen mit trompetenförmiger Mündung, am Sattelknopfe hing.

legen, boca abajo, dann wurden ihnen die Arme auf dem Rücken zusammengebunden. Man plünderte sie aus, durchsuchte das Gepäck, nahm mit, was brauchbar erschien, und die geknebelten Passagiere durften eine halbe Stunde nach dem Abzuge der Partida weiter ziehen, aber keine Minute früher.

Die Beute wurde den Gewohnheitsrechten zufolge in drei Theile getheilt. Das erste Drittel gehörte dem Ca-



Die Kinder eines Torero zu Ronda in Andalusien. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

pitan, das zweite gehörte den Bandoleros, deren gewöhnlich acht, höchstens zehn waren, das dritte wurde dem Reservefond zugewiesen. Aus dem letztern wurden gefangene Kameraden unterstützt; man verwandte gern viel Geld dazu, sie aus dem Kerker zu befreien. Für solche, welche „ohne Castagnetten am Galgen tanzen" mußten, wurde aus dem Reservefonds das Geld für die Seelenmessen bestritten.

Zu den berühmtesten Banden gehört jene der Sieben Kleinen von Ecija (sprich Essicha). Die Großthaten dieser verwegenen Burschen leben noch jetzt ganz allgemein im Munde des Volkes. Es waren ihrer stets nur sieben; nie mehr oder weniger. Sobald einer fehlte, wurde die Zahl sofort ergänzt; es mangelte auch nie an Leuten, welche sich im Voraus zum Eintreten gemeldet hatten. Die Siete Niños wurden sehr reich; sie unterhielten einen ganzen Stab wohlbesoldeter Späher und waren von Allem, was weit und breit vorging, wohl unterrichtet. Auch standen sie mit den Landleuten auf gutem Fuße und unterhielten Einverständnisse selbst in den Städten. Wer zum Verräther an ihnen wurde, fiel, von Dolchstichen durchbohrt, durch eine unbekannte Hand.

Die Sieben Niños von Ecija hatten mehre Hauptleute nach einander. Am berühmtesten wurde Capitan Ojitos; er war aus einer guten Familie, galt für einen vollendeten Cavalier und verdrehte durch seine Schönheit und sein liebenswürdiges Benehmen allen Mädchen und Frauen die Köpfe. Dagegen war sein Adjutant, welchem man den Spitznamen Ketzergesicht gegeben, ein wilder, grimmig aussehender Bursch. Ojitos nahm ein tragisches Ende; als er mit einem seiner Bandoleros in Wortwechsel gerathen war, griffen beide zum Puñal und durchbohrten einander dermaßen mit Messerstichen, daß sie neben einander todt zu Boden sanken.

Die Bande trotzte Jahre lang allen Verfolgungen, und durch Gewalt konnte man ihr nichts anhaben. Man suchte ihr also durch List beizukommen. Ein falscher Bruder wurde bestochen und gewann als angeblicher Späher das Vertrauen der Banditen. Einst meldete er, daß ein Geldtransport zu einer gewissen Stunde einen Hohlweg passiren werde, und die Sieben von Ecija ermangelten nicht, sich auf die Lauer zu legen. Nun hatte man einen mit harten Thalern (Duros) gefüllten Sack auf die Straße hingelegt, und die Räuber meinten, daß irgend ein Reisender, welcher vorher durchgekommen sei, denselben verloren habe. Der, welcher ihn fand, und das war eben der vermeintliche Späher, schnitt mit seinem Dolche den Sack auf, und die blanken Thaler rollten heraus. Die übrigen kamen herbei, um dieselben aufzusammeln, als sie aber mitten in der Arbeit waren, flogen Kugeln aus einem Hinterhalte, und die Sieben von Ecija küßten allesammt den Staub; nicht einer kam davon.

Als Volksheld und „edler Räuber" lebt in Aller Munde „der große und ritterliche Jose Maria"; war er doch, wie das Volkslied sagt, „ein Beschützer der Armen, ein gefühlvoller Bandit, aber gegen die Reichen unerbittlich".

Del pobre protector, ladron sensible
Fue sempre con el rico inexorable.

Er stammte aus Ronda, und man bezeichnete ihn als den Trempanillo, weil er schon mit dem Grauen der Morgendämmerung auf den Beinen war. Nicht selten gab der „edle Mann" den armen Leuten Alles, was er den Reichen abgenommen, und deshalb war er beim gemeinen Volke sehr beliebt. Er beschloß seine Tage in Frieden, Ruhe und Wohlleben, er wurde ein rechtschaffener Rentier. In den Romanzen wird seine Geliebte gepriesen, „ein braunes Mägdlein aus der Serrania de Ronda", die er seine kleine Mairose nannte. Sie bewog ihn, bei der Regierung um Pardon einzukommen, und dieser Indulto wurde ihm auch gern bewilligt.

Statt der „Volksbücher", welche in Deutschland überall verbreitet sind, also statt des Eulenspiegels, der Sieben Schwaben, der schönen Magellone und des hürnenen Siegfried, hat Spanien seine Räubergeschichten und Romanzen über die Großthaten der Bandoleros, und in diesen lernen die Kinder lesen. Doré und Davillier haben eine Menge dieser Art von Volksbüchern gekauft. In einem derselben, welches sie in Carmona, wo viele solcher Romanzen gedruckt werden, in die Hände bekamen, rühmt sich ein Räuberhauptmann:

Soy gefe de Bandoleros,
Y al frente de mi partida
Nada mi pecho intimida,
Nada me puede arredrar.
Que vengan carabineros,
Que vengan guardias civiles!
Mis trabucos naranjeros
Los haran escarmentar,
Y no querrán mas ensayo.
A caballo!
Trabucazo, y a cargar!

„Ich bin Hauptmann der Bandoleros, und an der Spitze meiner Partida kann nichts mir Furcht einflößen, nichts kann mich zurückhalten. Mögen die Gensdarmen nur kommen, mögen die Nationalgarden nur kommen, meine Stutzen, mit Kugeln so groß wie Orangen, werden ihnen Lebensart zeigen, und sie werden ferner keine Versuche mehr machen. Zu Pferde! Den Stutzen abgefeuert und drauf los!"

Ueberall findet man die gedruckten Geschichten von Diego Corrientes, dem großmüthigen Räuber; von Orejito, vom Palillos oder vom Francesco Esteban, und dazu kommen noch die bunten Bilderbogen. Da sieht man den Bandido generoso in prächtiger andalusischer Tracht. Er plündert Reisende aus; diese liegen vor ihm auf den Knieen und flehen ihn um Gnade an. In manchen Büchern werden aber auch die Thaten der Räuber mißbilligt, namentlich solcher, die kaltblütig arge Grausamkeiten verübten und den armen Leuten nichts gaben. Dahin gehören die sieben Brüder, deren ältester Anton Vasquez war. Sie alle wurden auf einmal eingefangen und bekannten, daß sie nicht weniger als einhundert und zwei Mordthaten verübt hätten.

Auch Räuberinnen spielen eine Rolle. Ein buntes Bild zeigt ein Mädchen zu Pferde; es hat einen Säbel an der Seite und einen Stutzen in der Hand. Der Text erzählt dann die Geschichte der Marie Cisneros, welche 1852 garrotirt wurde. Sie hatte erst ihren Mann und bald nachher ihren Geliebten ermordet, fiel noch jung in die Hände der Justiz und bekannte nicht weniger als vierzehn Mordthaten.

Bis vor wenigen Jahren wurde allemal der Kopf eines hingerichteten Bandolero in einen eisernen Käfig gethan und auf einem Pfahle befestigt, damit das Haupt des Missethäters, la cabeza del malvado, als abschreckendes Beispiel wirke. Die Abschreckungstheorie hat aber in der Praxis nicht viel geholfen. Der spanische Brigant hat sein Handwerk aufgegeben, seitdem die Bürgerkriege im Lande aufgehört haben, und heute ist die Serrania de Ronda so sicher, wie irgend eine friedliche Landstraße; ihre Schrecken und ihre Räuber gehören nur noch der Vergangenheit an.

Wilhelm Lejean in Mesopotamien.

Dieser unermüdliche, unseren Lesern wohlbekannte Reisende hat im Spätjahr 1865 eine Wanderung nach Innerasien angetreten, welche eine ergiebige Ausbeute für die Wissenschaft verspricht. Es ist seine Absicht, das Land der im Norden von Afghanistan wohnenden Kafirs zu besuchen, auf welche wir seit einiger Zeit durch die Missionäre der englischen Hochkirche wiederholt aufmerksam gemacht worden sind. Wir unsrerseits haben im vorigen Jahre einige Berichte über das noch so wenig bekannte Kafiristan mitgetheilt.

Lejean durchzog einen Theil Kleinasiens und war im Februar zu Mosul in Assyrien; von dort liegt (im Junihefte des Bulletins der pariser geographischen Gesellschaft) ein Brief vor, der einige interessante Notizen enthält. Ueber die assyrischen Alterthümer haben wir bekanntlich durch Botta, Layard, Badges ꝛc. ausführliche Werke; Lejean war aber erfreut, auch für das griechische Alterthum und das byzantinische Mittelalter reichhaltigen Stoff zu finden und er hat eine Anzahl topographischer Aufnahmen und Pläne an das Ministerium des öffentlichen Unterrichts nach Paris eingeschickt. Bisher war das berühmte Schlachtfeld von Arbela noch nicht genau ermittelt worden. Er durchzog zwanzig Tage lang das obere Mesopotamien und bezeichnet dasselbe als ein „glänzendes Alterthümermuseum". Zu Derik, unweit Mardin, öffnete er ein Grab, in welchem er, außer Thier- und Menschenknochen, auch viele barbarische Alterthümer fand, welche genau denen entsprechen, die man in den Kurganen auf der Halbinsel Krimm angetroffen hat. Er ist der Ansicht, daß sie aus der Zeit der kimmerischen Invasion 631 v. Chr. herrühren. In der Nähe befanden sich noch vier andere Gräber, der Reisende hatte aber keine Zeit, dieselben näher zu untersuchen. Ein chaldäischer Priester versicherte, daß bei Kesari Rum, etwa drei Tagereisen von Mosul entfernt, eine sehr große Ruinenstadt liege, welche siebenfache Ringmauern habe; dort befinde sich auch eine Kolossalstatue, und diese sei mit Inschriften bedeckt. Von besonderem Werthe für Lejean war die ethnographische Ausbeute, namentlich in Bezug auf die iranischen Völker in der Tigrisregion, wo er die Kurden, Jesidis, Tschebak ꝛc. beobachten konnte. Die letztgenannten haben 38 Dörfer inne und reden einen „sehr wilden" iranischen Dialekt; in religiöser Beziehung stehen sie den Ansarieh und den Jesidis nahe.

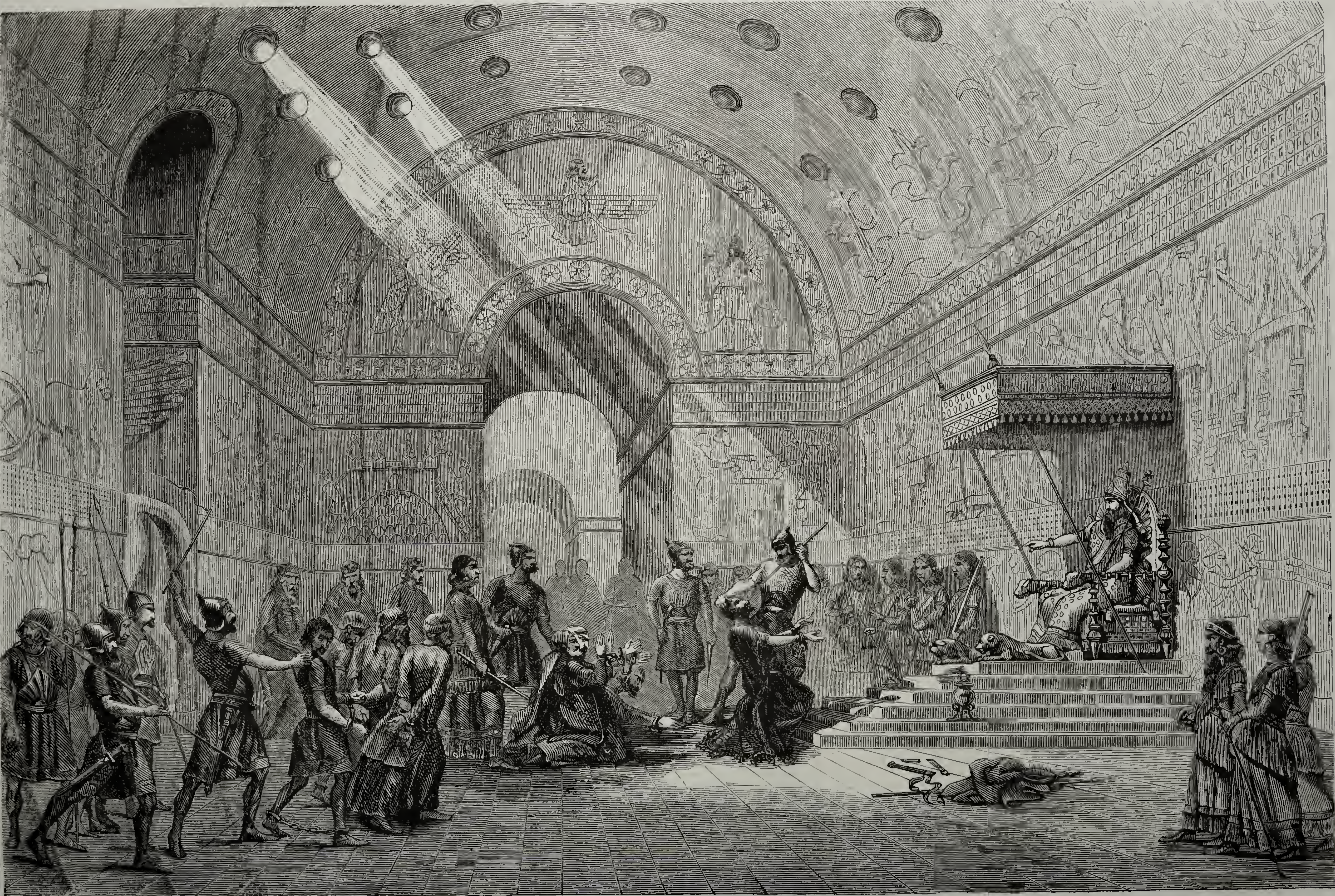
Lejean wollte von Mosul aus die obenerwähnte Ruinenstadt besuchen und dann nach Bagdad gehen. Dort gedachte er auf einem englischen Dampfer nach Karratschi zu fahren und sich weiter nach Peschawer zu begeben, wo dann seine eigentliche Reisecampagne beginnen sollte, wie er meinte, in der Mitte des Maimonats. Wenn es ihm gelingt, in das Land der Kafirs, dieser ethnologisch interessanten Siahposch (über welche wir im Globus mehrmals Nachrichten gegeben), einzudringen, dann dürfen wir werthvolle Mittheilungen erwarten.

In der Umgegend von Nisibis fand er das Volk weit und breit in Aufregung, weil der Sultan am großen Chabur mehre Tausend vom Kaukasus ausgewanderter Tscherkessen, vom Volksstamme der Tschetschenzen, dort ansässig machen wollte. Sie sollten bei Ras el Aïn eine eigene Stadt haben, die Resaïna colonia, an welcher gerade damals gebaut wurde; man hatte für diese „faulen, zur Arbeit durchaus unlustigen Aristokraten des Kaukasus" sogar die Felder mit Getreide bestellen lassen; das Volk besorgte, daß sie sich dem Raubgewerbe zuwenden würden. Willkommen und nützlich könnten diese kriegerischen Leute sein, wenn sie ein Bollwerk gegen die arabischen Stämme der Schamar und Taï bildeten, von deren Raubzügen jene Gegend viel zu leiden hat.

Mesopotamien, in soweit es damals von Lejean bereist worden war, ist ihm zufolge eines der schönsten Länder der Welt; die Kartographen, welche südlich von Orfa und Harran Wüsten verzeichnen, seien völlig im Unrecht, denn dort gerade liege eine prächtige Alluvialebene, die wohlbewässert und mit Dörfern übersäet sei, freilich aber auch streckenweit von Arabern ausgeplündert werde. Aus dieser Ebene steigen viele Hügel (arabisch Tell, Mehrzahl: Tlul) empor; sie bilden theils abgestumpfte Kegel, theils mehr oder weniger regelmäßige Kuppen. Lejean hat auf seiner Kartenskizze mehr als 200 solcher „Erdpusteln" verzeichnet; es seien aber mehr als zehnmal so viele vorhanden, namentlich nach Sindschar und nach dem Chabur hin, wo sie mit alten Ruinen bedeckt sind. Fast an jedem Tell springt eine Quelle fließenden Wassers hervor, manchmal auch zwei. Die von Nimrod und Assur erbaueten Städte, Ninive ausgenommen, seien befestigte Tell gewesen und manche derselben haben ihren alten Namen bis heute sich erhalten, so: Schala, Erasch, Schalan und noch andere. —

Der französische Reisende hat wohl daran gethan, daß er in der Umgegend von Mosul sich nach solchen Alterthümern umsah, die bislang weniger Aufmerksamkeit erregt haben, als die aus der ältern assyrischen Zeit. Schon 1811 hatte Rich darauf hingewiesen, daß bei Babylon und Ninive für die Alterthumswissenschaft und die Kunstgeschichte eine Ausbeute vom höchstem Belang zu gewinnen sei. Dann verfloß ein Menschenalter, bevor die Forschungen begannen, deren großartige Ergebnisse nun längst vorliegen. Die Arbeiten von Felix Jones, Layard, Botta, Rawlinson, Oppert und Anderen haben das alte Assyrien gleichsam bloßgelegt; das alte Ninive ist wieder ans Sonnenlicht gebracht worden, gleich dem von der Asche des Vesuvs verschütteten Pompeji, und die assyrischen Inschriften werden jetzt mit nicht größeren Schwierigkeiten entziffert, wie die ägyptischen Hieroglyphen. Der Horizont der archäologischen Studien ist in unseren Tagen mächtig erweitert worden.

Wir haben einen vollen Einblick in das Leben und Treiben des Volkes und seiner Könige, deren Namen aus den Büchern der alten Hebräer allgemein bekannt sind. Jetzt sind die alten Prachtpaläste, deren Glanz in jenen Büchern wahrheitsgetreu geschildert wird, vor uns bloßgelegt, und es ist für einen gewandten und archäologisch gebildeten Maler, wie Eugen Flandin, eine verhältnißmäßig leichte Aufgabe gewesen, an Ort und Stelle sehr genaue Darstellungen der Paläste und ihrer inneren Einrichtungen zu entwerfen, denn der Stoff lag und liegt noch in reichlicher Fülle vor, und namentlich die Skulpturen geben die wichtigsten Fingerzeige.



Gefangene Hebräer vor dem assyrischen Könige Tiglath Pileser. (Nach einer Composition von E. Flandin.)

Sie beziehen sich fast durchgängig auf das Leben und die Thaten der Könige. Die Assyrer unterschieden sich in manchen Lebensgewohnheiten von anderen Orientalen. So z. B. saßen sie auf Stühlen und Tabourets, gleich uns Europäern, und speisten an Tischen. Beide Hausgeräthe waren, in den Palästen wenigstens, reich und geschmackvoll verziert und haben Ornamente, die auch heute bei uns vorkommen, als da sind Thierköpfe, Löwenfüße und was dergleichen mehr ist. Auch der Kleiderluxus war groß; man sieht es an den langen Röcken, den weiten Mänteln, den gestickten Gürteln und befranzten Schärpen.

Nur selten finden wir weibliche Gestalten abgebildet; sie kommen nur bei Auszügen von Kriegsgefangenen vor und als Sängerinnen im Gefolge von Musikanten.

Die Paläste standen auf Erderhöhungen; zu Mauern und Wänden verwandte man Luftziegel, die außen mit Basaltplatten, innen mit Gyps bekleidet wurden. Der letztere erhielt ein marmorgleiches Ansehen und auf ihm finden wir Skulpturen und Inschriften. An den Eingangsthüren standen aus Granit oder Alabaster gehauene Steine oder Löwen mit Menschenköpfen, und das Ganze machte den Eindruck des Monumentalen. Auch das Innere war großartig. In der Reihenfolge großer Säle, von denen einige von allem Schutte gereinigt worden sind, haben manche 100 Fuß Länge und die Breite ist nicht geringer. Neben denselben befanden sich viele kleinere Gemächer. Die Mehrzahl der Skulpturen an den Wänden war farbig, und in jedem Saale finden wir in diesen farbigen Skulpturen verschiedene Gegenstände dargestellt, aber allemal bildet der König die Hauptfigur. Er sitzt z. B. auf seinem Thronsessel und man führt ihm Kriegsgefangene vor, oder er fährt in seinem Wagen, der von schmucken Pferden gezogen wird, oder er empfängt fremde Gesandte, welche ihm Tribut darbringen; dabei fehlen die Erzeugnisse des Landes nicht, aus dem sie kamen. Das Getäfel der Decken war von kostbaren Hölzern.

Auf unserm, von Flandin componirten Bilde hat der Künstler den König Tiglath Pileser dargestellt, der um 740 eine Anzahl jüdischer Gefangener nach Assyrien führte. Ein anderer König desselben Namens hat dritthalbhundert Jahre früher geherrscht, und von ihm sind mehre Inschriften vorhanden, welche Oppert hat entziffern können. Die eine ist durch ihren Inhalt nicht minder wichtig wie jene des persischen Königs Darius auf dem Felsen von Bisutun.

Zunächst ruft der König die Götter des Landes Assur an, und dann werden seine Titel aufgeführt; wir lernen den Kanzleistyl eines asiatischen Hofes vor 2800 Jahren kennen: „Tiglath Pileser, der mächtige König, der höchste König über die Völker aller Zungen; König der vier Weltgegenden, König über alle Könige, Herr über alle Herren, oberster Gewalthaber, König der Könige, der erlauchte Herrscher, welchen der Sonnengott beschützt, der bewaffnet ist mit dem Scepter, angethan mit dem Gürtel der Gewalt über alle Menschen, der da herrschet über das gesammte Volk des Bel; der mächtige Fürst, dessen Lob weithin verbreitet ist, wie bei allen Königen, der hochgeehrte Gebieter, dessen Ruhm auf die Nachwelt kommt, der viele Ebenen und Berge im Oberland und im Unterland erobert hat; der siegreiche Held, dessen Name alle Völker mit Schrecken erfüllt; der glänzende Stern, welcher den Krieg in fremde Länder getragen hat und unter dem Schutze Bels, des Gottes, der seines Gleichen nicht hat, die Feinde Assurs unter das Joch brachte."

Nach dieser Einleitung zählt dann Tiglath Pileser seine Kriegszüge, Jahr für Jahr, Feldzug nach Feldzug auf und nennt viele Länder und Völker; er habe deren nicht weniger als 42 bezwungen; auch werden die Tempel und Paläste aufgeführt, die er gebauet oder ausgebessert, die Bewässerungskanäle, welche er angelegt, die nützlichen Thiere, welche er nach Assyrien eingeführt und die neuen Baumarten, welche er angepflanzt habe. Er ist offenbar ein gewaltiger Krieger und ein fürsorglicher Regent gewesen.

Die brasilianische Provinz Alto-Amazonas.

Von **Karl von Koseritz.**

Porto Alegre, Südbrasilien, im Herbst 1865.

Im äußersten Nordwesten des großen südamerikanischen Kaiserreiches erstreckt sich, am mächtigen Amazonenstrom entlang und durchschnitten von vielen seiner bedeutendsten Nebenflüsse, die Provinz Alto=Amazonas, die im Norden von den columbischen Republiken und dem englischen Guyana, im Osten von der Provinz Gran=Para, im Süden von Matto Grosso, und im Westen von der Republik Ecuador begrenzt wird. Auf vielen Tausenden von Geviert=Meilen noch ungemessenen Landes zählt die große Provinz nur 62,000 Einwohner, von denen mehr denn 40,000 den wilden Indianerstämmen angehören.

Die Provinz Alto=Amazonas bildete zur Zeit der portugiesischen Oberherrschaft die Capitania di S. José do Javari und erst 1821 wurde sie zu ihrem jetzigen Range erhoben, der ihr nach der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens wieder entzogen, dann aber im Jahr 1850 durch ein Gesetz der Assemblea zurückgegeben wurde. Unter den vielen reichen und für die Zukunft vielversprechenden Regionen Brasiliens nimmt diese Provinz, sowohl durch ihre Lage an der mächtigen Lebensader des Amazonenstromes, als auch durch ihre Fruchtbarkeit und ihren Produktenreichthum, einen hervorragenden Platz ein. Unter den jetzigen Verhältnissen hat sie allerdings noch keine erhebliche Bedeutung; sind doch manche Gegenden derselben noch nicht einmal näher bekannt!

Das Klima ist im Thale des Amazonenstromes feucht und heiß, wird aber durch häufige Regengüsse gemildert, und trotz demselben ist der Gesundheitszustand der Provinz besser, als der vieler anderer tropischer Länder. Ihr Produktenreichthum ist endlos; Kautschuk (Seringa), Uarará, Cacao, Arzneipflanzen in großer Menge, Färbehölzer und Nutzhölzer können dort in ungeheuerer Menge gewonnen und ohne große Anstrengung von der nomadischen Bevölkerung in den Handel gebracht werden. Die äußerst geringe Einwohnerzahl ist schuld, daß der Alto=Amazonas

bis heute noch keine erhebliche Bedeutung für den Handel gewinnen konnte; eine glänzende Zukunft wäre ihm aber sicher, wenn es gelänge, ihm hinreichende Arbeitskräfte zu verschaffen. Von weißen Arbeitern kann freilich dort keine Rede sein.

Die Bevölkerung des Amazonenthales ist noch rein nomadisch; das Innere wird nur von wilden Indianern bewohnt, und die meisten Einwohner europäischer Abkunft, die man dort findet, theilen die wandernde Lebensweise der Eingebornen. Sie haben keine festen Wohnplätze, sie säen und ernten nicht, sie betreiben auch weder Handwerke noch Handel; während der Sommermonate dringen sie in den Urwald, ziehen Kautschuk aus und suchen Ucarará, Färbehölzer etc., was Alles sie dann an die Zwischenhändler (meist portugiesischer Abkunft) verkaufen, um ihre geringen Bedürfnisse zu decken. Ohne Arbeit, ohne Vorsorge, ohne irgend welche Anstrengung bietet ihnen die üppige Natur Alles, was sie brauchen, und begünstigt sie in ihrer nomadischen Lebensart. Ihre Industrie ist nicht productiver, sondern extraktiver Art; dadurch wird eine gesunde Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse verhindert.

Das civilisirte Leben beschränkt sich also auf die wenigen Städte der Provinz, die übrigens unbedeutend genug sind. Die wichtigste derselben ist Manáos, die Hauptstadt, welche seit 1848 zum Range einer Stadt erhoben ist und früher Barra do Rio Negro genannt wurde, weil sie an der Mündung dieses riesigen Nebenflusses des Amazonas liegt. Den Namen Manáos erhielt sie von einem Indianerstamme, der früher auf der Stelle, welche die heutige Stadt einnimmt, Hütten besaß. Die frühere Hauptstadt, Barcellos, bildet den Mittelpunkt der Provinz, hat jedoch viel von ihrer früheren Bedeutung verloren; dagegen nimmt Tabatinga, die Grenzfestung gegen Peru, am Ufer des Amazonas, da wo derselbe aus dem peruanischen Gebiet heraustritt, an Wichtigkeit zu, weil eine regelmäßige, niemals unterbrochene Dampfschifffahrt zwischen Tabatinga und Belém (d. i. Pará) rege Handelsverbindungen anbahnt, die von äußerster Wichtigkeit werden müssen, sobald Brasilien den Amazonas den Flaggen aller Völker öffnet. Noch ein Ort der Provinz, welcher auf den Namen „Stadt", wenn auch unberechtigter Weise, Anspruch macht, ist S. José de Marabitanas, eine kleine Grenzfestung am Rio Negro. Keine dieser Städte ist bedeutend; ihre gewöhnliche Bevölkerung besteht aus einigen Beamten und solchen Handelsleuten, die den Indianern des Innern die Früchte ihrer geringen Arbeit abnehmen und ihnen die nöthigsten Bedürfnisse an Kleidung, Waffen, Angeln etc. dafür austauschen.

So wenig also diese Provinz der Industrie und der Civilisation im Allgemeinen zu danken hat, so unbedeutend sie auch an Bevölkerung, Einkommen und Produktion augenblicklich dastehen möge, so unendlich wichtig wird sie künftig einmal durch ihren natürlichen Reichthum, durch ihr mächtiges Flußgebiet, welches einen Theil des Amazonas, den Rio Negro, den Hyupura, den Yavary, den Jutahy, den Purus, den Madeira etc. umfaßt, für den Welthandel werden, dem sich im reichen und üppigen Thale des südamerikanischen Stromriesen unendlich großartige Horizonte erschließen. Da wir nun die künftige Wichtigkeit des Alto-Amazonas vollständig erkennen, glauben wir, daß einige genauere Angaben, die wir den amtlichen Berichten des Präsidenten der Provinz entnehmen, für die Leser des Globus von Interesse sein werden.

Bei der nomadischen Lebensweise der Bevölkerung der Provinz und bei dem Mangel an öffentlichem Unterricht und an Bildung nimmt es Wunder, daß verhältnißmäßig wenig Verbrechen vorkommen und daß die öffentliche Ruhe und Ordnung mit Leichtigkeit aufrecht erhalten werden. Das ist vorzugsweise dem friedlichen Geiste der Bevölkerung zu danken. Im Berichte wird gesagt: „Dieses Faktum ist ein Beweis der friedlichen Gesinnung der Bewohner des Amazonas, und ich habe solches Zutrauen zu denselben, trotz der allgemeinen Unwissenheit des Volkes, trotz der Trägheit, in der es lebt, trotz seiner nomadischen Lebensweise, trotz der geringen Liebe, die es zu dem Boden hat, den es nicht kultivirt, oder zu der Wohnung, welche ja keinen festen Platz hat, zum häuslichen Heerde, dessen wohlthuenden Reiz es fast nicht kennt, — daß ich glaube, daß die öffentliche Ruhe, welcher die Provinz bis jetzt sich erfreute, nur sehr schwer gestört werden kann. In der ganzen Provinz fanden im Jahre 1864 bis 1865 (von Juli zu Juli) nur ein Todtschlag, 7 leichte Verwundungen, ein Raub, ein Ungehorsam gegen Behörden, ein Diebstahl und 2 Beleidigungen statt, was gegen die übrigen Provinzen des Reiches vortheilhaft kontrastirt.

Die militärische Besatzung ist verhältnißmäßig gering; es liegen dort nur 559 Mann Linientruppen, und die Nationalgarde wird auf 5494 Mann angegeben. — Die Provinzial-Regierung besitzt einen Dampfer, den Pirajá, der zur Erforschung der Flüsse verwendet wird. — Der Zustand des öffentlichen Unterrichts ist traurig genug; man hat im Ganzen nur 19 öffentliche Elementarschulen, von denen 16 für Knaben und 3 für Mädchen bestimmt sind; jene wurden von 409 Knaben, diese von 49 Mädchen besucht; Privatschulen existiren in der ganzen Provinz nur 3, mit 64 Schülern. Die schulfähigen Kinder werden auf etwa 6000 veranschlagt, von denen also nur 522 Unterricht empfangen. Es kommen 95 Einwohner auf einen Schüler, während z. B. in Preußen auf je 6 Einwohner ein Schüler kommt. In Manáos wird das öffentliche Gymnasium von 54 Schülern besucht.

Die Regierung der Provinz wendet der Erforschung des Amazonas und seiner Nebenflüsse ganz specielle Aufmerksamkeit zu. Nach jener Exploration des Rio Purus durch den Kapitän Silva Coutinho, über die wir bereits in dem Globus berichtet haben, wurde derselbe Ingenieur mit der Untersuchung der Flüsse Manès und Tapajoz beauftragt, um ausfindig zu machen, ob eine Fahrbahn zwischen Amazonas und Matto Grosso vorhanden sei, und später mit der Erforschung der Flüsse Hyupurá, Itury und Madeira. Coutinho begann seine Reise am 14. März 1864 und kehrte am 24. Mai zurück, nachdem er bis zur Mündung des Apoporis in den Hyupurá (mit dem kleinen Kriegsdampfer Ibicuhy) vorgedrungen war. Die früher nicht menschenleeren Ufergegenden sind jetzt fast ganz verlassen. Vom Solimoens (Amazonas) bis zum Apoporis fand Coutinho nur 12 elende Indianerhütten. Der bedeutende Stamm der Miranhas bewohnt die Wildniß von der Mündung des Caynany bis zu der des Cuemany; die Stämme Pacé und Homana, die früher am Hyupurá hausten, existiren nicht mehr, und nur einige Reste der Hyury- und Coratuindianer erscheinen noch von Zeit zu Zeit am Hyupurá, um Cacao zu suchen; diese Stämme leben am Mocó-Mirim und handeln vorzugsweise mit den Schiffern des Tokantins.

Zwischen dem Rio Negro und dem Hyupurá leben noch nomadische Stämme der großen Familie der Macus. Um jene äußerst reichen Gegenden dem Handel zugänglich zu machen, gedenkt man auf einem Berge in der Nähe der Mündung des Apoporis ein Fort zu errichten und die Indianerstämme der Umgegend in Missionen zu vertheilen,

wovon man viele Vortheile erwarten kann, weil besagte Stämme friedfertiger Natur sein sollen.

Die Aufgabe, eine Verbindung zwischen dem Purus und dem Madeira, oberhalb der Hindernisse, welche die Schifffahrt dieses letzteren stören, aufzufinden, und somit eine direkte Verbindung zu Wasser zwischen Amazonas, Matto Grosso und Bolivia zu erreichen, beschäftigt noch immer die Aufmerksamkeit der Regierung. Neuerdings ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß diese Verbindung nur durch den Rio Itury, den bedeutendsten Nebenfluß des Purus, auf dessen rechtem Ufer er mündet, vermittelt werden kann.

Diese wichtige Erforschung ist dem Lootsen Manuel Urbano anvertraut worden, der am 24. Mai 1864 abreiste und an dem Tage, an welchem der Präsident seinen Bericht schloß, noch nicht zurückgekehrt war. Er hatte Befehl, den Itury so weit hinauf zu gehen, als derselbe überhaupt schiffbar wäre, und zu sehen, ob derselbe durch irgend einen Nebenfluß oder Kanal mit dem Madeira in Verbindung stehe.

Der Purus ist noch von keinem Brasilianer in seiner ganzen Ausdehnung erforscht worden (wohl aber durch den Engländer Chandleß); der Dampfer Pirajá drang bis zu den Stromschnellen von Hyutanahan vor, während der Lootse Manuel Urbano vor einiger Zeit mit Kähnen bis zu dem peruanischen Dorfe Saraiacu kam. Aller Wahrscheinlichkeit nach geht der Purus bis in das Herz von Peru und wird eine der wichtigsten Wasserstraßen der Zukunft sein, wenn die Hindernisse (Stromschnellen) im Ucayale erst einmal beseitigt sind. Im Mai 1864 ging von Manáos aus der englische Reisende George Chandleß den Purus hinauf mit dem Vorsatz, bis zu den Quellen desselben vorzudringen (das ist ihm, wie bemerkt, gelungen). Was den Madeira betrifft, so ist er 1861 bis zu den großen Riffen untersucht worden und man gedenkt jetzt eine größere Expedition zu einer eingehenden Erforschung desselben auszurüsten, die um so wichtiger sein wird, als der Madeira sowohl für den Handel wie für die Politik von größter Wichtigkeit ist, denn sein ganzes rechtes, sowie ein großer Theil des linken Ufers gehören dem Kaiserreiche, und die Schiffahrt ist auf der ganzen Ausdehnung desselben durch alte Verträge garantirt. In dem Zeitabschnitte von 1749 bis 1780 war die Schifffahrt auf dem Madeira äußerst rege. Die Reisenden fanden in der Ortschaft Crato und in einer andern in der Nähe des zweiten Riffes Alles, was sie zu ihrer Ausrüstung gebrauchten, so daß sie Wenig oder Nichts von den Verfolgungen der wilden Stämme Mura und Munducurus, welche die Ufer unsicher machten, zu fürchten hatten. Für die Provinz Matto Grosso ist die Schiffahrt des Madeira eine wahre Lebensfrage, denn dieselbe liegt 600 Leguas (18 auf den Grad) von der brasilianischen Küste, so daß sie nur mit der größten Schwierigkeit erreicht werden kann. Die beiden einzigen Wasserstraßen sind der Paraguay und der Madeira; jener kann der Schifffahrt leicht verschlossen werden, da er theilweise fremden Staaten angehört, wie es jetzt von Seiten Paraguay's geschehen ist, so daß Matto Grosso fünf und sechs Monate lang ohne Verbindung mit der Hauptstadt bleibt. Deshalb nun ist die Schifffahrt des Madeira von höchster Wichtigkeit, und wenngleich die Verlegung der Hauptstadt von der Ortschaft Matto Grosso am linken Ufer des Uaporé nach Cuyabá, sowie der Verfall der oben bezeichneten Ortschaften den Verkehr fast gänzlich abgeschnitten hat, so ist es doch durch den gegenwärtigen Krieg der Regierung nahe gelegt, auf eingehende Weise für die Wiederherstellung der Verbindungen auf jener Wasserstraße zu sorgen, um so mehr als die Indianer fast als gezähmt zu betrachten sind und die Eröffnung des Amazonenstroms für alle Flaggen, sowie die Eröffnung einer regelmäßigen Dampfschifffahrt auf dem Madeira jene Gegenden dem Welthandel erschließen werden. In Folge dessen unternahm Silva Coutinho eine Untersuchung des Flusses (in seiner ganzen Ausdehnung) bis Bolivia und war angewiesen, geeignete Punkte zur Erbauung von Forts und zur Anlage von Städten zu bezeichnen. Etwa 180 Leguas weit ist der Madeira für große Dampfer schiffbar; dann folgen in einer Ausdehnung von 70 Leguas große Wasserfälle, deren Umgehung durch Kanäle Coutinho skizziren sollte. Fernerhin sollte er untersuchen, ob der Beni wirklich in den Madeira mündet, wie alte Ueberlieferungen behaupten, und er sollte ferner den geheimnißvollen See Rogaguallo zu erreichen suchen; er sollte die Stämme der Caripuras, der Turás und Urupás besuchen und sehen, ob sie einiger Civilisation zugeführt werden können; er sollte ferner die Holzarten und Arzneipflanzen untersuchen, geognostische Studien anstellen, die Thiere jener Gegend klassificiren, Specimina von Mineralien &c. sammeln und durch astronomische Beobachtungen die geographische Lage der Hauptpunkte des Flusses bestimmen. Der Präsident der Provinz begleitete ihn bis zu der ehemaligen Ortschaft Crato, von der heute keine Ueberreste mehr existiren. Der Ingenieur war den letzten Nachrichten zufolge bereits über die äußersten Wasserfälle hinaus und setzte seine Forschungen fort.

Der Rio Branco, eine nicht minder wichtige Wasserstraße, ist gegenwärtig fast von jedem Hindernisse frei, denn ein Gutsbesitzer jener Gegenden hat die auf einer Strecke von 2 Leguas vorhandenen Steine und Felsen mit Hülfe der Regierung gesprengt und das Bett des Flusses der Schifffahrt zugänglich gemacht.

In dem Stromgebiete des Amazonas, in welchem so viele Tausende von wilden Indianern leben, giebt es nur sehr wenige Missionen. Mehr als 300 Jahre sind verflossen seit der Entdeckung, aber wenige Schritte von den Städten leben in ihren Sertoes Tausende und aber Tausende von Indianern, die keine Idee von Religion und Civilisation haben. Seit den Zeiten, in denen die Jesuiten in jene Wildniß drangen und sich die Indianer unterwarfen, ist in Brasilien nichts mehr zu Gunsten der Eingebornen geschehen. Heute sucht die Indianer in ihren Urwäldern Niemand auf, außer den Handelsleuten, die überall hindringen, um die Produkte der Wälder einzuhandeln. Diese sogenannten Regatáos (Schacherer), meist portugiesischer Abkunft, gehen in die Wildniß, nehmen den armen Wilden die Erzeugnisse ihres Fleißes mit grausamer Uebervortheilung ab, bringen ihnen mit dem Branntwein (Caraça) das Laster und das physische Verderben, entehren ihre Frauen und Töchter und machen die weiße Race täglich verhaßter unter diesen Söhnen des brasilianischen Urwaldes. Wie die Schacherer mit den armen Indianern verfahren, geht aus folgenden Beispielen hervor: Im vergangenen Jahre kam der Häuptling oder Tuchána der Maués mit einigen Begleitern nach Manáos, und der Präsident erfuhr von ihm, daß er für ein Hemd von gestreifter Baumwolle, welches er trug und von einem Händler gekauft hatte, nicht weniger als 32 Pfund Uarará gegeben habe, d. h. den Werth von 15 bis 16 Dollars. Ein anderes Mal lag der große Kahn eines portugiesischen Regatáo's an einer Stelle des Purus vor Anker; ein Indianer fährt mit seinem Kahne vorbei, in dem er einige Centner Seringa (Kautschuk) transportirt, die Frucht der Arbeit eines ganzen Jahres, deren Betrag er zur Zahlung einer Schuld bestimmt hatte. Der Regatáo schlägt ihm ein Geschäft vor, aber weil dem

Indianer der angebotene Preis nicht paßt, bietet er ihm zu trinken an, betäubt ihn mit Branntwein und legt den völlig Trunkenen in seinen Kahn, setzt eine Flasche Caraça (Branntwein) neben ihn, schneidet das Tau durch, und läßt den Unglücklichen stromab treiben. Dieser Fall kam zur Kenntniß des Präsidenten und derselbe bestrafte den Portugiesen. So flieht der Indianer vor der „Civilisation" und der Berührung der weißen Race, die er nur durch Verfolgung und Leiden kennen lernt. Die sogenannten Indianer-Direktoren, denen die Beaufsichtigung der Wilden-Distrikte anvertraut ist, sind gewöhnlich die schlimmsten Feinde der Indianer, denn sie beuten dieselben unbarmherzig aus und tyrannisiren sie. In Folge dessen flieht der Indianer immer tiefer in die Wälder, wird immer mißtrauischer und den Weißen feindlicher gesinnt, und viele, die bereits in Niederlassungen (Aldeamentos) wohnten und zum Christenthume übergetreten waren, sind nach und nach wieder in die Wälder gegangen, um der Berührung mit den Direktoren und den Schacherern zu entfliehen; sie leben nun wieder in ihrem ursprünglichen, wilden Zustande. Auf diese Weise verliert Brasilien nach und nach eine Menge von Leuten, die äußerst nützlich verwendet werden könnten. Es ist Pflicht der Regierung, diesem Uebelstande abzuhelfen; sie muß Mittel finden, diese Bevölkerung an sich zu fesseln; sie muß diesen Wilden und Halbwilden, welche sich in fortwährend dauernden, blutigen Kämpfen gegenseitig aufreiben, die Freundeshand darbieten. Das einzige Mittel zur Erreichung dieses Zweckes ist die Einrichtung von Missionen, und deshalb auch hat die Provinzialregierung beschlossen, einen berühmten Missionär, Don José Antonio Maria Ibiagina, für dieses segensvolle Werk zu gewinnen und ihn mit einer Gesellschaft von Missionspriestern an den Purus zu schicken, wo er vor einigen Monaten angelangt ist und seine segensreiche Mission begonnen hat.

In der Provinz Alto-Amazonas hat man gegenwärtig 39 Indianer-Direktoren, unter deren Verwaltung 17,480 halbzahme Indianer leben, während die in den Wäldern zerstreut lebenden Wilden auf das Doppelte dieser Zahl steigen. Von diesen 17,480 Halbwilden gehören 8255 dem männlichen, 9225 dem weiblichen Geschlechte an; sie bewohnen 755 Hütten und haben 21 Kapellen. Die wilden Indianer des Amazonas sind friedliebender Natur, und wenn sie nicht so viel von den Weißen zu leiden hätten, würden sie leicht gezähmt werden können. Sie beschäftigen sich mit Fischfang, Jagd und Einsammeln von Uarará, Kautschuk, Kakao und Arzneipflanzen, sind gewandte Jäger und tapfere Krieger. Keiner von diesen Stämmen frißt Menschen. Sie skalpiren ihre todten Feinde nicht, schneiden ihnen aber die Ohren ab, die sie trocknen und am Gürtel tragen. Nur manche Stämme bedienen sich der Feuerwaffen, fast alle handhaben Pfeil und Bogen mit großer Geschicklichkeit. Die Männer arbeiten gar nicht, während die Frauen fast übermenschlich arbeiten müssen. Von Kleidung ist nicht die Rede; eben so wenig von festen Wohnungen; die Stämme durchziehen die Wälder, bauen Waldhütten, die sie beim Weiterziehen verlassen, und beten noch immer ihren alten Gott Tuchá an, der im Donner zu ihnen spricht.

Ueber die Sprache der Völkerstämme des Amazonas ist nichts Specielles festgestellt; sie sprechen Abarten der Tupi-Sprache, die wenig oder keine Aehnlichkeit mit dem in Paraguay und den südlichen Provinzen Brasiliens gesprochenen Guarani hat, für welches Grammatiken und Lexika schon aus den Zeiten der Jesuiten existiren.

Die finanziellen Verhältnisse der Provinz sind kläglich. Dieselbe hat noch keine produktive Industrie; Landbau und Manufakturei kennt man nicht. Man verkauft die Erzeugnisse, welche der Wald bietet. Wir haben die Hauptartikel schon namhaft gemacht; außerdem sind zu erwähnen: Getrocknete Fische, Jalapa, Pfeilgift, Sassaparille und Ipecacuanha; ob und welche Metalle der Boden birgt, weiß man nicht. Die Indianer verfertigen Hängematten aus Bast, Federblumen, bunte Thonwaaren, rohgearbeitete Tabakspfeifen und grobe Strohhüte. Diese Produkte werden gegen europäische Waaren vertauscht. Die weißen Bewohner der Provinz haben keinerlei Manufaktur, und die Ausfuhren sind demnach sehr unbedeutend. Daher kommt es auch, daß die Einnahme für die Central-Reichskasse im letzten Jahre nur etwa 11,000 Dollars betrug, während sich die Ausgaben beinahe auf 200,000 Dollars stellten. Das Einkommen der Provinz übersteigt nicht 50 bis 60,000 Dollars und auch hier muß die Nachbarprovinz Pará oft aushelfen. Wenn jedoch die gegenwärtigen Verhältnisse ein wenig beneidenswerthes Bild bieten, so ist nicht minder wahr, daß eine bessere Zukunft in Aussicht steht, sobald der Amazonenstrom allen Flaggen geöffnet sein wird, sobald der Madeira und der Purus von Dampfschiffen befahren, der Ituxy und der Rio Branco nicht ferner verödet bleiben, und sobald die Verbindung zu Wasser mit Matto Grosso hergestellt sein wird. (Freilich bleibt unter allen Umständen die allerwichtigste Frage zu beantworten: — Woher will man Arbeiter nehmen? Denn daß die wilden Jagdnomaden im Gebiete des Amazonas durchaus unfähig für das sind, was wir Civilisation nennen, das kann Niemand bezweifeln. Sie werden bleiben was sie sind, oder wenn man sie ihrem umherschweifenden Leben entnimmt und zwangsweise seßhaft machen will, dann müssen sie zu Grunde gehen. Weiße Menschen können in jenen tropischen Ebenen nicht arbeiten, und der freie Neger arbeitet nicht, weil er in jenen heißen Regionen seine Bedürfnisse mit größter Leichtigkeit befriedigen kann. Man wird deshalb die Erwartungen von einem hohen Aufschwunge jener von der Natur allzuüppig ausgestatteten Gegenden auf ein sehr bescheidenes Maß zurückführen müssen, so lange man nicht weiß, woher man die Kräfte zum regelmäßigen Arbeiten nehmen will. Und wo wären diese? A.)

Aus allen Erdtheilen.

Quentin und Mage vom obern Niger zurückgekehrt. Beide Reisende sind am 19. Juli wohlbehalten in Paris eingetroffen. Unsere Leser wissen, daß sie im November 1863 vom Senegal aus nach dem obern Niger gingen; seit dem April 1864 waren in St. Louis keine Nachrichten von ihnen eingetroffen; dann erschienen sie plötzlich am 28. Mai 1866 im Fort Medine am obern Senegal und waren am 19. Juni in St. Louis. Die Augustnummer der „Revue maritime et coloniale" erklärt nun, wie es gekommen sei, daß man so lange Zeit Nichts von ihnen erfahren habe. Mage schrieb von Segu am Niger, wo er sich schon seit 7 Monaten befand, im Dezember 1864 an den Gouverneur des Senegal, aber seine Briefe wurden dem schwarzen Boten unterwegs entwendet. Er sagte in dem Schreiben, daß er damals seine Reise zum Hadsch Omar nicht fortsetzen konnte, weil dieser im Kriege mit dem Fulbesultan von Massina sich befand. Der König von Segu wollte die Reisenden nicht weiter ziehen lassen, bevor sie nicht ihres Auftrages bei seinem Vater Omar sich entledigt haben würden, doch wollte er gegen ihre Rückwanderung Nichts einwenden, falls diese vom Gouverneur zu St. Louis verlangt werde. Die Antwort auf Mage's Brief war 13 Monate unterwegs, weil während des Kriegs alle Verbindung zwischen Segu und dem Senegal gehemmt war. Im Anfange des Jahres 1866 kamen die Boten vom Gouverneur an, und nun konnten die Reisenden abziehen. Der König gab ihnen eine Bedeckung von 400 Mann, und von dieser wurden sie bis Nioro in Kaarta geleitet. Jedenfalls werden ihre Berichte helles Licht auf die bisher dunkeln Verhältnisse am obern Niger werfen.

Zustände im Nigerdelta.

Wir vernehmen aus der Region des Palmölhandels selten etwas Erbauliches; die Barbarei tritt dort in ihrer schauderhaftesten Gestalt auf. Es muß abgewartet werden, ob die Missionen in jener Gegend einen bessern Erfolg haben, als in den übrigen Negerländern der Fall ist.

Im Anfange des Jahres 1865 gründete der bekannte Bischof Samuel Crowther eine Mission zu Bonny, einer Stadt an dem gleichnamigen Nigerarme, in welcher der vielgenannte König Pepple gebietet. Crowther ist selber ein schwarzer Mann, wiewohl kein Vollblutneger und steht als eine seltene Ausnahme da; auch Richard Burton, der Afrika besser kennt als irgend ein Anderer, läßt ihm volle Gerechtigkeit widerfahren.

Es ist ihm gelungen, in Bonny eine Kapelle und eine Schule zu eröffnen; beide wurden am 26. April 1866 feierlich eingeweiht, und König Pepple, obwohl ein wunderlicher Kauz und echter Barbar, war dabei zugegen. Er hatte den Bischof gebeten, in der Einweihungsrede recht viel von den Königen Nebukadnezar und Salomo zu erzählen und auch Belsazars nicht zu vergessen. Nicht weniger als 53 Schulkinder waren anwesend; auch wurden Bibeln und Neue Testamente verkauft. Die Kinder erhielten als Prämie Bücherranzen, und der Häuptling Oko Jumbo bat sich gleichfalls einen solchen aus. König Pepple schenkte dem Missionär eine große Ziege.

Bischof Crowther gibt in seinem Briefe vom 5. Mai (Church Missionary Intelligencer, Juli 1866. S. 223) eine Schilderung der Zustände, die offenbar wahrheitsgetreu ist. Er schreibt Folgendes:

„Wenige Schritte von unserer zeitweiligen Schulhütte entfernt, steht hier in Bonny Town das große Jujuhaus. Auf den Pfosten der Eingangsthüren, an den Wänden und dann auch im Innern sieht man als Schmuck und Verzierung des Götzenhauses Hunderte von Menschenschädeln aufgestellt. Man sagt, sie seien von Kriegsgefangenen, welche dem Juju geopfert wurden; das Fleisch wurde verzehrt, weil man dadurch Rache an den Feinden zu nehmen gedachte. Draußen, der Vorderseite des Jujuhauses gegenüber, befand sich ein etwa 6 Fuß hohes Gerüst, auf welchem die Knochen der Geopferten lagen. In der neuesten Zeit haben die Dinge noch eine Wendung zum Schlimmern genommen.

Das heilige Haus ist jetzt sehr in Verfall gerathen und bedürfte der Ausbesserung in hohem Grade; die Wände sind aus dem Loth gewichen und drohen den Einsturz; auch die Bambusmatten, welche als Bedachung dienten, sind nicht mehr wasserdicht. Ein Theil der Schädel ist abhanden gekommen, das Gerüst mit den Knochen eingestürzt und die letzteren liegen nun zerstreut im Gras umher. So viel ich abnehmen kann, denkt Niemand ans Ausbessern. Die jüngeren Leute sagen, man könne diese Dinge nicht mehr gebrauchen; es werde hier anders.

Es gibt auch manche Privat-Jujuhäuser und Priester und Priesterinnen, bei denen man viele Schädel sieht; man kann sie recht eigentlich als Schädelhäuser bezeichnen. Die abscheulich häßlichen Holzfiguren, welche Götzen darstellen, sind genau so wie in anderen Theilen Afrika's, und ich will sie deshalb nicht näher beschreiben.

Man verehrt hier die Iguanas, große Eidechsen, welche den Götzen geheiligt sind, und man sieht sie überall in und vor den Häusern. Sie gewähren einen häßlichen Anblick, besonders wenn sie mit Schlamm bedeckt sind, welchen sie sehr gern haben. Sie sind sehr zahm und gehen dem Menschen nicht aus dem Wege. Ich saß eines Tages in der Veranda und beobachtete solch eine Creatur. Ganz in der Nähe war ein Faß in die Erde getrieben worden, das als Brunnen diente; dieser hatte etwa 2 Fuß hoch Wasser. Ich sah, wie eine Iguana an den Wänden des Fasses emporkroch; sie hatte sich eine große Krabbe herausgeholt und verzehrte dann dieselbe mit großer Schnelligkeit. Als sie ins Wasser tauchte, verlor sich der Schlamm und ich sah nun das Thier in seiner wahren Gestalt; die Haut ist schön gelb und grün gewürfelt. Machmal springt man aber unsanft mit den göttlichen Thieren um, weil sie den Leuten die Küchlein auffressen.

Auch die Haifische werden verehrt. Man bezeichnet den Hai als Kalabar-Juju; in Braß-Town wird nebenher auch die Boa Constrictor-Schlange vergöttert.

Ueberall an der Bucht von Benin ist es während der letztverflossenen Monate sehr unruhig hergegangen. Braß, Bonny und Okrika führten Krieg gegen Neu-Kalabar. Auf einem Zuge gegen den Feind machten die Leute von Neu-Kalabar 45 Gefangene. Diese alle wurden getödtet und gefressen. Die einzelnen Glieder sind unter das Volk, Alt und Jung, Weiber und Männer vertheilt worden. Jeder trug seinen Antheil ganz offen nach Hause; mehre Supercargos, welche von den Schiffen zur Stadt kamen, sind Augenzeugen gewesen. Man macht auch gar keinen Hehl aus der Sache.

Bei einer andern Gelegenheit nahmen die Krieger der Okrikas den Neu-Kalabaresen 103 Gefangene ab, und zur Wiedervergeltung wurden diese allesammt todtgeschlagen und dann aufgefressen."

Auch an der Spitze des Nigerdelta's, wo der verstorbene Dr. Baikie sich so viele Mühe gegeben hatte, die schwarzen Potentaten friedlich zu stimmen, sah es zu Anfang des Jahres 1866 sehr wild aus. Der eingeborne Katechist der Mission zu Gbebe (Igbebe) schreibt aus Lokoja (am Zusammenflusse des Benuë und Niger), wohin er sich geflüchtet hatte, unterm 27. Februar, daß Gbebe am 20. Februar von den Bassas erstürmt worden sei. Die Fehde war schon im November ausgebrochen; König und Häuptlinge waren der Mission sehr gram, weil diese sich nicht am Kriege betheiligen wollte. Deshalb wurde sie mißhandelt, bestohlen und am 19. Februar von den Odokodo-Leuten völlig ausgeplündert. Der Katechist entrann nur mit genauer Noth ihren Pfeilen. Nachher wurde die Stadt von den Bassas in Brand gesteckt, und jetzt steht nicht eine einzige Hütte mehr.

Der Krieg zwischen den holländischen Bauern und den Basutos, dessen wir oftmals erwähnten, hat endlich aufgehört. Das amtliche Blatt des Oranjefluß-Freistaates meldet, daß am 3. April 1866 bei der Basutofestung Thaba Bossin ein Friedensvertrag abgeschlossen sei zwischen dem Präsidenten der Republik einerseits und den beiden Bevollmächtigten des Basutokönigs Moschesch andrerseits; diese heißen Nehemiah und Moperi. Der König verzichtet auf alles Land, worauf er Anspruch erhoben hatte und erkennt als Grenze die vom Volksrath der Boers festgestellte Linie an. Diese zieht von Cornet Spruit

aus am Kraal Buchuli vorbei über einen Spitzberg 3 Miles von Letsea und durch Cathcarts Drift. Der Freistaat hat damit ein Gebiet erworben, auf welchem etwa 4000 Landgüter, jedes mit 2000 Morgen Bodenfläche, angelegt werden können. Außerdem gibt Moschesch den Bauern 3000 Häupter Rindvieh und verpflichtet sich, alle Basutos aus dem bisher streitigen Landstriche zu entfernen. Die von ihm tapfer vertheidigte Festung Theba Bossiu darf er behalten. — Wir ersehen aus dem Journal des „Missions evangeliques", daß die französischen Missionäre durch den Krieg viel Ungemach zu erdulden hatten.

Ostindien. Die Hauptstadt Calcutta besteht aus drei verschiedenen Municipalitäten: dem eigentlichen Calcutta, der „Stadt"; den vielen Vorstädten, welche mit ihr auf derselben Seite des Flusses Hughly liegen und in denen die Europäer und die Mehrzahl der Mohammedaner wohnen, und drittens dem Stadttheil Haurah. Die Gesammtzahl der Bewohner kann man, der „Homeward Mail" zufolge, auf mindestens 1 Million Seelen veranschlagen, doch darf man das Ergebniß der Zählungen nur als ein unvollständiges, mehr oder weniger annäherndes betrachten. Die Bevölkerung ist im höchsten Grade buntscheckig. Auf Tschauringhi (Chowringhee wie die Engländer schreiben), wo die meisten eingebornen Kaufleute leben, entfallen 378,066 Seelen; davon sind 11,067 Europäer und Amerikaner, 10,950 Eurasier, d. h. Ostindier von europäischen Vätern und indischen Müttern, 33 Griechen, 722 Amerikaner, 1443 Asiaten aus nicht indischen Gegenden, 548 Juden, 113 Parsis, 33 Afrikaner, 408 Chinesen, 113,365 Muselmänner und 219,300 Hindu's. Diese Volksmenge wohnt in 15,976 Häusern und 42,917 Hütten. In ganz Calcutta starben 1865 etwa 23,000 Personen; davon 22 Procent an der Cholera und eben so viele an den Blattern.

Schifffahrt auf dem Irawaddy. Seit einer Reihe von Jahren sind die Engländer eifrig bestrebt, den Verkehr auf diesem Strome zu beleben und vermittelst desselben einen bequemen Handelsweg nach dem südwestlichen China, namentlich nach der Provinz Yünnan zu eröffnen. Das Mündungsgebiet des Irawaddy (das Land Pegu) haben sie dem Kaiser von Birma bekanntlich abgenommen und ihn dadurch vom Meer ausgeschlossen. In dem jüngsten Vertrage mit diesem Monarchen erzwangen sie auch die Bestimmung, daß es jedem englischen Unterthan erlaubt sein solle, in Birma zu Land und zu Wasser, namentlich auch auf dem Irawaddy zu reisen, ohne daß ihm irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt werden dürfe. Bis jetzt ist aber noch keinem europäischen Kaufmanne gelungen, auf dem Strom über Mandelay, die Residenz des Kaisers, hinauszukommen. Wir wissen aus Adolph Bastians sehr inhaltreichem Werk über Birma, daß er nicht einmal wissenschaftlichen Reisenden gestattet, nach Nordosten hin ins Innere vorzudringen. Nur ein englischer Consul und ein paar Missionäre haben bis Bhamo gelangen können, also bis in die Nähe der chinesischen Grenze. Jetzt wollen nun die englischen Kaufleute, nöthigenfalls mit Gewalt, sich den Irawaddy eröffnen. Indischen Berichten zufolge ist auf Veranlassung der Handelskammern von London und Liverpool ein Dampfer zu diesem Zweck ausgerüstet worden. Er ist mit europäischem Schiffsvolke bemannt, hat eine volle Ladung englischer Fabrikate und soll direkt bis Bhamo hinaufsteuern. Die ganze Mannschaft ist wohl bewaffnet und wird sich im Nothfalle wehren. Wenn der Dampfer unübersteigliche Hindernisse findet und zur Umkehr gezwungen wird, dann will man die birmanische Regierung für allen Verlust verantwortlich machen und vollen Schadenersatz verlangen.

Die Japaner dürfen ins Ausland reisen. Diese Befugniß ist allen Einwohnern des „Inselreiches im Sonnenaufgange" von Seiten des obersten Staatsrathes, des „Gorogio", ertheilt worden durch ein am 23. Mai 1866 erlassenes Dekret. Keine Volksklasse, nicht einmal jene der Bauern, ist davon ausgenommen. Es ist Vorschrift, daß jeder Japaner, der sich ins Ausland begeben will, bei der Regierung seine Absicht kund gebe und Mittheilung mache, zu welchem Zweck er reisen werde; dann erhält er einen kaiserlichen Paß. „Personen, welche nach verschiedenen Ländern über See reisen wollen, um dort Wissenschaften und Künste zu erlernen oder auch des Handels wegen, werden dazu Erlaubniß bekommen." Damit ist ein schwerer Bann gebrochen, der seit nun dritthalbhundert Jahren auf Japan lastete. Früher wurde den Bewohnern des Inselreiches keinerlei Hinderniß beim Verkehr mit dem Ausland in den Weg gelegt, sie durften sich frei bewegen, und japanische Dschonken schifften bis nach Bengalen. Als aber die christlichen Völker die Zuvorkommenheit, mit welcher sie in Japan aufgenommen worden, damit vergalten, daß sie Rebellionen anzettelten und das Land in blutige Unruhen stürzten, wurde aller Verkehr mit dem Ausland abgebrochen und das Reisen außer Landes streng verboten. Diese Schranke ist nun gefallen. Wir wiederholen, was wir schon oftmals gesagt haben; die Japaner sind in der That ein Kulturvolk, das weit höher steht als alle übrigen Asiaten ohne Ausnahme.

Die Goldgruben im Ural. Vier derselben gehören dem russischen Staate; es sind die von Katharinenburg, Bogoslowsk, Slatoust und Goroblagodat; die erste, 1754 eröffnet, ist die älteste; sie hat seit jener Zeit 1974 Pud 21 Pfund und 27 Solotnik Gold geliefert, also etwa 64,000 Pfund; Bogoslowsk, bearbeitet seit 1823, lieferte 1421 Pud 14 Pfund Gold, also 46,560 Pfund; Goroblagodat, in demselben Jahr eröffnet, 386 Pud 39 Pfund: 10,000 Pfund Gold; Slatoust, die ergiebigste Grube, ist auch die jüngste, 1823 eröffnet, 1906 Pud 19 Pfund 63 Solotniks Gold, also 63,960 Pfund. — Die Ausbeutung der Goldgruben, welche Privatleuten gehören, geht nicht über das Jahr 1825 hinauf. Man hat von da ab bis Ende des Jahres 1764 aus ihnen 13,546 Pud, oder 392,000 Pfund Gold zu Tage gefördert.

Petroleum in Russisch-Asien und Südrußland. Die Naphthaquellen bei Baku sind allbekannt; jetzt hat man auch auf einem andern Punkt am Kaspischen Meere, „im Distrikt Natuschaitsk", Erdöl gefunden. Als der Bohrer im harten Gestein eine Tiefe von etwa 120 Fuß erreicht hatte, drang ein wahrer Strom von Oel hervor und floß etwa 20 Minuten lang. Dann wurde plötzlich ein sehr starkes unterirdisches Geräusch vernommen; es schien, als ob die Erde bebe, und die Arbeiter flüchteten. Als sie wieder kamen, drang aus dem Bohrloch klares, stark salzhaltiges Wasser hervor; nach Verlauf einer halben Stunde folgten Schaum, Rauch und Steine. Zuletzt fand sich dann Oel ein, das seitdem fortwährend zu Tage quillt.

Auch in Südrußland hat man Naphthaquellen entdeckt. Ein Herr Nowosiltzew bohrte bei „Jemriour" (so finden wir den Namen im „Le Tour du Monde" geschrieben) und traf auf eine Naphthaquelle, welche täglich 73,000 Litres ausgibt, obwohl das Bohrloch sehr eng ist. Etwa 30 Werst entfernt hat er dann noch eine zweite Naphthaquelle im Osten der Straße von Jenikaleh gefunden. Es scheint, als ob die ganze Krim reich an Erdöl sei.

Petroleum im britischen Nordamerika. Fast allwöchentlich werden in Obercanada Steinölquellen aufgefunden und es scheint, als ob dieses Land daran eben so reich sei wie Pennsylvanien. Das gilt namentlich auch von der großen Insel Manitulin im Huron-See. Dort ist das Petroleum den Indianern längst bekannt gewesen; im Frühjahr 1866 entdeckte, durch den Geruch geleitet, ein französischer Canadier die Stelle, wo dasselbe aus der Erde hervorquillt.

Kanalprojekte zur Verbindung des St. Lorenzostromes mit dem Mississippi. In Nordamerika beschäftigt man sich mit denselben sehr eifrig und hat drei praktikable Linien in Aussicht genommen. Die eine würde vom Michigansee bei Chicago ausgehen bis zu den Quellen des Illinois, diesen Fluß abwärts bis zu dessen Vereinigung mit dem Mississippi bei Alton. Sie würde fast ganz im Gebiete des Staates Illinois liegen, sehr lang und sehr kostspielig sein und wird vorzugsweise nur in Chicago befürwortet. Die zweite Linie liegt weiter nördlich, ganz im Staate Wisconsin; sie bildet den Fox-Kanal und ist um die Hälfte kürzer als jene in Illinois. Der Foxfluß entspringt mittewegs zwischen dem Mississippi und dem Michigansee, zieht nach Nordost durch den Winnebagosee und mündet in die Greenbay. Der Wisconsinfluß seinerseits läuft in südwestlicher Richtung zum Mississippi. Er soll sein Quellgebiet in derselben Seen- und Sumpfregion haben, aus welcher auch der Fox kommt, und wenn das wirklich der Fall ist, dann hat die Natur selber die Richtung gezeigt, welche der Kanal nehmen müßte. Es scheint aber, als ob der nordamerikanische Congreß keine Bundesgelder zur Herstellung desselben bewilligen werde.

— Die dritte Linie, welche gleichfalls für leicht ausführbar gilt, ist jene des Rock River und sie würde den in Betreff der beiden oben erwähnten Linien rivalisirenden Staaten Wisconsin und Illinois gleichmäßig zu Gute kommen. Der Rock River entspringt nicht sehr weit vom Winnebagosee, fließt durch vier Counties von Wisconsin, durch sechs Counties von Illinois und mündet der in Jowa liegenden Stadt Davenport gegenüber in den Mississippi. Ueber kurz oder lang wird sicherlich diese Kanallinie in Angriff genommen werden.

---

v. K. **Der Handel zwischen Brasilien und Peru.** Erst seit 1855 besteht die Dampfschifffahrt auf dem Amazonenstrom und dennoch sind die Handelsverbindungen zwischen der brasilianischen und peruanischen Grenzprovinz von großer Wichtigkeit. Von Jahr zu Jahr steigt der Austausch von Produkten, wie man aus folgender Statistik ersehen kann.

Ueber Tabatinga wurden von Peru Waaren importirt:

Im	Jahre	1855	im	Werthe	von	62,097$\frac{1}{2}$	Dollars
„	„	1856	„	„	„	163,967	„
„	„	1857	„	„	„	245,275$\frac{1}{2}$	„
„	„	1858	„	„	„	246,275	„
„	„	1859	„	„	„	237,055$\frac{1}{2}$	„
„	„	1860	„	„	„	159,838$\frac{1}{2}$	„
„	„	1861	„	„	„	156,260	„
„	„	1862	„	„	„	170,388	„
„	„	1863	„	„	„	242,830	„
„	„	1864	„	„	„	274,749	„

In 10 Jahren ist also in Tabatinga von Peru die Summe von 1,959,231 Dollars in Waaren importirt worden. Der brasilianische Export steigt ungefähr auf die gleiche Summe. Die benachbarte peruanische Provinz Loreto exportirt nach Tabatinga hauptsächlich Strohhüte (sogen. Chilehüte) und zwar in folgendem Maßstabe.

In Tabatinga wurden importirt:

Im	Jahre	1855	20,250	Hüte	im	Werthe	von	60,700	Dollars
„	„	1856	53,480	„	„	„	„	160,440	„
„	„	1857	80,716	„	„	„	„	242,148	„
„	„	1858	66,370	„	„	„	„	232,295	„
„	„	1859	66,088	„	„	„	„	231,308	„
„	„	1860	39,781	„	„	„	„	139,243$\frac{1}{2}$	„
„	„	1861	32,793	„	„	„	„	114,725$\frac{1}{2}$	„
„	„	1862	47,114	„	„	„	„	164,899	„
„	„	1863	66,774	„	„	„	„	233,704	„
„	„	1864	120,112	„	„	„	„	264,633	„

In 10 Jahren sind also in Tabatinga 593,488 peruanische Hüte im Werthe von 1,844,146 Dollars importirt worden. Die Nachfrage ist noch immer im Steigen begriffen, kann aber nicht befriedigt werden, da die produzirenden Distrikte von Loreto nicht mehr als 25,000 Einwohner haben. Der Rest des peruanischen Exports an dieser Grenze besteht in gesalzenen Fischen, doch übersteigt er jährlich nicht die Höhe von 10,000 Arroben (2909 Centner), da die Nachfrage gering ist. Der Ackerbau ist in der Uferprovinz Loreto gleich Null und selbst die Droguen der Wälder wurden wegen Mangel an Arbeitskräften nicht exportirt. Im Jahre 1865 hat sich der Handel noch mehr animirt, denn nur in den beiden Monaten Juli und August wurde in Tabatinga die Summe von 60,833 Dollars importirt und zwar folgendermaßen:

	im Werthe von	
17,589 Strohhüte	35,178	Doll.
140 Arroben gesalzene Fische . . .	329$\frac{1}{2}$	„
Mandiocamehl	106	„
5 Arroben Salsaparrilha	25	„
1 Arroben Tucum=Bast	6	„
14 Hängematten von Tucum . . .	7	„
2 Fischernetze	28$\frac{1}{2}$	„
58 Pfd. Kautschuk	9	„
23 Pfd. Lernambi	1$\frac{3}{4}$	„
39 Pfd. Pech	1$\frac{2}{3}$	„
280 Päckchen Taback	140	„
Naturgeschichtliche Gegenstände, die einer spanischen wissenschaftlichen Commission angehörten . . .	25,000	„
Kleinigkeiten	6	„

In denselben beiden Monaten exportirten die Brasilianer über Tabatinga nach Peru (Loreto) 84,502 Dollars, wobei 15,100 Dollars gemünztes Gold und Silber sich befanden.

Die Silberbergwerke in Nevada. Im Jahr 1862 war kaum ein weißer Mensch in diesem Lande; 1866 sind bei Virginia City und Austin nicht weniger als 130 Silberbergwerke in Betrieb, von denen manche täglich einen Werth von 1000 Dollars liefern. An mehren Stellen ist das Erz so reich, daß die Tonne von 20 Centnern ungefähr für 200 Dollars Silber ausgibt; 80 Dollars auf die Tonne ist etwas Gewöhnliches. Die Compagnie Gould u. Comp. hat bereits 14 Millionen Silber gewonnen und davon 2 Millionen an ihre Aktionäre gezahlt. Die ergiebigsten Erze gehen nach San Francisco in Californien, werden von dort nach England verschifft und in Swansea ausgeschmolzen.

Begräbniß einer indianischen Jungfrau in Dacotah. Fort Laramie, 8. März. Oberst Maynadier, welcher den westlichen Distrikt von Nebraska commandirt, hat sich alle mögliche Mühe gegeben, um den Abschluß eines dauernden Friedens mit den großen Sioux=Stämmen in Dacotah zu erlangen. Vor einigen Tagen erhielt derselbe eine Botschaft von Pegaleshka, dem Häuptling der Brulés, eines Stammes der Sioux, welcher darum bat, mit seinem todten Kinde nach Fort Laramie kommen zu dürfen, um es in der Nähe des Platzes zu begraben, wo es geboren und erzogen wurde.

Taschungazizіwie oder Monica war ein zartes, interessantes Mädchen von achtzehn Jahren. Geboren in der Nähe von Fort Laramie und aufgewachsen unter den Töchtern der alten Händler und Jäger, bekam sie eine starke Sympathie für die Weißen und ihre schönen kleinen Ponies, wovon ihr sonderbarer indianischer Name stammt. Sie hielt sich von den roheren Indianern zurück und wies die Anerbietungen der Sioux=Krieger mit Verachtung zurück, während es der Traum des Häuptlings Pegaleshka war, daß seine Tochter die Gattin eines bleichen Kriegers werden sollte.

Während der letzten schrecklichen Kämpfe zwischen den Weißen und den Indianern blieb sie ihren alten Neigungen treu, aber an die Stelle ihrer frühern Fröhlichkeit trat eine bittere Melancholie. Sie dachte nur an ihre alten Freunde von Laramie und fragte nur nach ihnen und, so seltsam es auch klingen mag, sie starb vor Kummer, indem sie ihrem Vater noch auf dem Todtenbette das Versprechen abnahm, daß er ihre Leiche 150 Meilen weit über die schneeigen Gipfel der Black Hills nach Laramie zu ihrer letzten Ruhestätte bringen wolle.

Pegaleshka erhielt Erlaubniß, Monica hierher zu bringen und gestern kam die Nachricht, daß der Leichenzug sich nähere. Der Oberst und sein persönlicher Stab, sowie noch andere Offiziere des Forts ritten dem Indianerhäuptling und seinen Kriegern entgegen und geleiteten sie nach dem Councilsaale, der mit Flaggen verziert war.

Monica's Lieblingsponies waren unmittelbar nach ihrem Tode getödtet worden und die Köpfe derselben wurden nunmehr an dem obern Ende des Sarges auf die Plattform, auf welcher derselbe stand, genagelt, sowie die Schwänze am Fußende des Sarges befestigt wurden.

Gegen Sonnenuntergang war die Feierlichkeit vorüber, die in ihrer Mischung von christlichen und indianischen Gebräuchen auf alle Anwesenden einen eigenthümlichen Eindruck machte.

Volksmenge in den australischen Colonien. Man stellt in denselben nach Ablauf fast jeden Halbjahres Zählungen an. Am 31. Dezember 1865 ergab jene in der Colonie Victoria 626,530 Seelen, was eine Zunahme von 21,029 Köpfen gegen das Vorjahr ergibt. Auf 357,496 männliche Bewohner kommen nur 269,034 weibliche. — In Südaustralien ist der Zuwachs langsamer, aber sehr stetig und sicher; diese Colonie hatte 147,341 im Jahr 1864; sie zählte 156,704 im Jahr 1865 (Dezember); also Zuwachs 9363 Seelen. Davon kamen auf Einwanderung 4865, auf Geburten 6672; die Sterbefälle betrugen nur 2174. — In Queensland ist die Einwanderung fortwährend beträchtlich. Vom 30. April 1864 bis dahin 1865 waren 8949 Köpfe angekommen, von da bis 30. April 1866 schon 10,377; seit 1861 überhaupt 33,483 direkt aus Europa.

Neuseelands Reichthum an Mineralien ist auf der Industrieausstellung zu Dunedin recht augenfällig geworden. Besondere Aufmerksamkeit erregten die Steinkohlen, an denen beide große Inseln unermeßlich reich sind. Auch in dieser Beziehung ist Neuseeland das „Großbritannien der Südsee“. Bearbeitet werden in der Provinz Auckland die Gruben bei Drury, an der Inselbay und am Waikato; in der Provinz Nelson bei Buller, Pakawau, an der Goldbay, am Greyflusse und bei Mohikinui; in der Provinz Canterbury bei Kowai; in der Provinz Otago an vielen Punkten. Die allerbesten sind jene in den Kakannibergen, an der Mündung der Clutha und an der Westküste.

Praktische Winke für das Reisen in tropischen Ländern.

Herr F. Jagor aus Berlin hat soeben ein ganz vortreffliches, ungemein lehrreiches Werk über Singapore, Malakka und Java (Berlin 1856, bei J. Springer) veröffentlicht. Er bezeichnet dasselbe sehr bescheiden als „Reiseskizzen"; es ist aber viel mehr und enthält eine Fülle von Belehrungen über die westlichen Regionen des indischen Archipelagus. Wir werden gelegentlich das sehr werthvolle Buch näher besprechen; heute entlehnen wir demselben die nachstehenden Bemerkungen, die von praktischer Bedeutung sind:

— Der Grund, warum tropische Länder, die jetzt so leicht zu erreichen sind, so selten besucht werden, liegt, wie ich glaube, besonders in der Furcht vor dem Klima, den Giftschlangen und dem Ungeziefer. Die ungesundesten Gegenden sind aber immer den in der Nähe Wohnenden bekannt und können gewöhnlich von dem, der zum Vergnügen reist, vermieden werden. Uebrigens ist eine gewisse Mäßigkeit in allen Genüssen, ohne strenge Enthaltung, bei gehöriger Bewegung und angenehmer Beschäftigung ein anerkanntes Mittel, Krankheiten fern zu halten; gegen die gefürchtetsten, Fieber und Dyssenterie, pflegen Chinin und Opium, zeitig angewandt, zu helfen. Das Leben in den Hafenplätzen ist den Europäern freilich weniger zuträglich. Sie arbeiten dort lange und oft angestrengt in Komtoren, halten dort reichliche Mahlzeiten, genießen stark gewürzte, den Durst reizende Speisen und geben sich wohl noch anderen Excessen hin. Auch die europäische Kleidung, welche schon bei uns weder schön, noch besonders zweckmäßig ist, wird zu einer wahren Plage und der Gesundheit nachtheilig. Im Walde kleidet man sich, wie man will. Nach mehren Versuchen nahm ich einen Anzug an, den ich als besonders zweckmäßig empfehlen kann: — Hose und lange Jacke von blauem Kattun (weiß würde alle Thiere verscheuchen), Schuhe aus Segeltuch und einen chinesischen Hut in Form eines Helms. Die Jacke vertritt zugleich die Stelle des Hemdes, ist ungefüttert, enthält aber mehre Taschen. Strümpfe sind sehr unbequem, barfuß gehen ist schwer zu lernen, Segeltuchschuhe sind am zweckmäßigsten. Wenn man durch einen Fluß reitet, zieht man sie aus und hat dann gleich wieder trockene Füße; so lange man geht, schaden nasse Füße nicht. Abends im Quartier wechselt man den ganzen Anzug, wäscht denselben, und am andern Morgen ist er wieder trocken. In einer so dünnen Hülle belästigt die Hitze fast gar nicht. Es verschwinden zugleich fast alle Terrainschwierigkeiten, denn es ist ziemlich gleichgiltig, ob man auf dem Trocknen, im Sumpf oder im Wasser geht. Der Hut besteht aus dem Mark eines Baumes, angeblich Aeschynomene aspera, so porös, leicht, die Wärme schlecht leitend wie Holundermark. Er ist von größerem Umfang als der Kopf; man trägt ihn vermittelst eines zollbreiten, geflochtenen Ringes, der innerhalb des Hutes an dessen unterem Rand angebracht und nur an drei oder vier Stellen so mit ihm verbunden ist, daß die Luft ringsum zwischen Hut und Kopf cirkuliren kann. An der hintern Seite hängt eine kurze Gardine, um den Nacken gegen die Sonne zu schützen. Der Ueberzug besteht aus hellem Seidenbast, jener des breiten, unteren Randes aus blauem oder grünem Stoff, um die Augen zu schützen.

Die große Furcht vor Schlangen und reißenden Thieren ist ganz ungerechtfertigt. Alle Thiere fürchten sich vor dem Menschen; auch sind die meisten Schlangen giftlos und ziehen sich gewöhnlich bei Zeiten zurück, wenn sie Menschen kommen hören. Wie schwer sie anzutreffen sind, das erfährt man am besten, wenn man ihnen eifrig nachstellt. Wir suchten immer; ich zahlte für das Stück 6 Pence oder einen Schilling und dennoch habe ich in vier Jahren kaum einige Hundert zusammengebracht. Nachdem die erste Furcht, die man empfindet, sobald man als Neuling den tropischen Wald betritt, überwunden, dann sind sie leicht zu fangen, wenn man sie mit einem Stocke gegen den Boden drückt und sie dann unmittelbar hinter dem Kopfe fest anpackt. Die Diener, welche bei mir waren, hatten anfangs die größte Furcht vor allen Schlangen, auch vor den ganz harmlosen; besonders gefürchtet war die Zunge, welche für sehr giftig gilt. Nachdem sie aber einmal gelernt hatten, wo die Giftzähne sitzen und nachdem sie sich überzeugt, daß das Thier im Uebrigen ganz wehrlos ist, trat an die Stelle der frühern Furcht eine solche Dummdreistigkeit, daß ich oft Unglück besorgte. Eine im Kraut verborgene Schlange, auf welche man unversehens tritt, beißt wohl aus Nothwehr, das ist aber fast die einzige Gefahr, welcher man ausgesetzt ist, und sie ist namentlich für Europäer gering; diese haben gewöhnlich mehre Personen im Gefolge, deren Lärmen die Thiere früh genug warnt.

Von Insekten wird man in Indien viel weniger geplagt, als im Süden Europa's. Flöhe gibt es nicht, die Läuse der Eingebornen suchen den Europäer nicht heim. Dies letztere ist besonders auffallend auf den Philippinen, wo die Eingebornen sehr viel reinlicher sind, als die Spanier. Jene baden täglich und pflegen ihr schönes Haar, während diese in beidem nachlässiger sind, und doch haben die Tagalen, namentlich die Frauen, fast immer Ungeziefer im Haar, die Spanier wohl nie.

Gegen alle lästigen Insekten aber, und namentlich auch gegen die Moskitos schützt vollkommen das Insektenpulver, das auch die Ameisen von den Sammlungen fern hält. Eine Tinktur aus einem Theil Insektenpulver (Pyrethrum roseum), zwei Theilen Alkohol und zwei Theilen Wasser schützt, selbst noch zehnfach mit Wasser verdünnt, alle Körpertheile, welche damit benetzt werden, absolut gegen jeden Angriff.

Auf den wegen der Moskitos so sehr verrufenen Flüssen von Siam schlief ich oft ohne Mückennetz ganz nackt in meinem Boot, ohne im Geringsten belästigt zu werden; das Summen, welches sonst jeden Schlaf verscheucht, weil es die Nähe des zum Angriff bereiten Feindes verräth, wird zu einer harmlosen Musik, die Einen, im Bewußtsein der Sicherheit, um so leichter einschläfert. So schützt Benetzung des Bartes und der Hände den Jäger auf der Wasserjagd gegen Mücken, selbst bei der starken Transpiration in jenen Gegenden, wenigstens auf zwölf Stunden.

Besonders interessant ist auch die Wirkung auf die in tropischen Ländern so sehr zahlreichen Ameisen. Vor den Fenstern meiner Wohnung in Albay auf Luzon lief ein 6 Zoll breites Bret rings um das ganze Haus. Auf demselben bewegten sich zwei dichtgedrängte Züge einer schwarzen Ameise in entgegengesetzter Richtung ununterbrochen dicht neben einander hin, so daß die Oberfläche gleichmäßig schwarz erschien. Aber ein handbreiter Streifen dünn gestreuten Pulvers oder verdünnter Tinktur genügte, um sie alle zu vertreiben. Zuerst staueten sich die Züge am Rande des Streifens; dann überschritten ihn die vordersten, von den nachfolgenden gedrängt; aber schon wenige Zoll weiter zeigten sich die Merkmale der Vergiftung; sie taumelten, setzten sich auf die Hinterbeine, bewegten ängstlich die Vorderbeine und starben nach ein paar Minuten. Bald darauf verließen alle das Haus. Auch die in den Philippinen so verbreitete Krätze wird durch Waschen mit der concentrirten Tinktur schnell beseitigt; das Jucken hört augenblicklich auf. Die fast magische Wirkung des für Menschen ganz unschädlichen Mittels scheint noch völlig unaufgeklärt.

---

r. **Zur Statistik der Juden.** Unter den 1300 Millionen Menschen, welche die Erde bewohnen, sind etwa 800 Millionen „Heiden", 337 Millionen Christen, 156 Millionen Mohammedaner und nur 7 Millionen Juden, von welchen $3\frac{1}{2}$ Millionen sich in Europa aufhalten. Die Mehrzahl derselben wohnt in Rußland, welches deren 1,220,000 zählt, Oesterreich hat 853,300; Preußen 284,500; das übrige Deutschland 192,000; der Rest ist über Europa zerstreut. In Frankfurt am Main kommt ein Jude auf 16 Christen, in Preußen ein Jude auf 73 Christen. In Sachsen gibt es nur sehr wenige Juden; in Schweden und Norwegen ist das Verhältniß ein sehr unbedeutendes, ein Jude auf 6000 Christen. Merkwürdigerweise scheint die Anzahl der Juden in Frankreich, England und Belgien, wo sie emancipirt und im Vollgenusse aller bürgerlichen und politischen Rechte sind, abzunehmen, während sie in Ländern zunimmt, wo dieses Volk weniger frei ist, oder gar verfolgt wird. — Nach einem Berichte des Missionärs Krüger bestehen 33 Missionsgesellschaften, die sich allein mit der Bekehrung des Volkes Israel beschäftigen. Sie zählen 200 Missionäre, von welchen die Hälfte vom Judenthume übergetretene Proselyten sind. Seit Beginn dieses Jahrhunderts sind ungefähr 20,000 Israeliten getauft worden.

Eiereinfuhr in England. In den ersten 5 Monaten des Jahres 1866 sind in England mehr als 196 Millionen Stück Hühnereier eingeführt worden. Im Jahr 1865 betrug der Import im Durchschnitt täglich 1 Million Stück; im Mai 1866 aber mehr als 56 Millionen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Ein Besuch beim Könige von Dahome.

I.

Whydah, die Hafenstadt von Dahome und die französische Faktorei. — Die Barre und ihre Gefahren. — Handel und Wandel. — Der Tempel der Fetischschlangen. — Die Priester. — Marktleben und Zahlungsmittel. — Der Vicekönig und der Abgesandte mit dem königlichen Stabe. — Die Ortschaften zwischen Whydah und Abomeh. — Königshäuser. — Ein Tornado. — Verschiedene Arten von Fetischbildern. — Opferhütten. — In Canna.

Wer hätte nicht von diesem schwarzen Herrscher gehört, in dessen Hauptstadt Abomeh Menschenblut in Strömen vergossen wird? Man sträubte sich lange Zeit, den Berichten über die geradezu schauderhaften Auftritte, welche in Dahome an der Tagesordnung sind, Glauben beizumessen, aber seitdem wir die amtlichen Berichte von Forbes, Euschart, Burton, Repin und jene mehrer Missionäre haben, ist kein Zweifel mehr gestattet; glaubwürdige Augenzeugen haben geredet.

Wir wollen erzählen, was ein französischer Marinearzt, Dr. **Repin**, mittheilt. Seine Regierung hatte in Brest einen kleinen Schraubendampfer, den Dialmath, bauen lassen; er war mit 4 zwölfpfündigen Mörsern bewaffnet und hatte nur geringen Tiefgang, um die Ströme an der westafrikanischen Küste befahren zu können. Insbesondere sollte er Whydah anlaufen, jenen bekannten Seehafen von Dahome. Von dort aus wollte man den König besuchen, demselben im Namen der französischen Regierung werthvolle Geschenke überreichen und bei ihm anfragen, ob er nicht einige seiner Söhne zur Erziehung nach Paris zu schicken geneigt sei. Befehlshaber war Kapitän **Vallon**, welcher die afrikanischen Gewässer und Küsten sehr genau kannte. Wir haben vor längerer Zeit seine Berichte über die Gestade von Congo mitgetheilt.

Der Dampfer legte vor Whydah an. Von dort aus sollte ein Bote dem Könige melden, daß ein Besuch ihm bevorstehe; unter den drei Männern, welche ihn begleiten sollten, befand sich auch Dr. Repin.

Die Franzosen haben in Whydah eine Faktorei. Von dieser kam eine große, schöne Pirogue sofort an Bord des Dampfers. Die Uniformen und Alles, was sonst von Gepäck aus Land gebracht werden sollte, wurden in große Fässer, sogenannte Ponchons, verpackt. Ein Gleiches geschieht allemal mit sämmtlichen Handelswaaren; ohne diese Vorkehrung würde man sie nicht trocken an die Küste bringen können. Die drei Europäer waren jeder nur mit einem Hemd und einer kurzen Leinwandhose bekleidet und stiegen wohlgemuth in die Pirogue. Aber das Landen ist hier allemal mit Lebensgefahr verbunden. Der Dampfer lag eine gute Wegstunde weit von der Küste entfernt, denn ein Ankerwerfen in größerer Nähe ist nicht thunlich. Das Boot steuerte dem Lande zu, und bald wurde der eintönige Gesang der schwarzen Ruderer von dem Brausen und Brüllen der Wogen übertäubt. Das Fahrzeug befand sich auf der



Die Meeresbrandung bei Whydah an der Küste von Dahome. (Nach Repin.)

Barre, und nirgends auf dem weiten Ocean ist das Meer so gefährlich als auf den Barren an der Guineaküste.

Neun Monate im Jahre herrschen im Golfe von Guinea Südwestwinde vor. Durch ihre Einwirkung wird im Meer ein langgezogener Wellenschlag hervorgebracht, der sich an der sandigen Flachküste bricht. Die Wogen, welche manchmal zu mehr als 30 Fuß Höhe sich aufthürmen, laufen mit ihrer Basis auf den seichten Strand, während der obere Theil seinen, man kann sagen wüthenden Lauf ungehindert fortsetzt und in ungeheueren Voluten und mit gewaltigem Tosen sich auf den Strand wälzt. Diese Wogen bilden drei in ziemlich gleichem Abstande von einander entfernt laufende Wellenberge, deren erster etwa 1000 Fuß vom Ufer entfernt ist. Wer jemals eine solche Barre gesehen hat, vergißt das großartige Schauspiel nicht wieder; er denkt zeitlebens daran, daß er inmitten dieses Wellengetümmels in einem schwachen Fahrzeuge wild hin und her geschleudert wurde und dem Tode nahe war.

Jede europäische Faktorei in den westafrikanischen Küstenstädten besitzt eine Anzahl von Landungsfahrzeugen, zumeist Pirogues, die aus einem einzigen Baumstamme verfertigt werden, manchmal 30 Fuß Länge haben und so breit sind, daß zwei Männer neben einander Platz finden. Die 12 schwarzen Ruderer sind unbekleidet und führen kurze Ruder mit großer Kraft und Gewandtheit. Die Ruder sind Pagayen, d. h. keine Einlegeruder, sondern solche, die frei mit den Händen bewegt werden. Der Obmann steht am Hintertheile und handhabt ein sogenanntes Schwanzruder; ein eigentliches Steuerruder ist nicht vorhanden, und das Boot an beiden Enden gleich. Beim Passiren der Barre kommt Alles darauf an, daß die Pirogue oben auf der Welle bleibe; dabei wird sie allerdings zum Theil mit Wasser angefüllt, aber dieses schöpft man aus, während man sich in den tieferen Zwischenräumen befindet. Der dritte Wellenberg ist allemal der gefährlichste.



Das Opferhaus in Canna. (Nach Repin.)

Manchmal läuft die Welle so schnell, daß die Ruderer ihr nicht mit der Arbeit folgen können. Wenn in einem solchen Falle das Boot gut gesteuert oder vielmehr geleitet wird, und zwar so, daß die Welle keine Seite packen kann, dann wird es mitten durch die Schaumwirbel mit einer Schwindel erregenden Raschheit ans Land getrieben. Sobald es aber von der Seite gepackt wird, dann kentert es unfehlbar und wird rundum gewälzt. Die Neger jedoch schwimmen so vortrefflich, daß sie ihr Boot inmitten des grausigen Wellengewirrs wieder aufrichten, vom Wasser entleeren und sich wieder allesammt auf die Bänke setzen, es sei denn, daß ein Haifisch sich einen zum leckern Fraße geholt habe. Das geschah wenige Monate vor Repins Ankunft einem englischen Schiffskapitän auf der Barre bei Lagos. Von Seiten dieser gierigen Bewohner des Meeres drohet größere Gefahr als von der Welle. Der Europäer thut am Besten, sich ganz und gar auf die Neger zu verlassen. Repin und Mage (derselbe, welcher jetzt vom obern Niger glücklich heimgekehrt ist), wurden auf der sehr gefährlichen Barre von Assinie schon auf der ersten Welle ins Wasser geschleudert und waren wohl 800 Fuß vom Lande entfernt. Aber die Neger sprangen wie Frösche hinter ihnen her und schoben sie, die beide nicht schwimmen konnten, durch die beiden übrigen Wellenberge wohlbehalten ans Ufer.

Vor Whydah ging es ihnen besser. Zwar füllte sich die Pirogue einige Mal mit Wasser, aber die Neger schöpften dasselbe sofort wieder aus, und das Fahrzeug lief ungefährdet auf den Strand. Von dort aus geht der Weg etwa eine halbe Stunde weit über eine sumpfige Ebene nach Whydah.

Dahome ist, nächst Aschanti, das mächtigste Königreich an der afrikanischen Westküste, doch hat es nicht einmal eine Million Einwohner. Im Westen bildet Aschanti die Grenze, im Osten liegt Yarriba, im Süden die Bucht von Benin und im Norden die Kette des sogenannten Konggebirges. Es ist hier nicht der Ort, auf die blutige und barbarische Geschichte dieses Landes näher einzugehen; wir wollen nur bemerken, daß vor etwa 140 Jahren ein König von Dahome den Herrscher von Whydah befehdete und bezwang und dadurch festen Fuß an der Küste gewann. Auch die Häuptlinge von Ardrah und Jaquin wurden bezwungen, und die europäischen Faktoreien zerstört. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts erhielten dann die Franzosen Erlaubniß, in Whydah eine Handelsniederlassung anzulegen, welche allmählig in ein Fort verwandelt wurde. Während der Kriege in den Zeiten der Revolution und des Kaiserreiches gerieth dasselbe in Verfall, ist aber seit 1842 durch das vielgenannte marseiller Handelshaus Regis wieder ausgebaut worden. Palmöl und Elfenbein sind die wichtigsten Ausfuhrartikel.

Die Stadt Whydah liegt unter 6° 20′ nördl. Br. auf

einer sanft abfallenden Hochebene, von welcher man das etwa 3 Miles entfernte Meer sehen kann. Gleich allen Negerstädten nimmt sie einen sehr ausgedehnten Raum ein, weil die Hütten von Gärten umgeben sind und offene Plätze nicht fehlen. Die Angabe, daß sie 20 bis 25,000 Einwohner zähle, ist nach Repin vielleicht um ein Drittel zu hoch. Als er dort war, 1856, befanden sich nur sehr wenige Weiße in der Stadt; außer denen in der französischen Faktorei fand er nur drei oder vier Familien portugiesischen Ursprungs, die einst durch Sklavenhandel reich geworden, nun aber verarmt waren. Die zahlreichen Mulatten bewohnen ein besonderes Stadtviertel und sprechen eine Art von portugiesischem Jargon; im Uebrigen unterscheiden sie sich von den Negern nur durch ihre Farbe. Pfähle sind manchmal mit Farbe angestrichen, oder auch mit rohem Schnitzwerke verziert. Hier empfängt der Mann Besuche; ins Innere läßt er selten Jemand; dasselbe ist übrigens sehr einfach, denn der gesammte Hausrath besteht aus einer niedrigen, langen und breiten Bank von Palmholz, einigen Kalebassen und irdenen Krügen, und ein paar Stühlen, die aus vollem Holze gehauen worden sind. Je nachdem der Besitzer mehr oder weniger reich ist, hat er sie mit Schnitzwerk verziert; wenn er ausgeht, läßt er sich einen solchen Stuhl nachtragen.

Das französische Fort liegt im westlichen Theile der Stadt, bildet ein längliches Viereck, hat 4 Bastionen, welche durch Courtinen mit einander in Verbindung stehen, und ist mit einem tiefen, sehr breiten Graben umgeben.



Das französische Fort in Whydah an der Küste von Dahome. (Nach Repin.)

(Seit jener Zeit haben sich auch einige Engländer in Whydah niedergelassen und katholische Missionäre eine Station gegründet).

Die Hütten sind aus gestampftem gelben Thon aufgeführt, welcher an der Sonne sehr hart wird. Der Neger gibt sich nicht die Mühe, Backsteine aus demselben zu formen. Die Größe der Hütten ist je nach dem Wohlstande des Besitzers verschieden, aber die Bauart allemal dieselbe und zwar so, daß eine Anzahl kleiner Häuser von einer Ringmauer umschlossen sind. In jedem derselben wohnt eine Frau, welche ihrem Herrn und Gebieter, falls derselbe sie besucht, Obdach gibt. Die Hütte hat keinen andern Eingang als die Thür und ist mit getrocknetem Grase derart gedeckt, daß das Dach weit überspringt, von Pfählen gestützt wird und eine Art von Verandah bildet. Diese Die Bastionen verfallen, eiserne Kanonen liegen im Grase zwischen zerbrochenen, halbverfaulten Laffeten, aber die Gebäude sind in leidlichem Zustande, und ein Theil derselben wird zum Oelpressen und zur Bereitung der Fässer benützt. Zeitweilig herrscht im Fort eine große Regsamkeit; viele Neger kommen aus dem Innern und bringen Palmöl in großen irdenen Gefäßen, oder Elfenbein, auch wohl Goldstaub in kleinen Lederbeuteln, welche sie um den Hals gehängt haben.

Wer keinen Negermarkt gesehen hat, macht sich nur mit Mühe eine Vorstellung von den Schlichen und Listen, welche von diesen äußerst primitiven Handelsleuten aufgeboten werden, um einen möglichst hohen Verkaufspreis herauszupressen. Wohl zehn oder zwanzig Mal gehen sie fort, weil das Angebot sie zu niedrig dünkt, aber der Europäer



Der Baum mit Fledermäusen in Allada. (Nach Repin.)



Tanz der Fetischpriesterinnen. (Nach Repin.)

kennt ihr Verfahren und läßt sie laufen, denn er weiß wohl, daß sie von selbst wieder kommen. Sie betrügen, wann und wo sie irgend können, mischen Kupferstaub unter das Gold und leugnen die Verfälschung auch dann noch, wenn sie überwiesen worden sind. Auch sind sie alle Diebe, und Diebstahl wird nur dann getadelt, wenn er ungeschickt ausgeführt worden ist. Sie sind allezeit auf der Lauer, um sich anzueignen, was irgend zu greifen ist. Wer ertappt wird, ist der Verhöhnung von Seiten seiner schwarzen Landsleute sicher; die Beamten der Faktorei verfahren summarisch mit ihm und werfen ihn, nachdem er eine tüchtige Tracht Schläge bekommen hat, aus der Faktorei. Aber an Ehre, deren Begriff überhaupt dem Neger fremd ist, verliert er durch ein solches Mißgeschick nicht. Um fünf Uhr Abends hat der Markt ein Ende, die Thüren des Forts werden geschlossen und erst am andern Morgen um sieben Uhr wieder geöffnet.

Repin besuchte den berühmten Tempel der Fetischschlangen; er liegt unter einer Gruppe prächtiger Bäume unweit vom Fort und besteht einfach aus einer Art von Rotunde, die etwa 36 Fuß im Durchmesser und 24 Fuß Höhe hat. Die Wände sind von gestampftem Lehm, wie bei den gewöhnlichen Hütten, und haben zwei einander gegenüber liegende Thüren, durch welche die Götter, d. h. die Schlangen, nach Belieben aus- und eingehen. Die Decke besteht aus Baumzweigen, die durcheinander geflochten sind und solchergestalt viel leeren Raum zwischen sich lassen. Ueber denselben befindet sich das aufgestülpte Strohdach, oder richtiger gesagt, dieser Dachaufsatz besteht aus getrocknetem Grase.



Fetische der Dahome-Neger. (Nach Repin.)

„Die innere Seite des Daches, die Baumzweige, die Balken, die Wände, — Alles das wimmelt von Schlangen verschiedener Art, die jedoch sämmtlich zu den nichtgiftigen gehören. Sie sind von 3 bis 9 Fuß lang, in der Mitte etwas stärker als am übrigen Leibe, und das Schwanzende, welches etwa den dritten Theil des Körpers einnimmt, läuft verjüngt zu; der Kopf ist breit, platt und dreieckig, doch so, daß die Winkel abgerundet sind. Die Farbe ist verschieden, zwischen hellgelb bis gelbgrün, und dieser Wechsel in der Farbe wird vielleicht durch das respektive Alter bedingt. Ich bemerkte bei den meisten auf dem ganzen Rücken zwei braune Längsstreifen, während andere unregelmäßig gefleckt waren. Ich möchte aus alle dem schließen, daß sie verschiedenen Arten aus Linné's Familien der Pythonen und von Coluber gehören; der längliche Greifschwanz und die große Leichtigkeit, mit welcher manche von ihnen klettern, lassen mich vermuthen, daß einige zum Geschlechte Leptophis, Familie der Syncranterier (nach Dumeril und Bibron) gehören."

„Die Zahl der Schlangen, welche ich im Tempel sah, belief sich auf mehr als einhundert. Einige krochen aus der innern Wölbung des Daches herab, andere hatten sich um die an den Wänden befindlichen Baumstämme geschlungen, noch andere hatten den Schwanz um Zweige gewunden und schaukelten sich harmlos über meinem Kopfe hin und her; sie züngelten lebhaft und schauten mich mit ihren blitzenden Augen an. Manche hatten sich zusammengerollt, schliefen in dem Grase des Daches und verdaueten die reichlich gespendeten Opfergaben. Der ganze Anblick hatte etwas seltsam Fremdartiges, und von irgend welcher Gefahr konnte gar keine Rede sein; aber ich fühlte mich doch sehr unbehaglich unter diesen schlüpferigen und schleimigen Gottheiten, und als ich wieder draußen in freier Luft war, kam mir das Ganze wie ein schwerer Traum vor und ich athmete wieder frei auf."

Gar nicht selten kriechen manche dieser geheiligten Schlangen in den Straßen der Stadt spazieren. Jeder Neger, der ihnen begegnet, wirft sich auf die Knie; er nimmt das Thier vorsichtig in die Arme, bittet um Verzeihung, daß er es angreife, und trägt es nach dem Tempel zurück. Dieser Schlangenfetisch ist heilig und wer ihm ein Leid zufügt, wird mit dem Tode bestraft. Repin erzählt, daß ein Europäer, der erst vor Kurzem in Whydah angelangt war, im Fort eine Schlange sah, deren heiligen Charakter er nicht ahnte; er schoß sie todt. Man gab sich alle Mühe, diesen Vorgang zu verheimlichen, er wurde aber doch ruchbar und man hatte große Mühe, den Zorn der Priester durch reiche Gaben zu besänftigen. Das Volk hätte, wenn die Schlange in den Straßen getödtet worden wäre, sich nicht so leicht zufrieden gegeben, sondern der Fanatismus desselben würde ein Opfer verlangt haben.

Die Priester wohnen unweit vom Schlangentempel in einer großen Hüttengruppe und mästen sich von den Opfern der Gläubigen; auch sind sie Aerzte u. Zauberer. Ihr Einfluß auf das Volk ist groß, obwohl sie scheinbar sich um Alles, was die Gemeinde anlangt, gar nicht kümmern und an öffentlichen Berathungen keinen Antheil nehmen. Sie wollen einen Nimbus des Geheimnißvollen um sich verbreiten und ziemlich isolirt bleiben. Repin suchte mit ihnen in nähere Verbindung zu treten, weil er gehört hatte, daß sie verschiedene wirksame Arzneimittel, z. B. gegen den Guineawurm und gegen den Biß giftiger Schlangen besitzen, auch verstehen sie aus verschiedenen Kräutern sehr wirksame Gifte zu bereiten. Aber es gelang ihm durchaus nicht, mit ihnen in irgend welche Berührung zu kommen.

Das Marktleben in Whydah bietet einem Europäer, welcher zum ersten Mal eine afrikanische Stadt betritt, viel Interessantes dar. Es erinnert ihn auf den ersten Blick an das Treiben in den Bazaren der kleinen türkischen Städte. Er sieht eine Doppelreihe armseliger, aus Bambus verfertigter Buden, in welchen Frauen, — denn nur diese, nicht die Männer verkaufen Waaren —, umgeben von großen und kleinen Kalebassen sitzen. Diese sind mit allerlei Waaren angefüllt, deren ein Neger zum täglichen Unterhalte bedarf,

also mit Reis, Palmöl und Salz; dazu kommen Glas- und Porzellanperlen, Baumwollenzeuge und was dergleichen mehr ist. Auch Garküchen fehlen nicht, und unter den Leckerbissen, welche in ihnen zu haben sind, nimmt Hundefleisch den ersten Rang ein. Dasselbe wird auf mehrfache Weise zubereitet. Die Liebhaberei für Hundefleisch beschränkt sich nicht auf die Sklavenküste, sondern ist auch bei manchen anderen Völkern Afrika's vorhanden, namentlich an der Congoküste. Mit Wasser geknetetes Maniokmehl in der Gestalt faustdicker Kugeln dient als Brot. Zu den Hauptspeisen gehört auch Ochsenfleisch, das man in lange, schmale Streifen zerschneidet, an der Sonne trocknet und ohne jede weitere Zubereitung oder Zuthat verzehrt; es gehören aber Kinnbacken und Zähne eines Kannibalen dazu, solch eine zähe Masse zu zermalmen. Rum oder Palmwein wurde auf dem Markte nicht verkauft; der Neger trinkt beim Essen nicht, sondern löscht nach vollendeter Mahlzeit den Durst mit Wasser. Starke Getränke genießt er zu anderen Zeiten, er ist dem Branntwein leidenschaftlich ergeben und berauscht sich, sobald er irgend Gelegenheit dazu hat.

Als Münze dient die bekannte Kaurimuschel, Cypraea moneta, welche in großer Menge aus den Küstengegenden am Indischen Ocean, namentlich von Sansibar, nach Westafrika gelangt. (Im Durchschnitte haben etwa 2400 solcher Porzellanmuscheln den Werth eines Maria-Theresia-Thalers.) Dieses Zahlmittel ist in jeder Bude massenweis aufgehäuft, und in der französischen Faktorei sind allzeit mehre Beamten mit dem Zählen solcher Muscheln beschäftigt.

Repin machte dem Gouverneur von Whydah seine Aufwartung. Dieser wenig intelligente Neger, ein Mann von etwa 50 Jahren, war einer der angesehensten Häuptlinge in Dahome und hatte den Titel eines Javogan, d. h. Vicekönigs. Er empfing die Franzosen unter einer Veranda, umgeben von einer Dienerschaft, die sich in Beweisen hündischer Sklavenservilität förmlich überbot, und schien die Anwesenheit der Fremden keineswegs gern zu sehen.

Inzwischen war der Herrscher Ghezo, Vater des jetzt regierenden Königs, von der Ankunft der Europäer in Kunde gesetzt worden. Er sandte nach Whydah einen seiner Adjutanten, einen Raeadehr, welcher sie begrüßen und ihnen „den Weg geben sollte". Ohne ausdrückliche Erlaubniß darf kein Ausländer ins Innere gehen. Der Raeadehr überreichte dem Kapitän Vallon den königlichen Stab. Dieser gilt als Zeichen dafür, daß der Ueberbringer ein bevollmächtigter Mann sei; er nimmt den Stab wieder zurück, nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet, weil er dieses Symbols auch ferner bedarf. Dasselbe ist eine Art von Paß, und der Träger hat, sobald er den Stab vorzeigt, auf Gehorsam zu rechnen.

Das Gefolge des Raeadehr bestand aus etwa 300 Leuten; ein Drittel war mit ordinären Flinten oder auch mit alten portugiesischen Trabucos bewaffnet und bildete die Ehrenwache der Fremden, die übrigen wurden als Träger verwandt. Lastvieh ist in Dahome sehr selten; Pferde können das Klima nicht vertragen und Ochsen kommen nur spärlich vor. Die Reisenden werden in Hangmatten getragen, welche an einer langen Bambusstange befestigt sind. Es liegt sich sehr gemächlich darin und durch ein ausgespanntes Stück Baumwollenzeug ist man gegen die Sonnenstrahlen geschützt.



Fetischhütte bei Toffoa. (Nach Repin.)

Am 13. Oktober war Alles reisefertig, nachdem der Raeadehr eine erkleckliche Menge von Prügeln auf die Schultern seiner Leute hatte regnen lassen. Der Weg schlängelt sich anfangs durch Felder, die mit Mais, Maniok, Ignamen und Baumwolle bepflanzt sind; dann und wann sieht man Gruppen von Oelpalmen, welche bei dem Dorfe Xavi häufiger werden. Dort machten die Reisenden einen Augenblick Halt vor dem Tempel der Fetischpriesterinnen. Es waren ihrer sechs, allesammt über und über mit Bernstein- und Korallenschnüren behängt; um die Hüften trugen sie einen seidenen Schurz. Diese Priesterinnen sind Gemahlinnen der Fetischschlange. Mehrmals im Jahre laufen die alten Priesterinnen im Dorfe umher,

nehmen acht- bis zehnjährige Mädchen weg und bringen sie in den Tempel, wo sie ein Noviziat durchmachen und späterhin der Schlange vermählt werden. Nachher verheiratet sich wohl die eine oder andere mit sterblichen Menschen, verlangt aber, kraft ihres heiligen Charakters, von ihrem Manne unbedingten Gehorsam. Die jüngeren Priesterinnen führten einen höchst üppigen Tanz auf und brachen am Schlusse desselben in ein geradezu infernalisches Kreischen und Schreien aus. (S. 293.)

Im Dorfe Tauli wurde Nachtruhe gehalten; der Kabosir (eigentlich Cabeseir, vom portugiesischen cabeçaira, Oberhaupt einer Familie oder Gemeinde) hielt saubere Hütten in Bereitschaft. Von nun an führte der Weg durch dichte Waldungen; auch das Dorf Hasuch liegt inmitten derselben. Weiterhin gelangt man nach der Stadt Allada, wo der stattlich aufgeputzte Kabosir die Fremden am Thore begrüßte. Nachdem er den Willkommen gesprochen, führte er sie auf einen großen Platz, wo sie unter hohen Bäumen ausruhten, während eine Musikbande mit Tamtams, Rohrflöten und Zithern einen disharmonischen Lärm zum Besten gab und Frauen und Krieger allerlei Tänze aufführten. Allada hat einen vielbesuchten Markt und etwa 8000 bis 10,000 Einwohner.

In den Straßen von Allada gewahrte Repin einen großen Baum, dessen schwarzes, unbewegliches Blätterwerk einen ganz eigenthümlichen Anblick darbot. Als er näher trat, bemerkte er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die vermeintlichen Blätter nichts anders waren als eine ganz ungeheuere Menge großer Fledermäuse, welche sich mit ihren scharfen Krallen an Aesten und Zweigen festhielten. Er feuerte ein mit Hagel geladenes Gewehr ab und eine Anzahl fiel zu Boden, während alle anderen aufflogen und in der Luft eine gewaltige schwarze Wolke bildeten. Diese häßlichen Thiere haben röthliches Haar, 8 bis 10 Centimeter Länge und bei ausgespannten Flügeln 25 bis 30 Centimeter Breite; sie sehen mit den vorstehenden Zähnen und den langen steifen Ohren höchst widerwärtig aus. Es scheint, als ob sie eine Varietät des Genus Vespertilio maximus seien, wahrscheinlich Vespertilio nygliceus; sie sind sehr häufig in jenen Gegenden Afrika's.

Von Allada aus führt der Weg etwa eine Stunde weit durch bebaute Felder; dann beginnt abermals dichter Wald. Man hat in demselben eine Stelle gelichtet und dort eines jener Königshäuser gebaut, deren im Lande mehre vorhanden sind. Solch ein Haus bildet eine Art von Karawanserai, in welchem der König mit seinem Gefolge Unterkommen findet; es unterscheidet sich von den übrigen Negerhütten nur dadurch, daß es immer reinlich gehalten wird. Jeder Neger, welcher an der Thür desselben vorüber kommt, muß sich zu Boden werfen und den Kopf mit Erde bestreuen.

Am Himmel zog sich das Gewölk dicht und dick zusammen, die Luft wurde unerträglich schwül und bald nachher brach ein Donnersturm, ein echt afrikanischer Tornado herein, welcher binnen einer Viertelstunde den Boden überall in einen See oder in tiefen Morast verwandelte. Völlig durchnäßt erreichten die Europäer spät am Abend das Dorf Toffoa, das auf einem Hügel steht, während die Umgegend weit und breit eine sumpfige Ebene, die sogenannte Lama bildet; sie reicht bis an den Fuß der fruchtbaren Hochebene von Canna und Abomeh. Während der Regenzeit und noch einige Wochen später ist sie gar nicht zu passiren, und man muß den Umweg über Agrimeh nehmen.



Das Opferhaus in Canna. (Nach Repin.)

In Toffoa wohnten die Europäer in einem Tempel, der mit Fetischbildern gleichsam überfüllt war. Manche waren von Holz, andere von Thon oder Elfenbein; klein und groß, Menschen- oder Thiergestalten u. viele hatten ganz phantastische Formen. Da waren Schlangen, Tiger und Affen, Hunde mit einem Krokodilkopfe und Menschen mit einem Hundekopfe. Besonders auffallend war eine Doppelgestalt von natürlicher Größe; sie stellte Mann und Weib dar, in sitzender Stellung, so wie unsere Abbildung zeigt. Beide Figuren waren aus einem und demselben Blocke geschnitzt, hingen aber an der einen Seite zusammen. Die Frau sollte wohl ein Symbol der Fruchtbarkeit darstellen; darauf deutete eine dreifache Reihe von Brüsten hin. Beide Gottheiten waren mit Arm- u. Halsbändern von Glasperlen und Korallen geschmückt; vor und neben ihnen standen kleine Gefäße von rothem Thon, die noch halb mit Palmöl gefüllt waren; der in denselben liegende Docht war verkohlt. Repin hätte gern einige der kleineren Fetischgötzen mitgenommen; das hätte aber vielleicht üble Folgen nach sich gezogen, und er mußte sich damit begnügen, einige Skizzen zu zeichnen.

Am andern Morgen war die Luft klar und die Aussicht hübsch. Nach Norden hin sah man die ersten Stufen des Plateaus von Abomeh, zur Rechten und Linken dehnte sich die Lama mit ihrem Gestrüpp, ihren Zwergpalmen, Wasserpflanzen, Lagunen und Flußläufen aus. Vier Stunden von Toffoa liegt das Dorf Epueh, ein vielbesuchter Marktort, wo die aus dem Innern nach Whydah ziehenden Trägerkarawanen Rast halten. Weiter landein, im Dorfe Ackisabam liegt eine Finanzwache (Decimero, wie solch eine Zollstation von den Portugiesen in Whydah

genannt wird); hier erhebt der König von allen Ein- oder Ausfuhrwaaren eine Abgabe. Der Weg nach Cana führt eine Strecke weit durch mannshohes Guineagras; alle Gewässer müssen durchwatet werden; der Neger bauet keine Brücke und legt nicht einmal Baumstämme über einen Bach.

In Cana, das auch Calmina oder Camina genannt wird, empfing der Bürgermeister (Kabosir) die Fremden sehr höflich; auf des Königs Wunsch sollten sie den ganzen nächsten Tag dort verweilen. Die Stadt liegt auf derselben Hochebene wie Abomeh und gilt für die zweitwichtigste Stadt im Lande, obwohl sie viel weniger Einwohner als Whydah zählt. Aber sie ist die heilige Stadt und Residenz der höchsten Fetischpriester. Der König besitzt dort zwei sehr geräumige Wohnungen, welche einigen hundert Mann Soldaten als Kaserne dienen; er kommt in jedem Jahr an festbestimmten Tagen dorthin, um bei den Menschenopfern zugegen zu sein. Die Opferhütte liegt einer der Königswohnungen gegenüber und besteht aus gestampften Lehmwänden; diese sind mit Kalk beworfen und auf dem weißen Grunde sieht man rohe und plumpe Fresken, die mit rother Farbe aufgetragen worden sind, z. B. eine Schlange, welche einen ganzen Menschen verschlingt, Kaimans, ein europäisches Schiff und einen Priester, der ein großes Messer schwingt, während er einen vor ihm knieenden Mann am Schopfe gepackt hat, um den Kopf abzusäbeln.

Am folgenden Tage erschienen Abgesandte vom König Ghezo und brachten Branntwein. Die Fremden tranken auf die Gesundheit des schwarzen Potentaten, während aus allen eisernen Kanonen 21 Schüsse abgefeuert wurden. Bevor die Weiterreise angetreten wurde, mußten die Europäer aus ihren Hangmatten steigen, um vor dem Tempel der bösen Fetische vorüber zu gehen. Dieser Formalität kann sich der König selber nicht entziehen. Diese Hütte liegt in einem dichten, dunkeln Haine. Auf der Schwelle saß ein Priester, der unablässig eine Klapper bewegte und dabei Beschwörungen murmelte, um die Reisenden gegen den Einfluß böser, übelwollender Götter zu schützen. Von Cana nach Abomeh führt ein sehr breiter, guter Weg.

Abomeh hat einen Umfang von 12 bis 15 Miles, ist mit einem sehr breiten und tiefen Graben umzogen und die Umfassungsmauer von gestampftem Lehm etwa 20 Fuß hoch. Die Brücken an den vier Eingangsthüren sind leicht und können im Nothfalle rasch entfernt werden. Mehr als 30,000 Einwohner wird diese Hauptstadt von Dahome schwerlich aufweisen können. Die Straßen sind breit und leidlich sauber, aber wenig belebt; die Häuser sind alle von großen Hofräumen umgeben und diese von der Straße durch Lehmmauern abgeschlossen. Auf den großen Plätzen stehen prächtige, hohe Bäume. In der Mitte des geräumigsten Platzes sieht man ein kleines, unscheinbares Haus, dessen rundes Dach von hölzernen Säulen getragen wird. Das ist der Tempel für die Menschenopfer, in welchem namentlich Kriegsgefangene abgeschlachtet werden. An jenem Platze liegt auch des Königs Palast, wenn man diese Bezeichnung anwenden kann auf ein wirres Durcheinander von Hütten, zwischen welchen Hofräume und Gärten liegen. Dort wohnen die Frauen, die Kriegerinnen und die Sklaven, welche den König bedienen. Alle Wände bestehen aus Lehm, die Dächer aus Bambusstäben, und nur eine einzige Hütte kann ein Stockwerk über dem Erdgeschoß aufweisen. Dort verwahrt der König seine Schätze; alle Wände sind mit Kaurimuscheln, die auf Stränge gezogen werden, behängt. Besondere Gemächer hat der König nicht; er wohnt bald in dieser, bald in jener Hütte bei einer seiner Frauen. Das Ganze dieses Hüttenpalastes ist mit einer 15 bis 20 Fuß hohen Lehmmauer umzogen; in dieser befinden sich viele eiserne Haken und an denselben hängen Menschenköpfe; manche sind schon gebleicht, an anderen hängen noch Stücke verfaulten Fleisches, noch andere sind frisch, weil erst vor Kurzem vom Rumpf abgeschnitten. Neben den Eingangsthüren sah Repin mächtige Haufen von Elephantenknochen, wahrscheinlich Jagdtrophäen, die aber von den Eingebornen mit einer gewissen abergläubigen Furcht betrachtet werden.

Aus einer chinesischen Geographie.

Wir dürfen den Chinesen keinen Vorwurf daraus machen, daß sie von Europa und dessen Zuständen nicht viel Genaues wissen. Wie weit sind denn bei uns die Massen, der Mittelstand, und selbst ein großer Theil der sogenannten höher gebildeten Klassen in der Geographie und Völkerkunde, selbst in Betreff von Ländern unseres eigenen Erdtheils?

Der lebhaftere Verkehr mit Ostasien hat erst in unseren Tagen begonnen, und beide Theile lernen einander sehr allmälig näher kennen. Es stellt sich immer deutlicher heraus, daß es verschiedene große Civilisationskreise gibt, deren jeder seine volle Berechtigung hat, weil er aus den Eigenartigkeiten des Rassenelementes heraus entstanden ist. Eben deshalb wird man eine solche, in sich selber originale, dem Volkswesen durchaus angemessene, aus demselben hervorgearbeite Civilisation nicht durch eine beliebige andere ersetzen können. Die Chinesen lassen sich durchaus nicht in europäischer Weise ummodeln, sie werden Chinesen bleiben bis ans Ende aller Tage, und unser europäischer Hochmuthsdünkel, der unsere Anschauungen und Lebensformeln aller Welt aufbürden möchte, wird ihnen gegenüber nur sehr geringe Erfolge haben.

Wir finden an den weizengelben Bewohnern des Blumenreiches, welche reichlich ein Drittel der gesammten Erdbewohner ausmachen, sehr Vieles sonderbar und abstoßend. Aber auch das Umgekehrte ist der Fall; dem Chinesen kommt manches Europäische „ungeschickt und albern" vor.

Bei uns Europäern ist es hergebracht, daß man einem Gast zur Rechten einen Platz anweist; der Chinese sieht darin eine Barbarei, weil bei ihm die Ehrenseite zur Linken ist.

Ein weibliches Wesen mit unverkrüppelten Füßen galt für gemein und ohne Erziehung. Nach und nach haben jedoch einzelne Familien diese Verstümmelung in Ab-

gang kommen lassen, sie werden aber dafür von den „guten" Familien mit scheelen Augen betrachtet, etwa so wie bei uns solche, welche sich eine sogenannte Mißheirat zu schulden kommen lassen.

Der Chinese hat seine eigene Schrift, deren Zeichen auch die Nachbarvölker anwenden, um ihre Sprache zu schreiben. Daß nun in Europa civilisirte Völker sich derselben Buchstaben bedienen und doch nicht gleich auf den ersten Blick verstehen können, was mit denselben geschrieben worden ist, das kommt jedem chinesischen Gelehrten höchst wunderbar vor!

China hat viele Fabrikanten, welche falsche Nasen verfertigen, aber künstliche Zähne waren bis auf die jüngste Zeit unbekannt. Man versteht dagegen, alle Arten von Zahnschmerz augenblicklich zu entfernen. Der bekannte englische Unterhändler J. Bowring speiste einst bei einem vornehmen Mandarinen, und dieser zeigte ihm einen ganzen Kasten voll falscher Nasen, die sehr künstlich gearbeitet waren. Der Mann wechselte dieselben täglich einigemal; er setzte eine vor Tisch auf, eine andere nachdem er gespeist hatte, und Abends legte er eine dritte an.

Bisher haben, ganz im Gegensatze zu den geistig viel regsameren und gewandteren Japanern, die Chinesen noch wenige von unseren mechanischen Verbesserungen angenommen. Nur allein die Feuerspritze ist, in den großen Seestädten wenigstens, ziemlich allgemein in Gebrauch gekommen. Aber mit der Uhrmacherei haben sie sich noch nicht befreunden können, obwohl reiche Leute gewöhnlich zwei Uhren bei sich tragen. Unsere vervollkommneten Ackergeräthe werden noch immer von ihnen verschmäht, und bis jetzt haben sie kein Dampfschiff fertig gebracht, während die Japaner ihre Dampferflotte sich selber bauen.

Sie prägen auch heute noch keine Gold- und Silbermünzen, und die Webstühle, auf welchen sie ihre wunderbar schönen Zeuge herstellen, sind von ganz primitiver Art.

Dagegen geben sie uns in manchen Dingen etwas aufzurathen; sie verstehen z. B., das Kupfer stahlhart zu machen; sie stellen die herrlichsten Farben her, namentlich ein haltbares Grün aus Pflanzenstoffen. Den Buchdruck, die Holzschneidekunst, den Gebrauch des Kompasses, die Artillerie und noch manches Andere haben sie viel eher gehabt, als Europa. Lange, bevor es ein Christenthum gab, bereiteten sie schon Lumpenpapier; Geldanweisungen und Wechsel kannten sie, ehe man im Abendlande nur eine Ahnung von dergleichen hatte. Sie sind stolz auf eine Schriftsprache und eine Literatur, die weit über dreißig Jahrhunderte zählt; dagegen haben wir Europäer keine Literatursprache, die in ihrer jetzigen Gestalt über unser Mittelalter hinausreichte.

Ein Kulturvolk, natürlich ein eigenartiges, von uns europäisch-civilisirten Menschen grundverschieden, sind und bleiben die Chinesen. Wir nennen sie sonderbar; sie thun uns gegenüber ein Gleiches, und beide Theile haben recht. Es ist uns aber nicht zu verdenken, wenn manche chinesische Wunderlichkeiten unser Lächeln erregen. Als z. B. die Taïping-Rebellen mächtig waren und den Yang tse-kiang fast in dessen ganzer Länge beherrschten, begaben sich in der altberühmten Hauptstadt Nanking seltsame Dinge. Ein Theil der älteren jüdischen Bücher ist ins Chinesische übersetzt worden, und durch dieselben waren allerlei verwirrte Vorstellungen in die Köpfe der weizengelben Menschen gekommen. Auch was sie in den Büchern des Neuen Testamentes gelesen, hatte dazu beigetragen, manche seltsame Begriffe bei ihnen hervorzurufen. (Siehe „Globus" Bd. II, S. 105.) Einer von den Rebellenkönigen bezeichnete sich in seinem Amtstitel ganz bescheiden als: „Der heilige Geist, der da tröstet". Er verlangte Anerkennung dieses Titels von den Engländern; diese müßten ja in ihren heiligen Büchern gelesen haben, daß in denselben die künftige Erscheinung dieses heiligen Geistes verkündet werde; er sei nun dieser Tröster! Ein anderer der Rebellenkönige bezeichnete sich eben so bescheiden als den „jüngern Zwillingsbruder Jesu Christi". Er wußte ausführlich zu erzählen, daß er und Jesus einander häufig zu gegenseitigem Besuch einlüden; er, seinerseits, begebe sich gar nicht selten ins Paradies, in welchem sein „älterer himmlischer Zwillingsbruder" ihm seine Frauen und Kinder vorgestellt habe! Einst sei Jesus bei ihm in Nanking ausdrücklich zu dem Zweck erschienen, um ihm mitzutheilen, wie viele Bambushiebe eine der Frauen des Harems erhalten solle; sie hatte sich eine Unregelmäßigkeit zu schulden kommen lassen. Die Europäer wurden in Nanking als Koko, d. h. Brüder, bezeichnet, aber auch gefragt, ob sie Tribut mitgebracht hätten und die Herrschaft des Oberkönigs der Taïping über den ganzen Erdball anerkennen wollten!

Man sieht, wie roh und unverdauet solche halbeuropäische unverstandene Begriffe sind.

Der bekannte Sinologe Medhurst hat 1849 zu Schanghai die Uebersetzung einer chinesischen Geographie drucken lassen, die uns recht deutlich zeigen kann, welche Vorstellungen die Bewohner des Blumenreiches von ausländischen Völkern haben, oder erhalten. Verfasser des klassischen Buches ist ein Herr Wang taë laï, der längere Zeit im hinterindischen Archipelagus verweilt hatte. Nachstehend geben wir einige wörtliche Mittheilungen dieses chinesischen Strabo oder Karl Ritter: —

„Die europäischen Länder liegen außerhalb der Grenzmarken höherer Gesittung. Wenn sie jetzt sich einigermaßen dem Zustande nähern, in welchem sich bei uns die Dörfer des tiefen Binnenlandes befinden, so verdanken sie das lediglich dem wirksamen und kräftigen Einflusse, welcher von unserer (der chinesischen) erhabenen Regierung ausgeübt wird. Sie wandelt jene entlegenen und unbekannten Länder vermöge der ihr innewohnenden Kraft und Majestät zum Bessern um."

„Die Herrschaft über Europa ist getheilt zwischen den Holländern, der rothhaarigen Nation (Engländern) und den Franzosen."

„Die englische Nation ist sehr arm, aber mächtig; ihr Land hat eine günstige Lage; deshalb machen die Engländer häufig Angriffe auf andere Völker."

„Die Holländer sind einem Menschen vergleichbar, der sich die Ohren verstopft hat, während er eine Glocke stiehlt. Wenn man zu ihrer Beurtheilung den Maßstab der Vernunft anlegt, dann ergibt sich, daß sie kaum eine einzige der fünf Cardinaltugenden besitzen, also: des Wohlwollens, der Rechtschaffenheit, Weisheit, Wahrheitsliebe und des Rechtssinns. Bei ihnen unterdrückt der Große den Kleinen, er ist hochmüthig und habgierig. Wohlwollen ist bei ihnen gar nicht anzutreffen. Männer und Frauen trennen sich, haben aber Erlaubniß, einander wieder zu heiraten. Rechtschaffenheit fehlt ihnen ganz und gar; auch leben sie höchst ausschweifend und sinken ins Grab, ohne ihren Kindern etwas zu hinterlassen. Sie haben keine Weisheit und von Aufrichtigkeit nur ein ganz klein wenig."

„Die Franzosen sind lärmend und gewaltthätig. In ihrem sehr armen Lande wohnen nur wenige Kaufleute; deshalb kommen sie selten nach Batavia. Die Holländer müssen sich, wenn sie von den Engländern beleidigt werden, an die Franzosen um Hülfe wenden. Das Königreich

Frankreich ist sehr groß und stark bevölkert; deshalb fürchten die Engländer sich manchmal vor demselben."

„Die abhängigen Länder Europa's sind endlos durcheinander gemischt. Einige können, wenn sie näher bekannt sind, von Schiffen besucht werden; manche werden von den Holländern beherrscht. Dort leben die meisten Menschen in hohlen Bäumen und Erdlöchern; sie kennen den Gebrauch des Feuers nicht und gehen nackt umher oder doch nur dürftig bekleidet. Wer vermöchte sie alle genau zu kennen oder nähere Erkundigung über sie zu erlangen?"

Von Mekka sagt dieser wohlunterrichtete Geograph: „Die Mauern sind sehr hoch und der ganze Erdboden glitzert von Silber, Gold und köstlichen Edelsteinen. Diese Schätze werden von einhundert Geistern bewacht und können deshalb nicht geraubt werden. Die wahren Verehrer der Tugend dürfen nach Mekka gehen und dort den wirklichen Buddha verehren. Wenn sie dort einige Jahre lang fasten und nachher zurückkehren, haben sie Anspruch auf den Titel Lan Künn, Doktor. Dann besitzen sie die Gewalt, Geister auf die Erde herabzubringen, Ungeheuer zu bändigen, schädliche Einflüsse zu entfernen und Teufel zu besiegen."

Der Erdbeschreiber Wang taö laï weiß auch von dem Magnetmeere, Tze schi yang. In demselben sind so viele Magnete, daß ein Schiff, an welchem sich eiserne Nägel befinden, schon aus weiter Ferne angezogen wird und untergehen muß. Deshalb bedient man sich in jener Gegend statt der Nägel stets nur der Pflöcke aus Bambus.

„Bei Malakka gibt es ein Haï ma, einen Seehengst, der aus den Fluthen des Oceans emporsteigt, um eine Seestute zu verfolgen. Er hat eine glänzende, schwarze Haut, sehr langen Schweif und kann an einem Tage mehre hundert Meilen zurücklegen. Man sieht ihn aber nur selten und der Mensch hat keine Gewalt über ihn. Die Seestute ist unten im Meer an einem Felsen befestigt und zwar vermittelst eines Nabelstranges, der eine ungemeine Länge hat. Männchen und Weibchen sieht man oft beisammen; dieses ist gewißlich wahr. Die Holländer zahlen den Fischern eine große Summe für eine Seestute; diese kann aber nicht mehr lang leben, sobald sie von dem Nabelstrang entfernt ist. Von den Holländern wird sie in Spiritus gesetzt."

„Den fliegenden Kopf habe ich selber nicht gesehen, aber viel von ihm erzählen hören. Er ist bei Amboina sehr häufig und gleicht dem Kopf einer eingebornen Frau. Das Auge hat keine Pupille und kann im Dunkeln nicht sehen. Der Kopf fliegt umher, in die Häuser hinein und frißt dort menschliche Eingeweide. Wenn er aber etwas Saueres genießt, kann er die Augen nicht aufmachen. Er wird kein Unheil anrichten, wenn man ihn mit kleinen Leinwandstücken bewirft."

„Auch gibt es ein Thier, das einigermaßen einem Menschen ähnlich sieht; sein Mund reicht von einem Ohre bis zum andern. Allemal wenn es laut auflacht, erhebt sich ein fürchterlicher Sturm. Es wird Haï ki schang, d. h. Seepriester, genannt. Sobald es sich blicken läßt, ereignet sich bald nachher großes Unglück."

„Die Weï tan sind ein Schlag von Menschen, welche ein Hügelland bewohnen. Sie haben ein sehr häßliches Gesicht und tättowiren sich; ihre Schwänze sind 5 bis 6 Zoll lang; am Ende des Schwanzes sind immer einige starke Borsten. Diese Wilden verdingen sich manchmal als Matrosen und kommen nach Batavia; sobald man sie aber dort entdeckt, laufen sie weg oder verbergen sich. Wenn man sie trotzdem fängt, verändern sie ihr Aussehen und leisten heftigen Widerstand."

„Es gibt Fische, die so groß sind, daß sie ganze Schiffe verschlingen können. Ich selber habe einen Mörser gesehen, der zehn Scheffel Korn halten konnte und der aus dem Rückenwirbel eines solchen Fisches verfertigt worden war."

Einblicke in den osmanischen Orient.

Mesopotamien und Bagdad.

III.*)

Das feinere nordische Obst, der dem rheinischen Gewächs auffallend ähnelnde Wein von Hamadan und der dem spanischen verwandtere von Schiras werden, wie auch die Kartoffeln, von Persien eingeführt. Der bagdader Wein ist entweder syrupartig süß oder wird aus gekochten Rosinen spottschlecht bereitet.

Von den Hausthieren steht unstreitig das Pferd obenan. Ein kleiner Kopf mit gerader Stirn und Nase, weiten Nüstern, kleinen Ohren und feurigen großen Augen, ein glänzendes weiches Fell, seidenartige Mähne, ein hochgetragener voller Schweif, feine unbehaarte Fesseln, ein zierlicher Huf und ein eleganter Bau mit zartem schön gekrümmtem Halse kennzeichnen namentlich die Stute von edlem Blut. Große Thiere sind selten und werden ungemein geschätzt. Ein wirklich werthvolles Pferd ist nicht leicht aufzutreiben, und man muß oft monatelang mehre Roßkämme in Bewegung setzen, ehe man zu Kauf bekömmt, was man an Schönheit und Ebenmaß wünscht. Die höchsten Preise stellen sich für einen Hengst zu 10,000, für eine Stute zu 30,000 Piaster, doch gibt es auch ausnahmsweise berühmte Rosse, für welche selbst ein Beduinenschech dem andern 1000 Kameele, 10,000 Schafe und 100 Sklaven bietet. Die in der Stadt und nicht in der Wüste auferzogenen Pferde taugen nichts, weil sie in einem frühen Alter von lümmelhaften türkischen Seïs buglahm geritten werden. Der Handel mit Pferden ist nur gering. Es beruht auf einem auch unter den Türken allgemein verbreiteten Irrthum, daß in Bagdad die besten und billigsten Pferde anzutreffen seien. Im Gegentheil sind Thiere von derselben mittlern Güte in Anatolien, namentlich bei den

*) Vergl. Bd. X, S. 46 u. 110.

Türkmen, um zwei Dritttheile wohlfeiler als in Irak. Die Perser aber ziehen das kräftige turanische Streitroß dem arabischen, und nicht mit Unrecht, vor. Was man sonst von der Ausdauer und der eisernen Constitution eines arabischen Pferdes sagt, ist hier eine Fabel. Es verlangt, empfindlich wie es ist, eine außerordentliche Sorgfalt in Wartung und Pflege, oder es geht zu Grunde. Im Winter spaziert es auf der Weide ganz und gar bis auf den Boden in warme Teppiche gehüllt einher, Nachts und bei schlechter Witterung ruht es am besten Platze des Familienzeltes auf warmer Spreu. Bei einigen Stämmen erhält es gar kein Körnerfutter, sondern nebst dem Grase, das es abweidet, Datteln und Kameelmilch; endlich wird es nur zum Prunke und im Gefecht geritten. Gewöhnliche Gäule, wenn sie arbeiten oder marschiren müssen, werden zweimal täglich, am Morgen vor dem Aufbruch und am Abend nach der Ankunft zuerst getränkt und dann gefüttert und geputzt. Ihre Ration für 24 Stunden beträgt 7½ Pfund Gerste, und Häcksel nach Bedarf; Heu erhalten sie nicht, dafür läßt man sie zur Blutreinigung im Frühjahr einen bis zwei Monate grasen. Luxuspferde oder solche, die keine besonderen Anstrengungen auszustehen haben, müssen sich mit einer Ration täglich, die ihnen am Abend verabreicht wird, begnügen. Ein gut behandeltes Pferd, vorausgesetzt daß es allmälig eingewöhnt wird, legt Tag für Tag mit einem Reiter und zwei Sattelsäcken voll Gepäck zehn deutsche Meilen zurück.

Auch der arabische Esel ist ein nobles Thier. Schlichte Langohren mit grauem Fell und schwarzem Kreuz und kräftigere braune und schwarze aus Kurdistan bilden zwar die große Masse, aber dies Proletariat von 100 Piastern das Stück darf sich nicht mit dem weißen, leichtfüßigen Aristokraten aus dem Nedsched in eine Linie stellen. Der edle weiße Esel — denn es fehlt nicht an gemeinen — trägt wie das Pferd seinen Rassenamen. Er ist hoch von Gestalt, hat starke nervige Beine, einen großen Kopf, einen fetten Halskamm und eine feine empfindsame Haut mit glatten feinen Haaren von blendender Weiße. Beim Lauf, der dem des Pferdes wenig nachgibt, muß er seine langen Ohren nach vorne aufgerichtet tragen. Vorzügliche Thiere sind gleichfalls sehr selten und kosten wohl bis über 5000 Piaster. Sie dienen insbesondere den Damen als Zelter. Ein echter weißer Esel mit Sattel von karmoisinrothem Sammt und befranztem seidenem Zaumzeug von derselben Farbe ist der Stolz und die Freude einer bagdader Chattun. Der Paßgang mit seiner sanften Bewegung ist ihm eigen. Die untergeordneteren Thiere dienen dem Volk zu Ausflügen in die Umgegend als Droschken. Mit Trotteln und rasselnden Schellen behängt, zotteln sie, von einem barfüßigen magern Burschen angetrieben, an den Feiertagen nach allen Richtungen dahin und nehmen am Abend mit einer sehr frugalen Kost vorlieb. Nebenbei ist es der höchste Ehrgeiz eines Wasserträgers (Sakka), sich einen weißen Esel anzuschaffen; hat er dies Ziel erreicht, so blickt er mit hochmüthiger Geringschätzung auf seine minder glücklichen Kollegen hinab.

Die Maulthiere, obschon sie an Größe weder mit dem persischen noch mit dem spanischen verglichen werden können, sind, was Ausdauer, Schnelligkeit und Tragfähigkeit anbelangt, von vorzüglicher Güte. Mit einer Last von drei Centner, den sehr schweren Packsattel nicht mit eingerechnet, legen diese unermüdlichen, mäßig genährten Bastarde im Nothfall 20 türkische Wegstunden zurück. Kein Reitpferd, und wäre es noch so gut, kann es mit ihnen aushalten. Ihnen fällt hauptsächlich der Waarentransport zu, und nur gröbere Artikel, bei denen es keine Eile hat, werden durch Kameele befördert. Das klügste, mit mehren Glocken und Schellen behangene Thier schreitet gewöhnlich, schneller als ein Mensch auf der Reise geht, der Karawane voran und verliert auch in stockfinstrer Nacht in den weiten Ebenen, durch die Flüsse und Gebirge niemals den bekannten Pfad. Der mittlere Preis eines guten Maulthieres beträgt 100 bis 150 Thaler.

Von den Kameelen hegen die Nordländer im Durchschnitte eine viel zu gute Meinung. Das Schiff der Wüste ist ein Transportmittel, das der Kaufmann lieber vermeidet und nur dann benutzt, wenn er massenhafte Sendungen von Rohstoffen zu machen hat, wozu er die nöthigen Maulthiere nicht ohne eine bedeutende Erhöhung der Fracht auftreiben könnte. Der Einhöcker ist ein saumseliges, nur in der Ebene verwendbares Thier, das auch keine viel bedeutendere Last als jenes zu tragen vermag, dagegen täglich nicht einmal die halbe Distanz zurücklegt. Auf feuchtem schlüpferigen Boden kommen sie gar nicht vorwärts und unterliegen überdies, besonders durch Stiche giftiger Mücken, vielen tödtlichen Krankheiten. Seine Enthaltsamkeit ist in einem Lande, wo es weder an Wasser gebricht, noch die Gerste theuer ist, nicht hoch in Anschlag zu bringen. Mit ihm darf aber das zweihöckerige turkomanische Kameel nicht verwechselt werden. Das letztere ist ein kräftiges Thier, das die höchsten Gebirge ohne zu wanken übersteigt und in der heftigsten Kälte ausdauert. Nur die leidige Langsamkeit theilt es mit seinem Stammverwandten. Doch nicht alle Kameele sind langsam. Das Dromedar, ein lebhafter Einhöcker von schlanken Formen, mehr kleiner Gestalt und klugem Sinn, findet an ausdauernder Flüchtigkeit unter den Vierfüßlern seines Gleichen nicht. Im langgestreckten Trabe eilt es mit seinem Reiter durch die Steppe, und ehe man Zeit hat, die Schnelligkeit seines Ganges zu bewundern, ist es, wie ein Eisenbahnzug, am Horizonte verschwunden. Auf ihm beruht die Unangreifbarkeit des Beduinen. Die Strecke von Bagdad nach Damaskus durchmißt es, und noch dazu auf einem weiten Umwege, in sieben bis neun Tagen. Man benutzt es zur Beförderung der Briefpost zwischen den genannten Städten. Auch der Personenverkehr ist hier möglich, aber keineswegs rathsam, denn erstens ist die Tour, da es keine Stationen gibt, mit ungemeinen durch den eigenthümlichen Gang des Dromedars erhöhten Anstrengungen verbunden, zweitens kann man, wenn man nicht riskiren will von den Aunesi-Beduinen nackt ausgeplündert zu werden, nur einen schäbigen Anzug und weniges unscheinbares Gepäck mitnehmen; endlich ist die Fahrt viel kostspieliger als auf jedem andern Wege. — Die geschätztesten Dromedare, wie alle Hausthiere erster Qualität, stammen aus Nedsched, der bekannten arabischen Plateaulandschaft. — Zur Winterzeit, wenn die Wege schlüpferig sind und das karge Gras der mesopotamischen Steppe keine hinlängliche Nahrung mehr bietet, feiern gewöhnlich die Lastkameele und müssen sich kümmerlich von den vereinzelten Sodapflanzen der bagdader Wüste ernähren. Spekulanten kaufen sie dann auf und setzen sie, wenn es an Fleisch mangelt, zu guten Preisen an die Kameelschlächtereien wieder ab. Der Araber findet die Kost ganz nach seinem Geschmack und vielleicht übertrifft sie in jeder Beziehung die in Deutschland bereits eingebürgerten Leckerbissen aus Pferdefleisch. Das letztere würde der Mohammedaner durchaus wie eine Kannibalenmahlzeit betrachten.

Büffel sind nicht sehr zahlreich. Die vorhandenen werden weniger zum Feldbau als zur Gewinnung der Milch benutzt, ein Nahrungsmittel, das sich vorzüglich im sauern Zustande eines großen Verbrauchs erfreut. Die

Büffelkuh gibt eine reichliche fette Milch von gutem Geschmack. Hörner und Häute bilden einen lucrativen Ausfuhrartikel nach Persien und Anatolien.

Die Rinder, meist Zebus, gehören zu einem kümmerlichen Schlag, noch unansehnlicher als man sie in Deutschland im Hessischen und Nassauischen antrifft. Man verwendet sie als Zug-, doch zuweilen auch als Lastthiere. Ein Ochs trägt indeß nicht mehr als ein Esel. Die Rinder sind sehr mager und ihr Fleisch ist zähe und unschmackhaft. Ueberhaupt muß der Europäer bei seinem Eintritt in die Türkei dem Rind- und Kalbfleisch, auch oft dem Schweinefleisch gänzlich entsagen. Des Hammels ewige Gestalt schwebt seiner Tafel vor, und die einzige Abwechslung, die er sich erlauben kann, wäre etwa, was oft rathsam ist, ein feister Ziegenbock. Die Tödtung eines zugkräftigen Rindes däucht dem ackerbauenden Orientalen eine Sünde, weshalb er nur kranke, abgelebte und halbverhungerte Thiere schlachtet. Findet man doch selbst in Konstantinopel nur schlechtes Kuhfleisch. Eine arabische Kuh liefert kaum halb so viel Milch wie eine gute Schweizerziege.

Das den Westasiaten, vor allen aber den Nomaden, wichtigste Geschöpf ist unstreitig das Schaf. Nach dem Koran, glaub ich, wird es als die erste vierfüßige Creatur Gottes bezeichnet. Weite ebene Länderstrecken, wie Irak und Mesopotamiens grasreiche Flächen eignen sich besonders für seine Zucht, während die Ziege besser in den Wildnissen der Gebirge gedeiht. Für solche dem Ackerbau doch einmal, infolge des Mangels an Bevölkerung oder einer menschlichen Regierung verlorenen Länder kann man sich nichts Besseres denken, um den Boden nur einigermaßen zu verwerthen. Das arabische Schaf ist ein Fettschwänzer eigener Rasse, die von den Türken die karamanische genannt wird. Sein Fleisch hat einen widerwärtigen Beigeschmack, an den man sich aber wohl oder übel gewöhnen muß, weshalb Leute, die sich nicht an die Hörner stoßen, ihm die Mufflonziege, die gewöhnliche Asiens, vorziehen. Sein Fließ hinwieder ist vortrefflich und liefert eine reichliche Wolle von mittlerer Qualität, den Hauptexport der Euphratebenen. Sie könnte, wenn man ihr die Aufmerksamkeit, wie in England und namentlich in Deutschland widmen wollte, zweifelsohne die beste der Welt sein. Das Schaf würde, wie das Kameel, das Pferd und der Esel, seine höchste Veredlung in Arabien erreichen. Mir sind Wollenproben, den Merino- wie anderen Arten ähnliche, zu Gesicht gekommen, von denen Kenner behaupteten, daß sie an Feinheit und Seidenglanz alle ihnen bekannte Sorten bei weitem überträfen. Dies sind leider vereinzelte Beispiele. Statt die edleren Schafe abzusondern und besonders zu pflegen, und die roheren Rassen durch Kreuzung mit auserlesenen Zuchtwiddern zu verbessern, läßt man die Heerden durcheinander laufen und thut nicht das Geringste, um sie im Winter vor Hunger aus Mangel an Kräutern und vor den Einflüssen der rauhen Witterung zu schützen. Beide werden den Heerden ebenso verderblich wie ansteckende Krankheiten, gegen welche die Fatalitätslehre den Eigenthümern keine wirksamen Maßregeln zu treffen erlaubt. So sterben die Schafe in manchen Jahren massenhaft aus.

Die erwähnten Uebelstände sind indeß nur gering in Anschlag zu bringen im Vergleich mit den Verheerungen, welche das Steuersystem der Regierung anrichtet. Die den Heerden zufallenden Auflagen werden, wie alle sonstigen Einkünfte der Pforte, an habgierige, höchstbietende Spekulanten verpachtet, welche natürlich nur das eine Interesse haben: in Jahresfrist einen möglichst hohen Gewinn aus ihrem Pacht herauszuschlagen. Zu dem Ende bezahlen sie eine jener faulen, brutalen und gefräßigen, unter dem Namen Awniieh bekannten Horden von türkischen Baschibosuks und fallen mit diesem berittenen, prahlerisch bewaffneten Gesindel über ihre legitime Beute her. Nun geht es an ein Erpressen, Rauben, Verwüsten. Der Pächter stellt Forderungen für das Lamm im Mutterleibe, verlangt auf der Stelle, was, wie er weiß, unter dem Landvolk nicht immer zu finden ist, baares Geld, und nimmt in Ermanglung desselben die Schafe zu seinen Preisen in Beschlag. Unterdessen schwelgen seine Söldner und begehen außer der Vernichtung des Eigenthums noch andere abscheuliche Excesse. Kurz, wenn die Bande abzieht, ist der arme Schäfer so gut wie vollkommen ruinirt. Klagt er in Bagdad, so lachen ihn die bestochenen Richter entweder aus oder, was noch weit türkischer ist, sie bestellen ihn ein paar Jahr hindurch so lang auf morgen wieder, bis er die Geduld verliert und nicht mehr wiederkommt.

Dabei bleibt es nicht. Die freien Beduinen glauben die der Pforte zwangsweise unterworfenen Stämme als Feinde behandeln zu dürfen und plündern sie bis vor die Thore von Bagdad oft buchstäblich nackt aus, oder, wenn ihre Streifparteien dazu keine Zeit haben, entführen sie ihnen wenigstens ihre hauptsächlichste Erwerbsquelle: die Heerden. Dieselben Baschibosuks nun, welche so tapfer unter den gedrückten Fellahs bramarbasiren und aufräumen, möchten, offiziell zu ihrem Schutze ausgesendet, vor Angst in ein Mausloch kriechen, wenn sie auch nur auf Meilenferne den Schatten eines Beduinen erblicken. Gleichwohl stecken jene voll Flinten und Pistolen, und diese führen nichts als ihre lange Lanze mit dem Bambusschaft und vielleicht zum Ueberfluß eine Streitaxt oder Keule. Es gibt Beispiele, wo nahe an hundert zum Schutz einer Karawane bestimmte Awniieh vor einem Dutzend friedlich reisender Araber davongelaufen sind. Diejenigen ansässigen Stämme hingegen, welche den Türken nur einen Tribut entrichten, lassen sich nicht so geduldig wie die Fellah schinden, sondern greifen, wozu man sie oft, um sie zu unterwerfen, reizt, zu den Waffen. Zum Glück bieten ihnen die großen Sümpfe des Euphrat und Tigris eine uneinnehmbare Deckung, sonst wäre es mit ihrem Reisbau und ihrer Viehzucht bald für immer vorbei.

Der Wollhandel, welcher meist seinen Weg über Aleppo nach Marseille nimmt, wird durch arabische, oder chaldäische des Landes kundige Zwischenhändler betrieben. Diesen Leuten vertrauen die Kaufleute — Schweizer und Griechen vornehmlich — oft bedeutende Summen an; sie reisen in das Innere zu den verschiedenen Stämmen und strecken den Eigenthümern schon vor der Schur nach einem Ueberschlag, ohne Rücksicht auf Sorte und Farbe, die bedungene Geldsumme vor; natürlich in der Absicht, um von vorne herein eine etwaige Konkurrenz auszuschließen. Wie man sieht, beruht selbst in diesen Wildnissen der Handel lediglich auf dem Credit. Vieler Verlust ist jedoch mit diesen Transactionen verbunden, indem oft schlechte Waare einläuft und die Commissionäre zuweilen der ihnen anvertrauten Baarsummen beraubt werden. Man vertheilt daher wo möglich das Geld. Im Ganzen lohnt sich das Geschäft trotz aller Schwierigkeiten und Kosten! Wie ganz anders, wenn einmal die projektirte Bahn durch das Euphratthal zu Stande kommen sollte! An Dampfschiffe ist aus tausend Gründen nicht zu denken. Bis die Gesammtmasse der Wolle eingelaufen ist, wird sie in der Eile etwas sortirt und in den Chans von Bagdad untergebracht; sind dann die nöthigen Kameele gefunden, so bringt man die Säcke auf Eseln, je eine halbe Ladung, vor das Thor der Stadt. Nachdem man alle Vorbereitungen

gehörig getroffen, tritt die Karawane, oft zwei bis dreitausend Lastthiere stark, im Frühjahr ihren Marsch durch die von Gras und Kräutern üppig strotzende mesopotamische Prairie, Mossul sechs Stunden rechts liegen lassend, nach Aleppo an. — Der Maulthierweg führt über Kyffri und Kerkuk auf der linken Seite des Tigris durch Chaldäa. Die arabische Wolle ist auf dem Platz von Marseille aus eigensinniger Namensverwechslung als persische bekannt. Im Durchschnitt darf man wohl behaupten, daß der Wollhandel aus den oben angeführten, der Regierung allein zur Last zu legenden Ursachen, wodurch steigende Vertheuerung des Artikels hervorgerufen wird, immer mehr abnimmt.

Für den Eingebornen (was für alle Völkerschaften des türkischen Asiens gilt) hat die Mufflonziege mindestens denselben Werth wie das Schaf, indem nicht nur ihr Fleisch von dem gemeinen Mann dem des letztern vorgezogen, sondern auch ihre meist dunkelbraune Wolle allgemeiner zu Bekleidungsstoffen verarbeitet wird; dahin gehören vornehmlich: die Tunika der Fellahs, Mäntel, Teppiche und Zelte. Endlich ist die Ziege ausdauernder als das Schaf. Von beiden benutzt man die Milch zu Käse, einem weißen, salzharten, geschmacklosen Produkt, und zur Kochbutter, die, mit Dattelsyrup vermischt, in Schläuchen zu ziemlich hohen Preisen nach Bagdad gebracht wird. Frische Butter ist eine Seltenheit und allemal schlecht. Man bereitet sie, indem Weiber den Rahm der vorher gekochten Milch in einem halbgefüllten Ziegenschlauch kneten und schütteln, wodurch die Scheidung von den Molken, aber nicht so vollständig wie bei unserm Butterfaß, bewirkt wird. Gar mancher Händler verfälscht überdies sein Produkt mit dem unangenehmen Schwanzfett der Schafe. Lämmer und Zicklein gelten im Frühjahr als das Höchste der arabischen Feinschmeckerei.

Von dem Hausgeflügel verdienen nur die von den unserigen nicht unterschiedenen Hühner Erwähnung. Sie legen, gut gefüttert, fast das ganze Jahr hindurch Eier und brüten sehr fleißig. Eine hochbeinige weit weniger produktive Rasse ist seltener. Truthühner sind nicht immer zu haben und stehen im Vergleich mit anderen Ländern der Türkei hoch im Preis. Gänse und Enten gehören vollends zu den Ausnahmen, obschon sie ebenso gut wie wo anders gedeihen, aber ihr Fleisch ist wenig beliebt.

Zu anderen minder Nutzen gewährenden Thieren zählen die im Orient überall einheimischen, hier dem Schakal ähnlichen Straßenhunde, eckelhafte Schmarotzer, die sich, im Sommer ihrerseits mit zahllosen Zecken behangen, von Abfall und Aas nähren. Der Hund liebt den haut goût und greift seine Beute vorzugsweise am dritten Tage an; zuweilen scharrt er Leichen aus. Diese Bestien vertheilen eine Stadt unter sich in Distrikte und halten scharfe Wache, daß kein Marodeur sich auf fremdes Gebiet wage. Jeder Genossenschaft steht ein besonders kräftiger Köter als Häuptling vor, dem sein Stamm bei allen irdischen Genüssen den Vorrang läßt. Wehe dem Rebellen, der ohne seine Erlaubniß einen noch ungegohrenen Esel antastet! Auch beansprucht er das jus primae noctis. Seine Würde ist indeß nicht erblich und verliert sich mit der Kraft und dem Gebiß. Jagdhunde können die Hitze nicht vertragen und bleiben, wenn überhaupt, selten drei Sommer hindurch am Leben. Windhunde von der vortrefflichen kurdischen Rasse gibt es viele, und der Jagdliebhaber stellt sie an Werth mit den Pferden auf eine Linie. Mit ihnen hetzt man die Antilopen, doch es gelingt gewöhnlich nur die jüngeren dieser außerordentlich flüchtigen Thiere zu greifen. Oftmals kommt es zum Kampfe, wo dann die spitzen gemsenartigen Hörner der Böcke den Hund übel zurichten oder gar tödten.

Die Katzen stehen mit den Straßenhunden in einer Kategorie; während diese den Boden als ihre Domäne ansehen, hausen jene massenhaft auf den flachen Dächern als überlästiges Raubgesindel ohne Eigenthümer. Sie ernähren sich von Tauben, Sperlingen und von den guten Dingen, welche sie in Folge ihrer Klettergewandtheit in unbewachten oder schlecht verschlossenen Küchen und Vorrathskammern ergattern können. Eine heilige Scheu, hervorgegangen aus der Erzählung der Sunny, wonach der Prophet den Zipfel seines Mantels abgeschnitten habe, um seine Lieblingskatze nicht zu wecken, verhindert die Mohammedaner, Mittel gegen die Stadtplage zu ergreifen. Unterdessen ist das gut im Stand gehaltene Kloakensystem von Legionen von Ratten und Mäusen bevölkert, die glücklicherweise das Tageslicht scheuen. — Tauben werden fast nie gegessen, sondern dienen zur Belustigung junger Taugenichtse, die sie von der Terrasse, wo sie brüten, aufjagen und mit einem Wedel vom Rückfluge abscheuchen, um den Glanz ihrer Fittige und die schillernden Halsfedern im Sonnenlicht bei ihren Flugkreisen zu bewundern. Namentlich erfreuen sie sich an den Purzelbäumen, die eine Abart in der Luft schlägt. Die Noahtaube, ein größerer Vogel mit langem Schnabel, soll sich vorzüglich zur Briefträgerin eignen, wiewohl ich nie von einer praktischen Anwendung derselben etwas in Erfahrung bringen konnte. Fast in jedem Hause, wo sich ein Loch in dem untern Holzwerk des Daches findet, nisten Wildtauben, während die Turteltauben mehr die Vorsprünge am Hause und die im Hof stehenden Bäume liebt. Dieser Umstand erklärt die im alten Testament den Armen vorgeschriebenen Opfer von zwei jungen Tauben oder Turteltauben. Dem Orientalen sind beide so ziemlich heilig (haram), der Europäer aber thut wohl daran, wenigstens die eben flügge gewordene Brut in den Bereich seiner sonst so kärglich bestellten Tafel zu ziehen. Ihr unaufhörliches Gurren ist dem Einen eine idyllische, dem Andern eine unausstehliche Musik.

Einen charakteristischen Zug in dem Bilde Bagdads bilden unstreitig die ja auch in Norddeutschland so bekannten Störche. Dort wie hier, nur in noch weit bedeutenderer Anzahl, halten die hochbeinigen Langschnäbler im Frühjahr ihren Einzug und nisten auf der Bedachung der Windfänge, indem sie das Material zu ihrem Bau vorzugsweise aus dem Dorngesträuch zupfen, welches man oft auf den Scheidemauern der Häuser anbringt, um den Katzen den Uebergang zu erschweren. Ende Juli, wenn den Jungen die Schwingen erstarkt, entfliehen die Störche der grausamen Temperatur und ziehen in kühlere Gegenden. Während ihrer Anwesenheit hört man ein fortwährendes Klappern, Zischen und Flügelrauschen Tag und Nacht. Der Araber zollt dem ernsten Vogel denselben Respekt wie der niederdeutsche Bauer. Den Winter über hält sich der Storch wahrscheinlich in den großen Sümpfen des Landes auf; ich bin wenigstens im Februar einigen Exemplaren an den Wassergräben zwischen Kyffri und Kerkük begegnet.

Zu dem Gethier der Stadt, an dem alle Welt grade kein besonderes Gefallen findet, zählen die Schlangen. Es gibt deren in allen Häusern und eine Menge Abarten. Obschon einige eine Länge von 10 Fuß erreichen, so ist doch keine derselben giftig, gleichwohl werden sie von den Eingebornen überaus, doch mehr als böse Geister, wie als Schlangen gefürchtet. In Wahrheit stiften sie den größten Nutzen, indem sie der von den Katzen fast ungestörten Vermehrung der Ratten und Mäuse kräftig Einhalt thun; sehr

selten wird ein Küchlein oder eine junge Taube von ihnen mehr aus Mordlust wie aus Gefräßigkeit erwürgt. Die erstere Eigenschaft ist ja dem Ungeziefer gegenüber nur schätzenswerth. Die Harmlosigkeit der Schlangen in der Stadt schreiben die Bewohner dem Zauberspruche eines heiligen Imams zu, der gerührt von den vielen Unfällen, die früher vorgekommen, ihnen die Giftkraft genommen habe. Noch heute prahlen Derwische und andere Kerle, die als gefeit und mit geheimen Mächten im Bunde gelten wollen, vor dem Volk mit einer unglücklichen Schlange, die gar keine böse Absicht hat noch haben kann. Angesichts dieses Aberglaubens hält es schwer, sich eine Sammlung dieser interessanten Reptilien anzulegen.

Ein weit gefährlicherer und durchaus häufiger Bösewicht ist der meist flaschengrüne bis zu 4 Zoll heranwachsende, am Schweif mit krummem Giftstachel bewaffnete Skorpion. Am Tage versteckt er sich, bei Nacht aber bricht er mit zahlreichen Genossen, den Schweif auf den Rücken gelegt, mit rasselndem Panzer aus seinem Schlupfloch hervor und jagt nach Insekten. In der Dunkelheit ist es daher nicht rathsam im Hause herumzugehen und die Hand an die Mauern zu legen; selbst auf den Straßen schwärmen die giftigen Abenteurer. Sehr viele Personen werden von ihnen gestochen, doch sind die schlimmsten Folgen höchstens ein Fieberschauer; sofortige Anwendung von Ammoniakgeist verhütet weitere Beschwerden. In ganz Irak dagegen verrufen ist der gelbe Skorpion von Mendali, einer kleinen türkischen Grenzstadt auf dem Wege von Bagdad nach Kermanschah. Bei dem Ort befindet sich ein Platz, wo die Karawanen gewöhnlich lagern und auf demselben viel Spreu und schnell trocknenden Mist zurücklassen. In diesem Kehricht haust das gefürchtete Insekt und sticht, wenn es zufällig gedrückt wird, den einen oder andern sorglos schlafenden Knecht oder Pilger. Das Schlimmste ist, daß der Verletzte anfangs die Wunde gar nicht bemerkt; erklärt sich aber das Gift, so ist es gewöhnlich zu spät und er muß ohne Rettung sterben. Selbst größere Thiere fallen dem kleinen Mörder zum Opfer. Trotz einer so grausamen sich jährlich mehrmals wiederholenden Erfahrung fällt es keinem Menschen ein, den erwähnten Schutt zusammenzuschaufeln und zu verbrennen; nein — wo gestern Einer ums Leben gekommen, legt sich morgen ein Anderer mit dem unerschütterlichen Glauben an sein Verhängniß schlafen. Hierbei ist wahrlich nichts zu bewundern; denn hinter der Fatalität versteckt sich ein anderer Götze, dem man eigentlich huldigt: die Faulheit.

Hornissen überschwärmen in manchen Jahren die Stadt, doch trägt ein schöner grüner Vogel mit langem gelben Schnabel viel zu ihrer Vertilgung bei. In ungeheuerer höchst lästiger Menge finden sich im Frühjahr und den ganzen Sommer hindurch die Stubenfliegen ein und wachsen oft zu einer wahren Landplage an; jeder Bissen im Munde wird Einem von dem leidigen Geschmeiß bestritten. Um vor ihm Ruhe zu haben und gleichzeitig Kühlung zu geben, müssen während der Mahlzeit Diener beständig fächeln. Leider sind ihre natürlichen Gegner, die Spinnen, Schlupfwespen und großen Bremsen, allzu sehr in der Minderzahl; auch kein Vogel hält sie für besonders lecker. Nicht minder lästig bewähren sich die Schnacken und Mücken, worunter auch die fast unsichtbare Sandfliege, und wiewohl sie nicht in so enormer Anzahl wie etwa in den Niederungen der Guyana auftreten, sind sie immerhin ein Schlaf und Ruhe verscheuchendes Ungeziefer. Zu einer gewissen Jahreszeit hat man nur zwischen ihnen und einer erstickenden Hitze unter dem noch so feinen Mosquitonetze die Wahl; nach einigen qualvollen Nächten flüchtet man sich dann gewöhnlich auf die Terrasse. Ihre Feinde sind am Tage die Schwalben, in der Nacht die sehr zahlreich schwärmenden Fledermäuse. Kakerlaken gibt es, Wanzen fehlen ganz, um so vielfältiger sind dagegen die Flöhe vertreten, und den haarreichen Häuptern der wohlhabendsten eingebornen Damen fehlen bekannte stille Einsiedler ebensowenig wie den Kleidern ihres Gatten. — Ein harmloses Hausreptil darf ich nicht vergessen, nämlich den Geko, eine hellgelbe bis weiße kleine Eidechse, die den Tag über unbeweglich an den Stubenwänden sitzt und Nachts auf den Insektenfang ausgeht. Charakteristisch ist der eigenthümliche schwache nicht unmelodische Ton, den sie bisweilen von sich gibt und die Geschicklichkeit, mit der sie, wie eine Fliege, an glatten Plafonds hinläuft.

Stadt Steyer.

Studie von **Dr. Friedrich Brinkmann.**

III.

Das Gewerbsleben der Stadt und seine geschichtliche Entwicklung.

Es wurde schon oben gesagt, daß der Anfang der Stadt in der Erbauung der Burg durch das Geschlecht der Ottokare zu suchen ist. Es war dies aber mehr die äußere Veranlassung ihres Entstehens, als der innere Grund. Wenngleich jene Burg und die Hofhaltung der Markgrafen gewiß viele Handwerker und Kaufleute herbeizog und die Ansiedelung manches adeligen Hauses in der unmittelbaren Nähe veranlaßte, so läßt sich doch mit Bestimmtheit behaupten, daß, wenn auch die Burg nicht hier gestanden hätte, dennoch genau an dieser Stelle ein städtisches Gemeinwesen entstanden wäre. Steyer ist mit innerer Nothwendigkeit aus der Natur seiner näheren und ferneren Umgebung hervorgewachsen.

Die unzerstörbare Wurzel, woraus alle seine Gewerbe und sein Handel hervorgewachsen sind, und die nach allen herben Verlusten ihm rasch wieder neue Lebenskräfte zuführte, liegt tief in den Bergen des nach ihm benannten Landes, dessen Hauptstadt es einst war, der Steyermark, versteckt. Es ist das Eisen der Steyermark.

So weit die Geschichte dieses Landes in das Alterthum hinauf verfolgt werden kann, finden sich auch Spuren der

Eisenindustrie. Schon bei den Römern war das steyermärkische Eisen, das norische, wie sie es nannten (ensis Noricus), als das beste berühmt, noch ehe sie das Land besaßen, als noch die Kelten es inne hatten, die bekanntlich in der Gewinnung und Bearbeitung der Metalle sehr geschickt waren. So lange die Römer die Herren des Landes waren (seit dem J. 15 n. Chr.) wurde die Eisenindustrie eifrig fortbetrieben. Die Wirren der Völkerwanderung aber, insbesondere die verheerenden Streifzüge der Avaren, brachten eine so völlige Unterbrechung aller friedlichen Gewerbthätigkeit mit sich, daß das Andenken dieser alten berühmten Eisenbergwerke völlig verloren ging, und sie später von Neuem wieder entdeckt werden mußten. Dies Verdienst gebührt den Slaven (Winden), welche nach den Avaren lange Zeit im Besitze des Landes waren (daher der alte Name die „Windische Mark") und in manchem noch geltenden Ortsnamen (z. B. Windisch-Garsten) ihr Andenken erhalten haben.

Vor allen metallhaltigen Bergen Steyermarks zeichnet sich aber durch die Menge und Gediegenheit, in der das Eisen vorkommt, der im nördlichen Theile des Landes, etwa in der Mitte zwischen Hieslau und Leoben liegende Erzberg aus. Er besteht durch und durch aus Eisenstein, und dazu ist er größtentheils so rein und liegt so offen zu Tage, daß er ohne eigentlichen Bergbau weggebrochen werden kann. Der Segen, welcher sich an die Verarbeitung dieses Eisensteins und den Vertrieb der so mannigfaltigen daraus gewonnenen Gegenstände knüpfte, mußte aber naturgemäß denjenigen Gegenden besonders zu Theil werden, welche an den beiden Flüssen liegen, die in geringer Entfernung vom Erzberge vorbeifließen, der Muhr im Süden, der Enns im Norden. Es waren dies die beiden großen nach Norden und Süden weisenden Straßen, auf denen das Erz abgeführt werden mußte, um durch viele tausend geschäftiger Hände hindurchzugehn und zu Werkzeugen der Kultur verarbeitet zu werden. Das nördliche Steyermark und Oberösterreich waren die natürlichen Verarbeitungsgebiete des Eisens des Erzberges.

Was aber Oberösterreich insbesondere betrifft, so war es wieder ebenso nothwendig, daß gerade in der Gegend von Steyer die Eisenindustrie ihren Höhepunkt und Mittelpunkt fand. Denn wegen seiner Lage am Vereinigungspunkte der Steyer mit der Enns konnte es aus den großen Waldungen, die beide durchfließen, besonders reichlich mit Flößholz versorgt werden, und was noch wichtiger ist, während die Enns zu groß ist und einen zu heftigen Strom hat, als daß sie zur Anlage von Eisenhämmern und sonstigen Eisenwerken benutzt werden könnte, eignet sich die kleinere und ruhigere Steyer vortrefflich dazu. Die Entfernung der Stadt von der Einmündung der Enns in die Donau beträgt aber kaum drei Meilen. Die hier gewonnenen und aus der Umgegend zusammenströmenden Eisenwaaren können daher mit Leichtigkeit von hier nach der Donau und in den Welthandel gebracht werden, und so war Steyer durch seine Lage ebensowohl zum Mittelpunkte des Eisenhandels als der Eisenindustrie Oberösterreichs berufen.

In echt mittelalterlicher Weise suchten nun aber die Landesherren noch durch allerlei künstliche Mittel, durch Ertheilung von Privilegien an die Stadt und durch willkürliche Beschränkung anderer Städte das Wachsthum und den Wohlstand Steyers zu fördern. So hatte dieses schon seit alten Zeiten das Privilegium, daß alles Eisen, welches aus Steyermark nach Oesterreich ausgeführt wurde, nach Steyer gebracht und dort den Bürgern drei Tage lang zu einem von zwei unbescholtenen Männern festgesetzten Preise feilgeboten werden mußte. Nur das, was in dieser Weise nicht verkauft werden konnte, durfte weiter gebracht und anderswo verkauft werden. Dasselbe Recht hatten die Bürger in Bezug auf das Holz, welches durch die Stadt kam, und das Eine wie das Andere wurde in dem sogenannten großen Privilegium, welches Albrecht I. im Jahre 1287 ihnen gab, bestätigt. Durch dieses Vorkaufsrecht hatten sie die ganze Eisenindustrie und den Holzhandel auf der Enns und der Steyer in ihrer Hand. Um ferner ihren aus dem Eisenhandel hervorgegangenen Handel mit anderen Waaren, namentlich mit sogenannten venetianischen Waaren recht emporzubringen, bestand seit alten Zeiten das Verbot, daß außer den Steyrern Niemanden als den Bürgern von Linz, Enns, Gmunden und Freistatt erlaubt sein sollte, auf dem nächsten Wege über Klaus und den Pyrrhnpaß nach Venedig zu fahren. Besonders scharfe Verordnungen waren aber gegen die Bürger des nur wenige Meilen von Steyer entfernten Waidhofen erlassen, um ihnen alle Konkurrenz mit Steyer unmöglich zu machen. — Bei dieser großen Gunst der Lage und der Gewalthaber ist es nicht zu verwundern, daß Steyer sehr früh eine der bedeutendsten Industrie- und Handelsstädte Oesterreichs wurde, und seine auf so festem und altem Grunde ruhende Thätigkeit nach allen noch so harten Geschicken sich immer rasch aufzuraffen und den verlornen Wohlstand wieder zu schaffen vermochte. Die weiteren mannigfaltigen Wechselfälle können wir hier nicht genauer verfolgen und wollen nur noch bemerken, daß gleich nach den Religionskriegen, etwa in den Jahren 1630 bis 1670, und nach den Kriegen mit Frankreich zu Anfang dieses Jahrhunderts, ums Jahr 1820, der Wohlstand der Stadt am meisten darniederlag. Auch jetzt hört man wieder mancherlei Klagen. Namentlich sollen die Sensenschmiede seit mehren Jahren bedeutend weniger als sonst absetzen und die Ausfuhr nach Rußland, Polen, Amerika und Frankreich sehr ins Stocken gerathen sein. Indessen treffen diese Uebelstände bis jetzt mehr die kleineren Orte Oberösterreichs (z. B. Scharnstein im Almthale) als Steyer selbst. Dieses ist noch immer die lebhafteste Stadt Oberösterreichs, es übertrifft in dieser Beziehung sogar die Landeshauptstadt Linz, und seine schmucken Häuser tragen durchschnittlich das Gepräge von Wohlhabenheit.

Folgendes ist eine kleine Uebersicht über den jetzigen Bestand der hiesigen Eisenindustrie. Am zahlreichsten sind und waren von jeher die Messerschmiede (60 im Jahre 1840), dann kommen die Ahlschmiede (19), die Nagel- und Zweckschmiede (20), die Feilenhauer (14), die Klingenschmiede (10), die Scheermesserer (12), die Schleifer (9), die Zirkelschmiede (4), die Zeugschmiede (4) u. s. w. Von den 23 Handlungen beschäftigen sich 9 blos mit dem Vertrieb der Eisenwaaren. Die meisten Schmiede wohnen in dem lang an der Steyer sich hinstreckenden Steyerdorf. Gar keine sind in der eigentlichen Stadt. Hier sind nur die Handlungen. Die Seelenzahl der Stadt mit den Vorstädten beläuft sich auf ungefähr 11,000.

Hervorgehoben muß noch werden, daß neben der Eisenindustrie und dem Eisenhandel noch eine Menge anderer kleiner Gewerbe hier blühen, die einen nicht unbeträchtlichen Theil ihrer Erzeugnisse an die überaus zahlreich hierher kommenden Landleute absetzen, da Steyer der Markt für einen sehr großen Bezirk ist, an Markttagen alle Straßen der Stadt von Landvolk wimmeln und selbst der außerordentlich große Marktplatz für das Gedränge von Wagen und Menschen zu klein zu sein scheint. —

Aus Samuel White Bakers Reise in die Region der Nilquellen.

I.

Samuel Baker als Reisender. — Schilderung von Chartum. — Traurige Zustände im ägyptischen Sudan. — Der Handel auf dem Weißen Nil und dessen Betrieb. — Die Razzias beim Elfenbeinhandel. — Methode beim Sklavenraube. — Die öde Uferlandschaft am Weißen Nil. — Verkehr mit den Nuehrnegern; die eiserne Leopardenkralle. — Delikatesse aus Hippopotamusfleisch. — Die Kytschneger und ihr trauriger Zustand. — Die österreichische Mission zum heiligen Kreuz und ihre Erfolglosigkeit. — Ankunft in Gondokoro. — Die Sklavenhändler und die Barineger. — Speke's und Grants Ankunft. — Instruktionen für Bakers Reise nach der Seeregion. — Abreise von Gondokoro.

Männer von Bakers Schlage sind selten. Wir finden bei ihm einen ausdauernden Muth, der auch vor dem Schwierigsten nicht zurückbebt, und in Verhältnissen, welche sich als geradezu hoffnungslos darstellen, bewahrt er sich seine Zuversicht auf günstigen Erfolg. Er hat sich ein großes Ziel gesteckt und das will er um jeden Preis erreichen; es ist sein Vorsatz, den Luta Nzige-See zu erforschen und ausfindig zu machen, in welchem Verhältnisse der aus Speke's Victoria Nyanza-See abfließende Strom zu jenem steht, welcher aus jenem Luta Nzige abfließt; er setzt Alles daran, diesen Punkt festzustellen. Keine von den vielen Gefahren, welche in dem urwilden und ganz barbarischen Lande der Schwarzen ihm entgegenstarren, hat er sich verhehlt, er weiß, was ihm bevorsteht, aber er schreckt davor nicht zurück. Wir finden in ihm einen vollendeten Mann mit klugem Kopf und klarem Blicke, mit einer geradezu preiswürdigen Begeisterung für die Wissenschaft, mit dem nicht zu beugenden Willen, ein großes Problem zu lösen. Und bei aller Energie tritt stets das Reinmenschliche in ihm hervor. Ein erhöhtes Interesse gewinnt seine Reise noch dadurch, daß seine jugendliche Gemahlin ihn begleitete und alle Beschwerden und Entbehrungen mit wahrhaft tapferm Geist ertrug.

Wir möchten Baker unter die gesunden Reisenden rechnen und ihn neben den vortrefflichen Richard Burton stellen, den Entdecker des Tanganyika-Sees. Welch ein Gegensatz zwischen dem körnigen Baker, der innerlich durch und durch frei ist und einfach und klar schildert, was er beobachtete, und Livingstone, der zwar an Muth und Ausdauer hinter ihm nicht zurücksteht, aber wenig gebildet, unwissenschaftlich und dogmatisch voreingenommen, stets nach dem englischen Missionspublikum der Exeterhalle hinblickt und sich für eine unbefangene, wissenschaftliche Auffassung der Dinge geradezu unfähig zeigt. Der Missionär Livingstone idealisirt die wilden Barbaren, der Forschungsreisende schildert einfach, was er gesehen und erlebt; jener gefällt sich in pseudophilanthropischen Gemeinplätzen und oftmals in sinnlosen Reflexionen; dieser gibt der Prosa des gesunden Menschenverstandes die Ehre, sucht die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, liebängelt nach keiner Seite hin und schreibt einfach, aber vortrefflich und im hohen Grad anziehend.*)

Am 15. April 1861 verließ er mit seiner Frau Kairo und ging zunächst auf ein Jahr nach dem nördlichen Abyssinien und dessen Grenzländern, um sich in der arabischen Sprache zu vervollkommnen und nicht ferner von einem Dolmetscher abhängig zu sein. Am 11. Juni 1862 war er in Chartum. Dort gewann er einen tiefen Einblick in die türkisch-ägyptische Mißwirthschaft.

Die „Hauptstadt des ägyptischen Sudân", 15° 29' nördl. Br., liegt bekanntlich auf der Landspitze zwischen dem Blauen und dem Weißen Nil. Armseliger, schmutziger und ungesunder kann keine Stadt sein; so weit das Auge reicht, erblickt man nur Sandwüste. Die Häuser bestehen zumeist aus ungebrannten Backsteinen, und bei Hochwasser werden die Straßen manchmal unter Wasser gesetzt. Obwohl 30,000 Menschen dichtgedrängt beisammen wohnen, fehlen doch Gossen und Abzugskanäle, der üble Geruch ist pestilenzialisch; gefallene Thiere bleiben liegen; Alles ist abscheulich. Einige wenige rechtschaffene Handelshäuser sind vorhanden, Deutsche, Franzosen und Italiener; die Gesammtzahl der Europäer betrug nur etwa 30 Köpfe. Abgesehen von den Schwarzen, welche die Hauptmasse der Bevölkerung bilden, wohnen in Chartum auch Griechen, Syrer, Kopten, Türken, Armenier, Araber und Aegypter.

Baker schildert die schlechte Regierung des Generalgouverneurs Musa Pascha; wir wollen aber nicht näher darauf eingehen. Alles faßt sich zusammen in den Worten: „Elende Verwaltung, Monopol, Erpressung, Druck; the Turk never improves".

„Der ägyptische Sudân bietet den Anblick eines allgemeinen Elendes dar; er hat auch nicht einen einzigen Anziehungspunkt, welcher den Europäer entschädigen könnte für das pestilenzialische Klima und die brutale Barbarei. Ein Fremder wird es für die größte Thorheit erklären, daß die ägyptische Regierung ein Land behält, das ihr keinen Nutzen und keinen Vortheil bringt; die Einnahmen sind, trotz des Steuerdrucks, viel geringer als die Ausgaben. Dieser Sudân ist weit von der Seeküste entfernt und von Wüsteneien umschlossen; der Transport der Waaren ist so schwierig und theuer, daß ein ausgedehnter und beträchtlicher Handelsverkehr gar nicht stattfinden kann. Den wichtigsten Artikel bildet das Gummi, und von diesem kommt die beste Art aus Kordofan; andere Exportwaaren sind Senna, Häute und Elfenbein. Sie müssen sämmtlich auf Kameelen transportirt werden, denn durch die Nilkatarakten zwischen Assuan und Chartum ist die Stromschifffahrt sehr lästig. Häufig leidet das Land unter anhaltender Dürre; dann sterben Rindvieh und Kameele aus Mangel an Weide in großer Menge hinweg, es fehlt an Transportthieren, und aller Handel stockt. Unter so bewandten Umständen ist der Sudân ganz werthlos und er hat nicht einmal politische Wichtigkeit. Aber die Aegypter halten ihn fest, weil er Sklaven liefert."

„Ohne den Handel auf dem Weißen Nil würde Chartum sofort in völligen Verfall gerathen, und dieser ganze Handel besteht in Raub und Mord. Der Charakter der Chartumer ist weltberüchtigt. Das Elfenbein,

*) The Albert Nyanza, the great basin of the Nile and explorations of the Nile sources; by Samuel White Baker, gold medallist of the royal geographical society. London 1866, 2 Bände mit Illustrationen und 2 Karten.

welches sie vom Weißen Nil her erhalten, beträgt im Jahre den Werth von höchstens 300,000 Thalern."

Dieser schnöde Handel wird betrieben von Syrern, Kopten, Türken, Circassiern und auch einigen Europäern.

Geld ist im ganzen Sudân selten und der Zinsfuß so exorbitant, daß er von 66 bis 80 Procent beträgt. Somit ist er ein Hinderniß für jedes rechtschaffene Handelsunternehmen; aber der gewissenlose Spekulant borgt dazu Geld, und eine erfolgreiche Expedition auf dem Weißen Nil hält ihn schadlos. Es gibt zwei Klassen solcher „Nil-Handelsleute"; die eine besitzt Kapital, die andere ist ohne alle Habe, beide befolgen jedoch dasselbe System.

Ein Spekulant borgt Geld auf und verpflichtet sich, dem Darleiher die Summe in der Art zu bezahlen, daß er ihm für den Betrag eine Quantität Elfenbein für die Hälfte des Marktpreises überläßt. Dann miethet er einige Schiffe und 100 bis 300 Leute, zumeist Araber und Taugenichtse, die aus entfernten Gegenden nach Chartum geflohen sind. Er kauft Gewehre, Schiffsbedarf und einige Centner Glasperlen; seinen Leuten zahlt er den Lohn für fünf Monate im Voraus und zwar so, daß sie für den Monat 45 Piaster, das sind 3 deutsche Thaler, erhalten. Für jeden Monat mehr bekommt der Mann 80 Piaster. Die Vorschüsse bezieht er theils baar, theils in Baumwollenzeug zu hohem Preise. Jeder hat ein Blatt Papier, auf welchem der Schreiber der Expedition vermerkt, was jener an Geld oder Waare bekommen hat. Die Schiffe fahren im Dezember ab, landen dann an einer geeigneten Stelle, und die Mannschaft begibt sich ins Innere nach dem Dorf eines Negerhäuptlings, mit dem sie in Verbindung treten. Er verbündet sich mit denselben gegen einen Nachbar, mit welchem er in Fehde liegt, und man verabredet einen Ueberfall, der gewöhnlich eine halbe Stunde vor Tagesanbruch ausgeführt wird, wenn die Leute im Dorfe noch schlafen. Man steckt die Grashütten in Brand und feuert nach allen Richtungen in dieselben hinein. Die Unglücklichen suchen sich aus den Flammen zu retten und wollen entfliehen, aber die Männer werden, wie das Wild auf einer Treibjagd, niedergeschossen, während man Weiber und Kinder gefangen nimmt. Man bindet sie vermittelst der Scheba, einer Stange mit einer Gabel, aneinander, in welche der Kopf hineinpaßt; die Arme werden vorne an die Stange gebunden und die Kinder mit Stricken an den Müttern befestigt. So bilden sie eine lange, lebendige Kette und werden, mitsammt dem geraubten Rindvieh, nach den Schiffen getrieben.

Auf solche Weise nimmt das Geschäft seinen Anfang. Es versteht sich von selbst, daß das ganze Dorf ausgeplündert wird. Man wühlt den Fußboden in den Hütten auf, um nach Elfenbein zu suchen und nach eisernen Hacken, welche einen Hauptreichthum der Neger bilden; die Getreidespeicher werden zerstört und die Arm- und Beinknochen der Erschlagenen abgehauen, damit man die Eisen- und Kupferringe, welche als Zierrath dienen, bequem ablösen kann. Dergestalt mit Beute beladen, ziehen die „Kaufleute" in das Dorf des verbündeten Häuptlings ein, und dieser ist ganz entzückt, daß sein Feind gezüchtigt worden ist. Ohnehin bekommt er vielleicht 30 bis 40 Stück Vieh und ein junges Mädchen für seinen Harem.

Dann nimmt die Sache ihren weitern Fortgang. Der Negerhäuptling möchte gern noch mehr Vieh haben, und die Kaufleute haben wohl an 1500 Stück oder mehr erbeutet. Wer nun Elfenbein bringt, kann Vieh bekommen, etwa so, daß man ihm eine Kuh für einen Zahn gibt. Da dieselbe Nichts gekostet hat, so bringt das Geschäft natürlich Profit. Der Handel wird lebhaft, es müssen aber einige Bräuche beobachtet werden, die am Weißen Nil herkömmlich geworden sind. Die Sklaven und zwei Drittel des geraubten Viehes gehören dem Unternehmer, auf dessen Risico die Expedition unternommen wurde; ein Drittel kommt seinen Leuten zu gute. Die Sklaven werden demnach unter diese vertheilt und dann öffentlich versteigert, so daß jeder nach Belieben kaufen mag. Der Betrag wird auf dem oben erwähnten Papiere (Serki) angemerkt und gegen Lohn gutgeschrieben. Dabei bedient sich jedoch der Schreiber einer Fälschung, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, die ja folgen könnten, wenn das Papier in die Hände eines europäischen Consuls gelangte. Man rechnet z. B. den Sklaven zu 1000 Piaster, sagt aber davon kein Wort in der Rechnung, sondern notirt statt dessen einen fingirten Empfang von: Seife 50 Piaster, Tarbusch 100, Branntwein 500, Schuhe 200, Baumwollenzeug 150. Die Leute treiben dann mit ihren Sklaven einen Handel unter sich hin und her; Einige werden wohl von ihren Verwandten gegen Elfenbein ausgelöst; wer zu entrinnen versucht, wird unbarmherzig gepeitscht oder auch wohl, damit ein Exempel statuirt werde, erschossen oder aufgehängt.

Solch eine Razzia hat im weitern Verlaufe gewöhnlich eine Fehde mit dem verbündeten Häuptling im Gefolge, der dann seinerseits ausgeplündert, auch wohl ermordet wird. Man nimmt dann sein Vieh, seine Weiber und Kinder als gute Beute mit.

Eine Partie von 150 Leuten hat eine gute Saison, wenn sie etwa 20,000 Pfund Elfenbein nach Chartum bringt. Dort ist die Waare etwa 28,000 Thaler werth. Die Leute werden in Sklaven bezahlt, die nichts gekostet haben, und der Unternehmer behält seinerseits gewöhnlich 400 bis 500 Sklaven, die einen Marktpreis von 5 bis 6 Pfund Sterling, also 35 bis 40 Thalern haben.

Man packt die geraubten Menschen in Boote, und ein Theil der Leute des Unternehmers bringt dieselben nilabwärts, während der andere Theil oben bleibt und ein Lager bildet. Von demselben aus wird weit und breit umher geplündert und massakrirt und der Sklavenfang betrieben, bis im nächsten Jahre der Unternehmer mit Schiffen wieder von Chartum heraufkommt, um auch diese Beute in Empfang zu nehmen. Die Sklaven landet er an einer Stelle, die allemal einige Tagereisen von Chartum entfernt liegt; dort finden sich Agenten und Käufer ein, zumeist Araber, und bezahlen die Waare mit baarem Gelde. Diese treiben die Sklaven nach verschiedenen Gegenden, z. B. nach Sennâr, wo Zwischenhändler sind, welche den Weiterverkauf an die Araber und Türken besorgen. Manche werden nach Häfen am Rothen Meer, namentlich Suakim und Massawah gebracht und dort nach Arabien oder Persien verschifft. Auch geht ein Theil bis nach Kairo.

Man sieht, in welcher Weise der biedere Elfenbeinhändler ein profitables Geschäft macht, und daß er wohl im Stande ist, die aufgeborgte Summe zurückzuzahlen.

Seit 1864 sind zeitweilig diesem abscheulichen Handel am obern Nil einige Schranken gesetzt worden, weil die europäischen Mächte ein ernstes Wort darein geredet haben, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß der alte Unfug wieder einreißen werde.

Baker wollte zunächst nach Gondokoro, dem Punkt also, bis wohin der Weiße Nil schiffbar ist, und das 45 bis 50 Tagereisen von Chartum entfernt liegt. Er hatte als Bedeckung 45 Bewaffnete nöthig, sodann 40 Bootsleute, mehre Diener, im Ganzen 96 Leute, miethete 3 Schiffe und

versorgte sich mit dem erforderlichen Proviant. Als Transportthiere hatte er 21 Esel, 4 Kameele und 4 Pferde, und bei der gesammten Ausrüstung überwachte er mit großer, praktischer Umsicht alle Einzelnheiten. Dabei unterstützte ihn ein vortrefflicher Mann, Johann Schmidt aus Deutschland, der, seines Zeichens ein Zimmermann, einst als Jäger am Takazze, im Lande der Basen, dem Engländer begegnet war. Schmidt kaufte dort Thiere für europäische Menageriebesitzer, und Baker trat mit diesem „muthigen und energischen Manne" in Verbindung. Er begleitete ihn nach dem Weißen Nil, erlag aber dort bald einem Lungenübel.

Am 18. Dezember 1862 trat Baker die Fahrt von Chartum aus an. Acht Tage nachher segelte er an bewaldeten Ufern hin; der Strom war theilweise ausgetreten und bildete Sümpfe; in dem stagnirenden Wasser lagen mächtige Bäume, und zwischen denselben bildeten Wasserpflanzen, die dort in Menge zusammengetrieben waren, schwimmende Inseln. Das Ganze war eine Fieber ausdünstende Wildniß, die Strömung fast unmerklich, das Wasser schlammig und braun, in der Luft schwärmten Myriaden Moskitos, in Summa „eine feuchte Hölle für den Menschen".

Am 28. Dezember erreichte er die Region, in welcher keine Araber mehr wohnen; nun beginnen die Negervölker, am östlichen Ufer die Dinka, am westlichen die Schillucks. Manche Dörfer der letzteren waren verlassen, weil ein in jener Gegend hausender Sklavenjäger, Mohamed Her, sich des Landes bemächtigt hatte und dasselbe ausplünderte. Die Schillucks besitzen zahlreiche Rinderheerden. Am 3. Januar 1863 wurde die Mündung des Sobat erreicht; sie war nur 120 Yards breit; Breite 9° 21′ 14″. —

Der Bahr Giraffe ist ein kleiner Fluß, welcher am Südufer zwischen dem Sobat und dem Gazellenfluß in den Nil fällt; Baker erfuhr von seinem Reis (Schiffsführer), er sei kein selbstständiges Gewässer, sondern ein Arm des Weißen Nils, welcher sich im Lande der Aliab vom Hauptstrom abzweige. — Die Mündung des Gazellenflusses gleicht einem etwa 3 Miles langen See, ist eine Mile breit, doch wechselt das je nach den Jahreszeiten. Er hatte volles Wasser, aber gar keine Strömung, und es schien, als sei er lediglich ein vom Nil gebildetes Hinterwasser. Er reicht aber weit nach Westen hin und bildet ein ausgedehntes System von Sümpfen und Morästen, von stagnirenden Gewässern, die mit Binsen, Schilf und Ambatsch bewachsen sind; durch diese haben sich die Schiffe mit Mühe einen engen Kanal gebahnt.

Weiter aufwärts war das ganze Uferland ein weiter Morast. Bei Nacht spielten die Hippopotamen ihre Musik auf, indem sie im Röhricht laute Töne aus den Nüstern bliesen; dazu kam das Pfeifen, Zischen und Gesumm der Moskitos, dieser „Nachtigallen des Weißen Nil". „Meinen schwarzen Burschen Richarn hatte ich zum Korporal ernannt, werde ihn aber bald zum Gemeinen degradiren müssen. In Chartum war er alle Tage betrunken; jetzt, da er nicht vollauf Branntwein haben kann, ist er in tiefe Schwermuth versunken. Er spielt auf der Zither und raucht den ganzen Tag, wenn er nicht etwa schläft; er seufzt auch nach den Merissa- (Bier) Töpfen Aegyptens. Er ist seinerseits wieder ein lebendiger Beweis, wie wenig die Missionäre ausrichten; er wurde in der österreichischen Mission erzogen und kann für ein Durchschnittsprodukt gelten. Vor wenigen Tagen sagte er mir, daß er nicht länger Lust habe, Christ zu sein."

Der Weiße Nil ist unbeschreiblich monoton, Baker sagt, der Strom sei ein wahrer Styx, und bei schwachem Wind ist die Fahrt der vielen Krümmungen halber höchst beschwerlich. Oberhalb der Mündung des Gazellenstroms ist die Strömung beträchtlich, aber an verschiedenen Stellen sehr verschieden.

Am 13. Januar kamen Eingeborne vom Volke der Nuehr an Bord, „superlative Wilde; die Männer so nackt, wie sie auf die Welt gekommen sind. Sie reiben sich den ganzen Körper mit Asche ein und beschmieren sich ihr Wollhaar mit einem Teig, der aus Asche und Kuhurin besteht. „Ich kann diese Burschen nicht anders charakterisiren, als wenn ich sage, daß sie aussehen, wie Teufel aus der Hölle. Unverheiratete Frauenzimmer gehen gleichfalls völlig unbekleidet, die verheirateten haben eine aus Gras geflochtene Binde um die Hüften geschlungen; die Männer sind mit schweren Strängen Glasperlen behängt, die sie am Halse tragen; am Oberarme haben sie zwei Elfenbeinringe, über den Knöcheln Kupferringe und dazu ein Armband von massivem Eisen, das mit Nägeln von der Länge eines Zolls bespickt ist, einer Leopardenkralle gleicht und ähnlich wie diese gebraucht wird. Der Häuptling eines Nuehrdorfes kam zu mir und bettelte um Alles, was er sah; als ich ihm ein Messer anbot, lehnte er dasselbe als unbrauchbar ab. Die Weiber durchbohren die Oberlippe und tragen in dem Loch einen Schmuck von allerlei Glasperlen, die auf einen 4 Zoll langen Eisendraht gezogen sind. Man kann nicht anders, als sie sehr häßlich nennen. Die Männer, alle von kräftigem Wuchs, haben Lanzen und tragen Pfeifen, die wohl ein Viertelpfund Tabak fassen können; wenn dieser mangelt, rauchen sie Holzkohle, welche etwas berauscht, und das ist es eben, was sie wollen. So sehen die Nuehr im Dorf Eliab aus."

„Der Häuptling, von dem ich ein Porträt zeichnete, hatte seine Frau mitgebracht; er wies auf Arme und Rücken derselben, die über und über mit hohen und tiefen Narben bedeckt waren. Dabei bemerkte er, daß er sie dem Weibe mit der oben erwähnten Leopardenkralle beigebracht habe. In der That, diese armen Schwarzen, wie sie von den Negerfreunden in England sentimental genug bezeichnet werden, sind ganz charmante Leute! Der Nuehrhäuptling war nicht wenig stolz darauf, daß er seine Frau gekrallt hatte, wie ein wildes Thier. Ich spreche in vollem Ernste, wenn ich versichere, daß mein Affe Wallady diesen wilden Nuehrnegern gegenüber wie ein civilisirtes Wesen erscheint."

In der Mitte Januars hatten sich die Boote des Nilhändlers Kurschid Aga den Schiffen Bakers angeschlossen, so daß nun sieben Fahrzeuge beisammen waren. Als Delikatesse kam ein in Europa unbekanntes Gericht auf den Tisch. „Wirkliche Schildkrötensuppe ist im besten Falle nur Mock-Hippopotamus. Ein Ragout vom Flußpferde ist jenem von Schildkröten bei Weitem vorzuziehen. Ein Stück vom Kopfe, gut gedünstet mit Essig, Zwiebeln, Cayennepfeffer und Salz ist geradezu unvergleichlich. Meine Leute schwelgen in Hippopotamussuppe, und gegen Sonnenuntergang vertheile ich Grog. Allgemeine Zufriedenheit!"

„Etwa unter 7° nördl. Br. war das Uferland weit und breit ein unabsehbarer Morast, und in dieser nassen Jahreszeit befanden sich die Eingebornen in einem jammervollen Zustande. Sie wollen kein Stück Vieh schlachten, arbeiten wollen sie noch weniger und so verkümmern sie vor Hunger; Ratten, Eidechsen und Schlangen, dann und wann ein Fisch, welchen sie speeren, sind Leckerbissen. Der Häuptling dieser Kytsch-Neger trug ein Leopardenfell über der Schulter und auf dem Kopf eine aus Glas- und Porzellan-

perlen verfertigte Kappe, auf welcher sich eine Art Kamm von Straußfedern befand. Alle Mädchen haben nur einen dünnen Strang um die Hüften geschlungen, der kaum etwas verdeckt; die Kinder sahen wie Gerippe aus, und der ganze Stamm war in hohem Grad abgehungert."

„Diese Kytsch reden die Dinkasprache; sie sind reine Affen und verlassen sich in Betreff ihrer Nahrungsmittel lediglich auf das, was die Natur ihnen bietet; sie liegen stundenlang am Boden und warten, ob sie eine Feldmaus erhaschen können. Bei Nacht lagern sie sich um ein Feuer, um nicht durch Wolken von Stechmücken gepeinigt zu werden. In dieser nassen Jahreszeit gibt es hier keinen trockenen Platz außer den Ameisenhügeln, und auf diesen kauern die Kytsch-Neger zusammen wie wilde Thiere, von welchen sie sich aber dadurch unterscheiden, daß sie ihren Körper mit Asche beschmieren. So armselig und erbärmlich sind sie, daß sie auch Häute und Knochen aller gefallenen Thiere fressen; die letzteren werden zwischen Steinen zermalmt und dann als eine Art von Brei genossen. Ich habe nie so entsetzlich niedrig stehende Wilde gesehen, als diese. Ihre Art, sich für eine Gabe zu bedanken, bestand darin, daß sie meine Hand ergriffen und thaten, als ob sie auf dieselbe speien wollten; sie begnügen sich jedoch mit der bloßen Andeutung. Vielweiberei ist natürlich im Schwange, wie in allen heißen Klimaten und bei allen wilden Völkern; wenn ein Vater so alt wird, daß er seinen zahlreichen jungen Weibern keine Aufmerksamkeiten mehr erweisen kann, dann wird sein Sohn Stellvertreter! In jeder Viehheerde ist ein heiliger Bulle, welcher angeblich einen großen Einfluß auf das Gedeihen derselben übt; man schmückt seine Hörner mit einem Federbüschel und wohl auch mit Glöckchen."

„Die ganze Nilgegend von Chartum bis ins Land der Kytsch ist geradezu abschreckend; ich habe keine abscheulichere Region gesehen; der Strom ist mit schwimmenden Pflanzen bedeckt; Fieberluft, Sümpfe, Moräste, Moskitos, Elend überall. Wir hören die Hippopotamen bei Tag und Nacht laut schnarchen, sie lassen sich aber nur selten blicken. Die schwarzen Weiber, welche wir an Bord haben, zanken den ganzen Tag und prügeln sich wie Bullenbeißer; es ist eine abscheuliche Reise."

„Am 23. Januar war ich bei Abukuka, wo sich ein französischer Händler niedergelassen hat, und zwar auf einem höchstens 60 Ellen im Quadrat haltenden trockenen Flecke, auf welchem etwa ein Dutzend Strohhütten stehen. Die Leute hatten das Fieber und baten um etwas Getreide. Ich blieb etwa 10 Minuten dort. Dieser Nil ist ein wahrhaft herzbrechender Fluß, nirgends ist auch nur ein tröstlicher Punkt, und ich wundere mich gar nicht, daß in dieser erbärmlichen Gegend alle Expeditionen gescheitert sind. Das Wasser ist sehr schlecht, jenes des Bahr Gasal freilich noch schlechter."

„Am 23. Januar kam ich bei der österreichischen Mission zum heiligen Kreuz an (6° 39′ nördl. Br.), und gab einen Brief an Herrn Moorlang ab. Sie besteht aus etwa 20 Grashütten, welche auf einer trockenen Stelle unweit vom Ufer errichtet worden sind. Die Kirche ist eine kleine Hütte, aber nett eingerichtet. Herr Moorlang gestand offen, daß die Mission unter solchen Wilden durchaus unnütz sei; er habe sich manches liebe Jahr unverdrossen die größte Mühe mit ihnen gegeben, wisse aber auch gar nichts mit ihnen anzufangen. Sie ständen tiefer, als das Vieh; dieses letztere beweise doch denen, von welchen es gut behandelt werde, eine gewisse Zuneigung, während hier den Negern all und jeder Begriff und jedes Gefühl von Dankbarkeit fehle. Sie sind Lügner und Meister in der Kunst der Verstellung; je mehr man ihnen gibt, um so mehr verlangen sie, aber ohne irgend welche Gegenleistung."

„Zwanzig oder dreißig dieser ekelhaften, mit Asche beschmierten, im Uebrigen nackten Viehmenschen hatten Keulen und spitze hölzerne Lanzen; sie lagen träg neben der Station. Die Mission wurde als eine durchaus überflüssige Anstalt, die in jeder Hinsicht gescheitert war, aufgegeben, und Missionär Moorlang verkaufte heute das Ganze, d. h. Dorf und Station, für 210 Thaler an Kurschid Aga. Ich kaufte ein Pferd, das ich dann Priester nannte, weil es von den Missionären kam; es war früher vom Herrn von Harnier geritten worden. Dieser Reisende liegt hier begraben neben einigen Missionären, welche ihre Knochen in diesem abscheulichen Lande lassen mußten, ohne auch nur einen einzigen Schwarzen bekehrt zu haben."

Weiter aufwärts wohnen am östlichen Ufer die Bohr, am westlichen die A'liab, welche zahlreiche Heerden besitzen. Die Völker am Weißen Nil melken nicht nur die Kühe, sondern lassen ihnen auch von Zeit zu Zeit, gewöhnlich in jedem Monat einmal, Blut ab, das sie kochen und als Speise genießen. Die Moskitoplage ist in diesen Gegenden so arg, daß die Schwarzen hohe Hügel aus Dünger aufwerfen, dieselben in Brand stecken und fortwährend Brennstoff hinzufügen. Um diese Hügel herum lagert sich das Vieh, um gleichfalls von dem Qualm etwas zu profitiren und gleich den Menschen vor den Mücken gesichert zu sein. Diese Haufen werden nach und nach bis acht Fuß hoch und dienen dann als Schlafstätten und Warten. Die Eingebornen schmieren sich mit dieser Düngerasche ein und sehen unbeschreiblich teuflisch aus; die Frauen gehen aber nicht völlig nackt, sondern tragen handbreite Lappen gegerbten Leders; die Hinterseite des Gürtels, an welchem solch eine Schürze hängt, besteht aus einem Schwanze, welcher bis auf die unteren Theile der Schenkel herabhängt. So erklärt sich die Angabe der Araber, daß ein Stamm in Centralafrika Schwänze trage, die den Roßschweifen glichen; jene an der Schärpe bestehen nämlich aus feingeschnittenen Lederstreifen. Die Hütten sind bei allen Stämmen rund, und der Eingang ist so niedrig, daß man auf Händen und Füßen kriechen muß.

Am 31. Januar kam endlich ein hochgelegener Punkt in Sicht, der Berg Cardo, der nach Südwesten hin lag. Nun gewann die Landschaft ein anderes Aussehen; die Moräste verschwanden, und das mit Bäumen bestandene Ufer war etwa 4 Fuß hoch. Die Gegend schien gut bevölkert zu sein, und die Eingebornen staunten die Kameele und die Esel an. Am 2. Februar wurde Gondokoro erreicht; 4° 55′ nördl. Br., 31° 46′ östl. Länge. Hier hatte der Reisende endlich wieder einmal festen Boden unter den Füßen, weil die Hütten 20 Fuß über dem Wasserspiegel liegen. Man sieht noch die Ruinen der ehemaligen Mission, die aufgegeben werden mußte, weil sie unter den Barbaren gar nichts ausrichten konnte. Gondokoro ist keine Ortschaft, sondern lediglich eine Station für die Elfenbeinhändler, welche etwa zwei Monate im Jahre dort verweilen. Während der übrigen Zeit ist es verödet, denn die mit Waaren beladenen Boote fahren nach Chartum zurück, und die Handelspartien ziehen ins Innere. Das Klima ist heiß und ungesund.]

Es war von vorne herein Bakers Absicht gewesen, Speke und Grant, welche auf ihrer Heimreise vom Nyanza-See Gondokoro berühren mußten, zu unterstützen, so viel in seinen Kräften stand. Er brachte alle seine Vor-

räthe ans Land, miethete von Kurschid Aga einige Getreidespeicher und beanstragte diesen Mann, die Hälfte aller Vorräthe an die beiden Reisenden zu verabfolgen, sobald dieselben eintreffen würden.

Die vielen in Gondokoro versammelten Handelsleute betrachteten den Engländer mit argem Mißtrauen; sie begriffen nicht, daß er lediglich als Reisender nach Gondokoro gekommen sei, und meinten, es sei seine Absicht, ihnen in die Karten zu sehen. In der That hatten sie alle Ursache, ihr schnödes Treiben zu verbergen, so gut sich das thun ließ. Aber trotzdem gewann Baker einen tiefen Einblick. Er hörte, sobald er sich den Lagerplätzen der verschiedenen Handelsleute näherte, das Gerassel der Ketten und erfuhr, daß man kurz vor seiner Ankunft, die schon im Voraus nach Gondokoro gemeldet worden war, den größten Theil der geraubten Sklaven ins Innere getrieben hatte, um sie vor ihm zu verbergen. Einer von diesen „White Nile Traders" war ein Kopte, Vater des amerikanischen Consuls in Chartum, und Baker sah ein mit „Briganten" bemanntes Schiff unter nordamerikanischer Flagge in Gondokoro ankommen! Er schildert dasselbe als eine „vollkommene Hölle". An Ort und Stelle waren die Lagerplätze der Handelsleute mit Sklaven angefüllt, und von den Barinegern erfuhr der Reisende, daß landeinwärts eine beträchtliche Anzahl Sklavendepots seien; man werde die dort Eingesperrten sogleich nilabwärts schaffen, sobald er abgereist sei. Die Zahl der Räuber, welche im Solde der Handelsleute standen, betrug damals nicht weniger als 600; sie waren fast immer betrunken, zankten unter einander und mißhandelten die Sklaven; das war ihr Zeitvertreib. Während des Rausches feuerten sie wie toll und blind ihre Gewehre nach allen Richtungen hin ab; das Knallen nahm Tag und Nacht kein Ende, und die Kugeln pfiffen in der Luft umher; mehr als eine flog zu Bakers Füßen nieder, und gewiß hatten die Räuber nicht geringe Lust, ihm das Lebenslicht auszublasen. Sie wiegelten planmäßig die Leute des Reisenden auf; wenn diese ihn verließen, war der ganze Plan desselben vereitelt! Sie fingen auch an zu meutern, und Baker bedurfte seiner ganzen Geistesgegenwart und Energie, um das Schlimmste abzuwenden. Aber die Leute waren nun einmal demoralisirt, und er verhehlte sich keinen Augenblick, daß ihm von nun an eine unübersehbare Menge von Ungelegenheiten bevorstehe. Diese sind denn auch nicht ausgeblieben.

Gondokoro liegt im Gebiete der Bari, eines Negervolkes, doch ohne die dickwulstigen Lippen und platten Nasen; sie tättowiren sich den ganzen Bauch, reiben die Haut mit Okerfarbe ein und entfernen all und jeden Haarwuchs bis auf einen Büschel auf dem Kopf, in welchen sie als Schmuck einige Vogelfedern stecken. Sie gelten für kriegerisch und feindselig und für die schlimmsten Schwarzen am ganzen Nil; die zunächst dem Strom wohnenden haben aber durch das Feuergewehr der Handelsleute so schwere Verluste erlitten, daß sie nun friedlich sind. Diese Art von Unterwürfigkeit wurde auch durch folgende Mittel erzielt: Man fing Barineger ein, band ihnen Hände und Füße zusammen, schleppte sie an eine Stelle, wo das Ufer etwa 30 Fuß hoch ist, und wo der Strom einen starken Wirbel macht, und warf die Opfer ins Wasser als Futter für die Krokodile! Die Wohnungen werden reinlich gehalten; jede einzelne ist mit einer undurchdringlichen Euphorbienhecke umgeben und der Hof mit einer Mischung aus Asche, Kuhdünger und Sand so zu sagen gepflastert. Die Eingangsöffnung der Hütten ist etwa eine Elle hoch.

In diesem Gondokoro lag nun Baker. Man erzählte ihm, durch Eingeborne weit aus dem Innern her sei vor einiger Zeit die Nachricht gekommen, daß dort irgendwo zwei weiße Männer seien, die längere Zeit von einem Sultan gefangen gehalten worden wären; sie hätten wunderbare „Feuerwerke"; Beide seien sehr krank gewesen, und der eine wäre gestorben.

In Chartum hatte Baker gehört, daß die am weitesten nach Süden gelegene Handelsstation etwa 15 Tagereisen von Gondokoro entfernt sei. Es war nun seine Absicht, alles schwere Gepäck zurückzulassen, bis zu dieser Station vorzudringen und sie als Ausgangspunkt für seine Weiterreise nach Süden zu wählen. Er erfuhr außerdem, daß in den nächsten Tagen eine mit Elfenbein beladene Partie des Händlers Debono vor jener Station in Gondokoro eintreffen werde; er beschloß, dieselbe abzuwarten und dann mit ihr nach dem Süden zurückzukehren.

Er war nun schon zwölf Tage in Gondokoro, da vernahm er am 15. Februar ein lebhaftes Musketengeknatter; Debono's Partie zog heran. Bakers Leute rannten vom Land her in sein Boot und riefen, es seien zwei weiße Männer mitgekommen, weit vom See her!

Diese waren Speke und Grant. Man kann sich die Ueberraschung beider Theile denken. Baker erkannte sofort seinen alten Freund Speke, der seinerseits ihn nicht gleich erkannte und keine Ahnung davon hatte, daß jener ihm in Centralafrika begegnen werde! Um so größer war die Freude, als nun alle drei Reisende in Bakers Boote beisammen saßen, und die beiden vom See Nyanza glücklich Angelangten sich der Ruhe und Pflege erfreueten. Speke war, wenn der Ausdruck erlaubt ist, äußerst abgetrieben, außerordentlich mager, aber doch zäh; er war die ganze weite Strecke von Sansibar bis Gondokoro zu Fuße gegangen, ohne ein einziges Mal ein Reitthier zwischen den Schenkeln gehabt zu haben. Grant war mit ehrenvollen Lumpen bedeckt; seine Kniee guckten durch ein Etwas, das einst eine Hose gewesen; an dieser hatte er mehr als einmal seine Schneiderkunst versucht, um sie vor völligem Auseinanderfallen zu bewahren. Der Mann selber sah abgemüdet und fieberisch aus, aber Beide hatten Feuer im Blick.

Man begreift, daß sie Gondokoro so bald als möglich zu verlassen wünschten, um rasch nach Europa zu gelangen, und Baker stellte ihnen seine Schiffe zur Verfügung. Sie gaben ihm eine Karte ihrer Reiserouten und alle möglichen Notizen. Es ergab sich, daß in Bezug auf die Auffindung der Nilquellen und des Stromlaufes in der Seenregion noch viel zu thun übrig bleibe. Sie hatten den Fluß 2° 17′ n. bei den Karumafällen überschritten, nachdem sie denselben von seinem Ausfluß aus dem Nyanza-See an verfolgt; bei seinem Austritt aus dem See nahm er seine Richtung nach Norden, machte dann von den Karumafällen ab plötzlich eine Biegung nach Süden, und sie sahen ihn erst wieder unter 3° 32′, wo er aus Südsüdwesten herströmte. Die Eingebornen und Kamrasi, König von Unyoro, hatten versichert, daß der aus dem Nyanza kommende Nil, eben der, welchen die Reisenden bei Karuma überschritten, einige Tagereisen weit westlich fließe und dann in einen großen See falle, welchen sie Luta Nzige nannten; dieser See reiche weit nach Süden hin, der Strom aber, welcher an dessen nördlichem Ende hineinfalle, fließe fast unmittelbar wieder aus demselben ab und habe dann einen nördlichen Lauf durch die Landschaften Koschi und Madi. Beide Reisende legten großen Werth auf diesen Luta Nzige und bedauerten, daß es ihnen unmöglich gewesen sei, denselben näher zu erforschen, denn es war Krieg in jenen Gegenden, durch welche kein Fremder passiren konnte, weil manche Stämme gegen Kamrasi im Felde standen.

Speke sprach die Ueberzeugung aus, daß der Luta Nzige als die „zweite Quelle des Nils“ betrachtet werden könne. Baker seinerseits war hoch erfreut, daß für ihn noch etwas zu entdecken und zu erforschen übrig geblieben sei, daß auch er ein Blatt von dem Lorbeer gewinnen könne.

Dann gab Speke ihm manche werthvolle Winke. Er solle zwei Leute annehmen, von welchen der eine die Bari- oder die Madi-Sprache rede, und der andere das Kinyoro, denn auf der ganzen Strecke finde man nur zwei Sprachfamilien, allerdings mit einigen mundartlichen Abweichungen. Baker solle sich zu Kamrasi M'Kamma, König von Unyoro, begeben und dann versuchen, so viel als möglich von den westlichen Gegenden zu sehen, welche an den kleinen Luta Nzige, den See der todten Heuschrecken, grenzen; er solle mit Elfenbeinjägern über den Fluß Asua, acht Tagereisen weit, nach Apuddo gehen, und werde in ferneren zwei Tagereisen nach Panyoro gelangen, wo es viele Heuschrecken gebe. Dann werde er in einer Tagereise den äußersten Handelsposten der Türken, Faloro, erreichen, von wo aus er, nach Errichtung eines Depots, einen Ausflug über den Weißen Nil nach Koschi machen könne, um zu erforschen, in welcher Weise der Strom von Süden her komme und wo er mit dem kleinen Luta Nzige zusammenhänge; auch möge er Erkundigungen über das Land Tschopi einziehen. Dazu kamen noch manche Winke über die Art, in welcher Baker mit König Kamrasi umzugehen habe; vor allen Dingen solle er sich bemühen, dessen fette Gemahlinnen und Brüder zu sehen ꝛc.

Nun stand der Aufbruch bevor. Am 20. Februar kam ganz unerwartet Petherick mit seiner Frau aus dem Lande Niambara in Gondokoro an; er war in großer Noth um Getreide, aber Baker außer Stande, ihm dergleichen zu verabfolgen; doch kam ein Vorrath aus dem Lande der Schir an.

Am 26. Februar segelten Speke und Grant nilabwärts, und am 26. März 1863 brach Baker von Gondokoro nach Centralafrika auf.

Das posener Land jetzt und früher.

Von Edwart Kattner.

V.

8. Die Landwirthschaft.

Um das Bild von dem Aufschwung, den Posen unter der preußischen Regierung genommen hat, zu vervollständigen, will ich einen Kulturzweig, dessen ich bisher nur nebenbei Erwähnung that, hier noch ausführlicher behandeln; es ist die Landwirthschaft.

Herr Venedey fragt in seiner Vertheidigungsschrift des Polenthums unter Anderm auch, ob denn „die Felder von Posen vom deutschen Volke urbar gemacht“ seien, und erwartet von den Gegnern eine beschämende Verneinung. Allein ich setze ihm hiermit eine entschiedene Bejahung entgegen.

Seit Einführung des Christenthums, seit Stiftung und Landausstattung von Bischofssitzen und Klöstern wurden auch von den Geistlichen, Mönchen und von anderen Grundbesitzern deutsche Bauern in das Polenland berufen, um einen geordneten Ackerbau einzuführen. Der Herzog Wladislaw Spertalos gestattete unter Anderm in einer Urkunde vom Jahre 1234, „ut gentes extraneos invitet et in villis ecclesiae locet, quae exempla sint.“ (Ausländer einzuladen und in den der Kirche angehörigen Dörfern anzusiedeln, damit sie zum Muster dienen.) Siehe Klebs „Die Landeskultur-Gesetzgebung im Großherzogthum Posen“, Berlin, Springersche Buchhandlung. Es heißt dort weiter:

„So finden wir schon in jener frühen Periode nicht blos an den Grenzen, wenn auch hier häufiger, sondern bis tief in das Land hinein, wie Oasen in der Wüste zerstreut, eine Menge deutscher Gemeinden, die, mitten unter den vielfach gedrückten und geknechteten rechtlosen polnischen Landleuten ansässig, sich persönlicher Freiheit, eines vollen Eigenthums, eines geordneten Rechtszustandes und einer freien Gemeindeverfassung erfreuten. Es bedurfte so großer Vergünstigungen, um die Deutschen zur Einwanderung und Ansiedelung in einem von inneren und äußeren Kämpfen heimgesuchten Lande, dessen Sitten und Sprache ihnen fremd waren, geneigt zu machen.“

Seit dem 14. Jahrhundert nahm die Einwanderung ab und stockte gegen das 16. ganz, als mit der steigenden Macht des Adels die Bedrückung aller unteren Volksklassen auch auf die fremden Ansiedler ausgedehnt und ihr „deutsches Recht“ nicht mehr geachtet wurde. Im Innern des Landes verschwanden diese alten Ansiedelungen auch bis auf die letzte Spur; nicht so an den Grenzen.

Einen neuen Aufschwung nahm die Einwanderung von deutschen Bauern, als ein großer Theil des polnischen Adels die gereinigte Kirchenlehre annahm und mit den Glaubensverwandten aus Deutschland durch ein gemeinsames Band verbunden wurde. Dasselbe wirkte wenigstens so weit, daß er für den Vortheil, den diese „rechtschaffenen, ehrbaren und arbeitsamen Leute“, wie sie in zahlreichen Gründungs-Urkunden bezeichnet werden, ihm durch Leistung von Grundzins brachten, ein offnes Auge behielt. Auch manche katholische Grundbesitzer suchten durch Herbeiziehung derselben ihre Güter zu verbessern, wobei sie allerdings sich wohl mehr um Katholiken bemühten, wie denn z. B. die durch die Pest verödeten Kämmereidörfer der Stadt Posen von 1709 bis 1711 durch Bamberger besetzt wurden.

Eine eigenthümliche Gattung dieser Ansiedelungen waren die sogenannten „Hauländereien“, welche seit der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden und, wie der Name andeutet, auf ausgehauenen und ausgerodeten Waldflächen angesetzt wurden. Wenn du, deutscher Landsmann, auf der Karte nicht blos in Posen, sondern tief in Russisch-Polen hinein zahlreiche Ortschaften mit der Bezeichnung „Hau-

land" findest, so denke dir dort stets deutsche Arbeiter, welche polnisches „Land urbar gemacht" und dadurch, wie selbst Venedey einräumt, in deutsches umgewandelt haben. Die Bezeichnung „Hauland" hat dieselbe Bedeutung, wie das sächsische „Rode" z. B. in Wernigerode, Elbingerode, Bleicherode, das niederrheinische „Rath" z. B. in Benrath, Honrath, Osterrath, und das nassauische „Roth" z. B. in Weroth, Walmeroth, Rückeroth.

Bei alledem bildeten die deutschen Dörfer in Großpolen nur eine schwache Minderheit, und wie es mit den polnischen Dörfern und Bauern bestellt war, kann man aus den im Artikel 7 angeführten Aussprüchen von Zerboni und G. Forster entnehmen. Daß die letzteren bei so viel Elend und Verkommenheit dem Boden, selbst dem allerreichsten, viel mehr als ihren eigenen dürftigen Lebensunterhalt abgewannen, darf man im Voraus als sehr unwahrscheinlich annehmen. In der That sank die Ausfuhr von Danzig, dem natürlichen Hauptsafenplatz Polens, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, anstatt zu wachsen. Nach Cellarius, descriptio provinciarum Polon., sollen in einem Jahre ungewöhnlicher Fruchtbarkeit im 16. Jahrhundert 365,000 Lasten Getreide über Danzig aus Polen ausgeführt worden sein, während die gewöhnliche Ausfuhr damals doch 100,000 Lasten betragen habe. Am Ende des 18. Jahrhunderts war sie auf 45 bis 50,000 Lasten gefallen. Jetzt beträgt sie durchschnittlich etwa 120,000 Lasten, z. B. im Jahre 1863:

64,501	Lasten	Weizen,
49,401	„	Roggen,
6,471	„	Gerste,
zusammen 120,373	Lasten	Getreide.

Wie sollte das auch anders kommen? Die Edelleute kümmerten sich um die Landwirthschaft nicht, sondern überließen sie den Bauern, und diese kannten nicht einmal die erste Grundlage jedes nachhaltigen Ackerbaus, die Düngung, und standen somit hierin thatsächlich den wilden Neuseeländern nach, mit welchen G. Forster, der beide Völker aus eigener Anschauung kannte, sie zu vergleichen geneigt war. Sie glaubten dem Acker durch bloße Ruhe neue Kraft zu geben; besonders brannten sie in manchen Landstrichen von Zeit zu Zeit die Wälder nieder, um sie zu Ackerland zu machen, während das alte zum Holzanwuchs liegen blieb. „Das Vieh ging beständig in den Wiesen, Weiden, Brüchen und Feldern herum, und man gewann daher keinen Dünger;" auch befand sich dieses ohne Kraftfutter in einem kümmerlichen Zustande. Von edlen Rassen konnte natürlich keine Rede sein.

Es ist nun die Frage: was ist seit der preußischen Besitznahme aus dieser stümperhaften Landwirthschaft geworden? Ich kann sie am besten durch eine kurze Darstellung des gegenwärtigen Zustandes derselben beantworten, indem ich die polnischen Güter nicht von den deutschen trenne. Die unleugbaren großen Fortschritte, welche die Polen, Edelleute wie Bauern, namentlich in Preußisch-Polen, seit 50 bis 80 Jahren in der Landwirthschaft gemacht haben, sind doch unzweifelhaft dem Einfluß des Deutschthums anzurechnen, abgesehen davon, daß Musterwirthschaften im Allgemeinen auch jetzt nur von Deutschen geführt werden.

Zunächst sind die Wälder der frühern planlosen Verwüstung entzogen und namentlich als Staatsforsten einem geordneten Betriebe übergeben, der auch in den großen Waldungen von deutschen Privatbesitzern eingeführt ist.

Von der Gewinnung großer, werthvoller Flächen durch Trockenlegung ist schon im vorigen Artikel gesprochen worden.

Nach Klebs „nahmen im Jahre 1852 die Gärten 1,48, der Acker 50,15, die Wiesen 7,08, die Räume, Hütungen 6,97, die Waldungen 18,53 und das Unland 15,73 Proc. der Gesammtfläche der Provinz ein. Vergleicht man diese Procentsätze mit den Durchschnittssätzen, welche für den ganzen preußischen Staat ermittelt sind und für Gärten 1,25, für Acker 42,86, für Wiesen 7,53, für Räume, Hütungen 7,75, für Wald 18,95 und für das Unland 21,67 Proc. betragen, so ergibt sich, daß die Provinz Posen nur bei den Wiesen, Hütungen und Waldungen hinter den Durchschnittssätzen und zwar nur wenig zurückbleibt; daß sie dagegen an Gartenland etwas mehr, bedeutend mehr aber, nämlich 7,56 Proc. als Acker benutzt und daß sie an unkultivirtem Lande beinahe 6 Proc. weniger aufzuweisen hat, als der gesammte Staat im Durchschnitt."

Im Jahr 1858 hatte sich dieses Verhältniß etwas zu Ungunsten von Posen geändert. Nicht daß es zurückgegangen wäre; vielmehr hatte sich das Unland von 15,73 auf 10,87 Proc. verringert, dasjenige des gesammten Staates aber noch mehr, nämlich von 21,67 auf 14,69 Proc. Sonach übertraf Posen den ganzen Staat immer noch um beinahe 4 Proc. in der Ausdehnung der landwirthschaftlich nutzbaren Fläche.

Diese Zahlen dürften wohl so manchen Westdeutschen, auch sogar manchen Ostdeutschen überraschen.

Nicht ungünstiger als die Statistik der Benutzung der Bodenfläche stellt sich diejenige des Viehstandes der Provinz. Es wurden in derselben gezählt:

	Schafe	Stück Rindvieh	Pferde u. Füllen	Schweine
im Jahre 1858	2,222,891	517,566	162,883	232,913
1816 resp. 1819	796,114	312,011	85,964	1825: 180,412

Im Durchschnitt kamen 1858

auf	1 Schaf	1 Rindvieh	1 Pferd	1 Schwein
im ganzen Staat	1,15 Menschen,	3,21 M.,	10,94 M.,	6,85 M.,
in d. Prov. Posen	0,63 „	2,73 „	8,70 „	6,08 „

Sonach steht Posen nur im Rindviehstande dem Durchschnitte des Staates nach und zwar nur etwa um ein Siebentel. In der Zahl der Schafe nimmt es nach Pommern den ersten Rang ein. Der Fortschritt seit 1816 zeigt sich am meisten in der Feinheit der Wolle. Damals gab es in Posen 32,146 Merino's und ganz veredelte Schafe, 1858: 738,026, 1861 sogar 1,068,221; damals gab es hier 127,219 halbveredelte Schafe, 1858: 1,193,405, 1861: 1,176,899. Auch in dieser Beziehung wird Posen nur von Pommern übertroffen, welches 1861: 2,542,297 ganz- und halbveredelte Schafe besaß, während Preußen deren 2,450,665 zählte, Brandenburg 2,210,018, Schlesien 2,419,837, Sachsen 1,545,446, Westphalen 154,302, Rheinland mit Hohenzollern 174,704. Sonach stehen diese anderen Provinzen mit ihren veredelten Schafen im Verhältniß zur Gesammtzahl aller Schafe, wie zur Seelenzahl alle mehr oder weniger hinter Posen zurück.

Unzweifelhaft fand sich vor der preußischen Besitznahme des Landes im vorigen Jahrhundert hier nicht ein einziges ganz- oder halbveredeltes Schaf; es müßte gerade in dem deutschen Grenzstrich der Fall gewesen sein.

Es sei hier noch erwähnt, daß die Landwirthschaft der Provinz den 6 Runkelrüben- und den etwa 20 Tabaksfabriken, welche sich innerhalb ihrer Grenzen befinden, den Rohstoff liefert. Der Hopfenbau, der allerdings schon einst unter polnischer Herrschaft in etwas ruhigerer Zeit geblüht hat, dann aber untergegangen war, ist seit 1815 wieder aus dem Grabe erstanden und wird hauptsächlich von deutschen Bauern im Südwesten betrieben. Er liefert

jährlich durchschnittlich gegen 40,000 Centner zum Markt, das macht bei gewöhnlichen Preisen etwa 1 Mill. Thaler, welche der Provinz zum Theil vom Auslande zufließen.

Ein anderer unter preußischer Herrschaft und vorzugsweise von der Regierung durch die Lehrer neu eingeführter Kulturzweig ist der Seidenbau. Posen lieferte 1861 1056 Metzen Cocons, während der ganze Staat deren etwa 30,000 erzeugte. Seitdem hat die Krankheit der Seidenwürmer mehr um sich gegriffen und wird die Erträge gestört haben.

Einen Augenscheinsbeweis von der Blüthe der Landwirthschaft Posens gab die nur von deutschen Landwirthen veranstaltete provinzliche Ausstellung des Jahres 1864, welche nach dem Urtheil von Sachverständigen hinter derjenigen keiner andern zurückstand.

Es scheint mir sonach genügender Grund zu der Annahme vorzuliegen, daß selbst die Landwirthschaft, dieses einzige von den Polen jederzeit betriebene Gewerbe, seit der Herrschaft des deutschen Volkes in dem Lande einen solchen Aufschwung genommen hat, daß dasjenige, was bei Uebernahme desselben dort vorgefunden wurde, dagegen keinen Vergleich aushält, und also die Behauptung, „das deutsche Volk habe hier die Felder urbar gemacht", nicht blos für das Mittelalter, sondern nach dem inzwischen wieder eingetretenen Verfall auch für die neueste Zeit erwiesen zu sein.

Zwei „Naturwunder" an der Küste von Ecuador.

Singende Fische. — Die Manta als Seeungeheuer.

Vor einigen Monaten ist in Paris von Don Henrique, Vicomte Onffroy de Thoron, ein Werk über die Republik Ecuador erschienen. Der Verfasser hat länger als neun Jahre in diesem Lande verweilt und dasselbe nach allen Richtungen erforscht; er schildert die geographischen Verhältnisse, den Produktenreichthum, die verschiedenen Volksstämme und deren Mischlinge, entrollt auch ein historisches Bild, und das Ganze ist belehrend. Das Buch enthält zugleich Mittheilungen, welche der Vicomte an die Akademie der pariser Wissenschaften geschickt hat.

In der ersten Eingabe schildert er die singenden Fische. Als ich, so schreibt er, die Bay von Pailon untersuchte, welche im Norden der Provinz Esmeraldas liegt, steuerte ich einst gegen Abend am Strande hin. Da drangen plötzlich befremdliche, andauernde Töne in mein Ohr. Ich glaubte anfangs das Summen einer ungewöhnlich großen Hummel zu vernehmen, bemerkte aber nichts. Ich fragte den Ruderer meiner Pirogue, ob er nichts höre, und erhielt zur Antwort: „Das sind Fische, die singen; man nennt sie Sirenen oder Musicos." Bald nachher hörte ich eine Menge verschiedener Stimmen, die zusammen ein harmonisches Ganze bildeten und vollkommen so klangen, als vernehme man aus einiger Entfernung Orgeltöne. Ich ließ die Pirogue anhalten, um ungestört zu horchen.

Mein Ruderer schüttelte den Kopf und sprach: „Herr, ich meinerseits glaube nicht, daß Fische so singen können. Das sind las animas de los antiguos (die Geister der Alten, Abgeschiedenen)." Die Indianer glauben, daß die Seelen ihrer Vorfahren auf die Erde zurückkommen, und wenn sie das geringste Krachen, Geräusch oder einen klagenden Ton in ihren Wohnungen oder auch sonst vernehmen, dann meinen sie, die kämen von den animas, namentlich auch von solchen, die sich im Fegefeuer befinden. Hier aber hörte ich keine klagenden, sondern sehr harmonische Töne.

Man bemerkt dieselbe Erscheinung auch an anderen Punkten der ecuadorischen Südseeküste, zum Beispiel und noch stärker als in der Bucht von Pailon im Flusse Matajé, besonders an dem kleinen Vorgebirge Campana, d. h. Glocke. Dieser Strom mündet mit zwei Armen in den Stillen Ocean und hat noch eine dritte Mündung, diese in der Pailonbay. Etwas weiter aufwärts bei Campanilla hört man abermals die singenden Fische und ein Gleiches soll im Flusse del Molico, der sich in den Mataje ergießt, der Fall sein. Die Pailonbay hat Salzwasser, während der Fluß nur während der Flutzeit Brakwasser führt, im übrigen aber süß ist. Die Fische singen mehre Stunden hintereinander, ohne an die Oberfläche des Wassers zu kommen; durch das fortwährende Vibriren des Tons in der Luft entstehen geheimnißvolle Klänge. Der Fisch ist höchstens 10 Zoll lang, von weißer Farbe und mit bläulichen Flecken in der Rückengegend. So sieht wenigstens der Fisch aus, welchen man während des Gesanges an der Angel fängt. Der Gesang beginnt gegen Sonnenuntergang und dauert während der Nacht fort; er ist, wie schon bemerkt so, als käme er von einer Orgel.

Vicomte Onffroy de Thoron begnügt sich die Thatsache festzustellen; er hat keine Kenntnisse in der vergleichenden Anatomie, will aber die Zoologen auf jene merkwürdige Erscheinung hinweisen und zu weiteren Forschungen veranlassen.

In Bezug auf die Manta erzählt er Folgendes: Er schiffte in der Gegend des Cabo de Manglares und von da nach der Mündung des oben erwähnten Mataje.

„Plötzlich stieg aus dem Ocean ein seltsam gestaltetes Ungeheuer empor und kam unserm Boote so nahe, daß ich ihm einen Schlag mit dem Ruder hätte versetzen können. Von Entweichen war für uns keine Rede, ohnehin waren meine Ruderer durch Ueberanstrengung erschöpft. Ich konnte nicht wissen, ob das Monstrum uns angreifen werde, Vorsicht war dringend nöthig, und ich befahl, die Ruder ins Boot zu legen. Der Pilot sagte: „Das ist die Manta; nehmen Sie Ihr Machete (das bekannte große Haumesser, welches im spanischen Amerika Jeder bei sich führt), und wenn sie das Boot packen will, hauen Sie ihr die Hand ab."

Das Thier schien ein Amphibium zu sein. Ich hielt mein Machete in Bereitschaft, wollte aber nicht angreifen, sondern begnügte mich mit einer sorgfältigen Beobachtung des in hohem Grade seltsamen Geschöpfes.

Die Manta hatte Arme wie ein Mensch; sie waren weiß und etwa $1\frac{1}{2}$ Meter lang, also ungefähr $4\frac{1}{2}$ Fuß, und im Vergleich zur Länge und zum Umfange des Körpers sehr dünn, im Uebrigen gegliedert wie unsere Arme, nämlich am Handknöchel, am Mittelarme, wo sie aber mehr abgerundet waren als unser Ellbogen, und oben an der

Schulter. Die kleinen und etwas nach innen gekrümmten Hände waren nicht weiß, sondern schmutzig, wie altes, vertrocknetes Pergament; die Finger sind wahrscheinlich durch eine Floßhaut mit einander verbunden, doch kann ich darüber nichts Gewisses sagen. Der Kopf der Manta ist horizontal abgeplattet, dreieckig und nach den Schultern hin wird er immer breiter, an der Basis bis zu 2 Fuß, und der Rachen, welchen sie geschlossen hielt, war so breit wie der Kopf. Der Leib war nur wenige Centimeter dick, aber in der Horizontale 4 Fuß breit, der Rücken flach, von gleichmäßiger Breite, und der für mich sichtbare Theil des Körpers an der Oberfläche des Wassers war ungefähr 3 Meter, also zwischen 9 und 10 Fuß, lang und ohne Schwimmflossen. Der übrige Theil, welcher unter einem Winkel von 20 Grad im Wasser hing, blieb für mich unsichtbar. Die Haut war weiß und oben auf dem Rücken gefleckt, etwa wie beim Seekalb oder beim Leoparden. Ich weiß nicht, ob diese Haut etwa so war wie bei der Seekuh oder wie bei einem Frosche; aber so viel ist gewiß, daß ich von Haar oder Schuppen keine Spur bemerkte, weder auf dem Kopfe, noch an den Armen oder auf dem Leibe. Mein Pilot versicherte mich, daß er schon ganz weiße Mantas ohne Flecken auf dem Rücken gesehen habe; ich wollte aber jetzt gar keine Fragen an ihn richten, um Alles selber zu beobachten. Ich weiß nicht, ob die Manta ein Vierhänder ist, wie der Frosch, oder ob sie am untern Theile des Leibes Schwimmflossen hat.

Sollte diese Manta, welche ich in den Gewässern von Ecuador beobachtete, ein lebendiges Chirotherium gewesen sein, jener 15 Fuß lange Frosch, welchen die Geologen im fossilen Zustande gefunden haben? Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß beide als Varietäten derselben Batrachierfamilie zu betrachten seien. D'Orbigny sagt in seinen Vorträgen über Paläontologie, daß die Batrachier einen platten Kopf haben; die Zähne, wo dergleichen überhaupt vorhanden, sind klein, spitz und gleichmäßig. Die den Süßwasserthieren analogen Seethiere sind größer als jene; wenn man also fossile Frösche von 12 bis 15 Fuß Länge gefunden hat, so darf es nicht Wunder nehmen, daß dergleichen im Meere von weit größerer Länge vorkommen.

Neben meinem Boote hielt die Manta ihren Kopf ein wenig über das Wasser empor; ihr Blick war klar, ausdrucksvoll, forschend aber sehr sanft, etwa so als ob sie uns zu sich anlocken wolle; sie betrachtete mich wohl volle drei Minuten lang sehr aufmerksam, gleichsam als überlege sie, was sie thun wolle. Während der ganzen Zeit hielt ich mit erhobenem Arme mein Haumesser bereit, um nöthigenfalls einen Hieb zu führen. Der eine Arm lag ausgestreckt auf dem Wasser, der andere ragte über dasselbe hervor, war am Ellbogen etwas eingebogen, und die etwas eingekrümmte Faust stand so, daß sie sofort zupacken konnte. Nachdem wir uns solchergestalt aufmerksam beobachtet hatten, sank die Manta ganz langsam und ohne jede Bewegung unter, indem sie dabei ihren Blick unverwandt auf mich gerichtet hielt.

Es scheint mir, als ob dieses Amphibium nach allen Gegenständen, welche auf dem Meere schwimmen, seine Hände ausstrecke; so versicherte mich wenigstens mein Pilot, der auch wissen wollte, daß es auf solche Weise zuweilen ein Boot umreiße und deshalb den Fischernachen im Golfe gefährlich sei. Zur Familie der Lamantins (Seekühe) kann sie nicht gerechnet werden; bis jetzt ist sie noch nicht klassifizirt worden. Ich nehme deshalb die Priorität der Entdeckung für mich in Anspruch; ich habe die Manta in derselben Meeresgegend gesehen, wo ich im Jahre 1861 die singenden Fische hörte, über welche ich der Akademie der Wissenschaften Bericht abgestattet habe. Jene Region des äquatorialen Amerika ist noch nicht naturwissenschaftlich durchforscht worden.

Die Spanier bezeichnen als Peces mantas, Mantasfische, verschiedene Arten von Haien und Cephalopteren, und nennen auch manche Amphibien Fische. Aber meine Manta, welche ich im Golfe von Ancon de Sardinas fand, ist von ihnen nicht beschrieben worden; sie hat am Vorderkörper keine Schwimmflossen und kann deshalb mit anderen Mantas nicht verwechselt werden. Allem Anschein nach ist sie ein herbivores Thier."

Der Vicomte spricht die Hoffnung aus, daß ein Zoologe sich die Mühe geben werde, den Golf von Ancon de Sardinas zu untersuchen und daß ihm dort gelingen werde, Mantas und singende Fische zu fangen. „Dann würden sie zu benennen sein: Marinum Manta, amphibium Onffroy Thoronis und Canorus piscis Onffroy Thoronis." —

Der nordische Krake und die weltberühmte Seeschlange haben nun an dem Seefrosche, der Manta, einen Genossen erhalten. Doch ist es nicht unmöglich, daß an den Küsten von Ecuador ein großes Froschthier im Meere lebe. Der Vicomte sagt: „Die Zukunft wird mir, früh oder spät, Recht geben."

Neun Monate auf der Osterinsel im Großen Ocean.

In den weiten Räumen der Südsee schwärmen die Walfischfahrer nach allen Richtungen hin, die Missionäre haben sich auf einer Eilandflur nach der andern niedergelassen, die Kaufleute sind ihnen gefolgt und die europäischen Einflüsse machen sich mehr und mehr geltend. Viel Neues wird in diesem gewaltigen Wasserbecken nicht mehr zu entdecken sein.

Aber es ist für die Wissenschaft von hohem Belang, das Leben und Wesen der Südseeinsulaner näher zu erforschen. Die Sache hat Eile, denn der Vernichtungsprozeß nimmt einen raschen Fortgang. Die braunen Menschen in der Südsee, die Polynesier, sind dem Untergange geweiht, seitdem sie mit der Civilisation in Berührung kamen, und es hat den Anschein, als ob keine menschliche Macht das drohende Geschick abwenden könne. Wir haben diesen Gegenstand im „Globus" oftmals berührt und heute sind wir im Stande, nachzuweisen, wie selbst weit abgelegene, außerhalb der großen Fahrbahnen liegende Eilande in verderblicher Weise berührt werden.

Ganz einsam, mehr als 300 deutsche Meilen von der nächsten Inselgruppe (dem Pomotu-Archipel, der Haselung der gefährlichen Inseln) entfernt, erhebt sich aus den Wogen der Südsee die Osterinsel. Dort ist einst vulkanische Kraft thätig gewesen, aber die Krater der etwa 1000 Fuß hohen Kegelberge sind längst erloschen. Salas y Gomez, das unser Adalbert von Chamisso im Gedichte besungen hat, liegt etwa 60 Meilen weiter östlich. Sonst ist weit und breit nur Wasserwüste.

Der kühne holländische Seefahrer Roggeween fand auf seinen Streifzügen in der Südsee am Ostertage des Jahres 1622 unter 27° südl. Br. und 92° westl. L. von Greenwich eine bis dahin unbekannte Insel, welche er auf seiner Karte verzeichnete. Lange Zeit nahete sich kein Europäer ihrem schwer zugänglichen Gestade, bis 1687 der Freibeuter Davis das Eiland besuchte. Dann vergingen mehr als 80 Jahre, ohne daß man in Europa etwas von jenem fernen Eiland vernommen hätte. Cook besuchte und durchforschte dasselbe im März 1774, später, im April 1786, warf La Pérouse Anker bei demselben, dann erschienen hin und wieder Walfischfahrer. Sie verübten gewaltthätige Handlungen gegen die Eingebornen und erbitterten das braunhäutige Volk so sehr, daß Kotzebue 1816 und zehn Jahre später Beechey eine durchaus feindliche Begegnung bei demselben fanden.

So ist es gekommen, daß wir über jenen Fleck Erde keine eingehende Kunde erhalten haben, bis in unseren Tagen der katholische Missionär Eugen Eyraud Gelegenheit fand, diese ethnographische Lücke auszufüllen.

Im Sommer des Jahres 1862 kam ein Franzose, Lejeune, Kapitän des Schiffes „Cassini", an die Osterinsel. Er setzte zwei Boote aus, deren Mannschaft ans Land ging und von den Kanacks (so bezeichnet man bekanntlich die braunen Insulaner der Südsee, wenn man ihnen eine Gesammtbenennung beilegt) gut empfangen wurde. Mehre kamen an Bord und brachten süße Kartoffeln, Taro und ein Huhn. Die Insel schien fruchtbar zu sein, war aber ohne allen Baumwuchs; die Leute waren sehr diebisch.

Lejeune brachte diese Nachricht nach Valparaiso in Chile, wo sich gerade der Missionär Albert Montiton befand. Dieser hatte 13 Jahre auf den Pomotuinseln gearbeitet und faßte nun den Plan, eine Station auf der Osterinsel zu gründen. Zwei andere Patres, Rigal und Eyraud, schlossen sich ihm an und gingen zunächst nach Tahiti, wo sie am 11. Mai 1863 landeten.

Zu jener Zeit herrschte in der Südsee große Bewegung. In den südamerikanischen Republiken war großer Mangel an Arbeitskräften, namentlich in Peru; die eingebornen Indianer wollten nicht arbeiten und die freien Neger noch viel weniger. Deshalb hatte man Kulis zu Tausenden aus China geholt, diese aber sehr schlecht behandelt. Die Kuliauswanderung stieß in Asien selber auf Hindernisse; in der That war sie damals weiter nichts als eine neue Form des Sklavenhandels. Mehre Spekulanten kamen dann auf den Gedanken, Arbeiter von den Südseeinseln zu holen, und nachdem die ersten Ladungen guten Profit abgeworfen hatten, rüstete man sofort eine Anzahl von Schiffen aus, welche Kanacks nach Peru holten. Dabei verfuhren sie ärger als jemals die Sklavenhändler in Afrika; hier wurde wenigstens der Neger gekauft und bezahlt, aber in der Südsee wurde der Menschenraub in ein förmliches System gebracht. Man lockte die Insulaner durch kleine Geschenke an Bord, gab ihnen Branntwein, und wenn sie berauscht waren, segelte das Schiff mit den in Ketten gelegten Kanacks fort. Es kam häufig vor, daß man Streifzüge bis ins Innere der Eilande unternahm und Menschen in Masse raubte. So wurden Tausende als „freie Arbeiter" nach Peru gebracht und dort, unter den Augen der Regierung, an den Meistbietenden verkauft! Auch die Osterinsel wurde einigemal heimgesucht, und es sollen etwa 900 Menschen von ihr fortgeschleppt worden sein. Als dieses schmachvolle Treiben bekannt wurde, nahm der französische Gouverneur von Tahiti ein Einsehen und ließ mehre Schiffe, welche den Menschenraub bei den Markesas- und den Pomotuinseln betrieben hatten, aufbringen. Auch die Bewohner der Gambier- (Mangarewa-) Inseln bemächtigten sich eines solchen Piratenfahrzeuges und segelten mit demselben nach Tahiti, um es der Behörde zu überliefern; am Bord desselben waren auch einige Leute von der Osterinsel.

Damals befanden sich die obengenannten Missionäre auf Tahiti. Auf Andringen des französischen Geschäftsträgers zu Lima hatte die peruanische Regierung sich dazu verstanden, die geraubten Kanacks in ihre Heimat zurückzusenden. Freilich war die Mehrzahl derselben in Peru gestorben; die, welche man heimschickte, trugen den Keim zu den Blattern in sich; diese brachen dann auch bald an Bord der Schiffe aus und rafften den größten Theil hinweg. Durch die, welche ihre Heimat erreichten, wurde dann die Krankheit auf den Inseln selbst verbreitet, und auf den Markesas erlag derselben fast die Hälfte der Gesammtbevölkerung.

Auf Tahiti befanden sich zu jener Zeit vier Eingeborne der Osterinsel, die nun wieder dorthin geschafft werden sollten. Es lag eine kleine Goelette vor Anker, welche zunächst auf den Gambierinseln eine Anzahl von Kanacks ans Land setzen sollte. Aus mancherlei Gründen schiffte sich von den Missionären nur allein Eyraud ein; er nahm etwas Baumwollenzeug, allerlei Handwerksgeräth, einiges Zimmerwerk zum Aufschlagen einer Hütte auf der holzarmen Insel und etwas Mehl mit. Dazu kamen einige Katechismen und Gebetbücher in tahitischer Sprache, welche, gleich jener der Gambierinseln, mit jener auf der Osterinsel nahe verwandt ist. Ein Eingeborner der letztern, Namens Pana, war von der Anakenabay, und dort sollte das Schiff landen.

Die Osterinsel, welche auf unseren Karten auch als Waihu bezeichnet wird, heißt bei den Eingebornen Rapanue. Sie kam am 2. Januar 1864 in Sicht. Eyraud bemerkt, daß sie einen recht angenehmen Anblick darbiete, 25 Kilometer lang und 17 breit sei. Die Küste zeigt nur selten einen Einschnitt, der Boden erhebt sich allmälig bis zu den Berghügeln. Alles ist grün und fruchtbar; aber Bäume und Wasserläufe fehlen durchaus. Nur 3 Buchten sind vorhanden, wo gelandet werden kann: Anarova im Nordwesten, Anakena im Norden und Wahni im Süden, aber keine von ihnen gewährt Schutz.

Ein Mann von den Gambierinseln wurde in der Anarovabay ans Land gesetzt, um Kundschaft einzuziehen und die befreiten Insulaner abzuliefern. Er schilderte die Eingebornen als sehr feindselig und völlig unbekleidet; fast überall richteten die Blattern Verheerung an. Das war richtig. Von 100 Kanacks, welche vor einiger Zeit aus Callao in Peru nach Rapanue zurückgebracht waren, kamen nur 15 an und diese brachten den Keim zu der verheerenden Krankheit mit. Bald nachher erschienen etwa 1200 Eingeborne drohend am Strande; die Männer waren mit sehr primitiven Lanzen bewaffnet; sie hatten nämlich einen scharfen Stein an einen Stock befestigt. Ihre Aehnlichkeit mit den Bewohnern der Markesas war auffallend, die Haut hellkupfergelb. Wenn aber Eyraud behauptet, daß viele völlig weiß seien, so glauben wir ihm das durchaus nicht, weil kein Polynesier weiß sein kann. Der ganze Leib war bemalt; als Bekleidung diente ein Hüftenschurz, der aus einer Art von Papyrus verfertigt wird.

Unter diesen Leuten lebte Eyraud neun Monate. Er fand die Hütten unsauber und voll von Ungeziefer; man mußte auf dem Bauch hineinkriechen. Das Wandern auf der Insel war beschwerlich wegen der vielen spitzen Steine und Felsen; der ganze Boden zeugt von früherer vulkanischer Thätigkeit. Endlich fand der Europäer ein Unterkom-

men bei einem gewissen Temann, welcher ihm einige Hühner überließ, die ihm sofort ein anderer Insulaner, Torometi, stahl. Dieser Mann war ein rechter Plagegeist für den Europäer; er betrachtete denselben sammt aller Habe als sein Eigenthum und gab ihm jeden Tag eine Portion gekochter Bataten. Auch hatte er nichts dagegen, daß der Fremde die Kinder lesen lehrte, „aber freilich hatten diese armen Leute auch nicht den allergeringsten Begriff von den Dingen, welche ich ihnen begreiflich machen wollte, und es fehlte ihrer Sprache durchaus an allen Ausdrücken, um dieselben zu bezeichnen. Bei Wilden darf man keine Frage stellen oder Auskunft verlangen. Sie sagen Einem den Namen des Gegenstandes, welcher gerade vor Augen ist, aber weiter gehen sie nicht; nach dem Sinn und der Bedeutung, welche sie nicht begreifen, darf man nicht fragen; irgendwelche Definition würde weit über ihre Intelligenz hinausgehen. Statt zu antworten, wiederholen sie die Frage. Alle, gleichviel ob groß oder klein, sind Kinder."

Zwölf Monate lang im Jahr haben die Insulaner gar nichts zu thun, denn wenn sie ein paar Tage Arbeit auf den Kartoffelacker verwenden, ist ihnen ein reicher Ernteertrag sicher, der für das ganze Jahr ausreicht. So können sie faullenzen, Besuche machen und schlafen nach Herzenslust, und die Festlichkeiten nehmen das ganze Jahr hindurch kein Ende. Im Sommer werden beim Païnafest süße Kartoffeln in ungeheuerer Menge verschlungen; im Herbst und Winter, also in der Regenzeit, bauet man hohe Hütten und feiert das Areantifest. Dabei wird viel gesungen; man verzehrte aber auch die Schafe, welche er mitgebracht hatte, um eine Zucht anzulegen! Im Frühling wird zwei volle Monate hindurch das Mataverifest gefeiert und unmittelbar an dasselbe schließt sich das Païna- oder Sommerfest. Es geht dabei hoch her und man bemalt den Körper mit größerer Sorgfalt als gewöhnlich. Die Frauen hängen allerlei Schmuck ins Ohr; schon in früher Jugend wird dem Mädchen der Ohrlappen durchstochen und das Loch allmälig durch ein Stück Holz immer mehr vergrößert; nachher stecken sie eine aus zusammengerollter Rinde bestehende Walze in dasselbe, welche während der festlichen Zeit so groß als irgend möglich ist. Die Männer legen Werth auf den Kopfputz, der in mancherlei wunderlichen Dingen besteht; einige stülpen einen halben Kürbis auf das Haupt, andere irgend einen Vogel mit buntem Gefieder, oder einen alten europäischen Hut, ja Eyraud sah, daß ein Kanack sich einen Wassereimer auf den Kopf stülpte. Ein Anderer hatte ein Paar von den peruanischen Sklavenräubern zurückgelassene Stiefeln auseinander geschnitten, in einer besondern Art wieder zusammengenäht und sich daraus eine Kopfbedeckung gemacht, welche allgemein bewundert wurde. Wer irgend eines Kleidungsstückes hat habhaft werden können, legt es nun an, und hat er deren zwei, dann zieht er sie übereinander. Und über alle Maßen glücklich fühlt sich ein Kanack, der etwas Klingendes oder Klapperndes besitzt, etwa ein Stück Eisen, eine Schelle oder gar ein Glöckchen. Leib und Bekleidung, so weit von einer solchen die Rede sein kann, wurden mit einem übelriechenden Kraut eingerieben. Eyraud bemerkt ausdrücklich, daß die Eingebornen der Osterinsel Ungeziefer mit großem Appetit verzehren!

Das religiöse Element ist in ihnen sehr schwach. Sie haben kleine Figuren von Menschen, Fischen und Vögeln, die als eine Art von Idolen betrachtet werden können, doch erzeigen sie denselben keine Ehrfurcht; auch Todtengebräuche fehlen. Man umwickelt die Leiche mit einer Strohmatte und legt sie der Wohnung gegenüber an den Strand auf einen Steinhaufen oder ein Gerüst, allemal so, daß der Kopf nach dem Meere zu gerichtet ist. Solcher getrockneter Leichen bemerkt man sehr viele; es bekümmert sich Niemand weiter um dieselben. Vor dem Tode haben die Kanacks große Furcht. Tarometi stahl eines Tages dem Missionär allerlei Sachen. Als dieser ihm das Unrecht vorhielt und ihm sagte, daß er sterben müsse, fing er zu zittern an und man sah deutlich, daß Zorn und Schrecken in ihm kämpften. Es war, als ob der fremde „Papa" ein magisches Wort ausgesprochen habe; Alle riefen: e pohe on! und ein paar Wochen lang dauerte die Bestürzung. Der Papa hatte offenbar, ohne es zu wissen, ein großes Verbrechen begangen.

In allen Hütten findet man Holztäfelchen oder kleine Stäbe mit einer Art von hieroglyphischen Zeichen, z. B. Gestalten von Thieren, welche auf der Insel nicht vorkommen; die Kanacks verfertigen dergleichen mit scharfen Steinen. Jede Figur hat ihren besondern Namen, doch macht man sich aus diesen Hieroglyphen nicht viel und weiß wohl auch nicht mehr, was sie etwa ursprünglich bedeutet haben. Lesen und Schreiben sind, wie sich von selbst versteht, durchaus unbekannt, aber die Osterinsulaner zählen mit großer Leichtigkeit und haben für jede Zahl eine besondere Bezeichnung. Ihr Jahr ist ein Mondjahr und sie zeigen reges Interesse für Alles, was sich auf die Himmelskörper bezieht. Beachtenswerth ist ihre große Fingerfertigkeit; sie flechten Stroh, verfertigten aus den Fasern der Pflanze Püraü Fäden und stellen vermittelst derselben hübsche Gürtel und Netze her; sie bereiten aus der Rinde des Mante eine Art Zeug, mit welchem sie sich die Schultern bedecken. Zu alle dem benutzen sie nichts als ihre Finger und den ersten besten Stein; mit europäischen Werkzeugen wissen sie durchaus nichts anzufangen. Mit denselben scharfen Steine scheeren sie sich den Bart, (der allerdings sehr wenig bedeuten will) und schneiden den Faden ab, wenngleich eine Scheere zur Hand ist. Sie nähen leidenschaftlich gern.

Es ist schon gesagt worden, daß der Boden der Insel felsig sei, aber fruchtbar ist er trotzdem; doch von Zeit zu Zeit fällt Regen und die Wärme ist gemäßigt. Die Sämereien, welche Eyraud anpflanzte, gediehen vortrefflich, aber die Insulaner vernichteten Alles. Ihnen genügen die Bataten und die Iguamen, deren Anpflanzen nicht die geringste Mühe erfordert. Dann und wann werden Fische und Hühner gegessen, doch hütet man sich sehr, das Blut der Thiere zu vergießen; den Hühnern dreht man den Hals um, Hunde und Ziegen schlachtet man derart, daß man den Kopf in die Erde vergräbt und der Tod durch Ersticken erfolgt; nachher sengt man die Haare ab. Es scheint, als ob sie auch vor menschlichem Blute Scheu haben. Seitdem die Peruaner auf der Insel waren, gibt es dort Messer, aber diese bleiben bei Zank und Streit unbenutzt; sie lieben das Steinigen.

Alle Bewohner der Osterinsel ohne jegliche Ausnahme sind Diebe. Torometi betrachtete sich als Herrn und Eigenthümer aller Gegenstände, welche Eyraud mitgebracht hatte. Ihre dreiste Zudringlichkeit kennt keine Grenzen. Nachdem sie den Missionär gezwungen hatten, ihnen beim Bau eines Bootes behülflich zu sein, stahlen sie ihm obendrein seine Beinkleider; sie wollten es den Europäern nachthun, denn die Matrosen gehen nicht nackt! Späterhin stahlen sie ihm Rock, Schuhe und Hut und zuletzt blieb ihm gar nichts. Er war seelenfroh, als endlich das Schiff „Teresa Ramos" erschien und ihn erlöste, am 10. Oktober 1865. Das Missionswerk war gescheitert.

Zerstörung der Mission Bonga in Tibet und Vertreibung der Missionäre.

Die Bemühungen französischer Sendboten, von den westlichen Provinzen China's her nach Tibet vorzudringen und ihre Lehre im Lande des Dalai Lama zu verkündigen, haben auch in der wissenschaftlichen Welt mit Recht große Aufmerksamkeit erregt. Unsere Leser wissen, daß wir oftmals auf diese Bestrebungen hingewiesen, und erst vor wenigen Monaten hat Herr Emil Schlagintweit (Globus IX, S. 171) die Wichtigkeit derselben hervorgehoben.

Es hätte ein großer Gewinn für Völker- und Sprachkunde in Aussicht gestanden, wenn die Lazaristen in Tibet festen Fuß gefaßt hätten. Sie entwarfen sogar den Plan, in der Hauptstadt H'lassa selber, unter den Augen des Dalai Lama, das Kreuz aufzurichten und ihren Glauben zu predigen. Aber die römischen Geistlichen geriethen dabei ganz von selber in feindselige Berührung mit buddhistischen Geistlichen. In China gelten die Mandarinen Alles und die Bonzen gar nichts; dort fanden die Missionäre keinen geistlichen Widerstand; in Tibet dagegen ist die Geistlichkeit Alles in Allem; die Hierarchie der Lamas bestimmt das ganze Leben, der höchste Gebieter ist ein fleischgewordener Gott, das geistliche Oberhaupt für viele Millionen Menschen, und H'lassa ist ein asiatisches Rom, in welchem sich der buddhistische Vatikan erhebt.

Es gibt in der Geschichte kein Beispiel, daß eine Hierarchie sich von jener eines andern Glaubens, einer andern Kirche friedlich hätte verdrängen lassen. Auch Priester wehren sich und nun gar Mönche! Die christlichen Sendlinge kamen nach Tibet, um zu verkündigen, daß das ganze System des Buddhismus irrig sei und nichts tauge, daß der Dalai Lama kein fleischgewordener Gott sei und daß an die Stelle desselben der heilige Vater in Rom als Haupt aller wahren Gläubigen treten müsse. Es begreift sich, daß die tibetanische Hierarchie der Verkündigung solcher Lehren, überhaupt der Verbreitung des Christenglaubens und was damit zusammenhängt, durchaus abhold ist. Sie will keine Concurrenz dulden. Die Christen ihrerseits drangen in Tibet ein, gründeten die Mission Bonga, machten eine Anzahl Proselyten und schickten sich an, nach der Hauptstadt H'lassa vorzudringen. Nun traten die Lamas ihnen rücksichtslos entgegen und erklärten, daß man solche Ruhestörer nicht am Sitze Seiner Heiligkeit des Dalai Lama dulden werde. Wir haben früher eingehend mitgetheilt, welche Hindernisse man ihnen in den Weg gelegt hat. Die Missionäre beriefen sich darauf, daß in Folge der Verträge China's mit den europäischen Mächten ihnen das Recht zustehe, im ganzen Reiche sich frei zu bewegen und zu predigen; dagegen wendete man von Seiten der tibetanischen Geistlichkeit ein, daß der pekinger Hof gar kein Recht habe, eine derartige Verfügung über Tibet zu erlassen.

Die Verfolgung wurde mit geistlichem Eifer betrieben, und die Mission, ein Werk, an welchem die Lazaristen anderthalb Jahrzehnte gearbeitet hatten, völlig zerstört. Im Laufe des Jahres 1865 flüchteten sich die zum Christenthum bekehrten Tibetaner nach den drei Missionsstationen Bonga, Kiang ka und Kio na tong, wo sie bis auf Weiteres persönlich sicher waren. Aber die Lamas, diese tibetanischen Geistlichen, verboten ihren Landsleuten, Lebensmittel nach jenen Stationen zu bringen; sie wollten dieselben aushungern. Im Juni begann der offene Krieg. Der tibetanische Mandarin Aton hatte eine Anzahl Christen gefangen genommen; diese trieb er nach Kongnier, wo sie enthauptet wurden. Die Missionäre Fage und Dubernard mußten aus Kiang ka flüchten, Durand und Alexander Biet erlitten in Kio na tong allerlei Ungemach, und gegen die Station Bonga rückte eine bewaffnete Macht an. Am 29. Juni kam Rodong Tseuang, „der Henker der Christen", an; die Leute der Station flüchteten sich ins Gebirge; nur die Missionäre Desgodins und Felix Biet blieben, nebst den Kranken und den Kindern, dort. Sie litten große Noth, aber diesmal wurde Bonga noch nicht eingeäschert.

Der weitere Verlauf der Dinge wird in einem Briefe des Missionärs Chauveau, datirt Ta tsien lu 8. Jan. 1866, geschildert (Annales de la propagation de la foi, Juli 1866, S. 284 ff.). Am 29. September 1865 wurde Bonga von etwa 600 bewaffneten Leuten überfallen; sie zerschlugen Alles, mißhandelten die Bewohner, jagten sie dann fort und äscherten alle Gebäude ein; Alles wurde dem Boden gleich gemacht.

Durand und Alexander Biet befanden sich in dem kleinen Dorfe Kio na tong, das etwa 13 Wegstunden von Bonga entfernt liegt. Dorthin kamen sie am 28. September. Die Missionäre entflohen; Biet rettete sich auf chinesisches Gebiet, Durand hat sein Leben eingebüßt. Er kam an die Seilbrücke, welche über den Lan tsan kiang führt (dieser ist der Mekong, der Strom von Kambodscha, welcher in Tibet entspringt, durch die chinesische Provinz Yünnan und durch Annam fließt und dann in den Busen von Siam mündet), und faßte das Bambusseil an. Als er etwa in der Mitte des Stromes an demselben hing, feuerten die ihn verfolgenden Tibetaner; er erhielt einen Schuß in den Hals, einen andern in die Brust und stürzte ins Wasser. So fand er den Tod; einige eingeborne Christen, welche ihn begleitet hatten, wurden gleichfalls erschossen und in den Fluß geworfen. Nach 22 Tagen fand Biet Durands Leichnam bei Uly, bekleidete denselben mit einem roth und weißen Gewande, dem Symbole des Märtyrerthums, und begrub ihn in chinesischer Erde.

Auch die eingebornen Christen, sowohl Chinesen wie Tibetaner, hatten viel zu leiden. Der „Christenwürger" Aton prügelte sie mit eigener Hand, ließ sie dann an Pfähle binden und einen Tibetaner mit zusammengebundenen Händen an einem Dach aufhängen. Anderen hing er ein Messer um den Hals, um anzudeuten, daß sie ihr Leben verwirkt hätten, noch Andere wurden mit Ketten belastet, und was dergleichen mehr ist.

Die tibetanischen Geistlichen triumphirten. Desgodins und F. Biet wurden nebst einer Anzahl von Neubekehrten nach Tschrana gebracht, wohin die Aebte der 3 großen Lamaklöster Hlassa's (sie heißen Gaden, Sera und Dschrepond) gekommen waren, um Gericht zu halten. Wir erfahren, daß der gegenwärtige Dalai Lama ein Knabe von 8 Jahren ist, und daß die Gewalt sich in den Händen jener Klostervorsteher befindet. Sie hatten einen Civilmandarinen mitgebracht; die beiden Missionäre wurden, sammt den von ihnen Bekehrten, durch bewaffnete Mönche

escortirt; diese hatten auch zuerst Feuer in Bonga angelegt. Man erklärte, die Missionäre dürften in Tibet bleiben, wenn sie sich zum Buddhismus bekehren wollten; man würde auch nicht die geringste Spur von Christenthum dulden, die zu demselben verleiteten Tibetaner müßten diesen falschen und verderblichen Glauben abschwören, sonst werde man sie ersäufen. Um zu beweisen, daß Bonga nie wieder christlich sein solle, wurde auf der Stelle, wo die Kirche gestanden hatte, sofort ein buddhistischer Tempel gebaut.

Am 16. Oktober wurde den Missionären mitgetheilt, daß alle bekehrten Tibetaner, selbst die kleinen Kinder, ersäuft werden sollten; man werde an jedem Tag Einen ins Wasser werfen, und die Uebrigen müßten dabei Augenzeugen sein. „Auch ihr, Franzosen und Meister der Religion, sollt zugegen sein.“ Das war keine bloße Drohung. Der Civilmandarin bezeichnete sofort das erste Opfer, einen gewissen Lu tse; man führte ihn auf einen Felsen, warf ihn von dort herab ins Wasser und schleuderte ihm Steine nach.

Am andern Tage verlangten die Mönche von dem Civilmandarinen, er solle die gesammte Habe der beiden Franzosen und sämmtliche Bekehrte, sogar die Kinder an der Brust, ins Wasser werfen. Diesem Befehl widersetzte er sich: „Ihr befahlt mir, Bonga zu verbrennen, und das habe ich gethan; gestern verlangtet ihr, daß ich einen Menschen ins Wasser werfen sollte, und das ist geschehen. Was ihr heute befehlt, das empört mich und ich will mit euch nichts mehr zu schaffen haben.“

Nun zogen die 3 Aebte andere Saiten auf, und das Ende war folgendes: Die Missionäre mußten einen Geldwerth von 800 Francs bezahlen; die den tibetanischen Christen zuerkannte Todesstrafe wurde in Verbannung umgewandelt, und die Missionäre, denen man ihre Sachen wieder gab, sollten mit ihnen abziehen. Am 21. Oktober verließen sie dann Tschrana und zogen über die chinesische Grenze. Am 31. Oktober waren sie in Kiata, das von Tibet unabhängig ist und schon zur Provinz Su tschuen gerechnet wird.

Kio na tong und Kiang ka sind gleichfalls zerstört worden und nun gar keine Christen mehr auf tibetanischem Boden.

Aus allen Erdtheilen.

Die Mohammedaner im chinesischen Turkestan.

Wir brachten jüngst einige Nachrichten über die Rebellion der Muselmänner in den westlichen Provinzen des eigentlichen China und folgten dabei den Berichten des französischen Missionärs Faurie. Wir finden nun, daß in der geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg Herr Heinz ausführliche Nachrichten über die Stellung gegeben hat, in welcher sich die Mohammedaner im chinesischen Turkestan befinden.

Man bezeichnet in ganz China die Anhänger des Islam als Dungans, und Heinz nimmt ihre Anzahl im Reiche auf etwa 30 Millionen Köpfe an; dabei sind aber jene in Turkestan nicht mitgerechnet. Jene Ziffer ist vielleicht um 10 Millionen zu hoch gegriffen. Sie sind im ganzen Lande zerstreut, und am zahlreichsten in den Provinzen Kansu, Schensi, Sse tschuen, Yünnan und dann im Norden des Thian schan- (Himmels-) Gebirges.

Der Regierung gegenüber haben sie eine Ausnahmestellung. Von Seiten des Herrschervolkes der Mandschu werden die verschiedenen Nationalitäten im Reiche eifersüchtig überwacht, aber den Mohammedanern haben sie doch einige Vorrechte zugestanden, z. B. der zahlreichen Gemeinde Salar. Diese wird von einem Imam verwaltet, der zugleich geistliches Oberhaupt der Dungans ist. Sie hat mehrmals gegen die Mandschudynastie rebellirt und dann allemal viele andere Mohammedaner in den Aufstand hineingezogen; indessen blieben die Chinesen stets Sieger. Aber die Wirksamkeit einer, den letzteren feindseligen Propaganda, die zugleich religiöser und politischer Art ist, hat niemals aufgehört. In der letztverflossenen Zeit stand an der Spitze derselben ein gewisser Sawun, welcher sich den Titel Wan, d. h. Fürst, beigelegt hatte und am pekinger Hof in Ansehen stand. Er ist vor einigen Jahren gestorben.

Ueber die gegenwärtige Rebellion der Muselmänner hat Herr Heinz Folgendes erfahren:

In der Stadt Si ngan fu, in der Provinz Schen si, standen zwei reiche Kaufleute, ein Mohammedaner und ein Mandschu, in häufigem Verkehr. Der erstere kaufte von dem letztern Vieh, wollte aber die seiner Ansicht nach übertrieben hohe Summe für dasselbe nicht zahlen; er glaubte sich übervortheilt. Als der Mandschu ihn im Beisein anderer Leute mit Scheltworten überhäufte, rannte er ihm seinen Säbel in den Leib. Die darüber erbitterten Mandschu machten ihn auf der Stelle nieder und plünderten sein Haus. In Folge davon entstand ein Gemetzel zwischen den Dungans und den Mandschu; die ersteren blieben Sieger, waren dann bald Herren der Stadt, und der Aufstand verbreitete sich nach Nordwesten hin, wo die Muselmänner sehr zahlreich sind. Sie schlossen eine Art von Bund, steuerten in eine gemeinschaftliche Kasse, speisten auch gemeinschaftlich und errichteten Spitäler für die Verwundeten.

Die Insurrektion hat ihre schwache Seite darin, daß sie über ein sehr großes Gebiet verbreitet ist und in manchen Gegenden über verhältnißmäßig geringe Kräfte verfügt. Aber im chinesischen Turkestan, d. h. Ili, dem Westlande, der kleinen oder hohen Bucharei, dem Thian schan nan lu, d. h. Land im Süden des Himmelsgebirges, oder auch Sin kiang, d. h. Land der neuen Grenze, — denn alle diese Namen beziehen sich auf dieselbe Provinz, und in der Dsungarei (die auch als Ili, und als Thian schan pe lu, d. h. Nordland, weil im Norden des Himmelsgebirges, bezeichnet wird) sind sie bisher siegreich geblieben; und haben nur in Tschugutschak (in Tarbagataï, d. h. Murmelthiergebirg) einige Niederlagen erlitten, weil dort die Chinesen von den Kalmücken unterstützt wurden. Herr Heinz meint aber, daß die Mandschuregierung ohne auswärtige Hülfe nicht stark genug sei, Turkestan und die Dsungarei wieder zu unterwerfen oder dauernd zu behaupten; sie ist ohnehin erst seit 1759 im Besitze derselben.

Ausschließlich religiöse Beweggründe liegen dem Aufstande nicht zu Grunde; die Mißverwaltung der Mandarinen ist in nicht geringem Maße schuld an demselben. Dazu kommt der ethnische Gegensatz zwischen Chinesen und den türkisch-tatarischen Völkern. Diese Gegensätze liegen schon im Blut, in der Rasse und deshalb werden sie bleiben; die tiefe Abneigung ist gegenseitig.

Weitere Fortschritte in Japan. Zwischen dem Minister des Auswärtigen, Midzu no Idzumi no Kami und den Gesandten von England, Frankreich, Nordamerika und der Niederlande ist am 25. Juni 1866 ein Vertrag abgeschlossen worden, welcher den seit 1858 gültigen Zolltarif in der Weise abänderte, daß fortan alle ein- und ausgehenden Waaren 5 Procent vom Werthe zahlen; er ist seit dem 1. August für die Häfen Nagasaki und Hakodade, und schon vier Wochen früher für den von Kanagawa-Jokohama in Kraft getreten. — Japan will künftighin in den obengenannten Ländern und auch in Rußland Consuln halten. — Wichtig ist auch in jenem Vertrage die Bestimmung, daß die japanische Regierung ihr Münzamt erweitern werde, damit alle fremden Gold- und Silbermünzen in Landesmünzen von gleichem Werth umgeprägt werden können; dafür sind dann nur die Prägekosten zu bezahlen. Die japanischen Unterthanen können von nun an Dampfer und andere Handelsschiffe von Auslän-

dern ankaufen. Die Regierung wird in den geöffneten Häfen Leuchtthürme oder Leuchtfeuer unterhalten. —

Wir wollen noch bemerken, daß in dem Jahre vom 30. Juni 1865 bis dahin 1866 die Ausfuhr von Thee 8,200,000 Pfd., gegen 3,870,000 im Jahr vorher betrug. China exportirte in derselben Zeit 124,884,000 Pfd. schwarzen und 23,719,000 Pfd. grünen Thee.

Duldsamkeit der Japanesen. Das ganze Benehmen der Europäer und Nordamerikaner in Japan ist nicht von der Art gewesen, daß es bei dem japanischen Kulturvolke irgendwelche Sympathien hätte erwecken können. Wer will es der japanischen Regierung verdenken, daß sie die fremden, ohnehin ungebetenen und unwillkommenen Gäste sorgfältig überwachte? Schon vor dritthalbhundert Jahren hatte sie alle Ursache, die Europäer weit weg zu wünschen, und trieb sie aus dem Lande, als die eingebornen Christen zu einer politischen Partei geworden waren, welche Rebellionen anstiftete. Sie hat auch in unseren Tagen die Missionäre, welche im Inselreiche des Sonnenaufgangs ihr Heil versuchen wollen, sehr ungern gesehen. Fortweisen konnte sie diese Leute nicht, sie wurden aber genau überwacht. Seitdem man sich aber überzeugt hatte, daß sie keinen Schaden anrichten würden, behandelte man sie sehr freundlich und zuvorkommend. Der amerikanische Missionär R. S. Brown schildert im londoner „Church Missionary Intelligencer" Juni 1866, wie die Dinge gegenwärtig stehen. Die Regierung schickte zuerst 12 junge Edelleute nach Kanagawa, wo sie bei einem Missionär Englisch lernten. In Nagasaki und in Yokohama gründeten die Behörden Schulen zu demselben Zwecke und übertrugen die Leitung den protestantischen Missionären. Sie haben nichts dagegen, daß diese Schulbücher christlichen Inhalts beim Unterrichte gebrauchen und daß die Schüler Fragen an die Lehrer über Gegenstände des Glaubens richten. Auch die Frauen der Missionäre haben Schulen eröffnet, und es ist nur zu wünschen, daß sie den braven Japanern keine ihrer puritanischen Yankeetrichinen einpflanzen, sondern ein tolerantes Christenthum lehren möchten.

Der hohe Staatsrath in Yeddo läßt jetzt eine große Schule in Yokohama bauen, in welcher einige Hundert Jünglinge aus den angesehensten Familien im Englischen und Französischen unterrichtet werden sollen. Die Missionäre erhalten bei ihrem Studium der japanischen Sprache und Literatur allen möglichen Vorschub, sie haben ein japanisch-englisches Wörterbuch vollendet, das 40,000 Wörter enthält und demnächst in die Presse gegeben werden soll. Sie sind auch mit einer Uebersetzung der Bibel beschäftigt. „Es hat sich gezeigt, daß die Japaner im Allgemeinen keineswegs feindlich gegen die Ausländer gesinnt sind; eben so wenig zeigen sie sich bigot in religiösen Dingen. Vielmehr rühmen sie von sich, daß sie viel unbefangener und liberaler als die Chinesen seien. Viele zeigen den lebhaftesten Eifer, sich mit den Sprachen, Wissenschaften und Künsten des Abendlandes genau vertraut zu machen."

Die Menagerie eines indischen Fürsten. Im Gebiete der Präsidentschaft Bombay liegt die Halbinsel Gudscherat oder Guzerat. Sie wird beherrscht von einem Maharattenfürsten, dem Guikowar, welcher in Subsidienallianz mit den Engländern steht, ein Heer von etwa 10,000 Mann unterhält und ein Einkommen von ungefähr 5 Millionen Thalern hat. Seine Hauptstadt liegt in einer hübschen Gegend und zählt 140,000 Einwohner. Dort hat der Monarch eine Menagerie von wilden Thieren, die wohl einzig in ihrer Art dasteht; Seiner Hoheit machen nämlich Thierkämpfe das größte Vergnügen. In der „Bombay-Gazette" entwirft ein Engländer, welcher sich die Thiersammlung zu Baroda angesehen hat, folgende Schilderung:

Schon von weitem drang ein wunderliches Durcheinander von Gebrüll und Geheul aller Art zu uns; unsere Führer sagten uns, wir brauchten gar keine Furcht zu haben. Es macht aber doch einen seltsamen Eindruck, wenn man sich einem ganzen Bataillon von Tigern gegenüber sieht, alten und jungen, mehr oder weniger wilden; grimmig sehen sie alle aus. Alle sind an eingerammte Pfähle gebunden; die eisernen Halsketten sind allerdings stark genug, aber das lederne Halsband beruhigte uns nicht, denn das indische Leder ist bekanntlich schwach und schlecht. Die Hüter mögen sich wohl damit trösten, daß die Bestien einmal an die Gefangenschaft gewöhnt sind und nicht daran denken, sich loszureißen. Wenn man diese Tiger in solcher Menge und in sehr verschiedenen Lagen und Stellungen beisammen sieht, erinnern sie lebhaft an unsere gewöhnlichen Katzen; die Aehnlichkeit ist wirklich überraschend. Wir wagten uns bis auf etwa drei Schritte an einen, der leidlich zahm schien, heran; er benahm sich ruhig, aber sein nächster Nachbar zeigte große Lust, über uns herzufallen. Er heulte und fletschte die Zähne; dafür bekam er vom Wärter einige Hiebe über den Kopf und war dann so artig, wie der gestiefelte Kater. Die meisten Tiger sahen uns gleichgültig an, zwinkerten mit den Augen in der Sonne und ließen sich von den Wärtern streicheln, oder mit dünnen Stöckchen schlagen. Mitten unter ihnen befand sich eine Löwin, welche durch eine majestätische Ruhe imponirte. Dagegen waren die 8 oder 10 Panther um so lebhafter; einer davon war ganz schwarz und sah aus wie ein Hund. Einen melancholischen Eindruck machten die Nashörner, deren der Guikowar 3 Stück besitzt, darunter einen Veteran, dessen abgenütztes Horn Zeugniß von manchem harten Kampf ablegt. Er war sehr lang, doch nicht über 5 Fuß hoch; ein junges war erst seit einigen Monaten in der Menagerie und benahm sich doch schon ganz zahm. Alle wilden Thiere Indiens sind repräsentirt; aus Afrika hat man eine schöne Giraffe geholt, die volle 15 Fuß mißt.

Eis im ägyptischen Sudan. Ein Blatt in Konstantinopel, „la Turquine" enthält ein Schreiben aus Kassala, in der Provinz Takka, vom 20. Mai 1866, mit der Angabe, daß etwa 20 Wegstunden von Kassala, im Gebiete der Beni Amer, ein gewaltiger Hagelschlag stattgefunden habe; dann sei die Kälte so heftig geworden, daß das Wasser sich mit einer Eisdecke überzogen habe. Elephanten und Hausthiere seien vor Kälte umgekommen. Das wäre, die Richtigkeit der Angabe vorausgesetzt, für jene tropische Gegend eine merkwürdige Erscheinung.

---

r. **Humanität der alten Aegypter.** Die alten Grabschriften legen rühmliches Zeugniß ab von der Bildung und milden Gesittung der alten Aegypter. So liest man auf den Steinwänden der Königsgräber die schönen, an christliche Parabeln erinnernden Worte: „Ich habe gelebt von der Wahrheit und mich genährt mit Gerechtigkeit. Was ich den Menschen gethan, war voll Versöhnung, und wie ich Gott geliebt, weiß Gott und mein Herz. Ich habe Brod dem Hungrigen, Wasser dem Durstigen, Kleider dem Nackten gespendet und dem Wanderer gewährte ich ein Obdach."

Abnahme der Sklaverei in Brasilien. Alle intelligenten Leute in jenem Kaiserreiche sind überzeugt, daß die Negersklaverei auch dort ihrem Ende entgegengeführt und sobald als möglich abgeschafft werden müsse. Die Vorschläge zur Freilassung häufen sich, alle aber kommen dahin überein, daß man schon im Interesse der Neger selbst das in hohem Grade unverständige Verfahren der radikalen Partei Nordamerika's vermeiden müsse. Man wird die Neger nicht hülflos aufs Pflaster werfen, sondern Uebergänge stattfinden lassen. Das empfiehlt sich auch aus wirthschaftlichen Rücksichten. Erfreulich ist, daß ein Theil der Geistlichkeit sich für die Sache der Emancipation in wirklich menschenfreundlicher Weise interessirt. So hat z. B. das Kapitel der Benedictiner in Bahia die Maßregel getroffen, daß, vom 3. Juni 1866 an, alle Kinder, welche von Sklavinnen geboren werden, die dem Orden gehören, frei sein und in den Klöstern unterrichtet werden sollen. Einen unangenehmen Gegensatz bildet das Verfahren der Carmelitermönche zu Santos in der Provinz San Paulo. Dort wurden am 7. April nicht weniger als 47 Prozesse zur Freilassung von Sklaven vor Gericht gebracht. Der Sachverhalt war, daß mehr als 70 Sklaven des Carmeliterklosters freigekauft werden sollten, aber die Mönche widersetzten sich, weil die Sklaven ihnen Geld einbrachten. Darauf hin traten mehre Menschenfreunde zusammen und verklagten den Orden, welcher nun auf gerichtlichem Wege zur Annahme des Freikaufs veranlaßt werden wird.

Ehrengeschenk für den Hydrographen Kapitän Maury. Der berühmte Verfasser der „Physischen Geographie des Meeres" und der „Sailing Directions" war Jahre lang Vorstand des Observatoriums in Washington. Beim Ausbruche des Unabhängigkeitskampfes der nordamerikanischen Südstaaten hielt er zu den letzteren, ging späterhin einige Zeit nach Mexico und nun befindet er sich seit dem Frühjahr 1866 in England. Dort zeichnet man den hochverdienten Mann nach Gebühr aus; man veranstaltete ihm zu Ehren ein Gastmahl, an welchem 140 Männer Theil nahmen, und überreichte ihm ein Ehrengeschenk

von 3000 Guineen. Sir John Pakington, gegenwärtig Marineminister, führte den Vorsitz; unter den Anwesenden befanden sich manche Admiräle, z. B. Back, Halstead, Anson und Codrington, Physiker wie Wheatstone und Glaisher, der Reisende du Chaillu und manche auswärtige Diplomaten. Pakington hob den Nutzen hervor, welchen Maury's „wundervolle Karte" der Winde und oceanischen Strömungen für die Schifffahrt und den Handel gebracht haben. Auf Maury's Antrieb versammelte sich 1853 zu Brüssel der Marinecongreß; seitdem erhielt das britische Handelsamt eine meteorologische Abtheilung. Man hat es den Forschungen und Weisungen Maury's zu danken, daß die Ausgaben für ein Schiff von 1000 Tons, das von einem Nordseehafen, z. B. nach Rio de Janeiro, Indien oder China fährt, sich um 250 Pfd. St. geringer stellen als früher, und für eine Fahrt von und nach China oder Australien beträgt die Geldersparniß 1200 bis 1300 Pfd. St. Mit Recht sagte Alexander von Humboldt, Maury habe einen ganz neuen Zweig der Wissenschaft begründet, die physische Geographie des Oceans. Die Verdienste des gefeierten Mannes wurden auch in Deutschland, Rußland, Oesterreich, Frankreich, Norwegen, Dänemark, Schweden, Holland, Belgien, Sardinien und von dem Papst anerkannt; Großfürst Constantin habe ihm nach Beendigung des amerikanischen Krieges ein Asyl in Rußland angeboten; ein Gleiches sei von Seiten der französischen Regierung geschehen. Zu dem Ehrengeschenke, welches ihm feierlich überreicht wurde, kamen aus Holland 1000 Pfd. St. und aus Rußland kam eben so viel; der Rest wurde in England unterzeichnet. Maury bemerkte in seiner Dankrede, daß heute jedes Kauffahrteischiff in einen schwimmenden Tempel der Wissenschaft und ein Observatorium verwandelt werden könne, ohne daß man dafür auch nur einen Thaler zu verausgaben brauche; aber der Weg sei kaum beschritten worden, man befinde sich erst in den Anfängen und es bleibe noch viel zu thun übrig. — Es ist in hohem Grad erfreulich, daß man die Verdienste Maury's nicht blos mit Worten ehrt; man hat ausgerechnet, daß allein in Folge seiner Segelweisungen der Seehandel jährlich einen Profit von mehr als 1 Million Dollars hat und zwar durch die Ersparnisse, welche durch die gegen früher bedeutend abgekürzte Reisedauer gewonnen werden.

Geographische Expeditionen in Rußland. Die geographische Gesellschaft in St. Petersburg erwirbt sich um die Erforschung des großen Reiches, insbesondere auch um jene der asiatischen Provinzen, viele Verdienste. Auf die großen sibirischen Expeditionen haben wir im „Globus" oftmals hingewiesen; jetzt lesen wir, daß abermals einige neue Forschungsreisen durch sie veranlaßt und von ihr unterstützt werden. Es handelt sich zunächst um eine Untersuchung des nördlichen Jenissei; sie soll von Turuchansk aus unternommen werden und den Strom bis zu seiner Mündung ins Eismeer verfolgen. Die Goldgräber an jenem Flusse haben eine Summe beigesteuert, um das Unternehmen zu fördern, und die Dampfschifffahrtsgesellschaft des Jenissei stellt ein Boot zur Verfügung. Leiter des Unternehmens ist der Bergingenieur Lepatin; ihm zur Seite stehen ein Naturforscher, ein Ethnograph und ein Topograph.

Eine andere Expedition ist beauftragt, einen fahrbaren Weg aufzusuchen, welcher die Kreise von Olekminsk und Nertschinsk mit einander in nähere Verbindung bringen würde. An der Spitze steht Fürst Krapotkin.

Die Mineralquellen in Transbaïkalien sollen von Lomonossow untersucht werden.

Die Urwälder in Böhmen.

Geheimerath Göppert hat in der naturwissenschaftlichen Abtheilung der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur interessante Nachweise über die Urwälder in Böhmen gegeben. Schon 1858 wies er auch in Schlesien einen Urwald nach, der sich in der Herrschaft Seitenberg, Grafschaft Glatz, befindet. Dem von Herrn Göppert uns freundlich übermittelten Vortrag entlehnen wir im Auszug das Folgende. —

Die Urwälder befinden sich im Böhmerwalde, welcher sich in fast 30 Meilen Länge von den Grenzen des Voigtlandes bis nach Oberösterreich hinzieht und die natürliche Grenze zwischen Böhmen und Bayern bildet, und zwar vorzugsweise im Ursprungsgebiet der Moldau auf den Herrschaftsgütern des Fürsten Adolph von Schwarzenberg, Herzog von Krummau, auf den Herrschaften Krummau, Winterberg, Stubenbach, sowie auch auf der gräflich Thun'schen Herrschaft Groß-Zdikau. Nach Hochstetter (welcher schon 1855 über die Urwälder einen größern Aufsatz veröffentlichte) wird das Gesammtareal dieser Urwälder etwa auf 33,000 Joch (1 Joch = $2^1/_4$ preuß. Morgen) geschätzt, während der gesammte Waldbestand jener eben genannten vier Herrschaften mit dem regenerirten oder kultivirten Walde zusammen ungefähr 100,000 Joch beträgt. In völlig primitivem Zustande ist vorzugsweise ein auf dem sich bis zu 4298 Fuß erhebenden Kubany befindlicher Urwald von 7200 Morgen preuß. erhalten, von welchem auch ein höchst wesentlicher Theil nach einer Verordnung des Fürsten möglichst conservirt werden soll.

Der Charakter europäischer Urwälder kann bei der geringen Mannichfaltigkeit unserer Baumvegetation im Vergleich zu denen der Tropen nur ein einförmiger sein; es steigert sich diese Einförmigkeit noch auf größerer Höhe und beschränkt sich zuletzt auf Nadelhölzer, weil eben nur dort sich bei dem Zustande unserer socialen Verhältnisse dergleichen zu erhalten vermochten. So besteht denn auch in der That die etwa 700 Morgen große, im Glazergebirge in 3500 Fuß Höhe gelegene Urwaldstrecke nur aus Rothtannen (Pinus Abies *L.*), im Böhmerwalde die untere Region auf unserem Hauptbeobachtungspunkte, dem Kubany, von 2000 bis 3500 Fuß aus Weiß- und Rothtannen mit beigemischten Buchen und einzelnen Bergahorn, die obere Region von 3400 bis 4000 Fuß nur aus Rothtannen oder Fichten (Pinus Abies *L.*).

Als Hauptcharakter tritt uns in der Buchen- und Weißtannen-Region die erst in der bedeutenden Höhe von durchschnittlich 60 bis 100 Fuß vorhandene Kronenbelaubung entgegen. Daher die Helligkeit und auch die Möglichkeit der Entwickelung des jungen Ausschlages, welche freilich erst bei Bildung irgend einer Lücke erhebliche Fortschritte macht, dann aber rasch, selbst nach hundertjähriger Unterdrückung, das unfreiwillig Versäumte nachholt, wie das Studium der Querschnitte solcher Stämme zeigt. Die Regeneration oder Verjüngung dieser Wälder erfolgt also fortwährend, und man hat daher nicht nöthig, wie von Einigen angenommen wird, an einen in großen, etwa 4 bis 500jährigen Zeiträumen eintretenden sogenannten säkularen Wechsel der gesammten Baumvegetation zu denken.

Die größten Dimensionen erreicht die Weißtanne. Stämme von 120 bis 150 Fuß Höhe bei 4 bis 6 Fuß Umfang sind gewöhnlich, von 200 Fuß Höhe, im Durchmesser von 6 bis 8 Fuß nicht selten, mehre maß ich zu 8 Fuß, daher denn auch pro Joch 142 bis 200 Kl. im Urwalde häufig vorhanden erscheint. Die stärkste bis jetzt beobachtete, noch in ihren Ruinen von Hochstetter gesehene Weißtanne maß 30 Fuß Umfang und 200 Fuß Länge. Auf 30 Klaftern 30zölligen Brennholzes schätzte man die Holzmenge des jetzt leider nicht mehr vorhandenen Riesen. Buchen, Rothbuchen (Fagus sylvatica), obschon von geringerer Stärke, doch in einzelnen Exemplaren von 14 Fuß Umfang, wetteifern im Höhenwachsthum und erreichen nicht selten die bedeutende Höhe von 100 bis 130 Fuß bei 80 bis 90 Fuß Kronenbelaubung. Fichten, auch in dieser Region häufig, erreichen zwar nicht die Höhe und Stärke der Weißtanne, aber doch eine so imposante Größe in Tausenden von Stämmen, wie sie nur als Seltenheiten in unseren Wäldern angetroffen werden. Ihre Entwickelungs- und Wachsthumsweise auf abgebrochenen stehenden und liegenden Stämmen und dazu noch die Verwachsung der Wurzeln neuer und alter Stöcke untereinander liefern die charakteristischen Merkmale des deutschen Urwaldes, welche nach vielfach eingezogenen Erkundigungen von Reisenden der Tropen keine dortige Baumart zeigt. Entwickelung auf abgebrochen stehenden Stöcken oder Stämmen bedingt zuletzt bei allmäliger Zersetzung und Schwinden des Mutterstammes das zuerst von Ratzeburg (1831) beschriebene stelzenartige oder pandanenartige Wachsthum, wo die Bäume wie von Säulen getragen erscheinen, und Entwickelung auf liegenden Stämmen die reihenweise Stellung der Bäume im Urwalde, die hier auf die ausgezeichnetste Weise hervortritt. Oft stehen 5 bis 6 an 150 Fuß hohe und 3 bis 4 Fuß dicke Fichten in geraden, oft sich kreuzenden Linien und tausend und abermals tausend jüngeren Anflugs verschiedener Größe wuchern auf den überall wild durcheinander liegenden, in allen Stadien der Zersetzung befindlichen Zeugen vergangener Jahrhunderte. Nur die kräftigeren erhalten sich und bleiben zuletzt in fast gleichen Entfernungen und in geraden Linien zurück, welche der Richtung des Stammes entsprechen, auf dem sie einst entsprossen. Nach den genauen, von Forstmeister John, dem verdienten Pfleger des Kubany, angestellten, mir mitgetheilten Messungen befinden sich in etwa 2 bis 3200 Fuß Seehöhe hier auf einem preußischen Morgen an 160 Klaftern Holzmasse, wovon etwa $^5/_8$ auf lebenden und die übrigen $^3/_8$ auf todten

stehenden und lagernden Stämmen, hier Ronen genannt, kommen. Von 3400 Fuß ab mindert sich das gewaltige Höhenwachsthum, vermehrt sich aber die Festigkeit, und in dieser Region von 3500 bis 4000 Fuß finden sich Stämme von 6 bis 700jährigem Alter bei nur 2 bis 3 Fuß Dicke, deren Holz unter Anderem zu Resonanzböden verwendet wird, welches besonders im Stubenbacher Revier in unübertrefflicher Güte gefunden und durch die hier befindliche Fabrik des Herrn Bienert, als des Gründers dieser Industrie, in allen Gegenden der Erde verbreitet wird.

Von anderweitigen Bäumen finden sich hier noch Ulmen, Bergahorn, doch im Ganzen von keinem bemerkenswerthen Umfange, so wie die in allen nordischen Wäldern als Baum und Strauch einheimische Eberesche; dann als Unterholz fast nur Salix caprea, Lonicera, Sambucus racemosa ꝛc.; von krautartigen Gewächsen in besonderen, auf feuchten, von fließendem Wasser berieselten, nicht eigentlich sumpfigen Lagen, auf welchen auch die Bäume vorzugsweise zur massenhaftesten Entwickelung gelangen, die gewöhnlichen Pflanzen unserer höheren Vorgebirge. Im Ganzen aber ist die Phanerogamen-Flora des ganzen Böhmerwaldes, der trotz der Höhe von 4 bis 4600 Fuß seiner Berggipfel durchaus keinen alpinen Charakter wie etwa das Riesengebirge besitzt, arm zu nennen, aber dennoch eben wegen ihrer Dürftigkeit mit Hinsicht auf Verbreitung der Gewächse von größtem Interesse. Auf dem höchsten Punkt, dem Arber, in 4600 Fuß Seehöhe, meint man die Flora eines Wiesen- oder Waldrandes der Ebene vor sich zu sehen, wenn nicht zwischen den die Rasenflächen begrenzenden Felsengruppen Juncus trifidus und Agrostis rupestris hervorsproßten und mit den Gyrophoren und Andreaeen auf dem Gestein die hohe Lage verriethen.

Wenn wir nach den Ursachen der Erhaltung dieser wunderbaren Wälder forschen, so haben wir wohl als ein Hauptmoment ihre geographisch schwer zugängliche Lage, die erst sehr spät und nur durch Anlegung von kostbaren Kanälen ihre allgemeinere technische Benutzung gestattete, und die beschränkte Zahl von Holz konsumirenden Fabriken zu nennen. Denn nur Glashütten sind vorhanden, Eisenwerke fehlen wegen Mangel an Eisenerzen. Zu ihrer außerordentlichen Entwickelung trägt die durch Beobachtung nachgewiesene, überaus feuchte Atmosphäre wesentlich bei, welche durch die mit Krummholzkiefern bewachsenen das Moldauthal und dessen Seitenthäler bis hoch herauf erfüllenden Moore*) veranlaßt wird, wie denn endlich auch die Entfernung jeder Einwirkung des Menschen nicht hoch genug anzuschlagen ist. Man überließ die Lichtung der Natur, vielleicht die Hauptursache der so merkwürdig hohen Kronenbelaubung; alle Abfälle der Vegetation, sowohl der baum- als krautartigen, kamen ihr hier wieder zu gute, daher auch die im Allgemeinen sehr gesunde Beschaffenheit dieser Wälder und ihre so massenhafte Holzproduktion, wie sie in vielen unserer meist vielfach regenerirten, durch Entfernung der Abfälle und Untervegetation in ihrem natürlichen Wechselverhältnisse von Nahrung und Consumtion gestörten, also wie man wohl in Wahrheit sagen kann, durch Raubbau geschwächten Wäldern so leicht niemals wieder zum Vorschein kommen kann und auch dort sich vermindern wird, wenn mit der Zeit die Verhältnisse zur Benutzung der sämmtlichen Erzeugnisse des Waldes drängen sollten. Ich verwahre mich hier im Voraus gegen alle Einwürfe und Vorwürfe, die man mir wegen dieser Ansicht machen dürfte, lasse alle Nothwendigkeits- und Nützlichkeitsrücksichten bei Verwaltungen gelten, mir liegt nur daran, auf eines der großartigsten naturhistorischen, bis jetzt nichtsdestoweniger außer Böhmen nur wenig berücksichtigten wahren Phänomene die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken.

Denn die Wälder interessiren uns nicht mehr allein wegen ihrer Holzproduktion, sondern auch wegen ihrer hohen klimatischen Bedeutung, wegen ihrer Wichtigkeit für die Regelung der Gewässer zur Verhütung der Gefahren von Ueberschwemmungen, womit so viele Länder eben in Folge der Vernachlässigung ihrer Pflege auf das Empfindlichste heimgesucht werden.

*) Diese Bedeutung dieser viele tausend Morgen großen und oft 20 bis 30 Fuß mächtigen Moore ist für die Erhaltung des Wasserreichthums der Moldau, somit für das ganze Land gewiß nicht hoch genug anzuschlagen, worin mir Jeder beistimmen wird, der auf Gebirgen Gelegenheit hatte, den Einfluß von Mooren und Sumpf- oder Knieholzkiefern auf Bildung und Unterhaltung von Quellen zu beobachten. Sphaegna scheinen die Entstehung jener Moore vorzugsweise vermittelt zu haben, die an vielen Orten eben durch den Einfluß jener winzigen, im Haushalt der Natur aber so bedeutungsvollen Moose noch in weiterer Bildung begriffen sind.

Nur auf solchem primitiven Boden kann die bis jetzt freilich kaum noch gegründete Forstchemie, die alleinige Basis einer rationellen Forstbewirthschaftung, wer wollte dies leugnen, entscheidende Erfahrungen über Nahrung und Produktion sammeln und so vielen kostspieligen, physiologischen Einsichten widersprechenden, Versuchen entgegentreten, welche oft so schwere Opfer ohne Erfolg und Nutzen kosten. Dem bei allen solchen Untersuchungen ebenso betheiligten Botaniker bietet sich dort ein unerschöpfliches Material für morphologische und physiologische Studien dar, und der Oekonom kann sich wie so leicht nirgends überzeugen, was ein Boden, den man nicht seiner natürlichen Hilfsmittel beraubt, zu leisten vermag. Dem Paläontologen zeigt die trotz viel tausendjähriger ungestörter Vegetation in so geringer Menge vorhandene Dammerde, daß die Steinkohlenlager nicht direkt aus Urwäldern und ihrem Abfalle einst entstanden sein können.

Fossile Menschenknochen auch in Mittelitalien aufgefunden. Ein Arzt bei der französischen Armee in Rom, Dr. Bleicher, hat den „Nouvelles Annales des Voyages“ (August 1866) eine geognostische Abhandlung über den Mons sacer eingeschickt, der nur zwei italienische Meilen von der Stadt entfernt liegt. Aus den Kiesgruben des heiligen Berges sind schon seit langer Zeit viele fossile Knochen zu Tage gefördert worden. Hr. Bleicher beschreibt die einzelnen Fundstätten und die Knochen, welche zumeist so wohl erhalten sind, daß man ganze Köpfe mit ihren Hörnern oder Geweihen hat zusammensetzen können. Die Farbe ist bald dunkelbraun, bald hellgrau, die Härte beträchtlich stark, der Bruch glatt und die Versteinerung manchmal so vollständig, daß auch die Markhöhle der größeren Knochen ausgefüllt ist. Am häufigsten sind Knochen von Rindvieh, das weit größer gewesen ist als die stärksten Exemplare des gegenwärtig lebenden grauen Ochsen der römischen Campagna. Deutlich zu erkennen und zu unterscheiden sind Bos primigenius und Bos bubalus; vielleicht kommt auch Bos priscus hinzu, doch sind darüber noch nähere Untersuchungen anzustellen. Sehr häufig sind auch die Knochen vom Hirsch; Geweihe und Zähne deuten auf mehre Arten desselben hin; vortrefflich erhalten ist ein Geweih von Dama romana, das sich jetzt im Museum der Sapienza befindet. Schaf und Ziege hat Bleicher im Herbst 1865 aufgefunden; das Wildschwein ist, gleich dem Hippopotamus und dem Rhinoceros, nicht häufig im heiligen Berge. Von dem kolossalen Elephas meridionalis sind sehr viele untere Kinnladen mit den Zähnen vorhanden, und Knochen vom fossilen Pferde sehr häufig. Von Carnivoren kommt nur Ursus spelaeus vor, von Nagethieren nur der Biber.

An den bisher gefundenen Knochen sind nirgends Spuren von schneidenden Werkzeugen gefunden worden; manche sind in der Mitte oder auch sonst zerbrochen, doch rechtfertigt nichts die Annahme, daß die Brüche zum Zwecke der Herausnahme des Markes bewerkstelligt worden seien. Aber es sind plumpe Steinmesser und Pfeilspitzen in jenen Kiesablagerungen gefunden worden von der allerrohesten Form und sehr verschieden von den weit vollkommener gearbeiteten, welche man, Professor Ponzi zufolge, in den oberen Schichten des Sabinerlandes und im Saccothal ausgegraben hat.

Im Jahre 1859 fand Abbate Rusconi zu Monticelli bei Tivoli drei Menschenzähne in der obern Lage des Travertins, welcher den quaternären tiburtinischen See füllt. Sie befinden sich in seiner Sammlung. Das Vorkommen bearbeiteter Steine in den unteren Lagen der alten Schwemmgebilde gibt uns den ersten Nachweis über die Existenz der Menschen in Mittelitalien. Er war schon vorhanden, als der Travertin sich ablagerte, also vor aller geschichtlichen Zeit. Dazu kommen dann die steinernen Pfeilspitzen und Menschenknochen unter einer thonigen und kieseligen Alluvion von $2\frac{1}{2}$ Metres Dicke, welche Bleicher im März 1865 in Gegenwart des französischen Geologen de Verneuil constatirt hat und zwar am Ufer des Almone, 4 Kilometer von Rom am Rande der Via Appia nuova. Dort wurden gefunden: ein vollkommen erhaltener Menschenschädel mit der untern Kinnlade, zwei zerbrochene Schulterblätter, ein Schulterbein, Rippen und Rückenwirbel. Die sorgfältige Beobachtung der Fundstätte ergab, daß die Schicht, in welcher diese stark versteinerten Knochen lagen, in einer alten Zeit gebildet wurden, als der Bach, welcher jetzt selbst im Winter nur ein dünner Wasserfaden ist, stark genug war, mächtige Anschwemmungen an beiden Ufern zu bilden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Ein Besuch beim Könige von Dahome.

II.

Einzug in Abomeh. — Schilderung des Königs Ghezo und seiner Minister. — Empfang der Gesandtschaft. — Ueberreichung der Geschenke; Fetischbilder der Weißen — Ein kriegerisches Fest; das männliche und das weibliche Heer; Elephantenjägerinnen. — Die Blutopfer und was damit zusammenhängt. — Fetischdienst und Tempel der bösen Geister. — Die Sklaverei und Herabwürdigung der Frauen. — Einkünfte und Königskaufleute. — Das Grabmal der Herrschers und das große Herkommen. — Schilderungen von Augenzeugen über die Menschenopfer.

Der Einzug in die Hauptstadt Abomeh fand unter großem Gepränge statt. Man geleitete die Fremden unter eine Baumgruppe, wo Sessel bereit standen, und sie mußten vor allen Dingen auf die Gesundheit des Königs trinken. Bald nachher erschienen nach und nach mehre Generale, jeder mit einem bewaffneten Gefolge von einigen Hundert Mann. Sobald sie vor den Europäern aufmarschirt waren, machten sie Halt und führten groteske Tänze auf. Nach etwa einer Stunde wurden die Weißen in ihren Hangmatten weiter getragen, nach dem Palastplatze hin, und das zahlreich versammelte Volk schrie gewaltig. Als sie ausstiegen, wurden Kanonenschüsse abgefeuert, und alle Neger warfen sich in den Staub, denn König Ghezo erschien, umgeben von seinen Frauen und einer Amazonengarde. Er saß auf seinem Thron unter einem gewaltig großen Seidenschirme. Die Fremden traten, den Hut in der Hand, zu ihm hinan; er stand auf, kam ihnen einige Schritte entgegen, schüttelte Allen die Hand und deutete an, daß sie auf den für sie bereit gehaltenen Sesseln Platz nehmen möchten. Nun erhoben sich auch alle Würdenträger, welche bisher platt im Staube gelegen hatten, aber so, daß sie eine knieende Stellung einnahmen.

Der König war ein Mann von mehr als 60 Jahren, groß, stark beleibt; sein Gesicht hatte einen für einen Neger ziemlich intelligenten Ausdruck und dasselbe gilt auch von seiner Stirn; aus dem Auge sprühete Katzenlist. Die Kleidung bestand aus einem Stück Seide, das er über die Schultern geworfen und um den Leib geschlungen hatte; auf dem Kopfe trug er einen Filzhut und um den Nacken ein goldenes Halsband, an welchem eine Amuletkapsel hing. Zur Rechten des Königs kauerten etwa 600 Kriegerinnen; jede hatte ihre Flinte zwischen den Schenkeln. Hinter diesen standen die braungekleideten Elephantenjägerinnen; auf der linken Seite befanden sich ein paar Hundert Frauen aus dem Harem, alle in Seide gekleidet und mit Gold und Silber geschmückt. Hinter dem Throne standen drei Favoritinnen und die Generalin der weiblichen Garde. Sie trug sehr schöne glänzende Waffen, war schwer mit allerlei Kriegsamuleten behängt, hatte eine durchaus martialische Haltung, und an ihrem Gürtel hingen mehre Roßschweife.



Eingang zum Palaste des Königs von Dahome. (Nach Repin und Boulangé.)

Vor dem Throne lagen der älteste Sohn des Königs und die Staatsminister auf den Knieen; jener, welcher jetzt regiert, war damals etwa 40 Jahre alt, von etwas düsterm Wesen, weniger intelligent als sein Vater und gehörte zur altkonservativen Partei.

Der Mingan ist zugleich Justizminister und Vollstrecker der vom Könige gesprochenen Urtheile. Er trägt stets ein großes, nach unten hin sehr breites Schwert. Der Kambodeh, Oberstkammerherr, Hofmarschall und Ceremonienmeister, gebietet Schweigen, indem er eine platte Glocke in Bewegung setzt; auch führt er die Fremden ein und hat als Zeichen seiner Würde einen Stab mit silbernem Schlüssel. Der Tolonu überwacht die Amazonen und das Serail, und genießt das volle Vertrauen des Königs, der nur an ihn unmittelbar das Wort richtet, wenn er Befehle ertheilt. Er ist auch Mundschenk und kostet aus jedem Glase, bevor der König dasselbe an die Lippen bringt; dann hält er ihm ein seidenes Tuch vor, denn in Dahome darf Niemand sehen, daß Seine Majestät trinkt. Ferner trägt der Tolonu ein silbernes Speibecken und einen Fliegenwedel.

Kapitän Vallon erklärte nun vermittelst des Dolmetschers, weshalb er von seinem Monarchen nach Dahome geschickt worden sei. Der Ruf dieses Landes wäre über die ganze Welt verbreitet, und der französische Kaiser wünsche mit dem König in Freundschaft zu stehen und ihm Geschenke zu machen. Nachdem dieser eine sehr verbindliche Antwort gegeben, wurden Gesundheiten getrunken und Kanonen abgefeuert. Die Volksmenge rief in einer eigenthümlichen Weise Beifall, indem sie mit den Fingern auf die Lippen schlug und solchergestalt den Ton dämpfte. Dann hatte Vallon eine gemüthliche Unterredung mit Ghezo, der sich nach vielerlei Dingen erkundigte, welche einen Barbaren zu interessiren pflegen. Erst gegen Abend wurden die Europäer entlassen und konnten sich ausruhen.

Man hatte ihnen ihre Wohnung beim Mehu angewiesen, dem Minister des Innern. Dieser war ein hochbejahrter, sehr verschmitzter Diplomat, der noch an demselben Abend seine Aufwartung machte, um die Fremden auszufragen; indeß erfuhr er nur wenig. Am andern Tage schickte der König eine Menge Speisen, die aber mit ranzigem Palmöl zubereitet waren und deshalb an die Neger verschenkt wurden; die Kalebassen waren indeß sehr reinlich.

Repin benützte den nächsten Tag, um sich die Stadt näher zu betrachten. Er war sehr erstaunt, als er auf dem großen Marktplatz in einer Bude ein paar maurische Kaufleute sah; sie trugen arabische Turbane und Burnus von weißer Wolle und beteten als gute Mohammedaner den Rosenkranz ab. Sie waren aus Tripolis oder Aegypten gekommen und hatten die weite Reise nicht zum ersten Mal gemacht.

Am Abend wurden die für den König bestimmten Geschenke ausgepackt. Sie bestanden in Seidenzeugen, Damasten, allerlei feinen Möbeln, Spiegeln, Krystallwaaren, Parfümerien, eingemachten Leckerbissen, lithographirten und illuminirten Schlachtenbildern aus dem Krimkriege, Porträts der napoleonischen Familie, Fahnen u. dergl. Dingen mehr. „Außerdem brachten wir, auf besondern Wunsch des Königs, der vor Begierde brannte, die Fetischbilder der Weißen zu sehen, 8 Statuen christlicher Heiligen mit; sie waren von halber Mannsgröße, aus Papiermasse, bemalt und vergoldet und fanden beim Könige großen Beifall.“

In einer Privataudienz bemerkte der schwarze Potentat die Ordenszeichen, welche Kapitän Vallon auf der Brust trug und fragte, was diese Grigri's, d. h. Amulete, bedeuten sollten. Das wurde ihm deutlich gemacht und er sagte: „Auch ich gebe meinen tüchtigsten Kriegsleuten Auszeichnungen.“ Einige der Anwesenden mußten die mehr oder weniger mit rohen Ciselirungen und Ausschnitten versehenen Silberplatten, welche an silbernen Ketten um den Hals hingen, abnehmen und vorzeigen. Kapitän Vallon zeichnete sofort einen Orden mit dem Elephanten von Dahome in der Mitte; dieser gefiel dem Könige und er bemerkte, daß er nach dem Muster einen besondern Orden verfertigen lassen und damit auch die Europäer decoriren wolle. Wie schade, daß er sein Versprechen nicht gehalten hat! Alles, was man ihm von den Wunderwerken unseres Erdtheils erzählte, befriedigte ihn; nur an die Eisenbahnen und die Bewegung von Fuhrwerken durch Dampf wollte er durchaus nicht glauben. Gewiß hielt er es für schnöde Großprahlerei, als man ihm sagte, daß vermittelst Dampfwagen auf Schienenwegen 10,000 Krieger binnen drei Stunden von Abomeh nach Whydah geschafft werden könnten. Als man ihm erzählte, daß jeder europäische Monarch nur eine einzige Frau habe, gerieth er in große Heiterkeit, welche von allen Anwesenden getheilt wurde.

Ghezo rühmte den Muth und die Tapferkeit seines weiblichen Heeres und erzählte, daß dasselbe vor einiger Zeit im Kriege gegen die Nagos eine Ortschaft erstürmt habe, nachdem die männlichen Soldaten zurückgewichen seien. Der General sei bei dieser Gelegenheit geblieben. Als Vallon äußerte, daß der König gewiß den Verlust desselben bedauere, antwortete Ghezo: „Ja wohl, ich bedauere ihn, weil ich ihm nun seiner Feigheit wegen den Kopf nicht abschlagen lassen konnte.“

Ein Theil des Heeres besteht aus Elephantenjägerinnen, und während einer Audienz brachte ein Bote drei Schwänze von Elephanten, welche am Tage vorher geschossen worden waren. Nun wurde die Gesandtschaft mit Champagnerwein bewirthet und erhielt am andern Tage vom Kronprinzen einen Besuch, der bald nachher erwiedert wurde.

König Ghezo veranstaltete ein großes kriegerisches Fest, um den Fremden zu zeigen, wie mächtig er sei. Er hatte viele Kabosirs nach seiner Hauptstadt entboten, und am 22. Oktober zogen sie an der Spitze der ihrem Befehl untergebenen Kriegerschaaren ein. Nach Verlauf einiger Stunden wurden die Europäer in feierlichem Zug abgeholt und in ihren Hangmatten durch eine unübersehbare Menschenmenge getragen.

An der Mauer des Palastes war ein großes Gerüst aufgeschlagen und durch eine Menge kolossaler Schirme gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Dort thronte der Herrscher; neben ihm befand sich eine Anzahl seiner Frauen und eine Abtheilung der weiblichen Garde; in einem Halbkreise lagen der Kronprinz und die Großwürdenträger auf den Knieen. Die dem König verehrten Geschenke hatte man auf einer langen Tafel zur Schau ausgestellt, und den Fremden wurde auf der Estrade ein Platz zur Linken des Königs angewiesen. Dann wurden etwa 30 Kanonen abgefeuert.

Die Zahl der versammelten Kriegsleute aller Art belief sich auf etwa 6000 Köpfe; alle waren mit gewöhnlichen Flinten oder Trabucosgewehren bewaffnet und keineswegs gleichmäßig gekleidet. Unter den 30 Musikanten waren einige, welche auf Elephantenzähnen bliesen; andere schlugen auf Rehfelle, die man über einen hohlen Klotz gespannt hatte, andere schlugen mit Eisenstäben auf Kuhglocken oder bliesen auf Bambusflöten. Wir wollen nicht alle Einzeln-

heiten dieses barbarischen Festes schildern, sondern nur Einzelnes hervorheben.

Nachdem die ganze Armee am Throne des Königs vorübergezogen war, theilte sie sich in verschiedene Rotten und führte ein Scheingefecht auf. Das Feuer wurde sehr lebhaft; die verschiedenen Parteien stürmten gegen einander ein und heulten dabei ganz infernalisch. Viele schwangen ein großes Messer; sie zeigten, wie man im ernsten Kampfe dem Feinde den Kopf abhauet und denselben triumphirend heimbringt. Dann wurde ein Massengefecht ausgeführt, der Gegner hitzig verfolgt, und die Sieger stellten sich zuletzt in Reihe und Glied vor dem König hin, um einen Triumphgesang anzustimmen.

Als dieser beendigt war, herrschte ein paar Minuten lang lautlose Stille. Dann rückten die Artillerie-Amazonen vor und gaben Feuer, zum Zeichen, daß nun die Infanterie-Amazonen erscheinen sollten. Sie waren, einige Tausend an der Zahl, besser bewaffnet und gleichmäßiger gekleidet, als die männlichen Krieger und bildeten verschiedene Corps. Das stärkste trug einen blauen Kittel mit rother Gürtelschärpe und weiße, blaugestreifte Hosen, die bis auf das Knie hinabfielen. Auf der weißen Mütze war als Abzeichen die Figur eines Kaiman angebracht, und am Halse hingen allerlei Grigri's (Amulete). Das zweite Corps bestand aus den Elephantenjägerinnen, mochte etwa 400 Köpfe zählen, bestand aus Elitetruppen und trug an einem rings um den Kopf gelegten eisernen Reifen zwei Antilopenhörner. Die dritte Abtheilung war nur 200 Amazonen stark, trug halb blau und halb rothe Kittel und schien eine besondere Abtheilung der Artillerie zu bilden. Die Hinterhut endlich bestand aus einem Bataillone der hübschesten Mädchen, die nur Pfeil und Bogen führten. Sie waren mit hübschen blauen Röcken bekleidet und hatten an der weißen Kopfbedeckung einen blauen Kaiman. Dieses Corps enthält die Rekruten für die Amazonenarmee.

Alle vier Abtheilungen defilirten gemeinschaftlich in recht guter Ordnung und führten dann Kriegsübungen in ähnlicher Weise auf, wie die männlichen Soldaten, aber mit viel größerer Lebendigkeit und Furie. Die Elephantenjägerinnen stellten ungemein anschaulich die Methode dar, nach welcher sie auf ihren Expeditionen zu Werke gehen, und die mit Bogen bewaffneten Amazonen führten Tänze mit so viel Anmuth und Gemessenheit auf, daß die Europäer ganz entzückt waren.

Nun gebot der Kambodeh Schweigen und rührte die Glocke; der König wollte Lebensmittel und Erfrischungen vertheilen, und das ganze Volk brach darüber in Jubel aus. Nachdem die Speisen mit Gier verschlungen waren, schaffte man aus dem Palaste vier Orhoft Branntwein herbei, deren Inhalt auch bald verschwand. Den Franzosen setzte man amerikanisches Biscuit, Zucker, Liqueur und Rum vor. Der Mehu hielt eine Anrede an die Krieger, in welcher er ihnen kund gab, daß große Krieger aus fernem Lande herbeigekommen seien, um den berühmten König zu begrüßen, ihm Geschenke zu bringen und seine Freundschaft zu erbitten. —

„Das Fest galt indeß noch lange nicht für vollständig; bisher war ja kein Blut geflossen. Welche traurige Gedanken drängten sich uns auf! Da ist ein Volk, das von Natur nicht grausam zu sein scheint; es mißhandelt weder Frauen, noch Kinder oder Thiere, aber ein öffentliches Freudenfest kann nicht ohne Menschenopfer gedacht werden. In jedem Jahre fallen Hunderte von Köpfen, wenn die sogenannten Gebräuche (Customs) auf dem kleinen Belvedere gefeiert werden, welches nur wenige Schritte von uns entfernt lag."

„König Ghezo bat den Kapitän Vallon um Vergebung, daß er in diesem Augenblicke nur etwa ein Dutzend Kriegsgefangene zum Abschlachten bereit habe, — viel zu wenig, um so angesehene Gäste zu ehren. Vallon forderte sofort dringend, daß man die Unglücklichen verschonen möge; es würde für ihn und uns keine Ehre, sondern eine Beschimpfung sein, wenn Blut zu unseren Füßen vergossen würde, und wir könnten bei einem solchen Schauspiel durchaus nicht zugegen sein. Es bedurfte von Seiten Vallons entschiedener Festigkeit, den König umzustimmen und diesmal die „Gebräuche" außer Acht zu lassen."

„Vor Sr. Majestät stand ein großes blankes Kupfergefäß. Dasselbe darf bei keiner Feierlichkeit fehlen und wird auch der Armee nachgetragen, denn in ihm fängt man das Blut und die abgehauenen Köpfe der Schlachtopfer auf." „Auch heute stellte man dasselbe vor dem Thron hin, denn Blut mußte fließen, diesmal aber nicht von Menschen, sondern von einer Hyäne. Als das geknebelte Thier an Ort und Stelle war, nahmen die Würdenträger um dasselbe im Kreise Platz und pflogen Berathung, wahrscheinlich in ähnlicher Art, wie bei einem Menschenopfer. Die Hyäne wurde zum Tode verurtheilt und der Mingham, Justizminister, hieb ihr den Hals mit einem Schlage seines gewaltigem Schwertes ab. Wir vier Europäer dachten unwillkürlich daran, daß wir uns inmitten von 30,000 Barbaren befanden, welche durch Kriegsspiele, Lärm, Pulver und Branntwein in die höchste Aufregung versetzt waren, und daß ihnen sicherlich das Vergießen unseres Blutes mehr Vergnügen machen würde, als jenes der Hyäne."

„Nach diesem Blutopfer wurden die zwölf Abgesandten der von Ghezo besiegten, schon weiter oben erwähnten Nagos vorgeführt; sie waren nach Abomeh gekommen, um Frieden zu erbitten. Der Kronprinz und die hohen Würdenträger stellten sich im Halbkreise vor dem König auf, die Gesandten warfen sich platt auf die Erde nieder und harrten so der Entscheidung. Nach langem Hin- und Herverhandeln, bei welchem der Mehu den Fürsprecher der Nagos zu machen schien, murmelten die Räthe wiederholt das Wort uhn, welches in Dahome ein Zeichen der Zustimmung und des Einverständnisses ist. Der Kronprinz stand auf, füllte ein Glas mit Wasser, trank und gab es seinem Nachbarn, der ein Gleiches that; so machte das Glas die Runde und es gelangte zuletzt an die Nagos. Ihr Wunsch war erfüllt, der Friede war ihnen bewilligt. Sie warfen sich wieder zu Boden, überschütteten das Haupt mit Erde, vernahmen wohlwollende und mahnende Worte von Seiten des Königs und entfernten sich. Als das geschehen war, winkte der König einer schon bejahrten Favorite, welche nebst einigen anderen Frauen neben den Europäern niederkniete und begann einen sehr eintönigen Gesang. Der Inhalt war: Ihr großen Krieger seid aus fernen Gegenden hergekommen, habt den Gefahren des Meeres Trotz geboten und euch vor den Sümpfen der Lama nicht gefürchtet. Ghezo hat Freude an Männern, die so tapfer sind, wie ihr; wir mögen euch leiden, weil ihr Ghezo's Freunde seid und wünschen, daß ihr in eurem Lande Macht und Ehre haben mögt."

„Damit war für uns das Fest vorüber, und Ghezo geleitete uns bis zu unseren Hangmatten. Er hatte die schon erwähnten Heiligenstatuen aufstellen lassen und fragte uns nun nach dem Namen jeder einzelnen. Als wir ihm Auskunft gegeben, sprach er die Besorgniß aus, daß er sie wieder vergessen könne. Dagegen wußte der alte Mehu guten Rath. Er ließ acht Neger vortreten, stellte je einen derselben vor jeden Heiligen und that ihm kund, daß er

künftig den Namen des ihm zugewiesenen Fetisches führen solle; er möge ihn ja gut merken, sonst koste es den Kopf. Am andern Morgen traf es sich, daß der arme Teufel, welcher den Namen des heiligen Laurentius führen sollte, denselben vergessen hatte; wir halfen aber seinem schwachen Gedächtnisse nach, und so behielt er den Kopf auf dem Rumpfe.

Die Franzosen waren nach Abomeh gekommen, um Erlaubniß zur Gründung einer Faktorei in dieser Stadt

Gegengeschenke gab man ihnen Baumwollenzeuge, die im Lande verfertigt werden, Säbel und Dolche. Auch vertrauete Ghezo ihnen zwei Knaben im Alter von 12 bis 14 Jahren an, die in Marseille erzogen werden sollten. Am 25. Oktober verließen die Europäer Abomeh und waren hoch erfreut, als sie einige Tage später sich wieder an Bord ihres Dampfers befanden.



König Ghezo von Dahome. (Nach Repin.)

auszuwirken. Von Seiten Englands hatte man früher schon nach demselben Ziele getrachtet, aber Kapitän Forbes scheiterte 1850 mit seinen Versuchen. Indessen drangen doch englische Missionäre bis Abomeh vor und verhandelten dort englische Baumwollenwaaren gegen Oel, Elfenbein und Goldstaub; sie hatten durch reiche Spenden den Mehu für sich gewonnen, mußten aber nach einiger Zeit wieder abreisen. Auch die Franzosen wurden mit ihrer Forderung abgewiesen, doch war der Abschied freundlich, und als

Der Schlangenkultus ist in Dahome nur auf die Küstenlandschaft beschränkt; im Innern hat der Fetischdienst eine andere Form. Der Neger will den Zorn der schädlichen und übelwollenden Naturkräfte und Mächte durch Opfergaben abwenden, und die wohlwollenden sich geneigt machen. Die Tempelhütten, runde sowohl als viereckige, liegen gewöhnlich unter dicht belaubten Baumgruppen und dienen manchmal auch dem Priester zur Wohnung. Die Leute bringen Palmöl, Bananen, Geflügel,

Schafe u. dgl. m. als Opfer dorthin, und so kommt es, daß die Priester wohl genährt sind. In und an jeder Tempelhütte befinden sich allemal viele Fetischbilder in Menschen- oder Thiergestalt; manchmal besteht auch der Negergötze nur aus einem Stocke mit drei Zacken, der mit allerlei Zeug und Band behängt ist, oder in einem Backenzahn vom Elephanten, einem Hippopotamuszahn, einem Horn der gehörnten Schlange u. dgl. m. Jeder beliebige



Ein Krieger des Königs von Dahome. (Nach Repin.)

Gegenstand kann durch Einweihung des Priesters, welcher magische Worte hermurmelt, in einen Fetisch umgewandelt werden. Im Tempel zu Tafu sah Repin eine große Menge ex voto-Sachen aufgehängt, z. B. Stücke von Beinen und Armen, Hände und Füße, Alles plump aus Holz geschnitzt. Die Gläubigen wollten dadurch der wohlwollenden Macht, welcher sie Heilung von Krankheiten zuschrieben, ihren Dank abstatten. Aehnliche Sachen findet man auch in Europa vielfach und zwar aus derselben Veranlassung in katholischen Kirchen aufgehängt. — In die Tempel der bösen Geister darf kein Uneingeweihter eindringen, ihn würde Todesstrafe treffen.

Verheiratung, Geburten und Begräbnisse geben keinen Anlaß zu Feierlichkeiten. Der Neger kauft seine Frau und nimmt so viele Weiber, als er bezahlen oder ernähren kann; er übt in seiner Familie eine durchaus willkürliche Gewalt und kann nach Belieben jedes Mitglied in die Sklaverei verkaufen; doch behandelt er insgemein alle seine Angehörigen mit Wohlwollen. Freilich bürdet er alle Arbeit den Frauen auf. Während der Herr und Gebieter trinkt, raucht oder schläft, muß die Frau Palmöl pressen und kochen, Holz und Wasser holen und Speisen bereiten; diese letzteren muß sie ihm allemal knieend darreichen; niemals darf sie gemeinschaftlich mit ihm essen. Der Mann kümmert sich nur um Jagd und Fischfang. Die

Sklaven werden gut gehalten und gelten gleichsam für Mitglieder der Familie; die Unkultur ist ja bei allen Negern dieselbe. Diebstahl, der sehr häufig vorkommt, wird mit Prügeln bestraft. Todte begräbt man in der Hütte, in welcher sie gestorben sind.

Im Allgemeinen sind die Neger von Dahome zwar nicht von großer Gestalt, aber sehr kräftig gebaut; sie klettern wie Affen an den hohen Oelpalmen hinauf, trinken Palmwein sehr mäßig, sind aber um so mehr auf Branntwein erpicht. Ihre Gemüthsart ist heiter, man kann mit ihnen bequem verkehren, sie haben jedoch einen unwiderstehlichen Hang zum Stehlen. Alles im Lande, Leib, Leben und Habe sämmtlicher Bewohner gehört eigentlich dem Könige. Der Thron vererbt sich auf den ältesten Sohn; der wichtigste Würdenträger ist der Mehu, Premierminister, und jede Provinz hat einen Vicekönig, den Avoghan. Dieser stellt die nöthige Anzahl von Soldaten, welche von Kabosirs befehligt und von denselben nach der Hauptstadt geführt werden. Der König ernennt sie und gibt ihnen als Zeichen der Amtswürde silberne Armringe, einen Sonnenschirm und einen Stuhl.

Früher bestanden die wichtigsten Einkünfte, welche der König bezog, in den Abgaben vom Sklavenhandel; diese Quelle ist jetzt versiecht, indeß bringen ihm die Zölle und die Gelder, welche der Kaufmann für die Erlaubniß, Handel zu treiben, zahlen muß, immerhin eine hübsche Summe ein. Dazu kommt noch der Ertrag von den Ländereien, welche er durch seine zahlreichen Sklaven bearbeiten läßt; den Verkauf der Ernte besorgen die sogenannten Königskaufleute. Auch das Elfenbein bildet eine ergiebige Einnahmequelle. Eisen und Kupfer werden in nur geringer Menge gewonnen; die Verfertigung von Säbeln, Messern und Lanzen ist ein Monopol des Königs. Silber soll im Konggebirge vorhanden sein.

In Abomeh befindet sich das Grabmal der Herrscher in einem großen Höhlengewölbe. Man errichtet einem verstorbenen Könige inmitten desselben ein mit Eisenstangen umgebenes Gerüst und stellt auf dasselbe den Sarg. Dieser besteht aus Thon, in welchen das Blut von 100 hingeschlachteten Kriegsgefangenen geknetet worden ist. Die letzteren sollen dem Verstorbenen in der andern Welt als Ehrenwache dienen. In dem Sarge ruht das Haupt auf den Schädeln besiegter Könige und Häuptlinge, und um das niedrige Gerüst legt man eine Menge von anderen Schädeln.

Nach diesen Vorkehrungen werden die Thüren des Gewölbes geöffnet und hinein treten acht Abaias, d. h. Hoftänzerinnen nebst 50 Kriegern. Beide sind für einige Tage mit Lebensmitteln versehen und haben den Auftrag, ihrem König in das Schattenreich zu folgen, mit anderen Worten: sie werden lebendig begraben. Es ist kennzeichnend für den Wahnglauben des Volkes, daß sich allezeit Freiwillige genug finden, welche nach der Ehre eines solchen Begräbnisses geizen. Drei Tage bleibt die Gruft geöffnet; dann bedeckt der Premierminister den Sarg mit einem schwarzen Tuche und theilt mit den Würdenträgern des Hofes und



In einer Frauenhütte des Königs von Dahome. Nach Repin und Boulangé.)

den Tänzerinnen allen Schmuck und die Kleider, welche der Thronfolger als Geschenke für den Schatten des Verstorbenen niedergelegt hat.

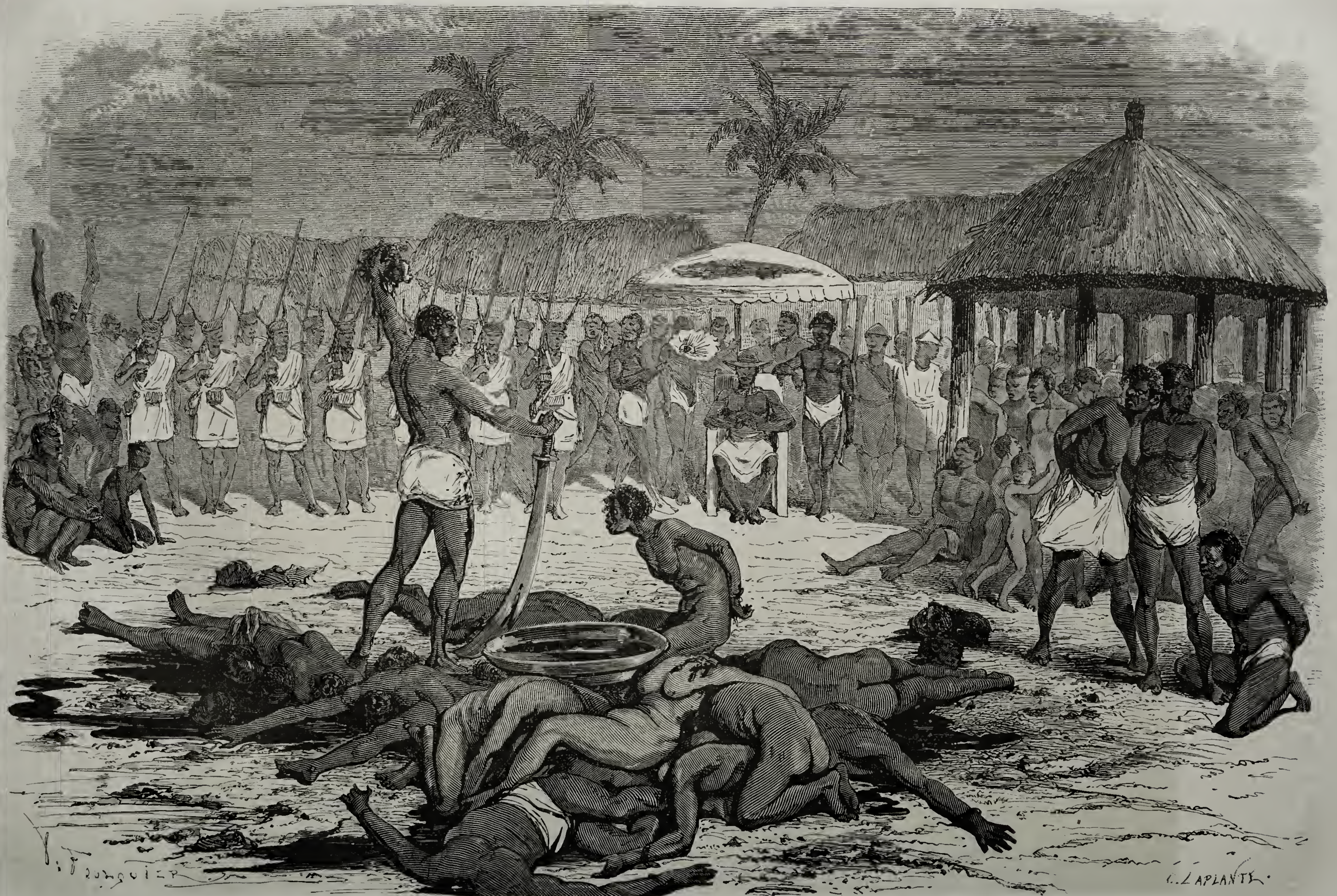
Achtzehn Monate lang steht der Kronprinz noch als Regent im Namen des verstorbenen Königs an der Spitze dann erklärt er öffentlich, daß der König gestorben sei und er selber nun die Regierung angetreten habe. Die ganze Volksmasse wirft sich sofort zu Boden und bestreuet den Kopf mit Staub, aber diese Bezeigungen des Schmerzes dauern nicht lange. Der König legt Schädel und Beil bei



Grabgewölbe des Königs von Dahome. (Nach G. T. Valdez.)

des Staates und hat zwei Minister zur Seite. Nach Ablauf dieser Frist wird im Palast eine große Versammlung abgehalten und dann ein Zug nach dem Leichengewölbe veranstaltet. Man öffnet den Sarg und nimmt den Schädel des Verstorbenen heraus; der Regent nimmt denselben in seine linke Hand, in der rechten hat er ein kleines Beil und Seite, zieht den Säbel aus der Scheide und verkündet, daß er Herr und Gebieter sei, und sofort erhebt sich allgemeiner Jubel. Alles singt und tanzt zu einer fürchterlichen Musik.

Es ist hergebracht, daß bei solchen Gelegenheiten alle Vornehmen des Landes und auch die Europäer, welche



Menschenopfer in Dahome. (Nach Repin und Boulangé.)



Das Volk in Abomeh reißt sich um Menschenopfer. 11. Juli 1862. (Nach Repin.)

Faktoreien (Sarames) in Whydah besitzen, mit Geschenken an den Hof kommen. Die Ceremonien werden als „der große Brauch, das große Herkommen", bezeichnet, um sie von anderen Jahresfesten zu unterscheiden. Eine unzählige Menge von Menschen wird dabei abgeschlachtet und sie alle sollen dem verstorbenen Könige ins Jenseits die Kunde bringen, daß sein Nachfolger die Regierung angetreten habe. Man fängt das Blut der Hingemordeten auf und knetet mit demselben den Thon zu einem seltsam gestalteten Gefäße; in dieses legt man Schädel und Knochen des Königs, und dann wird dieser thönerne Sarg verschlossen. Am festbestimmten Tage erscheint der Herrscher vor dieser Urne und bringt ihr seine Verehrung dar, indem er in die zu diesem Zweck in dem Thon angebrachten Löcher Branntwein gießt; auch wirft er Kaurimuscheln hinein. Denn der Verstorbene muß ja doch in jener Welt Geld zum Ausgeben haben, um nicht in der Lage zu sein, zum Schimpf für seinen Nachfolger Schulden zu machen!

Ein Augenzeuge, der Portugiese Travassoz Valdez (von welchem 1861 in London ein Werk in englischer Sprache „Six years of a travellers life in Western Africa" erschien), berichtet, daß alle die angedeuteten Gebräuche nach dem Tode des Königs Ghezo, der gegen Ende des Jahres 1858 starb, genau beobachtet wurden. Wir haben auch eine Schilderung vom katholischen Missionär, Pater Borghero (in den „Annales de la propagation de la foi", Mai 1862); dieser schreibt:

„Nach Ghezo's Ableben traten unter der Aristokratie von Dahome zwei Parteien hervor; die eine wollte mit aller Strenge an den hergebrachten, blutigen Bräuchen festhalten, während die andere sich für eine mildere Praxis erklärte. Jene Altconservativen behielten die Oberhand, das Herkommen triumphirte, und als König Bahadung (Badu, auch Bahadu) den Antritt seiner Herrschaft verkündete, floß so viel Blut in Strömen wie je zuvor. Das Menschenmorden beschränkt sich aber nicht allein auf jene Feste, sondern der Fanatismus oder die Verblendung fordert an jedem Tage Opfer."

Ein protestantischer Missionär (im „Journal des Missions évangeliques" 1861) erzählt Folgendes:

„Am 11. Juli 1860 erhielt ich die Einladung, von Whydah nach Abomeh zu kommen. Unterwegs begegnete mir ein Mann, der in einer Hangmatte lag und durch einen gewaltigen Schirm vor den Sonnenstrahlen geschützt war. Er trug die Kleidung der Matrosen und wurde von einem zahlreichen Gefolge begleitet. Seine Bestimmung war, in Whydah in die See geworfen zu werden, und zwei Hafenwärter sollten mit ihm ihren Tod in den Wellen finden. Weshalb? Um dem verstorbenen Könige gewärtig zu sein, falls es diesem einfalle, ein Seebad zu nehmen!"

„In Canna trafen wir den neuen König, welcher uns aufforderte, am 16. Juli in seiner Hauptstadt vor ihm zu erscheinen. Dort hieß er uns Platz nehmen und wies dann nach einem Menschen, der mit gebundenen Händen und geknebeltem Munde da stand. Dieser war ein Bote, welchen er ins Jenseits befördern wollte, um seinem Vater Nachrichten zu bringen. Er wurde bald nachher auf dem Grabe des Verstorbenen hingeschlachtet."

„Bald darauf führte man in unsrer Gegenwart dem Könige vier andere Männer und dazu einen Hirsch, einen Affen und einen Vogel vor. Alle wurden enthauptet, mit alleiniger Ausnahme des letztern; sie hatten Auftrag, dem König im Schattenreiche zu melden, daß sein Sohn Anstalten getroffen habe, große Feste zum Andenken an den Vater zu veranstalten. Insbesondere sollte der eine Mann das allen Geistern verkünden, welche die Märkte im Lande besuchen, der zweite sollte es allen Thieren sagen, die im Wasser leben, der dritte den Geistern, welche auf den großen Straßen reisen, und der vierte war beauftragt, sämmtlichen Bewohnern am Firmamente Mittheilungen zu machen. Der Hirsch hatte es den Thieren des Waldes, der Affe den Thieren seiner Art es auf den Bäumen zu sagen. Den Vogel ließ man fliegen, sein Auftrag lautete an alle Bewohner der Luft."

„Nun erhob sich Bahadu auf seinem Thron, zog den Säbel und verkündete: „Nun, da ich Herrscher dieses Landes bin, will ich alle Feinde des verstorbenen Königs unter meine Füße treten und an der Stadt Abbeokuta die Niederlage rächen, welche dort mein Vater erlitten hat." Bekanntlich hat auch er gegen Abbeokuta nichts ausrichten können; wir haben früher erzählt, wie schlimm es ihm dabei ergangen ist.

„Am 17. Juli ließ er die Kesselpauken rühren und dem Volke verkünden, daß nun bald das große Herkommen stattfinden werde. Die in Abomeh verweilenden Europäer hätten sich dem gräßlichen Schauspiele gern entzogen, der König ließ sie aber nicht fort. Dasselbe begann am 22. Juli 1860. Bald nach Tagesanbruch wurden etwa 100 Männer und eben so viele Frauen geschlachtet, alle im Innern des Palastes. Dann trat der König heraus und die Krieger und Amazonen feuerten ihre Musketen ab. 90 Offiziere und 120 Prinzen und Prinzessinnen begrüßten den Herrscher, und jeder bot demselben zwei bis vier Sklaven, welche zu Ehren des Verstorbenen geopfert werden sollten. Auch einige portugiesische Residenten boten ihm 20 menschliche Schlachtopfer dar; dazu dann noch Ochsen, Schafe, Ziegen, Geflügel, Kauris, Silber und Rum. Die übrigen Europäer hüteten sich natürlich, ein Gleiches zu thun."

„Als der König am 1. August persönlich bei den Trauerfestlichkeiten zugegen war, begrub man 60 Menschen, 50 Schafe, eben so viel Ziegen und 40 Hähne; auch warf man eine Menge Kauris in das Gewölbe. Während der König um seinen Palast herumging, wurde unaufhörlich geschossen, und als er seinen Rundgang vollendet, wurden abermals 50 Sklaven geopfert. Indeß war der Herrscher gnädig gewesen, denn er hatte 10 Anderen Gnade angedeihen lassen. Am 2. August ließ er Kauris und Baumwollenzeug auswerfen und sah mit Vergnügen zu, wie das Volk sich darum riß und balgte."

„Volle drei Wochen lang dauerte die Festlichkeit, und wir konnten keine Erlaubniß zur Abreise erhalten. Mir wurde endlich am 1. September gestattet, nach Whydah zu gehen, aber erst nachdem ich versprochen hatte, am 12. Oktober wieder in Abomeh einzutreffen. Ich hielt mein Wort, kam zur verabredeten Zeit und wurde sogleich zum Könige beschieden. Vor dem Palastthor zählten wir 90 Menschenköpfe, die erst an demselben Morgen abgeschnitten worden waren; das Blut floß noch in Menge herab. Badahung zeigte uns dann die Geschenke, welche er seinem verstorbenen Vater zusenden wollte: zwei Wagen, einige Räder, drei Schüsseln, zwei Theekannen, eine Zuckerdose und einen Topf mit Butter. Das Alles war von Silber. Ein Prachtkissen lag auf einer Art von Rollwagen, der von sechs Amazonen gezogen werden sollte. Dazu kamen dann noch drei seidene Hangmatten mit Vorhängen und manche andere Gegenstände."

„Drei Tage nachher wurden wir wieder in den Palast entboten, um anzusehen, daß abermals 60 frisch abgeschnittene Köpfe zu beiden Seiten des Thores aufgehängt

waren, und wieder drei Tage später betrug die Zahl der Opfer 36.

Der König hatte auf dem größten Marktplatz vier große Gerüste aufschlagen lassen, von welchen herab er Muscheln unter das Volk werfen ließ. Auf diesen Gerüsten wurden 60 Menschen abgeschlachtet. In Folge aller dieser Abscheulichkeiten wurde ich krank und war damit sehr zufrieden, denn nun konnte ich ungehindert die Stadt verlassen, in welcher das Morden noch fortwährte."

Wir wollen nicht näher auf die blutigen Gräuel eingehen, welche Bahadung im Juli 1862 verübte und deren Zeuge der holländische Kaufmann Euschart wider seinen Willen sein mußte. Er stattete darüber einen eidlich bestätigten Bericht an den englischen Schiffscommandeur Perry ab, und wir haben seiner Zeit Auszüge aus demselben mitgetheilt. Wie es damals in Abomeh zuging und auf welche Weise sich das schwarze Volk belustigte, das wird durch die Abbildung erläutert. Die Zeichnung ist nach Euscharts und Forbes' Beschreibung der „großen Customs" entworfen worden.

Das posener Land jetzt und früher.

Von **Edwart Kattner.**

VI.

9. Bereits vollzogene Germanisirung der Polen.

Der wichtigste Beweis für den deutschen Charakter der Provinz ist eigentlich die Thatsache, daß die Polen selbst bereits ganz wesentlich germanisirt sind. Ich will sie damit nicht etwa für Deutsche, wenn auch mit polnischer Sprache erklären; aber sie haben durch den deutschen Einfluß seit 70 bis 90 Jahren doch eine so bedeutende Umwandlung erfahren, daß sie gegen ihre Vorfahren vor kaum 100 Jahren viel mehr abstechen, als gegen ihre zeitgenössischen deutschen Nebenwohner, und daß ich mich zu dem anderweitig geäußerten Ausspruch berechtigt halte, die polnische Nationalität bestehe außer der Sehnsucht nach Wiederherstellung unmöglicher, verrotteter Zustände nur noch aus der Muttersprache, der Nationaltracht und einigen nicht sehr erheblichen Sitten und Gebräuchen. (— Aber Charakter und Blut? —) Diese Umwandlung erstreckt sich auf alle Stände.

Der Edelmann ist aus einem fahrenden Abenteurer ein mehr oder minder betriebsamer Landwirth geworden. Dazu hat ihn die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Eigenthumsverleihung an die Bauern, die nicht geringe Besteuerung („Steuern sind für den Menschen sehr nützlich!") und die Beschränkung der junkerlichen Gelüste durch die Gesetze gemacht. Er wohnt nicht mehr in einer Strohhütte, sondern in einem stattlichen Landhaus, oft in einem Schloß, lieber freilich in einer vierspännigen Kutsche, in einem Badeort oder in Paris. Er geht nicht mehr bewaffnet einher, denn blutige Handtierungen werden strenge bestraft; er führt nicht einmal den Kantschu in der Hand; er nährt sich viel besser; er ist viel sauberer geworden; die Tische werden nach Tisch abgewaschen, nicht mehr mit dem Pferdeschwanz abgewischt;*) er trägt die feinsten Oberhemden, deren Stelle vor 100 Jahren wohl unbeschreibliche Dinge einnahmen, wenn sie nicht ganz unbesetzt blieb; anstatt des mongolisch kahlgeschornen Kopfes mit dem „Schup" auf dem Scheitel prangt das volle Haupthaar eines civilisirten Europäers; auch andere Stücke der alten Nationaltracht, z. B. rothe Stiefel, werden nicht mehr getragen. Daß er neben der Muttersprache fast immer auch Deutsch spricht, darin liegt keine so bedeutende Veränderung, als man gewöhnlich annimmt, denn in Großpolen, von welchem Posen den bei weitem größten Theil ausmacht, sprach der Edelmann seit 600 Jahren schon immer größtentheils diese Sprache wegen des vielen inneren und auswärtigen Verkehrs mit Deutschen nebenbei.

Nun der Priester — einst ein roher Gesell, der sich mit den armen Bauern um den Garbenzehnten schlug, dessen Schulkenntnisse sich kaum auf etwas Lesen, Schreiben und Mönchslatein erstreckten, dessen Wohnung sich von derjenigen des Leibeigenen kaum unterschied. Was ist er jetzt geworden? Die Ehelosigkeit lastet zwar noch immer auf ihm und hat viel Böses im Gefolge. Sonst steht er ziemlich ebenbürtig neben dem deutschen Priester. Durch Erlernung der deutschen Sprache ist ihm das Mittel geboten, die höchste Geistesentwicklung zu erreichen und die Rückstände finstrer Jahrhunderte von sich abzuwerfen, wenn er will; er hat ein klassisches Latein erlernt; der Geist der Alten hat aus seiner Quelle zu ihm gesprochen; sein Verstand ist durch Mathematik geweckt und geschärft. Freilich macht die Drillung im Seminar diese Vorschule größtentheils wieder unwirksam; es bleibt ihm aber doch immer ein Schatz von formaler Bildung, von der seine alten Vorgänger keine Ahnung besaßen. Seine Einkünfte sind durch die Fürsorge der preußischen Regierung wohlgeordnet, gehen regelmäßig ein und sind sehr erheblich; er wohnt meistens in einem recht stattlichen Hause und ist im Stande, sich für große andere Entbehrungen mit einem vollen Weinkeller zu trösten.

Und der Bauer! — Mit ihm ist freilich die größte Veränderung vorgegangen; er ist aus einem Sklaven ein freier Mensch geworden; er besitzt gleiches Recht mit seinem einstigen Herrn und Bedränger und ist darin vollkommen gesichert; er ist ebenso gut Grundeigenthümer wie jener; er verdient sich mit seiner Hände Arbeit sein gutes Brod und ist z. Th. wohlhabend; er geht des Sonntags mit dem Gebetbuche zur Kirche; kurz er unterscheidet sich von einem deutschen katholischen Bauern durch wenig mehr als die Sprache.

Noch geringer ist der Unterschied desjenigen Zweiges der einstigen Leibeigenen, welchem es nicht geglückt ist,

*) Siehe „Vertraute Briefe" vom Jahre 1806.

Eigenthum zu erlangen, der ländlichen Arbeiterklasse, von ihren Standesgenossen deutscher Zunge; er besteht durchschnittlich in etwas geringerer Arbeitslust und Betriebsamkeit, aber größerer Anstelligkeit, Genügsamkeit und Liebe zum Schnaps.

Ein vormals sehr zahlreicher Stand ist im preußischen Polen zwar leider noch nicht ganz verschwunden, aber doch nur auf wenige Anstalten beschränkt, es ist derjenige der Mönche und Nonnen.

Dagegen haben sich auch unter den Polen einige andern neu gebildet, die eben ihrem Wesen nach ganz deutsch sind, nämlich die allerdings nicht sehr zahlreichen Stände der Gewerbtreibenden, der Beamten und der Schullehrer.

Wenn die Polen diese mit ihnen vorgegangene Umwandlung, welche sie nicht ableugnen können, mit etwas ruhigem Blute beurtheilen, so mögen sie sich selbst fragen, ob ihnen dadurch denn wirklich ein so großes Unglück und Unrecht widerfahren sei? Und wenn sie die Frage verneinen müssen, so mögen sie daraus schließen, daß auch die ferneren unabwendbaren Umwandlungen, welche die vordringende Kultur mit ihnen vornehmen wird, für sie kein so schreckliches Unheil sein werde. Mögen sie die Deutschen, welche nur die keineswegs böswilligen Diener und Träger derselben sind, dann nur ein klein wenig minder hassen, vielmehr lieber bereitwillig deren Sprache sich aneignen, denn nur durch deren Vermittlung und durch den Geist, welcher ihnen durch sie und ihr Schriftthum zuströmt, können sie die materiellen Nachtheile, welche für sie und ihre Familien persönlich aus der Umwandlung entspringen, vermeiden. Ich meine hauptsächlich den Verlust des Grundbesitzes. Wenn sie ihre Kinder lieben, so mögen sie dieselben nicht als Stockpolen aufwachsen lassen und sie zum Fortkommen im Leben mit Haß und Neid gegen die Deutschen ausrüsten, sondern mögen sie ihnen vielmehr eine deutsche Erziehung geben lassen. Es liegt auf der Hand, daß sie alsdann den „Kampf um das Dasein“, den jeder Mensch durchfechten muß, ganz anders bestehen, daß die Gutsbesitzerssöhne ganz anders befähigt sein werden, die Güter der Familie zu erhalten. Mögen sie sich ein Muster an den amerikanischen Spaniern nehmen. Auch sie gehören einer Rasse an, welche sich im Zusammenstoß mit den nördlichen Germanen als zu schwach erweist. Seitdem sie das durch schmerzliche Erfahrungen erkannt haben, schicken manche ihre Kinder zur Erziehung in die Vereinigten Staaten; diese kehren dann als ganz andere Leute zurück. Von der Nationalität ist damit freilich Einiges verloren, aber die Güter sind gerettet. Den Polen bleibt die Wahl, was von beiden sie retten wollen; oder vielmehr sie haben keine Wahl: entweder sie opfern die ersteren freiwillig und behalten dann die letzteren — oder sie verlieren beides.

Einblicke in den osmanischen Orient.

Mesopotamien und Bagdad.

IV.

Die Leute nun, verdammt in dem flüchtig beschriebenen Backofen, Bagdad, sieben Monate des Jahres sich schmoren zu lassen und die anderweitig damit verbundenen, ebenfalls berührten mehr oder minder problematischen Annehmlichkeiten zu genießen, sind auf dem platten Lande durchweg Araber, seien sie nun taglöhnernde Fellahs, freie schweifende Beduinen oder tributpflichtige ackerbauende Halbnomaden. Sie gehören, wie fast alle Bewohner der Ebenen zwischen den Randgebirgen Irans und dem Antilibanon, zu den echten Ismaeliten, während auf der eigentlichen Halbinsel, besonders im Süden und Osten, die abyssinische Rasse stark vorwaltet. Es sind dies Mischlinge aus Hindus und Negern, denen da und dort etwas semitisches Blut zugesetzt sein mag. Der Quarantainedirektor von Bagdad, Herr Padovani, der Gelegenheit hatte die Stadt Quén an der Küste des Persischen Golfs zu besuchen, versicherte mir, daß er dort auch nicht einen Ismaeliten zu Gesicht bekommen habe; alle seien noch negerartiger als die eigentlichen Habesch.

Die Einwohner Bagdads selbst, mit denen wir uns für den Augenblick vorzugsweise zu beschäftigen wünschen, sind nicht so reiner Abkunft wie die Leute des Landes, sondern bilden vielmehr ein buntes Durcheinander von Stämmen und Nationalitäten, doch auch mit bei weitem überwiegenden arabischen Element. Dies indeß ist keineswegs rein, sondern in mannigfachen Nüancen dergestalt durch die billigen schwarzen Sklavinnen mit abyssinischem Typus amalgamirt, daß es schwer hält, unter den Einheimischen einen unverfälschten Descendenten der wackern Dirne Hagar auszumitteln. Ihnen darf man ungefähr zwei Dritttheile der gesammten Bevölkerung zurechnen. Sie beschäftigen sich vorzugsweise mit Tagelohn und schweren Handarbeiten und namentlich finden sie ihren Erwerb als Last- und Wasserträger, Gärtner, Maulthiertreiber, Fleischer, Gerber, Färber, Seiler, Töpfer, Maurer, Zimmerleute und Grobschmiede. Diejenigen unter ihnen, welche mehr Kunstsinn besitzen, widmen sich der Seidenweberei, den Posamentirarbeiten und der Verfertigung einheimischer Kleidungsstoffe; andere, welche Anstrengung und Nachdenken scheuen, treten als Barbiere, Roßkämme, Bereiter und Garköche auf. Ihre Weiber sind ebenfalls nicht müßig; sie spinnen und weben und bereiten und verkaufen die Milchspeisen: den kühlenden Togjurt, den süßen Kaimack; ihre hauptsächlichste Verdienstquelle aber ist die Bäckerei und der Brothandel.

Arabisches Brot gleicht ebensowenig dem unsrigen wie der dazu nöthige Ofen und die dabei innegehaltene Procedur. Es besteht nicht aus Laiben, sondern aus flachen, im Durchschnitt etwa einen Viertelzoll starken Weizen- oder Gerstenfladen von einem Fuß Durchmesser, die natürlich sehr schnell backen. Der Teig wird nur wenig gesäuert. Der Ofen besteht aus einem kleinen Gewölbe, das man mit Kuhmist tüchtig ausheizt, dann die Feuerung

entfernt und nun den Teig nicht nur auf der untern Platte einschießt, sondern auch an die Wände klebt. Größere, den unseren ähnlich eingerichtete Backöfen gibt es, doch nicht zur Darstellung des Brotes, vielmehr zum gelegentlichen Dienste des Publikums für gewisse der Backoperation benöthigende Gerichte. Nach fränkischer Methode arbeiten einige Individuen, doch Christen. Die Müller sind ebenfalls Araber. Die ärmeren Leute bedienen sich für ihren Bedarf der Handmühlen, welche mit den altrömischen eine ungemeine Aehnlichkeit haben; auch die größeren durch ein Maulthier in Bewegung gesetzten Steine, der untere ruhende trichter-, der obere Läufer kegelförmig bearbeitet, erinnern mich an eine Mühle, die ich aus demselben Tuffstein in Pompeji gesehen. Das Thier wirkt, einfach im Kreise gehend, an einem an dem Läufer befestigten Wellbaum. Dies ist die uralte auch in den Märchen der Tausend und Einen Nacht erwähnte Mahlmethode. Versuche, den Wind oder die Strömung des Flusses als treibende Kraft zu benutzen, sollen, versicherte man mir, an der Unbeständigkeit und Lauheit des erstern und der großen Trägheit des letztern im Sommer sich als unzulänglich erwiesen haben; ich aber bin der Ansicht, daß noch Niemand in dieser Beziehung Kenntnisse und Verstand gehörig gebraucht hat. Eine Dampfmühle dürfte gute Geschäfte machen, namentlich wenn es gelingen sollte, die Naphta zur Heizung anzuwenden. Man hat sich darüber den Kopf zerbrochen, doch sollte ich meinen, daß eine mit zahlreichen Röhrchen durchsetzte über dem Oel angebrachte Eisenplatte, wodurch gleichsam ebensoviel ihre Flammen vereinigenden Lampen entständen, in Verbindung mit anderen Vorrichtungen dem Zweck entsprechen würde. — Das Schiffer- und Fuhrmannsgewerbe, welches mindestens in demselben Maße wie die Karawanen zu der Bewegung des Platzes in merkantiler Hinsicht beiträgt, ist gleichfalls in den Händen der Araber, zu denen sich einige noch brauchbarere Chaldäer gesellen.

Die dominirende Rasse, wenn auch nicht an Zahl, sind die Türken. Aus ihnen rekrutiren sich die Beamten und die Offiziere der Truppen, doch die wenigsten stammen aus der Stadt, sondern sind von Anatolien gekommen oder geschickt worden. Die eingebornen Osmanli, wie überall unverschämt, indolent und träge, verschmähen jegliche Arbeit, und wenn sie nicht ein Aemtchen ausfindig machen können, thun sie einen Kramladen auf und handeln mit Materialwaaren als sogenannte Bakel; auch Früchte verkaufen sie. Die ganz armen Taugenichtse lassen sich unter die Baschibosuks, offiziell Awniieh, populär Heiter genannt, einreihen und plündern als solche im Dienst der Steuerpächter und der Effendis das Land aus. Auch den Reisenden und Karawanen bieten sich diese Helden als Beschützer an, sind aber dermaßen im Davonlaufen geübt, daß es weit räthlicher ist sich, schon um das ansteckende Beispiel zu vermeiden, ihrer nicht zu bedienen. Die Aegel genannten, aus dem Innern der Halbinsel stammenden arabischen irregulären Söldner dagegen sind tapfere aber nur in geringer Anzahl ausschließlich in Mesopotamien verwendete Leute. Der Türke hält auch gern ein Kaffeehaus oder ein Bad; besitzt er Vermögen, so vermiethet er Gebäude, hat er Einfluß obendrein, so setzt er sich mit der Regierung in Verbindung und wird Finanzpächter. Das ist ein lucratives Gewerbe, welches so ganz zu seiner grausamen, habgierigen Natur paßt, doch auch eine Thätigkeit erfordert, die weit weniger ihm selbst als der ihm verwandten Mischrasse zusagt. Die Zahl der Türken beträgt einige Tausende, die in dem Müdanviertel wohnen und theilweis ihre eigene, sehr corrumpirte Sprache bewahren. Sie ist auch sehr vielen Einwohnern andern Stammes geläufig. Die Perser sind meist Fremdlinge in Bagdad, obschon damit keineswegs gesagt sein soll, es gebe dort wenige Ansässige; sie sind im Gegentheil sehr zahlreich, dennoch streben die meisten von ihnen darnach, sich etwas Vermögen zu erwerben, um damit in ihre Heimat zurückzukehren. Der Perser betrachtet Irak in Grunde genommen als zu seinem Lande gehörig und tröstet sich mit der Hoffnung, es gelegentlich den andersgläubigen Türken wieder zu entreißen. Es ist die heilige Erde, auf welcher sich die theuersten Erinnerungen seiner Religion zugetragen, in welcher überdies die Gebeine seiner vornehmsten Märtyrer und Imams ruhn. Jährlich begeben sich zu allen Jahreszeiten, vornehmlich aber im Frühjahr und Herbst, große Pilgerkarawanen, Männer, Weiber und Kinder, nach Mesched Aali (Nedschef) und Mesched Hussein (Kerbela), welche alle ihren Weg über Bagdad nehmen und auch hier einige Tage zuzubringen pflegen, um die Heiligthümer in der Nähe der Stadt zu besuchen. Hierzu kommt der ebenfalls nicht unbedeutende Handel, so daß immer in der Stadt ein reger Ab- und Zufluß der rothbärtigen mit der hohen eigenthümlichen Lammfellmütze bedeckten Adschemiten namentlich am Meidan und in der Tscharschi vorherrscht. Die Eingewanderten wohnen gern an der andern Seite des Flusses, um jede unreine Berührung zu vermeiden. Die Wohlhabenderen treiben Wechselgeschäfte und trachten ihre eigenen unbewanderten Landsleute über den Löffel zu barbiren; einige sind auch Kaufleute, doch mit minderem Erfolge, die meisten aber üben irgend ein nicht zu sehr anstrengendes Handwerk aus. Man findet sie als Schuster, die annähernd nach europäischer Manier arbeiten, als Drechsler, Klempner und Siegelstecher. Die Geschicklichkeit in der letztgenannten Kunst mißbrauchen viele von ihnen, indem sie falsch Geld anfertigen und unter die Leute bringen. Höchst merkwürdig erscheint es, daß sich die Regierung und, das versteht sich von selbst, die Polizei nicht im Geringsten um diese gefährliche Industrie kümmert. Wer sich betrügen läßt, hat den Schaden, und es fällt keinem Menschen ein, deswegen Beschwerde zu führen; nein — die einzige Aussicht, die er gesetzlich hat, nicht zu kurz zu kommen, ist, daß er seinerseits Andere zu hintergehen sucht. Es wimmelt von falschen Münzen, sie werden sogar massenhaft importirt, Jedermann ist im Besitz von solchen und trotzdem geschieht nicht nur nichts zur Beseitigung des Uebels, sondern die würdigen Organe der Regierung selbst reichen ihm hilfreiche Hand, indem sie absichtlich falsches Geld aufkaufen oder gar anfertigen und dasselbe unter die Zahlungen an die Beamten, Truppen und Lieferanten einzuschmuggeln wissen.

Weniger verbrecherisch, aber für die Betreffenden noch ärgerlicher sind die Fälschungen der Antiken. Bekanntlich ist Irak eine Fundgrube von persischen, römischen und griechischen Gemmen, von babylonischen und assyrischen Cylindern und Raritäten, von Medaillen aller Art, vorzüglich aus der Zeit der Arsaeiden, Sassaniden und Saracenen. Nun, alle diese für den Liebhaber so interessanten und oft sehr theueren Gegenstände werden von gewissen Persern und einigen Juden mit mehr oder minderer Genauigkeit nachgeahmt, so daß es schwer hält, wenn man nicht bedeutende Fachkenntniß und ein geübtes Auge besitzt, nicht betrogen zu werden. Wer daher für seine Sammlung von dort her echte Stücke zu beziehen wünscht, thut wohl daran, sich an bewährte Kenner und an keine Zwischenhändler oder Dilettanten zu wenden. Herren, welche sich jedem Auf-

trag mit Vergnügen unterziehen und das vollständigste Vertrauen verdienen, sind der Quarantäneinspektor Padovani und der Quarantänearzt Dr. Duthieul, die beide recht schöne vollständige Sammlungen mit vielen werthvollen Duplikaten besitzen und sich stets als untrügliche Fachmänner erwiesen haben. Eine sichere Verbindung mit Bagdad läßt sich indeß nur mit Hülfe eines Correspondenten in Konstantinopel oder Beirut erzielen, und zwar ist die anatolische Landpost der syrischen vorzuziehen.

Nach dieser vielleicht irgend einem Leser dienlichen Abschweifung kann ich von den Persern nur nochmals behaupten, daß sie verschmitzte und gewissenlose Lügner und Betrüger im Handel und Wandel sind, sonst aber bei weitem mehr Anstelligkeit, Fleiß und Bildungsfähigkeit verrathen als die Türken; auch zeichnen sie sich, fanatisch wie sie sein mögen, vor den letzteren durch mehr Höflichkeit und Takt vortheilhaft aus. Ihrer Verwilderung ungeachtet darf man, wenn sie einmal die ihnen unzukömmlichen Fesseln des Islam abgestreift, annehmen, daß ihnen eine gesittetere Zukunft vorbehalten ist, während das mene tekel an der brutalen Stirne jedes Türken deutlich geschrieben steht. Die Perser reden nicht alle ihre eigene Sprache, sondern die aus Täbris stammenden bedienen sich des turkomanischen Idioms. Im Allgemeinen ist es mir aufgefallen, daß der eigentliche Türkmen weit mehr Familienähnlichkeit mit dem Perser als mit seinem Stammverwandten, dem Osmanli, verräth. Ganz anders und sehr charakteristisch zeigt sich der Typus der Kurden mit ihren raubvogelartigen Nasen und rollenden schwarzen Augen. Nur wenige von ihnen halten sich in Bagdad auf, weil das Klima der Ebene ihnen nicht zusagt; darunter befinden sich einige Häuptlinge unterworfener Stämme, die von der Pforte nunmehr eine variirende Pension beziehen. Alte Räuberchefs, die sich nach manchem Abenteuer endlich zur Ruhe zu begeben wünschen, stellen ihre Bedingungen und werden alsdann, nach einigen Unterhandlungen, so gut wie jeder emeritirte Beamte und besser mit einem Gnadengehalt bedacht und dafür in einer größern Stadt internirt. Die ärmeren Kurden aus Luristan verrichten schwere Arbeiten und ernähren sich hauptsächlich vom Stampfen des Reis oder anderer dieser Operation benöthigenden Feldfrüchte, da es zu dem Zweck keine Mühlen gibt. Sie sind als kleine gelegentliche Diebe verrufen.

Die Araber und Perser sind der Religion nach fast durchweg Schii'a, d. h. Ketzer, sie selbst dagegen nennen sich natürlich echte Müsilman. In Bagdad ist für ihre Sekte der ziemlich verächtliche Name Raffesi gebräuchlich, der von der Stadt Ravendis in Persien, die in der Geschichte des Islams bekanntermaßen eine Rolle spielt, herrühren mag. Ich will hier im Allgemeinen nur daran erinnern, daß sich die Schii'a von den Sunniten insbesondere darin unterscheiden, daß sie die Rechtmäßigkeit der drei ersten Chalifen Abubekr, Osman und Omar bestreiten, dagegen den später ermordeten Chalifen Ali und seine Söhne nicht nur als die wahren Nachfolger des Propheten, sondern auch als überaus heilige Märtyrer betrachten. Die meisten von ihnen stellen Ali über Mohammed selbst; einige machen sogar aus ihm einen incarnirten Gott, oder einen Buddha, der in immer neuen Körpern auf der Erde bis zum jüngsten Gericht unerkannt fortlebt; endlich betet ihn eine besonders fanatische Sekte unter dem Bilde der Sonne als höchstes Wesen an, wodurch also der Islam zu dem uralten Kultus jener Gegenden zurückgekehrt ist. Der Schii'a murmelt bei jedem Anlaß, bei dem Beginn jedes Geschäftes und jeder Verrichtung mehre Male den Namen Ali's. Er ist ein arger Fanatiker, tritt aber nicht, wie der Türke, intolerant und angreifend auf, sondern sucht sich vielmehr, ohne Anderen nahe treten zu wollen, von ihrer Berührung abzuschließen. Ein abscheuliches Dogma der Raffesi ist, daß sie Jeden, der nicht ihres Glaubens, für so unrein, wie dem Juden und Türken das Schwein ist, erkären. Nedsched heißt die Bezeichnung für eine der Religion nach unlautere Sache. Sie zerstören z. B. das Gefäß, aus dem ein Fremder gegessen oder getrunken und werfen jede Speise weg, die er zufällig berührt hat. Es ist daher eine mit viel Scheerereien und Widerwärtigkeiten verknüpfte Sache, in Persien oder anderen von den Schii'a bewohnten Ländern zu reisen; man muß seinen ganzen Bedarf bis in die größten Einzelnheiten mit sich führen und geräth, ohne es zu wollen, mit den Bewohnern in unangenehme Konflikte. Solch ein unsinniger Glaubensschwärmer nimmt selbst eine Bezahlung nur in einem mit Wasser gefüllten Geschirr entgegen. In Irak gefallen sich übrigens nur die Stadtbewohner und einige Bauern in dergleichen Uebertreibungen; der Beduine weiß von den Satzungen nichts und befolgt, indem er Mohammed höchstens als einen Propheten anerkennt, die unvordenklichen Gebräuche der Wüste. —

Die Türken und mit ihnen einige Araber sind Sunniten, d. h. Leute, welche die Sunny und die anderen äußerst compendiösen Vorschriften, Satzungen und Gesetze, welche seit der Hedschra von einer Reihe von hervorragenden Imams und anderer im Geruch der Gelehrsamkeit und Heiligkeit gestandener Persönlichkeiten oder Versammlungen verfaßt wurden, als mehr oder minder maßgebend anerkennen. Auch sie zerfallen in Sekten; der selige Imam Schaafi zählt die meisten Anhänger, weil er, wie ich höre, gestattet, daß der Mann seine Weiber korrektionell im Zaum halten darf. Beide, die Schii'a und Sunniten, nähren gegeneinander einen Haß und eine Verachtung, die kaum von ihrer gemeinsamen Animosität gegen die Christen übertroffen wird. Einer beeifert sich dem Andern die schändlichsten und lächerlichsten Gebräuche und Aberglauben nachzusagen, obschon sie sich hierin gerade am allerwenigsten unterscheiden. In früheren Zeiten waren blutige Konflikte zwischen ihnen nicht selten, und es ist sogar vor wenig Jahrzehnten vorgekommen, daß die durch den Fluß getrennten beiden ungleichen Hälften der Stadt oft Monate lang gegeneinander in Waffen standen. In dem östlichen Theile würde es auch heutzutage nicht an Reibungen fehlen, wenn nicht das Viertel, wo sich meist Raffesi aufhalten, von dem Meidan, wo die Sunniten wohnen, durch die Quartiere der Christen und Juden getrennt wäre.

Diese unter den beiden mohammedanischen Hauptsekten bestehende Feindschaft gereicht den Christen zum Schutz und Vortheil. Metzeleien, wie sie entweder auf Anstiften oder mit der Zustimmung der türkischen Regierungsmitglieder in Aleppo, Dschedda, Damaskus und Marasch stattgefunden, werden sich voraussichtlich in mehr oder minderer Ausdehnung da und dort im Lauf der Zeit wieder ereignen, ja, es ist zu vermuthen, daß unter der Herrschaft des Derwisch-Sultans Abdülasis sich so etwas selbst in Konstantinopel zuträgt, Bagdad dagegen darf sich in dieser Hinsicht einigermaßen in Sicherheit wiegen. Während der Blutscenen in Syrien versuchte der damalige Satrap von Irak, Serkiatib Mustafa Nuri Pascha, ein alter zur heutigen Derwischpartei gehöriger Janitschar, durch einige zu dem Zweck in den Kaffeehäusern und den Bazars vertheilte schlechte Subjekte den Pöbel aufzureizen; eine Rotte machte sogar einen Anfang mit dem Plündern einiger Kaufläden, allein der wilde Aufruf fand den gehofften Anklang nicht,

weil die Schii'a sich nicht bemüssigt fanden, den Plänen der ihnen aus Herzensgrund verhaßten ottomanischen Regierung Rechnung zu tragen. Gegen die Türken würden sie eher einen Streich wagen, doch auf dem Lande sind sie dazu nicht einig, in der Stadt nicht kriegerisch genug. Die Bagdadli sind eine weiche, schwachherzige Rasse, die sich leicht unterjochen und im Zaum halten läßt, eine Thatsache, die den Engländern nicht entgangen ist, weshalb sie ihre indochinesische Politik auch in den Euphratländern gar zu gern in Anwendung bringen möchten.

An extravaganten religiösen Erscheinungen fehlt es nicht. Vor Allem ist der Heiligenkultus in Arabien so vollständig wie in Spanien ausgebildet und neben ihm ist die eigentliche Religion zur Nebensache herabgesunken. Jeder Bagdader ruft irgend einen alten Scheich oder Imam, der in der Stadt oder Umgegend sein Grab hat, als seinen Fürsprecher bei Allah und dem Propheten an und verfehlt nicht, dem Sijaret wenigstens wöchentlich einmal einen Gebetsbesuch abzustatten. Der Hauptheilige der Stadt und des Landes ist der Scheich Abdülkadehr, der auch in Syrien große Geltung hat. Oberflächliche Beobachter haben daraufhin das Gerücht ausgestreut, daß der aus Algerien wohlbekannte Emir gleichen Namens unter seinen Glaubensgenossen diese Vergötterung genieße, was auf einem argen Irrthum beruht. Der heilige Abdülkadehr ist zur Chalifenzeit gestorben und liegt in Bagdad begraben. Neben ihm erfreut sich auch der Scheich Omer des Antheils der Gläubigen; beiden sind eigene Tempel gewidmet. Heulende Derwische, welche sich durch ein dumpfes mit cadenzirten Bewegungen verbundenes aus der Brust ausgestoßenes Geschrei in eine überirdische Extase zu versetzen trachten, haben einige Tekki (Art Kloster), wo sie gemeinsam mehr einem bösen Geist als dem Princip des Guten zu huldigen scheinen. Die ehrenwerthe gewöhnlich durch den aus Hanfblättern und Kalkwasser bereiteten narkotischen Haschisch schwer berauschte Congregation stößt vorzüglich ein eintöniges, etwa „wau! wau!“ klingendes wüthendes Gebell aus. Die gesitteteren, welche mit den Benediktinern verglichen werden können, tragen eine an den Rändern eingekrempelte Filzmütze von der Gestalt eines abgestumpften Kegels, einen grünen Kaftan und rothe Pantoffeln; die wilderen hingegen sehen ein Verdienst darin, mit langen zottigen Haaren und Bärten barfuß herumzulaufen; auch besteht ihr Gewand, eine Harka genannte Tunika, aus möglichst zahlreichen, bunt durcheinander gewürfelten alten Lappen. In der Hand tragen sie eine hölzerne Schale und empfangen darin die Almosen der Frommen; andere haben Säcke und Körbe, worin sie auch, was man ihnen nicht freiwillig schenkt, oft heimlich mitgehen heißen. Es ist dies ein unverschämtes Stadt und Land durchschweifendes Gesindel, das keinen Vergleich mit den verdorbensten christlichen Mönchen aushält. Die größte Verehrung genießen die ganz nackten, halb- oder vollkommen verrückten mit Ungeziefer 2c. bedeckten menschlichen Ausartungen. Würdigt sich solch ein Scheusal herab, einen Pascha zu besuchen, so erhebt sich der letztere, küßt seinem unsaubern Gast demüthig die Hand und ladet ihn ein, neben ihm auf der mit Seidensammt überzogenen Ottomane Platz zu nehmen. Den Tag über treibt sich der heilige Wicht ohne eine Spur von Bekleidung, allerhand obscöne Geberden improvisirend, auch vor den Frauen auf den Märkten, wo es am lebhaftesten zugeht, umher und lebt wie die Hunde von den Abfällen, die man ihm zuwirft. Während der Nacht haust er in irgend einem verlassenen Kellergewölbe oder in Gräbern. Narren, auch solche, die nicht gerade als Heilige gelten wollen, gibt es in diesen Gegenden in nicht geringer Zahl, sie sind aber im Allgemeinen ungefährlich.

Eine sehr verrufene Fakirsekte sind die Mumsenderen, d. h. Lichtauslöscher. Sie haben ihren Namen von dem Gebrauche, einen beleuchteten Raum, in welchem sie sich versammeln, plötzlich zu verdunkeln. Man sagt, daß sie dann allerlei abscheuliche Orgien veranstalten; das Volk behauptet sogar, sie seien gelegentlich Menschenfresser; doch mag das wohl eine türkische Verleumdung sein. Gewiß wäre es interessant, den Heimlichkeiten und Mysterien der verschiedenen Sekten des Islam nachzuspüren und namentlich zu ermitteln, wie viel davon vom Feuer- und Sonnenkultus vorhanden ist. Allerdings wären derartige Nachforschungen für einen Europäer nicht ohne Gefahr.

Streifzüge durch die Herzegowina nach Montenegro.

Von A. Leist.

Ein Streifzug durch Bosnien, die Herzegowina und wohl durch die meisten Gegenden des sogenannten illyrischen Dreiecks gehört in die Kategorie derjenigen Reisen, welche bei dem Mangel an europäischer Bequemlichkeit gewöhnlich in der Erinnerung viel schöner, als in der Wirklichkeit erscheinen. In einer Region, wo keine Wagen und keine Fahrstraßen vorhanden sind und der Waarentransport zu Lande nur durch Tragpferde mit Samars (Packsätteln) vermittelt wird, ist der Reisende lediglich auf kostspielige Miethspferde, oder auf seine eigenen Füße angewiesen; dazu kommt der rauhe Charakter der Bewohner, und der Wanderer bedarf eines festen Entschlusses und einer auch Entbehrungen nicht verschmähenden Ausdauer.

Die Slaven auf der Haemushalbinsel haben nie eine hohe Stufe der Kultur eingenommen, und von einem bedeutenden Einflusse, welchen sie auf die geistige Entwicklung der Menschheit ausgeübt hätten, weiß die Geschichte Nichts. Die Bewohner von Macedonien und Thracien wurden von den Griechen für rohe Barbaren gehalten, und den Glanz der Städte, besonders an den Küsten, hatten diese Barbaren nur der Bildung und dem Reichthum griechischer Colonisten zu verdanken. Selbst auf die kurze Blüthe des spätern serbischen Kaiserreichs war der bildende Einfluß des griechischen Kaiserthums nicht zu verkennen, wie dies die Denkmäler byzantinischer Baukunst in den Städten des ehemaligen Serbenreichs heute noch bekunden, während nur geringe Monumente der altslavischen Literatur und Kunst vorhanden sind.

Reich aber an historischen Erinnerungen sind diese auch in ihrer Verwahrlosung noch schönen und interessanten Länder mit ihren gegenwärtig meist verfallenen Städten, zu deren Hebung einst der Verkehr mit den mächtigen Republiken Venedig und Ragusa viel beigetragen hat. Als im Jahre 1680 die siegreichen Oesterreicher unter Piccolomini durch Serbien bis Uskup (Scopia) vordrangen, zählte diese Stadt noch 40,000 Einwohner und wurde von den Böhmen der kaiserlichen Armee in Hinsicht ihrer Lage, Größe, ihrer vielen Kirchen, Klöster und anderer Prachtgebäude mit der Hauptstadt Prag verglichen, und die schönen Gärten und Pflanzstätten in der Umgegend dieser schon damals im Sinken begriffenen Stadt entzückten noch die nordischen Sieger. Jetzt zählt Uskup nur noch 10,000 Einwohner, meist macedonische Walachen. Die 400 reichen jüdischen Familien, welche General Piccolomini dort antraf, sind längst dem unerträglichen türkischen Drucke gewichen. In gleicher Weise sind Prischtina, Perserin, Mostar und viele andere Städte in Verfall gerathen. Und doch ist es die Wehmuth, welche über diesen verwilderten Naturgarten ausgegossen ist, welche hier den Wanderer mit einem eigenthümlichen Reize fesselt, denn er ist ja von der Hoffnung belebt, daß so viel verlorner Segen nach Beseitigung des osmanischen Druckes wiederkehren werde. Ein Beitrag zur Kenntniß dieser Länder wird wohl gerade jetzt hier am Orte sein.

Wir hatten die bosnische Stadt Fojnitza (nicht Foniza, wie manche Karten und Bücher sagen) mit ihrem alten Franziskanerkloster verlassen und wanderten im Anschlusse einer kleinen meist berittenen Karawane der „Kerwawa Kraina", wie der Südslave sagt, der blutigen Grenze der Herzegowina zu. Vor uns lag jene große Gebirgskette, welche im Nordosten hinter dem schneeigen Vitorgo einen Schlußrücken hat, unter verschiedenen Benennungen Bosnien in südöstlicher Richtung durchschneidet und mit dem Vitovnia- und Iwangebirge die Grenze der Herzegowina bildet. Die genannten Theile jenes großen Gebirgszuges bestimmen mit der Gruppe des Lipetagebirges den Lauf der Narenta, die hier ein großes, an wildromantischen Schönheiten reiches Thal in nordwestlicher Richtung mühsam durchspült, bis dieselbe, am Radussagebirge abprallend, wieder einen südwestlichen Lauf nimmt, nachdem sie einen eigenthümlichen Bogen gebildet hat.

Da uns der Weg bergauf in die alte Gebirgsstraße führte, welche den unpassirbaren zerklüfteten Gebirgsrücken umgeht und auf weitem Umwege die große Stadt Serajewo mit Mostar verbindet, so konnten wir den keuchenden Tragpferden ohne Anstrengung zu Fuße folgen. Unweit des schlechtgebauten, aber malerisch im Thale liegenden Städtchens Narenta passirten wir die hier nicht scharf bezeichnete Grenze der Herzegowina oder Ersek; mit diesem Namen bezeichnen die Bosniaken und Türken gewöhnlich den südwestlichen Theil von Bosnien.

Im 9. Jahrhundert, als Serbien, Kroatien und Dalmatien von Fürsten, welche man als Schupane (Xupane) bezeichnete, regiert wurden, bildete (ebenso wie Raszien) auch die heutige Herzegowina unter dem Namen Tribunia oder Terbunia ein eigenes Fürstenthum. Später wurde diese Provinz ein Bestandtheil des großen Serbenreichs und von der orientalischen Kirche daher mehr als Bosnien beeinflußt. Im Jahre 1390 führte diese Provinz den Namen Chulmia und gehörte dem Könige von Bosnien, Twartko I. Nach dessen Tode wurden Bosnien und Chulmien mit dem ungarischen Reiche vereinigt. Als aber der König von Ungarn, Sigismund, in der Schlacht bei Nicopolis in Bulgarien, 1396, von den Türken geschlagen wurde und sich als Flüchtling nur mit Mühe nach Ungarn durchschlug, benützten die Bosnier diese Gelegenheit; sie versagten die Anerkennung und proklamirten den Wojwoden Ostoja als ihren König, während Sigismund wegen seiner Härte in der Festung Siklos in Ungarn gefangen gehalten wurde. Mit Ostoja herrschte in Bosnien und Chulmien zugleich der Wojwode Hervoja. Doch im Jahre 1409 unterwarf Sigismund den größten Theil dieser Länder wieder den Magyaren und nahm in der Schlacht bei Doboi selbst den König Twartko II. gefangen. Als 1433 die Venetianer einen siegreichen Krieg mit Sigismund führten und ganz Dalmatien eroberten, hatte auch die Provinz Chulmia viel von den Drangsalen des Kriegs zu leiden. Doch schon 1440 ist Chulmia wieder eine selbstständige Provinz, denn Stephan, der Beherrscher derselben, nannte sich Herzog der Provinz Chulmia, und da dieser Titel von den Slawen und Magyaren Herzeg ausgesprochen wird, so bezeichnete man dieses Herzogthum kurzweg mit der slawischen Benennung Herzegowina, ebenso, wie man heut zu Tage die serbische Wojwodschaft in Ungarn „Wojwodowina" nennt. Auf Stephan, welcher in der Geschichte „der Herzeg" genannt wird, folgte 1444 sein Sohn Wladislaus in der Regierung der Herzegowina. Jetzt kamen die Osmanen, eroberten 1463 das Königreich Bosnien und tödteten den letzten König Stephan Thomasevitsch nach dessen Niederlage bei Klintsch. Die siegreichen Schaaren Mohammeds II. fielen in der Herzegowina ein und zerstörten in demselben Jahre die feste Burg Popowo. Der Herzog überlieferte 1475 die auf einem Felsen gelegene Burg Wisoko den mächtigen Venetianern, damit der wichtige Platz nicht in die Hände der Türken falle, welche Trebinje und fast die ganze Herzegowina erobert hatten. Im Frieden zu Karlowitz wurde 1699 die Herzegowina den Türken förmlich zugesprochen, mit Ausnahme jenes kleinen Gebietes, welches die Venetianer 1682 besetzt hatten und das auch jetzt zum Königreich Dalmatien gehört.

Nur langsam bewegten wir uns am rechten Ufer der obern Narenta vorwärts; die Straße war schlecht, obgleich sie weit und breit die einzige ist, welche durch diese hohe Gebirgskette führt und oft von türkischen Soldaten und Saumthieren passirt wird. Dieser Paß spielte im letzten Kriege mit Montenegro eine große Rolle, denn der Divisionsgeneral und Chef der türkischen Truppen in Bosnien, Hussein Pascha, hat seine in Serajewo concentrirten Truppen auf dieser Straße nach der montenegrinischen Grenze befördert. Uns entschädigten für die Beschwerden der Reise die malerischen Gebirgsansichten und die gesunde, duftende Gebirgsluft, welche für mich und meinen ungarischen Reisegefährten um so wohlthuender war, als wir eben aus der ungesunden slavonischen Savegegend kamen und dort wiederholt Fieberanfälle auszustehen hatten. Die nackten, meist von einer dürftigen Vegetation bekleideten Bergabhänge, welche sonst viele Gegenden der Herzegowina insbesondere an der kalksteinreichen dalmatischen Grenze charakterisiren, sind hier nicht zu sehen, und wir freuten uns über die alten Eichen, deren nicht wenige gewiß schon zu den Zeiten des auch hier sehr gefeierten Kraljewitsch Marko grünten, und über die majestätischen Buchen. Große, mit Früchten beladene wilde Birn- und Aepfelbäume, welche zur Blüthezeit in unvergleichlicher Pracht prangen, auch Kastanienbäume sind häufig.

Das an der Narenta liegende Dorf Jablaniza hat seinen Namen von den in dieser Gegend häufig vorkommenden Ahornbäumen erhalten, welche serbisch Jablan

genannt werden. Im Han dieses Dorfes fand ich mich veranlaßt, meine angegriffenen, brennenden Füße mit Rakija (Branntwein) einzureiben, was bei den neugierig mich umgebenden Herzegowatzen allgemeines Erstaunen erregte, indem dieselben durchaus nicht begreifen konnten, warum ich nicht die innerliche Verwendung dieses Produktes dem äußerlichen Gebrauche vorgezogen habe! Doch beruhigte Einer dieselben mit der Versicherung, daß wir Aerzte seien, die nur gekommen wären, um die heilkräftigen Pflanzen der glücklichen Herzegowina zum Wohle der leidenden Menschheit zu sammeln.

Die Herzegowatzen stellten an uns mehre Fragen, welche fast sämmtlich einen niedrigen Bildungsgrad andeuteten, und es schien sie zu betrüben, als sie vernahmen, daß sie keine Bekenner der morgenländischen Kirche vor sich hätten, zumal wir ein Idiom ihrer Sprache sprachen. Als wir ihnen aber sagten, daß es im Magyarenlande sehr viele griechische Christen gebe, waren sie zufrieden, meinten aber doch, daß ihr Glaube — vera — der beste sei, wogegen wir natürlich gar nichts einzuwenden hatten.

Ein Ziegenbraten, hier Pertschewina genannt, war unsere Abendmahlzeit und mundete vortrefflich, besonders auch unseren bosnischen Reisegefährten, welche den ganzen Tag über sich mit Kukuruzbrot (Proja) und Zwiebeln begnügt hatten. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß in diesen Gegenden selbst der Wohlhabende sich keiner großen Abwechslung in den Speisen erfreut, denn wenn auch kein Mangel an Vieh, Geflügel, Wild u. s. w. ist, so versteht man doch nicht die Braten und Fleischgerichte auf verschiedene Arten zu bereiten und bei dem Mangel der meisten Gemüsearten verzichtet man auf Abwechslung.

Unbekümmert um die Boschnyaken, welche sich auf den ungedielten Fußboden hingeworfen hatten, bereitete uns der Handschia (Hauwirth) mit gutmüthiger Vorsorglichkeit ein Nachtlager, auf dem wir zwar Schlaf fanden, aber auch froh waren, als der Morgen graute, und wir in der milden hochsommerlichen Morgenluft unsere Reise fortsetzen konnten. Aber die Sohlen meiner Zischmen (Stiefel nach ungarischer Art) waren schadhaft und für die steinigen herzegowinischen Wege unbrauchbar geworden. Was war zu machen? Einem Schuhmacher ist es noch nie eingefallen, sich in diesen Dörfern unnützlich zu machen, da hier die Männer Opanken tragen, die Frauenzimmer aber barfuß einhergehen oder wenn dies nicht der Fall ist, ihre Fußbekleidung auf dem Jahrmarkte holen. Der Wirth half mir mit den landesüblichen Opanken aus, welche sammt dem Zubehör ganz neu waren, und in denen ich bis Mostar mit der größten Bequemlichkeit gehen konnte. Sonst sieht man in der Herzegowina allerdings auch wohl Schuhe und Strümpfe und die türkischen Papuschen. —

Als wir Jablaniza verließen, zogen unsere Boschnyaken ihre Pistolen aus dem Pojas (Gürtel) und feuerten dieselben wiederholt ab. Es waren dies sogenannte Freudenschüsse, welche man in diesen Ländern oft zu hören bekommt. Der Morgen war entzückend schön. Auf den schöngeformten Bergen lag ein zauberischer violetter Duft und die Gebirgsluft erquickte uns. Wir erinnern uns die Aussage eines Touristen, welcher die Sutorina besucht hat, gelesen zu haben, daß man kaum ein Verlangen tragen würde, die Herzegowina zu besuchen, wenn die übrigen Theile dem Thale der Sutorina glichen, welches in seiner Verödung einen grellen Contrast mit der Bocca im Süden und mit Ragusa im Norden bilde. Glücklicherweise trifft diese Voraussetzung bei der schönen östlichen Herzegowina nicht zu, und jener Reisende gesteht selbst, daß auf der türkischen Seite Alles grüne und blühe, was aber wieder nicht überall der Wirklichkeit entspricht. Während die langgestreckten dalmatischen Gebirgsrücken meist ungefällig einförmige Linien bilden und dabei kahl, baumlos und öde sind, haben die Ausläufer der Dinarischen Alpen in der Türkei meist schöne Contouren und gewähren auch da, wo sie in wilder Zerrissenheit Zacken, Spitzen, Kuppen und Massen auf Massen häufen, ein malerisches Panorama. Jedenfalls sind die Bergabhänge grün von Wäldern, Gebüschen und Wiesen, und sie werden daher mit Recht in den Volksliedern: „zelene planine" (grüne Berge) genannt.

Diese Waldungen sind auch von sehr vielen Vögeln belebt, und es war mir interessant, auf den Triften noch jetzt, zu Anfang Septembers, Wiedehopfe in ungemeiner Menge anzutreffen. Der Wiedehopf wird von den Herzegowatzen und wohl von allen Serben onomatopöisch mit dem Namen Kokotitsch bezeichnet, während der Kukuk auch dort, wie unter vielen anderen Völkern, seinen eigenen Namen „Kukao" ausruft. Diesen Vogel sah ich dort noch häufig, und der Gesang der Sylvien ertönte reizend und nachtigallähnlich aus den Gebüschen, aber unsere türkischen Gefährten kannten nur sehr wenige Vögel und deren Namen. Den Bienenfresser, der hier sehr häufig ist, wußten sie nicht zu benennen und antworteten nur immer „tiza" (Vogel). Das befremdete mich auch gar nicht, denn ich wußte aus Erfahrung, daß selbst ein italienischer Kanonikus mir nicht einmal den Namen Käfer italienisch zu geben vermochte, denn er sagte nur: „Sono piccoli animali" und als ich meinte, ob diese kleinen Thiere etwa scarabei heißen? sagte er: „e possibile! vedrò in Buffone" (es ist möglich, ich werde im Büffon nachsehen). Doch haben diese Südslaven einige recht hübsche Namen für einzelne Vögel; so z. B. heißt der Rothschwanz Tscherwenperka, der Stieglitz Gerdelatz, die Schwalbe Lastawiza, die Bachstelze, welche in den warmen Thälern der Herzegowina auch überwintert, wird Gowedarka genannt. Die Nachtigall, welche hier sehr häufig vorkommt und schon Mitte März die grünen Gebüsche belebt, heißt Slavuj, an alle anderen slavischen Namen dieses herrlichen Schlägers erinnernd.

Wir sahen auf unsrer Reise im Narentathale auch viele Obstbaumpflanzungen, an denen aber keine Kultur und Pflege sichtbar ist. Sehr häufig findet man hier eine Art Mispel, die Oskorusa genannt wird und deren Früchte einen angenehmen säuerlichen Geschmack haben, ferner sehr große Kornelkirschbäume. Dieser Baum (Cornus mascula) ist ein Lieblingsbaum der Serben und wird Dernje genannt. Im Aberglauben der türkischen Slaven spielt das Holz der Kornelkirsche eine bekannte Rolle; es wird zu Weissagungen benützt. Als Kraljewitsch Marko gegen den starken Räuber Massa ziehen wollte, hat derselbe zuerst dieses Holzes sich bedient: „Bringt mir trocknes Korneliusholz", läßt ihn die Sage sprechen, „welches schon neun Jahre aufgeschichtet ist, und ich will sehen, welchen Rath ich mir erhole." Man bringt ihm das Holz, Marko drückt es heftig in der Rechten, zweimal berstet dann das Holz und dreimal, doch kein Wasser träufelt aus demselben, denn die Zeit des Kampfes ist noch nicht gekommen. Nach Verlauf eines Monates wiederholt Marko den Versuch, und es springen zwei Tropfen Wasser heraus. „Jetzt bin ich tüchtig!" ruft der Königssohn und schickt sich an, den gefährlichen Weg gegen den Räuber zu gehen. —

Auch die Quitte ist hier eine beliebte Frucht. Die Obstbäume werden nur durch Kerne fortgepflanzt, von einer Veredlung oder auch nur Beschneidung ist keine Rede. Alles wird der lieben Natur überlassen, welche auch reich-

lich das Ihrige thut, obgleich viele Obstarten in dieser Unkultur bedeutend verwildern und ausarten. So gibt es außer einer großen Aprikose (von den Türken Kaisia genannt), welche süße, einer Mandel ähnliche Kerne hat, eine ganz verwilderte, oder noch in ihrer Ursprünglichkeit sich befindende Aprikosenart, die kaum so groß ist, wie eine starke Kirsche. Auch würde man in diesem paradiesischen Klima vergeblich nach den schönen Pfirsichen von 13 bis 14 Loth Schwere suchen, wie solche das viel kultivirtere südliche Ungarn (die Bátschka) aufzuweisen hat. Ohne in pomologische Weiterungen hier einzugehen, bemerken wir nur noch, daß der sogenannte Sertschika-Apfel der köstlichste in der Türkei ist. —

Wir hatten, bald reitend, bald zu Fuße, und viel von der heiß scheinenden Sonne leidend, aber doch immer von der schönen Gegend dieses Längethals erheitert, Urde erreicht; dieser von der Narenta etwas rechts abliegende Flecken schien ziemlich bevölkert zu sein. Von Urde abwärts war schon ein regeres Leben auf der Straße bemerkbar, welches die Nähe der Hauptstadt des Sandschiaks Herseg, Mostar, andeutete. Je mehr wir uns dieser ansehnlichen, in reizender Gegend gelegenen Stadt näherten, desto mehr vergrößerte sich unsere nunmehr schon aus verschiedenen Elementen bestehende Karawane. Theils singend, theils den Tschibuk rauchend, zog dieselbe endlich in die alte Stadt ein und löste sich nach allen Richtungen auf, während ich und mein Freund in einem Mehan (einer Locanda) ein den Umständen gemäß gutes Unterkommen fanden.

Der Namen Mostar ist echt slavisch und zusammengesetzt aus den Wörtern: most, Brücke, und stari, alt, weshalb auch diese Stadt von den hier lebenden wenigen Deutschen Altbrück genannt wird. Mostar wird von der Narenta durchflossen, über welche eine kühngewölbte aus einem einzigen Bogen bestehende Marmorbrücke führt. Der Bogen hat im Durmesser nur 50 Fuß. Mostar wird gewöhnlich als eine „starke Festung" angegeben, ist aber nur von einer crenelirten Mauer umschlossen und als Festung ohne alle Bedeutung, obgleich es in den montenegrinischen Kriegen einen wichtigen Concentrationsplatz der Türken bildet. Ueberhaupt hat die Herzegowina viel weniger feste Plätze als Bosnien, welches mit Festungen, Citadellen, Burgen, Palanken, Schanzen und Thürmen (Kula) überdeckt ist und mit seiner tapfern, stets in Waffen einhergehenden Bevölkerung im Kriege ein wichtiges Waffenlager der Türken bildet. Mostar zählt 2000 Häuser, darunter viele sehr schlecht gebaute, und 12,000 Einwohner, welche sich zum größten Theile zur griechischen Kirche bekennen. Unter den Einwohnern befinden sich auch Italiener, Deutsche und einige spanische Juden.

Die Handelswege von Mostar sind alt und es ist die Nähe des Meeres und der italienische Einfluß, der zur Blüthezeit der Republiken Venedig und Ragusa noch größer war, auf die Betriebsamkeit dieser Stadt unverkennbar. Berühmt sind die Waffenfabriken, insbesondere die Damascenerklingen. Mostar ist der Sitz eines Kaimakans. Wir sahen reguläres türkisches Militär und Baschi-Bozuks, mit welch letzteren wir in serbischer Sprache uns unterhalten konnten.

In einem Lande, wo weibliche Erziehung sowohl unter Christen als Moslemin beinahe ganz unbekannt ist, muß als eine Merkwürdigkeit angeführt werden, daß sich zu Mostar eine ziemlich blühende Mädchenschule befindet. Zwischen Mostar und Metkowitsch ist auch eine Telegraphenlinie errichtet worden, was für die Türkei immerhin bemerkenswerth erscheint.

Von Mostar aus verließen wir das schöne und fruchtbare Narentathal und zogen in südwestlicher Richtung nach der Stadt Glubinje, welche in einem schauerlichen Felsenkessel liegt und von keiner Bedeutung ist. Glubinje liegt beinahe in der Mitte zwischen Mostar und Trebinje, hat aber mit beiden Städten wenig Verkehr. Sechs Meilen östlich von Glubinje hinter den Gebirgen liegt Gazko an der Wasserscheide zwischen der Donau und dem Adriatischen Meere. Dort war während des letzten Aufstandes der Rajah oftmals das Hauptquartier des Anführers Luka Wukalowitsch.

Das Klima Australiens.

Ein europäischer Arzt, welcher länger als 12 Jahre in verschiedenen Theilen Australiens über das Klima und dessen Einwirkungen auf den Menschen eingehende Beobachtungen angestellt hat, entwirft in der Zeitschrift „Australasian" die nachstehende Schilderung. Dieselbe paßt aber nur auf die drei Colonien Neusüdwales, Victoria und Südaustralien, nicht auf Queensland und den nördlichen Theil des Continentes.

— — Alte Ansiedler, welche seit langen Jahren in der Umgegend von Städten und Flecken wohnen, behaupten allen Ernstes, daß das Klima in den kultivirten Bezirken Australiens sich verschlechtert habe und nicht mehr so gesund sei wie zu der Zeit, da sie ins Land kamen. Es liegt etwas Wahres in dieser Behauptung; denn dort, wo man die Bäume niedergehauen und folglich den Oxygengehalt der Luft vermindert hat, sind die atmosphärischen Verhältnisse minder günstig geworden. Aber in den mit Pflanzenwuchs und insbesondere mit Bäumen und Gesträuch bewachsenen Gegenden, im sogenannten Busch, sind die klimatischen Verhältnisse noch so günstig wie früher und der Oxygengehalt ist in Fülle vorhanden. Möge doch Jeder, wo es auch sei, so viel als irgend möglich, die Bäume schonen und recht viele junge anpflanzen, nicht blos des Schattens halber, sondern des Oxygens wegen; denn dieses ist das große Lebensprincip, ist recht eigentlich ein Lebenselixir.

Besonders charakteristisch ist die Trockenheit des australischen Klimas, die Dürre und die merkwürdige Reinheit des Sonnenlichtes; dagegen mangeln Feuchtigkeit und schädliche Gase, durch welche Krankheiten erzeugt werden; die Zersetzung thierischer und vegetabilischer Stoffe ist äußerst gering. Man braucht nur die Wirkung der atmosphärischen Einflüsse auf die Metalle zu beobachten, um sich von der Trockenheit der Luft zu überzeugen. Man kann sie wochenlang Tag und Nacht im Freien liegen lassen und es setzt sich doch kein Rost an, falls nicht etwa Regen gefallen ist.

Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit dieses Klimas zeigt sich auch darin, daß die Wäsche ungemein rasch bleicht

und sehr weiß wird. Alle animalischen und überhaupt organischen Substanzen verflüchtigen sich schnell, und Knochen werden in kurzer Zeit so weiß wie Schnee. Ich habe beobachtet, daß im Sommer Pferde- und Ochsengerippe binnen 10 bis 14 Tagen so vortrefflich gebleicht waren, daß man sie sofort in einem Museum hätte aufstellen können. Diese bleichende Eigenschaft des australischen Lichtes wird aber unangenehm, denn sie wirkt auf das Kopf- und Barthaar auch junger Leute. Das Haar wird nicht nur grau, sondern völlig weiß, und zwar so häufig, daß die Sache im Lande selbst gar nichts Auffallendes hat. Im Busch trifft man sehr oft junge, in Australien geborne Leute zwischen 25 bis 30 Jahren, deren Haar weiß geworden ist wie das der Patriarchen. Im Allgemeinen müssen Personen beiderlei Geschlechts, gleichviel ob sie in Australien geboren oder dort naturalisirt sind, darauf gefaßt sein, daß sie spätestens zwischen 38 und 50 Jahren grau oder auch völlig weiß auf dem Kopf und am Barte werden, besonders wenn sie viel im Freien und den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind.

Aber die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Australier werden durch diese Einwirkung der Luft und des Lichtes nicht im Mindesten nachtheilig berührt. Doch Folgendes ist wohl in Obacht zu nehmen: Ein Mensch, der in Australien eine durchaus sitzende Lebensweise befolgt und sich nicht viel Bewegung macht, wird selten zu höheren Jahren kommen, es sei denn, daß er eine ausnahmsweise gute Leibesconstitution habe und sich im Essen und Trinken außerordentlich mäßig halte. Wer dagegen sein Brot im Schweiße des Angesichts erwirbt, stets in Bewegung ist, den größten Theil seiner Zeit im Freien verbringt, der wird dadurch seinen Körper kräftigen, besonders wenn er einfach lebt. Solche Leute erreichen ein hohes Alter. Für das australische Klima, in welchem die Gährung und chemische Zersetzung der Nahrungsstoffe so rasch vor sich geht, ist reine und gesunde Nahrung eben so dringend erforderlich wie freie Luft und Bewegung. Speisen, die nicht in jeder Beziehung untadelhaft sind, haben meist gefährliche Folgen. Zwischen guter und schlechter Gesundheit haben wir hier keine vermittelnden Zwischenstufen, und chronische Krankheiten kommen nur als Ausnahmefälle vor. Ein Kranker wird rasch gesund oder stirbt, und dieses Gesetz regiert die gesammte Physiologie in Australien, sowohl des Thier- wie des Pflanzenlebens. Hier athmet Alles Energie und Thätigkeit, vom Thiere der höchsten Ordnung an bis zu den winzigsten Organismen.

Dieses in so vieler Beziehung paradoxe Australien ist mit einem wahren Strome von Licht und reiner Luft überflutet; ein Mensch, der hier mäßig und angemessen lebt, wird nur selten von einer Krankheit heimgesucht werden und ein hohes Alter erreichen. Australien ist gesund; auch viele schwarze Eingeborne, Pferde, Hunde, Vögel rc. leben sehr lange. Das Klima begünstigt hier die Entwicklung der physischen Kräfte, und an Leibesnahrung ist kein Mangel. Im Winter geht die Temperatur nur höchst selten unter den Gefrierpunkt hinab und im Sommer steigt sie nicht über 30 bis 36° C. (— was freilich schon eine recht unangenehme Hitze ist, besonders wenn die glühenden Luftströme bei Nordwest aus den inneren Wüsteneien kommen —). Menschen und Thiere ertragen auch angestrengte Arbeit mit weniger Mühsal als in den meisten anderen Ländern. Die große Trockenheit des Bodens, die völlige Abwesenheit schädlicher Ausdünstungen, die geringe Menge nachtheiliger Ausdünstungen der stehenden Gewässer, die rasche Zersetzung der thierischen und Pflanzenstoffe und die ausgedehnten Wälder, — alle diese Umstände wirken so günstig, wie kaum in irgend einem andern Lande. Daher finden wir bei den Menschen eine so große Elasticität des Körpers bei strotzender Gesundheit und großer Kraft. Die Hitze ist allerdings oft sehr beträchtlich, aber sie erzeugt nicht allzu starken Schweiß und der Mensch empfindet nur selten jene Schlaffheit und Abspannung, welcher man an heißen Sommertagen in Europa sich nicht erwehren kann. In Australien kann man, mitten im Sommer auch bei der größten Hitze, 20 bis 30 Miles machen, ohne große Ermüdung zu verspüren. Ich bin eine ganze Woche lang in einem einzigen Zuge gewandert, habe täglich 30 bis 40 Miles zurückgelegt und fühlte mich am andern Morgen nach einem erquickenden Schlafe vollkommen frisch. Wenn wir kein Unterkommen unter Dach und Fach haben konnten, nahm Jeder sein Beil, hieb vom ersten besten Gumbaum ein 8 Fuß langes, 3 Fuß breites Stück Rinde ab, legte dieselbe als Matratze auf die Erde, kehrte die Füße dem Feuer zu, hüllte sich in seine Decke, bereitete sich aus seinem Ranzen ein Kopfkissen und schlief so prächtig, als läge er auf einem Pfühl von Eiderdunen. So übernachtet man im Busche ganz behaglich; ich weiß das aus Erfahrung.

Sämmtliche Goldgräber bei Bendigo (in der Colonie Victoria) deren Zahl im Jahr 1855 sich auf mehr als 20,000 Köpfe belief, hatten nur leichte Leinwand- oder Kattunzelte. Diese boten hinlänglichen Schutz, auch gegen Regen und leichte Nachtfröste. Zum Ueberfluß spannte man dann wohl noch einen sogenannten Pavillon über das Zelt.

Im Busch und in den Küstengegenden kommen Auszehrungen, Lungenkrankheiten und asthmatische Leiden so gut wie gar nicht vor. Als einheimische Krankheiten treten Dysenterie und Augenleiden auf. Die erstere entsteht gewöhnlich durch den Genuß von schlechtem Trinkwasser, wenn dasselbe während der heißen Sommertage im Uebermaße getrunken wird, oder auch durch Unmäßigkeit im Essen. Das Wasser ist vielfach mit mineralischen oder vegetabilischen Alkalien geschwängert, mit Kalk und anderen erdigen Niederschlägen, und besonders neue Ankömmlinge erfahren sehr nachtheilige Folgen, wenn sie im Genusse solchen Wassers unvorsichtig sind. Dysenterie entsteht auch in Folge übermäßigen Genusses geistiger Getränke, und deshalb ist sie leider die am häufigsten vorkommende Krankheit. Doch ist sie ohne Schwierigkeit zu heilen und nur dann gefährlich, wenn sie chronisch geworden.

Ophthalmie entsteht in Folge der heißen Winde, welche periodisch aus allen Himmelsgegenden, am meisten aber aus Nordwest wehen. Sie halten indeß niemals lange an und man kann die Augen durch sehr einfache Vorkehrungen schützen. Auch das, was wir als blight in the eye bezeichnen, ist im Sommer häufig. Diese Plage entsteht durch den Stich einer kleinen Fliege, welche manchmal sogar die Hornhaut angreift und zerstört. Man empfindet einen Stich wie von einer feinen Nadel und weiß dann, daß das Insekt sein Gift eingelegt hat. Sofort schwillt das Auge stark an. Man darf diese kleine Fliege, wenn sie eben sticht, nicht tödten, weil daraus die gefährlichsten Folgen sich entwickeln. Diese Fliegenstiche müssen sehr sorgfältig behandelt werden; wer sich dabei der Luft oder Sonne aussetzt, dem schwillt auch bald das andere Auge an und dann auch das ganze Gesicht bis zu einer enormen Dicke. Als Gegenmittel wendet man gewöhnlich Eiweiß an, das auf ein Stück geölter Leinwand gestrichen wird, oder falls man das Beides nicht zur Hand hat, eine rohe Kartoffelschale, auch wohl Tabacksblätter.

Die Fruchtbarkeit der australischen Colonisten steht als eine allbekannte Thatsache da. Ich selber habe in Neusüdwales bei Schäfern und Goldgräbern Mütter von 50 und

auch von etwas über 13 Jahren gefunden. Alles in Allem genommen: Australien ist sehr gesund. Europäer, deren Gesundheit in Indien gelitten hat, stellen dieselbe in Australien bald wieder her. — So weit der englische Arzt, der im Allgemeinen Recht hat, was die Gesundheit des australischen Klimas anbelangt. Doch ist, anderen Gewährsmännern zufolge, dasselbe oftmals wegen der allzu großen Trockenheit, der langanhaltenden Dürre und der starken Hitze halber nicht gerade angenehm.

Da wir gerade vom Klima sprechen, so wollen wir einige Notizen aus dem nördlichen Indien beifügen, welche von der „Homeward Mail" mitgetheilt wurden:

Im Pendschab herrschte während des Sommers 1865 eine Hitze, wie man sie sogar dort nie zuvor erlebt hatte, namentlich nicht im obern Theile. In einem Briefe aus Multan vom 8. Juli heißt es: Sand und Sonne, Sonne und Sand, — das sind die Elemente, in denen wir leben. Alle Energie ist von uns gewichen, wir sind wie niedergeschmettert und jede geistige Thätigkeit ist verschwunden. Die Regengüsse, deren wir uns sonst in dieser Jahreszeit täglich zu erfreuen haben, sind ausgeblieben. Sonnenstiche und Apoplexie an der Tagesordnung; von den ersteren sind allein im 35. Regiment 15 Fälle vorgekommen. Und wie viele Europäer liegen in Folge dieser unerträglichen, ganz abscheulichen Hitze halb oder völlig krank darnieder! Kapitän Fisher, welcher einem Sonnenstich erlag, wurde gestern Abends begraben; die Leute des genannten Regiments, welche ihn zu Grabe geleiteten, waren alle schwach und wankten hin und her; einer stürzte nieder, und manche andere schienen ihrem eigenen Grabe entgegen zu gehen. Multan ist überhaupt für Europäer ein schrecklicher Aufenthaltsort, und selbst die Eingebornen leiden viel. Auch in Lahore und Mian Mir kamen Sonnenstiche in Menge vor.

Aus Samuel White Bakers Reise in die Region der Nilquellen.

II.

Zustände in Gondokoro. — Meuterei und Verlegenheiten. — Zwei getreue Schwarze. — Barbarei der Türken. — Aufbruch nach Ellyria. — Verständigung mit Ibrahim. — Der Fluß Kaniete, die Wasserscheide und der Berg Lafit. — Tarrangolle und das Land Latuka. — Schilderung des Latukavolkes.

Wir haben erzählt, daß Speke und Grant am 26. Februar 1863 von Gondokoro nach Chartum nilabwärts segelten. Baker glaubte nun, seine Reise gen Süden fortsetzen zu können, er stieß aber auf eine Menge von Hindernissen, die geradezu unbesiegbar erschienen. Und doch gelang es dem muthigen, festen Manne, allerdings unter Lebensgefahr, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Die Vorgänge in Gondokoro sind so kennzeichnend für das wilde Leben und Treiben in jenen Gegenden Innerafrika's und stellen den Reisenden, der auch solche Zustände beherrschen konnte, in ein so vortheilhaftes Licht, daß wir sie näher schildern müssen.

Sehr viel litten Esel und Kameele durch einen Vogel von der Größe einer Drossel und braungrünlichem Gefieder, der seine sehr scharfen Krallen in die Haut der Thiere schlug und mit seinem rothen Schnabel Löcher ins Fleisch hackte. Die Thiere litten dadurch entsetzlich, magerten ab und verloren die Lust zum Fressen; nur die Pferde blieben verschont, weil sie mit ihrem langen Schweife den Feind abzuwehren vermochten. Baker hatte 54 Centner Gepäck verschiedener Art, zumeist Glasperlen, Kupfer und Schießbedarf, und mußte Träger haben. Zu diesem Zwecke wandte er sich an Mohammed, den Obmann (Wakil) der Leute des Maltesen Andrea Debono, welche, mit Elfenbein beladen, Speke und Grant nach Gondokoro begleitet hatten. Sie wollten demnächst nach Debono's Station Faloro, welche 12 Tagereisen von Gondokoro entfernt liegt, zurückgehen; von Faloro gedachte dann Baker unverweilt nach Unyoro zu König Kamrasi weiter zu ziehen. Mohammed versprach Alles und verpflichtete sich sogar, den Reisenden überall hin zu begleiten, vorausgesetzt, daß derselbe ihm ein ansehnliches Geschenk gebe und obendrein die Zähne aller Elephanten, welche er, Baker, schießen werde. Das gewährte man ihm, aber trotzdem zettelte der doppelzüngige Araber ein Complot an; der Europäer sollte um jeden Preis verhindert werden, weiter ins Innere zu dringen. Man wollte nicht, daß er den Elfenbeinhändlern dort oben in die Karten sehe; er hätte ja die Abscheulichkeiten der Sklavenjagden und der Raubzüge in Aegypten und Europa bekannt machen können, und deshalb war das gesammte Volk der in Gondokoro verweilenden Nilhändler entschlossen, sein weiteres Vordringen zu vereiteln.

Zunächst wurden die Leute, welche er in Chartum gemiethet, gegen ihn aufgehetzt; es sei für sie eine Schande, einem Christenhunde zu dienen; er werde ihnen nicht erlauben, den Schwarzen Vieh wegzunehmen, und sie würden hungern müssen; er würde sie in unbekannte Gegenden zu feindlichen Völkern führen und sie zuletzt im Stiche lassen. Diese Einflüsterungen wurden geglaubt und von nun an benahmen sich die Leute nachlässig und widerborstig; von Allen blieben nur zwei ordentlich und getreu, und diese waren nicht Araber, sondern Schwarze, welche jetzt und auch späterhin wichtige Dienste thaten. Der eine war ein zwölfjähriger Knabe, Namens Saat, aus dem Lande Fertit gebürtig, wo ihn Baggara-Araber geraubt und durch Kordofan nach Dongola am Nil geschleppt und als Sklaven verkauft hatten. Er entfloh und kam endlich in die Hände der österreichischen Missionäre, die ihn nach einer ihrer Stationen im Lande der Schillucks brachten. Aber dort erlagen binnen sechs Monaten nicht weniger als 13 Missionäre dem Klima, und Saat wurde nach Chartum in die Mission gebracht. Dort unterhielt man eine ganze Schaar Negerknaben aus verschiedenen Stämmen; sie belohnten

die freundliche Milde der Missionäre dadurch, daß sie ihnen Alles stahlen, was nur fortzubringen war. Am Ende schickte man sie alle fort, nachdem man sich überzeugt hatte „von ihrer absoluten Nichtsnutzigkeit, von ihrem moralischen Stumpfsinn und der handgreiflichen Unmöglichkeit, sie zu bessern und irgend etwas mit ihnen anzufangen".

In diesen Bemerkungen Bakers und der Missionäre liegt ein Fingerzeig für jene „Pädagogen", welche, der Eigenartigkeiten und speeifischen Anlagen der verschiedenen Rassen unkundig, sich dreist vermessen, „jeden Menschen durch Unterricht und Erziehung auf die Höhe der Bildung und Civilisation des Europäers zu erheben".

Saat war eine Ausnahme, „ein Goldkorn unter Schmutzklumpen"; er war aber auch nicht vom Weißen Nil, sondern, wie schon bemerkt, aus Fertit. Mohammed kam zu Baker und setzte die gemeinschaftliche Abreise auf den nächsten Montag an; es zeigte sich aber, daß er alle Vorkehrungen getroffen hatte, um schon am Sonnabend allein aufzubrechen. Bakers Leute hatten während der Nacht beschlossen, allesammt zu desertiren, Waffen und Schießbedarf mitzunehmen und im Nothfalle den Europäer zu erschießen. Saat und der zweite getreue Schwarze, Richarn, hatten Alles gehört.

Baker begriff vollkommen den Ernst der Lage. Er legte fünf mit Rehposten geladene Doppelflinten, einen Revolver und einen scharfen Säbel neben sich, hielt eine sechste Doppelflinte in der Hand, und die beiden, gleichfalls mit einer solchen bewaffneten Schwarzen standen hinter ihm. Dann ließ er die Trommel rühren, seine Leute auffordern, in eine Reihe zu treten und zwar so, daß das Flintenschloß eines jeden mit einem Futteral von wasserdichtem Mac Intosh umgeben sei. Frau Baker stand hinter ihrem Mann, um diesem zu sagen, ob etwa der eine oder andere den Versuch wage, diesen Ueberzug zu entfernen und dadurch zeige, daß er Böses beabsichtige. Baker war fest entschlossen, jeden Ungehorsamen auf der Stelle niederzuschießen. Nur 15 Mann erschienen; sie weigerten sich, die Waffen niederzulegen, als aber Baker auf sie anschlug, wichen etliche etwas zurück, andere setzten sich nieder und lieferten nun die Waffen aus. Dabei verlangten sie einen schriftlichen Abschied, welchen der Wakil sofort in arabischer Sprache ausfertigte; Baker aber schrieb auf jedes Blatt mit lateinischen Lettern noch das Wort Meuterer hinzu.

Die Entwaffneten begaben sich nun zu den Leuten der Händler; der Rest von Bakers Dienern bestand aus Dongolawis, welche sich gar nicht hatten blicken lassen. Der Wakil war ihr Landsmann, und ihn machte er für die Einlieferung sämmtlicher Flinten verantwortlich; wer die Herausgabe verweigere, solle auf der Stelle niedergeschossen werden. Unter diesen Umständen verkündigte ein vom Cirkassier Kurschid Aga abgefertigter Bote, daß Mohammed allein abgereist sei; dieser ließ dem Europäer sagen, daß er keine Spione im Lande dulden wolle und eintretenden Falls auf ihn feuern werde.

So war der Reisende auf sich, seine Frau und zwei Negerburschen angewiesen! Kurschid war geneigt, ihm zehn seiner Elephantenjäger zu leihen, dazu wollten aber diese letzteren sich nicht verstehen, weil der Europäer ein Spion sei. Was nun beginnen? Umkehren wollte er durchaus nicht. „Ich hatte Vorräthe aller Art in Menge und Getreide, das für ein ganzes Jahr ausreichte, dazu allerlei Sämereien, welche ich aus Vorbedacht für den Fall mitgenommen hatte, daß man mich in Gefangenschaft behalten werde. Ich war entschlossen, in Gondokoro eine Seriba, d. h. einen Lagerplatz herzurichten und dort zu bleiben, bis ich im nächsten Jahre von Chartum aus eine neue Sendung von Lebensmitteln und Dienern bekommen würde. Meine Expedition, auf deren Einrichtung ich die äußerste Sorgfalt verwandt hatte, war ruinirt; meine Leute waren ausgerissen, nachdem sie einen Mordanschlag gegen mich angezettelt hatten. In jenen wilden Gegenden gibt es kein anderes Gesetz als die rohe Gewalt, das Menschenleben wird für nichts geachtet, Mord ist ein Zeitvertreib und wer will einen Mörder zur Verantwortung ziehen? Für meine Person hatte ich keine Angst, aber mit Schaudern dachte ich daran, wie es meiner Frau ergehen werde, falls ich mein Leben lassen mußte."

Es war eine trübe Zeit. Da erschien eines Nachmittags der Wakil mit der Meldung, daß 17 Leute sich bereit finden ließen, Baker zu begleiten, aber nicht nach Süden, sondern nach Osten hin, weil sie in jener Richtung Feinde zu finden vorgaben. Sie müßten aber darauf bestehen, daß Baker alle seine Transportthiere und sämmtliches Gepäck in Gondokoro zurücklasse! Auch hier war wieder ein Complot geschmiedet worden und Saat auch diesmal auf der Hut gewesen. Sie wollten nach Osten hin bis zu der sieben Tagereisen entfernten Station des Handelsmannes Tschenuda im Latukalande gehen, dort mit Waffen und Schießbedarf zu den Sklavenjägern flüchten und Baker sollte, falls er ihnen die Waffen wegnehmen wollte, ermordet werden.

„Ich lag Nachts im Zelte und vernahm ein lautes Winseln und Schreien, das mich aus dem Schlafe weckte. Aber ich hörte auch im Zelte selbst ein tiefes, stöhnendes Athemholen, und gleichzeitig zupfte meine Frau mich am Hemdärmel, zum Zeichen, daß wir wachsam sein und aufpassen müßten. Ich nahm sofort meinen Revolver unter dem Kopfkissen hervor und legte auf einen dunkeln Gegenstand an, der nicht ins Zelt gehörte. Auf meine Frage, wer da sei, erfolgte keine Antwort, und ich wollte eben abdrücken, als eine Stimme das Wort Fadila aussprach. So hieß eine unserer schwarzen Dienerinnen, welche in unser Zelt gekrochen war. Ich zündete sofort eine Kerze an und fand, daß ihr das Blut in Strömen vom Rücken herablief; sie war durch Hiebe mit dem Kurbatsch, d. h. einer Peitsche aus Hippopotamushaut, entsetzlich zugerichtet worden. Das Schreien draußen dauerte fort; ich ging hinaus und sah, wie meine Dongowalis zwei Weiber unbarmherzig auspeitschten; jede Frau wurde von zwei Männern, deren einer auf den Beinen, der andere auf den Armen saß, am Boden gehalten, während zwei andere Männer ununterbrochen peitschten. Die armen Geschöpfe schwammen buchstäblich in Blut; Fadila war geflohen. Ich riß einem der Bösewichter den Kurbatsch aus der Hand und gab den Barbaren derbe Denkzettel. Sie begriffen nicht, weshalb ich mich einmischte, da es sich ja nur darum handle, Sklavinnen zu strafen, die eine Weile ausgeblieben seien, ohne Urlaub erbeten zu haben." Jede Expedition hat einige Weiber bei sich, welche Getreide reiben, Brod backen und die Speisen für die Leute zubereiten; Baker hatte einige derselben in Chartum gemiethet.

In der Mitte des März kam eine Partie Kurschids mit Elfenbein aus Latuka an und hatte eine Anzahl Latukaleute als Träger bei sich, kräftig gewachsene, hübsche Männer, welche seltsame, aus Glasperlen verfertigte Helme trugen. Ihr Obmann hieß Adda; er verabscheuete die Türken, mußte aber bei ihnen sein, weil sein großer Häuptling Commoro es ihm befohlen habe. Baker schenkte ihm kupferne Armringe, Glasperlen und ein rothes Baumwollentuch, über das er in ein förmliches Entzücken gerieth. Er legte es in ein Dreieck zusammen und knüpfte es um die Lenden, aber so, daß der breite Zipfel nach hinten hing.

Baker wandte sich an Kurschids Leute, aber auch diese wollten sich auf nichts einlassen, und falls er ihrer Route folge, ihn mit Gewalt zurücktreiben. Das benutzten Bakers Dongolawis, um zu beweisen, daß sie in die größte Gefahr geriethen, falls sie mit ihm gingen. Als er aber wiederholt in den Wakil drang, erklärten sie sich bereit zu folgen unter der Bedingung, daß auch Bellaal mitgehe. Von diesem Erzmeuterer, der schon viel Unheil angestiftet hatte, wollte Baker nichts wissen, weil er wußte, daß er die erste beste Gelegenheit abermals zum Meutern benützen würde. Indessen mußte er sich ihn doch gefallen lassen. Der Wakil des Tschenuda war ein gewisser Mohammed Her; dieser stand fortwährend in geheimer Verbindung mit Bakers Leuten und wollte demnächst nach Latuka gehen, zwei Tage bevor Kurschids Leute dorthin aufbrachen. Beide waren feindliche Rivale, deren jeder das Elfenbein in Latuka zu monopolisiren gedachte; aber beide waren auch gleich feindselig gegen den Europäer. Dieser wollte indeß aus ihrer gegenseitigen Eifersucht Vortheil ziehen.

Sein Plan war folgender. Alles nicht unbedingt nöthige Gepäck sollte unter Kurschids Obhut nach Chartum geschafft werden. Baker wollte zuwarten, bis Kurschids Leute abzogen und ihnen dann folgen; er meinte, sie würden nicht gewaltthätig verfahren, da ihr Herr ihm freundlich gesinnt war. Bedenklich war folgender Umstand. Zwischen Gondokoro und Latuka lebt in den Gebirgen von Ellyria ein mächtiger Stamm, jener der Legge; der Häuptling derselben hatte vor einiger Zeit 120 Leute von einer Partie der Handelsleute niedergemacht. Er war ein Verbündeter von Kurschids Leuten und diese erklärten, sie wollten den Häuptling gegen Baker aufhetzen und durch ihn sein ganzes Gefolge massacriren lassen. Durch das Gebirge von Ellyria führt ein Engpaß, der sehr leicht zu verlegen ist.

Aber Baker verlor den Muth nicht; er rechnete darauf, daß alle Araber käuflich sind. Kurschids Leute zogen ab, nachdem sie ihm noch Drohungen gesagt hatten. Er aber ließ sofort seine Thiere beladen und folgte ihnen. „Wir hatten weder Führer noch Dolmetscher; kein einziger Eingeborner wollte sich mit uns einlassen; sie waren eingeschüchtert worden. Die Leute sagten: Wohin sollen wir gehen? Niemand kennt den Weg. Der Mond war aufgegangen und der 9 Miles entfernte Berg Belignan (Bellenia) war deutlich sichtbar. Ich wußte, daß der Weg östlich von demselben liegt. Ich ritt voran, meine Frau ritt neben mir; hinter uns flatterte, der Karavane voran, die britische Flagge. So brachen wir ins Innere von Centralafrika auf, am 26. März 1863."

Baker erhielt in einem Dorfe am Fuße des Belignanberges einen Führer bis nach dem etwa 30 Miles entfernten Ellyria. Ihm lag Alles daran, dort eher als seine Feinde, die Türken, einzutreffen. Unterwegs schlossen sich ihm zwei Männer aus Latuka an, welche von den Türken mißhandelt worden und deshalb weggelaufen waren; sie erboten sich auch ihrerseits als Führer zu dienen. Nun wurde in Eilmärschen das Thal von Tollogo erreicht, wo die Einwohner nie zuvor Pferde und Kameele gesehen hatten. Bakers abyssinischer Affe Wallady konnte diese Schwarzen nicht leiden; „er war viel civilisirter, als diese nackten Wilden, vor welchen er großen Abscheu hatte und die er so sehr verachtete, daß er bei den Negromanen der Exeter-Hall auf keinen Beifall hätte rechnen dürfen. Affe Wallady hatte keinen Begriff davon, daß solch ein splitternackter Wilder ein „Mensch und ein Bruder sei". Die Leute von Tollogo und Ellyria sind in Wesen und Sprache den Bari ähnlich und sehr roh und brutal; indessen kam Baker unangefochten durch ihr Land und überschritt auch den ungemein schwierigen Bergpaß von Ellyria, in welchem zuletzt eine mit gewaltigen Felsenmassen überstreuete Schlucht den schwerbeladenen Thieren die größten Hindernisse in den Weg legte.

Der Reisende ritt mit seiner Frau voraus ins Thal, das einen lieblichen Anblick bot. Auf allen Hügeln am Abhange des Gebirges, das sich weit nach Süden hin zieht, lagen verschanzte Dörfer. Für Baker war es im hohen Grade peinlich, daß trotz aller seiner Bemühungen dennoch die Türken den Vorsprung gewannen. Sie waren 140 Mann stark, hatten an 300 Träger aus dem Latukalande und gingen an dem Europäer, dem sie wilde Blicke zuwarfen, ohne Gruß vorüber. Ibrahim, ihr Hauptmann, schloß den Zug, in welchem die rothe Flagge mit dem Halbmond wehete.

Alles schien verloren, aber Frau Baker brachte eine Umwandlung in die Dinge. Ibrahim war ein Mischling von einem türkischen Vater und einer arabischen Mutter, hatte leiblich die hübschen Formen, aber moralisch nur die schlechten Eigenschaften beider Stämme. Sie rief ihn an, und er stieg von seinem Esel und setzte sich. Es ist von Interesse zu sehen, wie Baker diesen Mann zu nehmen wußte; nur dadurch, daß er diesen erbitterten Feind für sich gewann, wurde es ihm möglich, den Zweck seiner Wanderung zu erreichen.

„Höre, Ibrahim. Weshalb sollen wir Feinde sein in diesem feindlichen Lande? Wir glauben an denselben Gott; weshalb sollen wir Streit haben in diesem Lande der Heiden, die an keinen Gott glauben? Du willst Elfenbein einhandeln, ich bin lediglich ein Reisender; weshalb sollten wir zusammenprallen? Wenn mir Jemand alles Elfenbein anböte, ich würde nicht einen einzigen Zahn nehmen und Dir sicherlich kein Hinderniß in den Weg legen. Mein Plan ist, bis an den großen See, die Quelle des Nils, zu gelangen, und ich will dorthin kommen, wenns Gott gefällt; keine Macht soll mich davon zurückhalten. Legst Du mir Hindernisse in den Weg, so lasse ich Dich in Chartum einsperren; gehst Du mir hilfreich zur Hand, dann werde ich Dich glänzend belohnen. Werde ich in diesen Ländern hier getödtet, so fällt der Verdacht auf Dich, und Du weißt, was die Folge sein wird. Schon auf den bloßen Verdacht hin läßt die Regierung Dich hängen. Andererseits werde ich in den Ländern, welche ich entdecke, allen Einfluß aufbieten, Dir dort alles Elfenbein zu verschaffen, weil Du Diener Kurschids bist, der gegen Speke, Grant und mich freundlich war. Behandelst Du mich feindselig, so wird auch Dein Gebieter Kurschid für Deine Handlungen verantwortlich gemacht werden. Jetzt hast Du die Wahl, Du bist ein Mann; ich frage: Freund oder Feind?" In gleichem Sinne redete auch Frau Baker. Gleichzeitig wurden dem Türken einige Goldstücke und eine neue doppelläufige Flinte als Abschlagszahlung für größere Geschenke in der Zukunft in Aussicht gestellt.

Ibrahim entgegnete, er selber sei nicht feindlich gesinnt, aber alle Handelsleute ohne Ausnahme seien gegen den Europäer, den sie für einen verkappten Consul hielten, der an die Behörden in Chartum Alles, was er sehe, berichten werde. „Ich glaube Dir, aber meine Leute werden Dir nicht glauben, weil hier zu Lande Jeder lügt. Ich rathe Dir, Dich mit meinen Leuten gar nicht einzulassen. Geh dorthin, unter jenen großen Baum, ich werde bald kommen und mit Dir reden; jetzt dürfen meine Leute nicht wissen, daß ich mit Dir gesprochen habe."

Ibrahim war gewonnen, und Baker lagerte sich unter dem bezeichneten Baume. Nun kamen auch die Eingebornen herbeigeströmt, Alle durchaus unbekleidet. Der Häuptling Legge erhielt ein langes, rothbaumwollenes Hemd von Ibrahim zum Geschenk und forderte auch von Baker Tribut ein. „Ich habe viele abscheuliche Galgenphysiognomien gesehen, aber jener dieses Legge kam keine gleich. Wilde Brutalität, Geiz und roheste Sinnlichkeit waren diesem Gesicht aufgeprägt, und ich zeichnete das Porträt dieses nichtsnutzigen Schurken, der selbst in Centralafrika seinesgleichen nicht hat!" Er erklärte, daß sein „Bauchmagen" sehr groß sei und daß er noch mehr Geschenke haben müsse; er goß eine Flasche Weingeist, welcher er den Hals abschlug, von oben herab in die Kehle, wollte aber weder Vieh noch Hühner verkaufen, sondern nur Honig und fraß Bakers Leuten den gekochten Reis aus der Schüssel weg. Zum Werthmesser dient in Ellyria die Molote, eine eiserne Hacke, die im Lande selbst verfertigt wird. Legge verschickt Molotes bis ins Land der Berri und Gallas nach Osten hin und handelt dafür Elfenbein ein. In Ellyria selber sind die Elephanten selten, doch kommen viele Zähne dorthin, welche Legge an die Türken gegen Rindvieh verhandelt; er ist aber theuer und verlangt für einen Zahn 20 Kühe; man gibt sie ihm, weil der Verschiffungsplatz Gondokoro in der Nähe ist und der Transport dorthin keine großen Kosten verursacht.

Baker war nun in einer Gegend, welche vor ihm kein Europäer betreten hatte; es sah in derselben wunderlich genug aus, und seine Erlebnisse waren seltsamer Art. Am 30. März verließ er das Thal von Ellyria, indem er hinter der Karawane der türkischen Handelsleute herzog. Ibrahim war fortan sein Verbündeter und ihm von um so größerm Nutzen, da bald nachher die Meuterei ausbrach.

Zwischen Ellyria und Latuka bildet der Kanieti die Grenze. Er war an der Stelle, wo der Reisende ihn überschritt, 40 bis 50 Yards breit; die Gewässer dieser Gegend haben ihren Abzug nach Osten hin zum Sobat, und der Gebirgszug, welcher von Ellyria aus gen Süden läuft, bildet die Wasserscheide zwischen den Gefließen, welche einerseits zum Weißen Nil, andererseits zum Sobat strömen; dieser letztere vereinigt sich mit dem erstern unter 9° 22′ nördl. Br.

Auf der rechten Seite des Kanieta liegt das Dorf Wakkala, welches etwa 700 Häuser zählt. Es ist sehr stark befestigt, denn ein Pfahlwerk von Eisenholz umschließt das Ganze; dazu kommt noch eine Hecke von undurchdringlichem, etwa 20 Fuß hohem Dornengebüsch, und der Eingang führt durch ein im Zickzack angelegtes enges Thor. Ringsum ist Wald und die ganze Gegend reich an Elephanten, Büffeln, Giraffen, Rhinoceronten und Antilopen.

Von Wakkala aus konnte Baker den im Osten sich bis zu 3000 Fuß erhebenden Berg Lafit deutlich sehen. Bald nachher rastete er in Latome, einer der größten Ortschaften im Latukalande; sie ist in ähnlicher Weise wie Wakkala befestigt. Dort lagen Tschennda's Handelsleute, deren Wakil, ein gewisser Mohammed Her, sofort in Streit mit Ibrahim gerieth. Hier brach die Meuterei aus, und der schon erwähnte Bellaal erklärte offen, daß die Leute nicht weiter gehen würden. „Wir folgen Dir nicht mehr; wir wollen Deine Kameele nicht mehr beladen; laß die Niggers für Dich arbeiten." Dabei nahm er eine drohende Stellung an und hatte sein Gewehr in der Hand. „Die Meuterei war also ausgebrochen. Ich sah ihn scharf an und donnerte ihm zu: Leg Deine Flinte nieder und belade die Kameele! Als er sich dessen weigerte, gab ich ihm blitzschnell einen mächtigen Faustschlag auf seine Kinnbacken, und sofort lag er ohnmächtig am Boden, während seine Flinte weit weg flog. Dann sprang ich mitten zwischen die Leute, packte mehre kräftig bei der Kehle, schleppte sie zu den Kameelen hin, und nun waren Alle, mit Ausnahme von dreien, gehorsam. In jenen wilden Gegenden hängt der Erfolg gewöhnlich davon ab, daß man im rechten Augenblicke mit der äußersten Entschiedenheit auftritt."

Der Lafit bildet den höchsten Gipfel der östlichen Kette des Latukathales. Die Richtung des letztern war von Südost zu Nordwest; es war 40 Miles lang und etwa 18 Miles breit. Die Südseite des Thales ist von einer hohen Gebirgskette eingeschlossen, welche 6000 bis 7000 Fuß über der allgemeinen Bodenerhebung liegt; am Ende derselben erhob sich ein schöner, einzeln stehender Berg von etwa 5000 Fuß Höhe.

Unweit der Ortschaft Kattaga warf ein Träger der Türken seine Last ab und entfloh; Baker setzte ihm zu Pferde nach, holte ihn ein, schützte ihn gegen die Türken, welche ihn erschießen oder ihm mindestens 500 Kurbatschhiebe geben wollten; er brachte ihn zu Ibrahim und rieth, daß man ihn nicht bestrafe. So geschah es, und seit diesem Vorfalle betrachteten die Türken den Europäer als einen Verbündeten und die Schwarzen als ihren Freund, weil er einen der Ihrigen vom Tode gerettet hatte.

Bei Kattaga war Bellaal mit einigen anderen Trägern entlaufen und hatte sich der Partie des Mohammed Her angeschlossen; sie hatten Gewehre und Munition mitgenommen. Baker erklärte vor seinen übrigen Leuten, welche steif und fest an den bösen Blick glaubten, daß jene von den Geiern gefressen werden sollten. Das ging auch bald nachher in Erfüllung.

Der Zug gelangte nun nach Tarrangolle, der Hauptortschaft im Lande Latuka. Dort hatte Ibrahim seine Station, jene des Mohammed Her war 19 Miles entfernt in Latome, das 101 Miles von Gondokoro entfernt ist. Die Latukas waren höchlich erstaunt über die Kameele und die weiße Frau; dergleichen hatten sie nie zuvor gesehen. Sie sind die hübschesten Wilden, welche Baker in Afrika gefunden hat und beinahe 6 Fuß englisch hoch, schlank und kräftig gewachsen, mit starker Muskelentwicklung und schönem Ebenmaße der Glieder. Ihre Kopfbildung sowohl wie ihr Gesichtsausdruck ist verschieden von denen aller übrigen Stämme, welche der Reisende am Weißen Nil beobachtete. Vorderkopf hoch, Augen groß, Backenknochen hoch, Mund nicht sehr groß und wohlgeschnitten, Lippen sehr voll. Ihre Physiognomie spricht an, und auch durch ihre höflichen Manieren bilden sie einen scharfen Gegensatz zu den anderen Stämmen. Ueberhaupt deutet ihre ganze Erscheinung auf einen Ursprung von den Gallas hin, die wahrscheinlich früher einmal im Latukalande aufgetreten sind.

Ein Hauptzufluß des Sobat (wenn er nicht etwa selber der Hauptstrom ist) strömte nur 4 Tagereisen (50 Miles) östlich von Latuka; er wird von den Eingebornen als Tschol bezeichnet, und an seinem östlichen Ufer wohnen Gallas. Es ist bemerkenswerth, daß diese stets Maulthiere ritten; die Stämme am Weißen Nil haben weder Pferd oder Kameel, noch irgend ein anderes Lastthier; es ist also auffallend, daß am Ostufer des Tschol Maulthiere vorhanden sind. Indeß haben Abyssinien und die Gallaregionen eine Zucht sehr schöner Maulthiere und deshalb muß man annehmen, daß der Stamm der Akkara am Tschol ein Gallavolk ist. Dasselbe hat oftmals Züge ins Latukaland unternommen, und so erklärt sich die Physiognomie der Bewohner.

Unter den schwarzen Völkern vom 12. Grade nördlicher

Breite bis nach Ellyria aufwärts hat Baker keinen specifischen Unterschied bemerken können. Nun überraschten ihn die heiteren, offenen und hübschen Latukas. Tarrangolle hat ungefähr 300 Häuser, und nicht nur die ganze Stadt war mit Pfahlwerk befestigt, sondern jedes einzelne Haus mit einem befestigten Hofraum umgeben. Das Vieh wird in verschiedenen Theilen der Stadt in großen Gehöften untergebracht, sehr sorgfältig abgewartet und Nachts durch Rauch vor Stechfliegen geschützt. Auf vielen hohen Gerüsten sind Schildwachen ausgestellt, um nöthigenfalls das Lärmzeichen zu geben. Der Viehreichthum ist groß; manche Stadt im Latukalande besitzt mehr als 10,000 Häupter Hornvieh.

Die Häuser haben entweder die Gestalt von Glocken oder von Lichtdämpfern und eine Höhe von etwa 25 Fuß; der Eingang ist nicht viel über 2 Fuß hoch, und man muß auf allen Vieren hineinkriechen. Das Innere ist reinlich aber dunkel, denn von Fensteröffnungen hat der schwarze Mensch keinen Begriff. Es steht als interessante Thatsache fest, daß alle Stämme Centralafrika's, und außerdem noch die Araber in Oberägypten für den Hüttenbau nur die kreisrunde Gestalt und keine andere kennen. Die Form des Daches ist mehr oder weniger verschieden, aber der Gedanke, die Wohnung mit Fensteröffnungen zu versehen, blieb, wie eben bemerkt, diesen Menschen völlig fremd.

Tarrangolle hat mehre niedrige verpallisadirte Eingänge, welche Nachts durch dornige Mimosenzweige geschlossen oder versperrt werden. Die Hauptstraße ist breit, alle übrigen aber sind derart angelegt, daß zwischen hohem Pfahlwerk immer nur eine einzige Kuh und zwar im Gänsemarsch hindurchgehen kann. Diese Gassen können im Fall eines Angriffes leicht vertheidigt werden und die großen Heerden könnte man dann nur vermittelst der breiten Hauptstraße wegtreiben. Deswegen sind die großen Viehkraals in verschiedenen Theilen der Stadt und zwar derart angelegt worden, daß sie mit jener großen Gasse in Verbindung stehen. Zu jedem Kraal führt ein enger Eingang, gerade so breit, daß eine einzige Kuh hindurch kann. In demselben hängt eine Art von Glocke, welche man aus der Schale einer Palmnuß verfertigt, und jedes Thier muß beim Eingange diese Glocke mit den Hörnern oder mit dem Rücken bewegen. So weiß am Abend der Wächter genau, wie viele Stück Vieh von der Weide zurückgekommen sind.

Es fiel dem Reisenden auf, daß er, seitdem er Latome verlassen, bei jeder Ortschaft ganze Haufen von Menschenknochen fand. Manche lagen in zumeist zerbrochenen irdenen Töpfen, andere waren nach allen Richtungen hin zerstreut, während ein größerer Haufe in der Mitte den Beweis lieferte, daß ursprünglich ein gewisser Plan beobachtet worden war. Das Alles hängt mit einem eigenthümlichen Brauche zusammen, welchen die Latukas streng beobachten. Die Leiche eines im Kampfe erschlagenen Mannes bleibt auf der Wahlstatt als Beute für Geier und Hyänen liegen; wer dagegen eines natürlichen Todes stirbt, wird ein paar Schritte von seiner Wohnung in einem flachen Grabe beigescharrt, und man veranstaltet zu seiner Ehre ein paar Wochen hindurch Leichentänze. Nachher wird die Leiche ausgegraben, und man reinigt die Knochen, legt diese in einen großen Topf und bringt sie nach jener Beinstätte, die aber keinen geweihten Charakter hat, denn Baker fand dieselbe in der widerwärtigsten Weise verunreinigt.

Die Latukas kennen keinerlei Art von Kleidung, dagegen wenden alle diese wilden Stämme eine fast unglaubliche Sorgfalt auf ihren Kopfputz, der bei den verschiedenen Stämmen eigenthümlich und bleibend ist. Es sind acht bis zehn Jahr erforderlich, um den Kopfputz eines Mannes vollkommen herzustellen! Dann freilich lobt das Werk den Meister. Der Latuka trägt einen Helm, welchen er aus seinen eigenen Haaren verfertigt. Er durchwebt die dicke krause Wolle seines Kopfes mit einem feinen Baumbaste, bis sie ein Netzwerk oder vielmehr einen dicken Filz bildet. Alles Haar, das durch dieses Gewebe hindurchwächst, wird demselben Verfahren unterworfen, und so bildet sich im Laufe der Jahre eine dicke haarfilzige Masse, welcher man die Gestalt eines Helmes gibt. Am Rande wird sie, in einer Breite von etwa 2 Zoll, zusammengenäht und vorne über der Stirn eine Platte polirten Kupfers angebracht; dazu kommt noch ein anderes Stück blanken Kupfers von etwa 1 Fuß Länge, welches der Länge nach einer durchgeschnittenen Bischofsmütze gleicht und den Helmkamm bildet. Der Haarfilz wird dann mit rothen und blauen Porzellankugeln besetzt, etwa von der Größe kleiner Perlen, und so sieht der ganze Helm aus, als bestehe er nur aus Porzellan und Kupfer. Zu weiterm Schmucke dienen einige Straußfedern und ein Randbesatz von Kaurimuscheln.

Als Waffen hat man nicht Bogen und Pfeil, sondern Lanzen, eine Keule mit eisernem Kopfe, ein langes Schwert und einen dicken eisernen Ring über den Handknöcheln, der mit mehren, 4 Zoll langen, ½ Zoll breiten Messern versehen ist. Mit diesem Messerringe kämpft der Krieger, wenn er etwa seine übrigen Waffen eingebüßt hat, und sucht damit den Feind niederzureißen. Der Schild, 4 Fuß 6 Zoll lang und etwa 1 Elle breit, wird aus Büffel- oder Giraffenhaut verfertigt; die letztere wird vorgezogen, weil sie leicht und doch ungemein zäh ist.

Die Weiber sind ohne Schmuck, Creaturen von zumeist 5 Fuß 7 Zoll Höhe, mit gewaltiger Gliederentwicklung und großer Körperkraft. Sie tragen lange Schwänze, welche genau den Roßschweifen gleichen, aus feinem Bastzwirn verfertigt und mit rothem Oker und Fett eingerieben werden. (Daher wohl die Sage von geschwänzten Menschen.) Um den Gürtel ist ein Stück gegerbten Leders befestigt, und in der Unterlippe steckt ein Stück Krystall von der Länge und Dicke eines Bleistiftes. Dies ist die Hauptzierde. Es verursachte große Freude, als Baker die Glasröhre eines beschädigten Thermometers in mehre Stücke zerbrach und diese an einige Latukadamen verschenkte.

Baker sagt, er wisse nicht, aus welcher Ursache alle Stämme am Weißen Nil die vier Vorderzähne des Unterkiefers ausreißen, besonders da das Rindfleisch dort überall hart und zäh sei. Keine Schönheit gilt für vollendet, wenn nicht Wangen oder Schläfen mit Schnittnarben versehen sind. Die Araber bringen auf jeder Backe drei Schnitte an und reiben dieselben mit Salz und Asida ein, um hohes Fleisch hervorzubringen. Die Sklavenjäger bezeichnen sofort jede Gefangene mit solchen Narben, einmal um sie zu markiren, sodann um die Schönheit zu erhöhen. Jeder Stamm hat seine besonderen Narbenabzeichen; bei den Latukas sind dieselben flach und ragen nicht, wie bei den Arabern, über die Haut empor.

Es versteht sich von selbst, daß Polygamie die Regel ist, und der Reichthum eines Mannes besteht, vom Rindvieh abgesehen, in der Anzahl seiner Frauen. Baker macht bei dieser Gelegenheit eine sehr richtige Bemerkung, die wir unsrerseits stark betonen, weil sie von entschiedener Bedeutung für das Urtheil über die psychischen Verhältnisse des schwarzen Menschen ist und der krankhaften Pseudosentimentalität, welche allen Menschenrassen europäische Herzensneigungen und Gemüthsbegabungen zuschreiben will, den Boden unter den Füßen fortzieht.

„Das, was wir als Liebe bezeichnen, ist ein Gefühl, welches man in diesen Ländern nicht kennt und versteht; es existirt gar nicht. In dieser Beziehung ist Alles handgreiflich, praktisch, ohne eine Spur von romantischer Zuthat. Die Frau wird insoweit geschätzt, als sie sich als brauchbares und nützliches Hausthier erweist. Sie zerreibt das Getreide, holt Wasser und Brennholz, verfertigt den Fußboden der Hütte, kocht die Speisen und gebiert Kinder; sie ist ein werthvolles Hausmöbel. Ein hübsches Frauenzimmer, das im Stand ist, ein großes Wassergefäß zu schleppen, wird mit 10 Kühen bezahlt. In Europa sind viele Töchter eine kostspielige Sache für den Vater, im Latukalande dagegen bringen sie Profit, denn 10 Töchter sind so viel werth wie 100 Stück Rindvieh; ein Mädchen produzirt Kühe und die Knaben melken. Für Kleidungsstücke braucht der Vater gar nichts auszugeben, denn Bursche und Mädchen gehen nackt, und kleine Kinder sind beim Weiden der Kühe nützlich zu verwenden. Je mehr Weiber, um so mehr Reichthum für den Mann. Dieser äußerst praktische Zustand der Dinge wird den Missionären die größten Hindernisse in den Weg legen. „Der schwarze Wilde legt Werth auf Weiber und Kühe, aber in erster Linie auf die letzteren. Bei einem feindlichen Ueberfalle wird er selten seiner Weiber wegen fechten, aber für die Kühe wird er tapfer kämpfen."

„Die Latukas sind nicht so schlecht, wie die übrigen Stämme, machten mir aber doch viel zu schaffen. Ein Häuptling, Namens Adda, kam zu mir und forderte mich auf, mit ihm ein Dorf zu überfallen, wo wir Molotes, eiserne Hacken, und Vieh rauben wollten; ich sollte das Vieh, er wollte die Molotes behalten. Auf meine Frage, ob das Dorf in Feindes Land läge, antwortete er nein, aber es liege eben bequem in der Nähe; wenn ich nicht wolle, werde er sich an die türkischen Handelsleute wenden. Als ich ihm sein Begehren abschlug, hielt er mich für einen Schwächling; er hatte gar keinen Begriff davon, daß man aus Gewissenhaftigkeit oder Liebe zur Gerechtigkeit einen Raubzug ablehnen könne. Er machte mir kühl und trocken den Vorschlag, eins seiner eigenen Dörfer, dessen Bewohner ihm mißfielen, auszuplündern! Der Stumpfsinn dieser Wilden ist so arg, daß ich ihnen gar nicht begreiflich machen konnte, was es heiße gut, ehrlich oder rechtschaffen zu sein. Sie kennen nur einen Begriff: Gewalt, die starke Hand, welche dem Schwächern Alles entreißt. Mich ekelte das Alles entsetzlich an und im Unmuthe schrieb ich meine Gefühle in mein Tagebuch nieder.

„Latuka, 10. April 1863: Ich wollte, daß die mit den Schwarzen Sympathisirenden (black sympathisers) in England so recht in das innere Herz von Afrika sehen könnten, wie ich es thue. Dann würde sich viel von ihrer Sympathie verlieren. Hier, bei diesen afrikanischen Wilden steht die menschliche Natur in einer Linie mit jener des Viehs, ist aber bei weitem nicht zu vergleichen mit dem nobeln Charakter eines Hundes. Hier ist auch keine Spur zu finden vom Begriffe der Dankbarkeit, des Mitgefühls und Mitleidens, von Liebe oder Pflicht. Keine Religion, wohl aber Habgier, Undankbarkeit, Selbstsucht und Grausamkeit. Alle sind Diebe, Faullenzer, voll von Neid und jeden Augenblick bereit, den schwächern Nebenmenschen auszuplündern und zum Sklaven zu machen."

Wir wollen noch eine Episode erzählen, die ungemein bezeichnend für die innerafrikanischen Zustände ist. Der weiter oben erwähnte Türke Mohammed Her unternahm mit seinen 110 bewaffneten Leuten und einigen hundert Eingebornen einen Raubzug gegen ein Gebirgsdorf, um Sklaven und Vieh zu stehlen. Er hatte das Dorf niedergebrannt, war dann aber in einen Engpaß gezogen, um eine große Viehheerde wegzutreiben. Weiber und Kinder hatten die Latukas im Stiche gelassen, jetzt fochten sie tapfer aus geschützten Stellungen, und nach und nach wurden fast alle Türken sammt den mit ihnen verbündeten Eingebornen in den Abgrund gedrängt. Dort lagen sie zu hunderten, alle zerschmettert und todt. Die desertirten Meuterer Bakers befanden sich unter ihnen. Als er von diesen Vorgängen Kunde erhielt und einige der von den Meuterern mitgenommenen Flinten ihm wiedergebracht wurden, rief er seine übrigen Leute zusammen und fragte: — Wo sind die Leute? — Alle todt; man kann ihre Leichen nicht mehr finden. — Also sind sie von den Geiern aufgefressen worden! Ich sagte Euch das im Voraus. Gottes Hand ist schwer! —

Nicht blos Bakers Leute, sondern auch jene Ibrahims glaubten an einen geheimnißvollen Zusammenhang zwischen jener Prophezeiung und der Erfüllung. Von da an bewiesen sie ihm den größten Respekt. Mohammed Her und Bellaal blieben verschont, weil sie nicht persönlich am Raubzuge Theil genommen hatten.

Die Latukas waren nun in allgemeiner Aufregung, kein Türke war mehr sicher, und auch Baker gerieth in eine bedenkliche Lage. Er fand es gerathen, die Stadt zu verlassen und sein Lager im Freien aufzuschlagen. Es gelang ihm dann, sich der allgemeinen Verwirrung zu entziehen und seine Reise gen Süden hin, nach Obbo, anzutreten.

Sind die Großrussen („Moskowiter") slawischer oder finnischer Abstammung?

Vor einiger Zeit fand in der anthropologischen Gesellschaft zu Paris eine Erörterung über die blondhaarigen Juden statt. Die Hebräer von rein semitischer Abstammung haben schwarzes Haar, und das alte Palästina hat keine blonden Bewohner gehabt. Woher kommt nun jenes blonde Haar?

Ein gelehrter Pole, Duschinski, welcher seit Jahren in Frankreich einen Lehrstuhl der Geschichte inne hat, ging auf den Gegenstand näher ein. Er betonte die übrigens allgemein bekannte Thatsache, daß im Mittelalter mehre Völker in Osteuropa theils den Mohammedanismus, theils den jüdischen Glauben angenommen haben; diese seien aber alle von turanischer Abstammung gewesen, kein einziges gehöre den arisch-europäischen Nationen an. Duschinski nimmt überhaupt, in ethnologischer Hinsicht, das Dniestergebiet als Ostgrenze Europa's an; was darüber hinaus liegt, gilt ihm für asiatisch-turanisch.

Als die vier turanischen Völker, welche „außerhalb der

Grenze des eigentlichen Europa's" die jüdische Religion annahmen und welche, wie bemerkt, turanischer Herkunft waren, nennt er: Die Chasaren; die Bulgaren vom Don und vom Kaspischen Meere (die sogenannten Chwalisser); die Burtas in den heutigen Gouvernements Woronesh und Tula, und dann die etwas weiter nördlich wohnenden Moskowiten. Unter den letzteren, den „sogenannten Großrussen, findet man auch heute noch eine Menge judaisirender Menschen, und diese sind Abkömmlinge der ebengenannten vier Völker. Die Muroma, im östlichen Theile des Gouvernements Wladimir, duldeten wohl Christen unter sich, bekannten sich aber bis 1223 zum Islam, dem sie nur durch Zwang entsagten. Eigentliche Slawen seien nie Juden geworden. (Bulletins der Societé d'Anthropologie, VI. 519.) —

Daß ein beträchtlicher Theil der 40 Millionen Menschen, welche man als Großrussen bezeichnet, Zuthaten nichtslawischen, zumeist finnischen Blutes in sich hat, unterliegt keinem Zweifel. Das ist auch schon vor beinahe anderthalbhundert Jahren von unserm Landsmann Stritter nachgewiesen worden, und auch Schlözer gab darüber Andeutungen. In unseren Tagen, wo die Frage nach der Abstammung und der Nationalität in den Vordergrund getreten ist, und die anthropologischen und ethnologischen Forschungen eine so große Bedeutung gewonnen haben, forscht man gründlicher nach, als früher geschah und geschehen konnte. Die Origines gentium sehen schon heute ganz anders aus, und wir sind noch in den Anfängen der Untersuchung. Bei dieser sollte man übrigens, der reinen Wahrheit zu Liebe, sich immer streng auf wissenschaftlichem Boden bewegen und alle politische Vorliebe oder Leidenschaft ausschließen.

Seitdem Rußland sich als den Kern der slawischen Länder hinstellt und die Moskowiter, Großrussen, als die Hauptnation unter den Slawen, seitdem ferner ein Panslawismus mit zugleich literarischen und politischen Bestrebungen und scharf gezeichneten Absichten hervorgetreten ist, — seitdem hat man namentlich von polnischer Seite den Versuch gemacht, diese Moskowiter wo möglich aus der slawischen Familie hinauszuweisen oder sie zum Mindesten als nur halbslawische Bastarde hinzustellen. Das ist namentlich von August Viquesnel geschehen, demselben, welcher ein sehr umfangreiches und werthvolles Werk über die europäische Türkei veröffentlicht hat.

Von ihm erschien 1865 zu Lyon ein Coup d'oeil sur quelques points de l'histoire generale des peuples slaves, et de leurs voisins les Turcs et les Finnois, 91 Seiten. In diesem Buche handelt er die ethnographische Geschichte Westeuropa's ab, erörtert die alten Stammsitze und die Wanderungen der Völker jener Region und geht insbesondere auf die Stellung der Moskowiter über.

Der russische Geschichtschreiber Karamsin hatte bemerkt, daß die finnischen Völker, welche an der obern Wolga wohnten, sich in Slawen umgewandelt haben, indem sie deren Sprache, Religion und Gebräuche angenommen. Viquesnel betont, daß diese Angabe unbedingt richtig sei, denn die Nachkommen jener finnischen Stämme hätten die Sitten, Ideen und überhaupt das ganze Wesen bewahrt, welches ein Ausfluß ihres uralischen Ursprungs sei.

Viquesnel nimmt verschiedene Epochen an. Der erste Zeitraum sei arisch-normannisch gewesen; im neunten Jahrhundert kamen die skandinavischen Waräger als Roß oder Ruß über das Baltische Meer. Der zweite Zeitraum (oder „das zweite Rußland") ist arisch-slawisch, vom Ende des zehnten Jahrhunderts an. Die Völkerschaften in den von Rurik und dessen Nachkommen gegründeten Staaten, welchen diese Waräger den Namen ihres Stammes, des russischen, beilegten, bestanden zumeist aus lechischen Slawen, die aus der Weichselgegend bis zum Dniester, dem Dnjepr und dem Ilmensee vorgedrungen waren. Es sind diejenigen, welche man später mit dem allgemeinen Namen Ruthenen belegt hat (Weißrussen, Rußniaken und Kleinrussen). Den Rest der Bevölkerung bildeten einige lithauische und mehre finnische (turanische) Stämme, namentlich die Wes, Mera und Muroma im obern Becken der Wolga, wo zu Herodots Zeiten die Thyssageten und Melanchlänen wohnten. Die skandinavischen Waräger-Russen bildeten nur einen sehr geringen Theil der Bevölkerung unter diesen unterworfenen oder tributpflichtigen Stämmen und waren schon im 14. Jahrhundert sowohl an der Wolga wie am Dnjepr völlig in der übrigen Volksmasse aufgegangen. Die Slawen in diesem „zweiten Rußland" nahmen das Christenthum gegen Ende des zehnten Jahrhunderts an, die Finnen zwei Jahrhunderte später.

Das „dritte Rußland" war seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts turanisch-finnisch. Das Reich Ruriks war seit dem 11. Jahrhundert in eine Menge von Theilfürstenthümern zersplittert. Im 12. Jahrhundert herrschte ein solcher Fürst, Juri Wladimirowitsch Dolgorucki, über die 3 oben genannten finnischen Stämme im Gebiete der obern Wolga. Diese redeten noch ihre alte Volkssprache und waren theils Heiden, theils bekannten sie sich zum Islam, oder zum Judenthum. Juri ließ Kutscho, den Chan der Mera, enthaupten, vermählte dessen Tochter mit seinem Sohne Andreas von Bogolub, der Fürst von Susdal war, und bauete dort, wo später die Stadt Moskau sich erhob, ein Lusthaus. Dieser Name und jener des Flusses Moskwa ist abgeleitet von Masski oder Maski, einer allgemeinen Benennung, mit welcher die turanischen (d. h. türkischen und finnischen) Stämme am Don, an der Wolga und in den nördlicher gelegenen Gegenden in verschiedenen Epochen bezeichnet worden sind. Nach einer Angabe Borytschevsky's saßen in jenen Gegenden seit dem 7. Jahrhundert die Masski (spätere Formen: Mosko, Moskae, Moskiane, Mossyki, Muschka, Mokscha, Marel, Motscha ꝛc.). Die Wurzel des Wortes bedeutet: Aufenthaltsort der goldenen Horde. Die Großchane der Maski oder Moskowiter wechselten oftmals ihre Wohnstätte; daher die große Anzahl der Oertlichkeiten und Flüsse, welche jene Benennung unter verschiedenen Formen führen. Der Name Moskowiter ist national und muß nicht blos auf die gegenwärtigen Bewohner des alten Herzogthums Moskau angewandt werden, sondern auch auf jene der alten Tsarate Kasan, Astrachan ꝛc.

Der obengenannte Andreas war Gründer des Großfürstenthums Susdal-Wladimir, das nachher Moskowien hieß. Erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts nahmen seine Nachfolger den Titel der Fürsten von ganz Rußland an. Andreas unterdrückte, ganz im Sinn und Geiste seines turanischen Volkes, das unterwürfig gehalten sein will, die Apanagenfürsten und trat als Selbstherrscher auf. „Dieses System ist den Slawen und anderen arischen Völkern antipathisch, wurde aber auch später die Regel und Richtschnur der moskowitischen Regierung." Damals, um 1174, hatte die Mehrzahl der Bevölkerung weder Christenthum noch slawische Sprache angenommen; das geschah erst nach dem großen Siege über die mohammedanischen Mordwa und Muroma, 1223. Aber gleich im folgenden Jahre erschienen die Mongolo-Tataren zum ersten Mal an der Wolga. Bis dahin waren die Bewohner Susdaliens finnisch; von da an aber, als Christen und slawisch redende Leute, werden sie zu den

slawischen Völkern gerechnet. Die heutigen Moskowiter jener Gegenden sind aber in der That und Wahrheit Nachkommen der finnischen Mera, Wes und Muroma, vermischt mit einem äußerst geringen Zusatz echter Slawen. Noch heute findet man bei ihnen die Ueberreste einer nichtslawischen Sprache der Emmanski oder des Ofeno-Susdalischen, das einst die Volkssprache der Maski gewesen ist. — Im 13. Jahrhundert waren die Slawen des zweiten Rußlands vollständig geschieden von den Finnen des dritten Rußlands, sowohl durch politische Interessen, wie durch ihren nationalen Habitus. Unter den Mongolen trugen beide Theile dasselbe Joch. Dieses wurde durch Johann III. Wassiljewitsch abgeschüttelt, seit 1480 kein Tribut mehr an die Tataren bezahlt, Nowgorod 1478 und Pskow 1510 erobert, das alte Biarmien, in welchem die Nowgoroder als Handelsleute angesiedelt waren, unterworfen; die Theilfürstenthümer Twer und Rjäsán fielen heim, Smolensk wurde 1515 mit Moskowien vereinigt, und seit 1523 zählte das dritte Rußland etwa zwei Millionen Slawen.

Das vierte Rußland, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, ist turanisch, ist finnisch-tatarisch. Dasselbe eroberte die Tsarate Kasan und Astrachan, 1552 bis 1557, und im 17. und 18. Jahrhundert das Tsarat Nogaï. So vereinigte es alle europäischen Moskowiten (Maski) unter einem Scepter. Das Gebiet jener 3 eben genannten Tsarate war nie von Völkern slawischen Stammes bewohnt. Die skythischen Tschuden vermischten sich mit Völkern, die zu verschiedenen Zeiten aus Asien herüber kamen, z. B. Hunnen, Awaren, Türken im 6. und 7. Jahrhundert, Bulgaren von der Kama und Wolga, Chasaren, Magyaren, Petschenegen, Kumanen und Polowtzer. In diesem Gemisch ist das arische Element nur sehr schwach, und zwar durch die Trümmer von Sarmaten und Gothen vertreten. Dazu kommt etwas semitisches Element, von welchem ein Theil aus Assyrien mit anderen Völkern bis an Don und Wolga kam, schon im 7. und dann besonders im 12. Jahrhundert. Mit Trümmern von allen den genannten Völkern mischten sich im 13. Jahrhundert Turk-Tataren, und aus dieser Mischung sind die Bevölkerungen der Tsarate Kasan, Astrachan und Nogaï, sodann die Sibirier und die Bewohner der Krim hervorgegangen. In den asiatischen Chanaten Chokand, Chiwa und Buchara finden wir (abgesehen von den alten bodenständigen Tadschiks, die Iranier sind) auch ein turanisches Gemisch, aber doch mehr Semitisches und Arisches als an Don und Wolga.

„Das vierte Rußland ist eigentlich eine Wiederherstellung des Reiches Kiptschack; die moskowitischen Herrscher sind Nachfolger der Dschingischaniden, durch die Verbreitung des Christenthums und der slawischen Sprache wurde die Einheit geschaffen. Aber das moskowitische Slawisch (welches die turanischen Völkerstämme der Maskas annahmen) war ein fremdes Idiom, das man aus den Heiligen Büchern erlernte; es hat viel mehr Aehnlichkeit mit der alten liturgischen Sprache, als irgend eine andere slawische Sprache, mit alleiniger Ausnahme der bulgarischen; es unterscheidet sich durch seinen ganzen Geist und auch durch seine Schriftzüge vom Klein- und vom Weißrussischen; es wird von 40 Millionen Moskowitern ohne dialektische Verschiedenheit gesprochen, während die neun anderen slawischen Sprachen, welche von echt slawischen Völkern geredet werden, allesammt mundartliche Verschiedenheit aufweisen. Etwa 12 bis 15 Millionen unter den Moskowitern, welche Slawisch reden, haben doch ihre altnationale Sprache bewahrt und bilden dadurch gewissermaßen ein Verbindungsglied zwischen den europäischen und asiatischen Brüdern. Die 40 Millionen Moskowiter erkennen die Herrschaft der russisch-orthodoxen Kirche an, aber es haben sich unter ihnen mehr als 200 Sekten gebildet, allesammt mit orientalischen Ideen, welche von jenen der abendländischen Sekten abweichen. Dagegen gibt es unter den Kleinrussen und unter den Großrussen gar keine Sekten. Der Unterschied zwischen den slawischen Russen und den Moskowitern ist auch in dieser Beziehung sehr auffallend. Ferner: Die slawischen Russen sind seßhaft und dem Ackerbau zugewandt, wie die übrigen arischen Völker in Europa und haben dasselbe occidentalische Civilisationsbedürfniß. Die Moskowiter dagegen haben zwar feste Wohnungen, aber daneben den nomadischen Hang ihrer turanischen Vorfahren bewahrt. Das Gefühl und der Drang nach Freiheit ist ihnen eben so fremd, wie der Geist gesetzlichen Widerstandes; sie wollen die Autokratie haben. —

Das „fünfte Rußland" ist das russische Reich der Gegenwart. Diesem sind einverleibt theils ganz, theils nur theilweise die russischen Slawen des polnischen Rußlands, die Polen, die Lithauer, die Rumänen in Bessarabien, die Finnländer und noch manche andere Völker.

Viquesnel faßt, nachdem er eine geschichtliche Entwickelung gegeben, um das oben Gesagte zu begründen, die Ergebnisse in folgender Weise zusammen:

1. Im 12. Jahrhundert, zur Zeit der Gründung des Fürstenthums Susdal, welches später den Namen Moskau erhielt, bildeten finnische Völker von der obern Wolga die Bevölkerung dieses Landes und sprachen noch ihre alte finnische Sprache.

2. Susdalien galt damals noch nicht für einen Bestandtheil Rußlands; die Bewohner desselben hießen seit der Gründung des Fürstenthums erst Susdalier, nachher Moskowiter.

3. Die moskowitischen Fürsten haben gegen Ende des 14. Jahrhunderts zu anderen Titeln auch den eines Fürsten aller Russen gefügt; aber bei russischen und ausländischen Schriftstellern werden die Benennungen Russen und Rußland, für Moskowiter und Moskau, erst im 18. Jahrhundert allgemein angewandt.

4. Das Gebiet der Moskowiter, so weit es den Fürsten aus Ruriks Haus unterworfen war, reichte nur bis zur Oka; östlich von diesem Zuflusse der Wolga begann das Gebiet unabhängiger türkischer und finnischer Stämme. Diese wurden im 13. Jahrhundert von den Mongolo-Tataren unterjocht, und nachdem diese vertrieben waren, fielen sie im 16. und 17. Jahrhundert unter die Herrschaft der moskowitischen Tsaren.

5. Seit jener Zeit bildet die Volksmenge in den Gegenden östlich von der Oka die Mehrheit der Moskowiter, „die Großrussen".

6. Was die Minorität der Moskowiter im alten Susdalien anbelangt, so versteht es sich von selbst, daß die finnischen Stämme an der obern Wolga nicht etwa in das Uralgebirge zurückgedrängt und durch Slawen ersetzt worden sind. In Susdalien wurde in Folge der Einführung des Christenthums eine slawische Sprache im 13. Jahrhundert herrschend und sie verdrängte nach und nach die alten Idiome. Das slawische Element im Lande wurde durch die von Haus aus skandinavischen Rurikowitschen vertreten, welche durch Heiraten slawisirt worden waren; sodann durch die slawischen Priester und Andere, welche aus Kiew gekommen waren, insbesondere auch Handelsleute. Denn in diesen Zeiten erst begann in diesen finnischen Regionen der Städtebau, und etwas späterhin wurden mehr als 12,000 Leute aus Nowgorod und Pskow

in den susdalischen Städten angesiedelt. Die Nowgoroder hatten auch, wie schon oben angedeutet worden, Handelsniederlassungen an der Dwina und Wiätka in Biarnien. —

So argumentirt Viquesnel. Unsere Meinung geht dahin, daß allerdings ein sehr beträchtlicher Theil der Großrussen aus slawisirten Finnen und turanischen Leuten überhaupt bestehe, daß aber die slawischen Zuthaten nicht so gering sind, wie die polnischen Gelehrten behaupten, um den Großrussen alles Anrecht auf den slawischen Namen hinweg zu demonstriren. A.

Stadt Steyer.

Studie von **Dr. Friedrich Brinkmann.**

IV.

Was den Volkscharakter und das Volksleben von Steyer betrifft, so will ich, um diese stets heikle Frage in möglichster Objectivität zu beantworten, zunächst einige Theile von einem Schriftstücke folgen lassen, das aus dem 16. Jahrhundert auf uns gekommen ist.

Es lebte nämlich zur Zeit des Kaisers Friedrich III. und Maximilian I. in Steyer ein gewisser Dr. Joseph Grünbeck, „Mathematikus und Historikus". Er stellte in derselben Weise, wie man damals die Schicksale der Menschen aus dem Stande der Sterne zur Geburtsstunde zu bestimmen suchte, auch der Stadt Steyer das Horoskop, indem er, was damals allgemeiner Glaube gewesen zu sein scheint, als Stunde der Gründung, gleichsam als Geburtsstunde, die Mittagsstunde des 24. Aug. 980 annahm. Das Resultat dieser astrologischen Nativitätsstellung ist natürlicher Weise ein historisches Zeugniß für die Zeit, in der sie vorgenommen wurde, und Einiges davon wird wohl noch immer wahr sein, ebenso wie ja die Charakteristik des Bayern, die uns der um dieselbe Zeit lebende Aventinus (1466 bis 1534) gegeben hat, in jedem Zuge ein getreues Bild der Gegenwart ist.

Die interessantesten Sätze daraus sind folgende: „Der Leu ist ein kaiserlich und königlich Zeichen, umbefanget mit seinem Angesicht die Stadt Steyer. Der Herrscher aber dieser Stadt ist die Sonne. Der Mars herrschet mit. Darumb gibt der gemeine Einfluß allhier eine hitzigere und trunkenere Region als denen anderen Landten. Der Lufft aber wird von Untergang der Sonne und von Mitternacht mit Kälde und Feuchtigkeit genugsam temperirt, frisch, gesund und gemeiniglich von aller pestilenzischer Vergiftung frei. Darumb die Einwohner nach ihrer Menschheit, Natur und Complexion dem Leib nach stark seynt, guet proportionirt, wohl gefärbt, mittelmäßig in der Statur, gemischter Sitten, nicht subtill, auch nicht grob oder üppig, hochmüetig, trefflich findig, und etwas stolz, nach Gelegenheit der freyen Gewohnheiten große und hohe Sachen in ihrem Gemüeth betrachtend.

Von des Saturni Zueganges wegen wird ihr Freidt (Freude) gemischt mit Traurigkeit, Barmherzigkeit, Gottesforcht und Gerechtigkeit; anderer Wegen seynt sie fröhlich, Gesöllschaften, Wirthschaften und allen Wollust liebend. Wie so Saturnus in der eigenen Kraft gestanden ist und Marti (dem Mars) in der Ausstehung widerwärtig, wird das gemeine Volk auf eine hartneggige, widerspenstige, eigenwillige Eigenschaft geneigt sein.

In anderen Weg gibt der Einfluß deren Inwohnern keine besondere Neigung, hoch, dieff und subtille Künste zu erlernen oder weit umb selbige in die Landt zu raisen, sondern eine Begierdt zu allerlei würklichen Handtierungen.

Von wegen der Sonne in ihrer eigenen Glori sollen die Bürger allda, wo sie Gesetz und Ordnung der Natur halten, gemeiniglich ein gutes Alter bekommen. Indem aber Merkurius, ein Bedeuter der menschlichen Vernunft, dem Mond, so ein Bedeuter der Sinnlichkeit zu sein pflegt, in dem Angesicht des Himmels ganz widerwärtig ist, dieß bedeutet, daß die menschliche Natur allhier durch die Sinnlichkeit unterdrückt wird, denn die Inwohner legen sich zu fest auf Essen und Trinken, dadurch das Leben gekürzet wird. Dann so Venus in der Macht Mercurii, und Mars in Ermannung Veneris in der Figur gefunden werden, geschieht es, daß die Kinder nicht wenig auf die fleischlichen Begürden und auf die Unlauterkeit geneigt seyn. Doch so ihm die Sonne in erster Einfließung und stärkesten Eintruckung der Eigenschaften den Jupiter, aller bösen Planeten Bezwinger, zugesöllet hat, wird die Erbarkeit zu allen Zeiten hier herrschen, und die Stadt behalten, zieren und ordnen.

Das frauliche Geschlecht ist nicht der mindeste Theil in einer Stadt, und wiewohl Mars und Saturnus in der Wohnung Veneris denen Frauen eine angeborene Yppigkeit, eine hoffertige Untreu, leichtfertige, übermüetige und eine kürzliche, unlautere Art ist, so ist doch der frombe, güettig und barmherzige Jupiter sie von diesen Neigungen zur Frombkeit, Erbarkeit, Andacht, Gottesforcht und andern tugendhaften Eigenschaften zu ziehen geneigt. Denn Venus in dem Haus Merkurii raitzet sie zu guetten Sitten und Gebärden, gibt ihnen eine innere Wollüstigkeit zu allen menschlichen Zierlichkeiten."

In welchem Maße diese Charakterzüge auch für die Gegenwart gelten, wollen wir hier nicht näher untersuchen. Jedenfalls kann man überzeugt sein, daß diejenigen, welche sich noch immer finden, in der Regel zugleich zum oberösterreichischen Charakter als solchem gehören. Steyer ist unter den oberösterreichischen Städten nicht weniger ausgezeichnet durch die originelle, scharf ausgeprägte oberösterreichische Physiognomie, die es sich bewahrt hat, als durch die Schönheit seiner Lage. Wer mit dem möglichst geringen Zeitaufwande kennen lernen will, was Oberösterreich ist, der reise nur direkt nach Steyer und halte sich dort eine Woche auf.

Und das ist nicht nur die kürzeste, sondern auch die genußreichste Art eines solchen Studiums von Land und Leuten. Nur ist dazu die Erfüllung einer Bedingung unumgänglich nothwendig. Man muß zuvor den üblen Eindruck überwunden haben, den ein ganz hervorstechender Charakterzug des steyrer Volkes, der einzige unliebenswürdige, den ich habe entdecken können, im Anfange auf

jeden Fremden machen muß. Es ist dies das beständige, fast unausstehliche Angaffen der Leute auf der Straße, ärger als man es in dem kleinsten Gebirgsdörfchen Bayerns findet. Um sich hierdurch nicht verstimmen zu lassen, muß der Fremde sich einer andern Eigenthümlichkeit von Land und Leuten erinnern, wovon diese nur eine Folge ist. Er muß sich vergegenwärtigen, daß er sich in einem Lande befindet, das in allen Beziehungen einen außerordentlich gleichförmigen Charakter hat. Ein Haus ist gebaut wie das andere, eine Kirche genau in demselben Style und mit demselben Prunke wie die andere und der Grundriß der einzelnen Marktflecken und Städte mit den langen, viereckigen Plätzen und engen Straßen ist durch das ganze Land derselbe. Noch viel auffallender ist aber die Gleichheit der Menschen in Gesichtsbildung und Wuchs, dem noch sehr bestimmt ausgeprägten nationalen oberösterreichischen Typus, in der Tracht, in der Mundart, in Sitte und Religion.

Eine nothwendige Folge dieses gleichförmigen Charakters ist nun aber, daß der Fremde, der in Allem, in Gesichtsbildung, Benehmen, Sprache und Kleidung von der Landesart abweicht, großes Aufsehen erregt, selbst beim bescheidensten Auftreten, um so mehr, als die Erscheinung eines Nichtösterreichers in einem Orte wie Steyer, der von der großen Heerstraße der Donau etwas entfernt liegt, nicht gerade sehr häufig ist. Im Anfange, ehe man sich Rechenschaft von der innern Nothwendigkeit der Sache abgelegt hat, kann den Fremden ein wahrer Ingrimm überfallen, wenn er so auf allen Wegen und Stegen, innerhalb und außerhalb der Stadt, er mag gehen wohin er will, die ihm begegnenden Personen, Gebildete so gut wie Ungebildete, Bürger wie Bauern, Erwachsene wie Kinder staunend stehen bleiben, flüsternd die Köpfe zusammenstecken oder mit den Ellbogen sich anstoßen sieht und durch ihre Blicke Spießruthen laufen muß. Indessen findet man sich bald hinein, wenn man erst den Charakter der Leute bei anderen Gelegenheiten kennen gelernt hat.

Es ist in der That ein äußerst gutmüthiges Volk, das oberösterreichische überhaupt und das steyrische insbesondere, dem man schon jene kindische Unart verzeihen kann. Die Menschenfreundlichkeit ist gerade derjenige Zug, welcher dem aus Norddeutschland hieher kommenden Fremden am meisten und am ehesten auffallen wird.

Denke Dir z. B., lieber Leser, Du kommst, wie wir, nach einem tüchtigen Marsche von dem reizenden, drei Meilen oberhalb Steyer an der Enns gelegenen Artztberg gegen Mittag, aber etwas spät, in dem Dir von allen Seiten empfohlenen und in der That höchst empfehlenswerthen Gasthofe zum Schiffe an. Es ist gerade ein Sonnabend, ein Markttag, und unten zu ebener Erde in dem gewöhnlichen Gastzimmer, wie oben in dem für die besseren Stände bestimmten Saale geht es sehr lebhaft zu, daß Du auf der Stelle nicht recht weißt, wo Du ein Plätzchen für Deine müden Beine und Deinen hungrigen Magen finden kannst.

Nach einiger Ueberschau entdeckst Du, daß an dem oberen Ende der einen langen Tafel einiger Raum frei geworden ist und Du beeilst Dich, ihn einzunehmen. Du bist auf diese Weise der Nachbar eines kleinen, freundlichen Herrn mit lebhaft blickenden Augen und jener eigenthümlich frischen Gesichtsfarbe geworden, die den eifrigen Verehrer des kalten Wassers verräth. Es scheint ein alter, wahrscheinlich pensionirter Offizier zu sein. Er trägt, wie es Sitte ist bei den österreichischen Offizieren, den einfachen Sommeranzug aus grauem Leinen, an dem nur oben am Kragen drei Sternchen seinen Rang bezeichnen. Kaum hast Du Platz genommen, so wirst Du schon freundlich angeredet, und nach einer Viertelstunde schwatzt ihr schon so vertraulich zusammen, als ob ihr einander seit Jahren kenntet. Der Eine hat sehr bald in dem Andern einen enthusiastischen Naturfreund gewittert und mit ihm geistig jenen geheimnißvollen Freimaurer-Händedruck ausgetauscht, durch welchen der Mensch den Menschen erkennt.

Der kleine graue Herr ist bald in das richtige Fahrwasser gebracht und erzählt Dir nun, wie er nach seiner Versetzung in den Ruhestand anfangs in Linz gelebt, dann aber Steyer kennen gelernt und ihm seit Jahren den Vorzug vor jenem gegeben habe, theils der größeren Reize der Gegend, theils des angenehmern Lebens wegen. Von Begeisterung leuchten seine Augen, wenn er Dir jetzt die einzelnen schönen Punkte in der Nähe von Steyer, den Taborberg, die Ennsleithen, den Tamberg beschreibt und dann seinen weitern Lieblingsausflug nach Grünburg, etwa fünf Stunden von der Stadt an der Steyer gelegen, mit einem reizenden Blicke auf das gegenüber liegende Steinbach, ein Weg, den er trotz seiner siebenzig Jahre in Einem Tage hin- und zurückmacht.

Nur dann und wann leidet diese Unterhaltung eine Unterbrechung, wenn er seinen Liebling, einen Rattenfänger schauderhaften Aussehens, der zur Seite auf dem Fußboden von unterschiedlichen Tellern sein Mittagsmahl einnimmt, mit Speisen versorgt, oder nachsieht, ob er auch einen gesunden Appetit hat. Wenn er endlich aufsteht und Abschied nimmt, hörst Du zu Deiner Verwunderung, daß der kleine Mann in grauem Leinen von dem Wirthe als Excellenz begrüßt wird, und bei näherer Erkundigung erfährst Du, daß es der Feldmarschall-Lieutenant von S. war.

Wenn der Zufall es aber anders will, kannst Du indessen auch eine Begegnung haben, die Dir eine Ueberraschung entgegengesetzter Art bereitet. Du bist vielleicht wie jener Herr aus Wien, der mir die Geschichte eines Abends erzählte, zu Wagen angekommen und mit Dir ist gleichzeitig in demselben Gasthofe eine hübsche junge Dame aus Wien in Begleitung ihres Vaters abgestiegen. Bei Tische hat Dich der witzige Zufall wieder an ihre Seite gebracht und Du hast nicht verfehlt, den liebenswürdigen Gesellschafter zu machen. Nun denke Dir, Du besuchst am Abende ein Gasthaus, wo eine Citherspielerin aus Wien singen und spielen wird, und wenn diese auftritt, erkennst Du in ihr die Schöne, die Du am Mittage zur Nachbarin gehabt hast.

Begegnungen, wie diese letztere, gehören nun freilich zu den Seltenheiten. Wenn sie aber vorkommen, nimmt man sie mit gutmüthigem Lächeln hin und freut sich, daß überhaupt so etwas noch möglich ist. Süddeutschland und besonders Oesterreich hat unter Anderem den großen Vorzug vor Norddeutschland, daß sich die reine Menschennatur, der Mensch als solcher, aus der Uniform und sonstigen Charaktermaske, welche die übernommene Rolle im Schauspiele des Lebens uns aufnöthigt, mit Leichtigkeit herausschält und unaufhaltsam hervorbricht aus allen künstlichen Umhüllungen von Rang und Stand. Die Uniform, das Kostüm des Standes reicht dem Süddeutschen höchstens bis auf die Haut; dem Norddeutschen ist es aber tief ins Fleisch, in Herz und Hirn, in Mark und Bein hineingewachsen. Die anders gearteten unter diesen fühlen sich daher beim ersten Betreten süddeutschen Bodens seltsam angeheimelt: es ist ihnen, als hätten sie jetzt erst ihr eigentliches Vaterland gefunden. —

Aus allen Erdtheilen.

Der australische Forschungsreisende McIntyre gestorben. Wir erhalten diese betrübende Nachricht durch die melbourner deutsche Zeitung „Germania" vom 26. Juli. Sie entlehnt der „Port Denison Times" (einem in der Provinz Queensland erscheinenden Blatte) Folgendes:

„Aus Marathon haben wir unterm 15. Juni ein Schreiben erhalten, dessen Inhalt zufolge Hr. McIntyre, der Führer der Expedition zur Aufsuchung Leichhardts, am 4 Juni zu Gilliot Creek, nahe der Station seines Bruders, verschieden ist. Er starb am Fieber, von welchem er wahrscheinlich in Burke Town angesteckt worden ist."

Duncan McIntyre war ein unternehmender Mann. Die letzten Nachrichten von ihm waren von Gilliot Creek und datirten vom 30. März Er schrieb an unsern Landsmann Dr. Müller über den Fortgang seiner Expedition seit dem Tage, da er den Dr. Murray und drei andere Mitglieder der Expedition entlassen hatte, Folgendes:

„Der ganze Dezembermonat wurde damit hingebracht, um hinlänglich Wasser im Cooper's Creek zu finden, und die Vorräthe, Waffen, Munition, Instrumente und andere Gegenstände wieder aufzusuchen, welche durch die Schuld der erwähnten Entlassenen hier- und dorthin fortgeworfen oder mit den weggelaufenen Pferden verloren gegangen waren. Am Neujahrstage waren wir auf einem schönen Platze am Coopers Creek gelagert, da aber der Zustand der Kameele noch einen Monat Ruhe erforderte und die Eingebornen uns sehr beschwerlich fielen, so zog ich den Creek weiter aufwärts, wo hinlänglich Futter und Wasser war, und errichtete eine Stockade, womit wir am 14. Januar fertig wurden, so daß uns die Eingebornen nicht mehr belästigen konnten. Wir hatten hier Ueberfluß an schönen Fischen. Am 9. Februar brach ich auf; sämmtliche Mitglieder der Expedition, bestehend aus mir, zwei Europäern, dem Beludschen aus Indien und zwei Eingebornen, befanden sich im besten Gesundheitszustande, unsere 12 Kameele und 5 Pferde sind gleichfalls im besten Stande und mit ungefähr 2 Tons Vorräthen bepackt. Am 18. Februar passirten wir den Docker-River und am 1. März den Müller-River, und betraten sonach den Wendekreis. Am 9. März gingen wir über die Coast-Ranges und gelangten am folgenden Tage an die Quelle des Gilliot-River, dessen Laufe wir abwärts folgten. Am 18. März lagerten wir am Ostufer des Flusses, beinahe Fort Bowen gegenüber. Ich nahm einen von meinen Eingebornen, Namens Welbo, mit, um zu sehen, ob in der Nähe eine Station sei. Einige Meilen in östlicher Richtung kamen wir zum Flinders River, und bald darauf trafen wir einen Stockmann, welcher uns nach Herrn Gibsons Station nahe bei Mount Little führte. Der Besitzer benachrichtigte mich, daß keine weiteren Spuren von Leichhardt aufgefunden worden seien und Eingeborne sich selten in dieser Gegend sehen ließen. Nach einigen Stunden Aufenthalt ritten wir nach der ungefähr 12 Meilen entfernten Station des Herrn Morrisell, ein paar Meilen von den mit L. L. bezeichneten Bäumen gelegen. Herr Morrisell erzählte mir, daß jene Stelle, welche für ein altes Lager Leichhardts gehalten wird, die einzige Spur von demselben am Flusse sei, von welcher er wisse oder gehört habe. Ich kehrte am 20. März nach unserm Lager zurück und habe seitdem mit dem Eingebornen Welbo nach anderen gemarkten Bäumen oder Anzeichen von Leichhardt auf und nieder der Ufer des Flinders River und quer durch die Gegend bis zum Cloncurry-River gesucht, habe jedoch nichts dergleichen gefunden und bin ebensowenig mit Eingebornen zusammengetroffen. Die Kameele, obgleich sonst in gutem Zustande, leiden etwas an wunden Füßen und gebrauchen deshalb einige Wochen Ruhe, bevor ich nach den westlichen Distrikten aufbrechen kann. Während dieser Zeit werde ich meine Nachforschungen fortsetzen und hauptsächlich Eingeborne dieses Distriktes aufzufinden suchen, um von ihnen Auskunft zu erlangen, und wo möglich Einige bewegen, sich der Expedition anzuschließen.

Australische Notizen. Am 2. Juli 1866 feierte man in der Colonie Victoria den Jahrestag der Trennung von Neusüdwales; sie fand vor 15 Jahren statt.

In Südaustralien ist im Sirth Creek und im Torrensflusse Gold gefunden worden; auch waren noch weitere Berichte über die Entdeckung neuer goldhaltender Gegenden eingegangen, und die Gruben, welche bereits früher in Angriff genommen sind, gaben guten Ertrag.

In der Colonie Victoria wurde in McCullochs Schacht bei Jericho ein 87 Unzen schwerer Goldklumpen gefunden und am Twist Creek in Yackandandah ein sehr reiches Quarzriff entdeckt. Eine der dortigen Banken bot für einen Centner der losgebrochenen Steine 200 Pfd. Sterl., das Gebot wurde aber nicht angenommen.

Die Dampferverbindung zwischen Australien und Centralamerika ist nun eine Thatsache geworden. Am 14. Juli ging der Dampfer „Ruahine" von Sydney in Neusüdwales nach Panama in See. Das nächste Schiff sollte am 1. September abgefertigt werden. Da von Panama nach Aspinwall über die Landenge eine Eisenbahn führt und Suez mit Alexandria gleichfalls durch eine solche verbunden ist, so sehen wir nun im Jahre 1866 die Communication vermittelst des Dampfers um den ganzen Erdball hergestellt.

In Queensland hat die dortige Regierung sich zu Gunsten einer Postverbindung mit Europa über Batavia, durch die Torresstraße, ausgesprochen.

Ein Steinzeitalter in Südafrika. Am Fisch-River, in der östlichen Provinz der Capcolonie, hat ein Hr. Bowker Speer- oder Pfeilspitzen von Stein gefunden; einige derselben sind dem Museum der Capstadt einverleibt und einige durch den bekannten Reisenden Baines nach London gebracht worden. Man fand sie, sagt derselbe, neben Bruchstücken von Töpfen 13 Fuß unter der Erdoberfläche und sie sind die ersten Steinwaffen, welche in Südafrika gefunden wurden. Die jetzigen Eingebornen haben von dergleichen nie Kunde gehabt, sie wissen auch nicht, daß sie ihren Vorfahren jemals bekannt gewesen wären. Die Kaffern, Zulus, die verschiedenen Betschuanastämme, die Damaras und die Owampo, diese alle haben zum Werfen oder zum Stoßen eiserne Hassagayen oder Speere, und namentlich die Owampo verstehen sich auf das Schmelzen des Eisens sehr gut. Die Hottentoten und Buschmänner haben außer der Hassagaye auch Pfeile. Die Spitzen derselben sind manchmal von Eisen, zumeist aber aus Knochen und sie werden vergiftet. Von Steinwaffen lebt unter ihnen keine Ueberlieferung, auch steht in den ältesten holländischen Berichten von dergleichen nichts. „Ich will nicht voreilig eine Ansicht aufstellen, aber ich meine (und darin pflichtet mir Edwin Layard, Curator des Museums in Capstadt, bei), daß diese Waffen das Dasein von Volksstämmen anzeigen, welche längst verschwunden waren, als die Europäer mit diesem Theil Afrika's bekannt wurden."

Ein fossiler Menschenschädel in Californien. In wahrhaft überraschender Weise häufen sich die wichtigsten paläontologischen Funde, durch welche das hohe Alterthum der Menschen auf der Erde bestätigt wird. Als man vor etwa 10 Jahren am untern Mississippi, im Staate Louisiana, ein Menschengerippe unter der fünften Lage der dort im Laufe der Jahrtausende über einander geschichteten Reihenfolgen von Cupressus disticha entdeckte, nahm man mit großer Wahrscheinlichkeit an, daß dieses Skelett, dessen Schädelbau jenem der heutigen Indianer des Mississippithales glich, mindestens 45,000 Jahre dort gelegen habe. Kein Geolog zweifelt mehr daran, daß vor mehr als 100,000 Jahren Menschen auf Erden wohnten; die Knochenfunde in den Höhlen und im Diluvium reden allzudeutlich.

Jetzt eben kam ein neuer Fund hinzu. Die Regierung von Californien läßt ihr Land geologisch untersuchen. Nun hat man, einem Berichte aus San Francisco (in der „Allgemeinen Zeitung" vom 18. Sept. 1866) zufolge, in einer Tiefe von 150 Fuß bei Abteufung eines Schachts einen menschlichen Schädel gefunden. Leider finden wir die Fundstätte nicht speciell angegeben. „Das denselben bedeckende Gestein bestand aus fünf Schichten Lava und vulkanischen

Tuffs, sodann aus vier Schichten aufgeschwemmten Bodens. Prof. Whitney (ein ausgezeichneter Geolog) schließt hieraus, daß der Träger jenes Schädels, dessen Formation denen der hier noch lebenden Indianer gleicht, zu einer Zeit existirt haben muß, ehe der Berg Shasta und die anderen Berge jener Gegend ihre Häupter in die Wolken erhoben, und daß also dem Menschen ein mit dem Ichsaurus gleiches Alter zuzuschreiben sei." Wo bleibt da der „Anfang der Erschaffung der Welt" nach der jüdischen Chronologie?

Kohlen und Petroleum in der brasilianischen Provinz San Paulo. Richard Burton ist seit etwa einem Jahre britischer Consul zu Santos in der genannten Provinz; nachdem er so manches Jahr in dem bösen afrikanischen Klima gelebt hat, kann er sich dort in der milden Luft wieder erquicken. Aber still sitzt er nicht. Der Entdecker des Tanganyikasees, der Mann, welcher zuerst von allen Europäern Härrär in Ostafrika betreten und als verkappter Mohammedaner die Kaaba in Mekka besucht hat, gönnt sich keine Ruhe; er hat einmal, ich möchte sagen, die Entdeckungskrankheit. Jetzt erforscht er Theile Brasiliens. Er hatte Proben von den Steinkohlen gesehen, welche in den Provinzen Rio grande und St. Catharina gefunden worden sind, und als er nun den Parahyba und den Ribeiro do Iguape näher untersuchte, kam er zu der Ueberzeugung, daß die geognostische Formation, in welcher jene Kohlenfelder auftreten, sich nach Norden hin bis in die Provinz San Paulo fortsetzt. Der Schluß hat sich als richtig bewährt.

Burton hielt am 8. Juli 1866 in Rio de Janeiro einen öffentlichen Vortrag über seine Untersuchungen; auch der Kaiser war zugegen. Auf dem Ritte von Santos nach Rio kam er in Begleitung einiger landeskundiger Brasilianer auch nach der kleinen Stadt Bom Jesus de Tremembe, und dort am südlichen Ufer des Parahyba zeigte man ihm sogenannte Piffarra, harten, thonigen Schiefer, in welchem er sogleich dasjenige Gestein erkannte, unter welchem Kohlenfelder und dann auch Petroleum liegen. Dieses Schieferlager zieht sich am Flusse meilenweit hin. Burton suchte nun nach dem rothen Sandstein, welcher die Kohlenlager in Rio grande kennzeichnet; er fand denselben schon am nächsten Tage und zwar in Verbindung mit Hematit; das war entscheidend. Eine Meile weiter südlich fand er Eisenstein und unweit davon einen zum Brennen ganz vortrefflichen Kalkstein. Die Oertlichkeiten aller dieser Funde liegen nahe beisammen und halbwegs zwischen San Paulo und Barra do Pirahy, in einem Punkte, welchen die Pedro segundo-Eisenbahn in ihrer Fortsetzung nach Westen durchschneiden muß, und eben so die Santos- und San Paulo-Bahn nach Osten hin.

Eisenbahn über die Anden. Die „Deutsche Zeitung" am La Plata sagt: „Eine Eisenbahn über die Anden, vom Rio de la Plata ausgehend und am Stillen Weltmeer mündend, gehört nächstens nicht mehr ins Bereich der Träume und Luftschlösser. So gut die Europäer baldigst von Lissabon bis Konstantinopel, also vom Atlantischen bis zum Marmora beziehungsweise Schwarzen Meer in einer Tour werden fahren können, werden wir diesseits des Atlantischen Oceans bald (?) von Buenos Ayres nach Valparaiso fahren können. Bereits sind 240 Meilen der Central-Argentinischen Linie vom Hafen von Rosario bis Cordova stark im Bau begriffen, und bei fortschreitender Einwanderung und Ansässigmachung wird sich ohne Zweifel diese Eisenbahnlinie bald weiter erstrecken. Hr. Weelwright, Direktor der Central-Argentinischen Eisenbahn, äußert sich darüber in einem Briefe folgenderweise: Ich hoffe Mittel zu finden, die Vermessung der Cordilleren von dem sogenannten Südpaß in Chile bis nördlich von Copiapo auszuführen, um zu untersuchen, ob sich nicht noch ein günstigerer Paß ausfinden läßt, als der bereits vermessene Paß von San Francisco. Es sind sieben günstige Uebergangspunkte zu vermessen, bevor entschieden werden kann, welches der beste sein könnte."

---

r. **Schulen in Indien.** Man zählt in Indien 30 Millionen schulpflichtige Kinder, von diesen werden etwa 100,000 von Missionären, 127,000 in Staatsschulen unterrichtet, alle übrigen wachsen in fast absoluter Unwissenheit auf. Die englische Missionsgesellschaft erhält 781 Schulen mit 12 europäischen und 846 eingebornen Lehrern; sie zählt etwa 1500 Schüler in ihren Schulen. Die wesleyanische Missionsgesellschaft hat 53 Schulen, 100 Lehrer und 8500 Schüler; die freie schottische Kirche unterrichtet in ihren Schulen 9500 Schüler; die baptistische Mission 2000; die baseler 2600 u. s. w. Ein Journal in Calcutta, „Friend of India", weist durch Zahlen positiv nach, daß die Erziehung in den Staatsschulen viel theurer sei als in denen der Missionen.

Ein Bernsteinfund bei Namslau in Schlesien, der alte Bernsteinhandel und die Bronzeperiode.

Wir verdanken der Freundlichkeit des Herrn Geheimen Medicinalrath Göppert in Breslau die folgenden Mittheilungen. Sie sind einem Vortrag entlehnt, welchen der berühmte Gelehrte in einer Sitzung der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur gehalten hat.

Bernstein wird in Schlesien seit Jahrhunderten häufig, aber meistens nur vereinzelt, gefunden. An 120 Fundorte habe ich notirt, 5 gehören dem Areal von Breslau selbst an, mehr als ein Drittheil den auf dem rechten Oderufer gelegenen Kreisen von Namslau, Oels und Trebnitz. Pfundschwere Stücke sind nicht selten; das größte, ein sechspfündiges Stück mit einem tiefen, einen Wurzelabdruck zeigenden Einschnitt, kam vor 12 Jahren in der Oder bei Rosenthal, unfern Breslau, vor, ein anderes von 21 Loth in der Stadtziegelei bei Schweidnitz, von $^{1}/_{2}$ Pfund Gewicht 2 Fuß tief in lehmigem Boden bei Sprottau u. m. a.

Vor einiger Zeit enthielten die Tageblätter eine Notiz über Vorkommen von Bernstein bei Namslau. Da es von großem Interesse ist, die Lagerungsverhältnisse desselben genau zu kennen, ob sie der Geschiebe- oder der tieferen blauen Letten- oder Braunkohlenformation angehören, so bat ich Herrn Kreisphysikus Dr. Larisch in Namslau um nähere Auskunft und erstaunte nicht wenig, darüber Folgendes zu vernehmen:

„Die Fundstätte liege etwa 300 Schritte westlich von Hennersdorf, zwei Meilen nordöstlich von Namslau, Hennersdorf selbst auf einer mäßigen Erhebung, die von Schadegur bis Wellendorf in der Richtung von Norden nach Süden ein Plateau bilde, welches östlich vielfach von Waldungen mit einzelnen kleinen Höhenzügen begrenzt werde. Der Oberboden sei durchweg sandig, der Unterboden lehmig mit vielen Rollsteinen. An einer kleinen Lehne, die sich nach Westen zu einer Wasserfurche herabsenke, habe ein Arbeiter, Namens Kühnel aus Polkowitz, beim Steinesuchen zunächst „Heidengräber" von 4 bis 8 Fuß Durchmesser entdeckt, 5 bis 15 F. von einander entfernt, 1 F. tief in sandigem Boden. Die Asche, Knochen und einzelne bronzene Geräthschaften enthaltenden Urnen hätten unter einer 5 Fuß hohen Rollsteinschicht gelegen, eine in den kleineren Gräbern, zwei in den größeren. Von den kleinen seien 10, von den größeren 3 vorhanden. In einem solchen größern Grabe zwischen den beiden, 3 F. von einander entfernten Urnen, von mauerartig gesetzten Steinen gedeckt — also hingelegt — habe man Bernstein in der ungefähren Menge von mindestens 8 Metzen gefunden. Bernstein sei übrigens schon oft, zuweilen in Stücken von hohem Werth, in der Umgegend von Namslau, wie bei Nimmersdorf, Rankau ꝛc. vorgekommen, aber stets im Sande, unter welchem übrigens, namentlich an genannten Orten, auch bläulicher Letten und Mergel lagere."

Herr Winterfeld, in weiten Kreisen als Bernsteinwaarenfabrikant bekannt, hatte von daher nicht weniger als 120 Pfund gekauft. Der größte Theil bestand aus kleineren Stücken, nur ein paar 8- bis 10löthige befanden sich darunter und alle waren, wohl in Folge der oberflächlichen Lage, mit einer oft tief bis ins Innere gehenden Verwitterungskruste bedeckt, oder zeigten den Charakter des Erdbernsteins, der sich eben durch diese Kruste von dem mit glatter Oberfläche versehenen frischen Seebernstein unterscheidet. An den umfangreicheren bemerkte man die Eindrücke von Wurzeln, Steinen; die zahlreichen plattenförmigen stammen aus dem Innern der Bäume, die meisten von ihrer Rinde, insbesondere die koncentrisch schaligen, welche den zu verschiedenen Zeiten erfolgten Ausfluß des Harzes bezeugen. Spuren von Bearbeitung ließen sich an keinem einzigen Stücke wahrnehmen.

Eine Quantität Rollsteine, Gneis, Syenit, Granit mit prächtigem, rothem Feldspath, also nordische Geschiebe, sah ich auch noch unter dem Bernstein als Zeugen der oberflächlichen Lage. Die ganze Quantität des vorhanden gewesenen Bernsteins vermag man mit Genauigkeit nicht mehr zu ermitteln. Notorisch war schon viel verschleppt worden, ehe Herr Winterfeld seine Ankäufe machte, und bei dem Herausnehmen selbst war man auch überhaupt nur mit geringer Sorgfalt zu Werke gegangen, da Dr. Larisch, der auf mein Ersuchen sich abermals an Ort und Stelle begab, beim Oeffnen der inzwischen zugeschütteten Grabstätte noch $1^{1}/_{2}$ Mäßel Bernstein zu sammeln Gelegenheit hatte.

Diese jedenfalls höchst bedeutende Quantität und die ganze Beschaffenheit der Fundstätte spricht nun, wie sich von selbst versteht, nicht für eine ursprüngliche oder natürliche, sondern nur für eine künstliche oder absichtlich veranlaßte Ablagerung, deren Ursprung zu erforschen nicht mehr in das Gebiet der Paläontologie, sondern in das der Urgeschichte gehört, der wir es hiermit zur weiteren Beachtung übergeben. Sie möge ermitteln, ob man damit eine Huldigung des Verstorbenen bezweckte, wiewohl man hierzu, so viel ich wenigstens weiß, nur Kunstprodukte aus Bernstein, nicht Rohbernstein verwendete, oder feststellen, ob wir nicht vielleicht das in Vergessenheit gerathene Lager eines Händlers der Vorzeit vor uns sehen.

Jedenfalls spricht dieser ungewöhnliche, vielleicht bisher noch nirgends gemachte Fund für die ungemeine Ausdehnung des damaligen Verkehrs mit diesem interessanten Fossil, und vielleicht auch für die Wahrscheinlichkeit eines Landweges oder Karawanenzuges, der sich einst von der Donau aus durch das Waagthal oder Oberungarn (nach Mannerts, Kruse's d. A. Angaben) durch diese Gegenden bis zur Weichsel und Ostsee bewegte. Daß die Römer sehr viel Bernstein auf dem Landwege bezogen, geht unter Anderem auch aus Plinius hervor, der sich überhaupt auch über den Ursprung des Bernsteins eben so verständig wie über viele andere naturhistorische Gegenstände ausspricht. Plinius erzählt von einem von Nero nach der Bernsteinküste geschickten römischen Ritter, der eine sehr bedeutende Menge Bernstein mitgebracht habe. Die Reise sei von der Donau und Pannonien ausgegangen, wo schon lange Handel und Zwischenhandel mit Bernstein getrieben worden sei. Ob das angeblich häufige Vorkommen von Münzen von Nero in Preußen mit jenen Reisen in Verbindung stehe, wie Einige meinen, lasse ich, wie billig, dahin gestellt sein. Uebrigens schenkte das ganze Alterthum dem Bernstein von seiner ersten Einführung durch die Phönizier fortdauernd das regste Interesse. Thales von Milet kennt ihn und mehre seiner merkwürdigen Eigenschaften, desgleichen Plato, Herodot, Aristoteles, Theophrast, Dioscorides, Diodor von Sicilien, Tacitus, Virgil, Ovid; Martial feierte ihn durch Epigramme &c.

Somit schiene dem Bernsteinhandel ein fast zweitausendjähriges Alter vor Christi Geburt gesichert. Könnte man nun nicht hieraus, da unsere sämmtlichen schlesischen bis jetzt bekannten „Heidengräber" vorzugsweise nur Bronzewaaren enthalten, und unser Bernsteinfund doch jedenfalls mit ihnen in innigster Beziehung steht, nicht auch einen Schluß auf die Zeit der freilich überhaupt schwer zu begrenzenden Bronze-Periode ziehen, welche dann in jenen Zeitraum fallen und nicht so alt sein dürfte, als man gewöhnlich annimmt? Das überall erwachte Interesse für Untersuchungen dieser Art wird auch wohl hier einst zu sicheren Resultaten führen, welche wir auch von unseren historischen Vereinen erwarten dürfen, die sich bereits eifrig mit dem schlesischen Heidenthum beschäftigen. Schließlich noch ein Paar hierher gehörende Notizen:

In unserm Alterthumsmuseum sah ich ein mit Urnen in einem heidnischen Grabe gefundenes und mit ähnlichem blaugrauen graphitartigen Ueberzug versehenes, ziemlich getreues Conterfei unserer Landschildkröte, vielleicht die älteste plastische Darstellung eines deutschen naturhistorischen Gegenstandes.

In einem Urnenbruchstück, welches Herr Theodor Oelsner, der bekannte Herausgeber der „Schlesischen Provinzial-Blätter", schon vor Jahren fand, erkennt man deutlich den Abdruck einer kleinen Blattfieder des Johannisfarn (Aspidium filix mas), der ganz unbestreitbar als das älteste Bild einer Pflanze Deutschlands anzusehen ist. Da er mit der Form der Gegenwart ganz übereinstimmt, geht daraus hervor, daß wenigstens diese Pflanze in einer so langen Zeit keine Veränderungen erlitten hat, woran man wohl in unserer Zeit erinnern darf, in welcher so Vielen, bestimmt von dem Glanze der Transmutationslehre, der Begriff der Art und ihrer Dauer bereits ganz verloren gegangen ist.

Ich finde in einer im Jahre 1748 erschienenen merkwürdigen Abhandlung „über den Bernsteinhandel in Preußen vor der Kreuzherrn Ankunft" einen Brief des berühmten italienischen Botanikers Paul Boccone, vom Jahre 1667 citirt, in welchem er ein uraltes, in der Gegend des Berges Melone in der Mark Ancona entdecktes Stein-Grab beschreibt. In demselben habe man in der Gegend des Halses und der Brust des verweseten Leichnams angereihete Korallen von Bernstein gefunden, so groß als ein Ei, und in solcher Menge, daß man damit wohl hätte einen ganzen Scheffel anfüllen können. In der Uebersetzung (P. Bocconi's Curiöse Anmerkungen &c., Frankfurt und Leipzig, 1697, die Einsicht der Original-Abhandlung gelang mir noch nicht) ist nur von einem halben Scheffel die Rede, sowie auch nur von einem aus Ziegeln gemauerten kastenähnlichen Grabe, nicht von einem Steingrabe.

Brochs und Piktenhäuser auf Orkney. Dort kommen neben den gewöhnlichen Barrows oder Grabhügeln noch manche Tumuli vor, die sehr alt sind und ohne Unterschied von den Landbewohnern als Piktenhäuser bezeichnet werden. Petrie welcher jüngst dieselben näher untersucht hat, theilt sie in Brochs und in Piktenhäuser ein. Die ersteren sind runde Thürme von 50 bis 70 Fuß Durchmesser und 16 bis 17 Fuß hoch. Die kreisförmige Mauer, welche um dieselbe herumläuft, bildet zwei concentrische Wälle, zwischen denen sich eine Gallerie oder Passage befindet, ähnlich wie bei den Brochs auf Zetland, die aber besser erhalten sind als jene auf Orkney. Der fast noch ganz erhaltene Broch von Mousa auf Zetland ist nahe an 40 Fuß hoch. In dem Broch auf der Insel Burray fand Petrie allerlei Sachen von Stein, Bronce und Eisen; die letzteren, meint er, seien wohl durch Zufall dorthin gekommen. Ueber das Alter dieses Broch fällt er kein Urtheil. Beim Broch von Okstro, im Kirchspiel Birsay, fand er steinerne Kists auf dem Broch; sie gehören dem Broncealter an und sind jünger als der Broch, der ihnen zur Unterlage dient. Auf Orkney sind mindestens 40 Brochs bekannt; auch im nördlichen Schottland kommen dergleichen vor. Das Piktenhaus hat allemal eine konische Gestalt und gleicht einem großen napfförmigen Barrow; das Mauerwerk ist sehr solid und der Eingang eine lange, niedrige, enge Passage; die Mauern convergiren nach oben hin. Geräthe hat man in den Piktenhäusern nicht gefunden, dagegen in Menge Knochen von Hausthieren. Petrie meint, sie seien Gräber oder Cairns mit Kammern oder Barrows, und alle drei Arten von Denkmälern seien von einem und demselben Volk erbaut worden.

Die italienische Auswanderung unterscheidet sich sehr wesentlich von der deutschen und englischen. Die germanischen Völker gründen vorzugsweise Ackerbaucolonien; und es sind vorzugsweise Landleute, welche über See gehen, um Land zu erwerben und urbar zu machen. Die Italiener dagegen haben nirgends Ackerbaucolonien gegründet, der Bauer wandert nicht aus, sondern der Mensch aus den Städten, welcher dann auch in fremden Ländern vorzugsweise wieder in den Städten sich niederläßt. Schon von alten Zeiten her beschränkt die italienische Auswanderung sich vorzugsweise auf die Gestadeländer des Mittelmeers. Das genuesische Gebiet und Piemont liefern das stärkste Contingent. In jeder irgend beträchtlichen Stadt der Levante und Nordafrika's sind schon seit den Tagen des Mittelalters italienische Gemeinden vorhanden, und das Italienische ist dort überall als Handelssprache verbreitet. Die amtliche Zeitung des Königreiches Italien gibt als annähernd richtig folgende Zahlen über die Auswanderung. In Tunesien seien 6000 Italiener, in Alexandria 12,000, Kairo 3000; über jene in Konstantinopel, am Schwarzen Meer und in der Türkei überhaupt lassen sich gar keine Zahlen aufstellen; in Algerien etwa 8000, in der Schweiz 13,828, Frankreich 76,539, hier zumeist in der Provence, Lyon und Paris, viele auch im Landheer und auf der Kriegsflotte; 4489 in England, in Deutschland nur wenige. Dagegen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 40,000, wovon allein in San Francisco 7000, in Brasilien 18,000, in Buenos Ayres gleichfalls etwa 18,000 und 10,000 in den übrigen argentinischen Provinzen, in Peru und Bolivia 8000. Dazu kommen dann noch einige tausend in den übrigen Staaten Amerika's.

Die Bevölkerung der Stadt Rom. Nach einem Berichte der obersten geistlichen Behörde hat die „ewige Stadt" in der Mitte des Jahres 1866 eine Einwohnerzahl von 210,701 Seelen. Unter diesen befanden sich 30 Cardinäle, 36 Bischöfe, 1476 Priester und Kleriker, 834 Seminaristen und Collegialen, 2833 Mönche, 2169 Nonnen (!!), 262 geistliche Convictoren, 1622 Mädchen, die in Klöstern ihre Erziehung erhielten, 5266 päpstliche Soldaten, 429 nichtkatholische Christen und 4567 Juden. Also waren 6348 Geistliche und Nonnen vorhanden, die allein eine ganze Stadt bevölkern konnten.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Vier Monate zu Sarayacu am Ucayali.

Das Gebiet des Amazonenstroms und der Handelsverkehr. — Dampfer und Forschungsreisen. — Der Ucayali und die Mission Sarayacu. — Marcoy's viermonatlicher Aufenthalt in derselben. — Geographie der Pampa del Sacramento. — Die Mutterstation Ocopa und der Pater Plaza. — Verdienste der Missionäre um die Landeskunde. — Die verschiedenen Indianerstämme. — Schilderung von Sarayacu. — Verwaltung, Feldbau, Handel. — Leben und Treiben der braunen Christen. — Stromfahrt nach Santa Catalina und nach Nauta.

Seit einigen Jahren kommt endlich Leben in die Region des obern Amazonas. Das weit ausgedehnte Gebiet, welches einen großen Theil Südamerika's einnimmt, hat bis in die neueste Zeit gleichsam todt dagelegen. Vereinzelte Barken schwammen auf den Strömen, um die Erzeugnisse des Waldes zu den wenigen, weit von einander entfernt liegenden Hafenplätze am Amazonas zu bringen und dann mit europäischen Waaren beladen wieder heimzufahren. Aber dieser Verkehr war von nur geringem Belang.

Auch dort hat nun der Dampf seine anregende Kraft bewährt. Vor etwa 13 Jahren begann die „Compagnie des Amazonas" ihre Fahrten auf dem Riesenstrome, welche sie im Fortgange der Zeit mehr und mehr ausgedehnt hat. Die belebenden Einflüsse derselben reichen bis tief nach Peru und Bolivia hinein. Es liegt dem Kaiserreiche Brasilien, wie jenen beiden Republiken, viel daran, die Verbindung mit dem Hauptflusse nach Kräften zu erleichtern und die Nebengewässer auch an solchen Stellen schiffbar zu machen, welche bislang Hindernisse darboten. Wir haben in diesen Blättern vielfach auf die verschiedenen Er=



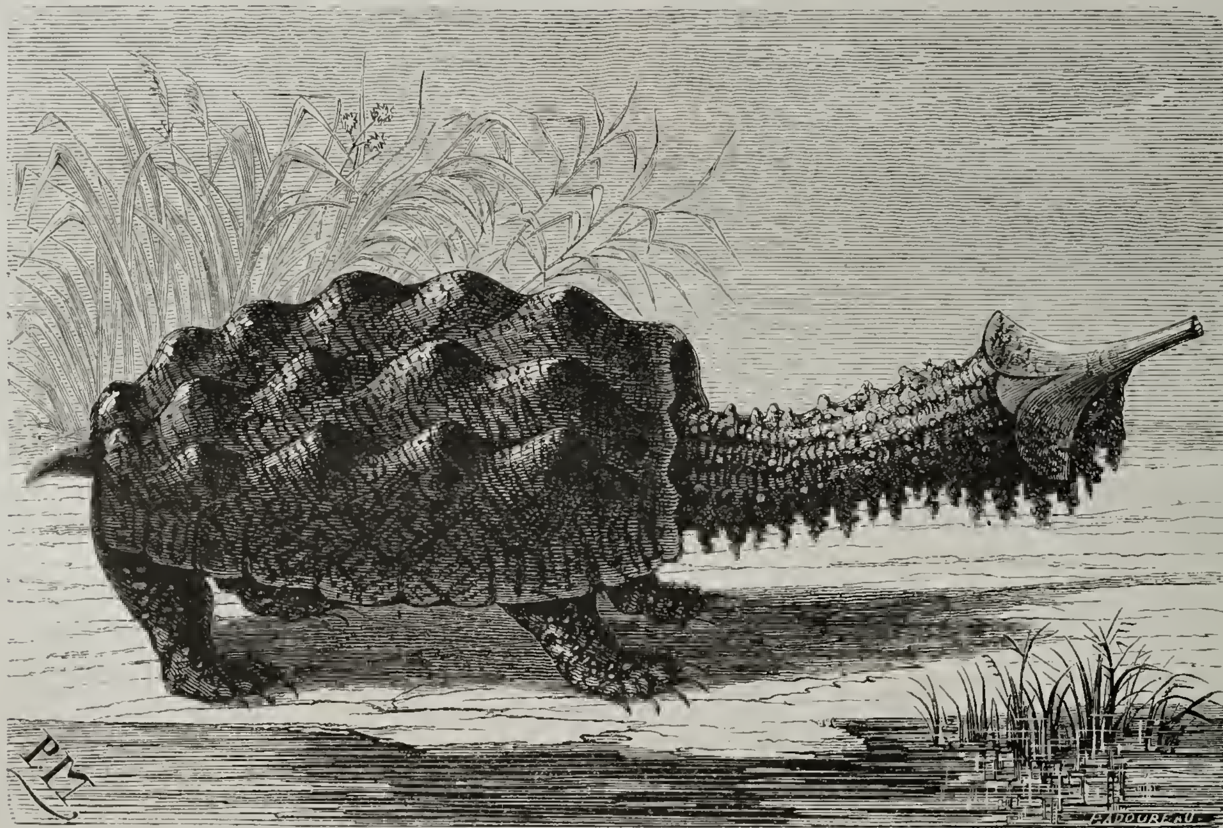
Ein Boot auf dem Ucayali. (Nach Marcoy.)

forschungsexpeditionen hingewiesen, unter denen jene Coutinho's an Ergebnissen sehr fruchtbar gewesen ist. Während Brasilien den Tocantins und den Araguay, den Xingu und den Madeira befahren ließ, drang Chandless bis zu den seither unbekannten Quellen des Purus vor, und peruanische Dampfer haben ermittelt, daß der Pachitea und der Pozuzu dem Schifffahrtsverkehr durchaus zugänglich sind. So kann ein Fahrzeug von Pará an der Mündung des Amazonas bis an den Fuß der peruanischen Cordillere fahren, und jene Gegend, welche sich bisher auf den Verkehr mit der großen Südsee allein angewiesen sah, hat nun einen Zugang zu dem viel wichtigern Atlantischen Ocean gewonnen; sie hat eine raschere und durchaus sichere Verbindung mit Europa erhalten. Durch die Expedition des Naturforschers Agassiz wird eben jetzt die Aufmerksamkeit ganz allgemein und in weit höherm Grad als bisher auf dieses gewaltige Stromgebiet und dessen unerschöpfliche Fülle von Naturerzeugnissen hingelenkt; schon finden sich europäische Unternehmer mit großen Kapitalien ein, um diese reichen Quellen auszubeuten. Ein mächtiger Anstoß ist gegeben worden und für das Amazonasgebiet ein neuer Tag angebrochen.

Aber der bei Weitem größte Theil ist noch Waldöde, in welcher vereinzelte Indianerhorden umherschwärmen. Unsere Leser erinnern sich aus den lehrreichen Schilderungen Paul Marcoy's, die wir von Zeit zu Zeit mitgetheilt, wie spärlich die Volksmenge, wenn von einer Menge überhaupt die Rede sein könnte, auf der ganzen Strecke ist, welche der Hauptzufluß des obern Amazonas, der Ucayali, durchströmt. Auf Hunderten von Meilen weit nicht eine einzige Stadt, nicht ein einziges Dorf, in welchem weiße Menschen wohnen, nur hin und wieder und allemal in weiter Entfernung von einander einige Indianerhütten! Aber nun ist auch dieser Ucayali, ein wichtiger Weg, der mit seinen Nebengewässern ins Innere von Peru führt, schon von Dampfern befahren worden, und Sarayacu, bisher eine Oase in der Barbarei, wird voraussichtlich ein Handelsplatz von Bedeutung werden.

Wir haben (Globus VIII, in mehren Nummern) geschildert, wie der Reisende den Ucayali durch das Gebiet der Chontaquiros und anderer Indianerstämme bis nach Sarayacu hinabfuhr. Diese Mission, welche in unseren Tagen so oft genannt wird, liegt an einem kleinen Nebenflusse des großen Wassers. Leute mit brauner Haut, Neubekehrte, kamen dem weißen Manne, der so unerwartet in dieser Wildniß erschien, entgegen, und bald waren Geflügel, Eier und Zuckerbranntwein zur Stelle. Diese Indianer vom Stamme der Cumpaza sind Angehörige der Mission und haben dort etwas Spanisch und auch Quichua erlernt. So war ein Mittel gegeben, sich mit ihnen zu verständigen.

Der würdige Vorsteher der Mission, Pater Plaza, über den wir weiter unten mehr zu sagen haben, bereitete den Ankömmlingen einen gastlichen, sehr freundlichen Empfang. Er sah ja ohnehin sehr selten civilisirte Menschen in dieser Einöde. Sie erhielten Zellen, die freilich sehr einfach waren und deren Geräthschaften keineswegs an Luxus erinnerten. Aber nach so langer und beschwerlicher Reise auf dem Wasser war solch ein Gemach mit Stühlen, Tischen und Ruhebank schon ein Paradies, um so mehr, da der Naturforscher Gelegenheit fand, eine ganze Menagerie zu halten und ungestört seinen wissenschaftlichen Arbeiten obzuliegen.



Matamata-Schildkröte vom Ucayali.

Und nun das leckere Mahl, das aus gesottenen Schildkröten, gebratenen Hühnern, Reis und in Asche gekochter Mandioca bestand! Ja, es gab sogar Löffel in Sarayacu, wenn auch nur von Zinn oder Holz, und nicht minder etliche Gabeln; an Tischtücher war freilich nicht zu denken. Trotzdem herrschte allgemeine Heiterkeit, und die Missionskapelle machte Musik, so gut sie es eben verstand. Die braunen Künstler bliesen eine Art von Flageolet und paukten herzhaft auf eine kleine Trommel los. Auch Tänzer traten auf; sie trugen weiße Kittel und Beinkleider und auf dem Kopf eine aus Papageienfedern verfertigte Mütze, auf welcher sich die hohen Arasfedern gar stattlich ausnahmen. Die Beine waren bis zum Knie mit allerlei Klapperwerk umschnürt, das sie aus Kernen verschiedener Früchte zusammengesetzt hatten; dasselbe machte ein Geräusch wie der Schwanz einer Klapperschlange.

Nach dem Essen schlenderte Marcoy in dem Missionsdorf umher. Die Hütten liegen, jede von Gebüsch umgeben, zerstreut umher. Die braunen Christen waren freundlich gegen die Fremden und wollten ihnen Zuckerbranntwein zu trinken geben. Dieser wurde zurückgewiesen, aber dafür ließen es sich die Ruderer, welche das Boot aus dem Oberlande bis nach Sarayacu gebracht hatten, desto besser schmecken. In den Hütten sah man Barbacoas (Blasröhre), die eine Hauptjagdwaffe der Indianer bilden. Hangmatten, irdene Gefäße und Krüge; das war Alles, was die Leute an Hausgeräth besaßen.

Am nächsten Tage kamen einige Franciskanermönche aus dem weitentlegenen peruanischen Kloster Ocopa an. Sie hatten sich oben auf dem Pozuzu eingeschifft und waren auf diesem Fluß hinabgefahren bis in den Pachitea und weiter bis zu dessen Mündung in den Ucayali. Beide waren Italiener.

Die Mission Sarayacu liegt in der sogenannten Pampa del Sacramento, von welcher Marcoy eine Schilderung gibt, die von den bisherigen vielfach abweicht. Sie bildet ein unregelmäßiges Parallelogramm zwischen den Flüssen Marañon, Pachitea, Ucayali und Huallaga, und wir wissen erst Näheres über sie, seitdem sie am 21. Juni 1726 von zwei Panataguasindianern entdeckt wurde, welche von den Missionen am Pozuzu kamen. Sie sahen von den Höhen des Mayro herab eine weit ausgedehnte Landschaft, deren Wälder wie ein Meer wogten. Sie hielten diese Region für eine flache Ebene (Pampa llana), aber in der That ist sie das keineswegs. Sie wird durchzogen von Norden nach Süden von der Sierra de San Carlos, einer Verzweigung des Centrallandes, welche eine Wasserscheide bildet, 8 Flüsse zum Ucayali und 23 zum Huallaga sendet, allmälig niedriger wird und in der Gegend der Lagune Pitirea, etwa unter dem vierten Breitengrade, ins Flachland übergeht. Eine etwa einen Grad breite Landzunge zwischen den Quellen des Huallaga und des Pachitea verbindet nach Süden hin die Pampa del Sacramento mit den östlichen Abhängen der Andes. Aber sie ist viel mehr ein gebirgiges Land, als eine Ebene.

Was wir von dem Innern dieser südamerikanischen Region wissen, verdanken wir zu nicht geringem Theile den Geistlichen aus den Missionen, welche seit 1712 vom Pater Francisco de San Jose gegründet wurden, demselben, welchem auch die Haupt- und Mutterstation Ocopa ihr Dasein verdankt. In der Provinz Lima waren schon seit 1631 viele Missionen entstanden; 1670 hatten drei Patres einige Dörfer am nördlichen Huallaga gegründet, 1686 fuhr der Pater Biedma den Pachitea hinab und den Ucayale hinauf und besuchte die Stämme der Kaschibos, Schetibos, Conibos, Sipibos und Panos. Von 1670 bis 1756 waren unabläßig Missionäre thätig, ohne, wie sich voraussehen ließ, ein irgend der Rede werthes Resultat zu erreichen. Viele der frommen Männer wurden erschlagen, und die Indianer, deren Naturell keinen Zwang duldet, liefen wieder in die Wälder. Es ist immer dieselbe Erfahrung, welche sich bei allen Wilden wiederfindet. Wir können in die Geschichte dieser Missionen nicht näher eingehen; auch wiederholt sie sich mehr oder weniger in der-



Die Zelle des Naturforschers in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

selben Weise bei den einzelnen Stationen; nur über Sarayacu wollen wir Einzelnes bemerken.

Auch dorthin kamen Mönche aus Ocopa, zuerst 1790. Die Panos hatten an jener Stelle ein kleines Dorf. Pater Sobreviela schickte mehre Geistliche dorthin und auch nach einigen anderen Stationen am Ucayali, wo Alles in den Jahren 1791 bis 1795 ganz leidlich ging. Dann aber überwarfen sich die Indianer, welche verschiedenen Volksstämmen angehörten, untereinander, und die Unruhen wurden so bedenklich, daß die Missionäre nach Ocopa zurückkehren wollten.

Da erschien in Sarayacu ein junger Franciskanermönch aus Riobamba, Jose Manuel Plaza, und er allein blieb am Platze, die übrigen gingen. Drei volle Jahre war er der einzige weiße Mann dort; dann schrieb er nach Ocopa, daß bei ihm Alles in bester Ordnung sei. Endlich kam noch ein Mönch, Pater Louis Colomer, um zu inspiciren. Er fand die Indianer unbedingt fügsam. Auf die Frage, wie Plaza zu einem so günstigen Resultate gelangt sei, entgegnete dieser: „Das ist mein Geheimniß." Fünfzig Jahre später hat er dasselbe dem Reisenden Marcoy willig offenbart: —

„Als ich nach Sarayacu kam, war die Polygamie in Gebrauch; manche Männer hatten bis zu fünf Frauen. Das wollte ich nicht leiden und da ich meine Leute kannte, so wandte ich eine Peitsche aus Lamantinhaut, Handschellen und andere dergleichen zweckmäßige Mittel an. Für jede Uebertretung 25 Hiebe, im wiederholten Falle 50, und nach Ablauf eines Jahres waren meine Indianer so zahm wie Schöpse. Ich wußte sehr wohl, daß ich bei einem solchen Verfahren mein Leben aufs Spiel setzte und traf meine Vorkehrungen. In meiner Zelle lag stets ein Haufen gepulverter Holzkohle, ein Sack, wie ihn die Indianer tragen, Bogen, Pfeile und Blasrohr. Die Wilden, das wußte ich, wagen bei Tage keinen Angriff; sobald ich Nachts Geräusch vernahm, sprang ich sofort vom Lager auf, schwärzte mir das Gesicht, warf den Sack über, nahm die Waffen und lief hinaus. So konnten sie mich von den Ihrigen nicht unterscheiden. Im Nothfalle wäre ich bis zu den Missionen am Hualloga geflüchtet; mit dem Blasrohr hätte ich Wild erlegt und mit Pfeil und Bogen mich gegen Feinde vertheidigt."

Auf Colomers Bericht schickte man sechs Mönche als Verstärkung nach Sarayacu und an andere Stationen. Sie blieben dort bis 1821. Inzwischen war Plaza, dessen Ruf sich verbreitet hatte, nach Lima zum spanischen Vicekönig Abascal berufen und sehr gut aufgenommen worden. Nach der Unabhängigkeitserklärung von Peru und während der darauf folgenden Kriege verfielen aber die Missionen am Ucayali; die meisten Indianer liefen wieder in die Wälder und nur einige wenige wandten sich nach Sarayacu. Plaza, nun ohne alle Geldmittel, aber dennoch entschlossen, sein Werk nicht untergehen zu lassen, wurde Handelsmann. Er pflanzte Zuckerrohr, gewann daraus Rum und Syrup, salzte Fische ein, ließ in den Wäldern Sassaparille und Kakao sammeln und verkaufte seine Waaren an der brasilianischen Grenze.

So war er sieben volle Jahre unablässig thätig. Dann aber packte ihn das Fieber und er beschloß, seine Gesundheit im Hochlande wieder herzustellen. Er fuhr den Ucayali hinab, dann den Marañon aufwärts, war 40 Tage lang auf dem Wasser und erst nach einer Landreise von zwei Wochen in Quito, wo er von Simon Bolivar 250 und von seinem Bruder, dem Canonicus Plata, 300 Piaster bekam. Damit ging er nach Sarayacu zurück, wo die Indianer ihn mit Jubel begrüßten.



Ein indianischer Christ in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

Im Uebrigen blieb er auf seine eigenen spärlichen Mittel verwiesen. Da traf es sich, daß 1834 die englischen Reisenden Smith u. Lowe in Begleitung der beiden Peruaner Beltran und Ascarate nach Sarayacu kamen und dort einige Zeit verweilten. Die genannten Peruaner erregten nach ihrer Heimkehr in Lima das Interesse für den ausdauernden Missionär, es wurden Collecten gesammelt, und man schickte ihm einige Mönche als Hilfsarbeiter.

Als Marcoy in Sarayacu war, bestand das Dorf aus 166 Hütten von Palmstämmen; sie waren mit Palmblättern bedeckt, aber nicht, wie die Wohnungen der wilden Indianer, an den Seiten offen, sondern mit Wänden versehen. In jeder einzelnen lebt ein Matrimonio, d. h. eine Familie, und in der Regel besteht solch ein Haushalt aus nicht mehr als drei Personen. Schon oben ist bemerkt, daß jede Hütte durch Bäume und Gesträuche von den übrigen geschieden ist. Den Hang nach Absonderung und Vereinzelung findet man auch bei den wilden Stämmen, welchen die verschiedenen Indianer in der Mission angehören. Sie haben eine tiefgewurzelte Abneigung gegen Alles, was an Civilisation streift.

Von jenen 166 Hütten sind 115 von Abkömmlingen

der Panos bewohnt; 35 von Omaguas und Cocamas, 16 von Leuten aus den Stämmen der Cumbaza, Balsapuerteña und Xebero. Trotz der verschiedenen Abstammung leben sie auf friedlichem Fuße mit einander, verheiraten sich aber nur mit Angehörigen desselben Stammes.

Im Hafen, der eine ziemlich kreisrunde Bucht bildet, liegen etwa ein Dutzend Piroguen an Ketten und unter Schloß. Diese Vorsichtsmaßregel ist geboten, denn ohne sie würden nicht selten die Indianer der Mission ohne Erlaubniß sich entfernen und lange Zeit fortbleiben, um ein träges, umherschweifendes Leben zu führen.

Dieser Hafen ist von einem prachtvoll-üppigen tropischen Pflanzenwuchs eingesäumt, aber auch ein Lieblingsaufenthalt der Kaimans. Diese gefräßigen Ungeheuer liegen dort unter den herabhängenden Baumzweigen, oder am Ufer im Grase, oder auf dem Wasser, scheinbar ganz apathisch, aber sie horchen auf das mindeste Geräusch und sind jeden Augenblick bereit, ihre Beute zu packen. Alljährlich verliert die Mission ein paar Leute, die unvorsichtig genug waren, sich vor ihnen nicht in Acht zu nehmen.

Das Klostergebäude bildet ein längliches Viereck mit großem Refektorium, Zellen und was sonst noch dazu gehört. Die daneben liegende Kirche ist der Unbefleckten Jungfrau geweiht, aber in sehr traurigem Zustande. Die Heiligenbilder waren zumeist zerbrochen u. auch in so traurigem Zustande, daß Marcoy sich ihrer erbarmte und ihnen wieder Köpfe, Beine oder Arme machte; die Fensteröffnungen hatten keine Glasscheiben, und deshalb fanden Eulen, Fledermäuse ꝛc. freies Spiel. Sie klammerten sich an die Lampen und thaten sich an dem Lamantinöl, womit dieselben gefüllt werden, oftmals eine Güte. Auch die Ausschmückung ist sehr dürftig, von Sammt, Gold und Silber natürlich keine Rede, wohl aber von buntem Kattun und allerlei Flitter, der auch recht gut zu den Spinngeweben paßt und zu dem Staube, der Alles bedeckt. Selbst der Beichtstuhl ist in sehr gebrechlichem Zustande; er wackelt. Das Ganze macht einen niederschlagenden Eindruck.



Ein Kirchendiener in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

Marcoy gewöhnte sich erst allmälig an die seltsam gekleideten Kirchendiener und die braunen Christen überhaupt, die sich ihr Gesicht mit rother, schwarzer und blauer Farbe bestrichen hatten. Das ist eine heidnische Sitte, gegen welche die Missionäre nichts ausrichten können. Wenn sie alle, Männer und Weiber, in der Kirche beisammen waren, sah es etwa aus, als ob „eine Legion Teufel“ sich eingefunden habe.

Mit der bürgerlichen Verwaltung dieser Gemeinde verhält es sich in folgender Weise. Jeder Stamm bildet eine besondere Gruppe und diese ist in Familien getheilt; die Varayas oder Vorsteher, „Ueberwacher“, 16 an der Zahl, müssen Alles beobachten, was in jeder Haushaltung vorgeht und davon den 8 Alcalden, die allemal 6 Monate im Amte sind, Nachricht geben. Diese berichten an die vier Gouverneure, und diese ihrerseits an jedem Abend dem Missionär.

Wer heiraten will, muß drei Monate vor der Hochzeit einen Fleck Landes mit Bananen, Mandioca, Erdnüssen u. dergl. bepflanzen, damit er mit seiner Familie etwas zu leben habe. Auch muß er einige Baumwollenstauden pflanzen, damit seine Frau spinnen und weben könne; rothen Pfeffer zum Würzen der Speisen, Zuckerrohr, um Tafia und Syrup zu bereiten, und Rocou und Genipa, damit er sich sein Gesicht recht hübsch roth und tiefblau bemalen könne.

Der Zehnte ist eine bequeme Art, Steuern zu erheben. Damit ist der Mayordomo, der Oberhaus- u. Hofmeister, beauftragt; der Ertrag reicht aber für die Bedürfnisse nicht aus und man muß, so zu sagen, den Staatsschatz durch andere Mittel in gehörigen Stand setzen.

Zu diesem Zwecke hat die Mission 4 Matayas, welche allwöchentlich wechseln. Sie müssen die Tafel des Priors mit Fleisch, Geflügel und Fischen versorgen. An jedem Morgen ziehen sie schon vor Sonnenaufgang aus, bewaffnet mit Blasrohr, Bogen und Pfeilen, mit Angeln und Harpunen und kehren meist am Abend mit ihrer Beute zurück.

Der Feldbau ist unendlich urwüchsig. Der Indianer der Mission verfährt dabei genau so, wie sein wilder Bruder. Er schlägt Bäume und Gestrüpp nieder, läßt Blätter und Zweige trocknen und verbrennt sie dann zu Asche. Sein ganzes Werkzeug besteht in einem Schulterblatte vom Lamantin, das er an einem Stabe befestigt hat. Damit räumt er die Asche auseinander, hackt Löcher, wirft Samen oder Knollen hinein, und damit ist alle seine Arbeit gethan. Das Jäten und Ernten ist ausschließlich Sache der Frauen.

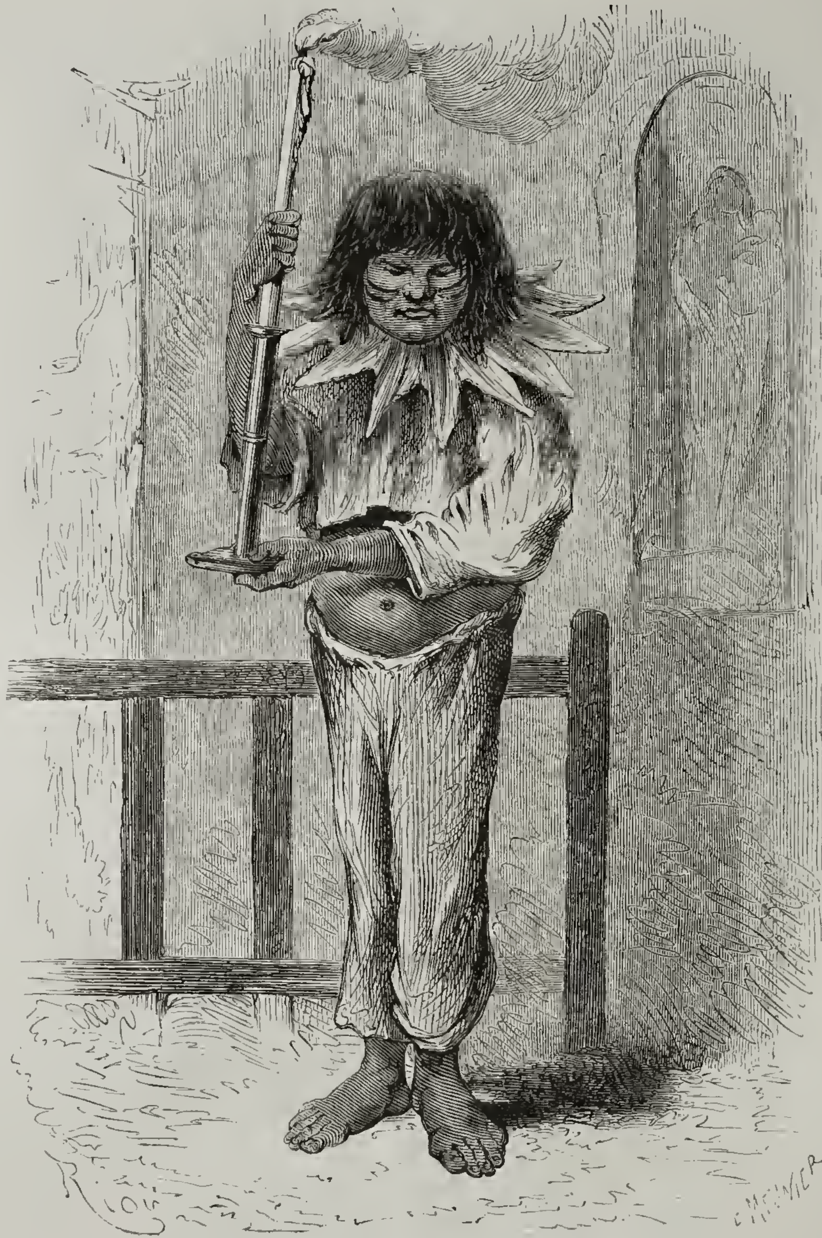
Die Missionäre haben hier, so recht in der Aequatorialgegend und zwar im Flachlande, Versuche mit dem Anbau nützlicher Gewächse aus der gemäßigten Zone gemacht, und Folgendes sind die Ergebnisse: Pflaumen und

Kirschen aus Chile, Birnen und Pfirsiche aus Peru schlugen bei Sarayacu durchaus fehl. Man gab sich Mühe mit der Weinrebe und sie trug anfangs eine zuckerreiche Traube, nachher aber nur Ansätze kleiner, kümmerlicher Beeren. Weizen ging nur in den Halm und setzte keine Aehren an; die Kartoffel lieferte im ersten Jahre einige Knollen, im zweiten nur einen Klumpen faserigen Wurzelwerks. Gemüsepflanzen wie Kohl, Blumenkohl, Lattich &c. wachsen kümmerlich und bekommen keine Samenkörner; Knoblauch und Zwiebeln kommen auch nur armselig fort, und die in Peru seit 300 Jahren naturalisirte spanische Bohne (Phaseolus Indica) liefert zwar genug Früchte, ist aber in eigenthümlicher Weise ausgeartet. Dagegen gedeihen Reis, Mais, Taback, Baumwolle, Maniok, Kaffee, Kakao, Zuckerrohr, Bananen, Erdmandeln und süße Kartoffeln ganz vorzüglich, sobald der Anbau nur einigermaßen sorgfältig stattfindet.

Die auffallende Erscheinung, daß man in und bei dem Dorfe gar keine Fruchtbäume der tropischen Gegenden findet (wenigstens keine solchen von irgend bedeutendem Umfange) erklärt sich aus der Thatsache, daß die christlichen Indianer sich von manchen barbarischen Gebräuchen nicht losmachen können. Dahin gehört auch die Sitte, daß sie insgeheim alle Fruchtbäume umhauen, welche einer ihrer Angehörigen gepflanzt hat. Sobald er gestorben ist, beginnt das Werk der Vernichtung. So ist es gekommen, daß manche von den früheren Missionären eingeführte und akklimatisirte Bäume, z. B. Mango, Jackabaum, Goyava, Tamarinde, Brotfrucht &c. theils völlig verschwunden, theils sehr selten geworden sind. Die Patres haben sich die größte Mühe gegeben, einen so nachtheiligen Wahn zu beseitigen, aber die urwüchsige Barbarei der Wilden ist mächtiger als die geistliche Ermahnung.

Während Fruchtbäume fehlen, wuchert die Ananas in der allerüppigsten Fülle; sie wird nur mittelgroß, aber Geruch wie Geschmack sind vortrefflich; das letztere gilt auch von den Apfelsinen. Der Ackerbau, so geringe Mühe er auch den Indianern der Mission verursacht, widerstrebt trotzdem diesen Indianern der Mission. Sie haben einen mächtigen Hang in sich, zu jagen und zu fischen, und möchten von früh bis spät in den Wäldern und auf den Flüssen umherschweifen. Aber es ist doch nothwendig, daß sie sich einigermaßen um den Maniok, aus welchem sie ihr tägliches Getränk (den Mazato) bereiten, und um das Zuckerrohr bekümmern, welches ihnen den Tafia, Zuckerbranntwein, liefert. Die Missionäre halten aus guten Gründen streng darauf, daß jeder Indianer eine Pflanzung hat und in leidlichem Stande erhält; aus gleichen Gründen sind die Piroguen im Hafen, wie wir schon oben sagten, an Ketten gelegt.

Aber dann und wann muß doch Urlaub ertheilt werden, z. B. in der Zeit, da die Schildkröten Eier legen, und wenn es darauf ankommt, Lamantins zu harpuniren und Zugfische zu fangen. Dann darf der Indianer, je nach den Umständen, eine Woche bis einen Monat lang fortgehen, und die Frauen bleiben daheim. Nun besteigt eine Gesellschaft solcher Männer die Pirogue und es geht lustig hinaus auf den Ucayali. Dort rudern sie stromauf oder stromab und gehen Abends ans Ufer, gewöhnlich da, wo sie eine Hütte befreundeter Wilden finden. Das Glück ist groß; denn nun sind sie frei, und das Erste was sie thun, besteht darin, Beinkleider und Kittel abzuwerfen und den Tari überzuhängen, den einheimischen Sack, welchen sie stets bei sich führen. Nun sind sie gekleidet und im Gesicht mit Farben beschmiert wie ihr wilder Wirth; mit diesem schweifen sie am Ufer und in den Wäldern umher und schwelgen in dieser Freiheit. Aber ach, die schöne Zeit nimmt auch ein Ende, sie müssen wieder nach der Mission zurück und Beinkleider anlegen. Ein paar Tage vor der Heimkehr suchen sie rasch so viel Fisch und Wildpret als möglich herbeizuschaffen, damit sie nicht mit leeren Händen kommen, und dann spielen sie wieder den halbcivilisirten Menschen, aber innerlich mit dem größten Bedauern.



Ein Kirchendiener in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

Die Frau hat inzwischen für die Kinder gesorgt, gesponnen, gewebt und das Feld in Ordnung gehalten, auch für die Rückkehr des Mannes ein gutes Getränk bereit gestellt. Sobald er wieder kommt, geht sie ihm entgegen, nimmt ihm das Ruder ab und schleppt so viel vom Wildpret und von den Fischen, als sie tragen kann. In der Hütte erquickt sich der Mann, indem er reichlich trinkt; dann geht er von Hütte zu Hütte und erzählt, was er erlebt hat.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß in Sarayacu die Männer eine Tendenz zur Verwilderung haben, während dagegen die Frauen besser geworden sind; selbst die Gesichtszüge haben etwas Weicheres gewonnen, und die düstere, melancholische Unbeweglichkeit der Physiognomie hat einem mildern Ausdruck und einer gewissen Beweglichkeit Platz gemacht.

Ein neugebornes Kind wird in der Sakristei getauft, und dann erhält der Vater ein Messer, einige Angelhaken und ein paar Ellen Baumwollenzeug. Die Todten werden in der Kirche begraben.

Im Allgemeinen ist der Rückschlag zu barbarischen Sitten und Bräuchen bei den Christen der Mission viel häufiger und stärker, als die Mönche anzunehmen scheinen. Alle diese Indianer halten an wunderlichen, geheimnißvollen Praktiken fest, bei denen Marcoy sie mehr als einmal überrascht hat. Jeder einzelne Stamm hat seine besonderen Bräuche und Amulette; er hängt an den Ueberlieferungen, die er von seinen Vätern ererbt hat. Die Wittwe eines Verstorbenen muß ihre Hütte einem neuvermählten Paar einräumen und ihrerseits mit anderen Wittwen zusammenwohnen. Sie alle werden auf Kosten der Gemeinde genährt und gekleidet und haben dagegen einige Handarbeiten zu leisten.

Die Patres haben, um den an sie gestellten Anforderungen zu genügen, große Pflanzungen von Bananen, Maniok, Mais, Bataten u. Zuckerrohr, dazu auch einen Park von Schildkröten, deren immer Hunderte im Vorrath sind; man fängt sie am Ucayali. Dazu kommen dann noch Vorräthe von gesalzenen Fischen, geräuchertem Lamantinfleisch und dergleichen vom Tapir, vom Affen und vom Peccari. Daß die Matayas täglich Wildpret und Fische herbeizuschaffen haben, wurde schon oben gesagt.

Sehr stark ist der Verbrauch des Tafia, des jungen Zuckerbranntweins, den alle Indianer tagtäglich genießen; man erhält sie dadurch bei guter Laune. Die Mission liefert viel davon, aber jeder braune Mann hat überdies seine eigene Pflanzung, und das Destilliren nimmt das ganze Jahr hindurch kein Ende, und eben so wenig das Tanzen und Musikmachen, denn wer Tafia bereitet hat, ladet Nachbarn und Freunde zum Kosten ein. Auch bei den kirchlichen Festen wird tapfer getrunken, nicht minder wird musicirt, hier aber mit Pfeifen, Tamburin, Cymbeln und einer großen Trommel, Instrumente, welche Pater Plaza einmal aus Lima mitgebracht hat. Bei Prozessionen werden auch Böller abgefeuert, und ein Feuerwerk darf nicht fehlen. Besonders am Weihnachtsfeste geht es hoch her, eben so am Feste der Empfängniß, an welchem aber Morgens kein Tafia verabreicht wird; beim Zug um die Kirche müssen Alle gesammelt und nüchtern sein. Die Tänzer springen vor dem Bilde der Jungfrau so hoch als möglich. Unsere Abbildung zeigt, wie es bei dieser Prozession aussieht. Eigenthümlich ist auch der nächtliche Umgang, welchen an jedem Montag der Animero hält, um den Lebenden einzuschärfen, daß sie für die Seelen im Fegefeuer beten. Ein dazu ernannter brauner Christ muß zwischen 1 und 2 Uhr Morgens mit einer Glocke schellen und dabei rufen: „Für die Seelen im Purgatorium!"



Ein Chorknabe in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

Man begreift, daß ein civilisirter Europäer das Leben in einer solchen Mission sehr einförmig findet, sobald einmal der Reiz der Neuheit verschwunden ist. Dann und wann erscheinen indeß christliche Cholos (Mestizen), um mit den Missionären Handel zu treiben. Sie bringen Tocuyo, d. h. ein ordinäres Baumwollenzeug, das in mehren Provinzen Peru's verfertigt wird, und Lona, ein sehr dichtgewebtes, dickes Packtuch von sehr weißer Baumwolle. Dafür erhalten sie gesalzene Fische, Carottentaback und Sassaparille und werden auch, so lange sie sich in der Mission befinden, frei beköstigt. Zuweilen kommt auch ein Pater aus irgend einer andern Mission auf Besuch.

Marcoy hatte während seines Aufenthalts in Sarayacu etwa 1600 Pflanzen gesammelt. Nun empfand er den Drang, die einsame Mission zu verlassen und eröffnete diese Entschlüsse dem Pater Plaza. Dieser aber hatte an den Europäer noch mehre Anliegen, welche dem wackern, gastfreien Manne nicht abgeschlagen werden durften. Dahin gehörte die Ausbesserung und Wiederherstellung der Heiligenbilder, welche sich in einem sehr kläglichen Zustande befanden. Marcoy und der Pater schifften von Sarayacu nach Cosiabatay, um von dort Gyps zu holen. Unterwegs gelangten sie an eine sandige Insel, auf welcher ein Kreuz errichtet war. An diesem hing eine an den Armen und Beinen festgebundene Indianerleiche, welcher die Raubvögel den Leib aufgehackt und die Eingeweide herausgefressen hatten.

Unweit von dieser Stelle standen einige Hütten der Schetibos, in welchen der Pater mit Jubel empfangen wurde. Die Indianer küßten ihm die Hand und brachten sogleich einen Trunk, eine geräucherte Ochsenkeule und Bananen; sie waren mit dem Geistlichen in Sarayacu wohl bekannt, denn sie schafften alljährlich einigemal Sassaparille, Schildkröten und Lamantinöl dorthin. Während des Gesprächs wurde Nachfrage nach dem gekreuzigten Manne gehalten. Die Schetibos lachten und erzählten dann, der Gekreuzigte sei ein Kaschibo, den sie auf einem Streifzuge gefangen und für seine Vergehen gezüchtigt hätten. Als ihnen Vorstellungen gegen ihr grausames



Prozession in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

Verfahren gemacht wurden, gestanden sie ganz unumwunden, es sei bei den Schetibos ein altes Herkommen, jeden Kaschibo, der ihnen in den Weg komme, zu tödten, weil dieser Stamm Menschen fresse. Jener gekreuzigte Kaschibo wurde aber gefangen, nicht als er seines Gleichen, sondern Schildkröteneier verzehrte. Aber sterben mußte er darum doch; so wollte es ja das Herkommen!



Koch und Köchin in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

Diese Kaschibos sind ein Bruchtheil des alten, längst in kleine Trümmer zersplitterten Pano-Volkes, dessen Sprache sie noch reden. Sie haben vor etwa einem Jahrhundert die beiden Ufer des Pachitea verlassen und sich in die Schluchten des Inguira und Carapacho gezogen, welche beide von der linken Seite her in den Pachitea münden. Die übrigen Stämme der Pampa del Sacramento führen seit langer Zeit und bis auf den heutigen Tag einen Vernichtungskrieg gegen sie. Einerseits machen die Conibos, Sipibos und Schetibos vom Ucayali Jagd auf sie, andererseits werden sie von den indianischen Christen der alten Missionen vom Mayro und vom Pozuzu mit Flintenschüssen begrüßt, wann und wo sie sich sehen lassen. So kommt es, daß sie gezwungen sind, im Dickicht der Wälder ein armseliges Leben zu führen. Nur bei Nacht wagen sie sich an die Flüsse, um zu fischen oder Schildkröten zu fangen. Alle gehen nackt; um sich vor den Stichen der Moskitos einigermaßen zu schützen, graben sie sich Nachts bis an die Schultern unter den Sand.



Vereidigung der Varayas (Gemeindevorsteher) in Sarayacu. (Nach Marcoy.)

Die übrigen Stämme, welche die Lebensweise der Kaschibos kennen, machen, wie schon gesagt, förmlich Jagd auf sie, besonders wenn jene bei Nacht am Ufer des Pachitea Schildkröteneier sammeln. Sie schleichen sich heran und

senden dann einen Hagel von Pfeilen ab; die Kaschibos suchen heulend in den Wald zu entfliehen, aber das gelingt nicht allen. Gefangene Männer werden erst gemartert, dann getödtet, Frauen und Kinder in die Sklaverei geschleppt. —

„Ich hatte vier Monate meine Zelle bewohnt, ruhig und ungestört meinen Studien und Forschungen hingegeben. Diese kahlen Wände waren mir lieb geworden, als ich sie nun verlassen sollte. Gestern noch kamen sie mir wie ein Kerker vor, jetzt, da ich ihnen für immer den Rücken kehren wollte, ging mir das Scheiden nahe. Ich mußte mir Alles in Sarayacu noch einmal ansehen; ich besuchte die Hütten und nahm von manchem Indianer Abschied; ich ging in die



Ein Tänzer in Sarayacu.



Ein Soldat in Sarayacu.

(Nach Marcoy.)

Schmiede und sah, wie Schildkrötenspieße verfertigt wurden; ich ging in die Missionsküche und in die Kirche, an die Zuckermühle und zum Schildkrötenpark. Am andern Morgen eilte ich an den Hafen, wo ich meinen Piloten Julio fand; er war eben damit beschäftigt, das Pamacari (Schattendach) des Bootes herzurichten, und freuete sich auf die Reise, welche wir machen wollten. Natürlich, das Vagabundiren auf dem Wasser sagte ihm zu. Er war früher längere Zeit in Lima gewesen und hatte dort eine Art Anstrich von Halbcivilisation bekommen, aber das Umherschweifen im Wald und das Rudern der Pirogue ging ihm doch weit über den Aufenthalt in der Stadt der Paläste. Von der Civilisation war ihm eigentlich nur die Liebe zu einem kräftigen Trunk in Herz und Nieren gegangen; er wiederholte mir oft, daß Tafia besser schmecke als Wasser!"

„Um 2 Uhr Mittags bestieg ich das Boot. Die guten Patres hatten dasselbe vollgepfropft mit Hühnern und Schildkröten, geräuchertem Fleisch und gesalzenem Fisch, Bananen und Schnitten Zuckerrohrs. Dazu kamen weitausgebauchte Töpfe mit schwarzem Syrup und mit Tafia, sodann auch Gefäße mit gemahlenem Kaffee. Das Alles gefiel mir wohl; weniger dankbar war ich für sechs große Affen, die gewiß vortrefflich geräuchert waren und für den Liebhaber ohne Zweifel eine sehr leckere Speise sein mochten. Mir aber kamen sie vor, wie sechs abgeschlachtete und geräucherte Negerkinder und ich verspürte keine Anwandlung sie zu essen. Sie wurden dem Wasser übergeben, sobald ich die Mission eine Stunde weit hinter mir hatte. Meine Bootsleute schrieen Zeter deshalb und fanden meinen Leichtsinn unverantwortlich, sie mußten sich indeß fügen und auf geräucherte Affen verzichten."

„Die Wasserfahrt ging eine Strecke lang unter weit überhängenden Bäumen hin, bis wir in den Ucayali kamen. Der große Fluß beschrieb eine gewaltige Krümmung, die sich am Horizonte verlor; zu unserer Linken war das Ufer dicht bewaldet, auf der rechten Seite lag das Gebiet der Sensis mit den Gipfeln der Sierra de Cuntamana. Dann, am Ende der großen Krümmung, fuhren wir am Eingange des Kanals von Tipicha vorüber bis zu

jenem des Kanals von Yapaya, in welchen wir hineinsteuerten, weil er den Weg beträchtlich abkürzt. Die tropische Vegetation an seinen Ufern ist von wunderbarer Ueppigkeit und über alle Beschreibung mannichfaltig. Zwei Stunden lang fuhren wir in diesem Wasser, in welchem es von elektrischen Gymnoten wimmelte, und wenn einer dieser Aale, die wie kolossale Blutigel aussehen, von einem Ruder berührt wurde, zitterte dieses. Darauf gelangten wir in einen See, an welchem einige Hütten der Schetibos standen. Dann fuhren wir in den Fluß Santa Catalina nach der gleichnamigen Mission, die 18 Leguas von Ucayali liegt. Sie ist völlig im Verfall: — eine Kirche in Ruinen und Hütten ohne Bewohner, das ist Alles."

Marcoy fuhr dann in den Ucayali zurück und steuerte denselben hinab nach Nauta, das am Amazonas liegt und wo die Dampfer anlegen.

Die Barbarei in Sicilien.

Es hat sich im September des Jahres 1866 ereignen können, daß auf der Insel Sicilien Schaaren von Banditen verschiedener Art sich vereinigten und die Hauptstadt Palermo in Besitz nahmen, ohne von den 200,000 Bewohnern derselben, ohne von der Nationalgarde und den regelmäßigen Truppen irgend welchen Widerstand zu finden! Sie behaupteten sich einige Zeit und man mußte mehr als 30,000 Mann italienischer Soldaten gegen sie aufbieten. Am Ende wurden sie zerstreut und der König von Italien blieb Sieger über die Tausende von Briganten, aber die „Schmach von Palermo" bleibt eine interessante geschichtliche Thatsache.

Was ist das für ein Rühmen und Preisen des Fortschritts im neunzehnten Jahrhundert und wie hoch wird die „christlich-europäische Civilisation" gelobt! Es ist nicht weit her damit, und wenn man die Dinge beim rechten Namen nennen will und den Hochmuthsdünkel auf unsere Vortrefflichkeit, die sich so gern wohlgefällig bespiegelt, bei Seite läßt, dann sieht man leicht, daß die Barbarei im christlichen Europa gar nicht etwa selten ist; nur tritt sie nicht überall so nackt und frech auf, wie jüngst in Sicilien, sondern hat mehr Firniß und Tünche.

Welch ein Gegensatz, wenn wir das Sicilien der hellenischen Zeit mit dem Sicilien der Gegenwart vergleichen! Welche Blüte in den Tagen, da Syracus, Akragas, Panormos und so viele andere Städte glänzten und die Insel eine Korn- und Oelkammer war, und nun der Verfall der Gegenwart! Auch in der Zeit, als die Araber auf der Insel herrschten, war diese noch in gedeihlichen Zuständen, aber durch Spanier, Mönche und Bourbonen ist sie zu einer Wüstenei und zum Paradiese der Räuber geworden. Diese sind Freunde der Mönche, und Angaben von sehr verschiedenen Seiten stimmen darin überein, daß die Mönche von Monreale bei Palermo Haupturheber der Banditenrevolte gewesen seien.

Fast die Hälfte des Grund und Bodens der Insel befindet sich in todter Hand, im Besitze der Geistlichkeit. Diese hat das Volk verwildern lassen, und das Schulwesen befindet sich in einer Verwahrlosung, von welcher wir in Nordeuropa uns keine Vorstellung machen können. Die Regierung des neuen Königreichs Italien hat eine furchtbar schwierige Aufgabe gegenüber den eingewurzelten Mißbräuchen und dem landesüblichen Unfug, mit dem sie durchaus aufräumen muß. Aber die Hydra hat viele tausend Köpfe und die Arbeit wird schwierig sein.

Werfen wir einen Blick auf Palermo und dessen Verhältnisse. Die Stadt hat eine wunderbar herrliche Lage und ist dafür weltbekannt.

In der wissenschaftlichen Geographie stellt man den Satz auf, daß eine Reciprocität von Naturcharakter und Volkscharakter in ihrem Wesen sowohl als in ihren einzelnen Erscheinungen vorhanden sei. Dieser Satz ist namentlich von Karl Ritter oftmals stark betont worden, er trifft aber vielfach gar nicht und häufig nur sehr bedingt zu; wäre er absolut richtig, so müßten Sicilien und Neapel, beides Paradiese, von ganz vortrefflichen Menschen bewohnt sein; bekanntlich ist das Gegentheil der Fall. Wir können an zwanzig und fünfzig anderen Ländern gleichfalls nachweisen, daß der Satz gar nicht zutrifft. Ritter übersah, daß das anthropologisch-ethnologische Element, daß der Rassencharakter die Hauptsache ist und der Naturcharakter eines Landes nur eine untergeordnete Bedeutung in Anspruch nehmen kann. Wir können das an Sicilien erläutern.

Die Insel war blühend, als sie von Siculern und Hellenen bewohnt war und der Einfluß der letzteren vorwaltete. Aber im Verlaufe der Geschichte ist sie ein Tummelplatz für Völker von sehr verschiedener Art und Anlage geworden, für Siculer und Phönicier, Karthager und Griechen, Römer und Gothen, Araber und Normannen, Spanier und Italiener. Aus den Vermischungen derselben ist ein Typus entstanden, der nicht günstig ausfiel; das Blut dieser Kreuzungen ist kein glückliches geworden, und selbst die Italiener des Festlandes heben hervor, daß im Allgemeinen die Gesichtszüge der Sicilianer, insbesondere aber auch jene der Palermitaner, viel „Plumpes, Ungraciöses und geradezu Barbarisches" haben. Gewiß hat die Verdummung, welche von Seiten der Mönche seit Jahrhunderten systematisch betrieben worden ist, Manches zu dieser Barbarei beigetragen, aber die Hauptursache der Barbarei und Wildheit liegt doch im ethnischen Charakter, im Mischlingsblute.

Der gewöhnliche Tourist sieht eigentlich von Palermo nicht viel. Er bewegt sich auf den beiden Hauptstraßen und den Außenalleen. Er fährt nach Morreale, der Ziza und San Martino durch die Toledostraße, die jetzt wohl auch Corso Vittorio Emmanuele genannt wird, oder durch die Maquedastraße nach dem englischen Garten und sieht dort überall, was er auch in anderen großen Städten Europa's findet. Aber dort ist nicht das eigentliche Palermo, denn die Söhne des Landes, also der Kleinbürger, Handwerker, den heruntergekommenen Edelmann, Mönch, Dieb und Bettler, — diese muß man in den engen Nebengassen suchen, welche allerdings winkelig und über alle Vorstellung unreinlich sind, wo die Fensterscheiben durch Lumpen ersetzt

werden, und manche Häuser den Einsturz drohen. Der Mensch steht in Palermo nicht in Harmonie mit dem heitern blauen Himmel und der Pracht des sicilianischen Pflanzenwuchses.

Wer in Palermo umherschlendert, findet es auffallend, daß so wenige Personen weiblichen Geschlechts auf den Straßen zu sehen sind; man erblickt fast nur Männer, die obendrein keinen angenehmen Anblick gewähren, denn sie sind zumeist ganz schwarz gekleidet. Der Palermitaner ist eifersüchtig wie ein Muselmann, er sieht es ungern, daß seine Frau das Haus verläßt, — vielleicht eine Erbschaft der Araber. Auch liegt ja das mohammedanische Nordafrika nur eine Tagreise entfernt.

Der Bürger von Palermo dagegen ist gern außerhalb des Hauses. E. Reclus, der 1865 Sicilien besuchte, schildert ihn eingehend. Er gibt nicht gern Geld aus, sondern hält den Pfennig fest, als wäre er ein Karthager oder Araber; selbst Kaffeehäuser und Theater haben für ihn nichts besonders Anziehendes. Der Rentier miethet sich ein Sopha in einem Zimmer an der Toledostraße, betrachtet von dort aus das auf- und abziehende Menschengewoge, und unterhält sich über Stadtneuigkeiten. Er liest nur ausnahmsweise Zeitungen oder ein Buch; Billard, Damen- und Schachspiel sind selten; er trinkt nicht einmal ein Glas Liqueur. Der Zeitvertreib darf nichts kosten außer der Sophamiethe. Häufig befinden sich diese Zimmer im Erdgeschoß der Nonnenklöster; die Schwestern wohnen in den oberen Stockwerken und vermiethen das untere.

Reclus lernte einen norditalienischen Arzt kennen, der im Auftrage der Regierung eine Statistik des moralischen Zustandes der Bevölkerung von Palermo entwarf. „Seine Untersuchungen und Forschungen hatten ihm so gräßliches Elend, einen solchen Abgrund von Scheußlichkeiten und Verbrechen entschleiert, daß er darüber in förmliche Verzweiflung gerathen war. Jeden Tag hätte er aus einer solchen Hölle nach seiner Gebirgsheimat, dem Thale von Aosta, entfliehen mögen, nur die Pflicht hielt ihn noch zurück. Seine amtlichen Nachweisungen reden deutlich. Im Anfange des Jahres 1865 lebten in Palermo zwischen vier und fünftausend Angehörige des Geheimbundes der Maffia. Alle Mitglieder desselben sind solidarisch verpflichtet, von Betrug oder Diebstahl aller Art zu leben. Der größte Theil der Kaufleute und Gewerbtreibenden war gezwungen, den Hauptleuten dieser furchtbaren Bande hohe Abgaben zu zahlen, widrigenfalls sie sich bedroht und den größten Unannehmlichkeiten ausgesetzt sahen. Die Stadt befand sich unter dem Bann und in der Gewalt der Maffia, welche eingreifendere Gewalt übte als die italienische Regierung. Die Eingeweihten und Angehörigen haben ihre Verbindungszeichen, sie erkennen einander auch am Geberdenspiel, am Blick, an Berührungen, an geheimnißvollen Wörtern, welche nur sie allein verstehen. Dolchstiche liefern den Beweis, daß die Bande auch ihre Richter und Henker hat.

Man begreift leicht, welche Wirkung eine solche aus Tausenden von Verbrechern bestehende Bande auf den gesammten Verkehr ausübt; sie wirkt lähmend und einschüchternd auch auf Gewerbe und Handel. Dazu kommt noch die Trägheit der Palermitaner, und so erklärt sich, daß eine so volkreiche Stadt sehr arm ist."

Als Reclus 1865 seine wissenschaftliche Wanderung durch Sicilien unternahm, wurde das Land noch durch eine weit gefährlichere Plage heimgesucht. „Die Umgegend von Palermo und den Provinzen Trapani und Girgenti waren eine Beute des Brigandaccio. Das Banditenthum stand in vollem Flor. In Folge der politischen Veränderungen war die ohnehin schlaffe Verwaltung noch schlaffer geworden. Die sicilianischen Räuber, Gauner und Diebe sind wie Beduinen, nur daß sie Jacken und nicht den Burnus tragen; sie durchzogen weit und breit das Land und beraubten die Reisenden, welche in die Gewalt dieses Gesindels fielen. An verschiedenen Punkten hatten sich anfangs kleine Banden gebildet; diese erhielten starken Zuwachs durch Tausende von jungen Leuten, welche der Militärconscription entflohen. Regelmäßige Rekrutenaushebungen waren früher in Sicilien nicht vorgekommen. Als die italienische Regierung dergleichen anordnete, flohen die jungen Männer massenweis, und ein beträchtlicher Theil schloß sich den Briganten an. Von da an hörte alle Sicherheit in den westlichen Provinzen auf, selbst die größeren Städte sahen sich bedroht, und mehrmals wagten die Banden sich bis in die Vorstädte von Palermo. Die Briganten fanden stets eine Zuflucht in abgelegenen Dörfern; ein Theil der Bauern gehört zu den Banden, ein anderer ist eingeschüchtert und muß sich fügen. So kommt es, daß die Räuber, welche ohnehin jeden Weg und Steg kennen, vor den Angriffen der Soldaten sicher sind. Höchstens kommt es zu Scharmützeln, zu Kämpfen aus dem Hinterhalt und zu einer Menge einzelner Mordthaten. Dabei und dadurch ist dann ein Zustand der Barbarei ins Leben gerufen worden, dem nur ein Ende zu machen ist, wenn man eine ganze Armee gegen die Banden ins Feld schickt."

Aus diesen Mittheilungen des französischen Reisenden erklären sich die Vorgänge, welche im September 1866 das Staunen von ganz Europa in so peinlicher Weise in Anspruch nahmen. Ein Berichterstatter aus Italien schreibt:

„Es möchte fast einzig in der Geschichte der civilisirten Staaten dastehen, daß ein paar tausend Strolche, Räuber und Deserteure eine Stadt von 200,000 Einwohnern, Sitz zahlreicher Behörden, dazu am Meere gelegen und also in reger Verbindung mit der übrigen Welt, überfallen und sich fast ohne Gegenwehr zu deren Herren machen." Bezeichnend ist folgender Bericht des Präfekten von Palermo, Torelli, an den Provinzialrath, vom 3. September 1866:

„Sicilien weist so viele ausgezeichnete Männer in allen Zweigen auf, daß es in dieser Hinsicht keinen andern Theil Italiens zu beneiden braucht. Dies sind Kräfte, welche der tödtlichen Einwirkung der Regierung entgingen und sich trotz aller Hindernisse entwickelten. Aber die seit Jahrhunderten geknechteten Massen sind dem traurigen Einfluß erlegen, und so haben wir eine Bevölkerung, welcher es für ein Verbrechen gilt, die Behörden bei der Ermittelung der Verbrecher zu unterstützen. Wir finden die Meinung eingewurzelt, daß derjenige für ehrlos gilt, welcher sich dazu herbeiläßt. Es wird nicht blos als kein Uebel, sondern als eine Pflicht angesehen, denen zur Flucht behilflich zu sein, welche von der Justiz aufgesucht werden. Wir sehen, daß sehr wenige den Muth haben, als Ankläger aufzutreten, und daß oft auch diejenigen sich zurückhalten, welche bei den Anklagen am meisten interessirt sind. Und darin liegt die entsetzliche Hemmung, durch welche zum großen Theile die Kraft der Behörden gelähmt wird."

Der Präfekt Torelli erzählt dann dafür einige „schmerzliche Beweise, von denen einige ans Unglaubliche streifen". Einem Gutsbesitzer wurden 16 Stück Ochsen gestohlen; er klagte nicht und die Polizei erfuhr von dem Diebstahle durch Hörensagen. Einige Tage später fand man die Ochsen. Der Gutsbesitzer wurde vorgeladen, stellte aber in Abrede, daß die Ochsen gestohlen worden seien; sie wären fortgelaufen und die Behörde habe sich nicht in die Sache zu mischen! Offenbar wagte er nicht zu sagen, daß man

ihn beraubt habe; er fürchtete die Rache der Briganten. — Uebrigens sind jene in Sicilien nicht so raffinirt und grausam, wie manche Banden in Calabrien und in den Abruzzen; der sicilianische Brigant ist feig und so unterthänig, daß er gegen reiche und vornehme Reisende, welche in seine Hände fallen, manchmal sich servil benimmt. Ein italienischer Ingenieur wurde von den Schnapphähnen aufgehoben; der Hauptmann rief seiner Bande zu:

„Grüßt Seine Excellenz; er ist ein vornehmer Mann!"

Dicht neben dem Ingenieur wurde gleichzeitig ein armer Fuhrmann so entsetzlich geprügelt, daß er im Blute schwamm.

Es fragt sich sehr, ob der Brigandaccio nur ein vorübergehendes Uebel in Palermo und überhaupt in Sicilien sei, und ob in einer so großen Stadt die Maffia überhaupt verschwinden werde. Unglückliche Rassenmischung, heilloses Pfaffenregiment und bourbonischer Absolutismus haben gemeinschaftlich gewirkt, um die Massen in einen Zustand der Barbarei zurückzuwerfen, die geradezu abscheulich ist. Welch ein Abstand heute gegenüber der Blüte Siciliens zur Zeit der Hellenen und selbst der Araber, also der Heiden und der Mohammedaner!

Wir wollen unsern Gewährsmann, welcher sich zur katholischen Kirche bekennt, nach Messina begleiten und erzählen, was er dort gesehen hat. Nachdem er bemerkt, daß Palermo ungefähr 200 Kirchen und Kapellen zähle, ohne daß man darum eine Verbesserung der Immoralität und Verwilderung der Massen bemerken könne, schildert er eine Feier, welche zu Ehren des Apostels Paulus abgehalten wurde. Ganz Messina war auf den Beinen; Tausende von Menschen hielten einen Umzug und machten vor allen Oratorien, Kirchen und Klöstern Halt. Der Umgang war von kirchlicher Art, aber in der Menge zeigte sich nicht die geringste Spur von jener Andacht und von jenem Ernst, welchen die Katholiken der nördlichen Länder bei Kirchenfesten zu bewahren wissen. Was sich in Messina begab, bildete dazu einen höchst unerbaulichen Gegensatz. Die Menge lärmte, als ob sie trunken sei. Den Zug eröffneten einige junge Leute in Mönchskleidern; sie trugen auf den Schultern ein großes vergoldetes Holzbild, das mit einem Lappen rothen Tuches umwickelt war. Dabei sangen sie mit lauter Kehle Lieder, die wohl religiösen Inhalts waren. Man verstand aber von den Worten nichts, weil die Budeninhaber ihre Zuckerwaaren und erfrischenden Liqueure oder Limonaden noch viel lauter ausschrieen und die Gassenbuben unter hellem Jubel den Leuten Schwärmer zwischen die Beine warfen. Vor jedem Kloster wurde Lärm und Getöse wo möglich noch infernalischer. Ganze Rudel von Knaben hingen sich an die Glockenseile und zogen mit aller Macht, die Bettelmönche setzten ihre Schellen in Bewegung und forderten Almosen, die Trommeln wurden gerührt und Raketen flogen in die Luft. Es war geradezu peinlich in diesem Durcheinander von Staub, Lärm und Schwefel zu athmen. Endlich hielt der Zug vor dem großen Eingangsthore der Kathedrale und es hatte einen Augenblick den Anschein, als ob die tobende Menge sich etwas anständiger benehmen wolle; aber dem war nicht so, die dichte Masse theilte sich plötzlich, weil ein Bettelmönch zur Erde gefallen und das von ihm gesammelte Geld umher zerstreut war. Die Träger der Apostelstatue legten diese sofort an den Boden und bemühten sich, um die Wette mit den Straßenjungen und unter allgemeinem Lachen aller Uebrigen, auch ihren Antheil an der Beute zu sichern.

Diese Paulusfeier ist aber nicht das Hauptfest in Messina; das Fest der Barra, welches in den August fällt, gilt für noch viel „großartiger". Dann wird nicht blos ein Bild durch die Stadt getragen und die Festlichkeiten sind nicht auf einen Tag beschränkt, sondern das Singen, Schreien und Lärmen nimmt drei volle Tage in Anspruch. Da sieht man Riesengestalten aus Pappe mit rother Kehle und gewaltigen Zähnen, und sie sind allemal sicher, von der Masse bejubelt zu werden. Hinter ihnen zieht ein Kameel umher, gefolgt von Reitern, die wie Saracenen gekleidet sind; als „Ungläubige" werden sie von der „christlichen" Menge verwünscht und ausgezischt. Dann zieht eine reich verzierte Galeere auf; sie soll daran erinnern, daß einst während einer Hungersnoth einige mit Getreide beladene Schiffe unverhofft in den Hafen einliefen, aber sofort verschwanden, als das Korn ausgeladen war. Aber was will das Alles sagen gegen den großen Triumphwagen der Barra, der fast 40 Fuß hoch und von einer dichtgedrängten Menschenmenge umgeben ist! Er stellt die Assumptio Virginis dar, von der Erde bis zum höchsten Himmelsraume. Auf dem innern Gerüst stehen 12 messinesische Jünglinge, als Apostel, um ein Paradebett, auf welchem eine Puppe liegt; diese stellt die Jungfrau dar. Ueber derselben prangt zwischen hölzernen Wolken eine gelbe Kugel, die Sonne; sie ist mit langen Stacheln bespickt, welche die Strahlen vorstellen, und an denselben halten sich kleine Kinder fest. Noch höher kommt der Himmel selbst, eine hohle Halbkugel mit gemalten Sternen und lebendigen Cherubim, und ganz oben auf der Spitze der Pyramide befindet sich die Seele der heiligen Jungfrau. Diese Seele wird dargestellt durch ein kleines, mit Blumen und Bändern aufgeputztes Mädchen, das zur Rechten Gottes sitzt.

Der ungeheuere Wagen bewegt sich hin und her schaukelnd inmitten des zahlreichen Geleites von Priestern, Mönchen, Beamten und Soldaten; jeder ist in Gala gekleidet, die Kanonen erdröhnen, die Glocken aller Kirchen werden geläutet und die Menschen jubeln. Allerdings sind die Messinesen der Mutter Gottes großen Dank schuldig; sie hat ihnen einmal eine Locke vom eigenen Haar geschickt und sie eines ganz besondern Schutzes versichert. Die Volksmasse hat das von den Mönchen gehört und findet keinen Grund, an der Wahrheit zu zweifeln.

Wenn aber nur ein wenig Arbeitslust in diese Messinesen gebracht worden wäre, ein bischen Civilisation und Ehrgefühl! Aber die Bettelei steht bei einem großen Theil dieser höchst gläubigen Leute in größerm Ansehen als ehrlicher Erwerb und rechtschaffene Thätigkeit. Die Stadt wimmelt geradezu von faullenzendem, bettelndem Gesindel, und der Schulunterricht, die Erziehung überhaupt, ist in einem abscheulichen, geradezu trostlosen Zustande. Auch die besseren Klassen sind ohne regen Trieb, und fast der ganze Handelsverkehr ist in den Händen von Ausländern: Deutschen, Engländern, Franzosen und Norditalienern. Messina ist voll des ekelhaftesten Schmutzes. Wenn Reinlichkeit für einen Maßstab der Civilisation gelten kann, und das glauben wir allerdings, dann steht die Mehrzahl der Sicilianer und insbesondere der Messinesen auf einer Stufe, wo die Civilisation gar nicht mehr vorhanden ist, wohl aber die dicke Barbarei.

Aus Samuel White Bakers Reise in die Region der Nilquellen.

III.

Zur Kennzeichnung der schwarzen Völker im Sudan. — Betrachtungen über die Rassenverhältnisse. — Negerfreiheit und Negerfaulheit. — Der schwarze Geograph Ibrahimawa. — Die Makkarika-Kannibalen. — Aufenthalt in Obbo. — Das Pfeifenmuster als Kennzeichen des Stammes. — Sprachliches. — Der Häuptling Katschiba als Herrscher, Zauberer, Regenmacher und Familienvater. — Bakers Ausflug zum Asua und nach Farajoke. — Rückreise nach Tarrangolle in Latuka. — Die ersten Nachrichten über Magungo und den See. — Mangel an Salz in Latuka. — Rückkehr nach Obbo. — Entdeckung des Sees.

Samuel Baker verließ am 2. Mai 1863 Latuka, ging über den Fluß Kanieti, überschritt die Madiberge, welche sich bis zu etwa 5000 Fuß erhoben und fand alle, etwa 2000 Fuß hohen Ausläufer mit schwer zugänglichen Dörfern bebauet. Er ging zunächst nach Obbo.

Bevor er seine Weiterreise antritt, entwirft er ein Charakterbild der afrikanischen Völker, mit welchen er bis dahin in Berührung gekommen war. Es ist jedenfalls von Interesse, gerade jetzt, wo der „allmächtige Neger" von den Pseudophilanthropen und den Gegnern der anthropologischen Wissenschaft in einer ganz ungerechtfertigten Weise idealisirt wird, die auf eigener Beobachtung fußenden Bemerkungen eines vorurtheilsfreien Reisenden kennen zu lernen. Er buhlt nicht um den Beifall jenes Publikums, das für die Missionen in Afrika Geld gibt und sich an den Berichten der Missionäre erbauet. —

„Der schwarze Mensch, so sagt Baker, ist eine seltsame Anomalie. Die guten und schlechten Eigenschaften der menschlichen Natur brechen bei ihm ohne jegliches Arrangement hervor, gleich den Blumen und Dornen seines wilden Landes. Er ist eine Creatur, die nach augenblicklichen Wallungen handelt und auf welche das Nachdenken, die Reflexion, nur selten Einfluß übt. Der schwarze Mensch setzt uns in Erstaunen durch seinen völligen Stumpfsinn und bringt uns in eine gewisse Ueberraschung durch ganz unverhoffte Handlungen, welche von seiner Theilnahme zeugen. Meine auf langer und mehrjähriger Erfahrung fußende Beobachtung der afrikanischen Wilden hat mich überzeugt, daß es absurd sei, den Neger in toto zu verdammen, aber es ist auch nicht minder ungerechtfertigt, seine intellektuelle Fähigkeit jener des weißen Menschen gleichzustellen. Es ist unglücklicherweise (— in England und in anderen Ländern bei unkundigen Phantasten —) Mode einer Partei, den Neger als ein superiores Wesen hinzustellen, während eine andere Partei (— die gleichfalls irrt —) ihm die gewöhnliche Menschenvernunft aberkennen möchte. Schon eine so große Abweichung der Ansichten über den innern Werth des Negers deutet darauf hin, daß wir es hier mit einem ganz besondern Wesen zu thun haben, mit einer eigenartigen Varietät."

„So lange man bei der Ansicht bleibt, daß der Neger und der weiße Mann vermöge derselben Gesetze zu regieren und auf ein und dieselbe Weise zu leiten seien, so lange wird auch der Neger ein Pfahl im Fleische jedes Gemeinwesens bleiben, das so unglücklich ist, ihn in seiner Mitte zu haben. Wenn einmal Pferd und Esel in demselben Gespann gleichen Schritt halten können, dann werden auch der schwarze und der weiße Mann unter einem und demselben Regimente gleichmäßig anziehen. Der große Irrthum, welcher darin liegt, daß man gleich machen will, was doch ungleich ist, hat dahin geführt, daß man andererseits den Charakter des Negers allzutief stellte."

„Wie stellt sich der Afrikaner in seiner wilden Heimat dar? Gewiß sehr schlimm, aber doch nicht so schlimm wie, meiner Ansicht zufolge, der weiße Mann unter ähnlichen Verhältnissen erscheinen würde. Er handelt gemäß den schlechten Eigenschaften, welche in der menschlichen Natur liegen, aber wir finden bei ihm keine raffinirten Laster, wie dergleichen in civilisirten Ländern vorkommen. Der Stärkere beraubt den Schwächern, ein Stamm führt Krieg mit dem andern; — ist das in Europa etwa nicht der Fall? Die Neger machen einander zu Sklaven; — wie lange ist es her, daß England und Nordamerika keine sklavenhaltenden Länder sind? Er ist widerspänstig und undankbar, — aber kommt in Europa keine Undankbarkeit vor? Er ist verschmitzt und ein Lügner von Haus aus, — ist aber in Europa Alles Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit?"

„In frühester Jugend ist das Negerkind dem weißen an intellektueller Raschheit voraus, aber seinem Geiste fehlt die Expansion; es verspricht Früchte, aber nichts reift, und der Neger ist als Mann an Körper groß geworden, während er an geistiger Entwicklung nicht fortschritt."

„Ein junger Hund von einem Vierteljahre ist einem dreimonatlichen Kind intellektuell überlegen, aber bei dem letztern entwickelt sich der Verstand, während der Hund ein bestimmtes Maß nicht überschreitet. Das Küchlein sucht nach Futter, sobald es aus dem Ei gekrochen ist, während der junge Adler hilflos in seinem Neste liegt, aber das junge Huhn bald überholt. Die Erde bietet eine wunderbare Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit in Bezug auf Menschen, Thiere und Pflanzen dar. Das Vorhandensein von hundert Varietäten des Hundes hindert nicht, daß sie alle einem und demselben Geschlechte angehören; aber Windhunde, Bullenbeißer, Spitz, Pudel, Hühnerhunde ꝛc. sind in ihren besonderen Begabungen, Anlagen und Instinkten nicht minder verschieden, wie die Varietäten des Menschengeschlechts. Die wilden Trauben im Walde sind auch Beeren und die gemeine Hundsrose ist auch eine Rose, aber die Muskatellertraube und die Centifolie sind doch ganz anders."

„Gemäß dem großen Systeme der Schöpfung sind die Rassen nach geheimnißvollen Gesetzen getheilt und in Unterabtheilungen gesondert; jede einzelne hat ihre besonderen Eigenschaften, und die Varietäten des Menschengeschlechts haben besondere Merkmale und Eigenschaften, vermöge deren sie specifischen Oertlichkeiten angepaßt sind. Der natürliche Charakter solcher Rassen ändert sich nicht, wenn sie die Lokalität wechseln, sondern der Instinkt einer jeden Rasse entwickelt sich, wohin man sie auch versetzen möge. Der Engländer ist ein Engländer in Australien, Indien und Amerika und eben so wird der Afrikaner überall mit seinen natürlichen Instinkten Neger bleiben. Diese natürlichen Instinkte bestehen aber in einem Hange zur Trägheit und zur Verwilderung, und der Neger wird

ganz zuverlässig in Faulheit und Wildheit zurücksinken überall, wo er nicht unter spezieller Leitung steht und zum Fleiße gezwungen wird."

„Daß das wahr und richtig ist, ergibt sich auch aus der geschichtlichen Erfahrung. Ueberall, wo man ihn des Zwanges enthob, fand ein Rückschritt statt. Er wird wild wie ein Pferd ohne Zaum und Geschirr, aber wenn man dem Neger einen Zaum anlegt und anschirrt, ist er ein höchst nützliches Geschöpf. Diese Wahrheit will, unglücklicherweise, der öffentlichen Meinung in England nicht einleuchten; hier maßt sich die vox populi das Recht an, über Dinge und Menschen, von denen sie durchaus nichts versteht, ein Urtheil zu fällen. Die Engländer wollen nun einmal ihr eigenes Maß und Gewicht als für Alle gültig hinstellen und die große Masse, welche den Neger persönlich gar nicht kennt, hat ein für allemal dekretirt, daß er ein schlecht behandelter Bruder sei, ein sehr würdiges Mitglied der menschlichen Familie, welches lediglich durch Unwissenheit und Vorurtheil der weißen Menschen, mit welchen ihm gleiche Stellung gebühre, in eine untergeordnete Lage gedrängt worden sei!"

„Der Neger wird vielfach mißverstanden. Das schreckliche System der Sklaverei kann man streng verdammen, aber die Ergebnisse und Folgen der Emancipation haben den Beweis geliefert, daß der Neger den Segen der Freiheit nicht zu würdigen versteht und daß er nicht das geringste Gefühl von Dankbarkeit gegen Diejenigen hegt, welche seine Ketten brachen. Sein höchst beschränkter Geist kann das Gefühl reiner Philanthropie nicht begreifen; die Antisklavereibewegung faßt er als einen Beweis dafür auf, daß er eine höchst wichtige Person sei. Demgemäß führt er sich auch auf; er ist ein viel zu großer Mann, als daß er arbeiten möchte. In diesem Punkte tritt sein Grundcharakter ganz determinirt zu Tage; er will von keinerlei Zwang etwas wissen; sobald er frei ist, verlangt er sofortige Gleichheit mit Dem, welchem er bislang dienstbar gewesen; er usurpirt mit ganz abgeschmackten Prätensionen eine Würde, zu welcher ihm Alles fehlt und er wird unfehlbar den Weißen widerwärtig. So kommt es, daß zwischen den beiden Rassen Abneigung und Haß entsteht."

„Die Sonne ist der große Schiedsrichter zwischen dem weißen und dem schwarzen Menschen. Es gibt Erzeugnisse, welche civilisirten Ländern nothwendig sind, die aber nur in tropischen Klimaten, wo der Weiße im freien Felde nicht zu arbeiten vermag, erzeugt werden können. In solche Gegenden hat man den Neger als Sklaven gebracht. In seiner afrikanischen Heimat war er ein Wilder und Sklav seiner Mitwilden; er wurde, als man ihn kaufte, ein Opfer seines eigenen Systems, der Sklaverei, welche in Afrika einheimisch ist und welche der Neger nicht etwa vom weißen Manne gelernt hat. Als Sklav mußte er arbeiten, und die Länder, wo er arbeitete, gediehen. Plötzlich wurde er befreit und von demselben Augenblick an wollte er auch nicht mehr arbeiten. Nun hörte er auch sofort auf, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein, er wurde vielmehr eine unnütze Last, ein Umtriebler und Ränkeschmied, erfüllt von Haß gegen denselben weißen Mann, welcher ihn freigemacht hatte."

„Der Neger wurde geholt, um zu arbeiten; jetzt will er nicht mehr arbeiten und wozu ist er nun nütze? Entweder muß man ihn zur Arbeit zwingen, indem man strenge Gesetze gegen das Vagabundiren erläßt, oder die schönen Länder, welche prosperirten, so lange der Neger arbeiten mußte, gehen bei Negerfreiheit und Negerfaulheit zu Grunde. Unter einer speciellen Aufsicht und Führung kann der Neger, sobald man ihn einem gewissen Zwang unterwirft, wie schon gesagt, ein nützliches Geschöpf sein; behandelt man ihn im Gegentheile, als wäre er ein Engländer, so wird er alle Laster und keinen einzigen Vorzug der Civilisation zeigen und was er von Haus aus an guten Eigenschaften hat, wird bei seinem Versuch, ein „weißer Mann" zu werden, in die Brüche gehen." —

Das sind die Ueberzeugungen Bakers über den Neger und dessen Stellung in der Welt. Ansichten und Urtheil eines Mannes von praktischer Erfahrung und Beobachtung sind mindestens eben so viel werth als die sentimentalen Phantasien von Geistlichen, alten und jungen Damen und Theoretikern, welche den schwarzen Menschen nur als Rarität in Europa gesehen haben.

Baker sagt, es sei ihm immer merkwürdig gewesen zu beobachten, welch eine Wandlung in einem Sklaven vorgehe, der von den türkischen Sklavenfängern in ihrer Art civilisirt worden sei. Unter ihren Leuten befanden sich manche Neger, die einst selber geraubt worden waren, und denen nun das Leben und Treiben der Sklavenfänger völlig zusagte. Sie hatten sich bald an die Razzias gewöhnt, Vieh- und Menschenraub war ihre Lust, und das erste, wonach solch ein Sklav trachtete, war, sich selber einen Sklaven zu verschaffen. Die gewandtesten Menschenjäger, die keckſten, gewaltthätigsten Schurken waren allemal Neger, die meist selber dasselbe Schicksal erlitten, welches sie nun Anderen bereiteten. Solch ein Bursch würdigt sich nicht so tief herab, auf dem Marsche sein Gewehr zu tragen, dafür hatte er seinen Sklavenknaben, welcher dem Herrn und Gebieter, der in affenartiger Weise sich benahm und äußerst wichtig machte, die Flinte hinter her trug. Eine Sklavin mußte ihm Korb, Kochtopf, Lebensmittel und eine mit Wasser gefüllte Kalebasse nachschleppen; endlich trug ein Mann, welcher in dem Lande, wo man sich eben befand, gemiethet worden war, einige Kleider dieses stolzen Herrn und die Ochsenhaut, auf welcher er schlief. Der Geraubte wurde Räuber, der vormalige Sklav ein Gebieter; aber zwischen ihm und dem Araber war doch der Unterschied, daß der Schwarze eine ganz ungeheuere und absurde Vorstellung von seiner eigenen Würde hatte.

Unter den Leuten Ibrahims befand sich auch ein Eingeborner aus Bornu, der Ibrahimawa hieß. Er war als zwölfjähriger Knabe geraubt worden, nach Aegypten und Konstantinopel gekommen, in London und Paris und während des Krimkrieges auch in Kertsch gewesen. Reisen war seine Lust, er hatte eine gewisse Liebhaberei für Geographie und Pflanzenkunde und bildete unter den Leuten seiner Partie eine bemerkenswerthe Ausnahme. In Aegypten war er seinem Herrn entlaufen, stolzirte eine Zeitlang gut gekleidet in Chartum auf den Straßen umher und verthat sein bischen Geld und nahm dann als „Handelsmann" auf dem Weißen Nil bei Churschid Aga Dienste. Er war ein Prachtexemplar eines Negers; bei ihm war von den natürlichen Instinkten nichts verloren gegangen. Seine Genossen überragte er ganz entschieden; zwar wußte er blutwenig, hatte aber eine so übertriebene Vorstellung von seinen Kenntnissen, daß seine Gefährten sich über ihn lustig machten; sie und die Araber haßten ihn auch, weil sein Hochmuthsdünkel alle Grenzen überschritt.

Dieser Ibrahimawa erzählte gern von seinen Abenteuern und Erlebnissen, schnitt aber ganz ungeheuer auf. Aber seine natürliche Anlage zur Geographie war bemerkenswerth; er kam oft zu mir und zeichnete mit einem Stecken Karten über die von ihm besuchten Länder in den Sand, knüpfte aber allemal Erzählungen in seinem Styl daran. Mich interessirte am Meisten, was er von den Gegenden

an der Westseite des Weißen Nils erzählte. Er war einige Jahre mit einer Partie dort umhergestreift und bis zu den Makkarika gekommen, einem Kannibalenvolke, das etwa 200 Miles westlich von Gondokoro wohnt. Er sowohl wie andere Leute von Ibrahims Partie waren oftmals Zeugen kannibalischer Handlungen gewesen. Die Makkarikas, so erzählten sie, wären sonst ganz umgängliche Menschen, hätten aber eine ganz besondere Liebhaberei für Hunde- und Menschenfleisch. Sie schlossen sich den Zügen der Handelsleute an und fraßen allemal die während der Razzias Erschlagenen auf. Auch wurden sie dadurch lästig, daß sie allemal darauf drangen, die Frauen und Kinder, welche von den Handelsleuten als Sklaven mitgenommen wurden, todtschlagen und fressen zu wollen. Es ist bei ihnen Brauch, daß sie ein Kind am Fußknöchel packen und den Kopf gegen den Boden schlagen; dann schneiden sie den Bauch auf, ziehen Magen und Eingeweide heraus, binden die Beine über den Nacken fest, werfen die Leiche über die Schulter und tragen sie so nach dem Lagerplatze; dort wird sie zertheilt und gekocht.

Einer meiner eigenen Diener war in Gondokoro Augenzeuge einer kannibalischen Handlung gewesen. Die Handelsleute waren mit Elfenbein aus den westlichen Gegenden her angelangt; die Träger der Elephantenzähne waren Makkarikas, und unter der Beute fehlten natürlicherweise Sklavinnen nicht. Eine derselben versuchte zu entlaufen; ihr Eigenthümer holte sie ein, traf sie mit einer Kugel und streckte sie zu Boden. Sofort stürzten eine Anzahl Makkarika's über sie her, zogen ihr, als sie noch lebendig war, das Fett aus dem Leibe und geriethen dabei in Zank und Streit. Inzwischen wurde sie von Anderen mit Lanzenstichen getödtet und mit den Lanzenspitzen, die als Messer benützt wurden, der Länge nach auseinander geschnitten. Die vielen Sklavinnen und deren Kinder, welche bei diesem Auftritte zugegen waren, liefen weg und kletterten in die Bäume. Die Makkarika's rannten ihnen nach, rissen Kinder von den Aesten herab, schlugen mehre todt und veranstalteten dann ein gemeinsames Festessen. Mein Diener Mohammed, der diese Scheußlichkeiten mit ansah, erklärte mir, daß er mehre Tage lang gar keine Speise habe genießen können, so entsetzlich habe ihn das Ganze angeekelt.

Wir sagten weiter oben, daß Baker in den ersten Maitagen des Jahres 1863 Latuka verlassen habe und nach Obbo gegangen sei. Unterwegs kam er mehrmals durch ungemein liebliche Landschaften und über eine Hochebene, welche die Wasserscheide zwischen Osten und Westen bildet.

Obbo, ein großes Dorf, liegt 40 Miles südwestlich von Tarrangolle, dem Hauptquartier des Reisenden in Latuka. Die Eingebornen sind von den Latuka's in Aussehen und Sprache ganz verschieden. Ganz unbekleidet gehen sie nur in den Krieg und dann bemalen sie sich mit rothen und gelben Streifen; für gewöhnlich tragen sie eine Antilopen- oder Ziegenhaut über den Schultern. Ihr Gesicht ist gut gestaltet und die Nase fein geschnitten; der Kopfputz sieht hübsch aus; das wollige Haar ist wie ein Biberschwanz geflochten.

Das ganze Land südöstlich von Obbo ist gebirgig und die höchsten Gipfel erheben sich 4000 bis 5000 Fuß über das allgemeine Niveau des Landes; nach Süden hin gewahrt man nur einzelne Hügel, aber das Gelände steigt sehr wahrnehmbar; der Abzug der Gewässer geht nach Westen und Nordwesten, und der Abfall des Geländes nach dieser Richtung hin ist sehr deutlich zu erkennen. Die Vegetation in Obbo und auf der ganzen Westseite des Gebirges ist verschieden von jener auf der Ostseite, der Boden sehr fruchtbar, und das Guineagras wächst ungemein üppig. Man bauet neun Varietäten der Yamswurzel, und manche derselben wachsen auch wild in den Wäldern, in denen man auch die Arachis (Erdeichel) und manche andere genießbare Früchte wild findet; auch ein feiner Flachs kommt wild vor, doch benützt das Volk mehr die Fasern einer Aloeart. Der Taback erreicht eine ungemeine Höhe. Die reifen Blätter werden in einem Mörser zu einer Art Brei zerstoßen, in eine kegelförmige Holzform gethan und dann gepreßt. Man läßt den Brei hart werden und er sieht dann aus wie ein Zuckerhut; die Leute in Ellyria dagegen geben ihm die Form unserer runden Käse und versetzen ihn mit — Kuhdünger! Ich habe nie Taback geraucht — ehe ich nach Obbo kam; aber ich fing dort das Rauchen an, weil ich am Fieber gelitten hatte und das Land sehr feucht war.

Jeder Stamm hat ein besonderes Pfeifenmuster. Die Pfeifen der Bari sind an der Mündung breit wie eine Trompete, jene der Latuka's länglicher, die der Obbo's kleiner und am hübschesten. Aber die Köpfe sind schlecht gebrannt, und wenn sie feucht werden, zerbrechen sie sehr leicht; die Töpferscheibe kennt man nicht. Alle Stämme am Weißen Nil haben keine anderen Töpferfabrikate als Wassergefäße und Tabackspfeifen; alle anderen Geräthschaften werden aus Holz oder aus Kürbisschalen verfertigt.

Bakers Lagerplatz in Obbo lag in 4° 2′ nördl. Br., 32° 31′ östl. L.; die mittlere Erhebung betrug 3674 Fuß, die Temperatur etwa 76° F. Die Höhe von Latuka über dem Meeresspiegel ist 2236 Fuß; bei Obbo war er 1438 Fuß über dem allgemeinen Niveau des Landes, das im Osten der Gebirgskette liegt. In Obbo fällt 10 Monate im Jahre, von Februar bis November, Regen. Der Boden ist fruchtbar und die Vegetation rasch und ungemein üppig; das Gras wird 10 Fuß hoch, Kriech- und Kletterpflanzen sind überall, vielfach ist das Waldgestrüpp undurchdringlich für den Menschen; dort hausen Elephant, Rhinoceros und Büffel, denn nur diese schweren Thiere können sich Bahn brechen. Antilopen halten sich in den Grasdschungeln nicht auf, weil sie dort nicht auf der Hut sein können gegen Löwen und Leoparden.

Der Reisende wurde in Obbo von dem etwa 60 Jahre alten Häuptling Katschiba sehr freundlich empfangen. Der lustige Alte, der einem Rüpel in der Pantomime glich, ließ seine Leute trommeln und tanzen. Die Frauen tragen eine sehr dürftige Bedeckung, die aus Lederstreifen besteht, um den Gürtel, die unverheirateten Mädchen gehen völlig unbekleidet, höchstens haben sie drei bis vier Schnüre kleiner weißer Kügelchen; alte Frauen binden Baumzweige um den Leib.

Auffallend sind in diesem Lande die hübschen Gesichter mit feingebogenen Nasen, die nicht selten vorkommen. Viele Obboleute erinnerten in ihrem Aussehen an manche Somalistämme, aber wir wissen nichts über ihren Ursprung, denn sie wissen nichts von ihrer Geschichte und haben nicht einmal Ueberlieferungen. Die Sprache ist jene der Madi. Die drei Sprachen: Bari, Latuka und Madi sind verschieden; das Land Madi liegt südlich von Obbo. Hier eine Probe.

	Obbo	Latuka	Bari
Wasser:	Fi	Kari	Finim
Feuer:	Mite	Nyeme	Kimang
Sonne:	Tsean	Narlong	Karlong
Milch:	Tsarck	Nalle	Le
Huhn:	Gueno	Nakome	Tschokore.

Die Obbos bildeten auch darin einen Gegensatz zu den Latuka's, daß sie nicht um Geschenke betteln. Der König wird streng respektirt, schon weil er Regenmacher und Hexenmeister ist. Wenn ein Mann sein Mißfallen auf sich zieht, so verwünscht er ihm seine Ziegen und Hühner, und davor fürchtet sich Jeder. Regelmäßige Abgaben kennt man nicht; der Häuptling fordert dann und wann, was er wünscht. Wenn zu wenig oder zu viel Regen fällt, thut er seinen Unterthanen kund und zu wissen, wie sehr er beklage, daß er sie mit ungünstigem Wetter heimsuchen müsse, das sei aber ihre eigene Schuld. Sie geben ihm dann Ziegen und Hühner und hoffen auf bessere Tage. Wer eine Reise antritt, holt sich zuvor den Segen vom alten Katschiba, der allerlei Hokuspokus macht und damit gegen Gefahr von wilden Thieren schützt. Er heilt Krankheiten durch Zauber; das glauben wenigstens die schwarzen Leute, und allem Anscheine nach glaubt er selber auch an die Wirksamkeit seiner Schnurrpfeifereien. Mancher Mann schenkt ihm seine hübschheste Tochter; dadurch ist die Zahl seiner Frauen eine sehr beträchtliche geworden und die Zahl seiner lebendigen Kinder betrug, als Baker bei ihm war, nicht mehr und nicht weniger als 116 Stück; seine Unterthanen sahen in diesem allerdings nicht geringen häuslichen Segen eine Wirkung seiner Zaubergewalt. Trotz desselben behandelte er eine seiner Frauen sehr hart, weil sie kinderlos blieb; sie beklagte sich darüber bitterlich bei dem Reisenden. In jedem Dorfe war einer seiner Söhne Häuptling, und die ganze Regierung, wenn dieser Ausdruck erlaubt wäre, eine Familienangelegenheit; auch alle diese Söhne glaubten an die übernatürliche Begabung des Alten.

„Diese Wilden, welchen der Glaube an eine Gottheit völlig mangelt, in denen auch keine Spur von Superstition ist, glaubten doch ganz entschieden, daß die Angelegenheiten des Lebens und die Controle der Elemente abhängig seien von diesem alten Häuptling. Deswegen waren sie ihm unterwürfig, aber ohne eine Spur von Anhänglichkeit oder Religion, lediglich aus materiellem Instinkte, unter dessen Einflusse der Wilde immer steht. Dieses unbesiegbare Gefühl ist es eben, das eine Bekehrung so äußerst schwierig macht; der Wilde glaubt an Nichts, wenn er nicht von dem Gegenstande seines Glaubens einen besondern Vortheil ziehen kann. Wilde sind nur durch zweierlei Gewalten zu lenken: starke Macht und Humbug, und das sind auch die Kräfte, deren sich die Gewalthaber bedienen. Wo die erste nicht völlig ausreicht, muß der zweite nachhelfen, und das war bei Katschiba der Fall."

In Obbo würden gedruckte Kattune, rothwollene Kittel, Decken und dergleichen wohl Abnehmer finden. Das Land liegt etwa 3600 Fuß über dem Meer, die Nächte sind kalt und die Tage während der Regenzeit gleichfalls; die Menschen müssen also einige Kleidung haben und dazu benützen sie Thierfelle. Bei allen Stämmen, vom 10° nördl. Br. an, also von den Schillucks bis zu diesen Obbo's, 4° nördl. Br., fehlt die Bekleidung. Obbo ist die Bekleidungsgrenze, wenn ich so sagen darf, denn weiter nach Süden hin, nach Sansibar zu, haben alle Wilden mehr oder weniger Bekleidung.

Von Obbo aus machte Baker einen Ausflug nach dem Flusse Asua oder, wie man hier sagte, Aschua; seine Frau ließ er unter Katschiba's Obhut zurück. Am 7. Mai brach er auf und ritt parallel mit der Basis der Madiberge, von welcher er etwa eine deutsche Meile entfernt war, durch eine sehr anmuthige Gegend, die völlig einem wohlgehaltenen Parke glich, obwohl oft das Gras sehr hoch war. Er kam, 18 Miles von Obbo entfernt, an den Fluß Atabbi, der von den Madibergen kommt, das ganze Jahr hindurch Wasser hat und in den Asua mündet. In dieser Gegend leben Elephanten in sehr großer Menge; Baker sah einmal eine Heerde, die mindestens 200 Stück zählte.

Dann gelangte er ins Land Farajoke. Der Häuptling kam ihm entgegen, schenkte ihm eine Ziege und hielt in der Hand ein Huhn an beiden Beinen. Als er beim Pferde stand, berührte er dessen Vorderfüße mit dem Huhn und zog dann mit diesem einen Kreis auf der Erde; nachher bestrich er in gleicher Weise mit dem Huhne die Beine des Reisenden, schwenkte ihm dasselbe um den Kopf und machte es dann mit dem Pferd ebenso. Nachher wurde das Thier geschlachtet und dem Obmanne von Bakers Leuten überreicht. Das Dorf war sehr schmutzig, mit einem hohen Bambuszaun umgeben und stand auf einem etwa 80 Fuß hohen Hügel.

Farajoke bildet einen Distrikt der großen Landschaft Suli, zu welcher dann noch Schaggi und Madi gehören. Jedes Dorf steht unter einem besondern Häuptling. Farajoke liegt nur drei starke Tagereisen entfernt von Faloro, 3° 32′ nördl. Br., der Station des maltesischen Elfenbeinhändlers Debono, wohin Baker gern gegangen wäre, um dort sein Hauptquartier einzurichten. Er hatte aber unterwegs sein Pferd verloren und kehrte deshalb mit seinen Begleitern und Eseln nach Obbo zurück; die 30 Miles betragende Strecke legte er in einem Tage zurück, und Alles war in bester Ordnung.

Am 21. Mai ging er wieder nach Latuka, wo er den größten Theil seiner Vorräthe zurückgelassen hatte. Unterwegs machte er Jagd auf Giraffen. Auch in Latuka waren die Vorräthe unangetastet geblieben und die von ihm ausgestreueten Sämereien lustig aufgegangen. Aber bald kam großes Mißgeschick. Zwei Pferde fielen, binnen wenigen Tagen folgten fünf Esel und gleich darauf starben auch zwei Kameele. Die Latuka's hielten von diesen Thieren ein leckeres Mahl und stritten sich mit den Geiern herum. Auch Frau Baker erkrankte schwer am Fieber, unter den Türken brachen die Blattern aus und mehre starben daran. Diese Krankheit ist für die Völker Centralafrika's, welche manchmal von derselben decimirt werden, eine arge Geißel.

In diesen trüben Tagen erhielt er eine Kunde, die ihn angenehm überraschte. Unter den Leuten, welche ihn von Obbo nach Latuka begleitet hatten, war auch ein Mann Namens Wani, der weit nach Süden hin gereist war und sich erboten hatte, den Türken Ibrahim in ein Land zu führen, in welchem sehr viele Elephanten seien und das noch kein Handelsmann betreten habe. Deshalb war er als Führer und Dolmetscher angenommen worden. Baker fragte ihn aus und erfuhr, daß die Kaurimuscheln, welche Wani besaß, aus der Ortschaft Magungo gekommen seien. Diesen Namen hatte er auch sonst schon von Eingebornen gehört, über die Lage desselben aber gar nichts erfahren können. Ihm lag viel daran, zu erkunden, auf welchem Wege die Kaurimuscheln von Süden her gekommen seien, aber Wani's Aussagen waren sehr unbestimmt. Doch zog Baker aus denselben Schlüsse, die sich hinterher als zutreffend erwiesen. Er erfuhr, daß Magungo an einem See liege, der so breit und groß sei, daß Niemand seine Ausdehnung kenne; in Magungo kämen Schiffe aus unbekannten Gegenden an und brächten Kauris und Glasperlen, gegen welche sie Elfenbein eintauschten. Auf diesen Fahrzeugen habe man weiße Menschen gesehen. Alle Kauris, die in Latuka und den umliegenden Ländern in Gebrauch seien, kämen von dort.

Baker schrieb am 26. Mai 1863 auf diese Angaben hin in sein Tagebuch: Magungo wird im 2° nördl. Breite

liegen; der See kann kein anderer sein als der Nyanza, der also weiter nach Norden hin ginge, als Speke annimmt. Die angeblich weißen Männner sind arabische Handelsleute, welche Kauris aus Sansibar bringen. Ich will die erste Gelegenheit benutzen, um nach Magungo aufzubrechen. Das Land wird wohl Kamrasi's Bruder gehören, denn Wani sagte, der König habe einen Bruder, der am westlichen Ufer des Nils über ein großes Land herrsche; beide seien aber mit einander immer im Kriege. —

Gern wäre der Reisende auf geradem Wege nach Magungo am See aufgebrochen, aber er hatte noch eine unendliche Reihe von Widerwärtigkeiten zu bestehen und weit über ein Jahr hinausreichende Zögerungen zu erfahren, bevor er ans Ziel gelangte.

Jetzt war er nun wieder in Latuka und hatte vollauf Gelegenheit, Einblicke in das Leben und Treiben der Menschen zu gewinnen. In allen diesen Gegenden gilt Rindvieh als das Zahlungs- und Tauschmittel. „Die Eingebornen verfertigen jetzt Seribas (Kraals), Einzäunungen, um darin das Vieh zu bergen, welches sie ihren Nachbarn geraubt haben. Sie verdienen gar keine Theilnahme, sind ärger als die Geier und selbst die, welche zu demselben Stamme gehören, liegen mit einander in Streit. Die Gewalt der Häuptlinge bedeutet wenig; oft thun sich die Männer von vier oder fünf Dörfern zusammen und unternehmen Plünderungszüge. Es ist demnach leicht erklärlich, daß die Handelsleute, welche ja in der That und Wahrheit selbst Räuber sind, aus diesen Verhältnissen Vortheil ziehen und sich bald mit dem einen, bald mit dem andern Theile verbinden, allemal aber beide ausplündern. Diese Türken schießen sogar Frauen nieder, was kein schwarzer Mann thut, obwohl sie im Krieg als Spione dienen. Weshalb aber schont man die Weiber? In Ländern, wo Polygamie herrscht, ist die Antwort leicht gegeben: ein Mädchen ist 5 bis 10 Kühe werth, und solch ein Kapital schont man.

In Latuka kann man fast kein Salz haben, die Eingebornen genießen es selten. Es wird aus Ziegenexcrementen hergestellt, die man zu Asche verbrennt und mit Wasser begießt, das durch Kochen abgedampft wird; auch gewinnt man es aus der Asche eines dickstieligen Grases. Der Häuptling von Latuka verschlang gierig Händevoll Salz, welche Baker ihm gab.

Unfug und Brutalitäten wollten zu Tarrangolle in Latuka kein Ende nehmen. Eines Morgens hört Baker, daß im Lager der Türken ein Schuß fällt, und er geht dorthin. Wir haben früher erzählt, daß die Handelsleute, als sie das Dorf Kayala ausrauben wollten, eine Niederlage erlitten. Nun war von dort ein Mann nach Tarrangolle gekommen, um wegen einer vermißten Kuh Nachfrage zu halten. Die beiden Häuptlinge Moy und Kommoro brachten ihn ins türkische Lager, um darzuthun, daß er keine bösen Absichten habe. Aber die Türken erklärten ihn für einen Spion, schossen ihn todt, schleppten ihn an den Beinen aus dem Lager und sahen zu, wie die Geier ihn auffraßen! Latuka war durch diese zugleich feigen und brutalen Türken zu einer doppelten Hölle geworden und der Viehraub ging mehr als je im Schwange. Die Widerwärtigkeiten des Aufenthaltes in jener Gegend wurden dann und wann durch die Erzählungen des schwarzen Geographen Ibrahimawa gemildert. Eines Tages gab er folgende Geschichte zum Besten: — In einem Lande, unweit von Bornu, ist der König so dick und fett, daß er nicht gehen kann, wenn die Doctoren ihm nicht in jedem Jahre den Bauch aufschneiden und das Fett herausnehmen. — Noch ein Historchen: — In dem Lande So und So trinkt kein Mensch Wasser; der ärmste Mann hat Merissa (Bier) so viel er nur mag. Nach 3 Uhr Mittags ist Niemand im ganzen Lande nüchtern, und die Kühe, Ziegen und Hühner sind auch alle betrunken; denn sie trinken das Bier, welches die Menschen, welche ja ohnehin vollauf haben, in den Töpfen zurücklassen. — Ibrahimawa war mit einem türkischen Kriegsschiff in Gravesend gewesen. Ganz ernsthaft erzählte er, daß der dortige englische Pascha ihn zu einem Ball eingeladen habe, und einige englische Damen hätten ihm Liebeserklärungen gemacht!

Am 23. Juni verließ Baker Latuka, um wieder nach Obbo zu gehen, aber auf einem andern Wege. Er fand Alles verändert, denn die Türken hatten eine abscheuliche Verwüstung angerichtet, das Land ausgefressen, und die Eingebornen wollten oder konnten keine Lebensmittel liefern. Baker und dessen kranke Frau hatten nichts zu essen als Tulla bun, ein kleines, bitteres Korn, das auch die Schwarzen statt des Getreides genießen; Wild war des hohen Grases wegen nicht zu schießen. „Wie herzlich froh würde ich sein, wenn ich dieses abscheuliche Land verlassen könnte. So weit meine Erfahrung reicht, habe ich nirgends so arge Halunken gesehen wie in diesem Afrika, und jene im Sudan sind die allerschlimmsten. Es ist unmöglich, solch einen Menschen als Diener zu verwenden; alle sind träg, gleichgültig, unehrlich und schmutzig über alle Beschreibung; sie haben einen förmlichen Abscheu gegen Alles, was Ordnung ist und dadurch steigert sich noch ihre Abneigung gegen einen Europäer. Ich bin dieser Expedition satt und müde, aber ich werde doch mit äußerster Hartnäckigkeit weiter vordringen; Gott allein kennt das Ende."

Das schrieb Baker in sein Tagebuch, als er sammt seiner Frau todtkrank an einem Gallenfieber darnieder lag. Katschiba kam, fand Beide hülflos und brachte seinen Zauber an; namentlich spie er Wasser aus seinem Munde auf einen Baumzweig, welchen er dann über den Köpfen der Kranken hin- und herschwenkte; nun werde Alles schon besser werden. Ratten und weiße Ameisen waren in der Hütte eine arge Plage, und als man die ersteren durch Arsenik tödtete, entstand ein übler Geruch, der nicht zu ertragen war. Dann und wann fand sich auch eine Schlange als Gast in der Hütte ein. Unter den Eingebornen wütheten die Blattern; das Klima war unangenehm feucht und im höchsten Grad ungesund. Auch das Vieh litt doppelt, als unzählige Fliegen erschienen, darunter die Tsetse, deren Stich giftig ist. Binnen ein paar Wochen verloren die Esel alle Haare an Beinen und Ohren und starben einer nach dem andern, obwohl sie unter Dach und Fach gestellt und mit rauchendem Feuer umgeben waren. Am 16. Juli fiel auch das letzte Pferd; für den Schweif desselben erhielt Baker eine Kuh.

Trotz Regen, Blattern und Mangel an Lebensmitteln hielten die Obboleute doch einen Kriegstanz, schlugen die große Trommel und verabredeten mit den Türken einen Raubzug in das Land Madi. „Fliegen bei Tage, Ratten und unzählige Wanzen bei Nacht, alle Tage Regen, undurchdringliches, feuchtes, dampfendes Gras machen mir dieses Obbo zu einem unerträglichen Gefängniß. Es kostet große Mühe, meinen Diener, welcher die Kuh zu besorgen hat, von der landesüblichen Gewohnheit abzuhalten, daß er das Milchgefäß mit Wasser und nicht mit Kuhurin reinigt; er thut auch gar zu gern etwas Kuhurin in die Milch, — Alles aus Aberglauben, weil man meint, daß im andern Falle die Kuh ihre Milch ganz verlieren werde. Die Obboleute spülen sich den Mund nur mit Kuhurin aus,

wahrscheinlich weil kein Salz im Lande ist; dagegen sind die Latukas sehr reinlich.

Am 13. Aug. hatte Baker eine Besprechung mit einer Sklavin, welche vor etwa zwei Jahren von Kamrasi, König von Unyoro, als Spion unter die Türken geschickt und zur Sklavin gemacht worden war. Sie hatte von dem Luta Nzige See gehört, nannte ihn aber Kara wutan Nzige, und bestätigte, daß Araber in großen Booten nach Magungo kämen; das Wasser sei sehr groß und schlage Wellen; auch von einem Wasserfalle wußte sie zu erzählen. Am 23. Aug. fiel Bakers letztes Kameel in Folge des feuchten Klimas, und er mußte nun seine Weiterreise zu Fuß und auf Ochsen machen.

Wir wollen ihn hier verlassen. Es lag uns daran, seine Schilderung von solchen Gegenden mitzutheilen, die noch von keinem Europäer betreten oder beschrieben worden waren. Er zog von Obbo nach Schua, durch Rionga's Land nach den von Speke beschriebenen Karuma-Katarakten und dann nach Unyoro, wo er seltsame Begegnisse mit dem vermeintlichen Könige Kamrasi hatte, der aber, wie sich später ergab, des Herrschers Bruder war. Keine Widerwärtigkeit konnte ihn aufhalten; er drang zwischen dem 2. und 1. Grad nördl. Br. nach Südwesten und Westen vor und erreichte bei Vacovia den See, den „Mwutan Nzige", am 14. März 1864. „Da lag er vor mir, gleich einem Meer von Quecksilber, ein endloser Seehorizont nach Westen und Südwesten und schimmerte glänzend in der Mittagssonne. Im Westen, 50 bis 60 Miles entfernt, erhoben sich blaue Berge bis zu 7000 Fuß über den Wasserspiegel. Ich kann den Triumph nicht beschreiben, welchen ich in diesem Augenblick empfand; nun hatte ich den Lohn für so viele Mühen und für meine zähe Ausdauer. — — Ich nannte den See Albert Nyanza; der Victoria und der Albert sind die beiden Quellen des Nils."

„Quellen" nun gerade nicht, eben so wenig wie der Bodensee als eine „Quelle" des Rheins bezeichnet werden kann. Baker fuhr dann von Vacovia, das etwas nördlich vom 1° nördl. Br. liegt, an der Ostküste des Sees nach Norden hin bis Magungo, wo der „Victoria Nil", der Abfluß aus dem Nyanza-See, in den Mwutan-Nzige-Albert fällt; er verläßt diesen etwas gegen Norden an einer Stelle, die Baker nicht gesehen hat, und zieht als Nil weiter über Gondokoro, Chartum, durch Nubien und Aegypten.

Alle Ehre dem kühnen und verständigen Reisenden Samuel Baker. Auch er kann von sich sagen: Tantae molis erat!

Eine gefährliche Wanderung in den tyroler Alpen.

Herr Anton von Ruthner, Vorsitzender des österreichischen Alpenvereins, hat „Skizzen aus der Zillerthaler Gebirgsgruppe" veröffentlicht, welche eine Fülle von Angaben enthalten und den Gegenstand nicht skizzenhaft, sondern weit umfassend, fast erschöpfend, behandeln. Wer künftig das Zillerthal und dessen Alpen besucht, wird nicht umhin können, diese Abhandlung, welche zugleich als zuverlässiger Wegweiser dient, zu benützen.

Im Hauptkamme erheben sich die höchsten Spitzen des Zillerthaler Stockes, und der hohe Möseleferner hat 11,022 Fuß, und im Thurnerkamp, 10,822 Fuß, einen selbstständigen Nebenbuhler. Herr von Ruthner hat dieselben eingehend geschildert; auf der Wanderung erlebte er ein Abenteuer, dergleichen den Alpenreisenden manchmal begegnet. Er kam von den Gletschern herab. Die Sonne hatte den Firn etwas erweicht und derselbe gewährte einen sichern Tritt. Um mir, so erzählt der Wanderer, das bedenkliche Hinabsteigen über die schneefreien Eisabhänge zu ersparen, hatten die Führer beschlossen, auf der Höhe bis zu dem, auf der östlichen Thalseite und am Buge gegen Osten und gegen den obern Furtschhagelferner befindlichen Boden vom Furtschhagel fortzugehen.

Um dahin zu gelangen, mußte der Schlegleisenferner überschritten werden und zwar bis an seinen Nordostrand. Wir hatten noch über eine Seitenmoräne von solcher Höhe zu klettern, daß sie ein selbstständiger Steinkamm zu sein schien und waren nun hoch oben auf der felsigen Erhebung angelangt, die sich aus dem tiefen Gletscher aufbaut. Eine Wasserader und ein grüner Fleck luden zum Verweilen ein, und wir blieben eine Stunde dort. Als wir jetzt nach dem Möseleferner blickten, sahen wir ihn ganz rein vom Nebel.

Nach Angabe der Führer hatten wir mit dem Eise nichts mehr zu schaffen und sollten über den Furtschhagelbach, welcher nördlich von der felsigen Erhebung in die Tiefe fällt, setzen und dann in das Thal hinabsteigen.

Wir gingen an den Abhängen der Felsenerhebung zwischen dem Nordrande des Ferners von Schlegeleisen und dem Ende des Furtschhagelferners rasch abwärts. Ich war voraus und erblickte rechts in der Nähe die Gletscherzunge des Ferners, welche fast senkrecht in eine Schlucht hinabsinkt. Durch diese braust der genannte Bach, nachdem er aus dem Eise herausgetreten, hinab. Auf ihrem jenseitigen Steilrande begann sogleich der grüne Boden; über ihm, jedoch zurückstehend, erhoben sich die Felsenberge.

Ich bin der erste in der Schlucht. Der Punkt ist eigenthümlich. Der bleifarbige Gletscherbach schießt sprudelnd und schäumend aus dem niedrigen Gletscherthore, am untern Ende der ungemein steilen Eiswand der Gletscherzunge, heraus und poltert zwischen großen und kleinen Felsstücken fort, um sich, kaum 50 Schritte von seinem Ursprunge, in eine stark geneigte Felsenklamm zu stürzen. Der Felsrücken, über den wir gekommen, fällt zum diesseitigen Bachufer scharf ab; auf dem entgegengesetzten rechten Ufer thürmen sich mächtige Steinblöcke regellos übereinander und bilden eine vom Bache bis an den obersten Rand der Schlucht reichende großartige Gant, d. h. eine Anhäufung größerer Felstrümmer.

Alle meine Bemühungen, eine nicht gefährliche Stelle zur Ueberschreitung des Baches auf den Felsstücken zu finden, blieben fruchtlos. Inzwischen sind die Führer angekommen, und auch sie theilen die Ansicht, daß der Uebergang an keinem Punkte gewagt werden könne. Sie schleppen auf meinen Rath, um einen Steg zu bilden, Steine von

solcher Größe herbei, daß man glauben sollte, es habe eines Krahnes oder der dreifachen Zahl Männer bedurft, um sie von der Stelle zu bringen. Alle Mühe ist vergeblich; der wüthende Bach reißt die schweren Blöcke mit sich fort, als wären sie hineingeworfenes Holz; ein Steg ist nicht herzustellen. Tiefer unten gestattet natürlich die Felsenklamm ein Ueberschreiten des Baches nicht; eben so läßt die felsige Erhebung, auf welcher wir stehen, ihres zu steilen Abfalles wegen ein Hinabsteigen über sie auf den Schlegleisenferner nicht zu. Und doch müssen wir hinüber nach Furtschhagel, wenn wir nicht auf die Höhe dieses letztern Ferners zurückkehren wollen.

Allein wie das bewerkstelligen? Der Führer Gauler stellte an mich die Frage, ob ich mich getraue, an der Wand der Gletscherzunge hinüber zu gehen, wenn er Fußstapfen in sie hauen würde. Ich meinte anfangs, er mache einen Scherz; als ich jedoch sah, daß es sein Ernst sei, erklärte ich mich bereit, den genialen Weg zu betreten, aber unter der Bedingung, daß Führer Geiner zuerst hin- und zurückgehe, um zu erproben, ob die Stufen halten, dann solle er mich an das Seil nehmen und immer nur um einen Tritt zurückbleibend mit mir hinüberschreiten.

Gauler hieb nun den ersten Tritt von einem Felsstück aus in das Eis und so fort, immer in den zwei letzten fertigen Eisstufen stehend, — einige 20; die ersten 4 oder 5 so, daß die nächste immer etwas höher war als die vorige. Die folgenden in gerader Linie kaum eine Klafter über dem Bache und die letzten wieder mit der Senkung auf die Steingant.

Einen originellern Pfad bin ich noch nie gewandelt. Links unter mir der donnernde Bach, rechts über und neben mir die steil aufsteigende Eiswand! Es ging ganz vortrefflich, so lange ich über dem Bache schwebte, verlief aber doch an minder schauerlicher Stelle nicht ohne ein kleines Miß- oder Ungeschick. Ich hatte bereits den ersten Schritt abwärts gegen die Gant gemacht, da liegt im Zwischenraum zur tiefern nächsten Stufe ein mittelmäßig großer Stein. Die Stufen sind hier so weit auseinander gehauen, daß ich glaubte, Gauler habe dabei den Stein als eine Stufe mit in Rechnung genommen. Ich trete darauf; sogleich fährt er nach abwärts und ich gleite hinter ihm nach. Doch Geiner hatte mich fest in der Hand; ich komme sogleich wieder in die Stufen, lege die untersten etwas vorsichtiger zurück und stehe nun auf dem Geschröffe. Ohne die Hülfe des Führers würde ich allerdings doch nicht mehr in den Hauptschwall des Baches gerathen sein; in diesem wäre Jeder, selbst der stärkste von uns, rettungslos verloren gewesen; aber ich würde, weil dem Gletscherthore auch seitwärts eine beträchtliche Wasserader entfließt, unwillkürlich ein Bad genommen haben, das mir bei einem Grad Reaumur leicht mehr als eine bloße Erfrischung hätte bringen können.

Unmittelbar bis an die Schlucht dehnt sich der Boden der frühern Alpe Furtschhagel aus. Sie ist wegen zu geringen Ertrags vor nicht langer Zeit verlassen worden. Früher stand dort eine Hütte, 7304 Fuß; das Ende des Ferners mag etwa 7500 Fuß hoch liegen.

Die Zustände in Abyssinien.

Der äthiopische Kaiser Theodor macht in einem fort von sich reden; wir werden den „interessanten Halbbarbaren" gar nicht los, aber die Nachrichten aus seinem Lande lauten widersprechend, sind auch sehr unvollkommen und manche tragen das Gepräge der Unrichtigkeit offen an der Stirn.

So berichtet z. B. ein Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" aus Konstantinopel vom 4. September, nach Mittheilungen des bekannten französischen Abenteurers, Grafen Bisson, ganz fabelhafte Sachen, die von völliger geographischer Unkunde zeugen. In jenem Theil Afrika's würden möglicherweise neue Staatengruppen sich bilden; Theodor soll 200,000 Krieger (!) aufgeboten haben und sie in der „Ebene" von Dembea sammeln. Diese Armee werde demnächst nach der „unermeßlich ausgedehnten" Provinz Tigre, die theilweise gebirgig sei, aufbrechen; diese grenze an das Rothe Meer, und dort sei bisher die Insurrektion siegreich gewesen.

Ein Blick auf jede beliebige Karte von Ostafrika zeigt, daß Tigre keineswegs unermeßlich ausgedehnt ist. Der Bericht sagt, daß Gubassie, ein Vollblutneger, angeblich ein Nachkomme Salomo's und der Königin von Saba, den äthiopischen Thron beanspruche; er habe einen großen Theil der Bevölkerung gegen den „legitimen" Theodor erhoben. Nun ist aber dieser nichts weniger als legitim, sondern bekanntlich durch Rebellion zur Macht gelangt.

Gubassie, so heißt es weiter, sei gegenwärtig Meister von Tigre und den angrenzenden Territorien. „Die von Theodor willkürlich abgesetzten Vasallenfürsten von Negussien, Ubien, Balgede, Area und Saha Salasse schlossen sich mit ihrem Anhang den Rebellen an." — In diesem Satze verwechselt der Bericht längst verstorbene Personen mit Ländern! Ubieh war König von Tigre und wurde vor 12 Jahren von Theodor entthront; Negussi war nach ihm Prätendent von Tigre und wurde von den Franzosen unterstützt, welche ihm einige Küstenpunkte abkauften, und wurde gleichfalls besiegt. Sahela Salessi war vor etwa 30 Jahren König von Schoa, und an ihn schickten die Engländer ihre bekannte Gesandtschaft unter Major Harris; aber auch dieser König ist längst zu seinen Vätern versammelt worden. Der Bericht sagt weiter: Hyaro Mekina, aus der Rasse Choa, erster Feldherr Gubossie's, hat über 100,000 Kämpfer unter seinem Oberbefehl; und er spricht ferner von kampfbereiten Centauren von Amartha, wo auf einem gigantischen Kriegsschauplatze 300,000 blutgierige Barbaren zusammenstoßen würden!

Nun gibt es aber keine „Rasse Choa", sondern eine abyssinische Provinz Schoa; und kein Amartha, sondern eine Provinz Amhara, und was die 300,000 Centauren betrifft, so ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß ganz Abyssinien keine solche Anzahl von Kriegern auf den Beinen hat.

Der Bericht aus Konstantinopel nennt den Kaiser Theodor einen „liebenswürdigen" Monarchen, der freilich beim geringsten Anlasse cholerischen Wuthausbrüchen sich überlasse, und den nur die „schöne jugendliche Kaiserin" zuweilen zügele. Es ist an dem letzten kein wahres Wort,

und die schöne jugendliche Monarchin ist eine Figur der Einbildungskraft. Der ganze Bericht hat keinen Boden und zeugt auch in seinen weiteren Ausführungen, z. B. der Behauptung, daß Theodor „die unverzügliche Zurückberufung aller britischen Verstärkungen von der Insel Aden gefordert und erlangt habe", völlige Unkunde des Sachverhaltes. Theodor habe die Auflösung der im Sudan gebildeten Armeekorps von den Aegyptern gefordert und man (wer denn? — doch nicht der Vicekönig von Aegypten! —) habe ihm darin willfahrt. — —

Was die europäischen Gefangenen in Abyssinien betrifft, über deren Schicksal wir mehrfach gesprochen haben, so hat bekanntlich der Agent Rassam die Freilassung des Consuls Cameron, der Missionäre Stern, Flad rc. ausgewirkt. Der amtliche Bericht über diese Vorgänge umfaßt die Zeit vom 26. Januar bis 22. März 1866. Der Kaiser, so heißt es, habe einen durchdringenden Blick; seine Mienen zeugen von Entschlossenheit und einem starken Geiste. Herr Rassam ging mit dem Kaiser und dessen Heer von Damont nach Korata; dann wurde am 29. Januar der Befehl zur Freilassung ertheilt, aber nicht vor dem 24. Februar ausgeführt. Am 12. März langten die Freigelassenen in Korata an, alle gesund, mit Ausnahme Camerons, der sich indeß auch bald erholte. Ihre Zahl betrug 18 Köpfe, und Rassam bekam Erlaubniß, sie nach Aegypten oder nach Aden zu führen. Theodor behandelte den Agenten mit großer Aufmerksamkeit und wollte nicht einmal gestatten, daß Hofleute von demselben Geschenke annähmen. Die Diener des Kaisers mußten Herrn Rassam königliche Ehre erweisen, weil er Vertreter der britischen Königin sei; sie mußten vor ihm knien und den Boden mit der Stirn berühren. Als er in Korata ankam, wurde er von etwa 60 Priestern empfangen, die in vollem Ornate da standen und Psalmen sangen.

Die Freigelassenen wurden noch einmal verhört, gestanden ein, daß sie unrecht gethan und baten, daß der Kaiser Theodor als Christ ihnen, den Christen, vergeben möge. Der Kaiser hatte an Rassam geschrieben: „Wenn ich ihnen Unrecht gethan habe, so laß es mich wissen und ich will es wieder gut machen; findest Du aber, daß sie im Unrechte sind, dann will ich ihnen verzeihen."

Rassam, dem daran lag, den Kaiser bei guter Laune zu erhalten, hütete sich wohl, dem mächtigen Manne Anstoß zu geben. Dieser ließ dann das Schreiben verlesen, welches die Königin von England an ihn gerichtet hat; ein Gleiches geschah mit der Antwort, welche er nach London geschrieben. In dieser sagt er: „In meiner Niedrigkeit bin ich nicht würdig, Ew. Majestät anzureden, aber erlauchte Fürsten und der tiefe Ocean können Alles vertragen. Ich, ein unwissender Aethiopier, hoffe, daß Ew. Majestät mir meine Fehler nachsehen und meine Vergehen verzeihen werde." Der Schluß lautet: „Rathe mir, aber tadle mich nicht, o Königin, deren Majestät Gott verherrlicht hat und der er Weisheit im Ueberfluß gegeben."

Aber Barbaren sind wandelbar. Rassams Plan war, nach dem abyssinischen Osterfest, das auf den 8. April fiel, mit den Freigelassenen abzureisen. Da ist es dem Kaiser plötzlich eingefallen, sie alle, diesmal Herrn Rassam mit eingeschlossen, wieder ins Gefängniß zu sperren. Er war so grimmig, daß er sie ohne Ausnahme hinrichten lassen wollte. Späterhin hat er sie doch wieder freigegeben. Ueber diese Vorgänge fehlen noch zusammenhängende Nachrichten.

Aber einen interessanten Einblick in das Leben und Treiben des Gewaltherrschers erhalten wir durch die Schrift von F. H. Apel: „Drei Monate in Abyssinien und Gefangenschaft unter König Theodorus II." Zürich 1866 (bei Carl Meyer).

Herr Apel ist in Rom, bewundert die alten Denkmäler und lernt dort einige Missionäre kennen, von denen der eine in aller Eile nach Chartum am Weißen Nil will. Sofort nahm er sich vor, mit dorthin zu gehen und dann weiter nach Abyssinien zu reisen, um zu sehen, wie es dort den Gefangenen ergehe. In Alexandria aber verließ er den christlichen Missionär und ging mit einem türkischen Bimbascha und 400 Circassiern nach dem Sudan. Von Chartum zog er am Blauen Nil hinauf und gelangte weiter nach Matamma und Wochne, das einen Stapelplatz für das westliche Abyssinien bildet. Wie war dort im christlichen Lande der Empfang?

„Sobald das Haupt des Dorfes, Ras Jakub, von meiner Ankunft hörte, begab er sich in meine Hütte und fing gleich an, mich auszufragen. Nun sollten meine Leiden schon beginnen, denn bevor ich auf seine erste Frage, weshalb ich nach Abyssinien gekommen sei, antworten konnte, ließ er mich gleich von vier Soldaten ergreifen, meine Taschen ausleeren, meinen Koffer durchsuchen, Pistolen und Büchsen wegnehmen und mich in seine eigene Hütte führen. Dies geschah am 5. Januar 1865. Umsonst fragte ich nach dem Grund eines solchen Verfahrens. Mein Dolmetscher zuckte die Achseln, sagte mir, es sei vom Schicksal so bestimmt, rieth mir, schlafen zu gehen und ging mir mit löblichem Beispiele voran. Ich entschloß mich aber, die ganze Nacht durchzuwachen, doch fielen mir bald die Augen zu. Am Morgen wurde ich geweckt und vom Ras benachrichtigt, daß ich mich sofort nach Gondar begeben solle. Mein Pferd wurde vermittelst eines Seiles von etwa 3 Ellen Länge an das eines ungeheuern Abyssiniers befestigt, dessen scharfe Lanze sehr bald in anatomische Berührung mit meinen Rippen gerathen wäre, sobald ich den geringsten Versuch zum Entrinnen gemacht hätte. Auf diesem Ritt von Wochne nach Gondar habe ich mit eigenen Augen das gesehen, was von Bruce so standhaft behauptet und von der ungläubigen Civilisation bestritten wurde, — nämlich das Herausschneiden des Fleisches von noch lebenden Thieren, und das Genießen desselben, während das Thier noch im Todeskampfe liegt. Es wurden ihm, von den Christen, die Füße gebunden, es fiel auf die Seite und alsbald schnitt man ihm Stücke Fleisches aus dem Rumpfe, welche, noch zuckend von der Muskelbewegung, gierig von den Menschen verschlungen wurden. Das Thier verblutete und blieb dann eine Beute der Schakale. Mir wurde ein blutiges, zuckendes Stück Fleisch zugeworfen und ich habe, so widerwärtig mir das Ganze auch war, doch den größten Theil desselben verzehrt, so arg hatte mich der Hunger mitgenommen, denn seit zwei Tagen hatte ich nichts genossen. Dieselbe Kost wurde mir während der ganzen Reise angeboten."

Das war Herrn Apels Empfang in Abyssinien, dem christlichen Lande. Er kam nach Gondar, wo ihn ein Mann empfing, der ihn italienisch anredete:

„Bist du wieder einer von diesen vermaledeiten Ketzern, welche unsere Religion, die wir von den Heiligen Frumentius und Aedilius selbst empfangen haben, umstürzen wollen?"

Dieser Mann war der Oberpriester der abyssinischen Kirche, der Abuna. Herr Apel antwortete begütigend. Weitere Frage:

„Hast Du keine Bibel mitgebracht, das Volk irre zu führen und unsere heilige Kirche zu untergraben?" Antwort: er, der Fremde, beschäftige sich nicht mit der Seele, sondern mit dem Leibe, er sei ein Arzt.

„Ihr seid aber alle Räuber und Lügner, ihr Engländer! Ihr kommt zu uns als Werkleute verkleidet, gebt vor, euch

mit der Arbeit zu beschäftigen, unterrichtet aber das ganze Volk und führt es zum Verderben." Dann brach er in einen Strom von Schimpfreden über Herrn Stern und die anderen Missionäre aus.

Am andern Tage wurde Apel zum Gimp oder Schloß des Königs geführt, das er in ziemlichem Verfalle fand. Er gelangte durch staubige, schmutzige Zimmer in den Audienzsaal des Königs, der leidlich sauber aussah. Theodor saß auf einem mit Seide überzogenen Bette, das mit Gold- und Silberbrokat umhängt war. „Es herrschte eine Anmuth und Würde in seinen Bewegungen, die ich wirklich als königlich bezeichnen kann; die breite, hohe Stirn zeugt von keinen geringen geistigen Befähigungen. Doch leicht konnte man sehen, welche Verheerungen fortwährende Orgien und der unmäßige Trunk verübt hatten, und der wilde Blick, welcher aus den rollenden Augen mir entgegen leuchtete, zeigte nur zu deutlich, daß Seine Majestät gerade unter dem Einflusse des berauschenden Getränkes stand."

Den Patriarchen schildert Herr Apel in folgender Weise: „Salama, der jetzige Abuna der abyssinischen Kirche, ist ein trauriges Bild des lasterhaften, ignoranten Zustandes der ganzen ägyptischen Kirche. Stolz, unwissend, grausam, intriguant, sucht er auf jede Weise sich Gewalt und Reichthum zu erwerben. Er treibt sogar Sklavenhandel und nimmt nicht einmal Anstand, sich die Kirchengefäße anzueignen, sie nach Aegypten zu senden und dort zu verkaufen. Er ist der geschworne Feind aller Europäer."

Die nachfolgende Erzählung ist bezeichnend für die Zustände, in welchen sich in Abyssinien das Christenthum befindet.

Die ägyptische Regierung sah mit Besorgniß, daß Theodors Macht sich befestigte und ausbreitete. Sie schickte also das kirchliche Oberhaupt der ägyptischen Christen, den Patriarchen Daud, nach Abyssinien; er sollte wegen der Sicherheit der Grenzen und wegen der Schonung der Mohammedaner unterhandeln. Theodor wollte aber nicht begreifen, wie ein christlicher Patriarch als Gesandter eines ungläubigen Türken auftreten könne und hielt ihn für einen verkappten Muselmann; ohnehin trieb er öffentlich Sklavenhandel. Einmal zog Theodor ein Pistol hervor, zielte auf den erschreckten Patriarchen und rief: „Heiliger Vater, ertheile mir den Segen!"

Daud warf sich auf die Kniee und gab den Segen. Aber einige Tage später, als er sich mit dem Kaiser wieder überworfen hatte, excommunicirte er denselben. Da ließ Theodor den Abuna Salama kommen; dieser abyssinische Patriarch sollte den Bann des ägyptischen Patriarchen, der eigentlich sein geistlicher Vorgesetzter ist, aufheben. Der König hatte, nicht weit von seinem eigenen Zelte, jedem der beiden Patriarchen einen von Dornen eingezäunten Platz angewiesen, von wo aus dann jeder über den andern den Bann aussprach.

„Ich bin Dein Oberhaupt!" sagte der Aegypter, „mir sollst Du gehorchen."

„In Alexandria allerdings; aber hier in Abyssinien bin ich alleiniges Kirchenhaupt."

„Widerspenstiger Priester, ich excommunicire Dich, sammt Deinem Könige."

„Und ich Dich auch," antwortete kaltblütig Salama, „mir allein steht das Recht zu, den Bann auszusprechen."

Der Streit währte mehre Tage fort, bis Theodor den Daud unverrichteter Sache nach Kairo zurückschickte. Aus Rache ließ dieser alle Güter der Abyssinier in Jerusalem confisciren, und das abyssinische Kloster verkaufte er dem russischen Bischofe für 60,000 Thaler, welche er in seine Tasche steckte. —

Als Theodor in Tigre den Insurgenten Negussi, 1861, aufs Haupt geschlagen und gefangen genommen hatte, ließ er ihn und seinen Bruder vorführen und beiden die linke Hand und den rechten Fuß abhauen, und um die Schmerzen desto qualvoller zu machen, verbot er, ihren brennenden Durst zu löschen. Tesama starb noch an demselben Tage. Negussi lebte bis zum dritten Tage und man machte seinen Leiden durch einen Lanzenstich ein Ende. Die Kirchen strömten vom Blut der Hingerichteten, und als eine Deputation der Geistlichen in Axum vor Theodor erschien, äußerte dieser christliche Barbar: „Ich habe einen Bund mit Gott abgeschlossen; er hat versprochen, mich auf Erden nicht zu schlagen; ich dagegen habe gelobt, nicht in den Himmel zu steigen und ihn zu bekämpfen."

Es ist Alles patriarchalische Barbarei. Ein Soldat hat zwei Kaufleute beraubt und ermordet; man führt ihn vor den König, der ihn fragt, weshalb er sie ermordet und nicht einfach beraubt habe. Der Mörder äußerte, wenn er sie nicht getödtet hätte, würden sie ihr Gut vertheidigt haben. Theodor ließ ihm die beiden Hände abhauen und auf einem Teller vorsetzen! „Du hattest also Hunger? Gut; nun hast Du zu essen."

Da die Irrungen zwischen dem abyssinischen Gewalthaber und den Europäern vorzugsweise dadurch entstanden sind, daß katholische wie protestantische Missionäre, die sehr unwillkommen und verdächtig erscheinen, sich im Land einfanden, so ist das Urtheil eines Mannes wie Apel bemerkenswerth; er stand mit Missionären in befreundeten Verhältnissen.

„Von Palästina kann ich bestimmt behaupten, daß kein einziger Moslem je aus Ueberzeugung zur protestantischen Religion übergetreten ist, oder ohne irgend einen materiellen Vortheil dadurch zu gewinnen. Von den Hebräern, welche von der Mission zu Jerusalem bekehrt worden sind, gibt es zwei, welche ich als durchaus rechtliche Männer bezeichnen könnte, und zwei, welche weder kalt noch lau sind; die übrigen taugen ganz einfach nichts. — — Mit dem bloßen Predigen und Disputiren wird selten ein Jude, ein Orientale nie bekehrt werden. Die Missionäre nach dem alten Systeme richten nichts aus; im Gegentheil, sie säen nur Streit und Erbitterung."

Was nun die Missionäre in Abyssinien betrifft, so nahm Theodor diejenigen, welche ihm Bischof Gobat aus Jerusalem geschickt hatte, mit in den Krieg, damit sie ihm Waffen nachsehen und ausbessern sollten. Er ließ einmal Herrn Rosenthal kommen und befahl ihm, einen Kriegswagen zu machen. Theodor hatte in den alten jüdischen Büchern gelesen, daß König David zu Wagen in den Krieg gezogen sei, und das wollte er nun auch thun. Nach Rosenthals Angaben wurde dann ein Wagen gebaut, so gut oder übel es eben gehen wollte; man strich ihn hellgrün an und trug ihn zum Könige, denn man hatte vergessen, einen fahrbaren Weg zu machen! Als nun die Missionäre baten, nicht blos Wagen bauen und Waffen repariren, sondern auch den Abyssiniern predigen zu dürfen, verweigerte er das: „In meinem Reiche soll es nur eine Religion geben, die des Königs."

„Bei Allem, was er thut, ist es auf Effekt abgesehen; er tritt theatralisch auf, oder wie die Abyssinier sich ausdrücken fakerer, gloriosus."

Ein Gardehauptmann erzählte Herrn Apel Folgendes: „Ich wurde an einem Sonntage früh um 6 Uhr zum Könige gerufen. Er sagte zu mir: Bascha Georg, suche den Abuna auf und schimpfe ihn einen Hund, nenne ihn einen Esel." — Der Hauptmann gab dem König zu bedenken, daß er eben ein bloßer Bascha sei; wenn ein Ras, d. h. General,

diese heiligen Worte Sr. Majestät beim Patriarchen ausrichte, so werde das doppelt wirksam sein. So geschah es auch; der Patriarch nahm den Esel und den Hund mit einer stillen Verbeugung entgegen.

„Was unsere europäische Civilisation betrifft, so hat Theodor von deren materiellen Vortheilen eine hohe Meinung; von der moralischen Tüchtigkeit des Westens ist er noch nicht so recht überzeugt. Fünf Sechstel der Europäer, welche Neugier oder Handelsgeist nach Abyssinien führte, haben sich keineswegs so betragen, daß sie dem Namen eines Franken Ehre machen."

Als im Jahre 1863 viele Empörungen gleichzeitig ausbrachen, redete Theodor öffentlich in folgender Weise: — „Gott erhob mich aus dem Staub, um die unrechtmäßigen Fürsten zu züchtigen und zu vertreiben. Er hat diese Wunder ohne mein Zuthun bewirkt. Ich habe einen Beruf; worin besteht derselbe? Anfangs glaubte ich, das Volk könne ich durch Frieden, Handel und sanfte Behandlung erheben. Aber trotz aller Güte ist es schlimmer, als ob es unter dem grausamsten Drucke stände. Nun weiß ich meine Bestimmung, ich soll diesem Lande der Zorn Gottes sein!" — Er ließ ein Siegel mit der Inschrift: „Theodor, Geißel der Rebellen" stechen.

Apel erzählt ausführlich, wie es ihm selber in Gondar erging. Der König fragte ihn, wie er, ein „Engländer", ohne Erlaubniß ins Reich gekommen sei? Auf die Antwort, daß er von Wochne aus um eine solche habe bitten wollen, aber sofort nach Gondar abgeführt worden sei, rief der König: „Und hier wirst Du bleiben, so lange Dein Kopf auf den Schultern steht. Was Du verschuldet hast, weiß ich noch nicht, aber bis auf Weiteres ist das Gefängniß der beste Platz für Dich. Deine Landsleute und Deinen Consul habe ich ohnehin schon eingesperrt.. Ihr seid Alle in einem Complotte; ich kenne das. Was hat ein englischer Arzt hier zu schaffen; das Land ausspioniren willst Du. Fort mit ihm!"

Der Abuna kam zu Apel ins Gefängniß, um mit ihm über kirchliche Dinge zu sprechen und ihn überhaupt auszuhorchen. Es war, da überhaupt Barbaren viel Gewicht auf Dogmen und unverständliche Dinge legen, viel die Rede von solchen und von der heiligen Miriam. Die Bibel der Abendländer sei unecht, dagegen besäße man in Abyssinien alte heilige Schriften rc. Nach längerer Haft ließ Theodor Herrn Apel frei, gab ihm aber den Rath, das Land so schnell als möglich zu verlassen. Am 18. März 1863 zog er mit einer Karawane von Gondar ab und war nach drei Wochen wieder in Matamma.

Ueber die Vorgänge, welche sich auf die Einkerkerung Sterns, Camerons rc. beziehen, gibt Herr Apel sehr ausführliche Nachrichten. Wir schließen mit Folgendem, das echt abyssinisch ist.

Theodor gab den Missionären Befehl, einen Mörser zu gießen. Als sie Einwendungen machten, erklärte er, sie sollten gehorchen oder würden eingesperrt. Zum Glück befanden sich unter den Juden ein Pole, der früher in der Armee gedient hatte und bis nach Gondar verschlagen worden war. Diesem gelang es, einen Mörser herzurichten, ein Gestell zu machen und einige Kugeln zu gießen. Das Ganze wurde im Triumph zum Könige gebracht. Man lud eine Kugel ein, die ein paar hundert Schritte weit flog. Theodor war befriedigt.

Der Missionär Rosenthal hatte von Chartum her einen 6 Fuß langen Teppich erhalten. Auf demselben war der Löwentödter Jules Gérard abgebildet, wie er eben ein Thier erlegt. Damit wollte Rosenthal dem König ein Geschenk machen, bat um eine Audienz und legte seine Gabe hin. Theodor gerieth in Wuth und rief:

„Seht diesen frechen Buben an! Er ist so unverschämt, mir zu sagen, daß ich von den Türken fortgejagt und erschossen werde!" Gérard war nämlich mit türkischem Fes abgebildet und sah also aus wie ein Mohammedaner. Der Löwe aber ist das Symbol des abyssinischen Volkes. Vergeblich suchte Rosenthal die wahre Bedeutung des Bildes zu erklären; er wurde sogleich ins Gefängniß geführt, sehr hart behandelt und erst nach Verlauf von etwa drei Wochen wieder freigelassen.

Das deutsche Element in der Walachei.

Wir können in Bezug auf das Glück, welches den deutschen Einwanderer in den unteren Donauländern, namentlich in der Moldau und Walachei erwartet, uns nach sehr eingehenden Beobachtungen und Erfahrungen nicht so günstig aussprechen, wie in neuerer Zeit Mehre es gethan, die den Strom der deutschen Auswanderung ausschließlich nach den Donauländern lenken wollten. Es wurde namentlich hervorgehoben, daß es ein verdienstliches Werk sei, deutsche Kraft und deutsches Kapital nicht ausschließlich den Anglo-Amerikanern zuzutragen. Vorzüglich wurde betont, daß auch in der Walachei und Moldau, in Serbien und Bulgarien noch unbebauter Boden genug sei. Flüsse durchströmten die reichen Ebenen, und an der Südgrenze der erstgenannten Länder ziehe sich in langem Laufe der mächtige deutsche Strom, die Donau, hin. —

Dieses Alles hat seine volle Richtigkeit. Ja, große, ungeheuere Flächen sind dort noch unbebaut. Nicht wie in Deutschland drängt sich Dorf an Dorf, nicht wie dort hat auch das kleinste Stückchen Erde einen hohen Werth. An der Nordgrenze der Walachei zieht sich die majestätische Gebirgskette der Karpathen in ununterbrochener Reihe viele Meilen lang hin; in den höheren Lagen mit unermeßlichen Tannenwäldern bedeckt, während das Mittelgebirge riesige Buchenhochwaldungen trägt. Die Gebirge verschließen in ihrem Schooße offenbar eine Menge nützlicher Metalle, deren Lagerstätten aber noch sehr unvollständig untersucht wurden. Es fehlt nicht an Kalk und Marmorgestein. Der Salzreichthum des Landes ist geradezu unerschöpflich. Erdöl wird in bedeutender Menge gewonnen. Ueber 25 Flüsse und Flüßchen durchströmen das Land von Nord nach Süd; alle münden schließlich in die Donau. Freilich müssen wir bemerken, daß bis jetzt keiner dieser Flüsse dem Lande durch Schiffbarkeit u. dergl. Nutzen schafft, sondern daß sie durch die oft maßlosen Ueberschwemmungen großen Schaden thun.

Auf den weiten, fruchtbaren Tiefebenen wächst herrliches Gras, welches stattliche Viehheerden ernährt. Namentlich im südlichen Theile des Landes sind zahlreiche kleine Seen und ausgedehnte Rohrbrüche. Das Schilf wird von einigen Grundbesitzern zu hohem Preise verkauft, da viele Ortschaften dasselbe zum Dachdecken benutzen. Diese Teiche und Seen sind oft mit Wildenten und sonstigen Wasservögeln förmlich bedeckt, während stattliche Trappenheerden durch die weiten Steppen schweifen. Das Klima ist im Allgemeinen gut. Intermittirende Fieber treten, wie in allen nassen Tiefländern, nicht selten auf, indeß nirgends so bösartig wie in den heißeren Erdstrichen.

Diese Vortheile alle wurden von Denen hervorgehoben, welche sich mit der Hoffnung schmeichelten, die Auswanderung nach diesen Gegenden lenken zu können. Doch hatten sie zu wenig auf die eingeborne Bevölkerung, auf die Regierung und die allgemeine politische Lage des Landes Rücksicht genommen und vorausgesetzt, daß die Rumänen und ihre Regierung die Deutschen mit offenen Armen empfangen würden, ja sich wohl gar bald von deutschem Einflusse leiten lassen möchten. Diese Voraussetzungen sind aber unbegründet. — Allerdings muß der deutsche Auswanderer, der Geld und Arbeitskraft, deutschen Fleiß und deutsche Sitte in ein fremdes, wenig kultivirtes Land trägt, oder tragen soll, erwarten und verlangen, daß sein dem Lande nützliches Streben von der Regierung und Bevölkerung freundlich und unterstützend anerkannt werde. (In den La Plata-Gegenden ist das z. B. entschieden der Fall.)

Aber wie steht es in dieser Beziehung in der Walachei und Moldau, in Serbien und Bulgarien? Schon die schwankenden politischen Verhältnisse dieser Länder müssen gerechtes Bedenken erregen, sich vertrauensvoll in denselben niederzulassen. Doch betrachten wir zunächst das Verhalten der Regierung den Deutschen gegenüber; welche Aussichten ergeben sich da? Hat diese Regierung schon gezeigt, daß ihr die Colonisation des Landes, die Hebung der Volkswohlfahrt aufrichtig am Herzen liege? Ist es ihr je in den Sinn gekommen, namentlich deutsche Einwanderer in ihr noch so wenig kultivirtes Territorium zu rufen? Durchaus nicht. Die Regierung Rumäniens hat zu viel mit inneren Parteikämpfen zu thun. Ein großartiges Bestechungs- und Corruptionssystem versplittert die Summen, welche auf reellere Zwecke verwendet werden sollten. Dabei soll Alles „rumänisirt" werden, und man findet das intelligente deutsche Element sehr unbequem. Der Haupteifer der Regierung scheint auf die Bildung und Entwickelung einer großen Militärmacht gerichtet zu sein. Wie sich freilich ein großes Heer mit einer schwachen Landbevölkerung verträgt — das mag die rumänische Regierung am besten wissen. —

In Bezug auf die Bevölkerung können wir, auf zahlreiche Beobachtungen gestützt, behaupten, daß sie deutscher Einwanderung ebenfalls sehr ungünstig gestimmt ist. Das Volk des flachen Landes und der wenigen kleinen Städte ist ausschließlich romanisch. Alle gehören der griechisch-orientalischen Kirche an. Dabei sind sie sehr geneigt, alle anderen Glaubensangehörigen für „Unchristen" zu halten, und nur sich allein für die Auserwählten. Sehr naiv ist z. B. der Ausdruck, wenn ein Protestant oder Katholik aus welchem Grunde immer zur „orthodoxen" Kirche übertritt, sie von ihm sagen: am face cristin — wir haben ihn zum Christen gemacht.

Im Allgemeinen stehen die Walachen auf der niedrigsten Bildungsstufe, interessiren sich für nichts, was nicht ihre Sinnlichkeit berührt, und haben sehr wenig Lust, etwas zu lernen. — Aber, so wird man einwenden, leben denn nicht in Bukarest über 10,000 Deutsche und meist in glücklichen Verhältnissen? Ja, das ist richtig. Doch nur in Bukarest. Auch die Rumänen brauchen Stiefeln und Schuhe, darum müssen deutsche Schuster da sein. Nicht alle können ihre Kleider aus Paris sich bringen lassen, darum müssen deutsche Schneider da sein — wenn sie auch französische Namen führen. Uhrmacher, Möbeltischler, Wagenfabrikanten, Galanterie- und Modewaarenhandlungen, Apotheken und Gasthöfe, das Alles ist deutsch. Für alle diese Fächer finden die Rumänen noch keine Vertreter aus ihrem Volke. Vor wenig Jahrzehnten noch wurden selbst die gemeinsten Handwerke lediglich von Ausländern betrieben.

Doch das oben Gesagte ist noch kein Beweis dafür, daß der Deutsche sich hier überhaupt wohl und heimisch fühlen müsse. Bukarest bildet nur eine Ausnahme und nicht die Regel, nach der man das Land beurtheilen kann. Der Handel ist dort der große Motor, welcher Alles in Bewegung setzt und erhält. Dieser zog die vielen fremden Consulate hierher und machte die Errichtung anständiger und zahlreicher Gasthöfe nöthig, während man sonst im Lande meist nur sehr klägliche schmutzige Herbergen findet. Trifft man auf irgend einer Station ein leidlich eingerichtetes Wirthshaus, so ist der Eigenthümer bestimmt ein Deutscher. Die nahe Verbindung Bukarests mit den Donauhäfen erleichterte den Verkehr und brachte viele Fremde her. —

In anderen Landestheilen ist dagegen keine einzige Kunststraße; die Kommunikationswege sind überhaupt sehr schlecht. Mit Leichtigkeit könnte man Eisenbahnen anlegen; Eichen zu Schwellen ꝛc. wachsen selbst im Tieflande und könnten das Material liefern. Concession auf Concession wird ertheilt, über Lauf und Verbindung dieser oder jener Bahnstrecke werden heftige Debatten geführt, aber bis heute noch ist nicht eine Meile wirklich ausgebaut. Wenn die extravagante Rumänisationsidee, welche jetzt in so vielen Köpfen spukt, einmal zum wilden Ausbruch kommt, dann könnte es leicht geschehen, daß alle Deutschen zur Auswanderung gezwungen würden. Geschichtliche Beispiele solcher Katastrophen ließen sich anführen. Wie wenig Umstände die Rumänen vorkommenden Falls mit den Deutschen machen, kann man aus Folgendem entnehmen. Wir begegneten z. B. Zügen von 40 bis 60 Mann Deutschen, die man auswies, weil sie angeblich Steuern verweigert haben sollten, oder weil sich Mängel in ihrem Passe fänden, — nicht Einer hatte auch nur das geringste positive Verbrechen begangen. Sie wurden mit Halseisen paarweise aneinander geschlossen über die 36 Stunden weit entfernte Grenze transportirt. Mehre dieser „Schüblinge" gehörten durchaus nicht den niederen Klassen an. Die Meisten trafen auf der österreichischen Grenze in einem erbärmlichen Zustande ein. Essen konnten sie, was sie in der Tasche trugen, denn die Regierung gab ihnen nichts. Nachts wurden sie in den Gebirgswirthshäusern in einen engen Raum getrieben, wo sie im Stockfinstern auf der kalten Erde liegend sichs bequem machen konnten! — Man sieht die rumänische Halbbarbarei in solchen Vorgängen recht handgreiflich. — Manche wollen nicht daran verzweifeln, daß eine heilsame Aenderung der Regierungsprinzipien möglich sei, namentlich wenn irgend ein dem deutschen Stamme selbst angehöriger Fürst hier dauernd regiert. — Aber lasse sich doch Niemand einfallen, deutsche Auswanderer auf den Boden Rumäniens verlocken zu wollen! Eine gedeihliche und gesicherte Zukunft könnten sie ohnedies nur haben, wenn sie, wie einst die deutschen Ansiedler in

Siebenbürgen, sich sogleich zu festen Gemeinwesen konstituiren könnten und wie dort ihre eigenen Richter, Schulen und Pfarrämter hätten. Daß aber die Regierung Rumäniens nicht der klugen Politik der alten Könige von Ungarn folgen werde, davon sind wir überzeugt.

Das über die Walachei Gesagte gilt in voller Ausdehnung auch für die Moldau, für Serbien und Bulgarien, die sämmtlich unter denselben Uebelständen leiden. Es müßten noch wunderbare Veränderungen vorgehen, bis deutsche Einwanderer dort eine zweite gemüthliche, traute Heimat finden könnten. Lange noch werden Tausende und Tausende, trotz der Gefahren und Beschwerlichkeiten der weiten Seereise und der viel größeren Reisekosten über die blauen Wogen des Atlantischen Oceans segeln und dort sich eine neue Heimat gründen. Und welchen politischen Unruhen und Wechselfällen werden alle Länder an der untern Donau während der nächsten Jahrzehnte ausgesetzt sein?

Kronstadt in Siebenbürgen.

Wilhelm Hausmann.

Kjökken möddings in Südamerika.

Schon früher haben wir darauf hingewiesen, daß Muschelhügel, die aus sogenannten Küchenabfällen bestehen, bei Paranahyba in Brasilien und an der Küste von Ecuador aufgefunden worden sind. Neuerdings erhalten wir Kunde über das Vorkommen derselben in anderen Gegenden. Richard Burton, jetzt Consul zu Santos in der brasilianischen Provinz San Paulo, untersuchte im Dezember 1865 die Bay des genannten Hafens. Die Küste jener Region ist auf einer Strecke von etwa 50 Leguas, von der Angra dos Rios bis zum Rio Conanen von Goayana-Indianern bewohnt gewesen, die jetzt verschwunden sind. Sie hatten weder Pflanzungen noch Dörfer und wohnten in Höhlen oder Erdlöchern; in diesen unterhielten sie bei Tag und Nacht ein Feuer und schliefen auf Fellen wilder Thiere. Sie verschwanden aus der Santosbay um das Jahr 1532, bald nach Ankunft der Portugiesen. Man weiß, daß sie den wilden Thieren auf den Wanderungen in den sogenannten Wintermonaten, Mai bis September, vom innern Hochlande nach der Küste hin folgten und daß sie an dieser sich vorzugsweise von Austern und anderen Muschelthieren ernährten. Sie haben im Mangrovegebüsch, wo Krabben und verschiedene Arten von Crustaceen sehr häufig sind, Lagerplätze gehabt. An diesen liegen die leeren Schalen zu hohen Hügeln aufgehäuft, und in diesen begruben sie ihre Todten. Manche sind Doppelhügel und dann allemal durch einen kleinen Strom süßen Wassers von einander getrennt. Solcher Kjökken möddings hat Burton in der Santosbay ungefähr 20 gefunden; doch liegen noch manche andere der Küste entlang bei Iguapa, Conanen und weiter nach Süden hin. Manche haben eine beträchtliche Größe. Auf der Ilha de Casceiro, nordwestlich von Santos liegen drei Hügel; einer derselben ist ungefähr 200 (?) Fuß hoch und hat 2800 Fuß im Durchmesser. Die Schalen bilden ein Conglomorat, oft in Blöcken von mindestens 20 Centner Schwere. Seit drei Jahrhunderten brennt man Kalk aus diesen Schalen, und der Vorrath wird noch lange Zeit andauern.

Der zweite Fund ist am Essequibo, in Britisch Guyana, gemacht worden; dort hat der Missionär Brett einen „Tumulus“ geöffnet (Journal der londoner anthropologischen Gesellschaft. Oktober 1866. S. 95). Der Hügel liegt am steilen Abhang des Waramuri-Sandriffs, unweit vom Ufer des Moruca, da wo eine ausgedehnte Sumpfgegend beginnt, in welcher die Warans und andere Indianerhorden wohnen; sie erstreckt sich nach Nordwesten hin bis zum Delta des Orinoco. Der Hügel hat jetzt etwa 20 Fuß Höhe, ist hübsch abgerundet und hat an seiner Basis etwa 100 Fuß im Durchmesser. Das „Riff“, auf welchem er sich erhebt, besteht gleich anderen, die weiter landeinwärts liegen, aus weißem Sande, der mit Torf oder zersetzten Pflanzenstoffen gemischt ist, aber keine organischen Ueberreste enthält. Riff und Tumulus waren zu der Zeit, da die Mission gegründet wurde, also 1845, mit Waldbäumen bewachsen. Im November 1865 begann Hrn. Bretts Katechist, Campbell, mit den Ausgrabungsarbeiten, indem er von Osten nach Westen einen Einschnitt von 20 Fuß Breite machte; nach der Tiefe zu war er dann schmaler. „So weit nachgegraben wurde, bestand der Hügel vorzugsweise aus schwarz- und weißgestreiften Strandmondschnecken, ähnlich denen, welche man noch auf der Oberfläche findet, von Krabben, Venusmuscheln, Trompetenmuscheln in ganz ungeheuerer Menge. Dazwischen lagen Ueberreste von Fischen und Landthieren. Das Ganze machte den Eindruck, als hätten wir die Abfälle unzähliger Mahlzeiten längstverschwundener Menschen vor uns, von Menschen aus sehr alten Zeiten, in denen die Waramuri-Bergkette, die jetzt durch eine 10 bis 12 Miles breite Strecke angeschwemmten Bodens vom Meer entfernt ist, noch ein Vorgebirge, vielleicht gar eine Insel war. Man sieht die im leichten Erdboden eingebetteten Muscheln an beiden Seiten des Einschnittes in dünnen Lagen so dicht auf einander, daß man unwillkürlich an die Häute einer Zwiebel erinnert wird. Streifen oder verschiedene Farben deuten die successiven Ablagerungen an. Wir konnten nur 7 bis 8 Fuß tief graben; die Indianer verweigerten nämlich die Arbeit, sie wollten die menschlichen Ueberreste, welche wir schon in 4 bis 5 Fuß Tiefe gefunden hatten, nicht noch mehr stören und beunruhigen. Diese Menschenknochen lagen an fünf oder sechs Stellen, aber nicht etwa in senkrechter oder horizontaler Lage, sondern die Ueberbleibsel jedes einzelnen Menschen waren zerbrochen und durcheinander geworfen in einer Weise, die sich gar nicht beschreiben läßt. So liegt z. B. das Bruchstück eines Elbogenknochens zwischen den Rückenwirbeln, und manche ganz verschiedene Theile sind in der seltsamsten Verwirrung wie an- und durcheinander geschweißt. Ich habe ein Kästchen voll dieser menschlichen Ueberreste gesammelt, auch einige Proben von Knochen großer Fische, sodann zwei Klumpen von harter rother Farbe, mehre Steinäxte oder vielmehr Tomahawks, welche einst Stiele von hartem Holze gehabt haben müssen; einen zerbrochenen Stein mit einer scharfen Schneide, der wahrscheinlich als Messer gebraucht worden ist; sodann noch einen seltsamen Stab, der versteinert und viel schwerer als die Knochen ist; leider ist derselbe beim Ausgraben in vier Theile zerbrochen. Er setzt alle, die

ihn sehen, in Erstaunen; vielleicht ist er ein fossil gewordener Schwanz eines gigantischen Rochen; doch überlasse ich die Entscheidung Anderen. Wir haben keinerlei Schmuck oder Metalle gefunden, wohl aber kleine Bruchstücke von Granit und anderen Steinen, womit Kinder zu spielen pflegen.

Seitdem die obengenannten Gegenstände ausgegraben worden sind, hat Herr Campbell ein kleines Loch einige Fuß tiefer ausgegraben. Er förderte dieselben Muscheln, Fischknochen rc. zu Tage, aber auch einen zerbrochenen Schädel und andere Menschenknochen. Auch fand er noch fünf Klumpen rother Farbe. Er wollte noch tiefer graben, aber dagegen erhoben die Indianer Einsprache. Aus dem Umstande, daß diese menschlichen Ueberreste so tief unter allen anderen, dazu ganz unregelmäßig und in so verschiedener Tiefe liegen, scheint sich zu ergeben, daß sie in verschiedenen Zeiten und während der Muschelhügel entstand, allmälig dahin gekommen sind.

Aber auf welche Weise geschah das? Man kann darüber zweierlei Muthmaßungen aufstellen. 1) Es ist möglich, daß sie dorthin gekommen seien, nachdem der Hügel schon lange, liebe Jahre vorhanden gewesen ist. Man hat sie dorthin gebracht entweder unmittelbar nach dem Tode, oder auch nachdem das Geripp lange Zeit über der Erde gewesen war, also gemäß einem Brauche, der noch heute bei manchen Indianern obwaltet. Dafür scheinen die Klumpen rother Farbe zu sprechen; die Indianer bemalten nämlich die Skelette ihrer Angehörigen nicht selten roth. Aber was soll man über die unregelmäßige Lage in so ganz verschiedenen Tiefen denken und daß sie zerbrochen zerstreut sind? Schädel und Kinnbacken von Kindern sind gewaltsam zerschmettert worden, offenbar auf einer Seite; alle anderen Schädel kommen nur in Bruchstücken vor, von welchen ich die größten gesammelt habe. Ein Mannsschädel ist etwa einen Viertelzoll dick und auch gleich den übrigen zersplittert. Manche Knochen sind allerdings während des Ausgrabens zerbrochen worden, aber das erkennt man sofort an der hellern Farbe, während dagegen die alten Brüche dunkel sind. — 2) Die ichthyophagen Menschen, von denen jener Hügel herrührt, haben vielleicht kannibalische Mahlzeiten gehalten und die Knochen gleich anderen Abfällen weggeworfen. Eine Ueberlieferung der Indianer sagt, daß die menschenfressenden Stämme allemal die Knochen zerschlugen, um das Mark heraus zu holen, und sie meinen, daß jene alten Knochen zu diesem Zwecke zerbrochen worden seien. Von dem Muschelhügel und dessen Geschichte wußten sie Nichts. Meiner Meinung nach wird man bei näheren Forschungen noch manche ähnliche Hügel finden."

Die Sprache der grönländischen Eskimo.

st. Die Sprache derselben kann nicht anders als arm und dürftig sein, da diesem Volke alle künstlichen und verwickelteren Verhältnisse fehlen. Für abstracte Begriffe mangelt es ihnen an Worten; haben sie doch nicht einmal eine Religion. Sie kennen nur wenige Adjectiva, aber gleich den übrigen amerikanischen Sprachen, die allesammt polysynthetisch sind, sehr viele Suffixa und Affixa; sie können daher Vielerlei auf kurzem Wege ausdrücken, aber in einer Weise, daß das einzelne Wort uns sehr überladen erscheint. Die Sprache ist daher, wie ihr genauer Kenner Paul Egede, der eine Grammatik und ein Wörterbuch der grönländischen Sprache verfaßt hat, sehr richtig bemerkt „ungemein schwer" zu erlernen. Für concrete Gegenstände, mit denen die Grönländer umgehen, und welche ihnen in ihrem eigenen Lande aufstoßen, haben sie dagegen einen großen Reichthum an Worten. Wir werden dies aus den folgenden Beispielen ersehen, die zugleich einen Blick in das Grönländische überhaupt gestatten. — Das Zeitwort Innuvok bedeutet: er lebt, ist ein Mensch. Davon ist abgeleitet: Inrugigpok, er ist ein hübscher Mensch; Innurdlukpok, er ist ein übelgestalteter Mensch; Innukulukpok, er ist ein unglücklicher Mensch; Innuksiorpok, er ist ein guter Mensch; Innukpilukpok, er ist ein schlechter Mensch; Innuksisimarok, es ist ein Mensch wie ein Grönländer; Innungoupok, er fängt an ein Grönländer zu werden. Für „Eis" haben sie eine Menge Ausdrücke. Illo ist Eis an den Fenstern, Sermaek Eis, das auf den Bergen liegt oder an Booten und Schlitten festgefroren ist, Sikko flaches Eis auf dem Wasser, Kaungak das Eis, welches durch Ebbe und Flut von der Küste an sich über das Wasser legt, Illuliak ein schwimmender Eisberg, Sermersoak das fette Eis, das auf dem ganzen Hochlande liegt, Kannik heißt Schnee, so lange er sich noch in der Luft befindet und Aput der Schnee, der auf der Erde liegt. — Höchst eigenthümlich ist es im Grönländischen, daß die Endungen der persönlichen Fürwörter Suffixa werden, welche die besitzanzeigenden Fürwörter ersetzen und die Personformen des Zeitwortes bilden. Betrachten wir jetzt die Conjugation der Gegenwart des Zeitwortes „sein": Uanga, ich bin; iblit, du bist; una, er ist; nagut, wir sind; ilipse, ihr seid; okko, sie sind; naguk, wir beide sind; iliptik, ihr beide seid; okko, sie beide sind.

Bei der schon oben erwähnten Eigenthümlichkeit vieler amerikanischen Sprachen, die Wörter zu verkürzen und dann zusammenzuschmelzen, wird es oft schwer, die einzelnen Wörterklassen aus einem Satz herauszufinden. So heißt z. B. im Grönländischen das zusammengesetzte Wort Aulisariartorasuarpok, er hat sich beeilt auszugehen, um zu fischen. Das ist zusammengeschmolzen aus: aulisarpok, er fischt, peartorpok, er geht aus zu thun, und pinnesuarpok, er beeilt sich. Von dem ersten Zeitwort ist aulisar beibehalten, vom zweiten eartor (e ist des Wohlklangs wegen in i verwandelt) und vom dritten esuarpok (pok als Verbalendung), wo das e wieder, des Wohllautes wegen, in a übergegangen ist.

Es hat diese Sprache auch schon ihre Literatur. Die diesjährige Augustnummer von Trübner's „American and Oriental Literary Record" enthält außer besonderen Rubriken über peruanische, mexicanische und yucatanische auch eine über Eskimo-Literatur, d. h. über in Grönland in der Eskimo-Sprache geschriebene und gedruckte Bücher. Da es Missionsunternehmungen sind, so sind es zumeist biblische Uebersetzungen, aber es befindet sich auch ein gemeinnütziges Journal darunter mit Holzschnitten, von Eskimos gezeichnet und ausgeführt.

Aus allen Erdtheilen.

Preise der Negersklaven in Innerafrika. Da die Stämme in Afrika sehr häufig Krieg führen, so werden auch Gefangene gemacht, und diese sind, nach Landesbrauch, Sklaven der Sieger. Viele werden niedergemacht, weil man sie nicht zu verwenden weiß und die Ausfuhr der „schwarzen Waare“ aus Afrika nach Amerika so gut wie völlig aufgehört hat. Als Eduard Vogel den Sultan von Bornu gegen die Musgo begleitete, wurden den männlichen Gefangenen die Fußsehnen abgeschnitten; man ließ sie auf freiem Felde verhungern und elend verderben. Das geschah, seitdem die Engländer in Tripolis und Tunis (wohin früher die Gefangenen verkauft wurden, um als Hausdiener verwandt und zum Mohammedanismus bekehrt zu werden) dem Negerhandel ein Ende gemacht hatten. Seitdem dieser auch über See verhindert ist, werden weit mehr Gefangene als früher getödtet. Aber die Fehden unter den Barbaren dauern ununterbrochen fort, obwohl der Menschenfang nicht mehr lohnt. Jetzt nun, so meldet die „Revue de Paris“, gilt im Innern ein Sklav, der ein Alter zwischen 25 und 35 Jahren hat, etwa 24 Francs. Man rechnet in Afrika nach Kaurimuscheln (Cypraea moneta), deren etwa 2400 auf einen Kronthaler gehen. Ein Negermädchen von 9 bis 15 Jahren ist nur 36 Francs werth, von 12 bis 15 Jahren ist der Preis um 5 Francs höher. „Man kann unter gegenwärtigen Umständen schon für einen Lappen rothen Tuches eine Sklavin bekommen.“ Man sieht, daß die Neger einander nicht hoch im Preise schätzen. Die londoner Philanthropen könnten jetzt billig einkaufen und viele Schwarze frei machen. Freilich läge dann die Schwierigkeit in Beantwortung der Frage: Was soll man mit solchen Freigekauften anfangen? Läßt man sie in Afrika, so werden sie bei der ersten besten Gelegenheit wieder zu Sklaven gemacht; in Europa kann man sie nicht verwenden, und Amerika hat schon mehr freie Neger, als ihm erwünscht sind.

Die Verwirrung in China dauert fort. Im Augustmonat war in der Reichshauptstadt Peking der Raub kleiner Kinder, Mädchen und junger Frauen an der Tagesordnung und auf eine schreckenerregende Höhe gestiegen. Die Briganten bedienen sich eines betäubenden Pulvers, um ihre Opfer einzuschläfern und dann fortzuschleppen. Nachher verlangen sie ein Lösegeld; wer nicht ausgelöst wird, verfällt dem Tode. — Die Nien fei-Rebellen sind aus der Provinz Hu pe nach Ho nan und Tschan tong gezogen, während im Westen die mohammedanischen Rebellen, von deren Treiben wir neulich im „Globus“ eine Schilderung entwarfen, Herren der Provinz Kan su sind und dort die Hauptstadt eingeäschert haben. Auch in Yün nan und Kuei tschen ist die Ruhe noch nicht wieder hergestellt, und die Stämme im Gebirge, welche bekanntlich nicht zum chinesischen Volksschlage gehören, sind in die Ebenen hinabgestiegen und plündern das Land aus. Und während auch in der Mandschurei die Unruhen fortdauern, geht der Seeraub an den Küsten nach wie vor im Schwange. „Das Himmlische Reich ist zu einer Hölle geworden.“

Die Mekka-Pilgerfahrt 1866. Wir finden über dieselbe in einer Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung“ folgende Notizen:

Mehre Berichte aus Dscheddah und Jambo von den nach Mekka und Medina geschickten türkischen Aerzten, welche gegenwärtig der internationalen Sanitätsconferenz vorliegen, enthalten zahlreiche interessante Details über die mohammedanische Pilgerfahrt. Ein Europäer, bekanntlich von den Mosleminen als das unreinlichste Geschöpf betrachtet, würde es nicht für möglich halten, daß es so viel Schmutz und Elend auf der Erde gibt. Die Schilderung der Zustände, von den türkischen Aerzten gewiß möglichst gelinde gehalten, läßt es als ein Wunder erscheinen, daß nicht jedes Jahr Pest oder Fleckfieber ausbrechen. Die empfohlenen und zum Theil schon in Angriff genommenen Maßregeln sind nicht ausreichend, und hoffentlich wird die Conferenz ihre Pflicht thun, Europa, wenn auch nicht vor der Cholera, jedenfalls aber vor der Einschleppung pestartiger Seuchen zu behüten. Die wichtigste Maßregel, nur solche Individuen, welche mit Geldmitteln reichlich versehen sind, zuzulassen, dürfte schwer auszuführen sein und leicht umgangen werden können. — Die Aerzte haben zum Theil auch Widerstand abseiten der Pilger zu erfahren gehabt, besonders von Seiten der indischen und javanischen Pilger. Eines Tages, als ein Theil der indischen Karawane nach Ablauf der Quarantänezeit die Erlaubniß erhielt, in Mekka einzuziehen, griffen die javanischen Pilger zu ihren Waffen, um vor Ablauf der bestimmten Zeit sich gewaltsam den Einzug in Mekka zu erzwingen. Eilig herbeigezogenes Militär entwaffnete die Rebellen, welche alsdann ihre Quarantäne unter strenger Bewachung beendigten. Während des Monats Sefer (Mai/Juni) starben in Mekka selbst 73 Menschen an Fieber, Dysenterie, Typhus und Blattern. Letztere richten besonders starke Verheerungen an, da die Impfung, deren ganz evidenter Nutzen in hiesigen Gegenden besonders ins Auge springt, noch nicht allgemein geworden ist. Von den vier Karawanen, welche von Medina nach Mekka zurückkehrten, starben unterwegs auf 2200 Pilger 130 (6 Procent). Seit dem 10. Mai sind in Dscheddah selbst nur 12 Cholerafälle vorgekommen, von denen 7 tödtlich endeten. Den türkischen Berichten zufolge ist der indische, resp. javanische Pilgerzug der bei weitem unreinlichste und gefährlichste.

Dolmen auch auf Tongatabu in der Südsee. In der Anthropologischen Gesellschaft zu London berichtete ein Herr Mackenzie, daß sein Oheim, Herr Hervey auf Tongatabu (20° 40′ S., 165° 40′ W.) ein merkwürdiges, aus Korallenfels aufgeführtes Bauwerk besucht habe. Dasselbe liegt an der Südostküste der Insel und kann in gewisser Beziehung als ein Cromlech bezeichnet werden und steht einsam und ganz abgelegen; in der ganzen Gegend sind weiter keine anderen Monumente vorhanden als die etwa 9 Miles entfernt liegenden sogen. cyklopischen Gräber der Tuitongas, welche wir schon in Cooks Reisen abgebildet finden; sie sind aber seit jener Zeit mit dichtem Waldgebüsch umwachsen und schwer zugänglich. Hervey, welcher seine Entdeckung zufällig machte, war nicht mit Werkzeugen zum Messen versehen, doch werden die nachfolgenden Angaben annähernd genau sein: der obere Querstein ist 24 Fuß lang und mehr als 4 Fuß dick; die aufrecht gestellten Steine sind 16 Fuß hoch, 8 Fuß bis 9 Fuß 6 Zoll breit von der Vorder- bis zur Hinterseite. Das Material besteht aus Korallenfels oder Riffkorallen aus der Nähe und ist verschieden von jenem der anderen Bauten auf der Insel; diese letzteren sind aus Steinen aufgeführt, welche man von der ziemlich weit von Tongatabu nach Nordosten hin liegenden Insel Wallis geholt hat. Das Bauwerk ist nicht nach den Himmelsgegenden orientirt. Jede geschichtliche Ueberlieferung fehlt, doch ist ein sehr hohes Alterthum unverkennbar. Die heutigen Insulaner sagen, dort habe einst ein großer Geist seine Last abgeworfen, und nun könnten alle Menschen auf Tongatabu dieselbe nicht emporheben. — Prichard hat in seiner Abhandlung über „Viti und dessen Bewohner“ auf das von Hervey besuchte Denkmal hingewiesen; es werde von den Eingebornen Haamofa Mani, d. h. Mani's Last, Bürde, genannt und man meine, der Geist habe diese Steine von Bulotu hergebracht.

Die amerikanische Völkerwanderung. Unter diesem Titel hat Hr. Friedrich von Hellwald zu Wien eine „Studie“ erscheinen lassen, welche in sehr verständiger Weise gegen die Annahme auftritt, derzufolge die westliche Erdhalbe ihre Urbewohner von Asien oder aus irgend einem andern Erdtheile erhalten haben soll. Er spricht sich entschieden für das Autochthonenthum der Amerikaner aus, und wir sind überzeugt, daß er darin Recht habe. Um jüdische Mythen, welche Jahrhunderte lang einen so großen Einfluß geübt haben, kümmert er sich natürlich gar nicht. Seitdem wir wissen, daß mindestens schon zur Diluvialzeit Menschen auf Erden gewohnt haben, hat die Wissenschaft mit Adam nichts mehr zu schaffen. Wenn die Natur in Asien rc. Menschen entstehen ließ, was hätte sie hindern sollen und hindern können, in Amerika ein Gleiches zu thun? Und sie hat es auch gethan. Wir kennen Menschenspuren in Amerika, die mindestens 50,000 Jahre hinaufreichen; es erscheint demnach gradezu absurd, die Urbewohner jenes Con-

tinentes aus der Fremde herzuholen; die alten Theorien verduften in ihr eigentliches Element, den grauen Nebel einer verirrten Phantasie. Die Nothbrücke der Behringsstraße, über welche man die Menschen nach Amerika von jenseits des Polarkreises her kommen und sie dann bis zum Feuerlande sich ausbreiten ließ, ist völlig eingebrochen. Herr von Hellwald hätte mit viel schärferer und mehr eingehender Kritik den alten Wahn bekämpfen können, in der Hauptsache aber ist seine Grundansicht gewiß zutreffend. Sehr richtig bemerkt er:

„Der Begriff der Wanderung amerikanischer Völker wird meistens mit jenem einer Einwanderung nach Amerika verwechselt. Eben weil der amerikanische Kontinent untrügliche Denkmäler aufweist, die auf eine Wanderung der einheimischen Horden in demselben hindeuten, wurde drei Jahrhunderte lang die Idee einer Einwanderung kräftigst unterstützt, indem diese Denkmäler eine falsche Auslegung erfuhren. Andererseits blieb den ersten europäischen Ankömmlingen das Vorfinden einer überraschend hohen Kultur in dem vermeintlich von Wilden bewohnten Erdtheile derart unerklärlich, und die damaligen Kenntnisse von den Civilisationsverhältnissen der hinterasiatischen Völker waren noch derart beschränkt, daß zu Hypothesen gegriffen wurde, welche die spätere Forschung keineswegs zu bestätigen vermochte."

Ganz richtig. Was aber Hr. von Hellwald über die Wanderungen der amerikanischen Urvölker aufstellt, ist zum Theil in hohem Grade bedenklich. Wir werden gelegentlich an einem andern Orte näher auf den Gegenstand eingehen, weil uns hier der Raum fehlt. Hr. von Hellwald vermeidet seinerseits die Hypothesen nicht (z. B. S. 24 u. 25), man soll aber bei solchen Gegenständen das „vermuthlich, wahrscheinlich, können, mögen, dürften" und dergleichen sorgfältig vermeiden. Damit richtet man nichts aus, und aus Europa braucht man keine keltischen Analogien heranzuziehen. Die Kritik muß in solchen Dingen klamm, knapp und stramm sich halten.

„Es dürften die Völker des amerikanischen Kupferalters, in den Seegegenden blühend, den Thälern des Ohio und Mississippi südwärts gefolgt sein, dann aber auch die heutigen Landschaften Louisiana und Texas, wahrscheinlich am Saume jener sanften Abdachung, welche in letzterem Gebiete vom Rio Grande bis zum Rio Brazos hinzieht, gegen die Ufer des Rio Grande ihre Schritte gelenkt haben. Zahlreiche Andeutungen lassen übrigens als gewiß erscheinen, es sei dies nicht der einzige Weg gewesen, auf dem nördliche Völker nach dem Süden gelangten. Vermuthlich trennte sich ein Theil derselben im Mississippithale los, um gegen Südosten nach Florida, dem Sitze einer hohen Kultur (— das ist unrichtig, Florida war nie Sitz einer solchen —), und von hier aus nach Cuba und Yucatan zu ziehen (— das müßte über See geschehen sein! —), während ein Zweig die Insel Cuba ihrer Länge nach von West gen Ost durchstreifte und durch den großen Bogen der Caraïben (— sic! —) den südamerikanischen Gestaden des Orinoco zueilte!" 2c.

Das sind pure Hypothesen, die besser bei Seite geblieben wären, damit nicht neue willkürliche Annahmen zu den veralteten kommen. Auch hätten wir eine sorgfältigere Druckrevision in Bezug auf manche Namen gewünscht, und wie unter dem Werke über die „Geschichte" von Peru, Marmontels Incas (S. 49) einen Platz haben finden können, das ist uns nicht recht klar. — Die Annahme (S. 17), daß „die Prachtbauten von Chichen Itza und Palenque nicht den geringsten Vergleich mit den einfachsten Denkmälern griechischer und römischer Gesittung aushalten und daß die amerikanischen Zeichnungen und Bildwerke weit entfernt sind, irgend eine künstlerische Auffassung zu zeigen", wird Niemand theilen, der jenen Denkmälern ein eingehendes Studium zugewandt hat. Eigenartig sind sie allerdings. Abgesehen von diesen unseren Ausstellungen ist es immerhin des Lobes werth, daß Hr. von Hellwald der Autochthonie das Wort geredet hat. Vielleicht ist das kleine Werk nur eine vorläufige Skizze, welcher eine größere, streng kritische Arbeit folgt.

Die „Garimpeiros" in den brasilianischen Urwäldern.

In den nördlichen Provinzen des südamerikanischen Kaiserreiches, wo Civilisation, Handel und Industrie sich fast nur auf die Küstengegenden beschränken, widmet sich die Bevölkerung größtentheils nur der sogenannten „Extraktiv-Industrie". Diese Leute, die in die unzugänglichsten Tiefen des Urwaldes dringen, um in den Flußbetten Gold zu waschen und Diamanten zu suchen, um die Seringa (Kautschuck), den Uarará und die Carnauba zu gewinnen, und Medizinalpflanzen zu pflücken, welche an die „Regatoẽs" verkauft werden, die in ihren Cano's die Nebenflüsse des Amazonas bereisen —, diese Leute, sagen wir, im gewöhnlichen Leben „Garimpeiros" genannt, sind ein ganz besonderer Schlag. Mit der größten Feinheit des Instinktes, mit einer unglaublichen Ausdauer und Abhärtung gegen Hunger, Mühen und Strapazen aller Art vereinigen sie andererseits wieder eine entschiedene Abneigung gegen feste Ansiedlungen, gegen den Ackerbau und gegen alle Gewohnheiten und Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens. Sie werden noch Jahrhunderte hindurch ihre herumstreifende Lebensweise fortsetzen zum Nutzen und Frommen der Aufkäufer, der Regatoẽs (meistentheils Portugiesen), die ihnen die Frucht ihres Schweißes zu den niedrigsten Preisen abhandeln.

Die „Garimpeiros" sind fast durchgängig Indianer. Sie sind halb gezähmt und werden als Staatsbürger betrachtet, leben aber doch noch in enger Verbrüderung mit den ganz wilden Stämmen des Urwaldes. Vom Pagé (dem Arzte oder Zauberer) der wilden Stämme, den sie inmitten seiner „Taba" (Stammes) aufsuchen, lernen sie die heilkräftigen Pflanzen kennen; der Moranliçára (d. h. der Paria der Indianerstämme) dient ihnen auf Befehl des Pagé in den Tiefen des Urwaldes als Pfadfinder.

Die Garimpeiros ziehen in großen Truppen (maltas genannt) in den Wald; Frau und Kind ziehen mit hin und wie Bias können sie sagen: Omnia mea mecum porto, denn sie lassen nichts zurück, nicht einmal eine Feuerstelle, da sie fast nie nach demselben Orte zurückkehren, sondern ihre Lagerplätze am Ende der safra (Saison) dort aufschlagen, wo es ihnen gerade beliebt. Während der safra schlafen Hunderte von Garimpeiros-Familien unter freiem Himmel, in ausgetrockneten Flußbetten, in hohlen Bäumen 2c. Der höchste Luxus, den sie kennen, ist eine Hütte (rancho) aus Palmenblättern und eine selbstverfertigte rede (Hängematte), welche von dem Bast passender Bäume verfertigt wird. Ihre Nahrung besteht aus einer Hand voll Maniokmehl, aus frischen oder getrockneten Fischen, wenn hie und da nicht eine wohlschmeckende Pacca, ein kleines Catteto (wildes Schwein) oder eine saftige Macuca oder Jacutinge (2 Arten Waldhühner) erlegt werden.

Die herrlichen Früchte des Waldes, die aromatische Manga, der Campucá (guaranisches Wort, welches bedeutet: „Frucht, die mir lacht"), die Kokosnuß, die Brodfrucht, die Maniokwurzel, der Jacatupé, die Arachis hypogäa, die Atcha, der Topinambur, die Thalia, welche den aguiiguepo-obi, ein äußerst schmackhaftes Mehl, gibt, — alle diese zahllosen wilden Produkte des üppig reichen Bodens bieten den Garimpeiros überreichliche Nahrung.

In den Wäldern ziehen sie den Kautschuck aus, den Uaraná und das Mark der Cacaúba-Palme; sie bereiten die Piassava aus dem Baste einer andern Palme, sie gewinnen die Sassaparille, die Poaya (Ipecacuanha) aus dem cipo-ayaca der Indianer. Die capa-rosa, die antisyphilitischen Apocyneen, die Strychnos, die verschiedenen Arten Curare (des bekannten Giftes) und andere zahlreiche Medizinalpflanzen, von denen manche, wie die Sassaparille und die Ipecacuanha, sehr wichtige Exportartikel sind, denn von 1835—37 führte das Städtchen Villa Mana allein 150,000 Kilogramme dieser Pflanzen aus, und mehr als 15,000 Personen beschäftigten sich mit dieser Industrie.

Für diese Produkte, die sie in 4 bis 5 Monaten sammeln, tauschen sie von den Regatoẽs die nöthigen Kleider, Branntwein, Pulver, Blei und überhaupt alle ihre weiteren geringen Bedürfnisse ein. Nachdem das geschehen, suchen sie sich einen Wohnplatz auf, erbauen ihre leichten ranchos aus Palmstämmen und Palmblättern, wobei ihnen ein trockenes Ochsenfell als Thür dient, richten ihre Kähne her und widmen sich ausschließlich der Jagd und der Fischerei. Sie pflanzen nicht und ziehen es vor, während der Regenzeit auf der Bärenhaut zu liegen. Ihre Bedürfnisse sind so gering, sie haben so wenig Begriffe von den Bequemlichkeiten des Lebens, daß man in ihren ranchos nicht einmal eine Bettstelle, einen Schemel findet. Holzblöcke, Bastmatten, Netze und Flinten, das sind die ganzen Geräthschaften in einer Garimpeirowohnung. Hie und da eine Viola (Guitarre mit klimpernden Metallseiten) aus einer Kürbisscheibe gemacht, auf der sie ihre einförmigen Weisen ableiern, bietet ihnen Unterhaltung; der Kakao, der Kaffee und das Maté wachsen im Walde, — sie haben also keine Bedürfnisse und gewöhnen sich deshalb auch an keine sitzende, feste Lebensweise. Von Schule, Religion und Moral ist unter ihnen keine Rede; die Kinder wachsen wild auf, folgen von Jugend auf ihren thierischen Instinkten und bleiben der Civilisation gänzlich fremd.

Oft fließt Blut in den Tiefen des Urwaldes; oft werden förmliche Schlachten zwischen dem „Garimpeiros" und wilden Indianerstämmen, oder zwischen ihnen und den Quilombos (d. h. Walddörfern) entlaufener Neger geliefert, von denen Nie-

mand etwas hört, deren Geräusch nicht in die civilisirte Außenwelt dringt.

Es wird noch lange währen, bevor die „Garimpeiros" aus Brasiliens Wäldern verschwinden; so lange es noch unzugängliche Urwälder giebt, werden diese Abkömmlinge der Eingebornen an ihren Gewohnheiten festhalten und bei ihrer Lebensweise beharren. Endlich jedoch, wenn die Lokomotive einst durch die Thäler des Amazonas, des Tocantins, des Uraguaya, des Madeira, Purus und Rio Negro saust (— Kühne Gedanken und Phantasien!! —), wenn Dampfschiffe die Fluthen der Nebenflüsse dieser mächtigen Ströme durchschneiden und Millionen fleißiger Menschen jene endlosen Länderstrecken bewohnen und bearbeiten (— aber woher diese Arbeiter in den tropischen Gegenden nehmen? —), dann werden auch die Garimpeiros, diese halbwilden Abenteurer des brasilianischen Urwaldes, verschwinden und nur noch in der Sage im Volksmunde fortleben. Sie werden der Civilisation weichen, wie die wilde Romantik des Urwaldes vor der lichtenden Art der Einwanderer schwinden wird. (— Aber von weißen Einwanderern, die allein „Civilisation bringen würden, kann doch keine Rede sein? —)

Dann wird Vieles anders werden; doch wird das brasilianische Leben auch so manche seiner charakteristischen Seiten verloren haben, die heute noch zum Studium anreizen.

Porto Alegre, im Juni 1866.

C. v. Koseritz.

Agassiz über die Thierwelt Südamerika's.

Der berühmte Naturforscher hat, wie unsere Leser wissen, in Rio Janeiro eine Reihe von Vorträgen über die Fauna Südamerika's und insbesondere des Amazonenstroms gehalten. Daneben warf er nicht selten Streiflichter auf die Pflanzenwelt und hob insbesondere hervor, wie viel das Land gewinnen würde, wenn es den Anbau von Gewürznelken, Muskatnüssen, Zimmt, Kampfer und Pfeffer in die Hand nähme; alle diese Erzeugnisse würden vortrefflich gedeihen.

Ausführlich sprach er über die Aequivalente in der Thierwelt. Ein sorgfältiges Eingehen auf dieselben müsse nothwendig der Darwinschen Hypothese fortschreitender Entwickelung aus Urtypen einen vernichtenden Schlag versetzen und deren Vertheidigern, wenn sie vorurtheilsfrei die Dinge erwägen wollten, sie zu einer Doktrin hinüberziehen, welche gegenwärtig von ihnen bekämpft werde. In der Thierwelt, so äußerte er, kann man die Aequivalente am deutlichsten und leichtesten beobachten.

In der Klasse der Säugethiere, zu welchen auch der Mensch gehört, finden wir z. B. den Orang utan im malayischen Archipelagus und den Tschimpanse im westlichen Afrika. Beide gleichen in vieler Beziehung dem Menschen so nahe, daß man sie als anthropomorphe Affen bezeichnet hat. Außerdem ist eine höchst merkwürdige Aehnlichkeit vorhanden zwischen ihren besonderen Merkmalen und denen, welche den eingeborenen Menschenrassen der respectiven Gegenden eigenthümlich sind. Der Orang utan hat die gelbe Haut der Malayen auf den Sundainseln; Tschimpanse und Gorilla sind schwarz wie die Neger Westafrika's. Der Tschimpanse ist das zoologische Aequivalent des Orang utan, wie der Neger jenes des Malayen.

Die langschwänzigen Affen Afrika's sind Aequivalente der Sapaju's am Amazonas und die Cynocephali solche der Sagui's. Die Uistitis der neuen Welt fehlen in der alten, welche dagegen ihre Lemurier hat. Man muß hervorheben, daß wir in der alten Welt Affen finden, welche sich der menschlichen Form sehr annähern; bei denen in Amerika ist das nicht der Fall. Auch darin findet Agassiz einen Fundamentaleinwurf gegen Darwins Hypothese; er meint, daß eine Arbeit über die Affen in der gründlichen Weise, welche Bischoff über die Entwickelung der Kaninchen und des Hundes gegeben habe, die Sache völlig ins Klare bringen würde.

Brasilien hat als Fleischfresser die Unze, den Puma, einige wilde Katzenarten, den Wolf und einen Dachs; der afrikanische Löwe und Tiger fehlen, nicht minder die Marder, Iltisse und Wiesel der gemäßigteren Klimate. Zwischen den fleischfressenden Thieren Brasiliens und den eben genannten stellt sich eine Art von Parallelismus, ein Aequivalent heraus, aber beide haben verschiedene Merkmale, so daß jede Region ein besonderes Gepräge trägt und ihren eigenen Typus hat.

Noch größer ist der Unterschied bei den Nagethieren; diese haben in Brasilien eine vergleichweis kolossale Größe; so das Kapiwari im Vergleich zu den Nagern Europa's und Nordamerika's; das Paca ist noch größer, und selbst die kleineren Arten in den tropischen Gegenden sind größer als ihre Analoga in anderen Regionen. Giraffe, Gazelle und Kameel fehlen in Amerika, das dagegen sein Llama, Vicuña und Guanaco hat; der Lamantin (Peixe boï, d. h. Ochsenfisch) ist kein Fisch, sondern ein Säugethier; von jenem hat er nur die äußere Gestalt, den länglichen, runden Leib; seine Glieder gemahnen nur schwach an Flossen und sind eigentlich nur Pfoten, mit einer dicken Haut überzogen, und die er wie ein Ruder gebraucht. Im süßen Wasser des Orinoco ist ein ähnliches Thier häufig, noch ein anderes an der Küste von Florida in der Tampabay, noch eins in den Aestuarien des Rothen Meeres (— auch im Niger und Benue —). Diese Gruppe umfaßt also äquivalente Arten, deren Regionen ungeheuer weit von einander entfernt liegen. Sie sind nicht bloß durch Meere, sondern auch durch Continente von einander geschieden. Hier kann von einer Verbindung keine Rede sein, und die eine Lamantinart kann unmöglich von der andern abstammen.

Die Vögel haben die größte Leichtigkeit, mit einander zu verkehren, und doch finden wir bei ihnen eine Lokalisirung der Arten, die eben so scharf ausgeprägt ist wie bei Thieren, welche sich nur schwer bewegen. Der Strauß, ein Vogel, der nicht fliegen kann, gehört Afrika an; aber in Südamerika leben zwei Arten desselben, die anderwärts nicht vorkommen; Neuholland hat seinen Kasuar. Es entspricht den natürlichen Consequenzen der Transmutationstheorie nicht, daß wir in so weit von einander entfernten Arten eine große Uebereinstimmung antreffen.

Die Hühnervögel der alten Welt werden in Brasilien vertreten durch die Mutum facus und Agamis. Die Gallinaceen Südamerika's haben einen Typus, der anderwärts nicht vorkommt, und doch haben sie ihre Aequivalente in anderen Regionen; so der Mutum in dem Lophophorus Indiens, und der Cigana ist der Repräsentant des Pfaues. Aber die Arten in der neuen Welt haben gedrungenere und weniger zierliche Formen.

Die kleine Landschildkröte von Para, welche man dort als Jaboti bezeichnet, gleicht vollkommen derjenigen, welche in den Südstaaten Nordamerika's als „Golpher" vorkommt. Am Vorgebirge der Guten Hoffnung tritt eine verschiedene Art auf, die genau genommen nicht als ein Aequivalent der Jaboti betrachtet werden kann, wohl aber als ein Substitut. Man muß nämlich einen Unterschied machen zwischen dem organisirten Aequivalent und dem Substitut; dieses letztere scheint an die Stelle einer nicht vorhandenen Art in einer Region zu treten, wo diese Art, falls sie vorhanden wäre, in der örtlichen Fauna das dargestellt haben würde, was in der Fauna einer anderen Region durch eine analoge Species repräsentirt wird.

Was die Saurier anbelangt, so hat Brasilien, gleich anderen Regionen, seinen großen Lagarti; es hat Alligatoren, wie andere Gegenden Kaimans und Krokodile aufweisen. Brasiliens Boa's sind die Pythons Afrika's, und in seinen schlanken und langen Schlangen hat es Ersatz für die Dendrophis der alten Welt.

Selbst im Wasser, welches doch den darin lebenden Thieren eine leichte Verbindung möglich macht, treten sehr viele Lokalfaunen auf. Jede Küste hat ihre besonderen Bewohner, ihre Schalthiere, ihre Seesterne, Seeigel, Medusen und Polypen. Auch finden wir in jedem Flußbecken viele Arten, die anderwärts nicht vorkommen. Im Becken des Amazonas ist die Totalität der Fische verschieden von jener der anderen großen Ströme Brasiliens und der übrigen Welt, und selbst der Hauptstrom, der Amazonas, hat Dutzende von ichthyologischen Umgrenzungen. Die Fische in der Bay von Marajo sind verschieden von denen weiter unten im Strom, und auf der Grenze zwischen Süß- und Salzwasser ist eine dritte Gruppe, die mit jenen beiden nichts gemein hat; bei Villa bella ist wieder eine andere, ebenso bei Obidos, bei Manes, in den Kanälen, welche den Madeira mit dem Tapajoz verbinden, und im Rio negro; die Fische in diesem letztern sind wieder andere als jene im Javary, Jutahy oder im Iça.

Agassiz erwähnte dann, wie wichtig das Studium der Embryologie, der Entwickelung des Eies und des Fötus sei. In unseren Tagen habe dasselbe beträchtliche Fortschritte gemacht; man habe dadurch eine Menge von Thatsachen kennen gelernt und wisse nun, daß zwischen den verschiedenen Formen, welche ein Embryo nach und nach annimmt, und jenen gewisser ausgewachsener Thiere früherer Epochen vorhistorischer Zeiten Analogien vorhanden seien, welche man früher gar nicht geahnt habe. Diese Entdeckung mache es möglich, daß man sich eine ziemlich vollständige Vorstellung davon machen könne, wie manche der nun nicht mehr vorhandenen Thiere einst bei Lebzeiten beschaffen gewesen seien. Wir können uns nun von der Fauna, welche vor Tausenden von Jahrhunderten unterging, ein fast eben so deutliches Bild entwerfen wie von der Fauna unserer Gegenwart. Man hat ermittelt, daß diese vorhistorischen Faunen allgemeine Aehnlichkeiten mit einander hatten und daß dieselben

genau denen entsprechen, welche in unseren Tagen bei den jetzigen verschiedenen Formen vorkommen.

Gewisse Thiere haben, so lange sie klein sind, eine größere Aehnlichkeit mit Thieren einer vergangenen Epoche, als mit den erwachsenen Individuen ihrer eigenen Art. — Brasilien besitzt eine beträchtliche Anzahl von Thieren, welche mit einst vorhandenen Arten verwandt sind; so ist der Tapir (Anta) eins von jenen Dickhäutern, deren fossile Species einst Cuvier reconstruirt hat. Das Paläotherium und das Lophiodon des Montmartre waren Tapire, aber Tapire, wie sie in jener uralten Zeit auftraten, nicht wie sie jetzt sind. Die Formen mancher anderen Thiere kennen wir freilich nicht so genau. Aus einer gründlich eingehenden Monographie über die Tatus und die Tamanduas (Ameisenfresser) würde wahrscheinlich successiv sich darthun lassen, was die Formen des Megatherium, des Megalonix, des Glyptodon, des Makrotherium und mancher anderen Thiere früherer geologischen Epochen gewesen sind.

Das amerikanische Festland war ohne Zweifel schon fertig, es sah seine letzten geologischen Umwälzungen lange, bevor Europa die Gestalt erhielt, welche es nun hat. Was wir stolz als alte Welt bezeichnen, ist, geologisch genommen, die neue Welt.

Agassiz und die erratischen Blöcke in der brasilianischen Provinz Ceará. Der berühmte Gelehrte hat sich in dieser Provinz während des Hochsommers 1866 zwei Wochen lang aufgehalten. Es war seine Absicht, die Serra de Baturidé zu besuchen, um die geologische Beschaffenheit derselben zu erforschen und sich zu überzeugen, ob Spuren ehemaliger Gletscher vorhanden seien. Aber er wurde durch starke Regengüsse an einer weitern Reise verhindert. Es entschädigte ihn jedoch, daß er schon in der Nähe der Hauptstadt Ceará, in den Serras von Mungaba und Arantaha, eine Menge erratischer Blöcke antraf, welche nur durch Eismassen dort abgelagert sein können. Diese tropischen Gegenden waren also einst auch mit Eis bedeckt. Die Beschaffenheit des von Agassiz untersuchten Geländes beweist unbestreitbar, daß dort einst Gletscher gewesen sind, und der große Geolog erklärte diese kurze Reise in Ceará für eine der wichtigsten, welche er je unternommen habe; er habe hier seine geologischen Ansichten vollkommen bestätigt gefunden.

Ein deutscher Kaufmann auf dem Madeira-Strome. Im Juni 1866 kamen zu Manaos (Barra do Rio Negro), der Hauptstadt der brasilianischen Provinz Alto Amazonas, einige große Kanots an. Mit denselben war der deutsche Kaufmann Kronenboldt auf dem Madeira von Bolivia herabgekommen. Er brachte von dort ein reiches Sortiment Waaren aus Bolivia und hatte eine Mannschaft von mehr als 100 Köpfen bei sich. Nachdem er guten Absatz gefunden, kehrte er auf demselben Wege nach Bolivia zurück, und dieser Waarentransport ist der erste, welcher auf dem Madeira nach Manoas stattgefunden hat.

Die argentinische Provinz Buenos Ayres hatte, nach der jüngsten Zählung (1866), in 61 Distrikten 311,134 Bewohner. Unter denselben waren 2339 Deutsche, 18,332 Spanier, 14,332 Franzosen, 12,449 Engländer und 13,768 Italiener. Die Zahl der Deutschen ist offenbar zu gering angegeben.

Die folgenden Ziffern über den Viehstand der Provinz beweisen, daß dieselbe verhältnißmäßig allen übrigen Ländern der Erde voraus ist. Die Zählung ergab:

Rindvieh 6,216,328 Häupter; Pferde 1,436,827; Maulthiere 25,187; hochveredelte Schafe von sächsischer Zucht 627,602; Mestizaschafe 28,821,364; Criollaschafe, d. h. das gemeine Landschaf 2,633,031; Schweine 111,849. Nicht weniger als 18 große deutsche Handelshäuser in Buenos Ayres sind mit Verschiffung der Wolle beschäftigt.

In der Provinz Cordova sind im Juli 1866 zwei Franzosen, die Gebrüder Monrell, angelangt und haben dort eine beträchtliche Strecke Landes erworben, auf welcher sie die Zucht der Angora-Ziegen in großartigem Maßstabe betreiben wollen. Ein Schiff mit 600 solcher Ziegen war von Frankreich unterwegs. Einer der Herren Monrell hat sich längere Zeit in Kleinasien aufgehalten, um an Ort und Stelle die Abwartung dieser Ziegen genau kennen zu lernen; er brachte auch Stecklinge und Samen solcher Pflanzen mit, welche von den Ziegen in ihrer Heimat gern gefressen werden.

Einen großartigen Aufschwung gewinnt die Schafzucht auch in der Provinz Entre Rios. Dort ist sie zu nicht geringem Theil in die Hände englischer Landwirthe übergegangen, deren Zahl sich mit jedem Jahre vergrößert. Alle ihre „Estancias" sind in blühendem Zustande und rentiren vortrefflich, namentlich jene in der Gegend von Gualeguay. Ein Herr Hugh M'Dougall besitzt drei Estancias und hat mehr als 30,000 Mestizaschafe bester Qualität; daneben mehr als 5000 Stück Rindvieh und Pferde. Die schottische Familie Mac Millan besitzt mehr als neun Quadratleguas an Grund und Boden; sie hat mehr als 10,000 Stück Rindvieh und Pferde und „nur" 18,000 Stück Schafe; ein Herr Black besitzt sechs Quadratleguas, mehr als 70,000 Mestizaschafe erster Klasse, über 10,000 Kühe und etliche 1000 Pferde. Man rechnet den Viehstand dort nur nach Hunderten und Tausenden. Einige dieser Estancias werfen 20 bis 30,000 Pfd. Sterl. jährlichen Nettoertrages ab; kein Wunder, daß alljährlich Hunderte von bemittelten Engländern in die La Plata-Gegenden einströmen. Einer der reichsten Heerdenbesitzer fing vor 14 Jahren, als er arm ins Land kam, einen Handel mit Nutriafellen an.

Die Provinz Entre Rios hat nun auch eine Eisenbahn, die freilich nur anderthalb deutsche Meilen lang ist. Sie verbindet die Stadt Gualeguay mit Port Ruiz und erspart eine Flußschifffahrt von sechs deutschen Meilen. Die argentinische Centraleisenbahn zwischen Santa Fé und Cordova soll, nachdem sie bis zu dieser letztern Stadt vollendet sein wird, weiter ins Oberland bis nach Jujuy geführt werden. Man hat sich in den La Plata-Gegenden mit einer wahren Leidenschaft dem Eisenbahnwesen zugewandt.

Nicht minder nimmt die Schafzucht in Uruguay zu und man schreibt aus Montevideo, daß man in dieser Beziehung die Provinz Buenos Ayres bald eingeholt haben werde. Arbeitslöhne stehen in diesem Lande, das gleichfalls ein äußerst gesundes Klima hat, ungemein hoch.

Merkwürdig genug, daß aus Deutschland so viele Tausende immer noch nach Nordamerika auswandern, wo sie weder ein so gutes Klima noch so gute Aussicht finden, sich rasch und gut fortzubringen, als in den La Plata-Gegenden und in Südbrasilien, und wo sie überdies die höchsten Steuern zahlen müssen, welche überhaupt in irgend einem Land der Welt zu entrichten sind.

Verbreitung des Sorgho oder Zuckergrases. In Südeuropa, und besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erobert sich diese höchst nützliche Pflanze immer mehr Boden. In China und in einzelnen Theilen Afrika's ist sie längst gebaut und genützt worden, theils zur Bereitung von Zucker, theils weil ihr Korn ein gutes Getreide ist. Deshalb ist sie auch in Indien beliebt. In einem großen Theil Afrika's ist die Durrah (Sorghum vulgare) oder indische Hirse das Hauptgetreide; das Zuckergras oder Schalo ist eine Art von Durrah. Sie hat größere Körner als die gemeine Art; das Mehl derselben giebt zwar kein gutes Brot, schmeckt aber gut, ist sehr nahrhaft und wird in vielfacher Weise zu Speisen bereitet. Als Getreidepflanze ist sie in Südeuropa und Nordamerika von keiner Bedeutung, während sie als ein Zucker lieferndes Gewächs schon jetzt eine Rolle spielt. So weit nach Norden hin Mais und Wein gedeihen, so weit reift auch das Sorgho, welches warmen Sommer verlangt. In Amerika gedeiht es recht gut, selbst noch im Staate Maine.

Nach Europa kam das Zuckergras aus Schanghaï in China, von wo der französische Consul, Graf Montigny, ein Päckchen Samen an die pariser geographische Gesellschaft sandte. Nur ein einziges Korn ging auf, und von diesem wurden reife Körner gewonnen; für 800 derselben zahlte das pariser Handelshaus Vilmorin, Andrieux und Compagnie 800 Francs; ein anderer Theil kam in die Hände des Grafen Beauregard. Aus dieser Quelle stammt alles Sorgho, das jetzt in Europa und Amerika wächst. Nach diesem letzten kamen die ersten Samenkörner 1857; im Jahr 1859 sandte ein Herr Wray Samen auch aus Afrika, und so unterscheidet man in den Vereinigten Staaten nun zwei Arten: die chinesische, welche man nach wie vor als Sorgho bezeichnet, und die afrikanische oder Imphi. Im Jahre 1860 waren schon mehr als 100,000 Acres mit Zuckergras bepflanzt, und sie ergaben mehr als 16 Millionen Gallonen Syrup. Ohio hatte 1862 mehr als 6 und Iowa nahe an 4 Mill. Gallonen Syrup gewonnen. Es ist keine Frage, daß das Sorgho im mittlern und südlichen Deutschland sehr gut gedeihen wird.

In Amerika säet man das Korn in 4 Fuß von einander entfernten Reihen und läßt die einzelnen Pflanzen 12—18 Zoll aus einander stehen; was dazwischen ist, wird entfernt. Manche Landwirthe machen auch kleine Erdhügel, 3 Fuß weit von einander, und auf jedem Hügel lassen sie, je nach der Güte des Bodens, 8—12 Pflanzen stehen. Sorgho darf überhaupt

nicht zu dicht stehen, und Nebenschößlinge müssen entfernt werden. Sorgfältiges Ausjäten des Unkrautes ist durchaus nöthig. Die junge Pflanze wächst im Anfang sehr langsam, nachher aber wird sie rasch groß; die Wurzeln verbreiten sich weit und gehen tief; beim Entfernen des Unkrautes muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen, um sie nicht zu verletzen. Die Stengel werden süß, ehe die Blume erscheint, und nehmen an Süßigkeit zu, bis die Samenbildung vor sich geht; von da an aber wird der Zuckerstoff theilweise von dem reifenden Samen absorbirt und geht theilweise wohl auch in die Wurzel zurück, denn die Pflanze ist perennirend. In Amerika aber behandelt man sie völlig als Jahrespflanze. Winterfrost tödtet die Wurzel. Man muß die Stengel abschneiden, bevor der Samen reif geworden ist, dann hat er den meisten Zuckergehalt. Die Blätter geben ein nahrhaftes Viehfutter. Wer die Stengel nicht gleich in die Presse bringen kann oder will, trocknet sie und stapelt sie auf, muß aber wohl darauf achten, daß sie sich nicht erhitzen; das letztere geschieht leicht, wenn die Stengel dem Frost ausgesetzt sind. Jedenfalls hat das Sorgho eine bedeutende Zukunft.

Schifffahrtsbewegung von Großbritannien. Sie stellte sich für die 12 bedeutendsten Häfen 1865 in folgender Weise. Es liefen ein 30,444 Schiffe von 9,756,502 Tonnen Trächtigkeit; es liefen aus 26,648 Schiffe mit 8,298,852 Tonnen. Das Verhältniß zwischen London und Liverpool stellt sich in folgender Weise heraus. In London liefen ein 11,910 mit 3,646,142 Tonnen; liefen aus: 8093 mit 2,627,809 Tonnen. Liverpool: eingelaufen 4827 mit 2,644,821, ausgelaufen 4425 mit 2,631,827 Tonnen.

Die sämmtlichen Schiffe, welche aus den 12 Häfen ausliefen, exportirten 1865 an Waaren aus Großbritannien und Irland für 144,363,160 Pfd. Sterl. deklarirten Werthes; davon kamen auf Liverpool allein die Hälfte, nämlich 73,066,773, auf London 37,009,718 Pfd, Sterl.

Eine Verherrlichung der Engländer.

Ein Herr L. O. Pike hat in der Anthropologischen Gesellschaft zu London einen Vortrag über die psychischen Charaktereigenthümlichkeiten des englischen Volkes gehalten, der in seiner Art merkwürdig ist. Er stellte vier Völker vergleichend neben einander: die alten Briten, die alten Griechen, die heutigen Deutschen und die Engländer. Der Charakter der letzteren gleiche jenem der — alten Griechen, sei aber von dem der Deutschen durchaus verschieden. Die Engländer verdienten ihren hohen Weltruf, weil sie die Leibesübungen so sehr lieben, und dieses Merkmal hätten sie von ihren vorrömischen, nicht aber von den deutschen Vorvätern geerbt. Das am schärfsten hervortretende Gemüthsmerkmal der Deutschen sei das Wunder; sie sprächen alle Augenblick von wunderbar und wundersam, und diese Liebhaberei am Wunder lasse sich an den Eigenthümlichkeiten ihrer Sprache, Literatur, Kunst und Wissenschaft nachweisen. (Pike gab übrigens ganz naiv zu, daß er von alledem nur eine sehr oberflächliche, slight, Kunde besitze.) Die Engländer hätten keinen so großen Hang zum Wunder und Wunderbaren, sie wären im Gegentheil ausgezeichnet durch Bescheidenheit, durch zarte Selbstachtung und durch den Sinn für individuelle Verantwortlichkeit. Sie hätten außerdem eine „viel größere constructive Fähigkeit, weil mehr Anlage, die Aehnlichkeiten herauszufinden" als die Deutschen, aber sie besäßen weniger „Kraft der Redintegration und des Herausarbeitens der Einzelheiten" als diese. Pike theilte mit, daß sein Vortrag ein Bruchstück aus einem größern Werke sei, das er unter dem Titel: „Die Engländer und ihr Ursprung" veröffentlichen werde. —

Es gibt in England eine Anzahl stupider Köpfe, für welche der deutsche Geist viel Anstößiges hat. Da sie ihn nicht begreifen, so suchen sie ihn zu verkleinern und unsrer Nation recht viel Unliebsames nachzusagen. Zu diesem Schlage gehört Herr Pike. Er fand aber in der Anthropologischen Gesellschaft sofort eine derbe Abfertigung, und ein sehr tüchtiger Gelehrter, Dr. Charnock, erklärte den Vortrag, welcher eine ungerechtfertigte Vergötterung der Engländer enthalte, während er eine Schmähschrift für die Ausländer sei, für durchaus unwissenschaftlich und seicht. Pike sage, daß in England die Frauen und Männer durchschnittlich äußerst modest und die letzteren auch durchaus ehrenhaft seien. Wenn aber die Engländer wirklich so bescheiden wären, so begreife er nicht, wie sie es in der Welt so weit hätten bringen können. Er, Charnock, habe Reisen durch ganz Europa gemacht und sich überzeugt, daß die Völker auf dem Festlande mindestens so ehrenhaft und bescheiden seien als die Engländer. Pike habe viel Rühmens von dem geistigen und sittlichen Charakter der englischen Staatsmänner gemacht, hoffentlich aber nicht die in unserm Jahrhundert lobpreisen wollen. „Denn wenn ich gefragt werde, wie ich den Charakter unserer Staatsmänner, ich meine jener der letztverflossenen fünfzig Jahre, bezeichnen will, dann fasse ich denselben zusammen unter den Bezeichnungen: Machiavellismus, Mephistophelismus, Jesuiterei und Tollhaus." Herr Pike sage, alle großen Erfindungen seien von Engländern gemacht worden, und Deutschland und Holland ständen auch in dieser Beziehung weit zurück. Es sei aber weltbekannt, daß die Engländer in diesem Fache keineswegs hervorragen, wohl aber zeigen sie große Fertigkeit, die Erfindungen der Ausländer praktisch nutzbar zu machen. Die wichtigsten Erfindungen stammen aus Deutschland, Italien und Holland: — Buchdruckerkunst, Schießpulver, Uhren, Luftpumpe, Barometer, Thermometer, voltaische Batterie, Galvanismus ꝛc. seien nicht von Engländern erfunden worden. Im Drama seien diese allerdings groß, aber Deutschland habe auch in dieser Hinsicht eine hohe Bedeutung anzusprechen. Pike erkläre die Engländer für die besten Reiter der Welt; es scheine, daß er z. B. von den Arabern und Südamerikanern nie etwas gehört habe. Und wie stehe es mit der englischen Malerei und Musik und Bildhauerkunst und Erzgießerei gegenüber der deutschen? Wenn der englische Stolz etwas so Vorzügliches sei, so müsse man auch dem Stolze der Magyaren, Spanier und Türken ein gleiches Lob nachrühmen, und wenn gesagt wird, daß die englischen Kinder immer frisch auf den Beinen seien, so gelte ein Gleiches auch von den Zigeunerkindern. Pike hebe hervor, daß alles Vorzügliche an den Engländern keltischen Ursprungs sei; aber unter 80,000 Wörtern der englischen Sprache sind nicht mehr als etwa 40 rein keltisch. —

Diese Dinge weiß in Deutschland jeder Gebildete; in England war es aber erforderlich, einem „Gelehrten" seine crasse Unwissenheit nachzuweisen. Unser Landsmann Berthold Seemann gab Herrn Pike auch eine derbe Lection. Dieser habe als Beweis, daß die Engländer unmöglich von den Deutschen abstammen könnten, auch als Grund angegeben, daß die letzteren den Gebrauch der Faust, das Boxen, vergessen hätten. „Sie schlagen aber eine ganz respectable Faust, und wenn Herr Pike das, was er in der Anthropologischen Gesellschaft gesagt, in Deutschland zum Besten gegeben hätte, so würde er sich von der deutschen Faustfertigkeit practisch haben überzeugen können." Und nicht einmal Wagenräder sollten die alten Deutschen gekannt haben. Was das Wort Wunder und sich wundern im Deutschen bedeute, das begreife Herr Pike gar nicht und er rede über Sachen, die er weder begreife noch verstehe. Dasselbe gelte von dem, was er über die angebliche Unfähigkeit zu colonosiren sage. Allerdings besitze Deutschland keine eigenen überseeischen Kolonien, daß aber die Deutschen im Kolonisiren hervorragen, davon liefern alle Erdtheile handgreifliche Zeugnisse in Menge.

Ein dritter Redner, Dunbar Head, wies nach, daß Pike keinen Begriff davon habe, was die alten Griechen gewesen seien, und daß er die Menschen aus ganz verschiedenen Zeiten als einerlei behandle. Dieser gelehrte Thebaner Head erörterte dann ganz ernsthaft, „daß diejenigen deutschen Stämme, welche England besetzten, vorzugsweise aus Heidelberg und der umliegenden Gegend kamen".

So steht wörtlich zu lesen im „Journal of the Anthropological Society"; Juli 1866, p. CXVII. Wir haben das Alles angeführt, um zu zeigen, wie manche Leute, die in gelehrten Vereinen das Wort nehmen, in England so unwissend sind wie Schüler; auch in der londoner geographischen Gesellschaft werden manchmal haarsträubende Dinge zum Besten gegeben.

Die Ruthenen in Ostgalizien.

Bekanntlich hat sich von jeher ein scharfer Gegensatz zwischen den katholischen Polen, welche Westslaven sind, und den zu den Ostslaven gehörenden Ruthenen, (Russinen, Rußniaken), welche sich zur griechischen Kirche bekennen, herausgestellt. Die ersteren waren Jahrhunderte lang in Galizien das herrschende Volk, und das Regiment, welches sie ausübten, ist kein sanftes gewesen. Schon während des Slavenkongresses zu Prag, 1848, wurden ihnen die bittersten Thatsachen vorgehalten, und seitdem ist die Abneigung nur noch gewachsen.

Die Ruthenen hielten zur österreichischen Regierung, weil sie von derselben Schutz gegen die polnischen Uebergriffe und Berücksichtigung ihrer Sprache, überhaupt ihrer nationalen Interessen erwarteten. Jetzt erklären sie, daß sie sich getäuscht hätten, daß man sie den Polen überantwortet habe, und sie sind,

gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, sehr unzufrieden geworden. Sie schieben die „ruthenische Frage“ in den Vordergrund, und dieselbe hat von vorn herein einen ziemlich bedenklichen Charakter angenommen. Die Ruthenen haben eine Zeitung, „Slowo“, in welcher die Leiter der Bewegung im August 1866 sich sehr offen aussprachen. Die Argumentation läuft auf Folgendes hinaus: —

Die Polen hatten gar nicht unrecht, als sie erklärten, es gebe gar keine Ruthenen. Was man bisher so bezeichnet habe, das seien Russen vom reinstem Wasser, die mit ihren Brüdern in Moskau und Kiew ein und dieselbe Sprache, Nationalität, Literatur und Religion besäßen. Man habe 1848 die sogenannte ruthenische Nationalität nur erfunden, um einen möglichen Argwohn der österreichischen Regierung zu beschwichtigen; jetzt könne man offen hervortreten, die Maske abwerfen und rundweg erklären, daß die Ruthenen voll und ganz Russen seien. Auch sei die Zeit gekommen, daß man sich von der, ohnehin einst durch polnische Jesuiten und Edelleute gewaltsam aufgezwungenen Union mit der katholischen Kirche lossage und sich der russischen anschließe. Die ruthenische Volkssprache, deren Entwicklung durch polnischen Druck und Zwang einst gehindert worden sei, solle der viel mehr entwickelten russischen Sprache Platz machen.

Gleichzeitig wurde in vielen Blättern Rußlands die Einverleibung Ostgaliziens in das Czarenreich vielseitig erörtert; die Moskowiter haben nun auch ihren „verlassenen Bruderstamm“. Es ist klar, daß die Ruthenen mit ihren Neigungen und Bestrebungen nach Rußland hin gravitiren, seitdem die galizischen Polen bei der Regierung in Wien Oberwasser gewonnen haben. Die einflußreichen Männer unter den Ruthenen haben erklärt, daß sie nur in einem centralisirten Oesterreich die Bedingungen ihrer Fortentwicklung und Schutz gegen polnischen Druck finden könnten, nicht in einem föderativen Oesterreich, in welchem sie aufgeopfert würden. In jenem würden die Ruthenen übrigens auch als Russen, die sie nun einmal seien, einem constitutionellen Oesterreich Treue bewahren. „Wir sind Moskowiter, unsere Sprache ist eine russische Mundart, die moskowitische Kirche ist die Kirche unserer Väter; in diese wollen wir zurückkehren, um uns vom Joche der Lateiner und der Jesuiten zu befreien; wir wollen uns auf Grund unserer geschichtlichen Ueberlieferungen als Russen entwickeln. Unser Land heißt Rothrußland, und zu demselben gehört auch ein Theil der Karpathen, welcher jetzt noch ungarisch ist.“

Es wird eifrig daran gearbeitet, die 4 Millionen Ruthenen des österreichischen Kaiserstaates zu russificiren. Moskauer Blätter erklären, nach dem jetzt herrschenden und sich zur Geltung bringenden Principe der Nationalität müßten jene 4 Millionen Ruthenen früher oder später an das Czarenreich fallen, „welches dann eine Compensation für die Vergrößerung Preußens gewinne“.

Sobald die große orientalische Krisis definitiv zum Ausbruche kommt, werden die Ruthenen-Russen gleichfalls zu beachten sein.

Die Bevölkerung des Königreichs Polen ergab nach einer im Februar 1865 veranstalteten Zählung 5,543,172 Seelen, von denen 206,962 zur nicht „stabilen“ Bevölkerung gehörten; von dieser letztern kommen 40,656 auf die Juden, deren Gesammtzahl sich auf 759,768 Köpfe belief.

Das Eisenbahnnetz in Italien hatte im Herbst 1866 eine Ausdehnung von 5234 Kilometer. Eine ununterbrochene Linie, 1080 Kilometer, durchzieht die ganze Halbinsel von Udine bis Neapel. Sie geht über Treviso, Padua, Ferrara, Florenz, Arezzo, Foligno und Rom. Eine andere, gegenwärtig schon 12,000 Kilometer lange Hauptlinie zieht von Susa bis Lecce; sie berührt Turin, Alessandria, Piacenza, Modena, Rimini, Ancona, Bari und Brindisi.

Der Hafen von Brindisi war in den Tagen des römischen Alterthums einer der belebtesten in Süditalien; das alte Brundusium hatte einen großen Namen. Im Fortgange der Zeit verschlammte dieser Hafen, der doch für die Schifffahrt so bequem liegt. Jetzt lesen wir, daß die französische Gesellschaft „Chèron Vernier“ denselben in der Art verbessern will, daß er auch Schiffe von beträchtlichem Tiefgang aufnehmen kann; man hoffte, daß dann die Dampfer der Ueberlandpost in Brindisi anlegen werden. Der Zeitgewinn würde zwischen Alexandria und London, auf dieser Linie, gegenüber der Marseiller, etwa 34 Stunden betragen und sich nach Vollendung des Tunnels durch den Mont Cenis noch um einige Stunden kürzer stellen. Die Fahrt zwischen Alexandria und Marseille nimmt für die raschesten Dampfer 150 Stunden in Anspruch, nach Brindisi 98 Stunden. Wir wollen aber bemerken, daß wir einst auf der Mole in Triest standen und einen Lloyddampfer, die „Egitto“, ankommen sahen, welche von Alexandria bis Triest nur 112 Stunden gebraucht hatte. Das war im September 1853.

Areal und Bevölkerung von Preußen nach dem Frieden von 1866.

Länder und Landestheile.	Areal in deutschen Q.-Meilen.	Bewohner (Zählung vom 3. Dec. 1864.
A. Alte Provinzen.		
Provinz Preußen	1178,03	3,014,595
„ Posen	536,21	1,523,729
„ Brandenburg	734,14	2,616,583
„ Pommern	576,72	1,437,375
„ Schlesien	741,74	3,510,706
„ Sachsen	460,63	2,043,975
„ Westphalen	367,96	1,666,581
„ Rheinland	487,14	3,346,195
Hohenzollernsche Lande	21,15	64,958
Jadegebiet	0,25	1,573
Militär außerhalb des Staates	—	28,869
	5103,97	19,255,139
B. Neue Landestheile.		
Lauenburg	19,00	49,704
Schleswig-Holstein	320,40	960,996
Hannover	698,72	1,923,492
Kurhessen	174,10	745,063
Nassau	85,50	468,311
Frankfurt a. M.	1,83	91,180
Bayerischer Antheil:*)		
Bezirksamt Gersfeld	7	23,361
Landgericht Orb	4 } 11,25	9,109 } 32,970
Enklave Kaulsdorf	0,25	500
Hessen-darmstädt. Antheil:		
Hessen-Homburg mit Meisenheim	5	27,374
Kreis Biedenkopf	11	33,325
„ Vöhl	2,50	5810
Antheil Kreis Gießen	1 } 19,75	5300 } 74,779
Ortsbezirk Rödelheim	0,07	2700
Niederursel, hessische Hälfte	0,18	470
	6434,52	23,601,634
Hiervon ab die an Hessen-Darmstadt abgetretenen Gebietstheile von Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M.**) mit	1,83	10,036
Total	6434,69	23,591,598

*) Von hier ab sind die Arealangaben theils officiell, theils mit Hülfe guter Specialkarten ermittelt. Die Bewohnerzahlen bedürfen wohl noch einzelner Berichtigungen, namentlich für den an Hessen-Darmstadt abgetretenen Theil von Kurhessen (runde Angaben nach der Zählung von 1861). Immerhin ist die Aufstellung aber erwünscht und vielleicht relativ die genaueste Zusammenstellung für die annektirten Länder. Eigentlich officielle Gesammtangaben en detail sind uns wenigstens bislang noch nicht zu Gesicht gekommen.

**)	Q.M.	Einw.	
Antheil Kurhessen:			
Distrikt Katzenberg	0,35	2000	Zählung von 1861.
Amt Nauheim	0,35	2600	
Enklave Treis	0,25	1100	
Ortsbezirk Massenheim	0,06	335	
Domanialwaldbezirk zwischen Altenstadt und Bönstadt	0,04	—	
Antheil Mittel-Gründau	0,08	—	
Rumpenheim	0,12	560	
Antheil Nassau:			
Amt Reichelsheim	0,25	1433	
Ortsbezirk Harheim (nicht Hartheim, wie es im officiellen Friedensvertrag mit Hessen steht)	0,08	770	
Antheil Frankfurt a. M.:			
Dortelweil und Niedererlenbach (Zählung von 1864)	6,25	1238	
	1,83	10,036	

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.


GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00630 3172